image
not
available

<36616678410011

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

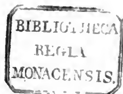
in

Deutschland.

Zweiter Jahrgang.

Monat Januar bis Juni.

München
in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 1 und 2. 1 und 2 Januar 1829.

Kairo.

Von Gustav Schwab

nach dem vierten Gesang von Barthelemy und Mery's Napoléon en Egypte.

Der Nächte Mantel, mählich abgerollt,
Vermengt den Erdrand mit dem Himmelsrand,
Der Schlachtlärm schweigt und in der Ebene
Wird wieder die tiefsinn'ge Stille Herr.
Verworrne Laute seltsamen Conzerts
Erheben jetzt sich langsam und die Wüste
Horcht starr, wie in Schlaflosigkeit ein Mensch,
Der Nilabstürze fernem Wunderlied.
Der Grillen ew'ges Nachtgezirp erfleht
Dem glüh'nden Boden eine feuchte Furche,
Und aus dem Wasser flüchtend auf den Sand
Schleppt heulend sich das lange Crocodil.
Das erste Mal zu diesen ernsten Lauten
Mischt fremder Menschen helle Stimme sich;
Der Wachten Ruf tönt übers Lager hin,
Auslöschend gleich einförmigem Geräusch,
Das mitternächtlich in der Säulenhalle
Ein Echo schwächer stets dem andern sagt.
Beim blassen Schein der ausgesä'ten Feuer
Entdeckt wie einen Klumpen man das Heer,
Und Krieger irrend in verworrnen Gruppen.
Auf Trommeln, auf Lavetten hingestreckt,
Erzählt der wach gewöhnte Veteran
Geschwätzig seiner ersten Werke Wunder:
Wie auf dem Mont-cenis mit einem Wink
Den Weg der junge Bonaparte schuf,
Und von den Höh'n das stolz gewordne Heer
Hinunter auf Italiens Wonne sah.
Mit raschem Schwunge wechselnd eilen sie
Nach Lodi von Cremon', aus Mantua
Nach Mailand, immer wieder sagen sie
Die Wundermähr, wo jeder Städtenam'
Ein Siegesnam' ist; um sie liegt im Kreis
Die Cameradschaft lauschend auf das Wort,
Der Feld-Homere. — So im Nachtgewand
Zeigt dieser wunderbare Bivouak
Ein europäisch Bild in Asiens Rahmen.
Oft stößt der Fuß an Säbel Africa's,
An Turbans mit Zechinen in den Falten;
Streithengste, blindlings irrend, herrenlos,
Durchjagen wiehernd diese dunkeln Massen.
Gefangner Mamelucken Auge blitzt
Im Hintergrunde, stumme Spieler sind's;
Und über die ringsum gedrängten Gruppen
Ragt lang und schwer der Dromedare Hals.

Indessen diese Krieger eine Nacht
Des Sieges mit Erinn'rungen verbringen,
Durchforschen and'rer fleiß'ge Runden weit
Der stummen Wüste weit gedehnten Raum,
Besuchen stille die entfernten Posten,
Die einsam bei den alten Malen steh'n.
Der rauhen Wachten gellend Wer da hallt
Im hohlen Bau der ew'gen Gräber wider.
Ganz nah beim Cheopsberge hebet sich
Auf diesen finstern Felsen wie ein Punct
Ein kühner Wächter, dem die Wüstenei
Auf ihrem bleichen Grund der Grabessphynx
Gigantisch Antliz zeigt, — und andre wandeln,
Zu wachen in der fährdevollen Nacht,
Auf eines alten Tempels Bogentrümmern;
Von ferne meint man, Schatten, geisterhaft,
Begehen einsam die Mysterien,
Wo Isispriester, alle Fackeln löschend,
In's Grabgeheimniß weihten ein das Volk; —
Ach! Fremde sind's, die in die öden Mauern
Soldatenwachen ohne Scheu gesetzt!
Der fromme Widerhall ruft aus dem Hohl
Unheil'ge Worte mit Entsetzen aus,
Wie in den weltberühmten Tagen, als
Egypten, unterworfen, seine Mäler
Den Kriegern des Cambyses öffnete.

Die Grenadier', in unentschiednem Lauf
Durchforschen Gänge, die die Fackel schwärzt,
Bewundern auf gestürzten Friesen lang
Das lichte Blau der Scarabäenflügel,
Die Lotusblätter, der Typhone Grau'n,

Der Decken Schmuck: sternförmige Granite,
Die Mauern wo ein stummes Alphabet
Umsonst die zauberischen Zeichen wahrt,
Die bandumfalteten Anubisköpfe,
Die schweren Seitenpfeiler, abgedacht,
Von deren Zwillingsstamm dreitausendjährig
Herabhängt namenloser Götter Brust;
Das hallende Gestell, wo Apis brüllte,
Und jene Wundersphynxe, feierlich
Gelagert, die, am langen Eingang sitzend,
Dem Wanderer, der auf die Schwelle tritt,
Ein dunkles Räthsel scheinen vorzulegen. —

Jetzt flieht der Schatten und die Zinke giebt
Das Morgenzeichen unter Helle's Palmen;
Der Franken Carawan' auf weitem Plan
Steht rüstig auf beim Schalle der Reveille.
Und Bonaparte, mit der Führer Schaar,
Aus Murads Garten wendet sich zu Roß
Dem Lager zu; er spricht; die Krieger, trunken
Von seiner Näh', umdrängen schweigend ihn:

„Cam'raden, gestern lag ein stolzer Feind
Noch auf dem Boden, wo Ihr habt geschlafen;
Entledigt endlich athmet auf der Nil.
Einst, Mamelukensieger, wollen wir
Die Fahnen, die uns Ghize's Feld erwarb,
Mit narb'gem Arm dem Vaterlande zeigen.
Ich bin mit Euch zufrieden! Nehmt den Dank
Des fernen Frankreichs hin aus meinem Mund!
Verdiente Ruhe wartet Eurer heut.
Kairo, hülflos, rufet Euch herbei,
Mit Jubel öffnet's Euch sein' heilig' Thor.
Schirmt eine Stadt, die sich auf Treu' und Glauben
Euch überläßt. Beschützer sind' in Euch,
Erobrer nicht, das unterworfne Land.
Bedenkt's: hier herrscht ein anderes Gesetz,
Stört ihre Sitten und Gebräuche nicht,
Vom Frauenhaus, vom eifersüchtigen,
Kehrt eure Augen ab, gewohnt das Volk
Vor Euch zu beten: — hat Italien,
Von uns besiegt, gesehn, wie wir den Christ,
Den Moses ehrten, nun so lasset uns
Den Mohammed in diesen Fernen ehren.
Grüßt ihre Scheich's, Ulema's, Iman's; denkt,
Wie jene kriegerischen, klugen Römer
Den Völkern ließen jeden alten Brauch,
Und, fromme Meinung allenthalben duldend,
Die fremden Götter auf dem Capitol
Den ihren beigesellten!" Spricht's und zeigt
Mit seiner Hand Kairo. Wiederholt
Wird von den Führern das Signal, und schnell,
Wie eine Schlange, regungslos bei Nacht,
Im Mittagsstrahl auf ihren Ringen gleitet,
Stellt von Colonne zu Colonne sich
Das ganze Lager, auf Kairo's Straße,
In Stufen auf; in Marsch setzt sich das Heer,
Die ersten Fähnlein rühren an die Bogen
Des Ritthors, und Kairo's ganzes Volk
Hat vor dem Morgenroth sich aufgemacht,
Hat nicht gewartet, bis vom Thurm das Lied
Der blinden Muffeins angesagt den Tag.
Auf Hassans ungeheurem Dom, auf weit
Im Raum zerstreuten, hohen Minareten,
Auf Häuserdächern flach und abgestuft,
Auf schwanken, blüthumflochtenen Balkonen
Zeigt dreimalhunderttausend farbiger
Turbans belebte Mosaik, vom Blau
Des Himmels überwölbt, den blendenden,
Den zauberischen Anblick unserm Heer.
Es ziehet ein, der Trommel fernes Rollen,
Die Silberschellen ind'schen Glockenspiels,
Posaunen, Hörner, Cymbeln lauten Klangs
Regieren den Triumphmarsch unsrer Schaaren.
Entzückt und furchtlos schaut der Muselmann
Des Westens Krieger, andern Glaubens Kinder;
Sie schreiten Schaar um Schaar; der Haufe zählt
Die dichten Reihen unterm schweren Thor.
Der mächtige Dragoner kommt zuerst,
Vom schwarzen Roßschweif seinen Helm beschattet;
Nach ihm vorüber in gedrängten Reihen
Ziehn rasche Jäger, deren Säbel klirrt,
Husaren unter bunten Silberborten,
Und jene stolzen Kanoniere, die
Noch gestern, das Geschick der Schlacht entscheidend,
Den Eisenhagel hin und her auf's Heer
Der Mameluken fliegend richteten.
Der Reiterei folgt staubig Fußvolk nach,
Gewehr in Arm, mit regelrechter'm Schritt;
Arcoli's Banner zeichnet seine Farben
Mit rundem Heil'genschein auf ihre Stirn;
Und trotzig zeigen die Republikaner
Den abgenutzten blauen Schlachtenrock.
Und es verdoppelt, zahllos bei dem Thor
Versammelt, seiner Stimme Hall der Haufe:
„Schaut, schaut! den Abgesandten Gottes, schaut!
Der Sultan Kebir ist's! der Herr des Feuers!"
Und es erscheinet Bonapart', um ihn
Die Führer, die ihr edles Haupt erhebend
Betrachten ihrer Siege Frucht; erstaunt
Von ihrem Ruhm, bewundern lange sie
Die Stadt des Ostens, mit den hohen Domen;
Nur Er allein betrachtet unerstaunt
Ersiegter Stadt vorhergesehne Schau.
Zuweilen leiht er einer Gruppe, die
Ihm folgt, das Ohr, und pflückt die Frucht gelehrten
Gesprächs; an ihrer ernsten Haltung kennt
Das Auge bald die Weisen der Armee:
Harmlose Krieger sind's, gebeugt vom Sinnen,
Ein kühner Trieb hat sie von Frankreich weg
In diese stürm'sche Wüste hingestoßen;

Wie Archimedes mitten im Gefecht
Bewahren sie einsamen Geistes Ruh'.
Dem Enkel nennen wird Euch die Geschichte
Monge, Fourier, Dupuis, Geoffroy, Conté,
Denon! ihr Sendlinge des Instituts,
Rührende Colonisten, deren Geist
Dem jungen Helden beistand, und, die Künste
In einen lichten Bündel einigend,
Die Wissenschaft an ihre Wiege führte,
Des kühnen Führers friedliches Geleit.
Man glaubte wieder auf dem alten Boden
Zu schauen die gelehrten Wanderer,
Die an sein irrend Schicksal Alexander,
Bescheidne Welterob'rer, fesselte,
Als auf dem dürren Sand der junge Held
Denkmale sä't' und Städte gründete.

Old Bailey in London.

Von H. Heine.

Schon der Name Old Bailey erfüllt die Seele mit Grauen. Man denkt sich gleich ein großes, schwarzes, mißmüthiges Gebäude, einen Palast des Elends und des Verbrechens. Der linke Flügel, der das eigentliche Newgate bildet, dient als Criminalgefängniß, und da sieht man nur eine hohe Wand von wetterschwarzen Quadern, worin zwei Nischen mit eben so schwarzen allegorischen Figuren, und, wenn ich nicht irre, stellt eine von ihnen die Gerechtigkeit vor, indem, wie gewöhnlich, die Hand mit der Wage abgebrochen ist und Nichts als ein blindes Weibsbild mit einem Schwerte übrig blieb. Ungefähr gegen die Mitte des Gebäudes ist der Altar dieser Göttin, nemlich das Fenster, wo das Galgengerüst zu stehen kommt, und endlich rechts befindet sich der Criminalgerichtshof, worin die vierteljährigen Sessionen gehalten werden. Hier ist ein Thor, das gleich den Pforten der Danteschen Hölle die Inschrift tragen sollte:

Per me si va ne la città dolente,
Per me si va ne l'eterno dolore,
Per me si va tra la perduta gente.

Durch dieses Thor gelangt man auf einen kleinen Hof, wo der Abschaum des Pöbels versammelt ist, um die Verbrecher durchpassiren zu sehen; auch stehen hier Freunde und Feinde derselben, Verwandte, Bettelkinder, Blödsinnige, besonders alte Weiber, die den Rechtsfall des Tages abhandeln, und vielleicht mit mehr Einsicht als Richter und Jury, trotz all ihrer kurzweiligen Feierlichkeit und langweiligen Jurisprudenz. Hab' ich doch draußen vor der Gerichtsthüre eine alte Frau gesehen, die im Kreise ihrer Gevatterinnen den armen schwarzen William besser vertheidigte, als drinnen im Saale dessen grundgelehrter Advokat — wie sie die letzte Thräne mit der zerlumpten Schürze aus den rothen Augen wegwischte, schien auch Williams ganze Schuld vertilgt zu seyn.

Im Gerichtssaale selbst, der nicht besonders groß, ist unten, vor der sogenannten Bar (Schranke) wenig Platz für das Publikum; dafür giebt es aber oben, an beiden Seiten, sehr geräumige Gallerien mit erhöheten Bänken, wo die Zuschauer, Kopf über Kopf, gestapelt stehen.

Als ich Old Bailey besuchte, fand auch ich Platz auf einer solchen Gallerie, die mir von einer alten Pförtnerin, gegen Gratification eines Schillings erschlossen wurde. Ich kam in dem Augenblick, wo die Jury sich erhob, um zu urtheilen: ob der schwarze William des angeklagten Verbrechens schuldig oder nicht schuldig sey.

Auch hier, wie in den andern Gerichtshöfen Londons, sitzen die Richter in blauschwarzer Toga, die hellviolett gefuttert ist, und ihr Haupt bedeckt die weißgepuderte Perücke, womit oft die schwarzen Augenbraunen und schwarzen Backenbärte gar drollig contrastiren. Sie sitzen an einem langen grünen Tische, auf erhabenen Stühlen, am obersten Ende des Saals, wo an der Wand mit goldenen Buchstaben eine Bibelstelle, die vor ungerechtem Richterspruch warnt, eingegraben steht. An beiden Seiten sind Bänke für die Männer der Jury und Plätze zum Stehen für Kläger und Zeugen. Den Richtern gerade gegenüber ist der Platz der Angeklagten; diese sitzen nicht auf einem Armesünderbänkchen, wie bei den öffentlichen Gerichten in Frankreich und Rheinland, sondern aufrecht stehen sie hinter einem wunderlichen Brette, das oben wie ein schmalgebogenes Thor ausgeschnitten ist. Es soll dabei ein künstlicher Spiegel angebracht seyn, wodurch der Richter im Stande ist, jede Miene der Angeklagten deutlich zu beobachten. Auch liegen einige grüne Kräuter vor letzteren, um ihre Nerven zu stärken, und das mag zuweilen Noth thun, wo man angeklagt steht auf Leib und Leben. Auch auf dem Tische der Richter sah ich dergleichen grüne Kräuter und sogar eine Rose liegen. Ich weiß nicht wie es kommt, der Anblick dieser Rose hat mich tief bewegt. Die rothe blühende Rose, die Blume der Liebe und des Frühlings, lag auf dem schrecklichen Richtertische von Old Bailey! Es war im Saale so schwül und dumpfig. Es schaute Alles so unheimlich mürrisch, so wahnsinnig ernst. Die Menschen sahen aus als kröchen ihnen graue Spinnen über die blöden Gesichter. Hörbar klirrten die eisernen Wagschaalen über dem Haupte des armen schwarzen William.

Auch auf der Gallerie bildete sich eine Jury. Eine dicke Dame, aus deren rothaufgedunsenem Gesicht die kleinen Aeuglein wie Glühwürmchen hervorglimmten, machte die Bemerkung, daß der schwarze William ein sehr hübscher Bursche sey. Indessen ihre Nachbarin, eine zarte, piepsende Seele in einem Körper von schlechtem Postpapier, behauptete: er trüge das schwarze Haar zu lang und zottig und blitze mit den Augen wie Herr Kean im Othello — „dagegen" fuhr sie fort, „ist doch der Thomson ein ganz anderer Mensch, mit hellem Haar und glatt gekämmt nach der Mode, und er ist ein sehr geschickter Mensch, er bläßt ein Bischen die Flöte, er malt ein Bischen, er spricht ein Bischen Französisch" — „Und stielt ein Bischen" fügte die dicke Dame hinzu. „Ei was stehlen," versetzte die dünne Nachbarin, „das ist doch nicht so barbarisch wie Fälschung; denn ein Dieb, es sey denn er habe ein Schaf gestohlen, wird nach Botany Bay transportirt, während doch der Bösewicht, der eine Handschrift verfälscht hat, ohne Gnad und Barmherzigkeit gehenkt wird." „Ohne Gnad und Barmherzigkeit!" seufzte

neben mir ein magerer Mann in einem verwitterten schwarzen Rock, „Hängen! kein Mensch hat das Recht einen andern umbringen zu lassen, am allerwenigsten sollten Christen ein Todesurtheil fällen, da sie doch daran denken sollten, daß der Stifter ihrer Religion, unser Herr und Heiland, unschuldig verurtheilt und hingerichtet worden!“ „Ei was,“ rief wieder die dünne Dame und lächelte mit ihren dünnen Lippen, „wenn so ein Fälscher nicht gehenkt würde, wäre ja kein reicher Mann seines Vermögens sicher, z. B. der dicke Jude in Lombard Street, Saint Swinthins Lane, oder unser Freund Herr Scott, dessen Handschrift so täuschend nachgemacht worden. Und Herr Scott hat doch sein Vermögen so sauer erworben, und man sagt sogar, er sey dadurch reich geworden, daß er für Geld die Krankheiten Anderer auf sich nahm, ja die Kinder laufen ihm jetzt noch auf der Straße nach, und rufen: ich gebe dir ein Sixpenz, wenn du mir mein Zahnweh abnimmst, wir geben dir einen Schilling, wenn du Gottfriedchens Buckel nehmen willst“ — „Kurios!“ fiel ihr die dicke Dame in die Rede „es ist doch kurios, daß der schwarze William und der Thomson früherhin die besten Spießgesellen gewesen sind, und zusammen gewohnt und gegessen und getrunken haben, und jetzt Edward Thomson seinen alten Freund der Fälschung anklagt! Warum ist aber die Schwester von Thomson nicht hier, da sie doch sonst ihrem süßen William überall nachgelaufen?“ Ein junges, schönes Frauenzimmer, über dessen holdem Gesichte eine dunkle Betrübniß verbreitet lag, wie ein schwarzer Flor über einem blühenden Rosenstrauch, flüsterte jetzt eine ganz lange, verweinte Geschichte, wovon ich nur so Viel verstand, daß ihre Freundin, die schöne Mary, von ihrem Bruder gar bitterlich geschlagen worden und todtkrank zu Bette liege. „Nennt sie doch nicht die schöne Mary!“ brummte verdrießlich die dicke Dame, „viel zu mager, sie ist viel zu mager, als daß man sie schön nennen könnte, und wenn gar ihr William gehenkt wird“ —

In diesem Augenblick erschienen die Männer der Jury, und erkärten: daß der Angeklagte der Fälschung schuldig sey. Als man hierauf den schwarzen William aus dem Saale fortführte, warf er einen langen, langen Blick auf Edward Thomson.

Nach einer Sage des Morgenlandes war Satan einst ein Engel und lebte im Himmel mit den andern Engeln, bis er diese zum Abfall verleiten wollte, und deshalb von der Gottheit hinunter gestoßen wurde in die ewige Nacht der Hölle. Während er aber vom Himmel hinabsank, schaute er immer noch in die Höhe, immer nach dem Engel, der ihn angeklagt hatte; je tiefer er sank, desto entsetzlicher und immer entsetzlicher wurde sein Blick. — Und es muß ein schlimmer Blick gewesen seyn: denn jener Engel, den er traf, wurde bleich, niemals trat wieder Röthe in seine Wangen, und er heißt seitdem der Engel des Todes.

Bleich wie der Engel des Todes wurde Edward Thomson.

Portugal und Brasilien.

„Wo auch die Flagge Englands erscheinen möge, da entfaltet sie sich zum Schutze des Rechts und der Freiheit!“ — sprach Canning in jener berühmten Nacht, als das brittische Parlament in einer Anwandlung von Begeisterung die Expedition nach Portugal beschloß. Mit Jubel wiederholte man die Worte, in denen Englands Ehre für Portugals Rechte verpfändet schien — dreitausend Portugiesen, als hungernde Flüchtlinge nach einem freundlichern Asyl sich umsehend, erkennen nun — wie Genua, wie Sicilien und die spanischen Cortes es erkannten — welche Hülfe es ist, die Großbritannien bietet. Von der stolzen brittischen Seemacht, welche, wie sie hofften, die legitime Krone ihres Landes schirmen sollte, erhalten sie Nichts als ein paar halbverfaulte Schiffe, um in demselben America, das ihre Väter hatten unterjochen helfen, nun die Freistätte zu suchen, die ihnen Europa versagt.

Seit der Bildung des neuen europäischen Staatensystems, oder vielmehr seit ein Bourbon, der Enkel Ludwig's XIV., den spanischen Thron einnahm, wurde Portugal — (das, so lange die Sprößlinge des Hauses Habsburg die Krone Spaniens trugen, an Frankreich seinen natürlichen Freund gefunden hatte) mit einem Male der politische Gegner der Bourbone und der Verbündete Englands. An diese Verbindung mit Großbritannien knüpft sich, bis auf die letzten Tage herab, das ganze Schicksal des Landes und seiner Kolonien. In allen Krisen erschien England als der einzige Retter in der Noth, und stets war die Verzichtleistung auf innere Selbstständigkeit der Preis, um den jene sogenannte Rettung erkauft wurde. In dieser innern Erschlaffung und der dadurch herbeigeführten Abhängigkeit von außen ist der einzige Grund des jetzigen Unglücks des Landes zu suchen, und Hülfe hiegegen kann also weder von England noch von Frankreich kommen; vielmehr muß, wie die letzten Ereignisse gezeigt haben, blindes Vertrauen auf jene Länder stets zu noch größerem Verderben führen.

So lange Amerika der spanischen Halbinsel gehörte, konnte diese ruhig die Hände in Schoos legen; ohne Anstrengung bezog Spanien jährlich über 44 Millionen Piaster, Portugal über 20 Millionen aus der reichen Goldquelle der Colonien; nur nach Portugal durften die Diamanten, das Gold, das Rothholz, der Tabak rc. Brasiliens gebracht werden, während das Handelsmonopol des Mutterlandes den wenigen Manufakturen einen vor jeder Concurrenz geschützten Gewinn sicherte. Nicht nur junge Männer aus den höhern Ständen, sondern auch eine große Zahl fleißiger Arbeiter aus dem Volke zogen aus Portugal — besonders aus Algarbien, der Provinz Entre-Duero e Minho und von den Azoren, so wie aus den spanischen Provinzen Catalonien, Gallizien, Asturien, Biscaja, und aus den Canarischen und Balearischen Inseln, Jahr aus Jahr ein nach Amerika, kehrten wohlhabend zurück, oder siedelten sich daselbst an, und unterstützten von dort aus ihre Verwandte. Jährlich sandte die reich bepfründete Geistlichkeit in Mexico, Peru und Brasilien, deren höchste Würden fast ausschließlich Europäern zu Gute kamen, bedeutende Summen zur Unterstützung der Mutterkirche ab. Die große Anzahl der Klöster, welche noch die Stelle der Armenanstalten vertreten, wurden aus Amerika mittelbar oder unmittelbar erhalten. Und welche Reichthümer brachte der Glückliche zurück, der einige Jahre Gouverneur einer Provinz oder gar Vicekönig gewesen war! Da erklären sich die Colonien unabhängig, und mit einemmale tritt nun der seit Jahrhunderten genährte Krebsschaden in seinem ganzen Umfange an's Licht. Was würde

aus Großbritannien werden, wenn Ostindien das brittische Joch abschütteln könnte, und ein gemeinsames Continentalsystem allen brittischen Fabrikaten und Manufacturwaaren die Einfuhr in Europa und Amerika verschlösse? Kann England mit seinem Welthandel, seiner Masse von Reichthümern, seiner unendlichen industriellen Thätigkeit, und — was noch mehr ist — mit all den Bollwerken seiner Freiheit nicht verhindern, daß ein furchtbar großer Theil seiner Unterthanen dem Hunger und dem Mangel bloßgestellt ist, wie darf man dann den Cortes und ihren Constitutionen vorwerfen, daß sie mit dem bloßen Zauberworte Freiheit nicht ein Land umwandeln konnten, dem die äußern Quellen seines Reichthums plötzlich versiegten, und dessen Thätigkeit in der langen Gewohnheit des Nichtsthuns erschlafft war, während der Geist durch eine eifersüchtige Theokratie bewacht wurde?

Mit der Auswanderung der königlichen Familie nach Brasilien ward der Grund zur spätern Trennung und zu all den Ereignissen gelegt, die in Portugal noch bis auf diese Stunde zu keiner entscheidenden Lösung gebracht sind. Der König, der, nach der schimpflichsten Erniedrigung vor Frankreich, sein zum Widerstand bereites Volk im Augenblick der Gefahr verließ, „berechtigte seine Unterthanen zur Untersuchung der Frage, ob die Nation noch einem Manne angehöre, der nicht mehr der Nation angehörte *)." Brasilien, bis dahin allen Nationen verschlossen, öffnete nun seine Häfen jeder Flagge, ja räumte (1810) der englischen dieselben günstigen Bedingungen ein, wie der des Mutterlandes selbst. So ward der Handelsmarine des letztern der Todesstoß beigebracht, und zugleich brachte die Ueberschwemmung mit englischen Waaren, die in allen brasilischen Häfen eintrat, eine gänzliche Stockung in die Manufacturen Portugals, die bis jetzt das Monopol dahin gehabt hatten, und nun hinter englischer Thätigkeit weit zurückblieben. Während so Brasilien factisch aufhörte, eine Colonie Portugals zu seyn, wurde Portugal selbst eine Art Colonie Großbritanniens, das bis zum J. 1820 einen fast unumschränkten Einfluß daselbst ausübte. Wäre es England je darum zu thun gewesen, dem Lande, wir wollen nicht sagen seine Freiheit, sondern nur seine Selbstständigkeit wiederzugeben, so hätte es ihm damals weder an Zeit noch an Mitteln gefehlt; aber selbst die einzigen Verbesserungen die eingeführt wurden, die der Militärorganisation, mußten von den Portugiesen auf Kosten ihres Nationalgefühls erkauft werden. Alles dieß zusammengenommen erzeugte gegen das überdieß ketzerische England jenen Haß, der bei Canning's Auftreten nur bei Wenigen — nie bei der Masse — zum Schweigen gebracht war, und bei der nachherigen furchtbaren Täuschung, wodurch der Kern des Volkes geopfert wurde, nur um so tiefere Wurzeln schlug.

Ein englischer Diplomat war es, der die constitutionelle Charte aus Brasilien brachte; schon dieß war nicht geeignet, ihr die Herzen der Portugiesen zu gewinnen. Diese Charte kam aber überdieß von Dom Pedro, der die Truppen aus Brasilien verbannte, und diese Colonie, das gelobte Land der Portugiesen, für unabhängig erklärte, ja eine Zeitlang Miene machte, das Mutterland als Dependenz seines neuen Kaiserstaates zu regieren. Morra el Rey dos Macacos (Tod dem Affenkönige)! Viva el Rey absoluto! schreit der Pöbel; denn seine Erbitterung über den Verlust des Landes, aus dem das Gold und die Diamanten *) kamen, sympathisirt mit der Racheluft der verwittweten Königin und dem Ehrgeiz des Infanten Dom Miguel. Bei einer solchen Stimmung der Gemüther, die durch die Noth stets in Aufreizung erhalten wird, versöhnt sich die Masse leicht mit jeder Tyrannei des Gewalthabers, ja es hält die blutige Hand für die einzige Hand der Rettung. Die Bürgerkriege Roms, die Geschichte der italienischen Freistaaten und die Revolutionen Englands und Frankreichs erklären die Erscheinung, die uns heute bei Portugal unbegreiflich vorkommt. An Unzufriedenen fehlt es nicht, und daher auch nicht an Aufständen, aber es fehlt an einem vereinenden Gedanken, an einer vereinenden Persönlichkeit. Konnte selbst das kraftvolle Spanien keine solche erzeugen, wie viel weniger das an Gehorsam gewöhnte Portugal. Auf wen soll Portugal seine Blicke richten? Dona Maria ist ein Kind, und zweifelhaft, welcher Einfluß sie beherrschen würde. Die verwittwete Königin, jetzt 53 Jahre alt, wird von ihrem eigenen Volke einer Handlungsweise für fähig gehalten, für welche, wenn die Gerüchte gegründet sind, die Geburt Dom Miguels nicht weniger ein Zeugniß der Anklage wäre, als der Tod ihres Gemahls, der das Sprichwort wieder in Gang brachte: Gardate dos brocolos y chocolate de Mafra. **) Sie ist noch gewohnt, nach alter portugiesischer Hofsitte Jeden, der sich ihr naht, auf den Knieen liegen zu sehen, und alles vermehrt bei ihrer Einsamkeit und Verschlossenheit in dem Palaste das Unheimliche ihrer Erscheinung. ***) Neben ihr steht Dom Miguel, der gegen den Vater sich empörte, und an seinem Bruder zum Meineidigen ward, um den Beweis zu führen, daß er der legitime König sey. In seiner finstern Mutter und seine Hand,

*) Napier's History of the Peninsula-war B. II Ch. I.

*) M. Baillie sagt im den vor zwei Jahren erschienenen Lisbon in the years 1821 — 23: „Es ist wirklich erstaunenswerth, welche Menge Juwelen selbst von den niedern Klassen getragen werden. Das Dienstmädchen im Gasthofe zu Cintra hatte ächte brillantene Ohrringe an, und auf dem Jahrmarkte von Campo Grande sah ich eine ganz gewöhnliche Höckerin in einer elenden Bude mit dem glänzendsten brillantenen Gehänge von ungeheurer Länge in den Ohren, und mit einer mehrere Ellen langen brasilianischen Kette vom feinsten Gold. Alles erinnert an Brasilien, dieses Eldorado Portugals."

**) Hütet Euch vor dem Spargelkohl und der Chokolade von Mafra. Joao Anastasio, einer der Hauptagenten der Polizei und zwei Andere, die Johann VI im Jahr 1805 bei der Entdeckung eines gegen ihn angesponnen gewesenen Complots behülflich gewesen waren, wurden zu Mafra vergiftet: der erste durch ein Gericht Spargelkohl, die beiden andern durch Chokolade. London Observer, Mai 1828.

***) „Die Königin lebt stets in dem Innersten ihres Palastes verschlossen, sieht nur selten Besuchende bei sich und läßt sich öffentlich gar nicht erblicken. Ihre Kleidung ist, wie man mir sagte, über Alles schäbig und schmutzig; sie besteht aus einem alten, unreinlichen Kleide von buntem Cattun, einer kleinen Haube, die eben so wenig Anspruch auf Sauberkeit macht, als das Haar, das sie bedeckt, und einem schwarzen Biberhut, wie die Männer tragen. Das Merkwürdigste in ihrer Kleidung aber sind ein paar ungeheure Taschen, die von ihrer Taille fast bis auf die Mitte ihrer Beine herabhängen, und immer mit Reliquien der verschiedensten Art dick vollgepfropft sind."
M. Baillie, Lisbon etc.

mit der er einst, wenn englische Blätter wahr berichteten, den Liebling seines Vaters, den Marquis Loulé, erschlug, das königliche Kind von Brasilien zu liefern, würde das brittische Ministerium als ein Meisterstück betrachten, womit es das Werk krönte, durch Aufopferung einer Kaisertochter, einer Kaiserenkelin, einen dreifach eidbrüchigen Usurpator zum legitimen Monarchen desselben Portugals zu machen, dem einst Wellington an der Spitze seines Heeres, und Canning auf der Tribüne des Parlaments Freiheit und Selbstständigkeit verkündeten, indem sie Europa zum Zeugen der Großherzigkeit der englischen Politik ausriefen. (Schluß f.)

Merkwürdige Erscheinungen der Presse in Konstantinopel.
(Mitgetheilt von J. v. H.)

Die Druckerei, welche in den letzten Jahren so viele und dickleibige Folianten zu Tage gefördert hat, ist schon seit einigen Jahren nicht mehr zu Skutari, wo dieselbe mit der Vernichtung der Truppen des Nisamidschidid und ihrer Kasernen zu Grunde ging, sondern zu Konstantinopel selbst. Der Director derselben, Ibrahim Esaid Efendi, befindet sich aber seit dem Ausbruche des Krieges im Lager mit Hussseinpascha, und diese Abwesenheit wirkt natürlicher Weise nachtheilig auf den Fortgang der angefangenen Arbeiten. Die Presse beschäftigt sich dermalen mit dem Druck der Sammlung der Fetwas Ali Efendi's, eines Seitenstücks zu der im vorigen Jahre in zwei großen Folianten (jeder zu 500 Seiten) erschienenen Fetwasammlung des Mufti Abdurrahim Efendi, welche allein neun- bis zehntausend Fetwas enthält, und ich behalte mir vor, ein andermal einige der merkwürdigsten Stücke dieser beiden Fetwasammlungen mitzutheilen. Wenn die letztere vollendet seyn wird, so ist es seit sieben Jahren die dritte; denn schon im Jahre 1821 erschien eine in 683 Quartseiten, von deren Inhalt die Leipziger Literaturzeitung vom Jahr 1824 in Num. 206—210 eine umständliche Anzeige enthält, und die Fetwasammlung Ali's wird der siebente Foliant seyn, welcher seit dem Jahre 1820 aus den konstantinopolitanischen Pressen hervorgegangen ist; die anderen sind: — 1) Das große anatomische und medizinische Werk unter dem Titel: „Majar ul Atteba,“ d. i. das richtige Maß der Aerzte, eine Uebersetzung von Störk's medizinisch practischem Unterricht für die Feld- und Land-Wundärzte, von Schanisade Mohammed Attallah; 2) der Commentar des großen metaphysischen Werkes „Mewakif,“ d. i. die Standorte, gedruckt im J. d. H. 1239 (1823) (539 Seiten); 3) der Commentar über das „Multeka,“ das berühmte von M. D'Ohsson benützte Werk osmanischer Gesetzgebungen im J. d. H. 1240, zwei Theile (der erste von 351, der zweite von 348 Seiten); 4) der Commentar des „Seirul-Kebir,“ d. i. des islamitischen Kriegsrechts, gedruckt im J. d. H. 1241, 2 Bde. (der 1te von 351, der 2te von 373 Seiten); 5) das arabisch-türkische Wörterbuch „Achteri's“, gedruckt im J. d. H. 1242 (709 Seiten); 6) die obenerwähnte Fetwasammlung Abdurrahim's, gedruckt im J. d. H. 1243, zwei Bände (der 1te von 578, der zweite von 581 Seiten). Dieß sind bloß die Werke in Folio. Unter den Quartanten dagegen muß zuvörderst genannt werden das kleine im Laufe dieses Jahres erschienene Werk (251 Seiten), welches unter dem Titel „Assihafer,“ d. i. die Myrthe des Sieges, im J. 1826 sogleich nach der Vertilgung der Janitscharen auf Befehl des Sultans vom Historiographen Es Seid Mohammed Esaad dem Sohne des Scheichs der Buchhändler verfaßt und i. J. 1828 in Druck gegeben worden ist; eine in vieler Hinsicht merkwürdige literarische Erscheinung, nicht nur als Geschichte der Janitscharen-Vertilgung in dem Geiste und aus dem Munde eines osmanischen Reichshistoriographen, sondern auch als wirklich reingeschichtliche Quelle, um der vielen derselben einverleibten Urkunden willen, aus welchen klar wird, wie sich der Sultan zur Erreichung seines Zweckes der Ulema zu versichern wußte, und also nur auf diese Weise durchzusetzen vermochte, was schon vor 200 Jahren Osman II versucht, aber wegen des Widerstandes der Ulema durchzuführen nicht vermocht hatte. Da die Myrthe des Siegs nicht ermangelt, die einflußreichsten Männer und Staatsbeamten nach Maßgabe ihrer Theilnahme an der Janitscharen-Vesper sämmtlich mit Namen zu erwähnen, so ersetzt sie auch einigermaßen für diese Epoche den Mangel eines türkischen Hofkalenders, indem alle Hof- und Staatsämter mit den Namen der Personen, welche dieselben damals bekleideten, darin vorkommen. In dieser Hinsicht bietet das Werk belehrenden Stoff genug dar; zu seinen interessantesten Partien, welche unten im Auszug mitgetheilt werden sollen, mögen indessen die Verfassungsurkunde der neuen disciplinirten Truppen, die gerichtlich ausgestellte Unterwürfigkeits-Erklärung der anderen Truppen nebst dem Chattischerif des Sultans, und die später erlassenen Fermane gehören.

Um sich von dem historischen Wissen und der Genauigkeit der Angaben des Historiographen einen richtigen Begriff zu machen, genügen die folgenden Bemerkungen. S. 15 ist der Filkide des Jahres 1241 d. H. (27 Juni 1826), der ein Dienstag war, als Sonntag angegeben, und noch unglaublicher! S. 71 — der 9te Silkide desselben Jahres, d. i. der 14 Juni 1826 in ausgeschriebenen Worten als der 31 Juni des Jahres nach Christi Geburt Tausend achthundert acht und zwanzig! Die Erfindung des Pulvers wird in's 40te Jahr d. H., d. i. in's Jahr 660 nach Christi Geburt gesetzt! Gleichen Glauben mit diesen Zeitbestimmungen verdient die Nachricht des Verfassers über die Zahl der vertilgten Janitscharen, welche nach dem Bericht aller Augenzeugen *) 20,000 überstieg; von jenem aber S. 97 wohl über 200! angesetzt wird, also nur um 2 Nullen zu wenig. Der Brennpunkt der historiographischen Kunst des Sohnes des Scheichs der Buchhändler leuchtet erst gegen das Ende des Werkes hervor, wo die bekannte Ueberlieferung des Islams, daß in jedem Jahrhundert mit Beginn desselben ein großer Mann seinen Namen demselben an die Stirne hefte, auf Sultan Mahmud angewendet wird, welcher im zwölfhunderten Jahre d. H. geboren nothwendig der Glaubensheld des dreizehnten Jahrhunderts der Hidschret und also der größte Mann seiner Zeit ist. Nur Schade, daß seine Geburt für den Beginn des 19ten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung um 15 Jahre zu früh fällt!

Wir schicken die aus der Feder des Historiographen geflossene gerichtliche Urkunde voraus, welche nach der Bekanntmachung der Verfassungsurkunde der neuen Truppen, und der von Seite der Janitscharen gegebenen Beistimmung aufgesetzt wurde.

„Die Ursache dieser gesetzlichen Schrift von rechtsgültiger Gewalt ist folgende:

Zur Erhöhung des Wortes Gottes, zur Wiederbelebung des glän-

*) Siehe auch deux années à Constantinople.

zenden Gesetzes ist der Kampf mit den empörten Ungläubigen, welche grollen, und Gott seines Gleichen setzen wollen und mit den feindlichen Rebellen, welche den Weg der Wahrheit verfehlen, vermög des Textes: „Schlagt die Götzendiener alle todt, wie sie euch alle todt schlagen," und vermög anderer schneidender Texte für alle Bekenner der Einheit heilige Glaubenspflicht. Der Erfolg der Schlacht hängt von der Rüstung und dem Gebrauche der Waffen, und der Gebrauch derselben von der Einübung ab; das Lehren und Lernen (Taalim u teaallüm) bewirkt Festigkeit und daher ist die Einübung in dem Gebrauche der Waffen, von denen der Erfolg des Kampfes abhängt, von der höchsten Nothwendigkeit. Wirklich als zur Zeit des Propheten, über welchem Heil sey, den ungläubigen Koreischiten nur mittelst Pfeil und Schwert widerstanden werden konnte, ermunterte der Prophet die Rechtglaubigen mittelst Ueberlieferung zur Uebung des Pfeilschießens, indem er dasselbe pries; ferner da damals das Wettrennen mit Pferden, Kameelen oder zu Fuß nur für ein Spiel galt, pries er dasselbe in der Absicht an, die Seinigen zu schnellem Schlachtritt zu ermuntern, indem er sagte: „die Engel sind nur bei zwei Spielen gegenwärtig, beim Pfeilschießen und beim Wettlaufen," und wieder: „der Vorrang wird nur abgewonnen durch Stiefel, Pfeile, Huf (durch Wettlaufen zu Fuß oder zu Pferd) *). Kurz durch den Koransvers: „Rüstet, was ihr vermöget an Macht," ist die Herbeischaffung aller Waffen, um sich damit zur Zeit der Noth wider den Feind zu stärken, als Pflicht auferlegt. Dasselbe schärfen die beiden folgenden Koranstexte ein: „O ihr die ihr glaubt, harret aus mit Geduld (Ssabithu) im heiligen Kampf;" und wieder: „Gott liebt diejenigen, welche kämpfen auf seinen Wegen in Reihen dicht geschaart wie festes Gebäude." Wirklich haben die Götzendiener, in der üblen Absicht über die Moslimen die Oberhand zu gewinnen nach und nach verschiedene Kriegeslisten ersonnen, und nachdem im 40 Jahre der Hidschret (660 nach Christi Geburt), das Pulver erfunden worden, hat Niemand bis auf heutigen Tag den Gebrauch des Pulvers zur Vertheidigung wider die Ungläubigen bestritten, und ist derselbe von dem ganzen mohammedanischen Volke, einstimmig angenommen worden; es ist daher zu jeder Zeit die Rüstung der Waffen, welche eben so nothwendig als Lebensmittel, und die Einübung der Rechtgläubigen in denselben erforderlich; vorzüglich aber zu dieser Zeit, wo die Feinde der Moslimen miteinander den Gürtel der Eintracht zu schlingen bemüht, und der Kamin ihrer Bosheit Funken sprüht, ist es für die Einheitsbekenner nothwendig, daß sie sich auf gleiche Weise zum Widerstande rüsten. Diesem zufolge ist es für nöthig erachtet worden, aus dem Korps der Janitscharen, welche vermög ihrer ursprünglichen Einrichtung dazu bestimmt sind, für den Dienst des Glaubens ihre Seelen zu befehlen, aus den inner und außer den Mauern Konstantinopels im Dienst befindlichen Buluk Dschemat, aus den bei den Stabsoffizieren, bei den Offizieren der Leibwache an der hohen Pforte, an der Pforte des Aga, beim Baschtschausch, beim Imam, beim Fiskal befindlichen Janitscharen, und aus den 33 Regimentern der Jäger, in Allem aus 51 Regimentern von jedem 150 tüchtige, kampffähige Männer auszuwählen, und diese 7500 Eschkindschi als den Vortrab des Heeres, auf die in der oben gegebenen Einrichtungsurkunde (Laika, die Erleuchtende) angegebene Weise abzurichten und einzuüben. Es wurde hierüber Sr. Hochwürden, dem Scheich des Islams, die Frage folgendermaßen zur Entscheidung vorgelegt:

Wenn es sich handelt über die Feinde des Glaubens und der ungläubigen Götzendiener Listen durch den Gebrauch der Waffen die Oberhand zu gewinnen, ist es nöthig, vermög des heiligen Textes: „Rüstet wider sie, was ihr vermöget an Macht," die Waffen zu nehmen? Antwort: Es ist nothwendig.

Wenn also, weil die Einübung der Waffen zum Gebrauche derselben durchaus nothwendig, Se. Majestät der Emirol-muminin der Padischah des Islams (Gott möge sein Chalifat verewigen bis an den jüngsten Tag), dem islamitischen Heere, den Unterricht und die Einübung in den Waffen befiehlt, ist dieß gesetzmäßig? Antw. Es ist gesetzmäßig.

In Folgeleistung des auf diese edlen Fetwas erlassenen Chattischerif Seiner Majestät des Schatten Gottes auf Erden, haben alle Offiziere der Janitscharen einstimmig zur Errichtung der obgenannten Mannschaft nach dem Inhalt der Erleuchtung (Einrichtungs-Urkunde) bei den zu diesem Zwecke in den Wohnungen des Mufti und des Aga der Janitscharen angestellten hohen Versammlungen alle einzeln und von Grund des Herzens ihre Versicherung und Bürgschaft gegeben. Da dieses gute Geschäft nichts Anderes bezweckt als einzig und allein, unter göttlichem Beistand und prophetischer Leitung, den Ruhm des Islams, wie er damals war, zu gestalten, und die Bewahrung mohammedanischen Glaubens und Reiches zu erhalten, und in dieser aufrichtigen Absicht den festen Strick des glänzenden Gesetzes zu ergreifen, um mit Hülfe Gottes des Allmächtigen die Feinde hinführo rächend zu strafen, so haben Alle in dem Mittelpunkt der Aufrichtigkeit und Redlichkeit festzustehen sich verbunden und sich mit Herz und Seele in dem Vertrage Gottes und des Propheten zusammengefunden. Dieser entscheidende und schneidende Vortrag ist also für ewige Zeiten durch Zank und Streit unverletzt zur Richtschaur festgesetzt, oben mit dem kaiserlichen Handschreiben geziert, und unten mit den folgenden Unterschriften Sr. Hoheit des Großwesirs, Sr. Hochwürden des Mufti, Ihrer Excellenzen der Wesire der Gelehrten, Ihrer Würden der Ulema der Gelehrten, der hohen Staatsbeamten der hohen Pforte und aller Offiziere bestätigt und bekräftigt worden; weshalb dieses starke Sened und diese rechtgültige Urkunde auf diese Weise zu diesem löblichen Zwecke aufgesetzt und ausgefertiget worden. „Gott unser Herr! verlaß' nicht unsere Herzen, nachdem du sie auf dem wahren Wege geleitet, und spende uns deine Barmherzigkeit, denn du bist der Allspendende." Geschrieben am 21 Schewal des Jahrs 1241 (27 Juni 1826.)

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Commentatoren der Kriegszüge des Propheten beziehen das Wort Chaff, Fußbekleidung, auf den Wettlauf mit Kameelen

Uebersicht der neuesten englischen Literatur.

Gewöhnlich pflegt der Deutsche, während er für sich selbst die Tiefe der Speculation und des Gemüthes anspricht, dem Franzosen größere gesellige Feinheit, dem Engländer überlegenes practisches Geschick zuzugestehen, und er vergißt nicht von Zeit zu Zeit auf seine Gerechtigkeitsliebe aufmerksam zu machen und zu rühmen, wie gerne er fremdes Verdienst in seinem vollen Werthe anerkenne. Dringt man indessen näher in ihn, und bittet sich eine bestimmtere Erklärung über jenes allgemeine Urtheil aus, so findet man bald, daß er unter dem, was er sich selbst vorbehalten hat, so ziemlich Alles, und unter dem, was er seinen Nachbarn zukommen lassen will, so gut als Nichts versteht. Die Franzosen sind ihm ein Volk von Tanzmeistern oder Gecken, die Engländer eine Nation von Krämern oder Handwerkern, und von wahrem geistigen Leben ist außerhalb seines Deutschlands gar nicht die Rede. Der Franzose seinerseits rächt sich an dem Deutschen — obwohl er sein Urtheil über den Engländer ganz in der Ordnung findet — indem er ihn für einen ungeschliffenen Pedanten erklärt; der Engländer theilt mit dem Deutschen die Geringschätzung des Franzosen, mit diesem die Verachtung gegen jenen, so daß also eigentlich Jeder alles Gute und Schöne nur in seinem eigenen lieben Selbst anerkennen will.

Offenbar können alle Drei unmöglich recht haben; und was den Franzosen betrifft, so dürfen wir wohl nur an die ernsten Tänze erinnern, die er seit zweihundert Jahren von Zeit zu Zeit auf unserem eigenen Boden aufgeführt hat, um den Vorwurf der Geckenhaftigkeit in den Augen jedes Verständigen von ihm zu entfernen. Dem Britten dürfte es schwerer werden, sich zu rechtfertigen; denn die vornehmen Lords, die von Zeit zu Zeit ihre Cravatten auf dem Continent zeigen, pflegen durch die Art ihres Benehmens das Vorurtheil, das gegen ihre Landsleute herrscht, nicht immer zu widerlegen. Aber wie die Franzosen uns nicht bloß Tanzmeister, sondern auch erobernde Heere zugesandt haben, so haben die Engländer uns nicht allein mit ihren Lords und Fabrikwaaren, son-

dern auch mit dem ganzen Reichthum ihrer Literatur gesegnet, und wir dürfen nur das Bücherverzeichniß der Leipziger Messe oder den Katalog der ersten besten Leihbibliothek aufschlagen, um uns zu überzeugen, daß ein gar ansehnlicher Theil unseres geistigen Lebens keinen andern als englischen Ursprung hat.

Wie Shakspeare, der unumschränkte Gebieter des Dramas, so ist Walter Scott der unumschränkte Gebieter unseres Romans, und wenn irgend Etwas die Ueberlegenheit des Britten in diesem Felde unwiderleglich beweisen kann, so ist es der Umstand, daß Walter Scott seine Herrschaft über dasselbe in Deutschland noch immer nicht streitig gemacht worden ist, während er in England eine nicht geringe Anzahl von Mitbewerbern hat, da Jeder, der die Kraft dazu fühlt, sich eine neue Bahn zu brechen sucht. Sobald ein solcher Versuch gelungen ist, bringt sich freilich der Gewalthaufen der Nachahmer in Masse nach; aber dieser erste Sturm ist bald vorüber und dann geht Jeder wieder seinen eigenen Weg. In Deutschland liest und schreibt noch jetzt Niemand andere als historische Romane; in England ist die Zeit derselben eigentlich bereits vorüber; an ihre Stelle sind die sogenannten Fashionable Novels — Romane aus dem Leben der höheren Stände — getreten; in Kurzem wird aber auch diese Liebhaberei vorüber seyn. Was wir bis jetzt von dieser Gattung gesehen haben, zeichnete sich nur durch außerordentliche Albernheit aus; und wenn das Recept, welches ein englischer Kritiker für dieselbe gab, das allgemeine ist, so kann uns dieß eben nicht befremden:

Nimm 1) Statt der Charactere: eine Anzahl betitelter Namen.
2) Statt des Dialogs: gleichgültiges Geschwätz.
3) Statt der Begegnisse: die Oper, drei Paar Bälle und eben so viele Diners.
4) Geschichte oder Verwicklung — ist nicht nöthig.
5) Gefühl oder Moral — eben so wenig.

Eine Mittelklasse zwischen diesen Fashionable absurdities — wie man sie wohl nennen könnte — und dem historischen Roman bilden Gemälde des geselligen Lebens fremder Völker, deren unübertreffliches Vorbild immer Moriers Hadschi Baba bleiben wird. Auf ähnliche Weise, doch nicht mit gleichem Erfolg versuchte der Verfasser von Pandurang Hari den Zustand der Gesellschaft in Indien darzustellen; und auf demselben Wege finden wir die ungenannte Verfasserin eines kürzlich erschienenen Romans:

Das Leben in Indien.

Wenn auch nicht an Humor und poetischer Kraft, ist das Leben in Indien (Life in India or the English at Calcutta, London 1828. 3 vols. 8) doch an Feinheit der Beobachtung und Treue der Schilderungen Moriers persischem Sittengemälde vergleichbar. Durch die Beschränkung des Gesichtskreises, die sich daraus ergab, daß die sogenannte gute Gesellschaft zu Calcutta zum Mittelpunkt gewählt wurde, hat wenigstens die Wahrheit der Darstellung nicht verloren, während die Scenen, in welchen der eingeborne Hindu in den Vordergrund tritt, durch diese Unterbrechung nur an Interesse gewinnen.

Den größten Theil des dritten Bandes füllen die Schicksale eines kühnen Pindariehäuptlings, der ein brittisches Convoy angegriffen und geplündert hatte: ein Gemälde, das vielleicht etwas überladen, aber deshalb nicht weniger characteristisch für den gegenwärtigen Zustand des Landes ist.

O Mier Sing war als das Haupt einer zahlreichen und furchtbaren Räuberbande bekannt, die seit Jahren der Schrecken des Landes gewesen war; da er es aber bisher nie gewagt hatte, sich an dem Eigenthum der Compagnie zu vergreifen, so waren die Nachforschungen nach ihm nie so kräftig betrieben worden, daß er nicht stets noch Zeit zum Rückzuge gefunden hätte. War ein Dorf geplündert und seine Einwohner ermordet, so wurden Truppen zur Verfolgung ausgesandt, denen die Räuber aber gewöhnlich auswichen, indem sie sich in das Gebiet irgend eines neutralen Fürsten zurückzogen, dessen Schutz sie durch einen Antheil an der Beute leicht erkauften. Jetzt war es ein anderer Fall; der Verlust traf die Compagnie und zu einem nicht unbedeutenden Belauf. Die Regierung verlangte daher von allen ihren inländischen Verbündeten, indem sie dieselben von der ihr widerfahrenen Beleidigung in Kenntniß setzte, die Erlaubniß zur Nachsuchung in ihren Besitzungen, so wie die thätigste Unterstützung zur Entdeckung der Räuber. Spähe wurden nach allen Richtungen ausgesandt, und bald ging die Nachricht ein, daß O Mier Sing seine Zuflucht nach Oude genommen habe und dort sich unter den widerspenstigen Sieminbars Sr. Majestät des Königs von Oude verborgen halte. Hier folgte ihm Melville von einer Umpfählung zu der andern und sah sich oft genöthigt, diese Befestigungen dem Boden gleich zu machen, ehe er ihn aus denselben heraustreiben konnte. Jener vertheidigte jeden Platz, in welchen er sich zurückgezogen hatte, bis auf den letzten Augenblick, um seine Verfolger zu ermüden; und wenn keine Vertheidigung länger möglich war, stieg er auf sein Pferd, das stets in Bereitschaft gehalten wurde, und floh zu der nächsten Feste. Diese Umpfählungen sind eine Art von Schanzen, die von den Grundeigenthümern aufgeworfen werden, um ihnen zum Schutz gegen die gewaltthätigen Erpressungen der Steuereinnehmer zu dienen; und da die eine Partei eben so wenig geneigt ist zu zahlen, was sie wirklich schuldig ist, als die andere sich damit zu begnügen, was ihr gebührt, so wird die Sache selten zu ihrem Ziele gebracht, ohne daß es zu Schlägen und Blutvergießen käme. Die Steuern werden von dem Fürsten an den Meistbietenden versteigert, und die Takiels, welche dieselben ersteben, haben die Vollmacht, im Lande umherzuziehen, wenn die Ernte noch auf dem Felde ist, und die Steuervertheilungen nach Willkühr zu bestimmen. Dieß geschieht gewöhnlich mit solcher Umsicht, daß die letzte Rupie, welche irgend zu erschwingen ist, in ihren Säckel fällt, und den armen Eigenthümern Nichts übrig bleibt, als die bloße Existenz und die Gewißheit, daß sie, wie reich auch die Ernte ausgefallen seyn möge, keinen andern Lohn für ihre Mühe zu erwarten haben, als die Last der Arbeit. Jene ehrenwerthen Herren kommen nie ohne die Begleitung einer starken Truppenabtheilung und führen den Gewinn der Ernte mit Feuer und Schwert in die Schatzkammer des Fürsten, wobei sie jedoch stets Sorge tragen, einen gleichen Antheil für sich selbst zurück zu behalten. O Mier Sing hatte früher oft den Sieminbars Beistand geleistet, jetzt war die Reihe an ihnen, ihm denselben Dienst zu erweisen. Den Verfolgern wurde daher keinen Augenblick weder Schlaf noch Rast gestattet, und erschöpft von vergeblichen Anstrengungen beschloß Melville endlich sich an den Hof von Lucknow zu wenden und die Dazwischenkunft des Residenten der Compagnie zu verlangen. Er befand sich jetzt außerhalb der Grenzen des brittischen Reiches und in einem Lande, wo Jedermann sein Eigenthum mit der Kraft seines Arms behauptet, und sein Feld bestellt, den Schild auf dem Rücken und den Tulwar an der Seite, und wo er oft in den Fall kommt, sich beider zur Vertheidigung der Stiere vor seinem Pfluge zu bedienen. Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß in den Staaten der eingebornen Fürsten, wo Räuber und Diebe den Schutz, der ihnen geboten wird, besser bezahlen können, als ehrliche Leute, die Augen der Macht sich von den Quellen, aus denen der Goldstrom jenen zufließt, nachsichtig abwenden. Es existiren daher große Dörfer, in denen sämmtliche Einwohner der Caste der Diebe angehören, deren Väter und Großväter Diebe waren vor ihnen und deren Kinder Diebe seyn werden nach ihnen; und so lange sie ihr Handwerk nicht in zu geringer Entfernung von Hause ausüben, so lange sie nicht vergessen, ihre Abgabe richtig zu bezahlen, wird nicht die geringste Notiz von ihnen genommen. Unter solchen Umständen fand Melville freilich mehr Hinderniß als Beistand bei den Leuten, unter denen er sich befand und die eine natürliche Scheu vor jeder durch die gesetzliche Behörde unterstützten Macht und eine Art von Mitgefühl mit einem Manne, der nur die Regierung beraubt hatte, zu haben schienen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 3. 3 Januar 1829.

Die Katholikenvereine in Ireland.*)

Die Katholikenvereine sind von sehr alten Datum. Die Conföderirten von 1642 waren die Vorläufer des Vereins von 1828. Die Katholiken traten damals in einen Bund zur Behauptung ihrer bürgerlichen Rechte; sie begannen ihre Arbeiten in der Stadt Kilkenny, wo man noch jetzt das Haus zeigt, in welchem sie ihre Versammlungen hielten. Es ward ein weiterer und ein engerer Ausschuß gebildet, welche zusammen als die Vertreter des katholischen Irelands betrachtet werden sollten. Der erstere — die Gesammtversammlung genannt — begriff alle katholischen Lords, Prälaten und Herren in sich; der letztere — der oberste Rath genannt — bestand nur aus wenigen Mitgliedern, welche die Gesammtversammlung aus den verschiedenen Provinzen des Landes wählte und mit einer Art ausübender Gewalt bekleidete. Dieß waren die Conföderirten. Carte, in seiner Biographie Ormonde's, erwähnt als erstes Resultat ihrer Verbindung eine Adresse an den König, in der sie Gerechtigkeit verlangten und Se. Maj. baten in Bälde einen Ort zu bestimmen, wo sie ihre Beschwerden ungefährdet vorlegen könnten. Wirklich setzte der König auf diese Bittschrift eine Commission nieder, die er bevollmächtigte, mit den Conföderirten zu „unterhandeln," deren Vorschläge zu Protocoll zu nehmen und Sr. Majestät vorzulegen. Die Commission ist vom 11 Januar 1642. Ormonde sagt in einem seiner Briefe, die Lordrichter hätten sich alle Mühe gegeben, das Friedenswerk der Commission zu vereiteln. Sie ließen an den obersten Rath der Conföderirten, der seinen Sitz in Roß hatte, ein Schreiben ergehen, worin sie von dessen Thätigkeit als von einer „abscheulichen Rebellion" sprechen. Diese grobe Beleidigung fachte das unter der Asche glimmende Feuer an; die Conföderirten schrieben zurück, es wäre eine Niederträchtigkeit über alle Maßen, treue Unterthanen, wenn sie gerechte Beschwerden zu führen hätten, als Empörer zu bezeichnen. „Wir nehmen Gott zum Zeugen," fügten sie hinzu, „daß wir so viel Hohn nicht ertragen können. Lieber wollen wir bis auf den letzten Mann umkommen, als auf die Achtung, die man treuen Unterthanen schuldig ist, verzichten." Ein schrecklicher Krieg war die Folge. Am 28 July 1646 bot Lord Digby den Conföderirten den Friedenan; auf Betrieb des päbstlichen Nuncius Renuccini wurden jedoch die Bedingungen verworfen; der Krieg brach von Neuem aus, und erst im Jahr 1648 schloß Ormonde einen Tractat ab. Allein bald darauf landete Cromwell in Ireland und zertrat die Katholiken.

Wir überspringen die Ereignisse der Revolution. Der Strafcoder trat in Wirksamkeit. Bis auf Georg II befanden sich die Katholiken in einer so gedrückten und verächtlichen Lage, daß sie nicht einmal eine Bittschrift wagten, während die Gegner selbst ihr Stillschweigen nicht selten als einen Beweis ihrer unzufriedenen und mißmuthigen Stimmung gegen sie geltend machten. Als im Jahr 1727 Georg II den Thron bestieg, erschienen sie, Lord Delvin an der Spitze, mit einer äußerst sklavischen Adresse, die aber — so weit war es mit ihnen gekommen — nicht einmal einer Antwort gewürdigt wurde. Dagegen äußert der anglicanische Primas von Ireland, Boulter, ein ausgelernter Meister in allen Künsten kleinlicher Colonialtyrannei, in einem Schreiben an Lord Carteret seine Besorgnisse über einen Act, in welchem die Katholiken zum ersten Mal seit der Revolution wieder als eine Gesammtheit aufträten, und unmittelbar darauf wurden sie ihres Wahlrechts verlustig erklärt. Im nächsten Jahre wußte Erzbischof Boulter eine Bill einzuleiten, vermög der kein Katholik sollte Anwald werden können. Hier hätten wir vielleicht den Ursprung der Katholikensteuer. Mehrere Katholiken in Cork und Dublin eröffneten nehmlich um die zur Hintertreibung der Bill nöthigen Maaßregeln einleiten zu können, eine Subscription, und ein abtrünniger Priester ermangelte nicht die Regierung davon als von einer papistischen Verschwörung zu Gunsten des Prätendenten in Kenntniß zu setzen. Die Sache kam vor das Parlament und wurde von diesem an einen Ausschuß verwiesen. Aus den eingezogenen Nachrichten ergab sich, daß fünf Pfund gesammelt worden waren, und die Berichterstatter erklärten, es scheine ihnen jene Bill nur ein Vorwand zu seyn, hinter den die papistischen Einwohner dieses Königreichs sich stellten, um sich Geldmittel zu verschaffen von dem ohne Zweifel einen für die protestantischen Interessen höchst nachtheiliger Gebrauch zu gewarten sey. In diesem Versuche ihre Lage zu verbessern oder vielmehr neue Lasten, die man ihnen aufbürden wollte, von sich abzuwälzen, handelten die Katholiken noch nicht durch das Medium eines Vereins. Erst im J. 1757. als der Herzog von Bedford zur Würde eines

*) New-Monthly Magazine November.

Vicekönigs von Irland erhoben ward, bildete sich ein solcher Verein — wahrscheinlich nach dem großen Muster der Conföderation von 1642 — und seit der Zeit sind es immer Versammlungen von ähnlichem Charakter, welche die Katholiken-Angelegenheit besorgen. Mit Recht erblickt man in dem Verein von 1757 den ersten Keim zu der jetzigen großen Verbindung, welche sieben Millionen commandirt. Vom Volke gewählt, stellten die Mitglieder des Vereins ein wahres Parlament mit der ganzen Autorität des Repräsentativsystems dar. Im J. 1759 erlangten sie gewisser Maßen die Anerkennung des Staats: denn auf das Gerücht von einer bevorstehenden Invasion verfaßte der Verein eine loyale Adresse, die er durch zwei Abgeordnete dem damaliger Sprecher, John Ponsonby, überreichen ließ. Die Abgeordneten wurden dem Parlament vorgestellt und die Adresse verlesen. Aber zwölf Jahre verflossen, ehe die Gesetzgebung sich zu einer den Katholiken günstigen Maßregel verstand. Endlich ging eine Parlamentsacte durch, welche jeden Papisten befähigte, fünfzig Morgen unfruchtbarer Moorgründe nebst einem halben Morgen Ackerlandes zu erwerben, mit der Clausel, daß die Grundstücke nicht innerhalb einer Meile von einer Stadt liegen dürften, und daß das Eigenthumsrecht nach ein und sechszig Jahren erlösche. Solche Wohlthaten sind sprechende Beweise von dem Elend, in das die große Mehrheit des irischen Volks versunken war, und das Swifts Bemerkung rechtfertigte, daß die Papisten entweder Holzhacker oder Wasserträger seyen. Aber der erste Schritt war nun einmal geschehen und die Regierung fühlte die Last einer jeden Grundeigenthums beraubten Bevölkerung von Tag zu Tag mehr. Der Ausschuß der Katholiken verfolgte seine Bahn, und im J. 1777 bewirkte er die erste bedeutende Abhülfe, indem ihnen das Recht eingeräumt wurde, neunhundert und neun und neunzigjährige Pachten zu besitzen, und wie die Protestanten ihr Landeigenthum zu vererben oder durch Vermächtniß darüber zu verfügen. Noch mehr setzte der Ausschuß durch im J. 1782, als das von Verlegenheiten aller Art bedrängte Ministerium sie in Bezug auf das Recht Landeigenthümer zu seyn völlig auf gleichen Fuß mit den Protestanten stellte.

Vom J. 1782 bis 1793 wurden den Katholiken zwar keine neuen Zugeständnisse bewilligt, aber sie hatten die früher bewilligten zu benützen gewußt. Theobald Wolfe Tone äußert sich darüber in seinen Memoiren folgendermaßen: „Der Ausschuß der Katholiken, der seit dem J. 1792 in den irischen Angelegenheiten eine ausgezeichnete Rolle spielte, bestand aus ihren Bischöfen, Landeigenthümern und aus einer Anzahl von Kaufleuten, die, obwohl sämmtlich in Dublin wohnend, von ihren Glaubensgenossen in den verschiedenen Städten zu Repräsentanten gewählt worden waren. Dieses Institut hatte seine Entstehung einer sehr drückenden, den Katholiken ausschließlich aufgelegten Taxe (Quartalgeld, quarterage, genannt) zu verdanken, die man abgestellt wünschte; und da sich der Ausschuß Anfangs bei verschiedenen Gelegenheiten von der Regierung als geschicktes Werkzeug brauchen ließ, so stand von dieser Seite kein Hinderniß entgegen. So lange die Katholiken in ihrer Entwürdigung sich glücklich schätzten, jedem neuen Vicekönig mit einer jämmerlich devoten Adresse aufwarten zu dürfen, worauf in der Regel nicht einmal eine Antwort erfolgte, so lange kannte der Ausschuß kein anderes Geschäft als jene Urkunden ihrer Schande zu berathen und zu überliefern. Nach den Beweisen von Thatkraft, welche die Verbindung der Freiwilligen vom J. 1783 an den Tag legte, war Alles bald in seine vorige Nichtigkeit zurückgesunken, bis das Beispiel und die Bemühungen John Keogh's die schlummernden Geister wieder wach riefen. Der Einfluß der Feudaltyrannei wurde nach und nach untergraben; der dritte Stand, der durch den Handel zu Reichthum und Ansehen gelangte, rüstete sich das Joch aristokratischer Führer abzuschütteln. Schon hatten diese — ich meine die Prälaten und Baronen — die sich ganz nach dem Sinne der Regierung bequemten, durch die Talente und die Gewandtheit John Keogh's eine oder zwei Niederlagen erlitten: jetzt begannen die Parteien sich entschieden zu trennen, und eine kühne Demokratie mit freiern Ansichten trug über die ängstlichen Rathschläge und die knechtischen Maßregeln der alten Aristokratie den Sieg davon."

Ehe John Keogh unter ihnen erschien und jene Ueberlegenheit geltend machte, welche dem Geist und der Thätigkeit über den faulen und indolenten Rangstolz nicht entgehen kann, lagen die Verhandlungen des Ausschusses ganz in den Händen von Männern, deren Väter in der Periode der tiefsten Erniedrigung gelebt hatten, und die sich vielleicht noch der Zeit erinnerten, wo ein katholischer Edelmann nicht einmal die gewöhnlichen Vorzüge eines Mannes von Stande genoß, und wo ein papistischer Pair keinen Degen tragen durfte. Es war ihnen gelungen, in den Besitz ihres Eigenthums wieder eingesetzt zu werden, durch Mittel, die darauf berechnet waren, ihren politischen Sinn zu schwächen; soll man sich also wundern, wenn sie sich an der gebückten Stellung die sie durch die Gewohnheit Lasten zu tragen angenommen hatten, nicht auf die erste Forderung der Zeit erheben konnten? Sie bekämpften demnach ihre plebejischen Collegen, und da sie damit nichts ausrichteten, so zogen sie es bald vor, die Gemeinschaft mit ihnen aufzugeben. „Die Katholiken," fährt Wolfe Tone, welcher Secretär des Ausschusses war, fort, „die Katholiken machten rasche Fortschritte in ihrer politischen Bildung. Jeder Monat, jeder Tag, der die französische Revolution glücklich vorwärts brachte, steigerte ihren Muth und erhöhte die Kraft, und die Zeit schien endlich gekommen, daß sie nach einem Jahrhundert voll der furchtbarsten Unterdrückung die politische Schaubühne ihres Landes wieder betreten sollten. Mit freudiger Bewunderung sahen sie die glänzenden Erfolge, welche die Sache der Freiheit in Frankreich erfocht, sie fühlten sich selbst zu ähnlichen Anstrengungen begeistert, und beschlossen eine Gelegenheit, die sich denen, die sie versäumen, nicht zum zweiten Mal darbietet, unverzüglich sich zu Nutzen zu machen. Die thätigen Mitglieder des Ausschusses schlugen deßwegen vor unmittelbar sich an's Parlament zu wenden und auf Zurücknahme der Strafgesetze anzutragen. Die ersten Schwierigkeiten hatten sie in ihrem eigenen Verein zu überwinden; ihre Pairs, ihr Adel, wie sie sich selbst zu nennen beliebten, ihre Prälaten, gewonnen und eingeschüchtert durch die Regierung, erhoben alle ersinnlichen Einwendungen gegen diese Maßregel, und erst nach einem langen Kampf, in welchem beide

Parteien ihre ganze Macht aufboten, ward die Sache im Sinn der jungen Demokraten entschieden. Da krönte die geschlagene Aristokratie ihre Niederlage durch den Verrath. Auf Anstiften der Regierung begieng sie die Gemeinheit, sich von dem Ausschuß loszusagen, dessen Beschlüsse zu verwerfen und mit anscheinender Großmuth öffentlich zu erklären, sie wünsche die Verlegenheit des Staats nicht durch die Forderung der Emancipation zu vergrößern. Es hielte schwer, eine solche politische Selbstvernichtung zu begreifen, wenn man nicht wüßte, daß vor der Tyrannei eines abscheulichen Systems zuletzt selbst die Gefühle der Ehre und des Gewissens so wie die Grundsätze der öffentlichen Moral verstummen müssen! Acht und sechzig angesehene persönlich achtungswerthe Männer unterzeichneten ihre Schande."

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Erscheinungen der Presse in Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Verfassungsurkunde der neuen Truppen.

Seit dem Beginn des hohen ewigen Reiches, mit dessen Beschattung Wir beglückt, von Gottes höchster Huld entzückt sind, haben Ihre Majestäten, die auserwählten Sultane der Osmanen (Gott der Allmächtige wolle die Kette Ihres Chalifats erstrecken bis an das Ende der Aeonen!) vermög des göttlichen Befehles: „Schlagt die Götzendiener alle todt," und vermög des ewigen Gebotes: „Feuere die Rechtgläubigen zur Schlacht an!" ihre Heere immer in den heiligen Krieg geführt und durch Aufmunterung zum Kampfe auf Gottes Wegen die nothwendige Pflicht des heiligen Krieges erfüllt; auf diese Weise breitete sich ihr Ruhm nach allen Seiten aus; derer, die ihren dichten Reihen entgegenstanden, harrte Verderben und Graus; ihre Heere, welche sich wie Löwen schlagen, ihre Wackeren welche den Feind erjagen, kamen in den Besitz unendlicher Beute, dieß wissen alle Leute. In allen Geschichten ist es aufgezeichnet, wie dieselben vormals besondes mittelst der eigens zum heiligen Kampfe eingesetzten Janitscharen durch Gottes Hilfe kriegten, und die Feinde besiegten; allein seit vielen Jahren wurde durch böser Arglist Hand ihrer schönen Ordnung Verband, zerstört und zerrissen, und nach und nach der feste Strick der Unterwürfigkeit gegen ihre Oberen zerfasert und zersplissen. Nach ihrer ursprünglichen Einrichtung waren alle unter dem Namen Eschkindschi d. i. wirklichen Kriegsdienst Thuende, in den Rollen (Esame) als Kameraden (Jodasch) verzeichnet, mußten sich bei vorfallendem Kriege alle unter ihren Fahnen einfinden, und des Befehlens gewärtig seyn. Bei Gelegenheit der Eroberung Napoli di Romania's im J. d. H. 1152 (1739) geschah es durch die Vergünstigung einiger das Ende der Sachen nicht bedenkender Geschäftsmänner, daß zur Belohnung der von den Janitscharen bei dieser Gelegenheit geleisteten Dienste, die Dienstzettel (Esame) der Dienstthuenden (Eschkindschi), in Anweisungen auf Ruhegehalt (Tekaud) umgeändert wurden, und daß die hiemit zur Ruhe gesetzten Besitzer dieser Zettel dieselben an Seid und Amru (Peter und Paul), die keine Soldaten waren, verkauften; hiedurch wurde nach und nach die Zahl der wirklichen Soldaten des obgedachten Corps vermindert, es löste sich der Verband, und die Unordnung nahm überhand; es mischten sich in ihre Reihen ganz öffentlich feindliche Spione; nach und nach wurde die hohe Pforte gespalten und zerrissen, das leuchtende Ei des Islams ward umgeben von verrätherischen Finsternissen, wie dieß Alle augenscheinlich wissen. Es ist daher von Allen anerkannte wesentliche Pflicht aller Rechtgläubigen, welche für das von Gott begünstigte ewig verbürgte mohammedanische Reich, und für diese ewig siegreiche Regierung mit Eifer beseelt sind, es ist die Pflicht aller Einsichtsvollen und aller Diener die Gutes wollen, aller Vorgesetzten und Offiziere der hochgeschätzten durch einstimmiges Wort diese Mängel zu bezwingen, und von Herz und Seele auf den Erwerb von Streitkräften zu dringen, um damit in Zukunft das Glas feindlicher Kriegslist zu zerbrechen, den Strick fränkischer Arglist zu zertrennen, und mit dem Steingewicht überwiegender Heeresmacht sich an den Feinden zu rächen. Die Welt weiß, daß heut zu Tage die Heeresmacht von der Einübung kriegerischer Kunstgriffe, welche zur Vertheidigung wider den Feind erfordert werden, abhänge; diese Pflicht ist besonders durch den erhabenen Korantext auferlegt: „Rüstet gegen sie was ihr vermöget an Kraft. *)" Der Sinn dieses erhabenen Verses heißt nach der Erklärung Ihrer Hochwürden der größten Ausleger des Korans (Gott der allgnädige König möge ihre Geister beruhigen!), soviel als: Ihr sollt Alles herbeischaffen, was euch die Ungläubigen zu besiegen hilft. Nach diesem erhabenen Vers, und dem Inhalt der darauf sich beziehenden edlen Ueberlieferungen ist es eine abgemachte Sache, daß die Erlernung und Einübung der Kriegswissenschaften durch das Gesetz vorgeschrieben, und es ist unbezweifelt, daß der hohen Pforte Haupt von jeher auf das heilige Gesetz gestützt geblieben. Dem zu folge haben Wir mit Gottes Hülfe und Leitung und unter des Propheten Segensbegleitung, in der reinen Absicht, den Ruhm des Islams zu heben und dem Namen mohammedanischen Glaubens und Reiches neuen Glanz zu geben, den festen Strick des glänzenden Gesetzes erfaßt, und in Betreff der Errichtung neuer Eschkindschi aus den Janitscharen ihrer Anordnung und Unterordnung, der Absetzung und Einsetzung ihrer Offiziere, ihrer Bewaffnung und Uniformirung das Folgende, wie es Unserem Gemüthe eingeleuchtet **), verfaßt.

1) Von allen inner und außer Konstantinopel im Dienste befindlichen Janitscharen von der Mannschaft der Bulu k (die ersten 62 Janitscharen Regimenter), der Schemaat (die 101 letzten Janitscharen Regimenter vom 97 angefangen); von den Janitscharen, welche sich im Dienst der Offiziere, der Leibwachen-Hauptleute, der hohen Pforte, des Aga, des Baschtschausch, des Imams, des Fiscals (Beitulmaldschi), und von den 33 Jäger-Regimentern (die 33 mittleren Regimenter der Janitscharen vom 63 bis 97, sonst Segban, oder Seimen genannt:) sollen von

*) „We addu lehum ma istetaatum min kuwwetin." Verfassungsurkunde der neuen Truppen.

**) Laihi chatir, was dem Gemüthe einleuchtet, daher trägt diese Schrift den Titel Laiha, die Erleuchtung (des Sultans).

jedem Regimente 150 streitfähige und ihrer Abkunft nach bekannte Eschkindschi (wirklich Dienstthuende) ausgehoben werden.

2) Mit Wissen der Offiziere dieser Mannschaft soll in jedem Regimente (Orta) über 15 Mann 1 Korporal (Karakullukdschi), dann ein Feldwebel (Usta), ein Fähnrich (Alemdar), ein Verpflegsoffizier (Wekilichardsch), ein Hauptmann (Odabaschi) und dort, wo sich noch kein Obrist befindet, auch ein Obrist (Tschorbaschi) angestellt werden; alle Gebühren, welche den Herren des Generalstabes (Daireagarleri), nämlich den vier Generalleutenanten, dem Kulklaja, Sagardschibaschi, Esamßundschibaschi, Turnadschibaschi, dem Generalauditorlieutenant (Mahsiraga) und von den Obristen bei ihrer Anstellung dem Aga der Janitscharen entrichtet worden, sind aufgehoben.

3) Hingegen soll auch von dem Aga der Janitscharen Nichts weiter an den Großwesir entrichtet werden.

4) Ohne der bis heut bestehenden Verfassung der Janitscharen Eintrag zu thun, sollen von den Obristen dieser neuen Regimenter eigene Kiajajeri d. i. Stellvertreter Agenten derselben und der obgenannten Offiziere ernennet werden.

5) Die bisherigen Aspiranten (Mulasim Joldasch) werden neuerdings als besoldete Eschkindschi eingeschrieben.

6) Die Obristen werden nach sechs Dienstjahren mit einer auf die Mauth angewiesenen täglichen Pension von 120 Aspern zur Ruhe gesetzt; die Hauptleute an ihre Stelle befördert.

(Fortsetzung folgt.)

Die Farquharsons.*)

Die Farquharsons vom Dee, kühne und kriegerische Leute, welche die Thäler des Braemar bewohnten, hatten einer Beleidigung wegen einen Edelmann Namens Gordon von Brackley erschlagen. Der Marquis von Huntly (ein Verwandter des Erschlagenen) rief alle seine Vasallen auf, um blutige Rache für den Tod eines Gordon zu nehmen; und damit kein Glied des schuldigen Stammes der Vernichtung entgehe, forderte er auch den Laird von Grant, einen sehr mächtigen Häuptling, der sein Verbündeter war, auf, sich mit ihm zu vereinigen. Sie kamen überein, daß an einem bestimmten Tage Grant mit seinem Clan das obere Ende des Deethales besetzen sollte, während die Gordons den Fluß von unten herauf rückten, auf beiden Seiten brennend, mordend und zerstörend, was und wen sie immer in ihrem Wege fänden. Unter den Farquharsons, die so unvorbereitet überfallen und in die Mitte genommen waren, wurde ein furchtbares Blutbad angerichtet. Fast alle erwachsenen Glieder des Clans, Männer und Weiber, wurden erschlagen; und als das Tagewerk vollbracht war, fand Huntly sich mit ungefähr zweihundert verwaisten Kindern beladen, deren Eltern getödtet worden waren. Was aus diesen wurde, das sollt ihr sogleich vernehmen. Ungefähr ein Jahr nach jenem Ereigniß traf es sich, daß der Laird von Grant auf die Burg des Marquis zu Gaste kam. Er wurde natürlich mit vieler Freundlichkeit empfangen und auf das Prächtigste bewirthet. Nachdem das Mahl vorüber war, sagte Huntly zu seinem Gast, jetzt wolle er ihm einen seltenen Spaß zeigen. Damit führte er Grant auf einen Balcon, welcher, wie dieß häufig in alten Gebäuden der Fall ist, in die Küche sah, vielleicht um der Frau vom Hause gelegentlich das, was darin vorging, vor Augen zu bringen. Die zahlreichen Diener des Marquis und seiner Gäste hatten bereits gespeist, und Grant sah, wie die Ueberreste der Speisen untereinander in einen großen Trog geworfen wurden, gleich denen, deren man sich zur Schweinefütterung bedient. Während Grant sich noch verwunderte, was dieß bedeuten solle, gab der Oberkoch mit seiner Silberpfeife ein Zeichen, worauf eine Fallthür, wie bei einem Hundestall, aufgehoben wurde, und schreiend, heulend, kreischend — nicht eine Koppel Hunde, sondern eine Menge Kinder hereinstürzte, halbnackt und in Sitten und Gebehrden völlig wild, die sich auf den Inhalt des Troges warfen und tobten, lärmten und kämpften, um wo möglich den größten Antheil zu erbeuten. Grant war ein menschlicher Mann und fand in dieser entwürdigenden Scene nicht ganz das Vergnügen, welches sein edler Freund ihm zu gewähren beabsichtigte. „Im Namen des Himmels, rief er aus, was sind dieß für unglückliche Geschöpfe, die hier gefüttert werden, wie die Schweine?“ „Es sind die Kinder der Farquharson's, die wir das vergangene Jahr am Dee erschlugen,“ antwortete Huntly. Der Laird entsetzte sich mehr, als Klugheit und Höflichkeit es ihm auszudrücken erlaubte. „Mein Lord,“ sagte er, „mein Schwert hat diese armen Kinder zu Waisen machen helfen, und es ist nicht recht, daß Ew. Herrlichkeit allein mit den Kosten ihres Unterhaltes beschwert bleiben soll. Ihr habt sie nun Jahr und Tag erhalten, erlaubt mir, daß ich sie jetzt zu mir nach Grantcastle nehme und eben so lange auf meine Kosten unterhalte. Huntly war des Spaßes mit dem Schweinetrog überdrüssig und willigte gern ein, das rohe Kinderrudel aus seinen Händen zu geben. Er kümmerte sich nicht um sie, und der Laird von Grant, der sie mit auf seine Burg nahm, vertheilte sie unter seinen Clan und ließ sie in demselben aufziehen, indem er ihnen den Namen Grant beilegte; doch sagt man, daß ihre Nachkommen noch bis auf diese Stunde das Geschlecht vom Troge genannt werden, um sie von den Familien des Stammes zu unterscheiden, in welchen sie aufgenommen wurden.

(Schluß folgt.)

*) Fortsetzung der Auszüge aus Walter Scott's neuestem Werk: Tales of a Grandfather, Second Series, in Num. 361 des Auslandes vom vor. Jahre.

Skenandoah, der Mohawkhäuptling.

Skenandoah, einer der Häuptlinge des jetzt völlig vertilgten indianischen Stamms der Mohawks, der die christliche Religion angenommen hatte, erreichte das ungewöhnliche Alter von hundert und zehen Jahren. Kurze Zeit vor seinem Tode besuchte ihn ein Freund und befragte ihn um den Zustand seiner Gesundheit. „Ich bin ein alter Schierlingstock,“ gab ihm Skenandoah zur Antwort. „Die Winde von hundert Wintern haben durch meine Zweige gesaust. Ich bin jetzt todt auf dem Gipfel, — er war blind geworden — bald werde ich auch in allen meinen Zweigen sterben. Warum ich noch lebe, weiß nur der große gute Geist. Wenn ich todt bin, wünsche ich an der Seite meines Seelsorgers und Freundes begraben zu werden. Bete zu meinem Jesus, daß ich bei der großen Auferstehung mit ihm empor gehe!“

Mackenney, Tour to the Lakes.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 4. 4 Januar 1829.

Die römischen Theater*).

„Vacuam Romanis vatibus, aedem.“ — Hor.

Das Christfest öffnete die römischen Theater und gab das Volk seinen Lieblingsbelustigungen zurück. Der Staat sieht es gern, wenn man sich ausgelassener Fröhlichkeit überläßt; es trägt Geld ein, zieht Fremde an und gibt dem Volk keine Zeit an schlimmere Dinge, hohe Brodpreise, Carbonarismus, Revolutionen u. s. w. zu denken; die Kirche aber, par état, glaubt sich verpflichtet, dagegen zu eifern und Einrede zu thun. Es besteht daher eine Art schweigender Uebereinkunft, kraft deren der Grundsatz des Dichters levius fit patientia, die Haupt- und Schlußmaxime aller römischen Diplomatie, in Anwendung kömmt. Der Impresario jeder Truppe darf nach Rom kommen und mit dem Kardinal Staatssecretär zuweilen in höchst eigner Person in Unterhandlung treten; und während man gegen diesen Gräuel aller Gräuel von den Kanzeln donnert, wird das Weltkind, etwas beschnitten und beachselzuckt, von dem Vicegerenten Sr. Heiligkeit **) begnadigt.

Dieser auffallende Gegensatz von Namen und Sachen, Schein und Wesen wird zu Rom so gut verstanden, als in den meisten andern Ländern. Die Decenz ist nirgend klösterlicher. Jeder nimmt eine Bühne für das, was sie ist, und hat genug Verstand und Geschmack, sich nicht mehr als nöthig ist um das zu kümmern, was hinter den Coulissen geschieht.

Es sind fünf Theater in Rom. Jedes derselben ist das Eigenthum einer der edeln Familien in der Stadt. Das Valle gehört dem Marchese Capronica, einem der vier römischen Marchesen, welche das Recht des Baldachins haben; die Argentina dem Herzog Cesarini Sforza, dem Abkömmling der berühmten Erdynastie dieses Namens; das Tor di Nona, so benannt von einem alten Thurm in der Nähe, jenem Gewaltsmann, dem Herzog von Bracciano (Torlonia); die Palla Corda ist eine gemeinschaftliche Unternehmung; und das Aliberti hat so oft seine Besitzer gewechselt, daß es schwer anzugeben ist, in wessen Händen es zuletzt bleiben wird. Das Valle und die Argentina sind die beiden Haupttheater. Ersteres wird gleich nach dem Christfeste, die Argentina im Sommer geöffnet. Das Tor di Nona ist bedeutend kleiner und spielt beinah zu gleicher Zeit mit der Argentina. Die Vorstellungen der beiden erstern erstrecken sich über den ganzen dramatischen Cyclus, die Tragödie, Comödie, Schäferspiele: dabei bildet Musik die Basis und Unterlage vom Ganzen. Das Tor di Nona folgt — „haud passibus aequis.“ Das Aliberti ist fast eine Ruine, und wird wegen seines ungeheuren Umfangs nur noch ein oder zwei Mal des Jahres zur Feier von Carnevalslustbarkeiten gebraucht. Die Palla Corda ist, wie der Name bezeichnet, eine Art von Ballhaus. Die Römer haben immer noch ihre alte Vorliebe für diesen Zeitvertreib, und kein Theater in Rom wird zahlreicher besucht als die Palla Corda.

Den Tag nach dem Christfest ward das Valle mit einer neuen Oper und einem Ballet eröffnet. Alles muß hier neu seyn, ein neues Schauspielerpersonal, neues Orchester, kurz Alles ist neu

*) N. Monthl. M.

**) Die Ansicht über diesen Punkt ist, wie in andern Dingen, in Italien zu verschiedenen Zeiten verschieden gewesen. Als um's Jahr 1600 die Volkskomödie hauptsächlich durch die Einführung der Masken in völlige Zügellosigkeit auszuarten begann, erhielt zuerst St. Karl Borromeo von der mailändischen Regierung das Privilegium der Censorschaft über alle Bühnenproducte. Diese blieb seither in den Händen der Geistlichkeit und ging in alle Provinzen Italiens über. Die ersten Komödien und Tragödien wurden jedoch nicht selten vor den Päbsten selbst aufgeführt. Solche Erzeugnisse, gewöhnlich Nachahmungen der Komödien von Plautus und Terenz, wurden als ein Theil der Literatur des Alterthums betrachtet, für deren besondere Schutzherrn und Gönner die Päbste sich ansahen. Die Clizia und die Mandragola Machiavells wurden mit aller Pracht vor Leo X und seinem Hof und die Conquista di Grenada vor Alexander VI u. s. w. gegeben. Viele der ersten geistlichen Würdeträger waren selbst Verfasser und Beförderer solcher Kunstproducte; so besitzen wir den Fernandus Servalus von Verardo, Staatssecretär bei vier aufeinander folgenden Päbsten, die Calandra des Kardinals Bibiena (selbst für jene Zeiten, in denen sie geschrieben ist, zu frivol) und mehrere andere von geringerem Belang. Das erste zu Rom bekannte Theater wurde von dem Kardinal Riario dem Neffen Sixtus IV aufgeführt. Die gelehrtesten Akademiker hielten es nicht unter ihrer Würde, gelegentlich auf solchen Bühnen zu erscheinen. Die Intronati und Rozzi von Siena, die Pomponiani zu Rom machten sich um die Cultivirung dieser Vergnügungen verdient. Die besten Schauspieler der beiden erstern wurden ausdrücklich von Leo X nach Rom eingeladen, der seiner Hauptstadt so wahrscheinlich die erste Schauspielertruppe jener Zeit in der Christenheit verschaffte. Das erste, schon erwähnte Theater ward einige Jahre vor dieser Einladung errichtet.

außer der abgeschossenen Draperie der Logen, der Theatermalerei, und dem zerlumpten Behäng der Scenerie. Aber auch mit jener Neuheit ist es bald zu Ende; nicht mehr denn zwei musikalische Stücke werden während der ganzen Schauspielzeit gegeben, und diese, so wie sie sind — und sie sind oft erbärmlich schlecht — wie in andern Theilen Italiens, jeden Abend bis zum Ekel wiederholt. Es ist Gegenstand nicht bloß der Neugierde, sondern selbst des Parteiinteresse, das erste Mal einen guten Platz zu bekommen. Die Jury, welche über die erste Nacht entscheidet, besiegelt gewöhnlich das Schicksal für das ganze Schauspieljahr. Es geht bei solchen Gelegenheiten ungemein tumultuarisch her, jeder bestrebt sich, in dem einzig freien Spielraum, der dem jetzigen Römer noch gelassen ist, seine Stimme geltend zu machen. Sie versammeln sich, wie vor Alters, zu einem feierlichen Areopag, um über die Verdienste der Ruhmcandidaten abzuurtheilen, und scheinen einen hohen Begriff von der Wichtigkeit ihrer kritischen Functionen zu haben. Die Wahl bewegt ganz Rom; der Kampf wird mit all der Leidenschaft und Förmlichkeit geführt, und der Triumph mit all dem Frohlocken wie bei der Wahl eines englischen Parlamentgliedes gefeiert. Ich erinnere mich, einer Tenzone dieser Art zwischen Pacini und Donizetti beigewohnt zu haben. Pacini war Sieger, aber nicht ohne den Vorwurf geheimer und berufswidriger Machination. Man beschuldigte ihn, die Prima Donna u. A. bestochen zu haben. Sobald der Auftritt zu Ende war, wurde er aus dem Theater auf den Schultern seiner Anhänger mit Flambeau's, Musik u. s. w. durch die Hauptstraßen der Stadt getragen, indem er von Zeit zu Zeit unter den Fenstern seiner schönen Beschützerinnen (die Fürstin Borghese stand an ihrer Spitze) hielt und ihnen für ihren Schutz und ihre Aufmunterung seinen Dank abstattete. Die besiegte Partei hatte ihre revanche; die Prima Donna ward der Bestechung beschuldigt, und, als sie an den Gouverneur appellirte, von diesem verhört, überwiesen, und um fünfzig Kronen bestraft. An all dem fand man nichts auffallend oder unrecht, das Volk schalt oder applaudirte; da war Niemand, der sich verwunderte, oder die Nase rümpfte.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Erscheinungen der Presse in Konstantinopel.

Verfassungsurkunde der neuen Truppen.
(Fortsetzung.)

7) Die Alten und Verwundeten der Mannschaft werden als Invaliden zur Ruhe gesetzt.

8) Jedem Regimente wird ein Wundarzt beigeordnet.

9) Da die Truppe der Janitscharen ursprünglich zur Waffenübung eingesetzet worden, welche vormals auf dem Fleischplatze statt hatte, wo sich noch dermalen die zu Sitzen der Offiziere aufgerichteten Steine befinden, diese Waffenübungen aber im Verlauf der Zeit unterblieben sind, so sollen wieder wie vormals je sieben und sieben Regimenter unter der Aufsicht eines der Generale des Stabs sich in den Waffen üben, zuerst der Segbanbaschi mit neun Regimentern, zweitens der Sagardschibaschi, drittens der Samßurdschibaschi, viertens der Turnodschibaschi, dann der Ober-Tschausch, der Mittel-Tschausch, jeder mit sieben Regimentern, (also 51 Regimenter, das Regiment zu 135 Köpfen).

10) Das Exercitium im Feuer soll auf der Ebene von Kiagladchane oder Daudpascha gehalten, und für regnerisches Wetter zur Bedeckung dort ein besonderes Gebäude bestimmt werden.

11) Bei dem Exercitium der 135 Mann eines Regimentes steht der Fähndrich vor der Linie, und der Obrist-Korporal (Baschkarakulukdschi) seitwärts, dann hinter der Linie der Feldwebel, der Wasserträger (Gefreite) und nach je neun Mann der Korporal, so daß von neun zu neun Mann ein Zwischenraum bleibt; die 15 Korporale halten die ihnen untergebene Mannschaft bloß mit einem Säbel in Ordnung.

12) Hinter den Korporalen steht der Verpflegsoffizier und der Hauptmann, und hinter diesen der Obrist, jeder seinen Vordermann überwachend.

13) Jedem Regimente wird mit Wissen des Richters von Konstantinopel ein Imam zugeordnet, welcher vor demselben zur Erbauung den Koran lesen muß, und von der Mauth täglich 25 Aspern erhält.

14) Die Herren Imame müssen Abends in den Kasernen gegenwärtig seyn, und die Mannschaft den Koran lehren.

15) An Exerziertagen verrichten sie mit der Gemeine das Gebet, und sagen unmittelbar vor dem Exercitium das Fatiha (das moslimische Vaterunser) her.

16) Nach fünf Dienstjahren werden die Herren Imame zu Richtern befördert.

17) Ihre durch Tod oder Beförderung erledigten Stellen besetzt der Richter von Konstantinopel.

18) Die Zucht wird durch die Korporale erhalten, welchen die Schuldigen zur Verwahrung übergeben werden, so daß sie dieselben zum Exercitium bringen, und nachher wieder in Empfang nehmen.

19) Die ganze Mannschaft ist in Kasernen (Kischla) und Wachthäusern (Kulluk) untergebracht.

20) Auf dem Marsche trennen sich die Korporale von der Mannschaft nicht.

21) Im Lager erhalten die Staabsoffiziere Zelte, welche unter dem Namen: „nach dem Zuschnitte Abdipascha's" bekannt sind; der Fähnrich, der Obristkorporal, der Wasserträger und Feldwebel lagern in einem großen grünen Jägerzelt (Segbantscherkisi).

22) Der Hauptmann und Verpflegsoffizier haben zusammen ein grünes Jägerzelt, und die neun Mann mit dem Korporale ein weißes.

23) Der Obrist (Bulukagasi) erhält drei Teppiche, der Hauptmann, der Verpflegsoffizier, der Fähnrich, Feldwebel, der erste Korporal, der Wasserträger jeder einen Teppich, der Korporal mit seinen neun Mann zwei Teppiche.

24) Drei Mann mit Waffen und Regenmantel stehen vor den Zelten des Obristen, des Hauptmanns, der Verpflegsoffiziere Wache, und werden in 24 Stunden einmal abgelöst.

25) Desgleichen vor dem Zelte des Oberst-Korporals und Wasserträgers.

26) Ebenfalls muß von dieser Mannschaft jeden Abend mit Wissen des Wasserträgers der Fahne vor dem Zelte des Obristen eine Schildwache zugeordnet werden.

27) Um die Rationen der Lebensmittel für je zehn Mann von dem Verpflegsoffizier zu empfangen, geht täglich ein Mann mit dem Korporal in das Zelt des Verpflegsoffiziers; dieser Mann kocht für 24 Stunden und wird dann abgelöst.

28) Die, welche ihre Verwandte zu sehen wünschen, erhalten die Erlaubniß der Reise gegen gehörige Bürgschaft vom ersten Generallieutenant (Kulkiaja), und in ihrem Urlaubscheine ist die Zahl der Tage ihres Urlaubs ausgesetzt.

29) Wenn von diesen Beurlaubten Einige nicht zurückkehren sollten, wird denselben von Seiten des Janitscharenaga nachgespürt, und wenn man sie nicht auffinden kann, die hohe Pforte hievon durch den Janitscharenaga in Kenntniß gesetzt, damit alle Anstalten getroffen werden, den Ungehorsamen herbeizuschaffen.

30) Als Waffen erhält jeder Mann Flinte und Säbel, der Korporal, der Feldwebel, der Wasserträger, der Fähnrich jeder bloß einen Säbel, der Verpflegsoffizier, der Hauptmann, der Obrist die ihnen zuständige Rüstung von Seite des Aerariums.

31) Die Korporale empfangen bei ihrer Anstellung eine hellrothe Jacke, Hosen, wie sie die Tulumbadschi, d. i. die Feuerspritzenmänner, tragen, ein Paar rothe Hosen, und einen Kalpak, wie denselben die Lasen tragen, vom Aerarium.

32) Für Speise und Trank der Truppen wird an der Pforte des Aga eine Kasse errichtet, in welche das für Kleidung und Löhnung bestimmte Geld von Seite des Aerariums zu acht ein halb eingelegt, und zu acht ausgetheilt wird; der Ueberschuß, die Verlassenschaft der ohne Erben Verstorbenen, wird in dieser Kasse aufbewahrt, und hiefür Fleisch und Brod und das tägliche Essen bestritten.

33) Zu Kriegszeit werden die nöthigen Bedürfnisse so der Mannschaft als den Offizieren verabfolgt.

34) Da es gesetzlich nicht erlaubt ist, die Löhnungszeit der für den heiligen Kampf errichteten Truppen zu verkaufen, soll dieß auch hier, wie bei den andern Korps, streng verboten seyn, und es sollen die Inhaber der Löhnungszettel solche ohne sie zu verkaufen ihr Lebelang genießen.

35) Bei Erledigung von Pensionen der zur Ruhe Gesetzten (Tekaud und Kuridschi) sollen nach dem Betrag derselben zwei Drittel als Kundmachungsgebühr (Ichbarije), Chalifen-Antheil (Hissai Chulefa) und Gebühr des Aga, bei Erledigung der Soldzettel der Wagehälse (Dalkilidsch) nur die Kundmachungsgebühr erlegt, und für jeden Asper (des täglichen Soldes) aus dem öffentlichen Schatze 20 Piaster bezahlt werden.

36) Der Sold der Beurlaubten wird in die obengenannte Kasse gethan, um denselben bei ihrer Rückkehr vollständig ausgezahlt zu werden; der Efendi (Oberkriegscommissär) der Janitscharen befindet sich bei Gelegenheit der Soldauszahlungen immer bei der Wage der Geldsäcke.

37) Zur Verzinsung der in der Kasse hinterlegten Summen, wird aus der Kanzlei des Janitscharen-Efendi ein redlicher einsichtsvoller Schreiber mit einem Gehülfen angestellt.

38) Der Obrist des zum Exercitium bestimmten Regiments verfügt sich in aller Frühe des hiezu festgesetzten Tages nach den Kasernen, führt die vollzählige Mannschaft zum zweiten Thor hinaus, und führt um Mittag dieselbe wieder zurück.

39) Wenn die Offiziere und Mannschaft auszuziehen befehligt sind, so werden für jedes Zelt zwei Casserollen, drei Schüsseln, eine Trinkschale, zwei Gießkannen, eine Laterne, zwei lederne Tischplatten, und für das ganze Regiment drei Badzelte abgereicht; wenn denselben auf dem Fleischplatze (Etmeidan) das Fleisch nicht vollständig abgereicht worden seyn sollte, erhalten sie dasselbe hernach bei dem nächsten Fleischhauer.

40) Da das Okka (2½ Pfund), welches bisher den Obristen gereicht worden, nicht hinreicht, sollen dieselben noch ein Okka dazu erhalten; mit den Rationen des Brotes soll es wie bei der Artillerie gehalten werden. Für ihren Unterhalt erhalten die zwei ersten Generallieutenante (der Segbanbaschi und Kulkiaja) für's Quartal 7500 Piaster, der dritte Generallieutenant (Saggardschibaschi) 6000; der vierte Generallieutenant (Seamsundschibaschi) 4500; der fünfte Generallieutenant (Turnadschibaschi) 3750; der General-Auditorlieutenant (Muhsirbaschi) *) 5000; der Obrist 750; der Fähnrich 150, der Feldwebel 137½, der Oberkorporal 130, der Wasserträger 100 Piaster, die Korporale täglich 120, die Gemeinen 90 Aspern.

41) Da der Dienst der Korporale von großer Wichtigkeit ist, so soll bei Besetzung ihrer Stellen alle mögliche Sorgfalt angewendet werden.

42) Wenn die beschriebenen Gemeinen einmal in die Hauptliste (Defteri idschmal) eingetragen sind, ist's ihnen verboten zu entfliehen, und wo sie sich immer befinden mögen, werden sie mit ihrer Offiziere Wissen bestraft.

43) Mittwochs, d. i. am Tage nach der Auszahlung der Janitscharen mit altem Soldzettel (Eski esamelü) werden dieselben mit Wissen ihrer Aga in die Kasernen vertheilt, und Tags darauf, Donnerstags, wird der Sold der neuen Mannschaft (Eskindschi) den Korporalen und den Offizieren von der Pforte des Aga in Gegenwart desselben ausgezahlt; die Obersten kommen mit ihrem Gefolge einer nach dem andern denselben in Empfang zu nehmen.

44) Wenn die Regimenter wo anders hin bestimmt sind, so wird der Betrag ihres Soldes an den Statthalter gesandt, und von demselben, nachdem die Mannschaft und die Offiziere ihre Gegenwart dargethan, ausgezahlt.

45) Es soll darauf gesehen werden, daß keiner der neuen Mannschaft von ihren alten Kameraden auf irgend eine Weise belästiget werde.

46) Im Lager sollen die Zelten der Mannschaft in Reihen je eines zu zehn Mann aufgeschlagen werden; das des Obersten an der Spitze, in der Mitte das des Hauptmanns und Verpflegungsoffiziers, und hinter der Linie das des Fähnrichs und Oberkorporals; jeden Abend, nachdem der Imam mit der Gemeinde das

*) Die genannten fünf Generallieutenante mit dem General-Auditorlieutenant und dem Aga, General der Janitscharen, sind die sieben Glieder des Staabs.

Nachtgebet verrichtet hat, soll nach dem Gebrauch des Islams das allgemeine Allahgeschrei erhoben, und der Imam in dem Zelte des Hauptmanns einquartirt werden.

47) Jede Nacht soll vor jedem Zelte Einer bis Mitternacht Schildwach stehen; und um Mitternacht soll die Schildwache abgelöst werden.

48) In den ersten drei Stunden der Nacht macht der Hauptmann die Runde vor den Zelten und Schildwachen, in den folgenden drei Stunden macht der Verpflegungsoffizier, und in den übrigen drei der Fähndrich die Runde.

19) Wenn das Lager gegenüber dem feindlichen steht, so werden die genannten Schildwachen verdoppelt, und um Mitternacht mit zwei Mann abgelöst.

50) Da der Efendi der Janitscharen (der Oberkriegs-Commissär) als Aufseher der neuen Mannschaft bestellt ist, so werden alle Geschäfte derselben von ihm und dem Aga gemeinschaftlich berathen, und die der hohen Pforte vorzutragenden Artikel von ihm und den Offizieren gemeinschaftich aufgesetzt und unterschrieben.

Nachdem diese neue Einrichtung mit Hülfe Gottes des Herrn der Herren in Wirkung getreten seyn wird, ist von den göttlichen Gnaden zu hoffen, daß überall über die Feinde des Glaubens und Reiches der Sieg davon getragen werden wird. (Forts. f.)

Neue brittische Niederlassung auf der Westküste von Neuholland. *)

Schon vor geraumer Zeit hatte die englische Regierung die Besitznahme der Westküste von Neuholland beschlossen, um daselbst eine große Niederlassung zu gründen, da die Resultate, welche die Colonisation von Neusüdwallis darbietet, in so hohem Grade befriedigend sind, daß behauptet wird, letztere Colonie sey gegenwärtig die einzige, von welcher Großbritannien sich reelle und dauernde Vortheile zu versprechen habe. Im Anfang des Jahrs 1827 erreichte Capitän Stirling auf dem Schiff „der Erfolg" Cap Leeuwin, d. h. den Punkt, von welchem aus er das Land nordwärts untersuchen sollte. Da die Geographie von Polynesien nicht gerade zu den bekanntesten Dingen gehört, so dürfte die Bemerkung nicht überflüssig seyn, daß Cap Leeuwin die südwestliche Spitze des großen Australcontinents ist und von dem holländischen Schiff, von dem es im J. 1669 entdeckt wurde, den Namen erhielt. Hier war es, wo Capitän Flinders im December des J. 1801 seine Kreuzfahrt antrat, die sich aber auf die Aufnahme der Ost- und Südküste beschränkte, während ungefähr um dieselbe Zeit der französische Seefahrer Baudin die Süd- und Westküste beschiffte.

Stirling's Aufgabe war, einen passenden Ort für die neue Colonie auszumitteln, und diesen glaubte er, nachdem er die Küste auf einer Strecke von 500 Meilen befahren hatte, am Schwanenfluß (so benannt von der Menge schwarzer Schwäne, die es dort giebt) gefunden zu haben. Den Franzosen, die den Fluß 60 Meilen weit hinaufgesegelt waren, verdankte man vor Stirling die einzige Kenntniß jener Gegenden, Capitän King nämlich mußte im J. 1822 wegen ungünstiger Witterung an der Mündung desselben vor Anker liegen bleiben, was er indessen nicht zu bedauern schien, da, wie er sagte, in de Freycinets und Peron's Beschreibung der Baudin'schen Expedition (S. 175 f. und B. 1, S. 178 f.) sehr genaue Nachrichten bereits enthalten wären. Stirling nun verfolgte den Schwanenfluß bis an seine Quelle und drang eine gute Strecke darüber hinaus ins Innere vor durch eine äußerst malerische und fruchtbare Landschaft bis auf die Höhe einer ausgedehnten Gebirgskette, wo man eine unermeßliche Ebene vor sich liegen sah. Sein erstes Zusammentreffen mit den Eingebornen hatte einen ziemlich feindseligen Character; aber er wußte sich zuletzt mit ihnen auf einen ganz freundschaftlichen Fuß zu setzen. Er fand sie auf der niedersten Stufe des Naturzustandes, gekleidet in Kängaru- oder Beutelrattenfelle und mit Speeren bewaffnet, deren Spitzen aus Knochen oder Feuersteinen bestanden. Sie schienen keine Geräthschaften zu besitzen als eine Krummhaue von Stein und eine Angel zur Perlmutterfischerei nebst Angelschnüren aus Bast. Im Sommer, welcher der Zeit nach unserem Winter entspricht, begeben sie sich in großer Anzahl nach der Küste; hier nähren sie sich hauptsächlich von Fischen, auf die sie in seichten Stellen mit dem Spieß Jagd machen, indem sie mit vieler Geschicklichkeit eine Art Damm anzulegen verstehen, wogegen sie mit der Kunst Netze zu verfertigen, so wie mit der ein Kanoe oder selbst nur ein Floß zu bauen gänzlich unbekannt sind. Gegen den Winter ziehen sie sich nach den Bergen zurück, wo die Beutelratte, das Kängaru, die Landschildkröte, und Vögel, welche das Land in großer Menge und Mannigfaltigkeit darbietet, nebst Wurzeln und Kräutern, ihnen ihren Unterhalt liefern. In ihrem Aeußeren haben sie etwas Abschreckendes und in ihren Sitten etwas Wildes; wenn man sie übrigens verständig zu behandeln weiß, lassen sie sich freundlich und zutraulich machen, wiewohl man immer sehr auf der Hut seyn muß, sie nicht zu beleidigen: denn bei ihrem launigen und rachsüchtigen Character reicht der geringste Anlaß hin, sie zu Feindseligkeiten zu veranlassen. Ihre Köpfe sind groß und ihre Glieder ohne alles Verhältniß dünn. Das Clima ist äußerst gesund; die allerdings bedeutende Mittagshitze wird durch häufige Regenschauer und durch kühle Winde, welche von den Bergen wehen, gemäßigt und dadurch unschädlich; ohne Zweifel nimmt sie ab, wenn man sich von der Küste, wo die Sonne auf einen sandigen Boden brennt, mehr landeinwärts begiebt. Die Morgen und Abende sind die passendste Zeit zum Arbeiten, die Nächte sind hell und schön. Das Land wird als sehr geeignet für den Ackerbau geschildert: es hat Ueberfluß an Quellen und ein so reiches Wachsthum, daß man Disteln und Farnkräuter sah, welche zu einer Höhe von zwölf Schuh aufgeschossen waren; die Bäume zeigen das üppigste Grün, das man sich nur denken kann. Von Vögeln kommen am Häufigsten vor der Emu oder Cassowary, der Schwan, verschiedene Arten von Enten, der schwarze und der weiße Cockatu, die Wachtel, die Taube, der Papagei, die Seeamsel, der Falke, nebst mehreren Singvögeln. An der Küste wimmelt es von Robben, (diese jedoch von der am Wenigsten geschätzen Art) so daß auf jeden Fall die Errichtung der beabsichtigten Colonie die Entstehung einer ansehnlichen Fischerei zur Folge haben wird. Von Mineralien hat Stirling der geologischen Gesellschaft mehrere Proben mitgetheilt.

Zwei Kriegsschiffe sollen nun die Pflanzer an Bord nehmen und nach dem Ort ihrer Bestimmung bringen. Capitän Stirling wird Gouverneur, der Schiffslieutenant Roe, welcher unter Capitän King bei der Aufnahme der Küsten von Neuholland mitwirkte, begiebt sich als Generalvermesser dahin, und einige andere wissenschaftlich gebildete Offiziere haben untergeordnete Stellen erhalten.

*) Literary Gazette, 13 December.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 5. 5 Januar 1829.

Die römischen Theater.

(Fortsetzung.)

In dieser Stimmung und in Erwartung eines leckern kritischen Schmauses eilte ich mit einem meiner Theaterfreunde um halb sechs Uhr nach dem Teatro Valle. Wir hatten ein Labyrinth enger und finsterer Gassen in einem sehr bevölkerten Stadtdistrict (in der Nähe des Pantheons) zu passiren, bevor wir seinen beschwerlichen Eingang erreichten. Es ist indessen ausgebessert worden, aber damals konnte es nicht die geringsten äußern Ansprüche machen. Die Fronte des Gebäudes, in einer Stadt, wo Alles architektonisch ist, wäre selbst für eine Dorfscheune zu schlecht gewesen. Das Innere hatte das große Verdienst, daß es in vollkommenem Einklang mit der Außenseite stand. Es war geräumig, demokratisch — ein ächtes Volkstheater, dessen bester Theil noch das Parterre war; die Logen waren cachots, schlecht fournirt und gelüftet, die Corridors, wo möglich noch schlechter, und so schmal, daß man gegen die schmuzigen, von Oel triefenden Wände stieß, und auf den nackten schlechten Brettern, welche unter jedem Fußtritte zitterten, beinah die Beine brach. Eine eigentliche Gallerie gab es nicht, da es keinen Pöbel oder Jan Hagel sie zu füllen gab. Pöbel oder gemeines Volk unterscheidet man hier nicht; die Menge zeigt eine Aufmerksamkeit und einen Anstand, der die englische Aristokratie beschämen würde. Es war nur ein Ausgang und auch dieser für einen etwaigen Feuerlärm schlecht berechnet; ein Uebelstand, den man nun fast ein ganzes Jahrhundert im Angesicht der Monumente der Cäsaren geduldet hat; erst die höchste Gefahr beim Besuch dieser Vorstellungen machte das Volk und die Regierung darauf aufmerksam, daß eine Abhülfe rathsam sey. Das jetzige Gebäude, nach manchen Anstrengungen und Zufällen von Valladier aufgeführt, ist ziemlich hübsch und bequem; allein obige Beschreibung des frühern ist in mehr als einer Hinsicht noch jetzt auf die andern Theater zu Rom anwendbar.

Der erste Anblick eines Theaters auf dem Continent ist ziemlich entmuthigend, und in diesem Punkt überbieten noch die italienischen Theater die französischen. Wir Engländer sind auf das andere Extrem gerathen. Unser zu vieles Licht hat beinah den Effect, daß wir gar kein Licht haben; oder vielleicht noch einen schlimmern, da es uns zweierlei Schauspiele, und vielleicht eben so viele Bühnen als Logen vor Augen rückt, und so die Aufmerksamkeit, die doch der Darstellung allein gebührte, auf Nebensachen ablenkt. Das Theater auf dem Continent ist für die Erhaltung der Illusion viel geeigneter. Es conzentrirt das Licht, und mit ihm die Aufmerksamkeit auf den einzigen Gegenstand, auf den sie fallen sollten. Wo aber keine oder seltene Beaufsichtigung statt findet, reißt gar bald Fahrlässigkeit ein. Bei den römischen Theatern überdieß tritt die höhere Polizei nicht ins Mittel, die Regierung kümmert sich, wie sich denken läßt, nicht darum. Alles ist hier Dunkel und Verwahrlosung. Die mäßigen Anstrengungen der fürstlichen Familien, eine oder zwei Reihen von Logen zu drapiren und mit einigem Flitter auszustatten, geben keinen Ersatz für die Nacktheit des Uebrigen. Was die Betheiligung des Volks betrifft, so hat es bloß das Recht sich unterhalten zu lassen; es bezahlt sein Geld, sieht das Stück, und ist nicht so unbillig, an einige Bequemlichkeit zu denken.

Ich bekam bei dem Eintritt den Theaterzettel. Statt einer Liste der Namen und Charaktere, wie bei uns, fand ich eine Aufschneiderei, gegen welche selbst die glänzendsten Tiraden unseres Ellistons Nichts heißen wollen. Alles wird darin gerühmt, vom Publikum bis auf den Schauspieler. „Les pauvres diables sont sans nulle vergogne." *) Die Oper war Rossini's treffliche Tankred. Er stand in der Morgenröthe seines Ruhms, und war noch nicht zu jener verschwenderischen Vergeudung seines Talents genöthigt, das ihn in späterer Zeit sogar zum Plagiarius seiner selbst gemacht hat.

Der Römer thut sich auf seine superfeine Kritik viel zu gut

*) Folgendes ist ein Auszug aus einem dieser Producte: „Teatro Valle Aviso. — Per la sera di Sabato 10 Gennajo. A Benefizio del caratterista Giovanni Boboli: Chi non sa, che tutto è Maneggio nel Mondo? L'uomo in società ha reso così necessario, che per vivere onestamente bisogna far uso di esso. Maneggiamoci dunque (dice il Caratterista della compagnia Blanes Giovanni Boboli) per fare nella sera suddetta una buona serata di Benefizio, onde poter maneggiare anch' esso gli effetti della Romana Prodigalità. Ma come farà egli per riuscirvi? Ecco come farà. Non farà torto al buon gusto di chi seralmente lo compatisce; ed esporrà una Commedia mai più comparsa su queste scene scritta dal gran Maestro dell' Arte cioè dall' Avocàto Carlo Goldoni, che porta appunto per titolo La Donna di Maneggio" etc.

und unterdrückt stolz jeden Ausdruck von Enthusiasmus, während der Florentiner in hochtrabendem Toskanisch seine Meinung herausgurgelt, und der Neapolitaner mit einem Feuer und Ungestüm, das aller Nachahmung durch bloße Worte trotz bietet, das Uebermaß seiner Begeisterung dahergesticulirt. Ich werde die Aufnahme Catalani's nicht vergessen. Sie gab einen vollen Beweis für das römische Temperament. Die Sängerin hatte sich nur auf drei Abende in Rom zugesagt. Der erste war, sey es aus Ermüdung oder professioneller Gleichgültigkeit gegen die Erwartungen des Publikums — gewöhnlich und unbedeutend. Die Römer äußerten sich geringschätzig über ihr Talent und blieben am folgenden Tage weg. Das Resultat war, wie man voraussehen konnte — sie sang göttlich; man sprach am Morgen von Nichts, als der himmlischen Musik — um die Jedermann gekommen war. Am dritten Abend war das Theater zum Erdrücken voll, die Erwartung aufs Höchste gespannt: die Kriegslist war gelungen — und ihr Gesang wo möglich noch schlechter, als das erste Mal; sie lächelte über die Täuschung, ließ die Römer über ihre stolze Verachtung brüten, und — fuhr am folgenden Morgen nach Neapel ab. Ein diesem ähnliches Gefühl schien die Römer bei der ersten Aufführung Tancred's zu beherrschen. Man vernahm kein Zischen, aber wenig Zeichen von Beifall, und noch weniger Begeisterung.

Der Grund dieser würdevollen Ruhe mag aber mehr noch in der strengen Zucht, worin die Regierung die leidenschaftlichen Regungen zu halten weiß, als in wirklichem Mangel an Gefühl bei den Zuhörern liegen. Die Südländer haben gewöhnlich in allen Ständen einen sehr feinen Sinn für die Segnungen der guten Ordnung, und dieses Gefühl wird noch lebendiger bei dem Anblick einer gehörigen Anzahl aufgekrämpter Hüte, glitzernder Bajonnette, gewichster Barte u. s. w. Ein Oppositionskrieg wäre in Italien unmöglich; leichter würde man noch das Conclave stürmen. Die Theatermeinung ist beschränkt auf Lachen und Thränen, — auf eine Prise Tabak, die man jedoch mit den bedeutungsvollsten Variationen in Miene und Gebärde nehmen kann, auf den Gebrauch des Augenglases, wenn das Ballet sub judice ist, und auf das gewissenhafte Urtheil über das Gesehene, das als Art geheimer Ballottage in das Ohr des Nachbars geflüstert wird.

Ich schlenderte einige Zeit um die Logen herum. Die Sitte hat sich hier, wie in andern Theilen Italiens, auf einen sehr scientifischen Gesellschaftsfuß gesetzt. Die Pflichten der Geselligkeit sind Einem so bequem und leicht gemacht, wie unsre neuen Wissenschaften in Pinnock's Katechismus. Keine Besuche am Morgen, Abends aber obeissances, Aufmerksamkeiten, Visiten par préference et par etiquette, im ganzen Cyclus der Bekanntschaft. So giebt es mehr Verkehr, und, wie ich gern glauben will, ebenso viel Freundschaft und weit weniger Langeweile, als man bei unserem mühsamen System von Kartenbekanntschaften nur immer hoffen kann. Jede Loge ist ein Damenschloß oder Boudoir; hier hält sie ihren kleinen Hof, beschützt, begünstigt und dankt ab. Das „chi avvicina adesso?“ wird hin und wieder bedeutungsvoll in den Logen gegenüber geflüstert, und beantwortet, je nachdem Aerger und Eifersucht sich einschleicht. Dann kommen die lockern Wanderer der Reihe nach: die Patiti, immer noch in der Stimmung ernster Bewunderung; die Aspiranti mit inbrünstiger Sehnsucht nach der Stelle der Patiti, wie diese zu den glücklichern Amanti aufblickend, und schließlich die „Abgedankten,“ welche das Maul hängend in melancholischem Stillschweigen davon trollen, und eine neue Dulcinea suchen, um die Leere in ihrem Herzen zu füllen und sich neuen Spielraum für jene Leidenschaft zu verschaffen, die in besonderem Grade das Lebensprincip der ganzen Zusammensetzung der italienischen Gesellschaft zu seyn scheint. Dem Eingeweihten und Philosophen ist daher ein italienisches Theater im vollsten Sinne des Worts eine Art moralischen Panoptikons; die Dame verbindet durch dessen Anordnung alle Agremens des öffentlichen und häuslichen Lebens. Sie tritt beinah in demselben Augenblick aus dem engern Gesellschaftsausschuß in dem Zwielicht ihrer Loge zu dem Schauspiel und in den Glanz der Salons hervor, und der Beobachter hat, während er das Panorama der Umgebung betrachtet hat, und durch das Guckloch seines Verstecks die bewegliche Welt um ihn her überschaut, den unverwehrten Genuß, das ganze laisser aller des Boudoirverkehrs sans peur et sans reproche mit anzusehen. Ein Gang durch eine solche Gallerie ist die belehrendste Lection in der Moralphilosophie. Fremde haben in dieser Hinsicht große Vortheile, so lang sie nämlich Fremde sind; sobald sie aber selbst in dem Drama mitspielen, muß natürlich der Sinn für Beobachtung schwinden. In Mailand steht dieses System auf der Spitze seiner Vollendung; dort bilden die Logen zwei verschiedene Gemächer: das eine geht auf die Bühne, das andere ist unmittelbar hinter diesem: das erste dient zu den augenscheinlichern Zweigen des Schauspielbesuchs; Dinge von noch höherer Wichtigkeit, Faro, Conversazione, und petits soupers sind die Beschäftigung des zweiten; hin und wieder huschen bei einer Lieblingsariette zwei oder drei der erklärtern Amateurs, welche den Charakter der Kennerschaft zu behaupten haben, von solchen Genüssen hinweg, in das äußere Apartement, spenden zur Belehrung ihrer schwächeren Nachbarn mit gebieterischer Wichtigkeit ihre Winke und Bravo's, und schlüpfen nach einem encore oder zwei (obschon die italienische Zuhörerschaft ohne Vergleich gnädiger ist als die englische) zu ihren anziehendern Geschäften in ihr Allerheiligstes zurück.

Das Parterre ist ein reich colorirter Contrast zu all diesem — ein buntscheckiger Mischmasch der verschiedensten Elemente. Aristokraten und Radicale puffen sich hier ohne Scheu und Gefahr; alle Klassen und Individuen sind wie im Lottospiel untereinander geworfen. Auf den Vordersitzen erblickt man mit unverwandtem Auge die wachsamen Drachen der Kritik, die dem Souffleur, wie dieser dem Acteur, einhelfen, bei jeder Stelle, welche das Glück hat, vor ihnen Gnade zu finden, den Puder von den Köpfen schütteln, und aufschreien und sich entsetzen bei jedem Verstoß, den der Sänger oder das Orchester macht. Gleich hinter ihnen kommen ihre Bewunderer und Nachtreter, die Leute, die da gähnen und schlaftrunken Bravo rufen, die soi-disant Stutzer nach dem französischen Coder der Unverschämtheit, die Leute, die beim Schluß jeder Ariette das

wichtige Amt des Nachklatschens haben, welche bst! bst! rufen, und nie Etwas hören, die Leute, welche hinter hohen Garabinieren auf den Zehspitzen stehen und durch die Gucklöcher ihrer Arme sehen, in fine diejenigen, welche man mit vollem Recht und vorzugsweise die Zuschauer und die Zuhörer nennen kann. Auf sie folgen oder untermischt mit ihnen sind die bloßen umbrae, oder Schleppträger, z. B. der Engländer, der den Morgen erst angekommen, mit seinem valet de place hinter sich, welcher dem Gelangweilten den Inhalt jeder Scene ins Ohr flüstert, ernst in Mitte des allgemeinen Gelächters, und lächelnd in Mitte des tiefsten Ernstes; — die Herumschwärmer, die Ab- und Zugänger ohne höhern Beruf, als die unerträglichste Langweile zu tödten; die Glücklichen, welche Abend für Abend unmittelbar unter den Logen ihr Schläfchen machen (eine ernsthafte italienische Oper ist selbst für die Italiener kein zu verachtendes Soporificum) — diese und hin und wieder ein geistlicher Dreispitz (denn der Abbate ist wie seine Vorfahren weder durch Gewissen noch durch Sitte von diesen liebenswürdigen Leichtfertigkeiten ausgeschlossen) bilden die große Masse der schaulustigen Bevölkerung, welche die Hälfte der Theater Italiens füllen muß.

Bei der Eröffnung des Theaters giebt der Gouverneur von Rom ein „Gala.“ Das Wort Gala klingt hoch in dem Ohre des Engländers; aber mit Bedauern bemerkte ich, daß es bei dem Klang auch so ziemlich sein Bewenden hat. Beim Schlusse der Oper treten Diener in Staatslivreen mit Wachslichtern in der einen und Gefrornem in der andern Hand in die zweite Reihe der Logen (des Adels) und entfernen sich wieder. Das Eis wird verspeist, die Lichter gelöscht, und der Gouverneur mit einem schallenden Dankruf begrüßt. Diese Ceremonie dauert zwei Minuten und soll die Speisung des gesammten römischen Volks vorstellen. Einige Engländer aus dem Parterre schrieen laut gegen die Ungerechtigkeit des Monopols, das in dieser Oberwelt ausgeübt ward. Mit feierlicher Würde erfüllte der Gouverneur diesen Theil seiner Aedilispflichten. Dieß ist der letzte Ueberrest von der Freigebigkeit der Scauren und Lucullen, die letzte noch existirende Spur der „Panis et Circences“ bei den alten Römern.

Der Oper folgte ein Ballet, Barbarossa, der große Löwe des Abends. Es wurde ohne die mindeste Rücksicht auf Illusion gegeben. Am Unverzeihlichsten vernachläßigt war die Decoration und das in einer Hauptstadt, aus welcher alles Vortreffliche in diesem Fache ursprünglich ausgegangen war. *) Ehe die Vorstellung begann, erblickten wir durch die schmutzigen Oeffnungen des zerlumpten Vorhangs Gesichter von allen Nationen. Dann kam die Vorstellung selbst; sie bestand in einem ritterlichen Kampf und Liebesabenteuer; wobei Turbane, Knebelbärte, Rugantinostimmen, Siebenmeilenstiefel- und Schritte die Hauptrolle spielten. Die Pferde sahen aus wie Postklepper, die so eben von dem Baccano aufgefangen und hereingeschickt wurden, und da sie zu natürlich und ungezogen waren, thaten sie Vieles, was Bühnenpferde nicht thun sollten. Der Tanz war erbärmlich schlecht. — Nichts als Rennen und Springen. Rom bildet sich auf diese Species von Absurdität nicht wenig ein. Sie nennen es den „grotesco;“ er dient aber nur zum Beweis, in welchem Grad und mit welcher Fertigkeit man alle Anmuth der Form von sich werfen kann, und das schöne Geschlecht übertrifft an Gemeinheit und Agilität noch die englischen Theaternymphen. Die Größe des Winkels bei diesen Kunstmanövern bestimmt das Verdienst der Aufführung. Es ist eine Posse, weit unter den Scheuerfarcen in England, zusammengeflickt mit einer bombastischen Tragödie von der stärksten deutschen Farbe, und dem sublimsten Burlesk in den Scenen von Tom Thumb. Der Tanz wurde jedoch, so schlecht er war (obgleich ich nicht sah durch welch künstliche Entwicklung) ein Friedensstifter. Türken und Christen, Führer und Lampenputzer drückten sich die Hände und drängten sich zusammen auf die Bühne, gleich der famiglia eines italienischen Edelmanns, um ihre Carnevalscontraste vor dem Publikum zur Schau zu stellen. Ich zog mich zu später Stunde der Nacht zurück; als sich ein neuer imbroglio erhob, der vermuthlich mit einem neuen Congresse endigen sollte; ein großer pas de quatre ward offiziell angekündigt, die präliminären Entrechats hatten bereits den definitiven Arrangemens des Tractates präludirt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Bühnendecoration war in frühern Zeiten ein Gegenstand der höchsten Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Die ersten Artisten hielten es nicht unter der Würde ihrer Kunst, ihre Zeit und Talente darauf zu verwenden. San Gallo ward bei den Decorationen der Clizia, Perugino, Francia Biglo und Ghirlandaio, bei denen der Mandragola thätig. Jovius giebt an, daß diese letztern so vortrefflich waren, daß Leo X sie auf eigene Kosten nach Rom bringen ließ. Rom übertraf aber später Florenz. Die andern Theile Italiens, Mailand, Venedig, Bologna blieben nicht zurück. Die Vorstellung der Calandra zu Urbino soll unvergleichlich gewesen seyn. Manche dieser „Macchine,“ wie sie genannt wurden, waren jedoch nur von kurzer Dauer; die Aufführung fand gewöhnlich in den ungeheuern Palästen des Adels statt; und wenn sie vorüber war, schaffte man die Decorationen fort. Das Theater des Kardinals Riario war eines der ersten, welche für das Publikum fortwährend geöffnet blieben. Es scheint in Rom einiges Aufsehen gemacht zu haben. „In media Circi cavea, toto consessu umbraculis tecto,“ sagt Giovanni Sulpizio in der Dedication seines Vitruvius. Die alten Theater waren mit wenigen Ausnahmen offen.

Der Elephantenkampf.

(Fortsetzung von „Das Leben in Indien“ in Num. 1 und 2.)

Die ganze Fläche außerhalb der Schranken schien eine dichte Menschenmasse, alle mit der gespanntesten Aufmerksamkeit die Bewegungen von zwei großen männlichen Elephanten bewachend, die sich dem Kampfplatz näherten. So wie sie diesen betreten hatten, gerieth Alles in Bewegung, als wenn es den Zuschauern möglich gewesen, in diesem Gedränge einen besseren Standpunkt zu gewinnen; Turbane und Shawls wogten, während die Strahlen der Sonne von dem goldnen und silbernen Schmuck der Pferde und Elephanten zurückgeworfen wurden, oder auf den Juwelen und prächtigen Tulwars der Reiter glänzten. Die Elephanten wurden von entgegengesetzten Seiten in die Schranken geführt und die Oeffnungen, durch welche sie eintraten, sorgfältig hinter ihnen geschlossen. Ein Freudengeschrei, in das sich das Wiehern der Rosse mischte, erhob sich über die Ebene. Die Kämpfer standen einander wenige Minuten gegenüber, einer den andern mit steigendem Grimme messend; dann stürzten sie, ihre Rüssel hoch über den Häuptern ge-

schwungen, wüthend auf einander los, indem sie ein Gebrüll ausstießen, welches alle Pferde im Felde scheu machte, so daß das Bäumen derselben die Reiter in Gefahr brachte. Die wüthenden Elephanten stießen in vollem Anlauf aufeinander, mit einem Getöse, welches dem Donner gleich die Erde erschütterte, und erneuten ihr abscheuliches Gebrüll. Sie wiederholten ihre Angriffe und ihre Schläge fielen abwechselnd aufeinander, wie die Schläge eines Schmiedehammers, bis der plumpste von beiden, durch seine Anstrengungen erschöpft, zu weichen schien. Sein Gegner ersah seinen Vortheil und versetzte ihm einen so heftigen Schlag mit seinem Rüssel, daß er allen Widerstand aufgab und die Flucht ergriff.

Melville, so sehr ihn auch der Kampf der edeln Thiere zur Theilnahme bewegte, konnte sich nicht enthalten, von Zeit zu Zeit seine Blicke auf einen Eingebornen hinzuwenden, der neben ihm stand und ihn gleichfalls mit mehr Interesse zu betrachten schien, als die Apathie seiner Landsleute denselben gewöhnlich verstattet. Seine Tracht verrieth sogleich, daß er nur ein Hindu aus einer hohen Classe seyn konnte. Seine Kleidung war ganz weiß und vom feinsten Stoff. Melville bemerkte, daß ungeachtet der Hitze des Wetters seine Jacke gesteppt war; eine weite Schärpe, sorgfältig in Falten gelegt und fest zusammengezogen, wie zur Reise, schlang sich um seinen Leib; unter derselben sah ein goldbesetzter Gürtel hervor, von welchem sein Tulwar herabhing. Sein Turban, weiß wie Schnee, war gleichfalls in schöne Falten kreuzweis übereinander gelegt, — ein gleich guter Schutz gegen die Hiebe eines Säbels, wie gegen die Strahlen der Sonne. In seinen Ohren trug er goldene Ohrringe und um seinen Hals ein massives breites goldenes Halsband, mit großen polirten Knöpfen besetzt; um das Handgelenk trug er Bänder von demselben Metall und seine Finger waren mit Ringen bedeckt. Seine Schuhe, mit ihren langen auswärts gebogenen Spitzen waren einfacher, als es zu seiner übrigen Kleidung zu passen schien, indem sie nur von gelbem Saffian und durch nichts als eine kleine silberne Stickerei vorn auf dem Fuß ausgezeichnet waren; auch zeigten sie Spuren, daß ihr Besitzer nicht in einem Palanquin zu dem Schauspiel gekommen sey. Sein Tschudder war, nach der Art eines hochländischen Plaid, über die linke Schulter geworfen und, gegen die gemeine Sitte, leicht genug, um beiden Armen freie Bewegung zu verstatten. Sein Alter schätzte Major Melville auf zwei oder drei und dreißig; und obwohl er gewöhnt war, bei den Hindu fast allgemein anmuthige und würdige Haltung zu sehen, so glaubte er doch nie diese Eigenschaften in höherem Grade vereinigt gefunden zu haben, als bei seinem Nachbarn. Er stand mit untergeschlagenen Armen und sah, das Haupt etwas hinten übergebeugt, aufmerksam dem Kampfe zu; sein schwarzes Auge sprühte Feuer, wenn derselbe durch einen kühnen Streich eine neue Wendung nahm, aber keine Muskel seines ausdrucksvollen Gesichts bewegte sich. Sein kohlschwarzes Haar hatte eine leichte Krümmung an den Spitzen, die natürlich oder durch die Kunst hervorgebracht seyn konnte; auch der Bart war auf das Sorgfältigste gepflegt, während die dunkle Gluth, welche seine gebräunten Wangen bedeckte, zeigte, daß ihm die freie Luft und anstrengende Leibesübungen nicht fremd waren. Als der besiegte Elephant sich zur Flucht wandte, warf der Hindu einen sprechenden Blick auf Melville, aber ohne das Haupt zu bewegen; alle seine Züge drückten Verachtung aus, als das majestätische Thier wirklich floh.

Der Sieger folgte in übermüthiger Sicherheit und sein Rüssel wiederholte seine Schläge, bis der Ueberwundene, so sehr in die Enge getrieben und wüthend vor Schmerz, durch die Schranken brach und in die versammelte Menge stürzte, indem er Alles, was ihm in den Weg kam, unter seine Füße trat und zu Tode stampfte. Melville's Pferd wurde jetzt völlig unlenkbar, es bäumte und schlug aus und versuchte Alles, was in seiner Macht stand, sich seines Reiters zu entledigen; aber Melville behauptete seinen Sitz; und der Eingeborne, der alle seine Bewegungen bewacht hatte, ergriff mit geübter Hand den Zaum und brachte das Roß durch einen Ruck auf den Boden, indem er dem Reiter im Hindustani zurief, er möge keinen Augenblick verlieren, sich vor der Gefahr zu retten: Ein Rath, dem dieser wohlgeneigt war zu folgen, wenn sein widerspenstiges Pferd, unter seinen Versuchen, dasselbe zu bändigen, nicht in der Raserei der Furcht vorgesprungen wäre, sich überschlagen und ihn dem wüthenden Elephanten gerade in den Weg geworfen hätte. Der Eingeborne, der ihm vorher bereits seinen Beistand geliehen hatte, machte einen Sprung in derselben Richtung, zog ein Pistol aus dem Gürtel, welches durch das Ueberkleid verborgen gewesen war, zielte damit nach dem Auge des Elephanten und entlud den Inhalt in sein Gehirn. Er fiel mit dumpfem Stöhnen und verschied, während der Hindu, der ihn getödtet hatte, das Pistol wieder an seinen Ort steckte und verschwand.

Hundert Stimmen riefen zugleich: „Ergreift den Mann, der es gewagt hat, des Königs Lieblingselephanten zu tödten! Was ist das Leben von Menschen niederer Geburt gegen das Vergnügen des Fürsten? Sclaven, die geehrt seyn würden, unter den Füßen eines Thieres zu sterben, welches den Herrscher der Schicksale der Menschen getragen hat!" Selbst die, welche durch seine Geistesgegenwart vor dem augenblicklichen Tode gerettet worden waren, wandten sich in angebornem Knechtsinn gegen ihren Retter und wiederholten das Geschrei: „Ergreift ihn! schneidet ihm Nase und Ohren ab! Sein Haupt herunter für diesen Uebermuth!" Aber dieser Mann schien nicht weniger gewandt als entschlossen. Er rannte durch die Oeffnung, welche der Elephant in der Menge verursacht hatte, auf die Straße zu, welche die Fläche durchschnitt, wo ein feuriger Rappe unter einem Baum angebunden stand. Ein Diener, der hier auf ihn gewartet hatte, löste das Band, mit dem das Roß gefesselt war, während sein Herr in den Sattel sprang. Der Vorderste unter seinen Verfolgern hatt ihn eben erreicht: „Ergreift O Mier Sing!" rief der kräftige Tschockidar, indem er mit dem Schild auf der Linken und mit der Rechten seinen Tulwar schwingend auf ihn zusprang. „Ergreift ihn, vor dessen Namen die Herzen der Männer zittern, und verdient den Preis, der auf seinen Kopf gesetzt ist, und einen großen Namen durch alle Welt!" Aber der furchtbare O Mier Sing — denn in der That war es dieser — verlor keine Zeit in unnützem Geschwätz; er wandte sich, hob sich hoch in den Steigbügeln empor, feuerte sein zweites Pistol mit eben so sicherer Hand ab, als das erste, und streckte seinen Gegner in das Gras. Das Roß schien den Geist und die Gefühle des Reiters zu theilen: es schnaubte bei dem wohlbekannten Schall und war — wie eine Schwalbe über die Fläche hinstreichend — in einem Augenblicke außer Gesicht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 6. 6 Januar 1829.

Die römischen Theater.

(Fortsetzung.)

So wirkt der Halbschutz, welchen der römische Hof der Bühne angedeihen läßt, wie die Heilweise des Arztes, der keine durchgreifende Kur wagt, und dem Patienten nach eigener Bequemlichkeit zu sterben erlaubt. In andern Städten Italiens ist die Regierung contrahirender Theil und Hauptunternehmer zu Gunsten der Volksbelustigung. Zu Rom ist das wirkliche Schauspiel, das wirkliche Drama von verschiedener Art. Die Stadt ist ein großes Kloster, und Alles, Scherz und Ernst, gleich sehr klösterlich. Die hohe Messe am Morgen, die Vesper und der Segen am Abend, Prozessionen, Leichenbegängnisse sind tägliche ja stündliche Unterhaltungen und Zeitvertreibe für das Volk. Dafür sind die Geldkisten der Camera und die Beutel des Adels beständig geöffnet. Ihre größere Frequenz und Pracht ist Ehrenpunct für die Stadt, und das Volk zieht sie augenscheinlich vor. Es liegt eine gewisse nachdenkliche, sinnige Indolenz in ihrer Natur, theils eine Wirkung des Klima's theils der Gewohnheit und der Regierungsweise, das gerade Gegentheil von der Munterkeit oder dem brio des Nordens, und der stürmischen, leichtsinnigen Schwärmereiß des Südens von Italien. Zu gleicher Zeit aber scheinen wenige Nationen empfänglicher für jene reichern und verborgenern Quellen komischen Humors. Ihre Pasquinaden sprühen von dem merum sal et lepos, jenem mehr angedeuteten als ausgesprochenen Zug feiner und scharfer Satyre, die eines der unschätzbarsten Ingredienzen der ächten Komödie bildet. Und doch erlischt die Komödie und die Tragödie ist beinah schon erloschen, und ihre ganze Bewunderung wird einer mittelmäßigen Oper und einem noch schlechtern Melodrama zu Theil. Dieß ist jedoch eine Rüge, die für ganz Italien gilt. Alfieri wurde, in odium auctoris, in erster und nächster Instanz, aus einer falschen Furcht vor dem Einfluß seiner Werke auf ein Volk, das ihn kaum versteht, von den sich folgenden französischen Gouvernements verboten und ist es noch großen Theils bis auf den heutigen Tag; seine politischen Spiele, welche einen so großen Theil seines Theaters bilden, sind verhältnißmäßig unbekannt. Das geschmacklose steife Drama, das ihm voranging, ist glücklicher Weise in Vergessenheit begraben. Maffei's Merope, das gerühmte Meisterwerk jener Schule, wird selbst auf den Provinzialbühnen selten gesehen, und die ängstlichen Nachahmungen Trissino's und Rucellai's sind schon längst in den Staub der Kabinette verbannt. Metastasio wird zuweilen aufgeführt, aber ohne Musik. Sein überzuckerter Styl ist allen, nur nicht den Ohren der Italiener, bei welchen die Poesie weit mehr auf der Musik, als in dem Gedanken beruht, unerträglich. Allein man hat nichts an seine Stelle zu setzen. Doch haben die modernen Dramatiker allerdings einen kühnern und tiefern Ton angestimmt. Der feste Pinselstrich Alfieri's ist in ihren Porträten nicht zu verkennen; sie haben eine Kühnheit und Einfachheit im Ausdruck, eine Gedrungenheit des Redebau's, und eine Gewichtigkeit des Inhalts, die man in den verwässerten Tiraden ihrer Vorgänger vergeblich suchen würde. Ferner haben sie ihren Spielraum bedeutend erweitert, und das „celebrare domestica facta“ in ihren kritischen Coder aufgenommen; nicht als ob die Bearbeitung eines solchen Stoffs von den alten Dramatikern mißbilligt worden wäre; eine solche Wahl wurde aber doch mehr blos geduldet als gut geheißen. Die reichen Fundgruben der italienischen Geschichte für jedes Element von tragischem Effect wurden geöffnet; und obgleich nur erst die Oberfläche erforscht worden, ward diese Forschung doch schon mit der ermuthigendsten Aernte belohnt. Monti, Pindemonte, Foscolo, Pellico, Manzoni und selbst Ventignano und Maruzi geben eine reiche Ausbeute kräftiger, characteristischer Scenen, helle Funken (doch auch nur Funken) nationalen Sinnes, und hin und wieder Ergießungen reiner Natur, die selbst dem tiefen, gediegenen Drama des Nordens Ehre machen würden. Bei all dem sind sie aber noch zu sehr Manieristen, hängen noch zu sehr einer Schule an, jagen noch zu sehr nach Phrasen und Sentiments, als daß sie über die gewaltige Fluth der Leidenschaft gehörige Meisterschaft üben könnten. Ihr ganzes Theater ist auf ein fehlerhaftes Prinzip gegründet; und dieser Hauptfehler ihrer Vorgänger, der eine nothwendige Folge der Zeiten und der durch diese geübten Einflüsse war, ist noch keineswegs aus den Geisteserzeugnissen ihrer Nachkommen geschwunden. Nie sah ich in einem italienischen Schauspiel eine Thräne fließen, außer wenn das Stück von Musik begleitet ward, und dann blieb es schwer zu entscheiden, ob jenem oder dieser das Verdienst eines solchen Effectes gebührte. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Wiederaufleben der Wissenschaften erzeugte, unter seinen ersten Resultaten, eine besondere Leidenschaft für die Uebertra-

Merkwürdige Erscheinungen der Presse in Konstantinopel.

(Schluß.)

Das Chattscherif.

Vermög des Inhaltes dieser mit allgemeiner Uebereinstimmung im Sinne des heiligen Gesetzes erlassenen rechtsgültigen Urkunde ist die Erfüllung derselben allen denen, die sie unterschrieben und besiegelt haben, und auch allen übrigen Moslimen Glaubenspflicht, so daß jede dawider laufende Handlung Verdacht und Strafe nach sich ziehen würde. Dieselbe soll in Meiner kaiserlichen Staatskanzlei aufbewahrt, in dem Gerichtshof von Konstantinopel eingetragen, und allgemein kundgemacht werden.

Dem ganzen mohammedanischen Volke ist es bekannt, daß der Beginn des wahren Glaubens sowohl, als des mohammedanischen Reiches, und die nachmalige Ausbreitung derselben von Osten bis Westen, einzig und allein unter dem Schatten des reinen Gesetzes und des Schwertes im heiligen Kampfe zu Stande kam, und daß zu jeder Zeit Heere von einheitbekennenden Glaubenskämpfen nothwendig waren, um Glauben und Reich vor feindlichen Heeren zu bewahren. Zu diesem Zwecke wurden in diesem ewig bestehenden Reiche die Janitscharen eingesetzt, welche vormals durch ihre Ausdauer und Festigkeit im heiligen Kampfe und durch ihre Unterwürfigkeit gegen ihre Vorgesetzte glänzende Siege erfochten; nach und nach aber mischten sich nicht dazu gehörige Leute in ihre Reihen, ihr Gehorsam verwandelte sich in Ungehorsam, und seit einem Jahrhundert haben dieselben unter mancherlei nichtigen Vorwänden mit Aufsagung des Gehorsams in den Feldzügen die Schande schimpflicher Flucht auf sich geladen, und den Verlust so vieler Festungen herbeigeführt. Die Feinde des Glaubens, die dieses sahen und diesen Zustand der Dinge allgemeiner Schwäche des islamitischen Volkes zuschrieben, begannen nach und nach ihre Forderungen zu vermehren, in der Absicht das helleuchtende islamitische Ei ganz zu zerbrechen (was Gott verhüten wolle!). Von Tag zu Tag ward das Uebel ärger, die Feinde umgaben uns von vier Seiten und es kam soweit, daß es zur dringendsten Pflicht ward auf Mittel zu sinnen, um mit islamitischem Eifer und unter dem Schutze unserer Religion unseren Feinden zu widerstehen. Nachdem es durch wiederholte Erfahrungen in Kriegen klar geworden, daß die Uebermacht der Feinde vorzüglich aus der Einübung ihrer Heere entspringe, so wurde schon im Kriege des Jahres 1200 (1787), und seitdem zweimal die Einrichtung eingeübter (regelmäßiger) Truppen nothgedrungen versucht, aber wegen der Bewegungen der Janitscharen, welche, selbst zu Nichts nütze, auch die neuen Truppen nicht wollten, wieder zu Nichte; durch ihre wiederholten schändlichen Thaten sind dieselben die Ursache des Unterganges einiger Padischahe gewesen, deren Geist, als die Seele der Welt, dieselbe erhält. Wiewohl wir bisher aus Rücksicht für die alte Einrichtung des Corps (Odschak) mit denselben Nachsicht gehabt, und von ihrer gewohnten Bosheit, je nach Belieben zu gehorchen oder nicht, Unglaubliches ertragen haben, so nützte dieses doch Nichts, indem die Feinde unseres Glaubens nicht müßig standen, sondern die Gelegenheit benützend, uns von allen Seiten umgaben, und (was Gott abwenden wolle!) unsere allgemeine Niederlage sannen. Dem zufolge wurden jüngst diese Betrachtungen in der Versammlung, welche an der Pforte des Mufti abgehalten worden, erwogen, und in Gegenwart der Wesire der Geehrten, und der Ulema der Gelehrten und aller Offiziere des Corps an's Licht gezogen; es wurde berathschlagt, und beim heiligen Gesetze um Entscheidung angefragt. Vermög des von Seite des erlauchten Gesetzes gegebenen edlen Fetwa, und vermög der von Allen unterschriebenen und besiegelten gerichtlichen Urkunde, wurde übereingekommen und festgesetzt: erstens, daß mit der aufrichtigen Absicht, das Wort Gottes ins Leben zu rufen, die islamitischen Heere, welche der Uebermacht und der List der Glaubensfeinde Widerstand zu leisten bestimmt sind, vor allem Religion und Gehorsam haben sollen; zweitens, daß Lehren und Lernen (das Exercitium) das einzige Mittel sey, denselben zur Vortrefflichkeit zu verhelfen, und daß also mit allgemeiner Uebereinstimmung des mohammedanischen Volkes, ohne dem alten Kanon der Janitscharen Eintrag zu thun, von jedem Regimente 150 besoldete Einzuübende (Eschkindschi) beschrieben werden sollen; daß auf diese Weise mit nothwendiger Ergreifung einer solchen dem Staatsvermögen (Beitul-mal) der Moslimen zur Last fallenden Maßregel dieselben aufgenommen werden sollen, daß dem alten Soldzettel und dem vormaligen Solde der Janitscharen Nichts abgebrochen, und daß wer immer diesem allgemeinen Beschlusse des moslimischen Volkes entgegensprechen oder handeln würde, vermög des edlen Fetwa zur Strafe gezogen werden solle. Nachdem dieses damals Allen erklärt und kund gegeben, und in der vorigen Woche unter die neu beschriebene Mannschaft Waffen und Kleider ausgetheilt worden, so haben doch so viele religiöse und gesetzliche Ermahnungen Nichts gefruchtet; sie standen in der Nacht des ersten Donnerstages im Aufruhr auf, sie überfielen die hohe Pforte und andere Oerter, plündernd und raubend, zerstückten den heiligen Koran mit Messern und verübten andere Schändlichkeiten, um durch diese Empörung ihren Widerwillen wider das Lehren und

gung und das Recitiren des alten Drama's. Solche Recitationen beschränkten sich anfangs auf die Akademien und die Paläste des Adels. Bei der allgemeinen Kenntniß der lateinischen Sprache unter den obern Ständen, die sich sogar auf Frauenzimmer erstreckte, ging dieß sehr wohl an. Die Vorstellungen in den Theatern zu Rom und Ferrara, wozu auch die niedrigsten Bürger Zutritt hatten, lassen in noch höherem Grad einen fast durchgängigen Gebrauch derselben folgern. Der Uebergang von solchen Stücken auf streng getreue, frostige Nachahmungen in der lingua volgare, wie die italienische Tochtersprache verächtlich genannt wurde, war nicht schwer. Die Sofonisbe Trissino's, die Rosmunda Rucellai's, die Orbecche, der Torismondo, erschienen nach einander. Allein selbst diese Neuerung trat nur allmälig und furchtsam auf; Poliziano's Orfeo ist, in seinen ersten Ausgaben wenigstens, und wie er wahrscheinlich zu Ferrara gegeben ward, zum Ersatz für diese gröbliche Antastung gelehrter Vorurtheile, mit lateinischen Versen zersetzt; und als diese schon lange dem besseren Geschmacke gewichen waren, herrschte der Geist, der sie erzeugt hatte, immer noch unvermindert fort. Alfieri modificirte diese Fehler allerdings, allein ihre gänzliche Ausmerzung ist einem andern Reformator und einem toleranteren Geschlechte vorbehalten.

lernen (das Exercitium) an den Tag zu legen. Sie sagten dadurch dem reinen Gesetze, den edlen Fetwas, der hohen Pforte, den gelehrten Ulema den Gehorsam auf, wandten die ihnen von der hohen Pforte zur gesetzmäßigen Einübung in die Hände gegebenen Waffen ohne Scheu wider die hohe mohammedanische Pforte, und vermaßen sich der Empörung wider den Sultan. Da dieß ihr Betragen ein vermessenes und glaubenvergessenes, so versammelten sich alsogleich die dermaligen und vormaligen Scheiche des Islams, die Wesire die Geehrten, und Ulema die Gelehrten (Gott wolle ihre Anzahl vermehren bis an den Tag des Gerichts!), die hohen Staatsbeamten und andere Pfortendiener und das mohammedanische Volk im kaiserlichen Seral, nahmen die glückumwickelte Fahne Seiner Heiligkeit des Sultans der Propheten (welcher zu ehren mit den besten Gebeten), steckten dieselbe in der Moschee Sultan Ahmeds auf, und nahmen insgesammt dahin ihren Lauf. Das ganze Volk Mohammeds und alle Rechtgläubigen kamen dort unter der Fahne des Propheten zusammen, die Ausrufer riefen von allen Seiten aus, daß sie sich in die Zuflucht der heiligen Schrift (des Korans) und des heiligen Gesetzes begeben sollen. Wiewohl nun das gesammte mohammedanische Volk, welches Glauben und Religion hat, mit Seele und Kopf dort zusammenlief, beharrte doch der Haufe der Bösewichter in dem Versammlungsorte ihrer Bosheit, und standen wider das Reich und den Glauben auf. Da sie sich erfrechten, so viele Rechtgläubige unter die Füße zu treten, so wurde vermög des edlen Gesetzes ihre Vernichtung beschlossen; die zur Ausführung derselben Bestimmten verbrannten ihre Kasernen, Gott der Allmächtige übergab sie der Gerechtigkeit des Schwertes, so daß sie den Lohn ihrer Thaten fanden. Wiewohl diese große Unthat nur das Werk einer Rotte niedriger Bösewichter zu seyn schien, so wurde doch erhärtet, daß eine Rotte von Aufwieglern und Bösegesinnten die Aufrührer von innen aus anflammten, und daß jene die Grundurheber dieses Auflaufs waren. Sie wurden mit ihren Namen verzeichnet, und fanden nach dem edlen Gesetze ihrer Thaten Lohn; Andere, welche zu dem Haufen der wirklichen Aufrührer gehörten, fanden ebenfalls die Vergeltung ihrer schlechten Bewegungen. Aus allen diesen von so langer Zeit her stattgefundenen vielfältigen Vorfällen, ist es allbekannt, daß die bei der Janitscharen-Errichtung zum Ziele gesteckte Tüchtigkeit und Unterwürfigkeit in Untauglichkeit und Schlechtigkeit ausgeartet, daß der Name der Janitscharenschaft und Kameradschaft nur ein Zufluchtsort für Bösewichte, und daß die Schlechten die Meister der Gerechten; wirklich wurden unter den Eingebrachten und Hingerichteten fünf und siebzig mit Zeichen an den Armen, und sogar mit dem Kreuze der Ungläubigen unter den Janitscharen vermischt gefunden. Da es klar, daß die Fortdauer ihres Namens zu Nichts führen und nützen würde, so ward heute vermög der einstimmigen Meinung der in der Moschee Sultan Ahmeds unter der heiligen Fahne des Propheten versammelten Scheiche des Islams, der Wesire der Geehrten, der Ulema der Gelehrten und aller Wohlwünscher des Glaubens und des Reiches, und vermög des heiligen Gesetzes, zur Wohlfahrt der Welt, der Körper der Janitscharen mit Namen und Stamm aufgehoben, und der alte Kanon derselben in neue Form geschoben. Der Name der Janitscharen wurde vernichtet und an die Stelle derselben unter dem Titel: „Siegreiches mohammedanisches Heer" eine neue für Reich und Glauben taugliche, und den Feinden im Glaubenskampfe zu widerstehen fähige Truppe errichtet. — Der Inhaber des Sandschake's Chudawendkiar, Seine Exzellenz der geehrte glückliche Wesir Husseinpascha wurde über dieselben als Seraskier bestellt, und ihm sein Standquartier an der Pforte des vormaligen Aga der Janitscharen angewiesen, welche hinführo die Pforte des Seraskerpascha heißen soll. *) Diese Truppe soll in zu erbauenden Kasernen und Wachthäusern wohnen; die Namen des Aga der Janitscharen, ihrer Staabsoffiziere und Obristen, sind alle vertilgt und vernichtet. Der letzte Janitscharenaga Mohammed ist mit Kämmererwürde zum Obriststallmeister ernannt, der Kulkiaja (erste Generallieutenant) mit der Würde eines Beglerbegs dem obgenannten Wesir Seraskier beigegeben; der Sagardschi und Ssamßundschibaschi (der zweite und dritte Generallieutenant) sind als Kämmerer angestellt worden; die übrigen Obristen aufrichtiger Gesinnungen haben Silahschorstellen erhalten. Die bisherigen Pfründner der Janitscharen werden fortan wie andere Lehensträger (Saim) in dem Dienste der hohen Pforte verwendet werden; Alle, welche von dem Corps der Janitscharen Sold und Löhnung genossen haben, sollen unter dem Schutze Seiner Majestät des Padischa hievon Nichts im Geringsten verlieren, und die ihnen gebührende lebenslängliche Vergütung erhalten. Es sollen hinführo alle Moslimen, Große und Kleine, Vornehme und Gemeine, Ulema und Soldaten, einander als Brüder betrachten, die Großen sollen der Kleinen sich erbarmen, die Kleinen sollen die Großen ehrerbietig achten, sie sollen Alle nur nach Einem Zwecke trachten, nach der Erhöhung des Wortes Gottes, welche Allen wesentliche Pflicht, und nach der Wiederbelebung des Glaubens und des Gesetzes des Propheten, welcher der Gott-Gesandten Licht.

Bei Leibe! Bei Leibe! daß Niemand das Gegentheil treibe, und Niemand soll es wagen, ein Wort dawider zu sagen; sollte es aber Einer wagen, wird ihm der Kopf abgeschlagen; mit Hülfanrufung der Leitung Gottes des Allmächtigen, ist es einstimmig beschlossen, solche Meuter mit dem Schwerte des Gesetzes zurückzustoßen; weswegen auch schon hiezu der Anfang gemacht, und in diesem Sinne nach Rumili und Anatoli in alle wohlbewahrte Provinzen des Reiches hohe Befehle erlassen worden sind. Es sollen daher die Imame aller Stadtviertel einberufen, denselben eine versiegelte Abschrift dieses Fermans übergeben, und sie angewiesen werden, denselben in den großen und kleinen Moscheen abzulesen, und Alle und Jeden gehörig zu verständigen, wie einzig und allein zur Wiedererweckung des mohammedanischen Glaubens und Reiches, zur Wohlfahrt der hohen Pforte und des islamitischen Volkes, vermög des Ausspruches der Schrift und des Gesetzes der Name der Janitscharen gänzlich aufgehoben, und an ihre Stelle die neue Truppe unter dem Titel: „Siegreiches mohammedanisches Heer" eingesetzt worden, daß Niemand Etwas

*) Diese Bestimmung des Fermans wurde nach einigen Tagen dahin abgeändert, daß die Pforte des Aga der Janitscharen zur Wohnung des Mufti bestimmt, und das alte Serai dem Seraskerpascha eingeräumt ward.

an Sold und Löhnung verlieren, gegen Vorzeigung der bisherigen Soldzettel die gehörige Vergütung erhalten solle, daß Alle, die dem Glauben und der Religion ihrer heiligen Schrift und dem Gesetze Gehorsam leisten, dankbar für diese Anordnung unter dem glorreichen Schatten Seiner Majestät des Padischah ruhig bleiben, sich nur mit guten Gebeten für den Schatten Gottes auf Erden beschäftigen sollen, daß aber diejenigen die nur ein Wort dagegen zu sagen wagten, in dieser und jener Welt der Rache und dem Verderben preisgegeben seyn würden. Indem Ihr Alles dieses schön auseinander setzt und erklärt, sollt Ihr von Seite des leuchtenden Gesetzes darauf fleißig achtgeben, und in jeder Lage das Erforderniß des edlen Gesetzes zu erfüllen Euch bestreben.

Sitten in Neapel.

Als ich in Neapel das erste Mal ausging — erzählt ein neuerer Reisender — verlor ich mein Taschenbuch, obwohl ich, vor der Gefahr gewarnt, die Vorsorge nicht vergessen hatte, dasselbe so tief als möglich in meine Tasche hinein zu drängen, und nachdem ich deren mehrere verloren hatte, fand ich, daß das einzige Mittel, es zu behalten, war, dasselbe in den Hut zu stecken. Ein Militär in bürgerlicher Tracht wurde eines Tages auf dieselbe Art bestohlen — gerade der Hauptwache gegenüber; die Schildwache bemächtigt sich des Schuldigen: „Schurke," rief der Soldat, du wagst es, meinen General zu bestehlen?" Jeder Andere hätte hundert Mal bestohlen werden können, ohne daß die Schildwache sich darum bekümmert hätte. Niemand will der Gerechtigkeit seinen Arm leihen; überhaupt steht sie mit dem Publikum nicht zum Besten. Wird ein Mord begangen, so weicht das Mitleid mit dem Ermordeten bald dem mit dem Mörder, bloß weil er die Rache des gemeinschaftlichen Feindes — der Gerechtigkeit — auf sich zieht. Man schlage einen Spitzbuben, den man in flagranti ertappt hat, braun und blau, und man wird alle Welt für sich haben; aber ganz etwas Anderes ist es, wenn man ihn auf die Wache führen wollte. Wie in China ist es hergebracht, daß die höheren Stände die niederen mit Stockschlägen bedienen. Den Tag nach meiner Ankunft durchfuhr ich mit meinem Neapolitaner, an den ich empfohlen worden war, in einem Fiaker die Stadt. Ein Lazzarone, der, die Nase in die Luft und den Mund weit aufgesperrt, seine Maccaroni verschlang, wäre beinahe von unserem Fuhrwerk unter die Räder gerissen worden und seine Gefahr machte uns zittern; mein Neapolitaner, eben so bewegt, als ich selbst, blieb indessen nicht hiebei stehen, sondern erhob aus einem rein sentimentalen Antrieb seinen Arm, und gab im Vorüberfahren dem Maulaffen mit seinem Stocke einen Schlag auf das Haupt, um ihn zu belehren, künftig mehr auf seiner Hut zu seyn. Dieß Verfahren wurde weder von dem Lazzerone noch von den Vorübergehenden übel gedeutet, die vielmehr diese kleine Aufmerksamkeit von unserer Seite und das Gefühl der Humanität, das dieselbe veranlaßt hatte, sehr zu billigen schienen. Einen Augenblick nachher fuhr der Kutscher in einer Straße, die zu eng war, um umwenden zu können, aus Unachtsamkeit bei dem Hause vorüber, wo er halten sollte; unser Freund verfehlte nicht, ihm durch einen Schlag auf die Schultern seine Meinung fühlbar zu machen; und dieß geschah, als ob es die natürlichste Sache von der Welt wäre. Kein Murren von Seite des Kutschers, der nicht einmal einen Blick auf den warf, der ihn so behandelte.

Ein Theil des Volkes aus der niederen Classe trägt indessen beständig sein Stilet, und oft sieht man diese Leute mit der Hand unter die Lumpen auf ihrer Linken fahren, wie einst ein Edelmann die Hand auf den Degengriff legte, um zu zeigen, daß er eine Beleidigung rächen würde. Die französische Armee richtete ein schreckliches Blutbad unter den Lazzaroni an, welche die tapfern Vertheidiger derselben Menschenclasse waren, von der sie ihre Stockschläge empfingen, und der größte Theil, der sich durch die Flucht rettete, wurde Straßenräuber. Die Polizei Murat's, so thätig und streng sie auch war, konnte zwar die Straßen der Hauptstadt, aber nie das Land von ihnen reinigen. Die Regierung setzte Todesstrafe darauf, ein Stilet zu tragen, und diese Strafe wurde vollzogen. Die Lazzaroni zeigten sich damals als die treuen Unterthanen „eines Königs, der sich zum Lazzarone gemacht hatte" (Ferdinand), aber sie hatten keine Lust, sich „einem Lazzarone" zu unterwerfen, „der sich zum Könige gemacht." Dieß waren die Ausdrücke, deren sie sich bedienten. Ferdinand war ungemein populär, weil er sich mit dem gemeinen Volke, das er mit sich auf gleicher Höhe der Bildung sah, vertraut machte. Bei dem Fischfang, zu welchem man ihn oft fast ganz allein gehen sah, scherzte und unterhielt er sich immer mit den Fischern, nicht aus politischer Berechnung, was man leicht bemerkt haben würde, sondern aus natürlicher Neigung. Wenn er einigen Muth und Talent gehabt hätte, würde er sich mit seinen Freunden den Lazzaroni nach Calabrien zurück gezogen haben und von dort bald mit einer disciplinirten Armee tapferer, mäßiger und seiner Sache ergebener Soldaten zurückgekehrt seyn (?). Der neue Herr, der das Volk unterjocht, die Großen geplündert, alle Welt beleidigt hatte, wurde von Niemanden geliebt. Als er die Feudalrechte abschaffte, hatte er denen, welche dieselben besaßen, Nichts als lediglich nominelle Entschädigungen verliehen, und eben so wohlfeilen Preises hatte er gewisse Zweige der Staatsrevenuen wieder an sich gebracht, die auf gesetzlichem Wege gegen baares Geld veräußert worden waren. Diese Maßregeln nebst manchen ähnlichen, so wie die unerschwinglichen Steuern, die mit der äußersten Strenge von den Grundeigenthümern beigetrieben wurden, richteten viele Leute zu Grunde. Auf der andern Seite wurde die Gerechtigkeit mit einer Unparteilichkeit und Schnelligkeit verwaltet, von denen man früher keinen Begriff hatte; und die Staatseinkünfte, an Ort und Stelle in Besoldungen wieder ausgegeben, bereicherten die niederen Stände, die indessen die letzten waren, welche sich in die neue Ordnung fügten; und während viele Adeliche den Hofstaat der Königin Caroline vergrößerten, blieb diese in den Augen der Fischer, Lazzaroni und Bauern la Moglie di Gioacchino. So waren die eigentlichen Ultras in Neapel die Sansculotten; während die mittleren Stände, Künstler, Aerzte, die Grundsätze der Revolution billigten, wenn sie auch nicht den Mißbrauch gut hießen, der mit denselben getrieben worden war.

Simond, Voyage en Italie, II, p. 99—103.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 7. 7 Januar 1829.

Ueber die gegenwärtige Lage der Republik Chile.

Von Dr. Franz Lieber in Boston.

Es ist schon nicht leicht den Faden der Begebenheiten in einem innerlich aufgeregten Lande zu behalten, auch wenn der Beobachter in demselben Welttheile lebt; wie viel schwerer ist es, sich durch das Gewirr bürgerlicher Unruhen zu finden, wenn sie ein sehr fernes Land bewegen, von welchem aus nur dann und wann die bedeutendsten Ereignisse berichtet werden, fast nie aber ihre innere Verbindung. Was weiß man von den Alpen, wenn man nur ihre höchsten Spitzen über die Nebelwolken emporragen sieht? Zu diesen Ländern gehört gewiß für einen Europäer Chile, und unsere Aufgabe ist hier ein etwas zusammenhängendes Bild der neueren Ereignisse und Volksbewegungen dieses Landes zu entwerfen. *)

Im Jahre 1826 wurde, wie sich der mit den Ereignissen des Tages fortschreitende Leser erinnern wird, Dr. Manuel Blanco Encalada provisorisch zum Präsidenten erwählt, und der Congreß beschloß die Republik nach dem Föderativ-Systeme zu organisiren. Aber schon ehe zwei Monate verstrichen waren, legte der Präsident sein Amt nieder, indem er den von Factionen zerrissenen Zustand des Landes und die Hartnäckigkeit dieser Factionen als Ursache seiner Entsagung angab. Unter andern sagte er in seiner Addresse: „Ich hoffte, daß der Congreß, lebhaft von der critischen Lage und den erschöpften Finanzen des Landes überzeugt, der executiven Gewalt mit aller nöthigen Hülfe beistehen und in voller Uebereinstimmung mit ihr, die Mittel ins Leben rufen würde, die so dringend von den Umständen verlangt werden, um nur den täglichen Bedürfnissen des Staates abhelfen zu können, weil sonst die Verlegenheiten fortdauern, die sich als sehr gefährliche Hindernisse der Regierung von dem Augenblicke ihrer Errichtung angezeigt haben. Wie der Zustand der Finanzen von jenem Tage an bis jetzt gewesen, erhellt aus den Vorstellungen der Executivgewalt an die Repräsentanten, die, so oft sie wiederholt wurden, nie die Wirkung zu hatten, welche davon erwartet werden konnte, und die gleicherweise von der Vernunft, Nothwendigkeit und einer gesunden Politik geboten wurde.

„Die Ursache, welche mich besonders zur Entsagung veranlaßt, ist die Gleichgültigkeit aller Parteien gegen die Executivgewalt, die, ohne Hülfe und Hoffnung der Willkür der öffentlichen Meinung preisgegeben, durch Klippen steuern soll, die zuletzt ihr Untergang werden müssen. Ein anderes glücklicheres Individuum, erfahrner in der Kunst, Etwas aus Nichts zu machen, als das, welches euch anredet, mag dem folgen, dessen unglückliches Schicksal es war, mit unübersteiglichen Hindernissen zu kämpfen, zu einer Zeit gefährlichen Neuerungen entgegen zu treten, zu einer andern den absurdesten Theorien den Weg zu sperren; bald die Intriguen der Factionen zu bestreiten, bald die Hitze von Leidenschaften, die weder erhaben noch edel waren, zu dämpfen."

Ein trauriges Bild von so hoher Autorität! Und in der That scheint der Finanzzustand Chile's dem der andern südamerikanischen Staaten ganz ähnlich zu seyn. Sie scheinen völlig unbekannt mit allen Grundsätzen der Staatshaushaltung, und anstatt entscheidende Maßregeln zu ergreifen, um sich einiger Maßen von den Schulden zu erleichtern, in welche sie der Krieg stürzte, sieht man sie wie die schlechtesten Hauswirthe nur Maßregeln für den Augenblick treffen, die sie tiefer und tiefer in das Elend bringen. Die Art wie Chile für die Besitzer chilesischer Obligationen in London sorgte, zeigt hinlänglich sein unheilbringendes Finanzsystem, wenn die größte Unordnung anders ein System genannt werden darf. Um die Interessen, wenn sie fällig werden, berichtigen zu können, gab die Regierung einer Handelsgesellschaft das Monopol gewisser Artikel von allgemeiner Consumtion, wofür die Gesellschaft die regelmäßige Zahlung der Interessen übernahm. Selbst unter der spanischen Regierung wäre es nicht leicht gewesen, ein solches Monopol durchzusetzen, aber unmöglich mußte dieß bei einer Regierung werden, die ihre Erhaltung, ja Existenz der öffentlichen Meinung verdankte. Die Folge kann jeder leicht berechnen. In den Händen der Regierung würde das Monopol gehässig gewesen seyn, in den Händen einiger Privatleute und Speculanten mußte es unerträglich werden. Daher kam es denn, daß die Gesellschaft, in der Besorgniß keinen Nutzen von diesem Handel mit der Regierung zu ziehen, erklärte, daß sie die Zinsen der Schuld nicht zahlen könne, wenn die Regierung ihr Privilegium nicht um Vieles ausdehnen wollte. Und da die Executivgewalt nicht

*) Die Materialien zu diesem Aufsatze wurden aus folgenden Chilesischen Zeitungen gesammelt: Telegrafo de Valparaiso, Patriota Chileno, El Verdadero Liberal, La Estrella de Chile, El Cometa, La Cola del Cometa, La Clave Extraordinaria und El Independente.

wagte, diesen Forderungen nachzugeben, so blieben die Eigenthümer der Obligationen unbezahlt, wie die Gläubiger von Peru und Colombia.

Statt eines obersten Directors, in welchem früher die ausübende Gewalt ruhte, ernannten die Chilesen, den Vereinigten Staaten Nordamerikas, dem großen Vorbilde der südlichen Republiken nachahmend, einen Präsidenten und einen Vicepräsidenten.

D. Ramon Freire, der Erdirector, wurde zum Präsidenten, und General Francisco A. Pinto zum Vicepräsidenten gewählt. Während der Congreß beschäftigt war, die Verfügungen für die projectirte Verfassung zu berathen, wurde es nöthig den Präsidenten zu installiren. Bald aber bat Freire wieder um seine Entlassung. Die Entsagung ward am 2 Mai 1827 verlesen, und an einen Ausschuß verwiesen. Am 4 erstattete dieser einen Bericht, der aber verworfen ward. Ein anderer Ausschuß berichtete am 5 zu Gunsten der Entsagung, und der Congreß beschloß, daß dem General Freire das Bedauern des gesetzgebenden Körpers über seine Abdankung ausgedrückt und er zugleich gebeten werden solle, noch so lange im Amte zu bleiben, bis dasselbe dem Vicepräsidenten regelmäßig übergeben wäre. Aber schon am 7 resignirte auch Pinto. Dieß wurde wiederum einem Ausschuß übertragen, der auf eine Reihe von Beschlüssen antrug, die ohne Debatten angenommen wurden: 1) Nachdem die Entsagung des Präsidenten angenommen sey, verlange das Gesetz, daß der Vicepräsident sein Amt übernehme; die Ursache, welche letzterer als Grund seines Wunsches gleichfalls abzudanken angebe, „daß das Land ohne Gesetze sey," sey unzulänglich; denn der Congreß habe die Gesetze, welche von den Umständen verlangt würden, zu geben. Zugleich hoffe dieser Körper, daß der Vicepräsident von der Initiative, welche der Executivgewalt zustände, Gebrauch machen werde. Pinto antwortete hierauf, daß er sich dem Wunsche der Repräsentanten unterwerfe.

Am 8 Mai wurde General Pinto wirklich installirt. Er legte den Eid ab, und ward mit der dreifarbigen Schärpe, dem Emblem der höchsten Gewalt, umgürtet. Hierauf erließ er folgende Addresse: Meine Herren, indem ich diese Schärpe umlege, fühle ich vollkommen, welche große Pflichten und Verantwortlichkeiten ich übernehme. Die schwere Last, die ich auf mich nehme, kann ich nur durch Ihren Beistand, auf den ich von nun an zuversichtlich hoffe, tragen, damit ich den gerechten Forderungen des Volkes entspreche. Sobald die Nation aufhörte sich mit dem Kriege für ihre Unabhängigkeit zu beschäftigen, richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf die Mittel, ihre Existenz als Staat zu behaupten. Daher die Unruhe in ihr, welche von Vielen falsch ausgelegt wird, die aber bei genauer Prüfung nur von dem Mangel an Gesetzen herrührt, oder von dem Widerspruche, in welchem sich die bestehenden finden. In Ihre Hände ist das Schicksal der Nation gelegt, und die Republik mit ihrer Regierung erwartet alles von der Weisheit und Redlichkeit des Congresses." Die Organisation der Regierung wurde dann durch Ernennung des Don Jose Miguel Setar zum Minister des Innern, des Don Ventura Blanco Encalada zum Staatssecretär des Schatzes, und des Don Jose Manuel Bogonno zu den Ministerien des Kriegs und der Marine vollendet.

(Fortsetzung folgt.)

Die römischen Theater.

(Fortsetzung.)

Die Komödie machte besseres Glück, aus leicht in die Augen fallenden Gründen. Schon in früher Zeit sagte sich ihre komische Muse von der Dienstbarkeit der Alten los, indem sie in dem Leben des eigenen Volkes ihre Quellen aufsuchte, und so in den Besitz des Geheimnisses kam, das ihr seitdem fast ausschließlich das Monopol der italienischen Bühne gesichert hat. Während Machiavell und seine Schule, auf der einen Seite, mit nicht geringem Glanze in ihrer Anwendung des Plautus und Terentius auf die Sitten der Mitwelt den Ruhm der alten Kunst behaupteten, errichtete die moderne Komödie in den meisten Provinzen Italiens, namentlich zu Florenz, ihrem Hauptsitz und Mittelpunkt, eine Reihe volksthümlicher Vorstellungen unter mancherlei Namen, welche, wie in England, die „Ludi" eröffneten, und die endlich mit den Commedie dell' Arte schloßen, die immer noch in den Masken und dem Pulcinell der Neueren fortleben. Diese Commedie gewannen, wie sich denken läßt, bald die Oberhand; sie sagten den Gewohnheiten, dem Temperament und der Sprache des Volkes zu; derselbe Kampf und mit denselben Resultaten, wie derjenige, welcher bereits zwischen der lateinischen und der lingua volgare statt gefunden, trat wieder ein, und in kurzer Zeit waren sie die allein bekannten Komödien auf der Bühne *). Goldoni fand sie in voller,

*) Das Lustspiel ging, wie es überall der Fall gewesen zu seyn scheint, jeder andern Art dramatischer Komposition auch in Italien vorher. Gleich dem Trauerspiel war auch jenes, wenigstens dasjenige, welches vor den Reichen und Gebildeten des Landes aufgeführt wurde, lange Zeit alla Greca und alla Romana. Terenz und Plautus wurden von den Edeldamen und den galanten Cavalieri der meisten Provinzialhöfe applaudirt, während die Aristokraten des Nordens zu den Balladenunterhaltungen der rohesten Barbarei verurtheilt waren. Der erste Versuch einer Nachahmung geschah in derselben Sprache. Sicco Polentone's Catinia im Jahr 1405 war noch in lateinischen Versen geschrieben. Ihr folgten die Cassaria, die Suppositi, die Calandria in versi sdruccioli und in versi piani, das treueste Seitenstück zu Trissino, Bentivoglio's Komödien u. s. w. Diese erste Kunstära des italienischen Lustspiels wich aber bald einer kräftigern und volksthümlichern. Die Ludi auf der einen, und die Novellen, deren die italienische Literatur eine Menge aufwies, auf der andern Seite, gaben Impuls und Stoff. Cini und Calmo, in Versen, und Ruzzante, in Prosa, bequemten sich zu den Mundarten Italiens, und gaben für diese Reformation zuerst den Ton an. Darauf folgten, mit der spanischen Herrschaft in Italien, die spanischen Neuerungen und Extravaganzen des sechszehnten Jahrhunderts. Die Arte nueva des Lopez de Vega, die Commedia di Cappa e Spada, die Commedie di dieci parti o giornate — di tre ingegni, die Atti sacramentali, allegorici, istoriali u. s. w. Von diesem Unrath reinigten der gute Geschmack und die Commedie dell' Arte das Theater; allein diese Revolution wurde erst kurz vor den Zeiten Goldoni's vollendet.

langgewohnter Herrschaft und suchte ihnen bald durch List, bald durch offene Gewalt den Zepter zu entreißen. Allein er besaß mehr den Ehrgeiz, als die Talente eines Reformaters. Der Sieg war nur theilweise und mehr den Opfern zuzuschreiben, welche er dem herrschenden Geschmack bringen mußte, als der Ueberlegenheit seines Geistes und Prinzips. Goldoni bildet weit mehr das Mittelglied zweier Schulen als den Anfang einer neuen. Seine Neuerungen sind furchtsam und schwach. Es ist nichts Besseres in seiner ganzen Encyklopädie (wie seine dreißig Bände Komödien wohl genannt werden können) als die venetianischen Lustspiele, welche sich von den gewöhnlichen Commedie dell' arte durch nichts als den Umstand unterscheiden, daß sie geschrieben wurden, statt der Improvisationsgabe der Schauspieler überlassen zu seyn. Eben diese Aehnlichkeit trug jedoch viel zu seiner spätern Popularität bei. Der Uebergang war erleichtert, die Opposition vergleichungsweise neutralisirt; und weder die alte Vorliebe des Volks, noch die Sarkasmen Gozzi's — der gewisser Maßen der Alfieri der komischen Bühne war — konnten verhindern, daß bald nach seinem Tode das neue Regime fast allgemein angenommen wurde.

Goldoni's Schule kann jetzt als die einzig anerkannte Komödie in Italien betrachtet werden. Er hat, mit sehr verschiedenem Ruf, eine Schaar Lustspieldichter minorum gentium nach sich gezogen. Rossi hat einige gefällige und noch mehr wässerige Scenen mit wenig oder keiner Intrigue, aber keine Komödie geschrieben. Giraud ist in das Grillenhafte, Ausgelassene, in die Farce verfallen. Nota ist vornehm und unzufrieden und sucht seinem Lustspiel eine gewisse stattliche, höfische Haltung und Würde zu geben — was aber fast unmöglich wird, wenigstens bei den gegenwärtigen Sitten und Gewohnheiten in Italien, wo es keine Salons, keine anspruchsvollen großen Herrn und Damen zum Porträtiren giebt. Allein bei all diesen Schattirungen bleiben, wie sehr auch das chiaroscuro differiren mag, der Umriß und das Colorit wesentlich dieselben. Das italienische Lustspiel macht nicht, wie das spanische, großen Anspruch auf Verwicklung, noch bietet es das spitzige, abgeschliffene Gladiatorenspiel des französischen Theaters, das alle conventionellen Absurditäten und Glanzpartien eines geschraubten, künstlichen Zustands der Gesittung und Gesellschaft in Sarkasmen, Stichworte und Epigramme zwängt. Obgleich derselben Wurzel entwachsen, unterscheidet es sich wesentlich von andern Zweigen derselben Familie; es ist eine bloße Copie, mit allen Vortheilen und Nachtheilen des treuen Ausdrucks bald der Extravaganzen, bald der Alltäglichkeiten der Menschennatur. Die Dinge werden, wie man sie findet, von der Straße auf die Bühne genommen und zusammengestellt. Da ist kein Zusatz von Schärfe, Kunst, Ueberraschung oder auch nur Färbung (die Maskenkomödien ausgenommen) in einem ihrer Dialogen; die ganz vis comica spricht aus dem Charakter selbst, ein Pinselstrich folgt dem andern in der Handlung; der Humor liegt in dem haut relief des Contrasts, der ganze Erfolg hängt von der ursprünglichen guten oder schlechten Wahl des Gegenstandes ab. Die Italiener sind durchaus kein verwöhntes Völkchen; besonders wenn es sich bloß um die Nebensachen der Composition handelt, aber bei aller Voraussetzung eines guten Theils bonhommie in ihrer Kritik kann man sich nicht genug wundern, wie sie es aushalten, bei drei Homilien, wie Goldoni's Pamela, oder andern ähnlichen Jeremiaden sitzen zu bleiben. Selbst in ihrer Gravität liegt hier ein verstecktes Lachen, ein subrisus des Humor's, der sie, sollte man denken, etwas ungeduldiger und weniger gutmüthig machen müßte. Allein in den Florentini zu Neapel, und mitten unter den zahlreichen Zuhörern während einer ergiebigen Schauspielzeit in jener lebensfrohen Stadt ward ich wider Willen genöthigt, meine Meinung zu ändern.

Die Mehrzahl der Italiener ist jedoch nicht einmal von so feinem Geschmack. Auf allen ihren Provinzialtheatern, und in einigen ihrer Hauptstädte hat das unerträglichste Gewäsch Goldoni's und Alfieri's Stücke verdrängt. In dem Lustspiel ist jetzt selbst Giraud eine Seltenheit; statt seiner wird man mit einem Windbeutel wie Panza d'oro regalirt; und in dem Trauerspiel (wenn ich diesen Namen profaniren darf) werden jammervolle Gedichte, wie die Commedies Larmoyantes, und erbärmliche Prosa der schlechtesten deutschen Sentimentalisten aufgetischt. Die eigentlichen deliciae des römischen Volks, die auch auf dem Lande alles Andere ausstechen, sind seine Räubermelodramen, von weiß Gott wem, welche mit der seltsamsten Inconsequenz eine Regierung gestattet, deren Arm beständig zur Unterdrückung der Räuberei ausgestreckt ist, und welche mit täuschender Treue den causes célèbres, welche fast jeden Tag unter ihren Augen vorfallen, nachcopirt sind. Welch' lehrreiche Lectionen dieß für die Jugend seyn müssen! Und doch erinnere ich mich in einer Stadt unweit Rom, dem Sitz eines Delegaten, die verführerischeste Vorstellung der Art gesehen zu haben. Niemand dachte an das Unschickliche und Anstößige derselben. Der Gouverneur war gegenwärtig und das Volk applaudirte. Monsignore hatte den ganzen Morgen damit zugebracht, einige anstößige Worte in einer neuen Oper mit dem Rothstift auszustreichen. Ich traf ihn nach dem Theater und er beklagte sich bitterlich über diese Arietta's, bei denen man immer und immer das „da capo! da capo!“ wiederholen hörte.

(Schluß folgt.)

Briefe aus der Westwelt.

(Fortsetzung der Uebersicht der neuesten engl. Literatur in Num. 1 und 2.)

Carne's Briefe aus dem Orient (Letters from the East), welche mit Recht in Deutschland wie in England so allgemeinen Beifall fanden, haben einem Amerikaner, Hall, die Veranlassung gegeben, ähnliche „Briefe aus dem Westen“ zu schreiben, die jetzt (unter dem Titel Letters from the West, containing Sketches of Scenery, Manners and Customs and Anecdota connected with the first Settlements of the Western Sections of the United States by the Hon. Judge Hall) in London bei Colburn erschienen sind, und wenn auch nicht gleiches Interesse mit ihrem Vorbild, doch vollkommen das eines Romans haben, dessen Held seine eigene Geschichte erzählt und sich dabei alle mögliche Mühe giebt, seine Zuhörer in guter Laune zu erhalten. Daß man über den Verfasser eben so oft und öfter lacht, als über seine Scherze, liegt in

der Art solcher Bemühungen; Characterzüge wie der folgende halten indeß für ein Dutzend gesuchter Witze und sentimentaler Naturschilderungen schadlos.

Als ich von einer meiner Excursionen zurückkehrte, wurde ich von der Nacht überfallen und fand meinen Weg durch einen tiefen Arm des Flusses abgeschnitten, der, mit Buschwerk und Holzblöcken bedeckt, nicht füglich zu durchschwimmen war. Da ich auf dem jenseitigen Ufer ein Haus sah, rief ich um Beistand. Ein halbnackter, nicht besonders gut aussehender Bursche kam herab und führte mich, nachdem er mit vieler Mühe einen Kahn aus dem Flusse geholt hatte, über. Ich folgte ihm in seine Wohnung: eine elende Hütte, die aus einem einzigen Gemach bestand, aus Holzstämmen zusammengeblockt und eine Hausgenossenschaft von sieben oder acht Seelen enthaltend. Nachdem ich eine Schale Milch geleert hatte, die ich mir eigentlich nur geben ließ, um einen Vorwand zu haben, den Mann etwas reichlicher für seine Mühe zu entschädigen, fragte ich, wieviel er Fahrgeld von mir verlange. Er antwortete gutmüthig: er nehme nie Geld dafür, wenn er einem Reisenden auf diese Weise helfen könne. „So laßt mich euch also für eure Milch bezahlen." — Ich verkaufe nie Milch. — „Aber, erwiederte ich in ihn dringend, ich möchte euch gern bezahlen; ich habe Geld genug." — Gut, sagte er, und ich habe Milch genug, so geht es uns also einem, wie dem andern. Ich habe eben so gut das Recht, euch meine Milch zu geben, als ihr mir euer Geld.

Der Jäger am Missuri.

Die ersten Vorläufer der Civilisation in den noch unangebauten Gegenden von Nordamerika sind die „Trapper," kühne Wildfänge, die, zu größeren oder kleineren Gesellschaften vereinigt, unter einem selbstgewählten Anführer sich oft mehrere hundert Meilen weit in die Urwälder des Westens hinauswagen, und auf diesen Excursionen Nahrung und Kleidung — wie der Verfasser der Briefe aus dem Westen sich ausdrückt — aus dem reichen Waarenlager der Natur, d. h. lediglich von dem Ertrage der Jagd ziehen. Ein oder zwei Jäger gehen voran, um das Wild aufzuspüren, damit sie nicht zuweilen sich, ohne zu Nacht gegessen zu haben, niederlegen müssen.

Bei einer solchen Partie war dieß Geschäft Hugh Glaß übertragen worden, der für einen der besten Schützen der Gesellschaft galt. Er war eine kurze Strecke voraus und brach seinen Weg durch das Dickicht, als eine weiße Bärin, die sich in dem Sand gelagert hatte, plötzlich kaum drei Schritte vor ihm auffuhr und ehe er den Hahn spannen oder den Rückzug antreten konnte, ihn bei der Brust ergriff und hoch vom Boden empor hob, wieder auf die Erde warf, ein Stück Fleisch aus seinem Arm riß und sich damit zu ihren Jungen begab, die in der Nähe waren, um sie aufzufordern, ihrem Beispiel zu folgen. Glaß machte jetzt einen Versuch zu entkommen, aber die Bärin kehrte sogleich mit Verstärkung zurück und faßte ihn bei der Schulter. Auch sein Arm ward schrecklich zerfleischt und sein Hinterkopf schwer verwundet. Die Jungen wurden verhindert, an diesen Angriff Theil zu nehmen, indem einer der Gesellschaft zur Rettung seines Cameraden vorsprang. Der neue Ankömmling wurde indessen selbst durch eines der Jungen in den Fluß zurück gedrängt, wo er, bis zur Mitte seines Leibes im Wasser stehend, seinem Feinde einen tödtlichen Schuß beibrachte, oder — um uns seiner eignen Sprache zu bedienen — auf den Pelz brannte. Mittlerweile kam die ganze Gesellschaft heran, und sieben oder acht wohlgezielte Schüsse machten den Feindseligkeiten ein Ende, indem sie den Bären über seinem blutenden Opfer zu Boden fällten. Glaß ward so aus den Klauen des wüthenden Thieres gerettet, aber seine Lage blieb deshalb nichts weniger als beneidenswerth. Er hatte mehrere gefährliche Wunden empfangen, sein ganzer Leib war zerrissen und verstümmelt und er lag in entsetzlichen Qualen in seinem Blute. Dem Leidenden chirurgische Hülfe zu verschaffen, war unmöglich, eben so ihn von der Stelle zu bringen, da jede Erschütterung in diesem Zustande sein gewisser Tod zu seyn schien, und die Sicherheit der Gesellschaft, die sich jetzt in dem Gebiete feindlicher Indianer befand, von der Schnelligkeit ihrer Bewegungen abhing. Unter diesen Umständen vermochte Major Henry, der Führer der Partie, zwei seiner Begleiter bei dem Verwundeten zurück zu bleiben, bis er verschieden seyn, oder sich hinlänglich erholt haben würde, um sich nach einer der Handelsfactoreien in dieser Gegend bringen zu lassen. Sie hielten bei ihrem Pflegebefohlenen fünf Tage aus, worauf sie, in der Meinung, daß seine Herstellung unmöglich sey, ihn grausam verließen und seine Flinte, Patrontasche und alle Vorräthe mit sich nahmen und ihm nicht einmal die Mittel, sich ein Feuer anzumachen, zurückließen. Die Elenden folgten der Spur ihrer Freunde und berichteten, als sie dieselben erreicht hatten, Glaß sey an seinen Wunden gestorben und sie hätten ihn auf die best mögliche Weise beerdigt. Zum Beweise der Wahrheit zeigten sie seine Effecten vor und fanden daher leicht für ihr Vorgeben Glauben. — Der arme Glaß war indessen noch keineswegs verblichen und auch nicht Willens, ohne einen verzweifelten Kampf, es dem Tode gewonnen zu geben. Als er sich verlassen fand, kroch er mühsam zu einer Quelle, die zum Glück nur zehn Schritte weit von ihm aus dem Boden rieselte. Hier lag er zehn Tage und fristete sein Leben durch Kirschen, die über den Bach hingen, und grains de boeufs, oder Ochsenbeeren, die sich in dem Bereich seiner Hand fanden. Nachdem allmälig seine Kraft sich wieder etwas vermehrt hatte, beschloß er sich in der Richtung gegen das Fort Kiawa fortzuschleppen, eine Handelsfactorei am Missuri, die ungefähr dreihundert und fünfzig englische Meilen entfernt war. Es erforderte keinen geringen Grad von Energie, einen solchen Weg durch ein feindliches Land ohne Feuergewehr, auf Händen und Füßen kriechend, zurückzulegen, während er noch kaum seine Glieder regen konnte und keine anderen Subsistenzmittel hatte, als die wilden Beeren, die er von Zeit zu Zeit fand. Eines Tages hatte er das gute Glück, auf eine Anzahl Wölfe zu stoßen, die eben ein Büffelkalb zerrissen hatten. Er verscheuchte die wilden Bestien und bemächtigte sich ihrer Beute, von der er einen Theil sogleich verzehrte. Mit unerschöpflicher Ausdauer fuhr er fort auf diese Weise weiter zu kriechen, bis er nach vielen Wochen wirklich das Fort erreichte.

Theater zu Sidney.

Wie sehr der Wohlstand der englischen Colonien in Australien im Zunehmen ist, kann man daraus schließen, daß zu Sidney in Neusüdwales bereits ein Theater projectirt wird, das zwei Reihen Logen und ein geräumiges Parterre haben und acht- bis neunhundert Personen fassen soll. Asiatic Journal, Dec.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 8. 8 Januar 1829.

Ueber die gegenwärtige Lage der Republik Chile.

(Fortsetzung.)

Chile fürchtete Nichts von den Feindseligkeiten mit Spanien und stand in Freundschaft mit den andern Staaten America's. Ja, der Sturz der peruanischen Verfassung Bolivar's erlöste die Chilesen von beständiger Angst wegen des gefährlichen Nachbars und vermochte sie, sich der neuen Regierung in Peru desto fester anzuschließen. So lange Bolivar in Lima war, blieb Chile die Zuflucht der unzufriedenen Peruaner, und konnte sich keinen Augenblick vor den weitstrebenden Planen Bolivar's sicher fühlen. Während so Chile im Innern etwas consolidirt ward, fuhren die Indianer fort den Süden der Republik zu beunruhigen. Die Wilden wurden von Mariloan, Pincheira und andern Führern der royalistischen Partei angeführt, welche sich, als die Republicaner in Chile die Oberhand gewannen, zu den Wilden begaben und die abscheulichste Räuberei und Plünderung mit dem Namen „Krieg für den König" belegten; indeß wurden sie von den chilischen Truppen doch so bedrängt, daß sich mehrere zu Vergleichen erboten.

Die große Frage, welche Chile während dieser Periode im Innern bewegte, ist dieselbe, welche mehr oder minder alle neue Staaten Südamerica's erschüttert, und dieselbe, welche auch eine Zeitlang in der französischen Republik vieles Blutvergießen verursachte, die Frage, ob eine Bundes- oder eine Centralregierung die beste sey. Woher dieser unglückliche Zwist in allen neuen Republiken, die aus großen Monarchien hervorgehen, entsteht, ist leicht zu erklären. Wenn die Monarchie gestürzt ist, will die eine Hälfte der Nation weiter in der Befreiung gehen, indem sie glaubt, daß der Sturz des Monarchen nicht hinreiche; auch in einer Centralregierung erblickt sie nur ein Ueberbleibsel der Tyrannei. Die Bürger von Massachusetts z. B. widersetzten sich aus diesem Grunde lange Zeit der Annahme der Union. Rhode-Island trat wie bekannt erst im Mai 1790 der Bundesverfassung von 1787 an. Auf der andern Seite erzeugt sich immer sogleich eine Partei, welche theils aus denen besteht, die aufrichtig eine starke und feste Regierung wünschen, befürchtend, daß ein Föderativsystem nur lähme, theils aus den ehrgeizigen Mitgliedern der Administration, die natürlich lieber über eine ungetheilte große Republik regieren, als ihre Macht durch ein Föderativsystem zersplittert sehen. Auf der andern Seite ist es die kleinliche Ehrsucht, zu welcher sich Cäsar bekannte, lieber der Erste im Dorf als der Zweite in Rom zu seyn, die immer in aufgelösten oder schwachen Staaten einzelne Provinzen veranlassen wird, sich abzusondern. Wieviel unglückliche Beispiele dieser Art hat nicht die deutsche Reichsgeschichte aufzuweisen! Es ist mit Fürsten und Nationen hierin derselbe Fall. Was damals bei den deutschen Reichsfürsten geschah, wiederholt sich nun in ganz Südamerica.

Als der Congreß von 1826 beschloß, die Verfassung nach föderativen Grundsätzen zu modificiren, errichtete er Provinzialversammlungen, deren Geschäft es seyn sollte, das Grundgesetz zu ratifiziren, welches ihnen, als den unmittelbaren Repräsentanten des Volkes, der Congreß vorschlagen würde. Aber gerade diese Versammlungen haben durch Anmaßung von Rechten, die ihnen nicht zustanden, und durch Erhebung von Debatten über das Grundgesetz, noch ehe es ihnen vorgelegt wurde, viel Unheil angerichtet.

Die Versammlungen von Santiago, Concepcion und Coquimbo protestirten im Voraus gegen jede Föderativverfassung. Zugleich beschloß aber die Versammlung von Santiago, daß kein Gesetz des Congresses in ihrem Bezirk gelten sollte, ehe es ihre Zustimmung erhalten hätte. So setzte sie sich in Widerspruch mit sich selbst. Die Versammlung von Colchagua bemächtigte sich der öffentlichen Gelder, welche die Provinz für die Nationalregierung beigesteuert hatte und verwandte sie nach eigenem Gutdünken. Die Auflösung dieser Versammlungen wäre der erste und unerläßliche Schritt zur Ordnung. Aber auch dieß würde von nicht bedeutender Wirkung seyn, wenn nicht überhaupt die Idee eines Föderativsystems fortan aufgegeben würde.

Die, welche für eine Bundesregierung sind, und von denen es Viele gewiß ehrlich meinen, sagen, daß obgleich eine Centralregierung einfacher, stärker und besser sey, um politische Unruhen zu unterdrücken oder ihnen vorzubeugen, so könne es nicht fehlen, daß sich bald die Interessen der Regierung von denen der Nation trennten, und somit wäre dann schon der erste Schritt zu schnell folgender Tyrannei gethan. Eine Centralregierung sammle alle Schätze und entziehe sie den Provinzen; sie suche Glanz und verführe dadurch den Ehrgeiz und die Talente des Landes, sich ihr zuzuwenden und um ihre Gunst zu buhlen. Die Provinzen würden dadurch nicht nur des Geldes, sondern auch der Talente beraubt. Alle Vortheile der Regierung, sagen sie ferner, fallen

besonders auf die der Hauptstadt zunächstgelegenen Provinzen, wogegen die entferntern immer zu kurz kämen. Daß aber diese Theorie weit weniger Anwendung in Chile als in großen volkreichen Staaten findet, wird aus der Beleuchtung dessen erhellen, was die Gegner dieser Partei anführen.

Chile ist ein ungetheilter Staat, der ungefähr eine Million Einwohner zählt, und bis jetzt noch nicht im Stande war eine Administration zu unterhalten. Seine neue Organisation hat keine Aehnlichkeit mit jener der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die doch immer von den Föderalisten als Beispiel aufgestellt werden. Der Segen und das glückliche Gedeihen der Vereinigten Staaten ist ein unglückliches Beispiel für diese Leute; denn sie sehen wohl nach dem köstlichen Waizen, fragen aber nicht, auf welchem Boden, mit welchen Pflügen und von welchen Arbeitern er gebaut ist. In den Vereinigten Staaten hatten von jeher, so lange sie englische Colonien waren, getrennte Staaten, mit ihrer eigenen Gerichtsbarkeit, eigenen Gesetzgebung und eigenen Gouverneurs existirt; und so eifersüchtig waren schon die ersten Ansiedler der Colonie auf die Selbstständigkeit ihrer Staaten, daß schon unter Karl II die Bewohner von Massachusetts nur sehr schwer überredet werden konnten, im Namen des Königs Recht zu pflegen. Hier mußte eine föderative Verfassung Einheit hervorbringen. Aber in Chile, wo das Regierungssystem ein Königreich, eine Präsidentschaft oder Capitänschaft war, kann Föderation blos Uneinigkeit erzeugen. Vielleicht ließe sich das Beispiel der Vereinigten Staaten von Nordamerika für ein Föderativsystem aller Republiken Südamerika's aufstellen, wenigstens mit größerem Recht, als für die einzelnen Staaten. In Chile eine Bundesregierung einführen wollen, hieße Nichts als ein Ganzes zerstückeln, und Anarchie einführen, die entweder lange dauern würde — wenn die Theile zu schwach wären, kräftig gegeneinander zu handeln — oder bald damit enden würde, daß sich ein geschickter Krieger zum Herrn der Regierung machte. Die Elemente einer Bundesregierung fehlen in Chile ganz und gar. Die Provinzen sind weder an Größe, Bevölkerung und Einkünften gleich, noch haben sie eine hinreichende Anzahl von freien Bürgern (Freeholders) oder unterrichteten Leuten, noch sind sie an diese Trennung gewöhnt. Eben so wenig könnten die nöthigen Provinzialinteressen in Chile existiren, ohne eine Reihe von engherzigen, kleinen Politikern zu erschaffen, die genöthigt seyn würden, ihre Unterstützung in persönlichen oder Familienvorurtheilen oder in örtlichen Erbitterungen zu suchen. Wie ganz anders ist es in den Vereinigten Staaten, wo jeder Staat ein wohlgeordnetes und organisches Ganze in sich ist. Die Folge in Chile würde Unordnung, Haß und Schwäche seyn, statt daß die Vereinigten Staaten „E pluribus unum" bilden.

(Schluß folgt.)

Die römischen Theater.

(Schluß.)

Der einzige Ort, wo man das ächte Drama Italiens in einiger Vollendung zu sehen bekommt, ist Florenz, und da und dort Privattheater, deren es — zur Ehre des italienischen Adels — in den cultivirten Provinzen Italiens immer noch eine Menge giebt. So sah ich die Myrrha, den Orestes, den Philipp, den Saul, den Agamemnon, und viele andere der besten Stücke Alfieri's und fast das ganze Theater Goldoni's, Nota's und Giraud's aufführen. Die allgemeine Leidenschaft, welche diese Nation durch alle Stände für diese Art von Unterhaltung hat, und ich setze hinzu, das Talent und der Sinn, hauptsächlich für die Komödie, die sich überall, selbst unter den niedrigsten Klassen zeigen, ist buchstäblich unbegreiflich. Ich war Zeuge, wie in einer kleinen Stadt von nicht mehr als zehn Tausend Einwohnern neben zwei öffentlichen, zwei Privattheater in den Häusern des Adels wechselsweise Lustspiele, Trauerspiele und Opern mit einem Geschik und einer Kenntniß des Drama aufführten, die man sonst selten auf öffentlichen Bühnen findet. Bei einer andern Gelegenheit hatte ich in einem kleinen Dorfe in demselben Theil der römischen Staaten, das Glück, der Vorstellung mehrerer der besten Stücke Goldoni's beizuwohnen, die von einer Gesellschaft von Bäckern, Fleischern, Zimmerleuten u. s. w. des Orts, unter der unmittelbaren Aufsicht und Leitung des Apothekers gegeben wurden. Die große Mehrzahl der Acteurs war nie über ihren Ortsbezirk hinausgekommen, und keiner hatte, ich bin es überzeugt, jemals ein regelmäßiges Theater betreten. In den Hauptstädten tritt dieser Sinn für die Bühne noch glänzender hervor; die Privattheater von Mailand, Florenz und Neapel sind berühmt. Alfieri spricht in seinen Memoiren mit einigem Lob selbst von denen zu Rom. Dieselbe Leidenschaft, welche der Pracht und Ueppigkeit ihrer Väter so viel Anmuth und Würde verlieh, lebt noch in den eleganten Vergnügungen ihrer Abkömmlinge fort. Der Glanz, womit König Oedipus in dem Hause eines der geistreichsten Edelleute zu Bologna aufgeführt wurde, hätte den Hallen Leo's, Lorenzo's, oder den Gärten der Rialier, oder Rucellai's Ehre gemacht. Das Trauerspiel war von dem Marchese selbst mit dem glücklichsten Erfolge übertragen worden, und wurde mit den kostbarsten Decorationen, der Musik und den Accompagnemens auf dessen Kosten gegeben. Diese betrugen 2500 Kronen, und in der ersten Scene (einer der glänzendsten, von denen ich je in Italien Zeuge war) traten nicht weniger als vierhundert Personen zugleich auf der Bühne auf. Den Einfluß dieser Liebhabereien kann man sich leicht denken; man findet keine Trinkgelage, keine Fuchsjagden, keine Klubbs, — mit Einem Wort keine Langweile in Italien.

Die Qualität des dramatischen Talents steht jedoch in diesem Lande in keinem Vergleich mit der Quantität. Man sieht ein gut Theil davon überall, aber nirgends von dem ersten Rang; was gewiß mehr der Nichtbeschätzung desselben als einem Mangel in der Organisation des Volks zur Last fällt. Zu der Komödie sind die Elemente rings umher in Menge zu finden; auch in der Tragödie hat das Vaterland der Catalani und Pasta einen genügenden Beweis seiner höchsten Bildungsfähigkeit für alle Fächer der dramatischen Production gegeben. Und doch weiß ich nicht, wie es kommt, daß diese Kräfte, im Augenblik wenigstens, beinah zu schlummern scheinen. Die beiden einzigen tragischen Schauspieler von einigem Ver-

dienst, welche ich mich erinnere gesehen zu haben, waren Lombardi und die Internari. Lombardi ist, wie die Franzosen sagen würden „très bien constitué.“ Er hat eine sehr günstige Organisation für das Drama; Größe, Gesichtsbildung, Gestalt, Alles vereinigt sich, ihn zum Repräsentanten conzentrirter, gebieterischer Leidenschaft zu machen. Seine Stimme ist tief und fest, erhaben und voll Modulation, von kühnem und ungestümem Aufschwung. Sein Geberdenspiel ist großartig und ausdrucksvoll, außer in den wildern Ausbrüchen der Leidenschaft; hier stürmt es regellos daher, wie es bei den meisten seiner Landsleute der Fall ist; allein es ist so frisch ausgeprägt, wie neugeschlagen Metall. Lombardi ist der Abgott der Bühne und ihrer Bewunderer und blieb nicht ohne seinen gehörigen Theil von belles passions unter den fürstlichen Zirkeln in Italien. Die Internari steht dem Aeußeren ihrer Kunst nach weit unter ihm; obgleich eine hohe, tragische Gestalt, ist sie plump und entbehrt der Grazie; das Gepräg ihres Geschlechts scheint in ihrem Wesem beinah verwischt, sie ist oft nur eine schlechte Spezies von einem Mann. Ein Zufall hat diese Mängel noch gesteigert; ein Theil ihrer Züge ist entstellt; der Uebelstand ist auffallend genug, und ihn zu besiegen, bedarf es dramatischer Vorzüge des ersten Rangs; aber gerade diese Vorzüge des ersten Rangs entwickelt die Internari nicht selten. Ich sah sie in des Duca di Ventignano's Medea, einem Stück und einer Rolle, wozu sie besonders geeignet scheint. Das ganze Schauspiel ist auf die Rolle der Medea berechnet. Jason, eine so unbehülfliche Personage, wie der fromme Aeneas selbst (auch in seiner Art ein Stück von einem Jason) bildet kaum die Folie; Medea ist es, die dem Ganzen Haltung und Leben giebt. Der Stil ist alfierisch — ernst, und auf hohem Kothurn einherschreitend; die Rede bündig und bitter; keine Verwicklung, kein Charakter; auf und nieder schießende Blitzstrahlen trotziger Leidenschaft, Scenen voll Entsetzen, überwältigende Katastrophen, welche für die vorangegangene Leerheit und Geschmacklosigkeit reichlichen Ersatz geben. In jenen macht die Internari oft wundervollen Effect. Ihre physischen Mängel vergißt man über der Größe und der Allgewalt ihrer geistigen Natur. Ich sah Mademoiselle Duchesnois in einer der letzten Scenen von Ducis Hamlet einen gleich wunderbaren Eindruck hervorbringen. Allein in der letzten Scene übertraf die Internari sich selbst; Medea hatte sich entfernt; — eine furchtbare Pause erfolgte; plötzlich flogen die Thürflügel der Kammer auf, wo ihre ermordeten Kinder in ihrem Blute lagen. Medea tritt mit dem blutigen Stahl in der Hand über sie daher; ein einziger Blick, wenige Worte, die in wirrem Ungestüm beinah ohne Absicht oder Willen ihren Lippen entflohen, verriethen die finstere Seelenmacht, das verzweiflungsvolle Entsetzen, das sich ihrer bemächtigt hatte. Die Tragödie war zu Ende — der Vorhang fiel; beide, Dichter und Schauspieler, hatten den höchsten Triumph ihrer Kunst gefeiert.

Dieß sind jedoch seltene Erscheinungen, und vermögen nicht, der allgemeinen Mittelmäßigkeit *) höheres Leben einzuhauchen. Bei einem solchen Mangel höheren Talents wendet sich der Römer lieber zu minder kostspieligen oder mindere geistige Anstrengung erfordernden Belustigungen. In einem dieser Surrogate, das ich beinah zu erwähnen vergessen hätte, thut es ihm Niemand gleich — ich meine die Marionetten oder Fantocini. Sie sind, was der Harlekin zu Venedig, und die beliebte Pulcinella zu Neapel ist. Die Figuren sind, was den Mechanismus betrifft, unnachahmbar; aber die Hauptvorzüge der Aufführung bestehen in der Compositon. Sie sind eine vortreffliche Miniatur der Commedie dell' Arte, eine fortgeführte improvisazione. Der Elenco oder das Skelett des Stücks ist gegeben; die Details werden je nach dem Genie des Dirigenten der Maschine, oft nach den Zwiegesprächen unter den Zuschauern, und immer nach der Aufregung und Inspiration des Augenblicks bestimmt. Sie sind insgemein ernst-komisch oder burlesk, eine Art von Schöpfungen, wie sie nur unter Pulci's Pinsel in einer seiner tollsten Stimmungen entstehen mochten. Dieser Kunstsinn scheint von Florenz eingewandert, und von Pasquin zur Reife gebildet zu seyn. Die chronique scandaleuse des Tages wird mit einer diabolischen Schalkseinfalt, mit so leis angedeuteten, von so unbeschreiblichen, unübertragbaren Nichtigkeiten zersetzten Zügen aufgefaßt und dem Stücke einverleibt, daß ihm keine Regierung etwas anhaben und es doch Jedermann vollkommen gut verstehen kann. Ich wohnte bei einer dieser Gelegenheiten der „tragischen Geschichte des Nero“ bei; des Kaisers Grausamkeiten, Häßlichkeit, Verworfenheit und unglücklicher Tod wurden aufgeführt. Die Historie war, wie das Programm besagte, „molto flebile!“ die Ausführung aber so kostbar, daß sie ein schallendes Gelächter unterhielt. Das ganze Teatro Fiano war in Aufruhr; Fürst und Landmann nebeneinander gestellt, dieselbe drollige Witzrede an beide gerichtet, und beide schienen, zum Aergerniß aller wahren Aristokratie, sie vollkommen gut aufzufassen und zu verstehen.

Ueberhaupt hatte Rom damals beinah kein Theater, — eine Art Tragödie — eine erbärmliche Oper — vielleicht eine Komödie — einen Schwall von Farcen, und als Ersatz und Surrogat für Alles, Morgens seine Prozessionen und am Abend seine Fantocini.

Uebersicht der neuesten Weltereignisse außer Europa.

Während der Kampf im Osten noch immer den Frieden von Europa bedroht, stehen den Völkern außerhalb dieses Welttheiles vielleicht nicht geringere Erschütterungen bevor.

---

*) Davon liegt, wie die Vertheidiger der italienischen Bühne sagen, die Schuld in der Menge der Competenten (Gozzi, Tom. I Rag.), in der unverhältnißmäßigen Belohnung, dem Mangel an Studium und Anweisung u. s. w., das Factum aber ist unbestreitbar und wird nirgends so sehr, als in Rom gefühlt. Pasquin gab in seiner bekannten schneidenden Manier die beste Kritik über diese Schauspielergesellschaften:

„Prima Donna . . . . da letto.
Tenore . . . . da gabinetto.
Buffo . . . . da cataletto.
Impresario . . . . da cavaletto.
E tutto questo . . . . per un papetto!“

In America ist der Grenzstreit zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten noch immer nicht beigelegt; und während die Americaner auf dem streitigen District Forts und Niederlassungen anlegen, läßt die englische Provincialregierung Bewohner desselben durch ihre Gerichte verhaften und nach englischem Recht verurtheilen. In Niedercanada dauert die durch zweckwidrige und gewaltthätige Maßregeln des vorigen englischen Gouverneurs erregte Mißstimmung der französischen Einwohner fort; das Colonialparlament, das seiner Widersetzlichkeit wegen aufgelöst worden war, ist aufs Neue (auf den 21 November d. v. J.) zusammenberufen worden, ohne daß in diesem Jahre von demselben größere Willfährigkeit zu erwarten wäre, als in allen früheren.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerica scheint der Sieg des kriegerischen Greises Jackson über seinen gewandteren aber weniger populären Mitbewerber Adams bei der Präsidentenwahl entschieden, und die aristokratischen Blätter verbreiten lächerliche Besorgnisse über die herrschsüchtigen Plane eines Mannes, der, von der Demokratie allein gehoben, vielleicht ihr Wortführer, aber nie ihr Meister werden kann.

In Mexico hat die Wahl Pedraza's, des Hauptes der Escoceses, zum Präsidenten den eben erst erloschenen Bürgerkrieg auf's Neue entflammt. Don Antonio Lopez de Santa Ana, Vicegouverneur von Veracruz, ein entschiedener, aber überspannter Republicaner, ergriff, als die Nachricht von der Wahl Pedraza's einging, die Waffen, bemächtigte sich der Festung Perote und des wichtigen Passes Puente Nacional (Real) auf der Straße von Mexico nach Veracruz, und erließ einen Aufruf an alle Freunde des Vaterlandes, sich ihm anzuschließen, um die Wahl des patriotischen Guerrero anstatt des Aristokraten Pedraza zu erzwingen. Von dem Congreß geächtet, von Jalapa, dem Hauptorte des Staates Veracruz, durch die Miliz zurückgewiesen, sah er sich, als die Truppen der Regierung mit überlegener Macht gegen ihn anrückten, genöthigt, sich in Perote einzuschließen, bis Mangel an Mundvorrath ihn zwang, diese Festung zu räumen.

Auch in Guatemala waren in der Mitte des verflossenen Jahres die innern Unruhen, welche durch die Unterdrückung der demokratischen Partei in San Salvador beigelegt schienen, aufs Neue ausgebrochen, und der Staat Costas Ricas drohte sich für San Salvador zu erklären, sofern die von diesem Staate erhobenen Beschwerden nicht abgestellt würden.

Columbien hat eine große Krisis überstanden. Bolivar hat mit fester Hand die Zügel der Regierung ergriffen; und, nachdem der letzte Versuch der Republicaner — oder der Partei Santander's — zum Sturz des Dictators fehlgeschlagen ist, liegt das Schicksal von Columbien jetzt ausschließlich in den Händen eines Mannes, der bisher sich zu groß gezeigt hat, als daß man kleinliche Interessen als die Triebfedern seiner Handlungen annehmen könnte. — Das Gebäude, das er in Peru und Bolivia aufführte, ist bei seiner Entfernung wieder hinter ihm zusammengestürzt; und wenn Leidenschaft ihn nicht verblendet, so muß dieß ihn überzeugt haben, daß dort monarchische Regierungsformen nur so lange den Vorzug vor einer freien Verfassung verdienen, als sie von einer großen Seele ausgefüllt werden, und daß daher, da überlegene Geister nur unter außergewöhnlichen Verhältnissen erscheinen, die ihnen angemessenen Regierungsformen auch nur für die Dauer dieser Verhältnisse geeignet sind.

Der Frieden zwischen dem Kaiserthum Brasilien und Buenos Ayres hat die Zahl der Freistaaten von Südamerica um einen neuen vermehrt, welcher aus der bisher von Brasilien angesprochenen Banda Oriental — dem Ostufer des Rio de la Plata — bestehen und die bis jetzt von Brasilien besetzte wichtige Handelsstadt Montevideo zur Hauptstadt erhalten wird.

Die wichtigste Kunde, die aus Africa zu uns herübergekommen ist, wor nebst der Anlage einer neuen brittischen Colonie auf der kleinen Insel Fernando Po in der Bai von Benin, die Nachricht von der Rückkehr Caillé's aus Timbuctu; aber noch ist der Schleier, der diese geheimnißvolle Stadt bisher enthüllt hat, nicht gefallen. Von den Verheerungszügen wilder Negerstämme im Süden — an den Grenzen der Capcolonie — ist uns zu wenig bekannt, als daß sie unser Interesse erregen könnten.

Ganz Asien ist zwischen den Interessen der beiden großen europäischen Weltmächte, Großbritanniens und Rußlands getheilt. Während der Süden und Osten der Herrschaft oder dem Einflusse Großbritanniens unterworfen ist, gehorcht der Norden dem Gebote Rußlands und scheint sich im Westen durch russische Vermittlung eine Entwicklung vorzubereiten, deren Folgen noch kaum zu übersehen, unmöglich zu berechnen sind. Die Eroberung einer unbedeutenden persischen Provinz rief den Namen des alten Königreiches Armenien ins Leben zurück, das — einst die Burg und das Schwert von Vorderasien — jetzt der Weideplatz kurdischer Räuberhorden ist. In dem gegenwärtigen Kriege mit der Pforte hat dieser Name bereits eine politische Bedeutung bewährt; die armenischen Einwohner der Paschaliks, in welche die russischen Heere eingedrungen sind, haben sich für ihre Befreier bewaffnet, und ein Heerbann von 6000 Mann hat ihren alten Unterdrückern bereits im Felde gegenüber gestanden.

Im äußersten Osten steht das chinesische Reich noch immer in seiner alten Abgeschlossenheit da. Der Aufstand in der Tatarei, der gefährliche Folgen haben konnte, da es auch im Innern an Unzufriednen nicht fehlt, ist den neuesten Berichten nach unterdrückt, das Haupt der Empörer gefangen und die Ruhe überall wieder hergestellt worden.

Die Stimme der Freiheit, die in allen Kämpfen der Ostwelt, wie der Westwelt wiederhallt, wird selbst auf den fernen Gestaden Australiens vernommen; und während die wilden Stämme der Eingebornen neben ihnen sich kaum auf die niedrigste Stufe über der Thierheit erheben, verlangen die brittischen Colonisten von Neusüdwales und Vandiemensland — eine neue Verfassung.

Die Cholera und das gelbe Fieber.

Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß die Cholera in Indien nie die Höhe von 6500 Fuß über der Oberfläche des Meeres übersteigt, und das Vorkommen der Eiche und des Rhododendron, als vorherrschender Bäume, das Gebiet dieser Krankheit demnach auf ähnliche Weise zu begrenzen scheint, wie die Eiche zu Veracruz auf einer Höhe von 3043 Fuß das gelbe Fieber.

Asiatic Journal, Nov.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 9. 9 Januar 1829.

Barthelemy und Mery *).

Ein literarisches Phänomen ist es, zwei Schriftsteller zu sehen, die als Dichter gleichsam nur Eine Person bilden, so sehr gleichen sie sich an Geist, Talent und Gesinnung. Dieses Phänomen zog bei jeder Erscheinung eines neuen Werks Barthelemy's und Mery's die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich: Niemand aber löste das Räthsel. In diesem Augenblick, wo ein Heldengedicht **) abermals als gemeinschaftliches Werk beider erscheint und voll Begeisterung von Frankreich aufgenommen wird, erwacht auch natürlich wieder allgemein der Wunsch, zu wissen, wie eine Composition, die in der Auffassung sowohl als in Form und Farbe durchaus Einheit verlangt, von zwei Dichtern entworfen und ausgeführt werden konnte.

Mery und Barthelemy wurden in demselben Orte fast zu gleicher Zeit geboren; ihre Häuser stießen aneinander, ihre Familien waren vereint; sie spielten miteinander um die gemeinschaftlichen Penaten, lernten zusammen das A B C und studirten in demselben Collegium, ohne sich je zu trennen. Dieselbe Sonne bildete ihr Temperament, entflammte ihre Leidenschaften und erweckte in ihnen, neben glühendem Lebenssinn, jene Wollust der stillen Muße, die auch La Fontaines Göttin ist. Beide charakterisiren sich darin gleich sehr als die glücklichen Kinder des Südens, die unter ihrem schönen Himmel, jeder Sorge ledig, die balsamische Luft athmen, aber freudig und ohne zu ermüden zum Werke schreiten, wenn der Geist der Thätigkeit sie aufruft.

Barthelemy und Mery, die nun aus einer Art Wahlverwandtschaft den Bund geschlossen hatten, der früher schon durch instinctartige Neigung geknüpft war, fühlten nach glänzend vollendeten Studien das Bedürfniß, sich eine zweite Erziehung zu geben und zogen sich in die Einsamkeit zurück. Hier, im Angesicht des Meeres, das jene gedankenvolle Stille der Seele erzeugt, weihten sie sich ganz der Wissenschaft und dem Studium der alten und neuen Literatur. Aus denselben Quellen schöpfend, erlangten sie eine Tiefe der Bildung und einen Reichthum des Wissens, der ans Wunderbare grenzt; und als freies Geschenk des Himmels gesellte sich zu dem Ernst der Forschung der Geist der Poesie.

Vollkommene Unabhängigkeit ist der Grundcharakter ihres Wesens, den ihnen die Einsamkeit und die Gewohnheit bloß zu zweien zu leben aufgedrückt hat: beide besitzen einen fast gleichen Grad der Schärfe des Urtheils, der Eigenthümlichkeit des Geistes und der Phantasie, eine gewisse Originalität des Lebens und Treibens, und dieselbe Richtung des Talents. Dennoch bietet ihre moralische Persönlichkeit Verschiedenheiten jener Art dar, wie man sie unter Brüdern häufig sieht. Der eine ist von fröhlicherer Natur und läßt sich mehr gehen; der andere ist ernster und stiller. Beide sind voll Feuer in der Unterhaltung, wenn sie einmal eine solche anknüpfen, aber sie ziehen die Einsamkeit vor, ihrer Freundschaft und ihres gemeinsamen Wirkens sich freuend, so Tibull's schönes Wort verwirklichend:

> Tu mihi curarum requies, tu nocte vel atra
> Lumen, et in solis tu mihi turba locis.

Unzertrennlich von Kindheit auf, scheint ihre Freundschaft eine Verschmelzung beider Naturen zu seyn, so daß sie mit Montaigne sagen könnten: „Er ist ich; ich bin er." Zwillingsbrüder, nicht durch Geburt, sondern durch Herz, Geist, Leben, durch gegenseitigen Austausch ihres Talents, ihrer Leistungen und Vergnügungen, denken, fühlen, dichten sie selbander, ohne daß sie je aufhörten Eins zu seyn. So große Harmonie herrscht in ihrer geistigen Thätigkeit, daß oft dieselben Strophen, als flößen sie aus Einer Quelle, beiden zu gleicher Zeit sich darbieten. Die brüderliche Gleichheit ihres Talents macht es möglich, daß der Eine das Werk des Andern fortsetzen kann, ohne daß man einen Zug der Veränderung bemerkte. Sie allein können das Eigenthumsrecht auf diese oder jene Stelle geltend machen. Und welcher von beiden leistet am meisten bei diesem gemeinsamen Werk? Man weiß es nicht; vielleicht wissen sie es selbst nicht; wenigstens entschlüpft ihnen nie ein Wort, das ihr Geheimniß verrathen könnte.

Haben aber diese beiden Dichter-Brüder wohl zu gleicher Zeit den Gedanken gefaßt, Egypten zum Gegenstand ihrer Gesänge zu wählen? Gewiß; und wenn über diese Gleichzeitigkeit der Inspiration selbst nach all dem Gesagten noch Zweifel entstehen sollten, so wird sie, nach dem was wir darüber hinzufügen können, nicht mehr als Wunder erscheinen.

Mery und Barthelemy, geboren an den Ufern des Mittel-

*) Von Tissot. Vergl. Revue encycloped. Nov.

**) Napoléon en Egypte; poëme en huit chants; vergl. Ausland Num. 1 und 2.

meers, an dem Gestade selbst, von dem die französische Flotte nach einem ihr noch unbekannten Ziele auslief, hörten in der Wiege schon die Erzählungen von der Einschiffung, der Abfahrt, der Ankunft und den Thaten der Armee des Orients. Marseille, diese wahrhafte Kolonie Asiens und Africas, erinnerte sie jeden Tag an diese Expedition. Als aufmerksame und neugierige Kinder, als schaulustige und lernbegierige Jünglinge, machten sie ihren Geist frühe vertraut mit den Gewohnheiten, Gebräuchen und Sitten Egyptens; sie plauderten mit den Reisenden, die aus jenem Lande kamen; sie sahen die Waffen, die Pferde, die militärischen Uebungen der Mamelucken, die französische Soldaten und Bürger des alten Phokäas geworden waren. Stets schweifte ihre Einbildungskraft nach Egypten hinüber; ihr Gedächtniß, ihr Geist und Gemüth waren voll von dessen alten und neuen Wundern; so daß, ihnen selbst unbewußt, das Gedicht in ihrer Seele sich bildete, und, als der Eine sagte: Wir besingen Egypten; der Andre antworten konnte: Du nimmst mir das Wort von der Zunge. Man fühlt wie sehr Freundschaft und Einsamkeit die Seelen vereinigt und ihnen in demselben Augenblick dieselbe Empfindung, dieselben Gedanken einhaucht. So wie jener Gedanke einmal über ihre Zunge gekommen war, ward er in ihrem Innern festgehalten, stand ihnen Tag und Nacht vor der Seele und drängte sich immer wieder unter den Compositionen vor, welche die Dichter-Zwillinge in den Kampf der Politik zogen, und in welchen sie den Feind der Nationalfreiheiten mit der scharfen Waffe des Geistes verfolgten. *) Da dieser Feind über den Trümmern der Gewalt, die ihm als Bollwerk gedient hatte, gestürzt war, riefen die freien siegreichen Brüder sich zu: Egypten! Egypten! und von diesem Augenblick verließen sie es nicht mehr bis zur Vollendung des Monuments, das sie dem Ruhm ihres Volks aufzuführen gelobt hatten, und dem Namen des Mannes, der auf ewig eingegraben steht auf den wunderbaren Gräbern der Pharaone und auf den Felsen der Katarakten des Nils. Hier steht Bonaparte wie der Kriegsgott der Civilisation, erhebend Alles, was in seine Nähe tritt. Um nur zwei Namen zu nennen — was wurden Kleber und Desaix, begeistert von dem Ruhm des Führers der Armee des Orients! Der große Tag von Heliopolis und die Wunderthaten in Ober-Egypten sind sie nicht Töchter der Schlacht bei den Pyramiden und des Sieges von Abukir? Und haben unsre Soldaten, welche Zeit ihnen auch den Lorbeer auf die Stirne gedrückt haben mag, je mit ihrem Muthe eine so bewundernswerthe Ausdauer vereint, wie sie unter den Entbehrungen der Wüste, vor den Mauern von Saint-Jean d'Acre und in dem Hospital von Jaffa unter den Augen des Führers entwickelten, der über sie die Hoheit des Geistes, die Macht des Befehls und den allmächtigen Einfluß der Wunder ausübte? Bloß bei solchen Elementen war es möglich, aus den Ereignissen einer noch mit tausend Anklängen der Gegenwart angehörenden Zeit ein wahrhaftes Nationalepos zu bilden: Frankreich, das Heer, seine Führer, die Gelehrten, die ebenfalls Egypten eroberten, sie alle stehen neben dem Helden des Gedichts in selbständiger Größe: keinem entzieht jener Eine Namen den Theil des Ruhms, der ihm in dem Jahrhundert und in der Nachwelt zukommt.

*) Vor allen La Villéliade ou la prise du chateau Rivoli; Poëme heroï-comique en cinq chants; par Méry et Barthelemy. Paris 1826; und Rome à Paris; Poëme en quatre chants; par Barthelemy et Méry. Paris 1827.

Wir müssen hier auf eine ausführlichere Analyse des Gedichts verzichten, und uns blos auf die Bemerkung beschränken, daß dieses Werk Mery's und Barthelemy's, in einem für sie neuen Felde, einen mächtigen Vorschritt ihres Talents und eine erstaunenswerthe Metamorphose ihrer Muse beurkundet, die, bis jetzt bloß an den Gang der Satyre, der Schwester der Komödie, gewöhnt, leicht und zwanglos in den höhern Ton des Heldenepos überging, und eine glänzende Reihe hinreißender Gemählde uns vors Auge zaubert. Hier das Porträt Murats, als wenn es aus den Händen des begeisterten Künlers käme, der das fliehende Leben auf der Leinwand festhält; dort die ganze Größe des Wunderbaren, die ganze Kraft des Drama's, in lebendigem Gegensatz zu den lieblichsten Beschreibungen; weiterhin die gewaltige Schlacht bei den Pyramiden, deren Feuer und furchtbare Wahrheit kein Mahler erreichen könnte; dann der nächtliche Bivouak des siegreichen Heeres, die Besetzung Kairo's, mit all den großen Bildern, die Bonaparte und Egypten sich gegenseitig vor's Auge führen konnten; und nun die Leiden, die grausamen Täuschungen der Wüste, der Triumph des Heeres über diesen schrecklichen Feind, die sechzig Stürme auf Saint-Jean d'Acre, das alte Ptolemais; im siebenten Gesang die Pest in der türkischen Stadt und im französischen Lager; und im letzten Gesang endlich die Krone des Ganzen, ein prachtvoller Epilog, der das ganze Kriegs- und Kaiserleben Napoleons entrollt, von der Abreise von Egypten bis zu dem letzten Act des Heldendramas auf dem Felsen von St. Helena.

Ueber die gegenwärtige Lage der Republik Chile.

(Schluß.)

Es ist wahr, daß Mexico und Mittelamerica das Bundessystem angenommen haben, und daß ein großer Theil von Colombia und von Buenos-Ayres dasselbe wünschte. Aber die Vorfälle des letzten Jahres zeigen, wie schwierig die Mexicaner es finden, sich einem so neuen System zu bequemen, sollte es sich auch, bei der großen Ausdehnung der Republik, in Zukunft als heilsam für die Wohlfahrt der Nation zeigen. Mittelamerica hat bis jetzt leider nur Unheil und Blutvergießen von seiner Trennung in Bundesstaaten erfahren. Colombia und Buenos-Ayres dagegen bieten günstigere Umstände für die Einführung einer Bundesregierung, oder rechtfertigen wenigstens diesen Wunsch; das letzte wegen seines ungeheuren Umfangs, jenes weil es in der That ein Aggregat von früher verschiedenen Gebieten ist. Der elende Zustand der Provinzen vom Rio de la Plata mag größtentheils dem Kriege mit Brasilien zugeschrieben werden, und wir wollen es daher nicht für unsern Fall in Anspruch nehmen. Colombia, aus den spanischen unbestimmt geschiedenen Regierungen Caraccas, Santa Fé und Quito zusammengesetzt, würde leicht seine frühere politische Theilung in einem Bundessystem

beibehaten können, aber auch da scheint die Meinung für eine Centralregierung überwiegend zu seyn. Die Sache der Unabhängigkeit in Colombia stand fast verzweifelt, bis sich Venezuela und Neugranada vorläufig zu Einer Regierung verbanden: unter dieser Form machte die Republik einige Fortschritte, bis Paez in Venezuela den Landfrieden brach.

Der Plan der Föderalisten in Chile ist, ihr System nur allmälig in Gang zu bringen, überzeugt, daß jeder Versuch es mit Gewalt einzuführen, mißglücken würde. So versuchen sie denn, durch Gesetze das Volk nach und nach daran zu gewöhnen. Die Centralpartei dagegen beklagt sich über den Mißbrauch, das Volk durch Regierungsbegünstigung oder Regierungsdruck zu verführen; sie besteht auf der Nothwendigkeit, schnell eine Constitution abzufassen, welche aller Verlegenheit der Republik ein Ende machen soll. Gewöhnlich, wenn zwei solche Parteien einander gegenüberstehen, ist die Föderalpartei die Opposition, während die Anhänger der Regierung die Centralpartei bilden. Hier aber sehen wir die Nation eine Centralregierung gegen die widerstrebenden Wünsche der Regierungspartei verlangen. Die Corruption vieler Mitglieder der Partei, welche gegenwärtig die Verwaltung in Händen hat, erklärt den Wunsch eines Theils dieser Partei, daß die Unordnung und Verwirrung fortdauern möchte, weil eine solche Lage ihren Interessen günstiger ist, als wenn sich der Wille der Nation einfach in einem Congresse kund giebt und die Regierenden unter die Controlle der Repräsentanten des Volks gestellt werden.

Dreimal wurden nun schon vergebliche Versuche gemacht, die Regierung fester zu organisiren. Im Jahre 1823 faßte der constituirende Congreß ein Grundgesetz ab, welches aber wenige Monate nachdem es feierlich und mit vielem Pomp beschworen worden war, wieder vernichtet wurde. Die schlechte Theilung der Gewalten, das unvollkommne Ineinandergreifen derselben, die Verwirrung mehrerer Verordnungen und die Dunkelheit des Ganzen trugen die Hauptschuld daran. Im Jahre 1824 wurde ein anderer constituirender Congreß installirt, der aber bald von Factionen so zerrissen war, daß er zu schmachvoller Anarchie führte und seine Auflösung nach sich zog. Freilich geschah diese Auflösung nicht durch ganz gesetzliche Mittel, indeß übersah man diese Unregelmäßigkeit wegen der Nothwendigkeit der Maßregel. Die dritte Verfassung wurde im Jahre 1826 gegeben, und schien Mehr als irgend eine frühere zu versprechen. Sie dauerte auch in der That ein ganzes Jahr. Indeß führte der Parteizwist zur Auflösung auch dieses Congresses, und ließ das Land abermals in einem gesetzlosen Zustande. Der letzte Act dieses Congresses war die Errichtung eines Nationalausschusses von acht Mitgliedern, mit dem Rechte, Maßregeln, die von der Regierung vorgeschlagen würden, zu bewilligen oder zu verwerfen, wie sie es für rathsam hielten. Der Ausschuß sollte demnach das doppelte Amt eines Regierungsausschusses, wie er in den meisten Staaten Nordamerica's neben den Gouverneuren besteht, und eines provisorischen gesetzgebenden Körpers versehen. Ferner wurde der Ausschuß beauftragt, eine Constitution nach den Grundsätzen zu entwerfen, über welche die Cabildos und die Provincialversammlungen sich vereinigen würden. So standen die Dinge in Chile am Ende des Jahres 1827. Nach den Nachrichten, die seitdem von diesem blutenden oder vielmehr auf dem Krankenlager liegenden Staate bekannt geworden sind, dauert die noch immer resultatlose Wiederholung des alten Kampfes fort.

Wie übel es nun auch in Chile und in den meisten südamericanischen Staaten steht, so müssen wir dennoch immer mit der Bemerkung schließen: Zum Schlechteren hat es der Abfall nicht gewendet, wenn auch im Augenblicke zum Verwirrten. Wie lan es auch hergehe, wie wenig Bürgersinn sich auch in den politischen Kämpfen noch zeigen, wie oft auch der Versuch ein Grundgesetz festzustellen mißglücken mag, wie oft auch persönliches Interesse und Leidenschaft dem Recht das Wort verbieten, der Gerechtigkeit die Arme binden und der Staatsklugheit die Augen blenden mag, es ist doch ein *Kampf*, der durch Uebung der Kräfte das lange brachgelegene Leben weckt und so durch, wenn auch gewaltsame, Entwicklung zur Selbstständigkeit führt. Man nehme die Thatsachen; man wäge was nach Abzug aller Worte und alles Lärmens dennoch als wirklicher Bestand bleibt, vergleiche dieß mit dem Zustande vor dem Abfalle der spanischen Provinzen: Jeder, der nicht das Bleigewicht des Vorurtheils in *diese* Schale wirft, wird finden, daß sich jene als vollwichtiger zeigt.

In anderer Hinsicht ist der gegenwärtige Zustand der abgefallenen südamericanischen Provinzen mit dem der Monarchie Alexanders nach dessen Tode zu vergleichen. Wo absolute Herrschaft ein weites Reich zusammengehalten hat, besonders ein weites Reich von Colonien, da muß Unordnung und grenzenlose Verwirrung eintreten, wenn das einzige Band, Gewalt, zerrissen ist. Anders war es bei den abgefallenen Colonien Nordamerica's. Hier war nie die monarchische Gewalt das alleinige, noch das stärkste Band gewesen. Von ihrer frühsten Kindheit an hatten sich die innersten Elemente des Bürgerthums organisch entwickelt, Gesetz und gleiches Recht, die edelsten Prinzipe politischen Lebens. Daß die Form, nach welcher die abgefallenen Provinzen streben, nicht die Quelle des Unheils ist, sehen wir z.B. an Brasilien. Dort ist eine Monarchie, und wie gräßlich steht es mit allem, was ein Mensch vom gesellschaftlichen Verbande, auch wenn er der genügsamste ist, wünschen kann! Schulen, gerechte Justiz, und öffentliche Treue für das In- und Ausland werden vergebens gesucht, wogegen Mexico, der Freistaat, allen andern voranschreitet.

Buckingham's Reisen in Assyrien, Medien und Persien.

(Fortsetzung der Uebersichten der neuesten engl. Literatur.)

Ein neuer Band von Buckingham's Reisen, der so eben die Presse verlassen hat (Travels in Assyria, Media and Persia: including a Journey from Bagdad by Mount Zagros to Hamadan, the ancient Ecbatana, Researches in Ispahan and the Ruines of Persepolis etc. London, 1829. 4.), enthält die Beschreibung seiner Reise von Bagdad nach Bombay auf dem persischen Wege über Kermanschah, Hamadan, Ispahan, Schiras und Buschire, und von da zur See nach dem Orte seiner Bestimmung. Er verließ Bagdad am 3 September in Begleitung einer gemischten Gesellschaft von fünfzig bis sechzig Pilgrimen, die von ihren Wallfahrten nach verschiedenen heiligen Orten zurückkehrten, durchreiste Diala,

die türkische Provinz, die vom Euphrat und Tigris durchströmt wird, betrat bei dem Paß Zagros die Grenze von Persien und erreichte Kermanschah am 15 September. Buckingham hatte auf dieser Reise die Tracht und Sitten eines egyptischen Arabers angenommen und befolgte, um diesem Character treu zu bleiben, äußerlich auch die Gebräuche der mahommedanischen Religion. Bei dieser Verkleidung war ihm ein afghanischer Derwisch, ein äußerst verderbter Mensch, behülflich, der eine Art von romantischer Zuneigung für ihn gefaßt hatte und ihn in alle Mysterien orientalischer Verworfenheit und Schwelgerei einweihte. Von den Anecdoten und Geschichten, die Buckingham einem solchen Gesellschafter verdankte, dürften wenige zur Mittheilung an die größere Lesewelt geeignet seyn; interessant war uns dagegen folgende Sage, die ihm in dem Gebirgspaß zwischen der Türkei und Persien erzählt wurde:

„In diesem Gebirgspaß wurde uns eine kleine natürliche Höhle gezeigt, die einst ein Löwe zu seiner Lagerstätte gewählt hatte, dem mancher unvorsichtige Reisende zur Beute wurde, und der einen solchen Schrecken verbreitete, daß endlich Niemand diese Straße mehr zu betreten wagte. Da begegnete es, daß zwei junge Kurden sich den Besitz einer Jungfrau der Ebene streitig machten, die beide liebten. Da sie aber auf der einen Seite des Passes wohnten und der Gegenstand ihrer Neigung auf der andern, so machte die Dazwischenkunft des furchtbaren Löwen ihren abendlichen Unterhaltungen ein Ende; denn sich den Durchweg zu erzwingen, wurde selbst für einen Liebhaber unmöglich geachtet; da aber das Ziel, das durch ein solches Wagniß erreicht werden müßte, beiden gleich theuer war, so vergaßen sie für einen Augenblick ihre Eifersucht und gaben sich gegenseitig das Versprechen, in diesem Versuch mit einander zu stehen oder zu fallen. Darauf gelobten sie, nachdem sie sich gewaffnet und zwei der besten Rosse des Landes bestiegen hatten, in der Gegenwart ihrer Freunde unbedingte Unterwerfung in den Willen des Schicksals und sprachen ihre Absicht aus, den Paß von seinem blutigen Gebieter zu befreien, indem sie sich darüber vereinigten, daß — wenn beide dem Tode entgingen — die freie Wahl des Mädchens über ihre Ansprüche entscheiden solle, und wenn nur Einer als Opfer fiele, der Andere die Zustimmung des Sterbenden erhielte, die gemeinschaftliche Geliebte heimzuführen. Sie sprengten darauf gegen den Paß, unter dem freudigen Zuruf ihrer Cameraden und dem allgemeinen Wunsch, daß der Würdigste seinen Lohn finden möge; und es erfolgte ein schrecklicher Kampf, in welchem der Eine von dem Löwen in Stücke zerrissen wurde, der Andere aber den Sieg davon trug und das Thier auf dem Leichnam seines Nebenbuhlers erschlug."

Montevideo.

Montevideo ist eine mit Wall und Graben versehene Stadt auf dem nördlichen Ufer des Rio de la Plata, ungefähr 70 englische Meilen von der Mündung dieses Riesenstromes entfernt. Obwohl der Hafen seicht und gegen die heftigen Süd- und Westwinde wenig gesichert ist, hat Montevideo doch eine zu vortheilhafte Lage, als daß es nicht bald wieder ein eben so bedeutender Handelsplatz werden sollte, als vor dem Kriege. Großartige Gebäude, welche aber größten Theils unvollendet sind, und prächtige Landhäuser, welche sich über eine Meile weit von der Stadt hinausziehen, zeugen von ihrem früheren Wohlstande. Aber welche Veränderung Montevideo in dieser Hinsicht seit den letzten fünfzehn Jahren betroffen hat, kann man daraus schließen, daß gegenwärtig des Schutts und der Ruinen halb verfallner Häuser wegen ganze Straßen gar nicht mehr zu passiren sind. Freilich war damals die Zeit, wo das in zahllosen Heerden in der Umgegend umherirrende Rindvieh nur des Talgs und der Haut wegen getödtet wurde, während gegenwärtig ein Ochse mit 18 Dollars bezahlt wird. Ein Pferd, das damals etwa einen Gulden kostete, gilt jetzt wenigstens zwei Louisd'or. Das Land umher ist dürrer Sandboden, und eine unabsehbare Fläche dehnt sich von der Küste des Meeres bis an den Fuß der Anden aus.

Weddell's Voyage towards the South Sea.

Die Kosacken in Sibirien.

Die regelmäßigen Kosacken in Sibirien, die zehn Regimenter bilden, sind nach Art der Uhlanen von der Armee organisirt und besitzen ausgedehnte Ländereien, deren Ertrag zu ihrem Unterhalt verwandt wird.

Früher mußte jeder Kosack für seine Bekleidung und Beköstigung selbst sorgen; da aber nur wenige Regimenter die besten Ländereien, treffliche Waldungen; fischreiche Seen und große Heerden zu ihrem Antheil erhalten hatten, und die übrigen, welchen die Vertheidigung einer Grenze von 2400 Wersten anvertraut war, in den ärmsten und elendesten Gegenden standen, so zog diese Ungleichheit die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich; und es wurde durch den kommandirenden General Kantschewitsch eine neue Anordnung getroffen, nach welcher jeder Einzelne von dem Ertrag des ihm angewiesenen Grundstücks für seinen persönlichen Unterhalt die Hälfte behielt, während die andere in eine gemeinschaftliche Casse zum Besten des ganzen Heeres floß. Jedes Jahr werden mit Hülfe dieser Fonds neue Etablissemens angelegt, und schon besteht eine Tuchmanufactur mit 50 Webstühlen, die gegenwärtig sämmtliche sibirische Kosackenregimenter mit ihrem Tuchbedarf versieht.

Zemlje dieltscheski Journal XVI p. 94.

Hindu-Sculptur.

Die Proportionen der menschlichen Gestalt, welche wir in allen indischen Sculpturen beobachtet finden, werden nach den Silpi Sastri — den Grundsätzen der schönen Künste, einem alten Sanskrittwerke — auf eine sehr sinnreiche Weise rein mechanisch bestimmt und entsprechen vollkommen denen des Apollo von Belvedere, des Antinous und anderer Meisterwerke der griechischen Kunst. Man nehme eine Linie von vier und zwanzig Zollen und theile diese in 480 Theile, so kommen

15	Theile	auf den Haarwuchs.
55	"	auf das Gesicht.
25	"	auf den Hals.
55	"	auf die Brust.
55	"	auf den Leib bis zum Nabel.
53	"	auf die Mitte.
90	"	auf das Bein oberhalb des Kniees.
30	"	auf das Knie.
102	"	auf das Bein unterhalb des Knies.
480	Zwanzigtheil eines Zolls.	

Asiatic Journal, Nov.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 10. 10 Januar 1829.

Nord-Americanisches Armenwesen.

Der Vorstand der Armenpflege in Philadelphia hatte im Jahre 1827 eine eigends dazu ernannte Commission nach mehreren Städten geschickt, um sich über das in den verschiedenen Armenanstalten derselben befolgte System authentische Nachrichten zu verschaffen. Die folgenden Bemerkungen sind dem gedruckten Berichte entnommen, in welchem die Commission die Resultate ihrer Nachforschungen niedergelegt hat.

Der erste Besuch galt der Bettler-Versorgungsanstalt zu Baltimore. Es ist dieß ein ungeheures Gebäude mit zwei Flügeln, das 800 bis 900 Menschen aufzunehmen vermag; es liegt eine Stunde weit vor der Stadt, mitten auf einer Meierei von 300 Acres. Das Ganze besteht 1) aus einem Krankenhaus; 2) aus einem Gebärhaus; 3) aus einem Arbeitshaus für arbeitsfähige Landstreicher und Bettler; 4) aus einem Schulhaus für die Kinder; 5) aus einem Irrenhaus; 6) aus einer Arznei- und Wundarzneischule. Die Verwaltung befindet sich in den Händen eines Septemvirats, das jedes Jahr erneut wird. Vier von den Mitgliedern müssen Bürger von Baltimore seyn und werden von dem Maire und der Municipalität ernannt; die drei übrigen, die aus der Zahl der Ansäßigen in der Grafschaft gewählt werden, erhalten ihre Bestallung durch den Gouverneur und seinen Rath. Die sonstigen Beamten sind der Vorsteher mit einem Gehalt von 600 Dollars, der Oberaufseher mit 200, ein Arzt und ein Oeconomie-Verwalter, jeder mit 400 Dollars. Diese Besoldungen allein hat die Anstalt zu bestreiten: denn die Functionen eines Secretärs, eines Unteraufsehers, eines Schullehrers, der Krankenwärter und ihrer Gehülfen, der Köche ꝛc. versehen Arme; sie bekommen jedoch eine angemessene Belohnung für ihre Dienstleistungen. Ueberhaupt findet bei jeder Mannsperson von 15 Jahren und bei jeder Weibsperson von 12 Jahren eine besondere Verrechnung statt. Man kommt mit ihnen überein wegen ihres Unterhalts, der in keinem Fall mehr als 30 Cents des Tags kosten darf; wenn nun das Product ihres Fleißes die accordirte Summe übersteigt, so bezahlt man ihnen zwar den Ueberschuß nicht, aber sie erhalten das Recht, ihren Abschied zu fordern. Hingegen der Arme, welcher aus eigener Machtvollkommenheit, oder ohne daß er durch seine Arbeit die veranlaßten Kosten ersetzt hat, das Institut verläßt, macht sich eines Vergehens schuldig, das eine gesetzliche Strafe von einem Jahr Gefängniß nach sich zieht. Wenn sich Jemand meldet, so nimmt man ihm seine Kleider, und was er sonst bei sich hat, ab, und giebt ihm die Haus-Uniform, die er trägt bis zu seiner Entlassung. Die Anstalt steht Kindern von jedem Alter offen; aber mit ihrem Eintritt verlieren die Eltern jedes Recht auf sie, und man frägt sie dann nicht, ob eine vortheilhafte Versorgung, die sich für jene darbietet, auch nach ihrem Sinn sey. In der Regel enthält das Haus 400 Individuen; drei Viertel davon verdanken diese Lage ihrer Unmäßigkeit; ein Viertel besteht aus Kranken oder Kindern, und beinahe ein Viertel aus alten, schwächlichen oder verkrüppelten Leuten, die nicht mehr arbeiten können. Den Gesunden und Starken fehlt es nie an Beschäftigung, entweder auf dem Feld oder im Hause mit Weben, Spinnen, Stricken, Schuhemachen ꝛc. Der Ertrag der Feldarbeiten belief sich im Jahr 1826 auf 3971 Dollars, der Ertrag der Hausarbeiten auf 3194. Noch hat die Anstalt gegen 140 Pensionäre, die nicht im Hause wohnen, die aber einen Gnadengehalt von demselben beziehen, der ihnen auf Empfehlung achtungswerther Bürger bewilligt wird, und dessen Maximum in einem einzelnen Fall auf 40 Dollars festgesetzt ist. Um den Unterhalt unehelicher Kinder bekümmert sich die Anstalt nicht. Dieser fällt ganz den Müttern zur Last, weil, wie die Berichterstatter sich ausdrücken, man noch nicht so weit gekommen ist, daß man Bastarde als öffentliches Eigenthum anerkennt. Die Schwangere, die in der Anstalt ihre Wochen halten will, macht sich gegen die Verwaltung anheischig, alle Unkosten ihres Aufenthaltes entweder durch ihre Arbeit abzuverdienen oder auf andere Weise zu bestreiten; erst, wenn sie dieser Verbindlichkeit nachgekommen ist, wird sie entlassen, sie muß aber ihr Kind mit sich nehmen. Solche Personen finden indessen häufig als Säugammen eine Unterkunft, in welchem Falle dann die Familie, welche sie dingt, für sie die Kindbettkosten übernimmt, so daß die Anstalt selten Etwas an ihnen verliert.

Das Armenhaus zu New-York. Es liegt auf Belle-Vue, ungefähr eine Stunde östlich von der Stadt, am Fluß. Man denke sich ein vierstöckiges Hauptgebäude mit einer 324 Fuß langen Vorderseite gegen den Fluß, ein Kranken- und Irrenhaus, unermeßliche Werkhäuser, ein Schulhaus ꝛc. — das Ganze auf einem 26 Acres großen Platz und von einer steinernen Mauer umschlossen. Die Armen wohnen in 42 Sälen, von denen jeder 45 Fuß lang und 22 breit ist und 20 bis 24 Personen aufnimmt. Man classi-

ficirt sie nach Charakter und Lebensart, indem man Sorge trägt, daß gute und schlechte Subjecte möglichst von einander getrennt werden. Die Americaner, die Irländer und die Schwarzen haben ihre abgesonderten Quartiere. Die Weiber speisen zusammen; eben so die Männer. Einige Arme, die sich durch ihre Aufführung auszeichnen, führen die Aufsicht über die Hausordnung, empfangen dafür aber keine Belohnung. Im Winter werden die Zimmer durch Röhrenheizung gewärmt. Die Anstalt enthält gewöhnlich 1950 Individuen: darunter 425 Kinder und 150 Handwerker; die Uebrigen arbeiten auf einem nahegelegenen Gehöft von 100 Acres. Für die Kranken und die Wahnsinnigen ist ein besonderes dreistöckiges, 180 Schuh langes Gebäude da, mit 32 Sälen von verschiedener Größe und ungefähr 260 Bewohnern. In einem zweiten Gebäude von derselben Größe befinden sich die Werkstätten, in welchen die benöthigten Kleidungsstücke verfertigt werden, und eine Lancaster'sche Schule, die von mehr als 250 Kindern besucht wird. Für letztere ist gleichfalls ein eigenes Gebäude da, so daß sie außer allem Verkehr mit den Armen gesetzt sind. Man giebt sie, wie in Baltimore, ohne Rücksicht auf ein bestimmtes Alter in die Lehre, und der Meister, der sie annimmt, verpflichtet sich, sie drei Monate des Jahrs in die Schule zu schicken rc. Ein viertes Gebäude endlich ist zur Aufnahme der mit den Pocken Behafteten bestimmt; dahin werden auch solche Landstreicher gebracht, die wegen ihres schmutzigen Zustandes nicht unmittelbar in die Anstalt selbst zugelassen werden können.

Die innern Kosten beliefen sich im Jahr 1826 auf 58,000 Dollars; rechnet man dazu 13,690 Dollars, die als Almosen *) an etwa 1500 Familien in der Stadt gespendet wurden, so kostete die ganze Anstalt 71,690 Dollars. Es besteht in New-York keine eigentliche Armensteuer, sondern sie wird nach einem beiläufigen Ueberschlage schon in die Staatssteuer eingerechnet. Als stehender Posten wird jedoch in dem Budget die Summe von 10,000 Dollars aufgeführt, welche die Gesetzgebung zur Unterstützung nothleidender Fremder ausgeworfen hat. Wenn ein Vater seine Familie im Stich läßt, und er hinreichende Mittel besitzt, sie zu ernähren, so nimmt es die Regierung über sich, ihn auf gerichtlichem Wege dazu anzuhalten; wo nicht, so sorgt sie selbst für sein Weib und seine Kinder. Eben so schlägt sie sich in's Mittel, wenn der Vater eines unehelichen Kindes nicht im Stande ist, demselben den Unterhalt zu gewähren; die Mutter wird dann in dem Armenhause so lange verpflegt, bis sie sich mit ihrem Kinde selbst fortbringen kann.

Die Bettler-Versorgungsanstalt zu Boston, in einem kleinern Maßstabe fast ganz das Ebenbild ihrer Schwester in New-York, liegt auf einer Meierei von 60 Acres, etwa zwei Meilen von der Stadt; 400 bis 450 Arme werden daselbst durch mechanische und Feld-Arbeiten beschäftigt. Jedes Jahr wechseln die Vorsteher der Anstalt, der Zahl nach neun, welche der Stadtrath ernennt; ihre Besoldungen betragen 3575 Dollars. Der Ertrag der Anstalt läßt in den Ausgaben ein Deficit von 10,786 Dollars, wozu im Jahr 1826 noch 7490 Dollars für Almosen an Fremde (90 Cents wöchentlich per Kopf) und 12,256 Dollars für Almosen *) an Hausarme kamen, so daß die Stadt Boston ihr Armenwesen im Ganzen 30,532 Dollars kostete. Die Zahl der unehelichen Kinder, welche in der Anstalt geboren werden, beträgt nicht über zehn des Jahrs.

Die Bettler-Versorgungsanstalt zu Salem liegt nahe bei der Stadt auf einer Erdzunge, fast ganz von Wasser umgeben. Sie besteht aus einem fünfstöckigen Gebäude, das in 20 Säle zu je 20 Quadratschuh eingetheilt ist und 212 Individuen enthält, die mit Spinnen, Weben, kleinen Kunstschreinerarbeiten, Verfertigung aller benöthigten Kleidungsstücke, hölzerner Stiele für Ackerbaugeräthschaften, Besen rc. beschäftigt werden. Aus der Meierei hat man bis jetzt, ungeachtet sie sich über eine Fläche von 85 Acres ausdehnt, noch wenig Vortheil gezogen. Nicht so verhält es sich mit einem vortrefflichen Granitbruch, den man daselbst entdeckt, und der im Jahr 1825 eine Ausbeute von 5700 Dollars, im Ganzen bereits von 27,000 Doll. abgeworfen hat. Einen Zuschuß von 2657 Dollars für den Unterhalt fremder Dürftiger hat der Staat bewilligt. Hausarme erhalten zwar Almosen aus der Anstalt, z.B. Mehl, Brennholz, Reis rc., aber nie Geld. Was endlich die unehelichen Kinder betrifft, so beträgt ihre Zahl des Jahrs nicht über zwei oder drei.

Die Commission dringt in ihrem Bericht darauf, daß jede Vertheilung von Almosen außerhalb den Anstalten abgestellt werden solle; sie bezeichnet diese Art für die Bedürfnisse der Armuth zu sorgen als äußerst verderblich für die guten Sitten wie für die Industrie der Leute, und schlägt als Regel vor, wenigstens jene Vertheilung nicht in Geld zu machen. Denn da vielleicht neun Zehntheile durch Völlerei und Müßiggang verarmt seyen, so würde man ihnen nur die Mittel in die Hände geben, jenen doppelten Hang fortwährend zu befriedigen, namentlich wenn man nicht zugleich, wie in Baltimore, eine angemessene Arbeit als eine Art Ersatz für die geleisteten Vorschüsse von ihnen verlangte. Wenn gegenwärtig Philadelphia's Bürger für ihre Bettler-Versorgungsanstalt jährlich 91,706 Dollars zu bezahlen hätten, so liege die Ursache davon einmal darin, daß das Institut keine Meierei besitze, um die arbeitsfähigen Armen gehörig zu beschäftigen; zweitens darin, daß die Almosen — ohne Rücksicht auf Würdigkeit — vergeudet würden. In Baltimore falle keine Unehelichgeschwängerte dem Staat zur Last — aber dort lasse man diese Personen das, was sie kosten, abverdienen; — in New-York seyen es deren jährlich 80 bis 90; in Boston 9 bis 10; in Salem 2 bis 3; in Philadelphia 269! Zum Beschluß wird die Gründung einer Anstalt zur Bestrafung der Unmäßigkeit empfohlen. Da die Völlerei die Mutter aller Verbrechen, und Krankheit und Noth ihr natürliches Gefolge sey, so müßte eine solche Anstalt der selbstverschuldeten Armuth den Todesstoß versetzen.

*) Nehmlich 8000 Dollars an Geld; das Uebrige in Brennholz und Lebensmitteln. Die Anstalt erkennt keine Pensionäre, wie die in Baltimore; sie theilt ihre Wohlthaten aus, wo es Bedürftige giebt.

*) Sie bestanden in Brennholz, Lebensmitteln und Geld, und betrugen für einen Zeitraum von drei Monaten in einzelnen Fällen 5 bis 13 Dollars.

Die Katholikenvereine in Ireland. *)

John Keogh. O'Connell. Scully.

Der Rücktritt der Aristokratie vom Bunde der Katholiken bewirkte gerade das Gegentheil von dem, was die Regierung sich davon versprach. Die sich selbst überlassene und dadurch zur Selbstständigkeit gleichsam genöthigte Demokratie verdoppelte ihre Anstrengungen und nahm eine noch entschiedenere Sprache an, da sie jetzt keine innere Opposition mehr zu fürchten brauchte. Die erste Thatsache, welche dieß bewies, war die Erweiterung des Vereins in der Form einer geregelten Volksvertretung. John Keogh, ein Mann von mittlern Jahren, der sich durch den Seidenhandel ein sehr ansehnliches Vermögen erworben hatte, trat an die Spitze der Geschäfte. Er galt anerkannter Weise für den Führer der Katholiken in den Jahren 1792 und 1793. Seine Erziehung war kaufmännisch gewesen, und man vermißte an ihm die feinere Weltbildung; aber er besaß einen lebhaften und thätigen Geist, eine seltene Meisterschaft der Sprache, verbunden mit der Gabe edler Popularität, eine ausgezeichnete Gewandtheit, einen feurigen, unerschrockenen und unbeugsamen Character. Obgleich klein von Person, imponirte er durch den einfachen Ernst seines Betragens, durch seine würdevolle Haltung, durch sein glänzendes Auge, durch einen Ausdruck, der heftiges Gefühl und besonnene Ueberlegung zu vereinigen schien. In der Kunst der Debatte suchte er seines Gleichen; und mochten auch zuweilen beredtere Vorträge gehalten werden, mochte er anscheinend überlegene Talente zu bekämpfen haben, so war er doch sicher seine Maßregeln durchzusetzen. Wolfe Tone äußert sich über ihn mit großer Achtung in seinen Memoiren, während sein Tagebuch, das er der ganzen Anlage nach nicht für das Publikum bestimmt hatte, zum Theil das Gegentheil enthält. Er giebt ihm darin den Namen Gog und stellt ihn als einen äußerst pfiffigen und verschmitzten Mann dar, der so sehr darauf erpicht gewesen wäre, Alles nach seinem Kopf zu regieren, daß er jedem noch so guten Vorschlag, so wie er von Andern ausgegangen, entgegengearbeitet hätte. Es ist möglich, daß John Keogh ein Vorwurf der Selbstsucht trifft; allein wenn man sich auf Wolfe Tone's Autorität beruft, so ist es billig, daß man eher seine Selbstbiographie zu Rathe zieht, in welcher er das Resultat seiner Beobachtungen über jenen merkwürdigen Mann niedergelegt hat, als ein Tagebuch, worin er bloß die Eindrücke des Augenblicks wiedergiebt. Unangenehme Berührungen, in die er vielleicht als Secretär des Katholikenausschusses zuweilen mit John Keogh gerieth, konnten in ihm eine Empfindlichkeit gegen seinen Freund wecken, die sich auch in diesen Schilderungen äußerte. In seinem spätern Tagebuch, das Wolfe Tone während seines Aufenthalts in Frankreich verfaßte, kommt er oft ohne besondere Veranlassung auf John Keogh zurück, und nie, ohne dem Haupt der irischen Katholiken sein Lob zu spenden, an dessen tiefem Haß gegen England er nicht zweifeln läßt. Indessen entging er der gewöhnlichen Anschuldigung der Bestechlichkeit nicht. Im Jahr 1793 führte er Unterhandlungen über die Form der theilweisen Emancipation mit dem Ministerium, welche dieses den Katholiken zu bewilligen gesonnen war. Soll man sich nun wundern, wenn gegen einen Demokraten, der mit der Macht zu thun hat, und dessen Bemühungen der Volkserwartung nicht entsprechen, der Argwohn sich erhebt? John Keogh, meinte man, hätte nur auf einer vollständigen Emancipation bestehen müssen und man hätte Alles erlangt. Das Gerücht verbreitete sich und fand lange Zeit Glauben, er habe eine bedeutende Geldsumme zur Belohnung für seine Gefälligkeit erhalten; aber so lange kein Beweis vorhanden ist, daß er sein Land verkauft habe, so werden Edeldenkende seinen Reichthum lieber auf Rechnung seiner ehrenwerthen Thätigkeit als eines schnöden Handels mit den Freiheiten Irelands schreiben. Die Frage, ob die Katholiken, wenn sie unbedingte Gleichheit der Rechte gefordert hätten, im Stande gewesen wären, dieselbe von den Ministern zu ertrotzen, muß dahingestellt bleiben. Auf jeden Fall, was Ireland damals erreichte — und dieß war nicht Wenig — verdankte es hauptsächlich John Keogh und dem Verein, dessen Haupt er war, und es ist sehr zu bedenken, ob, wenn man die Forderungen höher gespannt hätte, man nicht im Gewissen des Königs auf unüberwindliche Hindernisse gestoßen wäre. Das Jahr 1793 schenkte dem katholischen Ireland das Wahlrecht; die Wahlen von Waterford, Louth und Clare sind die Früchte dieses Geschenks. Die Katholiken freuten sich ihres Siegs, denn sie fühlten, daß sie für's Erste im Staat Fuß gefaßt hätten und daß es künftig in ihrer Macht stände, vor den Tempel der Constitution hinzutreten, und wenn auch die Pforten desselben sich ihnen noch nicht aufthäten, doch laut und vernehmlich an die Thüre zu pochen. Einige Zeit lang ruhte nun die Frage. Der Aufstand brach aus, die Union folgt, und die Angelegenheit der Katholiken war vergessen und kam vor dem Jahr 1805 im Parlament nicht mehr zur Sprache.

Bei vorgerückterem Alter zog sich John Keogh von den öffentlichen Angelegenheiten größtentheils zurück und lebte einsam auf seinem Landgut Mount Jerom, in der Nähe von Dublin. Kurz zuvor hatte er durch einen jungen Sachwalter, der im Jahr 1798 seine Laufbahn begann und gleich bei seinem ersten Erscheinen Aufsehen erregte, eine Niederlage erlitten. Dieser Sachwalter war Daniel O'Connel, und die Frage, um die es sich handelte, und der er eine der Ansicht John Keoghs entgegengesetzte Wendung gab, betraf das Petitionsrecht. Er legte bei dieser Gelegenheit bereits eine Probe von jener außerordentlichen Geschicklichkeit ab, von welcher er gegenwärtig einen so erfolgreichen Gebrauch macht. Indessen wurde O'Connel damals zu sehr von seinen Berufsgeschäften in Anspruch genommen, als daß er sich hätte Viel mit politischen Gegenständen befassen können, und man erinnert sich auch wohl noch der Zeit, wo sein Einfluß als Volksredner in keinem Verhältniß zu dem Ansehen stand, in welches er sich nachher zu setzen wußte. Ein beträchtliches Vermögen brachte er, als er in die Welt trat (sein Vater und Oheim waren noch am Leben) nicht mit, und es mußte ihm daher von größerer Wichtigkeit seyn, seine Rechtskenntnisse und seine Geldmittel zu vermehren, als einen glänzenden politischen Ruf sich zu erwerben.

Weniger bekannt ist eine andere Person von ungemeinen Talenten, die ungefähr um dieselbe Zeit ihre Rolle zu spie-

*) Fortsetzung des Aufsatzes in Num. 3.

len anfing. Denis Scully, der älteste Sohn eines reichen Gutsbesitzers in der Grafschaft Tipperary, wie O'Connel Advocat, gelangte durch seine bewunderungswürdigen Schriften fast zu gleichem Ansehen. Unter dem Einfluß dieser beiden lebte der Katholikenausschuß wieder neu auf, so daß er im Jahr 1811 gerichtliche Verfolgungen auf sich zog. Scully hatte früher einige Flugblätter zu Gunsten der Regierung verfaßt: eine politische Verirrung, die man seiner Heirath mit einer Verwandten der Lady Hardwicke zuschrieb. Sah man in seinen ersten Versuchen die noch ziemlich unreifen Ergüsse eines jungen Feuerkopfes, dem es an Sachkenntniß gebrach, so entging ihm selber dieser Mangel nicht. Um Ireland Gerechtigkeit zu verschaffen — diese Aufgabe stellte er sich jetzt — mußte er gründlicher zu Werke gehen, das Gefühl des Unrechts, der Schmerz der Unterdrückung mußte in der Tiefe jeder Brust geweckt werden. Sofort ging eine merkliche Veränderung mit ihm und mit seinen Schriften nach Form und Inhalt vor sich; durch sorgfältige Studien füllte er die Lücken seines Wissens aus, und er schrieb populär, gewaltig und erschütternd. Es wurde eine Zeitung errichtet, zu welcher Aeneas Mac Donnel den Namen, O'Connel und Scully, hauptsächlich aber der letztere, die pecuniären und geistigen Fonds hergaben. In dieser Zeitung fanden die grellsten Schilderungen der Lage des Landes ihre Stelle, und während die Regierung in ihr einen beredten öffentlichen Ankläger fürchtete, erreichte die Unzufriedenheit des Volks den Culminationspunkt. Scully gewann einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung. Durch sein Werk über das Strafgesetzbuch und dessen Folgen — eine treffliche publicistische Erörterung — setzte er seinen Verdiensten die Krone auf. Nie hatte eine Schrift Philosophie und Beredsamkeit, Schönheit der Darstellung und Fülle der Ueberzeugung in dieser Art vereinigt. Indem er alle Leiden der Katholiken unter Einem großen Gesichtspunkt auffaßte, verstärkte und concentrirte er das Nationalgefühl für die Uebel des Landes. Als Redner stand er weit unter O'Connel, aber er galt für einen geschickten Sprecher in vorbereitenden Berathschlagungen, und man betrachtete ihn im größern Publikum in'sgemein als denjenigen, von welchem alle Maßregeln des Vereins ausgingen, und der selbst über O'Connel Viel vermöchte. Eben so glaubt man, die berüchtigten Herenbeschlüsse (satyrische Blätter von dem Einfluß einer fünfzigjährigen Zauberin auf den König so genannt) seyen aus seiner Feder geflossen. Mehrere Personen wurden deßwegen verhaftet, und Scully selbst wandte nur mit Mühe dasselbe Schicksal von sich ab. Durch all dieß ward er eben so sehr der Gegenstand des Abscheu's der Protestanten als der Abgott seiner eigenen Partei. Er stand auf dem höchsten Gipfel seiner politischen Macht, als der Tod seines Vaters und eine wichtige Familienangelegenheit, die ihn sehr in Anspruch nahm, ihn vom öffentlichen Leben abzog, und später der Zerfall seiner Gesundheit ihn nöthigte, jenem Wirkungskreise ganz zu entsagen. Die Katholiken haben Viel an ihm verloren. Sein bedeutendes Vermögen, seine unermüdliche Thätigkeit, sein unbestechlicher Rechtssinn, seine beredte Einfachheit, machten ihn besonders geeignet für die Rolle eines Volksführers. Sein Hauptfehler lag in der Leidenschaftlichkeit seines Charakters, welche ihn zu heftigen Maßregeln hinriß. Sonderbar contrastirten seine Gestalt und Manier mit seiner politischen Ueberspanntheit. Seine Sprache war nichts weniger als lebhaft und feurig, sondern ruhig und besonnen; in seinem Vortrag herrschte eine auffallende Eintönigkeit, und seine Stimme glich einer Schaukel, auf welcher jeder Satz gleichmäßig stieg und sank, was weder natürlich noch angenehm lautete. Sein Benehmen war schlicht, ungekünstelt und man merkte, was in seinem Innern vorging, eher am Zittern seiner Finger als an einer Veränderung seiner Haltung. Denn während er selbst kalt aussah wie Marmor, konnte ein Eindruck so auf ihn wirken, daß seine Hand sich bewegte wie ein Espenblatt. Es war unmöglich ihn aus seinen Mienen zu errathen. Ein ernstes Lächeln spielte jeder Zeit um seinen Mund, mochten die Beobachtungen, die er anstellte, fröhlicher, gemüthlicher oder sarkastischer Art seyn. In seinem Aeußern hatte er einige Aehnlichkeit mit Bonaparte; nur war seine Corpulenz etwas unbeholfener. Aber seine festen und gedankenreichen Züge hätten den Typus zum Bild eines Herrschers gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Eisberge auf der Höhe des Caps der guten Hoffnung.

Im vergangenen Frühjahr stieß ein Kauffahrer, der Reaper, der am 6 Jan. von England abgesegelt war und am 16 Juni zu Singapore einlief, auf der Höhe des Caps der guten Hoffnung (39° 4' B. 22° 7' L.) auf acht große Eisberge und eine Menge kleinere Eisschollen, welche — da sie weniger leicht wahrzunehmen sind — eben so gefährlich waren, als jene. Einer dieser Berge erhob sich nach der Berechnung des Capitäns auf nicht weniger als 400 Fuß über die Oberfläche des Wassers, während seine Ausdehnung in die Länge eine halbe englische Meile betrug.

Singapore Chronicle, June 18.

Bevölkerung der französischen Colonien.

	Weiße	Freie Eingeborne	Freie Schwarze u. Farbige	Sclaven	Gesammtzahl
Martinique (1827)	9,937	—	10,786	81,142	101,865
Guadeloupe (1827)	14,985	—	14,978	96,368	126,331
Bourbon (1826)	17,850	—	5,883	60,967	84,700
Cayenne (1827)	1,102	717	1,431	18,231	21,481
Senegal (1826)	260	2,218	1,355	12,297	16,130
Indien (1824)	1,410	207,234	—	—	208,644
	45,544	210,169	34,433	269,005	559,151

Bulletin universel.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 11. 11 Januar 1829.

Scenen aus der spanischen Contre-Revolution. *)

Ich kam an einem schönen heitern Morgen in Perpignan an, einem alten Platze, der stets befestigt war, weil er den Uebergang zwischen Roussillon und Catalonien bildet. Es liegt in einer schönen Ebene, und hat gegen Westen den Canigou, einen der höchsten Gipfel der Pyrenäen, gegen Norden die Gebirge von Corbieres, gegen Morgen das hinter lachenden Hügeln verborgene Meer, und gegen Mittag die Straße von Catalonien. Seine Temperatur ist durchaus südlich. Einige Stunden davon wächst die Orange im Freien, und in dem Becken selbst, in dem es liegt, bildet der Oelbaum weitgedehnte Pflanzungen, die sich bis an den Fuß des Canigou erstrecken, der so mit den üppigsten Producten des Südens prangt, während seine Krone mit Schnee bedeckt ist.

Die Mönche, die Vorläufer jeder Auswanderung, strömten in Perpignan zusammen und zogen der Regentschaft voraus. Schon in Narbonne war ich den Capucinern begegnet, mit ihren großen fliegenden braunen Kutten, ihren weiten bis auf die Lenden herabhängenden Kaputzen, ihren Rosenkränzen, ihren nackten Füßen und Glatzköpfen. In Perpignan sah ich die schwarzen, blauen, weißen, grauen und rothbraunen Mönche; die Geistlichen mit langem Reiserock und großem französischen Hute. Ich bemerkte an ihnen eine besondere Bewegung, wenn man ihnen begegnete: sie folgten Einem mit den Augen, als wären sie stets bereit auf eine Frage zu antworten, und mit erhobener Hand den Segen zu ertheilen. Ich erfuhr bald, daß sie in Spanien alle Vorübergehenden, die sich vor ihnen niederwerfen, segnen, und daß sie nicht abgeneigt waren, in Frankreich eben so großmüthig als in ihrem Vaterlande zu seyn. Doch sagten mir zwei von ihnen, mit denen ich ein Gespräch anknüpfte: „Die Spanier lieben dieß, und wir gewähren es ihnen; in Frankreich will man es nicht, und wir wissen uns zu bescheiden." Im Allgemeinen fand ich sie nicht sehr fanatisch. Ihre Indolenz schließt die heftigen Leidenschaften aus. Der Verlust an Macht, den der König erlitt, kümmerte sie wenig; aber der glückliche theokratische Einfluß, dessen sie genossen, war gestört; man hatte selbst die Klöster mehrerer von ihnen untersucht; man hatte die Masse wegen der Verbrechen Einzelner verfolgt, und so flohen sie, jedoch ohne besondere Eile, mit dem ruhigen leichten Schritt ihrer Saudalen.

Das Mönchsgewerbe ist in Spanien sehr verbreitet, weil es leicht, angenehm und jedem Müßiggänger offen ist. Hat einer Unordnungen begangen, oder ist er noch träger als seine trägen Landsleute, so läßt er sich in ein Kloster aufnehmen, und trägt seine behagliche Heiligkeit vor den Augen des Volks zur Schau, das mit Vergnügen die Diener Gottes sich vermehren sieht. Ein Theil des Grund und Bodens ist da, sie zu nähren; und die freiwilligen Gaben der Frommen vermehren noch die Unabhängigkeit ihrer Existenz. Bei den meisten erweitert dieses Wohlleben das Zellgewebe, umgiebt sie mit einer glücklichen Corpulenz, leiht ihren Wangen ein lebhaftes Incarnat, entstellt die schöne Linie der maurischen Bildung, macht die behaglichen Körper schwer beweglich und enthebt sie in ihrem selten gestörten Reich fast jeder Sorge. Bei einigen Andern erzeugt der Kreuzgang den bleichgelben Teint, höhlt und entflammt das Auge, magert die Wange ab, und bildet so das Ideal des Fanatismus. Ich habe nichts Schöneres gesehen als einige dieser Köpfe, die aus der weiten Kapuzinerkutte ragten, mit ernster hoher Stirn, gerader länglicher Nase, großen schwarzen festblickenden Augen, und kurzem dichtem Bart. Unter diesen befanden sich Menschen, die, wechselsweise Mönche und Guerillas, bei Ferdinands Rückkehr aus Frankreich die Gebirge verlassen hatten, und nun dahin zurückkehrten, um ein feuriges Temperament in Uebung zu erhalten, das unter andern Verhältnissen und Institutionen in großartiger Handlungweise und edlen Unternehmungen sich auszeichnen würde. —

Eines der schönsten Schauspiele, das ich in den Pyrenäen sah, eröffnete sich vor mir, als ich Perpignan verließ, um das Gebirg zu besteigen. Es war früh sechs Uhr und sehr kalt; ein heftiger eisiger Wind wehte von den schneebedeckten Gipfeln des Capsir. Ein junger Roussilloner, mit kurzer Weste, rother fliegender Mütze, die ein kleines, lebendiges Gesicht bedeckte, führte im Galopp vier Pferde aus der Cerdagne, die uns rasch um den Canigou brachten. Schnell stieg Spitze um Spitze die-

*) Nach Les Pyrénées et le Midi de la France; par A. Thiers (Verfasser der Geschichte der französischen Revolution) 2e edit. Paris 1828. Thiers machte diese Reise im Spätjahre 1822, als der französische „Gesundheits Cordon" an der Grenze Spaniens sich zusammenzog, um bald darauf, mit dem spanischen Glaubensheere vereinigt, in eine Occupations-Armee sich umzuwandeln.

ses prächtigen Berges auf, der, an den Eingang der Pyrenäen gestellt, sie auf eine so imposante Weise verkündet. Noch war in die Ebene kein Strahl der Sonne gedrungen, als plötzlich auf dem Scheitel des Canigou ein rosiger Schimmer erblinkte, der, mit der Weiße des Schnees sich vereinend, einen unaussprechlich weichen Glanz verbreitete. Mit der steigenden Sonne ward dieses Lichtband immer größer; der Gipfel schien zu wachsen, je mehr er sich erhellte; es war, als ob er erst jetzt seine Felszacken ausstreckte, als ob in diesem Augenblick die Klüfte in seinen Bauch gerissen würden, bis endlich der ganze Berg von purpurnem Licht umgossen stand.

Nachdem man lange den Fuß des Canigou umkreist hat, treten die Berge des Capsir, die man zuerst vor sich hat, allmälig zur Seite. Nun tritt man in die Gebirgspässe: die Ebene verschwindet, um erst hundert Lieues weiterhin, in Bayonne, wieder zum Vorschein zu kommen. In den Defileen, die nach der Cerdagne führen, trifft man bereits ein ganz spanisches Volk. Die Frauen, mit rundem lebhaften Gesicht, tragen ein Tuch, das wie ein Schleier hinten überhängt und an den beiden Enden unter dem Kinn zusammengeknüpft ist. Zusammengeschlungene schwarze Bänder hängen freundlich über die Stirne, während ein knappes, vorn geschnürtes Corset die schlanke Form der Gestalt heraushebt, die an Sonn- und Festtagen mit so unendlicher Grazie im üppigen spanischen Tanze sich bewegt, zu dem eine Geige, ein Clarin und ein Dudelsack das Orchester bilden.

Prades ist das erste etwas beträchtliche Dorf, das man hinter Perpignan trifft, und auch das letzte. Weiterhin ist die Straße nicht mehr fahrbar; die Reise muß zu Pferde fortgesetzt werden. In dem Augenblick als ich daselbst ankam, erfuhr man die letzten Niederlagen der Regentschaft und die Flucht der Insurgenten auf das französische Gebiet. Ich war neugierig, diese berühmten Insurgenten zu sehen. Nach einem schnellen Marsche traf ich gegen Einbruch der Nacht die erste Lagerung derselben auf einem kleinen Felde, am Fuß der Gebirge, rings von Schnee umgeben. Schon von ferne erkannte man das Lager an den flatternden Fähnlein der französischen Lanciers, die an den vier Winkeln dieses wandernden Dorfes als Schildwachen aufgestellt waren. Zwölf bis fünfzehnhundert Männer, Weiber, Kinder, Greise lagen auf dem Boden ausgestreckt, umgeben von ihrem bunt durcheinander liegenden Gepäck. Die Einen hatten ein wenig Stroh zu Unterlagen, die Andern suchten durch ihre Kleider sich etwas besser zu betten. Jeder benützte seine wenigen Habseligkeiten, so gut er konnte; verworrenes Geschrei gesellte sich zu dem geschäftigen Gewimmel, in welchem überall der furchtbarste Schmutz herrschte. Außerhalb dieses Kreises wären einige Maulthiere angebunden, nach spanischer Weise den Kopf mit Zierrathen geschmückt, und die Augen mit kupfernen Plättchen bedeckt.

Man hatte unter Alle Brodrationen ausgetheilt, welche sie mit Heißhunger verschlangen. Einige weniger Arme konnten etwas gesalzenes Fleisch beifügen; der größte Theil aber genoß dazu bloß das Wasser des in der Nähe befindlichen Gießbaches. Die Frauen rührten mich besonders durch den Ausdruk von Niedergeschlagenheit und Leiden, der bei den Männern durchaus nicht sichtbar war. Ich sah sie ihre Kinder vom Rücken herunternehmen und an die von den Anstrengungen ermattete Brust legen. Die Unglücklichen, erschöpft von dem langen Wege, in fremdem Lande und ungewohnt einer am südlichen Abhang der Pyrenäen unbekannten Kälte, trugen, wie es schien, allein die Uebel des Bürgerkriegs und die Folgen des unruhigen Geistes ihrer Männer. Diese letztern zeigten nicht die bei besiegten Fanatikern gewöhnliche Niedergeschlagenheit; ihr einziges Leiden schien der Hunger, und auch dieses verschwand, nachdem sie ihre Portion Brod zu sich genommen hatten; dann streckten sie sich der Länge nach auf die Erde, wie Heerden, die nach der Fütterung keine Sorge mehr drückt.

Besonders anziehend waren mir ihre Züge und ihr Costüme. Ich glaubte mich wieder mitten in eines jener Schauspiele meiner Kindheit versetzt, an den Ufern des Mittelmeers, wo so viele Orientalen zusammenströmen. Die Gleichheit der Racen ist auffallend. Ich fand zwei Arten von Gesichtsbildungen: die Einen hatten große schwarze Augen von schönem Oval, hohe gerade Stirn, vorspringende Nase, braunen Teint, schwarze Haare; die Andern, schwarz und braun wie die Erstern, hatten ein gedrungenes Gesicht, gedrückte Züge, kleine leuchtende Augen, krauses Haar, kurz in Allem an die Araber erinnernd. Sie waren meist von mittlerer Größe und nicht sehr aufrechter Haltung, woran man den Gebirgsbewohner erkannte. Ihre Kleidung war höchst charakteristisch: sie trugen, wie die Roussilloner, eine lange hängende Mütze, kurze Jacke, aber statt der weiten fliegenden Pantalons enge kurze Beinkleider, bis an die Knöchel reichende Kamaschen, und endlich Spartillen, eine Art Sandalen. Ich spreche hier von dem vollständigen Costüme; die Meisten hatten weder Mütze, noch Weste, noch Spartillen, sondern nur kurze Beinkleider und ein paar bunte Lappen, mit denen sie ihre Blöße deckten.

Nur die Mönche theilten nicht die Entbehrungen der Opfer ihres Aufruhrs. Einige hatten sich mit Familien vereinigt, die mit ihnen reisten und ihnen zu dienen schienen. Ich sah zwischen diesen, gewöhnlich aus fünf bis sechs Personen bestehenden Gruppen einen vierschrötigen Bengel, der weder die Muskelkraft eines Mannes noch die weiche Zartheit einer Frau hatte, in einen Manntel gehüllt, behaglich sich von einem Maulthier tragen lassend, während ihm zur Seite eine arme Mutter mit wunden Füßen schritt, Gesicht und Hände roth vor Kälte, und all ihre Kleider zusammennehmend, um das Kind, das sie in den Armen trug, zu bedecken. Mitten unter diesem traurigen Schauspiel sah ich einen jungen Mann, in schöner Uniform, auf herrlichem Rosse, und, obgleich entwaffnet, doch voll afrikanischen Stolzes und Grazie, sein Pferd in allen möglichen Cabriolen und Courbetten tummelnd, und sich gleichsam über die bunte Flucht freuend. Ich staunte über diese Sorglosigkeit inmitten des Bürgerkrieges und begriff wie leicht es sey, ein Volk auf das Schlachtfeld zu rufen, das nicht durch Kunst und Gewerbe beschäftigt und an die gute Ordnung gebunden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Der neue Reisende.

(Fortsetzung der Uebersichten der neuesten engl. Literatur.)

Eine der verdienstlichsten literarischen Unternehmungen, die wir dem Speculationsgeist einer englischen Buchhandlung verdanken, ist eine Sammlung von Länderbeschreibungen, die unter dem Titel: Der neue Reisende (The modern Traveller, a popular Description, geographical, historical and topographical, of the various Countries of the Globe) uns eine Reihe von Bildern der verschiedenen großen Erdregionen giebt, in welcher wir die neuesten und besten Materialien aus dem Gebiete der Statistik, Geologie, Naturgeschichte, Geschichte rc. mit großer Sorgfalt und Genauigkeit zusammengestellt finden. Die letzte, erst kürzlich erschienene Lieferung:

Indien

enthält in vier mäßigen Bänden, Taschenformat, zuvörderst (im ersten Band) eine Darstellung der physischen Geographie dieses merkwürdigen Landes; sodann eine kurze Uebersicht der Naturgeschichte — Zoologie, Botanik und Mineralogie; — eine Uebersicht des Zustandes von Indien zur Zeit der Griechen und Römer und unter den Mohammedanern; im zweiten Bande die Geschichte des brittischen Indiens, die im dritten Bande bis zum Jahre 1823 herabgeführt wird, im dritten Bande, neben der erwähnten Fortsetzung, die topographische Beschreibung von Bengalen und dem Himalajah Gebirge; im vierten und letzten die Beschreibung des westlichen und südlichen Theiles von Ostindien, überall mit Angabe der Quellen, wodurch der Leser in den Stand gesezt wird, über einzelne Puncte sich bei diesen selbst Rathes zu erholen.

„Ungefähr zwei Drittheil von Ostindien,“ sagt der Verfasser dieses schätzbaren Werkes zum Schluß, „sind jetzt der unmittelbaren Leitung der drei Präsidentschaften (Calcutta, Bombay und Madras) unterworfen. Der Rest steht unter dem wirksamen Einfluß der militärischen Macht des brittischen Gouvernements; und die äußerst mangelhaften Regierungsformen, welche provisorisch für die noch unter der Herrschaft inländischer Fürsten befindlichen Landschaften angenommen worden sind, werden früher oder später und wahrscheinlich ohne den geringsten Kampf einem gleichmäßigen und dauernden Systeme Platz machen. — Nach acht Jahrhunderten ununterbrochener Fehde und Anarchie hat eine Handvoll Fremder diesem Lande die äußere Sicherheit und innere Ruhe wiedergegeben, und dieß in einem Grade, welcher gewiß in keiner früheren Periode seiner Geschichte gekannt war. Eine so große und schnelle Veränderung in der Lage eines Achttheils des menschlichen Geschlechts ist, wir mögen nun die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Eroberer oder die Mittel betrachten, durch welche diese Umwälzung bewirkt wurde, ohne Beispiel in der Geschichte. Nie, seit Eroberungskriege die Erde zu verwüsten angefangen haben, wurde ein Reich von so großem Umfange mit so geringem Blutvergießen begründet. Die ganze Eroberung von Indien durch Großbritannien kostete weniger Menschenleben, als von den Spaniern in Südamerica während eines einzigen Jahres geopfert wurden. Der schnelle Fortgang, so wie die Ausdehnung dieser Eroberung ist ohne Gleichen. Nach Jahrhunderten des blutigsten Kampfes war die Macht der Mongolen in den Landschaften, welche die Hoheit des Kaisers von Delhi anerkannten und unter welchen man sich keineswegs die ganze Halbinsel vorzustellen hat, größtentheils nur auf den Namen einer Herrschaft beschränkt; und es geschah während der glücklichsten Jahre der Regierung Aurungzebe's, daß Sivajee den Grund zu dem mächtigen Mahrattenreiche legte. Eben so wenig lassen sich die ersten Eroberungen des Mohammedanismus mit den brittischen Eroberungen in Indien vergleichen. In dem Lauf eines Jahrhunderts hatten die Khalifen den Glauben des Islam über Syrien, Kleinasien, Persien und Egypten verbreitet; aber all diese Länder enthielten kaum fünfzig Millionen Einwohner, und bis auf den heutigen Tag bilden die Nationen, welche mohammedanischen Herrschern unterworfen sind, zusammen nicht eine Bevölkerung, welche der gleich käme, die gegenwärtig sich vor dem brittischen Scepter beugt. Wenn man überdieß noch bedenkt, daß dem Geist, von welchem alle früheren Eroberungen ausgingen, entgegen, Großbritannien sein indisches Reich eigentlich ganz wider Willen erworben hat, einer Politik, welche jede weitere Ländererwerbung nicht für wünschenswerth, sondern für nachtheilig erklärte, zum Trotz — ungeachtet einer Reihe von Parlamentsacten und beständiger Erinnerungen der brittischen Handelsgesellschaft, deren Interessen dabei auf dem Spiele standen, — so wird diese Erscheinung noch wunderbarer. Daß Fürsten und Nationen nach der Vergrößerung ihres Gebiets streben, ist weder etwas Neues, noch Auffallendes; auffallend aber ist es, daß eine Nation diesem Geiste fortwährend auf jede Weise entgegenstrebt, und noch auffallender, daß sie ungeachtet dieser Bemühungen mitten unter den Besorgnissen und der ängstlichen Vorsicht kaufmännischer Speculation ein mächtiges Reich erwerben sollte. Man kann nicht sagen, daß die Britten Indien erobert hätten, vielmehr haben unvermeidliche Umstände allmälig den Widerwillen der Britten gegen diese Eroberungen überwunden. Und was das Merkwürdigste ist: dieselben Maßregeln, welche darauf berechnet waren, die brittische Macht zu beschränken, haben — wie Sir John Malcolm bemerkt — die Folge gehabt, daß dieselbe schneller und reissender erfolgte, als unter anderen Umständen der Fall gewesen seyn würde. Jeder Rückschritt, jeder Versuch, zu einem Systeme der Neutralität und friedlicher Ausdehnung zurück zu kehren, führte nur zu einer beschleunigten Bewegung in der Ausdehnung des brittischen Gebiets. Vor Allem aber ist die Eroberung Indiens von Seiten der Britten durch ihren unzweifelhaft wohlthätigen Character ausgezeichnet. Für die Eingebornen war die Zerstörung der mohammedanischen Macht eine Emancipation von der schmählichsten und grausamsten Unterdrückung. Hätte diese aber nur dem Mahrattenreiche Platz gemacht, welches zu der Zeit, wo der Verkehr der Britten mit den indischen Mächten begann, das ganze Land zu verschlingen drohte, so wäre diese Veränderung blos eine vollständigere Auflösung der Gesellschaft gewesen. Ungeachtet aller der Verbrechen, welche von den Britten während der ersten Perioden ihrer großen kaufmännischen Speculation begangen wurden, kostete die Eroberung von Bengalen doch weniger Leben, als in einer einzigen Expedition der mongolischen Fürsten, oder durch den Schutz verloren gingen, welchen diese Provinz während der kräftigen Regierung des tapfern Aliverdi von den Mahratten genoß. In der Vernichtung des Raubsystemes, welches die schönsten Provinzen in Wüsteneien verwandelte, hat die brittische Regierung einen glänzenden Act der Politik, der Gerechtigkeit und der Humanität vollführt, welcher ihr die vollsten Ansprüche auf den Namen einer wohlthätigen rettenden Macht verleiht, deren Herrschaft zugleich die Befreiung des Volkes war. Dieß System war der

verderbliche Bodensatz der erschöpften militärischen Etablissements der mohammedanischen Dynastien; es folgte auf die Kriege Aurungzebes, wie die Pest auf eine Hungersnoth, die in der Erschöpfung des Landes schwelgt. Die Mahrattenstaaten, welche dieses System annahmen, fielen, wie sie verdienten zu fallen, weil sie eine Verschwörung bildeten, die jede Regierung und alle gesellige Ordnung umstürzen mußte. Nichts konnte offener den wahren Geist und Character dieser inländischen Mächte zeigen, als ihre Verbindung mit den Pindarieháuptlingen, und es kann als ein Glück für Indien betrachtet werden, daß die Verblendung und Schwäche des Peischwa und seiner Genossen den Generalgouverneur zwang, sie als Feinde und politische Verbrecher zu behandeln, gegen welche jede weitere Nachsicht nur Schande und Gefahr gebracht haben würde."

Sevajee, der Stifter des Mahrattenreiches.

Wenige unserer Leser werden mit der Geschichte von Ostindien so vertraut seyn, daß die Skizze, welche der Modern Traveller von dem Begründer der Mahrattenmacht entwirft, ihnen nicht eine willkommene Bereicherung ihrer historischen und ethnographischen Kenntnisse seyn sollte.

Sevajee (Siwádschih) scheint nach dem doppelten Ruhme gestrebt zu haben, der Wiederhersteller des alten Hinduglaubens und der Nationalunabhängigkeit zu werden. In seinen Briefen und Proclamationen nannte er sich selbst den Kämpfer der Götter gegen die gottlosen Zerstörer ihrer Tempel, und auf diese Weise erhöhte er den Haß seiner Truppen gegen die Mongolen. Er zeigte die tiefste Ehrfurcht vor seinen Brahminen, und war pünctlich in der Beobachtung aller religiösen Gebräuche. Sein Privatleben war einfach, bis zur Düeftigkeit, und sein Benehmen selbst gegen seine Unterthanen freundlich, theilnehmend und fern von hochmüthigem Prunk. Geachtet als der Schutzengel des Volkes, welches er geschaffen hatte, erschien er überall unter demselben in dem Gefühle der größten Sicherheit, und oft allein, während seine Kriegslisten der beständige Schrecken aller Fürsten waren, mit denen er in Feindschaft stand, selbst wenn sie sich mitten in ihren Citadellen oder Heeren befanden. An persönlicher Thätigkeit übertraf er selbst Baber, und mit unbezwinglichem Muth vereinte er die unversieglichsten Hülfsquellen der Schlauheit. Jeder Gefahr, wie plötzlich oder drohend sie sich auch zeigen mochte, begegnete er mit augenblicklicher Fassung und unerschütterter Festigkeit; doch zog er es immer, wenn er derselben auch im offenen Kampfe gewachsen war, vor, sie durch Ueberlistung zu beseitigen. Wenn dieß unthunlich war, so übertraf kein Arm den seinigen an Kühnheit, und es war der Ruhm des Kriegers, Sivajee das Schwert in der Hand gesehen zu haben. Die beiden Umstände, denen er nächst seinem persönlichen Muth und seiner Thätigkeit seine außerordentlichen Erfolge hauptsächlich verdankte, waren die überlegene Disciplin seiner Cavallerie und das ausgedehnte System seiner geheimen Kundschaften. Die Reiterei der drei mohammedanischen Staaten wurde stets aus den nördlichen Grenzen Indiens gezogen, mit besonderer Rücksicht auf Größe und Stärke der Pferde; ihr Angriff war für die Reitermassen des südlichen Indiens unwiderstehlich. Dieser Ursache können alle Eroberungen der Mohammedaner in den Provinzen im Süden von Delhi zugeschrieben werden. Sevajee sah zuerst die Nothwendigkeit, eine Reiterei zu errichten, die Flüchtigkeit und Ausdauer in gleichem Grade vereinigte. Kauf oder Fang ergänzten den Abgang, und daneben wurden Stuttereien von der ausgezeichnetsten Zucht errichtet. Die Pferde wurden von leichtgerüsteten Reitern, deren einzige Waffe der Säbel war, geritten. Neben diesen liefen Fußgänger einher, die, an die Mühen eines solchen Marsches gewöhnt, Waffen aller Art trugen; nie fehlte es an überzähligen Pferden, um die Beute in Sicherheit zu bringen, oder zum Gebrauch der Müden und Verwundeten. Alle suchten ihre Lebensbedürfnisse unter Weges, wie sie Etwas finden konnten. Keine Verfolgung konnte sie in ihren Bewegungen erreichen. In der Schlacht fiel ihr Angriff auf jeden Punct, den sie dazu ersehen hatten, und oft wurde er in dem Augenblicke des Anlaufs wieder aufgegeben. Ganze Districte standen in Flammen, ehe man noch von ihrer Annäherung gehört hatte. Aber obwohl solche Maßregeln zuweilen ergriffen wurden, um Schrecken zu verbreiten, und obwohl sie im Fall des Widerstandes kein Quartier gaben, so waren sie doch selten zu unnützem Blutvergießen geneigt; und in Städten suchten sie nur die reichsten Einwohner, um sie für ein künftiges Lösegeld mit sich fortzuführen. Sevajee war allerdings nichts als das Haupt einer mächtigen Räuberbande, aber der Mahratte war mild und gnädig im Vergleich mit dem wilden Mongolen. Sein Zweck war Raub, nicht Vertilgung, und er suchte denselben häufiger durch List als durch Gewalt zu erreichen. Sevajee scheute keine Kosten, um Nachrichten über alle Bewegungen seiner Feinde zu bekommen; und die außerordentliche Genauigkeit seiner Localkenntniß bildet einen der auffallendsten Characterzüge seines Raubsystems. Noch weniger sparsam war er, wenn es galt, die Generale zu bestechen, die ihm gegenüber standen. Die mongolischen Gouverneurs von Surate, die Subhadars des Decan und Sultan Mazum selbst sollen mehr als einmal das Gold Sevajee's als den Preis ihrer Nachsicht angenommen haben. Der Hindu hatte nicht den gebildeten Geist, die umfassenden Ansichten, den ritterlichen Sinn von Baber, dem berühmten Vorfahren Aurungzebe's; aber an Kühnheit, Thätigkeit und Unternehmungsgeist war er seines Gleichen, und an List und Politik übertraf er ihn. Aurungzebe konnte seine freudige Ueberraschung, als er den Tod Sevajee's vernahm, nicht verbergen, doch zugleich legte er das unzweideutigste Zeugniß für das Genie seines Gegners ab, indem er ausrief: „Er war ein großer Feldherr, und der einzige, der Klugheit genug gehabt hat, ein neues Reich zu errichten, während ich die alten Staaten von Indien umzustürzen suchte. Meine Heere haben neunzehn Jahre gegen ihn unter Waffen gestanden, und dennoch hat seine Herrschaft sich nur immer weiter ausgedehnt." Zu der Zeit seines Todes begriffen die Besitzungen Sevajee's in dem westlichen Theile von Indien die ganze Küste bis an das Gebirge, von dem Flusse Mirzeou bis Versal, mit Ausnahme des kleinen Gebietes von Goa im Süden und Bombay und Salsette mit den portugiesischen Besitzungen zwischen Bassein und Damaun im Norden, eine Ausdehnung von ungefähr 400 engl. Meilen in der Länge und 120 in der Breite. In einer Entfernung von 300 engl. Meilen von diesem Gebiete gegen die östliche Küste war er im Besitz der Hälfte des Carnatic, die allein den meisten indischen Fürstenthümern an Umfang gleichkam. *)

*) Sevajee war der Sohn eines reichen Grundbesitzers in der Nähe von Pounah in der Provinz Kandeisch; nach dem Tode seines Vaters (1657) gelang es ihm, sich von der schwachen Fürstin von Pounah unabhängig zu machen und bald darauf fing er an der Spitze zusammengeraffter Banden seine Raubzüge gegen die Mohammedaner an. Vergl. Histoire Générale de l'Inde ancienne et moderne. Par M. de Marlès. T. V. p. 319 ff. (Paris, 1828. 8.)

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 12. 12 Januar 1829.

Die Wohlthätigkeitsanstalten des Königreichs der Niederlande. *)

Der Zweck dieser Wohlthätigkeitsanstalten ist dreierlei: Almosen zu vertheilen, die Zahl der Armen zu vermindern, und der Dürftigkeit vorzubeugen. Bei der vorliegenden Aufführung der numerischen Beweisstücke, welche die beiden ersten Classen betreffen, ist zu bemerken, daß die Gesellschaften zur Unterstützung verschämter Armen **) nicht darunter begriffen werden konnten, weil das strenge Geheimniß, welches sie in Ausübung ihrer Gutthätigkeit beobachten, die Regierung verhindert hatte, Erkundigungen über sie einzuziehen.

Classification der Institute.	Zahl der Institute.	Zahl d. unterstützten Indiv.	Betrag d. Unterstützungen.
1) Vereine zur Unterstützung der Hausarmen . .	5,129	745,652	6,448,739 fl.
2) Commissionen zur Vertheilung von Lebensmitteln und Heizung .	36	22,056	82,424 —
3) Gesellschaften der Mutterliebe	4	1,448	13,493 —
4) Spitäler	724	41,172	4,091,157 —
5) Stiftungen für den Militärdienst . . .	1	2,277	110,942 —
6) Königliches Hospiz von Messina	1	156	23,290 —
7) Armenschulen . .	285	147,296	247,176 —
8) Armenbeschäftigungsanstalten	34	6,169	406,704 —
9) Verwahrungsörter für Bettler	8	2,598	229,587 —
10) Wohlthätigkeitsgesellschaften für die Colonien	2	8,553	353,529 —
11) Taubstummeninstitute	4	239	41,994 —
	6,228	977,616	11,049,035 fl.

Die Vereine zur Unterstützung der Hausarmen bestreiten ihre Ausgaben theils aus der Armensteuer, theils aus Collecten und Beiträgen der Gemeinden, der Provinzen und des Staats. — Die Commissionen zur Vertheilung von Lebensmitteln und Heizung zählen 5,581 Subscribenten; die Verwaltungskosten sind beinahe null. — Die vier Gesellschaften der Mutterliebe befinden sich zu Verviers, Haarlem, Rotterdam und Leyden. — Die Bevölkerung der Spitäler bestand aus 6,973 Kranken, 14,972 alten und schwächlichen Personen, 19,227 Kindern. Die Zahl der Wahnsinnigen, in 93 Irrenhäusern, betrug ungefähr 6000, wovon gegen 3000 den Gemeinen oder den Wohlthätigkeitsanstalten zur Last fielen. — Das königliche Hospiz von Messina ist zur Aufnahme von Mädchen bestimmt, deren Väter im Militärdienst des Staats invalid geworden oder gestorben sind. — Von den 285 Armenschulen sind 237 in den Städten und 48 auf dem Lande; 56,617 Kindern empfingen die Wohlthat der Erziehung in diesen Schulen, und mehr als 90,000 unentgeldlich in den ordentlichen Schulen. — Von den 6,169 Individuen in den Armenbeschäftigungsanstalten wurden 950 zugleich logirt und verpflegt. — Die Wohlthätigkeitsgesellschaft der nördlichen Provinzen zählt 13,949 Mitglieder. Von ihren 8 Armencolonien sind drei mit 416 Wohnungen freie [illegible] sungen für Kinder oder Bettler und aus 41 großen Meiereien mit Zugehör. — Die Wohlthätigkeitsgesellschaft der südlichen Provinzen zählt 11,000 Mitglieder. Von ihren 3 Armencolonien sind 2 mit 133 Wohnungen Freicolonien; die dritte bildet eine Niederlassung für Bettler, womit 4 Meiereien in Verbindung stehen. Am 31 December 1826 belief sich die Gesammtbevölkerung der Colonien auf 8,553 Individuen, nämlich 3,800, die in Familien lebten, 2247 Waisen und Findlinge, 2,506 Bettler; 360,271 Morgen (bonniers) waren urbar gemacht worden. — Das mittlere Verhältniß der Sterblichkeit in den Verwahrungsörtern für Bettler hat man wie $14\frac{3}{10}$ zu 100 oder wohl gar wie 100 zu 678 berechnet; in den 12 Jahren vor 1822 fand sich das Verhältniß wie 100 zu 891; die Sterblichkeit hat also durch die eingeführten Verbesserungen keineswegs abgenommen, wie man nach den Documenten der Jahre 1821 und 1822 zu schließen berechtigt war, welche das Verhältniß wie 100 zu 1487 und 1451 angaben. — Die Taubstummeninstitute befinden sich zu Gent, Lüttich und Gröningen. Gent besitzt zwei solche Anstalten, wovon die eine der Canonicus Triest auf seine eigenen Kosten verwaltet. — Es besteht nur Eine Anstalt für die Erziehung junger Blinden, die zu Amsterdam, welche man einer philanthropischen Gesellschaft verdankt. Die jährlichen Subscriptionen

*) Rapport sur les institutions de bienfaisance du Royaume des Pays Bas en 1826. La Haye 1828. Avec 16 tableaux (Vom Minister des Innern.)

**) Hauptsächlich die Nederig en Standvastig tot Beoefening van deugd en Runde (?) zu Amsterdam und Nederig en Menschlievend zu Rotterdam.

decken ziemlich die Kosten; man zählt daselbst in der Regel 30 bis 40 Zöglinge. — Die Amsterdammer Gesellschaft zur sittlichen Besserung der Gefangenen hat beinahe in allen Städten der nördlichen Provinzen, wo Gefängnisse sind, ihre Hülfsgesellschaften. Der Gesammtverein zählte am 31 December 1826 4,880 Mitglieder, welche alle Unkosten durch Subscriptionen bestreiten. — Anstalten, welche der Dürftigkeit vorbeugen sollen, sind die Leihhäuser (diese freilich nur zu augenblicklicher Aushülfe), die Sparkassen und die gegenseitigen Unterstützungskassen. Es gab am Ende des Jahrs 1826 124 Leihhäuser mit einem Grundstock von 4,208,068 fl. und einem reinen Gewinn von 238,683 fl. Das jährliche Interesse ist sehr ungleich und schwankt zwischen 2 bis 34 Procent — im Durchschnitt ungefähr 15 Procent. Sparkassen giebt es 50; sie zählten am Ende des Jahres 1826 18,035 Theilhaber, und die Capitalien beliefen sich auf 2,771,608 fl. Die Zahl der Deponenten hatte in Einem Jahr um 2,575 Individuen, und die Summe der Capitalien um 345,131 fl. zugenommen. Die wechselseitigen Unterstützungskassen, welche in mehreren Provinzen bestehen und deren Theilhaber in einzelnen Städten sich auf 10,000 belaufen, sind zum Besten der arbeitenden Classe errichtet und haben zum Zweck, bedürftigen Familien während Krankheitsfällen für ärztliche Hülfe oder in Sterbfällen für Bestreitung der Leichenkosten Mittel an die Hand zu geben.

Vertheilung der Wohlthätigkeitsanstalten im Königreich.

Provinzen.	Bevölkerung im Jahr 1820.	Unterstützte Individuen		Geldbetrag der Unterstützungen	
		in den Häusern.	in den Spitälern.	in den Häusern.	in den Spitälern.
Brabant nördliches	328,026	22,374	606	238,205	72,880
Brabant südliches	488,[illegible]27	112,387	4,776	274,193	528,565
Limburg	324,[illegible]68	40,958	1,871	153,447	103,934
Geldern	285,573	19,180	1,366	2[illegible]1,925	186,961
Lüttich	337,019	59,446	1,258	145,258	156,363
Flandern östliches	603,312	66,725	3,036	307,160	288,998
Flandern westliches	568,258	85,[illegible]00	2,328	392,205	256,500
Hennegau	555,485	104,[illegible]20	3,524	330,739	275,164
Holland nördliches	394,550	83,100	7,781	671,822	744,742
Holland südliches	441,453	41,092	4,466	945,500	591,816
Zeeland	132,221	8,252	703	228,659	89,427
Namur	190,482	25,980	1,349	48,352	83,201
Antwerpen	350,125	22,636	4,028	252,524	285,294
Utrecht	119,351	14,191	946	232,800	135,677
Friesland	205,016	23,170	1,139	464,914	115,467
Over-Yssel	162,791	[illegible]	877	112,056	89,414
		7,577	[illegible]	191,200	58,213
Drenthe	157,973	1,976	140	30,428	8,748
Luxemburg	291,759	2,299	271	18,352	19,792
Das ganze Königreich	6,059,524	745,652	41,172	5,448,739	4,091,156

Man bemerkt, daß die bevölkertsten und reichsten Provinzen zugleich diejenigen sind, in welchen das Verhältniß der Armuth zur Bevölkerung das stärkste ist; ebenso ist darin die Sterblichkeit am Größten, und am Raschesten folgen sich die Generationen. Vergleicht man die Zahl der unterstützten Individuen mit der Bevölkerung des Königreichs, so ergiebt sich, einmal, daß ungefähr der siebente Theil der Einwohnerschaft hülfsbedürftig ist, und zweitens, daß die zu deren Unterstützung verwendeten Summen den siebenten Theil der Jahreseinkünfte des Staats betragen. Classificirt man die Provinzen nach dem Verhältniß der Hausarmen zur Bevölkerung, so erhält man folgende Ordnung: Südbrabant, Nordholland, Hennegau und Lüttich, Westflandern, Namur, Limburg, Utrecht, Friesland, Südholland, Ostflandern, Nordbrabant, Geldern, Antwerpen, Zeeland, Gröningen, Over-Yssel, Drenthe, Luxemburg. Südbrabant und Luxemburg finden sich auf den beiden Extremen: dort 230 Hülfsbedürftige auf 1000, hier 8. Die Zahl der armen Kinder, welche unentgeldlich unterrichtet werden, verhält sich zur Bevölkerung wie 24 zu 1000 und zur Zahl der Hausarmen ungefähr wie 1 zu 5. Vorausgesetzt, daß alle diese Kinder wirklich bedürftigen Familien angehören, so müßte man daraus folgern, daß die arme Classe im Punkte des Unterrichts besser als irgend eine andere bedacht sey. In der That kann man auf fünf Individuen immer Eins rechnen, das in dem Alter ist, wo es zum Schulbesuch angehalten werden soll. Nun kommen im Königreich der Niederlande nur 100 Kinder auf 917 Einwohner; folglich fällt das Verhältniß der Theilnahme am Unterricht sehr zu Gunsten der armen Classe aus. Nicht das geringste Verdienst der Wohlthätigkeitsanstalten!

Die Katholikenvereine in Ireland.

(Fortsetzung.)

Lord French. Graf Fingal. Dr. Dromgoole. Georg IV besucht Ireland.

Vor sechszehn oder siebzehn Jahren gab es im Ausschuß der Katholiken noch manche hervorragende Gestalten, die jetzt von der Bühne verschwunden sind; eine besondere Erwähnung verdient der verstorbene Lord French, ein Mann, in dem man ganz die Vorstellung verwirklicht fand, die man sich von revolutionären

Parteihäuptern zu machen pflegt. Er war von Person sehr groß und stark, hatte eine ovale Gesichtsform, eine Adlersnase, dicke buschige Brauen beschatteten ein paar trotzig blickende Augen, eine geisterhafte Blässe verbreitete sich über seinen pergamentenen Wangen, und ein stolzes Lächeln zuckte stets um seine Lippen. Seine Manieren charakterisirte eine gewisse verzerrte Urbanität, wie sie dem alten katholischen Adel von Connaught fast eigenthümlich ist; in seinem Benehmen lag nicht sowohl zuvorkommende Freundlichkeit als scrupulöse Höflichkeit. Ohne eine gelehrte, ja nur eine regelmäßige Bildung genossen zu haben, besaß er einen mit ursprünglicher Kraft begabten Geist, eine imposante Persönlichkeit, und sein mit einer tiefen Baßstimme intonirter irischer Accent machte durch den ihm eigenthümlichen melancholischen Ton eine erschütternde Wirkung. Er drückte sich leicht und fließend aus, aber in einer Sprache, die ihm ganz ausschließlich angehörte, mit einer Fülle ebenso lebhafter als seltsamer Bilder, die er durch wilde Gebehrden erläuterte. Seine Gegner fürchteten ihn als einen renommirten Raufer, der nie anstand, mit dem Degen seine Worte zu vertreten. Der herrschende Zug in seinem Charakter war der Stolz, als dessen Opfer er auch fiel. Durch ein verunglücktes Bankgeschäft um sein Vermögen gekommen, endete er in einem Anfall von Raserei durch Selbstmord. Aber alle seine Fehler hinderten ihn nicht, ein Freund des Vaterlandes zu seyn.

Man kann sich kaum zwei Personen denken, die in Charakter und Sitten auffallender von einander abstachen, als Lord French und Graf Fingal. In seiner Eigenschaft als erster Edelmann des Königreichs, steht Graf Fingal an der Spitze des katholischen Ireland's, und führte in den Sitzungen des Ausschusses den Vorsitz. Er hat nun zwar diese Function, der er sich lange auf das Ehrenvollste entledigte, seinem geschickten und geistreichen Sohne überlassen; in der Zeit jedoch, von welcher hier die Rede ist, nahm er noch selbst diesen Platz ein. Ohne einen Schatten von Anmaßung, und unfähig, Jemand zu verletzen, wußte der ältere Graf, einer der liebenswürdigsten und artigsten Männer, ungeschmälert seine patrizische Würde zu behaupten und sich eben so wohl Achtung zu erzwingen, als er Jedem, der sich ihm näherte, Wohlwollen einflößte. Obgleich an Talenten weniger hervorragend als sein Sohn, zeichnete er sich durch einen feinen Blick und durch einen bewunderungswürdigen Takt des Benehmens aus; in seinem öffentlichen Leben können ihm wenige oder keine Mißgriffe zur Last gelegt werden, und oft hat er durch seine Kaltblütigkeit die Annahme einer raschen und unbesonnenen Maßregel abgewendet. Seine Manieren sind äußerst einnehmend; man weiß aus guter Hand, daß er in London, wohin er sich fast jedes Jahr einmal begiebt, durch seine bloße Persönlichkeit mehrere seiner politischen Gegner entwaffnet hat. Man kann nicht sagen, daß er ein sonderlicher Redner sey, aber die Natur hat einen Adel und eine Anmuth in sein Wesen gelegt, welche bei ihm die Stelle der Beredsamkeit vertritt, indem sie die Zuhörer so zu seinen Gunsten stimmt, daß ihm oft glückte, Etwas durchzusetzen, was Andere mit vorzüglicheren Rednergaben umsonst versucht hätten.

Ein Mann, der jetzt todt ist, erregte um dieselbe Zeit großes Aufsehen, nicht bloß im Katholikenverein, sondern im ganzen brittischen Reich — der weiland berühmte Doctor Dromgoole, der große Gegner des Grundsatzes, welcher dem Staat in Kirchensachen ein Veto einräumt. Dieser Grundsatz mußte natürlich bei jeder Erörterung der Emancipationsfrage, sofern vorauszusehen war, daß die Regierung Garantien fordern würde, zur Sprache kommen. Dr. Dromgoole, ein aufrichtiger Freund der Religion, nahm sich der Angelegenheit der katholischen Geistlichkeit eifrigst an. Mit einer Offenheit, welche die Protestanten jener Periode als den höchsten Grad der Vermessenheit betrachteten, welche aber gegenwärtig von den Rednern des Katholikenvereins weit überboten wird, bekämpfte er die Lehrsätze der Staatskirche; indem er zuerst wagte, die Gegner der Emancipation mit denselben Waffen anzugreifen, welche gewöhnlich gegen die Bekenner der katholischen Religion gebraucht wurden, machte er gewissermaßen Epoche. Männer, welche darauf schwören, daß die Glaubenslehre der großen Mehrheit der Christen eitel Abgötterei und Aberglaube sey, sollte es nicht befremden, wenn das Gift ihrer Controversen auf sie selbst zurück gespritzt wird. Als Dr. Dromgoole's Philippika gegen die Reformation erschien, entstand ein großes Geschrei dagegen, so daß die Katholiken selbst sich veranlaßt sahen, Erklärungen zu geben; er aber blieb unerschütterlich wie der Fels, auf dem, wie er glaubte, seine Lehre gegründet war, und verstand sich zu keinerlei Apologie. Er bewies sich als einen Mann von halsstarriger und unbeugsamer Gemüthsart, wobei zugegeben werden muß, daß es ihm für die Behauptungen, die er aufstellte, nicht an den nöthigen Beweisgründen gebrach. Er war ursprünglich Arzt, aber aus Liebhaberei wurde er Theologe, und zwar in einem Fache der Theologie, welches gerade nicht die reichste Ausbeute verspricht. Der Besitz eines kleinen Vermögens gewährte ihm soweit eine unabhängige Lage, daß er auf die Ausübung seiner Kunst verzichten konnte, um sich einzig und allein dem Studium der Scholastiker zu widmen. Daß er ein tüchtiger und unterrichteter Mann war, daran ist nicht zu zweifeln; allein ein angenehmer Sprecher war er nicht, ob er gleich die Sprache sehr in seiner Gewalt hatte; denn sein langweiliger und eintöniger Vortrag und die medicinisch-theologische Solennität, mit welcher er auftrat, empfahlen ihn nicht: er trug gewöhnlich einen ungeheuren Stock mit goldenem Knopf, den er unter dem Sprechen in beide Hände drückte und am Schlusse jeder Periode auf den Boden stieß, wobei er den ganzen Körper bewegte und ein seltsames Hm! aus tiefster Kehle nachbrummte, so daß er Einem vorkam wie ein politischer Pflasterer, welcher der Emancipation den Weg bahnte. In seinem Privatleben war der Doctor der beste Mensch von der Welt; Nichts vermochte die Ruhe seines Temperaments aus ihrem Gleichgewichte zu bringen, bis man das Veto berührte; aber mit diesem Zauberwort erweckte man alle Leidenschaften in ihm.

In Folge des Prozesses, den die Regierung im Jahr 1811 gegen den Katholikenausschuß als gegen eine ungesetzliche Volksrepräsentation einleiten ließ, löste derselbe formell sich auf. Ein noch härterer Schlag für die Sache der Katholiken war der Ausgang des russischen Kriegs und der Sturz Napoleons. Mit dem allgemeinen Frieden sanken ihre Hoffnungen. Ein langer Zeit-

raum ging vorüber, in welchem nichts Bedeutendes geschah. Die unglücklichen Zwistigkeiten zwischen der Aristokratie und dem Volk, welche der Vetostreit von Neuem aufgeregt hatte, dauerten fort. Der Ausschuß bestand zwar factisch noch, aber er versammelte sich nur selten, und vermochte Nichts gegen die eingerissene Gleichgültigkeit. So blieb die Lage der Dinge bis zum Jahr 1821, als der König seine Absicht zu erkennen gab, Irland zu besuchen. Die Nation erwachte aus ihrer Lethargie. Niemand glaubte, daß der Souverän aus bloßer Neugierde oder um die erste Rolle bei einem melodramatischen Aufzug durch die irische Hauptstadt zu spielen, diesen Theil seiner Staaten besuchen könnte; man nahm folglich an, daß er als der Herold der öffentlichen Ruhe, als Friedensbote erscheine. Vor seiner Ankunft schlossen die beiden Parteien einen Waffenstillstand, und O'Connel, der indessen der Angesehenste seines Standes und der unbestrittene Führer der Katholiken geworden war, gab sich alle Mühe, eine Versöhnung zwischen den Orangisten und den Katholiken zu Stande zu bringen. Sir Benjamin Bloomfield reiste Sr. Maj. nach Dublin voraus, und beruhigte die Besorgnisse seines königlichen Herrn durch die Nachricht, daß aller Haber und Feindschaft beigelegt sey! Es wurde ein öffentliches Gastmahl veranstaltet, bei welchem die beiden Parteien einander ihrer ewigen Freundschaft versichern sollten, und troß der heftigen Versicherungen vom Gegentheil, die man auf beiden Seiten hören konnte, träumten Manche bereits von einer aufrichtigen Versöhnung. Der König stieg ans Land: die Katholiken beschlossen, ihn mit ihren Beschwerden nicht zu belästigen. Wirklich brachte er eine recht vergnügliche Zeit in Dublin zu: wo er passirte, ward er mit lärmenden Hurra's empfangen, und zum Dank für die enthusiastische Aufnahme seiner loyalen Irländer, ließ er Lord Sidmouth ein Schreiben abfassen, worin er das Volk zur Einigkeit ermahnte. Se. Maj. gingen bald darauf, mit Thränen in den Augen, zu Kingstown unter Segel. Es stand eine Zeitlang an, bis die Katholiken die elende Täuschung merkten, welche sie sich während des königlichen Aufenthalts hatten vormachen lassen, aber als sie nun fanden, daß an eine freiwillige Aenderung des Systems nicht zu denken sey, daß des Königs Besuch, so wie Lord Sidmouths Brief, für sie Nichts bedeute, und daß, wenn auch die Menschen wechselten, die Grundsätze wesentlich dieselben blieben, so begannen sie sich zu überzeugen, daß dießmal die zarte Rücksicht auf die theure Ruhe Sr. Maj. sie von ihrem Ziel etwas abgeführt hatte. (Fortsetzung folgt.)

Opiumconsumtion in China.

Der Gebrauch des Opiums ist in China, seiner nachtheiligen Folgen für die Gesundheit wegen, streng verboten; dennoch beträgt die Consumtion desselben jährlich im Durchschnitte nicht weniger als zu dem Werthe von ungefähr acht Millionen Dollars. In einer Proclamation des Gouverneurs der beiden Kwang Provinzen, in welcher jenes Verbot aufs Neue eingeschärft wird, heißt es: „Der Gebrauch von Speise oder Trank hat den Zweck, Harmonie in das System (des Leibes) zu bringen; der Genuß von Leckereien muß mit der Absicht verknüpft werden, seine Kraft zu vermehren; aber ein Gift, welches das Leben zerstört und statt einen angenehmen Geschmack zu besitzen, mit Widerwillen ausgespieen wird, muß durch unablässige Anstrengungen zurückgewiesen werden. Da das Opium bei seiner giftigen Natur zugleich dem Geschmacke zuwider ist, so kann ich unmöglich begreifen, wie Jemand zuerst auf die Idee kam dasselbe zu kauen. Der, welcher aus schnöder Gewinnsucht einen Laden öffnen konnte, um einen unerschöpflichen Vorrath von Gift zu verkaufen, muß ein ruchloser Taugenichts gewesen seyn. Die, welche ihre Zuflucht zu diesem Mittel nehmen, können dasselbe, nachdem sie es eine Zeitlang gebraucht haben, nicht mehr aufgeben, bis das Gift sich in ihre innersten Eingeweide ergießt; bald magern ihre Gesichter ab, wie das eines Sperlings, und ihr Kopf sinkt ihnen zwischen die Schultern, wie bei einer Taube. Arznei kann ihnen nicht mehr helfen und die Reue kommt zu spät."

Asiatic Journal, Vol. XXVI.

Jahresversammlung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London.

In der Jahresversammlung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London, die am 1 December d. v. J. gehalten wurde, legte der Präsident, Mr. Davies Gilbert, nachdem er einige Worte zum Andenken der verstorbenen Mitglieder der Gesellschaft gesprochen, — unter denen der Archidiaconus Coxe, Major Denham, Dr. G. Pearson, Mr. Dugalt Stewart und Thunberg von Upsala die berühmtesten waren, — Rechenschaft über zwei von der Gesellschaft vertheilte Ehrenmedaillen ab. Eine derselben war dem berühmten Astronomen Encke wegen seiner Forschungen und Berechnungen in Bezug auf den himmlischen Körper ertheilt worden, der gewöhnlich mit seinem Namen bezeichnet wird. Dieser Körper, der jetzt aufs Neue in Europa sichtbar geworden ist, und den man vielleicht mit gleichem Recht einen Planeten, wie einen Cometen nennen kann, umkreist die Sonne in einer elliptischen Bahn und in der kurzen Periode von 3⅓ Jahren, während welcher er aber die Bahnen von vier Planeten durchschneidet. Er nähert sich nämlich der Sonne bis auf geringere Entfernung als der Mercur, und entfernt sich von derselben wieder bis auf vier Fünftheil des Abstandes des Jupiter. Der Körper scheint weder einen Kern, noch irgend eine bestimmte Form zu besitzen, und man sieht andere Sterne durch denselben hindurch schimmern: eine Erscheinung, welche die Hypothese mehrerer großen Astronomen von verdichteten oder sich verdichtenden Nebelmassen, die in dem Weltgebäude zerstreut wären, zu bestätigen scheint. Dieser Komet, wie man ihn demnach nennen kann, der ausschließlich unserem Sonnensystem angehört und in bestimmten Perioden gleichmäßige Bahnen um die Sonne beschreibt, muß in jeder Beziehung als einer der interessantesten Weltkörper im Universum betrachtet werden. — Eine andere Medaille war einem um die Gesellschaft sehr verdienten Mitgliede, Dr. Wollaston, für mehrere gemeinnützige chemische Entdeckungen verliehen worden.

Literary Gazette.

Chinesische Zeitung.

In Malacca wurde im Mai des vorigen Jahres die erste Nummer einer chinesischen Zeitung in chinesischen Characteren ausgegeben. Kein einziger der chinesischen Einwohner hatte subscribirt und das Blatt mußte daher gratis unter sie vertheilt werden. Das Blatt besteht aus einem großen auf einer Seite gedruckten Bogen und soll Miscellen verschiedener Art enthalten, die darauf berechnet sind, die steifen Ansichten der Chinesen über viele Gegenstände zu berichtigen.

Malacca Observer, 20 May.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 13. 13 Januar 1829.

Scenen aus der spanischen Contre-Revolution.

(Fortsetzung.)

Das spanische Volk ist, seiner Anlage nach, unstreitig eines der ersten der Welt. Es ist höchst leidenschaftlich, und schon deßwegen erscheint bei ihm mehr als bei andern Völkern das Bedürfniß, daß Erziehung der Natur zu Hülfe komme. Kein Volk stürzt sich mit mehr Heftigkeit auf den Feind, keines aber auch flieht leichter vor ihm. Keines ist stolzer, übermüthiger, anmaßender; keines unterthäniger, wenn ihm ein Unfall widerfährt. Alle Spanier von der Glaubensarmee, die sich auf das französische Gebiet flüchteten, grüßten die Franzosen, die ihnen begegneten, stets mit den tiefsten Verbeugungen. Wer erkennt hierin nicht die Bewegungen haltloser, sich selbst überlassener Einbildungskraft, die wechselsweise muthig oder feig, stolz oder kriechend ist? Es wiederholt sich diese Erscheinung bei allen Südvölkern von leidenschaftlichem Charakter, bei den Italienern, Griechen, Türken ꝛc.

Man darf diese schönen Gesichter, diese lebendigen Bewegungen, diese brennenden Augen nur sehen, um zu erkennen, mit welcher Liebe die Natur dieses Volk bedacht hat, und welche mächtige Springkraft des Widerstandes in ihrem Innern ruht. Steht ihnen ein Zweck klar vor Augen, so werden sie mit eben so viel Verstand als Ausdauer ihn verfolgen; aber ihre Erkenntniß will erhellt seyn, wenn ihre Kraft zu dieser Anstrengung sich entschließen soll. In ihrem gegenwärtigen Zustande sind die Spanier unter allen Völkern Europas dasjenige, das, bei dem größten Bedürfniß der Erziehung, doch deren am Wenigsten besitzt und daher am Weitesten hinter der europäischen Civilisation zurückblieb.

Man hat ihnen, und nicht mit Unrecht, viel Beharrlichkeit zugeschrieben, aber man vergaß, daß an jenem ausdauernden Widerstande ihre Lage vielleicht noch mehr Antheil hatte als ihr Charakter. Sie verjagten die Mauren, sie wiesen Napoleon zurück: beidemal war der Haß gegen die Fremden der Hauptimpuls. Die Spanier waren die Ersten in Europa, welche die Industrie cultivirten; aber die Entdeckung der neuen Welt hielt jeden Fortschritt plötzlich auf. Im Besitz der edlen Metalle gewöhnten sie sich, Alles bei Andern zu kaufen und Nichts für sich selbst zu thun: daher die Trägheit, die Indolenz, die Unwissenheit. Ich kann hier, im Vorbeigehen, eine Bemerkung nicht unterdrücken. Die Industrie wanderte von Süden nach Norden, und nun beginnt der Norden sie dem Süden wiederzugeben.

Die Spanier blieben zurück, ließen ihre Felder brach liegen, ihre Werkstätten zerfallen; sie verachteten die, welche sie bezahlten, wie Einer, der kauft und bezahlt, sich immer höher schätzt als den, der verkauft und empfängt. Ihre Priester sagten ihnen, daß anders denken als sie, Thorheit und Sünde sey; sie glaubten es. Ohne fanatisch zu seyn, verabscheuten sie Alles, was nicht ihre Ansicht und ihren Glauben theilte; sie schlossen sich ab, wie einst die Israeliten, und blickten auf die Fremden mit Stolz und Verachtung.

Sie wurden bald als muthig gepriesen, bald feig gescholten. Man kann von einem Menschen sagen, daß er muthiger sey als ein anderer, nicht aber von hundert Menschen; sobald man die Masse nimmt, so schließt diese alle Temperamente ein, und bietet dieselben Wechselfälle von Kraft und Schwäche dar. Zwischen zwei Massen von Menschen, als solchen, möchte im Ganzen genommen nie ein großer Unterschied herrschen; dieser entspringt erst aus der Disciplin, aus der Organisation des Ganzen, aus der Leidenschaft des Augenblicks. — —

Man kann die Cerdagne nur durch das Thal von Carol verlassen; ein langer und gefahrvoller Gebirgspaß, der bei Ax, im Arriege-Departement ausläuft. Hier ist der Ort, den man den Hafen von Puymaurin nennt, einer der schwierigsten Pässe der Pyrenäen. Macht man jenen Weg, so hört man überall, von den sich begegneten Maulthiertreibern die Frage: Ist der Hafen gut? d. h. droht der Wind, der Schnee Einem nicht den Untergang? Gewöhnlich übernachtet man in einem kleinen Dorfe, am Eingange des Thales, der Thurm von Carol genannt. Ich kam mit einbrechender Nacht in diesem Flecken an. Das Erste, was mir in die Augen fiel, waren einige ordnungslos herumliegende Wohnungen, mit schneebedeckten Dächern und mit einem Schmutz umgeben, der mir selbst nach all dem, was ich bereits in dieser Art gesehen hatte, noch auffiel. Mein Pferd, in dem Lande ganz zu Hause, trug mich von freien Stücken in einen Hof, an dessen Mauern große Stücke Ochsenfleisch und bluttriefende Häute hingen. Dieser Hof diente einem der Armeelieferanten als Schlachthaus, und der Dünger, der den Boden bedeckte, war von Stroh und Blut gebildet. Dieser Anblick widerte mich im höchsten Grad an. Mein Führer lieh mir

große Holzschuhe, in die ich mit den Stiefeln schlüpfte und so den stinkenden Hof durchschritt, um mich durch eine kleine Pforte an den Fuß einer Leiter zu begeben, die in den obern Stock führte. Die Gesellschaft war — wie ich schon aus der Menge der Maulthiere, die man im Hofe ablud, geschlossen hatte — sehr zahlreich. In einem großen Saale loderte ein Feuer, in welchem beinahe ein ganzer Baum brannte. Die Flamme flackerte an der Mauer auf, und schlug zu einem im Dach angebrachten Loch hinaus. Rings um das Feuer saßen auf viereckigen Steinen oder auf Rollhölzern, Maulthiertreiber, Mönche, Schmuggler — hier überall Handelsleute genannt — flüchtige Glaubenssoldaten und Weiber, in ihre schwarze Mäntel gehüllt.

Es herrschte hier eine vollkommene Gleichheit; wer zuerst kam, dem gehörte der Platz. Viele vor Kälte starrende Reisende warteten, bis an sie die Reihe käme. So wie einer von denen, die zunächst beim Feuer saßen, seine Haut gehörig gebäht hatte, zog er sich zurück und ließ seinen Hintermann vor, der zuerst seine Holzschuhe oder seine Spartillen abnahm und auf die Reisbündel legte, die noch nicht vom Feuer ergriffen waren. So sah man ungefähr zwanzig rauchende Fußbekleidungen und noch einmal so viel nackte Füße, die sich rings um das Feuer reihten; mitten unter ihnen sollte auch ich die meinigen unterbringen. Glücklicherweise hatte mein Führer meinen Geschäftsträger gemacht und sich einen Sitz verschaft, den er mir dann übertrug. So befand ich mich bald neben einem Bandenführer sitzend, dessen Ansehen mir viel interessante Geschichten versprach, wenn es mir gelang, mich ihm verständlich zu machen und seinen castilianischen Stolz zu gewinnen. Er hatte einen großen zusammengerollten Mantel über die Schulter hängen, und ein ledernes Wehrgehenk, in dem aber der Säbel fehlte; statt dessen sah ich ein großes Heft aus der Tasche seiner Pantalons herausblicken. Er steckte eine Pfeife an, fuhr mit der Hand in jene Tasche und zog einen langen als Messer geschliffenen Dolch heraus. Er bediente sich desselben um seine Pfeife auszuräumen, betrachtete ihn dann eine Zeitlang, und kehrte ihn mehreremal wohlgefällig herum, wie ein Mensch, der seinen letzten Thaler ansieht. Ein französischer Gendarmerie-Brigadier streckte gleich die Hand darnach aus, indem er dem Spanier andeutete, daß es nicht erlaubt sey, bewaffnet das französische Gebiet zu betreten. „Nun!" — erwiederte jener — „ist es nicht erlaubt, seinen Tabak und sein Brod zu schneiden?" Allerdings — versetzte der Gendarme, — aber Ihr habt da mehr, als nöthig ist, um Brod und Tabak zu schneiden. — „Und die Wölfe, und die Hunde, muß man sich nicht gegen sie vertheidigen?" Der Guerillachef sagte dieß in indolenter Haltung, aber mit so stolzem Tone, daß der Gendarme, nur gewohnt Pässe, nicht aber Dolche abzufordern, auf seiner Forderung nicht zu bestehen wagte. Ein alter Sergent stand daneben, der ganz darnach aussah, als hätte er Lust, den Guerillas zu entwaffnen. Er schien jene Art von Messern gar wohl zu kennen; ich hörte, wie er zwischen den Zähnen murmelte, ob man nach Frankreich komme, um zu meuchelmorden. Da indessen hier die Polizei ihn nichts anging, so ging er um sein Glas in einem andern Winkel des Saals zu leeren, während der Spanier fortfuhr, dicke Wolken aus seiner Pfeife zu blasen; sie trennten sich, wie zwei Doggen von gleicher Kraft, die nach ein paar giftigen Blicken knurrend auseinandergehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Katholikenvereine in Ireland.

(Fortsetzung.)

Der gegenwärtige Katholikenverein entsprang aus dem allgemeinen Mißvergnügen, das durch O'Connel und Sheil Ausdruck und Richtung erhielt. Zufälliger Weise trafen sie sich im Haus eines gemeinschaftlichen Freundes in den Bergen von Wicklow: man besprach sich über die Aussichten der Katholiken, man beklagte den völligen Mangel an Organisation, und es wurde die Verabredung getroffen, daß sie beide eine gemeinschaftliche Adresse an ihre katholischen Mitbürger erlassen wollten. So sehr Manche geneigt waren, diesen Schritt als eine demagogische Anmaßung zu betrachten, so sehr war auf der andern Seite die Ueberzeugung verbreitet, daß Etwas geschehen müsse, um den schlummernden Nationalsinn wieder zu wecken. Bei der ersten Versammlung fanden sich kaum zwanzig Individuen ein, und das Publikum zeigte eine Gleichgültigkeit, welche die künftige Wichtigkeit des Vereins, zu dem jetzt der Grund gelegt wurde, nicht vermuthen ließ. Nicht bloß die Gegner, sondern die Katholiken selbst äußerten sich mit offener Verachtung über eine — wie sie glaubten — verfehlte Unternehmung, sie sprangen spottend über die eilfertig aufgeworfenen Mauern hinweg, nicht ahnend, daß daraus eine Römerburg (alta moenia Romae) werden sollte. Nach und nach traten jedoch die Männer, welche früher in der Sache thätig gewesen waren, wieder bei, und die gewaltige Stimme Daniel O'Connels, der jetzt in demselben Verhältniß größere Talente entwickelte, als die Ansprüche seines Ehrgeizes sich steigerten, wirkte auf das Volk. Die Aristokratie hatte die früher erlittenen Unbilden vergessen, die alte Abneigung überwunden und begann sich nähern. Lord Killeen, der Sohn des Grafen von Fingal, erschien als der Repräsentant seines Vaters und des katholischen Adels. Er wußte sich eben so frei von jener Gewohnheit der Sclaverei, welche der katholischen Aristokratie aus der Periode des äußersten Drucks früher anklebte, als das Gefühl der Leiden seines Vaterlands und der Gedanke an die ihm vorenthaltenen Rechte in ihm klar und lebendig war. Dieser junge Mann, der sich O'Connel als einer seiner eifrigsten Gehülfen schätzbar machte, trug, durch seinen Rang und seine Stellung in der Gesellschaft sehr Viel zum Ansehen des Vereins bei. Andere Große folgten seinem Beispiel. Lord Gormanstown, ein katholischer Pair, von sehr altem Geschlecht und großem Vermögen, hatte lange sich jeder Theilnahme enthalten, in der Meinung, die Katholiken hätten durch die Heftigkeit, mit der sie ihre Zwecke verfolgten, sich nur geschadet; er schloß sich jetzt dem Verein förmlich an. Der Graf von Kenmare besuchte zwar die Versammlungen selbst nicht (weil das volksthümliche Wesen dabei ihm zuwider war), aber er erklärte seinen Beitritt und schickte Beiträge. So kam die Verbin-

dung der Aristokratie mit der Demokratie zu Stande, und O'Connel begründete über beide einen Einfluß, von dem jeder Tag neue Proben gab. In kurzer Zeit gerieth das ganze Land in Bewegung; aller Augen blickten auf den Verein; das Volk strömte seinen Versammlungen zu.

War schon das Einverständniß der Aristokratie und Demokratie ein bedeutungsvolles Ereigniß, so war es noch mehr der Beitritt der mächtigen katholischen Geistlichkeit. Die politische Rolle, welche diese in der neusten Zeit übernahm, und die Art, wie sie die Bemühungen des Vereins unterstützte, ja den moralisch-politischen Aufschwung des Volks selbst verdankt Irland größtentheils dem Einfluß eines seiner ausgezeichnetsten Männer, des katholischen Bischofs von Kildare und Leighlin. Die portugiesische Universität, auf welcher Dr. Doyle seine Bildung vollendete, kann unmöglich der Ort gewesen seyn, wo man ihm den Dienst dieser Freiheit zur Geistessache machte; aber seine glückliche Anlage überwog die Theologie von Coimbra, und er kehrte nach Ireland zurück mit einem durch Wissenschaft veredelten Geist, ein Meister der Redekunst und ein feuriger Freund seines Vaterlands. Eine Zeitlang bekleidete er die Stelle eines Professors an dem geistlichen Collegium zu Carlow; vor seiner Gelangung zur bischöflichen Würde zeichnete er sich politisch nicht aus. Aber kaum lag der Krummstab in seiner Hand, als er ihn erhob in der Sache seines Landes. Er schrieb und seine Schriften zogen durch das Gepräge von Beredsamkeit, das sie an sich tragen und durch die Beweiskraft, mit der sie ausgerüstet sind, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Furchtlos bekannte er sich zu Meinungen, welche nicht nur die Regierung erschreckten, sondern selbst seine zahmen Collegen, die Professoren zu Maynooth, in Harnisch jagten. In einem Schreiben an Robertson, wo er von dem Grad der Wahrscheinlichkeit eines Aufstandes und einer französischen Invasion spricht, thut er folgende Aeußerung: „Die irische Geistlichkeit ist mit wenigen Ausnahmen aus dem Volk hervorgegangen, sie theilt dessen Interessen und dessen Gefühle, sie ist mit Locke's und Paley's Grundsätzen vertrauter als mit der Lehre Bellarmin's oder Bossuets vom göttlichen Rechte der Könige, sie weiß Mehr von constitutionellen Rechten, als von der Pflicht des leidenden Gehorsams. Wenn ein Aufstand ausbräche, der von Karrickfergus bis Cape Clear wüthete, so würde keines katholischen Prälaten Stimme zum Bannfluche sich erheben!" Eine solche Drohung, an deren Wahrheit die neueste Zeitgeschichte nicht zweifeln läßt, mußte Aufsehen erregen, und man behauptet, Lord Wellesley habe, um die Wirkungen dieser bischöflichen Vermessenheit zu paralysiren, sich nach Maynooth gewendet und daselbst die Ausfertigung einer Denkschrift veranlaßt, an der aber — wohl verstanden — die Studirenden, und selbst der Präsident, Dr. Grotty, keinen Antheil nahmen. An der Spitze der fünf Professoren, unter deren Namensunterschrift die Erklärung zu Gunsten des leidenden Gehorsams erschien (der man übrigens nachsagen muß, daß sie etwas milder abgefaßt war, als die berühmte Servilitätsacte der Universität zu Oxford) standen zwei alte Franzosen, ehemalige Doctoren der Sorbonne, welche am irischen Collegium ihr Brod gefunden hatten, Monsieur de la Hogue und Monsieur François d'Anglade. Sie gehörten im Vaterlande der guten alten Zeit an und brachten nach Ireland neben einem guten Theil Wissen einen gründlichen Sinn für Unterthänigkeit mit. Ihre Protestation gegen Doyle lautete also:

„Königliches katholisches Collegium des heiligen Patrick zu Maynooth.

„Nachdem kürzlich in Bezug auf die Erziehung der katholischen Geistlichkeit gewisse Aeußerungen verlautet haben, so erachten wir — die unterzeichneten Professoren des römisch-katholischen Collegiums zu Maynooth — es für eine Pflicht, die wir der Religion und dem Lande schuldig sind, hiemit feierlich und öffentlich zu erklären, daß wir, so viel an uns ist, nicht ermangeln, Jedermänniglich Treue gegen unsern gnädigen Souverän, Ehrfurcht gegen die Behörde und Gehorsam gegen die Gesetze einzuprägen.

„Indem wir uns dieser Pflicht entledigen, haben wir einzig und allein die unwandelbaren Grundsätze der katholischen Religion zur Richtschnur genommen, die deutlich und bestimmt in den folgenden Lehren des heiligen Petrus und des heiligen Paulus *) enthalten sind:

„„Seyd gehorsam um Gottes willen dem König, als dem Erhabenen, und seinen Befehlshabern, die er aussendet, zu bestrafen die Uebelthäter und zum Preise der Guten; denn es ist der Wille Gottes, daß so Ihr rechtschaffen handelt, die Narren Nichts wider Euch ausrichten, sintemal Ihr die Freyen seyd, die da Gott dienen und nicht machen die Freiheit zu einem Deckmantel ihrer Bosheit. Thut Jedermann Ehre. Habet die Brüder lieb. Fürchtet Gott. Ehret den König. Denn das ist Gnade, so Jemand um seines Gewissens willen gegen Gott das Uebel erträgt und leidet das Unrecht. Denn was ist das für ein Ruhm, so Ihr um Missethat willen Streiche leidet; aber so Ihr um Wohlthat willen leidet und duldet, das ist Gnade bei Gott.

„„Jedermann sey unterthan der Obrigkeit; denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebt Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden über sich ein Urtheil empfahen. Denn die Fürsten sind nicht den guten Werken, sondern den bösen zu fürchten. Willst Du Dich aber nicht fürchten vor der Obrigkeit, so thue Gutes: so wirst Du Lob von derselben haben. So unterwerft Euch nun, dem Gesetz, unterthan zu seyn, nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen.""

„Wir können die Erklärung des Textes nicht besser fassen, als in den Worten Tertullian's **): „„Die Christen wissen, daß es Gott ist, der den Kaisern ihre Gewalt übertragen hat. Aus derselben Quelle, aus welcher alles Leben entspringt, leiten sie ihr Recht ab. Darum beten wir für alle Kaiser, daß der Himmel sie mit langem Leben, innerem Frieden, einer glücklichen Regierung, einem tapfern Heer, einem ergebenen Senat und einem tugendhaften Volke segnen möge!""

„Wir sind bereit, die Aufrichtigkeit dieser Bekenntnisse der

*) 1 Petr. 2. Rom. 13.
**) Apolog. Cap. XXX.

strengsten Untersuchung zu unterwerfen, und unberufen uns mit Vertrauen auf die loyale Aufführung der in dieser Anstalt erzogenen Priester und auf deren unablässiges Streben, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, als auf den besten Beweis für die Grundsätze, welche in diesem Collegium eingeprägt werden. Diese Grundsätze sind die der gesammten katholischen Kirche; und wenn irgend eine Veränderung in den Gesinnungen der irischen Geistlichkeit vorgegangen ist, so kann es keine andere seyn, als die, daß zu der religiösen Verpflichtung nunmehr auch noch Gründe der Dankbarkeit hinzukommen, und ein Gelübde der Treue, von welchem keine Gewalt auf Erden entbinden kann."

Ungeachtet der furchtbaren Autorität eines La Hogue und d'Anglade, hatte dieß Stück von einem Sorbonner Manifest bloß den Effect, daß die irische Priesterschaft darüber lachte, und daß Dr. Doyle, den man durch die abgenutzte Lehre vom göttlichen Recht hatte zum Schweigen bringen wollen, in der Achtung des Volks stieg, während die von ihm ausgesprochenen Wahrheiten nur um so rascher sich verbreiteten.

(Fortsetzung folgt.)

Niederländisch Indien.

Java. Der Aufstand auf Java, der im J. 1825 gegen die niederländische Colonialregierung ausbrach, ist noch immer nicht gestillt. Den neuesten Berichten zu Folge waren die niederländischen Truppen unter Anführung des Generals de Kock, nach mehreren für die Eingebornen nachtheiligen Gefechten, im Begriff zu Gamping ein verschanztes Lager aufzuwerfen, während der kleine Krieg im Innern ununterbrochen fortdauerte. — Die Maßregeln des Gouvernements scheinen wenig geeignet, die Zuneigung der Javaner zu gewinnen; so war erst kürzlich eine neue Auflage von zehn Rupien auf das Picul Wachs gelegt worden, eine Steuer, welche eine sehr nachtheilige Wirkung auf die Industrie der Eingebornen haben muß, die des Wachses bei der Färbung ihrer schönen Seidentücher nicht entbehren können. Die Methode, deren sie sich bedienen, ist nämlich folgende. Das Tuch, welches gefärbt werden soll, wird auf einen Rahmen gespannt; darauf werden die Umrisse eines Musters auf dasselbe gezeichnet und die Stellen, die weiß bleiben sollen, mit einer dünnen Wachslage bedeckt, während jene, welche die Farbe annehmen sollen, unbedeckt bleiben. Das Ganze wird hierauf zu dem Färber gesandt, der gewöhnlich ein Chinese ist, und, indem dieser es nun in sein Farbenfaß taucht, nimmt der unbedeckte Theil desselben die Farben an, indessen der Rest weiß bleibt. Soll das Tuch mehr Farben erhalten, so hat man nur das Wachs davon hinweg zunehmen und es in ein zweites Farbenfaß zu tauchen, um die weiß gebliebenen Stellen zu färben; auf ähnliche Art läßt sich indessen leicht jede beliebige Anzahl von Farben anbringen, indem man nach jeder Färbung das Wachs theilweise entfernt. Auf diese Weise werden die prächtigen ostindischen Seidentücher gefärbt, die in dem indischen Archipel wegen größerer Dauerhaftigkeit des Stoffs wie der Farben den europäischen bei Weitem vorgezogen werden, indem von diesen das Zwanzig nur fünfzehn bis zwanzig Dollars gilt, während die indischen mit fünfzehn bis fünfzig Dollars bezahlt werden.

Asiatic Journal, Nov.

Bencoolen.

Die einst blühende Niederlassung von Bencoolen auf Sumatra sinkt unter der niederländischen Herrschaft immer tiefer in Verfall. Alle Gewerbe stehen still und der Landbau wird auf einer Küste von 150 engl. Meilen, die von 60,000 Seelen bewohnt war, bei der Unmacht der Regierung, die eingeborne Bevölkerung im Zaume zu erhalten, völlig vernachläßigt. Gebäude, die zu einem Hospital bestimmt waren und deren Errichtung der ostindischen Compagnie 20,000 Dollars gekostet hatte, wurden kürzlich für 3 0 Dollars verkauft. Täglich verlassen Einwohner die Stadt, und wenn die Auswanderung auf diese Weise fortdauert, muß in Kurzem Alles verlassen seyn.

Penang Register, 2 April.

Brittisches Indien.

Fleischmarkt zu Calcutta. Im Februar d. v. J. war der Fleischmarkt zu Calcutta mehrere Tage lang seiner gewöhnlichen Vorräthe beraubt. Als Grund wurde angegeben, daß die Weigerung der Polizei einen „Bebu" zu strafen, der einige Viehtreiber hatte durchprügeln lassen, weil sie seine Pferde scheu machten, die Kuhhirten so beleidigt habe, daß sie den Markt gemieden hätten, bis ihnen die verlangte Genugthuung geworden wäre. Ein anderes Gerücht gab an, daß ein reicher und frommer Hindu die geheiligte Kuh unter seinen Schutz genommen und alles für den Markt bestimmte Schlachtvieh aufgekauft habe. Ein drittes Gerücht war: der Radschah von Burdwon, der den Basar kürzlich für drei Lack Rupien erkauft hat, habe als ein strenger Hindu den Verkauf von Rind- oder Kalbfleisch in einem Bezirk, dessen Eigenthümer er sey, nicht dulden wollen.

Calcutta John Bull, Feb. 11.

Suttie zu Calcutta.

Wiendhluwassenie, das Weib eines Hindu, Namens Wischnu Genguli, von Bagbasar, welcher an der im März des v. J. in Calcutta und der Umgegend herrschenden Seuche — Cholera — gestorben war, sprach den Wunsch aus, sich mit dem Leichnam ihres verstorbenen Mannes lebendig zu verbrennen. Nachdem die von der Regierung für diese Fälle verordneten Formalitäten erledigt waren, bestieg die Suttie, *) den Scheiterhaufen, der sogleich in Brand gesteckt wurde. Da mehrere Europäer und Americaner von Rang gegenwärtig waren, so durfte sie nicht gebunden oder auf andere Weise befestigt werden, wie sonst gewöhnlich ist, und als die Flamme sie erreichte, war sie nicht im Stande, den Schmerz zu ertragen und rettete sich, nachdem verschiedene Theile ihres Leibes bereits durch das Feuer beschädigt waren, durch die Flucht. Ihre umstehenden Verwandten würden sie, wenn die Gegenwart der Fremden ihren Fanatismus nicht gezügelt hätte, mit Gewalt in die Flammen zurückgetrieben haben. Die Unglückliche wurde der ärztlichen Pflege übergeben und ihre Verwandten durch gerichtliche Dazwischenkunft mit ihr versöhnt. Die Abschaffung des Gebrauchs — fügt ein Hindublatt hinzu, dem wir diese Notiz entlehnten — Weiber gegen ihren Willen, wie gegen die Vorschrift der Sastras zu verbrennen, ist noch weit entfernt und kann nur durch die strengste Aufmerksamkeit der guten Deroghes (Polizeibeamten) herbeigeführt werden.

Sumbad Coumoody, March 15.

*) So heißt bekanntlich im Hindustanischen die Frau, die nach dem Tode ihres Mannes sich selbst verbrennt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 14. 14 Januar 1829.

Ueber die Ursachen der Animosität zwischen England und Nordamerica.

Von Dr. Franz Lieber in Boston.

Ein Punkt, der noch selten in politischen Blättern abgehandelt worden ist, und der dennoch schon einmal Viel zu einem Kriege zwischen zwei bedeutenden Völkern beitrug, der immer noch fortdauert und häufig genug in dem diplomatischen Verkehre dieser beiden Völker sich bemerklich macht, ist die Animosität zwischen England und Nordamerica.

Die allgemeinste, einfachste und vielleicht auch stärkste Ursache dieser gegenseitigen Gehässigkeit ist dieselbe, weswegen sich im 17 Jahrhundert Katholiken und Protestanten mehr haßten, als selbst Mohammedaner und Christen, und wiederum Lutheraner und Reformirte mehr, als Protestanten und Katholiken, weswegen sich Eltern und Kinder, sind sie einmal offen zerfallen, desto heftiger gegenüberstehen: wir meinen das gemischte Gefühl des Schmerzes und der Erbitterung über die zerrissenen Bande, über die getäuschten gegenseitigen Anforderungen, den Stolz der Alten und die gereizte Empfindlichkeit der Jungen. Nur wo Menschen in beständiger Berührung mit einander stehen, ihre Interessen und Bestrebungen sich häufig durchkreuzen, können solche Erscheinungen ans Licht treten. Man sehe nur auf Spanien und Mexico oder Columbien, auf Portugal und Brasilien: zeigt sich nicht da dieselbe Erscheinung? Reiben sich nicht Schweden und Norweger mehr, als selbst Schweden und Russen? Die Engländer und Americaner sind mit vielen und starken Banden aneinander gebunden, sie reden dieselbe Sprache, haben dieselbe Literatur, finden sich auf demselben Meere, in denselben fernen Häfen als thätige Schiffer, haben viele gleiche Institutionen und — streben doch fast polarisch in ihrem Fortschreiten von einander.

Wir wollen versuchen, eine Art Geschichte dieser Animosität aufzuzeichnen, woraus sich der Thatbestand am Besten wird entnehmen lassen.

Die Nordamericaner siedelten sich an diesen Ufern mit einer kindlichen Liebe gegen England an, obgleich das Vaterland einem großen Theile derselben, namentlich den Ansiedlern von Neu-England, Religions- und Bürgerfreiheit geraubt hatte. Unter den härtesten Drangsalen von Kälte, Hunger und Krieg mit den Indianern, hielten die braven Menschen ihre Liebe zum alten Vaterlande unerschüttert fest. Sie feierten sein Andenken in jedem Namen, den sie Oertern, Flüssen oder Seen gaben, und in jeder Institution, welche sie begründeten. Noch bis zur Revolution hieß nach England reisen mit einer rührenden Anhänglichkeit H e i m g e h e n (to go home), selbst bei denen, deren Eltern und Verwandten hier geboren waren. Der Engländer, der einem edlen und kostbaren Gefäße nicht unähnlich ist, in welches ein ganzer Plunder von Vorurtheilen gepfropft wurde, verletzte die Americaner auf das Empfindlichste. Das V o l k glaubte, und glaubt es leider in seinem John-Bullismus noch oft genug, das ganze Land hier sey von Entläufern aus den Stockhäusern Englands angesiedelt, und wußte nicht, daß nie in der Geschichte, nie, ein Land von standhafteren, braveren und tugendhaft strengern Menschen begründet wurde, als z. B. Massachussetts; das P a r l a m e n t ahnte nicht, wie weit der gesellschaftliche Zustand hier bereits vorgeschritten war, und behandelte die Nordamericaner, trotz der ernstesten Warnungen mehrerer seiner bedeutendsten Mitglieder, mit Geringschätzung und Stolz. Die Minister waren nicht weniger verblendet und reizten die Empfindlichkeit dieser Männer, die sich zu gleichen Ansprüchen mit den Engländern berechtigt glaubten, nur noch mehr. Der Krieg brach aus. England nahm ihn leicht, weil man mit „einer Bande zusammengelaufener Bürger" zu kämpfen hatte; die Manifeste sprachen höhnend, die Gefangenen wurden mißhandelt. Washington hingegen verlor nie seine edle Haltung und hat sich nie Erbitterung gegen die Engländer zu Schulden kommen lassen. Major André würde nach dem Kriegsrechte eines jeden Volkes gehangen worden seyn. Die Americaner im Ganzen aber haßten natürlich die Engländer, obschon sie sich durchgängig mit vieler Mäßigung betrugen, sowohl in der Revolution selbst, als in den ihr vorlaufenden Ereignissen. Einem Jeden, der noch Gefühl für etwas Edles hat, muß das Herz höher schlagen, wenn er die Prozeßgeschichte des englischen Capitän's Preston liest, der auf die unbewaffneten Bürger Bostons hatte schießen lassen, so daß mehrere fielen, und der, vor Gericht gestellt, von John Adams, einem der erbittertsten Feinde Englands, dennoch vertheidigt und von den Richtern freigesprochen wurde. Als die Americaner siegreich aus der Revolution her-

vorgingen, wuchs auf dem Boden der englischen Geringschätzung gegen die Americaner der Giftpilz wirklicher Erbitterung, des Hasses aus Kränkung, um so schneller, je mehr der brittische Stolz verletzt war. Bei den Americanern aber, als den Siegern, schien die Erbitterung sich zu legen. Da brach die französische Revolution aus. America wie der ganze europäische Continent begrüßte die junge Republik, wie einen Sonnenaufgang der europäischen Freiheit.

America hatte sich schon in dem Revolutionskriege um so mehr Frankreich genähert, jemehr es sich von England entfernte, und freute sich also doppelt, daß nun die Freiheit, unter deren Vorkämpfern Lafayette erschien, auch den Verbündeten ihrer Revolution scheinen sollte, wogegen die Engländer, als die Gegner Frankreichs, auch von dieser Seite den Americanern gehässig erschienen. Die Engländer hatten noch nicht aufgehört die Americaner geringschätzig zu behandeln, in dem Glauben, daß nur sehr grobe Fehler von Seite der brittischen Generale den Americanern das Kriegsglück zugewendet haben könnten. Sie erlaubten sich auf der See nach ihrem verhaßten right of search (Durchsuchungsrecht) Anmaßungen, wodurch die Americaner sich um so mehr verletzt fühlten, als sie, eine junge Macht, doppelt eifersüchtig auf ihre Rechte als selbstständige Nation waren.

In dem letzten Kriege gegen England schlugen die Schiffe der Republik die königlichen Schiffe gleichen Maßes ohne Ausnahme. Dieß war für den englischen Stolz eben so beugend als unerwartet. Manches zwar spricht hier zur Entschuldigung Englands und seines Ruhmes. Bei der ungeheuren Flotte, die es zu jener Zeit zu bemannen hatte, blieben ihm wenig gute Matrosen gegen America übrig, während die Americaner bei ihrem eingestellten Handel Matrosen in Fülle hatten. Dennoch erbittert es noch jetzt jeden Engländer, wenn er daran erinnert wird, daß einst die Sterne im blauen Felde über der sieggewohnten gekreuzten Flagge wehten. Dagegen äscherten die Engländer Washingtons öffentliche Gebäude, das Präsidentenhaus und das Capitol ein*), was auf der andern Seite auch die Erbitterung der Americaner auf's Höchste trieb, nicht als über einen bloßen Sieg, oder die Eroberung einer Hauptstadt, sondern über die Barbarei, die in dem Vorfahren Englands lag.

(Schluß folgt.)

Scenen aus der spanischen Contre-Revolution.

(Fortsetzung.)

Ich näherte mich dem Tische, an dem der alte Sergent sich niedersetzte. Sein Gesicht wurde auf einmal freundlich; er bot mir zu trinken, und fragte mich dann erstaunt, was ich mitten unter diesem Volke mache. „Mein armer Herr," sagte er, „ich beklage Sie; Sie werden schlecht essen, schlecht schlafen und morgen eine noch schlechtere Reise haben. Wir sind dieß schon mehr gewöhnt. Schon seit einem Jahre hüten wir hier die Spanier, die in ihrem Lande Teufelsspuck treiben und dann kommen, und bei uns ihre Haut in Sicherheit bringen. Da ist Einer hier!" .... — Nun, was haltet Ihr von dem? — „Was ich von ihm halte? Daß er schon so lange dient als ich, und daß dieses Messer mehr französisches Blut getrunken, als Tabak geschnitten hat." — Woraus schließt Ihr dieß? — „Potz alle Welt! ich kenne das nur zu gut. Ich sehe es diesen Gesichtern schon von ferne an, wie unsre Fischer, wenn sie den Horizont betrachten, den Mistral *) voraussagen." — Ihr seyd also am Meere geboren? — „Lieber Himmel, ja! Meine alte Mutter fängt Austern in Cette. Und obgleich ich stets auf den Bergen umhergeschweift bin, versichere ich Sie doch, daß dieser Ehrenmann da schon lange den Schnee des Canigou ballte, ehe ich die erste Handvoll Kräuter auf dem Gebirg sammelte. Betrachten Sie mir nur diese Füße; keine Ziege hat sie so weit gespalten. Und dieser Dolch! ich wette, daß er seit Jahren weiß, wie französisches Blut schmeckt. Soll eine so niederträchtige Waffe nach Frankreich dürfen? ... Wenn der Brigadier wollte!" — Ihr fürchtet diese Waffe? — „O nein lieber Herr, wenn ich sie sehe, fürchte ich sie nicht, und Gott sey Dank, mein Säbel fürchtet Niemand. Aber ich kann meinen Säbel nur in der Einen Faust halten, während diese Schlange von Messer aus einer Hand in die andere springt; sie sieht Euch, während Ihr sie nicht seht und dringt Euch in den Leib wie in die Krume dieses Brodes." — Ihr habt lange gegen die Guerillas gefochten; das ist wohl ein schlimmer Krieg? — „Schlimm! das weiß Gott, denn man weiß nie, wo er ist. Stets scheint der Weg offen; nirgends ein Feind vor Euch; aber hinter, neben Euch... Will man hingehen um an einer Quelle zu trinken, oder einen Baum zu fällen — plötzlich steht einer dieser braven Knaben, wie der da neben uns, vor Euch, und Ihr habt nicht Zeit: Es lebe der Kaiser! zu rufen, und Ihr seyd schon todt. — Verzeihen Sie, Sie wissen, daß, als wir uns gegen diese Leute schlugen, noch das vive l'empereur unser Feldgeschrei war. Und Er, wissen Sie wohl, verstand nicht, daß man sich fürchten könne. In dem Feldzug von Egypten — Erinnern Sie sich des Feldzugs von Egypten?" ... — Nicht so ganz, denn ich war nicht dabei; aber ich ließ mir davon erzählen. — „Nun gut, ich will es Ihnen sagen. Die Säbel dieser Türken schnitten Einem den Kopf weg, wie wir hier den Gipfel einer jungen Tanne abhauen. Wir hatten anfangs einige Furcht davor, die uns der General aber bald vertrieb. Er sagte uns, wir seyen Kinder. Und doch waren wir größer und auch älter als er; ich selbst zählte vier Jahre mehr. Aber kurz, er sprach zu uns, und alle Furcht war weg. Aber diese Messer" ... — Hat er Euch nicht an die gewöhnt? — „Gewöhnt? ... man sagt noch mehr; bloß ihretwegen geschah's, daß er nicht mehr hieher zurückwollte; und ich frage Sie: wenn er sich fürchtete, was sollten wir?" ... — Glaubt Ihr in der That, daß Napoleon wegen dieser Messer sich scheute, nach Spanien zurückzukommen? — „Wahrhaftig, das hat man gesagt. Und dann, sehen Sie, verheirathete er sich; und das war schlimm; im ersten Jahr dieser Heirath ein solcher Krieg! Ich selbst, ich glaubte mehr als einmal, meine alte Mutter nicht wieder zu sehen. Nehmen Sie mein Herr! trinken Sie; da ließe sich viel erzählen, wenn wir nur nicht hier wären. (In den jun-

*) Das Patenthaus, wo alle Modelle aufbewahrt werden, welche Patente erhielten, ward verschont; nicht die Archive des Capitols.

*) Ein gefährlicher Wind, an den Küsten des südlichen Frankreichs.

gen Soldaten sich wendend:) Stoßt an meine armen Kinder! Gott bewahre Euch vor Spanien.!"

Während dieses Zwiegespräches wurde das Abendessen bereitet. Es bestand aus Stücken Fleisch, die man am Feuer braten ließ, und die auf den rauchenden Reisbüschein denselben Platz einnahmen, den vor ihnen die Spartilien und Holzschuhe inne gehabt hatten. Ich forderte Eier; es gab keine; Butter, eben so wenig. Es blieb nichts Anderes übrig, als sich in Geduld zu fügen. Jeder bemächtigte sich eines der brennendheißen Fleischstücke und that einen Zug aus der kleinen Weinflasche, welche in der Gesellschaft die Runde machte. Während des Schmauses unterhielt man sich von dem Zustand des Gebirgspasses. Jeder Maulthiertreiber gab seine Meinung ab. „Es macht kalt." — „Es windet." — „Es wird Schnee fallen." — „Man wird nicht passiren können." — „Horcht! hört ihr das Tosen im Gebirg? Verdammt! wir werden morgen noch einmal hier frühstücken müssen." — „Und zu Nacht essen auch," fügte ein Anderer bei. Ich wandte mich an Einen von ihnen. „Muß man, wenn's schlecht geht, lange hier bleiben?" — „Oh, oft vierzehn Tage!" antwortete er, indem er seinen Nachbarn einen lachenden Blick zuwarf. Ein Anderer versicherte mich, vierzehn Tage seyen zu viel, aber eine Woche lang wäre nicht unmöglich. Da ich sah, daß ich mit dem Fragen Nichts gewann, beschloß ich mich zur Ruhe zu begeben. Aber alle Prophezeiungen meines alten Sergenten gingen in Erfüllung: die Lagerstätten waren nicht besser als das Nachtessen. Ein Theil der Gäste hatte sich bereits um mich niedergelegt. Einige schliefen in hölzernen etwas vertieften Betten, andere auf Schaf-Fellen. Der Wirth hatte mir sein eigenes Lager, in der Nähe des Camins, aufbehalten; ich konnte mich jedoch als ich einen Blick darauf warf, nicht entschließen, sein freundliches Opfer anzunehmen, und bat ihn um Stroh. „Stroh?" — erwiederte er, in einem Tone, der mir bewies, wie unbescheiden ich in meiner Forderung war — „das Stroh wurde alles den Truppen gegeben, und wir haben Nichts mehr als dürres Laub." Nun verzichtete ich auf weitere Bitten, wickelte mich in meinen Mantel, legte den Kopf auf mein Felleisen und versuchte zu schlafen. Das Geräusch der Maulthiere, die unter uns ihre Behausung hatten, und das Schnarchen dieses Halbhunderts Schläfer um mich, die wie Seekühe schnauften, ließ mich, so ermüdet ich auch war, kein Auge schließen.

Das Feuer, das immer mehr dem Erlöschen sich näherte, warf einen matten Schein über die Scene. Ich sah auf der einen Seite einen spanischen Douanier, der unter der Regentschaft gedient und mit ihr die Flucht ergriffen hatte, in Begleitung seiner schönen Frau aus dem Thale von Aran; beide Gatten lagen in Einen Mantel gehüllt. Nahe dabei einige junge Arragonier, Studenten der Theologie, in ihren kurzen schwarzen Leibröcken, zwischen denen ein wohlbeleibter Pfarrer mit seinem unter einer wollenen Maulthierdecke ruhenden Bauch hervorragte. Dann in bunter Mischung Schmuggler, Maulthiertreiber, geflüchtete Insurgenten, oft im tiefen Schlafe sich bewegend und aneinanderstoßend, und bei jedem Puff tief aufathmend, als träumten sie vom Kampf mit den Constitutionellen.

(Schluß folgt.)

Die Sagen von Killarney.

(Fortsetzung der Uebersichten der neuesten engl. Literatur.)

Schneller noch, als in Deutschland, scheint die Mode der Volkssagen und Volkslieder in England vorübergegangen zu seyn. Croker's Feenmährchen, die vor wenigen Jahren noch mit so enthusiastischem Beifall aufgenommen wurden, sind gegenwärtig bereits halb vergessen, und eine neue Sagensammlung, die derselbe Verfasser kürzlich unter dem Titel: Legenden der Seen (Legendes of the Lakes; or Sayings and Doings at Killarney., collected by T. Crofton Croker, Lond. 1829 2 vols 8.) herausgegeben hat, wurde sonderbar genug gerade von dem liberalen Theil der Londoner Presse mit den verbrauchten Späßen eines Lustigmachers von Profession in eine Reihe gestellt. »Crokers Feenmährchen (Fairy Legends) sagt eines dieser Blätter, waren recht gut in ihrer Art, aber wir bekamen zu viel davon; es fehlte ihnen an Relief; eine oder zwei dieser Sagen würden denselben Zweck erreicht haben, als tausend. Sir Daniel O'Rourke und die Frau von Galleurus waren neu in England und wurden dem gemäß mit Recht günstig empfangen; aber einen eigenen Handlungsartikel aus diesen albernen Geister- und Wundergeschichten zu machen, scheint uns eine Mißspeculation zu seyn, die nur in dem Kopfe eines Irländers entspringen konnte.« Wir billigen keineswegs dieß harte Urtheil; und wenn wir nicht läugnen können, daß in den meisten dieser Sagen und Mährchen sich immer nur wenige einfache Grundgedanken wiederholen, so macht es uns doch Vergnügen dem alten Manne, der alten Mutter zuzuhören, die uns das längst Bekannte mit gutmüthiger Geschwätzigkeit in ihrer eigenthümlichen Manier hundert Mal aufs neue erzählt; und da wir hoffen, daß es unsern Lesern nicht anders geht, so wollen wir von den wunderbaren Geschichten, die Crofton Croker sich bei seinem Besuche der Seen von Killarney in Ireland von den guten Leuten der Gegend vorsagen ließ, wenigstens eine ihm nach erzählen.

»Es war einmal vor vielen Jahren ein armer Mann, dessen Name war Donagha und er lebte in einer kleinen Hütte, nicht weit von einem Walde mitten in der Grafschaft Kerry. Ireland war damals nicht so kahl, als es jetzt ist, sondern mit großen Wäldern bedeckt, so daß man sagt, es habe damals ein Eichhorn von Dingle de Couch bis nach der Stadt Cork reisen können, ohne einmal den Boden zu berühren. Nun müßt ihr wissen, daß Donagha ein sehr armer Mann war und ein böses zänkisches Weib hatte, so daß er bei diesem Weibe und seiner Armuth kaum zu einem Augenblicke Ruhe kam. Wenn ein Weib hübsch wäre oder andere gute Eigenschaften hätte, möchte ein Mann sich wohl dann und wann ein Wort des Widerspruchs gefallen lassen, aber Donaghas Weib hatte zum Unglück auch nicht das geringste, was sie empfehlen konnte; denn außerdem, daß sie zänkisch war, war sie noch dazu so alt und so häßlich als der leibhafte Gott sey bei uns, und so könnt ihr euch wohl denken, daß sie ein Leben mit einander führten, wie die Hunde und Katzen.

Eines Morgens, in dem schönen Maimonat, rauchte Donagha ruhig sein Dudien (seine Pfeife) in dem Kaminwinkel, als sein Weib die mit einer Kanne Wasser vom Brunnen kam, auf einmal eine Hatz gegen ihn eröffnete, als wenn sie eine Koppel Jagdhunde im Munde gehabt hätte. »Du fauler nichtsnutziger Knecht, hast du

nichts anderes zu thun an diesem lieben Morgen, als da zu sitzen und im Feuer zu stören, deinen Dudien zwischen den Zähnen. Würde es sich nicht besser für dich schicken, Brennholz im Walde zu sammeln, als hier zu sitzen, als ob du mit einem Zwölfpfennig-Nagel an dem Schemmel angenagelt wärst?" Alles dieß sagte sie und mehr, worauf Donagha keine Antwort gab, sondern ruhig seine Axt und seinen Strick nahm, und fort mit ihm in den Wald. Ich weiß nicht, warum er so ruhig gegen sie blieb; vielleicht hatte er gerade keine Lust, mit ihr zu streiten, oder er dachte: es ist das beste, daß du ihr aus den Augen kommst; denn ein guter Rückzug, ist jeder Zeit besser, als eine schlechte Schlacht.

Es war ein schöner Tag fürwahr; die Sonne tanzte durch die Zweige und die kleinen Vögel sangen, wie die Pfeifer auf einer Hochzeit, so daß Donagha wieder neu aufzuleben anfing, und das Herz wuchs ihm, wie er seine Axt nahm und zu arbeiten begann, so heiter und zufrieden, als wenn er zu Hause nicht den geringsten Verdruß gehabt hätte. Aber er war nicht lange bei der Arbeit, als er durch den Schall einer Stimme erschreckt wurde, die mitten aus dem Walde zu kommen schien, und obwohl es die lieblichste Stimme war, die er je gehört hatte, so mußte er sich doch davor fürchten, denn es war etwas darin, was nicht der Stimme eines Mannes, noch der eines Weibes oder eines Kindes gleich war.

»Donagha! Donagha!« sagte die Stimme, aber Donagha hatte wenig Lust zu antworten. »Donagha!« sagte die Stimme wieder; und so dachte Donagha, als er es noch einmal hörte, daß es das beste für ihn seyn würde, zu sprechen. »Hier bin ich,« sagte er, und dann antwortete ihm die Stimme wieder zurück: »Donagha, fürchte dich nicht,« sagte die Stimme, »denn gewiß ich bin nur St. Brandan, der abgesandt ist, um dir zu sagen, weil du ein guter Christ bist, und deine Schuldigkeit thust, sollen dir zwei Wünsche gewährt seyn; so überlege denn wohl, was du dir wünschest, Donagha!"

»Ei, alles Glück mit Euch« sagte Donagha, als er wieder zu arbeiten anfing, indem er die ganze Zeit darüber dachte, was er wohl in der weiten Welt am meisten zu wünschen hätte. Sollte er Reichthum zu seinem ersten Wunsche nehmen? was nähme er dann zu dem zweiten? — Ein gutes Weib? oder wäre es nicht besser, von den Weibern gar nicht mehr geplagt zu werden? — Gut, so dachte er lange Zeit, ohne daß er mit sich darüber hätte einig werden können, was er wünschen solle. Die Nacht brach herein, und so sammelte Donagha einen großen Haufen Brennholz, band ihn mit seinem Strick zusammen und hob ihn auf die Schultern, und fort mit ihm, nach Hause.

Donagha war rechtschaffen müde von der Arbeit des Tages, so daß es kein Wunder war, wenn die Last auf seiner Schulter ihm zu viel wurde; und ganz ermattet sah er sich endlich genöthigt, sie abzuwerfen, und darauf niedersitzend, war der arme Donagha in großer Sorge; die Nacht brach ein, und er wußte wohl, welcher Willkommen ihm bevorstand, wenn er zu lange ausblieb, oder ohne seine volle Ladung Holz heimkehrte. Wollte Gott, sagte er in seiner Noth, ohne an die Macht seiner Wünsche zu denken, wollte Gott, diese Last trüge mich nach Hause, statt daß ich gezwungen bin sie zu tragen. Und im Augenblicke begann die Last sich unter ihm zu bewegen, und der arme Donagha, der darauf saß, schnitt freilich die sonderbarsten Gesichter, denn bis er vor seine Hausthür kam, hörte er nicht auf, tausendmal Zetermordio's zu schreien, so ärgerte es ihn, daß er einen seiner Wünsche auf so thörichte Weise weggeworfen haben sollte.

Sein Weib Maria stand gerade in der Thüre und sah ihm entgegen, um ihn mit einem freundlichen Gruß zu empfangen; aber sie verstummte schon, als sie Donagha so drollig beritten sah und schreien hörte wie besessen. Als sie wieder etwas zu sich selbst gekommen war, stellte sie an Donagha tausend Fragen, wie er dazu käme, auf einer Holzlast zu reiten; der arme Donagha, als er so befragt wurde, konnte nicht anders, als die ganze Geschichte ihr erzählen, gerade, wie sie vorgefallen war. Da wurde sie erst im Ernste zornig gegen ihn, indem sie dachte, wie er sein Glück verscherzt habe. Donagha, ohnedieß matt und verdrießlich, konnte dieß endlich nicht länger ertragen und rief so laut, als er konnte: „So wünsche ich doch bei Gott, so wünsche ich doch bei Gott, du alte Hexe, die die Plage meines Lebens ist, so wünsche ich doch, daß Ireland zwischen uns wäre!" Nicht schneller gesagt, als geschehen; denn er wurde von einem Wirbelwind in die Höhe geführt und auf der Nordostseite von Ireland niedergesetzt, da, wo jetzt Donaghadan steht. Und Maria, das Haus und Alles wurde zu gleicher Zeit auf den südwestlichsten Punct der Insel geführt, über Dingle hinaus und nicht weit von dem großen atlantischen Ocean. Der Platz ist bis auf diesen Tag unter dem Namen Tigna Mauria oder Maria's Haus bekannt, und wenn man von Plätzen reden will, die weit von einander sind, so ist es eine Art Sprichwort zu sagen: „so weit als Tig na Mauria von Donaghadan." Und dieß ist die Ursache, Herr.

(Fortsetzung folgt.)

Eid der Hindu.

Da mehrere Fälle vorgekommen waren, wo wegen Mißverständnisses einer Parlamentsacte (§ 26 4 Geo. c. 18) Hindu der niedrigsten Kasten vor den Kriegsgerichten zum Zeugniß zugelassen wurden, ohne vereidigt worden zu seyn, so ward am 20 Feb. d. v. J. in der Präsidentschaft Madras ein Armeebefehl erlassen, wonach in Zukunft nur die höchsten Kasten, denen ihre religiösen Grundsätze verbieten, einen Eid abzulegen, auf eine bloße feierliche Erklärung als Zeugen vernommen werden dürfen. Die Erklärung, welche bei ihnen statt des Eides dient, ist folgende: „Ich will auf alle Fragen, welche in Bezug auf die jetzt vor dem Gerichtshofe schwebende Sache an mich gestellt werden, eine wahrhafte und vollkommene Antwort geben, welche seyn soll die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit; wenn ich irgend etwas angebe, was nicht der Wahrheit gemäß ist, oder einen Theil der Wahrheit verhehle, so werde ich die Strafe des allmächtigen Gottes verdienen; und wenn ich dieser Erklärung zuwider handle, so erkläre ich mich desselben Verbrechens schuldig, als wenn ich einen Braminen getödtet oder eine Kuh an den Ufern des Ganges zu Kasie (Causee) erschlagen hätte.

Madras Gazette.

Aufstand zu Akjab.

Zu Akjab in Bengalen war im März des v. J. aus unbekannten Ursachen ein Aufstand unter den Eingebornen ausgebrochen, der einen ernsthaften Character annahm und nur nach dem Verluste mehrerer Menschenleben durch das Einschreiten der bewaffneten Macht gestillt werden konnte.

Bengal Chronicle, March 29.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 15. 15 Januar 1829.

Die Letzten von Frohbergs Regiment. *)

Es war, glaube ich, im Jahre 1807, daß sich auf der Insel Malta eine Reihe von Ereignissen zutrug, deren Erzählung auch jetzt noch Nichts von ihrem Interesse verloren haben dürfte; daß die Romanschreiber, welche, um die Blößen der Armuth ihrer Erfindungen zu decken, jeden Kehricht der Wundergeschichten ausbeuten, den Stoff, welchen die hier folgenden Thatsachen boten, bisher nicht benutzten, hat wohl seinen Grund darin, daß ihnen dieselben noch nicht zugänglich waren. So manchen Personen, welche als Zuschauer oder Mitspieler bei einem Drama, dessen Bekanntmachung ihnen Unehre bringen mußte, betheiligt waren, lag natürlich Alles daran, die Wahrheit nicht in's Publikum kommen zu lassen. Der Anfang warf einigen Makel auf die Klugheit und die Rechtlichkeit der englischen Regierung, und der weitere Verlauf der Geschichte schien großentheils durch die Schwäche der von den Localbehörden ergriffenen Maßregeln herbeigeführt zu seyn. Auch war jene Zeit zu sehr bewegt, als daß selbst diejenigen, welche mit diesen Vorgängen bekannt wurden, denselben, im Vergleich mit den großen Ereignissen des Tages, Aufmerksamkeit geschenkt hätten.

Als im Laufe des Kriegs der Bedarf großer Streitkräfte aus den Hülfsquellen des eigenen Landes nicht mehr zureichen wollte, ging die englische Regierung mit mehreren Speculanten Contracte ein, nach welchen diese gegen eine bestimmte Belohnung, je nach der Dringlichkeit der Umstände, aus verschiedenen Ländern Truppencorps warben, über welche für den äußern Dienst, wo dieser nicht die Verwendung von zuverlässigern oder geübteren Soldaten zu erfordern schien, verfügt werden konnte. Ein französischer Edelmann, der den Bourbonen anhing und ausgewandert war, erbot sich für den Dienst im Mittelmeer ein Regiment Griechen auf die Beine zu bringen. Man verstand sich über die Bedingungen, und M — sammelte aus der Levante, dem Archipel und dem Festlande eine Horde Griechen, Albanesen, Slavonier rc., die unter dem Namen „Frohberg's Regiment" unter die brittischen Fahnen gestellt wurden. Er zog auch einige Deutsche zu Hülfe, die ihm nicht nur beistehen mußten, die Rekruten aufzutreiben, sondern sie auch einzuüben. In kurzer Zeit waren sie ausgerüstet und so weit der militärischen Ordnung angewöhnt, daß sie für den Dienst im Süden geeignet schienen. Sie wurden nach Malta gebracht, und sollten eines der abgesonderten starken Festungswerke, durch welche die Insel so berühmt ist, besetzen.

Das Fort Ricasoli, auf dem äußersten Vorsprung einer Landenge, correspondirt mit dem Fort St. Elmo auf dem Gegenufer, und beide zusammen bestreichen den Eingang jenes Hafens, den man für den bequemsten und sichersten in der Welt hält. An sich schon ein Posten von beträchtlicher Stärke, wird er noch überdieß durch Außenwerke vertheidigt, welche sich bis zu den Cotonera-Linien erstrecken, — einer Reihe von zusammenhängenden Festungswerken im Innern, entworfen, glaub' ich, und ausgeführt durch französische Ingenieure während der Besetzung der Insel durch Bonaparte. Von der See aus kann dieses Fort, wenn es auch nur eine mäßige Besatzung enthält, nicht genommen werden. Von der Landseite aber könnte man nur über eine Reihe stark vertheidigter Posten, vor deren jedem die Angreifenden die ungeheuersten, fast unübersteiglichen Hindernisse der Position zu besiegen hätten, dahin gelangen.

Dieser Platz war Frohbergs Regiment zur ersten Waffenübung bestimmt. Um sie noch mehr auszubilden, wurden ihnen ein paar englische Exerciermeister nebst einem Offizier beigegeben, und einige Artilleristen blieben im Fort, um die Aufsicht über das Geschütz zu führen. Immer hatte jedoch der deutsche Adjutant mit seinen Gehülfen die Hauptbürde, diese rohen Elemente zu bilden, und die Strenge war vielleicht nicht größer, als sie unter so heterogenen Elementen nothwendig war. Allein die Mehrheit der Soldaten, die durch die glänzendsten Versprechungen angelockt wurden, fanden diese Behandlung weder ihren Erwartungen entsprechend, noch der freien, ungebundenen Lebensweise zusagend, die sie bisher geführt hatten. Häufige körperliche Züchtigungen, oft bloß in Folge augenblicklicher Laune eines höhern Offiziers, erzeugten eine Abneigung gegen den Dienst und die Obern; Viele unterdrückten kaum ihren Verdruß, womit sie die willkürlichen Befehle empfingen, und als endlich einige Vorstellungen der Ungestümern bloß erhöhte Strenge veranlaßten, verbreitete sich jener meuterische Geist, der sich der Mehrzahl bereits bemächtigt hatte, durch das ganze Corps. Die Folge blieb nicht lange aus. Der wilde Haufe lehnte sich gegen seine Offiziere auf und erklärte sich für unab-

*) The New monthly Magazine, December.

hängig, tödtete einige seiner Obern, verjagte die andern, und verschloß endlich der ganzen Besatzung von Valetta die Thore. In ihrer festen Position trotzten sie den gesammten zahlreichen Truppen, die damals auf der Insel standen, und die schwankenden Maßregeln des Militärgouverneurs General B., der zur Zeit der Zweite im Commando war, unterstützten sie in so weit, daß sie Nichts als die Folgen der Blokade, die sogleich in voller Strenge eintrat, zu fürchten hatten. Unter dem Rest derer, die in dem Fort mit eingeschlossen waren, befanden sich einige englische Offiziere, insbesondere einer von der Artillerie, welche natürlich gezwungen wurden, mit den Meuterern gemeinschaftliche Sache zu machen, ihre Geschütze zu richten, und die Belagerer einzuschrecken, unter denen sie ihre Freunde, Landsleute und Verwandte wußten.

Obgleich keine wirksamern Schritte gegen das Regiment geschahen, war die Blokade doch streng genug, um den Meuterern alle Zufuhr von Bedürfnissen von außen abzuschneiden, und sie auf die zufälligen Vorräthe in den Kornböden des Forts zu beschränken. Diese mußten sich durch eine kurze Belagerung aufzehren. Die Rationen verringerten sich täglich; und man nahm endlich zu jenen Nothbehelfen seine Zuflucht, welche die längere Dauer einer Belagerung bezeichnen, wo man gezwungener Weise zu immer größern und größern Entbehrungen fortschreitet. Es läßt sich leicht denken, daß dem ordnungslosen Haufen diese Art Ungemach so wenig zusagte, als früher die Strenge der Kriegsdisziplin. Der Mangel innerer Subordination führte die Zeit des Mangels nur um so schneller herbei. Kleine Zänke erfolgten, und bald war das Regiment theils nach Landsmannschaften, theils nach Meinungsverschiedenheit in Partelen zerfallen. Die Zwiste wurden häufiger und ernsthafter. Jede Stunde gab Anlaß zu neuem Streit, der sich gewöhnlich mit Blutvergießen endigte. Niemand war des ihm zugemessenen Antheils an Nahrung sicher; denn ein feindlicher Nachbar suchte ihn sich anzueignen, und konnte ihm, war er der stärkere, solchen entreißen. Mißgunst, harte Reden, Mißhandlungen, Haß, Rachsucht, Bosheit verwandelten die Barake in eine Hölle, und es schien, als wollten sich die Soldaten noch eher selbst vernichten, als die Feinde sie in ihrem Baue heimsuchen konnten. Doch ward dieser Ausgang abgewandt durch die freiwillige Flucht eines großen Theils, der nach vorheriger Verabredung die Thore erbrach und sich mitten unter die englischen Truppen warf, so daß als Rest des Regiments nur hundert und fünfzig Mann zurückblieben, die immer noch das Fort gegen die Belagerer behaupteten. Diese entschlossenen Bursche hegten, vertrauend auf die natürliche Stärke ihrer Position und die anscheinende Unthätigkeit ihrer Feinde, die Hoffnung, sie zu vortheilhaften Bedingungen der Uebergabe zu nöthigen. Sie fuhren daher fort, nach wie vor die Mauern besetzt zu halten, und zeigten keine größere Willfährigkeit zur Aussöhnung, sondern hielten sich still, drohend und entschlossen. Ihre Lage war jetzt sogar günstiger; sie hatten keinen Zwiespalt, keinen Streit mehr unter sich; die Mißvergnügten hatten die Hauptfactionen mit sich genommen, und die Zurückgebliebenen waren meist Griechen und einstimmig in ihren Entschließungen. Doch nahm ihr Schicksal bald eine andere Wendung. Ein englischer Seeoffizier, ich glaube Kapitän Collins, schlug einen nächtlichen Angriff vor, und führte ihn mit großer Geschicklichkeit aus. Die Belagerer erstürmten die Werke, und bekamen das ganze Fort in ihre Gewalt, außer einem wichtigen Gebäude — dem Pulvermagazin. Die große Mehrzahl der Meuterer fiel in ihre Hände, und nach der Zahl der Gefangenen zu schließen, war der Posten, dessen sie nicht habhaft wurden, bloß noch von sechs Mann besetzt. Dieses Gebäude, beinahe im Mittelpunkt des Fort's gelegen, eine Art Akropolis, war an sich nicht haltbar; aber einen ungeheuren Vorrath von Munition enthaltend, bildete es eine Riesenwaffe in den Händen dieser Verzweifelten. Anwendung von Gewalt war vergeblich; diese letzte Hülfsquelle mußte eben so verderblich für die Angreifenden, wie für die Meuterer seyn; Drohungen waren gleich unwirksam, und alle anderen Unterhandlungen durch den strengen Befehl des General B —, der auf augenblicklicher und unbedingter Uebergabe bestand, untersagt.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus der spanischen Contre-Revolution.

(Schluß.)

Der Gendarmerie-Brigadier hatte sich noch nicht zurückgezogen, sondern rauchte seine Pfeife neben dem verglimmenden Feuer. Ich stand auf und setzte mich ihm zur Seite. Dabei fiel mir der spanische Guerilla mit dem Messer wieder in die Augen; er hatte seine breiten Glieder auf die Erde ausgestreckt, und sein Haupt auf ein Rollholz gelegt. Ein Blick des Mondes fiel auf den schönen Kopf, wechselnd mit dem ungewissen röthlichen Schein des Feuers. Er lag in tiefem Schlafe. Geschlossen waren die großen Augen, halb offen der Mund, verwirrt hingen die langen dichten Haare um seinen Hals. Nie sah ich einen schönern Mann. Wie Schade ist es, sprach ich zu mir, daß die Civilisation nicht ein so mächtiges Leben erhellt und erhebt!

„Was sagen Sie zu dieser Gesellschaft?" fragte mich der Gensdarme, und ohne eine Antwort abzuwarten, fügte er bei: „Es muß ein wichtiges Geschäft seyn, das Sie bestimmen kann, hieher zu kommen; was mich betrifft, so kann mich nur die Pflicht meines Dienstes hier halten. Ich habe alle Küsten Frankreichs, alle Pässe der Alpen bewacht und diente selbst in Italien zur Zeit der Blokade: aber ich versichere Sie, nirgends sind mir solche Schmuggler vorgekommen, wie die des Thals von Carol. Blicken Sie hin: dieses Volk kennt die geheimsten Schlupfwinkel des Gebirgs und schreitet über Stellen, wohin weder ich, noch Sie den Fuß zu setzen wagten. Und welche Contrebande glauben Sie, daß sie treiben? Auf dem Jura bei Genf schmuggeln die Gebirgsbewohner Goldwaaren, Uhren und solches kleines Zeug, das sich dem Blick so leicht verbirgt. Diese da aber treiben bloß Contrebande mit . . . was meinen Sie wohl? . . . mit Wolle; und doch können wir sie fast nie ertappen. Sie erklettern die Berge von der Südseite, und rollen, auf dem Gipfel angekommen, die Ballen den nördlichen Ab-

hang herunter, wo immer Andere lauern und sie durch die Defileen in das ebene Land bringen. Da mögen wir Wache stehen, so lange wir wollen; fast nie bekommen wir Einen zu Gesicht. Anders treiben sie's mit dem Zucker und Caffee; den schmuggeln sie in den Taschen und Säcken ein, wie Damen in den Seehäfen die Vanille. Sie sind ein rohes, wildes, abscheuliches Volk, weder spanisch noch französisch, und nur Eines liebend: die Vertheurung der Waaren. Sollten Sie wohl glauben, daß sie fast alle Bonapartisten sind? Und warum? Zucker und Caffe waren damals theurer, und die Contrebande brachte Mehr ein."

So fuhr der Brigadier noch lang fort, die Nacht zu verplaudern. Ich konnte mich dabei nicht enthalten, mir meine Gedanken über das Verbotsystem zu machen, das gegenwärtig alle Staaten Europas gegeneinander angenommen haben. Jeder will den Andern besteuren, und die fremden Waaren zu Eingangszöllen nöthigen. Was folgt daraus? Die Mittheilung unter den Völkern ist nun so rasch, daß acht Tage, nachdem der eine Staat seinen Tarif erhöht hat, der andere ein Gleiches thut. Frankreich wollte die americanische Wolle abhalten; sie üben das Vergeltungsrecht, und schließen die französischen Weine aus. Wir wollten die Einfuhr des schwedischen Eisens vermindern; Schweden macht es ebenso wie die Americaner. Ich führe diese Thatsachen, denen sich noch manche beifügen ließen, nur an, weil sie mir gerade einfallen. Fast jedes Verbot erzeugt auf der andern Seite ein Gegenverbot, und daraus entsteht eine fast unerträgliche Douanenbelästigung, die den Handel vernichtet und jede freie Bewegung der Industrie hemmt. Dieß ist aber noch nicht Alles: die Grenzen der Staaten füllen sich mit einem Volke, in dem durch die Contrebande die furchtbarste Corruption entsteht. Die Schmuggler vernichten die Achtung vor dem Gesetz, sind Spieler, Trunkenbolde, Diebe, — nothwendige Folgen eines Lebens, das bloß auf gut Glück geführt wird, unter Gefahren, im häufigen Müßiggang und unter steter Verletzung des Gesetzes. Ich kenne ein Dorf, das einst sehr wohlhabend war, aber, an der Grenze des Freigebiets von Marseille und in der Nähe einer Art von Paß gelegen, sich ausschließlich der Contrebande ergab. Es gab die Bestellung seiner Felder ganz auf, und verkaufte sie meist an ein benachbartes Dorf, das durch den Fleiß und die Ausdauer seiner Bewohner zu einer kleinen Stadt heranwächst, während jenes bloß ein träges, schlechtes, dem Spiel ergebenes Gesindel ernährt. Dieses Laster des Spiels ist auf einen furchtbaren Grad gestiegen und zerstört die letzten Reste von Ordnung und Wohlhabenheit.

Dieß sind die Folgen unsrer Verbotsysteme: die Unterthanen werden zu gewinnreichen Vergehen veranlaßt, und an die Stelle der Sittlichkeit tritt Laster und Gesetzlosigkeit. Stets sind diese Menschen auch bereit als Kämpfer für die Unordnung und Verwirrung aufzutreten, und sie waren die ersten, die sich in die Reihen der Glaubensarmee stellten.

Asien.

In Arrakan ist seit der kurzen Zeit, während welcher diese Provinz dem brittischen Scepter unterworfen ist, zu Akjab, an einer Stelle, wo man früher nur eine kleine Gruppe von Hütten fand, an der Mündung des Stromes von Arrakan, bereits eine kleine Stadt entstanden, deren Bevölkerung täglich zunimmt. Der Militärposten, der sich daselbst befindet, gewährt den Einwohnern eine Sicherheit, die sie unter dem Joche der Burmanen selbst in der Hauptstadt nicht kannten, und als kürzlich einer der Regierungscommissäre, Mr. Hunter, sich zu Akjab einschiffte, hatten sich Hunderte von Eingebornen am Ufer versammelt, um Abschied von ihm zu nehmen.

Asiatic Journal, Dec.

Suttie in der Nähe von Madras.

In der Nähe von Madras starb ein sehr gelehrter Brahmine, und die Wittwe sandte einen Boten an den Tahsildar oder eingebornen Polizeivorsteher, um die Erlaubniß zu erhalten, sich zu verbrennen. Da ein solcher Fall seit Menschengedenken nicht vorgekommen war — außer bei der Mutter dieser Frau — so war der Tahsildar verlegen und sandte den Boten zu dem englischen Residenten. Dieser, der kein Recht zur Dazwischenkunft gehabt hätte, wenn dasselbe ihm nicht durch die Unentschlossenheit des Tahsildars geworden wäre, erklärte sogleich, daß die Erlaubniß nicht ertheilt werden könne. In einer Ortschaft, in welcher ein Brahmine gestorben ist, darf kein anderer Brahmine Speise oder Trank zu sich nehmen, bevor der Leichnam entfernt ist; diesem Gebrauche gemäß fasteten alle bis Sonnenuntergang, worauf der Tahsildar in das Haus des Verblichenen ging und der Resident ihm folgte. Nachdem der erstere vergebens seine Beredsamkeit erschöpft hatte, um die Wittwe zu überreden, freiwillig ihren Entschluß aufzugeben, durchschnitt der Resident den Knoten, indem er den Leichnam herausbringen und die Wittwe mit Gewalt entfernen ließ. Die benachbarten Brahminen suchten die Verbrennung der Leiche auf jede mögliche Weise zu verzögern, indem sie sagten: die Sonne sey bereits untergegangen und der Leichnam dürfte nach Sonnenuntergang nicht verbrannt werden. Der Resident erwiederte, dieß sey kein Vorwand, die Schasters würden auf das Strengste befolgt und die Verbrennung sollte sogleich vor sich gehen. Endlich war dieß wirklich geschehen; die Wittwe brach in Thränen aus und, da sie dadurch das Recht verlor, eine Suttie zu werden, *) erklärte sie sich zufrieden, zu leben, wenn man ihren Sohn zu ihr kommen lasse.

Madras Gazette.

China.

Briefe aus Peking vom 20 Januar d. v. J. melden: „In diesem Augenblick hat der Hof durch einen Courier die angenehme Nachricht von der völligen Unterwerfung der Rebellen von Kaschgar erhalten. Ihr Anführer wurde gefangen genommen und wird unter Bedeckung in der Hauptstadt erwartet. Der Kaiser hat, um die Tapferkeit und den Eifer des Ober-Generals zu belohnen, ihm folgende Gegenstände gesandt, die Seine Majestät selbst getragen hat:

*) Nur jene Wittwen dürfen sich mit den Leichnamen ihrer Männer verbrennen lassen, deren Schmerz zu groß ist, als daß er sich durch Thränen Luft machen sollte.

„O Feuer," heißt es in dem Ritsch Weda, „laß jene Weiber, deren Leib gesalbt ist mit geläuterter Butter, die Augen gefärbt mit Antimonium und leer von Thränen, dich betreten, damit sie nicht getrennt werden von ihren Gatten, sündenfrei und vereinigt seyen mit trefflichen Gatten, Edelsteine unter den Weibern!"

ten: eines seiner Kleider, eine Börse, einen starken Ring von weißem Yu (?), den man an den Daumen steckt, um sich beim Bogenspannen nicht zu verletzen, und einen Rubinknopf, den Personen vom höchsten Rang auf der Spitze ihrer Kopfbedeckung tragen. Der General wurde zu der Würde eines Keung erhoben und alle andern Beamten des Reiches, auch die, welche keinen Antheil an dem Kriege hatten, erhielten die glänzendsten Belohnungen.

Nouveau Journal Asiatique, Nov.

Confucius.

Die chinesische Regierung hat nach Beendigung des Aufstandes in der Tatarei eine Legende bekannt gemacht, worin dieser glückliche Erfolg Kwang-su-tse, dem vergötterten Helden, welchen die gegenwärtige Dynastie zu ihrem Schutzgeist angenommen, zugeschrieben wird. Einige der tatarischen Rebellen, die nach einer Niederlage gefangen wurden, sollen behauptet haben, als man sie über die Ursache befragte, warum sie so plötzlich die Flucht ergriffen hätten: sie hätten vor dem kaiserlichen Heere eine göttliche Lichterscheinung und ein großes Drachentiger-Banner gesehen, auf welchem der Name Kwang-su-tse geschrieben gewesen. Dieser Anblick habe sie so erschreckt, daß sie sogleich sich zur Flucht wandten. Der Kaiser hat in Beziehung hierauf den Nachkommen des Kwang-fu-tse neue Ehrentitel bewilligt und eine Gesandtschaft nach dem Geburtsort des weisen Helden — in der Provinz Schan-se — abgeschickt, um an seinem Grabe neue Opfer zu bringen.

Asiatic Journal, Dec.

Bestrafung der gefangenen Empörer.

Einer der Anführer der Rebellen, der ein Fremder genannt wird, Namens Ku-su-tu-kih, der seine Verruchtheit und verbrecherische Kühnheit so weit trieb, sich dem kaiserlichen Heere zu widersetzen, ist mit sieben Brüdern gekreuzigt und langsam in Stücke gehauen worden; fünf und zwanzig seiner Begleiter wurden zu Wuschih, wo der Aufstand zuerst ausbrach, hingerichtet. „Diese Strafen," sagt Se. Majestät, rächen rühmlich die Gesetze des Landes und erfreuen die Herzen der Menschen." Die Mutter Kusutukihs, sein Weib und vier Kinder von dem Pu-iu-tih Stamme wurden nach Ele verbannt und den Eleuthen als Sclaven übergeben.

Der frühere Statthalter von Kaschgar, Pintsing — durch dessen Bedrückungen der Aufstand veranlaßt worden war — wurde nach Peking gebracht und vor Gericht gestellt, weil er es vernachläßigt habe, „das Volk zu besänftigen und zu nähren." Sein Fall kam unter den Titel des Gesetzes: „Aufforderung zur Empörung unter guten Leuten," und er wurde von dem Gerichtshofe — der sich in dem kaiserlichen Palaste versammelte und außer dem Criminalgericht aus den Mitgliedern des kaiserlichen Haushaltes bestand, weil der Verbrecher zu der Familie des Kaisers gehörte, — zum Tode durch das Schwert verurtheilt. Ein anderes Individuum, Sihpuching, der gleichfalls zu Kaschgar war, als die mohammedanischen Rebellen die Grenzen überschritten, und den Auftrag hatte, mit dem Kaiser über die Angelegenheiten der Provinz zu correspondiren, wurde „eines Versehens in militärischen Bewegungen schuldig befunden und gleichfalls zur Enthauptung verurtheilt. Der Kaiser begnadigte indessen beide, und sein Urtheil lautete wie folgt: „Der erste Verbrecher wird hiermit dem Gerichtshofe der kaiserlichen Familie übergeben, um auf Lebenszeit innerhalb vier nackten Wände eingeschlossen zu werden; der andere soll dem Criminalgerichte übergeben und für immer im Gefängnisse gehalten werden: so will ich meine Gnade über die Forderungen des Gesetzes hinaus offenbaren."

Asiatic Journal, Nov.

Jahresversammlung der Gesellschaft für Nutzen und Bildung zu Amsterdam.

Am 6. December hielt die wissenschaftliche Gesellschaft für Nutzen und Bildung (het letteroefenend Genootschap tot Nut en Beschaving) zu Amsterdam ihre 21te jährliche Versammlung unter Vorsitz des Herrn J. B. van Embden, M. D. Nachdem von dem Vorsitzer ein philosophisches Gedicht über den Werth des Menschen vorgetragen, und von dem Ehrenmitglied Mr. Jeronimo de Vries eine Rede über das leichtfertige Beurtheilen Anderer, besonders großer Gelehrten und Künstler, gehalten worden war, legte der Secretär der Gesellschaft Rechenschaft über die Verhandlungen des vergangenen Jahres ab, und der Berichterstatter über eingekommene Preisschriften berichtete, daß keine einzige derselben des Preises würdig befunden worden wäre. Es wurden hierauf die alten Preisaufgaben für erloschen erklärt und folgende neue gestellt:

1) Ist es wahr, was von Fremden uns zur Last gelegt wird, daß die Niederländer in den letzt verlaufenen fünfzig Jahren, so viele verdienstliche Männer unter ihnen auch in allen Fächern der Künste und Wissenschaften aufgetreten sind, doch im Vergleich mit andern Völkern wenige oder gar keine Beweise von Ursprünglichkeit (Oorspronkelijkheid, Originalität) in diesen Fächern gegeben haben? Wenn dieß bejaht werden muß, welchen Ursachen ist dieser Mangel zuzuschreiben, und welches sind die Mittel, um die Entwicklung dieser Ursprünglichkeit zu begünstigen? Wenn verneint, welches sind die Beweise des Gegentheils, und wie können wir den Ruhm unsers Vaterlandes in dieser Beziehung am Besten aufrecht erhalten?

2) Da bei weitem die meisten, wo nicht alle neue Einrichtungen (instellingen) heftigen Widerstand und Widerspruch zu erfahren haben, so wird gefragt:

Sind Mittel vorhanden, um den Werth neuer Einrichtungen und Erfindungen mit Sicherheit zu schätzen? Wenn ja, welches sind dieselben? wenn nein, welches sind in jedem Falle die Vor- und Nachtheile, die aus der Bestreitung neuer Einrichtungen für die Gesellschaft erwachsen?

3) Ein Gedicht, das die Seefahrt Magellan's zum Gegenstande hat.

4) Ein Original-Lustspiel in Prosa, in wenigstens drei Acten.

Alle Antworten müssen in niederdeutscher (holländischer) Sprache geschrieben und bis zum letzten Mai 1830 an die Gesellschaft eingeliefert seyn.

Die Preise sind für jede der drei ersten Aufgaben eine goldene, für die letzte eine silberne Medaille.

Algemeene Konst-en Letter-bode, 1829. N. 1.

Berichtigung.

In Num. 13 S. 51 Sp. 1 Z. 16 v. o. statt Geistessache, lies Gewissenssache. S. 52 Sp. 1 Z. 1 v. o. statt unberufen, lies berufen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 16. 16 Januar 1829.

Die Letzten von Frohbergs Regiment.

(Fortsetzung.)

Wir wenden uns von den Angelegenheiten innerhalb des Fort's Riccasoli zu dem Schicksal der Gefangenen, die bei dem nächtlichen Angriff in die Gewalt der Belagerer gefallen waren. Die meisten von ihnen wurden zum Tode verurtheilt; die Einen sollten gehenkt, Andere erschossen werden. Die Verdammung so vieler Schuldigen erregte an sich schon Grauen und Verwunderung, und das um so mehr, da kein Fall dieser Art vorgekommen war, seit sich die Insel in dem Besitze der Engländer befand. Militärische Bestrafungen hatten sich bisher nie so weit erstreckt. Nun sich zum ersten Mal ein Fall ereignete, das Todesurtheil des Kriegsgerichts zu vollstrecken, schien es, als wäre die Vollmacht derer, die für die Handhabung jenes Gesetzes verantwortlich waren, erloschen oder außer Gebrauch gekommen. Die Vorbereitungen zu Vollziehung dieser Strafe waren langsam und unvollkommen. Die Errichtung des Schaffots und des Galgens war eben so ungeschickt und grausam, als der Henker furchtsam und unerfahren war. Man erzählte sich von den Leiden und der Verlängerung der Qualen dieser Unglücklichen Dinge, vor denen sich die Menschennatur empört, und bei denen man sich einzig mit dem Gedanken an die Gewissensangst trösten kann, welche die brittischen Kannibalen befallen mußte. Unbesorgt um die Art, wenn nur der Buchstabe des Gesetzes vollzogen ward, führte man die unglückliche Schaar der zum Tode Verurtheilten vor, gefesselt, aber mit unverbundenen Augen, und so nicht allein der Erwartung eines qualvollen Todes, sondern auch dem peinlichen Anblick der kleinlichen Vorkehrungen ihrer Leiden ausgesetzt, die mit empörender Langsamkeit vor ihren Augen getroffen wurden. Ihre Augen auf den Mordgewehren ihrer Henker ruhend, mußten sie jeden Blick, jede Bewegung beobachten, mußten sich täuschen und quälen, bis der Unterschied zwischen Leben und Tod in Nacht verschwand.

Sie konnten zwischen dem Diesseits und Jenseits keine Grenzlinie mehr ziehen. Immer enger und enger zog sich das Leben zusammen, aber noch war es nicht beendigt, bevor das Zündpulver die Pfanne füllte, die Männer auf ihrem Standorte waren — das Commandowort erging, die Schlösser sich hoben — das Signal gegeben ward — und dann — ach! immer noch blieb eine Möglichkeit! Welche Qual von Gedanken! Der Paradeplatz auf der Floriana ist ein großer, offener, fast viereckiger Platz, der vor dem äußern Kreise der Festungswerke liegt; die eine Seite begränzt die Mauer eines langen, schmalen Gartens, der dem Publikum offen ist; gegenüber sind Basteien, die den kleinern oder Quarantänehafen, auch Marsamuntent genannt, bestreichen; die beiden andern Seiten sind von dem Glacis auf der einen, und von einer Reihe Häuser auf der andern Seite eingeschlossen. Auf diesen Platz wurden die Verurtheilten geführt, und die Truppen rückten auf, welche bestimmt waren, das Urtheil zu vollstrecken. Sie schlugen an und streckten mit dem ersten Gewehrfeuer einen Theil der Unglücklichen zu Boden. Diejenigen, welche nur leicht oder gar nicht verwundet waren, fühlten in diesem Augenblick jenen starken, natürlichen Lebenstrieb, noch gesteigert durch den vollen Anblick alles dessen, was um sie vorging, und begünstigt durch den Verzug der zweiten Salve, durch die Unentschlossenheit der Offiziere und das Ungeschick der Soldaten und vor Allem durch die Verwirrung rings umher versuchten sie, dem furchtbar nahen Verderben zu entrinnen. Sie schraken auf und rannten, gefesselt, wie sie waren, in unordentlichem Gedränge über die offene Ebene hin. Die Soldaten erhielten Befehl ihnen nachzusetzen. Einige sprangen über die Anhöhen weg und suchten sich in Schlupfwinkeln zu bergen. Andere flohen, wie Hasen über das Feld hin, und wurden, wie von Jägern auf einer Jagdpartie, von ihren Verfolgern zusammen geschossen. Einer jedoch zeichnete sich vor den Andern durch seine Kühnheit und den verzweifelten Entschluß aus, den Händen seiner Henker zu entrinnen. Mitten auf der Floriana ist ein durch übergeworfene Steinblöcke theilweis versperrter Ziehbrunnen, den bloß die Eingebornen noch benützen, indem sie ohne viel Mühe die leichteren Steine wegschieben und ihre Eimer in das Wasser senken. Der Grieche entschlossen zu sterben, aber jeden Tod für Gewinn achtend, der ihn den langsamen Martern seiner ungeschickten Henker entriß, sprang auf die Stelle zu und stürzte sich häuptlings in die Grube; da er aber mit dem Fuße irgendwo hängen blieb, kämpfte er sich einen Augenblick in dem Wasser vergeblich ab, tauchte dann, von seinen Verfolgern gedrängt, plötzlich wieder auf, rannte auf die Bastei zu, und erreichte sie glücklich. Er

sprang auf eine Schießscharte, von da auf die Spitze der Böschung und stürzte sich in den sechzig Fuß hohen Graben hinab. Da der Boden aber, auf den er fiel, weich war, blieb er noch am Leben, bis der Trupp seiner Verfolger auf den Anhöhen ankam und Zeuge war, wie er in der Tiefe unter den furchtbarsten Zuckungen sein qualvolles Daseyn beschloß.

Nachdem wir so das Schicksal dieses Theils von Frohbergs Regiment berichtet, kehren wir zu dem unglücklichen Häuflein der Ueberlebenden zurück. Diese hielten sich immer noch in dem Pulvermagazin im Mittelpunct des Forts Riccasoli. Anfangs hofften sie mit Zuversicht auf vortheilhafte Bedingungen von Seiten des Gouverneurs; allein ihre Hoffnung sank bald bei der Hartnäckigkeit ihrer Gegner, und dem allmäligen Schwinden ihres Mundvorraths. Sie ermangelten jedoch nicht, fortwährend, zwar unterthäniger als früher, aber mit gleicher Schlauheit Unterhandlungsversuche zu machen. Von Zeit zu Zeit erschien Einer aus ihrer Mitte mit einem neuen Vorschlag, ward aber jedes Mal mit dem Befehl, sich unbedingt zu ergeben, zurückgewiesen. Sichtbar fielen die Belagerten von Tag zu Tag mehr ab: und es war klar, daß sie im Fall eines längeren Widerstands verhungern mußten. Ihre Anträge wiederholten sich immer häufiger, und je kritischer ihre Lage ward, desto erfinderischer wurden sie. Bald erbaten sie sich eine Bedenkzeit von wenigen Stunden, bald versprachen sie sich gegen Empfang von einigen Nahrungsmitteln zu ergeben. Doch keines ihrer Anerbieten fruchtete. Sechs Tage vergingen, und die Unglücklichen schienen am Rande des jammervollsten Todes; sie waren blaß, abgemagert und entkräftet. Am Morgen des siebenten Tages erschien Einer, der sich als ihren Führer bezeichnete, an der Stelle, wo sie gewöhnlich Unterhandlung pflogen, mit einem neuen Anerbieten. Er hieß Anastasios Hieromachos, nicht allein bekannt, als derjenige, welcher zuerst seinen Obern den Gehorsam versagt hatte, sondern auch als der verschmitzteste und entschlossenste Förderer aller meuterischen Gewaltthaten, welche erfolgten, ein listiger, gewandter Grieche, kühn genug ein gefährliches Wagstück auszuführen, und listig genug, jede Gefahr, wo es möglich war, von sich abzuwenden. Er erschien an der kleinen Oeffnung, die zu dem Ende in die Mauer gemacht war, und verlangte eine Unterredung mit einem Agenten des Gouverneurs. Sie ward ihm gestattet. Er erklärte, daß seine Leute den äußersten Mangel litten; zu ihren Feinden habe sich ein neuer unbezwinglicher, der Durst, gesellt; längst schon seyen auch ihre kleinsten Behälter versiegt; sie müßten zu Grunde gehen, oder dem Wahnsinn zum Raube werden. Er überlasse sich mit seinen Leuten der Menschlichkeit des Gouverneurs; und ein wenig Wasser sey Alles, um das sie bäten. So groß sey ihr Elend, daß sie entschlossen wären, es nicht länger zu ertragen, sondern sich, wofern ihnen nicht eine vorläufige Unterstützung bewilligt würde, noch diesen Abend in die Luft zu sprengen. Er führte, wie gewöhnlich, an, Alles, was sie begehrten, wäre, der grausamen Strafe des militärischen Gesetzes zu entgehen; jeder andere Tod sey ihnen wünschenswerth, und sie hätten nach reiflicher Ueberlegung entschieden, daß sie mit weniger Schmerz und Schande stürben, wenn sie das Fort in die Luft sprengten. Um neun Uhr Nachts würden sie daher, wofern ihnen nicht vorher irgend ein Zugeständniß gemacht sey, mit dem ersten Glockenschlag auf der St. Johannskathedrale, in dem Magazine Feuer anlegen; wenige Tropfen Wassers aber, die man ihnen reichte, könnten diese Katastrophe abwenden.

Sey es nun, daß man der Erklärung des Hieromachos nicht glaubte und meinte, sie hätten diese Drohung bloß gemacht, um das Benöthigte zu erhalten, oder daß General B— meinte, daß in der Strenge des Kriegsgesetzes keinerlei Abweichung zulässig sey. Dem Griechen ward seine Bitte verweigert, und der Tag verging in furchtbar gespannter Erwartung. Immer erschienen wieder neue Botschafter, in derselben Absicht, schilderten ihre Noth und entwarfen Bilder ihres Elends, schloßen aber alle mit der Ankündigung, daß die Weigerung heute Nacht um neun Uhr beantwortet werden würde. Und die neunte Stunde ertönte vom Thurme, als ein furchtbares Krachen wie von tausend zerborstenen Felsen meilenweit in die Runde Alles aus seiner Ruhe aufschreckte. Das Aufleuchten eines himmelhohen Brandes verkündete den Einwohnern der benachbarten Städte und den selbst in den entferntesten Theilen der Insel zerstreuten Dörfern, daß die verzweifelnden Männer Wort gehalten hatten. Die Fenster in den Häusern selbst am andern Ende von Valletta zersprangen in tausend Stücke; und als das erste Krachen vorüber war, vernahm man weithin durch die stille Nacht das Zetergeschrei vieler mit dem Tode Ringenden, welches Zeugniß gab, daß die Urheber dieser Katastrophe nicht ungerächt gestorben waren. Als man den Umfang des Unglücks übersehen konnte, fand man mit Entsetzen, welche gräßliche Zerstörung angerichtet war. Das Fort zertrümmert und zersprengt, seine Mauern mit Leichnamen besäet und seine Gräben von noch warmem Menschenblute gefärbt.

Allgemein auf der Insel war das Mitleid mit den Unglücklichen, welche durch die unbarmherzige Strenge der englischen Offiziere zu diesem Schritte der Verzweiflung getrieben wurden. Man glaubte, daß Menschen, nicht an militärische Zucht gewöhnt, unter einem andern Himmel geboren, unter andern Sitten und Gewohnheiten aufgewachsen, gleich Anfangs mit größerer Milde und Nachsicht hätten behandelt werden sollen. Viele ihrer Maßregeln waren natürlich und zu entschuldigen bei Leuten, die kaum der Barbarei entwöhnt waren und sich gewiß noch nicht auch nur in den ersten Mechanismus älterer Soldaten gefunden hatten.

(Schluß folgt.)

Ueber die Ursachen der Animosität zwischen England und Nordamerica.

(Schluß.)

Es ward Friede mit England geschlossen; der Verkehr zwischen beiden Völkern fing wieder an; Reisende aus England kamen nach den Vereinigten Staaten, so wie überhaupt die Engländer, die während der ganzen Napoleonischen Kriegsperiode

auf ihrem Eiland abgeschlossen gewesen waren, bei wieder eröffnetem Verkehr nun dem Auslande zuströmten. Mit nie gekannter Schnelle entwickelten sich die Vereinigten Staaten auf dem Boden der Heimat wie unter der kühnen Flagge, die bald in Petersburg, in Canton, in Smyrna und Lima wehte. Die Aufmerksamkeit der Engländer ward immer mehr auf diese jungen Günstlinge Neptuns geleitet, immer mehr ward über sie geschrieben, und während dessen dauerte eine Ursache zu — wenn auch kleinem — doch bleibendem Zwiste zwischen beiden Völkern fort: die Grenzstreitigkeiten in Betreff Canada's und der Schifffahrt auf dem St. Lorenz.

Der Altengländer, der alte, gute, vorurtheilsvolle und brave John Bull hat zum Erstaunen wenig Kenntniß von diesem Lande, trotz des häufigen Verkehrs mit demselben, und trotz dem, daß es einst eine brittische Colonie war. Daß die Nordamericaner wie die halben Wilden leben, daß sie alle Spitzbuben sind, daß kein Americaner leidlich englisch spricht, sind allgemein verbreitete Vorurtheile durch ganz England.

Wer den Engländer in Frankreich, Italien und Deutschland gesehen hat, wie er von dem Augenblicke, wo er in Holland oder Frankreich landet, bis er wieder das vaterländische Ufer erreicht, über Alles klagt, was nicht genau so ist wie in England; wie er in Paris, wo er bessere Diners und heitereres Gesellschaftsleben hat, über die kleinen Zeitungen murrt, in Italien, wo Himmel und Kunst erfreut, über schlechte Thürschlösser und Klinken schimpft, in Deutschland, wo er Musik, Wissenschaft und Rheinwein findet, über den Mangel an Teppichen und gutem Portwein klagt, der wird auch kein günstiges Urtheil der Engländer im Allgemeinen über die Vereinigten Staaten erwarten. In der That die Engländer sind so eigenthümlich im individuellen wie im gemeinsamen Leben, daß man, um sie kennen zu lernen und ihre guten Seiten lieb zu gewinnen, nicht wie bei andern Völkern bei dem gegenwärtigen Geschlechte anfangen und so den Schlüssel zu ihrem politischen, religiösen ꝛc. Wesen suchen darf, sondern daß man bei der brittischen Geschichte, bei der Geschichte der großen Institutionen des Landes anfangen muß, um die Individuen zu verstehen und zu achten. Es giebt — allgemein gesprochen — kein unbeholfeneres Wesen als einen Engländer, wenn er, aus allen vaterländischen Beziehungen entrückt, in der Fremde dasteht. Er versteht Niemand und wird von Niemand verstanden. Mit ganz besonderen Anforderungen aber kommt der Engländer nach Nordamerica, hier wird seine Sprache gesprochen, jede Unähnlichkeit mit seinem Lande ist ihm also noch auffallender, und zugleich erscheinen fast alle Engländer hier mit dem Stolze, als seyen die Vereinigten Staaten in geistiger und gesellschaftlicher Hinsicht doch immer noch eine Colonie England's. Er findet tausend Dinge zu tadeln, und urtheilt fast ohne Ausnahme nach der Norm seines Landes. Was damit übereinstimmt, ist gut, was abweicht, schlecht. Ferner kommen viele Engländer, wie andere Europäer, mit — Gott mag wissen — was für Ideen von einem freien Volke her und sehen sich getäuscht. Daher kommt es denn, daß die Mehrzahl der englischen Reisebeschreibungen von Nordamerica ungemein einseitige Beurtheilungen der Vereinigten Staaten — gewöhnlich mit Erbitterung gegen dieses Land und mit alten Vorurtheilen gemischt — enthalten. Noch die neueste Zeit giebt davon traurige Beispiele. Jenes Werk von Lieutenant de Roos z. B. kann von einem ruhigen Beurtheiler nur thöricht genannt werden; und solche Werke sind es, die der alten Befangenheit John Bulls neue Nahrung geben. Ohne Zweifel giebt es hier viele tadelnswerthe Dinge, aber höchst selten findet man sie gründlich und unparteiisch von einem Engländer behandelt. Die gewöhnlichsten Vorwürfe der englischen Reisenden gehen auf die Nonchalence der Americaner der mittlern Stände, auf ihre innere Verwaltung, auf die Sprache, und auf die Sclaverei, die ein Spott der gerühmten Freiheit America's sey: ein Vorwurf, der unbegreiflicherweise sehr oft wiederholt wird, da doch die Engländer von Westindien her wissen sollten, daß man Sclaverei nicht in einem Augenblicke aufheben kann, daß unter ihrer Regierung die Sclaverei in Nordamerica eingeführt wurde, daß ihre Regierung die Aufhebung der Sclaverei an einigen Orten Nordamerica's schon vor anderthalb Jahrhunderten nicht anerkennen wollte, und daß die Nordamericaner die Ersten waren, die wenigstens den Menschenhandel von Africa abschafften.

Eine gewisse nationale Besorgniß, die fast an Neid gränzt, kommt hinzu, um das Urtheil selbst der Unterrichteteren zu trüben. Wohin die Engländer kommen, finden sie die americanische Flagge; jährlich nimmt der Handel der Vereinigten Staaten zu, Niemand sehen sie als so gefährliche Nebenbuhler auf dem Meere, als die Nordamericaner. Eine gleich drohende Aussicht bietet die schnelle Entwicklung der Manufacturen Nordamerica's dar. So sieht England in den Vereinigten Staaten einen Nebenbuhler heranwachsen, der ihm gerade in den drei wichtigsten seiner Angelegenheiten, in dem Handel, der Flotte und den Manufacturen Besorgniß erregt. Und dieß ist denn auch, was erleuchtete Staatsmänner an der Spitze der englischen Nation zu einer feindseligen, wenigstens zu einer unfreundlichen Stellung gegen die Vereinigten Staaten bringt, was selbst einem Canning, der durch und durch Engländer war, so erbitterte, daß er sogar in seinem diplomatischen Verkehre seine gehässigen Gefühle gegen die Vereinigten Staaten nicht unterdrücken konnte.

Was nun die Nordamericaner in dieser Angelegenheit betrifft, so überschätzen sie zwar Manches in ihrem Vaterlande (aber welches Volk thut das nicht?) und sind, wie jeder junge Mann und jeder junge Staat empfindlich, und diese Empfindlichkeit wird immer mehr durch falsche Beschuldigungen und anmaßende Urtheile gereizt; so daß sie allerdings Manches übler nehmen, als es gemeint ist, und manchen gerechten Tadel verschmähen. Indessen ist die Gehässigkeit der Americaner durchaus negativer Art. Wir haben hundertfältige Gelegenheit gehabt, die Anhänglichkeit an England zu beobachten, die noch immer in den Americanern wohnt; und jetzt vielleicht wieder in dem Maße zugenommen hat, als die besondere Vorliebe für die Franzosen abnahm; es ist noch immer eine Freude für einen Americaner, daran erinnert zu werden, daß er von freien Britten stammt; er studirt mit warmem Eifer die englische Literatur, und die Männer aus dem classischen Zeitalter Englands sind hier bei den Gebildeten gewiß eben so lebendig im Andenken als in England; man nimmt Engländer mit der offensten Gastfreundschaft auf; kurz wir halten uns überzeugt, daß

hier Elemente vorhanden sind, welche leicht zu einem festeren Freundschaftsverhältnisse ihr großes Theil beitragen könnten, wenn nicht — das muß freilich bemerkt werden — das Fortschreiten des americanischen Handels so verderblich auf England zu wirken anfing, daß dessen erste Interessen gefährdet würden, wogegen denn keine Theorie helfen kann. Ohne Zweifel nimmt die Zahl der Billigdenkenden mit jedem Jahre zu, da jährlich der Verkehr beider Länder leichter und größer, also der wahre Zustand der Vereinigten Staaten immer bekannter wird; aber wie viel dieß gegen den Stolz der Engländer, den americanischen Nebenbuhler auf dem Meere immer wachsen und wachsen zu sehen, austragen wird, kann nur die Zeit lehren. Es kann lange glücklich fortgehen, da die Americaner friedlich sind, und, ohne Colonien, keine große Flotte gebrauchen, also Englands Neid weniger treffen; es können aber auch Umstände die Dinge gänzlich ändern: namentlich, wenn Westindien oder Canada die Expeditionspunkte eines Krieges zwischen beiden Nationen werden sollten. — Ἡ δεισιδαιμονία καθάπερ πατρὶ τῷ τύφῳ πείθεται.

Vertrag der Vereinigten Staaten mit den Winnebago-Indianern.

Aus dem Buffalo-Journal. *)

Vier Compagnien des 2 Regiments der V. St. sollen Fort Niagara besetzen, welches zum Hauptquartier der Posten auf der Gränzlinie gemacht werden soll. Zeitungen aus Detroit berichten, daß das Kriegsministerium verschiedene neue Anordnungen im Westen getroffen hat, unter andern die Wiederbesetzung des Forts Dearborn (Chicago) und des Forts Gratiot. Die wichtigste dieser Maßregeln scheint indessen die Errichtung eines neuen Postens zu seyn, unmittelbar auf der Verbindungsstraße **) zwischen dem Fuchs- und Ouisconsin-Flusse, in dem Gebiete der Winnebago-Indianer. Man erhielt die Erlaubniß dazu von den Eingebornen in dem letzten Frieden zu Green-Bay. Das Fort soll Winnebago genannt werden und 2 Compagnien des ersten Regiments der Vereinigten Staaten zur Garnison erhalten. Es wird die Portage, welche die Kette der Westseen von dem Flußgebiet des Missisippi trennt, eine Strecke Landes von 6 englischen Meilen, (nämlich zwischen dem Fuchsfluß, der in die Green Bay, einen Theil des Michigan-Sees fällt, und dem Ouisconsinflusse, der bei Prairie du Chien, sich in den Missisippi ergießt) beherrschen, und zugleich die äußerste Gränze des Bergwerklandes beschützen. (Wo die bedeutenden Bleiminen sind, die Lead Mine Hills nördlich von Illinois, im Süden vom „Nordwest-Gebiet,“ unfern der Prairie du Chien.) Eine Abtretung dieses Landes von den Indianern zu bewirken, war ein Hauptzweck des letzten Vertrags an der „Grünen Bai.“ Man erreichte diesen Zweck nicht vollkommen, aber die Indianer erlaubten den Bezirk der Bleiminen zu behalten, bis alle in dem Verkauf interessirten Indianer versammelt werden könnten, um gemeinschaftlich die Sache abzumachen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Weißen das Land erhalten werden. In der Zwischenzeit wollen sich die Indianer durch eigene Beobachtung von der Zahl der Weißen überzeugen, zu welchem Endzweck fünfzehn von ihren bedeutendsten Häuptern den Weg nach Washington angetreten haben. Sie wollen, wie es heißt, vor ihrer Rückkehr vom „großen Vater,“ dem Präsidenten, die Hafenstädte Neu-Englands besuchen. Dieß, sagt der Michigan Herald, wird eine starke Wirkung haben und ihnen die Lust nehmen, ihre Tapferkeit gegen die Weißen auf die Probe zu stellen. Sollte der vorgeschlagene Vertrag zu Stande kommen, so hoffen wir sicher, daß keine Zeit verloren werden wird, die Schiffahrt zwischen dem Fuchsfluß und dem Ouisconsinfluß zu Stande zu bringen und so dem Strom der Auswanderung, welcher nur auf Abfluß wartet, durch den kurzen Weg auf dem Erie-Canal und den Seen, vollen Lauf in den Westen hinein zu geben. So strömt die weiße und zwar die brittische Race — die, wenn sie auch nicht naturhistorisch besteht, sich doch sehr streng als eine historische auszeichnet — immer weiter und weiter, bis sie, und gewiß nicht in sehr ferner Zeit, die Mündung des Oregan erreicht hat. Wir glauben nicht, daß diese Maßregeln durch die letzten Parlamentsdebatten über die Befestigung der Canadas vom 7 Juli 1828 angeregt worden sind, vielleicht aber wurden sie dadurch beschleunigt. Jetzt ist die Errichtung des neuen Forts gewiß eben so sehr zum Schutze der americanischen Bürger gegen die Indianer, als im Fall eines Gränzkrieges gegen die Engländer bestimmt.

*) Buffalo liegt am Ost-Ende des Sees Erie, am Ausfluß des Niagaraflusses: eine blühende Stadt, im letzten Kriege von den Engländern niedergebrannt, aber jetzt 200 Häuser enthaltend; zwei engl. Meilen unterhalb Buffalo ist der Hafen. Die Stadt ist als Gränzstadt wichtig; in dieser Gegend leben die Seneca-Indianer.

**) Portage, d. i. die Straße, auf der die Ladung der Boote eines Flusses nach den Boten des andern Flusses gebracht werden muß.

Chinesische Preisaufgabe.

Der Hio-juen, oder Vorsteher der Gelehrten, in der Provinz Canton stellte auf die Nachricht von der Unterdrückung des Aufstandes in der Tatarei folgende Preisaufgabe aus: Allgemeine Freude über die Wiederunterwerfung und Gefangennehmung von Tschangkih-urh (dem Haupte der Rebellen); mit einem Glückwunsche an den großen Kaiser, dessen erlauchter Name hierdurch rühmlich bis an das Ende der Welt verbreitet worden ist, wo die See die Wohnungen der Menschen umgränzt.

Asiatic Journal, Nov.

Die Manitoulin-Inseln.

In dem Huronen-See liegen die Manitoulin-Inseln, die einst von dem Stamme der Amicways — den Nachkommen „des großen Biebers“ — bewohnt gewesen seyn sollen. Ihr Name bedeutet soviel, als Wohnung der Manitoes oder Geister; und die Indianer besuchen sie, um hier die abgeschiedenen Seelen ihrer Vorfahren durch geheimnißvolle Gebräuche zu beruhigen. Wahrscheinlich waren die Luftspiegelungen (mirage), welche bald wunderbar schön, bald furchtbar schrecklich häufig an den Gestaden dieser Inseln gesehen werden, die Veranlassung zu dem Glauben, daß Geister dieselben zu ihrem Aufenthalt gewählt hätten. Selbst auf Europäer macht es einen schauerlichen Eindruck, wenn sie hier einen Riesenarm sich meilenweit aus dem Nebel hervorstrecken, dort plötzlich ein Schloß mit Mauern und Thürmen emporsteigen oder einen ungeheuern Haufen von Ruinen vor ihnen liegen, und in dem nächsten Augenblicke Alles wieder verschwinden oder eine andere Form annehmen sehen.

Mackenney, Tour to the Lakes.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 17. 17 Januar 1829.

Paul Louis Courier's Briefe.

So flüchtig, meist im unsteten Leben des Feldlagers und bloß für den Augenblick geschrieben diese Briefe auch sind, die vor einigen Monaten in Paris erschienen *), so gewinnen sie doch ein nicht geringes Interesse dadurch, daß Courier es war, der sie schrieb, der geistvolle Sonderling, der sich keiner Autorität, als der des Geistes und der Freiheit beugte, und gegen dessen unbestechbaren grausamen Witz die Gegner, nachdem weder Strafe noch Gefängniß hatte fruchten wollen, zuletzt keine andere Waffe fanden, als die Kugel des Meuchelmörders.

Courier — der vom Subalternoffizier der Artillerie, zu dem er 1792 ernannt worden war, schnell zum Escadronschef emporstieg — focht mit Auszeichnung in den Feldzügen von Italien und Deutschland, bis er, des im Dienste des Soldaten nöthigen blinden Gehorsams überdrüßig, nach der Schlacht bei Wagram (Juli 1809) seine Entlassung eingab. Aus der Zeit seiner italienischen Feldzüge sind die meisten der vor uns liegenden Briefe, aus denen wir einzelne ausheben.

Rom, 8 Januar, 799. **),

.... Kaum weiß ich selbst wie es kam — aber auf einmal bin ich entschieden Soldat geworden, folglich sine sede, nach Scythenweise lebend. Ich bin in Verlegenheit, Ihnen meine Adresse zu geben, denn wir Eroberer, vom Siege getragen, wissen heute nicht, wo und ob wir morgen seyn werden. Ruhm suchend finden wir den Tod. Doch weg mit solchen Phrasen, die mich zu hoch und zu ferne führen würden. Schließen Sie indessen nicht, daß es nicht der Mühe lohne, an Leute zu schreiben, deren Existenz selbst stets zweifelhaft ist; und ohne sich darum zu kümmern, ob ich den Todten oder den Lebenden angehöre, senden Sie mir bald einen Brief in dieser Weit adressirt im Hauptquartier der Armee von Rom.

Jener Lorbeer, den Horaz morte venalem nennt, ist hier wohlfeiler zu haben. Der, der meine Stirn bedeckt, kostet mich, ich versichere Sie, nicht wenig. Jetzt nehme ich davon nach Gefallen, und lasse die Neapolitaner fliehen, die in dem Augenblick wo ich Ihnen schreibe, jenseits des Garigliano sind; ich gehe nicht soweit, um Feinde zu treffen, und besonders verdienen diese nicht, daß man ihnen nachläuft....

Mailand ist die Hauptstadt Italiens geworden, seitdem die Franzosen hier die Herren spielen. Dieß ist jetzt, diesseits der Berge, die einzige Stadt, wo man gebackenes Brod und französische Frauen trifft, d. h. nackte, denn die italienischen sind bekleidet, selbst Winters, eine Mode, die der von Paris ganz entgegengesetzt ist. Als unsere Truppen nach Italien kamen, befanden sich die, die sich ohne Vorsicht der Frauen und des Brodes im Lande bedienten, sehr übel. Die einen litten an Congestionen, den andern flossen die Tage traurig dahin (ein Ausdruck, den mir der moderne Stil gerade im glücklichen Momente eingiebt)

„Nicht jeder starb, doch alle waren krank"

wie La Fontaine's Thiere. Da ließen sich die, die sich nicht an die Sitte des Landes gewöhnen konnten, aus Frankreich Weiber und Bäcker kommen....

Einige Groß-Seigneurs von Italien, die ihre Häuser vermiethen, und, um mit den Franzosen auf gutem Fuß zu leben, oft ganz unnütze Niederträchtigkeiten begehen, sind entweder unzufrieden mit den von uns vernichteten Regierungen; oder sie sind durch die Umstände gezwungen, sich zu stellen, als liebten sie das Chaos, das an die Stelle jener Regierungen trat; oder endlich sind sie ihrem eigenen Lande feind genug, um uns in der Zerstörung desselben beizustehen, und dann auf die Brocken sich zu werfen, die wir ihnen preisgeben. Dazu gehören in Mailand die Serbelloni, hier die Borghese und die Santa Croce. Die Prinzessin dieses Namens, famosissima mulier, eine Frau, gekannt von Allen, die sie kennen wollten, und weit unter ihrem Ruf, wenigstens was den Geist betrifft, hat ihren Sohn unter die französischen Truppen gegeben. Er ließ sich verwunden und machte sich so würdig, Generaladjutant zu werden. Die beiden Borghese, die ungefähr gleiche Ehren noch wohlfeiler erkauften, sind zwei dumme Jungen, unfähig je erträgliche Laquaien zu werden, eben so ungeschickt als platt und plump in den Schmeicheleien, die sie an Leute verschwenden, von denen sie verachtet werden....

Sagen Sie denen, welche Rom sehen wollen, sie möchten eilen, denn jeden Tag verunstaltet das Eisen des Soldaten und die Klaue der französischen Agenten seine Schönheiten und be-

*) Mémoires, Correspondance et Opuscules inedits de Paul Louis Courier. 2 Vol. Paris 1828.

**) Der Brief ist an einen Hrn. Chlewaski in Toulouse gerichtet.

rauben es seines Schmucks. Ihnen, an die natürliche und edle Sprache des Alterthums gewöhnt, mögen meine Ausdrücke zu blumenreich, selbst zu geschmückt erscheinen; aber ich kenne keine, die traurig genug wären, Ihnen den Zustand des Verfalls, des Elends und der Schmach zu beschreiben, in welchen dieses arme Rom versunken ist, das Sie einst so prachtvoll sahen, und von dem man jetzt selbst die Trümmer vernichtet. Einst strömte man hieher aus allen Ländern der Welt: wie viele Fremde, die bloß für einen Winter hergekommen waren, blieben ihr ganzes Leben lang hier! Gegenwärtig trifft man Niemand mehr, als die, die nicht fliehen konnten, oder die, den Dolch in der Hand, noch unter den Lumpen eines vor Hunger sterbenden Volks, das Wenige suchen, was so vielen Erpressungen und Beraubungen etwa entgangen seyn mag. Die einzelnen Aufzählungen hierüber würden kein Ende nehmen, und überdieß ist es, in mehr als Einem Sinne, nicht am Platz, Ihnen Alles zu sagen. Aus ein paar Zügen des Gemäldes werden Sie leicht auf das Uebrige schließen können.

Das Brod gehört nicht mehr zu den Dingen, die hier verkauft werden. Jeder bewahrt für sich, was er davon mit Lebensgefahr erhalten kann. Niemand, der nicht ein Commissär, oder ein General, oder ein Kammerdiener oder Höfling des Einen oder des Andern ist, kann ein Ei bekommen. Alle, selbst die nothwendigsten Lebensmittel sind dem Römer verschlossen, während mehrere Franzosen, die nicht einmal zu den Vornehmsten gehören, täglich offene Tafel halten. Rächen wir nicht trefflich die „besiegte Welt?"

Die Denkmale Roms erfreuen sich keiner besseren Behandlung als das Volk. Doch befindet sich die Säule Trajans noch ungefähr in demselben Zustande, wie Sie sie gesehen haben; unsre Neugierigen, die Nichts schätzen, als was man mitnehmen und verkaufen kann, schenken ihr glücklicherweise keine Aufmerksamkeit. Ueberdieß sind die Basreliefs, mit denen sie geschmückt ist, außerhalb des Bereichs des Säbels und konnten deßhalb verschont bleiben. Nicht so glücklich waren die Sculpturen der Villa Borghese und der Villa Pamfilli, die überall Figuren darbieten, ähnlich Virgils Deiphobus. Fast Alles, was in der Villa Albani, bei den Farnese, Honesti, im Museum Clementi, im Capitol war, ist weggeschleppt, geplündert, verloren oder verkauft. Die Engländer erhielten auch ihren Theil davon; die französischen Commissäre, die man wegen dieses Handels im Verdacht hält, wurden hier verhaftet. Soldaten, die in die Bibliothek des Vatikans kamen, vernichteten, unter andern Seltenheiten, Bembo's berühmten Terenz, eines der geschätztesten Manuscripte, bloß um einige Vergoldungen zu erhalten, mit denen es geschmückt war. Die Venus der Villa Borghese wurde von einigen Abkömmlingen Diomeds an der Hand verwundet, und der Hermaphrodit, immane nefas, hat ein zerschlagenes Bein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Letzten von Frohbergs Regiment.

(Schluß.)

Eine Woche verging seit dem letzten Ereigniß, ohne daß die öffentliche Stimmung sich verändert hätte. Ein alter Priester ritt heim nach seinem Casale in einer abgelegenen Gegend im Innern der Insel, und die Körbe, über welchen seine Füße ihn im Gleichgewicht hielten, waren mit verschiedenen Leckerbissen, Fischen, Fleisch und Vegetabilien, so wie sie dem geistlichen Gaumen zusagten, reichlich ausgestattet. Das betagte Grauthier, auf welchem er saß, schritt gemächlich auf einem unbetretenen Nebenweg daher, und klappte mit seinem langen Ohrenpaar, die lästig umschwärmenden Fliegen zu verscheuchen, zu großer Unbequemlichkeit seines Gebieters, dessen Nase der aufgescheuchte Schwarm umsummte, wodurch er die heitere Gemüthsstimmung des heiligen Mannes zu stören drohte. Doch that dieses gelegentliche Ungemach keinen Eintrag der tiefen, feierlichen Psalmodie, welche in den Lauten ihres Nationalgesangs von seinen Lippen ertönte. Er fuhr fort in inbrünstigen

Ten en hobbok java calbi*),

Worten, welche vielleicht zu verliebt für sein Priestergewand lauten mögen; allein sie sind für Jung und Alt, Sanguiniker und Phlegmatiker, das einzige Thema in einem Lande, wo die Aehnlichkeit der Temperamente dem ewig gleichen, wolkenlosen Himmel entspricht. „Java calbi" wiederholte der alte Mann, durch einen Seitensprung seines Langohrs ein Wenig aus dem Concept gebracht. „Java calbi" murmelte er wieder; aber in gedämpfterem Ton, als er auf den Gedanken kam, daß diese Excentricität seines Thiers ihren Grund haben müße; er sah sich vorsichtig um und erblickte — den Lauf einer Flinte auf einer Mauer gegenüber auf sich gerichtet, und den Kopf und die Schultern eines Soldaten hinter ihr aufgepflanzt. Der Unbekannte rief Halt! aber vergeblich. Der alte Mann fiel vom Esel, sprang aber schnell wieder auf die Beine und bot alle seine jugendlichen Kräfte auf, unaufhörlich Aima! Aima! schreiend, bis er das Dorf seiner Heimat erreichte, und sich im tröstlichen Zirkel seiner Brüderschaft sah.

Sein Abenteuer ward in den grellsten Farben geschildert; es war ihm in der Uniform eines Chasseur's ein Geist erschienen, der, wie der Berichterstatter steif und fest behauptete, einer von den Frohbergischen war, aber so blaß und ausgemagert, wie nur immer ein Geist seyn konnte. Die Sache ward ruchbar; und die Polizei ließ die Insel nach allen Richtungen durchstreifen, um sich über die Körperlichkeit des Gespenstes in Gewißheit zu setzen. Der Eifer und die Zahl der Streifenden führte bald zu der gewünschten Entdeckung. Unter einem abgelegenen Schoppen in einer unbewohnten Gegend stießen sie auf Männer, deren Erscheinung noch nicht so entmenscht war, daß sie nicht in ihnen die sechs verzweifelten Griechen vom Frohbergischen Regiment erkannten! Beinah zu blossen Gerippen abgefallen, mit langen Haaren, ungeschornem Barthaar, und von Krankheit — der Folge langer Entbehrung und schlechter Nah-

*) Die Anfangsworte einer Stanze aus dem einzigen einheimischen Gesang, dessen sich Malta rühmen kann. Zu deutsch heißt es etwa:

„Ich liebe dich in meinem Herzen,"
Weiter lautet es „Doch vor dem Volke haß' ich dich
Nicht frag' mich um den Grund, warum?
Du, Liebster, weißt den Grund."

rungsmitteln — entstellten Gesichtern, standen sie gleich Schatten oder Vogelscheuchen, eine leichte Beute, vor den Dienern der Polizei. Nachdem die erste Bestürzung vorbei, und keine Hoffnung auf Entkommen übrig oder gedenkbar war, fragte man sie, auf welche Weise sie während der Explosion, die Manchen so verderblich geworden, und nachher, einer täglichen, ja stündlichen Entdeckung ausgesetzt, ihr Leben gefristet hätten. Ohne weitern Rückhalt beantwortete Hieromachos die Fragen mit folgenden Angaben, womit wir diese Erzählung schließen wollen.

Seit dem ersten Augenblick ihrer Besitznahme des Magazins hatte er auch einen Plan zum Entfliehen erdacht, der von seinen unerschrockenen Genossen gebilligt und ausgeführt wurde. Alles, was sie später thaten, war auf diesen Einen Entwurf berechnet. Mit den Dimensionen und der Lage des Forts aufs Genaueste bekannt, waren sie sogleich überzeugt, daß es, unterminirt, ihnen einen Ausweg nach der See gewähren mußte; sie verloren keine Zeit, diesen Rettungsplan ins Werk zu setzen. Während die Belagerer ruhig über ihnen lagen, versuchten sie einen Gang nach der Mauer der Festungswerke an der See auszugraben. Die Weichheit des Felsens erleichterte ihre Arbeiten. Nachdem sie sich von der Möglichkeit einer Oeffnung in der Mauer überzeugt hatten, war die Frage, wie sie sich dieses Ausgangs bedienen könnten. Dieß hatte viele Schwierigkeiten. Sie mußten befürchten, noch beim Durchbrechen der äußeren Mauer entdeckt zu werden. Bei Tag war es unmöglich, ungesehen durchzukommen; und bei Nacht würde das mit der letzten Arbeit nothwendig verbundene Getöse gehört worden seyn. Nach langen Berathungen ward endlich beschlossen und in Ausführung gebracht, was dem Leser bekannt ist. Das große Elend, worin sie sich befanden, suchten sie in den Augen der Belagerer noch zu erhöhen, und so die Dinge allmälig auf jenes Extrem zu führen, daß man glauben konnte, ihre jammervolle Lage hätte sie zu dem Schritt der Verzweiflung, sich in die Luft zu sprengen, getrieben. Zur bestimmten Stunde begaben sie sich an das entfernteste Ende ihres unterirdischen Ganges, und erwarteten, nachdem sie eine fortlaufende Zündlinie Pulver bis in die Mitte des Magazins geführt, den ersten Glockenschlag auf der St. Johannskirche, um ihr Wagstück auszuführen. Im Augenblick, wo sie die Zündlinie verließen, brachen sie durch die Wand, welche ihren Höhlengang begränzte, und befanden sich außer dem Bereich des Todes so wie des Verdachts. Sie wanderten heimlich die unbewohnten Theile der Seeküste entlang, und suchten sich vergebens ein Boot zu verschaffen, auf dem sie nach Sicilien überfahren könnten. Entdeckt bei einem Versuche, eine Speronara*) zu entwenden, liefen sie Gefahr, der Justiz überliefert zu werden und waren genöthigt, beinah hoffnungslos eine günstigere Gelegenheit abzuwarten. Bei der Nothwendigkeit, sich ganz verborgen zu halten, sahen sie sich auf die armseligsten Nahrungsmittel beschränkt. Wenige Vegetabilien nebst Gras und Blättern waren seit dem Augenblick ihrer Entweichung das einzige, womit sie ihr Leben gefristet hatten. Sie ertrugen ihr Unglück jedoch männlich, und trotz dem äußersten Mangel setzte sich keiner in unnöthige Gefahr bis zu dem Tag, wo der unvorsichtigste unter ihnen, von dem höchsten Heißhunger getrieben, auf den maltesischen Geistlichen den unglücklichen Angriff machte, der ihre Entdeckung herbeiführte.

Sie wurden, von zwei Reihen Soldaten bewacht, nach der Stadt geführt, wo der jammervolle Anblick, den sie darboten, manchem Zuschauer auf immer unvergeßlich blieb. Aber auch jetzt schienen sie nicht niedergeschlagen. In Mitte ihres trostlosen Unglücks leuchteten ihre Augen, wie Feuer im Dunkel der Nacht; und ihre Blicke sagten dem mitleidigen Eingebornen, daß sie keine Verbrecher wären, oder sich selbst wenigstens für keine hielten. In wenigen Stunden waren sie zu dem Tode verurtheilt, dem sie solange glücklich entgangen waren, und noch in dem letzten Augenblick ihres Lebens behaupteten sie denselben heldenmüthigen Anstand, welcher in den Gemüthern Aller, die sie sahen, den lebhaftesten Antheil und die vollste Bewunderung für die Letzten von Frohberg's Regiment erhalten hat.

*) Speronara, ein kleines, bemaltes Boot, das man gewöhnlich in dem Kanal zwischen den beiden Inseln sieht.

Die Ellis-Correspondenz.

(Fortsetzung der Uebersichten der neuesten engl. Literatur.)

Während unsere deutschen Gelehrten noch immer auf ihrem alten Vorurtheil bestehen, daß die Geschichte nicht eher als wenigstens hundert, fünfhundert oder tausend Jahre nach dem Verlauf der Begebenheiten geschrieben werden könne, — was ungefähr dasselbe ist, als wenn man behaupten wollte: wer die Eigenschaften des Lichts untersuchen wollte, müsse sich im Dunkeln befinden — sind unsere Nachbarn, wie es scheint, auf das entgegengesetzte Extrem übergegangen. Das Unbedeutendste, so fern es nur aus dem Munde oder der Feder eines Zeitgenossen kommt, wird der Mittheilung und Bekanntmachung werth geachtet; und die Fluth von Memoiren aller Art, welche wir dieser Vorliebe verdanken, ist bereits so hoch gestiegen, daß es ein eigenes Studium erfordert, um das wirklich Wichtige aus der Masse des völlig Werthlosen herauszufinden. Das Schlimmste ist, daß dieses Uebel auch rückwärts zu wirken anfängt. Bald werden wir mit den Meinungen und Gesinnungen jedes Gewürzkrämers aus den Zeiten Cromwell's und Karls II. bekannt seyn; und doch müssen wir gestehen, daß jede neue Bekanntmachung dieser Art uns immer wieder aufs Neue anzieht. Selbst die an und für sich bedeutungslosen Details des gemeinen Lebens erhalten Interesse, wenn sie mit einer merkwürdigen Epoche zusammenfallen. Wir blicken mit Verwunderung und einer an Unruhe grenzenden Theilnahme auf das sorglose Treiben dieser Leute, die sich ihrem eigenen Zeugniß nach an dem Rande eines Vulcans befinden, der jeden Augenblick ausbrechen, sie und ihre Familien vernichten, und das ganze Land in seinem innersten Mittelpunkte erschüttern muß.

Ein ähnliches Interesse — wie früher die Memoiren und Briefe der Clarendon's, Burnet's, Evelyn's, Pepy's und Anderer — nimmt auch die neueste dieser Erscheinungen, die Ellis correspondenz (The Ellis Correspondence. Letters written during the Years

1686—7—8, and addressed to John Ellis, Esq. etc. Edited from the Originals with Notes and a Preface by the Hon. G. A. Ellis, London, 1829. 8. 2 vols 8) in Anspruch: eine Sammlung von Briefen, die von Beamten und zum Theil von Hofleuten König Jacobs II geschrieben zu seyn scheinen und an einen Mitbeamten bei dem irischen Zollwesen gerichtet sind, den sie von allen Verfällen und Gerüchten des Tages in Kenntniß sezen.

„Man sagt — schreibt einer dieser Correspondenten — der Prinz von Oranien (König Wilhelm III) habe sein Hauptquartier zu Exeter; doch waren die meisten seiner Begleiter (das Invasionsheer!) in die umliegenden Städte, zehn oder fünfzehn Meilen umher, verlegt. Die 6000 Paar Schuhe, welche er zu Exeter bestellte, sind noch nicht fertig, und so wissen wir nicht, welchen Weg sie nehmen wollen. Andere sind der Meinung, daß diese Schuhbestellung nur ein Vorwand war, um Zeit zu gewinnen und zu sehen, ob sich nicht ein Theil des Landes für sie erklären würde. Aber wir sind versichert, daß ihre Freunde nur langsam zu ihnen stoßen; der ganze Westen ist ruhig und unbekümmert um ihr Treiben, so lange sie für Alles bezahlen, was sie verlangen. Einige aus dem Pöbel und geringen Volk sind ihnen zugelaufen, doch die meisten ziehen sich den andern Morgen wieder zurück; da unsere guten Leute im Westen seit Monmouths Zeiten, immer sehr mit Träumen von Galgen rc. geplagt gewesen sind.

„Der Dechant und das Capitel, so wie der Bischof, hatten sich davon gemacht, als sie in Exeter einrückten; und die meisten übrigen Einwohner würden dasselbe gethan haben, wenn es nicht gerade großer Jahrmarkt gewesen wäre.

„Sie halten alle Posten und Briefe an, die des Weges kommen, und da dieß gerade zur Zeit des Jahrmarktes geschieht, so denken Viele, daß sie mehr nach Geld und Wechseln, als nach Neuigkeiten sehen. Man sagt, daß sie schon zu plündern und gefangen zu setzen anfangen, obwohl sie das Gegentheil versprochen haben; indem sie dem Kreis-Einnehmer 300 Pf. St. abnahmen und ihn selbst in das Gefängniß warfen.

„Obwohl allgemein das Gerücht gegangen ist, als ob mehrere Männer von Bedeutung, Mr. Wharton und Andere, zu ihnen übergegangen wären, so hat sich dieß doch als falsch gezeigt; denn Mr. Wharton ist seitdem bei Hofe, so wie an andern Orten gesehen worden, die er besucht.

„Einige Wenige von den Brauern und Fleischern von Buckinghamshire — meist solche, die ihre Schulden nicht mehr bezahlen konnten, fehlen, und man glaubt, daß sie davon gegangen sind, in der Hoffnung, eine Gelegenheit zum Plündern zu erhalten.

„Man hat sich viel Mühe gegeben, die jungen Burschen von London in Unruhe zu bringen, indem man ihnen in den Kopf setzte, daß sie die papistischen Capellen in Limestreet, Bucklersbury und St. Johns niederreissen müßten. In den beiden letzten Nächten haben sich einige Dutzend von ihnen versammelt; aber beim Trommelschlag und auf das erste Erscheinen eines kleinen Häufleins Miliz haben sie sich zerstreut und durch die Flucht für ihre Sicherheit gesorgt; denn der Lord Major und die Lieutenants der Stadt, so wie die Beamten der Grafschaft Middlesex haben ein scharfes Auge auf jede Bewegung, die von diesen jungen Meuterern gemacht wird.

„Unsere Flotte liegt noch vor den Dünen (the Downs) und die der Holländer zu Torbay; mehrere von ihrer See- und Landmannschaft sind desertirt. Die vergangene Nacht wurde ein Lieutenant von einem ihrer Kriegsschiffe vor dem Rathe in Whitehall examinirt; er war von Geburt ein Schotte und sagte aus: ihre Flotte zähle nur vier und zwanzig Segel und zwölf Brander und darunter keine großen Schiffe, auch fange ihnen der Mundvorrath an auszugehen.

„Wir haben keine Besorgnisse mehr, daß ein Theil ihrer Flotte nach dem Norden gegangen sey; denn der General Mackay, der diese Abtheilung commandiren sollte, war einer der ersten, die im Westen gelandet sind."

„Man sagt, der Herzog von Beaufort habe zu Bristol den Arm gebrochen, was, wenn es sich bestätigt, ein großes Unglück wäre; da seine Gegenwart in diesem Platze gerade jetzt für den Dienst des Königs so nothwendig ist."

Wenige Tage später schreibt dieser treue Diener des Königs:

„Ich muß Ihnen jetzt berichten, daß die Königin und der Prinz von Wales gestern morgen den Fluß hinabgegangen sind, und, man glaubt, nach Frankreich; der König folgte ihnen heute Morgen, wie ich höre, fast ohne einen einzigen Menschen zur Begleitung. Gott erhalte ihn in Gesundheit! aber hier ist Jedermann in Verwunderung!"

Programm von Teyler's zweiter Gesellschaft zu Haarlem.

Teyler's zweite Gesellschaft zu Haarlem hat für das Jahr 1829 folgende Preisaufgabe gestellt:

Da man, bei der größeren Vervollkommnung der Microscope in der neuesten Zeit, in Bezug auf die verschiedene Art, auf welche die Befruchtung der Pflanzen verschiedener Gattung geschieht, sehr wichtige Entdeckungen gemacht hat, jedoch nicht Alles, was man gesehen zu haben meint, von allen Naturforschern für richtig gesehen und unbezweifelbar sicher gehalten wird, und es daher für die Wissenschaft von Werth ist, daß die bezweifelten oder noch nicht hinlänglich nachgewiesenen Erscheinungen, die man in der erwähnten Beziehung wahrgenommen zu haben meint, auf's Neue mit den besten Microscopen nach den letzten Verbesserungen derselben untersucht werden, und daß demnächst genau angegeben werde, was man von den bisher noch zweifelhaften Wahrnehmungen in Bezug auf den angeführten Gegenstand bestätigt gefunden hat, so verlangt die Gesellschaft:

„Eine Abhandlung, worin der gegenwärtige Stand unserer Kenntnisse in Bezug auf die Befruchtung der verschiedenen Pflanzenarten — so weit diese Kenntniß bei näherer Untersuchung durch die neuesten und sichersten Wahrnehmungen sowohl, als durch den Verfasser selbst gebracht worden ist — deutlich dargestellt und durch beigefügte Zeichnungen genau abgebildet werde."

Zugleich wurde die Preisaufgabe vom Jahr 1827, auf welche drei Antworten, aber keine des Preises würdige, eingegangen waren, für das Jahr 1829 wiederholt; nämlich die Frage: „Unterscheidet unsere gegenwärtige Zeit sich als eine Periode von gesundem Verstand und Menschlichkeit (Humanität)? Wenn ja, welches sind davon die Proben und Beweise? Wenn nein, wie ist dieß nachzuweisen? In jedem Fall, welcher Schluß ist in dieser Beziehung zur Ehre oder Unehre der gegenwärtigen Zeit zu ziehen?"

Der Preis für die beste Antwort auf jede dieser beiden Fragen ist eine goldene Medaille von 400 holländischen Gulden innerem Werthes. Alle Antworten, die übrigens in holländischer, deutscher, englischer oder französischer Sprache geschrieben seyn können, müssen bis zum 1 April 1830 an Teyler's Tweede Genootschap te Haarlem eingegangen seyn.

Konst-en Letter-bode. 1829. N. 1.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 18. 18 Januar 1829.

Sardinien und seine Bewohner *).

Clima. Die Intemperie. Landwirthschaftliche Verhältnisse.

Betrachtet man Sardinien nach seiner Lage und seinem Clima, so wie nach den Hülfsquellen, die es in seinem Ackerbau, in seinen Bergwerken und in seinen Fischereien besitzt, so sollte man glauben, es müsse ein reiches und glückliches Land seyn. Dem aber ist nicht also. Als Dependenz entlegener Staaten trägt Sardinien seit vielen Jahrhunderten den Fluch einer Colonialregierung, welche — schwankend und unselbstständig in ihren Maßregeln — fast nur in ihrem Raubsystem eine Organisation zeigt. Damit steht der Zerfall des Ackerbau's und die Entvölkerung des Landes in einem nothwendigen Zusammenhange, und man braucht sich nicht zu verwundern, wenn die von der Natur so begünstigte Insel bei Weitem nicht das ist, was sie seyn könnte. **)

Im Alterthum war Sardinien wegen seiner Fruchtbarkeit berühmt. Warum ist es nun mit der Ungesundheit noch derselbe Fall, nicht aber auch mit der Fruchtbarkeit? Der Hauptgrund der erstern liegt in einer örtlichen Ursache, welche in einem umgekehrten Verhältnisse zu der letztern steht. Man hat nehmlich die Bemerkung gemacht, daß die Dünste, welche aus den Seen, Sümpfen und Morästen aufsteigen, selbst auf das Pflanzenleben zerstörend einwirken. Nun aber läßt die Unthätigkeit der Menschen diesen Focus bösartiger Krankheiten von Tag zu Tag sein Gebiet erweitern, so daß dadurch einerseits manches Grundstück für die Cultur verloren geht, andrerseits wenigstens eine theilweise Abnahme der Fruchtbarkeit sich ergeben muß. Es scheint übrigens, daß die Intemperie (Sumpffieber) Sardiniens von der Malaria (verdorbenen Luft) Italiens und Siciliens in ihrem Wesen einiger Maßen verschieden sey: denn obgleich ihr Einfluß eben so bösartig, oder noch bösartiger ist, so erzeugt sie doch nicht immer geschwollene Beine und falbe Haut, wie die letztere. Beide Uebel äußern sich mit Beginn des Sommers, wo die Hitze in Verbindung mit leichten Regenschauern den mit unreinen Gasen geschwängerten Boden aussaugt, und hören nicht eher auf als gegen Ende des Novembers, wo heftige Regengüsse das Miasma nieder schlagen und die Luft reinigen. Darin weichen ihre Wirkungen von einander ab, daß man insgemein annimmt, die Malaria sey bloß während des Schlafes gefährlich, während die Intemperie es zu jeder Tageszeit, nur des Nachts in höherem Grade ist. Es werden Beispiele erzählt,

*) Sketch of the present State of the island of Sardinia. By Captain W. H. Smith. London 1828. Unter den verschiedenen Schriften, die in den letzten Jahren über Sardinien erschienen sind, läßt das Werk des Ritters la Marmora, welches auch in Deutschland vortheilhaft bekannt ist, in Bezug auf die physikalische Beschreibung des Landes Wenig zu wünschen übrig; sofern aber Smith sich mehr mit dem Charakter der Einwohner und ihren gesellschaftlichen Verhältnissen beschäftigt, so behält seine „Skizze" neben den Arbeiten seiner Vorgänger ihren eigenthümlichen Werth. Capitän Smith lernte Sardinien während eines zweimaligen Aufenthalts daselbst genau kennen; zuletzt in den Jahren 1823 und 1824, als ihn die englische Admiralität mit der nautischen Aufnahme der Insel beauftragt hatte. Er ist Verfasser eines ähnlichen Werks über Sicilien.

**) Sardinien bildet eine Art Parallelogramm, 140 Seemeilen lang in der Richtung von Norden nach Süden, d. h. von Longo Sardo nach Cap Spartivento, mit einer mittlern Breite von 60 M. Es ist die größte Insel des Mittelmeeres, und Smith fand bestätigt, was nach Cluverius schon der alte Hydrographe Scylax sagt: Maxima est Sardinia, secunda Sicilia, tertia Creta, quarta Cyprus, quinta Euboea, sexta Corsica, septima Lesbus. Das Land besteht aus zwei Provinzen, Capo di Sopra (auch Capo di Sassari) und Capo di Sotto (auch Capo di Cagliari), seit dem Jahr 1821 aus zehn (früher fünfzehn) Präfekturen (Cagliari, Busachi, Iglesias, Isili, Lanusei, Nuoro, Sassari, Alghero, Cuglieri und Ozieri), aus zwei und dreißig Bezirken und dreihundert und sechzig Gemeinden. Die zwei höchsten Punkte Sardiniens sind der Genargentu und der Pik von Limbarra, jener 5276, dieser 3686 Fuß hoch. Abgesehen von dem Raum, welchen Seen, Sümpfe und Flüsse wegnehmen, rechnet man, daß mehr als ein Drittel des Bodens sandicht und steinicht sey (die sogenannten Macchiedistrikte); ungefähr eben so viel kommt auf Waideplätze und Waldungen; der Rest zu 5,500,000 Starelli geschätzt, ist mit Kornfeldern, Weinbergen, Oliven- Obst- und Küchengärten angepflanzt und dient zum Unterhalt einer Bevölkerung von 480,000 Seelen. Etwa eine Million Starelli (800,000 Acres) gehören dem Ackerbau an, der bei dem jetzigen System bloß einen sieben- bis achtfältigen Ertrag gewährt; denn wenn der Ertrag in einzelnen begünstigten Gegenden fünfzehn- bis zwanzigfältig ist, so sind dieß Ausnahmen von der Regel. Da übrigens ein Starello mit Waizen achtzig Pfund Brod hervorbringt, so ist außer Zweifel, daß das Land bei einer sorgfältigen Bewirthschaftung mehr als das Dreifache seiner jetzigen Bevölkerung ernähren könnte.

daß Ausländer, die kaum ein paar Stunden gelandet hatten, fast unmittelbar von ihr weggerafft wurden, ja in manchen Gegenden wird das bloße Einathmen der Luft in der Abendkühle oder bei Nacht für einen Fremden als eben so todbringend betrachtet, als wenn er Gift genommen hätte. Während die Atmosphäre sich in diesem Zustand befindet, wagt sich sebst kein Eingeborner eher als eine Stunde nach Sonnenaufgang ins Freie, so wie Jeder vor Sonnenuntergang wieder zu Hause zu seyn sucht; wenn sich Einer verspätet, so hält er ein Schnupftuch vor den Mund, und bei Nacht werden alle Thüren und Fenster sorgfältig verschlossen. Eben so hat man sich bei Tag vor der außerordentlichen Hitze in Acht zu nehmen, indem dann zwei andere Gefahren drohen, einmal der Sonnenstich (colpo di sole), eine sehr häufige Erscheinung, deren bedenkliche Folgen auch der Intemperie zugeschrieben werden; zweitens der colpo d'aria, jener schnelle Temperaturwechsel, wenn die Sonne plötzlich hinter Wolken tritt und man sich auf einmal aus der Hitze in Schatten versetzt fühlt. Im Abendthau setzt man sich einem heftigen Kopfschmerz (micrania) aus, welcher als Vorläufer des Intemperie-Fiebers sehr gefürchtet wird. Ein vortreffliches Gegengift soll das Feuer seyn und man erinnert sich noch, daß die Herren von Oristano gewohnt waren, während der ungesunden Jahreszeit jede Nacht große Feuer rings um die Stadt anzuzünden, um den mephitischen Dunstkreis zu verdünnen. Viele Leute ziehen am St. Johannestag, wenn die Luft anfängt schwül zu werden, aus der Ebene nach den höher liegenden Gegenden; wiewohl die eigentliche Noth erst im August angeht. Die, welche eine solche Lustpartie nicht machen können, hüllen sich in dichte Wollenzeuge, um sich gegen die glühenden Sonnenstrahlen zu verwahren. Vor allen Dingen muß man Sorge tragen, daß man nicht von Regen naß wird, und daß man sich nicht durch starke Bewegung und anstrengende Arbeit ermüdet; mäßige, aber gute Kost, kühle saure Getränke sind ein nothwendiges Bedürfniß. In Ermanglung von Vorsichtsmaßregeln bleiben die Wirkungen der Intemperie selten aus: die Krankheit kündigt sich an durch Kopfweh und eine schmerzliche Spannung im Unterleib; Empfindungen von Hitze und Frost wechseln. Bald folgt ein Fieber mit äußerst heftigen Anfällen, und begleitet von einer traurigen Schwäche, das Jeden mehr oder weniger, (Einheimische nicht ausgenommen) hart mitnimmt, und für Fremde zum Beschluß meist den Tod herbeiführt.

Gewiß könnte man durch Anbau der Macchie, durch Austrecknung der Sümpfe, durch Einweisung der Flüsse in ihre Ufer, das Uebel sehr beschränken und statt mancher furchtbaren Einöde lachende Kornfelder und Weingärten gewinnen; aber durch das bloße Abräumen eines Platzes, wenn man denselben nicht zugleich bepflanzte, würde sich das Uebel nur vergrößern, weil man ihm dadurch die Möglichkeit einen Theil seiner Miasmen selbst zu verzehren entzöge. Nach einer allgemein herrschenden Meinung saugen die grünen Feigen inficirter Distrikte das verderbliche Gift der Intemperie ein und geben es wieder von sich: es ist deswegen auf den Märkten gebräuchlich, den Ort anzugeben, an welchem die Feigen gewachsen sind. Wo es Hecken von Fico Morisco (cactus opuntia) giebt, welche die Ausdünstung der Erde hemmen, ohne zugleich, wie andere Gewächse, einen Theil der Feuchtigkeit ein zu schlucken, nimmt die Intemperie eine potenzirte Form von Bösartigkeit an; am Schlimmsten aber zeigt sie sich, wo die Lorbeerrose blüht. Die Furcht vor dieser gräßlichen Seuche ist es, welche die Ebenen Sardiniens in menschenleere Wüsten ohne Hütte, ohne Haag, ohne Trifte umgewandelt, und der Eindruck dieser Verödung, aus welchem die europäische Meinung ihr geringschätziges Urtheil über die einst fruchtbarste der tyrrhenischen Inseln geschöpft hat. So lange viele auswärtige, namentlich spanische Familien in Sardinien weite Land-Strecken besitzen, um die sie sich nur in sofern bekümmern, als sie sich von ihren indolenten Pächtern (podatarii) eine mäßige Rente bezahlen lassen, bleibt wenig Hoffnung, daß es besser werden könnte.

Das Grundeigenthum wird in Güter mit und ohne Lehensverband eingetheilt: jene gehören dem Adel, oder erkennen, wenn sie auch verkauft sind, noch ein Feudalverhältniß; diese gehören Gemeinden und Individuen und die Besitzer können frei darüber verfügen; nur wenn die Besitzer Frauenzimmer sind, müßen sie zu jedem Contrakt, den sie schließen, die Einwilligung der Gerichtsbehörde und als Verehlichte die des Gatten einholen. Der Güte nach kommen zuerst die eingehägten Privat-Felder (tanche) in Betracht; der Ausdehnung nach die Gemeinde-felder (vidazzone). Bei letztern wechselt der Anban nach einer Art Dreifelderwirthschaft: derjenige Theil, den die Reihe trifft, wird mit Hürden eingefaßt, während der Rest, der brach liegt, offen und den Verheerungen der wandernden Schafheerden preis gegeben bleibt. Da alles Land, das nicht gerade in Arbeit ist, als Gemeingut angesehen und benützt wird, so kann die Cultur nicht um sich greifen, wiewohl dieser Umstand kein Hinderniß begründet, Bäume zu pflanzen und Zäune anzulegen. Ein anderer großer Nachtheil für den Ackerbau sind die kurzen meist bloß zweijährigen Pachten (bedestu): da werden die Grundstücke ohne Rücksicht auf die Zukunft auf Einmal ausgesaugt, an gehörige Bestellung, an Düngen und Verbesserungen ist nicht zu denken, und es wird so abscheulich gehaust, daß gewöhnlich schon die zweite Erute die wenige darauf verwendete Arbeit kaum mehr belohnt und daß man vor zwei Brachjahren Nichts mehr zu erwarten hat. Selbst der Freisaße, der dem ursprünglichen Lehensherrn nur eine Kleinigkeit entrichtet, kann doch ohne dessen Erlaubniß weder einen Baum noch einen Weinstock setzen, wenn gleich das Risico und die Kosten allein dem Unternehmer zur Last fallen. In einigen Gegenden theilen sich der Eigenthümer und der Bauer in den Ertrag: jener giebt Land, Aussaat und Obdach her; dieser liefert die Arbeit, das Zugvieh und die Ackerbaugeräthschaften. Aber auch bei förmlichen Pachtungen wird der Zins gewöhnlich in Naturalien und zwar mit der Hälfte des Ertrags (da mezza portata) bezahlt.

Das Vorhandenseyn der ungeheuren Machiestrecken wirft sowohl auf die Gemeindeverwaltungen als auf das Feudalwesen ein nachtheiliges Licht. Doch bestehen der Gesetze und Verordnungen zu Gunsten des Ackerbaus viele; und im Jahr 1804 hat sich ein ehrenwerthes Institut mit der ausdrücklichen Absicht die National-Industrie zu befördern, der landwirth-

schaftliche Verein zu Cagliari, gebildet. Außer der wohlthätigen Leihbank (Monte di Pietà), welche gegen Versatz von Faustpfändern unverzinsliche Geldvorschüße auf ein Jahr vorstreckt, stiftete Carl Emanuel III die noch wohlthätigeren Getraideleihhäuser (Monti Granatici oder Frumentarj), welche schon im Jahr 1631 im Plan waren, aber der unglücklichen Zeiten wegen erst im Jahr 1767 zu Stande kamen. Hier erhalten die Bauern das benöthigte Saatkorn, das sie nach der Ernte zurückgeben, in dem sie zu jedem Starello, den sie empfangen haben, einen Imbuto *) hinzufügen. Die laufenden Ausgaben werden durch eine unbedeutende Umlage (Centonnie) bestritten, die verpachtet ist, und deswegen streng eingezogen wird. Der sich ergebende Ueberschuß dient zur Erweiterung der Anstalt. Jene beiden Stiftungen wurden in der Folge (unter dem Namen Monti di Soccorso) vereinigt und das Ganze der Leitung eines Censore General zu Cagliari anvertraut, unter dem acht Vice-Censoren die Geschäfte in den umliegenden Städten besorgen. **) Ferner besteht ein Gesetz, wornach Processe, wobei Pächter betheiligt sind, in der Rechtspflege anderen vorgehen sollen, ein anderes Gesetz erklärt alle Ackerbaugeräthschaften für unauspfändbar; und die Arbeit ist in sofern frei, daß von Anfang des Juni bis zu Ende Septembers weder Menschen noch Thiere außer für den königlichen Dienst oder für Salzfuhren in Anspruch genommen werden dürfen. Endlich ist nicht zu vergessen, daß der Taglohn und der Preis der meisten Gegenstände hoch steht, ein Umstand, welcher auf ein im Verhältniß zur Arbeit sehr beträchtliches Capital schließen läßt. Allein nichts desto weniger könnten Capital und Bevölkerung um das Dreifache vermehrt werden, ehe jene Demoralisation des Eigenthums zu befürchten wäre, welche in Gegenden eintritt, wo die Nachfrage nach Arbeit der Zahl der Arbeiter nicht mehr entspricht.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Getraidemaß ist folgendes in Cagliari, es hat aber in Sassari nur den halben Gehalt.
2 Imbuti = 1 Quarto (Corbula) = 750 Kubikzoll
2 Quarti = 1 Quarta = 1500 —
2 Quarte = 1 Moggio oder Starello = 3000 —
(7 Starelli von Sassari = 1 Rasiere.)

**) Was jene Wohlthätigkeitsanstalten dem Ackerbauer, leistet die Sitte dem Hirtenstande. Wenn ein Schäfer Verluste erleidet, so ergänzt er seine Heerde durch die „Paradura," d. h. durch freiwillige Geschenke seiner Standesgenossen, von deren Jedem er wenigstens ein Lamm bekömmt.

Die Katholikenvereine in Ireland.

(Fortsetzung.)

Der Name Dr. Doyle's ***) gab dem Katholikenvereine den ganzen Einfluß einer geheiligten Autorität, indem das Volk einen Theil der Verehrung, mit welcher es an seinem geistlichen Oberhirten hing, auf den Verein übertrug. Andere Würdenträger der Kirche, darunter Dr. Murray, Erzbischof von Dublin und Dr. Kelley, Bischof von Waterford, ahmten das Beispiel Dr. Doyle's nach. Dr. Murray war der Nachfolger Dr. Troy's. Dieser würdige Geistliche hatte viele Jahre lang den erzbischöflichen Stuhl von Dublin inne, allein er benahm sich auf seinem hohen Posten mehr mit der Vorsicht und Klugheit, die er in den Zeiten politischer Noth erlernt hatte, als mit der Kraft und Entschlossenheit, deren er bedurfte, um die Sache seiner unterdrückten Glaubensgenossen tüchtig zu fördern. Während des Aufstandes soll er große Geschicklichkeit an den Tag gelegt und durch seinen Einfluß von den Kirchen der Katholiken die Gefahr geschlossen zu werden abgewendet haben. Er galt für einen guten Theologen, aber schriftstellerische und rednerische Talente fehlten ihm. Seinem Aeußern nach (eine kurze dicke *) Gestalt mit einem beträchtlichen Anwuchs von einem Bauch und einer rothen Nase) hätte man ihn für einen heiligen Bonvivant halten können; übrigens täuschte dieser Anblick. Denn Niemand lebte einfacher und ärmer als er, und bei seinem Tod fand man eine einzige Guinee in seinem Haus. Sein jährliches Einkommen betrug 800 Pf. St., welche er in Werken der Wohlthätigkeit verbrauchte.

Diesen guten Mann ersetzte Dr. Murray. Obgleich gebildet auf der hohen Schule zu Salamanca ward Murray's Geist so wenig verdunkelt durch den trüben Schein der scholastischen Lampe, daß sein Freiheitssinn den stärksten Beweis liefert, wie leicht der begeisterte Priester auch tugendhafter Bürger seyn kann. So viele Jahre er auch in Spanien zubrachte, so sind doch seine Sitten gar nicht spanisch, wogegen sein Lehrer, der Primas, Dr. Curtis, einst theologischer Professor zu Salamanca, ein ganzer Spanier ist. Dr. Curtis zeigt eine Beweglichkeit in seinen Gebehrden, eine Biegsamkeit in seinen Gesichtsmuskeln, welche die andalusische Munterkeit noch übertrifft; wenn er da steht mit den aus dem Kopf brennenden Augen, den Finger an die Nase gelegt, während die andere Hand herumfährt, wie die eines chinesischen Jongleurs, so stellt er das in seiner Art einzige Schauspiel einer bischöflichen Lebhaftigkeit von ein und neunzig Jahren dar. Sein Zögling und Bruder, der Erzbischof von Dublin, ist ein ernster und ruhiger Charakter, voll Sanftmuth, Milde und Güte, dabei liegt in seinem Wesen ein so geistreicher Ausdruck, welcher der Aufmerksamkeit selbst des flüchtigsten Beobachters, dem er auf der Straße begegnet, nicht entgeht. Nie wußte Jemand geschickter die Würde seines Standes mit der Einfachheit seiner Sitten zu vereinigen, ohne daß er auch nur den leisesten Verdacht des Dünkels auf sich lud. Seine Stimme hat einen besonders lieblichen und harmonischen Ton, indem selbst, wenn er tadelt, seine menschenfreundliche Gesinnung sich nicht verbirgt. Als Prediger gehört er zu denen vom ersten Rang. Nicht ohne Rührung kann

***) Gewöhnlich wird er bloß mit den Anfangsbuchstaben seiner Amtstitulatur bezeichnet J. K. L. Unter diesem Namen kennt ihn ganz Ireland.

*) Bekannt ist das Witzwort Lord Norbury's. Er begegnete Aeneas Mac Donnel, als dieser gerade aus Troy's Thüre trat. Seht da den frommen Aeneas, rief der Lord aus, der kommt (from the Sack of Troy) von der Plünderung Troja's (Troy's)!

man seine Predigten über die Liebe hören — denn abgesehen von der Schönheit seiner Sprache und dem Zauber seiner Beredsamkeit, spricht die Klarheit einer innern Ueberzeugung aus ihm, die vom Herzen zum Herzen dringt; ja ohne Uebertreibung kann man sagen, daß, wenn er auf seiner Kanzel ist, er gleichsam als ein Theil des heiligen Gebäudes erscheint. Natürlich mußte ein solcher Mann, begleitet von dem Einflusse seines Amtes, seiner Talente und seines apostolischen Lebens, ein großes Gewicht in die Wagschale des Vereins legen, als er mit einem patriotischen Eifer, der nur seinem religiösen gleich kam, sich in die Liste der Mitglieder einschreiben ließ. „Der Gedanke an die Leiden meines Vaterlandes," rief er vor öffentlicher Versammlung in der schönen und prachtvollen Kathedrale aus, „der Gedanke an die Leiden meines Vaterlands brennt heiß auf meiner Seele." Als er so sprach, drückte er die Hand an sein Herz, sein Auge flammte, und das Zittern seines Körpers verrieth die Macht der Gefühle, welche in diesem Augenblick seine Seele bestürmten. —

(Fortsetzung folgt.)

Elphinstone's Reise über Cosseir nach dem alten Theben in Egypten.

Mr. Elphinstone, der von seiner Stelle als Gouverneur von Bombay nach England zurückkehrte, hatte beschlossen, diese Reise auf dem Wege über Egypten und das mittelländische Meer zu machen. Der Palinurus, in welchem er sich mit seinem Gefolge zu Bombay eingeschifft hatte, legte zu Meka an und verließ diese Stadt am 3 December 1827. Die Ueberfahrt nach Cosseir dauerte länger als gewöhnlich, indem sie erst am 26 December daselbst eintrafen. Der Effendi war äußerst zuvorkommend und sagte Mr. Elphinstone: er sey hier freilich in einer Wüste und könne ihm Wenig anbieten, aber wenn er euch Etwas vom Himmel verlange, so sey er bereit, es ihm herabzuholen. Die Zelte der Reisenden wurden dicht an der Stadt aufgeschlagen und waren mit gefallenen Kameelen, Eseln und Hunden umgeben, die den Aufenthalt eben nicht zum angenehmsten machten. Die Reisevorbereitungen waren nicht vor dem 28 December vollendet. Die Cavalcade bestand aus sechs und neunzig Kameelen, wozu noch eine Menge Esel kamen. Die Reise durch die Wüste (von Cosseir in das Nilthal) scheint nicht die geringsten Schwierigkeiten darzubieten. Ueberall kann man zu dem billigsten Preise so viel Kameele erhalten, als man nur verlangt, und immer auf der zweiten Station — zuweilen auf zweien hintereinander findet man Brunnen; das Clima soll ungemein stärkend und aufheiternd seyn. Am 2 Januar stand das Thermometer bei Sonnenaufgang auf 35°, um zehn Uhr auf 58°, um die Mittagszeit hindurch auf 70°. Der Weg ging meistens durch weite Flächen, die mit Sand und kleinen Steinen bedeckt waren; hie und da lagen nackte Felsen zerstreut, zuweilen in einer Entfernung von zweihundert Schritt, gewöhnlich indessen ungefähr anderhalb englische Meilen von einander: in letzterer Art fast ohne Unterbrechung, außer auf der zweiten Tagereise, wo die engeren Pässe häufiger vorkamen. Die ganze Gesellschaft trat die Reise auf Kameelen an, bald war man jedoch froh, sich des demüthigen Eseleins bedienen zu können, das schnell genug geht, ohne durch seine Bewegung im Geringsten zu ermüden. Die standhaften kleinen Thiere trugen Männer von zwölf Stein Schwere den ganzen Tag und legten dabei zwei und eine halbe Meile in der Stunde zurück, was eben so viel ist, als ein beladenes Kameel machen kann. Das Aufschlagen der Zelte nahm viel Zeit weg, doch sollte man nicht vergessen, sie dick mit Tuch zu besetzen, da die Nächte in der Wüste außerordentlich kalt sind, was man um so empfindlicher fühlt, je heftiger des Tages die Sonne brennt. Der 2 Januar war ausnahmsweise ein sehr umwölkter Tag, doch wich in der Regel der Nebel nicht vor zehn oder eilf Uhr. Luxor, der Endpunct der Wüstenreise, liegt dicht an den Ufern des Nils. Unterweges, eine halbe Meile davon, kommt man durch Carnac, dessen Anblick allein die Reise hinreichend belohnt. Luxor gegenüber liegen das Memnonium, Medinet Habu, die Grabmäler der Könige und Gurnu. Alle diese Ortschaften und Denkmäler waren in dem alten Theben begriffen, welches der Nil auf ähnliche Weise theilte, wie die Themse London von Southwark trennt.

Die Gesellschaft wurde bei ihrer Ankunft zu Cosseir durch ein dunkles Gerücht von der Schlacht von Navarino in Unruhe gesetzt und trat ihre Reise in der Besorgniß an, daß die Türken sie als Gefangene festhalten könnten. Bei ihrer Ankunft zu Theben wurde indessen durch die erfreulichen Nachrichten, welche sie empfingen, jede Furcht beseitigt.

Sie besuchten hier einen Italiener, Namens Picconini, der seit mehreren Jahren in Egypten lebte und von dem schwedischen Consul beschäftigt wurde, für den er Alterthümer sammelte. Picconini hat seine Wohnung auf einem der Hügel von Gurnu. Das Haus besteht aus einem einzigen Gemach, zu dem man auf einigen Stufen empor steigt, und das außer dem Bett und den Waffen des Bewohners nur seine Sammlung von Zeichnungen und Curiositäten und wenige Geräthschaften enthält: keine Stühle, sondern nur einen Sitz am Fenster, der mit einer Decke belegt war. Statt der Fensterladen dienten Deckel von Mumiensärgen mit Hieroglyphen bemahlt, die vielleicht 4000 Jahre alt waren. In der Küche, in welche er seine Gäste hinausführte, waren alle Simse gleichfalls aus alten Särgen gemacht; in einem Grabmal lag eine prächtige Mumie, deren Sarkophag Picconini eben erst geöffnet hatte. Sie war mit einem sonderbar gearbeiteten, goldgeschmückten Gewande bedeckt, das Gesicht mit einer goldenen Maske, und Alles sowohl erhalten, als wenn die Einbalsamirung erst vor wenigen Monaten geschehen wäre.

Wie viel Zeit die Gesellschaft zu ihrer Reise von Cosseir nach dem Nil bedurfte, ist nicht angegeben; ein früherer Reisender, Obrist Fitzclarence legte diesen Weg in drei Tagen zurück.

Calcutta Government Gasette. May 15. 1828.

Neu-Süd-Wales.

Die öffentlichen Blätter von Neusüdwales sind voll von Aufforderungen an säumige Schuldner, ihre Gläubiger zu befriedigen: eigenthümlich ist indessen eine Weise der Bekanntmachung, die bereits in mehreren Fällen dieser Art angewandt worden ist. Vor einem Individuum, das sein Haus verlassen hat, ohne die Miethe zu bezahlen, wird nämlich gewarnt, indem sein Name an der Thüre angeschrieben wird, mit dem Beisatz: „Er ist davon gegangen und hat seine Miethe nicht bezahlt." Asiatic Journal, Dec.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 19. 19. Januar 1829.

Sardinien und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

Verfassung, Gesetzgebung und Rechtspflege.

Die erste Person in Sardinien ist ein Vicekönig, welcher die Prärogativen des Königthums drei Jahre lang unter gewissen Beschränkungen ausübt und einen jährlichen Gehalt von 60,000 Lire bezieht. Diese Stelle erfordert ein etwas weites Gewissen oder ein besonderes Talent Widersprüche auszugleichen: denn in Turin schwört er treue Vollziehung der geheimen Instruktionen des Königs, seines Herrn, und in Cagliari verpflichtet er sich durch einen feierlichen Eid, die Statuten und Privilegien der Insel aufrecht zu erhalten.

Ihm gegenüber steht ein Parlament (Stamenti), als Vertreter des Nationalwillens: es ist gebildet aus den drei Ständen: erstens aus der Geistlichkeit, d. h. aus den Prälaten, den Erzbischof von Cagliari an der Spitze; zweitens aus dem Adel, oder der militärischen Kammer, d. h. aus allen Edelleuten über dreißig Jahre, mit oder ohne Lehen, unter dem Vorsitz des Aeltesten derselben; endlich aus der königlichen Kammer, oder den Abgeordneten der Städte und Gemeinden, präsidirt von dem Capo Giurato *) der Hauptstadt. Jeder Stand hält seine Versammlungen abgesondert; die erste Kammer in der Sacristei der Kathedrale, die zweite in der Capella della Concezione, und die dritte auf dem Stadthaus. Nachdem sie die in Frage stehende Sache unter sich in Berathschlagung gezogen haben, kommuniziren sie mit einander durch Deputirte; sonderbarer Weise bedarf die geistliche Kammer, wenn es sich um die Bewilligung von Donativen **) handelt, um einen rechtsgültigen Beschluß zu fassen, der Beistimmung des Pabstes. Die Zusammenberufung der Stände hängt ganz von dem König ab — dieß und die Art ihrer Zusammensetzung läßt vermuthen, daß eine Opposition gegen die allerhöchsten Wünsche eine ziemliche Seltenheit seyn mag; doch verbietet das Gesetz, in königlicher Uniform in den Sitzungen zu erscheinen.

Das Feudalsystem besteht noch in voller Kraft, wiewohl die Herrenrechte nach Maßgabe der Belehnung verschieden sind; dagegen ist der Baron in allen Fällen verbunden, seine Vasallen zu schützen und, wenn sie eine Gefängnißstrafe zu erleiden haben, für ihren Unterhalt zu sorgen. Einen privilegirten Gerichtsstand genießt er jedoch weder in Criminal- noch in Civilsachen; nur hat er das Vorrecht auf jede Frage, die vor Gericht an ihn gestellt wird, seine Antwort sechs und zwanzig Tage zu

*) Dem Oberrichter, der zugleich Maire ist.

**) Die öffentlichen Einkünfte sind direkte und indirekte: erstere werden von den Stamenti bewilligt, und deshalb Donative genannt; letztere fließen aus der unsichern Quelle der Zölle, des Tabaksmonopols etc. Im Jahr 1824 war das Budget zu Franken berechnet folgendes:

Direkte Steuern.	Ordentliches Donativ	262,800
	Außerordentliches Donativ	271,340
	Donativ an die Königin	120,000
	Für Posten, Straßen und Brücken	89,260
	Innere Verwaltung	102,430
	Beitrag für die Kirche	17,100
	Civilliste	143,320
Indirekte Steuern.	Zölle	879,000
	Salinen	237,440
	Tabaksregie	404,200
	Schießpulvermonopol	37,790
	Bergwerke	22,340
	Fischereien	107,590
	Geldbußen, Sporteln und andere Casualien	53,870
		2,748,480

Nach einer zehnjährigen Durchschnittsberechnung ergab sich als Ertrag des Landbaues im Jahr 1825:

Waizen	1,254,982	Starelli.
Gerste	358,000	—
Hülsenfrüchte	221,580	—

Die Hausthiere theilt man in zahme (mansi) und wilde (rudi) ein: unter jenem versteht man die, welche man zur Feldarbeit braucht, die man melkt etc., man hält sie deswegen sorgfältig und weist ihnen die besten Waideplätze an; die andern sind das bloße Zucht- oder Schlachtvieh, das man mit einem Zeichen an einem Ohr frei laufen läßt.

Von beiden besaß die Insel:

	Mansi	Rudi
Pferde	28,800	19,900
Ochsen	94,100	148,622
Kühe	12,872	
Kälber	7,600	
Schafe		802,930
Ziegen		545,381
Schweine	23,314	150,140

verschieben. Die Kinder der Adeligen erben, wenn keine Fideicommisse vorhanden sind, das väterliche Vermögen zu gleichen Theilen mit Ausnahme der verheiratheten Töchter, welche, wenn sie ihre Mitgift einmal empfangen haben, keine ferneren Ansprüche mehr erheben können; bei Lehen aber wird das Recht der Erstgeburt streng beobachtet. Außer den Baronen, von denen die Familie Anglona allein der Fürstentitel ziert, giebt es einen sehr zahlreichen niedern und ritterschaftlichen Adel, dem Geburt oder Ehrenstellen die Befugniß verleihen, Waffen zu tragen, der, wie die Geistlichkeit keine Feudalabgaben entrichtet, sondern nur von dem Staat, der Kirche und der Präfektur besteuert wird, der endlich der Plackereien der Unterbeamten und der lästigen persönlichen Herrendienste überhoben ist. Obgleich der Vasall in Sardinien als Freigeborner seinen Herrn und seinen Aufenthaltsort wechseln kann, so haben doch die entwürdigenden Feudalleistungen in den meisten Gegenden der Insel ihre Gültigkeit noch nicht verloren. Mit dem Augenblick, wo der junge Lehnsmann für fähig gehalten wird, sein Brod selbst zu verdienen, beginnt sein Dienstbarkeitsverhältniß: außer einem jährlichen Tribut in Geld oder Naturalien, den jeder vom 18 Jahr an zu bezahlen hat, und den gewöhnlichen Auflagen auf bewegliches und unbewegliches Eigenthum fallen ihm noch die besondern Beiträge zur Last, die bei allerlei Unglücksfällen, als da sind Beraubungen, Brandschäden, erhoben werden, die Frohnden (roadie) u. s. w. Aber nicht genug — da kommen noch die Kirchenzehnden, die Staatssteuern die sogenannten Almosen an die Bettelorden nebst andern drückenden Erpressungen hinzu, so daß der arme Bauer oft kaum 30 prC. von seiner Ernte, um sich und seine Familie zu ernähren, übrig behält. Und doch können die Vertheidiger dieses gräulichen Systems versichern, die kleinen Pächter seyen nicht durch das Gewicht jener Lasten arm geworden, sondern sie fühlen dieselben nur, weil sie arm seyen. Die meisten der bestehenden Gesetze enthält bereits die Carta de Logu *), wozu die Beschlüsse der Stamenti, die pragmatischen Edikte Philipps IV und die Erlasse der Vicekönige (pregoni) theils Abänderungen theils Verbesserungen hinzufügten, woraus eine seltsame Mischung von alter und neuer Gesetzgebung nach und nach sich gebildet hat. Zur Charakteristik der Sprache von Arborea und des alten Gesellschaftsvertrags der Insel mögen einige Auszüge aus diesem in seiner Art einzigen Codex der Mittheilung nicht unwürdig seyn.

Cap. XXXII.

Volemus ed ordinamus, chi si alcuna persona furarit lavori, messadu, over senza messari, ed esserit dessu Rennu, paghit pro s'unu deghi; e si esserit de ecclesia, over de altera persona, paghit pro s'unu chimbi, s'ind'est binchida, e pro machicia paghit liras bindighe; e si non pagat issa, over atter' homini pro sce, seghitsilla un'origla.

Wir wollen und verordnen, daß, so Jemand Korn stiehlt, geschnittenes oder noch nicht geschnittenes, das dem Staat gehört, so soll er es zahlen mit zehn für eins; wenn er es der Kirche oder sonst Jemand stiehlt und wird dessen überwiesen, so soll er es zahlen mit fünf für eins, und zur Strafe soll er zahlen fünfzehn Liras; wenn aber weder er, noch ein Anderer für ihn zahlt, so soll ihm ein Ohr abgeschnitten werden.

Cap. L.

Item ordinamus, chi nexuna femina, chi sia faate di lettu angiena, o chi nun siat mugeri legitima usit, nen deppiat levari de sa domu dess' habitacioni, chi fagherint impari cun s'amighu, cos'alcuna dess'homini suo contra sa voluntadi de cussu, sutta pena d'esser condennada, e punida pro fura, secundu ch'in su capidulu dessas furas si contenit, e siat tenuda de restituiri sas cosas furadas e levadas; e simili pena s'intendat ass'amighu, chi levarit contra sa voluntadi dess'amiga cosas proprias.

Ferner verordnen wir, daß keine Frau, die eines Mannes Bettgenossin, aber nicht sein rechtmäßiges Weib ist, wegnehme aus dem Haus, das sie zusammen bewohnt mit ihrem Freund, irgend ein Ding gegen den Willen des Mannes, dem es gehört, bei Gefahr, als Dieb verurtheilt und bestraft zu werden, nach dem, was in dem Capitel über Diebe vorgeschrieben ist; auch daß sie anzuhalten sey, die gestohlne oder weggenommene Sache zu ersetzen; und daß dieselbe Strafe dem Freund widerfahre, der gegen den Willen seiner Freundin Etwas an sich bringt, was ihr angehört.

*) Nachdem Sardinien im Lauf der Jahrhunderte dem karthagischen, römischen und vandalischen Zepter sich gebeugt hatte, knüpfte es Belisar für eine Periode von 170 Jahren an die oströmische Präfektur Africa. Vom Jahr 720 an verheerten die Saracenen die Insel; diese suchte bei Ludwig dem Frommen Hülfe und wurde dadurch eine Dependenz des weströmischen Kaiserthums, das aber nicht verhindern konnte, daß sie nicht im Jahr 1000 gänzlich in die Hände der Moslimen fiel, denen sie jedoch Pisa in Verbindung mit Genua wieder entriß. Die Pisaner theilten Sardinien in die vier von einander unabhängigen Fürstenthümer Cagliari, Arborea, Torres und Gallura, über deren jedes sie einen Fürsten, mit dem Titel eines Richters (Giudice) setzten; sich selbst behielten sie die Souveränität vor, die Genueser erhielten einige feste Plätze in Capo di Sopra. Eleanor, die Tochter des Fürsten Mariano von Arborea, die Gemalin Brancaleone Doria's, eine Frau von ausgezeichnetem Geist, war es, welche in den stürmischen Zeiten nach den blutigen Kämpfen der Genueser und Pisaner und später der Arragonier um die Oberherrschaft Sardiniens (die Päbste hatten den letztern in ihrer Machtvollkommenheit die Insel geschenkt, aber das spanische Ansehen fand, von den republikanischgesinnten Insulanern mit Hülfe der Genueser bestritten, noch nicht allgemeine Anerkennung) mit starker Hand die Zügel ergriff und sich den größten Theil Sardiniens unterwarf. Im Jahr 1395 machte die Giudicessa ihre Carta de Logu bekannt. Schon am 15 April 1355 hatte Peter der Ceremoniöse von Arragon, um dem Einfluß der Häuptlinge ein Gegengewicht entgegenzusetzen, die Stamenti eingeführt.

Cap. LII.

Item ordinamus, chi ass'homini, chi hat a dismandari chertadori, non siat tenuda sa corona de ind'illi dari, salvu si s'homini volerit esser chertadori a voluntadi e plagheri suo: e nientidiminus volemus, chi si deppeat dari chertadori a ecclesias, e a logos religiosus, chi non hant a haviri armentargios issoru; e simili a viduas, a orfanus, e a poveras istrangeris, e mercantis, ch'indi dimandarint, e non havirint armentargios issoru.

Ferner verordnen wir, daß dem Mann, der einen Sachwalter verlangt, die Corona (das Gericht) nicht soll gehalten seyn einen zu geben, obgleich der Mann sein eigener Sachwalter seyn mag, wenn er will; nichts desto weniger wollen wir, daß ein Sachwalter gegeben werde den Kirchen und den religiösen Orten, die keinen eigenen Schirmvogt haben; eben so den Witwen und Waisen, armen Fremden und Kaufleuten, die keinen eigenen Schirmvogt haben und um einen einkommen.

Unter den Verordnungen, welche ihrer Strenge wegen durch die pragmatischen Edikte und durch ständische Beschlüsse Modifikationen erlitten haben, heben wir folgende heraus.

Cap. XXVI.

Volemus ed ordinamus, chi si alcuna persona furarit alcuna cosa sagrada de alcuna ecclesia o de domu de ecclesia, cio est paramentos, libros e calighis, o attera cosa sagrada, ed est indi binchida per testimongias, over ch'illu confessarit, paghit pro sa fura primargia assa ecclesia pro uno chimbi, ed assu rennu pro sa machicia liras chimbanta; e si non pagat sas liras chimbanta e pro s'unu chimbi, secundu chi est narradu de supra, boghitsilli un oghiu; e de sa fura primargia innantis siat impicadu, ch'indi morgiat, e non campit pro denari.

Wir wollen und verordnen, so Jemand ein Ding aus einer Kirche stiehlt oder aus einem Haus, das zu einer Kirche gehört, als da sind Kleider, Bücher, Kelche oder irgend eine andere geweihte Sache, und er wird dessen durch Zeugniß überführt oder selbst geständig, soll er zahlen an die Kirche für seinen ersten Diebstahl fünf für eins, und an den Staat eine Strafe von fünfzig Liras; so er aber nicht zahlt fünf für eins und die Strafe von fünfzig Liras, soll ihm ein Auge ausgerissen werden; und so er eines zweiten Diebstahls schuldig befunden wird, soll er hängen, bis er todt ist, und nicht leben um Geld.

Cap. LXXVI.

Item ordinamus, chi alcun homini, chi hat a jurari pro testimongiu falsu, s'indi est binchidu, paghit liras chimbanta infra dies bindighi, da chi hat a esser giuygadu; e si non pagat, siat illi missidu un amu in sa limba e gingatsi affrastandu per tota sa terra infini assu muntonargiu, ed innie s'illi tagit sa limba, e lassint illu andari e plus nolli siat dada fidi pro testimongiu.

Weiter verordnen wir, so Jemand schwört ein falsch Zeugniß, und er wird dessen überwiesen, soll er zahlen fünfzig Liras innerhalb fünfzehn Tagen von der Zeit an, da er verurtheilt ist; so er aber nicht zahlt, soll ein Haken durch seine Zunge geschlagen werden und man soll ihn durch die ganze Stadt stäupen bis auf einen Düngerhaufen und ihm allda die Zunge ausschneiden, und ihn laufen lassen, und er soll kein Zeugniß mehr ablegen können.

Cap. CXXVIII.

Pro chi Deus Omnipotenti si debit supra totas cosas onorari, tenniri, e guardari, ed obediri, ed appressu sa gloriosa Virgini Madonna Santa Maria, ed issos Apostolos, e Santos e Santas de Deus, constituimus ed ordinamus, chi qualunca persona de qualunca condicioni siat, chi hat a blastimari a Deus, over a Santa Maria, ed illi hat a esser provadu, siat condennada in liras chimbanta, sasqualis deppiat pagari infra dies bindighi, posca chi hat a esser condennada; e si non pagat infra su dittu tempus, mittat silli un amu in sa limba, e siatsilli tagiada, pro modo ch'illu perdat; e si blastimerit alcunu Santu, o Santa, siat condennada in liras ventichimbi, sas qualis deppiat pagari infra dies bindighi, posca chi hat a esser condennada; e si non pagat infra su dittu tempus, mittat silli un amu in sa limba, e cun issu siat frustada per tota sa terra, hui hat a averi delinquidu, o fattu su delittu, a non happat attera pena.

Sintemal Gott der Allmächtige soll über Alles hochgehalten, geehrt und durch Gehorsam gepriesen werden, und nächst ihm die glorreiche Jungfrau Madonna Santa Maria und die Apostel und alle Heiligen Gottes, so verordnen und verfügen wir, daß, so Jemand, wes Standes er auch sey, Gott oder die heilige Maria schmähe, und es ihm bewiesen wird, soll er fünfzehn Tage nach seiner Verurtheilung fünfzig Liras zahlen; so er aber nicht zahlt in der besagten Zeit, soll ein Haken durch seine Zunge geschlagen werden und man soll sie schneiden, bis sie wegfällt; so er aber lästert einen Heiligen oder eine Heilige, soll er zu fünf und zwanzig Liras verurtheilt werden, die er in fünfzehn Tagen zu zahlen hat; so er nicht zahlt in der besagten Zeit, soll ein Haken durch seine Zunge geschlagen werden, und man soll ihn um die Stadt herum stäupen, in der er sein Verbrechen begangen hat, und er soll keine weitere Strafe erleiden.

Das Formenwesen, das sich nach und nach dieser Gesetzgebung anhängte, mußte natürlich den Gang der Justiz sehr aufhalten und verwirren, und einen Schwarm von Advokaten zu einem nothwendigen Uebel machen, wodurch jede Rechtshülfe eben so kostspielig als langweilig wurde. Die Ordonnanzen der Vicekönige waren eine reichliche Quelle der Gesetze: sofern sie von einem Vicekönig allein ausgingen, blieben sie zwar nur während dessen Regierung in Wirksamkeit; im Rath beschlossen aber erhielten sie verbindende Kraft für immer. Ein Ausrufer zieht durch die Städte und Dörfer und in jeder Straße rührt er die Trommel, worauf die Einwohner aus ihren Thüren treten, um die Regierungsbefehle zu vernehmen. Hat er (ghettai sa grida) geendigt, so klatschen ihm die Zuhörer, wenn sie mit dem Inhalte des Dekrets zufrieden sind, Beifall; wo nicht, so entfernen sie

sich stillschweigend. In den Gebirgsgegenden fällt es oft schwer, einem unpopulären Dekret Achtung zu verschaffen; so wenig aber kennen die meisten Landleute die politischen Verhältnisse, daß bei der Bekanntmachung der neuesten Verordnungen gegen das Tragen von Waffen mehrere drohten, wegen dieser Beeinträchtigung sich an den Hof nach Madrid zu wenden.

Die Landrichter sind außerordentlich arm; Käuflichkeit ist eine ganz gewöhnliche Sünde und man kann sich nur dann auf die Gerechtigkeit des Spruchs verlassen, falls die Regierung eine Criminalsache vor ihr Forum zieht. Die Aussicht auf Straflosigkeit erklärt hauptsächlich die vielen Meuchelmorde, welche die Insel so sehr in Verruf gebracht haben. Legt ein Beamter eine mehr als gewöhnliche Berufsthätigkeit an den Tag, so darf er bestimmt darauf rechnen, daß der Arm der Rache sich gegen ihn erhebt. Soll man sich wundern, wenn die furchtbarste Unsicherheit der Personen und des Eigenthums einreißt, und die Schwierigkeit, eine durchgreifende Reform zu bewerkstelligen, immer größer wird? So hegten die Einwohner von Bortigiadas in Gallura, einem schön gelegenen Dorfe am Abhang eines Bergs, einen Widerwillen gegen ihren Bischof; um ihm diesen zu erkennen zu geben, tödteten sie nach einander zwei Pfarrer, die er ihnen gesetzt hatte. Der jetzige Pfründner hat deswegen für gut gefunden, seinen Aufenthalt in Tempio zu nehmen, und seine Heerde einem Capuciner zu überlassen, dem die Bauern erlauben ihr Seelsorger zu seyn.

Um bei gerichtlichen Verhandlungen mit Glück aufzutreten bedarf der Advokat weniger der Geschicklichkeit einen strengen Beweis zu führen, als des Talents durch rhetorische Spitzfindigkeiten den Standpunct zu verrücken und auf die Leidenschaften zu wirken. Der Richter selbst weiß Nichts von der goldenen Regel, welche verbietet, den Angeschuldigten durch verfängliche Fragen zur Selbstanklage zu verleiten. Zur Ehre der Menschheit ist indessen vor einiger Zeit die barbarische Gewohnheit der Tortur abgeschafft, und die schreckliche Verrenk- und Stümmelmaschine auf der Bastei Santa Croce zu Cagliari im Jahre 1821 unter dem Beifallgeschrei und den Verwünschungen der Menge zerstört worden; doch werden Verbrecher noch in manchen Fällen, besonders wenn ihre Verhaftung durch ihren Widerstand Blut kostete, vor der Hinrichtung auf einem Esel durch die Straßen gepeitscht. Der zum Hangen verurtheilte Mörder wird hintennach noch auf einen Scheiterhaufen gelegt und verbrannt, nachdem ihm der Henker zuvor Arme und Schenkel mit einem langen Messer abgesägt, den Bauch aufgeschlitzt, den Kopf abgehauen und am Galgen angenagelt hat. Die Bezahlung der Kosten und der von den Erben des Ermordeten anzusprechende Schadenersatz nebst einer Geldbuße von 200 Scudi für den Mißbrauch des Gewehres, wenn das Opfer erschossen wurde, sind noch ein Rest jener Gesetzgebung, welche einen Theil der Strafe auf die Familie des Schuldigen wälzt. Sobald das Todesurtheil ausgesprochen ist, wird der Missethäter im feierlichen Aufzug, mit schweren Ketten belastet, durch die Straßen geführt, zwischen vier Bewaffneten, denen ein Trompeter voranschreitet. Adelige werden durch eine Jury von sieben Pairs gerichtet und den Fall des Hochverraths ausgenommen nicht gehangen, sondern durch eine Art von Guillotine enthauptet; der Ritter- und Juristenstand macht auf dasselbe Vorrecht Anspruch, so wie auf das, durch die Hand des Mannaja d. h. des Meister Scharfrichters und nicht seines Gehülfen hingerichtet zu werden.

Im Beruf des Richters finden Söhne achtbarer Familien eines der wenigen Mittel in Sardinien zu Ansehen und Auszeichnungen zu gelangen. Den ersten Rang unter den Gesetzesmännern behaupten die sieben Mitglieder des obersten königlichen Rathes (Supremo Real Consiglio), der seinen Sitz in Turin hat; nach ihm im Rang folgen die Mitglieder der Real Udienza, welche aus einem Civil- und Criminalsenat, jener mit acht Richtern und einem Präsidenten, dieser mit fünf Richtern, besteht: der Gehalt des Präsidenten beträgt 1000 Scudi, der der Andern je 500, ungerechnet die Sporteln; von diesen Gerichtshöfen gilt keine Appellation außer an die Gnade des Königs. Außerdem giebt es in Cagliari ein Handelsgericht (Consolato) so wie ein Gericht für Streitigkeiten zwischen dem weltlichen und geistlichen Interesse, welches letztere gleichfalls in letzter Instanz erkennt. Der Richter führt den Titel „apostolischer königlicher Kanzler," er ist ein Priester und gewöhnlich aus einem vornehmen Haus. Der „Giudice togato," den er nach Belieben beiziehen kann, hat nur eine berathende Stimme. Ehe der Kanzler seine Entscheidung von sich giebt, muß ihm jede Partie ein schiedsrichterliches Gutachten vorlegen; verständigt man sich in fünf Tagen, so ist damit die Sache abgethan; wo nicht, so erlaubt das Gesetz dem Kanzler dreißig Tage, um den Fall in Ueberlegung zu nehmen und fünf, um sein Erkenntniß abzufassen, welches, wie sich von selbst versteht, immer zu Gunsten der Geistlichkeit ausfällt.

Zu Sassari befindet sich die Regierung (Real Governazione) welche aus vier Advokaten und dem „Regenten" *) besteht; ein Handelsgericht, und einige secundären Gerichtshöfe. Ueber jedes Departement ist ein Präfekt gesetzt, der einen Unterpräfekt und einen Sekretär neben sich hat; die beiden erstern müssen Rechtsgelehrte seyn und werden mit 550 Scudi **) besoldet; der letztere mit 350. Die Zahl der Advokaten belief sich im Jahre 1824 in Cagliari auf 104, in Sassari auf 55, eine Menge Notare nicht gerechnet. Die Untergerichte sind von zweierlei Art: erstens „Vicariati," bestehend aus einem Vicar, einem Assessor und einem Sekretär; zweitens Curie Pedane oder Dorfgerichte, bestehend aus einem Delegaten und zwei Schreibern; beide entscheiden bloß in minder wichtigen Fällen, und von ihnen findet Appellation an die Präfekturen und von diesen an die Obergerichte Statt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die zweite Person des Königreichs; er führt auch den Titel: Großkanzler und genießt einen Jahresgehalt von 3000 Scudi.

**) Der in Sardinien eingeführte Münzfuß ist folgender:

2 Denari = 1 Cagliarese	Kupfermünzen.		
6 Cagliaresi = 1 Soldo			
6 Soldi = 1 Reale	Silbermünzen =		12 kr.
20 Soldi = 1 Lira			54 —
10 Reali = 1 Scudo		2 fl.	15 —
5 Lire 5 soldi = 1 Doppietta	Goldmünzen =	4 fl.	42 kr.
26 Lire 5 soldi = 1 Carlino		2 Louisd'or.	
13 Lire 15 soldi = 1 englische Guinee.			

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 20. 20 Januar 1829.

Facundo Quiroga, Gouverneur von Rioja. *)

Facundo Quiroga ist der Sohn eines begüterten Grundeigenthümers auf jenen grasreichen Ebenen Llanos genannt, die einen Theil der reichen Provinz Rioja bilden, in welchen die berühmten Famatinaminen liegen. Quiroga eröffnete seine Laufbahn persönlicher Unabhängigkeit damit, daß er von seinem Vater weglief und sich zu einer Bande von Landstreichern, Dieben und Ausreißern gesellte. Mit diesen Genossen führte er drei Jahre lang ein unstätes Leben, bis die Meisten eingefangen und zu Soldaten gemacht wären. Als man auch Quiroga auf die Fährte kam, verkleidete er sich in einen Peon oder Taglöhner und ging nach Mendoza, wo er mehrere Monate in einem Weinberg arbeitete.

Vor der Revolution mußte sich jeder Arbeiter durch ein Zeugniß über seine gute Aufführung ausweisen, ohne welches er zu der Armee geliefert wurde. Während Quirogas Aufenthalt zu Mendoza begegnete ihm eines Tags auf der Straße ein Alkalde und forderte ihm sein Zeugniß ab. Quiroga bedachte sich keinen Augenblick, sondern fuhr mit der Hand unter seinen Poncho, als wollte er sein Papier vorzeigen, zog aber plötzlich sein Messer und durchbohrte den Alkalde, der todt zu Boden fiel. Er machte sich sogleich aus dem Staub und schwärmte mehr als vier Monate unter den Wilden des Südens umher. Endlich fühlte er sich versucht in die Stadt zurück zu kehren, wo ihn eine seiner weiblichen Bekannten verrieth.

Unter den Spaniern und ihren Abkömmlingen wird, (aus welchem Grund, läßt sich nicht errathen) ein Mord als ein sehr verzeihliches Verbrechen betrachtet und nicht immer strenge bestraft. Dieß Mal begnügten sich die spanischen Behörden damit, Quiroga zum Soldaten zu machen.

Eines Tags stand er als Schildwache vor dem Thor der Kaserne, als ein Offizier auf ihn zu kam und eine Frage an ihn stellte, auf welche er eine unverschämte Antwort gab. Der Offizier zog den Degen, und versetzte Quiroga mit der flachen Klinge einen Schlag; worauf der wüthende Soldat auf seinen Obern lossprang, ihn entwaffnete und niederstieß. Mittlerweile eilten einige Soldaten herbei und wollten ihn in Gewahrsam bringen, wurden aber durch seine furchtbaren Blicke zurückgeschreckt, und er entkam zum zweiten Mal. Er verschaffte sich ein Pferd, schlug den Weg nach Mendoza ein und legte die Tracht eines Gaucho an: ein Charakter, den er sich nicht besser wählen konnte; denn er war jeder Heldenthat fähig, wodurch sich dieser halbbarbarische Theil der Bevölkerung von Südamerica hervorzuthun pflegt. Er tummelte sein wildes Roß — konnte einen Büffel mit Seilen einfangen, ihm die Kniemuskeln lähmen, ihn schlachten und ausweiden — mit dem Dolche wie mit dem Säbel umspringen — und ohne Murren, wenn es galt, Hunger und Durst leiden. Er war ein vollendeter Reiter und „wie auf's Pferd gewachsen." Auf seiner Reise nach Mendoza hatte er die Dreistigkeit, obgleich sein Leben den Gesetzen verfallen war, die Stadt San Luis zu betreten. Statt einen Umweg zu nehmen, ritt er kühn auf den großen Platz und stieg vor der Thür einer Schenke (pulperia) ab, wo er hörte, daß man Guitarre spielte und sich mit Tanz belustigte. Da man wußte, daß er ein Fremder war, trat der Alkalde vor, und foderte seinen Paß; worauf er sein früheres Kunststück wiederholte. Er machte eine Bewegung, als wollte er das verlangte Dokument zum Vorschein bringen, zog, statt dessen, eine Pistole, und schoß den Alkalde übern Haufen. Allein dieß Mal nahm die Sache eine ernstere Wendung; sein bereits erschöpftes Pferd, auf das er sich schwang, stürzte unter ihm zusammen, so daß er ohne viel Mühe fest gehalten ward.

Seine Kerker-Genossen bestanden aus einer Anzahl Soldaten, die zu den Alten Spaniern gehörten, welche San Martin in Chile gefangen genommen hatte. Die schlechte Behandlung, welche sie erfuhren, veranlaßte sie, daß sie das Complott entwarfen, aus dem Gefängniß zu brechen und sich der Stadt zu bemächtigen. Dupuis, ein Franzose von Geburt und Agent San Martin's, war Statthalter der Provinz San Luis. Das Geheimniß wurde Quiroga mitgetheilt, und er erklärte sich — wiewohl aus ganz verschiedener Absicht — bereit mit zu wirken. Sie verschafften sich Feilen und entledigten sich im Laufe der Nacht ihrer Fesseln. Als am Morgen der Schließer eintrat, ward er sogleich umgebracht. Quiroga spielte hier, wie es scheint, wieder seine Lieblingsrolle. Mit seinen Fesseln in der Hand stürzte er aus dem Gefängniß und schlug mit einem Schlage der Schildwache an der Thür den Hirnschädel ein. Er ergriff

*) Monthly Magazine, December.

sodann dessen Flinte und Bajonett, und während die spanischen Soldaten, gegen hundert Mann, durch die Straßen rannten und unter großen Tumult viva el Rey riefen, blieb Quiroga zurück, und stieß, so oft einer der Spanier etwas verweilte, ihm das Bajonett durch den Rücken. So tödtete er über zwanzig, ehe sie seine Bosheit merkten; dann aber war es zu spät, ihre gemordeten Kameraden zu rächen, da Dupuis Truppen vorrückten und ihre Aufmerksamkeit beschäftigten.

Die schlecht bewaffneten Spanier waren bald niedergemetzelt, und Quiroga bei ihrer Vernichtung einer der thätigsten. Für diese Dienste belohnte ihn Dupuis durch ein Lieutenantspatent. Mit dieser neuen Auszeichnung kehrte er nach Rioja zurück, wo er eben ankam, als der damalige Gouverneur der Provinz, Davila, eine Expedition gegen einen Militärchef, mit Namen Corro, ausrüstete, der die Provinz San Juan revolutionirt und sich zum Alleinherrscher aufgeworfen hatte. Quiroga erhielt den Rang eines Kapitäns und trug so viel zu dem glücklichen Erfolg der Unternehmung gegen Corro (der besiegt und erschossen ward) bei, daß der Gouverneur ihn zum Zweiten im Commando der Provincialtruppen machte, — an deren Spitze ein tapferer junger Mann, des Gouverneurs eigner Bruder, stand.

Quiroga fing jetzt zum ersten Mal in seinem Leben an, ehrgeizigen Absichten in seiner Brust Raum zu geben. Das tyrannische Benehmen der beiden Davila bot ihm Gelegenheit, seine Plane auszuführen. Der Gouverneur hatte den Bewohnern der Provinz so schwere Steuern auferlegt und sich dadurch so allgemein verhaßt gemacht, daß Quiroga bald unter den Gauchos, bei denen er sehr beliebt war, willige Theilnehmer zu dem von ihm beabsichtigten Revolutionsversuch fand.

Nachdem er sich mit seinen Freunden verständigt hatte, warf er die Maske ab und zog an der Spitze von etwa dreihundert Gauchos, von denen die Hälfte mit Säbeln, die andern mit Messern und Lazos bewaffnet waren, gegen die Davila zu Feld. Der Gouverneur, bestürzt über diese furchtbare Verschwörung, hielt sich fern von der Gefahr; aber nicht so sein muthigerer Bruder. Da ihm Quiroga an Mannschaft weit überlegen war, so ließ er ihn im Besitze der Stadt Rioja und zog nach Chilecito, wo er sich ein paar alte Kirchenglocken verschaffte, und von einem Silberschmid vier Kanonen mit Kugeln aus demselben Metalle, gießen ließ. Die Kugeln und das Pulver wurden in Kisten gepackt, welche man mit niedern Rädern versah, so daß sie von einem Pferd an einem Stricke gezogen werden konnten. Um zu verhindern, daß die Kisten nicht zerbrachen, umwand man sie mit rohen Häuten. Als aber eines Morgens Quiroga unerwartet an der Spitze seiner berittenen Gauchos erschien, konnte man weder der Kugeln noch des Pulvers habhaft werden. Doch schon der Anblick von Artillerie hielt die Reiterei der Gauchos in ehrerbietiger Ferne; endlich hatte man die Kisten geöffnet; da entdeckte man einen ziemlich schlimmern Uebelstand: die Kugeln waren für den Lauf der Kanonen zu groß. Da Quiroga's Leute sahen, daß nicht auf sie gefeuert wurde, setzten sie sich in Bewegung und sprengten zum Angriff herbei: eine Ladung bloßes Pulver schlug sie wieder in die Flucht. Sie sammelten sich wieder und eine zweite Ladung jagte sie abermals aus einander; als aber die Kanonen sich noch immer unschädlich zeigten, kamen sie bei dem dritten Angriff mit ihren Feinden ins Handgemeng und ritten die Artilleristen nieder. Davila's Truppen zerstreuten sich, und da ihr Anführer sich allein sah, wandte auch er sich zur Flucht; allein zu spät; eine feindliche Abtheilung hatte ihm den Rückzug abgeschnitten, und es blieb ihm Nichts übrig als sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Er lehnte sein Pferd an eine Lehmhütte, schoß die zwei Vordersten der Angreifenden zu Boden, und betäubte den Dritten, indem er ihm die Pistolen an den Kopf warf. Einen Vierten hieb er zusammen, als sein Pferd von einem Schuß aus einem Karabiner unter ihm todt zusammenstürzte. Er machte sich von dem Thiere los und gebrauchte es als ein Bollwerk, über das die andern Pferde Anfangs nicht setzen wollten; nach mehreren Versuchen gelang es den Gauchos hinüber zu sprengen. Davila hieb jetzt seinen fünften Gegner zusammen; aber sein Säbel sprang ab, er war entwaffnet und zog sich in die Hütte zurück. Mit grausamem Siegesgeschrei stürzten die wüthenden Gauchos von den Pferden in die Hütte und zogen ihn nach vergeblichem Widerstand an seinem langen Haare, worin er sich sehr gefallen hatte, ins Freie hinaus. Einer der Stärksten setzte sich auf das Cadaver des Pferdes und warf Davila rücklings über seine Knie, zog den Kopf an den Haaren zurück und trennte, nachdem er mit aller Kaltblütigkeit eines geübten Fleischers die Schärfe seines Messers geprüft, den Kopf von dem Rumpfe; denn vor Beginn des Gefechts hatte Quiroga seinen Leuten den Befehl ertheilt, Davila keinen Pardon zu geben. Sobald die That verübt war, verstümmelten sie den Leichnam des Unglücklichen auf's Unmenschlichste. Als der Gouverneur die Nachricht von seines Bruders Niederlage erhielt, floh er nach Catamarca; und Quiroga, der die ganze Familie zu vertilgen wünschte, versuchte alle Mittel ihn zur Rückkehr zu vermögen, indem er ihm eine freundliche Behandlung versprach. Allein Davila war mit seines Gegners Absichten zu wohl bekannt, um sich wieder in den Bereich seines Schwertes zu begeben.

Die Mitglieder des Cabildo ersuchten nun Quiroga, selbst die Gouverneurstelle anzunehmen; allein dieß stimmte im Augenblick nicht mit seinen Planen überein. Er hielt es für besser, zur Zeit den Oberbefehl der Truppen zu behalten; wodurch er unabhängiger, als selbst der Gouverneur, war und diesen nach Belieben absetzen konnte. Quiroga erklärte dem Cabildo mit allem Anschein von Demuth, daß ein so unwissender Mann wie er, diesem so wichtigen Posten nicht gewachsen sey, daß sie besser thun würden, einen Andern zu wählen; zugleich aber sorgte er dafür, daß ihnen unter der Hand bedeutet wurde, auf wen er wünschte, daß ihre Wahl fallen möchte.

(Schluß folgt.)

Die Philippinen.

Die Bevölkerung der Philippinen belief sich im J. 1817 auf 2,236,000 Seelen und ist seitdem in ununterbrochenem Zunehmen

begriffen gewesen. Von dieser Zahl sind nur 600 europäische Spanier, mit einigen wenigen Fremden; der ganze Rest zerfällt hauptsächlich in drei Classen: die negerartigen Eingebornen, die Malaien oder Indier, wie die Spanier sie nennen, und Creolen und Mestizen, die ungefähr ein Fünftheil der gesammten Bevölkerung betragen.

Die Neger bewohnen die Gebirge und undurchdringliche Wälder, wohin sie von der Fluth der einwandernden Malaien verdrängt zu seyn scheinen. Sie sind klein von Gestalt, haben wolliges Haar und dicke aufgeworfene Lippen. Ihre Lebensart ist ungeordnet und wild, doch bauen sie tiefer im Innern Korn, Reis und Tabak und befestigen ihre kleinen Anpflanzungen gegen die Raubsucht der Spanier, so gut sie können. Von ihren Sitten ist Wenig bekannt. Sie haben den abergläubischen Gebrauch, wenn sie um einen Verwandten trauern, den ersten Fremden, dem sie begegnen, zu ermorden, indem sie ihn dem Geiste des Verstorbenen zum Opfer bringen. Auch sollen sie bei dem Tode eines Häuptlings oder einer andern ausgezeichneten Person, ein Speerwerfen, wie das der Neuholländer, anstellen. Sie werden als gutmüthige Leute geschildert und ohne Zweifel würde eine milde und gerechte Regierung ein industriöses und brauchbares Völkchen aus ihnen machen.

Von den Indianern werden durch die Unterdrückung der Spanier jährlich Hunderte zu Grunde gerichtet. Sie sind tapfer, treu, dankbar und leicht empfänglich für die Eindrücke des Ehrgefühls, stolz auf ihre Ahnen, die sie bis in das höchste Alterthum hinaufführen, prachtliebend, der Jagd und andern Leibesübungen ergeben, aber zugleich zum Spiel, zur Verschwendung geneigt. Sie sind thätig, gewandt und industriös; aber die trefflichen Talente, die sie von der Natur empfangen haben, werden durch die Vernachlässigung ihrer Erziehung unnütz. Die lange Verachtung und das hoffnungslose Elend, in dem sie sich befinden, hat überdieß ihrem Character einen Grad von Apathie gegeben, der nur durch eine völlige Umwälzung des Verwaltungssystems verwischt werden könnte.

Die Mestizen bilden die dritte Menschenclasse, die als Eingeborne der Philippinen betrachtet werden können. Unter diesem Namen sind hier nicht bloß die Nachkommen der Spanier von eingebornen Weibern, sondern auch die Chinesen verstanden. Gewöhnlich sind sie weißer, als ihre Eltern, und sie unterscheiden sich sorgfältig von den Indianern. Die Mestizen, wie die Creolen, erben die Untugenden beider Eltern; ihr Character hat wenig ausgezeichnete Züge; diese sind: Eitelkeit, Industrie und Speculationsgeist, im Uebrigen ist Geld ihr Gott. Dieses zu gewinnen, nehmen sie jede Gestalt an, versprechen und betrügen, unterwerfen sich Allem, treten Andere mit Füßen und lassen sich mit Füßen treten. Alles ist ihnen gleich, wenn sie nur Geld erhalten; und so wie dieses in ihren Händen ist, verschleudern sie es wieder in Rechtshändeln, Feuerwerken, Illuminationen, Processionen, Geschenken an die Kirchen, oder im Spiel. Zu hochmüthig, um sich als Indianer zu betrachten und doch auch von den Spaniern nicht als ihres Gleichen anerkannt, affectiren sie in der Tracht der ersteren die Lebensweise der letztern und werden von beiden verachtet.

Die Administration der Philippinen ist in den Händen eines Generalcapitäns, dem ein Lieutenant und die Audiencia, oder der oberste Gerichtshof, der zugleich seinen Rath bildet, beigeordnet sind. Die financiellen Angelegenheiten stehen unter der Leitung eines Intendanten, der die ausschließliche Controlle von Allem, was sich auf die Einkünfte der Inseln bezieht, hat. Handelsangelegenheiten werden von dem Consulado oder der Handelskammer entschieden, die aus allen bedeutenden und in Manilla auch aus einigen kleineren Kaufleuten besteht. Die Civilverwaltung ist den Municipalräthen anvertraut, die ausgedehnte Privilegien genießen. Die Polizei wird von einem Corregidor und zwei Alcalden versehen; den ersteren sind auch die Vorsteher der indianischen Dörfer untergeben, welche jährlich gewählt werden. Die verschiedenen Districte und Inseln, neun und zwanzig an Zahl, werden von Alcalden regiert, die geringen Gehalt, aber desto mehr Gelegenheit haben, sich auf unerlaubtem Wege zu bereichern.

Die Kirchenverwaltung besteht aus einem Erzbischofe und drei Suffraganbischöfen. Die Einkünfte des ersteren sind niedrig genug, da sie sich auf nicht höher, als auf 4000 Dollars belaufen. Die Verehrung, welche dem „Padre" von den Indianern zu Theil wird, ist außerordentlich, und mit Vergnügen hören wir, daß er dieselbe in vollem Maße verdient. In den entlegensten Provinzen, ohne andern Schutz außer der Achtung, die er den Indianern eingeflößt hat, übt er eine fast unumschränkte Gewalt und versieht die gesammte kirchliche Verwaltung. Sein Wort ist das Gesetz, und sein Rath wird bei jeder Gelegenheit befolgt.

Den niedrigsten Stand der Geistlichen bilden die indianischen Clerigos, ungefähr Tausend an Zahl, die fast ohne Ausnahme als unwissend, träge und ausschweifend geschildert werden und denen doch bei der geringen Anzahl und dem zurückgezogenen Leben der spanischen Priester die Seelsorge über die unglücklichen Indianer zum größten Theil anvertraut ist.

Bei der grenzenlosen Vernachlässigung, welche die Hülfsquellen dieser reichen Inseln bis in die neueste Zeit erfuhren, waren die Philippinen nur eine Last, die jährlich noch bedeutende Geldzuschüsse zur Bestreitung ihrer Ausgaben erforderte. Seit dem Abfall der Colonien hat besonders das Tabaksmonopol diesen Ausfall decken müssen.

Die Ausgaben sind gegenwärtig folgende:

Die Civilbeamten und kirchliche Bedienungen der Krone	250,000	Dollars.
Das Militär ungefähr	600,000	"
Die Marine	50,000	"
	900,000	"

Die Einkünfte betrugen im J. 1817:

Kopfsteuer	688,976	Doll.
Monopole, Pachten rc.	810,784	"
	1,499,760	"

was demnach nach Deckung aller Ausgaben noch einen bedeutenden Ueberschuß übrig ließe. Aber wie ärmlich ist dieser Ertrag, wenn man die Hülfsquellen der Philippinen betrachtet, die in andern Händen sich eröffnen würden!

Das Militär und die Marine befinden sich im erbärmlichsten Zustande. Das erstere besteht aus ungefähr 4500 Mann Linientruppen, die jedoch im Fall der Noth durch eine zahlreiche Miliz verstärkt werden können. Die Marine besteht aus einer Flottille von vierzig oder fünfzig Canonenboten und eben so viel Felucken — großen unbedeckten Boten, mit zwanzig bis dreißig Rudern und jedes

mit einem Vier- oder Sechspfünder und einem halben Dutzend Drehbüchsen (swivels) — wovon etwa die Hälfte in beständiger Thätigkeit ist.

(Schluß folgt.)

Tamatoa, König von Raiatea und Tahaa.

Auf der Rhede von Raiatea (einer der Gesellschaftsinseln) erschien im Sommer 1826 eine americanische Kriegssloop, deren Capitän Jones den Fürsten der Insel, Tamatoa, aufforderte, einen Friedens- und Freundschaftstractat mit den vereinigten Staaten abzuschliessen. Nachdem der König sich mit Mr. Bourne, einem Missionär von Tahiti, und andern Engländern auf der Insel berathen hatte, schrieb er an den Capitän:

„Theurer Freund, großer Capitän von America! Wir haben die verschiedenen Vorschläge empfangen, die Ihr mir und meinen Häuptlingen gemacht habt; wir haben uns darüber berathen. Wir legen jetzt Euch einige Fragen vor; wenn Ihr uns Antwort schreiben wollt, so werdet Ihr unsere Herzen erfreuen.

Die erste ist: Es ist ein brittischer Consul zu Tahiti; weiß er davon?

Die zweite ist: Wenn er davon weiß, was sind seine Gedanken?

Die dritte ist: Im Fall eines Krieges zwischen America und Großbritannien, sollen wir mit America allein in Freundschaft bleiben, oder geht die Erklärung beständiger Freundschaft nur auf Friedenszeiten?

Die vierte ist: Wenn ein americanischer Consul sich hier niederläßt und er uns mit Verachtung behandelt, unser Religionsbekenntniß lächerlich macht, geistige Getränke vertheilt, die Tänze und die alten schlechten Gewohnheiten, die wir aufgegeben haben, wieder einführt, wie zu Tahiti geschehen ist; werden Eure großen Männer auf eine Klage von mir und meinen Häuptlingen hören?

Die fünfte ist: Ist der Vorschlag, einen americanischen Consul hieher zu setzen, ein Vorwand, um zuletzt eine Niederlassung anderer americanischer Bürger auf unsern Ländereien zu gründen?

Die sechste ist: Wenn ein americanischer Consul hieher kommt, wird er sich in unsere Regierung mischen? wird er die americanische Flagge aufziehen? werden wir ihm Nahrung, ein Haus und Land geben müssen, oder soll er diese Dinge kaufen?

Die siebente ist: Welche Art von Schutz wird für die americanischen Schiffe verlangt? sollen wir für sie fechten, oder ist nur Schutz mit dem Munde gemeint?

Die achte ist: Wenn brittische Schiffe in unsern Häfen liegen, und die Americaner greifen sie an, sollen wir die Britten beschützen, oder bloß die Americaner?

Die neunte ist: Wenn von americanischen Bürgern uns Weiber heimlich entführt, oder die Gesetze unsers Landes auf andere Art gebrochen werden, wie sollen wir verfahren?

Die zehnte ist: Wenn wir den Bund mit America brechen, nachdem wir ihn eingegangen sind, welche Strafe will America uns auferlegen?

Macht Eure Gedanken über diese Fragen uns bekannt; ich und meine Häuptlinge werden wieder überlegen und Euch unsern Beschluß mittheilen. Möget Ihr, großer Capitän von America, durch Jesus, den wahren Herrn, Gesundheit und Frieden genießen.“

Der Americaner suchte die Besorgnisse, welche in diesen Fragen sich aussprachen, zu beseitigen, worauf der König die Verhandlung durch folgenden Brief abbrach:

„Theurer Freund, großer Capitän von America! Unsere Herzen waren sehr erfreut durch die Erklärungen, die Ihr auf unsere Fragen gegeben habt. Ich wünsche ernstlich in den freundschaftlichsten Verhältnissen mit America zu stehen: fahret fort in Euren Schiffen nach Raiatea und Tahaa zu kommen, ohne die geringste Furcht; wir werden Euch wohl aufnehmen und freundlich behandeln. Sollte America einen Krieg haben mit andern Ländern, so werden wir gewiß auf Seiten der Americaner seyn. Solltet Ihr aber in Krieg kommen mit England, so ist unser Wunsch, mit beiden Theilen in Frieden zu bleiben; doch scheint es uns zweckmäßig, uns nicht zu schnell zu entschließen; wir wollen zuvor die Gedanken von England erforschen, ehe wir darüber entscheiden. Nehmet es nicht übel, daß wir nicht sogleich in alle Eure Vorschläge einwilligen. Ich wünsche Euch Gesundheit und Frieden auf Eurer Reise.“

Unmittelbar darauf richtete der König folgendes Schreiben in tahitischer Sprache an den brittischen Colonial-Minister Bathurst, das mit einer englischen Uebersetzung von dem Missionär Williams begleitet nach England kam:

An den Großen und Ausgezeichneten Earl Bathurst.

Ein großes Kriegsschiff von America ist an meine Insel gekommen. Der Capitän hat zu meiner Genehmigung und der meiner Häuptlinge ein Bündniß vorgelegt. Wir hielten eine Versammlung, um über die Vorschläge zu berathen; wir stellten verschiedene Fragen darüber an ihn, er hinwieder beantwortete die Fragen. Ich hielt eine andere Versammlung mit meinen Häuptlingen und schrieb meine Endantwort an den Capitän, aber ich willigte nicht in alle seine Vorschläge ein, wie Ihr aus den Urkunden sehen werdet, die ich Euch jetzt sende. — Schreibt mir nun Eure Wünsche, und ich will mich darnach richten. Ihr werdet vielleicht sagen: es ist ein brittischer Consul da, frage ihn! Er ist nie bei mir gewesen mit seiner Vollmacht, um mir sein Amt bekannt zu machen. Er weiß, daß ich ein Oheim Pomarre's II bin; daß ich der Vater der Königin von Tahiti und der Großvater des jetzigen Königs Pomarre III bin, und auch der Vater der Königin von Huaheyne. Wenn er zu mir gekommen wäre, so wollte ich jetzt ihn nicht kennen; er hat große und üble Gerüchte über mich an allen Orten verbreitet und an Bord jedes Schiffes. Er sagt, daß ich ein Brandweintrinker sey, daß ich insgeheim an Bord der Schiffe gehe, um in der Nacht zu trinken. Ich habe jetzt seit zehn Jahren keinen Brandtwein gekostet, seit ich das Evangelium von Jesus angenommen habe. Er sagt, daß ich acht Weiber habe: wie kann er es wissen? Er war nie zu Raiatea außer einmal und dieß war vor vier Jahren. Er sagt, ich sey ein Dieb, und habe eine Quantität blaues Tuch genommen, das zu Tahiti gestohlen ward; und manche andere böse Dinge sagt er von mir und meinem Land. Ich wußte nicht, daß dieß das Werk eines Consuls von einem so großen Lande, wie Großbritannien, sey. — Obwohl er ein Consul ist, will ich ihn doch nicht kennen. Er ist nach Owhyee gegangen; vielleicht ist die Person, die er zu Tahiti angestellt hat, ein besserer Mensch, als er selbst, aber ich weiß nicht. Schreibe mir bald Deine Gedanken, damit ich weiß, welche Antwort ich America geben soll. Möget Ihr Euch guter Gesundheit und alles Glücks erfreuen, großer und sehr ausgezeichneter Herr.

Tamatoa. (Sydney Papers.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 21. 21 Januar 1829.

Sardinien und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

Banditen und Mordgeschichten.

Die Sarden sind ein wohlgestalter Menschenschlag von mittlerer Größe mit dunkeln Augen und grobem schwarzem Haar; in den Gebirgen trifft man jedoch auch blonde Gesichter und blaue Augen. Der Bewohner des Campidano *) hat eine gebränntere Farbe als der von Capo di Sopra; ein großer Mund und dicke Lippen geben jenem zugleich ein mehr celtisches Ansehen. Im Allgemeinen zeichnen sie sich durch ihre — freilich unausgebildeten — geistigen Fähigkeiten und durch eine enthusiastische Anhänglichkeit an ihr Vaterland aus: wie sollte da aber auch nicht die Liebe an den heimischen Boden am Stärksten seyn, wo kein Gedränge von Bevölkerung die Familien trennt und die Bande gegenseitiger Anhänglichkeit löst? Ihr geselliges gastliches Wesen, ihr freier Anstand und offenes Entgegentreten macht auf den Fremden einen sehr vortheilhaften Eindruck; sie können sehr thätig und energisch seyn, aber nur wenn ihr Interesse angeregt wird; sonst sind sie in einem außerordentlichen Grade indolent und theilnahmlos. Ueberhaupt werden ihre guten Eigenschaften durch mehr als ein Laster aufgewogen: verschmitzt und tückisch tragen sie in sich jenen glühenden Rachedurst, der den vernichtenden Haß von Geschlechtern zu Geschlechtern vererbt und nur in blutigen Opfern seine Befriedigung findet. Ihre Rache schlägt nicht den geraden Weg der Herausforderung und des männlichen Trotzes ein, sondern Tage lang in einem Winkel auf den angefeindeten Gegenstand lauern und dem arglos Vorübergehenden aus sicherem Hinterhalt die Kugel durch den Kopf jagen — das ist Art des Sarden. Ein solcher Mordschuß verfehlt selten seines Ziels — denn mit dem Gebrauch der Büchse von frühester Jugend vertraut — sind sie treffliche Schützen und das Scheibenschießen (tirar alla mira), wo es gilt, die kleine Kupfermünze, den Cagliarese zu treffen, gehört unter die Lieblingsunterhaltungen des Landes. Die ältern Personen ermuntern die jüngeren zu dieser Uebung und gehen ihnen dabei mit Rath und That an die Hand; eingestandener Maßen, um sie in die Grundsätze der Selbsthülfe einzuweihen und mit den dazu nöthigen Fertigkeiten aus zu rüsten, was denn auch in ihrer Seele jedes Gefühl des Edelmuths erstickt, so daß die Beispiele selten sind, wo eine Stimme des Mitleids zu Gunsten eines gefallenen Feindes sich ausgesprochen hätte: daher jene Horden von Banditen, welche die gebirgigen Gegenden der Insel beunruhigen und welche bis auf die neueste Zeit so zahlreich waren, daß man als Etwas, was sich von selbst verstünde, voraus setzte, wo es Wälder, Hügel und Höhlen gebe, könne es auch nicht an „Malviventi" fehlen. Die meisten von ihnen waren Männer, die vor der Gerechtigkeit flohen, weil sie gemordet hatten, entweder um persönlichen Grolles willen oder wegen einer Familienfehde, in welche zuweilen ganze Dörfer verwickelt wurden. Die Meinung, daß es ehrenvoller sey, von seinem Feind erschossen zu werden als auf dem Krankenbett zu sterben, trägt sehr Viel zu jener Charakterverwilderung bei. Oft ist die Beleidigung so unbedeutend, daß die Ursache selbst in Vergessenheit geräth, während der langwierigste Parteikampf fortdauert. Gewöhnlich haben Fremde von diesen Geächteten Nichts zu befürchten und Einer von ihnen, welchen Kapitän Smith fragte, ob er einen Ort, den dessen Kameraden besetzt hielten, passiren könne, versicherte ihn, seine Brüder seyen keine Räuber, „sondern bloß Mörder," indem er beifügte, er selbst habe ehrlich aus Rache gemordet und nicht um Gewinn. Doch darf man deswegen nicht glauben, daß nicht Manche von ihnen auch Rinder und Schafe stehlen, oder zuweilen einem Reisenden die Taschen leeren; die raubsüchtigsten halten sich an der Ostküste in den Bergen von Dorgali, Galtelli, Posada und in der Nachbarschaft von Terranova in Schlupfwinkeln auf, wo man ihnen mit Truppen nicht leicht beikommen kann. Terranova selbst liefert einen Ausbund von Banditen. Diese Städter sind große, starke, gutgewachsene, thätige Leute; sie haben in der Regel lange Gesichtsform, buschige Brauen und kleine schwarze Augen. Sie blicken Einen nur von der Seite an, doch ermangeln sie nicht, wenn sie einem Bekannten begegnen, ihm die Hand zu schütteln: eine seltsame Art von Herzlichkeit, wobei man einander über die linke Schulter wegsieht, und beide Gesichter sich nach einer entgegengesetzten Richtung kehren. Ein Cannibalenvolk, wie das dortige, dem das Leben seiner Mitgeschöpfe so gar keinen Werth hat, daß man sich ohne Umstände desselben entledigt, findet man in keinem andern Lande Europa's. Ein paar Züge aus der Geschichte der Familie Putzu mögen beweisen, daß diese Behauptung keine Invektive sey.

*) Die große Ebene zwischen Cagliari und Oristano.

Capitän Pasquale Altieri lag mit seinem Schiff, das die brittische Flagge trug, im Golf von Terranova vor Anker, als er fand, daß einer seiner Passagiere bei Nacht mit einigen kostbaren Waaren sich entfernt hatte. Er wandte sich deshalb an Pietro Putzu, den brittischen Consul, um die Wiedererstattung seines Eigenthums zu bewirken. Putzu bat Altieri, daß er sich nicht weiter in der Sache bemühen, sondern ihm, der mit den verschiedenen Wegen wohl bekannt sey, die Verfolgung des Schuldigen überlassen möchte. Er bestieg sofort sein Pferd, ritt, begleitet von einer großen und wilden Dogge, dem Unglücklichen nach, holte ihn ein, ließ ihn von seinem Hund niederreißen und ermordete ihn. Die gestohlenen Gegenstände aber that er bei Seite und sagte in Terranova, seine Nachforschungen wären ohne Erfolg gewesen.

Leonardo, der Bruder des Consuls, hatte aus einer Ursache, die man nicht kennt, gegen einen Mann, der nicht nur sein Freund, sondern noch dazu sein „Compare" (Gevatter) war, eine Feindschaft gefaßt, und schoß ihn, als er mit seinem Weib die Straße kam, aus einem Hinterhalt nieder. Das Opfer fiel vom Pferd und das arme Weib suchte auf ihren Knieen sein Blut zu stillen; aber der Unmensch riß sie weg, zog ein langes Messer heraus und durchstach den Sterbenden an verschiedenen Orten, mit der Bemerkung: ein Mann werde sich für sie schon wieder finden. Die gräßliche Scene endete damit, daß der Mörder das noch vom Blute seines Freundes triefende Messer durch seine Lippen zog, ehe er es in die Tasche steckte, und das Weib vor Angst und Schmerz bewußtlos neben dem Leichnam liegen ließ. Ganz unbefangen erzählte er nachher den ganzen Verlauf der Begebenheit und bemerkte, er habe in seinem Leben nie einen sterbenden Mann so wild gesehen; denn unter dem Stechen habe er sich mit solcher Heftigkeit gesträubt, daß auf der Stelle ein tiefes Loch in dem Boden entstanden sey.

Das Verbrechen, durch welches diese verruchte Familie ihren Thaten ein Ziel setzte, war ein Meisterstück von List und und Grausamkeit. Andrea Scaccato, ein „Capo Pastore" und Besitzer eines beträchtlichen Vermögens, hatte sich den Zorn von Leonardo, Pietro und G. M. Putzu zugezogen. Umsonst daß er sich alle Mühe gab, seine mächtigen Widersacher zu versöhnen und das drohende Verderben zu beschwören; daß er sich von ihnen die gröbsten Beleidigungen gefallen ließ; daß er einen seiner Söhne in die Familie der Putzu verheirathete; daß er selbst dem Hauptbösewicht, der nach seinem Blute dürstete, zu Gevatter stand. Da Scaccato's zwei erwachsene Söhne, stattliche Jünglinge, bei ihm wohnten, und er überdieß in seinem Distrikt sehr beliebt war, so schien ein Mord nach dem gewöhnlichen Wegelagerungssystem, wo man das Wiedervergeltungsrecht befürchten mußte, unklug und man beschloß, Alles mit Einem Schlag abzumachen. G. M. Putzu als Capitän der Provinzialmiliz sollte unter dem Vorwand, daß er geheime Befehle von der Regierung erhalten hätte, die Scaccatos zu verhaften, sich mit den verwegensten seiner Leute und einem Commando Carbinieri nach ihrer Wohnung begeben und nicht nur alle Hausbewohner, sondern zum Beweis, daß diese Widerstand geleistet, auch den Brigadiere, den Befehlshaber der Soldaten, ermorden; dadurch beabsichtigte man zugleich die Möglichkeit die Verantwortung von sich ab auf einen Todten zu wälzen, indem man dann angeben konnte, man sey von dem Officier zur Mitwirkung aufgefordert worden, statt daß der umgekehrte Fall statt fand. In der verhängnißvollen Nacht erschienen die Mörder vor dem Haus und begehrten Einlaß im Namen des Königs: ein Ansinnen, dem von Seite des Hausherrn augenblicklich entsprochen ward, trotz den Vorstellungen seiner Gattin, welche Gefahr vermuthete. In dem Moment, wo die Thüre aufging, sank der arme Scaccato von einem Schusse durchbohrt todt nieder; eine zweite Kugel durchbohrte das Herz eines seiner Söhne und fuhr noch in die Brust von dessen Weib, die neben ihm saß. Der zweite Sohn hatte schon einen Schuß empfangen, als er vor G. M. Putzu auf die Knie niederstürzte und flehend seine Hände empor hob: „Um Gottvaters willen! Schone meiner nur, bis ich gebeichtet und meinen Frieden mit Gott gemacht habe." Höhnend versetzte das Ungeheuer: „es ist jetzt keine Zeit von Beichten zu plaudern," zog eine Pistole und zerschmetterte dem unglücklichen Jüngling die Hirnschale. Der Rest der Familie war während der Verwirrung entkommen und da es nun Nichts mehr zu morden gab, so schickte sich die Bande zum Abzug an, nachdem sie zuvor die Stelle, wo der Brigadiere stand, mit einer Generalsalve begrüßt hatte. Allein dieser hatte Verdacht geschöpft und sich von dem ihm angewiesenen Posten weislich zurückgezogen und die Putzus waren, als sie wieder zu Pferde saßen, nicht wenig erstaunt, zu sehen, daß der Brigadiere auch von der Gesellschaft sey. Noch ein gefährlicherer Zeuge als der Offizier rettete sich aber in der Person der Gattinn Scaccato's; sie erkannte nicht sobald Leonardo Putzu's Stimme, als sie mit instinktmäßiger Geistesgegenwart ihr jüngstes Kind unter einer Wanne verbarg und sich selbst mit einer Stärke, die als übernatürlich beschrieben wird, den Durchgang mitten durch die Mörder erzwang. Obgleich furchtbar verwundet bei diesem Wagniß und von drei Mann verfolgt, eilte sie unaufhaltsam durch die dunkle Nacht dahin und verbarg sich im Dickicht des Waldes. Ihrer außerordentlichen Thatkraft, dem Beistand einiger Freunde und einem mächtigen Hebel, dem Geld verdankte es die Gerechtigkeit, wenn sie dieß Mal nicht ungestraft beleidigt wurde. Einige Tage vor seiner Ermordung hatte Scaccato seine Frau hinter sein Haus geführt, einige Rasen aufgehoben und ihr darunter einen Topf gezeigt, der gegen 4000 Scudi in Gold enthielt. „Hier," sprach er, „sind die Ersparnisse eines rastlosen Lebens, welche ich sorgfältig für die Zeit der Noth aufbewahrt habe; ich theile dir jetzt das Geheimniß mit, daß wenn ich schnell hinweg gerafft werden sollte, du diese Hülfsquelle kennst." Dieses Gold ward jetzt das Sühnopfer, das sie freudig den Manen ihrer Erschlagenen darbrachte; sie ruhte auch nicht, bis G. M. Putzu im Jahr 1823 zu Sassari auf dem Schaffott starb, Leonardo, und Pietro nach Maddalena in die Verbannung wanderten, und fünf Andere, gegen die gleichfalls das Todesurtheil ausgesprochen war, in die Gebirge flohen. Nachdem sie so ihrer Pflicht und ihren Gefühlen Genüge gethan, zog sich die kühne Frau in ein Kloster zurück, entschlossen ihre übrigen Tage den Uebungen der Andacht zu widmen.

aber hinzugefügt werden muß, daß bald darauf Leonardo und Pietro Putzu ihre Begnadigung erlangten und nach Terranova zurückkehrten, wo sie sich gegenwärtig befinden. — —

In dem Ehrenbegriff eines Sarden vereinigen sich, wie in dem des mittelalterlichen Ritters, Rohheit und Frömmigkeit, Tapferkeit und Grausamkeit, das Höchste und das Gemeinste, die feige Mordlust hinter dem Zaun, und der stolze Freiheitssinn, der dem tyrannischen Grundherrn kühn den Fehdehandschuh hinwirft. Die Wittwe bewahrt sorgfältig des ermordeten Gatten blutiges Hemde und entfaltet es von Zeit zu Zeit vor ihren Kindern, die gehalten sind, des Vaters Tod zu rächen, sobald sie die Waffen führen können. „Kurz vor meinem letzten Besuch in Maddalena," erzählt Smith, „brachte man einen Knaben von der gegenüberliegenden Küste von Gallura dahin: der Kleine war, in einem Strauß, der seinem Vater, zwei Oheimen und einem Bruder das Leben kostete, schrecklich verwundet worden, und die nebenbuhlerische Familie glaubte das ganze feindliche Geschlecht vernichtet; ein Hirte entriß ihn halbtodt den Händen der Mörder, er wurde wieder geheilt und die Sittenlehre, in welcher ihn nun seine Mutter erzieht, besteht in den täglichen Verwünschungen derer, die seinen Vater „gefressen" haben. In Bonorva zeigte man mir das Haus und die Felder des Don Prunas Pes, eines reichen Mannes, der gegen hundert Ziffern *) besaß, aber dessen Reichthum seiner Habsucht keineswegs entsprach. Die Aecker und Wiesen seiner Nachbarn konnte er nun nicht in die Taschen stecken, deßwegen machte er sich das Vergnügen, seinen Muthwillen an ihnen auszulassen, und ihnen auf alle Weise zu schaden; zuletzt trieb er die Bosheit soweit, daß er Einem zwölf schöne Pferde tödtete. Aber Antonio Pio, dem sie gehörten, war nicht der Mann, der sich ungestraft beleidigen ließ und der Frevler sah sich genöthigt, in seinen vier Wänden eingeschlossen, unter seinen bewaffneten Leuten und unter seinen Kettenhunden Sicherheit zu suchen. Bald jedoch langweilte ihn die Zurückgezogenheit und er begab sich im Juni 1817 am Petersfest nach der Kirche; er befand sich schon wieder auf dem Rückweg nach Hause, als ihn mitten auf der Straße ein tödtlicher Schuß niederstreckte, trotz dem, daß er ein sehr zahlreiches Gefolge um sich hatte. Der Verwandte des Gestorbenen, der mir die Begebenheit erzählte, meinte — und dieß sagte er mit einem Ausdruck von unaussprechlicher Verachtung — der Sohn des Pes sey ein recht erbärmlicher Wicht, da er Nichts thue, um die Ehre seines Hauses zu rächen, sondern „wie eine Taube" in Bosa lebe. Ich versuchte ihn zu überzeugen, daß das Duell, wenn auch an sich verwerflich, doch männlicher und ehrenhafter sey, als der Meuchelmord; aber ich ward sogleich durch den Einwurf unterbrochen: Wie, Ihr wolltet dem Mann, der Euch beleidigt hat, noch einen Vortheil einräumen!

„Manche Banditen haben Proben von Tapferkeit an den Tag gelegt, daß man hätte wünschen mögen, so viel Kraft wäre an eine bessere Sache verwendet worden; allein in Sardinien hat dieß nur die Folge, daß man dem Verbrechen die Bewunderung der Tugend zollt. In der Nachbarschaft von Laconi öffnete sich jeder Mund zum Ruhme Francesco Boi's, eines Geächteten in den Bergen von Stuni, der mit großer Kühnheit die umliegenden Dörfer brandschatzte, die ihm Lebensmittel und Munition liefern mußten. Zwei Jahre zuvor hatte er dem Marquis von Laconi, dessen Lehensmann er war, die Warnung zugeschickt, sich nicht auf seinen Gütern blicken zu lassen. Für diese Drohung und andere Frevel wurde Boi zum Tode verurtheilt und endlich ergriffen, nachdem er mehr als einmal die Nachstellungen der Carbinieri vereitelt und mehr als Einen von ihnen getödtet hatte. Seine Hinrichtung fiel gerade in die Zeit meines Aufenthalts in Cagliari im Juli 1824, und man konnte sich eines Gefühls des Mitleids nicht erwehren, wenn man den jungen hübschen Burschen auf der Schleife sitzen sah, die ihn nach der Riva di St. Agostino führte, wo er gepeitscht, hingerichtet und sein Körper den Flammen übergeben werden sollte.

Lange Zeit war der Meilogu bei Monte Santo, ein isolirter Punkt mit einer schönen Kalkmasse mitten unter Trapp und Lavafeldern, der gefährlichste Paß in Sardinien; auf der Nordostseite daran liegt ein dichter Wald, während auf der Westseite, wo die Hauptstraße vorbeiführt, die Bäume weggebrannt sind. Eine berüchtigte Räuberbande hauste daselbst in einem Labyrinthe von Höhlen und unzugänglichen Schlupfwinkeln, von wo aus sie wehrlose Wanderer überfielen, mordeten und plünderten. Gegenwärtig ist jedoch die Gegend ziemlich sicher, da die dortigen Geächteten nicht zur Classe der „Malviventi" von Profession gehören; aber die Spuren ihrer Vorgänger werden sobald nicht verwischt seyn, und die Ruinen der Stadt Villa-Nova, wo sie die ganze Einwohnerschaft nieder gemetzelt haben, werden ihr Andenken noch lange erhalten, wenn auch nicht ihre Thaten in der ländlichen Poesie der Nachbarschaft durch den Mund des Volks fortlebten.

In Chiaramonte erkundigte ich mich nach Don Pietro, dem Geächteten, dessen Padre Napoli in seinen geographischen Bemerkungen *) über Sardinien gedenkt, einem Werke, das sich durch des Verfassers Beobachtungsgabe und Wahrheitsliebe empfiehlt; ich erfuhr indessen kaum etwas Neues über ihn, als daß ich im Allgemeinen die Furcht und Bewunderung, die er einflößte, bestätigt fand. Im Besitz eines beträchtlichen Vermögens — sein Viehstand allein belief sich auf sechzig bis siebzig Ziffern — und geschätzt in mancher Hinsicht als ein verständiger und ehrenwerther Mann, der für seine Leute sorgte und sie gegen die kleinen Diebe schützte, hätte er ruhig und glücklich leben können, ohne die leidige Rachsucht, die ihn hinriß einen Bürger in Chiaramonte und dessen Kind zu morden. Er wurde geächtet, zog sich mit den thätigsten seiner Vasallen auf Monte Sassu zurück und verbreitete von hier aus Schrecken unter den Anhängern der Regierung. Eine Wunde hatte ihm den linken Arm gelähmt, und er konnte ihn nur wenig heben; aber so diente er ihm als Unterlage für sein Gewehr, und er war ein so trefflicher Schütze, daß er ein Ey traf, das man in die Luft warf. Wer ihn aus Neugierde oder Geschäfte halber zu sehen wünschte, durfte auf

*) Jede Heerde trägt eine gemeinsame Ziffer (segno); nach solchen Ziffern berechnet man das Vermögen, das Einer besitzt, indem man sagt, er vermag zwei, drei ꝛc. Segni. 5 bis 600 Stück Kleinvieh, 1 bis 200 Stück Rindvieh bilden ein Segno.

*) Note illustrate.

eine artige Aufnahme rechnen; doch vergaß er nie die Vorsorge, bewaffnete Schildwachen auszustellen und einen Rudel wilder Hunde in Bereitschaft zu halten, um jedem Ueberfall zu begegnen. Endlich bereitete ihm Verrätherei das Schicksal, das er durch seine Tapferkeit und seine Gewandtheit so lange von sich abgewehret hatte: es gelang seinen Feinden, ihm Opium unter den Wein zu schütten, und er ward mit allen seinen Anhängern erschlagen, während sie im tiefen Schlafe lagen.

„Ambrosio aus Tempio beging so viele Mordthaten und hielt sich so lange gegen die Behörden, daß Viele glaubten, er stehe unter der besondern Obhut eines Heiligen. Als er zuletzt verschwand — indem er wahrscheinlich in einer Höhle an einer Wunde starb oder sonst verunglückte; ließen sich's die Bauern nicht ausreden, daß er nicht noch lebe. Ein Jäger, den ich nach der Qualität seines Gewehrs fragte, versicherte mich, es sey so gut als die „Canna“ Ambrosio's. Sie führen nach Art der Albaneser sehr lange Gewehre (cannettas) mit außerordentlich leichten Läufen, und von so kleinem Kaliber, daß die Kugel, die sie fassen, kaum größer als Schrot ist. Die kürzlich erfolgte Aufhebung des Asylrechts der Kirchen und das Verbot der Feuerwaffen müßte, wenn es anders in seiner ganzen Strenge durchgesetzt werden könnte, von wohlthätigen Folgen für die öffentliche Sicherheit seyn. Nach dem Inhalt des letztern sollen nehmlich in Zukunft bloß die Milizen (barancelli) *) oder solche Personen, die specielle Erlaubniß dazu haben, berechtigt seyn ein Gewehr zu tragen, bei Gefahr auf sieben Jahre zu den Galeeren verurtheilt zu werden. Allein so lange die Regierung nicht so viel Gewähr leistet, daß man sich bei der Zusage ihres Schutzes beruhigen kann, wie will man da den Gebirgsbewohnern und überhaupt Allen, die Etwas zu fürchten haben, zumuthen, daß sie ihre Waffen abliefern, um dann der Willkür jedes Bösewichts preis gegeben zu seyn? Zu dem kommt, daß die Wehrhaftigkeit hier zu Land als ein Vorzug betrachtet wird, den sich Niemand gern nehmen läßt. Kein sardinischer Edelmann geht oder reitet aus, ohne im erstern Fall sein Gewehr auf der Schulter, im letztern seine Pistolen (ein ausschließliches Vorrecht des Adels) in den Halftern zu haben, und als ich einmal Einen ersuchte seine Ladung heraus zu nehmen, hatte er nicht weniger als fünf Kugeln geladen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine Art Nationalgarde, aus der vermöglichen Classe der Einwohner, die in jedem Dorfe besteht; sie sorgt für die öffentliche Sicherheit und ist für Alles verantwortlich, was in ihrem Bezirk gestohlen wird. Jede Nacht hält sie Wache und durch ein besonderes Zeichen mit der Glocke (su toccu e is barancellus) wird den Einwohnern bedeutet, das Haus nicht mehr zu verlassen, so wie ein anderes Zeichen Morgens (su toccu e su mengianu) ihnen erlaubt, sich an die Arbeit zu begeben. Die Barancelli werden aus einer Casse, zu welcher jeder Gutsbesitzer nach seinem Vermögen beisteuert und woraus die zu leistenden Entschädigungen bestritten werden, gut bezahlt und genießen während ihres Dienstjahrs Befreiung von allen königlichen und Feudaldienstleistungen, haben aber die Verbindlichkeit auf sich, in jedem Fall, wo die Fonds der Casse nicht zureichen, mit ihrem Vermögen einzutreten. Im J. 1819 wollte der Bicekönig, Graf Revel, die Barancelli durch die königlichen Carbinieri ersetzen; aber die Unfähigkeit der letztern veranlaßte die Regierung jene unter dem Namen Cacciatori Provinciali (leichte Provincial-Infanterie) wieder herzustellen. Seit die Regierung sich der Hälfte der Entschädigungscasse bemächtigt hat, sind die Entschädigungsansprüche auf ein Fünftel herabgesetzt worden.

Die Gesellschaftsinseln.

Aus einem Schreiben, datirt Huaheyne, den 17 März 1828.

Tahiti ist noch immer in dem alten friedlichen Zustande, der auch so bald nicht gestört werden dürfte, da die Besorgniß, womit die Ankunft von französischen, russischen und americanischen Schiffen die Einwohner erfüllte, doch wohl ohne Grund ist. Daß die Sitten der Eingebornen ein Gemisch von Heidenthum und Christenthum sind, wird man ihnen nicht zum Vorwurfe machen, wenn man bedenkt, daß die christliche Religion nur deshalb von ihnen angenommen wurde, weil nach fünf und zwanzigjähriger Weigerung sich ihr König Pomarre plötzlich dafür erklärte. Die äußere Beobachtung des Sabbaths, so wie ihre Kenntniß der heiligen Schrift würde gewiß viele Gemeinden in England beschämen. Obwohl erst vor ungefähr zehn Jahren die ersten Schulen errichtet wurden, sind doch bereits Wenige unter ihnen, die nicht lesen und schreiben können, und ihr Glaube an die Wahrheit der Bibel wird durch die Lectüre, die ihnen ausschließlich in die Hände gegeben wird, immer mehr befestigt. „Ein Rückfall zum Götzendienst ist unmöglich, und wenn Viele die alten unsittlichen Gewohnheiten noch nicht aufgegeben oder wieder erneut haben, so erklärt sich dieß natürlich aus der Reaction, die auf eine so plötzliche Bekehrung folgen mußte. Dazu kommt, daß die Lehre von der Gnade diesen Rückfall begünstigt; denn allerdings war es bequem anzunehmen, daß wir sündigen können, so viel wir wollen, um der göttlichen Gnade ein weiteres Feld zu eröffnen.

Huaheyne ist, so lange ich auf diesen Inseln bin, immer mein Lieblingsaufenthalt gewesen. Ich habe unter den Einwohnern Nichts als Gutes und guten Willen gefunden und manchen angenehmen Spaziergang um das Eiland gemacht. Gewöhnlich brauchte ich dazu vier oder fünf Tage; die Einwohner sind auf eine Stelle zusammengedrängt, wo ein guter Hafen ist, und belaufen sich auf ungefähr 1800, von denen ein großer Theil zum Fischfange des Montages in See geht und nicht vor dem Freitage wieder zurückkehrt. Sie haben jetzt meistens aus Flechtwerk und Lehm gebaute Häuser, die freilich im Innern für einen Europäer noch wenig Bequemlichkeit darbieten. Im Schiffsbau haben sie große Fortschritte gemacht. Früher, wo sie in ihren elenden Canoes hundert englische Meilen weit die See durchschnitten, um nach Tahiti zu kommen, ereigneten sich viele Unglücksfälle; gegenwärtig besitzen sie bereits ein Dutzend oder mehr bedeckte Schiffe von zwanzig Tonnen und besuchen die verschiedenen Inseln ohne Gefahr.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nachricht. In künftiger Woche wird der zum vorigen Jahrgange des Auslands gehörige Realinder nebst Titelblättern ausgegeben werden.

Die Redaction.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 22. 22 Januar 1829.

Facundo Quiroga, Gouverneur von Rioja.

(Schluß.)

Der Auserkorne Quiroga's war ein gewisser Agueros, welcher, als vieljähriger Hausirer, alle Kniffe und Schliche dieses Gewerbes verstand. Alles ging nach Wunsch; Quiroga übte unbegrenzten Einfluß unter dem neuen Gouverneur. Im Besitz unermeßlicher Ländereien — die Hälfte der Llanos nannte er sein Eigenthum — und einer großen Menge Rindvieh und Pferde, lag Quiroga Wenig daran, wenn Agueros jederlei Unterschleif in seinem Amte sich erlaubte, so lange er keine seinem Schutzherrn anstößigen politischen Maßregeln traf.

Quiroga ließ jetzt sein Haus in den Llanos in eine Art Fort umwandeln, brachte Davila's unselige vier Kanonen dahin und kaufte auf Kosten des Staats zu Cordova dreihundert Flinten und Säbel, die er gleichfalls in seinem Hause niederlegte. Nun herrschte er mit unumschränkter Gewalt; von ihm fand selbst in Sachen über Leben und Tod keine Berufung Statt. Er hielt beständig eine Leibwache von zwanzig berittenen Gauchos in seiner Nähe, die jeden Augenblick seines Winks gewärtig waren. In zwei Stunden stand ein berittenes Milizenkorps von fünfhundert Mann vor seiner Thür, um die Waffen in Empfang zu nehmen und unbedingt jeden Befehl zu vollziehen; um aber jeder Möglichkeit einer Verführung vorzubeugen, behielt er, wenn man nicht in's Feld rückte, stets die Waffen in seinem Gewahrsam. In der That, kein Pascha des Orients konnte unumschränkter seyn. Zugleich verschmähte er nicht, sich jener Kunstgriffe zu bedienen, die ihm die Ergebenheit des Volks sicherten. Seine Kleidung und seine Belustigungen waren stets die der Gauchos. So oft ein Streit zwischen einem Reichen und einem Armen vor ihn gebracht ward, entschied er unabänderlich zu Gunsten des letztern; so daß die ärmeren Klassen laut zu seinem Ruhme sprachen, und ihn als den Helfer der Bedrückten priesen. Von Zeit zu Zeit bewirthete er seine Gauchos mit einem Ochsen und gab ihnen ein Faß Wein zum Besten; was nicht Wenig zur Vermehrung seiner Popularität beitrug. Quiroga ist ein kleiner, magerer Mann, mit niedergeschlagenem Auge, der aber große Muskel- und Körperkraft besitzt; und vermöge der Ueberlegenheit des starken Geistes über die Schwachen, seine Untergebenen ebenso durch die Gefühle der Furcht als der Anhänglichkeit, die er ihnen einflößt, beherrscht. Einmal erschien ein Landmann vor ihm mit einer schweren Säbelwunde, die er, seiner Angabe nach, von einem der Wache stehenden Gauchos erhalten hatte, ohne ihm Veranlassung gegeben zu haben. Quiroga ließ die Leibwache in's Zimmer treten: und der Verwundete bezeichnete den Thäter. Der Befehlshaber redete den Gaucho folgender Maßen an: Ich bestrafe dich aus zweierlei Gründen: einmal, daß du den armen Mann da mißhandelt, und zweitens dafür, daß du deinen Säbel nicht geschickter geführt und eine bloße Fleischwunde beigebracht hast, was für einen meiner Soldaten eine Schande ist. Er entriß dem zunächst Stehenden den Säbel und hieb dem Gaucho, der aus Furcht vor dem, was da kommen sollte, den Arm aufhob, diesen mit einem Streiche ab, daß der Mann bewußtlos zu Boden sank. „Schafft ihn hinaus," sprach er, als jener sich zu Tode blutete, „und Ihr Andern nehmt Euch ein Beispiel, wie man hauen muß." Dieser Hieb, von einem Däumling, wie Quiroga, geführt, wirkte gleich einem Zauberschlag auf die Anwesenden, und schweigend trugen sie ihren sterbenden Kameraden aus dem Gemach.

Gleich den meisten südamericanischen Grundeigenthümern verschmäht Quiroga keinen, wenn auch noch so spärlichen Gewinn. Er hält auf einer Seite seines Hauses einen Kram, der alle Artikel enthält, deren der Gaucho bedarf: Manchester, grobe Zeuge für Kleider, Hemden, Jacken, Unterhosen, Ponchos, Branntwein, Wein, Zucker, geräuchertes Fleisch, Brod, Salz, rothen Pfeffer, Speck, Talg, Lichter, gedörrte Früchte, Messer, Flintensteine und Stahl, Feuerzeuge, Tabak, Papier, kleine Gemälde von der Jungfrau und den Heiligen, Schuhe, Zäume, Steigbügel, Riemen, Kugeln. Natürlich beziehen alle Gaucho's, welche bei ihm in Gunst zu stehen wünschen, ihren Bedarf aus seinem Laden, worin Einer aus ihrer Sippschaft bedient; dadurch hat er beständig baares Geld, seine Arbeiter und seine Dienerschaft zu bezahlen und bezieht seine hundert Procente. Er schlachtet täglich zwei oder drei Ochsen, und das übrige Fleisch wird in dem Laden verkauft. Einmal ging ein armer Mann, der in dem Laden gewesen, mit sehr mißvergnügter Miene an der Fronte des Hauses vorbei, wo Quiroga saß. Dieser rief ihn, und fragte nach der Ursache seiner Unzufriedenheit. Jener erwiederte, daß der Schaffner (capataz) sich geweigert habe, ihm für einen Medio (2½ Doll.) Rindfleisch abzugeben. „Wo hast du dein Geld?" versetzte Quiroga; der Mann reichte es ihm. Nun hieß

ihn dieser seinen Strick über die Hörner eines schönen, fetten Ochsen in dem Corral werfen, der seine siebzehn Dollar's werth war. Er that es und führte ihn Quiroga vor. Dieser sagte: „Nimm ihn nach Hause und schlachte ihn, daß du Rindfleisch essen kannst.“ Der arme Mann entgegnete erstaunt: „Aber, lieber Herr, woher soll ich das Geld dafür nehmen?“ „Wie,“ erwiederte Quiroga „ich, habe deinen Medio, und du hast meinen Ochsen, wenn du's zufrieden bist, so bin ich's auch; wo nicht, so geb' ich dir dein Geld zurück.“ Der Mann zog davon und rühmte Quiroga's Freigebigkeit weit und breit.

Solche Akte der Freigebigkeit, von Zeit zu Zeit wiederholt, bewirken, daß Quiroga ungestraft, als unumschränkter, schonungsloser Tyrann schalten und walten darf. Niemand wagt seine Heerden zu bestehlen, welche unangefochten durch die Ebenen weiden. Wenn aber irgend einmal dieser Fall eintritt, so wird der Schuldige vor sein Haus vorgeführt und, oft auf die bloße Beschuldigung eines bösartigen Nachbars, erschossen. Als Ersatz hiefür aber darf das Landvolk alle andern Grundeigenthümer (estancieros) ungestraft berauben.

Quiroga ist ein vollendeter Spieler und hat immer einige Milizoffiziere um sich, mit denen er sich dieser Lieblingsunterhaltung überläßt, und denen er ihr Geld abgewinnt; er leiht ihnen dann wieder, und fährt zu spielen fort; auf diese Art bleiben sie stets seine Schuldner. Oft läßt er ihnen Etwas nach, so daß sie auch in ihren pecuniären Verhältnissen von ihm abhängig sind. So oft er die Stadt Rioja besucht, steht er fast immer am Billardtisch, wo er der beste Spieler ist. Wenn ein Anderer beinah schon verloren hat, kauft er sich für ihn ein, und behauptet gegen seinen Widerpart unfehlbar das Feld.

Indeß Quiroga auf solche Weise sich die Zeit vertrieb, war der Krämergouverneur auch seinerseits nicht lässig, den möglichsten Vortheil von einer Stelle zu ziehen, die er nur durch die Gnade eines Halbbarbaren bekleidete, und, sobald dessen Launen oder Vortheil es wollten, wieder verlor. Die Münze der Provinz bestand aus einem plumpen hölzernen Gestell, in welchem eine noch plumpere eiserne Schraube mit zwei durch Blei beschwerten Hebeln arbeitete. Durch diese rohe Maschinerie ward vermittelst eines zwei- oder dreimaligen Druckes die Münze geprägt. Ein Lehmofen, ein Hammer und Amboß, um aus den Metallklumpen Platten zu machen, eine Schere, ein Streckwalzwerk, waren der ganze Apparat. In dieser eleganten Fabrik durften sich früher die Minenbesitzer gegen einen mäßigen Abzug ihre Barren münzen lassen; jetzt aber zog der Gouverneur die Sache an sich und münzte für den Staat, indem er den Bergleuten ihre Barren nach seiner Taxation bezahlte: die Unze Gold zu 14 Dollars, was ihm, geprägt, ungefähr 19 Dollars abwarf; die Mark Silber zu 6 Dollar, woraus er 9 Dollars münzte. Gegen diese Art von Beeinträchtigung hatte der arme Bergmann kein Mittel. Denn, wandte er sich an die Kaufleute, um mit seinen Barren Etwas zu kaufen, so mußte er sich einen bedeutenden Discouto gefallen lassen.

So standen die Angelegenheiten bis zum Anfang Juni's 1825, als die Frau des Gouverneurs Agueros an eine Freundin in den Llanos einen Brief schrieb, worin sie sich sehr freimüthig über Quiroga's Charakter ausließ und sagte, daß ihr Mann und sie selbst ihn als einen wilden, rohen Gaucho betrachteten, der auf den Posten, auf welchem er stünde, keinerlei Ansprüche hätte. Dieser Brief gerieth zufällig in Quiroga's Hände, der ihn unbedenklich öffnete. Er versiegelte ihn wieder und schickte ihn an den Ort seiner Bestimmung, so daß man Nichts von der gemachten Entdeckung erfuhr. Allein von diesem Augenblick an stand der Entschluß bei ihm fest, den Gouverneur abzusetzen, wozu er bloß eine schickliche Gelegenheit abwartete; und diese bot sich bald. Unter dem Vorwand, es sey die Anlegung einer neuen Stadt für die Bergleute nöthig, deren Anzahl bedeutend zunahm, ließ Quiroga dem neuen Gouverneur bedeuten, daß er dieses gethan wünschte. Der Gouverneur, hocherfreut über die Gelegenheit, seines Gebieters Wünschen zu willfahren, um sich bei ihm in Gunst setzen zu können, schritt mit seiner gewohnten Unterthänigkeit zur Ausführung. Er wählte unstreitig die beste Lage zu diesem Zweck, das heißt, die Stelle des kleinen Dorfs Angulnan, ungefähr eine Stunde südwestlich von Chilecito. Dieses Dorf, aus einer Anzahl zerstreuter Hütten bestehend, enthielt etwa 150 Seelen, die Nachkommen von Indianern; die kleine Ebene, auf welcher es lag, durchfloß ein lieblicher Bach, aus welchem die Einwohner ihre Wiesen, Kornfelder und Gärten bewässerten. Der Gouverneur verlangte jetzt von den armen Bewohnern, sie sollten durch Urkunden oder königliche Gnadenbriefe (mercedes) ihr Recht auf ihren Besitz nachweisen; sie besaßen aber Nichts der Art, da sie den Grund und Boden durch das Erbrecht von ihren Vätern erhalten hatten, ohne daran zu denken, daß der König von Spanien Etwas damit zu schaffen hätte. Dieß war genug für Agueros; ohne irgend eine Entschädigung vertrieb er sie aus ihrem Besitz, und begann durch ihre angebauten Ländereien, die eben im Kraute standen, Straßen anzulegen. Die Folge war, daß das Vieh darauf lief und Alles verheerte. Der Gouverneur kehrte jetzt nach Rioja zurück, indem er sich Glück zu seinem klugen Plane wünschte, unbekümmert um das Elend der armen Familien, die durch ihn dem Hungertode preisgegeben waren. Doch die Vergeltung eilte mit schnellen Schritten.

Die Indianer begaben sich in Masse auf die Llanos, um sich bei Quiroga über die erlittene Mißhandlung zu beklagen. Der schlaue Soldat hatte dieß von Anfang an vorausgesehen; ob er gleich das Elend der Indianer nicht hoch anschlug, nahm er sich ihrer sogleich an — war es doch ein kostbarer Vorwand, den Gouverneur zu stürzen — und schickte Agueros den Befehl, den Indianern ihr Eigenthum zurückzuerstatten. Der Gouverneur gehorchte mit Furcht und Zittern. Nach einer Woche erschien Quiroga an der Spitze von 200 Gaucho's in den Vorstädten von Rioja, ließ sie halten und ritt allein vor das Haus des Gouverneurs, wo er abstieg und in Gauchotracht eintrat. Agueros empfing ihn auf's Zuvorkommendste und ersuchte ihn, Platz zunehmen. „Nein!“ entgegnete Quiroga; „es will sich für einen so bäurisch gekleideten, gemeinen Landmann nicht geziemen, in Gegenwart des Herrn Gouverneurs sich zusetzen.“ Quiroga's angenommene Demuth überzeugte den Gouverneur, daß Alles mit ihm aus war, und er begann in den demüthigsten Ausdrücken sein Mißfallen abzubitten. In diesem Augenblick

traten zwei Gauchos mit Fesseln (grillos) in das Zimmer, die sie sogleich dem weiland Gouverneur, der für entsetzt erklärt wurde, anlegten; und Quiroga setzte sich nun auf seinen Stuhl, indem er sagte, er verstoße jetzt nicht mehr gegen die Regeln der Etikette, da der Gouverneur wieder wie jeder andere Bürger sey. Zum Beschluß begann er eine Reihe grober Invektiven gegen die abgeschaffte Puppe — hielt ihm seine Niederträchtigkeit in den Münzgeschäften vor und schwur, daß er den armen Indianern den zugefügten Schaden ersetzen müsse, und daß er ihn nicht eher frei lassen werde, bis er ihm den ungerechten Mammon wieder abgetrieben hätte. Dieß war jedoch bälder gesagt als gethan; denn Agueros hatte, in der Voraussicht, daß es ein solches Ende mit ihm nehmen könnte, sein Zeitliches außer den Bereich des Gewaltigen gebracht. Er ward jetzt über die Plaza geführt, und unter dem Jubelruf der Menge, welche über den Fall des winzigen Tyrannen frohlockte, in das öffentliche Gefängniß, (das in den spanischen Städten beinah immer dem Hause des Gouverneurs gegenüber liegt) gesetzt. Die Provinz blieb vor der Hand ohne Oberhaupt und Quiroga besorgte die öffentlichen Angelegenheiten, ohne eine andere ostensible Bestallung, als die des Militärchefs, zu haben.

Ungefähr zwei Monate nach Agueros Absetzung zog er sich jedoch von den Geschäften zurück und der Cabildo versammelte sich zu einer neuen Wahl. Diese fiel, wie sich erwarten ließ, auf Quiroga; allein er lehnte diese Auszeichnung zum zweiten Male ab, da er unfähig sey, ein solches Amt zu seiner Ehre, oder zum Wohle der Gesammtheit zu bekleiden. Sie schickten eine Deputation; allein er bestand auf seiner Weigerung, und eine dritte Deputation war eben so erfolglos. Er ahmte Cäsar bei den Lupercalien nach:

Sie boten dreimal ihm die Krone an:
Er schlug sie dreimal aus.

Wirklich wollte Quiroga die reelle Gewalt, welche er besaß, nicht um solch ein Puppenamt verscherzen. Der Cabildo erklärte nun durch eine abermalige Deputation sich incompetent zu einer neuen Gouverneurswahl, wofern Quiroga diese Stelle nicht selbst annehmen wollte, und bat ihn, Jemand dafür zu bezeichnen. Dieß war es, was er wollte, und er schlug einen seiner unwissenden Gauchonachbarn dazu vor — einen Mann, der weder lesen noch schreiben konnte. Als einer seiner Vertrauten ihn um den Grund einer so seltsamen Bestimmung fragte, antwortete er mit vieler Kaltblütigkeit: „Ein Gouverneur ist ein Thier, das nie aufhört zu rauben, so lang es Gelegenheit dazu giebt; keine Drohung, keine Furcht vor Strafe kann ihn abschrecken. Mein Freund Silvestre Garban würde in seinem Amte ein so großer Schurke werden, als irgend Einer; zum Glück aber hat er sein Lebtag in den Llanos gehaust und versteht sich auf Nichts, als aufs Viehstehlen. Da es nun in der Stadt Rioja kein Vieh zu stehlen giebt, so läßt sich annehmen, daß er aus Mangel an Verführung ein ehrlicher Mann bleiben wird." Und richtig hatte Quiroga prophezeit, — Silvestre Garban erwies sich als ein charmanter König Klotz, machte gelegentlich sein Kreuz, wenn man ihm eine öffentliche Urkunde zu unterzeichnen vorlegte — wie die Löwenpfote in Dinte getaucht, wie's im türkischen Mährchen heißt.

Zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist, hatten die wackern Bürger von Mendoza, mit ungemeiner Klugheit und Entschlossenheit ihre Provinz von dem Joch, das so lange auf ihr lastete, befreit; und ihre Schriftsteller foderten die Nachbarprovinz San Juan auf, ihrem Beispiel zu folgen, so daß auch hier eine freie Regierung zu Stande kam. Indessen hatte der Krieg mit Brasilien einen Nationalkongreß in Buenos Ayres veranlaßt, zu welchem jede Provinz zwei Abgeordnete schickte. Aber kaum saßen sie drei Monate beisammen, als die Nachricht von einer Verschwörung der Priesterpartei einlief, die sich in Verbindung mit den Truppen in San Juan der Person des liberalen Gouverneurs bemächtigt und gegen den Willen des Volks wieder nach altem Styl einen neuen Despotismus eingeführt hatte, wobei sie zugleich die benachbarten Provinzen ausrief, mit ihnen das Land von dem Unglauben und dem Atheismus zu säubern. Die Provinz San Juan gränzt an die von la Rioja; und Quiroga, der faktische Statthalter der letztern, freute sich insgeheim über einen Wechsel, der seinem eigenem Plan zu sehr zusagte, trug aber Bedenken, sich öffentlich zu erklären, um das Resultat abzuwarten. Gleich nach Empfang dieser Nachricht traf der Congreß Maßregeln, daß von Mendoza ein Corps nach San Juan marschiren sollte, um die Aufrührer zur Rechenschaft zu ziehen. Es erfolgte eine verzweifelte Schlacht in den Umgebungen der Stadt San Juan, in welcher die Fanatiker, von einem wüthenden Priester, Astorga, angeführt, nachdem sie mit aller Furie der Bigotterie gefochten hatten, besiegt und gefangen wurden. Man verbannte sie über die Anden nach Chile.

Einige Zeit nachher ward Obrist Araoz de la Madrid, ein tapferer Offizier im Dienste von Buenos Ayres, abgeschickt, für den Krieg mit Brasilien in seiner Heimat, der Provinz Tucuman, die an Rioja gränzt, Truppen zu werben. Er hatte zu dem Ende dem Statthalter Lopez eine bedeutende Summe Dollars übergeben, welche letzterer unrecht verwendete; und La Madrid zettelte, aus Rache, ein Komplott unter den mißvergnügten Soldaten an; worauf nach einem hitzigen Kampfe Lopez besiegt und verwundet nach Salta floh — und La Madrid an seiner Statt zum Gouverneur gewählt wurde. Der Congreß hätte La Madrid gerne dafür gestraft; da aber die Zeitläufte schwierig waren, und man ihn als eifrigen Freund von Buenos Ayres kannte, sah man ihm sein Vergehen nach und er ward in seiner neuen Würde bestätigt.

Kurz darauf traten die Provinzen San Luis, La Rioja, Catamarca, Santiago del Estero und Cordova in eine Art von Allianz, vorgeblich zum Schutze der Religion, — in der That aber war es eine Uebereinkunft der despotischen Statthalter, zur gegenseitigen Garantie ihrer Gewalt, falls der Congreß Miene machte, sie abzusetzen. Von Buenos Ayres fürchteten sie Nichts, der großen Entfernung wegen; aber die Provinzen Tucuman und Salta waren, wegen ihrer Nachbarschaft und der bekannten liberalen Gesinnung ihrer Gouverneurs, ihnen ein Dorn im Auge. Nicht lange Zeit verging, als sich zwischen La Madrid und Quiroga ein Streit entspann; und mit allem Muth

und Selbstvertrauen eines Altkriegers rückte jener an der Spitze von 200 Mann in das Gebiet seines Feindes ein und näherte sich ohne Widerstand den Llanos von La Rioja, als plötzlich Quiroga mit 400 wohlbewaffneten Gauchos vor ihm im Feld erschien. Der Kampf war lange und blutig, und trotz der Ungleichheit der Streitkräfte machte La Madrid wiederholten Angriff mit solchem Erfolg, daß sich der Sieg beinah für ihn entschieden hätte, als ihn ein Karabinerschuß in den rechten Arm wehrlos machte. Er ward sogleich von den ihn umgebenden Feinden niedergesäbelt; worauf seine Leute sich, da sie ihren bisher unbesiegten Führer fallen sahen, von panischem Schrecken ergriffen, in die Flucht stürzten. Ueber sechzig Gauchos blieben auf dem Platze, und die Finsterniß machte der Verfolgung ein Ende. Quiroga bivouakirte diese Nacht mit seinen Leuten, um ein großes Feuer gelagert, auf der offenen Ebene, und am Morgen meldete man, daß La Madrid, obgleich furchtbar zerhauen, noch athme. Mehrere Gauchos fuhren vom Boden auf und ihre halbentblößten Säbel verkündeten ihren rohen Entschluß. „Halt!" schrie Quiroga. „Heilige Mutter Gottes, ich spalte bis zum Gürtel den Ersten, der sich rührt! La Madrid ist ein tapferer Feind, und, bei Gott, ich bin stolzer darauf, ihn besiegt zu haben, als wenn man mich zum Präsidenten beim Congreß gewählt hätte. Man thue ihm nichts zu leid, sondern behandle ihn mit allen Zeichen der Achtung. Ruft alle Wundärzte der Provinz zu seiner Verpflegung, und wenn sie ihm das Leben retten, so sollen sie nicht unbelohnt bleiben!"

So bewies dieser barbarische Häuptling einen Zug von Edelmuth, den man in civilisirten Ländern vielleicht nicht gefunden hätte, und das gegen einen Feind, den er allen Grund zu fürchten hatte, in einem Augenblick, wo er nur seinen Finger erheben durfte, um ohne Gehässigkeit für sich, dessen Schicksal zu besiegeln. Sobald La Madrid fortgeschafft werden konnte, ließ er ihn in sein eigenes Haus bringen und mehrere Monate aufs Sorgfältigste verpflegen. Als er wieder genas, gab er ihm einen Paß, und eine Bedeckung, mit welcher er wohlbehalten die Provinz Salta erreichte. Seitdem ist Quiroga ruhig geblieben; und wahrscheinlich behauptet er seine Gewalt bis an das Ende seines Lebens, da er den Congreß eher für sich gewinnen, als öffentlich wider ihn auftreten wird. Umgeben von Leuten, die eben so körperlich stark, als geistig schwach und unwissend sind, und die ihm anhängen, weil sie gewohnt sind, ihn als ihren Beschützer zu betrachten, würde ihm seine Macht nicht so leicht entrissen werden.

Die Salomon-Inseln.

Der John Bull berührte im vorigen Frühjahr die Salomoninseln, den Archipel, wo vor einiger Zeit der Capitän und der Schiffer des Alfred, eines Wallfischfängers, durch die Verrätherei der Eingebornen ihren Tod fanden. Kaum hatte der John Bull Anker geworfen, als die Eingebornen in ihren Canoes herbeiströmten und mit dem Schein der größten Freundlichkeit dem Schiffsvolke Geschenke anboten. Diese bestanden besonders aus Yams und andern Eßwaaren. Der Capitän war im Begriff, eine der gerösteten Yams zum Munde zu führen, als ein junger Eingeborner, der zufällig schon früher auf das Schiff gekommen und einige Monate an Bord geblieben war, vorsprang, die Wurzel ihm entriß und in seiner heimatlichen Mundart ausrief und durch Zeichen zu verstehen gab, daß die Yams vergiftet wären. Als die Wurzel untersucht wurde, zeigte sich eine giftige Incrustation um dieselbe, welche einen schnellen Tod brachte. So entging die ganze Mannschaft nur durch Zufall dem unvermeidlichen Verderben, welches die verrätherische Freundschaft der Eingebornen ihr bereitet hatte. Diese ruderten bald darauf in ihren Canoes davon, boten aber, als sie von dem Schiffsvolk in einem Wallfischboote verfolgt wurden, mit ihren Bogen und Pfeilen muthigen Widerstand und ergriffen nicht eher die Flucht, als bis Mehrere von ihnen durch das Feuer der Mannschaft verwundet und getödtet waren.

Australian, May 21.

Tavoy.

Während in Arracan die Bevölkerung reissend zunimmt, indem die ausgewanderten Eingebornen, welche durch die Tyranney der Birmanen vertrieben worden waren, in Schaaren zurückkehren, findet in den südlichen Provinzen — Martaban, Tavoy, Mergui und Tenasserim — das umgekehrte Verhältniß statt. Der hauptsächliche Grund ist ohne Zweifel, daß hier der größere Theil der Einwohner aus eigentlichen Birmanen bestand, während die Arracaner ein von ihnen verschiedener Volksstamm sind. Diese wurden daher durch die brittische Eroberung von einem unerträglichen Joch befreit, jene dagegen aus Herren, die sie gewesen waren, plötzlich in Unterthanen verwandelt. Außerdem hat die brittische Gesetzgebung sich bereits als völlig unpassend für dieses rauhe und wilde Volk gezeigt, welches an summarische Rechtspflege gewöhnt, die Milde der brittischen Gesetze als Schwäche betrachtet, so daß die Unsicherheit des Lebens und des Eigenthums auf den höchsten Grad gestiegen ist.

Vergl. Sketches of Birmah, Asiatic Journal, Dec.

Niederländische Gesellschaft zur sittlichen Verbesserung der Gefangenen.

Unter den zahlreichen Gesellschaften zur Förderung von Menschenwohl und Glück, deren die Niederländer sich rühmen können, ist eine der preiswürdigsten, aber zugleich diejenige, von der man seit ihrer Errichtung im Jahre 1823 vielleicht das Wenigste vernommen hat, die Gesellschaft zur sittlichen Verbesserung der Gefangenen. Erst kürzlich ist über die Wirksamkeit dieser Gesellschaft etwas Näheres bekannt geworden, indem unter dem Titel: Liefde en Hoop. Tydschrift over Gevangenen en Gevangenissen (Amsterdam 1828. 8.) eine eigene Zeitschrift über den Zustand der Gefangenen und Gefängnisse erschien, deren Redaction ohne Zweifel mit der Gesellschaft in der genauesten Verbindung steht. Jede Nummer dieser Zeitschrift, deren Preis äußerst niedrig ist, zerfällt in drei Abtheilungen. In der ersten wird von den Gefangenen und Gefängnissen in den Niederlanden gehandelt; die zweite enthält Berichte über alles dasjenige, was in dieser Beziehung in andern Ländern statt findet; die dritte befaßt unterhaltende Miscellen, größtentheils merkwürdige Vorfälle und Begebenheiten oder die Lebensgeschichte dieses oder jenes berüchtigten Missethäters betreffend.

Vaderlandsche Letteroefeningen, Januarij.

München, in der literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 23. 23 Januar 1829.

Sardinien und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

Sprache, Literatur und Presse.

In den Städten wird meist die italienische Sprache gesprochen, welche auch die Sprache der öffentlichen Dekrete ist. Der eigentlich sardische Dialekt zeichnet sich durch eine Leichtigkeit des Ausdrucks und eine Gefügigkeit der Wortstellung aus, wodurch er sich sehr zur Poesie eignet; er zeigt jedoch in den einzelnen Theilen der Insel eine ungemeine Verschiedenheit der Formen und der Mischung von griechischen und arabischen Worten, obgleich überall sein Hauptelement römisch ist, zum Beweis, daß, wenn das Lateinische auch nicht gerade Landessprache war, es wenigstens sehr verbreitet seyn mußte. Padre Madao schrieb mehrere Gedichte, die fast eben so gut lateinisch als sardisch sind. *) Als örtliche Besonderheiten des sardischen Dialekts sind folgende zu bemerken: in der Gegend von Gallura und Madalena eine Annäherung an das Corsische; in Sassari ein verdorben Italienisch; in Anglona ein verdorben Lateinisch (wahrscheinlich die „Lingua rustica," deren General Paoli in einem Schreiben an Dr. Johnson gedenkt); Alghero trägt sein catalanisches Gepräge und Carloforte sein genuesisches; die Einwohner von beiden werden aber von den Hochländern als eingedrungene Fremdlinge betrachtet. In den Bergen von Barbargia, derjenigen Provinz Sardiniens, wo noch am Meisten von der ursprünglichen Nationalität zurückgeblieben ist, wie sie auch ihre Unabhängigkeit am Längsten behauptet hat, **) thun sie sich auf ihre vielen Gräcismen Etwas zu gut; den rauhen Kehllaut ihrer Aussprache nachzuahmen, fällt ihren Nachbarn in der Ebene sehr schwer. Am Reinsten spricht man im Westen in den Bergen von Marghine, und am Elegantesten im Süden in Sulcis, wiewohl hier die Consonanten einen eigenthümlichen Doppellaut haben, der affektirt klingt. Die meisten Wörter endigen auf die Vokale a, u und i und bilden den Plural durch ein hinzugesetztes s. Die Aussprache des c lautet als ein Mittelton zwischen s und z, wogegen cx und j das italienischen dsche vertreten. Wörter gleich cavallo, meschinello, castello verwandeln ihr ll, wie im Sicilischen, in dd (das englische th) und, da überdieß aus o ein u wird, so erhält man cuaddu, meschineddu, casteddu. Wegen ihrer Gewohnheit die Lippenbuchstaben b und v zu verwechseln paßt auf die Sarden, deren Haupttugend keineswegs in der Mäßigkeit besteht, Joseph Scaligers Wort: Felices populi, quibus bibere est vivere.

An den Schriften von Fara, Vacallar, Nurra, Gazzano, Gemelli, Vico und Cossu kann man vielleicht zum Theil eine gewisse kleinliche Wortkrämerei tadeln; doch äußert sich in ihnen ein reger Forschungsgeist, der anerkannt werden muß. Cetti's sardische Zoologie, des Richters Mameli Ausgabe der Carta de Logu, und Giuseppe Napoli's bereits erwähntes geographisches Werk sind rühmliche Erscheinungen. Nichts geht indessen dem Sarden über Poesie; wie in Italien giebt es auch hier improvisirende Barden, deren Gesänge sich durch mündliche Ueberlieferung fortpflanzen und die bei dem Landvolke hoch in Ehren gehalten werden. Allein die Bildung steht im Allgemeinen auf einer zu niedern Stufe als daß so leicht ein Werk des Genius in der Landessprache zu erwarten wäre. Das weibliche Geschlecht lernt gewöhnlich weder lesen noch schreiben; für die Söhne der ärmern Classen, denen ihre Eltern keine ordentliche Erziehung zu geben

*) Eines davon fängt an:
Deus, qui cum potentia incomprehensibili.
Nos creas, et conservas cum amore,
Nos sustentas cum gratia indefectibili,
Nos refrenas cum poena et cum dolore;
Cum fide nos illustras infallibili,
Et nos visitas cum dulce terrore,
Cum gloria praemias bonos ineffabili,
Punis malos cum poena interminabili.

**) Hier wohnten die Ilienses, Balari und Barbaricini, welche der Consul T. Sempronius Gracchus im J. 178 v. Chr. Geb. unterjochte, worauf Sardinien eine römische Provinz wurde. Allein die Unterjochung scheint nie vollständig gewesen zu seyn: denn man hört fortwährend, daß sich die Regierung veranlaßt sah, Maßregeln gegen die räuberischen Gebirgsleute zu ergreifen: so berichtet z. B. Tacitus in seinen Annalen B. II Cap. 85 noch aus Tiber's Zeit: Actum de sacris Aegyptiis Iudaicisque pellendis factumque patrum consultum, ut quatuor millia libertini generis ea superstitione infecta, quis idonea aetas, in insulam Sardiniam veherentur coërcendis illic latrociniis (Insurrectionen?) et si ob gravitatem caeli interiissent, vile damnum. Und Josephus in seinem achtzehnten Buch weist nach, daß diese Art von Verbannten lauter Juden gewesen seyen.

im Stande sind, sorgt jedoch einiger Maßen die Sitte, vermöge welcher ein Knabe Gelegenheit erhält, in Familien unterzukommen, wo er gegen Kost und Logis gewisse Dienste zu leisten hat, die ihm aber so viel Zeit übrig lassen, daß er die Schulen besuchen und seinen Studien obliegen kann. Man nennt diese jungen Leute Majoli; ihr Geschäft besteht darin, daß sie den Markt besorgen, die Frau in die Messe begleiten und dem Herrn aus der Gesellschaft nach Hause leuchten; sie behalten ihre ländliche Tracht (den kegelförmigen Bauernhut, Majolu) bei, bis sie die Universität besuchen, worauf sie zwar noch in ihrem Dienstverhältnisse bleiben, aber die angesehenere Rolle eines Hofmeisters und Erziehers der Kinder ihrer Pflegfamilie übernehmen. Mancher Majolo hat sich auf diesem Weg zu den höchsten Stellen im Königreich emporgeschwungen. Es scheint aber, daß wenigstens eben so sehr der mangelnde Sinn für Bildung als die erschwerte Gelegenheit daran Schuld sey, wenn in Sardinien so Wenig geleistet wird: denn die Meisten denken nicht daran, die dargebotene Gelegenheit nur zu benützen. So besteht z. B. auf der Insel Postfreiheit und doch werden fast keine als Geschäftsbriefe geschrieben. An einer schönen Anzahl Belletristen fehlt es indessen nicht, die so gut wie Andere ihren Vers hinwerfen und ihre verliebten Redensarten von verwundeten Herzen, blumigen Thälern, wonnigen Augenblicken im Munde führen, wobei ihnen die Sprache sehr zu Statten kommt, die nur ein wenig Einbildungskraft heischt, um sich poetisch vernehmen zu lassen. Die lateinischen Gedichte Carboni's und Pinters, besonders die „Corallen" des Erstern und das Urtheil des Paris von dem Letztern verdienen wegen ihrer Vollendung in der Darstellung erwähnt zu werden und sie können als Muster dienen, wie elegante Kleinigkeiten nach Form und Inhalt zu behandeln sind. Raimondo Valle, dessen Gedicht J Tonni, (Liebesgeschichten von Thunfischen), in einer sehr affectirten Manier geschrieben ist, hat trotz dem viele Bewunderer und er hat sich später in einer Beschreibung der Seidenwürmerzucht (su Tesoru de sa Sardigna) versucht, wo er neben andern Belehrungen Mädchen den Rath ertheilt, die Eyer des Tags in ihrem Busen und des Nachts unter ihrem Kopfkissen aufzubewahren. Manche Gegenstände von örtlichem Interesse findet man in den Gedichten und Sonnetten des Massala, Tola, Pes von Templo und Cabras: so veranlaßte der Rückzug der Franzosen im J. 1793 mehrere Poesien, von denen der „Trienfo" von Raimondo Congia die volksthümlichste geworden ist: er schließt mit der Apostrophe an Frankreich:

Cand' intendes su nomen de Sardigna
Trema, respetta e cede che indigna.

Ueberhaupt tummelt sich das sardische Talent gerne auf jenen blumigen Gemeinplätzen einer wortreichen aber gedankenarmen Studentenpoesie, wie sie in den niedern Schulen Italiens zu Hause ist, und es giebt selten ein Gedicht, in welchem nicht die Götter des Pantheons unbarmherzig herhalten müssen. Viel gepriesen wurde eine Allegorie auf die Ankunft Lucian Bonaparte's in der Bay von Cagliari, welche den König Victor Emmanuel als Priamus und Sardinien als Troja darstellt, den Bruder Napoleon's aber und seine Freunde und Freundinnen als Sinon, Agamemnon, Odysseus, Aeneas, Andromache, Cassandra ꝛc. figuriren läßt. Der Dichter ruft aus:

Priamu! non ti fides de Sinone,
Non ti lu e ess chi bengiat amigu:
Est Gregu! est traitore! est inimigu!
E benit preparadu a t'ingannare;
Si tu lassas in terra riposare,
Priamu e Troja est in perdizione.

Ein anderes wichtiges Ereigniß, welches die sardische Muse in Thätigkeit setzte, war die Wiederherstellung der Jesuiten; Bernardo Torchiani verfaßte darauf ein Sonnet, das wir des classischen Geistes wegen, der darin weht, den Liebhabern der italienischen Poesie nicht vorenthalten wollen:

Fra le ombre ancor di eterna notte avea
L'igneo Voltaire fremente penna in mano:
Pera l'infame Galileo, scrivea,
E si disperda e dogma e culto insano:

Sulle rovine del poter sovrano
Sorga ragione e libertà, che bea:
Ecco l'ora de' Sofi: è stesa al piano
La granatiera de Gesù, la rea.

Vaneggiava così, quando una voce
Scese al regno di morte sibilando:
G l o r i a a' f i g l i d'I g n a z i o: e c c o l a c r o c e.

Stemprò la penna e la mordette il tristo,
Poi tra le fiamme la gittò gridando:
Va' inutil penna, ha vinto Ignazio e Christo.

Da weiß man von keiner Preßfreiheit, und das Recht Etwas in Druck zu geben, hängt gänzlich von der Willkür einiger Diktatoren ab, von deren Forum keine Appellation gilt. So wenig Bücher aber auf der Insel selbst herauskommen, so wenig werden eingeführt; denn dazu braucht man die Erlaubniß des Regenten und des Erzbischofs und die Einfuhr ist auf Cagliari und Porto Torres beschränkt. Der Index librorum prohibitorum, der hier noch in voller Kraft besteht, dieser Todtfeind der Literatur, macht den Gelehrten zur Pflicht, sich alles ärgerlichen Streites über religiöse Gegenstände zu enthalten, nach der frommen Regel des heiligen Thomas, welcher, ob ihn gleich sein Gewissen trieb, unzähligen theologischen Schriften zu widersprechen, doch die Verfasser derselben nicht beleidigte; sondern indem er ihre Dunkelheiten aufhellte und ihren Irrthümern den mildesten Sinn unterlegte, ihre Liebe sich erwarb, während er ihre Systeme umstürzte. Aber man begreife wohl, wie das Collegium der Cardinäle dieses Beispiel benützt: „Niemand unterstehe sich," heißt es in demselben Inder, „bei Strafe des Zorns des allmächtigen Gottes und der heiligen Apostel, Peter und Paul, u n s r e Gebote zu übertreten." Zu Folge dieser Erklärung sind alle Abhandlungen zur Erläuterung oder Bestätigung päbstlicher Irrthümer, so wie alle ketzerischen Bibeln, Katechismen, Gebetbücher, Calender, Martyrologien, und Nekrologien, die Thesauri von Scapula, Hoffmann und den beiden Stephanus verboten; dasselbe Verbot erstreckt sich auf alle Werke, welche die

unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria in Zweifel ziehen; welche die Vorrechte der Kirche bestreiten; welche den heiligen Paul und den heiligen Peter einander gleichsetzen; kurz auf alle Darstellungen religiöser Gegenstände, sey es durch Schrift oder Bild, die nicht mit dem Typus der römischen Kirche übereinstimmen. Die Namen Wicliffe, Luther, Calvin, Zwingli, Balthasar, Pacimontanus und ähnliche gehören zu denjenigen, über welche der Index noch ein besonderes Verdammungsurtheil ausspricht (omnino damnantur). Schriften über nicht religiöse Gegenstände sollen zwar, nachdem sie das Fegfeuer der geistlichen Censur bestanden haben, zugelassen werden; aber auch diese enthalten der verfänglichen Punkte zu viele, als daß nicht die meisten von ihnen in den Bereich eines Index fielen, in welchem Galileo, Newton, Milton, Descartes, Addison, Fenelon, Erasmus, Bacon, Locke, Voltaire, Grotius, Rousseau, Swift, Vossius, Scaliger und so viele andere große Geister, die Choragen der Geschichte, der Dichtkunst und der Wissenschaft, der Stolz des Menschengeschlechts, eine Stelle gefunden haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Philippinen.

(Schluß.)

Der Ackerbau ist auf den Philippinen noch in seiner Kindheit. Der Boden ist im Allgemeinen vortrefflich: eine fette rothe Erde mit einer starken Beimischung von Eisentheilen und in einzelnen Gegenden von vulcanischen Stoffen. Er ist leicht zu bearbeiten und sehr fruchtbar. Bei den unerträglichen Bedrückungen der Spanier und unter einem Klima, wo die leichteste Anstrengung einen hinreichenden Lebensunterhalt gewährt, ist es natürlich, daß die Indianer sich damit begnügen, für die Befriedigung ihrer dringendsten Bedürfnisse zu sorgen. Die Aufhebung des Jesuitenordens scheint für den Wohlstand der Philippinen nachtheilige Folgen gehabt zu haben; denn wie gefährlich auch der Einfluß dieser Männer in anderer Beziehung gewesen seyn mag, so kann man doch nicht leugnen, daß sie, wohin sie auch kamen, sich in hohem Grade durch das Talent auszeichneten, wilde und rohe Menschen für die Civilisation zu gewinnen. Auf den Philippinen haben sie die rühmlichsten Denkmäler ihres weit verbreiteten und wohlgeleiteten Einflusses zurück gelassen. Ausgedehnte Klöster, deren untere Stockwerke Magazine waren, in dem Mittelpuncte der fruchtbarsten Districte, die einst auf das Trefflichste cultivirt waren und jetzt mehr als zur Hälfte verlassen sind, Canäle, Wasserbehälter und Dämme, durch welche beträchtliche Landstriche zu den Zwecken des Landbaus bewässert wurden, bezeugen den Geist, mit dem sie die Landwirthschaft begünstigten, und wenn ihre Vertreibung im Allgemeinen eine politische Nothwendigkeit war, so scheint sie in den Philippinen ein wahres moralisches Uebel gewesen zu seyn.

Die Beschränkungen, welche dem Handel auferlegt waren, mußten ein anderes unübersteigliches Hinderniß für den Wohlstand dieser Inseln seyn, da sie dadurch des Marktes für ihre Producte beraubt wurden. Seit den Fremden der freie Verkehr mit denselben gestattet worden ist, hat der Ackerbau durch die vermehrte Nachfrage einige Fortschritte gemacht; etwas Bedeutendes kann indessen in dieser Beziehung unter dem gegenwärtigen Verwaltungssystem nicht erwartet werden.

Selten leidet das Land durch Dürre, doch wird es zuweilen, vielleicht einmal während des Verlaufs von zehn oder zwölf Jahren durch Heuschrecken verwüstet, die furchtbare Verheerungen unter dem Zuckerrohr anrichten. Ihre Angriffe sind indessen nur partiell und finden gewöhnlich nicht eher statt, als bis die Reisernte im December bereits vorüber ist; so wie sie vor dem Eintreten der Regenzeit wieder verschwinden.

Die Gewässer der Inseln enthalten einen erstaunlichen Ueberfluß an Fischen. Die Art derselben, welche vorzugsweise gefangen wird heißt Dalag (Blennius?). In den ausgedehnten Ebenen der Philippinen bleiben während der trockenen Jahreszeit nur wenige Pfützen übrig, nach der Regenperiode wird indessen in den Gewässern, die dann das Land bedecken, eine so ungeheure Menge von jenen Fischen gefunden, daß sie nur mit Körben gefangen werden. Sie wägen ein bis zwei Pfund und haben eine Länge von einem bis zwei Schuh. Man findet sie in den Reisfeldern, sobald dieselben einige Wochen überströmt gewesen sind, und seltsam genug in den Gräbern und Gewölben der Kirchen. Der Fisch, obwohl nicht delicat, ist gut und dient den Armen während eines großen Theiles des Jahres zur hauptsächlichsten Nahrung.

Einen beträchtlichen und vielleicht den beträchtlichsten Theil des Anbaus macht das Zuckerrohr aus, und der Zucker, so roh auch seine Bearbeitung ist, hat ein schönes Korn und wird von den europäischen Raffinerien sehr geschätzt.

Der Reis (Sumpfreis) wird in den Monaten Juli und August mit der Hand gepflanzt: doch giebt es auch zwei Arten Bergreis, die früher gepflanzt werden.

Der Indigo gedeiht vortrefflich und, obwohl, wie überall, der Ertrag sehr unsicher bleibt, so ist er dieß doch in bei Weitem niederem Grade als in Ostindien. Die Bereitung ist die roheste, die man sich denken kann, indem man sich nur hölzerner Fässer bedient, aus denen der Satz einmal in der Woche herausgenommen wird.

Der Anbau der Baumwollenstaude hat noch wenig Fortschritte gemacht, obwohl die Qualität zu den besten gehört und beinahe der von der Insel Bourbon gleichkommt.

Die Kaffeepflanze war vor ungefähr vierzig Jahren auf den Philippinen noch beinahe völlig unbekannt, indem nur wenige Pflanzen in den Gärten um Manilla vorhanden waren. Von da wurden sie allmälig nach den Städten in der Nähe der See verpflanzt, wo sie seitdem auf eine sonderbare Weise außerordentlich vermehrt worden sind. Eine Art Zibethkatze, welche im Innern in Menge gefunden wird, verschlingt nämlich die Beeren, und da das Thier diese unverdaut wieder von sich giebt, so schlagen sie Wurzeln und füllen die Wälder mit wilden Pflanzen.

Die Indianer sind die hauptsächlichsten und beinahe die einzigen Bebauer des Bodens, außer ihnen beschäftigten sich nur noch wenige Mestizen oder Chinesen mit dem Anbau. Die Spanier, so wie andere Europäer, welche es versucht haben, Plantagen anzulegen, waren bald genöthigt, von ihrem Vorhaben abzustehen, indem die geringe Sicherheit für Leben und Eigenthum, die auf den Philippinen statt findet, die Ausführung desselben unmöglich machte.

Außer den genannten Producten wird auf den Philippinen

auch Cacao von ausgezeichneter Qualität erzeugt, aber nicht in hinreichender Menge für den inneren Verbrauch, weßhalb noch eine bedeutende Quantität aus Neuspanien eingeführt werden muß.

Der Pfeffer ist ein Ausfuhrartikel, doch nur in sehr beschränkten Quantitäten. Von dem Gogo, einer riesenhaften Kriechpflanze, wird eine Art vegetabilischer Seife gewonnen, die besonders bei den Goldwäschen in den Bächen und Strömen der Inseln in großer Menge verbraucht wird.

Brennholz findet sich auf den Philippinen in Ueberfluß. Die verschiedenen Arten Banaba (ein rothes, der Zeder ähnliches Holz) und Mulan (ein gelbliches, schweres, festes und fast unverwüstliches Holz) werden meist beim Schiffbau gebraucht; das erstere zu den Planken, das leztere zu dem Rumpf des Schiffes. Zu Masten bedient man sich des Manga-, Tschapruy- und Palomaria-Baumes, von denen der leztere an Festigkeit und Leichtigkeit der Fichte vorgezogen werden muß.

Reissende Thiere sind unbekannt, der wilde Büffel und der Eber sind die furchtbarsten unter den Waldbewohnern. Dagegen giebt es Schlangen von ungeheuerer Größe und die Boa der Philippinnen soll einen ganzen Ochsen zu einer Mahlzeit verzehren. Auch von anderen Arten giebt es eine große Menge, und einige davon, wie die Dahun-palay oder das Reisblatt (von einem dunkeln Gelbgrün), die häufig in den Reisfeldern gefunden wird, so wie die Mandalang oder Peitschenschlange sind außerordentlich giftig.

Bei allen natürlichen Vortheilen dieser Inseln ist doch der Handel gleich dem Ackerbau noch auf seiner niedrigsten Stufe, was besonders dem Prohibitivsysteme zugeschrieben werden muß, welches Spanien bei allen seinen Colonien verfolgte und hier außerdem noch mit einer neuen Fessel belastete — dem Monopole der Philippinen-Compagnie. Erst in den lezten Jahren, nach dem Verluste von America, hat Spanien in diesem System in Bezug auf die Philippinen einige Erleichterungen eintreten lassen, deren Folgen auch von dem gleichgültigsten Beobachter nicht mehr in Zweifel gezogen werden können. Die Vermehrung des Handels war so beispiellos schnell, daß, während im Jahr 1813 nur 15000 Peculs Zucker ausgeführt wurden, die Zuckerausfuhr sich bereits im Jahr 1818 auf 200,000 Peculs belief. In andern Producten fand eine verhältnißmäßige Zunahme Statt.

Die Eingebornen der verschiedenen Inseln führen einen sehr lebhaften Küstenhandel, der indessen durch die malaischen Piraten, von denen diese Gewässer wimmeln, außerordentlich leidet. — Sie haben nur wenige Manufacturen, von denen die bedeutendsten die groben Gaze und Seile sind, die aus der Abanapflanze bereitet werden, deren Frucht zugleich ein beliebtes Nahrungsmittel ist.

(Remarks on the Philippine Islands and their Capital Manilla 1819 to 1822. By an Englishman. Calcutta 1828.)

König Tschakka.

Briefe vom Cap der guten Hoffnung bis in die Mitte Augusts d. v. J. enthalten folgende Nachrichten über den gefürchteten Negerkönig Tschakka, von dessen Verheerungszügen neuerdings auch in den europäischen Zeitungen Erwähnung geschehen ist.

Vom 19 Juni. Capitän King, der vor zwei Jahren die kleine engl. Colonie zu Port Natal*) mit Kriegsvorräthen versehen sollte und an der Küste Schiffbruch erlitt, ist so eben auf einem kleinen Schooner, den er aus dem Wrack gebaut hatte, mit einer Gesandtschaft des Königs Tschakka in der Algoa Bay angekommen. Tschakka, der bereits die ganze Küste von dem Gebiet der Tambuki Kaffern bis zu der Dalagoa Bay seiner Herrschaft unterworfen hat, erklärt, daß er nicht ruhen will, bevor alle Kaffernstämme, bis an die östliche Grenze unserer Colonie durch seine Waffen unterjocht sind. Wasani, der vornehmste Häuptling der Tambuki Kaffern, erhielt kürzlich eine Botschaft von Tschakka, die in folgenden laconischen Ausdrücken abgefaßt war: „Ich höre, Du seyst ein starker Mann; ich bin gekommen, zu sehen, ob es wahr ist." Er läßt durch seine Gesandten dem Colonialgouvernement entbieten, daß er hofft, wir werden den Kaffern keinen Beistand leisten, daß er aber, wenn wir dieß thun, auch gegen uns marschiren will. In diesem Augenblicke soll er mit einem Heere von 30,000 Mann an den Ufern des Emhemfubu- (Nilpferd-) Stromes, der auf unsern Karten der Baschi oder St. Johannsfluß genannt wird, gelagert seyn und die Rückkehr seiner Abgesandten erwarten, ehe er weiter vorrückt.

Vom 22 Juli. Wir haben hier nichts als Kriegsvorbereitungen und Truppendurchzüge. Am 1 d. M. brach Major Dundas mit dreißig bewaffneten Burghers auf, um dem Wunsche des Gouverneurs gemäß eine Zusammenkunft mit Tschakka zu halten. Dieser lagerte noch immer an dem Emsemfubuflusse, aber eine Abtheilung seiner Truppen, die in acht Divisionen von 3000 zu 4000 Mann vorrücken, hat bereits den Omptadastrom überschritten, den Häuptling des Kafferstammes geschlagen und all sein Vieh erbeutet. In der Schlacht stellten die Watwäh (Tschakka's Truppen) sich, als wollten sie die Flucht ergreifen, und lockten ihre Gegner dadurch in einen Hinterhalt, in welchem alle erschlagen wurden. Unsere kleine Armee, die in dem Fort Beaufoy zusammengezogen wurde und nicht über 600 Mann beträgt, ist unter dem Befehl des Obristen Somerset in Kafferland eingerückt und wird ihre erste Stellung an dem Büffelflusse nehmen, ungefähr 80 engl. Meilen von Grahamstown (dem Grenzorte der Capcolonie). Von dort bis zu dem Hinsaflusse sind ungefähr 90 Meilen und von da nach dem Ensemfubu noch 150 Meilen.

Vom 12 August. Nach Briefen des Majors Dundas hatten die Tambuki unter der Führung ihres Häuptlings Wasani und mit dem Beistande einer Anzahl bewaffneter Einwohner von Albany am 26 d. v. M. Tschakka's Truppen zwischen dem Baschi- und Omptadaflusse angegriffen und aufs Haupt geschlagen. Der Feind floh in der größten Verwirrung und ließ eine unermeßliche Menge Vieh, die von den benachbarten Stämmen zusammengeraubt war, in den Händen der Sieger. Oberstlieutenant Somerset, der an dem Kaayflusse ein Lager aufgeschlagen und in demselben von Gaika und andern Kafferhäuptlingen verstärkt worden war, stand im Begriff, nach Fort Beaufoy zurückzukehren.

Asiatic Journal, Nov. Dec.

*) S. Britannia, oder neue engl. Miscellen, von Dr. Heyme'. Jahrg. 1826. 1 Bd.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 24. 24 Januar 1829.

Die Pilger von Mekka. *)

Die syrischen und egyptischen Karawanen langen immer zu bestimmten Zeiten einen oder zwei Tage vor dem Aufbruch des Hadsch (der Wallfahrt) nach Arafat an. Beide Karawanen kommen am gleichen Tag oder nur einen Tag nacheinander bei Beder vorbei. Die syrische zieht von Medina, die egyptische von Jembo el Nakhel her und den Weg von Beder nach Mekka legen beide, eine kleine Strecke von einander getrennt, zurück. Am fünften des Monats Zul Hadsch der H. 1229 oder den 21 November 1814 ward die Annäherung der syrischen Karawane durch einen ihrer Mekowem angekündigt, der in die Stadt gesprengt kam, den für den Sabbak oder ersten Verkünder der glücklichen Ankunft jener Karawane ausgesetzten Preis zu gewinnen. Der laute Zuruf der Menge folgte ihm nach dem Hause des Statthalters, wo sein Pferd im Augenblick seines Absteigens todt zu Boden stürzte. Diese Nachricht war um so willkommener, da man bisher Nichts von dem Hadsch gehört hatte, und das Gerücht ging, die Beduinen hätten ihn auf dem Weg nach Medina ausgeplündert. Zwei Stunden darauf trafen bereits viele zu der Wallfahrt Gehörige an; und in der Nacht lagerte sich die große Masse, den Pascha von Damask an der Spitze, in der Ebene Scheik Mahmud.

Am frühen Morgen des nächsten Tags kam auch die egyptische Karawane an. Das schwere Gepäck und die Kamele wurden auf den gewöhnlichen Laperplatz des egyptischen Hadsch nach Moabed geschickt; das Mahmal oder heilige Kamel aber blieb auf Scheik Mahmud, um von da am nächsten Tage im Festanszug durch die Stadt geführt zu werden. Mehemmed Ali Pascha langte Morgens unerwartet von Tayf an, dem Hadsch beizuwohnen und die Reiterei zu mustern, welche mit der egyptischen Karawane gekommen war, und als Verstärkung seiner Truppen ihm große Hoffnung auf einen glücklichen Feldzug gegen die Wechabiten gab. Er trug einen sehr schönen Jram (Pilgergewand), und hatte zwei große weiße Kaschemirschawls um Lenden und Schultern gewunden; ein Offizier hielt ihm, während er durch die Straßen ritt, einen Sonnenschirm über. Am nämlichen Morgen legten alle zu Mekka wohnenden Hadschis zur Vorbereitung auf ihren Festzug nach Arafat in ihren Wohnungen unter den gewöhnlichen Ceremonien den Jram an und versammelten sich um Mittag in der Moschee, wo bei dieser Gelegenheit eine kurze Rede gehalten wurde. Die mit der Karawane gekommenen Hadschis hatten schon zu Asfan, zwei Stationen vor Mekka, den Jram angelegt; aber ein großer Theil von ihnen, besonders Diener und Kameltreiber, legten ihre gewöhnliche Kleidung nicht ab und erschienen darin selbst am Arafat, ohne Anstoß oder Aergerniß zu geben. Hier weiß man von keiner Kirchenpolizei oder Inquisition; und Jedermann ist seinem eigenen Gewissen anheimgestellt, die Vorschriften des kanonischen Gesetzes zu halten oder hintanzusetzen.

Großes Getümmel war diesen Abend in der Stadt. Jeder bereitete sich zu der Reise an den Arafat; syrische Hadschis kamen, sich Wohnungen zu miethen, nach dem Stand der Märkte zu fragen, und ihre ersten Besuche in der Kaaba zu machen. Eine Anzahl Krämer und Hausirer verließen die Stadt, um an dem Arafat die Bedürfnisse der Pilger zu befriedigen. Syrische und egyptische Kameltreiber führten ihre abgeladenen Kamele durch die Straßen und boten sie den Hadschis nach dem Arafat an. Der Miethpreis war dieses Jahr sehr mäßig, wegen der großen Anzahl Lastthiere, die vorhanden waren. Ich miethete zur Hin- und Herreise auf vier Tage zwei Kamele um drei Dollars.

Am frühen Morgen des 8 Zul Hadsch zog der syrische Hadsch, von allen seinen Kriegern begleitet, den Mahmal an der Spitze, in Prozession durch die Stadt. Alles Gepäck blieb auf Scheik Mahmud zurück, die Zelte ausgenommen, welche am Arafat aufgeschlagen werden sollten. Die meisten Hadschis saßen auf dem Schebry, einer Art von Tragbetten auf dem Rücken der Kamele; die Vornehmen dagegen, namentlich der Pascha von Damask, in Taktrauans, einer Art von geschlossenen Sänften, die von zwei Kamelen, das eine vorn, das andere hinten, getragen wurden. Es ist dieß eine äußerst bequeme Art zu reisen, nur muß man eine Leiter zum Ein- und Aussteigen bereit haben. Die Köpfe der Kamele waren mit Federn, Quasten und Schellen geziert; ihre etwas gesenkte Haltung verrieth, daß die Länge der Fahrt sie sehr ermüdet hatte. Bei ihrem Zuge durch die

*) Nach den Originalmanuscripten des verstorbenen J. L. Burkhardt im Weekly Review Januar 3.

Stadt umdrängten dichte Reihen von Zuschauern aus allen Klassen die Karawanen, die sie mit lautem Jubelruf begrüßten. Die Kriegsmusik des Pascha von Damask, ein Dutzend mit schönen Schabraken bedeckter Pferde, und die reichen Taktrawans seiner Weiber zogen Aller Augen auf sich. Die Syrier waren kaum vorbeigezogen, als die egyptische Karawane folgte, mit ihrem Mahmal (denn jede der Karawanen hat ihr besonderes) und den Schebrys der öffentlichen Beamten, welche den Hadsch jedesmal begleiten; aber kein einziger Privatpilger ließ sich in ihrem Gefolge sehen. Das vortheilhafte Aussehen der Soldaten, der Prachtschmuck des Mahmals und der Glanz des Hadsch-Emirs, der die türkischen Reiter, Delhis genannt, befehligte, entlockten gleichfalls den Mekkawis mancherlei Zeichen von Beifall, deren sich auch die unmittelbar Vorangezogenen erfreut hatten. Beide Karawanen setzten ihren Zug nach dem Arafat ununterbrochen fort.

Noch vor Mittag bestiegen alle Hadschis, welche seit längerer Zeit zu Mekka gewohnt, gleichfalls ihre Kamele und füllten die Straßen, um zu dem Hadsch zu stoßen. An sie schloß sich der größte Theil der Bevölkerung von Mekka an, die jedes Jahr regelmäßig mit nach dem Arafat zieht, so wie auch eine gleiche Anzahl der Einwohner von Dschidda, welche sich hier versammelt hatten. Fünf oder sechs Tage lang bleiben die durch den Abgang ihrer meisten Bewohner verödeten Thore von Dschidda geschlossen.

Ich verließ Nachmittags meine Wohnung zu Fuß, mit einem Begleiter und einem Sklavenknaben auf den beiden Kamelen, welche ich von einem syrischen aus Homs gebürtigen Treiber gemiethet hatte. Es gilt für verdienstlich, wenn man die sechs Stunden nach Arafat zu Fuß und besonders barfuß macht. Viele Hadschis thaten es; und auch ich zog diese Reiseart vor, die sich mir wegen der sitzenden Lebensart, die ich seit mehreren Monaten führte, empfahl. Wir brauchten mehrere Stunden, bis wir die Umgebung der Stadt und Moabed hinter uns hatten, so groß war das Gedränge der Kamele, und so viel zufälliger Hindernisse gab es. Von den halbnackten, in ihren Iram gekleideten Hadschis lasen einige auf den Kamelen sitzend im Koran, andere sprachen laut ihre Gebete, während wieder andere ihren Treibern zufluchten und sich mit den im Wege Stehenden zankten. Außerhalb der Stadt wird der Weg wieder weiter; wir gingen langsamen Schrittes durch die Thäler und gelangten in zwei Stunden nach dem Wady Muna, an dessen engem Eingang sich der Weg wieder sperrte: was große Verwirrung verursachte. Das Gesetz befiehlt den Hadschis, bei Muna fünf Gebete zu sprechen, da Mohammed jederzeit also gethan hatte; das heißt, Mittags hier anzulangen, um das Mittaggebet, und bis zum nächsten Morgen zu bleiben, um die Gebete des Aszerb, des Mogreb und des Asch und das Dämmerungsgebet am folgenden Morgen zu verrichten. Die Unbequemlichkeit des Verzugs unterwegs ließ dieß Gesetz jedoch schon seit längerer Zeit in Abgang kommen; und der Hadsch geht jetzt auf seinem Weg nach dem Arafat an Muna vorüber, ohne anzuhalten.

Auf unsrem weiteren Zuge von Muna aus bekamen wir auf unserer Rechten die Moschee Mozdleif zu Gesicht, wohin sich manche der Wallfahrer wandten, um dort das Salat el Aszer und Salat el Mogreb zu beten; die Karawane aber bewegte sich unausgesetzt vorwärts. Oberhalb Mozdleif traten wir in den Engpaß el Mazaumein ein, auf dessen östlicher Seite wir in die Ebene von Arafat gelangten. Hier zogen die Wallfahrer zwischen den beiden Säulen Alamein durch, und dem Berge (Dschebel) Arafat nahend zerstreuten sie sich über die Ebene, um sich eine Lagerstätte aufzusuchen. Ich erreichte das Feld drei Stunden nach Sonnenuntergang, aber die letzten Nachzügler kamen nicht vor Mitternacht an. Unzählige hochauflodernde Feuer brannten jetzt eine Strecke von drei bis vier englischen Meilen entlang, und bezeichneten die verschiedenen Lagerplätze. Man sah die Hadschis Mehemmed Ali's, Suleiman Pascha's und des Hadsch-Emirs der egyptischen Karawane, wie sie durch die verschiedenen Gezelte hin wanderten, ihre Genossen zu suchen, welche sie in dem Wirrwarr des Herzugs verloren hatten; und mehrere Stunden dauerte es, bevor das Geschrei und Getümmel sich legte. Wenige schliefen in dieser Nacht; die Andächtigen wachten im Gebet, und ihre lauten frommen Gesänge ließen sich hauptsächlich von dem syrischen Lagerplatze her vernehmen, während die lustigen Mekkawys sich in Gruppen zusammen thaten, und joviale Lieder, Dschoks genannt, sangen, wozu sie mit Händeklatschen den Takt schlugen; die über die Ebene hin zerstreuten Kaffeehäuser waren die ganze Nacht von Gästen vollgedrängt. Meine Lagerstätte nahm ich hinter einem Mekkawy, indem ich einen großen Teppich ausspannte und am Zelte meines Vormanns befestigte. Die Nacht war finster und kalt, auch fielen einige Regentropfen. Ich hatte den größten Theil der Nacht umhergeschwärmt, und wollt' mich eben zur Ruhe legen, als zwei Kanonen, von dem syrischen und dem egyptischen Hadsch abgefeuert, den Anbruch des Wallfahrttags verkündeten und die Gläubigen zu ihren Morgengebeten riefen.

Mit Sonnenaufgang am Zul Hadsch verließen alle Wallfahrer ihre Zelte, um die Ebene zu durchwandern, und sich die hier versammelte Volksmasse zu beschauen. Lange Gassen von Zelten, oder Basars boten alle Arten von Erfrischungen. Die syrische und egyptische Reiterei übte sich früh am Morgen unter ihren Obern, während Tausende von Kamelen das trockene Gras rings auf dem Lagerplatz abweideten. Ich begab mich auf den Berg Arafat, um von seinem Gipfel einen besseren Ueberblick vom Ganzen zu haben. Dieser Granitberg, auch Dschebel er' Rahm, Berg der Gnade genannt, erhebt sich im Nordosten etwa zweihundert Fuß über die Ebene, dicht am Gebirge, von dem er durch ein felsichtes Thal getrennt ist; er mag oben eine halbe oder dreiviertel Stunden im Umfange messen. Seine Seiten sind abschüssig; auf der östlichen Seite steigt man auf breiten steinernen Stufen zum Gipfel hinan; auf der westlichen ist es ein breiter unebener Pfad, der über die rohen Granitmassen, welche den Abhang bedecken, hinaufführt. Vierzig Stufen hoch kommt man seitwärts zur Linken an den Gebetsort unsres Herrn Adam, Modaa Seydna Adam: denn hier war es nach der mohammedanischen Tradition, wo der Engel Gabriel Adam zuerst unterwies, wie er unsern Schöpfer anbeten sollte. Eine Marmorplatte mit moderner Schriftzügen be-

findet sich daselbst. Etwa sechzig Stufen hoch kommt man rechts an eine gepflasterte kleine Platteforme, auf einem ebenen Platze, von wo aus der Prediger Nachmittags zu den Wallfahrern spricht; bis dahin sind die Treppen so breit und bequem, daß man zu Pferd oder auf einem Kamel hinauf reiten kann; aber höher hinauf werden sie steiler. Auf der Spitze zeigt man die Stelle, wo Mahommed während des Hadsch zu stehen pflegte; früher stand eine kleine Kapelle daselbst, die aber von den Wechabiten zerstört wurde; hier beten die Wallfahrer gewöhnlich zwei Rikats zur Begrüßung des Arafat; die Stufen und der Gipfel sind mit Handtüchern und frommen Gaben bedeckt, und jede Familie der Mekkawys oder Koreischiten, in deren Gebiet der Arafat liegt, hat ihre besondere Stelle hiezu. Die Aussicht, welche man auf der Höhe genießt, ist weit ausgedehnt und sehr eigenthümlich. Ich brachte meinen Compaß mit mir, um mich über die Lage zu orientiren; allein das Gedränge war zu groß, als daß ich ihn hätte gebrauchen können. Am westlichen Ende der Ebene sieht man Bir Bazan und die Alamein; etwas näher, südlich, die Moschee Dschama Nimr, auch Dschama Seidna Ibrahim genannt, und südöstlich ein kleines Haus, wo gewöhnlich der Scherif während der Wallfahrt wohnt. Von da an erhebt sich die Ebene auf felsigem Grunde gegen den Arafat hin. Auf der östlichen Seite des Bergs, dicht an seinem Fuße, liegen die Trümmer einer kleinen Moschee, Dschama el Szakhrat, wo einst Mohammed betete und wo die Pilger zu Ehren des Propheten sich viermal mit dem Gesichte zur Erde werfen. Mehrere große Wasserbehälter mit steinernen Becken und Rand sind über die Ebene hin zerstreut; zwei oder drei dicht am Fuße des Arafat, einige dagegen näher bei dem Hause der Scherifs; sie werden aus derselben schönen Wasserleitung gefüllt, die auch Mekka mit Wasser versieht, und deren Quelle in dem anderthalb Stunden entfernten Gebirg entspringt. Der Kanal, welcher hier zum Gebrauch der Pilger offen gelassen ist, läuft um die drei Seiten des Berges herum und namentlich bei Modaa Seidna Adam vorbei.

(Schluß folgt.)

Emerson's Briefe aus dem ägeischen Meere.

(Fortsetzung der Uebersichten der neuesten engl. Literatur.)

Wenn vor dem Ausbruche des griechischen Aufstandes die Inseln des ägeischen Meeres theils wegen ihrer leichteren Zugänglichkeit, theils wegen der höheren Bildung ihrer Bewohner oder der größeren Sicherheit des Lebens und Eigenthums vorzugsweise von Reisenden besucht wurden, während der Continent des alten Griechenlandes vernachläßigt blieb; so haben die neuesten Zeitereignisse ein umgekehrtes Verhältniß herbei geführt, indem die Inseln — theils durch das Schwert der Osmanen verwüstet, theils als Schlupfwinkel der Piraten berüchtigt — nur selten von Fremden gesehen werden, wogegen das feste Land in den letzten Jahren von Hunderten kampflustiger oder abenteuernder Philhellenen in allen Richtungen durchstreift worden ist. Je weniger daher der gegenwärtige Zustand der griechischen Inseln bekannt ist, um so erfreulicher war es uns, durch einen classisch gebildeten und geistreichen Beobachter aufs Neue auf dieselben zurückgeführt zu werden; der Scharfsinn, mit welchem der Verfasser der „Briefe aus dem ägeischen Meere" (Letters from the Aegean. By J. Emerson, Esq. London 1829. 2 vols. 12.) die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpft, erhöht das Interesse und den Werth seiner Bemerkungen; und wenn die beständige Beziehung auf Stellen der heil. Schrift, die allerdings oft glücklich erläutert werden, den profanen Leser ermüdet, so giebt sie ihm wenigstens einen Begriff von der eigenthümlichen Bildung des Engländers, die noch gegenwärtig auf ähnliche Weise, wie dieß vor siebenzig oder achtzig Jahren auch in unserem Deutschland der Fall war, fast ausschließlich auf dem Studium der Klassiker oder der Bibel beruht. Selbst der drückende Sirocco darf nicht ohne Citation einer Bibelstelle vorübergehen:

„Dieser Wind," sagt der Verfasser, „ist ohne Zweifel derselbe, welcher in dem 19 Capitel des 2 Buches der Könige vorkommt. „Siehe, ich will einen Hauch auf ihn senden, und er soll ein Getöse hören und zurückkehren in sein Land." Von seinen drückenden Wirkungen kann nur der sich eine Vorstellung machen, welcher selbst davon gelitten hat; unbegreiflich ist die Trägheit, die selbst den thätigsten Geist beschleicht, während aus der Brust unwillkürlich die tiefsten Seufzer aufsteigen und jedes melancholische Gefühl, das in irgend einem Winkel des Herzens verborgen war, sich des ganzen Gemüthes bemeistert. Selten weht der Sirocco mit einiger Gewalt; es ist mehr ein Hauch oder Luftzug, als ein Wind. Er bewegt kaum die Blätter der Bäume, aber er senkt sich tief und schwer auf das Herz des Wanderers. Anfangs ist der Fremde sich der Geistesschwäche, die ihn befällt, nicht bewußt; seine Laune wird um so unerträglicher, je mehr er den Muth verliert; Jedermann und Alles, was ihn umgiebt, muß ihn ärgern, und da diese Stimmung auch auf seine Träume übergeht, so bietet ihm selbst der Schlaf keine Erholung dar. Jede Bewegung ist eine aufreizende Anstrengung für ihn, und er schleicht unzufrieden und unglücklich umher und seufzt und philosophirt über die Thorheit, die ihn verleiten konnte, seine Heimat zu verlassen und sich selbst in ein so trauriges, elendes und uninteressantes Land zu verbannen.

Die Skizze, welche Emerson von dem dermaligen Zustande von Kleinasien entwirft, ist ein trauriges Bild des Elendes, in welches Tyrannei und Fanatismus die schönsten Länder der Erde gestürzt hat.

„Es giebt wenige Puncte auf der Erdoberfläche, welche melancholischere Gemüthsbewegungen in dem Reisenden erwecken können, als die, welche sich seiner bemächtigen, wenn er die besuchtesten Gegenden von Kleinasien durchwandert. Außer in der unmittelbaren Nachbarschaft der Städte findet er wenig Spuren von Leben oder Civilisation, sonst ist überall Alles dürr und unbenutzt; sein Weg geht über Ebenen, die nur der Storch und der Jakal bewohnt, oder durch Gebirge, wo das Auge sich in Thäler verliert, die in aller Ueppigkeit einer vernachläßigten Natur blühen, oder in einsamer Unfruchtbarkeit dahin welken. In Landschaften, welche einst von den glänzendsten Triumphen des Genius der Kunst geschmückt waren und belebt von dem Geräusch und der Thätigkeit einer dicht gedrängten Bevölkerung, wird sein Fuß nur auf die sprechenden Denkmäler des Verfalls treten und sein Auge keiner lebendigen Gestalt begegnen, außer der seiner Begleiter, oder vielleicht in der Ferne dem Anblick einer müden Carawane, die einem Bielfuß gleich durch die Fläche schleicht oder sich durch die Irrgänge des Gebirgs windet."

„Wenige Dörfer liegen zerstreut umher, nirgend sieht man einzelne Wohnungen; die Gefahr und Furcht haben den Rest der Einwohner gezwungen, sich zu gegenseitigem Schutz in Städten zusammen zu drängen und das offene Land Räubern und Raubthieren zu überlassen. Der Wanderer verfolgt seinen freundlosen Weg unter Entbehrungen und Schwierigkeiten aller Art, mit Anstrengung und Besorgniß; wenig gebahnte Geleise dienen ihm zu Führern und selten bietet eine gastfreie Behausung seiner Erschöpfung ein Obdach. Des Nachts ruht er neben seinem Kameel in dem Karavanserai, und des Tages eilt er seines Weges, ohne irgend eine Erquickung, außer dem, was er selbst mit sich führt, und ohne Begleiter, außer seinen Gedanken. Diese jedoch sind hinreichend, ihn zu beschäftigen, denn sie entspringen mit jedem Athemzuge und bei jeder Wendung des Weges; seine Einsamkeit selbst ist erhaben, überall ruht sein Blick auf Schönheit; von der Erde, die er betritt, ist jede Scholle ein Grabmahl der Größe und ein Himmel beschattet ihn:

So wolkenlos und rein und schön,
Daß Gott allein im Himmel sichtbar ist.

Characteristisch für den Leichtsinn des Griechen ist eine Anecdote, die Emerson von dem Consul zu Mycone erzählt:

„Des Consuls Frau war mit ihm seit sechs Jahren verheirathet und doch hatte sie zu der Zeit, als ich ihr vorgestellt wurde, kaum das zwanzigste Jahr zurückgelegt. Der Consul schien mit der innigsten Neigung an ihr zu hängen, und sie schien daher die Sclaverei, zu welcher das weibliche Geschlecht in der Levante verurtheilt ist, nicht zu theilen; sie war jung, heiter und liebenswürdig, ihr Mann gutmüthig, offen und freundlich, und kurz die Familie war das vollkommenste Bild des häuslichen Glückes im Orient. —

(Einige Monate später.)

„Hier wurden wir von meinem frühern Wirth, dem Consul, besucht, den ich zu meiner Verwunderung in tiefster Trauer und mit einem Bart von sechs Wochen, wie er zu dem Trauercostüme der Griechen gehört, sah. Da ich mich nach der Ursache erkundigte, berichtete er mir mit strömenden Augen, daß seine geliebte Signora vor zwei Monaten verschieden sey, indem der Rath eines ungeschickten Arztes, der sie bei ihrer Niederkunft bediente, ihr den Tod gebracht habe. Mein Anblick schien alle kaum vernarbten Wunden in dem Busen des armen Mannes wieder aufzureissen; er weinte unmäßig, seufzte unaufhörlich und stellte uns das traurige Porträt eines tiefen und erschütternden Grames dar. — —

„Bei seiner Entfernung theilte ich einem andern alten Bekannten mein Mitleid mit dem Unglück des würdigen Consuls mit; aber man denke sich meine Ueberraschung, als jener mit einem bedeutenden Lächeln mich unterrichtete, daß Signor Cordia bei der Erzählung seines Mißgeschicks einen einzigen kleinen Umstand zu erwähnen vergessen habe, — nämlich, daß er sich ungefähr einen Monat nach dem Tode seiner Gemahlin durch eine zweite Verbindung getröstet hab, und in einer seltsamen Vermischung von Lust und Traurigkeit seine gegenwärtige Ehehälfte zwinge, mit ihm tiefe Trauer für ihre verblichene Vorgängerin anzulegen."

Besonders merkwürdig war uns, was der Verfasser über die neuerer Zeit so selten besuchten Cycladen sagt.

Die Hauptbeschäftigung der Einwohner auf diesen Inseln ist das Aufsuchen des Meerschwammes, und man sagt, daß keinem jungen Mann zu heirathen erlaubt sey, bevor er nicht mit Leichtigkeit in eine Tiefe von zwanzig Faden tauchen könne. — Die See ist beständig außerordentlich klar und erfahrene Taucher sind fähig, von der Oberfläche die Puncte zu unterscheiden, an denen das Thier sich unten befestigt hat; wenn das ungeübte Auge auch nur dunkel den Grund erkennen kann. Jedes Boot ist mit einem großen Stein versehen, der an einem Seil befestigt ist, welches der Taucher ergreift, indem er sich Kopf über von dem Stern in die Wogen stürzt, sowohl um die Schnelligkeit seines Untertauchens zu beschleunigen und dadurch seinen Athem zu sparen, als um sein Aufsteigen zu erleichtern, indem er schnell von seinen Gefährten heraufgezogen wird, wenn er auf dem Grunde erschöpft ist. Ich habe nur einen einzigen Mann gesehen, der länger, als zwei Minuten unten bleiben konnte; und die Arbeit des Ablösens der Schwämme war natürlich eine sehr mühsame, so daß zuweilen drei, auch vier Taucher nach einander hinab gehen mußten, um ein besonders schönes Stück zu erhalten.

Rechtspflege in China.

Einer der ersten und ausgezeichnetsten Großen von China, Yuen, früher Statthalter der Provinz Canton, während des Birmanenkrieges aber — in der Voraussetzung, daß er zu Canton mit den Europäern umgehen gelernt habe — nach der Grenzprovinz Yunan versetzt, soll kürzlich ein tragisches Ende genommen haben. Der Kaiser, der geheime Nachricht von dem Reichthum des Gouverneurs erhalten hatte, sandte plötzlich eine Commission ab und ließ seine Familienwohnung in der Provinz Keang-nan durchsuchen. Dort wurden dem Gerüchte nach zehn Millionen Silbertaels — über 30 Millionen Gulden — gefunden: ein Schatz, den ein Diener der Krone natürlich nicht auf ehrlichem Wege erworben haben konnte, und der daher ohne Weiters confiscirt wurde. Der arme alte Yuen, als er diese Katastrophe hörte, nahm Goldblättchen, die in Kugelgestalt zusammengerollt waren und verschlang sie, was nach kurzen Leiden seinen Tod verursachte; indem die Blätter, wie man sagt, sich in dem Magen entfalten.

Asiatic Journal, Nov.

Der Hafen Emuy in China.

Den meisten unserer Leser wird es neu seyn, daß, während der Handel der Portugiesen mit China auf Macao, der anderer Nationen auf Canton beschränkt ist, die Spanier den Vortheil haben, nicht allein diese beiden Häfen, sondern auch noch ausschließlich einen dritten, den Hafen Emuy (engl. Schreibart Amoy) besuchen zu dürfen. Dieser liegt in der Provinz Fuh-kien, unter dem 24° 20′ n. B. u. 118° 45′ östl. L. und bietet einen trefflichen Ankerplatz für Schiffe jeder Größe dar, wird aber schwerlich, da kein großer Fluß oder Canal sich in der Nähe befindet, je zu bedeutender Wichtigkeit gelangen. Der umliegende District erzeugt indessen Seide, Eisen, Salz, Thee, Früchte und Spezereiwaaren, wodurch ein thätiger Ausfuhrhandel unterhalten werden könnte. Ein Civil- und ein Militär-Gouverneur haben zu Emuy ihren Sitz, und auf den Panghuinseln, die zwischen der chinesischen Küste und Formosa liegen, ist ein anderer Militärbeamter stationirt. Zu bedauern ist nur, daß das Privilegium der Spanier durch die Erpressungen der Mandarinen in Verfall gerathen muß, da kein bestimmter Tarif besteht und mit jedem ankommenden Schiffe ein besonderer Vergleich über die zu entrichtenden Abgaben getroffen wird.

Canton Register.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 25. 25 Januar 1829.

Die Pilger von Mekka.

(Schluß.)

Von der Spitze des Arafat zählte ich gegen 3000 durch die Ebene zerstreute Gezelte, wovon zwei Drittheile den beiden Hadschkarawanen, dem Gefolge und den Soldaten Mehemmed Ali's, die übrigen den Arabern des Scherifs, den Beduinenhadschis und der Bevölkerung Mekkas und Dschiddas angehörten. Die versammelte Volksmenge war größtentheils ohne Zeltobdach. Die beiden Karawanen lagerten ohne Ordnung; Wallfahrer und Soldaten hatten ihre Zelte in großen Kreisen aufgeschlagen, in deren Mitte ein großer Theil ihrer Kamele sich befand. Die Zahl der Kamele auf der ganzen Ebene mochte sich auf 20 bis 25000, darunter 12000 syrische und 6 bis 7000 egyptische, belaufen. Dreitausend hatte Mehemmed Ali von den Beduinen der syrischen Wüste angekauft und den Wallfahrern überlassen, bevor sie zum Transport des Armeebedarfs nach Tayf verwendet wurden.

Der syrische Hadsch nahm die Süd- und Südwestseite des Bergs, der egyptische die Südostseite ein; Jahya mit seinen Beduinen den Platz um das Haus des Scherifs und an diese sich nachbarlich anlehnend das ganze Hedschazvolk. Hier war es, wo sich früher die beiden Jemenkarawanen niederließen. Mehemmed Ali und Suleiman Pascha von Damask und mehrere andere ihrer hohen Offiziere hatten sehr schöne Zelte; als das prächtigste von allen aber zeichnete sich aus das der Gemahlin Mehemmed Ali's, der Mutter Tussun Pascha's und Ibrahim Pascha's, die von Cairo mit einem wirklich königlichen Prunke bei dem Hadsch eingetroffen war. Fünfhundert Kamele bedurfte man, ihr Gepäck von Dschidda nach Mekka zu bringen. Ihr Zelt, ein eigentliches Lager, das aus zwölf Zelten von verschiedenem Umfang bestand, die von ihren Frauen bewohnt wurden, war von einer Mauer von Leinwand umschlossen, die 800 Schritte im Umfang hatte, und vor deren einzigem Eingang kostbar gekleidete Eunuchen Wache hielten. Rings um diesen Bezirk standen die Zelte ihres zahlreichen männlichen Gefolgs. Die schöne Stickerei dieses Leinwandpalastes von außen, mit dem manchfaltigen Farbenwechsel überall, erinnerte mich an Schilderungen in den arabischen Mährchen von tausend und einer Nacht. Unter dem reichen Gepränge der Andern zeichnete sich vor Allem das der Familie des Kaufmanns Dscheylany aus, dessen Zelte, in einem Halbkreis aufgeschlagen, an Schönheit mit denen der beiden Paschas wetteiferten und die des Scherifs Jahya bei Weitem überboten. In andern Theilen des Morgenlandes hätte sich ein Kaufmann eben so bald eine Schlinge für den eigenen Hals gedreht, als seinen Reichthum in Gegenwart eines Pascha so zur Schau gestellt; aber Dscheylany lebt noch nach der Sitte der Mekkany's unter ihrer alten Herrschaft, hauptsächlich unter Scherif Galeb, welcher sich selten eine Erpressung erlaubte; auch vertrauen sie der Zusage Mehemmed Ali's, ihr Eigenthum respektiren zu wollen.

Den ganzen Morgen über wurden die Geschütze gelöst, welche die beiden Paschas mitgebracht hatten. Wenige Wallfahrer hatten ihre Quartiere auf dem Berge Arafat selbst genommen, wo kaum eine kleine Grotte, oder ein überhängender Granitblock ihnen Schutz vor der Sonne gewährte. Es herrscht im Osten der allgemeine Glaube, und auch auf dem Heimweg sprachen viele Hadschis davon als von einer Thatsache, daß alle Pilgrime an diesem Tag auf dem Berge Arafat lagern, und daß der Berg die wundervolle Eigenschaft sich auszudehnen besitze, so daß er eine zahllose Menge von Gläubigen auf seinem Gipfel fassen könne. Das Gesetz befiehlt, daß die Hadschversammlung auf dem Arafat Statt haben soll, begegnet aber dadurch weislich der Unmöglichkeit, daß es die Ebene in der unmittelbaren Nachbarschaft des Bergs unter dem Berg mitbegriffen wissen will.

Ich glaube, daß das anderthalb bis zwei Stunden lange und eine halbe oder ganze Stunde breite Lager wohl 70,000 Menschen faßte; und es ist vielleicht kein Ort auf Erden, wo man auf einem so kleinen Raume so verschiedene Sprachen hörte; ich zählte deren vierzig und zweifle, daß ich alle gezählt hatte. Es war mir, als befände ich mich in einem Tempel von lauter Reisenden; und nie wurde in mir der Wunsch so lebhaft, einmal in das innerste Herz der Länder von so manchen Wallfahrern zu dringen, und ich dachte mir bei einem Besuche ihrer Heimat keine größere Schwierigkeiten, als sie bei ihren Wanderungen hieher gehabt haben mochten.

Während die Aufmerksamkeit zwischen so unzähligen neuen Gegenständen getheilt ist, schwindet die Zeit reißend schnell dahin. Ich war bloß den Berg Arafat herabgestiegen und eine Zeitlang auf dem Lagerplatz hin und her gegangen, hatte mit den

Wallfahrern gelegentlich eine Unterhaltung gepflogen, in dem syrischen Lager mich nach einigen Freunden erkundigt, und unter den syrischen Beduinen nach Neuigkeiten aus ihrer Wüste gefragt, als der Mittag bereits da war. Die Gebete zu dieser Tageszeit müssen innerhalb oder in der unmittelbaren Nähe der Moschee Nimr verrichtet werden, wohin sich denn auch die beiden Paschas zu diesem Zweck begeben hatten. Bei Weitem die Mehrzahl der Hadschis hält sich aber nicht an diesen Gebrauch, und manche unterlassen sogar die Mittagsgebete; denn Niemand fragt darnach, ob sein Nachbar in der Verrichtung der vorgeschriebenen Gebräuche pünktlich ist, oder nicht. Nachmittags soll man nach der Vorschrift des Gesetzes sich am ganzen Leibe waschen und reinigen. Da aber das Wetter trübe und sogar kalt war, unterließen neun Zehntheile der Wallfahrer, welche in ihrem leichten Iram bereits froren, auch diesen Ritus und begnügten sich mit der gewöhnlichen Abwaschung. Die Zeit des Aszer (ungefähr drei Uhr Nachmittags) kam herbei, als die eigentliche Festlichkeit begann. Die Pilger drängten sich jetzt nach dem Berge Arafat, und bedeckten seine Seiten vom Fuß bis auf den Gipfel. Genau um die Stunde des Aszer nahm der Prediger seinen Standort auf der Platteforme an dem Abhang des Berges ein und begann, zu der Menge zu sprechen. Diese Predigt, die bis Sonnenuntergang dauert, macht die ganze Hadsch-Festlichkeit aus und heißt Khotbet el Wakf; und kein Pilger, wenn er auch alle Plätze von Mekka besuchte, ist zu dem Namen Hadschi berechtigt, wofern er nicht derselben beigewohnt hat. Als die Stunde des Aszer nahte, wurden alle Zelte abgebrochen, Alles aufgepackt, und die Karawanen fingen an zu laden, die Pilgrime bestiegen ihre Kamele und drängten sich um den Berg, um im Gesichtskreis des Predigers zu seyn; was hinreicht, da der größere Theil der Versammlung nothwendig zu entfernt stehen muß, um ihn hören zu können. Die beiden Paschas rückten in zwei Schwadronen heran und stellten sich im Rücken der tiefen Reihen der Kamele der Hadschis auf, zu welchen sich noch die der Leute von Hedschaz gesellt hatten. Hier erwarteten sie in feierlicher, ehrerbietiger Stille den Schluß des Vortrags. Weiter entfernt von dem Prediger stand der Scherif Jahya, mit seinem kleinen Truppencorps, das sich durch mehrere grüne Standarten auszeichnete, die ihm vorgetragen wurden. Die beiden Mahmals, welche auf ihren Rücken das hohe Gestell tragen, das ihren Karawanen zum Banner dient, machten sich mit Mühe Bahn durch die Reihen Kamele, die den südlichen und den östlichen Abhang des Berges vor dem Prediger umgaben, und stellten sich in der Mitte ihrer Wachen gerade unter der Platteforme auf. Der Prediger, oder Khatib, der gewöhnlich der Kadi von Mekka ist, saß auf einem reichgeschmückten Kamel. Nach der Tradition hatte Mohammed seine Reden an seine Anhänger immer sitzend gehalten; eine Sitte, welche alle Khalifen, die zu dem Pilgerfeste kamen, und persönlich zu ihren Unterthanen sprachen, nachahmten. Der Türke aus Konstantinopel aber, nicht gewohnt, auf einem Kamel zu reiten, konnte nicht so fest sitzen, als der Beduinenprophet. Das Kamel ward ungeberdig, und nöthigte ihn abzusteigen. Er las seine Rede aus einem arabischen Buch, das er in den Händen hielt. Je nach vier oder fünf Minuten pausirte er, und streckte seine Arme aus, als wollte er Segen von oben erflehen; während die versammelte Menge um ihn und vor ihm den Saum ihrer Iramgewänder über ihren Köpfen wehen ließ, und die Luft mit dem Rufe Lebeyk, Allahuma Lebeyk, (hier sind wir zu deinem Befehle, Gott!) erfüllte. Als so die Iramgewänder der weißgekleideten Menge auf dem Berge flatterten, glaubte man einen Wasserfall zu sehen; wogegen die Tausende der auf ihren Kamelen sitzenden Hadschis mit ihren grünen Sonnenschirmen unten einer grünen Fläche nicht unähnlich waren.

Während seiner Rede, die fast drei Stunden dauerte, sah man den Kadi sich beständig mit dem Handtuch die Augen trocknen. Denn das Gesetz will, daß er von dem Gefühl der demüthigsten Zerknirschung bewegt sey, und sagt, so oft Thränen aus seinem Auge treten, sey es ein Zeichen, daß der Allmächtige ihn erleuchte und seine Gebete erhöre. Die Wallfahrer, welche in meiner Nähe, auf großen Granitblöcken standen, gewährten einen sehr mannichfaltigen Anblick. Einige von ihnen schrien laut auf und weinten, indem sie sich auf die Brust schlugen, und sich für die größten Sünder vor dem Herrn bekannten; Andere aber, bei Weitem die kleinere Zahl, standen mit thränenden Augen in stilles Nachdenken und in Anbetung versunken. Manche Eingeborne von Hedschaz und viele Soldaten von der türkischen Armee schwatzten und scherzten unter sich; und wenn die Andern mit dem Iram wehten, machten sie auffallende Gestikulationen, als ob sie die Ceremonie verspotten wollten. Hinten auf dem Berge bemerkte ich mehrere Gruppen Araber und Soldaten, welche in Gemächlichkeit und Seelenruhe ihre Pfeife schmauchten, in einer Grotte nebenbei saß eine gemeine Frau, welche Kaffe schenkte, und deren Gäste oft durch ihr lautes Gelächter und den Lärm, den sie machten, die inbrünstige Andacht der nahestehenden Hadschis störten. Auch waren Volks-Haufen in gewöhnlicher Kleidung zugegen. Gegen den Schluß der Predigt schien die große Mehrzahl der Versammelten des Zuhörens müde, und stieg den Berg herab, ehe noch der Redner seinen Vortrag geendigt hatte. Es ist jedoch zu bemerken, daß die auf dem Berge versammelten Schaaren größtentheils aus den niedern Volksklassen bestanden; die angesehneren Wallfahrer saßen auf ihren Kamelen oder Pferden in der Ebene. Endlich begann die Sonne hinter die westlichen Berge hinabzusinken; der Kadi schloß sein Buch und ward mit einem schließlichen Lebeyk als Lebewohl begrüßt. Die Menge stürmte den Berg hinab und eilte, den Arafat zu verlassen. Es wird für verdienstlich gehalten, seinen Schritt beim Schlusse dieser Feierlichkeit zu beschleunigen und Manche stellen einen wirklichen Wettlauf an, den die Araber Ad'dafa min Arafat heißen.

In früheren Zeiten, als die syrischen und die egyptische Karawanen beinah gleich stark waren, fanden fast jedes Jahr blutige Händel Statt, indem jede Partei die andere zu überholen und ihr Mahmal dem andern vorzutreiben suchte. Dasselbe geschah, wenn sich bei Anfang der Rede die Mahmals der Platteforme näherten; und zweihundert Menschenleben wurden auf diese Art oft der vermeintlichen Ehre der Karawane geopfert. Gegenwärtig überwiegt die Macht von Me-

bemmed Ali, und die syrischen Hadschis zeigen große Demuth und Unterwürfigkeit.

Die vereinigten Karawanen und die ganze Pilgermasse wogten jetzt über die Ebene hin; alle Zelte waren schon zum Voraus gepackt, so daß Alles sogleich aufbrechen konnte. Die Wallfahrer drängten sich den Alameyn zu, durch welche sie auf dem Rückwege wieder durch mußten; und die Nacht brach ein, bevor sie noch den Paß Mazaumeyn erreichten. Unzählige Fackeln wurden jetzt angezündet, und deren vier und zwanzig jedem Pascha vorgetragen; die Feuerfunken flogen weit über die Ebene hin. Der Kanonendonner brüllte; die Soldaten schossen ihre Gewehre ab; die Kriegsmusiken der beiden Paschas stimmten ein; Raketen stiegen auf; während der Hadschzug in schnellem Schritte und in großer Unordnung unter einem betäubenden Geschrei dem Passe Mazaumeyn zueilte, und sich nach Mezdelf; fortbewegte, wo sich nach einem zweistündigen Zuge Alles lagerte. An Ordnung war nun nicht mehr zu denken; Jeder legte sich an der nächsten Stelle nieder, da außer den Paschas und ihren Gefolgen Niemand ein Zelt aufschlug. Diese aber hatten auf hohen Schwibbögen Lampen aufgesteckt, welche die ganze Nacht brannten. Das Geschützfeuer dauerte ununterbrochen fort.

Drama der Chinesen.

Die dramatischen Compositionen der Chinesen zerfallen in zwei Hauptclassen: lange historische Stücke und kurze Comödien oder Farcen. Die letztern werden von den herumziehenden Schauspielerbanden am Häufigsten aufgeführt. Das Theater ist gewöhnlich von der einfachsten Construction, indem es nur, wie die Bühnen der Marionettenspieler auf unseren Jahrmärkten, aus einigen Brettern zusammengeschlagen wird. Oft sieht man das Innere eines Hauses und die Straße zu gleicher Zeit, und häufig ist es schwer zu entscheiden, wohin die Scene eigentlich verlegt ist. Wenn eine Thür geöffnet werden soll, so macht der Schauspieler eine Bewegung mit den Händen, wie Einer, der die beiden Flügel einer Thür zurückwirft. Hat er einen Krieger darzustellen, der zu Pferde steigt, so hebt er das Bein empor, als wenn er sich in den Sattel schwingen wollte, sitzt dann zu Pferde und ahmt auf das Lächerlichste alle Bewegungen eines Reiters nach; dabei beschreibt er den Zuschauern singend Alles, was er thut.

Das Orchester ist gewöhnlich auf der Bühne aufgestellt, hinter derselben aber steht noch ein Chor, der in den Gesang der Schauspieler einstimmt. Wenn zwei Heere im Kampf mit einander begriffen seyn sollen, so ist der Lärm, welchen die mißtönenden Lo's und Trommeln machen, abscheulich; die Masken der Krieger sind schrecklich verzerrt und besudelt, und die Dämonen, welche nicht fehlen dürfen, übertreffen sie noch an Mißgestalt.

Von den Farcen mag die folgende, die wir aus der Calcutta Governement Gazette entlehnen, einen Begriff geben. Der Narr (Cheu, eine stehende Person in den chinesischen Farcen, mehr dem Clown des alten brittischen Theaters, als dem Arlechino der Italiener zu vergleichen), der darin auftritt, ist ein Pu-kang, oder Topfbinder, Namens Ho-lang-eulh; er trägt die gewöhnliche Tracht dieser Leute und hat nur das Gesicht bemalt.

Cheu (singend:) Hart, hart ist das Loos von Ho-lang-eulh,
Täglich muß er auf den Straßen umherschreien,
Denn dadurch allein erwirbt er sein Brod.

(sprechend:) Ja, ja; ich bin Ho-lang-eulh. Das Wetter ist schön heut; ich muß meine Kunden in der Stadt machen. Schnell, vorwärts, vorwärts; — da hilft kein Zaudern.

(singend:) Ho-lang-eulh erhebt gewandt seine Last mit dem Tiao-tan.*)
So laufe ich durch die ganze Stadt,
Von dem Ost- zum West-, vom Süd- zum Nordthor.
Bei allen vier Thoren und an den vier Ecken bin ich gewesen,
Von einem Ort zum andern hab' ich gewandert,
Und Niemand hat den Pu-kang gerufen.

Tan**) (singt:) Wang-ta-naing kommt aus ihrem Arbeitszimmer,
Denn sie hat einen Pu-kang auf der Straße rufen hören,
Sie öffnet beide Flügel der Thür. Ja, fürwahr, es ist ein Pu-kang!

Cheu. (singt:) Ich komme, um zu sehen, ob Ihr einen Topf zu bessern habt;
O kommt hieher mit Euern kleinen Töpfchen,
Und bald will ich's bessern. Ihr seyd mein erster Kunde heut.

Tan. (singt:) Wie viele Csiens***) verlangst Du für einen großen Topf,
Und wie viele Doppel-Csiens für einen kleinen?

Cheu. (singt:) Für einen großen Topf hundert und zwanzig Csiens
Und fünfzig Doppelcsiens für einen kleinen.

Tan. (singt:) Hundert und zwanzig Csiens und fünfzig Doppel-Csiens!
Füge ich neun oder zehn hinzu, so kann ich mir einen neuen Topf kaufen.

Cheu. (singt:) Gewiß, ein böser Geist muß heut morgen mir begegnet seyn,
Da ich Niemand finden kann, der mir Arbeit giebt;
Komm, mein Tiao-tan, laß uns weiter gehen!

(ruft laut:) Pu-kang! Pu-kang!

Tan. (singt:) Ich muß den Pu-kang wieder zurückrufen. Holla, Freund!
Vielleicht können wir doch noch einen Handel schließen;
Ich will hundert Csiens für den großen
Und fünfzig Doppelcsiens geben für den kleinen Topf.

Cheu. (spricht:) Hundert Csiens und vierzig Doppelcsiens?

---

*) Der Tiao-tan, ein Stab, an welchem der Pu-kang sein Handwerksgeräthe trägt: an dem einen Ende eine kleine Kiste mit Pfriemen ꝛc., die auch statt des Tisches dient, an dem andern einen hölzernen Stuhl.

**) Tan, die erste Sängerin, die hier Wang heißt und mit dem Zusatz ta-ning, die Dame: Wang-ta-ning.

***) Csiens, kleine Kupfermünzen, 080 = einem spanischen Dollar.

Tan. (singt:) Um diesen Preis verdient Ihr Leute eine Menge Geld!

(spricht:) Wang-ta-miung geht zuerst hinein.

Cheu. (singt:) Und ihr folgt Meister Pu-fang.

(spricht:) Ich grüße Euch, schöne Dame; der Himmel segne Euch vorn und hinten!

Tan. (spricht:) Ich danke Dir, ich danke Dir; Gutes Glück Dir das ganze Jahr um.

Cheu. (spricht:) Wollt Ihr mir Euer Töpfchen hieher bringen.

Tan. Hier ist es.

Cheu. O mein, das Töpfchen ist erbärmlich zugerichtet.

Tan. Wenn man sie gebraucht, so geht es nicht anders.

Cheu. Gewiß; sie werden verdorben durch den häufigen Gebrauch. Ich wäre Euch sehr verbunden, wenn es Euch gefallen wollte, mir eine Tasse Thee zu geben.

Tan. Ich will Euch sogleich eine bringen.

(singt:) Wang-ta-naing geht in ihr Arbeitszimmer
Und macht ihre Toilette, um sich anzukleiden.
Wenn sie ihr Haar macht, so bedeckt eine schwarze Wolke die Sonne;
Auf jeder Seite befestigt sie die glänzende Haarnadel.
Sie zieht einen Unterrock von rothgeblümter Seide an
Und darüber ein weißes Oberkleid von Gaze,
Worauf die Blume Hay-tang gestickt ist.
Auch nimmt sie weiße Seide (ling) und windet sie um ihre zierlichen kleinen Füße,
Die in geblümte Schuhe von drei Zoll Länge eingeschlossen sind.
Wenn sie einher geht, scheinen Frühlingslüfte über die Wiesen zu wehen,
Und sitzend gleicht sie einer duftenden Kerze in dem Tempel des Himmels.

Cheu. (singt:) Mit erhobenem Haupt sitze ich hier und sehe nach dem Mädchen von zweimal acht Jahren,
Ihr Haar gleicht der dunkeln Wolke,
Welche das Licht der Sonne auffängt;
Auf jeder Seite sind Blümchen von Juwelen;
Ihr Leib ist in rothe großblumichte Seide gehüllt,
Darüber ein Kleid von weißem Gaze, mit Haytang gestickt;
Sie nahm die weiße Seide und wand sie um ihre kleinen Füße,
Die in Schuhe nur drei Zoll lang eingeschlossen sind.

Der Puma und der Jaguar.

Der Puma oder der americanische Löwe ist in seinem wilden Zustande das einzige Thier, welches mit Grund nutzloser Grausamkeit beschuldigt werden kann. Man weiß Fälle, wo er fünfzig Schafe auf einmal tödtete, um von jedem nur ein wenig Blut zu saugen, obwohl sein gewöhnlicher Appetit nichts weniger als delicat ist, da man ihn oft seinen Raub mit Gras und Blättern bedecken sieht, um zu demselben später zurückzukehren. Er bewohnt lieber die offene Ebene, als Wälder und nähert sich oft den Wohnungen des Menschen. Um einen Baum zu ersteigen, springt er mit einem einzigen Satze hinauf, und auf dieselbe Weise springt er auch wieder herunter. Er verfolgt alle Arten wilder Thiere und scheut selbst einen Angriff auf andere Raubthiere nicht. Unter den Ziegen und andern Hausthieren richtet er große Verheerungen an; um sich des Rothwildes zu bemächtigen, das ihm sonst entgehen würde, besteigt er Bäume und springt von denselben auf seine Beute herab. — Wenn der Puma voll ausgewachsen ist, mißt er fünf Fuß in der Länge, ohne den Schwanz, der auch noch zwei bis drei Fuß lang ist.

Bei Weitem gefährlicher, als der Puma, ist der Jaguar, oder der americanische Panther. Er bewohnt die Wälder, welche die Riesenströme Südamerica's umgrenzen, und wird von den Eingebornen, die in dem Glauben stehen, daß er ihr Fleisch dem der Weißen vorziehe, sehr gefürchtet. In Paraguay war nach der Vertreibung der Jesuiten dieses Thier in solcher Menge vorhanden, daß in einem einzigen Jahre mehr als 2000 erlegt wurden; und selbst noch im Jahre 1800 wurden an 1000 getödtet. Humboldt bemerkt um dieselbe Zeit, daß in den spanischen Colonien jährlich über 4000 Jaguars getödtet würden und daß der Hafen von Buenos Ayres allein jährlich an 2000 Felle ausführe. Wenn er in den Wäldern verfolgt wird, so klettert er, gleich einer Katze, auf einen großen Baum, von dem er mit Lanzen, oder durch Feuergewehre heruntergebracht werden muß. Wird er im Freien an dem Ufer eines Flusses überrascht, so läßt er ohne sich zu bewegen, den Jäger sich auf wenige Fuß nähern, ehe er seinen letzten und oft todtbringenden Sprung auf ihn macht. In dem Augenblicke jedoch, wo er sich zum Sprunge erhebt, stößt ihm der Jäger, der ein Schaffell über den linken Arm hängen hat und in der rechten eine fünf Fuß lange Lanze führt, diese in die Brust. Die Kraft dieses Thieres ist so groß, daß, wenn er ein Stück Zugvieh getödtet hat, das mit einem andern zusammengespannt ist, er ungeachtet alles Widerstandes des noch lebenden beide mit sich hinwegschleppt. Was Buffon von den feigen Tigern der neuen Welt sagt, bezieht sich nur auf die kleinen Ocelots. Der Jaguar Americas flieht so wenig vor dem Menschen, als der Tiger Asiens, und am Orinoco springt er zuweilen in das Wasser, um die Indianer in ihren Canoes anzugreifen. Er ist, gleich dem Tiger, ein trefflicher Schwimmer und kommt mit Leichtigkeit über die breitesten Ströme. Ein Jaguar, der sich lebend in einer Menagerie zu Liverpool befand, maß mit dem Schwanz zwischen sechs und sieben Fuß, und war zwischen den Schultern zwei bis drei Fuß hoch.

Wilson's Illustrations of Zoology, N. I. und III.

Rebhühnerjagd auf den Cycladen.

Auf einigen der Cycladen, wo die Einwohner zu arm sind, um sich mit Pulver und Blei zu versehen, fängt man die Rebhühner, indem man sie so lange zu Fuß umher jagt, bis sie erschöpft sind und sich mit der Hand greifen lassen. Wird durch diese Sitte nicht die bekannte Stelle 1 Samuel, 26, 20 erläutert, wo es von Saul heißt: er verfolgte David, „wie wenn Einer ein Rebhuhn jagt auf den Bergen?“

Letters from the Aegean, by Emerson.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 26. 26 Januar 1829.

Erzählungen vom großen Bernhard.

Der reisende Gelehrte.

Erzählungen, welche Sittenschilderungen enthalten, vereinigen das Schöne mit dem Guten, das Angenehme mit dem Lehrreichen, und gehören fortwährend zu den gesuchtesten Artikeln der Lesewelt. Eine gute Erzählung der Art geht tiefer in das Wesen einer Nation ein, als ein trockenes Compendium der Ethnographie, und man hat daher nicht selten den Gedanken aufgefaßt, den Charakter und das Leben verschiedener Völker in einer Reihe von eben so vielen Novellen darzustellen; allein die Aufgabe ist sehr erklärlicher Weise nicht leicht und unsers Wissens noch nicht gelöst worden. Einen neuen Versuch diese Aufgabe theilweise zu lösen erhalten wir in den im vorigen Jahre in London erschienenen Tales of the Great St. Bernard. 3 Vols. deren Verfasser, George Croly, sich bereits im theologischen und philosophischen Fache, so wie durch manche in Zeitschriften zerstreuten Gedichte als einen Mann von großen Talenten und als tüchtigen Schriftsteller bewährt hatte.

Denselben Reichthum der Kenntnisse finden wir auch in seinem neuesten Werke, das sich noch überdieß durch richtige Zeichnung der Charaktere, Lebendigkeit der Darstellung, Witz und eine gefällige Sprache, wodurch er uns unbewußt belehrt, während wir uns bloß zu unterhalten glauben, dem größern Publikum empfiehlt.

Die Erzählungen vom St. Bernard sind eine Reihe von Novellen, welche in einem Alpenkloster von Reisenden verschiedener Nationen erzählt werden, die ein unfreundliches Wetter daselbst versammelt hat. Es sind deren sieben, und jede giebt die Schilderung eines andern Landes, aus dem Munde eines Eingebornen. Die erste „Die Leiden des Reichthums" ist ein sprechendes und originelles Gemälde der gefährlichen Lage, worin sich Alle befinden, die, wie man zu sagen pflegt, schnell ihr Glück machen wollen; eine beißende Satire auf die Engländer, oder vielmehr auf eine gewisse Klasse derselben, die einen tiefen Eindruck nicht verfehlen wird. Eine wallachische Erzählung „Hebe" ist eine geistvolle und romantische Geschichte von der Dankbarkeit einer jungen griechischen Waise gegen ihren Wohlthäter, welche einzelne Stellen von ausgezeichneter Schönheit enthält, und uns mit einer Schnelligkeit durch eine Menge anziehender Situationen führt, mit welcher unser Vorstellungsvermögen kaum gleichen Schritt zu halten im Stande ist. Bewunderungswürdig ist die Treue und Wahrheit, mit der Croly jede fremde Erscheinung in ihren Hauptmomenten aufgefaßt hat. Seine Türken, Griechen, Albaneser, Deutsche, Engländer sind vollendete Gemälde; er zeichnet sie mit mathematischer Genauigkeit und Schärfe, und mit der Leichtigkeit und Bekanntschaft eines Inländers. Folgende Herzensergießung gegen die Schreibsucht mag beweisen, wie viel Sinnvolles der Verfasser in einen engen Raum zusammenzudrängen versteht. Der Redende ist ein griechischer Mönch aus den Gebirgen.

„Ein Mensch langweilt den andern; das ist der Lauf der Dinge, aber von allen langweiligen Dingen ist keines langweiliger als die Gesellschaft eines Gelehrten, der mit einem Buche schwanger geht. Ich bin eine ganze Woche lang von einem deutschen Professor heimgesucht worden, der von mir über Alles in der Welt Aufschluß verlangte, obgleich mein armer Kopf nichts weniger als ein Behälter von botanischen, statistischen und anderen Kenntnissen ist, denen der tiefsinnige Germane nachzustellen schien. Mein nächster Plagegeist war ein berühmter Mann, der in der Welt umherreiste, um eine neue Theorie über die Erde aufzustellen, nicht weniger scharfsinnig als jede andere von der Legion derer, welche es bereits giebt. Er wanderte durch die Gebirge, sammelnd und hämmernd, philosophirend und rechnend, bis dem erzürnten Berggeist die Geduld ausging. Der unglückliche Geognost ward zerschmettert am Fuße eines Abhanges gefunden, mit einer Tasche voll Kieselsteine, tausend Ellen unter dem mißhandelten Felsblocke, an dem er sich bereichert hatte.

„Und dieser Vandal war weiter Nichts als eine einzige Species von einem Geschlechte, welches der Winter eben so zahlreich als die Wasservögel vom Norden zu uns heradtreibt. Aber ich kann noch von viel interessanteren Geschichten erzählen.

„Zuletzt kehrte ein Engländer bei mir ein; ein wohlerhaltenes Exemplar aus dem großen Lande der Widersprüche, wo die Philosophen Narren und die Narren Philosophen sind; wo alle Leute stolz auf die Fremden herabsehen, und alle Leute ihre Affen werden; wo der Arme die Staatseinkünfte verzehrt, und der Reiche angebettelt wird, ihn zu füttern; wo der König in

einem Privathause wohnt, und seine Unterthanen in Palästen leben; wo der Adel stolzer ist als irgendwo anders auf der Erde, und wo der Großvater eines jeden Dritten von ihnen ein Bürger oder Bauer war; wo jeder Mann sein Land göttlich verehrt, und jeder Mann aus demselben wegläuft, so schnell er nur kann.

„Mein Engländer hatte die beste Erziehung seines Vaterlandes genoßen; d. h. er war zehn Jahr auf einer der angesehensten Schulen gewesen, wo er ein barbarisches Latein barbarisch erlernt, und es im Ballspiel zur Meisterschaft gebracht hatte; noch einige Jahre auf einer Universität, deren Name in der ganzen Welt berühmt ist, hatten ihn darüber aufgeklärt, daß der Krieg keine Vorrede ist, und daß im menschlichen Magen drei Flaschen Wein auf einmal Raum finden.

„Er verließ die Studienanstalten als das Ideal eines Mannes, um, wenn es ihm beliebe, dem Staate nützlich zu werden; aber das Schicksal wies seinen ausgezeichneten Talenten eine andere Laufbahn an. Wie seine übrigen Landsleute besuchte er die Meeresufer, um sich von den rauschenden Cirkeln der großen Gesellschaft zurückzuziehen, welches er auch ins Werk setzte, indem er sich in einen Strudel von Bällen, Abendunterhaltungen und andern Festlichkeiten warf. Von dieser Eremitage aus fielen ihm bei Sonnenuntergang die Kreidenberge der französischen Küste in die Augen. Er stülpte den Hut auf und segelte in das Land der Wonnen. Einmal in Bewegung besuchte er das Baltische Meer, die Newa, den Don, rümpfte über Alles, was er sah, hörte und fühlte, die Nase, bis ihn das Azowsche Meer in seinen schmutzigen Busen aufnahm, der Bosporos ihn seinen reißenden Strom hinunterwirbelte, und er sich unter dem Schatten des Sultans der Sultane wieder fand.

„Hier machte er Halt, und sein Genius offenbarte sich in einem Anerbieten die türkische Cavallerie die Behandlung der Pferde und des Säbels zu lehren; den Mufti den Koran; den Sultan die Kunst zu köpfen; die Sultaninnen Schminke auflegen, und das Volk seine eigene Sprache sprechen.

„Aber die Türken wollen eben so wenig lernen, als sie Lust haben zu lehren. Man eröffnete ihm die Aussicht auf eine tüchtige Bastonade, wenn er es ferner unternehmen würde, das Land der Gläubigen aufklären zu wollen, eine Aussicht, die es ihm wünschenswerth machte, eiligst zusammenzupacken. Da Philologie seine Leidenschaft war, so steuerte er auf unsere Berge los, woselbst er sich durch einen unseligen Zufall an mich, oder an den Gründlichsten unter den Gründlichen wandte.

„Ich band gerade die Schößlinge jenes vortrefflichen Weines auf, als das Genie auf mich loskam. Der Weinstock stand kaum drei Ellen von meiner Thüre; bevor ich jedoch Dach und Fach erreichen konnte, hatte er mich schon nicht weniger gefragt, als ob ich ihm nicht sagen könne, was aus den fünf und dreißig verloren gegangenen Tragödien des Euripides geworden sey? aus den hundert und dreizehn Melodramen des Sophocles? aus den hundert und acht Lustspielen des Menander?

„Betäubt von dieser Sündfluth von Gelehrsamkeit konnte ich Nichts thun, als ihm bedeuten, daß ich von der Sache nicht Mehrwissen als er selbst; ich versuchte mich mit guter Manier loszumachen, aber sein Feuereifer ließ sich nicht überlisten. Er hielt mich bei der Brust fest und bestand darauf, daß ich ihm auf der Stelle sagen solle, ob die Decaden des Livius und die Annalen des Tacitus vollständig in meinem Besitze seyen? ob ich den Lycophron für verderbt, mystisch oder verrückt hielte? ob es möglich sey, daß Jemand den Aeschylus verstehe? und ob die Conjectur gewagt erschiene, daß die Tragödien dieses Dichters Sylbe für Sylbe Phantasien eines athenischen Irrenhäuslers seyen?

(Schluß folgt.)

Sardinien und seine Bewohner.

Sitten und Trachten.

Es ist ein Zug von Orientalismus, den Sardinien seinen ehemaligen saracenischen Beherrschern verdankt, oder der sich vielleicht noch aus frühern Zeiten herschreibt; daß die Hausfrau, festliche Veranlassungen ausgenommen, selten zum Vorschein kommt und nie mit dem Gast speist: doch erscheint sie gewöhnlich zum Empfang desselben, reicht ihm die Hand und sagt freundlich: „der Fremde ist willkommen." Die Eifersucht der Sarden und ihre summarische Weise sich Genugthuung zu verschaffen hat das Land vor der ekelhaften Sitte des Cicisbeat's und der damit verbundenen moralischen Infamie bewahrt. Doch muß man den Grund der Zurückgezogenheit der Frauen mehr in den Begriffen der Sarden von Schicklichkeit als in der leidenschaftlichen Eifersucht der Männer suchen. „Ein sardischer Herr," erzählt Smith, „mit dem ich über diesen Gegenstand sprach, äußerte sich weitläufig über die Thorheit, ein Weib, das auf Abwege ausgehe, hüten zu wollen, und setzte mit einiger Wärme hinzu, er sey von der Tugend seines Weibes so fest überzeugt, daß er ihr trauen würde und wäre sie unter den Capucinern." Indessen herrscht in der sardischen Gesellschaft, auch wenn Frauen zugegen sind, insgemein ein sehr freier Ton; letztere selbst lachen herzlich über die unzartesten Scherze und treiben die Gewohnheit Nichts zu umschreiben und zu verschleiern, sondern jedes Ding bei seinem rechten Namen zu nennen, wo möglich, noch weiter als ihre ungezogenen Eheherrn; aber man vergißt das Plumpe einer solchen Gesellschaft, wenn man die in melodischem Tonfall sich erhebenden Stimmen hört, wenn man die natürliche Feinheit des Benehmens bemerkt, das sie gegen einander beobachten, indem sie auf jede Querfrage immer eine ausweichende Antwort in Bereitschaft halten, die sie so zu wenden wissen, daß die äußere Form der Höflichkeit darunter nicht Noth leidet. Sonderbar, daß trotz des mißtrauischen Charakters der Sarden die Höflichkeit immer sich in das Gewand der Freundschaft kleiden will. Daher ohne Zweifel auch die Sitte der Männer, einander mit einem Kuß auf beide Wangen und auf den Mund zu begrüßen: eine Sitte, die sich aus dem Alterthum herüber vererbt hat und schon von Martial gerügt worden ist. Noch mehr zeigt sich ihr Festhalten am Alten in den Trachten.

Der Adel und die Städter kleiden sich ganz nach italienischer Mode; dagegen die Herrn vom Lande (gente mannu), die Pächter (mussaras) und die Bauern sich durch ihre eigenthüm-

schen Trachten unterscheiden. Im Campidano sieht man Kleider von Fellen, in Gallura von grobem Orbaccizeug*), bei Bosa von gegerbtem Leder und man wird stark an den Beweis erinnert, womit Cicero seinen Clienten vertheidigt: „Wenn der Glanz des königlichen Purpur ihn nicht verführte, soll ein sardisches Bocksfell dieß vermocht haben?“ Ein roher Schafs- oder Ziegenpelz (est e peddes, mastruca bei Cicero) muß im Campidano beinahe noch so allgemein seyn, als er es in der Zeit der Römer war; aber die Sitte im Winter die behaarte oder wollichte Seite (pellicia) nach innen zu kehren ist weniger allgemein, als die entgegengesetzte Weise; wenn man die weißen Häute ausnimmt, die mit besonderer Sorgfalt aufgestutzt, in die Form von langen Jacken geschnitten und auf den Näthen mit blauen Bändern besetzt sind, und zum Staat getragen werden. Ein Hauptstück der Mannskleidung ist der „Colletu,“ ein Rock aus vier Fellen von gegerbtem Leder, ohne Aermel, auf der Brust gefaltet, fast auf die Knie reichend, vorne doppelt, hinten einfach, auf beiden Seiten offen, und durch einen ledernen Gürtel (cintorza), in dem ein Dolch steckt, gleichdienlich als Tischmesser oder als Mordinstrument, mittelst einer metallenen Schnalle um den Leib befestigt. Manche Colletus, die aus gelbem oder gelblichrothem französischem Leder verfertigt und mit ungeheuren silbernen Knöpfen nach maltesischem Stil verziert sind, mögen eine hübsche Summe gekostet haben. Man rühmt an diesem Anzuge, daß er eben so gegen die Kälte als gegen die Hitze schütze, zu dem daß er die Eindrücke des schnellen Temperaturwechsels abhalte. Das Hemd wird mit silbernen Knöpfen am Hals zugeknüpft, doch bleibt der Nacken auch häufig bloß. Im „Cabbanu“, einem schweren dunkelbraunen maltesischen Mantel, oder dem Cabbaneddu, dem kürzern Cabbanu, erscheint der Mussara. Die Kopfbedeckung des Volks in Cagliari ist die Berritola, eine Mütze von scharlachrothem Tuch; in den meisten andern Theilen der Insel wählen sie jedoch dazu Schwarz und in Capo di Sotta haben sie noch das den Alten bekannte Haarnetz, welches sie Toccaus nennen. Im Sommer setzt der Bauer einen flachen breitkrempigen Hut auf und führt seinen langen Stab (hasta pura), den er nicht selten gegen eine lange Lanze mit eiserner Spitze (beruda, das alte verutum) vertauscht. In Sulcis ist die Lieblingsfarbe für Mannskleidung schwarz, selbst an den Jacken von Fell. In Barbargia und Gallura läßt man die Haare frei über die Schulter herabhängen; was nebst den buschigen Bärten ein sehr wildes Aussehen giebt.

Die Frauen**) folgen dem Beispiele ihrer Männer, d. h. die vornehmsten kleiden sich nach der italienischen Mode, während die vom Lande sich an die Tracht ihres Standes halten. In den Städten bildet der weiße genuesische Schleier beinahe allgemein einen Theil des weiblichen Anzugs; nur die aus den obern Klassen tragen Hauben.

Bei Geburten, Heirathen und religiösen Festen zeigen sich die Frauen im höchsten Staat (gran tenuta), in hellfarbigen Gewändern und mit einer Menge Flitter aufgeputzt und gewähren, wenn sie in Gruppen beisammen stehen, ein wahrhaft malerisches Schauspiel. Das Hemd wird über dem Nacken zugeknüpft, unmittelbar unter der Stelle, wo eine Perlenschnur*) (lassu) um den Hals geht; über das niedere Mieder kommt eine Jacke, reich mit Brokat oder Stickerey und mit großen silbernen Knöpfen auf den losen Aufschlägen. Unter dem Mieder hängt eine niedliche Schürze, oben schmal und unten breit, und so nachläßig umgeworfen, daß sie noch ein paar Zoll vom Rock sehen läßt; den Leib umspannt ein drei- bis vierfacher leinener Gürtel (scinta), der verwerflichste Theil des Anzugs, da er die Figur des Frauenzimmers entstellt und ihr das Ansehen einer Schwangeren giebt. Corallen, Ringe, Rosenkränze, Kreuze und eine silberne Kette (cadenazzu) mit einem kleinen Kästchen daran, worin sich eine Reliquie oder ein Amulett befindet, dürfen nicht fehlen; ein feines Leintuch um den Kopf endlich, leicht unter dem Kinn zusammen geknüpft, aber so, daß dem Glanz des Lassu und der Ohrringe kein Abbruch geschieht, vollendet das Ganze.

(Fortsetzung folgt.)

Die brittischen Colonien.

Die Colonialbesitzungen von Großbritannien können in zwei Classen getheilt werden, von denen die erste jene begreift, die hauptsächlich durch ihre günstige Lage als politische Stationen Wichtigkeit erhalten, die zweite dagegen die, welche zugleich als merkantilische Stationen dienen und ein weites Feld für den Landbau und Handel darbieten.

Zu der erstern Classe rechnen wir: Helgoland, Gibraltar, Malta und die Jonischen Inseln in Europa, — St. Helena, das Cap der guten Hoffnung, St. Mauritius und vielleicht auch Fernando Po in Africa, — Newfoundland, Bermuda, die Bahamas in America und Ceylon und Singapore in Asien.

Dieß sind die Außenwerke der großen Feste, deren Flagge auf allen Meeren weht. In Europa beherrscht Helgoland die Nordsee, wie Gibraltar die Pforten des Mittelmeers, Malta die ganze Küste von Nordafrica, und die Jonischen Inseln auf der einen Seite das adriatische Meer, auf der andern den Archipel beherrschen. In Africa unterwirft das Cap und St. Mauritius den ganzen Süden des Continents brittischem Einfluß, während St. Helena über die große Straße nach Indien und Fernando Po vielleicht bald über den kürzesten Handelsweg in das Innere des Welttheiles gebietet.**) Die

*) Ein Zeug von Lammwolle, den die Bauern selbst verfertigen.

**) Es finden folgende Abstufungen Statt: 1) Donna, Frau vom ersten Rang 2) Signora, Frau vom zweiten Rang. 3) Rostrada, die Frau eines Rechtsgelehrten oder eines Arzts. 4) Contadina principale die Frau eines Pächters. 5) Arteggiana, die Frau eines Krämers. 6) Contadina Rustika, die Frau eines Bauern.

*) Die Pinna nobilis in dem stillen Wasser der seichten Buchten liefert Sardinien eine Menge Perlen, die jedoch von höchst ordinärer Qualität sind. An der 15 bis 27 Zoll großen Schale hängt die Muschelseide, der Byssus des Aristoteles.

**) Die Colonie von Sierra Leone scheint Großbritannien weder gegenwärtig bedeutenden Nutzen zu bringen, noch für die Zukunft zu versprechen.

asiatischen Besitzungen theilen Südasien in eine östliche und eine westliche Hälfte und machen dadurch beide von Großbritannien abhängig; Ceylon übersieht zugleich den ganzen indischen Ocean und die Bai von Bengalen, und das kleine Eiland Singapore giebt den Handel von Malacca und China in die Hände der Britten. In der Westwelt sind die brittischen Colonien von noch größerer Wichtigkeit, da Newfoundland und die Bahamas Großbritannien die strengste Aufsicht über alle politischen und commerciellen Pläne des gefährlichsten unter allen seinen Nebenbuhlern, des jugendlich aufblühenden Staatenbundes von Nordamerica, verleihen. Den ersten Rang jedoch unter allen nehmen auch in politischer Hinsicht die westindischen Inseln ein. In einer ununterbrochenen Kette von Bermuda bis nach Surinam sich erstreckend, beherrschen sie den Golf von Florida und den Meerbusen von Mexico, gebieten dem stolzen Orinoco, dem Magdalenenstrom und dem Rio Bravo, wie dem Mississippi, dem großen Handelswege der Vereinigten Staaten, und unterwerfen sie dadurch den größten Theil der letztern, Mexico, Guatemala und Columbien der brittischen Macht.

Unter die zweite Classe jener Besitzungen, welche vorzüglich in commerzieller Hinsicht unsere Aufmerksamkeit verdienen, können wir außer dem brittischen Reiche in Indien und den westindischen Inseln vorzüglich die Colonien in Nordamerica und nächst diesen die erst in der neuesten Zeit angelegten in Neuholland und Van Diemensland zählen, die zwar für die Gegenwart noch verhältnißmäßig unbedeutende Vortheile gewähren, desto größere indessen für die Zukunft versprechen.

Die brittisch-nordamericanischen Colonien bieten der gedrängten Bevölkerung von Großbritannien und Irland eine Freistätte dar, in welcher der thätige Arme sich Wohlhabenheit und Unabhängigkeit erwerben kann, während dem Mutterlande hierdurch stets neue Hülfsquellen des Handels und der Seefahrt zuströmen. Zugleich bilden sie das festeste Band, welches Großbritannien mit seinen westindischen Colonien verbindet, indem sie die letztern mit ihren wichtigsten und unentbehrlichsten Bedürfnissen (Holz und Mehl) versehen. Diese nordamericanischen Colonien nehmen von Großbritannien jährlich für ungefähr 2,500,000 Pf. St. brittischer Güter — Erzeugnisse, die in jeder Beziehung brittischen Ursprungs sind, und geben, den Handel mit den tropischen Colonien eingeschlossen, einer Handelsseemacht von 500,000 Tonnen Beschäftigung. — Und doch sind diese wichtigen Provinzen noch in ihrer Kindheit. Täglich müssen sich größere Hülfsquellen in denselben entwickeln, und während sie die Bevölkerung und Kraft der Canadas vermehren, mittelbar zugleich die Macht von Großbritannien heben. Wenn der Welland Canal, welcher den Erie mit dem Ontario-See durch eine Straße vereinigt, wenn jener andere Canal, welcher eine Wasserverbindung auf dem St. Lorenz ober- und unterhalb des Niagara-Falls herstellen soll, vollendet seyn wird, dann werden diese Wasserstraßen, außer den Vortheilen, welche sie an und für sich dem Verkehr im Innern darbieten, den Canadas den größten Theil des Handels von einem großen Theile des Staates New-York, von dem ganzen Staate Ohio, von dem ganzen Staate Illinois und von einem Theil der Staaten im Süden der beiden zuletzt genannten, so wie von den ausgedehnten und in raschen Fortschritten der Entwicklung begriffenen Landschaften um den Obersee und den Michigan zuführen. Die Kosten einer Verbindung des Innern mit dem Ocean mittelst dieser canadischen Canäle verhalten sich zu denen, welche eine ähnliche Verbindung mittelst der Canäle von New-York erfordert, wie 13 zu 22 proCt., ein Verhältniß, welches den ersteren unter allen Umständen den Vorzug sichern muß.

Um den Werth der westindischen Colonien für Großbritannien in commercieller Hinsicht zu würdigen, müssen wir die unermeßlichen Summen berechnen, welche brittische Eigenthümer in denselben angelegt haben. Der Ackerbau allein ist einem Capitale von nicht weniger als 150,000,000 Pf. St. gleichzuschätzen, in dem Handel stecken über 20,000,000 und in dem zum Handel gehörigen Seewesen über 3,000,000 Pf. St., wobei die Capitalien, welche der Verkehr mit den nordamericanischen Colonien in Umlauf setzt, nicht mitgerechnet sind. Der Werth der brittischen Waaren, welche die westindischen Inseln jährlich für ihre innere Consumtion beziehen, beträgt mehr als 4,000,000 Pf St., wogegen sie nach Großbritannien und Irland jährlich an Colonialproducten zu dem Werthe von 9,000,000 Pf. St. ausführen. Der unmittelbare Handel mit dem Mutterlande beschäftigt 260,000 Tonnen; und die Ausfuhren desselben werden durch die Producte Westindiens um 3,000,000 Pf. vermehrt. Der Werth des gesammten Handels der westindischen Colonien mit Großbritannien belief sich nach offiziellen Angaben während

	Einfuhr	Ausfuhr
d. J. 1760—1792 auf:	Pf. St. 100,698,756	Pf. St. 47,713,641
1792—1826	251,404,599	155,466,761
	352,103,355	203,180,403

wozu aber noch der Handel mit Irland, so wie die Frachten und andere Lasten gerechnet werden müssen, welche diese Summen um ein volles Drittheil erhöhen würden. Außerdem sind die officiellen Angaben immer viel zu niedrig, und man kann daher annehmen, daß der wahre Werth der Einfuhren von Westindien beinahe das Doppelte von dem betrug, was jene officiellen Tabellen aussagen.

Der Handel des brittischen Nordamericas betrug während der

	Einfuhren	Ausfuhren
Jahre 1760—1785	Pf. St. 3,052,679	Pf. St. 14,052,593
1786—1826	19,925,263	60,217,903
	22,907,042	74,279,496

und der Handel mit Ostindien und China

1760—1785	Pf. St. 41,634,128	Pf. St. 25,281,063
1786—1826	220,867,614	104,845,312
	260,501,742	130,126,249

Da die übrigen brittischen Colonien in commercieller Hinsicht mit den angeführten nicht in die entfernteste Vergleichung kommen können, so ergiebt sich aus der vorliegenden Berechnung, daß der Handel und folglich auch der Werth der americanischen und insbesondere der westindischen Colonien für Großbritannien wichtiger und bedeutender ist, als der aller anderen brittischen Colonien zusammen genommen.

Blackwood's Edinburgh Magazine No. CXL.

Cape Coast Castle.

Die brittische Niederlassung von Cape Coast Castle, auf der Küste von Guinea, deren Unterhaltung dem Staate bisher jährlich an 30,000 Pf. St. kostete, soll in Zukunft von einer Committee von drei Kaufleuten verwaltet werden, denen hiezu nicht mehr als 4000 Pf. ausgesetzt sind.

Times.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 27. 27 Januar 1829.

Sardinien und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

Feste und Unterhaltungen.

Bei Völkern, die in der Civilisation sehr voran sind, prägt sich jede Sitte im Kreise ihres häuslichen Lebens aus; dieß ist der Mittelpunkt, auf den sich Alles bezieht; dieß aus zu schmücken und zu verschönern strengt sich der erfinderische Geist des Luxus an; Völker dagegen, die in die Classe der Halbbarbaren gehören, suchen ihren gesellschaftlichen Mittelpunkt mehr im Aeußern; das Haus bietet ihnen Nichts als das bloße Bedürfniß, und das Bedürfniß erkennt keine Freiheit an, in der sich eine Nationalität, eine Individualität des Geistes, des Charakters entwickeln könnte. Der Sinn des Schönen aber, den die Natur in alle Völker gelegt hat, äußert sich deswegen in Vergnügungssucht, in Schautragen von Putz, in Freude an öffentlichen Aufzügen ꝛc. Hauptsächlich sind es die religiösen Feste, welche mit ihrem Gefolge von Unterhaltungen und Ergötzlichkeiten aller Art dazu die Gelegenheit verschaffen, und der Kirche gebührt das Verdienst, der geplagten großen Mehrheit der Menschen Momente der Freiheit gerettet zu haben, in denen sie den Schmutz ihrer Hütten von sich abschütteln und den Schweiß ihres Angesichtes abtrocknen können.

Es giebt nicht leicht ein festlustigeres Volk als die Sarden; an den Tagen*) ihrer Heiligen muß man sie sehen, um Mehr von sardischer Eigenthümlichkeit zu erfahren, als wenn man Jahre lang durch ihre Dörfer gegangen wäre. Eine der ersten Stellen nimmt das Fest des h. Effisius ein am 1 Mai. Er war ein griechischer Soldat unter Diocletian und Verfolger der Christen, als seine Bekehrung durch göttliche Vermittlung auf ähnliche Weise wie die des Apostels Paulus zu Stande kam. Nachdem Feuer und Tortur Nichts gegen ihn vermocht hatten, wurde er am 15 Januar 303 zu Nora enthauptet.

Am Morgen seines Jahresfestes ist in Cagliari und dessen Vorstädten Alles in Bewegung, um sich der Prozession nach Pula anzuschließen, wohin der Heilige sich unfehlbar begäbe, wenn er auch nicht dahin getragen würde. Eine Compagnie Carabiniers bildet den Vortrab, begleitet von so viel Trommeln, als nur immer aufgetrieben werden können; auf sie folgen eine Menge Herren auf ihren reichgeschirrten Pferden; hinter und vor ihnen „Piffani, Launeddus" und andere ländliche Musik; hierauf langsam und feierlich einher sich bewegend, bespannt mit zwei Ochsen von einer zu diesem frommen Werke eigens gehaltenen Zucht, der prächtige Staatswagen des Heiligen mit dem von brennenden Wachskerzen umgebenen Bilde desselben; sodann der interessanteste Theil der Procession, die gesammte weibliche Bevölkerung von Cagliari und den umliegenden Dörfern, Edelfrauen und Bäuerinnen, hoch und nieder, alt und jung unter einander, ohne Ordnung oder Etikette, ein buntes Gemische von Trachten; aber alle durch dasselbe Gelübde gebunden, den Wagen nach Scaffa zu begleiten. Dieß ist eine zwischen dem See und der Bai gelegene Landenge, eines der Wunderwerke des Heiligen, das er zum Besten seiner Verehrer, die sonst einen Umweg machen müßten, ve--ichtet hat. Eine lange Reihe von Milizen zu Pferd mit rother „beretta, Gewehr und Messer beschließen den Zug. Smith bemerkte gegen einen seiner Bekannten, man scheine ihm sehr an dem heiligen Effisius zu hängen: „Allerdings", erwiederte dieser, „dazu hat man wohl auch Grund; er rettete unsere Stadt von einer furchtbaren Pest; er gab uns Regen, als man allenthalben auf der Insel verdurstete, und er vereitelte die Absichten der Franzosen im J. 1793." Der Bekannte setzte hinzu: der Heilige werde diese Nacht auf dem Weg nach der Stätte seines Martyrthums in Santo Rocco schlafen. Erst am vierten Tag kehrt die Prozession nach Cagliari zurück. Das Leben, die Thaten und der Tod des heiligen Effisius „cun sas glorias postumas" sind beschrieben in einem Gedicht von drei Gesängen in Ottava Rima, neu aufgelegt zu Cagliari im J. 1787.

*) In der Art, wie sie die allgemeinen Kirchenfeste begehen, unterscheiden sie sich nicht vor den übrigen Italienern. Als etwas Besonderes mag angeführt werden, daß sie einander am Charfreitag mit religiösen Sonnetten in sardischer, lateinischer und italienischer Sprache beschenken; daß, da keine Glocken geläutet werden dürfen, mit ungeheuren hölzernen Klappern ein melancholisches Geräusch gemacht wird, das man des Judas Knochenbrechen heißt; ferner daß die Nonnen zur Fastnacht an alle ihre Bekannten sieben Schuh hohe Figuren von weißem Papier schicken, die mit unendlicher Sorgfalt ausgeschnitten und mit gefärbten Franzen besetzt sind; diese Figuren werden dann im ansehnlichsten Theile des Hauses aufgestellt und jeden Sonntag um einen Fuß verkürzt, bis zuletzt nur noch der Rumpf übrig ist, worauf die Puppe entzwei gerissen wird.

In Capo di Sopra ist es der heilige Gavino, der die größte Verehrung genießt, obgleich von seiner Geschichte Wenig bekannt ist, außer daß er unter Hadrian zu gleicher Zeit mit seinen Lehrern, St. Proto und St. Januarius, die Märtyrerkrone sich erwarb. Die Leichname dieser drey Heiligen waren über die Klippen von Bulagni hinab in das Meer gestürzt geworden; einige fromme Christen fanden sie schwimmend, und begruben sie in einer Höhle, wo sie achthundert Jahre nachher in Folge eines Traumes, den der Richter Comida und seine Schwester Catharina gehabt hatten, entdeckt wurden. Zum Jahrsfest des Heiligen in Porto Torres strömt die ganze Nachbarschaft zusammen, und Jeder bringt das Beste aus seiner Küche mit; während denn die Männer sich mit Essen und Trinken gütlich thun, sind die Weiber so glücklich sich in ihrer Gran Tennta zu produciren. Zwar wandert auch Mancher nach der Kirche des heiligen Gavino, nicht um zu genießen, sondern um die Pflicht schwerer Casteiung zu erfüllen; doch nehmen auch die Letztern, nachdem sie durch ihre Selbstpeinigung entsündigt sind, gewöhnlich an dem nächtlichen Bacchanal Theil, womit das Fest endigt. Das Schiff des alten und merkwürdigen Gebäudes ruht auf acht und zwanzig Säulen: unter dem Hochaltar befindet sich eine geheime Capelle mit dem Grab des Märtyrers und mit den kolossalen Statuen von siebzehn sardischen Heiligen, die in Nischen umherstehen.

Die Gläubigen rutschen auf ihren Knieen in die Kirche hinein und um den Hochaltar und die acht und zwanzig Säulen herum, denen sie, so wie den Füßen des hölzernen Pferdes, auf welchem St. Gavino sitzt, manchen brünstigen Kuß aufdrücken; von da steigen sie, Litaneien murmelnd, in die unterirdische Clause hinab, um die siebenzehn Statuen zu umarmen, und in der persöhnlichen Nähe des Segensreichen anzubeten. In Alghero wird am 14 Juli das Jahrsfest des heiligen Bonaventura begangen: es ist dieß die geräuschvollste Scene, die sonderbarste Mischung von Ausgelassenheit und Andacht, die man sich nur vorstellen kann; es wird dabei so Viel geschrien, gebetet, gesungen und gelacht, daß die Griechen es bei ihren Anthesterien kaum toller treiben konnten. In Quartu zieht jedes Jahr im Mai eine Prozeßion von Ochsen auf, die Hörner mit Bändern geziert und den Rücken mit buntfarbigen Tüchern behängt, die bis auf den Boden hinabreichen. Sollte man hiedurch nicht an das Heidenthum erinnert werden? Auf einem Hügel bei Caputerra liegen die Quellen der heiligen Barbara — wiederum ein travestirtes Heidenthum! — einer sardischen Jungfrau und Märtyrin, nebst einer kleinen Capelle daneben; ihr Fest, das auf den Pfingstsonntag fällt, erfreut sich eines sehr zahlreichen Zuspruchs. Das achttägige Fest der heiligen Gregu in dem Dorfe Decimu Mannu vertritt die Stelle einer Messe; hier findet sich der größte Theil der Bevölkerung von Cagliari ein, zu Fuß, zu Wagen, (tracche, bedeckte Karren) und zu Pferd; rings um die kleine alte Kirche, wo die Heilige begraben ist, stehen Kramläden (von der Art der baleta des Mittelalters). St. Antioco, der Schutzpatron von Sulcis, ein Sohn der heiligen Rosa, war nach der Legende in Mauritanien geboren und nach Sardinien verwiesen worden, nachdem seine Feinde umsonst alle Arten des Todes durch Hunger, Feuer, siedendes Wasser, reißende Thiere — an ihm probirt hatten. Seine Reste wurden im J. 1615 auf der Insel, die gegenwärtig seinen Namen trägt, entdeckt und unter großen Feierlichkeiten nach Iglesias gebracht, um daselbst in der Kathedrale niedergelegt zu werden, bis die Insel von Neuem bevölkert seyn würde. Diese Bedingung ist bis jetzt nicht erfüllt worden; deswegen wird einstweilen bloß der Kopf in einer silbernen Capsel am Montag der zweiten Osterwoche (ein passenderer Zeitpunkt als der eigentliche Jahrestag im November) unter einem unermeßlichen Zulauf dahin gebracht, und wie gewöhnlich endigt das Fest mit einem Wettrennen. *)

St. Lussorio war ein berühmter Krieger von Cagliari, der, Christ geworden, mit seinen beiden Schülern, Cisello und Camerino, die Todesstrafe erlitt; sein Fest, welches auf den 25 August fällt, wird unter mancherlei geistlichen und weltlichen Ergötzlichkeiten gefeiert. Eines der Hauptfeste Sardiniens aber ist das zu Ehren der Jungfrau der Märtyrer am 6 Juni in dem Dorfe Fonni im Gebirge von Barbargia, dem höchstgelegenen bewohnten Orte auf der Insel; ein bedeutender Markt für Leinwand, grobe Wollentücher und Decken (Frassadas), Mandeln, welsche Nüsse und Kastanien steht damit in Verbindung. Der Erinnerungsfeier St. Priam's (santu Pilimu) — eines der vier ersten Märtyrers Sardiniens, der unter Nero starb — sind die letzten Tage des May's gewidmet; die Verehrer des Heiligen begeben sich zu dem Ende nach den romantischen Höhen des Sarrabus, wo die Reinheit der Luft, die Lieblichkeit der Landschaft und das plötzliche Austreten der Flumendosa sie oft länger hinhält, als sie wohl Anfangs beabsichtigten. Was diesen Festen im Allgemeinen zum Ruhme gereicht, ist, daß Nichts, was die guten Sitten verletzt, weder Lotto, noch sonst eine verwerfliche Art öffentlicher Spiele dabei vorkommt. (Fortsetzung folgt.)

Erzählungen vom großen Bernhard.

Der reisende Gelehrte. Der Mord Selim's.

(Schluß.)

Glücklicherweise hatte er durch die Seeluft Appetit bekommen, und das Mahl dämmte den Strom seiner Rede auf kurze

*) Eines der sonderbarsten Wettrennen findet in Cagliari selbst Statt in den letzten Tagen des Faschings. Brust an Brust reiten drei bis vier maskirte Reiter durch die enge und steile Straße St. Michael, so dicht neben einander, daß sie einander die Arme auf die Schulter legen; und ihre Pferde wissen sie so geschickt zu leiten, daß sie, ohne sich zu trennen, in vollem Gallopp an das Ziel jagen. Der Vicekönig hatte das Pflaster, das sehr zerrissen war, herstellen lassen wollen, als ihn die Einwohner baten, es zu lassen, wie es sey, denn sonst brauchte man keine Reiterei mehr. Die Preise, welche von einigen der reichsten Einwohner — deswegen Festgeber genannt, ausgetheilt werden, bestehen in einigen Ellen feines Tuch, Zeug oder Sammet: den ersten Preis erhalten die „cavalli di punta"; den zweiten die besten Dorfpferde, ohne Sattel von Knaben mit Peitschen in jeder Hand geritten; den letzten die flinksten Füllen. Stuten zu reiten an dem „Arringu" ist verboten. Obgleich die Sarden wie die alten Römer nie ein Pferd besteigen, ausser vor einer Bank oder einem Stein, so sind sie doch die kühnsten und unverzagtesten Reiter, die auf der Jagd (caccia grossa) über Felsen und Klüfte heinwegsetzen!

Zeit. Aber bei der Flasche kam er auf seinen vorigen Gegenstand zurück. Er erklärte, er habe sich fest entschlossen sich unter uns anzusiedeln. Er wollte sein ganzes Leben daran setzen, die köstlichen Ueberreste unserer alten Poesie. Philosophie und übrigen Wissenschaften von den Spinnenweben vor zwölf Jahrhunderten zu reinigen, und wenn es nöthig sey, sie aus den Tiefen unserer Gebirge herausgraben, damit sie in sein erleuchtetes Vaterland gesandt werden könnten, welches sie zur Ehre der Wissenschaften und zur Aufklärung der ganzen Welt säubern, glätten, poliren und mit den gelehrten Noten seiner tausend Literatoren ausstatten werde.

„Ich pries England, die Welt und den Entdecker glücklich, und gab meinen ältesten Wein zum Besten. Der Gelehrte versicherte mich, es sey ächter Chier und stürzte mit der Wuth eines Alterthümlers einen Becher nach dem andern hinunter, bis er unter den Tisch fiel. Er stand am andern Morgen auf, klagte über Kopfweh, und schrieb ein langes Kapitel in sein dickes Tagebuch. Hierauf hörte er, daß in Lemnos Agatarbeiten wohlfeil verkauft würden, fand, daß er einiger Hemdeknöpfe benöthigt sey, und segelte davon. Ich habe nie wieder Etwas von ihm gesehen.

„Wollen Sie wissen, was er für eine Meinung von uns hegt? Lesen sie ja in diesem Zeitungsblatte. Er mißhandelt uns in den abscheulichsten Ausdrücken! Unsere Kirchen sind Scheuern; unsere Häuser, Kofen; unsere Brüderschaft, Banditen; unser größtes Kloster, die stolze Laura, welche diesen Eselsreitern ihre gastlichen Thore öffnete, ist ein Zuchthaus für eine Bande von Verbrechern; unsere Speisen sind Gift, unser Wein ist Essig; unsere Kirchen, deren Ansicht schon von Außen so bezaubernd ist, sind dumpfe Löcher für Ratten und Mäuse, welche auch bald die einzigen Bewohner seyn werden; selbst unser Calandari in seiner majestätischen Größe, mit seinen Rebenhügeln und Olivengärten rings herum, in denen die Trauben und Früchte wachsen und schwellen, wird mit den Ehrentiteln eines russigen Bußhauses und unsichern Kerkers belegt."

Die Erzählung Hebe, welcher wir vorstehende Stelle entlehnt haben, behauptet ihr Interesse bis an's Ende, wo sie uns eine Nachtscene im Serail vorführt. Hebe, die Heldin des Stückes, welche furchtlos in die türkische Hauptstadt gewandert ist, um ihren Wohlthäter aufzusuchen, ist in dem Winkel eines Gartensaales verborgen, in welchen sich der Sultan Mustapha mit seinem alten Wessier zurückgezogen hat, während die Freunde Selims die Festungswerke stürmen.

„ „Der Sultan sprang auf die Füße mit dem wilden Schrei eines Tigers, den der Jagdspieß verwundet hat. Sein erster Gedanke war, den Säbel gegen den Wessier zu ziehen, welchen er für einen Verräther hielt, sein zweiter sich an die Spitze der Janitscharen zu stellen und zu fechten. Er packte den Wessier bei der Kehle, während der alte Mann nach Luft schnappte und mit Mühe die Worte heraus stöhnte: „Selim lebt." Der Säbel sank zurück; eine neue Leidenschaft hatte sich des Grimmigen bemeistert. „Selim lebt?" rief der Sultan; und habe ich nicht befohlen, daß er sterben soll? Ach, das ist die Wurzel der Empörung; diese Hunde von Segbans sind gekommen, ihn wieder auf den Thron zu setzen! Diesen Thron soll er niemals lebendig besteigen. Sie sollen ihn finden, als Sultan sollen sie ihn finden, wenn sie wollen; aber sie sollen kein Geld, kein Heer, keine Paschaliks für ihn haben; vor ihren Augen wird Mustapha den mächtigen Selim in den Staub treten. Holt ihn aus seiner Höhle!" —

Der Wessier klatschte in die Hände; eine Thür ging auf und fünf oder sechs Stumme führten den unglücklichen Selim in Ketten herauf. Eine lange Gefangenschaft hatte einen Mann gebeugt, dessen majestätische Schönheit ehemals Ehrfurcht erweckt hatte; er war zu einem Skelet zusammengeschrumpft; sein Haar und sein Bart waren grau; er schwankte unter der Last seiner Fesseln, und die Stimme war hohl und gespensterhaft, mit der er stolz fragte: „unter welchem Vorwande einer neuen Schuld man ihn vor den Usurpator seines Thrones gebracht habe?"

Diese Scene ging nahe an dem Orte vor, wo Hebe verborgen war. Jeder Zug des gestürzten Sultans, als der Wessier die Leuchte vor seine gebeugte Gestalt hielt, der wilde Ausdruck seines Feindes in der Blüthe seiner Jugend vor Zorn geröthet, und das blaße Schreckensgesicht des Wessiers waren dicht vor ihren Augen. Die Stummen standen dabei unbeweglich und unbewegt, gleich Statuen. Es trat eine kurze Pause ein, in der Mustapha, entweder seiner Leidenschaft unterliegend, oder eingeschüchtert von dem überlegenen Geiste seines früheren Herrn, seine innere Bewegung nicht anders als durch Unruhe offenbarte. Das ist menschliche Größe, dachte Hebe, troß ihrem Entsetzen. Diese drei Männer sind die Häupter irdischer Macht, die Sclaven im Gefängnisse möchten von ihnen beneidet werden, und in einer Stunde, in einem Augenblicke sind sie vielleicht nicht mehr.

Das Gefecht hatte scheinbar aufgehört, und die Schüsse wurden schwächer und seltener. Aber Bairackdars Truppen hatten sich nur vom Hauptthore zurückgezogen, um einen stärkeren Angriff auf das Thor von der Seeseite des Serails zu machen. Während die Geistergruppe sich noch gegenseitig anstarrte, erfüllte ein donnerndes Geschrei die Luft rings um den Pavillon, in welchem man die Namen Bairackdar und Selim vernahm, und eine scharfe Ladung Flintenkugeln schlug die Fenstergitter in tausend Stücken.

„Sie sind da," schrie der bebende Wessier, und wandte sich zur Flucht, aber der Sultan packte ihn mit Riesenstärke. Er heftete seine Augen fest auf Selim, und während er den Wessier hielt, der sich wie ein Wurm wand, sprach er mit einer Stimme, welche der Grimm fast erstickte: „Selim, du hörst, was diese Kröte sagte. Er spricht die Wahrheit. Bairackdar ist mit 40,000 Mann da, um dich auf den Thron zu setzen. Der Rebell soll seinen Willen haben. Er soll dich darauf sehen — aber er soll dich nicht lebendig sehen."

Er gab den Stummen ein Zeichen, welche sich unverzüglich auf ihr Schlachtopfer stürzten, und ihm die Seidenschnur um den Hals schlangen. Aber Selim war ein starkgebauter Mann, und wenn ihn auch die Gefangenschaft geschwächt hatte,

so war er doch immer ein furchtbarer Gegner, und die Verzweiflung gab ihm Kräfte.

Eine neue Ladung wurde von Außen gegeben; ein Stummer stürzte verwundet. Von diesem befreit, schlug er die übrigen zurück, und hieb mit dem Säbel, welchen er dem bestürzten Sultan von der Seite gerissen hatte, verzweifelt um sich. Schon hatte er sich einen Weg bis zur Thüre gebahnt. Er sah die Albaneser über die Gartenmauer klimmen. Die Thüre, an welcher er stand, gab unter seinen Händen nach. Noch ein Stoß, und das Scepter des Islams wäre in andere Hände gefallen.

Aber dieser Stoß sollte nicht ausgeführt werden. Während er mit der einen Hand an den massiven Stangen der Gartenthür rüttelte, und mit der andern den Säbel gegen die Häupter der Stummen schwang, sprang Mustapha hinter ihn und sendete ihm den Dolch mit einem einzigen Stoße ins Herz. Der unglückliche Selim stürzte zusammen und starb ohne einen Laut von sich zu geben.

Diese Handlung war von außen gesehen worden, und man verdoppelte die Anstrengungen in das Innere des Pavillon zu brechen. Der Sultan zeigte mit einer fürchterlichen Gebehrde kalten Hohnes auf den Leichnam, schleifte ihn über den Boden und warf ihn auf den Thron. Die Wuth der stürmenden Albaneser stieg auf Höchste; sie drangen in den Saal, aber Mustapha war verschwunden. Sie fanden Nichts als eine schreckliche Satire auf irdische Macht; das Leichenantlitz und den blutenden Körper dessen, den sie einen Augenblick nachher mit jubelnder Stimme als Monarchen des Islams begrüßt haben würden.

Während die tapferen Männer erschüttert über den unerwarteten Anblick des königlichen Leichnams da standen, drängte sich der edle Bairackdar durch die schweigende Menge und rief: „Lange lebe Selim, der Padischa!" Der Kreis um den Todten that sich auf und mit einem Schritt stand er Antlitz gegen Antlitz dem gegenüber, was von seinem angebeteten Herrn übrig geblieben war.

Der treue Kriegsmann war bei diesem Anblick wie vom Donner gerührt. Er streckte die Arme gen Himmel und schlug die Augen auf; dann blickte er auf den Leichnam; seine Augen waren mit Thränen gefüllt; er warf sich an den Stufen des Thrones nieder, küßte Selims Hände und Füße, und Laute des unendlichen Schmerzes, der seine Brust erfüllte, bebten über seine Lippen. Der trotzige Kreis um ihn war verstummt; sie kreuzten nach ihrer Sitte die Arme über der Brust, und beugten traurend das Haupt wie ihr geliebter Anführer.""

Portugiesischer Aberglaube.

Wenn ein Kind an Krämpfen stirbt, was nicht selten der Fall ist, so findet man gewöhnlich über den ganzen Leib schwarze Mäler, die von der plötzlichen Stockung des Blutumlaufes herrühren. Diese Zeichen, sagen die Portugiesen, rühren davon her, daß das Kind von den Hexen gekneipt worden ist. Um dieß so viel wie möglich zu verhüten, macht der arme Taglöhner, wenn er erwartet, daß sein Weib niederkommen soll, einen ungeheuern Holzhaufen vor seiner Wohnung und bittet oft seine Nachbarn zusammen, um ihm im Holzspalten zu helfen, wenn die Zeit herannaht. So wie nun der junge Weltbürger erscheint, wird ein großes Feuer angezündet, das oft einen ganzen Monat hindurch brennend erhalten wird; und während dieser Zeit wachen die Nachbarn abwechselnd bei der Wöchnerin und dem Kinde.

W. Young's Portugal in 1828. London 1828. 8.

Die Constitution in Portugal.

Der Eifer, mit welchem die Geistlichkeit in Portugal an dem Umsturz der Constitution arbeitete, muß für die Freunde der Finsterniß und des Mittelalters ein erfreuliches Schauspiel gewesen seyn. Diesen würdigen Männern die Verlesung und Erklärung der constitutionellen Verordnungen aufzubürden, war freilich ein arger Mißgriff, und es erfoderte wenig Scharfsinn, um vorauszusehen, auf welche Weise diese Amtspflicht erfüllt werden würde. Nachdem der Cura einer Provincialstadt das Gesetz so leise vorgelesen hätte, daß seine Worte nur von Wenigen verstanden werden konnten, fing er es achselzuckend an zu erläutern:

Ihr habt mich dieses Papier vorlesen hören. Ich bin verpflichtet, es zu lesen, und Ihr alle wißt, daß es nothwendig ist, seinen Obern zu gehorchen. Ja, was Gottes Wille ist, muß geschehen. Geduld! (indem er wieder die Achseln zuckte und eine Pause machte.) Wir müssen immer glauben, welche Züchtigung wir auch empfangen, daß es eine verdiente Strafe sey. Laßt es um unserer Sünden und der Liebe Gottes willen geschehen, wir sollen nicht unsere eigenen Richter seyn. Der König, der vom Himmel die Macht erhalten hat, uns auf Erden zu beherrschen, der König ist es, auf den wir sehen müssen. Den Altar und den Thron haben wir das Recht zu vertheidigen. Habt Geduld und Alles wird besser werden. Unser Heiland wurde von den Juden verfolgt; sie machten Gesetze, ihn zu verderben, und sie haben ihre Strafe dafür erlitten. Der Teufel bot ihm die ganze Welt an von dem Gipfel eines Berges, und er schlug sie aus; so sollt auch Ihr ausschlagen, was Ihr nicht versteht, denn der Teufel erscheint in vielen Gestalten, um den Unschuldigen zu betrügen. Laßt dieß um der Liebe Gottes willen geschehen. Ein solcher Tag ist ein Festtag, u. s. f.

W. Young's Portugal.

Die hohe Pforte.

Ein neuerer englischer Reisender macht auf die Uebereinstimmung zwischen dem Titel der Pforte, welcher der türkischen Regierung beigelegt wird, und dem Gebrauch dieses Wortes in der heil. Schrift aufmerksam. Die Baba Humâiun, die hohe Pforte, von welcher jener Titel abgeleitet wird, ist bekanntlich eines der Thore des Serails. Auf ähnliche Weise bedeutet auch in der Schrift das Wort Pforte oder Thor soviel als „Macht," z. B. wenn Gott Abraham verspricht, daß seine Nachkommen die Pforten ihrer Feinde besitzen sollen (Gen. XXII. v. 17). Die Pforten der Hölle (Matth. XVI v. 18); die Pforten des Todes (Psalm. IX v. 13); die Pforten des Grabes (Jes. XXXVIII v. 19); die Pforten der Rechtschaffenheit (Psalm. CXVIII. v. 19) und mehrere andere Stellen haben sämmtlich dieselbe Bedeutung. In einem andern Sinne bedeutet Pforte soviel als Gerechtigkeit, oder den Ort, wo die Aeltesten einer Stadt sich versammelten, um Recht zu sprechen, und die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen (Ruth IV. 1). Diese Sitte, die noch gegenwärtig im Orient herrscht, erklärt die Annahme eines Titels, der für den Orientalen eine eben so leicht verständliche Metapher ist, als für uns der Ausdruck Thron oder Krone.

Emerson's Letters from the Agean.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 28. 28 Januar 1829.

Skizzen aus Birma *)

(Von einem Subaltern-Offizier.)

Das gemeinsame Loos der Menschheit war auch das unsere; wir hatten in Tavay über Manches zu klagen; und wenn es auch in der Erzählung unbedeutend erscheinen mag, so ward doch dessen beständige Wiederkehr uns so zur Qual, daß die wenigen Bequemlichkeiten, die wir genossen, uns gar sehr verkümmert wurden. Eines dieser Uebel erzeugten die Monsunsdünste, welche, durch unsere locker gebauten Behausungen dringend, Alles zu Grunde richteten. Der Leim an unseren Geräthschaften wurde durch die Feuchtigkeit der Atmosphäre so aufgeweicht, daß sie in Stücke fielen; und mancher Junggeselle, dessen unternageltes starkes Feldgeräthe diesen zerstörenden Wirkungen des Klima's widerstand und ihm erlaubte, sich's zu Hause bequem zu machen, gewährte einen possirlichen Anblick, wenn er sich unvorsichtiger Weise bey seinen verheiratheten Kameraden auf einen leichter gearbeiteten, elegantern Stuhl setzen wollte. Die Rücklehne wich, und der Gast büßte seine Liebe zur Bequemlichkeit durch einen plötzlichen, ungeschickten Fall auf den Boden. Wehe denen, die im Stolz ihres Herzens eingelegten Hausrath mit sich herüberbrachten! Jede Zierath fiel nach und nach in aller Stille ab und ward sorgfältig aufbewahrt, bis bei der Wiederkehr des schönen Wetters der unglückliche Eigenthümer sie auf die Zeit eines kurzen Lappländersommers wieder einsetzen konnte. So durchdringend ist diese Feuchtigkeit, daß die Stiefel oder Schuhe, welche man Nachts beim Schlafengehen an das Bett stellt, am nächsten Morgen mit Schimmel überdeckt sind. Wenige solche Tage und Nächte in England würden hinreichen, die Hälfte der Bevölkerung aufzureiben; und doch hat man, seltsam genug, von einer mehrmonatlichen Fortdauer dieser Dunstathmosphäre in Tavay keine schlimmen Wirkungen erfahren.

Eine andere Landplage sind die Krähen. Begraben in einem Walde lustiger Bäume ist Tavay ein wahres Krähennest, und die Räubereyen, die dieser Vogel in dem Hühnerhof begeht, sind sehr empfindlich. So oft sich ein Küchlein auch nur eine kleine Strecke aus dem Bereich der schützenden Mutterflügel wagt, büßt es sogleich seine Unbesonnenheit; aber selbst alle Wachsamkeit der Henne vermag auf die Dauer Nichts gegen den vereinten Angriff dieser diebischen Vögel. Man erstaunt über die Keckheit des befiederten Raubgesindels, das ohne Umstände in die Häuser hüpft, und jede Gelegenheit erlauert, sich Etwas anzueignen, wonach es ihm gelüstet. Kaum hat man einen Augenblick das Gesicht vom Frühstückstische abgewendet, wenn man auch dicht daneben sitzt, so stürzen sie sich plötzlich und meist mit nur zu gutem Erfolg über die Speisen her; die Butter verschwindet im Nu unter den Krallen dieser Harpyen; — die Eier von den einhackenden Schnäbeln in die Luft emporgetragen, theilen das gleiche Schicksal, während die Schalen und die Bruchstücke der unterwegs verunglückten, in dem Zimmer umherliegend, diesem Gemälde morgenländischen Wohllebens die letzten Pinselstriche geben.

Eine dritte Landplage sind die großen schwarzen Ameisen von der Länge eines halben Zolles, die in Menge in jedem alten Hause umher schwärmen, und von denen keine, auch neue Wohnung ganz frei ist. Dieses Ungeziefer läuft Einem beständig auf dem Leib umher, und durch jede, wenn auch unwillkührliche Bewegung gereizt, beißt es empfindlich. Der Schmerz kömmt dem Stich der Wespe gleich, und die Entzündung ist nicht unbedeutend. Ein Stich in das Handgelenke macht oft, daß der ganze Arm aufschwillt, und manchmal dauert die Entzündung drei bis vier Tage. In einem Hause, wo die schwarzen Ameisen zahlreich sind, vergeht nicht leicht ein Tag, an welchem nicht der Bewohner vor Sonnenuntergang von ihnen mehr als einmal persönlich mißhandelt wird, während seine Kästen u. s. w. im Innern mit kleinen Schmeißfliegen von derselben Art, wie die englischen, dicht überzogen sind.

Etwa sechs oder sieben Wochen vor dem Eintritte der Regenzeit bringt man nicht sobald die Lichter ins Zimmer, als auch Myriaden fliegender Ameisen, grüner Wanzen ꝛc. mit hereinstürzen, und sich nach allen Seiten hin verbreiten. Während unserer Besetzung Ranguns ward ich aus einer Gesellschaft von einigen an den Ufern eines Sees stationirenden Offizieren zu einem Abendschmaus eingeladen. Damals war eine gute Mahlzeit nichts Alltägliches, und mit nicht geringem Vergnügen sahen wir die Gerichte vor uns auftragen. Allein dieß Vergnügen sollte nicht lange währen. Während wir im Begriff standen, uns zu Tische zu setzen, kam das verwünschte Ungeziefer von allen Seiten herangeflogen. Im Augenblicke waren Suppen und Brühen in dichte Massen verwandelt, und jedes Gericht von Flügeln

*) Asiatic Journal. Dec. Vergl. vor. Jahrg. Nr. 360. und 363.

und Leichen so überdeckt, daß wir nach einigen unwirksamen Versuchen, diese Eindringlinge zu verscheuchen, uns genöthigt sahen, dem unberührten Mahle Lebewohl zu sagen. Man kann sich einen Begriff von diesen Invasionen machen, wenn ich versichere, daß wir es unmöglich fanden, auch nur ein Glas Wein zu füllen und auszutrinken; ehe wir es an die Lippen brachten, schwamm wenigstens ein Halbdutzend der ungebetenen Gäste darin herum.

Die Liebhaberei der fliegenden Ameisen für das Licht ist den Birmanen nicht entgangen; sie benutzen sie, unzählige Schaaren derselben einzufangen. In der athemlosen Abendstille, welche unmittelbar dem Monsun voranzugehen pflegt, ist es äußerst erbaulich, unter den vom Mondlicht gefärbten Bäumen zu lustwandeln und dem lieblichen Kontrast zwischen dem tiefen, quackenden Baß der Ochsen-Frösche, die in den Sümpfen ihr Wesen treiben, und dem schrillen weinerlichen Geschrei zu lauschen, womit die Eingebornen jene Insekten in ihren Hinterhalt locken. Lichter, in die Nähe von Wasserdecken gestellt, üben einen so unwiderstehlichen Zauber über die Ameisen, daß sie, geblendet von dem Glanze, schaarenweis in das Wasser stürzen, und der Birmane bringt sie freudig in seine Wohnung, um sie, der Flügel entledigt, zu einem Curry einzumachen. Einer meiner Cameraden hatte die Neugierde, an einem solchen Gerichte Theil zu nehmen, und versicherte, nie etwas Wohlschmeckenderes gekostet zu haben. Ich für meinen Theil bekenne, daß weder seine Lobsprüche, noch die Neuheit des Leckergerichts bis jetzt meinen Ekel vor den Hauptingredienzen überwinden konnten.

Mit schädlichem Gewürm, Schlangen und Hundertfüßen (letzte von der größten Gattung) ist Tavay reichlich versehen, auch findet sich eine übergroße, scheußliche Rattenart, Bandikut genannt, in Menge daselbst. Letztere graben sich einen Weg in die Hühnerhäuser und sind ein zweiter furchtbarer Feind des Federviehs. Die Schlangen trifft man Abends häufig am Wege; obgleich aber mehrere Arten sehr giftig sind, so habe ich doch nie einen Unfall von einer unerwarteten Begegnung derselben gehört. Sie finden sich gelegentlich in den Wohnungen der Menschen ein, indem sie sich an den Pfosten, auf welchen die Häuser gebaut sind, schneckenförmig hinaufwinden. Gegen ihre Besuche kann man sich großen Theils schon dadurch verwahren, daß man grobe Kiesel oder anderes rauhes Material, über welches sie nicht gerne wegkriechen, um das Haus herum streut. Von dem zahlreichen Schlangengeschlechte halten die Eingebornen eine Art für ganz unschädlich; und zum Glücke dieselbe, die zu einer furchtbaren Größe anwächst, und eine besondere Vorliebe für Menschenwohnungen zeigt; weil sie hier findet, wovon sie sich hauptsächlich nährt, nämlich Ratten, Eidechsen u. s. w. Ich saß eines Tags in aller Ruhe in meinem Gemach und zerlegte einen Vogel, was natürlich in Tavay bloß ein Rebhuhn seyn konnte; als ich plötzlich ein Geräusch vernahm, und eine Ratte von dem Sparrwerk mitten in das Zimmer stürzte. Ihrem Beispiele folgten unverweilt vier oder fünf ihrer Jungen. Ich schaute auf nach der Ursache dieser hastigen und ungewöhnlichen Ausquartirung. Das Geheimniß war nach einer Minute gelöst — eine mächtige Schlange hatte sich an den Sparren aufgewunden und hing mit dem Kopfe herab, im Begriff, auf eine junge Ratte, die noch auf dem Boden zappelte, loszuschießen. Ich haschte nach dem ersten Besten, was mir zur Hand war, und ergriff ein Stück Bambus, aber die Schlange war verschwunden.

Zu einer bestimmten Zeit des Jahrs sind die Birmanen emsig mit der Zubereitung ihrer beliebten Pomeranzenschale (Napul) beschäftigt, deren Hauptingredienz in verfaultem Fisch besteht, und der abscheuliche Geruch, welcher in Folge dieser Fabrikation aus jedem Hause entgegen duftet, läßt sich nicht mit Worten beschreiben. Zu theilweisem Ersatz für diese Vergällung sonstiger Genüsse, wozu unter Anderm auch der Mangel an Lebensmitteln gehört, bietet Tavay eine große Mannigfaltigkeit von Obst dar. Alle Arten einzeln aufzuzählen, wäre zu lang; unter den vorzüglicheren Früchten nenne ich bloß die Ananas, die Frucht des harten und weichen Brodbaums, die Dorianne, die Rambutan, und die Mango. Das Holz des Brodbaums giebt schönes Geräthe; es ist von glänzendem Gelb, und geht, der Atmosphäre ausgesetzt, in die helle Mahagonifarbe über. Seine Frucht wird mehr gesucht, als die der weicheren Art; beide aber stehen in hohem Preis, und werden, je nach ihrer Größe, um eine Viertel- oder eine ganze Rupie verkauft. Die Birmanen sind für die Erhaltung dieses Baumes sehr besorgt, besonders innerhalb des Fort's; es geht nämlich die Sage unter ihnen, daß, bei einer durch eine Blokade herbeigeführten Hungersnoth, die Bevölkerung bloß durch die Menge dieser in der Stadt vorhandenen Frucht vom Hungertod errettet werden würde. Auch die Ananas gedeiht so reichlich, daß man fast hundert Stück um eine Rupie kauft. Was die Dorianne betrifft, so wird sie von Vielen für eine köstliche Frucht gehalten; ich aber konnte mich nicht entschließen, sie zum zweiten Mal zu kosten. Ihr Geruch ist, wenn man sie zerschneidet, höchst widrig, so daß man dieß gewöhnlich in freier Luft thut, wo sie zwei bis drei Stunden liegen bleibt, ehe sie aufgetischt wird; und selbst dann hat sie sich dieser unangenehmen Eigenschaft noch nicht ganz entäußert; ihr Geschmack gleicht sehr dem eines festen, stark mit Schnittlauch geschwängerten Eierkäses. Als eine auffallende Erscheinung verdient noch bemerkt zu werden, daß die Mangustin, (diese Fürstin der morgenländischen Fruchtbäume) in Mergui, das man bei hellem Wetter von Tavay aus sieht, in höchster Vollkommenheit fortkommt, während sie nach Tavay oder Tenasserim nicht verpflanzt werden kann.

Unter die Ausfuhrartikel von Tavay gehört hauptsächlich Reis, Geflügel, das nach Moelmyne geht, und Seidenzeuge, die in großer Menge verfertigt, und im Durchschnitt das Stück zu 8 engl. Ellen um fünfundzwanzig Rupien abgesetzt werden. Von Schnitzwerk in Cokusnüssen und Elfenbein und erhabener Arbeit in Silber hat man sehr hübsche Sachen. Merkwürdig ist, daß die Zeichen des Thierkreises, die einen Hauptgegenstand der birmanischen Kunst dieser Art bilden, wie bei uns zwölfe, und, mit einer oder zwei Ausnahmen, genau dieselben Figuren sind. Es giebt in Tavay keine Teakwälder; aber eine Baumart, nach ihrer Farbe Rothholz genannt, kann man aus einem zehn Tagreisen weit entfernten Walde bekommen, die sich auf's Schönste poliren läßt, und allgemeiner zu Möbeln gebraucht würde, wenn

das Holz nicht theils zu spröde wäre, theils die Kosten des Transports wegen seiner Schwere es nicht zu sehr vertheuerten.

Die Bevölkerung, welche zur Zeit unserer Besitznahme im Zunehmen war, nimmt gegenwärtig durch Auswanderung von Tag zu Tag schneller ab. Die Furcht, daß die Regierung von Birma an denjenigen ihrer Unterthanen, welche während des Kriegs mit den Britten verkehrten, Rache nehmen werde, hatte sich allmählich gelegt, und der handeltreibende Theil der Eingebornen zog sich mit Weib und Kindern nach dem für ihre Waaren best gelegenen Markt. Dieser Ort war Rangun, und die Anhänglichkeit des Volks an seine eigene Rechtspflege kann man als Hauptursache anführen, daß auch eine Menge der neuen brittischen Unterthanen sich dahin begaben. Möchte jene Rechtspflege auch noch so mangelhaft und verkehrt, und die Gesetze derjenigen, unter deren Herrschaft sie zu stehen kamen, noch so weise und heilsam seyn, die große Masse der Besiegten wird mit dem Wechsel stets unzufrieden seyn, besonders wenn die neuere Rechtsform, wie das brittische Gesetz, sich durch Langsamkeit auszeichnet. Einen auffallenden Beleg hiefür liefern die Birmanen zu Tavay. Gewohnt an das summarische Verfahren ihrer eigenen despotischen Regierung konnten sie sich in den plötzlichen Uebergang zu der mildesten aller Rechtspflegen der brittischen nicht finden; und da zu den bei peinlichen Vergehen nöthigen Berichten an den obersten Gerichtshof in Calcutta noch die anderen gesetzlichen Termine kommen, so muß man es den Tavayern, welche von den schönen Grundsätzen, welche dieser Praxis zum Grunde liegen, Nichts begreifen, zu Gut halten, wenn sie, in ihrer Nationaleitelkeit, darin ein furchtsames Zaudern von Seiten der brittischen Regierung erkennen, welche, wie sie glauben, nicht rathsam finde, gegen ein neu unterworfenes Volk mit der vollen Strenge des Gesetzes zu verfahren. Daß sie dieß vermutheten, unterliegt keinem Zweifel, denn die Zahl der Verbrechen nahm reißend zu. Unter drei hundert Verbrechern waren acht Mörder, und ich hörte die Birmanen sagen, daß nur dann, wenn das Beil so schnell, wie bei ihrer eigenen Regierung, auf jedes Verbrechen folgte, Leben und Eigenthum wieder sicher werden dürfte. (Schluß folgt.)

Seemänner und Betschwestern.

(Fortsetzung der Uebersichten der neuesten engl. Literatur.)

Eben so allgemein, als das Interesse an Reisebeschreibungen, an Schilderungen von Sitten und Gebräuchen fremder Völker, und vielleicht auf demselben Grunde beruhend, ist das Interesse an Scenen aus dem Seemansleben. Es geschieht nichts Neues unter der Sonne. Das Außerordentlichste, das vor unsern Augen sich begeben kann, ist immer bereits einmal da gewesen, und dann wird es uns in so kleinen Portionen zugetheilt, daß es, wenn wir das Ganze endlich übersehen, wenigstens den Reiz der Neuheit längst verloren hat. Aber wir sind Kinder, die dennoch immer etwas Neues haben wollen; was die Nähe verweigert, muß die Ferne bringen. Und eben so fremd, eben so neu, als die fernsten Länder ist dem Bewohner des festen Landes Alles, was sich auf das Seewesen bezieht; selbst die Sprache des Seemannes, gehöre sie gleich seiner eigenen an, wird ihm nur durch besonderes Studium verständlich. Dazu kommt, daß Nichts behaglicher ist, als sich am warmen Ofen oder Kaminfeuer von den Gefahren und Mühseligkeiten unserer Freunde erzählen zu lassen; und was kann einem Landbewohner wohl gefährlicher, mühseliger scheinen, als die brausende und wogende See? Wenn Cooper's Romane, besonders sein „Pilot“ und „Red Rover“ uns zuerst mit diesem unstäten Elemente vertraut machten, so verdanken wir dagegen dem ungenannten Verfasser des „Seeskizzenbuches“ (Naval Sketch Book) und eines kürzlich erschienenen Romans: Seemänner und Betschwestern (Sailors and Saints or Matrimonial Manoeuvres, Lond. 1829. 3 vols. 12.) in diesen beiden Werken und vorzüglich in dem letzteren eine wahre Encyclopädie des Seewesens — eine Reihe von Beobachtungen, Thatsachen und Ereignissen, die, obwohl hier nur zu dem Zweck der Unterhaltung zusammengestellt, doch in der That eben so gut auch im Ernste zu Rathe gezogen werden könnten, um eine vollständige Uebersicht des gesammten Lebens und Treibens zur See zu verschaffen. Die Erzählung, welcher diese Schilderungen eingewebt sind, ist einfach, aber zugleich so lebendig und wahr, daß wir den Erzähler fast auch für den Helden halten möchten. Eine der schönsten Stellen des Romans ist der Brand des „Spitfire“ in der Bai von Biscaya. Die Beschränktheit des Raumes erlaubt uns indessen nur einen einzelnen Zug aus dieser Scene aufzunehmen, um — unserer Gewohnheit nach — unseren Lesern eine Aussicht auf das Ganze zu eröffnen.

„Jetzt mußte das Schiff auch dem fernsten Zuschauer ein eben so furchtbares, als großartiges Schauspiel darbieten. Das Feuer hatte sich des ganzen Vordertheiles bemächtigt und stieg einer leuchtenden Pyramide gleich gegen den düstern Himmel empor, indem es in hochauflodernden Strahlen den Mast überragte, während die Flamme, bald die schlanken Sparren durchlaufend, bald die Verwicklungen der verpichten Taue verfolgend, sich wie eine Schlange durch das Takelwerk ihren Weg wand.

„Auf einer der Hintercarronaden sitzend betrachtete der Capitän einige Augenblicke die Wogen, die über das Halbverdeck hinrollten; dann rief er, indem er die gewaltigste derselben ersah, schnell dem ängstlichen Steuermann zu: „Nun steht bei! hart zur Pforte!“

Gehorsam seinem Steuer bewegte sich das stolze Gebäude sogleich vorwärts, indem es seinen flammenden Bug dem Wind entgegenwarf, dann einen Augenblick auf dem Gipfel einer gewaltigen Woge emporstieg und im nächsten den steilen Abhang derselben seewärts hinabglitt und eine Erschütterung erlitt, daß das Holzwerk in allen Fugen seiner Stützen beraubt, kurz über der Kappe abbrach und flammend mitten in den zischenden Schaum der See stürzte.

So schnell diese Bewegung vollbracht war, so gefährlich war sie. Auf allen Gesichtern sprach sich Unruhe, auf einigen Schrecken aus, als sie — wie das Schiff sich gegen den Wind hielt — die ganze Flammen-Masse niederstürzen und mit spitzen Zungen das zerrissene Topsegel lecken oder spielend Mast, Sparren und Takelwerk durchfegen sahen.

„Richt' das Steuer!“ rief Stowel, als der Mast zusammenbrach.

„Hart am Wind!“ schrie Staunch.

„Zieht ein, Bursche, zieht ein!“ sagte Hasty, der bereits eine Anzahl Leute an die Zugseile des Topsegels gestellt hatte, „und laßt die Flammen nicht den Fuß des Segels ergreifen.“

„Ein betäubendes Jubelgeschrei erfolgte, als das Schiffsvolk das Wrack des Mastes bei dem Stern vorübertreiben sah, und das Haupt des Schiffs wich wieder, in schnellem Gehorsam gegen das Steuer, von dem Winde ab, während die Flammen, die durch die Wogen einigermassen zurückgedrängt worden waren, jetzt ihre Wuth in dem Vordertheile concentrirten."

Eine der unterhaltendsten Scenen, von der wir aber gleichfalls nur wenige Züge geben können, ist das Benehmen des Schiffsvolks der Flora während der Vorstellung des Othello im Theater zu Portsmouth. Als der Mohr zu der Stelle kam:

Und dieß, und dieß sey stets der größte Zwist,
Der unsre Herzen je entzweit!

rief ein lärmender Topmann: „Ich wette meinen Grog für eine Woche, der Junge wird ein Creole seyn." „Gott verdamm' sie, sagte ein Anderer, da seht Ihr das Glück von diesen schwarzen Schurken. Was, erst gestern ertappe ich den Steward im Tau mit einem der frischesten, rothbackigsten Bote, das ihr vom North-corner bis zum Castle rag sehen könnt."

Cassios Worte im Trunk, wo er den Himmel zum Zeugen nimmt: „Vergieb uns unsre Sünden," indem er seine Cameraden überzeugen will, daß er nüchtern sey, machte der Versammlung ungemeines Vergnügen. „Glaubt nicht, Ihr Herren, daß ich betrunken sey, dieß ist mein Sergent! dieß ist meine rechte Hand und dieß ist meine linke Hand! Ich bin nicht betrunken jetzt." — „Nein, Du nicht," brüllte ein Matrose, der ohne Zweifel bereit gewesen wäre, als Zeuge für Cassio aufzutreten, wenn er als Betrunkener in den Gang gebracht worden wäre. „Ich stehe noch gut genug," fuhr Cassios Repräsentant fort. „Verdammt dann! warum wollt Ihr nicht gleich über die Planke gehen und zeigen, daß Ihr nüchtern seyd?" schrie ein Schalk, der sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen wollte, seinem ersten Lieutenant, der erst an einem der letzten Abende diesen Beweis geführt hatte, ungestraft einen Hieb beizubringen. —

Aber wie groß auch die Aufregung war, welche diese ehrlichen empfindsamen Seelen vorher erfahren hatten, so war dieß doch alles kein Gedanke, gegen den Tumult des Schmerzes und die Wuth des Zornes, welche jede Brust erfüllten, als der eifersüchtige Mohr in der tiefen ausdrucksvollen Sprache des Dichters sein furchtbares Vorhaben entdeckte, indem er sich dem Bett seines schlafenden Weibes nahte. Das Geschrei wurde entsetzlich, ganze Ladungen von Flüchen wurden gegen alle seine Gliedmassen ausgestossen. „Was," sagte einer der Rohesten von dem Haufen, „soll das schwarze Vieh ihre Lebenslinie zerschneiden? Sie ist ein regulär gebauter Engel und gleicht meiner Betty, wie eine Bohne der andern." „Ja," sagte einer seiner Tischgenossen, „das kommt alles davon, wenn Einer eifersüchtig ist, und das ist ganz eines, als wenn er toll wäre; aber wenn er so gut ist, als sein Wort, so wird er sicher gehängt; — das ist noch ein Glück!"

Als der Mohr sie im Bett bei der Kehle ergriff, und Desdemona bat, ihr nur noch ein kurzes Gebet zu erlauben, und er wüthend ausrief, indem er sie zu erdrosseln versuchte: „es ist zu spät!" so konnte das Haus — wie dieß auch einmal einer französischen Versammlung begegnet seyn soll — es nicht länger ertragen; die Seeleute erhoben sich von ihren Plätzen und sprachen mit dem fürchterlichsten Geschrei ihren Entschluß aus, sich in die Mordscene unter ihnen zu mischen.

„Ich will verdammt seyn, Dick, wenn ich es länger aushalten kann," sagte der Sprecher der Gallerie, „Du bist kein Mann, wenn Du dasitzen kannst und ruhig zusehen, — die Hand hinweg, blutdürstiger Neger, schrie er und warf sich in einem Augenblick über die Gallerie, kletterte an einem Pfeiler in die Logen hinab und durch das Parterre über Alles, was ihm im Wege stand, hinweg, bis er den lärmenden Hochbootsmanns-Mate erreichte. Diesen forderte er auf, sich mit ihm zur Rettung zu vereinigen und rief: „Jetzt ist Deine Zeit, Ned, — pfeife die Kerls fort, alle Hand! verdamm' mich, wenn Du ein Mann bist, der ein Weib gern hat." „Nun, drauf," sagte er und stürzte wüthend über alle Hindernisse, Geigen, Flöten und Musikanten, hinweg. Die Lampen gingen zu Trümmern; Cäsar hatte den Rubikon passirt. Die Ansteckung des Gefühls wurde allgemein, und seine treuen Legionen, durch ihren Führer begeistert, folgten, indem sie Alles vor sich hertrieben und unter lautem Zuruf des Beifalls oder Angstgeschreis en masse die Bühne erstiegen. Die schöne Desdemona wurde von dem tödtlichen Griff des mörderischen Mohrs noch einmal gerettet, und dieser floh in seinem vollen Costume, den Dolch in der Hand, durch die dunkeln Straßen der Docke, bis er in der unbeschreiblichsten Angst sein Haus erreichte. Die Scene der Verwirrung, welche indeß eingetreten war, zu beschreiben, wäre eine vergebliche Bemühung. Alles war Tumult und Aufruhr.

Zum Schluß bemerkte der Capitän: „Dieser Vorfall werde ihm eine Lehre für die Zukunft seyn, indem er mit Lachen hinzufügte: die Leute der Flora wären zu große Liebhaber des Theaters, als daß man sie wieder hineinlassen könnte, da zu besorgen sey, daß sie den Dienst verließen und alle auf das Theater gingen."

Sierra Leone.

Die brittische Colonie zu Sierra Leone, die ihres ungesunden Climas wegen als das Grab aller Europäer betrachtet wird, zählte im Jahr 1826 folgende Bevölkerung:

Europäer	113
Neu-Schottländer	578
Westindien und Americaner . .	141
Maron's (freie Neger von Jamaica)	636
Entlassene Soldaten	949
Befreite Negersclaven	10716
Eingeborne Neger	3113
	10240

Von der Sterblichkeit, deren Opfer im v. J. bekanntlich auch der berühmte Reisende Denham wurde, kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß von der Familie Turner, welche den Gouverneur dieses Namens nach Sierra Leone begleitete, diesen mit eingeschlossen in einer kurzen Periode nicht weniger als vier Personen starben, fast alle kräftige und rüstige junge Männer. Von 283 Mann europäischer Truppen, welche im J. 1824 die Besatzung verstärkten und 63 Mann alter Truppen, die zurückblieben, starben im Laufe des f. J. 301. Im J. 1825 kamen 1154 Mann frischer Truppen hinzu, wodurch die Besatzung auf 1193 gebracht wurde. Von diesen starben 621. Dabei ist diese Niederlassung, von welcher der Absicht ihrer Stifter nach die Civilisation eines Welttheiles ausgehen sollte, der sittenloseste Ort in der Welt. Auf allen Straßen begegnet man fast völlig unbekleideten Negerinnen und mit den letzteren wird, so lange Jugend sie empfiehlt, ein Handel getrieben, der, wo möglich, noch empörender ist, als der Sclavenhandel selbst.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 29. 29 Januar 1829.

Der Präsident der Vereinigten Staaten *).

(Aus dem Gutachten des Ausschusses der beiden gesetzgebenden Körper von Massachusetts, die Wiedererwählung des John Quincy Adams zum Präsidenten betreffend.)

„Wir betrachten unsere Republik als das, was unser geliebter Washington sie nannte — als die letzte große Probe der Befähigung des Menschen für die Selbstregierung. Die Organisation einer solchen Republik muß auf einem Grundsatze beruhen, und die Aufgebung dieses Grundsatzes muß den Untergang der Republik herbeiführen. Dieser Grundsatz aber ist, daß hohe Staatsämter nicht als Auszeichnung für militärische Verdienste verliehen, sondern Männern zuerkannt werden sollen, welche diejenige Tüchtigkeit des Talents und der Bildung besitzen, deren sie zur Erfüllung der Obliegenheiten ihres Berufs bedürfen. Dieß ist eine Geschäftsregierung; der höchste Beamte ist nicht der Parade wegen da; er muß arbeiten, und Mehr arbeiten, als irgend ein Beamter in der gesammten Bundesrepublik. Er muß in den Gesetzen des Landes auf's Gründlichste bewandert seyn; denn jede Frage über Handhabung oder Vollziehung der Gesetze im ganzen Reiche, die nach Washington gebracht wird, muß von ihm entschieden werden. Täglich werden ihm die verwickeltsten Gegenstände vorgelegt, er muß sie untersuchen und erledigen. Wie sollte er dieß aber können, wenn er nicht mit dem ganzen Laufe der Rechtspflege in den Gerichtshöfen der Provinzen wie der Union vertraut ist? Die schwierigen Verhältnisse des Systems der Staatsländereien muß er alle kennen; die ganze Geschichte der Finanzverwaltung muß seinem Geiste gegenwärtig seyn; denn Millionen des öffentlichen Schatzes hängen davon ab, ob er im Falle der Noth augenblickliche Maßregeln vorzukehren weiß. Alle bestrittenen Rechnungen in jedem Zweige des Dienstes, der in das Gebiet der vollziehenden Gewalt gehört, unterliegen seiner Prüfung. Der Präsident muß von der ganzen innern Lage des Landes, und dem natürlichen und ökonomischen Verhältniß der einzelnen Theile zu einander unterrichtet seyn. Jede Congreßakte wartet auf seine Unterschrift. Ihm liegt eine Pflicht ob, die, wie man glauben sollte, selbst unsere thätigsten Gesetzgeber ganz in Anspruch nehmen müßte: er muß jede Akte des Kongresses durchlesen, die Gründe des Berichterstatters, die Debatten seiner Freunde und seiner Gegner in Erwägung nehmen, um sich zu überzeugen, ob er seine Unterschrift mit seinem feierlichen Eide vereinigen kann. Bei der Verwaltung eines so unermeßlichen Landes und unter einer noch so neuen Regierung, wie der unsrigen, kommen in jedem Dienstzweige immer wieder neue, durch die Gesetzgebung nicht vorgesehene Fälle vor, die der oberste Staatsbeamte zu untersuchen, und nach der Analogie der Verfassung und den Gesetzen gemäß zu entscheiden hat. Die Angelegenheiten der Indianer im Lande — ein unglaublich schwieriger Punkt — hat das Gesetz beinahe völlig in die Hände des Präsidenten gegeben. Jedes Jahr sind mit den verschiedenen Indianerstämmen Verträge abzuschliessen, welche für die Vereinigten Staaten von höchster Wichtigkeit sind; Verlegenheiten der mißlichsten Art ergeben sich häufig bei Ausführung früherer Verträge, und seit dem Frieden vom Jahre 1783 haben ebenso unangenehme als beunruhigende Collisionen zwischen den verschiedenen Staaten der Union und den Eingebornen in der Nachbarschaft von Zeit zu Zeit Statt gehabt. — Lauter Dinge, wobei oft Alles auf eine augenblickliche Entschließung des Präsidenten ankommt, welche für Eigenthum und Menschenleben von unberechbaren Folgen ist.

„Die Verhandlungen und oft höchst voluminösen Berichte der Martialgerichte der Admiralität und des Militärs werden dem Präsidenten vorgelegt; er muß sie lesen und auf's Genaueste prüfen, da er das gefällte Urtheil zu bestätigen oder zu verwerfen hat. Dasselbe gilt von allen peinlichen Rechtssachen in den Gerichtshöfen der Vereinigten Staaten. Der Präsident führt die Oberaufsicht über die Disciplin in der Westpoint-Akademie, und empfängt im Fall einer Entlassung die Gesuche in Betreff der Ersetzung. Endlich muß er dem diplomatischen Verkehr mit dem Auslande seine volleste Aufmerksamkeit schenken. Er muß die weitläufige Korrespondenz jedes Ministers im Auslande, jedes Geschäftsträgers, und in wichtigen Fällen selbst die der Konsuln und der Handelsagenten lesen, um die von dem Staatssekretär auf jede Anfrage zu ertheilende Antwort zu leiten. Mit den Hauptmächten Europas stehen wir in Unterhandlungen, zum Theil über Gegenstände, worüber schon seit zwanzig Jahren Noten gewechselt werden, oder über Streitfragen, die von gleichem Datum mit unserer Verfassung sind. Die zum Verständniß derselben nöthigen Urkunden füllen eine große Anzahl mächtiger Druckbände, und gewiß liegen eben so viele ungedruckt in

*) The Boston Statesman im Decemberheft des Gleaner.

den Archiven. Zudem berühren diese Unterhandlungen oft schwierige Punkte fremder Gesetzgebungen, des Natur- und Völkerrechts, der Deutung und der Abfassung unserer eigenen Verträge. Es geht nicht an, daß der Präsident erst im Moment der Entscheidung sich hinsetzt und die Sache zu untersuchen beginnt. Er kann, will er gewissenhaft seyn, Nichts dem Staatssekretär überlassen, worüber er selbst ein Urtheil haben muß. All dieses tiefe und umfassende Wissen muß, wie in einer Vorrathskammer, in seinem Geiste gesammelt und zu unmittelbarem Gebrauche geordnet seyn. Außer der Korrespondenz mit unseren eigenen Ministern muß der Präsident auch noch den Verkehr der Ministerien fremder Mächte mit unserer Regierung beaufsichtigen.

„Erinnern wir uns nur der Administration Washington's, und der des ersten Madison's, um die volle Schwierigkeit dieser Stellung einzusehen. Und bei all diesen auf ihm lastenden Geschäften muß der Präsident die eine Hälfte des Jahrs sich bereit halten, auf alle von dem Congreß gestellten legislativen oder administrativen Anfragen Rede zu stehen. Er muß Zeit finden, die Gesuche und Empfehlungen zu den von ihm zu besetzenden Aemtern durchzusehen — Gesuche, deren Anzahl für ein Amt sich oft auf mehrere Hunderte beläuft. Er muß den Besuch und die mündlichen Mittheilungen jedes Bürgers der Vereinigten Staaten annehmen, der in Angelegenheiten, die unter der wirklichen oder vermeinten Leitung des höchsten Staatsbeamten stehen, nach Washington kommt. Es ist ein wahres Chaos von Geschäften, durch welches er sich durchwinden muß, mit der gewissen Aussicht, daß er überall einer rastlosen, oft schonungslosen und muthwilligen Opposition begegnet; daß er keine Maßregel beschließen kann, ohne daß die klügsten Köpfe und die thätigsten Pressen im Lande in Bewegung sind, zu beweisen, daß er gerade das Gegentheil hätte thun sollen. Wenn allein schon die Erfahrung der letzten vier Jahre hinreicht, die Schwierigkeit dieses hohen Amtes zu beweisen, das seines Gleichen in der Welt nicht hat, so darf der Präsident der Vereinigten Staaten noch überdieß nicht vergessen, daß er im ganzen Lande der einzige ist, dem sein Haus nicht zur Veste dient, dem jeder Schritt, den er thut, jedes Wort, das er spricht, mit der Spürkraft des Bluthundes und der Bosheit, welche die Unschuld nicht entwaffnen, die Ehre nicht beschämen, die Nachsicht nicht versöhnen kann, aufgespürt wird."

• • •

Es dürfte nicht uninteressant seyn, mit vorstehender einfacher Beschreibung des Geschäftkreises des Präsidenten die Bemerkungen des beredtesten Verfechters der englischen Verfassung über die Stellung des Königs von Großbritannien zu vergleichen:

„Die Könige sind", sagt Edmund Burke, „in gewissem Sinne allerdings die Diener des Volks, weil ihre Gewalt keinen andern vernünftigen Zweck, als die öffentliche Wohlfahrt hat; allein es ist nicht wahr, daß sie im gewöhnlichen Sinne des Worts Diener sind. Der König von Großbritannien erkennt Keinen über sich; wir alle Andern stehen sammt und sonders unter ihm, und leisten ihm gesetzlichen Gehorsam. Das Gesetz, das weder schmeichelt, noch verunglimpft, nennt diesen hohen Beamten nicht unsern Diener, wie der demüthige Theolog ihn heißt, sondern „unsern souveränen Herrn, den König", und wir unsererseits haben bloß die ursprüngliche Sprache des Gesetzes, und nicht das Kauderwälsch der Kanzeln gelernt.

„Da er uns nicht gehorchen soll, sondern wir dem Gesetze in ihm gehorchen, so hat unsere Verfassung auch nicht die Vorkehr getroffen, ihn uns, als unsern Diener, verantwortlich zu machen. Nein, diese Verfassung weiß Nichts von einer Magistratur, wie der arragonischen Justicia; Nichts von einem gesetzlich bestellten Gerichtshofe, Nichts von einer gesetzlichen Rechtsform, den König in die Klasse der Diener herabzusetzen und einer Verantwortlichkeit zu unterwerfen. Hierin unterscheidet er sich nicht von den Repräsentanten der Gemeinen und den Lords, welche als solche über ihr Benehmen nicht zur Rechenschaft können gezogen werden; obgleich die Revolutionisten in geradem Widerspruch mit einem der weisesten und schönsten Theile unserer Verfassung zu behaupten belieben, daß der König Nichts als der erste Diener des Volks, von ihm erwählt, und ihm verantwortlich sey.

„Es hätte dem Verstande unserer Vorfahren in der Revolution nicht zur Ehre gereicht, wenn sie keine andere Sicherheit für ihre Freiheit als in der Schwäche der Regierung, und kein besseres Mittel gegen Willkühr als bürgerliche Unruhe und Verwirrung gefunden hätten.

„Man mißkennt auf dem Festlande häufig die Stellung des Königs von Großbritannien. Er ist wirklicher König, und nicht bloß vollziehender Beamter. Wenn er sich nicht mit verächtlichen Einzelheiten behelligen, noch herablassen will, in kleinlichen Händeln und Gezänken Partei zu nehmen, so wüßte ich in der That nicht, warum ein König von Großbritannien in allen Stücken, die für ihn als König, oder vernünftigen Mann, der sich für das Ganze persönlich interessirt, von Belang sind, nicht mehr wesentliche, gründliche und ausgedehnte Macht besitzt, als der König von Frankreich vor der Revolution besaß. Die unmittelbare Macht des Königs von Großbritannien ist sehr bedeutend. Es gebricht ihm nicht an Würde, nicht an Glanz, nicht an Ansehen, nicht an Geltung nach Aussen. Wann vermochte ein König von England nicht, sich überall in ganz Europa in Achtung, ja in Furcht zu setzen?"

Skizzen aus Birma.

(Schluß.)

Zu dem natürlichen Widerwillen gegen eine fremde Gesetzgebung gesellt sich also noch der Glaube, daß diese Gesetzgebung eine hinlängliche Sicherheit gewähre. Die Leute in ihrer Ansicht zu bestärken, dazu trug ein Vorfall, der sich vor einiger Zeit ereignete, nicht Wenig bei. Das Stockhaus von Tavay besteht aus einem einzigen großen Behältniß, welches alle Verbrecher nach ihrer Tagesarbeit an öffentlichen Wegen oder Gebäuden aufnimmt. Eine doppelte Wand — außen ein Verschlag von Bambusrohr, und inwendig ein leichtes hölzernes Gitterwerk — bildet den

ganzen Verschluß. Da jedoch jeder Sträfling ein Fußeisen an den Beinen hat und ein starker Sipahiposten rings um Wache hält, so scheint Nichts übersehen. Unter diesen Elenden befand sich in letzter Zeit ein tollkühner Bösewicht, der sich durch einen Mord sein Recht auf den Aufenthalt innerhalb dieser Mauern erworben hatte. Müde, so lang auf Kosten der Regierung zu leben, schlüpfte er in einer ungewöhnlich finstern Nacht mit den Füßen aus den Eisen, täuschte die Wachsamkeit der Schildwachen und entkam. Der erste Gebrauch, den er von seiner neuerlangten Freiheit machte, war, daß er zwei seiner ehmaligen Spießgesellen aufsuchte, und sich mit ihnen zum Hause des Unterkutwal's, d. i. des birmanischen Polizeidieners schlich, der besonders bei seiner Verhaftung thätig gewesen war. Unter jedem birmanischen Haus ist ein Schuppen: dahin verkroch er sich, um im Boden zwischen dem Bett und der Thür eine Bambuslatte heraus zu nehmen, worauf er die Mündung seiner Büchse durch die dadurch entstandene Oeffnung in das Gemach richtete. Seine Kameraden klopften jetzt laut an die Thür, und als der Kutwal, nichts Böses argwöhnend, mit einem Licht in der Hand vorschritt, um die Ursache dieser Störung zu untersuchen, zielte der Mörder nach ihm, und streckte ihn zu Boden. Die Bursche entfernten sich erst geraume Zeit nach der That; und einen Mann, der sich später aus dem Haus herauswagte, empfingen sie mit einer Ladung Steine. Nach der Aussage der Hausgenossen und des Unglücklichen selbst, der nach einigen Stunden starb, traf die Zeit dieses Verbrechens mit der Zeit des Entspringens jenes Bösewichts zu genau zusammen, als daß ein Zweifel über den Thäter hätte übrig bleiben können. Die Regierung setzte einen hohen Preis auf seinen Kopf; aber vergeblich. Die Tollkühnheit des Mannes vor seiner Einkerkerung hatte die Eingebornen schon in Furcht gesetzt, und diese Furcht stieg auf den höchsten Grad abergläubischer Ehrfurcht als man erfuhr, daß er, ohne die Vorlegeschlösser, oder die Fußeisen selbst zu beschädigen, letztere abgestreift hatte. Daß er von den Wachen nicht bemerkt wurde, war ein weiterer Grund des Erstaunens, während seine letzte überlegte Rache bei dem Gedanken, ihn zu verrathen, mit Schauer erfüllte. Mit einer Miene, aus der die höchste Aengstlichkeit sprach, und mit Gebehrden, die Unruhe und Unbehagen verriethen, pflegten die Birmanen jede Frage abzulehnen, die man in Bezug auf jenen an sie machte, indem sie zu verstehen gaben, daß sie gar nicht gemeint seyen, es mit einem Menschen zu verderben, der den doppelten Vortheil der Unsichtbarkeit und Unverwundbarkeit hätte, und Einem eben jetzt zur Seite stehen könnte.

Die Vermehrung der Verbrechen hat aber auch noch manche andere Ursachen, z. B. die gelinde Behandlung der Sträflinge. Statt zu harter Arbeit angehalten zu werden, arbeiten sie nicht Mehr, als ein englischer Taglöhner aus freien Stücken thun würde. Sie werden gut verköstigt und erhalten noch von der Regierung eine — wenn gleich spärliche — Löhnung. Für Leute, welche durch ihre vorige Regierung an harte Frohndienste gewöhnt sind, ist eine solche Strafe keine Abschreckung mehr. Vielleicht dürfte man aber noch mehr nach solchen Ursachen forschen, die unmittelbar auf die Sittlichkeit des Volks wirken.

Der Staatsschatz wird hauptsächlich durch eine Menge so genannter Pachten oder, ohne Euphemismus zu sprechen, Monopole gedeckt. So giebt es einen Opiumpacht, einen Arrakpacht, einen Bettelpacht, einen Spielpacht, einen Vogelnesterpacht. Alle diese Pachten werden jedes Jahr öffentlich versteigert. Es ist bekannt, daß die Leidenschaft für's Spiel nirgends weiter getrieben wird als bei den Völkern des Orients. Diese Wuth, wie (man mit Recht sagen darf) kann nun nie auf einmal geheilt werden, und deßhalb hat die brittische Regierung einen Finanzzweig daraus gemacht, indem sie ein Spielhaus unter so strengem Monopol errichten ließ, daß selbst das Spielen in Privathäusern verboten ist, wodurch zugleich der Leidenschaft des Spiels Einhalt gethan werden sollte. Die ehrsamere Klasse der Einwohner, die sonst im eigenen Familienzirkel um kleine Summen gespielt hätte, sieht sich aber dadurch mit dem verworfensten Auswurf in Berührung gebracht; und die beständige Wiederkehr schmutziger, ruchloser Auftritte vor ihren Augen vollendet jenes Sittenverderbniß, dessen Keime in dem frühern Hange zum Spiel gelegen waren.

In den Spielgemächern erblickt man allerlei Gruppen, die sich träg über die Tische lehnen und ihre Summen einsetzen. Hier das scharfe Auge und die schlaue Miene des Chinesen, dort das Malaiengesicht des Birmanen; hier Männer unter der Last der Jahre und der zahllosen Gebrechen des Lebens gebeugt, dort lose Buben, die kaum ein Dutzend Sommer zählen, die aber mit gleicher Gier auf die Tische zu eilen und mit gleichgespannter Aufmerksamkeit den Wechseln des Spiels entgegensehen. Man sollte glauben, daß diese Gemächer der Unsittlichkeit aller weitern Befleckung trotzten; man irrt sich aber sehr; ein anderer Theil des Gebäudes ist zu noch niedrigern Zwecken bestimmt — für jene elenden Opfer der Sinnlichkeit, welche unter das Getümmel der bereits aufgeregten Spieler sich mischend, den erhitzten Leidenschaften eine neue, unwiderstehliche Versuchung bieten! Wie kann ein Orientale, dessen Sittlichkeitsgefühl sehr schwach, dessen Sinnlichkeit zum Sprichwort geworden, dessen Religion zu unvollkommen ist, seine Leidenschaften heilsamen Zwang anzulegen, hoffen, dem unsittlichen Einfluß eines solchen Orts zu widerstehen? Der erste Schritt ist gethan, der Stufengang des Lasters unmerklich, und mit Recht darf man behaupten, wenn wir wünschen, den sittlichen Ruin eines Volks, welches das Kriegsglück unsrer Herrschaft unterwarf, herbeizuführen, so konnten wir keinen glücklichern Plan ersinnen. Allein dieses Spielmonopol zeigt sich auch von einer andern Seite als gleich verderblich; es hat nämlich gerade die entgegengesetzte Wirkung von der Anfangs erwarteten. Wenn man die Sache bloß oberflächlich ansieht, so erscheint es nicht allein politisch, sondern auch billig, daß, wo die Liebe zum Spiel bei dem Volke zu eingewurzelt ist, um völlig ausgerottet werden zu können, die Regierung davon pekuniären Nutzen ziehe, und so ward dieses Spielhaus, glaube ich, zu monatlichen 1000 Rupien taxirt; und ein brittischer Sipahi hält es stets in Pacht. Obgleich dieß unstreitig für den Eigenthümer eine starke Summe ist, so thut sie doch dem Spielen keinen Eintrag;

Ausland '29[1]

während sie nach dem Verfluß der zwölf Monate auch für die Finanzen nur eine unbedeutende Zubuße liefert. Auf der andern Seite entzieht die Lähmung des Sinns für Industrie, welche die aus dieser Quelle der Unsittlichkeit entspringende lockere, müßige Lebensart erzeugt, unmerklich, aber unberechbar jenen Reichthum, der aus andern Quellen in den Staatsschatz geflossen wäre.

Die Macdonalds von Glencoe.

(Schluß der Auszüge aus Walter Scott's Tales of a Grandfather.)

Als im Jahre 1745 der Urenkel Jacobs II, Karl Edward, seinen romantischen Versuch machte, den Thron seiner Vorfahren wieder zu erobern, stieß unter andern Hochländern auch der Enkel des zur Zeit Jacobs II durch die Hinterlist des Carl von Steir ermordeten Häuptlings Mac-Jan von Glencoe mit 150 Mann zu ihm. Der Weg der Hochlandsarmee führte sie über den Landsitz, welchen die Familie des Carls von Steir bewohnte. Im Kriegsrathe des Prinzen Karl Edward entstand eine Bewegung, um die Macdonalds von Glencoe von einem möglichen Versuche abzuhalten, ihren Ahnherrn durch Brand und Plünderung an den Nachkommen seines Henkers zu rächen, und da eine so gewaltthätige Handlung dem Prinzen bei den Unterländern sehr geschadet haben würde, so beschloß man zu Lord Steir's Schutz vor seiner Wohnung eine Wache aufzustellen. Mac Donald von Glencoe hörte von dem Beschluß, und hielt seine und seines Klans Ehre dadurch für beeinträchtigt. Er bat um eine Audienz bei Karl Edward, und während er die Nothwendigkeit zugab, einen den Gefühlen der Hocharmee überhaupt, insbesondere aber seines Klanes so anstößigen Ort mit einer Schutzwache zu umgeben, forderte er nicht sowohl als eine Begünstigung, sondern als ein Recht, daß diese wenigstens theilweis aus Mac Donald's von Glencoe bestehen solle. Würde ihm diese Forderung nicht zugestanden, so sähe er sich veranlaßt, mit seinen Leuten heimzukehren, und an dem Unternehmen keinen ferneren Antheil zu nehmen. „Die Mac Donald's von Glencoe würden sich entehrt fühlen," sagte er, „wenn sie länger in einem Dienste blieben, worin man sich anderer als ihrer eigenen Leute bediente — wären die Aufforderungen zu pflichtwidriger Rache auch noch so groß — sie in die Grenzen ihrer militärischen Schuldigkeit zurück zu weisen." Der königliche Abenteurer willigte in die Forderungen des edlen Häuptlings, und die Mac Donald's von Glencoe schützten die Behausung des grausamen und verschlagenen Diplomaten, welcher das Blutbad ihrer Vorfahren angerathen und ausgeführt hatte, mit der größten Gewissenhaftigkeit. Bedenken wir, wie heftig der Mensch auf der niedrigsten Stufe der Bildung den Trieb nach Rache fühlt, und wie tief dieser in den Charakter der Hochländer verwebt ist, so erscheint Glencoe's Handlung als ein bewunderungswürdiges Beispiel des Edelmuthes und der Befolgung eines der schwierigsten aller Gebote — die Neigung der Pflicht zum Opfer zu bringen. —

Der Schiffer von Pittsburgh.

Um ein Beispiel von dem Unternehmungsgeiste der Americaner anzuführen, berief sich Mr. Clay, der Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten der Vereinigten Staaten, auf folgende Anecdote von einem Schiffe, das zu Pittsburgh gebaut und ausgelaufen war. Bei seiner Ankunft an dem Bestimmungsorte mußte der Capitän sich durch seine Papiere ausweisen, fand aber bei dem Zollbeamten, dem er sie vorlegte, keinen Glauben, indem dieser sagte: „Herr, Ihre Papiere sind falsch; es giebt keinen Hafen in der Welt, der Pittsburgh hieße; Ihr Schiff muß confiscirt werden." Der Capitän legte dem Beamten die Carte der Vereinigten Staaten vor, wies ihn auf den Meerbusen von Mexico und auf die Mündung des Mississippi, führte ihn sodann auf diesem Strome tausend (engl.) Meilen hinauf bis zu der Mündung des Ohio, und von dieser andere tausend Meilen bis nach Pittsburgh: „Hier Herr, ist der Hafen, von welchem mein Schiff ausgelaufen ist." Der erstaunte Offizier würde, ehe er die Carte gesehen hatte, eben so leicht geglaubt haben, daß das Schiff aus dem Monde herabgesegelt sey.

Hall's, Letters from the West.

Literarische Nachrichten.

Von allen Zweigen der deutschen Literatur findet keiner mehr Eingang in England, als die Philologie. In jedem englischen Buchhändlerverzeichnisse findet man die Namen deutscher Philologen wieder. Wir führen aus dem letzten Hefte (Dec. 1828) aus Blackwoods Advertiser nur folgende Titel an:

Books published

By J. Vincent, Oxford. Lexicon Herodoteum, Schweighaeuser.

By H. Slatter, Oxford. Thucydides, in English; with the emended Text of Bekker.

— — Xenophon's Anabasis, from the Greek Text of Schneider.

— — The Works of Virgil, translated into English Prose. With Explanatory Notes and the Latin Text corrected from Heyne.

By J. Parker, Oxford. Indices Graecitatis, quos in singulos Oratores Atticos confecit J. J. Reiskius, passim emendati etc. opera T. Mitshell.

By Mr. Blackwood, Edindburgh In one large Volume Octavo, The Greek Grammar of Dr. Fr. Thiersch, translated from the German, with brief remarks. By Professor Sandford.

Ein brauchbares Werk verspricht der Titel eines bei J. A. Valpy in London so eben erschienenen Werkes:

Greek Gradus; or Greek, Latin and English Prosodical Lexicon; containing the Interpretation in Latin and English of all words, wich occur in the Greek Poets, from the earliest period to the time of Ptolemy Philadelphus and also the Quantities of each Syllable. By the Rev. J. Brasse. 8.

Wir Deutsche haben bei all unserer Liebe zum Studium der griechischen Sprache in neuerer Zeit doch noch keiner griechischen Gradus ad Parnassum, und es wäre daher wohl zu wünschen, daß sich wenigstens ein Bearbeiter dieses englischen Versuches unter uns finden möchte.

Berichtigung.

Nr. 28 S. 111 Sp. 2 Z. 16 v. u. st. seewärts l. leewärts (auf der von dem Winde abgewandten Seite.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 30. 30 Januar 1829.

Sardinien und seine Bewohner.

(Schluß.)

Feste und Unterhaltungen. Aberglauben.

Ein mehr eigenthümliches Gepräge von Ländlichkeit und Gastlichkeit, freier Volksthümlichkeit und Wildheit drückt sich in den Festen von Gallura aus; die zwei vornehmsten derselben sind die in Arsequina und Logu Santu; da die Art, wie sie gefeiert werden, bei beiden dieselbe ist, so mag eine Skizze des erstern, dem Kapitän Smith selbst beiwohnte, genügen. „Wir landeten am Sonnabend vor dem dritten Maisonntag, und eilten der schönen Anhöhe zu, wo die Kapelle unserer lieben Frau nebst zwei kleinen Nebengebäuden über eine waldbewachsene Ebene sich erhebt. Der Hügel ist ganz mit Bäumen bedeckt, außer einem freien Platz in der Fronte, wo sich das Volk lagert. Bereits hatten sich ganze Schaaren hier versammelt; und es gab fast keinen Busch, an dem nicht ein Pferd angebunden war. Die Einen schlachteten Vieh und hängten das Fleisch an den Aesten auf, die Andern zündeten Feuer an, um ihren Braten zu rösten. Eine Gesellschaft von dreißig bis vierzig Capo Pastori (Soprastanti genannt) besorgen die Festordnung; für diese Ehre hat aber auch, da alle Anwesenden freigehalten werden, jeder ein Schaf oder eine Ziege, 12 Pfund Käse und 30 Pfund Brod und vier- bis fünfhundert Flaschen Wein beizusteuern; der Bedarf an Oel, Lichtern, Brennholz, Kochgeschirr u. s. w. sind gleichfalls Gegenstände, die auf ihre Rechnung gehen. Bald gewinnt die Scene durch das geräuschvolle Treiben des Volks ein mannigfaltiges Interesse: hier sieht man Partien, welche unter dem Baldachin des Himmels ihre Nationaltänze, den Salto Sardo, den Ballo tondo und die lebhaftere Pellcordina aufführen; dort drängen sich Gruppen um einen Dichter, der im rauhen Recitativ ihnen seine Verse declamirt. Die wilden Männergestalten der „Pastori" schienen es zu rechtfertigen, wenn man in der Barbarei Christen von Sarden unterscheidet. Am Abend ward eine große Strecke fünf oder sechs Zoll hoch mit Blättern von der Scilla maritima bestreut und mit Matten überdeckt, und darauf ließ sich das Volk zum Mahl nieder, während die Soprastanti in eigener Person es bedienten. Doch galt auch hier der Vorrang: denn an der einen Seite dieser celtischen Tafel, wo die Bevorzugten saßen, wurde besser gespeist und die Gäste erhielten Mundtücher, an der andern Seite saßen die Armen bei einer ordinären Schüssel. Nach dem Essen begannen die Unterhaltungen von Neuem und dauerten die ganze Nacht fort; wer sich müde getanzt hatte, ruhte unter den Bäumen, so daß ich bei Tagesanbruch Männer, Weiber und Kinder in jeder Richtung liegen sah, ohne daß jedoch eine Lücke in den Reihen der Tanzenden und Singenden zu bemerken gewesen wäre. Ein Dichter fuhr bis zum frühen Morgen mit seinen poetischen Vorträgen fort, welche die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer im höchsten Grade in Anspruch nahmen; seine Stimme war übrigens rauh und ziemlich monoton. Der wolkenlose Himmel, der Schein des silbernen Mondes und der süße Klang zahlreicher Nachtigallen gaben dieser Nacht einen wundervollen Reiz. Den Sonntag-Morgen kündigte das Glockengeläute der Kapelle an, und die ganze Menge gerieth in Bewegung, um die heilige Fahne von Templo zu sehen, die in Prozession über die Ebene getragen wurde. Am Fuß des Hügels angelangt, wird das prachtvoll geschmückte, von einem silbernen Kreuz überragte Banner auf einer offenen Stelle aufgepflanzt, und mehrere Reiter jagen im Galopp hin und her, die Schnelligkeit ihrer Rosse zu erproben. Der schön berittene Bannerträger ist aus einer Familie, welche diese Auszeichnung erblich besitzt; hat er es den Hügel hinaufgebracht, so paradirt er damit das Gesicht der Sonne zugekehrt dreimal um die Kirche; während dessen das andächtige Volk sich bemüht, hinzu zu kommen, um die heilige Standarte zu küssen. Unter Beten, Tanzen, Singen und Schmausen geht der Tag vorüber, und am Montag bricht die gesammte Gesellschaft nach den Ruinen der einige hundert Schritte entfernten Kapelle von San Pietro di Baldolinu auf, wo dieselbe Festlichkeit sich wiederholt. Diese Kapelle dient den Hirten der Nachbarschaft zum Beinhaus. Die Leichen, die hier in einem großen Gewölbe aufgeschichtet sind, ohne daß die Verwesung durch Kalk befördert wird, bilden eine solche abscheuliche Masse von Fäulniß, daß die Soprastanti genöthigt waren, einen Altar außerhalb dem Gebäude aufzurichten. Drei Männer waren gerade einige Tage vor meiner Ankunft ermordet und von den Hirten ohne weitere Umstände beigesetzt worden: denn da weiß man Nichts von einer Todtenschau. Doch sagte man mir, daß zuweilen ein Mann („sotto penitenza") in die Gruft hinabsteige, um die Oeffnung

von Leichnamen frei zu machen, wobei man die Vorsicht brauche, zuvor einige Reisigbüschel hinabzuwerfen und zu verbrennen. Selten wird das Fest der Mutter Gottes von Arsequina ohne ein Opfer von drei bis vier Menschenleben begangen; das Jahr zuvor hatte dieß Schicksal zwei „Carabinieri Reali" betroffen, und man zeigte mir einen jungen Mann, der bei derselben Gelegenheit einen Schuß durch die Brust erhalten hatte; da er aber glücklicher Weise von seiner Wunde genas, so begnügte sich nach dem sardischen Codex der Ehre sein Feind mit dieser Genugthuung und er konnte die dießjährigen Lustbarkeiten mit seinem Weib und einem schönen Kinde in aller Sicherheit genießen. Den Grund, warum die Polizei von hier wegblieb, konnte ich nicht erfahren, eine natürliche Folge davon aber war, daß desto mehr Banditen aus ihren benachbarten Waldvesten sich einfanden, ohne sich an die Gegenwart der Baracelli zu kehren, die bekanntlich Niemand verhaften, weil er bloß ein Mörder ist. Die Neuheit der Erscheinung zweier Engländer bei dem Fest erregte das besondere Interesse der Versammlung, und ein corsischer Fiedler, den wir mitbrachten, trug Viel zur Erhöhung des allgemeinen Vergnügens bei, da die einzige Tanzmusik aus Maultrommeln und Menschenstimmen bestand. So wenig indessen unsere Ketzerschaft Anstoß zu geben schien, so sehr mißfiel die ausgelassene Lustigkeit einiger jungen Priester, denen zum großen Aergerniß des gesetztern Theils des Publikums des Singens, Tanzens und Springens nicht genug werden wollte."

Der Tanz macht einen wesentlichen Theil aller geselligen Unterhaltungen aus und die meisten Dörfer haben ihren eigenen Tanzplatz (prasciera). Der Hauptnationaltanz ist die Carola, auch Ballo Tondo genannt: eine einförmige Bewegung, wobei man einander die Hände reicht. Im Capo di Sopra wird er bloß unter Begleitung von Vocalmusik getanzt. Es treten mehrere Männer in die Mitte und singen, während sie einander an den Schultern halten, in einem eigenthümlich kräftigen Kehltone, den man Tripa nennt; um sich in dieser Kunst eine Fertigkeit zu erwerben, üben sie sich von früher Jugend auf. Im Capo di Sotto dagegen tanzt man ihn zum Klange der Launedda, eines uralten Instruments, das unter den Landleuten im Gebrauch ist; es besteht aus drei bis vier Röhren von verschiedener Länge neben einander, mit einem kleinen Mundstück an dem Ende eines jeden, und enthält zwei Oktaven, eine Terze und eine Quinte. Wie ein römischer Flötenspieler nimmt der Tonkünstler die Mundstücke alle in den Mund und bläst sie zugleich an, mit einer so vollendeten Geschicklichkeit, daß die meisten von ihnen ohne zu pausiren und, wie es scheint, mit einem Mal athmend und spielend, diese Anstrengung ein paar Stunden fortsetzen können. Wer aber gar fünf Rohre bläst, gilt für einen Virtuosen, er wird der große Gegenstand der Eifersucht und des Neides seiner Kunstgenossen und zeichnet sich vor den andern manchmal durch eine phantastische Lannedda, aus Flamingoknochen gemacht, aus. Man hat keine Vorstellung von der Gravität der Tänzer oder der Einförmigkeit des kurzen gezierten Tanzschritts, indem es immer vor und zurück, etwas auf die Seite hinaus und dann wieder vor und zurück geht. Die Verheiratheten legen die Hände in einander und kreuzen die Finger, wogegen alle Uebrigen dieß sorgfältig vermeiden und einander bloß leicht anfassen, weil jede Freiheit, die sie sich nähmen, mit Blut gerächt würde. Der Tanz beginnt mit einem langsamen Schritt, belebt sich mehr oder weniger nach dem Steigen oder Fallen des Tons und dauert eine bis zwei Stunden; aber kein Zeichen der Freude entschlüpft Jemand, zumal den Weibern, die während der ganzen Zeit ihre Augen auf den Boden niedergeschlagen halten.

Wer in Griechenland gereist hat und diese Feste besucht, dem muß oft die Aehnlichkeit auffallen, die zwischen den Griechen und den Sarden in so manchen Puncten Statt findet. Vieles mag sich von griechischen Colonien und von den Besatzungstruppen des oströmischen Reichs herschreiben. Nicht bloß in Waffen, Musik, Tänzen, Trachten und Sitten äußert sich eine nahe Verwandtschaft beider Völker, sondern selbst in einzelnen Redensarten und abergläubischen Meinungen, die sie mit einander gemein haben, so daß man geneigt ist, auf eine theilweise Identität ihres Ursprungs zu schließen. Griechen und Sarden theilen die Ehrfurcht gegen das hohe Alter, die Achtung für Familienbande, den Begriff von Gevatterschaft als einer Art Adoptivverwandtschaft in einem Grad, wie man sonst kein Beispiel hat.

Verlöbnisse und Hochzeiten sind immer eine Veranlassung zu großen Lustbarkeiten, wobei man jedoch mehr von der Seltsamkeit der Gebräuche, als von der Feierlichkeit derselben überrascht wird. Wenn ein Pächter aus dem Campidano heirathen will, so findet er sich am Abend in Begleitung einiger seiner vertrauten Freunde vor dem „Stazio," d. h. dem Hause ein, in welchem seine Erkorne wohnt. Ein sanfter Schlag an die Thüre ist das Zeichen ihrer Ankunft und der Vater fragt höflich, welches Geschäft es sey, das sie in dieser Stunde zu ihm führe; worauf ihm die gewöhnliche Antwort wird: wir suchen ein verlorenes Lamm (cilchemu una pecora palduta). Der Vater fährt in derselben Bildersprache fort und, indem er sich stellt, als ob er den Gegenstand seiner Neigung nicht kenne, läßt er nach und nach alle seine Töchter eintreten und fragt jedesmal: ist diese es? so daß die, welche der Freier begehrt, die letzte seyn muß. Im Fall einer günstigen Aufnahme des Heirathsantrags, werden sogleich die Ehepakten abgeschlossen und Brautgeschenke ausgewechselt. Eine Woche vor der Hochzeit wird der ganz neue Haushalt des jungen Paars in feierlichem Aufzuge nach ihrer künftigen Wohnung geschafft, wobei die Freunde beider Familien, die besten Launeddaspieler voran, in ihrem schönsten Staate mitziehen. Die Hochzeit wird nach dreimaligem Aufgebote im Kirchspiel der Braut gefeiert; aber sogleich nach der Trauung begeben sich die Neuvermählten in ihr eigenes Hauswesen, nachdem sie zuvor noch im elterlichen Haus der Braut einen kleinen Imbiß von einem gemeinschaftlichen Teller zu sich genommen haben. Ihre Wohnung finden sie, wie in den Tagen Juvenals, mit Guirlanden von Blumen geschmückt, Matronen streuen Salz und Waizen auf die Schwelle, und den Tag beschließt ein Bankett. Im Innern und in den mehr nördlichen Distrikten weichen die Gebräuche in mancher Beziehung ab. Der Freier erscheint in dem Haus seiner Geliebten mit

drei oder vier vertrauten Freunden, die den fast unverändert alten Namen Paralymphos führen. Der Vater erlaubt ihnen einzutreten und ersucht sie Platz zu nehmen; eine tiefe Stille folgt, bis ein älterer Mann von anerkannter Rechtschaffenheit, der dazu ausdrücklich eingeladen worden ist, das Wort ergreift, um sich nach der Ursache zu erkundigen, der das Haus seines Freunds einen so zahlreichen Besuch verdanke, worauf der Liebhaber mit seinem Antrag herausrückt. Sofort werden die Bedingungen verabredet, die der junge Mann, indem er seine Schöne bei der Hand nimmt, durch einen zärtlichen Kuß auf ihre Lippen versiegelt; er setzt sich nun an ihre Seite, und die Freunde begrüßen die Erwählte damit, daß sie ihr zu gleicher Zeit, jeder eine kleine Münze in's Busentuch werfen. In der Regel wohnt der Pfarrer oder sonst ein Priester der Verlobung bei, um derselben mehr Gültigkeit zu geben; doch wird der Akt dadurch vor dem Gesetz nicht bindend, sondern er kann mit gegenseitiger Uebereinkunft oder selbst durch den Wunsch des Mädchens allein aufgelöst werden. Die förmliche Hochzeit wird dann gewöhnlich nicht vor drei oder vier Jahren gefeiert, nachdem das Fräulein vielleicht schon ein paar Kleine zur Welt gebracht hat, was freilich mit unsern Begriffen von Sittlichkeit nicht übereinstimmt, wobei man sich aber in Sardinien nichts Arges denkt.

Den Dienst der Todten besorgen in den meisten Städten so genannte barmherzige Brüderschaften, freiwillige Vereine, welche die Leichen vermummt zu Grabe begleiten. Personen von Bedeutung werden meist bei nächtlicher Weile in den Kirchen beerdigt und Personen aus den ärmeren Klassen mit so wenig Ceremoniell, als ihre Vorfahren, und ohne daß ein Verwandter dabei ist, nach dem Campo Santo (Kirchhof) gebracht. Aber in den innern Distrikten ist es etwas sehr Klägliches und Erschütterndes um das Leichenbegängniß eines Ermordeten. Alle seine Freunde gehen mit den Klageweibern (praeficae) in das Trauerhaus; diese fangen an zu schreien, sich auf dem Boden zu wälzen, sich die Haare zu zerraufen — kurz eine Scene, die sich mit dem „Lessus“ der Alten vergleichen läßt; hierauf schildert eine von ihnen in improvisirten Versen in der Art der römischen Nänie oder des schottischen Coronach die Verdienste des Verstorbenen und fordert zum Haß gegen seinen Feind und zur Rache auf; und zu jeder Strophe fallen die Freunde mit Schluchzen und die übrigen Weiber mit Geheul als Chor ein. Die Trauerzeit währt sechs Monate; die Landleute verlängern sie aber gewöhnlich auf ein Jahr, und für den erschlagenen Gatten trauert die Wittwe, bis er gerächt ist; oft ihr Leben lang. In Barbargia bestand vor sechszig oder siebzig Jahren noch die sonderbare Sitte, einen Kranken, an dessen Aufkommen man verzweifelte, zu ersticken, und zu diesem Geschäft gebrauchte man eine gedingte Weibsperson, „Accabadora“ (Vollenderin) genannt; eine Barbarei, die der Padre Vassello, der jene Gegenden als Missionär besuchte, abschaffte. In einigen Theilen derselben Provinz soll es auch jetzt nichts Ungewöhnliches seyn, dem Todten ein Stück Geld in den Mund zu stecken.

Wir schließen diesen Artikel mit einigen Notizen über den in Sardinien fast ohne Unterschied durch alle Stände verbreiteten Aberglauben.

Die Sarden sind mehr abergläubisch als bigott; dieß zeigt sich vornehmlich in ihrer Anhänglichkeit an eine Menge Gebräuche, die sie theils eigenthümlich, theils mit andern Völkern gemein haben. Nirgend wird die uralte Sitte mehr beobachtet, wenn Jemand niest, ihm ein „helf Gott“ zu zu rufen; nirgend die Gefahr des bösen Auges (pigai ogu) mehr gefürchtet. Lobt man die Schönheit eines Kindes, ohne daß man ein Segens-Wort hinzusetzt, so muß der nächste Freund dem Kind in's Gesicht spucken, um den etwaigen Zauber zu entkräften. Es ist deßwegen auch gewöhnlich, Kindern eine Zierath um den Leib zu hängen, um das Auge des Fremden vom Gesicht abzulenken; oft wird aber auch der reinigende Speichel in derselben Art angewendet, wie bei Persius *) von der Großmutter oder der frommen Stiefmutter. Einen Pferdhandel in Gegenwart der Thiere beschließen, wäre etwas Unerhörtes; ja wenn der Bauer nur einige Orangen verkauft, so führt er den Käufer von Baum zu Baum, und erwartet, um sie zu pflücken, den Augenblick, wo jener seine Aufmerksamkeit einem andern Gegenstande zugewendet hat. Der Sarde hört es ungern, wenn man ihn nach seinem Alter fragt, und selten giebt er auf eine solche Frage, die ihn persönlich berührt, eine direkte Antwort: eine Sitte, die er mit den Mauren und den Arabern der Berberei theilt. Es war eine Eigenheit der alten Römer (wie es noch gegenwärtig eine der meisten Moslimen ist) daß sie es vermieden vom Tode zu sprechen; aus demselben Gefühle erklärt sich die euphemistische Art der Sarden, wenn sie den Kerker ein Quartier und den zum Tod verurtheilten Missethäter einen Patienten nennen. Köpfe von Verbrechern werden oft vom Galgen gestohlen wegen der eisernen Spitze, auf der sie aufgesteckt sind, indem ein Pferd, dem man Hufeisen daraus schmiedet, einen sanften und sichern Gang erhalten soll. Die Eingebornen von Barbargia, Ogliastra und Monte Acuto haben eine furchtbare Angst vor Donner und Blitz und pflegen, wie die Griechen, vor einem Sturm ihre Gewehre loszuschießen. Um sich gegen die Nachstellungen seiner Feinde oder gegen die Fallstricke des Teufels zu verwahren, trägt Jedermann in Gallura eine Reliquie, die in einem Knochenstück bestehen mag, oder ein Amulett, das ein beschriebener Zettel etwa mit einer Anrufung des Monds seyn kann. Der Widerwille zu Dreizehn an Einer Tafel zu sitzen, ist von viel älterem Datum, als wie man insgemein annimmt, daß der Dreizehnte, den Verräther Judas bedeuten sollte. Einen Laib Brod umgekehrt hinlegen, ist eine Beleidigung gegen den Schöpfer; Salz fallen lassen, Wasser auf den Tisch verschütten, weist auf Unglück; Wein verschütten, auf Glück, Oel in einem Haus verschütten auf einen Sterbfall. Auf einem weißen Tischtuch schrei-

*) Ecce avia aut metuens Divûm matertera cunis
Exemit puerum frontemque atque uda labella
Infami digito e lustralibus ante salivis
Expiat, urentes oculos inhibere perita.
Auch Plinius N. G. B. 28, Cap. 4 sagt: Si dormiens spectetur infans, a nutrice terna adspui.

ben oder Karten spielen, ist ein schlimmes Zeichen, und wenn gar drei Lichter auf den Tisch kommen, so macht der Hausherr bald sein Testament. Kräht ein Huhn gleich einem Hahn vor Mitternacht, so bedeutet es einen Verlust am Vermögen; die plötzliche Erscheinung von Raben bedeutet Krankheit. Nächtiges Geheul der Hunde und der Eulen (barbaggiannu) weissagt Tod; letztere sind besonders Kindern gefährlich, indem sie Gift durch das Dach hereinspritzen; desto glücklicher aber darf man sich schätzen, wenn die Colura niedda (eine schwarze Schlange) die Hütte heimsucht. Kein Bauer schießt auf eine Schwalbe, einen Vogel, der sich des besondern Schutzes der heiligen Lucia erfreut; er würde sonst keinen Vogel mehr treffen, in Jahresfrist würde sein Weib sterben, und noch anderes Unheil hätte er zuerwarten. Das Rothkehlchen genießt, wie dieß auch in andern Ländern der Fall ist, einer besondern Gunst; in Alghero wird es mit dem Namen „Rath" beehrt, und in Sassari wird es Bruder Gavino genannt. Wenn man nach Sonnenuntergang aus Flinten oder Pistolen schießt, so verjagt man das Glück von der Schwelle. Kommt ein Kreuz an einem Freitag ins Haus, oder hält ein Leichenzug an der Thüre, so bedeutet es, daß die letzte Oelung während dieses Jahres dreimal in diesem Hause gereicht werden wird. Wer am Freitag Etwas unternimmt, der bereut es; einen Freitagstraum erzählen, bringt zumal Verdruß und Noth. Kinder, die bei der Taufe nicht schreien, werden nicht glücklich — ein Vorurtheil, das den Kleinen jedesmal eine triftige Besprengung zuzieht; um glücklich zu werden, brauchen sie aber auch einen guten Namen, und dieß ist gewöhnlich der Name des Lieblingsheiligen, nach dem Sprichwort, das hier in voller Kraft gilt: „bonum nomen, bonum omen." An der Möglichkeit zu zweifeln, daß man durch Beschwörungen Schätze entdecken könne, oder nicht zu glauben, daß es Hexen (fai mazzinas) gebe, wäre in Sardinien mehr als Freigeisterei, und, leider! bemerkt man, daß unwürdige Mitglieder der Geistlichkeit einen Aberglauben, der ihnen Gewinn bringt, auf alle Weise befördern. So selten der Clerus zum Fluch des Kirchenbannes schreitet, wozu er in Fällen von Priestermord, Kirchendiebstahl und Zehendbetrug das Recht hat; so wenig entsagen die Capuziner ihrer Kunst des Teufelsbannes, während welcher Ceremonie der unglückliche Dulder mit allen möglichen Wundersachen und Reliquien, die auszutreiben sind, überdeckt wird: wenn der Mönch dann glaubt, daß sein Gebet gewirkt habe, so beschwört er den Geist dreimal, ein Zeichen zu geben, daß er von dem bedrängten Manne ausgefahren sey. Ohne Zweifel ist mancher dieser Besessenen ein Betrüger; aber es werden von ihnen so außerordentliche und wohlbeglaubigte Geschichten erzählt, daß, wüßte man nicht, wie leicht körperliche und geistige Schwachheit auch der elendesten Chimäre Form und Gestalt giebt, man Mühe hätte, sich solche Täuschungen zu erklären. Gegen diese und alle andere Uebel sind Amulette *) ein Universalmittel, so daß selbst der Räuber und Mörder, außerdem, daß er in allem Ernst den göttlichen Beistand anruft, nicht ermangelt, sich damit zu versehen, so oft er seinem scheußlichen Gewerbe nachgeht. Verfehlen sie dennoch ihren Gegenstand, so betrachten sie es eher als einen Mangel der Vorsicht oder des Selbstvertrauens, als daß sie einen Zweifel in ihr Amulett setzen.

*) Smith hatte sich ein Amulett verschafft. Es enthielt das Brustbild der heiligen Jungfrau, die auf einen heiligen Franziskus niederblickt, während dieser einem knieenden Bruder eine Papierrolle hinhält, worauf Num. VI, V. 24—26 steht. Unter diesen drei Versen liest man die Worte: „Questa santa benedizione diede Iddio a Mosè, e Gesù Christo al P. S. Francesco. Chiunque la porterà indosso con viva fede, è stata sperimentata contro fulmini, fantasmi, malcaduco, dolori di parto, febri, morte improvisa, pericoli di mare, insidie d'inimici ed altri mali."

Der Liimfiord.

Eine der merkwürdigsten Naturrevolutionen der neueren Zeit war die, welche vor zwei Jahren den tief einschneidenden Meerbusen Liimfiord auf der Ostküste von Jütland mit der Nordsee (Vesterhavet) verband und den nördlichsten Theil der Halbinsel Jütland dadurch in eine Insel verwandelte. Saxo Grammaticus erwähnt in seinem Bericht von König Knud IV, der mit seiner Flotte in den Liimfiord einlief, eine Sage, daß man früher aus demselben in die Nordsee habe segeln können; und merkwürdig ist es, daß im Jahre 1825 ein Ungenannter in einer dänischen Zeitschrift (Nyt Aftenblad S. 102) die Vermuthung aussprach, daß die Natur vielleicht „in langer Zeit einmal" (engang langt hen i Tiden) den Liimfiord wieder in das verwandeln würde, was er ursprünglich war: ein Verbindungscanal zwischen dem Kattegat und der Nordsee. Um die ganze Westküste von Jütland, sagt der angeführte Verfasser, geht ein natürlicher Damm, der Meeresstock (Havstokken, der Rand des Strandes) genannt, der aus großen und kleinen Steinen mit Gries vermischt, besteht, die das Meer gegen die Küste wälzt. Der Landstrich, welcher den Liimfiord von der Nordsee trennte, war nichts Anderes, als eine Fortsetzung dieses Dammes, der aber hier schwächer war, weil er hier kein Land hinter sich hatte, sondern nur die Sandbänke oder den Grund des Liimfiord. Der Sand und die Steine, die von den Sandbänken der Nordsee losgerissen und an die Küste von Jutland geführt wurden, mußten, indem sie jenen Damm aufwarfen, auch allmälig die Oeffnung des Liimfiord in die Nordsee ausfüllen, bis die Natur in einem gewaltigen Sturm und Seegang wieder zerstörte, was sie unter andern Umständen selbst hervorgebracht hatte. Die Folgen dieser Veränderung können, sofern dieselbe dauernd ist, für die Fischerei (wo sie sich bereits zeigen), für die Seefahrt und den Handel von unberechenbarer Wichtigkeit werden.

Dansk Literatur Tidende.

Die Küsten von Dänemark.

Die dänischen Küsten machen zusammen eine Strecke von 600 oder, wenn man die großen Buchten (Fiorde) mitrechnet, zwischen 800 und 900 Meilen aus. Keine einzige Stadt in Dänemark liegt in größerer Entfernung vom Meere als höchstens zehn Meilen.

Statistik Udsigt over den danske Stat i Begyndelsen af Aaret 1825, af F. Thaarup, Kiöbenhavn, 1825. 8.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 31. 31 Januar 1829.

Rußland im siebzehnten Jahrhundert *).

Einzug und Audienz.

Der feierliche Einzug der kaiserlichen Gesandten war auf den 25 Mai festgesetzt, und es scheint, als habe man ihnen bei demselben manche Ehrenbezeugungen erwiesen, welche sonst bei ähnlichen Gelegenheiten nicht gewöhnlich waren. Auf diesen Umstand wurden sie auch von den russischen Commissarien aufmerksam gemacht: der Großfürst habe befohlen, es sollten zum Zeichen seiner brüderlichen Liebe gegen den Kaiser bei ihrem Empfang und ihrer Aufnahme alle bisherigen Beispiele von Auszeichnungen übertroffen werden. Den Tag zuvor hatte der Großfürst ihnen schon sechs Pferde aus dem Hofstalle für ihre Kutsche und mehrere Reitpferde entgegengeschickt; am Tage der Feierlichkeit selbst setzte sich der Zug, geführt von dem Dumnij Djak Ssemen Saborowskij, gegen 11 Uhr in Bewegnug; die Gesandten befanden sich nebst dem ihnen zugegebenen Reisebegleiter (Pristafa) in dem Wagen, voran ritt ihr Gefolge und ihre Dienerschaft. Zwei tausend Schritte vor der Stadt waren längs dem Wege 6000 Mann Infanterie zu beiden Seiten und dann bis zur Vorstadt 10,000 Mann Kavallerie *) mit Feldmusik aufgestellt. In einer kleinen Entfernung von der Stadt wurden sie von dem großfürstlichen Truchses Stolnik Jakow Ssemenowitsch Wolinskoi, und dem Sekretär Grigorij Karpowitsch Bogdanow empfangen, die ihnen zu Pferd entgegenkamen, um ihnen anzuzeigen, daß sie zu ihren Begleitern und Verpflegern während ihres Aufenthaltes in Moskau bestimmt wären. Nach dem hergebrachten und von beiden Seiten sorgfältig beobachteten Begrüßungs-Ceremoniell

*) Augustin Freiherr von Meyerberg und seine Reise nach Rußland. Nebst einer von ihm auf dieser Reise veranstalteten Sammlung von Ansichten, Gebräuchen, Bildnissen u. s. w. Von Friedrich Adelung, kais. ruß. wirkl. Staatsrathe und Ritter. St. Petersburg 1827.

Eines der Werke, dessen Herausgabe man dem um die Geschichte seines Vaterlands hochverdienten Reichskanzler, Grafen Nikolaj Petrowitsch Romanzoff verdankt. Der Freiherr von Meyerberg begab sich als Abgesandter (Ablegatus) Kaiser Leopolds an den Hof des Großfürsten Alexej Michailowitsch, um diesem die kaiserliche Vermittelung in seinem Krieg mit Polen anzubieten. Der kriegerische Freistaat der kleinrussischen Kosaken, durch die Könige von Polen, seine bisherige Schutzherren, in seinen bürgerlichen und kirchlichen Rechten und Freiheiten gekränkt und von Johann Casimir mit gänzlicher Unterdrückung bedroht, hatte sich in offenem Aufruhr gegen diesen aufgelehnt und nach langem und blutigem Kampf sich unter russische Botmäßigkeit gestellt. Im Jahre 1654 nahm der Großfürst von den Kosaken, deren Land den Namen der slobodischen Ukraine erhielt, den Eid der Treue an. Alexej rückte hierauf mit einer großen Macht in Polen ein, und eroberte schnell Smolensk, Mohilew und Polozk, und im folgenden Frühjahre fast ganz Lithauen. Bald aber wurde er durch die Schweden in seinen Siegen aufgehalten, deren König Karl X ebenfalls in Polen eingedrungen war, um Johann Kasimir wegen seiner auf Schweden gemachten Ansprüche zu züchtigen. Der Großfürst gerieth nun auch mit dem schwedischen König in einen Krieg, der ihn viel Menschen kostete, und ihn endlich bestimmte, die Vermittelung des römischen Kaisers anzunehmen. Die deutsche Gesandtschaft verließ Wien am 17 Februar 1661; sie bestand außer dem kaiserlichen Hofrath Augustin von Meyern aus dem Rath der innerösterreichischen Regierung, Orazio Guglielmo Calvucci, einem Dolmetscher, einem Kaplan, einem Zeichner, einem Stallmeister und aus einem Gefolge von zwölf Personen. Neben der Moscovia des Barons Herberstein und den ungedruckten Werken des berühmten Engelbert Kämpfer (Verfassers der Beschreibung von Japan) aus dessen „Diarium itineris ad aulam moscoviticam indeque Astracanum suscepti anno 1683“ Adelung Auszüge mittheilt, dessen „Res moscoviticae“ aber dem Herausgeber, wie er bedauert, entgangen sind, nimmt der Meyerberg'sche Reisebericht als Beitrag zur Sittengeschichte eines zu jener Zeit so wenig bekannten Landes eine höchst wichtige Stelle ein.

*) Der Zug ging in folgender Ordnung vor sich, wie man aus der in dem Meyerberg'schen Werke gegebenen Zeichnung ersehen kann:

1) Vier tausend Reiter, welche den Zug eröffneten. Die Reiterei unter Alexej Michailowitsch war nach dem Urtheil aller Augenzeugen ein vorzüglich gut organisirtes und schön berittenes Korps.

2) Zwei tausend Strelitzen zu Fuß. Kämpfer, der Moskau im Jahre 1683 besuchte, entwirft von diesen eine ausführliche Schilderung. Ihre Kleidung war „köstlich genug“ und bestand aus einem langen eng anliegenden Rocke, vorn herunter mit goldenen eine Spanne langen Schnüren besetzt. Die Farbe war bei jedem Regiment verschieden, doch scheint sie vorzüglich grün in mannichfachen Abstufungen gewesen zu seyn. Als Waffe führten sie eine Muskete, eine Axt mit halbmondförmiger Schneide, die sie vor sich in die Erde stießen, wenn sie in Parade standen, und einen Säbel an der Seite. Ihre Fahnen waren ungewöhnlich groß, und hatten verschiedene Verzierungen; einige waren weiß mit einer breiten schwarzen Einfassung und vier schwarzen Sternen in der Mitte, andere weiß, roth und schwarz

stiegen jetzt die Gesandten nebst ihren neuen Begleitern in den großfürstlichen Staatswagen, und näherten sich dann langsam dem Thore. Hier wurden sie aber drei Stunden lang aufgehalten, um den am Wege aufgestellten Truppen Zeit zu geben, in die Stadt zu ziehen, und die Straßen zu besetzen, durch welche der Zug gehen sollte. Eine zahllose Menge reich gekleideter Edelleute zu Pferd begleitete den Zug; aber als eine ganz ungewöhnliche Auszeichnung erwähnt Meyerberg mit Recht, daß sehr viele Hofkavaliere unmittelbar vor dem Wagen der kaiserlichen Gesandten herreiten mußten. Der Zug hatte bei dem schönsten Wetter Statt und lockte so viele Zuschauer herbei, daß Meyerberg sagt, er glaube, es sey an diesem Tage kein Mensch in ganz Moskau zu Hause geblieben. Erst um sieben Uhr Abends langten sie am Ziel ihrer Reise an.

Kaum hatten sie die für sie bestimmte Wohnung, das gewöhnliche Gesandtenhaus, ein von Ziegeln aufgeführtes Gebäude (damals in Moskau noch eine Seltenheit!) betreten, als ihnen ihre Verpfleger anzeigten, daß ihr ganzer Unterhalt auf Kosten der Krone bestritten werde, und daß sie es ihrer Wahl überließen, ob sie die dazu nöthige Summe baar ausgezahlt, oder die Lebensmittel geliefert erhalten wollten. Meyerberg lehnte das Erstere ab, weil es bisher nie weder bei den kaiserlichen Gesandten in Moskau, noch bei den großfürstlichen in Wien Statt gehabt habe, und sie bekamen nun ihren Unterhalt an Speisen und Getränken in natura, und zwar so reichlich und in so guter Beschaffenheit, daß es in dieser Beziehung nie Beschwerden gab *). Vor ihrer Wohnung stand während der ganzen Zeit ihres Dortseyns eine Ehrenwache von 40 Mann Strelzi mit einem Capitän, welche zugleich streng darauf zu sehen hatten, daß Niemand ohne Erlaubniß das Haus verlassen oder sich in dasselbe begeben konnte.

Gleich am Morgen nach ihrer Ankunft zeigten ihnen ihre Commissarien an, daß sie am folgenden Tage schon eine Audienz bei dem Großfürsten haben sollten, und erkundigten sich zugleich im Namen des Kanzlers, ob sie dem Zaar von Seiten ihres Monarchen Geschenke zu überbringen hätten. Die Gesandten antworteten darauf, dergleichen wäre bei ihnen nicht Sitte **); sie hätten indessen nach dem geringen Maße ihrer Kräfte einige unbedeutende Gegenstände mitgebracht, die sie dem Großfürsten

---

mit dem Bilde des Erzengels Michael, andere mit biblischen Historien, andere mit einem gelben oder rothen Löwen.

3) „Der Kammerherren vnd Hof-Junker Bediente Compagnia.“

4) „Die Compagnia der Bojaren vnd Kneesen Bediente.“ Zwei sehr zahlreiche Corps zu Pferde, von denen jedes acht blasende Trompeter an der Spitze hatte.

5) „Der Abgesandten Officirer vnd Bediente.“ Ein Zug von 30 Mann deutscher Officianten und Bedienten der Gesandten, je zwei zu Fuß und zwei zu Pferd mit zwei Trompetern in ihrer Mitte. (Einen Theil des Gefolgs scheint die Gesandtschaft erst unterwegs angenommen zu haben.)

6) „Der Bajaren, Kneesen Söhne, Kammerherren und Hoff Junker Compagnia.“ Ein prachtvoller Zug von Hofleuten auf reich verzierten, meist persischen und arabischen Pferden. Sie erscheinen in ihrer nach polnischem Schnitt geformten Kleidung fast alle, der wärmeren Jahreszeit ungeachtet, in Mänteln, die zum Theil mit Pelzwerk reich verbrähmt sind. Ihre Pferde tragen schwere silberne Ketten, die bei jeder Bewegung ein klingendes Geräusch machen.

7) „Knees Jürgen Ivanoviz Romadonovsky (Grigorij Iwanowitsch Romodanowskoi) des Zaaren oberster Kammerherr führte die Compagnia der Bojaren und Kneesen Söhne.“ Er trägt eine Kleidung von einem reichen, geblümten Stoff mit einer hohen Bojarenmütze von kostbarem Zobel; in der rechten Hand hält er eine Art Streitkolben. Der Kopf seines Pferds ist mit einem hohen Busch von weißen Federn geziert. Ihm folgen mehrere der vornehmsten Bojaren zu Pferd; unter ihnen ein Reiter mit Bogen, Köcher und Pfeilen, ein vornehmer Tatar, wie deren manche sich bei feierlichen Angelegenheiten im Gefolge des Großfürsten befanden.

8) „Des Zaaren Karrete, darinnen die Abgesandten sammt den Pristafen gesessen.“ Die Gesandten sitzen in dem prachtvollen, großfürstlichen Staatswagen; unter einem Baldachin, in dessen Mitte der Reichsapfel glänzt. Sie haben als Fremde den Ehrenplatz; ihnen gegenüber sitzen die ihnen als Verpfleger zugetheilten Beamten; zur Seite sieht man rechts einen Deutschen, mit unbedecktem Kopfe, wahrscheinlich der Dolmetscher Jakob Wiber und links noch einen zaarischen Beamten, der nicht näher bezeichnet ist. Zu jeder Seite des Wagens gehen vier kaiserliche Gesandtschafts-Diener mit entblößtem Haupte; hinten reiten vier deutsche Officiere aus dem Gefolge der Gesandten. Der Wagen hat keinen Kutschersitz: er ist mit sechs Parade-Pferden bespannt, von denen das mittelste Paar durch zwei Stallknechte geführt, die vordern und hintern aber durch Reiter gelenkt werden. Es fällt die Art der Anspannung auf, indem die vordersten Pferde beinahe noch einmal so weit von den mittleren entfernt sind, als diese von den hintern.

9) „Des Zaaren Unterstallmeister.“

10) „Der deutschen Regimenter Trompeter.“ Zehn Trompeter von deutschen Regimentern, welche sich im Dienste des Großfürsten befanden, beschlossen das Ganze.

*) Die Gesandtschaft erhielt täglich: 30 Gänse, 10 Birkhühner, 10 Hühner, 1 Kalbviertel, 1 Schöps, $\frac{1}{2}$ Speckseite, 40 Eier, 8 Pf. Butter, $\frac{1}{2}$ Eimer saure Sahne, $\frac{1}{4}$ Tschetwerik Grütze, 3 Krüge Essig, 2 Pf. Syrup, $3\frac{1}{2}$ Pf. Salz; Zwiebeln, Knoblauch, Kohl, Gurken, Wachs- und Talglichter, je für 10 Dengen. Wenn Fische verlangt wurden, so wurden diese im Verhältniß zu dem Preise des Fleisches zugetheilt. Ferner 22 Brode und eben so viele grosse weiße Semmeln. An Getränken täglich, für Meyerberg: 6 Schälchen Doppelbranntwein, 4 Krüge Wein, 4 Krüge Kirsch- und Himbeermeth, $\frac{1}{2}$ Eimer Jungfernhonigmeth, 1 Eimer filtrirter Meth, 1 Eimer gutes Bier; für Calvucci von Allem ungefähr die Hälfte: für das Gefolge so, daß Jeder wenigstens 3 Gläser guten Branntwein, 2 Krüge Meth und 3 Krüge Bier erhielt.

**) Herberstein gab die nämliche Antwort. Der kaiserliche Gesandte Warbotsch hingegen brachte vom Kaiser Rudolf und in seinem eigenen und seines Gefolgs Namen Geschenke, als er im Jahr 1593 nach Moskau kam (Wichmann's Sammlung kl. Schriften zur ält. Gesch. des ruß. Reichs S. 153 und 187); dasselbe that auch der brandenburgische Gesandte, Joachim Scultetus im J. 1675 mit der Bemerkung: „wie dieß der Brauch von Zeiten zu Zeiten mit sich brächte und die zaarischen Gesandten es auch am kaiserlichen Hofe und die kaiserlichen Gesandten in Moskau von etlichen hundert Jahren her gethan hätten.“ Dergleichen Geschenke von fremden Gesandten und ihrem Gefolge wurden jedesmal angenommen, aber sogleich taxirt und meistens bei ihrer Abreise ihnen wieder mit Hinzufügung entsprechender Gegengeschenke zurückgegeben.

zum Zeichen ihrer Ehrerbietung zu überreichen gedächten, und zeigten sie zugleich auf den deshalb geäußerten Wunsch vor. Den Tag darauf erhielten sie Morgens 8 Uhr die Nachricht, sie sollten sich fertig halten, in zwei Stunden vor dem Großfürsten zu erscheinen. Gegen 10 Uhr erschien in ihrem Hof ein Staatswagen für sie und zwölf Paradepferde für ihr Gefolge, so wie zwanzig Reiter zu ihrer Bedeckung; bald darauf kamen auch ihre offiziellen Begleiter und legten in einem ihrer Zimmer reiche mit Perlen und Edelsteinen besetzte Kleider an, welche ihnen aus dem großfürstlichen Schatz zu diesem Zweck verabfolgt waren. So geschmückt geleiteten sie die Gesandten an den Wagen, in welchem sie nebst ihrem Dolmetscher zugleich aufstiegen. Jene zwanzig Reiter eröffneten den Zug, dann folgten zwei deutsche Trompeter, aber ohne blasen zu dürfen, weil dieses, wie man ihnen bedeutete, auf dem Wege nach Hofe nicht gewöhnlich sey. Zu beiden Seiten des Wagens gingen acht Diener der Gesandten, dann folgten eben so viele zu Pferd; hierauf wieder drei aus dem Gefolge, welche die Geschenke trugen, und nach ihnen der Sekretär zu Pferd, welcher das kaiserliche Creditiv mit hocherhobenem Arme unverhüllt hielt. Die Gesandten sowohl als ihr ganzes Gefolg waren unbewaffnet, weil es nicht gestattet wurde, mit Waffen irgend einer Art vor den Großfürsten zu treten. Der Zug ging von der Wohnung der Gesandten bis zu dem großfürstlichen Schlosse durch eine doppelte Reihe von wohlgekleideten nach Regimentern uniformirten und mit Flinten bewaffneten Truppen.

Sie fanden die Treppe des Palastes mit Soldaten besetzt, und in dem Saale den Stolnik (Kammerherrn), Fürsten Andrej Iwanowitsch Chilkow, und den Djak Feodor Michailow, die ihnen entgegenkamen und durch die Dolmetscher sagten, sie wären hier auf Befehl ihres Herrn, sie zu empfangen. Als sie sich nach abgestatteten Dank dem zweiten Saale näherten, in welchem sich der Großfürst befand, wurden sie von dem Stolnik, Fürsten Wassilij Iwanowitsch Chilkow und dem Djak Nikita Walowenin eben so bewillkommt und nach abermals bezeugtem Danke in das eigentliche Audienzzimmer geführt, in welchem der Großfürst nur die Gesandten des römischen Kaisers und des Schahs von Persien zu empfangen pflegte. Es war ein sehr weiter, ziemlich prunkloser Saal *) mit einem massiven Pfeiler in der Mitte; kostbare buntfarbige Teppiche bedeckten den Boden. An den Wänden sah man alte Schildereien und zwischen den Fenstern silberne Leuchter. Ringsumher liefen in der Mauer befestigte und mit Decken belegte Bänke, zu denen vier Stufen hinaufführten. Auf diesen saßen zur Rechten und auch zum Theil noch zur Linken des Großfürsten sehr viele Bojaren, Okolnitschje (Glieder des geheimen Raths) und Dumnije Dworäne, (adelige Besitzer des Raths) alle mit entblößtem Haupte und ohne die geringste Aufmerksamkeit auf die Eintretenden zu richten. Der Großfürst selbst saß auf einem Thron von vergoldetem Silber, welcher nicht in der Mitte des Saals, sondern in einem Winkel desselben als dem vorzüglichsten Ehrenplatz *) links zwischen zwei Fenstern stand, und zwar um drei Stufen über die Sitze der Hofleute erhaben, aber dabei so schmal und unvortheilhaft beleuchtet war, daß seine Pracht nicht hinlänglich in die Augen fiel. Er war von der Form eines gothischen Portals mit Spitzsäulen auf den Ecken und einem spitzzulaufenden Dache, auf dessen Gipfel man den gekrönten doppelten Adler sah. Gegenüber links in einem Fenster stand eine Uhr in Form eines Thurms und rechts in dem andern Fenster eine Pyramide von Silber, auf welcher eine goldene Kugel (wahrscheinlich der Reichsapfel) ruhte. Höher hinauf nach dem Ofen zu hingen zwei Heiligenbilder an der Wand. Neben sich zu seiner Rechten hatte der Großfürst ein Waschbecken, eine Gießkanne und ein Handtuch um seine Hand zu reinigen, wenn die Fremden sie würden geküßt haben. Alexej Michailowitsch trug auf seinem Haupt eine spitz zulaufende Mütze mit einem Rande von Zobel und auf derselben eine goldene mit köstlichen Brillanten besetzte Krone, oben kreuzweis geschrenkt. Sein Rock war von güldenen Stücken mit rothem Sammet grundiret, durch und durch mit großen Perlen, wie das Laub auf den Bäumen gearbeitet, und ringsumher wie auch vor den Händen mit stattlichen schönen Perlen und Edelgesteinen eine Viertelelle breit ganz dick gestickt. Ueber dem Rock am Hals auf den Schultern hatte er einen schönen Halskragen, doch ein gut Theil größer; derselbe war mit sehr großen köstlichen Perlen und Edelgesteinen geziert. Vor der Brust hatte er ein schön golden Kreuz hängen, eine gute Spanne lang und zweier Finger Breite dick. Seine Finger waren mit vielen und großen Ringen besteckt, und seine Stiefeln mit Perlen gesticket und ganz herrlich gemacht und angethan. Den Zepter hielt er in der rechten Hand. Ihm zur Seite rechts stand der Fürst Jakow Kudenetowitsch Tscherkaßkij, der erste Bojar des Reichs; links sein Schwiegervater Ilja Danilowitsch Miloslawskij und vor dem Throne vier Fürstensöhne **) weiß gekleidet, das Haupt bedeckt, eine Streitart in der Hand. Den Gesandten wurde ihr Platz zehn Schritte vor dem Großfürsten und ihrem Gefolge der seinige in einer kleinen Entfernung hinter ihnen angewiesen. Als sie dem Zaar durch eine tiefe Verneigung mit gebeugtem Knie nach

*) Dieser Saal, der am Ende des XV Jahrhunderts gebaut worden war, befindet sich noch jetzt in sehr gut erhaltenem Zustande in dem sogenannten eckigen Palaste, Granowitaja Palata; hier empfängt der Kaiser nach der Krönung auf dem Throne die Glückwünsche der Behörden.

*) Der Winkel des Zimmers, welcher sich der Thüre gegenüber befindet, ist seit alten Zeiten der Ehrenplatz, und heißt noch jetzt beim gemeinen Manne der Ehrenwinkel, vermuthlich weil gewöhnlich das Heiligenbild daselbst steht. Dieß ist der Platz, der dem vornehmern Gast angewiesen wird, und den der Hausherr selbst einnimmt, wenn der Besuchende geringern Standes ist; hier wird das Gastbett hingestellt; hier der Todte bis zu seiner Beerdigung. In diesem Winkel, der gewöhnlich gegen Osten liegt, stellt man sich, um zu beten.

**) Zu diesem Amte wurden gewöhnlich junge Edelleute aus den angesehensten Familien genommen. Sie hießen Ründü, trugen Kleider von weißem Silberstoffe und hohe Mützen von kostbarem Pelz. Ueber der Brust und dem Rücken kreuzten sich goldene Ketten und in der Hand hielten sie große silberne Beile mit halbmondförmiger Schneide. So gingen sie bei feierlichen Aufzügen vor dem Großfürsten her und standen, wenn er Gehör gab, vor seinem Thron.

deutscher Sitte ihre Ehrerbietung bezeugt hatten, erhob sich der Dumnij Djak (Sekretär des geheimen Raths), Almas Iwanow, einer der drei großen Kanzler des Reichs, wie Meyerberg ihn nennt, von seinem Sitze und meldete dem Großfürsten: es wären Gesandte des großen römischen Kaisers erschienen, ihm ihre Verehrung zu erweisen; worauf ihm der Großfürst durch ein Zeichen andeutete, den Fremden zu sagen, sie möchten vorbringen, was ihr Anliegen sey. Der zweite Gesandte Calvucci fing also — vermuthlich in deutscher Sprache — an, den Gegenstand ihrer Sendung aus einander zu setzen, und der Dolmetscher wiederholte sogleich Wort für Wort in russischer Sprache. Kaum hatte er nur die Titel des Kaisers und des Großfürsten geendigt, als sich der Zaar von seinem Throne erhob, sich nach der Gesundheit seines geliebten Bruders, des Kaisers Leopold, erkundigte, und sich gleich darauf wieder niederließ. Die Gesandten antworteten ihm, sie hätten bei ihrer Abreise von Wien ihren Herrn durch Gottes Gnade in vollkommenem Wohlseyn verlassen. Nun deutete ihnen der Kanzler an, sie sollten dem Großfürsten ihr Beglaubigungsschreiben überreichen, welches Meyerberg den Händen seines Sekretärs entnahm und begleitet von seinem Collegen dem Zaar darbrachte, der es dem Fürsten Tscherkaßkij aufzuheben gab. Der Kanzler sagte ihnen dann, der Großfürst geruhe ihnen zu erlauben, ihm die Hand zu küssen. Während sie sich in dieser Absicht dem Throne näherten, nahm der Großfürst das Zepter in die Linke und reichte ihnen seine Rechte dar, welche der Fürst Tscherkaßkij mit der seinigen unterstützte, wobei der Bojar Miloslawskij sehr aufmerksam darauf sah und ihnen durch Zeichen bedeutete, daß sie dieselbe nicht anrühren möchten. *) Nach dieser Ceremonie forderte sie der Kanzler auf, in ihrer Rede fortzufahren, bei deren Beendigung ihnen gesagt wurde, der Großfürst hätte die Gnade zu erlauben, daß sie sich setzten, zu welchem Behuf für sie eine Bank ohne Lehne, mit einem persischen Teppich bedeckt, hingestellt war. Unterdessen wurden sieben aus ihrem Gefolge zum Handkuß gelassen. Sie mußten dann auf ein vom Kanzler gegebenes Zeichen wieder aufstehen, weil der Großfürst die Frage an sie richtete, wie sie sich befänden. Jetzt erhob sich der neben dem Kanzler sitzende Okolnitschij und meldete dem Großfürsten, daß sie Geschenke für ihn bereit hätten, die nun von einigen ihrer Diener herbeigebracht wurden. Sie bestanden, wie aus den im moskauischen Archive aufbewahrten Nachrichten erhellt, aus zwei silbernen, innen vergoldeten Schalen und einem silbernen Pokal mit einem Deckel — zusammen auf 1878 Rubel **) geschätzt. So lange der Großfürst sie aufmerksam betrachtete, standen die Gesandten tief gebückt und ohne weiter bei der Ueberreichung Etwas hinzuzusetzen. Endlich ließ ihnen der Großfürst durch den Kanzler andeuten, er werde einige seiner Räthe bevollmächtigen, mit ihnen über den Gegenstand ihrer Sendung zu verhandeln, und fügte zum Schlusse hinzu, sie sollten an diesem Tage mit Speisen von seiner Tafel bewirthet werden. So endigte die erste Audienz, nach welcher sie wieder mit großem Gepränge in ihre Wohnung zurückgeführt wurden.

*) Kämpfer sagt: Beim Handkuß wurden wir an die Arme gefaßt, ob es honoris causa ratione nostri aut securitatis ratione Caesarum, das kann ich nicht wissen, sie faßten sonst ziemlich hart zu, quasi inviderent osculum.

**) Im J. 1661 1 R. Kupfer = 50 Silberkopeken, folglich 1878 R. Kupfer = 939 R. Silber, und diese nach dem damaligen Werthe zu 2 R. 57 Kop. S. berechnet gäben nach jetzigem Geld ungefähr 2415 R. S. oder 9057 R. B. A.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesische Gartenkunst.

Sie nehmen einen mehrere Zoll dicken Ast, wickeln einen Bund Stroh mit Roßdung vermischt darum, und legen in dieser Art einen Umschlag auf, der fünf bis sechsmal dicker ist als der Ast selbst; hierauf machen sie einen ringförmigen Einschnitt unterhalb des umwickelten Theils, worauf sie auf denselben von einer beträchtlichen Höhe — gewöhnlich aus einer zart durchlöcherten Cocosschale — Wasser herabträufeln lassen. Nach ungefähr zwei Monaten wird der Ast vom Baum getrennt und gepflanzt. Um Bäume zu bekommen, die schnell wachsen, wählt man schwache obere Aeste; aber die Bäume werden um so dauerhafter und fruchtbarer, je stärker und dem Boden näher die Aeste sind, welche eingesetzt werden.

Monthly Magazine. December.

Salz in Chile.

Südlich von Coquimbo auf der Küste von Chile befindet sich eine dreißig Meilen lange und mehrere Meilen breite Salzkruste; sie ist ungefähr zwei Fuß dick und hat das Aussehen des festen Eises, welches gegen die Mitte des Winters sich auf den nordamerikanischen Flüssen und Seen bildet. Wird ein Stück herausgenommen, so ersetzt sich die Lücke bald wieder durch neues Salz. Die Landstraße führt eine beträchtliche Strecke am Rand dieser sonderbaren Saline hin. Es ist keine seltene Erscheinung, daß wenn Maulthiere, Pferde und selbst Menschen in dieser Gegend umkommen, man ihre Körper noch lange Zeit nachher in vollkommen gut erhaltenem Zustande sieht.

Ebend.

Ein neues Signalsystem.

Das Signalsystem, dessen man sich in der brittischen Marine bedient, ist fast noch ganz das alte von Sir Home Popham. Die Fehler dieses Systems sind eben so zahlreich als handgreiflich, hauptsächlich macht man demselben zum Vorwurf: 1) den gemischten und eben deßwegen höchst störenden Gebrauch von Zahl- und Wortzeichen, welcher eine Menge von Flaggen nöthig macht; 2) den Umstand, daß immer bejahende und verneinende Zeichen auf einander folgen u. s. w. Gegen-Admiral Raper schlägt nun eine Methode vor, vermöge welcher man der Signale durch Farben, deren Verständlichkeit ohnehin von allerlei äußern Bedingungen abhängt, gänzlich entbehren könnte, kurz eine Art Telegraphenschrift durch Formen. Sein Werk führt den Titel: A new System of Signals, by wich Colours may by wholly dispensed with; illustrated by figures, and a Series of evolutions, describing in a familiar manner the general Movements of a fleet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 32. 1 Februar 1829.

Neueste Reise nach den Ruinen von Persepolis *).

Soviel auch bisher über diese berühmten Ruinen geschrieben worden ist, so hat doch noch nichts Gewisses weder über die Zeit ihrer Erbauung oder ihrer Zerstörung, noch über den Namen ihres Zerstörers ausgemittelt werden können. Die gewöhnliche Annahme, Alexander der Große habe sie in ihren gegenwärtigen Zustand versetzt, bietet Einwürfen mancherlei Art starke Blößen, einestheils weil die Brandmerkmale, die an allen vom Feuer zerstörten Gebäuden sichtbar sind, an ihnen nicht wahrgenommen werden, anderestheils weil alle Geschichtschreiber Alexanders, (Quintus Curtius, welcher die in Rede stehende Annahme unterstützt, nicht ausgenommen), das Gebäude, das Alexander zerstörte, einen Palast oder ein festes Schloß nennen, welches aber unsere Ruinen auf keinen Fall gewesen sind; — endlich weil es im Buche der Mackabäer mit deutlichen und einfachen Worten heißt, daß der Tempel von Persepolis — und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Ruinen von Persopolis einem Tempel angehört haben — von Antiochus Epiphanes geplündert worden seien. Wenn aber auch gegen die Annahme, welche den Eroberer Alexander zum Zerstörer macht, die Frage zum Vortheile derer entschieden wäre, welche behaupten, Persepolis habe zwar von Antiochus Viel gelitten, sey aber erst später (nach Buckingham, im Jahr 982 christl. Zeitrechnung unter Sumira und Drula) gänzlich zerstört worden, so bleibt doch noch eine weit schwierigere Aufgabe zu lösen übrig — den Erbauer auszumitteln.

Erinnern wir uns der einfachen Sitten der Perser bis zu den Zeiten des Cyrus, so widerstrebt uns der Gedanke, daß dieser prachtvolle und reiche Tempel in jener Zeit ihr Werk gewesen seyn konnte, wiewohl die Hypothese, nach welcher die Gründung desselben viel später als die Periode des Cyrus fiele, sich nicht wohl mit der Thatsache, daß er zur Zeit Alexanders vollendet war, zusammenreimen läßt, weil die auf seine Erbauung verwandte Zeit sehr beträchtlich gewesen seyn muß. Diese Schwierigkeiten glaubt Buckingham mit Hülfe des Diodorus beseitigen zu können, welcher angiebt, daß die Perser nach dem Einfalle des Cambyses Baukünstler und Handwerker aus Egypten mit sich heimgebracht und von diesen die berühmten Paläste von Susa, Persepolis und andern Städten hätten erbauen lassen. Demzufolge wäre der Tempel ein egyptisches Gebäude, eine Vermuthung, die sich zur Gewißheit erheben würde, wenn sich an ihm Spuren egyptischer Baukunst zeigten. — Unsere Leser werden aus der folgenden Beschreibung *) ersehen, daß allerdings dergleichen Spuren nicht zu verkennen sind.

„Es ist schwierig, ohne langweilig zu werden, eine in's Einzelne eingehende Beschreibung von den Ruinen dieses berühmten Ortes zu geben. Kein großer Tempel, wie zu Theben, Palmyra oder Baalbek, ragt hier über alle Umgebungen hinaus, um sich unserer Aufmerksamkeit hauptsächlich zu bemeistern und uns in sich selbst einen würdigen Gegenstand unserer Bewunderung darzubieten. Wir finden hier Nichts als einzelne auseinandergefallene Glieder eines großen Baues, zwar zahlreich und jedes der Beachtung werth, aber so verstellt und verrenkt, daß wir uns kein Bild vom Ganzen daraus zusammen zu setzen im Stande sind. Das Charakteristische dieser Ruinen ist, daß sie uns auf einer großen gleich einer Schanze über die umliegende Ebene erhabenen Grundfläche eine Sammlung von schlanken, kleinen, einzeln stehenden Säulen und von einzelnen Thüren und Capellen (sanctuaries) darbieten. Der Eindruck, welchen das Ganze auf uns macht, wird durch die Fernaussicht auf die Gebirge noch verstärkt. So schwierig es indessen auch seyn mag, dergleichen Trümmer zusammenhängend und erschöpfend zu beschreiben, besonders da mein Besuch kurz und flüchtig war, so will ich doch die von mir an Ort und Stelle aufgezeichneten Bemerkungen dem Publikum zur Beurtheilung vorlegen, wenn dasselbe dadurch auch nur eine genauere Vorstellung von den Lokalverhältnissen erhalten sollte.

„Der natürliche Felsen wurde zu der Grundfläche des Tempels zurecht gehauen, und diese Grundfläche wurde sodann mit Mauerwerk eingefaßt. Es sind zwar einige kleine Steingruben in der Nähe, aber ohne Zweifel lieferte der Felsen selbst den größten Theil des Materials. Diese Einfassung ist ungemein dauerhaft, indem die Steine, obwohl von sehr verschiedener Größe und Form, lang,

*) Buckingham's Travels in Assyria, Media and Persia. Hierzu eine lithographirte Beilage.

*) Siehe die angeführte Reise pag. 269—275.

breit und gut bearbeitet sind. Die Treppen, welche auf die Platteforme führen, sind regelmäßig, bequem und großartig. Die beiden Haupteingänge (entrancegates) wurden von zwei Sphynxen bewacht, welche das Portal vor dem Heiligthume bildeten. Diese Thiere sind sauber gemacht und ihre Zeichnung und Haltung vortrefflich. Die Bauart ist nicht weniger schön, als sie heutzutage ausgeführt werden könnte. Die Steine, ein blauer Marmor, sind sehr groß, eng aneinander gefügt, und stimmen in Gestalt und Größe miteinander überein. Die noch gegenwärtig zwischen den beiden Hauptthoren stehenden zwei Säulen ruhen auf einem Plinthus (Unterlage), einer umgekehrten Lotusblume ähnlich. Der Säulenschaft ist oberflächlich canelirt, und besteht aus drei Stücken. Auf diesen ruht wieder eine umgekehrte Lotusblume, über welche sich ein Capital erhebt, gleich den palmblattförmigen Capitälern der alten egyptischen Tempel. Darauf stehen vier Cylinder, ein canelirter Plinthus mit jonischen Schnecken, und zuletzt eine unkenntliche verwitterte etwa einen Widder vorstellende Thiergestalt. Der Gesammteindruck dieser Säulen ist matt und schwach, und steht tief unter dem, welchen die griechischen und egyptischen auf uns machen. Aus den Bruchstücken einer derselben, welche umgestürzt ist, sieht man, daß die obern Stücke in eine Vertiefung der unteren eingesenkt waren. In der Nachbarschaft der Säulen ist ein viereckiger Wasserbehälter aus großen Steinen, dessen äußere Seiten wohl verziert sind. Hoch darüber ist ein Kranzleisten in egyptischem Stile.

„Der größere Theil der Ruinen liegt indessen auf einer höher als die erste gelegenen Platteforme. An den Treppenwänden, zwischen denen man hinaufsteigt, sind Opfer, Prozessionen u. dgl. in Stein gehauen, von denen Niebuhr ziemlich treue Abbildungen liefert. Die Ausführung ist bewunderungswürdig. Die Prozessionen haben überraschende Aehnlichkeit mit egyptischen zu Theben und Edfu, namentlich in den Bäumen, welche zwischen Muaern stehen, in den Opferthieren, Opferfrüchten, Wagen und Pferden, gewappneten Männern u. s. w. Alle diese Sculpturen sind fleißig ausgearbeitet, machen aber keinen guten Eindruck, da sie theilweis verschüttet und zertrümmert sind, und selbst die am Wenigsten verletzten Theile durch ein dünnes Moos verunstaltet werden, welches sich über die Oberfläche gelegt hat. Von Zeit zu Zeit scheiden horizontale Reihen von offenen Blumen, etwa Rosen oder Lotus, die verschiedenen Scenen von einander ab, eine Manier, die ebenfalls egyptisch ist.

„Dieser Theil der Ruinen scheint ein großer offener Säulengang von mehreren Säulenreihen gewesen zu seyn, auf welchem Nichts als Architrave geruht haben; unter demselben sind lange Vierecke, vielleicht Piedestals für Sphynxe. Die Säulen sind alle canelirt. Einige haben dieselbe Gestalt, wie die bereits beschriebenen, andere, deren Capitäler verloren gegangen zu seyn scheinen, sind im Verhältniß zu ihrem Durchmesser viel höher.

„Auf einer noch höheren, südlich gelegenen Platteforme findet sich eine Anzahl von heiligen Orten (sanctuaries) von vollkommen egyptischer Bauart. Der erste, welchen wir betraten, ist ein regelmäßiges Viereck von ungefähr 30 Fuß, mit zwei Thüren auf der Nordseite, einer im Süden, zweien im Westen und einer im Osten. Diese sind in jeder Hinsicht egyptisch, wie die von ihnen vorhandenen Zeichnungen beweisen. Sie bestehen aus drei Stücken: zwei Portalen und einem Architrav, und dem Kranzleisten darüber. An ihren inneren Wänden sind Thieropfer in Stein gehauen. Die Priester tragen, wie in Indien, Sonnenschirme, und die Wächter führen Speere. Zwischen den Eingängen sind Monolithen, denen in Egypten ähnlich, worin heilige Thiere gehalten wurden, und ungefähr von derselben Gestalt. Ringsum sie sind Keilinschriften. Die Eingänge wurden nicht mit Thüren gesperrt, sondern mit Gittern, aber die offenen sowohl, als die geschlossenen Monolithen, von denen die ersten wie Fensterrahmen aussehen, waren mit Flügelthüren von Metall versehen, wie man aus den Angellöchern schließen kann, welche sowohl oben als unten zu klein seyn würden, als daß steinerne Angeln sich darin hätten halten können. Einige von ihnen sind so schön, daß sie wohl werth wären, in das brittische Museum gebracht zu werden, was sich über Buschir leicht ins Werk setzen ließe; sie haben eine glänzende Politur, und namentlich schien einer eben so hell, als der beste Glasspiegel, die Lichtstrahlen zurückzuwerfen. Auf dergleichen Monolithen findet man arabische, coptische und persische Inschriften so tief und mit so vielem Fleiße eingehauen, daß die Ausführung gewiß Tage und Wochen gekostet hat. Die Verhältnisse der Thore sind sehr in die Augen fallend, ihre Durchgänge so eng, daß kaum zwei Personen zu gleicher Zeit mit Bequemlichkeit durchgehen können. Man hat zu allen einen schwarzen, feinkörnigen, spärlich von Quarz durchaderten Stein genommen. An den Pforten der Thore finden sich Keilinschriften, alle wohl ausgeführt, vor; drei andere stehen auf jeder Seite des großen Einganges und scheinen von Sphynxen, die unter ihnen liegen, bewacht zu werden.

„Einige Schritte südöstlich stehen Thore und Monolithen von einem anderen ähnlichen Heiligthum. Dies jedoch ist geräumiger, als das vorige, und hat runde Piedestals für sechs Reihen von Säulen, jede von sechs Stücken, auf welchen wahrscheinlich ein plattes Dach, mit einem Wasserloch in der Mitte, geruht hat. Dieser Bau erstreckte sich südöstlich bis zu dem Ende der Platteforme, welche an dieser Stelle nebst dem natürlichen Felsen wenigstens dreißig Fuß über der Ebene liegt.

Auf einer niedrigeren Platteforme östlich ist ein viereckiges Gebäude, wovon man noch die Thore und offene oder bedeckte Fenster oder Kammern (recesses) sieht. Es sind indessen keine Monolithen, indem die Pfosten und Architrave aus einzelnen Stücken bestehen. Das Ganze ist größtentheils verschüttet.

„Nordöstlich von diesem Punkt auf einer höheren Ebene stehen die Ruinen eines größeren, aber ähnlichen Gebäudes, in dessen Mitte Säulen angebracht waren. Drei Eingänge sind Alles, was noch von ihm übrig ist, aber sie sind kunstvoller als alle bisher erwähnten. In den innern Portalen sind Bilder von Priestern eingehauen; einige von ihnen hatten Sonnenschirme, andere sitzen, ihre Füße auf Schemel gestützt, mit Reihen von Sclaven unter ihnen, welche die Throne halten, auf denen sie ruhen, wie in den persischen Königsgräbern. Hinter ihnen steht

nicht selten ein Diener mit einem aufgeblühten Lotus in der Hand. Ueber dem Haupte des Priesters schwebt die geflügelte Kugel, meisterhaft gezeichnet, über einem Franzenvorhang zwischen zwei Blumenguirlanden; über dem Ganzen ist ein Kreis mit zwei Fittigen und einem befiederten Schweif, in dessen Mitte ein Mann steht, welcher die rechte flache Hand ausstreckt und in der linken einen Ring hält.

Einige Schritte nordöstlich ist das größte Gebäude, in der Anlage den übrigen vollkommen gleich. Besonders kunstvoll sind die innern Portale der großen Eingangshalle im Westen. Unterhalb sind 5 bis 6 Reihen Krieger mit Speeren, Schilden, Pfeilen, Köchern in verschiedenen Trachten. Ueber ihnen sitzt ein Priester mit einem Lotus in der einen Hand und einem langen Stab in der andern, seine Füße auf einen Schemel gestützt. Vor ihm stehen zwei brennende Altäre mit Löschhörnern an Ketten. Ein Mann mit einem runden Helm und einem kurzen Schwert redet den Priester an; hinter ihm bringt eine Frau in einem Korbe ein Opfer. Ueber ihnen sieht man denselben schon oben erwähnten Vorhang, zwei Friese von der geflügelten Kugel und auf jeder Seite von ihnen drei Löwen, die sie bewachen. Die männlichen Figuren sind bärtig gewesen, aber jetzt, wahrscheinlich von übermüthigen und bigotten Mohammedanern, die eine jede Darstellung lebender Wesen für einen Frevel halten, ihrer Zierde beraubt worden.

„Die Abbildungen in den übrigen Hallen dieses Gebäudes stellen einen Priester vor, der ein Einhorn ersticht; und einen Feldherrn auf einem erhabenen Sitze. Der Lotus und die geflügelte Kugel erscheinen oft, auch trägt das ganze Gebäude den Character egyptischer Bauart an sich. Die Eingänge und Kammern desselben scheinen nie verschlossen gewesen zu seyn, wenigstens bemerkten wir keine Spuren von Angeln, und wahrscheinlich ist auch kein Dach dagewesen, obgleich in der Mitte Fragmente canelirter Säulen liegen.

„Höher hinauf hinter dem großen Tempel sind zwei große Grabhöhlen, in den Abbildungen an ihrer Vorderseite denen von Rustan ähnlich. Der Weg zu beiden ist mit Dornengebüsch so verwachsen, daß sie gegenwärtig vollkommen unzugänglich sind."

Mit vorstehender Beschreibung vergleiche man, was der englische Reisende James Edward Alexander, aus dessen Werke *) wir die beiliegende Abbildung mittheilen, von denselben Ruinen sagt:

„Die Ruinen auf einer Felsen-Platteforme, fünfzig Fuß über der Ebene, sind für den Beschauer auf der Ebene eine wahrhaft imposante Erscheinung. Die Länge dieser Platteforme ist 1500 Fuß. Auf ihrer Nordseite ist eine doppelte Stiege mit bequemen Stufen von blauem mit Quarz durchadertem Marmor. Auf der Höhe stehen vier Mauern, zwischen ihnen zwei Säulen, und die Grundlagen zweier anderen. An den Wänden sind geflügelte Stiere von colossalen Verhältnissen abgebildet. Das Ganze mag ein Theil eines Einganges gewesen seyn. In der Näh findet sich ein steinerner Wassertrog. Schreitet man weiter, so stößt man wieder auf eine doppelte Treppe, an deren Seiten man eine unzählbare Menge Figuren in Prozession, mit hohen Mützen in Stein gehauen sieht. Auf den wenigen Stufen auf dem höchsten Theile der Platteforme angelangt (ein noch etwas höher gelegener Ort, der auch als höher von Buckingham erwähnt wird, ist ganz zur Linken der lithographirten Zeichnung angegeben), befindet man sich zwischen Säulen, von denen gegenwärtig nicht mehr als dreizehn stehen; es sind aber von vierzig Spuren da. (Diese Spuren hält jedoch Buckingham für keine Säulengrundlagen, sondern für lange Vierecke, auf denen Sphynxe geruht hätten.) Die, welche sich noch erhalten haben, sind sehr kunstvoll und schlank. Ihre Schäfte sind canelirt. Sie haben das Ansehen eines hohen Alterthums, und bestehen aus grauem Marmor, der eine vortreffliche Politur annimmt und sich mit dem Meißel leicht bearbeiten läßt. Der Behauptung Einiger zufolge hätte auf diesen Säulen ein hölzernes Dach geruht, welches zerstört worden wäre, als Alexander muthwillig auf Verlangen seiner Hetäre Thais das Gebäude hätte in Brand stecken lassen. Der Kutkode aus dem nächsten Dorfe erzählte uns, die Tradition wäre, daß das Dach ein Netzwerk von Eisen gewesen sey. Weiter südlich werden Spuren von Gemächern (bei Bucke Sanctuaries) sichtbar. Es sind viereckige eingeschlossene Orte. Die Thorwände (the sides of the doors) sind mit Skulpturen bedeckt. Es sind vier Figuren da, jede einen König vorstellend, welcher einen gehörnten Löwen durchsticht. Nahe am Hügel ist ein ungeheures Viereck, welches die Hauptresidenz gewesen zu seyn scheint. Verschiedene Theile der Platteforme durchschneiden schmale unterirdische Gänge, vielleicht ursprünglich Wasserleitungen. Der Marmor zu den eingeschlossenen Orten ist pechschwarz. In manchen Theilen der Ruinen finden sich viereckige Tafeln mit Keilinschriften, deren Entzifferung bis jetzt nicht gelungen ist. *)

„Eine mehr ins Einzelne gehende Beschreibung dieser Ruinen und Abbildungen zu entwerfen, eine Aufgabe, die von früheren Reisenden schon so oft und so glücklich gelöst worden ist, würde überflüßig seyn. Vorstehendes ist Nichts, als ein kleiner Grundriß, um beiliegende Abbildung zu erläutern. Hinter den Ruinen auf der Platteforme sind zwei Gräber in dem Hügel, von dem ein beträchtlicher Theil geböscht worden ist. In dem weichen Stein sind Bilder eingehauen. In der Tiefe der Böschung ist eine Oeffnung im Felsen, in welche ich auf Händen und Füßen hineinkroch. Ich gelangte in ein kleines Zimmer, worin ich mehrere ofenartige Vertiefungen wahrnahm, die wahrscheinlich zur Aufbewahrung von Leichnamen gedient haben. Südlich ist noch eine dritte Höhle, in welche indessen bis jetzt noch Niemand eingedrungen ist.

„Auf dem ganzen Rücken des Hügels über den Ruinen sind Merkmale von Befestigungen oder zerfallenen steinernen Mauern,

*) Travels from India to England; — — In the Years 1825—26. By James Edward Alexander, Esq.

*) Glückliche Versuche haben Grotefend in Hannover und Saint Martin in Paris gemacht. S. Heeren's Ideen und Nouv. Journal Asiatique, Sept. 1828.

Viele Reisende haben behauptet, daß in einem Umkreise von vielen Meilen keine irgend bedeutende Stadt gestanden haben könne, weil sich in der Ebene keine Spuren von Gebäuden zeigten; aber die Landleute graben täglich in allen Theilen des Thales eine ungeheure Menge von Ziegelsteinen aus: es muß also hier eine ungeheure Stadt gestanden haben." —

Die Ruinen von Babylon.

I. Das alte Babylon.

Das älteste Denkmahl menschlicher Kunst und Werkthätigkeit sind die Ruinen von Babylon. Die früheste Erwähnung dieser merkwürdigen Stadt finden wir in der Bibel (Genesis, XI 1—4): die ganze Erde war von einer Zunge und einer Sprache. Da sie nun gegen Morgen zogen, fanden sie eine Ebene in dem Lande Schinar und wohnten daselbst. Und sie sagten Einer zu dem Andern: Kommt, laßt uns Ziegeln machen und sie fertig brennen. Und sie hatten Ziegeln statt der Steine und Bergpech hatten sie statt des Mörtels. Und sie sagten: kommt, laßt uns eine Stadt bauen und einen Thurm, dessen Spitze bis an den Himmel reiche u. s. w." Das Land Schinar oder Sinear ist der fruchtbarste Distrikt in jenem Theile von Asien, welcher von dem Mittelmeere, dem persischen Meerbusen, dem Taurusgebirge und der arabischen Wüste umgrenzt wird.

Die Zeit, wann Babylon gebaut wurde, ist ungewiß; doch geht aus der angeführten Bibelstelle hervor, daß die Sage die Erbauung der Stadt mit der ältesten Bevölkerung Mittel-Asiens in Verbindung setzte. Den Namen hatte es wahrscheinlich von der Gottheit, die von den Bewohnern vorzüglich verehrt wurde, dem Bel, oder Sonnengotte; Babel bedeutet nämlich soviel, als die Pforte des Bel (Bab bel, von dem arabischen Bab, Pforte, welches häufig in der Zusammensetzung von Städtenamen gefunden wird.)

Die sorgfältigste und die einzige zuverläßige Beschreibung von Babylon, die uns aus dem Alterthume erhalten ist, giebt Herodot, (Clio 178 ff.), der es ungefähr 450 Jahr v. Ch. G. — mehr als hundert Jahre vor dem Eroberungszuge Alexanders sah. Nach seinem Berichte lag die Stadt auf beiden Ufern des Euphrat, der sie in der Richtung von Norden nach Süden durchströmte und in zwei ungleiche Theile theilte; ihre Grundfläche bildete ein Viereck, das von Gräben und Mauern umgeben war und auf jeder Seite 120 Stadien (2½ Meilen) maß. Die Stadt Is (jetzt Hit), gleichfalls am Euphrat, lag in einer Entfernung von 35 M. nordwestwärts, Seleucia am Bohr-Maicha in der Nähe des Tigris, nordostwärts, in einer Entfernung von 8¾ M. Innerhalb der großen äußeren Mauer schloß eine zweite Mauer von kleineren Dimensionen den Raum ein, welcher bebaut war; der Boden zwischen dieser und der großen Mauer war zu Gärten und ähnlichen Anlagen benutzt. In der Stadt stand auf der einen Seite des Euphrat, nicht weit von dem Ufer desselben entfernt, der große Palast mit seinen schwebenden Gärten, auf der andern war der Tempel des Belus oder vielmehr ein großer Platz, von einer viereckten, auf jeder Seite an tausend Fuß langen Mauer umschlossene und, indessen Mitte der große Thurm oder Altar, auf welchem dem Gotte die Opfer gebracht wurden. Seine Form war pyramidalisch, indem sich acht Stockwerke, nach innen zurückweichend, übereinander erhoben, seine Höhe betrug 500 Fuß, die Grundfläche war ein Viereck von gleichen Verhältnissen. Der ganze Thurm war eine solide Masse, bis auf die kleinen Zellen, die sich darin befanden und die Lagerstätte und das Bild des Gottes enthielten.

Der unermeßliche Umfang von Babylon, so wie die Bevölkerung, welche nach Rennell die Alten auf mehr als zwei Millionen Einwohner angeben, wird begreiflich, wenn wir bedenken, daß im Alterthum der Orient überhaupt viel dichter bevölkert war, als gegenwärtig, und daß das Land zwischen dem Euphrat und Tigris, welches gegenwärtig eine Wüste ist, von allen alten Schriftstellern als ein Garten geschildert wird.

Als die Ursache des Verfalls von Babylon wird die Auswanderung seiner Bewohner nach Seleucia angeführt, das 300 Jahre v. Ch. angelegt wurde und zu Plinius Zeit, obwohl selbst bereits in Abnahme durch das Aufkommen von Ktesiphon, noch 600,000 E. zählte. Wie lange Babylon nach der Anlage jener Colonie noch fortbestand, ist nicht bekannt; doch war zu Diodors Zeit schon der größte Theil der Grundfläche umgepflügt und St. Hieronymus im IV Jahrhundert beschreibt es als einen Jagdpark der Partherfürsten, die in dem benachbarten Ktesiphon ihren Sitz hatten. Nachdem die Mauern zerstört waren und die schlechteren Häuser einmal zu zerfallen anfingen, scheint die Auswanderung der Einwohner mit reissender Schnelligkeit zugenommen zu haben, und bald blieb Nichts mehr übrig, als solche Gebäude, welche durch ihren Umfang und die Solidität ihrer Bauart geeignet waren, der Hand der Zerstörung zu widerstehen und als entstellte, aber noch immer unverkennbare Zeugen der früheren Größe dieser Riesenstadt von Jahrhundert zu Jahrhundert überzugehen.

Caillés Reise nach Timbuctu.

Der Bericht von Caillés Reise wird in Paris mit der größten Ungeduld erwartet, da es der Nationaleitelkeit schmeichelt, daß ein Franzose zuerst aus dieser berühmten Stadt zurückgekehrt ist. Beschreibungen und merkwürdige Stellen aus der Reise circuliren bereits im Manuscript; das Ganze wird bei seiner Bekanntmachung mit Kupfern begleitet seyn, die zwei Moscheen und andere merkwürdige Gebäude von Timbuctu darstellen sollen. In einer Privatunterhaltung mit einem seiner Freunde bemerkte Caillé in Bezug auf den Mord des Majors Laing, daß die einzige Möglichkeit, dem Tode zu entgehen, gewesen wäre, wenn er die mohammedanische Religion angenommen hätte; und auch dadurch würde der unglückliche Reisende Wenig gewonnen haben, da man ihn gezwungen hätte, seiner Heimat zu entsagen und den Rest seines Lebens unter seinen neuen Glaubensgenossen zu beschließen. Zu entweichen wäre unmöglich gewesen, da man ihn genau bewacht haben würde, und ihn, wenn er auch zu einem benachbarten Stamme entkommen wäre, bei diesem kein besseres Loos erwartet hätte. Das Schicksal des Majors Laing, sagte Caillé, war zu Timbuctu ein gewöhnlicher Gegenstand der Unterhaltung, da seine hartnäckige Weigerung, seine Religion abzuschwören, die zu seinem Tode geführt hatte, das allgemeine Interesse erregte. Von einem andern Reisenden — Mungo Park, der gleichfalls in der Gegend von Timbuctu seinen Untergang fand — war Caillé jedoch bei der langen Reihe von Jahren, die seitdem verflossen waren, nicht im Stande die geringste Nachricht zu erhalten. Literary Gazette.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

PERSEPOLIS.



Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 33. 2 Februar 1829.

Rußland im siebzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Die Bewirthung aus der Hofküche. Diplomatische Verhandlungen.

Kaum waren die Gesandten von der Audienz in ihrer Wohnung angekommen, als der Truchses, Fürst Alexeij Iwanowitsch Bulnossow-Rostowskij, dem sie auf die Nachricht von seiner Ankunft bis an die Treppe entgegen gingen, mit der Anzeige erschien: er habe den Befehl, sie im Namen des Großfürsten mit einer Mahlzeit aus der Hofküche zu bewirthen, die auch unmittelbar nach ihm eintraf. Der erste Gesandte erhielt ein Couvert von Gold, die andern Personen speisten auf Silber. Man trug zu gleicher Zeit gegen 150 verschiedene Speisen in silbernen Schüsseln *) auf, und bat die Gesandten, diejenigen auszuwählen, von welchen sie essen wollten. Die übrigen wurden ihrem Hofmeister zugestellt. Alle Speisen waren sehr gut zubereitet, aber auf dem langen Weg aus der Hofküche kalt geworden **).

Der Schenktisch ward reich besetzt mit großen Kannen, Schalen und allerlei Geräthe von vergoldetem Silber. Man zählte namentlich vierzig große Kannen *), theils von Silber, theils von Zinn mit gebrannten Wassern, Malvoisir, spanischen und französischen Weinen, mehreren Arten Liqueurs, Meth, Bier ꝛc. Uebrigens war die Tafeldeckerei hier noch in ihrer Kindheit: ein sehr einfaches Tuch bedeckte den Tisch, auf dem man nur einige Gefäße mit Salz, Pfeffer und Essig sah, aber keine Servietten; auch wurden die Teller während der ganzen Mahlzeit nicht gewechselt. Nachdem sie ungefähr eine Viertelstunde bei Tische gesessen hatten, lud sie der Fürst Rostowskij ein, auf

*) Die großen silbernen Schüssel hatten nach Kämpfer rings herum slavische Inschriften, und auf jeder war ihr Gewicht bezeichnet: 3 Pfund 30 Loth. Sie waren alle schmutzig, denn sie wurden nur in warmem Wasser abgespült, weil man einmal nach dem Scheuern gefunden hatte, daß sie leichter geworden.

**) Kämpfer theilt einen Küchenzettel mit: „die Gerichte," sagt er, „mit denen wir begnadigt wurden, bestanden aus zwanzig Schüsseln mit Speisen und eilf Flaschen mit Getränken. Jede Schüssel wurde von einem Strelitzen, jede der großen Flaschen von zweien getragen, in langer Prozession, praecedentibus 8 Küch- und Kellerofficialen: 1) Fünf kleine Pasteten mit gehacktem Lammfleisch; 2) kleine Pasteten mit gehacktem Rindfleisch; 3) drei Kuchen, wie schwedische Krause Strusen, magni instar orbiculi; 4) eine Pastete von Hühnern mit gehackten harten Eiern; 5) eine große Pastete mit gehacktem Rindfleisch; 6) eine Pastete mit Hühnerfleisch; 7) eine Torte oder Pastete mit geriebenem stinkendem Käse; 8) runde Pfannkuchen zusammengelegt in formam semilunae, mit Milch und Käse; 9) andere Pfannkuchen, ¾ Ellen lang, eine Hand breit, ohne Butter; 10) gebratene Gans; 11) gebratene Ente; 12) gebratenes Spanferkel; 13) gebratenes Huhn; 14) gekochte harte Kalkutsch mit Reis und Rosinen aufgestreut; 15) Graupensuppe mit Milch und Huhn darin; 16) Salat von ungeschnittenen Gurken, in orbiculorum talos scissi et in forma pyramidali congesti, sub quo latebat zerrissene Ente; 17) Salzferken mit Meerrettig und Essig; 18) eingesalzene Limonen in Scheiben geschnitten und pyramidaliter gelegt; 19) ein Frikassé von Rindfleisch und Rosinen; 20) ein groß und weiß Gebackfel wie ein Kranz. Zum Trinken: 1) eine Zinnflasche mit spanischem Wein von 3 schwedischen Stoff oder 1½ Kannen; 2) eine Zinnflasche mit süßem Franzwein, 2 Stoff oder 1 Kanne; 3) eine Zinnflasche mit Johannisbeermeth 4 Stoff; 4) eine Zinnflasche mit Himbeermeth 14 Stoff; 5) eine Zinnflasche mit weißem süßem Meth 5 Stoff; 6) eine Zinnflasche mit Johannisbeermeth 7 Kannen; 8) eine Flasche mit bitterem Bier 7 Kannen; 9) eine Flasche mit saurem Bier 7 Kannen; 10) ein Glas mit Anisbranntwein 1 Stoff; 11) ein Glas mit gewöhnlichem Branntwein 2 Stoff. Alle Ueberbringer bekamen etliche Schalen Branntwein und postridie bei Abholung der Schüsseln auf einem Karren Geschenke, Geld, Messer ꝛc. Einige Aufwärter, forderten auch von überschickter Tafel einen Anbiß." Kämpfer der mit einer schwedischen Gesandtschaft in Moskau war, fand die Hofküche nicht so gut als Meyerberg. „Das mürbste Fleisch war wie zähes Leder. Das Gebrät war ohne Zweifel in seiner eigenen Substanz ohne Butter gebraten, da es so trocken, daß Keiner es also genießen wollte. Die meisten Gerichte waren gebacken, so mit dicker Milch, Leber, Hühnern, gebackenem Fleisch und dergleichen Sachen gefüllt, aber Alles trocken und ohne Butter, wie auch der Teig selbst nur in Butter angerührt. Das mit Butter Gebackene war auch so schmal von Butter als wenn es von einer Bauerkindtaufe gekommen wäre."

*) Der Gesandte Warbotsch sagt, daß bei einer Mahlzeit am Hofe, zu welcher er eingeladen war, auf sämmtlichen Tafeln wohl tausend goldene und silberne Schüsseln und Schalen vorhanden gewesen. Indessen fand Kämpfer bei den vornehmen Russen das Geräthe sehr einfach: z. B. beim Kanzler Fürsten Wassilij Wassiljewitsch Golizin speiste man auf Zinn, die Suppen wurden in kupfernen inwendig verzinnten Casserollen aufgetragen, der Hausherr und sein Sohn allein hatten silberne, die Gäste hölzerne Löffel ꝛc.

zusehen, nahm eine große Schale mit französischem Wein und reichte sie dem Baron Meyerberg, der sich für die bevorstehenden Gesundheiten diesen Wein als den leichtesten besonders ausgebeten hatte, um auf das Wohl des Großfürsten zu trinken, dessen ganzen Titel er dabei hersagte. Nachdem dieß geschehen war, und man wieder eine Viertelstunde gesessen hatte, erhob sich der Fürst abermals und brachte die Gesundheit des römischen Kaisers aus, wobei er alle Titel desselben von einem dazu vorbereiteten Papiere ablas. Eben so wurde auch noch auf das Wohl des jungen Großfürsten Alexej getrunken. Nach beendigtem Mahl verehrten die Gesandten ihrem Bewirther eine Schale von vergoldetem Silber als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit.

Die Gesandten befanden sich seit sechs Tagen in Moskau, als sie, nach Tags zuvor erhaltener Anzeige, früh um 9 Uhr, ganz mit denselben Feierlichkeiten, wie das erste Mal, zur zweiten Audienz abgeholt wurden, an welcher ihr Gefolge jedoch dießmal keinen Antheil hatte. Der Großfürst empfing sie in einem andern etwas kleinern Saal und auf einem andern Throne, der zwar auch zwischen zwei Fenstern, aber an der rechten Seite stand, und den Glanz der großfürstlichen Krone und der andern Kleinodien in einem sehr vortheilhaften Lichte zeigte. Ueber dem Throne hing das Bildniß der heiligen Jungfrau. In der Gruppirung der Hofleute wurde kein Unterschied bemerklich. Kaum waren die Gesandten hereingetreten, als der Großfürst sie um ihr Befinden befragen ließ, was ihnen Veranlassung gab, ihren Dank für die genossene köstliche Bewirthung abzustatten. Hierauf eröffnete ihnen der Gesandte: der Großfürst habe sich das durch sie überreichte Schreiben des Kaisers Leopold übersetzen lassen und daraus ersehen, daß sie von demselben mit Aufträgen abgesandt wären, die das öffentliche Wohl beträfen; er würde daher allen ihren Reden Glauben beimessen, und habe einige Räthe zur Anhörung ihrer Vorschläge ernannt, nämlich: den Fürsten Alexej Nikititsch Trubezkij zweiten Bojaren des Reichs und Statthalter von Kasan; den Fürsten Jurij Alexejewitsch Dolgorukij, Statthalter von Susdal, den großfürstlichen Waffenbewahrer; Bogdan Matwejewitsch Chitrowo, Statthalter von Orscha; und den Kanzler oder Vorstand der Archive, Almas Iwanow. Nachdem sie eine kurze Zeit auf der ihnen dargebotenen Bank gesessen hatten, standen sie auf ein gegebenes Zeichen auf, beurlaubten sich bei dem Großfürsten und begaben sich mit feierlicher Begleitung in das zu den Conferenzen bestimmte Zimmer. Hier trafen sie schon die großfürstlichen Commissarien, welche mit ihnen an einem langen schmalen Tische auf Bänken an der Mauer Platz nahmen, und zwar so, daß Trubezkij den vornehmsten erhielt, nach ihm Meyerberg, dann Dolgorukij und auf diesen Calvucci folgte. Die beiderseitigen Dolmetscher *), so wie der Sekretär und drei Schreiber der Gesandtschaft standen unten an dem Tische. Hierauf zeigten die Bojaren jeder einzeln, nach Anrufung der heiligen Dreieinigkeit, und mit genauer Hersagung des ganzen Titels ihres Gebieters sowohl, als des römischen Kaisers, den Gesandten an: der Großfürst habe ihr Beglaubigungsschreiben mit Aufmerksamkeit gelesen und sey geneigt, ihren ferneren Vorträgen ein geneigtes Ohr zu schenken; sie möchten daher anbringen, was ihnen ferner aufgetragen sey. Calvucci las nun den zweiten Punkt ihrer Instruktion ab, den der zaarische Dolmetscher Wort für Wort sogleich übersetzte. Die Commissarien verlangten eine Abschrift davon, gleich wie auch der Kanzler eine Abschrift der Rede Calvucci's bei der ersten Audienz sich erbeten hatte. Die Abschrift wurde sogleich ausgefertigt. Hierauf erkundigten sie sich, ob Meyerberg durch Polen gekommen wäre, und ob der Kaiser einen Gesandten bei dem Könige von Polen habe, und thaten allerlei andere Fragen; als Meyerberg bemerkte, daß der russische Dolmetscher bei dem Titel des römischen Kaisers sich nur des Ausdrucks kaiserliche Großmächtigkeit und nicht Majestät bediente. Auf sein Befremden darüber erhielt er zur Antwort, die Gesandten hätten dem Großfürsten auch nur diesen Titel und nicht, wie ihre Vorgänger, den der Majestät gegeben. Hierüber erhob sich nun ein langer Streit, der damit endigte, daß auf die Drohung Meyerbergs, die Unterhandlungen sogleich abzubrechen, die russischen Bevollmächtigten erklärten, sie wollten die Sache einstweilen auf sich beruhen lassen, und dem Kaiser wieder den Titel „Majestät" geben. Sie verfügten sich zum Großfürsten, um ihm den Erfolg der Verhandlungen vorzutragen, und dieser ließ den Fremden nach einer Viertelstunde melden: da er ihnen seine Antwort nicht sogleich ertheilen könnte, so möchten sie für heute nur in ihre Wohnung zurückkehren, welches auch mit dem früher beobachteten Ceremoniell geschah.

Am 3 Juni hatte nach Ausgleichung eines kurzen Mißverständnisses eine zweite Conferenz mit den großfürstlichen Unterhändlern Statt, bei welcher diese jedoch sogleich erklärten, daß sie sich nicht eher auf die Fortsetzung der Geschäfte einlassen könnten, als bis die Gesandten dem Großfürsten nach dem Beispiele der übrigen Höfe und selbst der frühern kaiserlichen Botschafter den Titel Majestät statt des gebrauchten „Serenitas" ertheilen würden. Nach vielen Schwierigkeiten und wie die Archivnachrichten sagen, Streitigkeiten *) wurde dieser endlich unter Vorbehalt der kaiserlichen Genehmigung zugestanden, und nun zeigten die großfürstlichen Unterhändler an, daß ihr Gebieter mit vielem Vergnügen die Freundschaftsvermittelung zwischen ihm und dem Könige von Polen annehme. Er wünsche aber zu wissen, ob der Kaiser Leopold dieses Anerbieten auf den Wunsch des Königs von Polen gemacht, und ob in diesem Fall der König sich über die Bedingungen erklärt habe, unter welchen er den Frieden abschließen wolle? Ferner ob die Gesandten den Unterhandlungen im Namen des Kaisers beiwohnen, oder ob andere dazu ernannt werden würden? Ob sie für den ersten Fall mit Vollmachten dazu versehen wären, und endlich, ob sie die Befugniß hätten, einen Waffenstillstand abzuschließen, wäh

*) Es wurden damals am Hofe des Zaars dreizehn erste und sechzig zweite Dolmetscher besoldet.

*) Die Bojaren drohten den Gesandten: „sie dürften leicht, wenn sie zu eigensinnig wären, unverrichteter Sachen zurückgeschickt werden. Non defutura sibi media ad pacem sine mediatore sanciendam, et si mediator fuerit necessarius, nec hunc sibi defuturum."

rend über den Frieden unterhandelt wurde? Die Gesandten erwiederten hierauf: ihr Monarch habe diesen Schritt keinesweges auf den Wunsch des Königs von Polen gethan, sondern vielmehr, einzig von dem christlichen Bestreben geleitet, weitere Vergießung des Bluts der Gläubigen zu verhindern, sich freiwillig zum Vermittler angeboten, und könne folglich auch nicht wissen, welche Bedingungen der Gegner des Großfürsten im Sinne hätte. Sie ihrerseits hätten den Befehl, seiner Zeit als Vermittler aufzutreten, und wären dazu auch mit der nöthigen Vollmacht versehen. Wie die kaiserlichen Gesandten in dieser Sitzung erfuhren, hatte Frankreich im vorigen Jahre durch den Herzog Jakob von Curland ebenfalls seine Vermittelung anbieten lassen, wozu der französische Gesandte in Warschau, Antoine de Lombres bereits die Vollmacht bekommen; der Großfürst habe aber bis jetzt nicht darauf geantwortet und werde nun dem Könige von Frankreich schreiben, daß der Kaiser Leopold bereits diesen Beistand übernommen habe, und der seinige daher nicht mehr nöthig sey.

(Fortsetzung folgt.)

Florida.

Bei der Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung des Gebietes von Florida, am 29 Oktober d. v. J. erklärte der Präsident, daß Florida im Laufe des nächsten Jahres eine hinreichende Einwohnerzahl haben werde, um als souveräner Staat in den Verband der nordamericanischen Freistaaten aufgenommen zu werden. Eine Landschaft, die in einer früheren Periode nebst Mexico die wichtigste Stelle in der amerikanischen Geschichte einnahm, später indessen zur völligen Bedeutungslosigkeit herabgesunken war, tritt dadurch wieder in das allgemeine Völkerleben ein und wird zu neuen Ansprüchen auf unsere Aufmerksamkeit berechtigt.

Die Ufer des mexicanischen Meerbusens, die Küsten von Mexico und Florida, die den Inseln Cuba und St. Domingo (Hayti) gegenüber liegen, waren natürlich jene Puncte des Continents, die zuerst entdeckt werden mußten, und Anfangs wurde daher ganz Nordamerica nur mit jenen beiden Namen bezeichnet. Der Name Florida wurde jedoch allmälig durch die Niederlassungen der Franzosen in Canada und der Engländer an den Gestaden des atlantischen Oceans in immer engere Grenzen zurückgedrängt und zuletzt auf den verhältnißmäßig unbedeutenden Theil beschränkt, welcher bis in die neueste Zeit der spanischen Herrschaft unterworfen blieb, und im J. 1821 den Vereinigten Staaten einverleibt wurde.

Vor dem letzten Kriege der Vereinigten Staaten mit Großbritannien war Florida von einem kriegerischen Stamm, den Seminolen, bewohnt, welche ihren Namen, der in der Creeksprache so viel, als wilde Leute bedeutet, daher erhielten, weil sie im Anfang d. v. Jahrh. sich von der Hauptmasse ihres Volkes getrennt und ihre Heimat verlassen hatten. Die ältern Bewohner des Landes, namentlich die Yamasees, wurden theils vernichtet, theils in einen Zustand der Sclaverei gebracht, in welchem man einige ihrer Nachkommen noch vor wenigen Jahren fand. Da die Seminolen und Creeks demnach gemeinsamen Ursprungs waren, so war es natürlich, daß sie sich zu gemeinschaftlicher Unterstützung gegen jeden europäischen Feind verbanden; und obwohl der Hauptstamm innerhalb der Grenzen der V. St. lebte, so war er doch durch seine Verbindung mit den Auswanderern in Florida beständig dem Einfluß von Spanien und Großbritannien ausgesetzt. Während des letzten Krieges wurde dieser Vortheil von dem letztern Staate nicht vernachlässigt; der erste Operationsplan, welchen die Britten in den Jahren 1813 und 1814 annahmen, war, an dem Apalachicola Flusse bei der Vereinigung desselben mit dem Flint und Chattahouchy festen Fuß zu fassen, dort die Seminolen und Creeks an sich zu ziehen, mit ihrer Hülfe sich des Landes zwischen jenem Flusse und dem Alabama Meister zu machen, wo sie aufs Neue einen festen Waffenplatz angelegt, sich mit den Choctas und Chickasaws vereinigt und endlich die Ufer des Mississippi fünf oder sechshundert engl. Meilen oberhalb New-Orleans erreicht hätten. Ein Blick auf die Charte zeigt die gefährlichen Folgen, welche die Ausführung dieses Planes für die V. St. gehabt haben würde. Zum Glück wurde derselbe durch den vorschnellen Losbruch der Creeks und die entscheidenden Siege des Generals Jackson vereitelt; als die Britten ankamen und an der Mündung des Flintflusses ihr Fort errichteten, war es zu spät: die Creeks waren vernichtet. Der Rest dieses Stammes, der es verschmähte, sich den V. St. zu ergeben, floh nach Florida und setzte von dort aus, mit den Seminolen verbunden, die Feindseligkeiten noch lange fort, nachdem der Friedensvertrag mit Großbritannien bereits abgeschlossen war. Dies führte zu dem Feldzuge vom J. 1818, in welchem General Jackson die letzten Trümmer ihrer Macht brach und in Folge hiervon zu der Erwerbung von Florida für die V. St. wesentlich beitrug.

Die ganze Zahl der Indianer, welche nach diesen Niederlagen, noch übrig geblieben sind, beläuft sich auf ungefähr 2000 Seelen, denen bald nach der Besitznahme von Florida (im J. 1821) ein Landstrich in der Mitte der Halbinsel, unfern der Tampabay, wo ein starker Militärposten errichtet ward, zu Wohnsitzen angewiesen wurde. Hier mußten sie mehrere Jahre von der Regierung unterhalten werden, indem sie erklärten, daß der Boden zu unfruchtbar sey, um Getreide darauf bauen zu können. Dennoch ist ihre Anhänglichkeit an das Land ihrer Väter so groß, daß sie alle Aufforderungen, dasselbe mit den weiten fruchtbaren Landschaften jenseit des Mississippi zu vertauschen, bisher standhaft von sich gewiesen haben.

Unter der spanischen Herrschaft war Florida in zwei Provinzen getheilt: Ost- und Westflorida, die durch das Gebiet der unabhängigen Seminolen von einander geschieden waren. General Jackson behielt, als er von Florida für die V. St. Besitz nahm, diese Theilung bei, die vielleicht zu einer völligen Trennung geführt haben würde, wenn man nicht, um dieß zu verhüten, auf den Vorschlag der ersten gesetzgebenden Versammlung des neuen Territoriums zwischen dem Apalachicola und Suwany eine gemeinschaftliche Hauptstadt für das Ganze: Tallahassee angelegt, und die beiden wichtigsten Städten der beiden Provinzen, Pensacola (das Hauptdepot der nordamericanischen Seemacht im Golf von Mexico) im Westen und St. Augustin im Osten, durch eine große Straße verbunden hätte. — Noch ist der größte Theil des Landes mit Wald bedeckt, oder vielmehr mit einzelnen in weiten Abständen von einander stehenden Nadelholzbäumen ohne alles Dickicht, zwischen denen der Boden einen den größten Theil des Jahres hindurch grünenden

Gras- und Blumenteppich bildet. Nur die Ufer der Flüße und Bäche, oder einzelne Hügel sind dicht bewaldet, und unzählige Weinstöcke schlingen sich hier an den gewaltigen Stämmen hinauf.

Ein großer Theil des Landes ist zum Anbau der wichtigsten Colonialproducte — Zucker, Reis, Baumwolle, Tabak, Indigo — so wie des Getreides, Wein's und Obstes aller Art geeignet; und nach den neuesten Berichten, wird Zucker bald ein beträchtlicher Ausfuhrartikel seyn. *)

Grabmahl des Dichters Hafiz. **)

Gleich dem Grabe Saadi's steht das Grab von Hafiz, wie man behauptet, auf einer Stelle, die der Dichter oft besuchte, ja man glaubt, daß er am Fuße einer Cypresse ruhe, welche er mit eigener Hand gesetzt habe. Es war, als wir den Ort besuchten, nicht länger als 6 Monate, daß dieser heilige Baum abgestorben war, nachdem er so manches Jahr gestanden hatte. Man hat den untern Stamm stehen lassen, um ihn Fremden zu zeigen. Hätte sich Etwas der Art in England ereignet, so würde man jede Faser, wie von Shakspeare's Maulbeerbaum, als heilige Reliquie aufbewahrt haben, hier achtete man des Vorfalls nicht. Der erste Erbauer des Monuments war ein Zeitgenosse des Dichters. Als indessen späterhin Nedir Schah nach Schiras kam, das Grab besuchte und in den Werken des Dichters, welche immer daselbst für Fremde vorhanden sind, eine Stelle fand, die ganz auf seine Lage paßte, so fühlte er sich demselben so verpflichtet, daß er das Grabmal, welches beinahe ganz zerfallen war, neu bauen und den ganzen Platz verschönern ließ. ***) Das gegenwärtige Gebäude ist aus einer noch viel jüngern Periode, ungefähr 40 Jahr alt und wird dem Kunstsinne des Khans Kurrim zugeschrieben. Seit dem Zeitpunkt, in welchem Hafiz lebte und schrieb, sind ungefähr 440 Jahre verflossen. Ein Original seiner Werke von seiner eignen Hand, wurde an einer Kette an seinem Grabe aufbewahrt, bis ungefähr vor hundert Jahren Ascheraff der König von Afgahnistan, der Ispahan und später Schiras unter der Regierung des Schah Sultan Hussein eroberte, das Hafizische Original mit sich nach Candahar nahm, woselbst es noch gegenwärtig aufbewahrt werden soll. Uns wurde eine Abschrift in Folio von der Hand eines berühmten Literators im Dienste Kurriem Kahns, Seid Mohammed Ali, gezeigt, welcher persönlich mit meinem Derwisch, Ismael, bekannt war und unlängst am Grabe des Imams Hussein zu Kondela seine Tage endete.

In dem offenen Säulengange in der Mitte, welcher das eigentliche Grabmahl von dem Garten trennt, sind einige Säulen mit arabischen Capitälern ohne Fußgestell und bloße Schafte, jeder aus einem Stücke bestehend. Ihre Verhältnisse sind fast dorisch. Der Garten rings herum hat viele Cypressen und Blumenbeete aufzuweisen, aber keine Gräber.

Wir rauchten unsere Pfeifen und unterhielten uns mit einigen Derwischen. Auch durften wir nicht eher von dem Platze scheiden, als bis wir den Hafiz aufgeschlagen hatten, um eine auf uns Bezug habende Stelle zu finden. Ismael fand eine, welche ihn benachrichtigte, daß seine Herzenskrankheit von einer abwesenden Geliebten herrühre, um die er sich abhärme. Die meinige setzte zum Besten der Freuden des Augenblicks irdischen Ruhm und einen großen Namen herunter, und andere aus unserem Gefolge, welche das Buch auf gut Glück aufschlugen, waren mit dem Dichter nicht weniger zufrieden. In der That ist, seit Nadir Schah kein Fremder gekommen, ohne die prophetische Gabe desselben zu prüfen, und auf der ersten besten Seite einen auf seine Lage passenden Spruch zu finden, und Alle gehen davon, vollkommen von dessen unfehlbarer Wahrheit überzeugt. Die Sofi glauben, daß Geister, die auf einem so hohen Standpunkt standen, als Hafiz und Saadi, von Allem, was in der Welt zu allen Zeiten auch jetzt noch vorgehe, vollkommen unterrichtet seyen, und daß sie noch jetzt thätigen Antheil an der Leitung der Welthändel nehmen. Unser Derwisch, Ismael, glaubte fest, daß Hafiz selbst unsere Hand gelenkt habe, und setzte hinzu, daß der Dichter aller Herzen ergründe und kenne. Reisende Derwische aus allen Theilen des Orients kommen gelegentlich hieher, und bewohnen die wenigen Zimmer, welche man für sie eingerichtet hat. Der Platz selbst, das prophetische Buch und das Grab stehen unter der Obhut eines Mollah von Schiras. Die Perser kommen indessen nicht, wie Einige zu behaupten pflegen, um hier Wein zu trinken und ihrem Lieblingsdichter Libationen zu bringen; denn wer heutzutage in Persien Wein trinkt, treibt es sehr in Geheim. Achtung vor Geist und Gelehrsamkeit ist aber auch nicht so allgemein verbreitet, daß sie einzig und allein im Stande wäre, eine große Anzahl von Besuchern herbeizuziehen.

Californien.

Aus Veranlassung einer Expedition, welche der mexicanische Congreß angeordnet hat, um sich über den Südseehandel authentische Nachweisungen zu verschaffen, macht der Espiritu publico, eines der besten Journale der Hauptstadt, das Publikum auf den Antheil aufmerksam, welchen Mexico an diesem Handel zu nehmen berufen sey, und die Regierung auf die Pflicht, die Thätigkeit in den mexicanischen Häfen des stillen Meers zu beleben und das Gedeihen der dünn gesäeten Bevölkerung jenes Theils der Republik zu befördern. „Die herrlichen Californien," sagt der mexicanische Publicist, „und vermöge seiner geographischen Lage und der Fruchtbarkeit seines Bodens hauptsächlich die unermeßlichen Gebiete von Neucalifornien müssen in's Auge gefaßt werden. Die letztere Provinz zählt nur 25,000 Einwohner, könnte man sie nicht als ein zu kolonisirendes Land betrachten und sie mit denselben Elementen bevölkern, aus welchen Großbritannien seine Bevölkerung von Neu-Süd-Wales gezogen hat?" —

*) Vergl. Times, Jan. 15. 1829. North-American Review N. LIX.

**) Aus Buckingham's Travels in Assyria, Persia and Media. S. 301—303.

***) Die Römer unter den Kaisern schlugen den Virgil auf und hielten die erste ihnen in die Augen fallende Stelle für eine Prophezeiung; dasselbe thun die Perser mit ihrem Hafiz, daher man dergleichen Prophezeiungen sortes Hafizianas heißen kann, wie die Römer die ihrigen sortes Virgilianas nannten. Wir Deutsche schlagen in derselben Absicht die Bibel auf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

／ Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 34. 3 Februar 1829.

Die Stadt Marseille *).

Der Boden der Provence, obgleich mit Bergen übersät, hat einen ganz verschiedenen Charakter von dem der Alpen und der Pyrenäen. Keine fortlaufenden Höhen und Schluchten, wie in Gebirgslandschaften, keine niedrigen, allmählig in Flächen auslaufenden Hügel, wie im Norden der Pyrenäen, sondern Ebenen, Anhöhen, abgerißene Alpenäste, die das Mittelmeer begränzt; und die Aussicht wird weder durch hohe Felsmassen oder tiefe Thäler gehemmt, noch in unermeßlichen Ebenen verloren, sondern abwechselnd, so wie der Boden sich verflacht oder erhebt, bald geschlossen, bald wieder geöffnet, und oft verliert sie sich in ein Meer, wo das tiefste Blau mit dem blendendsten Lichtglanz verschmilzt. Gelangt man nach Aix, so bekommt man erst einen Begriff von den Reizen dieses bei all seiner Dürre höchst anmuthigen Landes. Auf den letzten, Marseille einschließenden Höhen wird man durch das herrlichste Schauspiel überrascht. Zwei mächtige Felsketten laufen, eine weite Strecke umfassend, dahin, bis sie ihre Häupter in die Fluten des Mittelmeeres tauchen. Auf dieser Fläche liegt Marseille. Ersteigt man von Norden her die erste Felsenterrasse, so hat man mit einem Mal dieses große Becken vor sich, dessen Ausdehnung und blendende Beleuchtung auf den Wanderer den imposantesten Eindruck macht. Kleine Hügelarme lösen sich ab und bieten über die Ebene hin sich windend einen manchfaltig wechselnden Anblick dar. Auf jeder Anhöhe sieht man Gruppen italienischer Fichten, gleich eben so vielen schwarzgrünen Sonnenschirmen. Blaßgrüne Oelbäume von mäßiger Höhe bedecken die Abhänge der Hügel, und bilden durch ihre Bläße und ihre kleinen zugerundeten Formen gegen die stolzen Dome der schlanken, hochrazenden Fichten einen auffallenden Contrast. Im Thal herrscht eine niedere, dichte, in's Graulichte fallende Vegetation. Die scharfe Salbei und der würzige Thymian, auf denen man einhertritt, verbreiten einen ebenso angenehmen als starken Duft. Im Mittelpunkte des Beckens erscheint Marseille im Profil, hinter einem lang gestreckten Hügel halb verborgen; und seine Umrisse bald in Dunst verhüllt, bald zwischen den Wellungen des unebenen Grundes wieder hervortretend, verschwinden in dem Lasur des Meers hinter Saint Jean. Gegen Westen dehnt sich das buchtenreiche Mittelmeer mit den Inseln Pomegue und Ratoneau und dem Schlosse If aus mit seinem bald ruhigen, bald bewegten, bald glänzenden, bald verdüsterten Wasserspiegel und seinem unendlichen Horizont, wo das Auge ohne Unterlaß die ewigen Kreisbogen mißt.

Unter den Schatten dieser schönen, lieblich lispelnden Lustwäldchen, und in die zahllosen Landhäuser umher flüchten sich Sonntags die Marseiller aus dem Getümmel der Kaie, dem Gezänk mit den Douanen und der Zudringlichkeit der Waarenmäkler. Ueber die Wipfel blätterloser Fruchtbäume ragen die herrlichen Kuppeln der Fichtenwälder empor und breiten ihre Arme in die Lüfte aus. Hier läßt sich zur Herbstzeit der verfolgte Krammetsvogel nieder und unterliegt dem Geschoße der Jäger, deren Menge er nicht befriedigen kann. Marseille's Umgegend ist nicht besonders ergiebig an Wildbrät, weil es bei der übergroßen Bevölkerung zu viele Jagdlustige giebt, die jeden Sonntag die Büchse auf der Schulter, und die Waidtasche auf dem Rücken das Weite suchen und das Revier säubern.

Die Wichtigkeit Marseille's für den Süden und die Wichtigkeit des Südens für Frankreich, die Geschichte der innern Bewegungen dieser Stadt, ihr hohes Alterthum, ihre Verbindungen mit dem Orient, ihr levantischer Handel machen sie zu einer der interessantesten französischen Städte. Dieses Marseille, so monarchisch es seit dem Jahre 1812 erscheint, ist dennoch unter allen Städten Frankreichs am Meisten demokratisch.

Seit Jahrhunderten unabhängig hatte es geraume Zeit den ausgedehntesten Handel getrieben und war gewißermassen an die Stelle der italienischen Republiken getreten. Obgleich längst der Krone Frankreichs einverleibt, und durch die Alles in eine Form gießende Revolution seiner alten Verfassung beraubt, enthält es doch noch sehr viele rein demokratische Elemente, z. B. die Corporationen der Fischer, der öffentlichen Wagmeister, der Gesundheitsbeamten, die an seine alte republikanische Zeit erinnern. Ueberall hat sich zwar die Gewalt eingedrängt und Allem ihr Wappen aufgedrückt, ohne daß man jedoch die Spuren der Vergangenheit hätte gänzlich verwischen können. Marseille, entfernt von dem Sitze der Regierung, empfindet mehr als jede andere Stadt Frankreichs, den Nachtheil der Abhängigkeit von einem größern Staate, daß es nämlich wenig gekannt ist und schlecht regiert wird. Mag es auch für sich recht wohl fühlen, was ihm Noth thut, wie will es die Regierung davon überzeu-

*) Les Pyrénées et le midi de la France par A. Thiers.

gen? Nirgends hat diese mehr Unbekanntschaft mit den Interessen ihrer Unterthanen bewiesen, als rücksichtlich Marseille's, indem sie zu oft; auf das Geschrei der Leidenschaft hörend oder den Eingebungen der Intrigue folgend, Maßregeln einführte, die sie im nächsten Augenblicke zurückzunehmen sich genöthigt sah In keiner Stadt Frankreichs hört man auch so oft wie hier: à Paris on ne sait pas ceci ou cela. In keine Stadt schickt das Ministerium so viel Specialcommissionen, um sich über deren verwickelte Handelsverhältnisse aufzuklären. Es tritt Isolirung ein, wenn Interessen nicht anerkannt, nicht berücksichtigt werden. Unter den tausend Gerüchten, die zu Marseille zu Zeiten in Umlauf waren, schmeichelte ihm keines mehr, als das, daß es zu einer freien Stadt erklärt werden sollte. Zu Marseille entstand im Jahre 1793 der erste Gedanke einer Föderalverfassung. In den letzten Unruhen im Süden während der Jahre 1814 und 1815 sah man die Stadt sich zum Mittelpunkt einer Staatsgewalt machen, sich ein königliches Comitee geben, und sich die Herrschaft über die ganze Provence anmaßen.

Die Marseiller sind keine Ackerbauer, sondern ein handelslustiges und verwegenes Seemannsvolk. Wenn die Industrie überhaupt mit dem Bewußtseyn der eigenen Kraft und Geltung, das sie erzeugt, nach Unabhängigkeit strebt, so ist der Manufakturist, der nur langsam und nach den regelmäßigen Kreisen des Spinnrads gewinnt, minder keck und verwegen, als der Kaufmann, der sein Alles an große Wagnisse setzt, und durch die Gefahren des Meeres in wenigen Stunden bereichert oder verloren ist. Marseille hat eine Bevölkerung von 120,000 Seelen, gerade genug für eine Republik. Eine Bevölkerung von 20000 ist heut zu Tage zu klein, und eine Million zu groß. Der gesellschaftliche Verband wird zu lax; man sieht dieß an Paris. Die Volksmasse ist dort träg; und wenn sie in der Revolution in Bewegung gesetzt wurde, so geschah dieß doch nur, indem sie sich in Vorstädte abschied. Ein Volk von der Mittelzahl Marseille's ist nicht zu schwach zum Handeln, und nicht zu zahlreich, um sich kennen zu lernen; es ist ganz zur Demokratie geschaffen.

Man hat die häufigen Volksbewegungen in Marseille oft dem südlichen Charakter seiner Bewohner zugeschrieben; allein die Ursache davon liegt nicht sowohl in dem Klima, als vielmehr in seiner Lage. So Manches, was in Marseille verübt worden ist, muß man auf Rechnung der Fremden setzen. Nicht die ehrbaren Bürger einer wohlhabenden Stadt, sondern heimatlose Vagabunden aus allen Seestädten des Mittelmeers, die hier zusammenströmten, sind es, welche zu allen Zeiten Unruhen erregt, und diese oft zu Plünderung und Mord benutzt haben. —

Marseilles Haupthandel war ehedem der levantische. Die Türken, im Besitze der unerschöpflichen Goldgruben des Orients, aber zu unwissend und zu träge, sie zu öffnen, waren von jeher dasjenige Volk, mit dem sich am Vortheilhaftesten verkehren ließ. Eine betriebsame Nation zieht natürlich immer großen Gewinn bei sinnlichen, indolenten Abnehmern, denen die Natur einen großen Ueberfluß von Erzeugnissen bietet, womit sie die Arbeit des Andern bezahlen können.

Durch ein Zusammentreffen glücklicher Umstände, die indessen nicht von langer Dauer seyn konnten, wurde Frankreich der fast ausschließliche Besitzer und Marseille der Mittelpunkt dieses Handels. Die Republiken Italiens, durch denselben Handel ehedem so wohlhabend, hatten mit ihrer Freiheit ihre Macht und ihre Industrie eingebüßt. Der hartnäckige Kampf mit den Barbaresken setzte sie beständigen Seeräubereien aus, so daß ihre Schiffe sich fast nicht mehr auf die hohe See wagen konnten. Die Malteser standen in Freundschafts-Verhältnissen mit Frankreich und in Krieg mit der Pforte; sie verfolgten die Türken, welche handeln wollten, und ließen nur den Franzosen freien Verkehr. Frankreich war endlich die einzige von dem Divan begünstigte Macht, weil sie der einzige Verbündete war, auf welche die Türken gegen die Russen am Meisten vertrauten. Während also die Italiener wegen der Barbaresken, die Türken wegen der Malteser auf dem Mittelmeer nicht sicher waren, und England sich in diesen Theil der Meere noch nicht eingedrängt hatte, führte Frankreich, das heißt Marseille, beinahe den ausschließlichen Handel nach der Levante. Seine Schiffe allein durften die Küsten des Orients ungehindert beschiffen und die kostbarsten Produkte verführen. Eine Abgabe von Zwanzig vom Hundert war von Ludwig XIV im Jahr 1669 auf alle auf fremden Schiffen aus der Levante eingeführte Waaren gelegt worden. Dieses neue Prohibitivmittel hatte das Monopol zu Gunsten Marseille's und Frankreichs noch mehr gesichert. Die Pforte hatte in ihrer Unwissenheit der Sache keine Aufmerksamkeit geschenkt, und fuhr fort, sich der Erzeugnisse des französischen Gewerbfleißes zu bedienen. Französische Schiffe gingen nun jedes Jahr mit französischen Kolonialprodukten und Manufakturwaaren *) nach der Levante ab, befuhren der Reihe nach die dortigen Stapelplätze, setzten ihre Waaren ab, nahmen die verschiedenen Tauschartikel **) ein, und kehrten nach einer ergiebigen Küstenfahrt nach Marseille zurück, wo sie dieselben niederlegten, und die einheimischen Manufakturen damit versorgten.

Was den französischen Handel nach der Levante noch mehr begünstigte, war die Mischung von Prohibitivsystem und Handelsfreiheit, welche, klug combinirt, die glücklichsten Wirkungen hatte, zu einer Zeit, wo die Staaten nicht, wie heut zu Tage, sogleich Repressalien gebrauchten. Während die auf fremden Schiffen aus der Levante angekommenen Waaren eine Abgabe von zwanzig Procenten entrichteten, zahlten alle andern Gegenstände gar keinen Zoll. Diese Einrichtung, deren Wiederherstellung im Jahr 1811 bei den Marseillern so lebhafte Hoffnungen erweckt hatte, und deren Unthunlichkeit nach so kurzer Erfahrung sich erwies, verdient genauer beleuchtet zu werden. Der Hafen nebst dem Grund und Boden von Marseille war von allen Zöllen befreit, und die Mauthlinie, erst in einem Umkreis von zwei Lieues gezogen; hier entrichteten die für das Innere bestimmten Waaren die Zölle, von denen sie bei ihrer Einfuhr in Marseille be-

*) Cochenille, Farbhölzer, Zucker, Kaffee rc.; Seidenzeuge, Tücher, Stahlwaaren, Corallen, Luxuswaffen, Papier, Hüte, Goldwaaren, Uhren u. s. w.

**) Baumwolle, Krapp, Galläpfel, Ziegenhaare, Kamelhäute, Straußenfedern, Seide, Oel, Getraide, Reis, Wachs, Tabak, Kupfer, Gummi, Apothekerwaaren rc.

telt waren. Diese Stadt bot daher allen Schiffen der Welt einen unentgeltlichen Stapelort, wohin sie ihre Waaren zu bringen suchten, so daß in gewissem Sinn Marseille den Vortheil des Alleinhandels mit dem In= und Auslande genoß.

Diese Gebietsabscheidung trug aber nicht Wenig dazu bei, die Stadt dem übrigen Frankreich zu entfremden, indem die Mauthschwierigkeiten bewirkten, daß sich der Verkehr mit dem Binnenland auf das absolute Bedürfniß beschränkte, während alle jene Berührungen, welche sonst zwischen Bürgern eines Landes statt finden, wegfielen. Marseille freilich, welches einer ungehemmten Industrie, eines großen Wohlstandes und des schönsten Handels von der Welt sich erfreute, schien dabei Nichts zu verlieren. Das Jahr 1789 brach an, als auch der demokratische Sinn der Marseiller sich entzündete, und die Geschichte kennt ihren patriotischen Eifer für die Sache der Freiheit. Aber gleich dem übrigen Frankreich in Kurzem der improvisirten Gewalt des neuen Kaisers unterworfen, und für ihre commercielle Unthätigkeit keinen Ersatz in dem Treiben einer stürmischen Freiheit mehr findend, fühlten sie mehr als alle andern Franzosen die Qualen eines langen, jede freie Aeußerung unterdrückenden Despotismus. Alles Große, was diese Herrschaft für Frankreich vollbrachte, war für sie nutzlos, oder selbst unheilbringend. Als bloße Handelsleute, die keine Manufakturisten waren, fühlten sie nur die Nachtheile der Sperre und Unterbrechung aller Handelsverhältnisse. Ihrem unbotmäßigen Geist hatten sie es zuzuschreiben, daß der große Menschenkenner, der damals herrschte, ihnen einen tüchtigen, aber strengen Gouverneur setzte, der die Härte der neuen Regierung durch die Härte seines Characters noch empfindlicher machte. Die Namen Bonaparte und Thibaudeau wurden von den Marseillern gleich sehr gehaßt und in ihren beständigen, obgleich stets unterdrückten Klagen nie getrennt. Außer einem unbedeutenden Handel mit Italien waren sie in völliger Unthätigkeit. Das Elend stieg auf den höchsten Grad, und die schlechten Nahrungsmittel, von denen das Volk lebte, führten im J. 1813 eine verderbliche Seuche herbei.

Man muß gestehen, daß, wenn Marseille im Jahr 1814 auf eine furchtbare Weise losbrach, ihm keine Undankbarkeit Schuld gegeben werden kann; es hatte von der Kaiserregierung keinen Vortheil, im Gegentheil durch sie nur Mißhandlungen und Verluste erlitten. In Frankreich hatten sich zweierlei Interessen gebildet, die, obgleich jetzt versöhnt, eine Zeitlang einander scharf entgegen traten — das Handels= und das Manufactur=Interesse. Der Handel war während der langen Unterbrechung der Seeverbindungen beinahe vernichtet worden, während die Manufakturen, welche Napoleon seines besondern Schutzes würdigte, der Ausschließung fremder Erzeugnisse und den außerordentlichen Anstrengungen, die man zum Ersatz der von außen kommenden Luxusbedürfnisse machte, fast Alles zu verdanken hatten. Aus jener Zeit schreibt sich das noch jetzt nicht ausgerottete Vorurtheil für den ausschließlich nationellen Handel, vermöge dessen man unablässig darnach streben soll, alle Bedürfnisse aus dem Lande selbst zu beziehen. Als der Handelsstand im Jahre 1814 neue Hoffnung schöpfte, daß das lange verschlossene Meer sich wieder öffnen werde, wünschte er sich Glück zu der bevorstehenden Veränderung und dem künftigen Frieden. Die Manufakturisten dagegen, welche mit ihrem Beschützer zugleich den Vortheil der Ausschließung fremder Producte verloren, stimmten keineswegs in diesen Jubel ein. Auch hatte sich der Handel vor der neuen Ordnung der Dinge schon so großartig entwickelt, daß man fast sagen möchte, er sey mehr mit dem alten, als mit dem neuen Regime befreundet gewesen; wogegen der Gewerbfleiß, obwohl früher auch blühend, im Verlauf der letzten dreißig Jahre mit den Fortschritten der Wissenschaft und der Aufklärung einen neuen Schwung gewann und überhaupt mit den neuen Ideen in einer Wechselwirkung steht, welche der Handel nicht kennt; bald sah man jedoch bei dem Handelsstand ein, daß mit der Oeffnung der Meere nicht Alles gethan war, daß man auch eines Schutzes nach außen und einer Unabhängigkeit nach innen bedürfe; er näherte sich der Manufakturindustrie, die auch ihrerseits von ihren Klagen und Besorgnissen zurück kam. Die beiden Interessen verstanden sich; sie fühlten, daß sie einander unentbehrlich waren; daß man den Handel brauche, um die Fabrikate der Industrie zu verführen, und die Industrie, um das in der Nähe zu haben, was man sonst in der Ferne suchte. Sie warfen einander nicht mehr Antinationalismus oder Despotendienerei vor, sondern vereinigten sich zu gemeinschaftlicher Anhänglichkeit an den Grundsatz der äußern und der innern Unabhängigkeit. Der Kampf dieser beiden Interessen zeigte sich nirgends auffallender, als zu Marseille.

(Schluß folgt.)

Mac Gregor's Skizzen der brittischen Colonien von Nordamerica.

(Fortsetzung der Uebersichten der neuesten engl. Literatur.)

So Viel bisher auch über die brittischen Colonien in Nordamerica geschrieben worden ist, so bleibt doch in unserer Kenntniß der Localverhältnisse eines so ausgedehnten Landstriches noch manche Lücke. Mac Gregor's Skizzen der brittischen Colonien an den Küsten von Nordamerica (Historical and Descriptive Sketches of the Maritime Colonies of British America, by J. Mac Gregor, Lond. 1829, 8.) haben, wenn auch mit einer Menge schiefer Reflexionen und überflüssiger Bemerkungen über Dinge, die Niemand, außer vielleicht dem Verfasser merkwürdig seyn können, angefüllt, wenigstens das Verdienst, durchgängig auf persönliche Beobachtung gegründet zu seyn; und es kann daher nicht fehlen, daß sie Manches enthalten, was wir in keiner andern Beschreibung dieser Gegenden finden. Neu war uns z. B. folgende Skizze aus dem geselligen Leben in New-Brunswick (Neu-Braunschweig).

Der Holzhandel, welcher in commercieller sowohl, als in politischer Hinsicht von größerer Wichtigkeit für das brittische Seewesen ist, als man gemeiniglich annimmt, beschäftigt in den Colonien eine große Anzahl von Menschen, deren Lebensart, der eigenthümlichen Beschaffenheit ihres Geschäftes nach, von der aller anderen Bewohner von Nordamerica völlig verschieden ist. Mehrere dieser Leute bilden eine sogenannte Holzpartie (lumbering party), die aus Personen besteht, welche entweder insgesammt von einem Holzhauermeister gemiethet sind, der ihnen Tagelohn bezahlt und für ihren Lebensunterhalt sorgt, oder aus Individuen, die mit einander über-

einkommen, ihre Arbeiten in gemeinschaftlichem Interesse zu übernehmen. Die erforderlichen Vorräthe von Kleidern, Lebensmitteln ꝛc. werden gewöhnlich von einem Kaufmann auf Kredit gegeben, der dagegen das Holz erhält, welches die Holzhauer den folgenden Sommer den Fluß hinunterflößen. Die Vorräthe, welche für eine Holzcompagnie nothwendig sind, bestehen aus Aexten, einer großen Säge, Küchengeräthen, einem Faß Rum, Taback und Pfeifen, einer hinreichenden Quantität Zwieback, Schweinefleisch, Rindfleisch und Fisch. Bohnen und Perlgraupe zur Suppe, nebst einem Fäßchen Syrup, um einen Absud von den Spitzen oder Sprossen des Schierlingbaumes zu versüßen, der statt des Thees getrunken wird. Zwei oder drei Joch Ochsen mit hinreichendem Heu zu ihrer Fütterung, sind gleichfalls erforderlich, um das Holz aus dem Walde zu schaffen. So vorbereitet gehen die Holzhauer die Ströme hinauf bis zu dem Orte, der für ihre Winterniederlassung bestimmt ist, und der in der Nähe von möglichst vielem gutem Nadelholze gewählt wird.

Sie fangen damit an, einige der Bäume umher zu fällen und ein „Lager" von runden Blöcken zu bauen, dessen Wände selten mehr als vier oder fünf Fuß hoch sind; das Dach wird mit Birkenrinde oder Brettern gedeckt. Unter dem Lager wird eine Grube gegraben, in welcher Alles aufbewahrt wird, was durch den Frost leiden kann. Das Feuer ist entweder in der Mitte oder an einem Ende, der Rauch zieht durch die Decke ab; Heu, Stroh oder Fichtenzweige sind auf den Boden gestreut, auf welchem Alle, die Füße gegen das Feuer gekehrt, sich des Nachts zum Schlaf niederlegen. Wenn das Feuer niedergebrannt ist, so springt der, welcher zuerst erwacht, oder zuerst die Kälte fühlt, auf, und wirft wieder fünf oder sechs Scheite darauf; so bewerkstelligen sie es, die ganze Nacht hindurch ein großes Feuer zu unterhalten. Eine Person wird als Koch mitgenommen, dessen Pflicht es ist, das Frühstück vor Tagesanbruch bereit zu halten, um welche Zeit die ganze Gesellschaft aufsteht, worauf Jeder seinen „Morgen" einnimmt, d. h. die unerläßliche Quantität Rum, die vor dem Frühstück getrunken werden muß. Das letztere besteht aus Brod, oder zuweilen Kartoffeln mit gekochtem Rindfleisch, Schweinefleisch oder Fisch und Thee, der mit Syrop süß gemacht ist; das Mittagsmahl ist gewöhnlich dasselbe, nur vertritt hier eine Suppe die Stelle des Thees; dagegen gleicht das Nachtessen dem Frühstück vollkommen. Diese Leute sind ungeheure Esser, dabei trinken sie auch große Quantitäten Rum, den sie fast nie mit Wasser verdünnen.

Unmittelbar nach dem Frühstück theilen sie sich in drei Abtheilungen, von denen die eine die Bäume fällt, die zweite sie zurecht haut, und die dritte mit den Ochsen beschäftigt ist, welche das Holz entweder auf eine Hauptstraße bringen, die zu den Ufern des nächsten Flusses führt, oder unmittelbar zu diesem selbst. Gefallene Bäume und andere Hindernisse, die im Wege stehen, werden mit der Axt weggeschafft.

So wird der ganze Winter in unablässiger Arbeit zugebracht, während vom Anfang desselben bis in den April und mitten in den Wäldern bis in den Mai der Schnee den Boden zwei bis drei Fuß hoch bedeckt. Wenn der Schnee zu schmelzen anfängt, so schwellen die Flüsse an, oder — wie die Holzhauer sich ausdrücken — die Frischungen (freshets) kommen herunter. Jetzt wird alles Holz, welches während des Winters gehauen worden ist, in den Strom geworfen und hinabgeflößt bis zu einer Stelle, wo dieser groß genug ist, die Flöße zu tragen, welche nun aus dem Ganzen gebaut werden.

Das Wasser ist in dieser Periode außerordentlich kalt, doch müssen die Holzhauer wochenlang vom frühen Morgen bis in die Nacht darin aushalten; und selten dauert es weniger als anderthalb Monate von der Zeit, wo man das Holz zu flößen anfängt, bis zu der Ablieferung an die Kaufleute. Keine Lebensart kann die Gesundheit mehr untergraben, als die eines Holzhauers oder Flößers. Der Schnee und Frost des Winters, so hart der letztere auch seyn mag, ist nichts gegen die außerordentliche Kälte des Schneewassers der „Frischungen," von welchem der Holzhauer Tag für Tag bis zu der Mitte des Leibes und oft von Kopf bis zu Fuß durchnäßt wird. Die innersten Lebenskräfte erstarren hierdurch; und die brennende Hitze der Sommersonne, ein Uebergang, welcher meist unmittelbar darauf folgt, muß die ganze Constitution schwächen und untergraben. Um sich in den Stand zu setzen, die Kälte zu ertragen, reizen diese Leute ihre Organe, indem sie unermeßliche Quantitäten geistiger Getränke zu sich nehmen, woran fast immer die Gewohnheit des Trunkes die Folge ist. Auch der moralische Character gewinnt durch diese Lebensart nicht. Es giebt wenig Menschen in der Welt, auf deren Versprechungen man sich weniger verlassen kann, als auf die eines Holzhauers. In Canada, wo sie nicht so lange Zeit mit dem Flößen zubringen und daher mehr unbeschäftigte Zeit haben, ist ihr Character wo möglich noch tiefer entwürdigt. Vorzeitiges Greisenalter und kurzes Leben sind das unvermeidliche Loos eines Holzhauers. Sollte er sich auch etwas Geld ersparen, was selten der Fall ist, und dadurch im Stande seyn, die wenigen letzten Jahre seines Lebens ohne unablässige Arbeit zuzubringen, so wird er das Opfer des Rheumatismus und alles Elendes einer gebrochenen Gesundheit.

Ungeachtet der Mühseligkeiten einer solchen Lebensart, scheinen doch die, welche sich derselben einmal ergeben haben, sehr eingenommen dafür. Sie sind größtentheils eben so frei und unabhängig auf ihre Weise, wie die Indianer. — In Neu-Braunschweig und noch mehr in Canada ist der Beiname eines Holzhauers (lumberer) synonym mit dem eines Verschwenders und Nichtswürdigen. Nachdem sie ihre Flöße verkauft und abgeliefert haben, bringen sie ihre Zeit im Müssiggange zu. Trinken, rauchen und umherprahlen — in langem Rock, glänzender Weste und Strümpfen, hessischen Stiefeln, ein buntes Tuch um den Hals, eine Uhr mit langer Tombackkette und vielen Siegeln in der Tasche, einen Regenschirm unter dem Arm ist ihre einzige Beschäftigung. Vor dem Winter kehren sie wieder in ihre Wälder zurück und fangen die Arbeiten und Lebensart des vergangenen Jahres von Neuem an.

Die Heilkunde in Sardinien.

Das Protomedicat in Cagliari, bestehend aus dem Protomedico zwei Assistenten und einem Studierenden als Adjunkt beaufsichtigt das Medicinalwesen der ganzen Insel. Dieses steht aber auf einer äußerst niedern Stufe der Kunst wie der Achtung, daher das Sprichwort: Livi de miegu e mori miserabile (wer den Doctor braucht, stirbt elend). So selten man sich übrigens der ärztlichen Hülfe bedient, so hält man es doch für unumgänglich nothwendig, am Tag Johannes des Täufers, zur Ader zu lassen. Der Arzt vereinigt den Chirurgen und den Bader in einer Person. **Smith's Sketch of Sardinia etc.**

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 35. 4 Februar 1829.

Altvenetianische Staatskunst.

Bis auf den heutigen Tag wird Macchiavell und sein Principe sprichwörtlich genannt, wenn von den ruchlosesten Dingen die Rede ist! — Es walteten aber auch in jener Zeit in dem unterdrückten, zertretenen Italien die rechten Muster- und Meisterfiguren seiner Lehren: ein Ludovico Moro Sforza, ein Alfons von Neapel, ein Alexander VI, ein Cesar Borgia, Julius II und selbst unter den Medicis, der jüngere Lorenzo und Clemens VII (Giovanni da Medici), von welchem sogar Paul Jovius sagt: Nomen Clementis velut ad decipiendos fallendosque homines assumptum videbatur"!! — Liest man die Geschichte jener Tage, liest man den Schluß jener vielbesprochenen (unläugbar an die Medicis gerichteten) Schrift Macchiavell's, so ist es kein Wunder, daß verzweifelnde Nothwehr Alles für erlaubt hielt gegen die, die sich selber Alles erlaubten. —

Dux opus est acris, populos qui cogat in unum;
Qui male concordes jungat ad arma manus!

hatte der Dichter Flaminius vergeblich gerufen. Noch viel ergreifender sprach Machiavell Lorenzo von Medicis an: — „Italien ist jetzo knechtischer, als die Juden in Egypten, unterwürfiger als die Perser, zerstreuter als die Athenienser, ohne Haupt, ohne Ordnung, beraubt, zerschlagen, zerrissen, den nordischen Barbaren hingeworfen. Auf wen soll es noch hoffen, als — auf euer Haus. Gott hat euch ein Glück ohne Gleichen zugesendet. Aber er will nicht Alles allein leisten! Unsern freien Willen nimmt er Uns nicht. Die Gelegenheiten macht er, die Umstände giebt er, das Uebrige müsset ihr selber thun"!!

Es war insonderheit der Freistaat Venedig, durch die Ligue von Cambray, durch dieses Vorbild der spätern Theilungstraktate, allerdings zu den äußersten Maßregeln der Selbsterhaltung und der Nothwehr gezwungen. Aber der hohe Rath hat eben nicht auf extreme Lagen gewartet, um durchaus in Extremen zu handeln. Lange vor dieser Katastrophe hatte die Signoria den empörten Flammändern (die den herrlichen König Max in Brügge gefangen hielten, während sein Vater Friedrich durch die Ungarn nach Linz verjagt war, und der große Matthias Corvin in Wien residirte), auf die Frage: was denn mit dem überaus vornehmen aber lästigen Gefangenen zu machen sey? die schreckliche Antwort gegeben: „Uomo morto non fa più guerra." — Derlei Rathschläge waren das tägliche Brod in dem eisernen Schreckenssystem der Republik.

Venedigs Legitimität hat die Feuerprobe eines Jahrtausends überlebt. An politischem Zwang jeder Art, an zeitweiser Verfinsterung (wenn der niedere Adel oder das Volk niederzuhalten war) oder an kurz vorüberfliegendem Licht (wenn man gerade für den Augenblick wider Rom eines Sarpi bedurfte) an nie ruhendem Argwohn gegen jedes kriegerische oder diplomatische Verdienst, an beharrlicher Verfolgung jedes großen Talents ließ Venedig es wahrlich nicht fehlen. Seine zwischen Gatten und Geschwister, zwischen Eltern und Kinder, in den Beichtstuhl und bis in das Grab eindringende Staatsinquisition wurde noch vor Kurzem von Vielen als das spezifische arcanum duplicatum gepriesen zur Rettung mancher, freilich nur von Knaben und Narren, am Meisten aber durch die eignen Fehler bedrohten Verwaltungen! — Zum Glück vertragen unsere Nerven und unsere Zeit nicht einmal mehr so viel hievon, als ihnen Lord Byron in seinem Foscari und Falieri auf der Bühne zeigen wollte. Aber der gute Wille ist doch da, und mancher heutige Staats-Inquisitor mag sich von einem altvenezianischen, nur chronologisch und klimatisch unterscheiden, etwa wie ein Skorpion aus dem Tridentinischen von einem sicilianischen Skorpion, oder wie eine deutsche Kreuzspinne von der welschen Tarantel.

Die nachfolgenden zwei Pröbchen altvenezianischer Staatskunst dürfen wohl gewiß seyn, die Aufmerksamkeit jedes Lesers an sich zu ziehen — und noch einmal: nil admirari.

Aus den geheimsten Protokollen des Zehner-Rathes und der Staatsinquisition: (secreta secretissima consilii decem Liber A. A.)

Im Jahre 1514 am 4 des Monats Jänner. — Im Rath der Zehner und in Gegenwart der Häupter und der Weisen von beider Hand. (Capitum et Sapientum utriusque manus, (von der Stadt und von der Terraferma) wurde vorgelesen nachfolgender Antrag, nämlich: — „Unterm 15 Dez. 1513 bot der Bruder Johannes von Ragusa, des Ordens der mindern Brüder, verschiedne Gifte an, gegen wen man immer davon Gebrauch machen wollte? (mirabilia ad interitum, cujuscunque voluerint certis artificiis. Die Recepte liegen dem geheimen Protokolle bei).

Der Minorite, Bruder Johann von Ragusa, kam zu den erlauchten Herrn Häuptern, nämlich zu Hieronymus Duodo, und zu Peter Guerin, und erbot sich durch gewisse Künste: Jeden, den man wollte, aus dem Wege zu räumen, und er verlangt nach der ersten Probe 1500 Dukaten jährliche Provision auf Lebenslang, die sollen ihm baar ausgezahlt werden, wenn er jenen ersten Versuch glücklich vollbringe. Wollten die erlauchten Herren seine Kunst noch fernerhin gebrauchen, so müßten sie ihm jedesmal etwas an der Provision erhöhen, worüber sie schon ins' e'ondere übereinkommen würden.

Die hohen Häupter sind alsdann nach gehaltener Berathschlagung mit allen Weisen beiderlei Hand und mit Einwilligung des durchlauchtigsten Herzogs übereingekommen, und haben zu ihm gesagt: Wenn er durch die That bewähre, was er versprochen, sie ihm auch leisten und halten werden, was er verlangt und oben geschrieben steht.

Und so wurde alsdann der förmliche Rathschluß gefaßt von allen Häuptern und Räthen, außer D. Andreas Trevisano, Ritter:

„Daß die gemachte Verheißung von dem hohen Rath vollkommen genehmigt sey, und ihm aufgetragen werde, hinzugehen und seinen ersten Versuch sogleich an der Person des Kaisers zu machen."

Abgestimmt haben dafür 16, dawider 6, gar nicht 0. — Außer der Pforte des hohen Raths wurde noch die außerordentliche Credenz anbefohlen mit dem Eide:

„Daß von allem dem, was hier vorgegangen, weder durch Schrift, Worte, noch Winke, das Mindeste geäußert werde, daß keiner mit dem andern davon spreche; eben so wenig mit jenen, welche dieser Berathung nicht beigewohnt haben, obgleich sie das Recht gehabt hätten, dabei zugegen zu seyn."

Der durchlauchtigste Herzog. (Leonard Loredan.) Häupter: Ritter Zacharias Gabrielli. Paul Anton Emiliani. Alois Grimani. Georg Pisani. Andreas Trevisano. Markus Georg'. Hieronymus Tiepolo. Stephan Contarini. Niklas Donato von den Zehnen. Christoph Mauro. Alois Molino. Georg Cornelio. Zacharias Delfino. Franz Bragadin. Franz Foscari.

Weise des hohen Rathes.

Ritter: Johann Trevisano. Anton Condulmer. Ritter Foscarini. Alois Prinli. Bartolo de Musto.

Weise der Terraferma.

Ritter Dominik Benedetti. Markus de Molino. Lorenz Pirola. Peter Guirie. Hieronymus Duodo. Johann Capello. Der Herr Kanzler Caspar von Vidua. Nikolaus Aurelius. Albert Thesaldino. Johann Baptist Hadrian.

Sohin verlangte der Bruder Johann von Ragusa nochmals vor den hohen Rath gelassen zu werden, und erbot sich dann folgendermaßen.

„Braucht man mich den Großsultan aus dem Wege zu räumen, so verlange ich dafür 500 Dukaten."

„Sendet man mich gegen den Markgrafen von Mantua, in allem 50 Dukaten.

Für den König von Spanien verlange ich Unkosten und Belohnung 150 Dukaten in Allem.

Braucht man mich gegen den heiligen Vater, so kostet es 100 Dukaten in allem.

Für den Herzog von Mayland in allem nicht mehr als 60 Dukaten."

Ueberhaupt, je weiter die Reise geht, und je mehr der Mann, dem es gelten soll, die Mühe und Pflege werth ist, die man sich um ihn giebt, desto schwerer fällt er auch in's Geld.

(Vom Jahre 1526 liegt in den secretis secretissimis consilii decem eine ähnliche Berathung, sich des Connetable von Bourbon zu entledigen, was auch dieser Bruder Johann von Ragusa willig übernahm, aber nicht vollbringen konnte. Die Geschichte nennt uns zwar an eilf Vergiftungsversuche auf Maximilian, die seine starke Natur und gewohnte Gegengifte fruchtlos machten, der Name des Bruders Johann kommt aber dabei nirgends vor.)

Allein damit war das Rüsthaus der furchtbaren geheimen Waffen, welche die Staats-Inquisition niemals verschmähte, eben so wenig erschöpft, als der Erfindungsgeist des Bruders Hanns von Ragusa (wahrlich eines Klosterbruders von seltener Art?). — Er trat zugleich gegen gute Bestallung von Seite der Signoria, an die Spitze einer zahlreichen Bande von Mordbrennern, welche Wien und das ganze Land Oesterreich, auch Bayern, durch immerwährende Feuersbrünste und Räubereien in unaufhörliche Angst, Noth und Schrecken setzen, und diese Mordbrennerei in allen österreichischen Landen fortsetzen sollten, nur nicht in Etschland oder Südtyrol, um sich nicht selbst den Kriegsschauplatz zu verderben, auszuöden und zu entvölkern. — Diese schändliche Rotte bestand aus allem herrenlosen Gesindel von ganz Europa, vorzüglich Schotten und Engländern, auch vielen Schweizern, aus Ueberresten der von Matthias Corvin endlich gedemüthigten und meist zusam mengehauenen oder hingerichteten, „schwarzen Banden", die in allen europäischen Kriegen eine so bedeutende Rolle gespielt hatten, aus Ueberresten jener Räuberhorden, die unter Friedrich IV einen förmlichen Feudal-Staat in Oesterreich gebildet hatten, und von denen eben dieser Kaiser den Frieden erkaufte. — Abgedankte Officiere waren an ihrer Spitze, auch ein paar welsche Dominikaner und Barfüßer und ein Geistlicher aus Graubünden; — die noch vom letzten Schwabenkriege 1499 her dem Kaiser, den Tyrolern und Schwaben (solito inter accolas odio) besonders aufsäßigen Engadeiner, spielten unter dieser gräulichen Bande eine vorzügliche Rolle.

(Schluß folgt.)

Die Stadt Marseille.

(Schluß.)

Entfernt von der Hauptstadt, und unter dem Einfluß des südlichen Aberglaubens in der Aufklärung minder fortgeschritten, besaß Marseille noch zu wenig Einsicht, Nationalität und Abneigung vor der Gegenwart der Fremden, daß es sogar den Engländern zujubelte. Unaufhörlich war das Geschrei nach der

alten Hafenfreiheit und der Erneuerung aller der Verbote, denen es seinen frühern Glanz verdankte; und einige Monate träumte es von Nichts, als seiner vergangenen Herrlichkeit. Allein eine gänzliche Veränderung war in den commerciellen Verhältnissen Europas eingetreten, und weder durch Ordonnanzen noch durch Privilegien für Frankreich und Marseille der levantische Handel wieder zu gewinnen. Der Frieden zwischen den italienischen Staaten und den Regierungen von Tunis und Algier hatte den italienischen Schiffen wieder Sicherheit auf dem Meere gegeben; die Genueser, die Toscaner, die Ragusaner, die Oestreicher, die Schweden waren mittler Weile in unmittelbaren Verkehr mit der Pforte getreten, und statt der Ritter, der beständigen Feinde des Halbmonds, befanden sich die unermüdlichen Britten im Besitze von Malta und beherrschten von dort aus das Mittelmeer. Die Griechen, sonst bloße Seeräuber, waren betriebsame Kauffahrer geworden und hatten beinah den ganzen Handel in der Levante an sich gerissen.

Marseille erhielt zwar seine Hafenfreiheit zurück; allein dieß hatte nicht die gehofften Wirkungen, und zwar aus leicht voraussichtlichen Gründen. Es bekam sogleich furchtbare Concurrenten im Mittelmeer. Frankreich hatte den ihm gebührenden Rang in Europa verloren, und seine Flagge genoß daher zu Constantinopel nicht mehr der früheren Begünstigung. Eine zweiprocentige Abgabe, welche die französischen Schiffe früher zur Unterhaltung der Consuln in den levantischen Stapelplätzen entrichteten, ward fortbezogen, obgleich diese Consuln schon längst durch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten besoldet wurden; diese Abgabe traf aber nur die Inländer, während die Abgabe von zwanzig Procent, die auf den Ausländern lastete, abgeschafft war. Nach dem Verlust der Colonien bot die Hafenfreiheit, zumal, da sie aufgehört hatte, die einzige im Mittelmeer zu seyn, wenig Vortheil mehr, ja sie ward unerträglich, weil die zwischen dem Gebiete von Marseille und Frankreich errichteten Barrieren den ganzen Detail-Verkehr, der sich seit den letzten dreißig Jahren gebildet hatte, wieder vernichteten. Auch der Gewerbfleiß hatte zu Marseille, wie an andern Orten, nicht unbedeutende Fortschritte gemacht, und litt nun besonders durch diese Beschränkungen. Während so die Hafenfreiheit einzelne Interessen nur wenig begünstigte, verletzte sie eine Menge anderer. Daraus entstand ein Conflict, der endlich nach vielem Hin- und Herstreiten bewirkte, daß die Hafenfreiheit auf das Gesuch der Marseiller selbst zurückgenommen wurde. Wirklich hatten auch in der aus zwanzig Mitgliedern bestehenden Commission, die aus den Vertretern der verschiedensten Zweige des Verkehrs gewählt war, nur zwei für den Status quo gestimmt.

In keiner Stadt Frankreichs waren wohl die Interessen widerstreitender, und die Versöhnung derselben schwieriger, als in Marseille. Diese sechs Jahre, welche so lehrreich für Frankreich gewesen sind, haben in Marseille eine wahre Wiedergeburt bewirkt. Nachdem es sich auf den äußeren Handel geworfen und erfahren hatte, daß er nicht mehr derselbe, wie ehedem, werden könne, besann sich Marseille nach dem Vorgang einiger unternehmender Gewerbsmänner, die sich unter unter ihnen angesiedelt hatten, eines Bessern und ward ebenso Gewerbs- als Handelsstadt. Allein welche Hindernisse und Widerwärtigkeiten mußte der Gewerbsfleiß besiegen, bevor er in Aufnahme kam! Die Bereitung der künstlichen Soden ist ein auffallender Beleg dafür.

Marseille hat von jeher einen großen Theil von Europa mit Seife versehen. Der Besitz der Oele, die Nähe Spaniens und Siciliens, welche die natürliche Sode hervorbringen, hatten ihm diesen Industriezweig zugewiesen; allein man mußte diese Soden vom Auslande beziehen, und erhielt sie nur mit großen Kosten und niemals rein. Die französischen Chemiker hatten lange davon geträumt, sie aus dem Seesalze, wo sie mit Salzsäure vereinigt sind, zu ziehen. Dieß gelang unter Ludwig XVI, welcher diesem neuen Zweige der Industrie seinen besondern Schutz angedeihen ließ. Da unter der Kaiserherrschaft der Krieg die Ankunft der fremden Soden verhinderte, ließen sich einige Unternehmer zu Marseille nieder und bedienten sich der neuen Methode, deren Vorzüge besonders heutzutage sehr in die Augen fallend und hauptsächlich Marseille eigen sind. Die Kosten der Sode sind bedeutend geringer; man kam überdieß auf verschiedene schätzbare Nebenerfindungen, ehe man die reine Sode erhielt. Eine Menge unbenützter Stoffe, die Marseilles Boden in Ueberfluß hervorbringt, Erdkohlen, Kreide, Gyps, Kalk werden hier verwendet; das Seesalz, das nach der Trennung Italiens von Frankreich dorthin keinen Absatz mehr hat, wird dabei in bedeutenden Vorräthen verbraucht; viele Hände finden Beschäftigung und der Kalkboden, welcher höchstens einige Feigen und Oliven nährt, wird dadurch aufs Beste benutzt. Sollte man glauben, daß diese Unternehmungen den äußersten Widerstand erfuhren? Sie wurden unter der Kaiserregierung begonnen, zu gleicher Zeit mit denen des Runkelrübenzuckers, und mußten somit gleich diesem als bonapartistisch verschrien werden. Sie waren ein Werk der Chemisten, der neuen Weisen, und unter diesem Titel gar sehr des revolutionären Geistes verdächtig. Das in diese Lauge getauchte Linnenzeug vergifte, sagte man, die Wunden. Die Facultät von Montpellier hatte ein medizinisches Anathem dagegen ausgesprochen; das ganze Gebiet von Marseille mußte durch die Verdampfungen der Salzsäure verpestet werden; wenn es nicht regnete, und der Boden durch Dürre litt, mußten die Abdünstungen der neuen Sode die Ursache davon seyn. Umsonst entgegneten die Verständigern, daß der Gebrauch der Schwefelsäure Niemand beunruhigen dürfe; daß Salzsäure sich selbst in unserm Kochsalz befinde, und daß die gefährlichsten Stoffe durch die Art ihrer Verbindung neutralisirt würden; daß die Facultät von Montpellier dießmal Nichts wisse; daß der Boden, wo jene Fabriken errichtet wären, ausgetrocknet und daß von Dünsten Nichts zu befürchten sey. — Die Zeit allein konnte die Murrenden beschwichtigen und die öffentliche Meinung versöhnen. Aufläufe fanden Statt, und unzählige Klagen wurden von den Nachbarn erhoben. Gleichwohl bekommen die unglücklichen Sodenbrenner endlich Ruhe, ihre heftigsten Gegner interessiren sich insgeheim bereits für ihre Unternehmungen, und der Lärm fängt

an, sich zu legen. Die Industrie triumphirt, Fabrikate aller Art erstehen, und Marseille, das sich zu Grunde gerichtet glaubte, gewinnt von Tag zu Tag an Bevölkerung, Umfang und Wohlstand.

Die Winnebagos.

Als die Abgeordneten der Winnebagos, welche von ihren Landsleuten abgeschickt wurden, um sich durch den Augenschein von der Macht der Weißen zu überzeugen (s. Nr. 16 des Ausl.) zu New-York ankamen, wurden sie durch den Anblick dieser großen Stadt, der Schiffswerfte, der Dampfbote u. s. w. so überrascht, daß ihr Haupt, ein 94jähriger, aber dennoch kräftiger Greis, gegen seine Begleiter gewandt, ausrief: „Keinen Streit mehr mit diesen weißen Gesichtern, sie sind stärker als wir!" Um sie in noch größeres Erstaunen zu versetzen, wurden sie in die Nähe einer maskirten Batterie geführt, und in einem Augenblick, wo sie es am Wenigsten erwarteten, feuerte man auf ein Zeichen das sämmtliche Geschütz zugleich ab. Der furchtbare Knall erschreckte sie indessen keineswegs, sie dankten vielmehr ihren Führern für die angenehme Ueberraschung, die man ihnen bereitet hatte.

In Washington wurden sie dem Präsidenten vorgestellt. Naw-Kaw, ihr Haupt, nahm, indem er demselben die Friedenspfeife anbot, das Wort: „Vater, es freut mich Dich zu sehen, und zum Zeichen der Freundschaft fasse ich Deine Hand.

„Vater, es war eine Wolke zwischen uns aufgestiegen, ein langer Weg trennte uns. Man sagte mir: die Wolke wird als Hagel fallen und der Weg verschlossen werden, aber jetzt, da ich Dich sehe, bin ich zufrieden.

„Vater, man hat gesagt: die rothen Menschen werden diesen langen Weg nicht machen können, ich habe es versucht, aber er ist so lang, wie der Weg, der zu dem großen Geiste führt.

„Vater, als ich Dein Haus sah, bewunderte ich es, denn es ist schön und weiß.

„Vater, wir haben von dem großen Geiste eine köstliche Pflanze zum Rauchen erhalten; sie ist in dieser Pfeife, ich gebe sie dir zum Zeichen des Friedens mit den Kindern des großen Geistes, den Winnebagos.

„Vater, man hat mir gesagt, daß Dein Herz schwarz sey; es ist nicht wahr. Ich bin so alt als Du; meine Rede ist kurz."

Alle Anwesenden rauchten hierauf aus der Pfeife und zum Schluß hielt der Präsident folgende Anrede an die Winnebagos:

„Betrachtet den Himmel; er ist rein von Wolken; die Sonne scheint auf uns, weil der große Geist zufrieden ist mit unserm Bunde. Ich bitte den großen Geist, daß er Euch eine glückliche Rückkehr in die Wohnungen Eurer Väter gewähre. Diese Pfeife werde ich mit Vergnügen behalten, wenn Ihr abgereist seyd; und wenn einst Jemand mir sagt, daß ihr mich bekriegt, so werde ich sagen: es ist nicht wahr, denn ich habe die Friedenspfeife mit den Häuptern der Winnebagos geraucht."

Die Stadt Galena.

Unter diesem Namen ist kürzlich am Fieberfluß, einem der Nebenflüsse des Mississippi, an der letzten Station der Dampfbote, 500 Meilen oberhalb Saint Louis, der Grund zu einer neuen Stadt gelegt worden. Der, wie es scheint, unbegrenzten Schwefelblei-Mine, welche man in jener Gegend entdeckt hat, verdankt Galena seinen Ursprung. So abschreckend auch der Name des benachbarten Flusses lautet, als sollte er die Schätze des Landes wie einen zweiten Garten der Hesperiden gegen die Habsucht eindringender Fremdlinge vertheidigen, so wird doch mit der fortlaufenden Entwicklung der Reichthümer des Mississippi-Thals auch Galena dereinst eine große Stadt werden, wenn vielleicht New-Orleans die erste Handelsstadt der Welt wird.

Revue encyclopédique Dec.

Ein neuer Mikrometer.

Skiadan, ein russischer Gutsbesitzer, ist der Erfinder eines Mikrometers, das bis auf $\frac{1}{10000}$ Zoll mißt. Er hat damit mehrere Versuche bei Gegenständen angestellt, bei welchen das Mikroskop nur annähernde Schätzungen zuläßt; unter Anderem zeigte sich, daß der Faden der Spinne von einer weit beträchtlicheren Dicke ist als der Goldschaum. Dieses Instrument soll vor den ähnlichen von Dollond, Lerebours, Voigtländer, Schirmer, Winkler und Köhler bedeutende Vorzüge besitzen, so daß es sich namentlich eigne, die feinsten Unterschiede der Wolle auszumitteln, ohne daß das Gesicht dadurch angestrengt werde.

Ebendas.

Der Weinbau in Sardinien.

Der Weinbau ist ziemlich bedeutend und wird durch das Clima und den Boden sehr begünstigt. Jährlich werden gegen 2000 catalanische Pipen (je zu 100 Quartiere, den Quartiere zu 5 Pinte, die Pinta zu 2½ engl. Pints) in Alghero, 1700 in Ogliastra und 5 bis 600 in Cagliari ausgeführt. Dieser für die Insel sehr vortheilhafte Handelszweig wäre in Bezug auf Quantität wie auf Qualität, ohne daß wie gegenwärtig geschieht, die erstere auf Kosten der letztern forcirt würde, noch mancher Verbesserung fähig. Die Weinlese fällt in die Monate September und October; statt der Keltern bedient man sich kühler Keller: die Trauben — schwarze, weiße und rothe, reife und unreife, gesunde und verdorbene werden durch einander in große oben offene Fässer geworfen, man läßt sie vier bis fünf Tage und je nachdem die Witterung ist, auch längere oder kürzere Zeit gähren, worauf die obenliegenden, aus denen nur Essig gemacht wird, weggenommen und die übrigen von einem barfüßigen Mann getreten werden. Einen Wein von zweiter Qualität erhält man aus den unter die Presse gebrachten Trauben; denn jener ist bloßer Vorlaß; eine dritte Qualität endlich (Vinetto, piccciolu; Lora bei Plinius), in dem man dieselben Trester mit Wasser eingefeuchtet einem abermaligen Kelterungsprocesse unterwirft. Von den süßen Weinen sind die geschätztesten der Moscatu, der Giro und der Cananau aus dem Campidano; der Muscatu von Alghero; die Malvagia von Sorso. Für die stärksten gelten die Malvagia von Cagliari, Besa, Quartu und Alghero, der Nascu und die Quarnaccia von Oristano und Cagliari; die rothen Weine von Alghero und Ogliastra.

Smith's Sketch of Sardinia etc.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 36.

5 Februar 1829.

Zur Geschichte und Charakteristik der Karaiben *).

1. Ursprung der Karaiben.

Wenn schon Völker, die sich zu einer hohen Cultur erhoben und mit ihr eine Geschichte ihrer Thaten erhalten haben, außer Stande sind, befriedigende Aufschlüsse über ihren Ursprung zu geben, so wird dieß noch weniger bei Völkerschaften der Fall seyn können, denen es nie gelungen ist, eine gewisse Stufe der Barbarei zu übersteigen; so finden sich denn auch unter den Karaiben sehr unbestimmte und noch dazu entgegengesetzte Nachrichten, nicht einmal über ihren Ursprung, sondern nur über ihre Herkunft. Die Karaiben des mittelamerikanischen Kontinents behaupten, daß die kleinen Antillen, jene Vorwerke des westindischen Archipels, auf denen die ersten Entdecker eine rein karaibische Bevölkerung antrafen, durch Karaiben von den Orenocomündungen aus besetzt worden wären. Die kleinen Antillen wären früher von den Aruacas bevölkert gewesen, einer kriegerischen Nation, von welcher einige nicht unbedeutende Horden noch jetzt die ungesunden Ufer von Surinam und Berbice bewohnen. Jene Orenocokaraiben hätten aber die Aruacas der kleinen Antillen besiegt und alle — nur die Weiber derselben ausgenommen, die sie geheirathet — gänzlich ausgerottet. Nach einer andern Tradition, welche Al. von Humboldt für die wahrscheinlichere hält, wären die Karaiben aus Nordamerika und zwar aus Florida gekommen, und über die lukayischen Inseln — die von ihnen jedoch bei Ankunft der Europäer schon wieder verlassen waren — von diesen aber nach den kleinen Antillen und endlich nach dem südlich gelegenen Festlande vorgedrungen. Da inzwischen die Aruacas selbst karaibische oder doch ursprünglich verwandte Stämme gewesen seyn sollen, Rückwanderungen aber und der unversöhnlichste Rachekrieg zwischen Brudervölkern unendlich oft in der Geschichte vorkommende Begebenheiten sind, so möchten wir keine von beiden Traditionen für völlig grundlos, noch auch für allein richtig halten. Vielmehr sind wir geneigt, in der Sage von der nördlichen Einwanderung den Bericht einer früheren Begebenheit, in der von der südlichen Eroberung den einer späteren anzuerkennen. Al. v. Humboldt knüpft an jene Sage von der nördlichen Einwanderung die dritte: daß einst (um 1100 n. Ch.?) Karaiben, d. h. tapfere Fremdlinge, sich als Bundesgenossen der Apalachiten in den Kriegen der letzteren gegen die Konfachiten hervorgethan, und zum Lohne ihrer guten Dienste den Distrikt von Amana eingeräumt erhalten hätten. Später wären dieselben aber in Folge entstandener Religionsstreitigkeiten wieder aus Florida vertrieben worden. Doch äußert Humboldt auch die Vermuthung noch, daß die Karaibenwanderung wohl mit der Besiegung der Allighewi's in Ohio, welche den nordamerikanischen Lennikenapes gelungen, in Zusammenhang stehen möchte. Wären nun die Karaiben mit den Lennikenapes verwandt, so könnte man auch mit einiger Gewißheit auf ihren eigentlichen Ursprung schließen, da sich von jenen so wenig, als von den übrigen nordamerikanischen Wilden oder von den Urbewohnern Meriko's und Peru's bezweifeln läßt, daß sie aus Ost- und Nordasien und zwar von Norden nach Süden eingewandert sind. Humboldt giebt den letzteren einen hinduchinesischen, Assall den ersteren einen tatarischmongolischen Ursprung und die in ihren angeführten Werken gemachten Zusammenstellungen sind so überzeugend, als man bei dem Mangel direkter, historischer Notizen nur immer erwarten darf. Was jedoch die Karaiben betrifft, so unterscheiden dieselben sich von allen übrigen nord- mittel- und südamerikanischen Völkern troz mancher einzelnen Uebereinstimmung doch zu auffallend in Körperbildung, Sitte und Sprache, als daß man eine ursprüngliche Stammverwandtschaft mit einem oder dem andern von diesen annehmen dürfte. Eben so wenig bewährt sich die Vermuthung, daß die Karaiben mit den Guanches, dem Urvolke der 1402 von den Spanien entdeckten kanarischen Inseln, gemeinsame Abstammung von irgend einem früheren, handeltreibenden Volke der westafrikanischen Küste hätten. Denn auch hier findet eine völlige Verschiedenheit aller Merkmale Statt, die bei Abwesenheit jeder geschichtlichen Ueberlieferung zu berücksichtigen sind. Weder Leib und Geist, noch Sitte, Cultur und Sprache bieten irgend etwas Gemeinsames zwischen den Guanches und Karaiben dar. Dennoch verdient die Annahme eines westlichen Ursprunges der Karaiben keine gänzliche Verwerfung. Zunächst machen wir auf eine Sitte aufmerksam, welche um so bezeichnender seyn möchte, je sonderbarer sie ist und je seltener sie noch dazu angetroffen wird.

*) Vorzüglich nach Al. v. Humboldts, Will. Shelbon's und Assalls Berichten und Schilderungen.

Es bleibt nämlich der Karaibe in der Hängematte liegen und fastet, wenn ihm sein Weib ein Kind geboren hat. Diese den Karaiben am Unter-Orenoco und den Völkerschaften am Amazonenstrom eigne Sitte ist auch bei den alten Iberern, Korsen und Tibarenern bemerkt worden, ja selbst in mehreren Distrikten des südlichen Frankreich hat man von derselben Kunde genommen. Doch ist es gerade die nämliche Sitte, welche uns wieder auf einen westlichen Ursprung der Karaiben zurückweiset. Marco Polo, dessen als Mährchen verschriene Berichte sich häufig genug schon, wie ähnliche des Herodot, in der Hauptsache als bewährt erwiesen haben, fand zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts dieselbe in der südwestchinesischen Provinz Yunnan, die er Unchian oder Karaim *) nannte. Die Einwohner dieser südwestchinesischen Provinz hatten aber noch Manches in Sitten und Gebräuchen, was wir mit derselben Entschiedenheit bei den Karaiben finden. Den Weibern lag z. B. alle eigentliche Arbeit ob, die Männer beschäftigten sich nur mit Jagd und Krieg, wie bei den Karaiben. Ihre Priester waren, wie die der Karaiben, Zauberer und Aerzte, und es wurde keine Kur derselben ohne zauberische Ceremonien, oder wie sich Hr. v. Humboldt über die karaibischen Priesterärzte ausdrückt, ohne symbolische Manipulationen vollzogen. Berauschendes Getränk bereiten sie aus Reis, wie die Karaiben aus Pisang oder Bananas rc. Auch den Gebrauch der Knotenschnüre zum Rechnen und Zählen haben die Karaiben mit den Centralasiaten, Indiern, Chinesen gemein. — Diesen Andeutungen zu einer neuen Hypothese, denen der Verfasser dieses Aufsatzes nicht mehr, aber auch nicht weniger Gewicht als allen vorigen beilegen möchte, widerspricht mindestens nicht sehr die allgemeine Wahrnehmung, daß die Karaiben in ihrem Aeußeren unter allen Amerikanern am Wenigsten an etwa mongolischen und mongolisch-chinesischen Ursprung erinnern. Karaim oder Yunnan ist nah genug an Hinterindien gelegen, um diese Abweichung der Körper- und Gesichtsbildung der Karaiben sogar zu erklären **). Im Folgenden werden noch manche Vergleichpunkte hervortreten, die ich hier, um Wiederholung zu vermeiden, übergehe.

(Schluß folgt.)

Altvenetianische Staatskunst.

(Schluß.)

Ein Codex der Münchner Hofbibliothek, der von einer in Oesterreich begüterten, bairischen Adel herrührt, enthält ein ungemein merkwürdiges Verhör, das mit einigen dieser endlich gefangenen Bösewichter, theils gütlich, theils auf dem Wege der peinlichen Frage gehalten worden ist, und aus dem hier einige der interessantesten Stellen folgen.

„Copey Bruder Christian von Nothausen Urgicht und Bekhanntnuß, so er zu Wienn gethan, wie hernach volgt.

Item vor erst hat er bekennt, wie er amb Samstag nach den Auffertag gangen ist zu ain öde kirchen, gelegen bey Schorndorff (bei Haimburg, an der ungarischen Gränze), ist ein Knecht zu Im kommen, der hat ain falbe Russin geritten, Er soll zu Im in die kirchen geen, da find er seinen Herrn.

Item mer hat er bekannt, daß die Venediger, dem brueder hansen das gelt schickhen, das sy das lanndt abprennen sollten.

Item Er sagt, wie man hie in der Stadt Wienn hab gelegt XLII feuer.

Item er sagt, wie brueder Hanns zu Im geredt hab; die Knecht werden Im zu fast gefangen, er well sich dauon heben.

Item Er sagt auch, der Edelmann wel gen pehem ziehen und da Rauben und sich da auff enthalten bei ainem Herren genannt der guetensteiner.

Item Er sagt, die Schotten haben herzogburg aussprennt vnd sey ain ander Gesellschaft, und sy sein auch yetzt XVIII In das Landt geschickt worden.

Item Er sagt, ain Junger gesell gee als ein willige Armuet, der hat die meisten fewr gelegt.

Item die Schotten haben sandt Florian ausgeprennt und zu passaw 24 fewr gelegt.

Item Er sagt, zu Venedig sey ain Zentulon bei sand marks der schickh den prennern das Gelt.

Item Er sagt, die vierdt Secht sein Engebeyner, so auf das Marchfeld mit Fewr bestellt seyn.

Item Er sagt, das ain halbe meyl hinter Hainburg ligt ain klains dörffl, ein altes und ödes geschlössel, da kommen sy auch gern zusamen.

Item Er sagt, sie werden das neystmal von Ungarn herauf kommen und Reyt yeder allein.

Item Er sagt, wann sy zusammenkommen, und das gelt bielten, So wolten sy das taylen und auf ein Schiffel sitzen und darnon faren gen Ofen. — Actum Wien, Mittichen nach Vrbani anno millesimo quingentesimo et duodecimo.

Item Er sagt, hindter haimburg bei der Oedenkirchen zu Schorndorff werde prueder Hanns, der Edelmann und sein Knecht, auch ander mer zusammen kommen auf den Freytag, da wird man In mehr gelt geben.

Item Er sagt auch, wenn sy also beyeinnander seyn, So haben sy ain kleines hunttl, So es etwen erseh, So schreit es also bald, Sitzen sy auf die Roß und Reytten dauon.

Item Er sagt, er sey an sannd Sebastianus tag zu Rom außgangen und gen Venedig kommen, hieselbst gefangen worden.

Item Er sagt, wie prueder Hanns und der Edelmann zu

---

*) Die Karaiben nennen sich selbst Karina.

**) Nach Hinterinden weiset wohl auch die Aussage einer Frau eines karaibischen Caziken auf Guadeloupe, die 1416 gefangen ward: daß ihr Mann ihr nur an gewissen Tagen des Jahrs beiwohne; wie dieß auch eine Vorschrift für die Brahminen war Rhode Indier II. 530. 537. Auch dürfte noch eine Erinnerung an die in den wildesten Gegenden Indiens von Raub, Jagd und Krieg lebenden Bheels erlaubt seyn. Alle ihre Kriege sind, wie die der Karaiben waren, Vertilgungskriege; Rachsucht und Wuth bricht bei ihnen, wie bei den Karaiben, häufig hervor. (Nach Seely's Reise zum Tempel zu Ellora.)

Venedig zu Im kommen seyn, das prennen furgehalten, darauf haben Im die Venediger geben LXX Ducati, daß er prenne.

Item Er sagt, prueder Hanns und die willig armuet haben hie in der Stadt Wienn die Fewr gelegt.

Item Er sagt, das vier seckht sein, die allenthalben prennen sullen.

Item Er sagt, wie ain priester Ennhalb der Thuenaw sey von Kur pürttig, der leg auch Fewr.

Item Er sagt, das die Venediger den prenern geschickt haben IIII M. ducaten.

Item Er sagt, es seyn Münich prediger Ordens unter In, der sey ain Hawbtmann In ainer stat ennhalb der Thuenaw umb die Freystat.

Item Er sagt, prueder Hanns hab all die In geschrifft, die prennen sullen, auch der Stat so ausgeprennt seyn, und so noch ausgeprennt sullen werden.

Item Er sagt, der Zeutuion hab sein Gewerb mit venedischen pfennberten und soll auf Bartholemii yetz gen Lintz kommen.

Item Er sagt, daß die Venediger In alle Land so der kays. Majestät zu gehören zu prennen geschickt, allein In das Etschland nicht, da müssen sy sich ausspeysen.

Item Er sagt, wie II M. Ducaten, die man jetzunnd geben wird, Schikt dye venedisch potschaft, So jetzt zu Ofen liegt, und heisst Miser Piro.

Item Er sagt, In ir einer Seckht sein ir LXXV bestellt.

Item Er sagt, in der andern Seckht sein der merertayl Schotten und tragen kramb, und sein vier klampfer unnder In, haben ir maist auffenthalt zu Lonntz in den tafernen.

Item die prediger munich sein mit Ihrer wonung umb die neynstat.

Item der von Rosenberg hat verhuett, das man kain Ochsen von Ungarn gen Venedig soll treiben, darauf die Venediger auf In bestellt, das man das Behaimerland auch ausprennen soll, und nämlich seine guetter.

Item Er sagt, als er am ersten an der Walcher hoff sey kommen, hab er milich trunkhen.

Item Er sagt, prueder hanns und der Edelmann und sein Knecht haben ihr aufhaltung an der Wallchen hoff.

Item Er sagt, die hysigen Walhen und so hie umb wenen sein, sollen ain auffsehen haben auf die Prunst, und was sy hören und sehen, schreybens gen Venedig zue, das man darnach wisse zu lonen davon.

Item Er sagt, prueder hanns hab am kohlmarkt in ain hawß in ain alte Stuben selber fewr gelegt.

Item Er sagt, auch, es sollen die XLII fewr, so sy hie gelegt haben, mitteinander aufgangen sein.

Item Er sagt, das sy die Stat Prukh gern hinten ausgeprennt, dergleichen Haimburg und hin In der Vorsteten, aber nicht bekommen mugen, dane sy zu vast verhuett sein, Man soll auch noch auf sehen, das solichs nicht bescheh rc. Anno 1512.

Die Ruinen von Babylon.

II. Gegenwärtiger Zustand.

Auf dem westlichen Ufer des Euphrat, unter 32° 28′ N. steht die von einem Erdwall umgebene Stadt Hillah, die, so viel man weiß, im 12 Jahrhundert n. Chr. aus den Ruinen einer ältern Stadt erbaut ist. Sie liegt 48 engl. Meilen S von Bagdad, 35 S O von der Vereinigung des Bahr-Malcha mit dem Tigris (der Lage des alten Seleucia) und 130 S W von Hit, einer Stadt am Euphrat. Das Land ist meilenweit umher eine ebene und unangebaute Wüste, aber in verschiedenen Richtungen von Vertiefungen durchzogen, welche die Reste von Canälen zu seyn scheinen, und mit Hügeln von beträchtlicher Höhe angefüllt, die, wie sich bei näherer Untersuchung ergiebt, Ziegel enthalten, die zum Theil an der Sonne getrocknet, zum Theil in Oefen gebrannt und mit Inschriften in eigenthümlichen, jedoch unbekannten Characteren bedeckt sind.

Seiner geographischen Lage nach muß Hillah auf einem Theile des alten Babylon stehen; auch nennen die Araber noch heute die umliegende Gegend das Land Babel, (el ared Babel). Der Euphrat, der hier eine Breite von 450—500 F. hat, macht in unmittelbarer Nähe der Stadt den Boden fruchtbar, der Getraide, Reis und Datteln im Ueberfluß hervor bringt. — In der Stadt Hillah selbst sieht man gegenwärtig keine Spur von Ruinen. Diese fangen ungefähr 2 engl. Meilen von derselben nordwärts auf dem östlichen Ufer des Flusses und in geringer Entfernung von seinem Ufer an. Die erste ist ein großer Erdhügel 3,300′ lang, 2,400′ breit und 60 Fuß hoch, von den Eingebornen el Amran genannt, der augenscheinlich aus einem Haufen verwitterter Ziegel besteht. Eine Vertiefung, die eine Drittheilmeile lang ist, geht von diesem ersten Hügel nordwärts nach einem zweiten, der ein Viereck von 2500 □ Fuß bildet, und noch immer eine unermeßliche Menge der schönsten Ziegel enthält, obwohl wahrscheinlich Hillah von hier aus vorzugsweise versehen wurde. Die Südwestecke dieses Ziegelhaufens steht mit der Nordwestecke des ersten durch eine 300 Fuß breite Höhe in Verbindung.

Zweihundert Schritt davon, nordwärts, ist eine Grube, welche die Ziegelgräber ausgehölt haben, und in der man an der einen Seite einige Ellen von einer Mauer — ohne Zweifel die Vorderseite eines Gebäudes — noch vollkommen wohl erhalten sieht. Am südlichen Ende führt eine Oeffnung in einen unterirdischen Gang, der aus großen Ziegeln gemauert und mit flachen Sandsteinen, drei Fuß dick und 8 bis 12 lang, bedeckt ist. Statt des Mörtels dient Erdpech. In diesem Gange wurde ein colossales Sculpturstück in schwarzem Marmor gefunden, einen Löwen, der über einem Manne steht, darstellend. Der viereckige Hügel, den wir zuletzt beschrieben, heißt bei den Eingebornen der Palast (El Kasr). Die Mauern sind acht Fuß dick, mit Nischen geschmückt, und durch Pfeiler und Strebepfeiler gehalten. Die Ziegel, aus denen diese Mauern bestehen, sind vortrefflich und in einen Mörtel gelegt, der so fest ist, daß sie nicht anders auseinander gebracht werden können, als indem man sie mit Gewalt zertrümmert. In einer kurzen Entfernung nordostwärts steht der berühmte Baum Athelé (eine Art immergrünes lignum vitae, von dem behauptet wird, es sey in den schwebenden Gärten von Babylon gewachsen.) Der Kasr und der Hügel, auf welchem dieser Baum steht, sind von dem Ufer des Flusses

durch eine Vertiefung getrennt die ungefähr 100 Schritt breit ist; das Ufer selbst besteht aus einer Art von Damm, der indessen durch die Wirkung der Wogen bereits sehr gelitten hat und vielleicht ein Rest des alten von Herodot beschriebenen Uferbau's ist.

Die merkwürdigste unter den Ruinen auf dieser Seite des Flusses steht indessen eine Meile nordwärts von dem Kasr und ein hundertfünfzig Schritt von dem Ufer des Flusses. Sie wird von den Arabern Makloubé oder Mujellebé, d. i. das Umgestürzte genannt. Im Jahr 1616 wurde sie von Pietro della Valle besucht, der sie sogleich für den Thurm von Babel erklärte: ein Irrthum, den mehrere spätere Reisende wiederholt haben. Diese Ruine ist gleich den übrigen ein Hügel von einer soliden Masse, an der Basis 600' lang und 450' breit und auf dem Puncte seiner größten Höhe 141' hoch. Die Südwestecke, welche der höchste Punct ist, endigt in einen Thurm. Hie und da findet man noch Spuren der Mauren, das Ganze ist jedoch ein ungeheurer Schutthaufen, der von allen Seiten vom Regen durchfurcht und durchwühlt ist. Auf der Nordseite sieht man nahe am Gipfel eine Oeffnung, die in einen Gang führt, welchen Mr. Rich (im J. 1815 englischer Resident zu Bagdad) durch zwölf Mann reinigen ließ. Dieser Gang, der sich an der Nordseite des Mujellebe von O nach W zog, war 10' hoch und aus sonnegedörrten Backsteinen gebaut, die indessen eine Bekleidung von schönen gebrannten Ziegeln hatten. Mr. Rich fand darin einen hölzernen Sarg, der ein vollkommen wohl erhaltenes Skelett enthielt. Ein Wenig weiter hin wurde das Skelett eines Kindes gefunden.

Am Fuß des Mujellebé und ungefähr 70 Schritt davon entfernt, an der N und W Seite, sind Spuren eines niedern Erdhügels, der vielleicht einst das Ganze umgab. Von der südöstlichen Ecke des Mujellebé zieht sich ein Hügel in einem großen Bogen, dessen Durchmesser 2½ Meilen beträgt, zu der Südostecke des Amran, höchst wahrscheinlich ein Rest der Ringmauer, welche nach Herodot den großen Palast umschloß. Nordwärts von dem Mujellebé — an der Straße von Hillah nach Bagdad — sieht man nur noch einige niedere Hügel, die jedoch zu unbedeutend sind, um eine besondere Erwähnung zu verdienen. Daß die beschriebenen Ruinen die Reste babylonischer Gebäude von beträchtlicher Wichtigkeit seyn müssen, kann keinem Zweifel unterliegen. Wahrscheinlich war das Mujellebé, wofür sowohl der darin gefundene Sarg, als die Structur des Ganzen spricht, ein ursprünglich zur Grabstätte bestimmtes Mausoleum; dagegen sehen wir in dem Kasr und den benachbarten Hügeln die Reste des königlichen Palastes, den Herodot erwähnt und Diodor ausführlicher beschreibt, mit der befestigten Ringmauer, verschiedenen zu dem Palast gehörigen Nebengebäuden und den berühmten schwebenden Gärten.

Das Westufer des Euphrat ist auf ähnliche Weise, wie das östliche, von Hügeln und Canälen durchschnitten. In der Nähe des Flusses sind keine Ruinen außer zwei Hügeln, dem Palaste gegenüber, die jeder ungefähr 300' im Umfang haben. Die übrigen kleinen Ruinen, die auf der Ebene zerstreut liegen, sind unbedeutend; aber fünf oder sechs engl. Meilen südwärts von Hillah finden wir die gewaltigste und wichtigste von allen, den Thurm von Babel oder Tempel des Belus, bis auf den heutigen Tag noch Birs Nemroud (die Burg Nimrod's genannt), nach dem Namen des vermeinten Erbauers.

Die Form dieser mächtigen Ruine gleicht einer verfallenen Pyramide, deren Umfang an der Basis 2286 Fuß mißt und sich auf der Westseite zu einer Höhe von 198' erhebt. Hier auf dem höchsten Theile des Hügels sieht man noch einen sieben und dreißig Fuß hohen Pfeiler von solidem Mauerwerk, der sichtlich die Ecke eines Stockwerkes bildete. Sonst ist die Südseite die am Besten erhaltene; dort ist an der Basis eine Art Stylobat, der mehrere Fuß über den wahren Grund des Gebäudes hinaus vorspringt und nur wenig über dem Boden erhaben ist. Innerhalb desselben erhebt sich der Thurm in verschiedenen Stockwerken, von denen eines hinter das andere zurücktritt, ganz wie Herodot den Tempel des Belus beschreibt. — Auf der Westseite, die an der Grundfläche ungefähr 500' lang ist, sind noch zwei Stockwerke sichtbar: das niedrigste, in der Mitte durchbrochen und überall von Wasserrinnen durchzogen, 60' hoch; das zweite, dessen Höhe nicht angegeben ist, durch ein perpendiculäres Mauerstück begränzt, das wahrscheinlich den Grund des dritten Stockwerkes bildete. Auf der Westseite erhebt sich die ganze Masse auf einmal in der Form einer ungeheuren Pyramide deren Oberfläche in vielfachen Richtungen zerbrochen und zerrissen ist. Am Fuß der Nordseite liegen große Massen von festem Mauerwerk über dem Schutt umher zerstreut, augenscheinlich Bruchstücke von der Bekleidung der niedern Stockwerke des Thurmes. — Um das Ganze findet man die Spuren der viereckten Ringmauern, welche Herodot beschreibt, in einer Reihe von Hügeln, die auf allen Seiten von Regencanälen durchzogen, aber zum Theil mit großen Massen Mauerwerk bedeckt sind. Unmittelbar in der Nähe des Thurms, an seiner Ostseite ist ein anderer Hügel, ungefähr von der Größe des Kasr, wahrscheinlich die Reste des Gebäudes, welches die Priester bewohnten. — Wer diese Angaben, die von allen neuern Reisenden (Rich, Ker Porter, Buckingham, Keppel) bestätigt werden, mit den Beschreibungen der Alten vergleicht, kann keinen Zweifel darüber hegen, daß uns in Birs Nemroud die Reste des „Thurms von Babel," des ältesten Bauwerkes der Erde, erhalten sind.

Vergl. Edinburgh Review XCV.

Die Karain in Hinterindien.

Während die Bewohner von Birma, Siam und Cochinchina verhältnißmäßig einen nicht unbedeutenden Grad an Bildung erreicht haben, finden wir in dem Innern und auf den Grenzen dieser Länder noch viele völlig wilde Stämme, die theils unter dem Namen der Kieans, theils der Karain's bekannt sind und wahrscheinlich die Reste der ursprünglichen Bevölkerung der hinterindischen Halbinsel seyn mögen, die durch spätere Einwanderer aus Indien und China zersprengt und in die Gebirge gedrängt wurden, wie dieß bekanntlich auch mit den Ureinwohnern des großen indischen Archipels der Fall war. Merkwürdig ist, daß Marco Polo die chinesische Provinz, die gegenwärtig den Namen Yunnan führt, Karain nennt; und was er von den wilden Bewohnern dieser Provinz sagt, läßt keinen Zweifel übrig, daß sie demselben Stamme angehörten, der wir noch jetzt auf der ganzen Halbinsel zerstreut finden.

Berichtigung.

In Num. 33, S. 137 Sp. 1, Z. 17 statt aeris lies acer.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 37. 6 Februar 1829.

Rußland im siebzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Die Prozession am Palmsonntag. Die Falknerei.

Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge, da der König von Polen wenig Lust bezeugte, die angebotene Vermittlung anzunehmen. *) Eben so wenig glückte es den Gesandten, einen andern Theil ihrer Sendung durchzuführen. Bei seiner Abreise von Wien hatte Meyerberg ein versiegeltes Papier mitbekommen mit der Weisung, es in Moskau nicht eher zu öffnen, als bis er die Erlaubniß dazu erhalten würde. Als ihm diese endlich nach mehreren Monaten zukam, so fand er den Befehl, des Großfürsten brüderlichen Rath und christliche Hülfe für den Kaiser gegen die Türken zu erbitten. Aber Alles, was er erlangte, war die Antwort: „Der Zaar habe bereits mit zwei Feinden zu schaffen, dem Könige von Polen **) und dem Chan der Krim; er könne daher nicht noch einen dritten mächtigern gegen sich aufbringen; wenn aber der Friede mit Polen zu Stande gekommen wäre, dann wolle er auch hierin seinen besten Willen zeigen."

Mittlerweile hatten die Gesandten Zeit, sich in Moskau zu orientiren und ihre Bildergallerie zu bereichern. Eine Ansicht der unermeßlichen Zaarenstadt, von Seiten der Genauigkeit nicht weniger, als in Hinsicht der Ausführung ausgezeichnet, ist das Schönste, was wir diesem Aufenthalte verdanken. Unter der Zeichnung finden sich folgende Angaben über die Größe und den Umfang des damaligen Moskau: „Der Stadt Moskau größter Theil auf einer Seite vom Bach Mosqua bis zur andern Seite des Bachs hält in sich zwölftausend Klafter und der kleinere Theil nach Süden vom Strom gelegen siebentausend Klafter, machen zusammen neunzehntausend moskowitische Klafter, auf ein jedes sieben deutsche Schuh gerechnet, und auf eine Werst tausend Klafter, welches in Allem zusammen thut neunzehn Werst oder italienische Meilen die Circumferentia." ***)

*) „Cum experientia docuerit, tales mediationes nihil aliud tractantibus paces afferre, quam protelationes mediatorum commodis inservientes."

**) In den Unterhandlungen mit Schweden hatte der Kaiser gleichfalls seine Vermittlung antragen lassen, aber der Zaar sie abgelehnt, als er im Lauf des Sommers den Frieden abschloß.

***) Der gegenwärtige Umfang beträgt 40 Werst.

Von manchen russischen Nationalgebräuchen, welche Peter Alexeis großer Sohn, nach seiner Rückkehr aus dem Auslande abschaffte, lieferten die Gesandten Beschreibung und Abbildung und entrissen sie dadurch dem wahrscheinlichen Schicksale der Vergessenheit. Dahin gehört z. B. die Palmtagsprocession. „Am 23 März," erzählt Meyerberg, „wurde der Triumpheinzug des Mensch gewordenen Gottes in die Königsstadt der Juden in glorreichem Gedächtnisse gefeiert. Der Großfürst begab sich zu dem Ende, dem Herkommen gemäß, in eine nahe liegende Kirche, welche den Namen des heiligen Kreuzes zu Jerusalem führte. Den Zug von da eröffnete die Geistlichkeit mit Kirchenfahnen und Heiligenbildern; darauf folgten alle Großen des Hofs. Der Zaar trug eine mit Edelsteinen reich besetzte Krone auf seinem Haupte und stützte sich von beiden Seiten auf die Arme zweier seiner vornehmsten Räthe. Nach ihm kamen mehrere Bischöfe in weißen Gewändern mit einer Kopfbedeckung von weißem Seidenstoff, reich und geschmackvoll in Perlen gestickt. In dieser Ordnung langte der Zug nach einer Viertelstunde an der Stelle an, wo der Pforte des Kremls gegenüber ein Gebäude aus gehauenen Steinen in Form eines Halbkreises *) aus der tiefer liegenden Straße bis zu der Höhe des Platzes sich erhebt. Als hier der Großfürst in prachtvoller Demuth auf den kostbaren sibirischen Zobeldecken stand, nahm der Schwiegervater des Zaars demselben ehrerbietig die Krone vom Haupt; und er hörte nun andächtig von einem Bischof aus Matth. 21 die Erzählung vorlesen, wie der Erlöser auf einem Esel reitend seinen Einzug in die Stadt Zion gehalten. Nach beendigter Vorlesung küßte er in tiefster Anbetung das Kreuz, welches ihm der starkische Metropolit Pitirim Grutitzkij, der die Stelle des damals im Exil befindlichen Patriarchen **) vertrat, darreichte und hernach des-

*) Dieser Platz, eine Art von Tribüne mit einer cirkelförmigen Mauer umgeben, ist noch vorhanden; er heißt Lobnoje Mesto, d. i. der Richtplatz, weil hier in alten Zeiten die Hinrichtungen sollen Statt gehabt haben.

**) Des in der Kirchengeschichte seines Vaterlands so berühmten Nikon. Er war seit der Errichtung des russischen Patriarchats im J. 1558 der sechste in dieser Würde. Seine Vorgänger waren Hiob, Ignatij, Hermogen, Philaret und Joseph. Nikon stand lange Zeit bei dem Zaar in großer Gunst; aber da der Bau des prachtvollen Klosters zu Neu-Jerusalem, zu welchem er das Modell von der Kirche des heiligen Grabs durch einen

selben Hand, um durch diesen Beweis von Herablassung das Volk zur Verehrung der Häupter der Kirche aufzumuntern; worauf ihm sein Schwiegervater wieder die Krone auf das Haupt setzte. Unterdessen hatte der Metropolit sein Pferd, das ihm durch zwei Popen, welche die Jünger Christi vorstellten, aus dem Kreml zugeführt worden war, und dem man durch lange Ohren von Leinwand das Ansehen eines Esels zu geben suchte, bestiegen und sich mit dem Kreuz in der Hand nach Art der Frauen darauf niedergelassen. Der Zaar ergriff nun die langen Zügel und leitete das Thier mit seinem Reiter auf dem Tuche, das während des Zuges über den Weg gebreitet wurde, langsam und feierlich in den Kreml zurück, während die Priesterschaft geistliche Hymnen sang, mehrere Chöre das Hosianna wiederholten und die Streltzen über den ganzen Platz vertheilt und mit der Stirn zum Boden gebückt, dem Geheimniß ihre Ehrfurcht bewiesen. Man ließ zu dieser Ceremonie für die großfürstliche Familie Zweige von Dattelpalmen aus Palästina kommen; aus der uspenskischen Kirche brachte man einen großen mit allerlei Früchten, als Aepfeln, Rosinen, Pflaumen, Datteln behängten Baum und befestigte ihn auf zwei Schlitten, auf denen er langsam fort geführt wurde; dem Schlitten folgten viele Jünglinge mit brennenden Wachskerzen und einer großen Laterne. Dafür daß der Großfürst dem Patriarchen das Pferd führte, gab ihm dieser 200 Rubel.

Zu den Gegenständen, welche die Gesandten in Moskau einer besondern Aufmerksamkeit würdigten, gehörten namentlich die zur Jagd abgerichteten Falken, deren Erziehung seit den ältesten Zeiten mit vorzüglicher Sorgfalt betrieben und zu einem solchen Grade von Vollkommenheit gebracht wurde, daß der Großfürst selbst fremden Fürsten ein ausgezeichnetes Geschenk zu machen glaubte, wenn er ihnen einen seiner Falken schickte. Lange hatten sie sich umsonst bemüht, einen dieser merkwürdigen Vögel zu sehen zu bekommen, da Niemand, als der Großfürst deren besaß und es strenge verboten war, sie Fremden zu zeigen, wahrscheinlich weil man befürchtete, diese möchten sie durch den

eigens nach Palästina geschickten Priester hatte kommen lassen, ihn sehr beschäftigte, so benutzten seine Feinde seine öftere Abwesenheit von Moskau, um den Großfürsten gegen ihn einzunehmen; während man in den von ihm eingeführten Schulen zur Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache, in verschiedenen Veränderungen der kirchlichen Gebräuche, in seiner Strenge gegen manche Vorurtheile und in vielen andern Neuerungen Veranlassung zu dem Verdachte fand, als wolle er den alten wahren Glauben zu Grunde richten. Im J. 1660 berief der Großfürst eine Kirchenversammlung, um ihn zu richten und einen andern Patriarchen wählen zu lassen; und als diese sich für incompetent erklärte, ließ er im J. 1666 die Patriarchen von Konstantinopel, Alexandria, Antiochien und Jerusalem zu einem Concilium und Gericht über den gefallenen Günstling einladen. Die von Alexandrien und Antiochien erschienen auch wirklich und durch einen am 12 December des s. J. von ihnen in Gemeinschaft mit der ganzen in der Hauptstadt versammelten griechischen Kleisey gefällten Spruch ward Nikon entsetzt und in ein Kloster auf einer Insel im weissen Meer verbannt. Feodor Alexejewitsch rief ihn im J. 1680 zurück; aber der durch Alter, Unglück und klösterliche Strenge erschöpfte Greis starb unter Wegs. Schade, daß der aufgeklärte Mann nicht fünfzig Jahre später lebte!

Anblick beheren. Endlich gewährte ihnen Alexei Michailowitsch selbst ihren Wunsch, erlaubte ihnen sogar eine Zeichnung zu nehmen. Hören wir unsern Berichterstatter. „Von der Mündung der Petschora“ *) sagt er, „kommen, um den Zaar durch Vogelfang und Jagd zu vergnügen, Gerfalken **) (Falco gyrofalco, russisch Kretschet), tapfere Bekämpfer der Reiher, die sich durch ihre Kühnheit, so wie durch ihre Größe vor allen Falken auszeichnen. Unser Verlangen, diesen edlen Vogel zu sehen, war des langen Wartens halber bereits abgekühlt und wir dachten kaum mehr daran, als wir an einem Sonntage während des Carnevals ganz unerwartet einen Besuch erhielten, der uns eine wahre Maskerade schien. Wir saßen gerade bei Tische: da trat unser erster Verpfleger in das Zimmer und bat uns mit einem Ernst, als wenn er uns die wichtigste Sache mitzutheilen hätte, wir möchten mit ihm in unser geheimes Kabinet treten, um ihm Gehör zu geben. Nicht sobald befanden wir uns daselbst, so erschienen in kostbaren aus dem großfürstlichen Schatze entnom-

*) Sie entspringt im permischen Gouvernement und fällt nach einem Lauf von 900 Werst in die waigazkische Meerenge (eigentlich in die pustoserskische Bay), die unter 76° und 79° O. L. und 71° N. Br. einen Theil der archangelskischen Statthalterschaft von Nowaja Semlja (Neuland) trennt.

**) Der Gerfalke hält sich im ganzen Norden von Europa, besonders auf den Shetlandsinseln in Norwegen und Island auf, von woher ehemals die Liebhaberei der Fürsten damit versorgt wurde. Besonders schätzte man die norwegischen Falken als die muthigsten, lebhaftesten und gelehrigsten. In frühern Zeiten reisten jährlich einige Falkoniere mit Erlaubniß des Königs von Dänemark nach Norwegen, hielten sich dort ungefähr einen Monat in den Gebirgen auf und lockten die Falken durch Tauben in das Netz. Bei der Zurückkunft derselben bezahlte der König für einen grauen Falken fünf, für einen bunten zehn und für einen weißen fünfzehn Thaler. Ein solches Schiff, welches im Jahr 1754 in Kopenhagen ankam, brachte 141 Falken mit, darunter 12 weiße. Ueberall war ihr Fang, ihre Erziehung und ihre Jagd ein Vorrecht und das vorzüglichste Vergnügen der Prinzen; überall bildete die Falknerei einen wesentlichen Theil des Hofstaats und begleitete die Fürsten auf allen ihren Zügen; und so geschieht auch schon in den longobardischen und fränkischen Gesetzen der Falken als wichtiger Gegenstände des streitigen Eigenthums Erwähnung. Im isländischen Gesetzbuche Cap. 48 heißt es: „der König mag Falken fangen lassen, auf welchem Grund und Boden er will.“ In den Shetlandsinseln wurde die Falkenabgabe in Natura bezahlt. Der königliche Falkner kam jährlich, um Falken für den Gebrauch des Königs zu fangen und für die Fütterung wurden die sogenannten Falkenhühner von jedem Hause eingesammelt. Auf Rußland war (Karamsin's Geschichte, zweite Originalausg. Th. V. S. 161) den Behörden ausdrücklich befohlen, den Falknern den nöthigen Unterhalt und Pferde zum Weiterkommen zu geben. Im Morgenlande herrschte und herrscht noch die Liebhaberei für die Falken; vorzüglich verstehen sich die Perser auf die kunstreiche Erziehung derselben, die sie nicht allein auf alle Arten von Vögeln, sondern selbst auf Gemsen und Gasellen abrichten. Nach Chardin bediente man sich derselben sogar gegen Menschen. Der Gerfalke erhält eine Größe von zwei Schuh. Die Jakuten vergleichen ihn wegen seines raschen Flugs mit dem Blitz, und verehren ihn wie einen Freund und Boten des himmlischen Willens. Wenn daher eines dieser Thiere durch Zufall in die für Enten und andere Vögel gestellten Netze und Schlingen geräth, fürchten sie sich, dasselbe mit dem

menen Galakleidern, den Oberfalkner (Ssokolnitschij) an der Spitze, von denen jeder an seiner Rechten einen weissen Handschuh mit goldenen Franzen und auf derselben einen Gerfalken trug. Die Vögel hatten ganz neue seidene Kappen auf dem Kopfe und goldene Schnüre an dem linken Fuß; der ausgezeichnetste von ihnen, welcher weiß und braun gefleckt war, an dem rechten Fuß einen goldenen Ring mit einem Karfunkel von außerordentlicher Größe. Der Commissarius legte hierauf seine Mütze ab und trug uns den Gegenstand seiner Sendung vor, den wir stehend anhören mußten. Der große Herr und Zaar Alexej Michailowitsch (dessen ganzer Titel wie gewöhnlich hinzugefügt wurde) habe erfahren, daß wir großes Verlangen trügen, einen seiner Vögel zu sehen, und deshalb aus Liebe zu seinem theuersten Bruder, Leopold, dem römischen Kaiser, uns sechs Kretschets zugeschickt, damit wir sie betrachten könnten. Wir wandten uns mit ernster Miene und wohlgesuchten Ausdrücken an den vornehmsten Beamten, lobten die Vögel außerordentlich, bewunderten besonders ihre Größe und erkundigten uns, wo sie eigentlich gefangen würden. Er aber besorgt, das Geheimniß seines Gebieters zu verrathen, legte den Finger auf den Mund und antwortete trocken: in dem Gebiete unsers großen Herrn." Unter Alexej erreichte die Falknerei, ob sie gleich schon früher sehr geschätzt war, ihren Culminationspunkt, sein Oberjägermeister Afanassij Iwanowitsch Matjuschkin, ein großer Kenner der Falkenjagd, wurde deswegen sein Günstling. Die Leidenschaft des Zaars für die Falken, welche in seinem Lieblingsaufenthalte, Kolomenskoje, einem sieben Werst von Moskau gelegenen Dorfe, mit der größten Sorgfalt und der ausgesuchtesten Pflege aufbewahrt wurden, ging so weit, daß er i. J. 1668 ein besonderes Reglement für ihre Behandlung entwerfen ließ und mit eigenhändigen Anmerkungen begleitete, auf dessen Beobachtung streng gehalten werden mußte. Es führt den Titel: „Das Buch, genannt Gesetz: neue Vorschrift und neue Einrichtung der Falken-Ordnung." Das Original befindet sich noch in Moskau. Nach einer etwas weit ausgeholten Rechtfertigung eines solchen besondern Statuts für einen gering scheinenden Gegenstand folgt das Lob der Vogelbaize im Allgemeinen und der Preis der Falkenjagd insbesondere in sehr schwülstigen und poetischen Ausdrücken. Hierauf wird die eigentliche Falkenordnung in mehreren Abschnitten mit einer außerordentlichen Weitläufigkeit und Genauigkeit abgehandelt, Pflichten, Rang und Kleidung eines jeden Falkners werden bestimmt, selbst der Rang und Putz der Lieblingsfalken umständlich beschrieben und von zweiundneunzig dieser kostbaren Vögel sogar die Namen *) angegeben.

Das Ceremoniell bei der Aufnahme des Oberfalkners Iwan Gawrilowitsch Jaräschkin mag als Probe von der Förmlichkeit jenes Statuts und von dem Stile, in welchem es abgefaßt ist, hier eine Stelle finden. Es ist das siebente Capitel, welches die Pflichten des Neuerwählten enthält, die ihm in Gegenwart des Großfürsten vorgelesen wurden. Nachdem angegeben worden, wie der Candidat abgeholt und eingeführt wird, folgt die Anrede, welche ein Falkner, Kirssan Ssobakin, an ihn hält: „Iwan Gabrilowitsch Jaräschkin! Der Unterfalkner, Peter Ssemenowitsch Chomäkow, hat mich auf Befehl des Zaars zu Dir gesandt, um Dich zum Empfang seiner Gnade abzurufen und die folgenden schönen Worte zu sagen: dieß ist die Zeit Deiner Ehre, die Stunde Deines Vergnügens fängt an, Du sollst kommen, ohne zu zögern. Und der Neuerwählte bückt sich bis zur Erde und spricht: Ich bin bereit, die Gnade des Zaars zu empfangen; aber sie ist zu groß für meine Niedrigkeit, für mich, den Sclaven des Zaars. Nun erfolgt die feierliche Einkleidung des Glücklichen, mit dem Zeichen seiner neuen Würde, nämlich einer Hermelinmütze, ein Paar Stülphandschuhen, einem Wehrgehenk aus Silberband, woran eine viereckige Tasche von Purpursammt, Gamajun **) genannt, hängt, in welcher der Falkner seinen Bestallungsbrief und eine Abschrift von seinem Gelübde aufbewahrt 2c. Zugleich wird ihm die Lockspeise, ein silbernes Horn und ein Handschuh gereicht. Nach einiger Zeit ruft der Unterfalkner dem Oberfalkenschreiber und spricht zu diesem: Wassilij Botwinjew! Nimm auf Befehl des Zaars aus dem Gamajun das Papier und lies es dem Neuerwählten mit lauter Stimme vor; es handelt von

---

Händen zu berühren und bemühten sich, es mit Stöcken aus der Verschlingung zu befreien. Ja sie hielten sich schon für glücklich, wenn sie einen Falken nur einmal in ihrem Leben zu Gesicht bekommen. Man findet übrigens den Falken in mehreren Gegenden Rußlands; die edelste und muthigste Art aber wird in den Gebirgen des Urals und auf den sibirischen Alpen gefangen. Diese Falken sind in der Regel bräunlich, aschgrau und gefleckt; allein es giebt deren auch weiße, welche überall für die edelsten gelten. Im östlichen Sibirien und in Kamtschatka sind die meisten fast ganz weiß und werden wegen ihrer Schönheit und Stärke selbst den isländischen vorgezogen. Die Baschkiren suchen die Jungen begierig auf und nehmen sie mit großer Gefahr, sowohl wegen des Hinaufklimmens an den Felsen, als auch wegen der Wuth und der Vertheidigung der Mütter, aus ihren Nestern. Die Falkenjäger, welche noch bis in die neuesten Zeiten von dem kaiserlichen Oberjägermeister nach den sibirischen Steppen geschickt wurden, um diese Falken zu fangen, bedienten sich zu diesem Zwecke verschiedener Netze, wobei eine lebendige Taube, an einem Strick angebunden, als Lockspeise dienen mußte. Die Abrichtung der Falken zur Baize geschieht vornemlich durch Verhinderung des Schlafs und kostet ungemein viel Mühe. Man legt dem Vogel lederne Fesseln an die Füße und setzt ihn in einen hölzernen Reifen, welcher an einer Schnur frei hängt und leicht bewegt werden kann. Sobald er nun schlafen will, stößt man den Reifen an, wodurch der Falke genöthigt wird, sich fest zu halten und also beständig zu wachen. Wenn er drei bis vier Tage und Nächte auf diese Weise behandelt worden ist, wird er gleichsam verrückt, vergißt seinen vorigen Zustand und seine Freiheit und bequemt sich ganz nach dem Willen des Jägers. Allein alle Mühe und Arbeit ist nach einem Jahr verloren; denn wenn der Falke sich mausert, tritt er gleichsam in den Naturzustand zurück.

---

*) Die Namen sind theils von ihrer Farbe, theils von ihren Eigenschaften, theils von andern Umständen hergenommen, z. B. Maletz (Knabe), Belai (der Weiße), Smelai (der Kühne), Paletz (Finger), Orel (Adler) u. s. w.

**) Gamajun heißt eigentlich der Phönix, auch Paradiesvogel; vielleicht, daß eine Figur dieser Art auf der Jagdtasche gestickt war; vielleicht, daß die Tasche die Form hatte, welche man dem Paradiesvogel in alten Abbildungen giebt, z. B. in dem äußerst seltenen slavonischen ABCbuche, welches der Mönch Karion Istumin im J. 1695 in Moskau herausgab.

dem Gelübde und dessen Vollziehung. Der Schreiber Wassilij tritt zum Neuerwählten, nimmt das Papier aus dem Gamajun und liest: Iwan Gawilowitsch Jarůschkin! Der große Herr und Zaar Alexej Michailowitsch ꝛc. ꝛc. thut Dir zu wissen, Du bist im vorigen hundert sieben und fünfzigsten Jahre *) auf Unsern zaarischen Ukas bei Unserer berühmten und von Uns gnädig angesehenen Jagd angestellt worden; Du warst auf Unsern zaarischen Befehl in der ersten Ordnung bei dem ersten Hauptfalkner Parfenlij Jakowlewitsch Tabalin als Gehülfe; fördertest Unsere zaarische Jagd mit Fleiß; dientest Uns, dem großen Zaar, sieben Jahre lang; gehorchtest auf Unsern zaarischen Befehl dem ersten Hauptfalkner Parfentij Tabalin und handeltest immer nach seinem Willen; und die Vögel Deines Vorgesetzten, Parfentij Tabalin, machten durch Deine Lehre und Deine Befehle Beute, als ob sie viel länger, als nur ein Jahr bei Dir gewesen wären. Wir aber, der große Zaar, erheben Dich nun, Iwan Gawrilowitsch Jarůschkin, für diese Dienste und das Uns gemachte Vergnügen, besonders aber für Deinen vorzüglichen Gehorsam gegen Deinen Vorgesetzten zu dieser neuen Ehre, nämlich zum fünften Hauptfalkner an die Stelle des Ignatij Keljin, schenken Dir ein Kleid und verleihen Dir eine Zulage zu Deinem Gehalt. Auch geben Wir Dir vier Arschin hellgrünes Tuch, vier Arschin ziegelfarbenen Taffet und zwei Zobelfelle. Wir haben ferner befohlen, Dich mit dem ganzen Namen **) zu schreiben und Dir bei Deiner Erhebung kostbare Goldstücke zu geben. Du aber sollst im Gefühle gegen Unsere große freigebige zaarische Gnade Uns mit Freude und Aufrichtigkeit dienen, Uns, den großen Zaar, mit allen Kräften bis zum Ende Deiner Tage ergetzen, mit Freuden zu allen Unsern zaarischen Befehlen bereit, in der Wahrheit beständig, fest und unveränderlich, und frei von allem Bösen seyn, Unserer zaarischen Jagd fleißig und eifrig mit Freude und Lust nachgehen, die Dir untergebenen Falkner wie Dich selbst lieben, sie von allem Bösen, ohne alle Arglist, zurückhalten, ihnen kein Versehen hingehen lassen, sie bei Betrügereien und Schlägereien nicht schützen, sie liebevoll und zugleich streng behandeln und bei jedem Ungehorsam gegen Dich dem Unterfalkner angeben. Und wenn Du Alles nach Unserem Befehl und zu Unserer Zufriedenheit thust, wirst Du auch außerdem von Uns, dem großen Zaar, belohnt werden. Wirst Du aber unthätig und nachläßig, Unserem zaarischen Willen ungehorsam, faul, dem Trunke ergeben, schlecht, unanständig, dem Unterfalkner und Deinen Kameraden den Hauptfalknern ungehorsam, verleumderisch, zänkisch, angeberisch, und voll von allerlei Bösem seyn, so sollst Du nicht nur in Ketten gelegt, sondern auch ohne alles Erbarmen an die Lena geschickt werden. Willst Du alles Gute und alles Böse erkennen, so blicke auf Deine Stülphandschuhe und Du wirst darin deutlich das Gute und Böse finden und Dich entweder freuen oder verzweifeln. Nach Unsrer zaarischen Gnade zu Dir mußt Du Uns, dem großen Zaar, ohne Falsch und Arglist dienen und Unsre zaarische Gnade zu Dir wird sich mehren."

(Schluß folgt.)

*) D. i. im Jahre der Welt 7157; folglich wäre das Ceremoniell im J. Christi 1649 bereits verfaßt worden.

**) Wahrscheinlich die Erlaubniß, dem Namen Iwan Jarůschkin das Patronymicum Gawrilowitsch beizufügen.

Russische Beerdigungsgebräuche.

Bei dem Bestatten der Todten pflegen die Russen, die sich doch sonst gern bei öffentlichen Gelegenheiten sehen lassen, nicht eben besonders großen Aufwand zu machen. Sobald der Leichnam von eigens dazu bestellten Personen abgewaschen werden, wird er in Leintücher gewickelt und in den Sarg gelegt. Auf dem Zuge zur Grabstätte gehen Frauen aus der Verwandtschaft, anstatt der Klageweiber, mit aufgelöstem Haare voraus und singen oder heulen vielmehr Klagelieder. Ein Priester trägt das Heiligenbild, welches der Verstorbene besonders verehrte, voran; ihm folgen mehrere andere Geistliche; auf diese die Verwandten und Freunde in großer Anzahl, alle eine brennende Kerze tragend. Auf dem Kirchhofe, außerhalb welchem nur plötzlich Verstorbene oder solche, welche ein Spruch der Kirche dieses Vorzugs beraubt, begraben werden, öffnet man den Sarg noch einmal, Jeder aus dem Gefolge nimmt von dem Todten mit einem Kuß Abschied, worauf der Leichnam, mit dem Gesicht gegen Osten gewendet, der Erde übergeben wird. Bei den Trauerfeierlichkeiten, die zum Andenken eines Verstorbenen an dem Jahresfest seines Sterbetags gehalten werden, pflegt man eine Opferspeise, die gewöhnlich aus Waizen in Honig gekocht besteht und Kutja genannt wird, auf das Grab zu legen. Diese Gaben gehören zum Einkommen der Geistlichen. So war es vor anderthalb hundert Jahren in Rußland, so ist es noch heute.

Meyerbergs Reise ꝛc.

Berangers Honorar.

Die Gebrüder Boudoin, die den Verlag von Béranger's Chansons Inédits übernahmen, hatten gegen den Dichter die Bedingung eingegangen, für jedes Lied, das in die Sammlung aufgenommen würde, ein Honorar von 250 Fr. zu zahlen. Da nun die Zahl dieser Lieder, von denen einige nur aus wenigen Zeilen bestehen, vier und dreißig ist, so kam das Verlagsrecht dieses kleinen Bändchens den Herausgebern auf nicht weniger als 8500 Fr. oder beinahe 4000 Gulden zu stehen.

Foreign Review.

Romeo und Julia.

Die älteste dramatische Behandlung der Novelle, welche Shakspeare's Romeo und Julia zu Grunde liegt, ist die Donna Costante von Raphael Borghini (geb. Florenz 1578.) Hier wird die Scene nach Bologna verlegt, und das Ganze endet nach einer Reihe von Verwicklungen, von denen immer eine unwahrscheinlicher ist, als die andere: Aristide (Romeo), der, statt sich den Tod zu geben, der Gerechtigkeit in die Hände fällt, wird glücklich mit seiner Elfenice (Julia) verheirathet, und Alles, was vorhergegangen war, vergeben und vergessen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 38. 7 Februar 1829.

Zur Geschichte und Charakteristik der Karaiben.

(Schluß.)

II. Untergang der Macht und Herrschaft, welche die Karaiben vor der Ankunft der Europäer über Mittelwestindien zu Land und See geübt.

Wie dunkel und unbefriedigend auch alle Traditionen und Vermuthungen über den wahren Ursprung der Karaiben seyn und bleiben mögen, so kann darüber kein Zweifel obwalten, daß dieselben bei Ankunft der Spanier auf den Inseln des westindischen Archipels, sowohl in diesem als auf dem ganzen südlichen Aequinoctialfestlande eine ausgebreitete Herrschaft ausübten, überall in Ansehen standen und als die gefährlichsten Feinde gefürchtet wurden. Sie waren die muthigsten, kräftigsten, gewandtesten Kriegsmänner und in jenen Meeren die rüstigsten, verwegensten Seeleute. Alle ihre Kriege waren, wie der schon erwähnte gegen die Arnacas, Vertilgungskriege. Sie kannten keine Versöhnung, wenn ihre Rachsucht sich einmal gegen einen Stamm gewendet hatte, von dem sie beleidigt zu seyn glaubten. Als ihre uralten Nationalfeinde betrachten noch die heutigen Karaiben des Festlandes die Kabre's, welche auch bis auf schwache Reste, durch welche Kabruta gegründet wurde, von ihnen vertilgt worden sind. Der Nationalhaß pflanzt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort, und Al. von Humboldt sah selbst einen Knaben in die äußerste Wuth gerathen, als man denselben neckend einen Kabre nannte. Furchtbar machte sie außer dieser unersättlichen Rachsucht und der unbarmherzigsten Mordlust in der Schlacht noch der Gebrauch vergifteter Pfeile, schwerer, zerschmetternder Streitkolben, und ihre den übrigen Indianern überlegene Körperkraft. Aber ganz besonders scheint ihnen den endlichen, unvermeidlichen Sieg über ihre Feinde ein wohleingerichtetes Kampfgenossenschaftswesen verschafft zu haben, welches sich noch jetzt unter den wild gebliebenen Stämmen der Karaiben findet. Denn obwohl jeder einzelne Stamm unter einem einzigen Haupt und Anführer lebt, und alle von einander, wie die alten deutschen Gauvölker, unabhängig sind, so bilden sie doch zusammen eine ganze, bewaffnete und in Bezug auf Krieg gegen Nichtkaraiben geschlossene Bundesgenossenschaft. So errangen und behaupteten sie die Herrschaft über die kleinen Antillen, auf dem Festlande die Herrschaft vom Orenoco bis zum Amazonenstrom und von der Drachenmündung bis zur Landenge von Darien. Wo sie nicht eigne Wohnsitze hatten, wie auf den großen Antillen und lucayischen Inseln, da scheinen sie doch eine gewisse Oberhoheit ausgeübt, und den Völkerschaften, welche diese nicht anerkannten, sich durch räuberische Einfälle furchtbar gemacht zu haben. In dieser Beziehung sind, nach Humboldts Bemerkung, die Karaiben für das äquinoktiale Westindien gewesen, was die Lennilenapes für Nordamerika, und dieß in desto vollerem Sinne, da sie auch das Meer beherrschten und das nördliche und südliche Festland Amerika's nicht allein mit Plünderung und Verwüstung heimgesucht, sondern auch durch Seehandel an den östlichen Küsten verbunden zu haben scheinen. Als die Europäer nach dem westindischen Archipel kamen, hatten die Karaiben schon dreimastige und zweimastige Segelschiffe. Jene, die etwas über vierzig Fuß lang waren, nannten sie Kekaffa's, diese, nicht ganz so lang, Pirogues. Sie bedienten sich 6—7 Fuß langer, schaufelförmiger Ruder, die ihnen den Vortheil darboten, daß zwei Ruderer auf einer Bank neben einander sitzen und arbeiten konnten. So war es ihnen möglich, eine verhältnißmäßig große Anzahl Ruderer in ihren Schiffen aufzunehmen und diese mit unglaublicher Geschwindigkeit fortzubewegen. Von Niemand ist dieß besser erkannt worden, als von den Buccaniern, denen es bei ihren nächtlichen Ueberfällen vornehmlich auf Schnelligkeit ankommen mußte, und die daher auf ihren Schiffen auch die karaibischen Schaufelruder einführten. Oft zogen die Karaiben und noch zu der Zeit, wo die Europäer schon angelangt und im westindischen Archipel heimisch geworden waren, mit einer Flotte von 30 und 40 Segeln aus. Sie waren so geschickt und muthig in Lenkung und Fortbewegung ihrer Fahrzeuge, daß sie die heftigste Brandung nicht scheuten, wenn sie selbst von klippenreichen Küsten abfahren oder an ihnen landen wollten. Stachen sie z. B. bei voller Brandung in See, so begaben sich alle Ruderer an ihre Plätze, ergriffen die Ruder und warteten auf das Zeichen des Steuermannes, um in dem rechten Moment und gleichzeitig in's Bot zu springen und abzustoßen. Das Zeichen erfolgte, so wie sich die letzte von sieben Brandungswellen eben gebrochen hatte und ehe die erste von sieben neuen Wogen anlangte. Mit aller Kraft wurde dann dieser entgegengerudert, um deren Gipfel überwunden zu haben und an deren meerwärts gerichteter Seite niederzugleiten, wenn sie mit der andern Seite an der Küste zerschellte. So wurden alle sie-

den Wellen nach einander durch unausgesetzte, höchste Anstrengung überwunden. Es gewährte den am Ufer stehenden Zuschauern einen schrecklichen, erschütternden und erhabenen Anblick, wenn das Fahrzeug im Moment der Ueberwindung der Woge mit seinen vielen Rudern, wie mit Polypenarmen, sich auf dem Gipfel des Wellenberges festzuklammern schien und dann endlich, nahe daran, an's Ufer zurückgeschleudert und zertrümmert zu werden, doch glücklich in's Meer hinausglitt. Die Karaiben scheinen sich sogar von den amerikanischen Küsten weit hinaus in den Ocean gewagt zu haben. Wenigstens sind zu Columbus Zeit die Leichen kupferfarbiger Menschen an Madeira's Küsten ausgeworfen worden, welcher Umstand nicht Wenig dazu beigetragen hat, den Entdecker Amerika's in seiner Vermuthung eines westlichen Continents zu bestärken. Diese Leichen können nicht von den amerikanischen Küsten selbst aus herangeschwemmt worden seyn, weil es an denselben gar keine östliche Strömungen giebt. Sie müssen daher unfern der kanarischen Inseln erst verunglückt seyn. — So viel ergiebt sich inzwischen aus Allem, daß die Karaiben, wie die rüstigsten, muthigsten, verwegensten aller Amerikaner zu Land und See, so auch die mächtigsten gewesen seyn mögen, als die Europäer erschienen. Noch unter den heutigen Karaiben hat sich die Erinnerung an die ehemalige, ausgedehnte Macht und Herrschaft ihrer Nation in der stolzen Behauptung erhalten: „Wir Karaiben bilden allein eine Nation, und alle übrigen Menschen sind nur da, uns zu dienen." Auch waren es gerade die Karaiben, welche allein wagten, den Spaniern und später auch andern Europäern die Spitze zu bieten, so weit sie bei allen Nachtheilen einer schlechteren Bewaffnung und ungeregelteren Kriegsweise es im Stande waren. Alle übrigen Bewohner des westindischen Archipels, vornehmlich der großen Antillen und der Lucayen bewiesen sich gegen Columbus und seine Gefährten Anfangs schüchtern, bald zutraulich, freundschaftlich, immer aber friedliebend. Nicht so die Karaiben. Wenn diese auch die der Küste Nahenden zuweilen mit Lebensmitteln versahen, so zeigten sie sich doch in der Regel mißtrauisch und versuchten wenigstens jede Landung abzuwehren. Leicht hatte Nicaragua, ein nichtkaraibischer Häuptling auf Havti, mit Columbus Freundschaft geschlossen und selbst drückende Verbindlichkeiten gegen die Spanier übernommen, ja ihnen die Errichtung des Forts Natividad zugestanden. Kaum war aber Columbus mit der Hälfte seiner Mannschaft das erste Mal nach Spanien gesegelt, als Cannabo, karaibischer Kazik eines andern Theils der Insel, erschien, das Fort zerstörte, und mehrere Spanier erschlug. Als Columbus bei seiner Rückkunft aus Spanien dieß erfuhr, mit Gewalt aber sich Cannabo's zu bemächtigen nicht für thunlich hielt, wußte er ihn durch List und Vorspiegelung von Ehrenbezeigungen in seine Gewalt zu bekommen, ließ ihn sodann fesseln und nach Europa einschiffen. Die Folge dieser verrätherischen That war ein Aufstand aller Cannabo zugethanen Stämme, welchen dessen Frau erregte. Ohne Feuergewehr und Cavallerie wären die Spanier verloren gewesen. Dieser Aufstand darf als Beginn eines Nationalkrieges betrachtet werden, welcher vorzüglich von Karaiben oder unter karaibischer Leitung geführt, und nur durch Gewalt unterdrückt wurde, immer aber auf's Neue wieder hervorbrach, sobald die Karaiben nur einige Hoffnung zur Rache bekommen hatten. Daß es Karaiben, oder unter Karaiben stehende Völker waren, welche sich gegen die spanische Herrschaft unermüdlich auflehnten, ergiebt sich schon daraus, daß Columbus, so oft er einen neuen Eroberungszug unternahm, um alle nichtkaraibischen Völker in Ruhe zu erhalten, vorgab, er ziehe nur gegen die Karaiben und Ruhestörer zu Felde. Als er einst auf Guadeloupe landen wollte, widersetzten sich sogar karaibische Weiber diesem Vorhaben, wenn gleich vergebens. So bewiesen die Karaiben überall Abneigung und Haß gegen die goldhungrigen, eroberungssüchtigen Spanier und ihr edler Freiheits- und Nationalstolz beugte sich nur unwillig, wenn er der Uebermacht nicht länger widerstehen konnte. Zur Wuth und zu verzweifeltem Grimm in der Abwehr des fremden Joches wurden sie gebracht, als ein königlich-spanisches Dekret vom Jahre 1504 alle Karaiben gewissermaßen für vogelfrei erklärte und die Erlaubniß gab, jeden Karaiben zu tödten oder zum Sclaven zu machen. Dieß war die Anerkennung des sonst an allen Nationen gepriesenen Eifers für ihre Freiheit und Selbstständigkeit, für welche sie Alles aufzubieten nicht müde wurden. Denn so lange ihnen nur die Wahl blieb zwischen einem schmachvollen Leben in Knechtschaft und Abhängigkeit und dem Tode, so zogen sie diesen vor. Krieg gegen die Fremden war also die Losung, ob sie auch darin zu Grunde gehen mochten, und sie sind auf den Antillen, wenigstens diesseits der Landenge von Darien, so gut wie zu Grunde gegangen. Besonders hart wurde ihr Loos, seitdem Engländer und Franzosen den Besitz der Antillen sich zu erkämpfen anfingen. Oft wurden sie zur Bundesgenossenschaft dieser oder jener genöthigt, und wenn der Theil, dem die Karaiben verbunden waren, unterlag, hatten sie gerade die ganze Wuth der Rache zu empfinden. Die Franzosen tödteten oder vertrieben alle Karaiben von Guadeloupe und Martinique, weil sie einige weiße Marodeur's erschlagen haben sollten. Die Karaiben von St. Vincent waren es vornehmlich, welche abwechselnd von den Engländern gegen die Franzosen, von diesen gegen jene aufgewiegelt und so nach und nach aufgerieben wurden. Die Reste der Karaiben auf den Antillen zogen sich endlich auf Dominique zurück und es sollen jetzt nur noch 30 Familien von ihnen übrig seyn.

Nicht ganz so unglücklich ist es den Karaiben des Festlandes ergangen. Hier sind noch ungefähr 40,000 übrig geblieben, von denen 35,600 unter Missionären Koloniedörfer in Neu-Barcelona und Guyana gebildet haben; 5000 führen noch ein unabhängiges Jäger- und Räuberleben um die Quellen des Essequebo und Rio Branco.

III. Die Karaiben in den Missionen und Llano's des amerikanischen Festlandes.

Al. v. Humboldt erklärt die Karaiben des Festlandes für ein ausgezeichnet schönes, kräftiges und begabtes Volk. Alle Männer, sagt er, sind schlank und kolossal gebaut. Sechs Fuß sind fast alle hoch, viele noch weit höher und dabei sehr kräftig. Wenn sie Abends den Guayuco, ihr Gewand von dunkelblauem Tuch, das den Untertheil des Leibes bis zu den Hüften bedeckt,

theilweis und äußerst mahlerisch über die Schulter werfen, nehmen sie sich von Weitem wie Broncestatuen aus; wozu natürlich nicht Wenig beiträgt, daß sie sich noch immer, wie ihre Altvordern vor vielen hundert Jahren, mit dem rothbräunlichen Onoto oder Rocou (Raucau) bemahlen. Die Männer haben, wie die Mönche, geschorene Häupter, doch keineswegs um damit die Mönche nachzuahmen. Denn man fand die geschornen Häupter der Karaiben gleich bei der ersten Bekanntschaft mit diesen. Sie sind ein Kennzeichen ächt karaibischer Abstammung, und so finden sie sich denn namentlich auch bei den noch wild lebenden Karaiben, denen die Mönche hassenswerth, aber nicht nachahmungswürdig erscheinen. Die Mütter umschlingen früh den Kindern die Beine vom Knöchel an bis zum Oberschenkel mit sehr fest angezogenen Bändern. Dieß geschieht, um die Fleisch- und Muskelmassen recht hervortreten zu machen; was denn auch erfolgt, ohne jedoch die Kraft der Muskeln zu lähmen, da das Anschwellen derselben nach und nach eintritt. Ja es scheint fast, als würde auch die Kraft der Muskeln erhöht. Wenigstens sind die Karaiben ausgezeichnete Schnell- und Dauerläufer. Nur die dadurch erzeugten wellenförmigen Conture der Beine erscheinen dem Auge des Europäers unangenehm. Die Züge und der Ausdruck des Gesichts zeichnet die Karaiben des Festlandes nicht minder vortheilhaft vor allen übrigen eingebornen Amerikanern aus. Ihre Nasen sind weniger breit und platt, ihre Backenbeine weniger vorspringend, alle Züge überhaupt weniger mongolisch, als bei diesen. Ihre schwarzen, feurigen, aber melancholisch dreinblickenden Augen drücken Verstand, ja Tiefsinn und angewöhntes Nachdenken aus. Das ernste und düstere Ansehen, welches ihnen somit eigenthümlich ist, wird noch erhöht durch Färbung und Vergrößerung der Augenbrauen und durch die schwarzen Flecken, die sie sich in's Gesicht mahlen, um furchtbarer und wilder zu erscheinen. In den Llano's drücken sie den Kindern nicht, wie früher die Karaiben auf den Inseln und noch jetzt die von Parina, die Stirnen mit Brettern und Kissen platt; und so haben denn die Llanos-Karaiben und alle, außer den genannten, vollkommen gewölbte Stirnen und überhaupt so tadellose Schädel aufzuweisen, als man nur immer zur Ausbildung aller Intellektualkräfte erforderlich halten mag. In der That sind an ihnen Geistes- und Gemüthskräfte wahrzunehmen, die diesem ganzen vortheilhaften Aeußeren vollkommen entsprechen, auf wie niedriger Stufe der Entwickelung sie auch stehn geblieben seyn mögen. Daß ihnen, wie jedem ausgezeichneten Volke selbst auf hoher Culturstufe, ungemeiner Nationalstolz eigen ist, haben wir oben gesehen. Karibisch, Karaibisch, Kalibisch, Kalibanisch und Kanibalisch heißt in ihrer eigenen Sprache nichts weniger, als was wir uns unter diesen Beiwörtern zu denken pflegen; vielmehr so viel als: tapfer, kräftig, geistesüberlegen; und dieß waren, wie wir gesehen, die Karaiben, bis zur Ankunft der Europäer, allen andern americanischen Völkern gegenüber in hohem Grade. Bei den Brasiliern wurden auch zur Zeit, da die Portugiesen an deren Küsten landeten, alle Zauberer Karaiben genannt. In der That scheinen aus ihrer Mitte die Chaldäer der neuen Welt hervorgegangen und zu den übrigen americanischen Völkerschaften gekommen zu seyn.

Unter den Missionären von Neu-Barcelona und Guyana leben 35,000 Karaiben in volkreichen Dörfern und wohl eingerichteten Gemeinden. Den Angelegenheiten einer Gemeinde steht ein aus der Mitte derselben von Missionären gewählter Governador und Alcalde vor. Obwohl es Al. v. Humboldt auffiel, an diesen karaibischen Beamten ein so seltsames Vornehmthun, abgemessenes, kaltes und stolzes Betragen wahrzunehmen, wie es den Subalternofficianten der alten Welt nur zu oft eigen ist: so weiß er doch im Uebrigen ihre Treue und Geschicklichkeit in Verwaltung ihrer Aemter nicht genug zu loben. Er hörte unter andern 18—20jährige Karaiben, welche zur Stelle eines Alguacils (Fiscals) ernannt waren, stundenlang vor der Gemeinde reden. Die ernste Haltung, der fließende Vortrag, die lebhafte, charakteristische Betonung, selbst die angemessenen Gebehrden, mit denen sie ihre Worte begleiteten: Alles kündigte ihm ein geistreiches Volk an, welches vermöge seiner Anlagen des höchsten Grades von Cultur fähig sey. Noch geht alle Sorgfalt der Missionäre dahin, sie vor allen Dingen an ein geordnetes Leben zu gewöhnen; und die karaibischen Governadores und Fiscale sind ihnen durch die Strenge, mit welcher sie die Disciplin handhaben, äußerst behülflich. In den vor den Kirchen gehaltenen Gemeindeversammlungen werden öffentlich Ermahnungen zu Fleiß und Ordnungsliebe gegeben, Belohnungen und Belobungen, aber auch Verweise, Strafen, ja selbst körperliche Züchtigungen zuerkannt. Es ist ihnen dieß minder schmerzlich, als sonst (indem Karaibensclaven, wenn sie geschlagen wurden, in solche Wuth oder Betrübniß geriethen, daß sie sich zu Tode hungerten), weil es gleichsam unter göttlicher Autorität und nie von Nichtkaraiben geschieht. Zwar wird es den Missionären sehr schwer, die Karaiben an feste Wohnsitze zu gewöhnen, da sie früher alle entweder ein Land- und Seeräuberleben geführt oder Handel getrieben haben. Dennoch versichern dieselben Missionäre, welche Franciskanermönche sind, daß die Vorurtheile, die man gegen die Karaiben zu hegen gewohnt sey, immer mehr schwänden, je näher man sie kennen lerne. Namentlich scheine kein Volk des neuen Kontinents seiner ganzen Natur nach so wenig sich zur Anthropophagie zu neigen, die ihnen doch so entschieden von jeher aufgebürdet worden ist, daß man alle Anthropophagen nach ihnen Kanibalen zu nennen pflegt. Das Gewebe von Verleumdungen zu zerreißen, welche die Europäer verbreitet haben, um die Karaiben in diesen Ruf zu bringen und ihre eigenen Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten gegen sie zu rechtfertigen, würde uns hier zu weit führen; auch möchten hiebei die civilisirten, christlichen Europäer in einer Gemüths- und Geistesrohheit erscheinen, die von einer größeren Entmenschung Zeugniß gäbe, als bei den wildesten Völkerschaften gefunden werden möchte.

Volkslieder der Basken.

Der größte Vorzug unserer Zeit vor jeder früheren ist, daß sie sich selbst begriffen hat, indem sie das, was früher nur unwillkührlich und instinktmäßig geschah, mit Bewußtseyn und aus freier Wahl vollbringt. Aus der Periode des Zweifelns und Besinnens,

die in dem Unglauben des vorigen Jahrhunderts ihre höchste Stufe erreicht hatte, sind wir zu dem alten Kreis des Thuns und Handels zurückgekehrt; aber wir haben als den Gewinn jenes Besinnens die Erkenntniß von dem, was wir thun, mit hineingebracht. Als eines der merkwürdigsten Zeichen der Zeit müssen wir in dieser Beziehung die Verehrung betrachten, die fast überall den Resten und Trümmern des alten Volkslebens erwiesen wird, die sich in Festen und Gebräuchen, Liedern und Meinungen, ja in dem Aberglauben der Menge erhalten haben. Daß diese Vorliebe, welche plötzlich an die Stelle der bittersten Verachtung und des rücksichtslosesten Hohnes getreten ist, keine vorübergehende Mode des Augenblicks, sondern in einem tief und allgemein gefühlten Bedürfniß gegründet sey, bedarf keines Beweises, wenn wir nur an die Verhältnisse erinnern, unter denen dieselbe an den verschiedensten Puncten zu gleicher Zeit hervorgetreten ist. So erschien, während Wuck Stephanowitsch die Lieder der Serben und Fauriel die Volkslieder der Griechen sammelte in Spanien (in baskischer Sprache) ein Werk über die Tänze und Volkslieder der Basken. (Guipuzcoaco Dantza Gogoangarrien Condaira — Historia de los antignos Bailes Guipuzcoanos, i reglas instructivas para ejecutar los bien i cantarlos en verso. Por Don J. J. de Iztueta. San Sebastian, 1824. 8.) Der Verfasser, ein baskischer Bauer, kann seinem eigenen Geständniß nach kaum seinen Namen schreiben und versteht außer dem Baskischen keine Sprache; in einer Schreibart, die einfach und schmucklos, aber voll Feuer und Enthusiasmus ist, spricht er seine Klagen darüber aus, daß fremde Sitten ihren Weg in seine Heimat gefunden hätten und mit den alten Gebräuchen, die alte Redlichkeit, Herzlichkeit und Fröhlichkeit zu verdrängen anfingen.

Jede Feierlichkeit, jede öffentliche oder Privat-Versammlung hat bei den Basken ihren besondern Gesang und Tanz oder andere heitere Ceremonien, die seit undenklichen Zeiten immer auf dieselbe Weise ausgeführt worden sind. Diese Ergötzlichkeiten sind auf das Innigste mit der ganzen Verfassung des Landes verbunden, und die Erhaltung der einen, hängt nothwendig von der Erhaltung der anderen ab. Indem Iztueta für die Tänze und Lieder seines Volkes auftrat, vertheidigte er zugleich die alten Sitten und die alte Verfassung desselben; und das lebendige Interesse, welches sein Werk dadurch erhält, entschädigt uns für die häufigen Wiederholungen und den Mangel an Ordnung, die wir daran auszusetzen haben.

Iztueta beschreibt nicht weniger, als sechs und dreißig Tänze, und da der Tambourinspieler die Hauptperson bei denselben ist, so beschäftigt er sich besonders ausführlich mit den Eigenschaften, welche dem alten Herkommen nach in seiner Person vereinigt seyn müssen. Schmerzlich beklagt er die Mißbräuche, welche sich neuerer Zeit in die Ausübung dieses wichtigen Amtes eingeschlichen haben; indem die meisten Tambourinspieler gegenwärtig wahre Mimiker sind, die italienische, französische und andere fremde Tänze einführen, um ihre Geschicklichkeit zu zeigen, und die alten Tanzweisen von Guipuzcoa vergessen oder verachten, obwohl jede der letzteren mit einer besondern Ceremonie verknüpft ist, die sich auf die Thaten, Sitten und Tugenden der Voreltern bezieht.

Alle diese alten Tanzweisen sind von Liedern begleitet, von denen Iztueta indessen nur wenige Strophen anführt, weil die Censur einige Ausdrücke für zu frei hielt, um die Bekanntmachung durch den Druck zu gestatten, „obgleich sie in einem Wirthshaus, oder unter einer Anzahl von Leuten gesungen, die gewohnt sind, sie zu hören, nur wenig Aergerniß geben können.“ Einer der merkwürdigsten Tänze ist der Pordai Dantza, oder Lanzentanz, welcher zum Gedächtniß eines Sieges der alten Guipuzcoer über Navarra von Männern getanzt wird, die mit langen Stäben bewaffnet sind; dazu wird folgendes Lied gesungen:

Milla urte igarota
    Ura bere videan,
Guiputzac sartudira
    Gazteluco echean
Nafarraquin batu dira
    Beotibarren pelean etc.

Sind auch tausend Jahr vergangen,
    Hört kein Strom zu fließen auf.
Tapfre Guipuzcoer brachen
    Gaztelue im Sturmeslauf,
Schlugen die Navarrer Knaben
    Zu Beolibar zu Hauf.

Andere Tänze sind mit Liebesliedern verbunden, wie das folgende:

Nere maita polita
    Nola cera bici?
Zortei egun onetan
    Eztaitut icusi.
Uste det zabiltzala
    Nigandic iguesi,
Ezdirazu ematen
    A secabe guichi.

Liebes Mädchen sprich,
    Wie ergeht es Dir?
Schon acht Tage sind's,
    Seit Du nicht mehr hier.
Traurig macht 's mich, daß
    Du Dich mir entziehst,
Mich, der innig Dich
    Liebt, so grausam fliehst.

Alle Basken sind geborne Dichter; alle machen Verse, die zwar nie aufgeschrieben, aber, von dem Verfasser gesungen, bald von Mund zu Mund über das ganze Land verbreitet werden. Zu den beliebtesten Vergnügungen des Volkes gehören Wettkämpfe im Singen, die von Schiedsrichter entschieden werden; und da der Gesang auf alle Gegenstände des gemeinen Lebens angewandt wird und in der öffentlichen Meinung seinen Halt findet, so bildet er ein unbezwingliches Bollwerk gegen alle Bedrückungen und Anmaßungen der willkührlichen Gewalt, die zwar der Rache des einzelnen Gemißhandelten, aber nicht dem Hohn und Unwillen der Masse widerstehen kann.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 39. 8 Februar 1829.

Erinnerungen aus Neapel.

Von X.

Es ist beinahe unmöglich, eine besonnene, trockene Beschreibung von Neapel und seinen Umgebungen zu machen; denn die Worte allein, deren man sich unwillkürlich bedient, sind schon so poetisch, daß man sie zur Prosa kaum brauchen kann; und verflechten sie sich zu einem Gemälde der ganzen großartigen Komposition, so läuft man Gefahr, ein mystisches Naturgedicht zu liefern, darin der Verfasser seine Entzückungen vertrauter Gespräche mit jungen Palmensprößlingen und alten erfahrnen Lavafelsen berichtet.

Darum will sich auch Nichts in Neapel festhalten, was nicht in dem einfachen Genusse der Natur und dem ausschließlichen Umfange mit ihr allein wurzelte. Denn wenn die Neapolitaner gleich, wie der alte französische Kanonist sagt, causcun jour voudroient avoir noveau Seignor, so sind sie doch niemals jener angebornen Herrin und Mutter untreu geworden und hängen mit Liebe und Inbrunst an der ewig jungen, milden, versöhnlichen Königin. Zürnt sie auch manchmal im wilden Donner aus dem dampfenden Schlunde des Vesuvs, oder dem erstickenden Qualm der Solfatara, so bringt ihre Liebe doch bald wieder Trost. Die zerrissenen Bergrücken gleichen sich mit üppigen Rebgeländen aus, und aus den verderbenschleudernden Schluchten stürzen reichhaltige heilsame Quellen.

Die Einfahrt in Neapel ist übrigens wenig überraschend. Hinter Aversa ist man zwischen hohen Ulmenwäldern hingezogen, und der Weinstock, der sich von Baum zu Baum rankt, hemmt mit seinem dichten Geflecht die Aussicht nach allen Seiten. Einige Miglien vor der Stadt beginnen die Vorstädte, voll niedriger, ärmlicher Häuser, mit platten, gemauerten Dächern und papiernen Fenstern, aus denen eben keine sonderlichen Proben italienischer Schönheiten leuchten. Drei Douanen, die sich in der Strecke von einer Stunde folgen, thun das Ihrige, die Begeisterung herabzustimmen, und wahrer Lebens-Ueberdruß möchte den ergreifen, der nunmehr am Eingang der großen Straße Toledo, von der Thorwache um den Paß gepeinigt, von Lärm aller Art umtobt, kein anderes Asyl wüßte, als die zwanzig Gasthöfe, deren wohlklingende Namen ihm fünfzig zerlumpte Bursche auf einmal wetteifernd zurufen. Kommt er aber unter diesem Getöse, gefoltert von Ungeduld und Aerger, hinunter bis zum Quai von S. Luzia, dann hat alle irdische Noth ihr Ende erreicht, und gern wirft der entzückte Fremdling Grans und Carlins an die zudringlichen, unersättlichen Lazzaroni verschwenderisch über Bord, um ohne diesen Ballast desto früher die Fittige der Lust ungestört entfalten zu können.

Aber, wer beschriebe auch die erhabene Schönheit dieses Anblicks! Soll sich das Auge zuerst rechts wenden, wo sich ein blühender Garten von Oelbäumen, Feigen und Orangen auf sanfter Anhöhe bis zum Vorgebirge Pausilip erstreckt? Oder links, wo die unermeßliche Stadt terrassenförmig, im weiten Halbkreise sich aufbaut, bis zum dunkelfärbigen Vesuv, dessen weiße Rauchsäule mährchenhaft heimlich aus den Werkstätten der Feuergeister steigt, um den dunkelblauen Lüften geheimnißvolle Botschaft zu bringen? Und wer dichtete nicht bei dem Anblick des unabsehbaren, tiefazurnen Meeres! Aus jenen Fluthen steigen über den Golf die glücklichen Ufer von Sorrent, die zackigten Felsenzinnen von Capri; wie Schwäne, silberweiß blinkend, tanzen Segel fern im offenen Süden auf.

Nur ungern stürzt man sich aus dem überwältigenden Genuß der Natur in das tolle Brausen der Stadt, deren Straßen wohl zu den volkreichsten von Europa gehören mögen. Vom frühen Morgen bis Mitternacht bewegen sich dort Fußgänger, Reiter und Wagen aller Art im dichtesten Gedränge. Elegante Equipagen und pfeilschnelle zweirädrige Cabriolette kreuzen sich mit den langsamen, ochsenbespannten Karren der Bauern, und den mit Gemüsen schwer beladenen Eseln; Petitsmaitres eilen aus ihren Dachstübchen zum Kaffee vorüber an schwarzgekleideten Donnen, die ihre Posten an den Kirchthüren zu erreichen trachten, vor denen sie ihre verschämten Bitten um Almosen an die Vorübergehenden richten; dazwischen lärmen die Trommeln der Schweizergarde; tausend Hände der auf der Straße Arbeitenden klopfen und hämmern in das Geschrei der Acquajolen, Krämer, Fisch- und Orangenhändler; und während der Blick sich nach feurig schauenden, fantastisch geputzten Calabresinnen richtet, stolpert der Fuß leicht über ein Paar Lazzaroni, die, am Boden gelagert, von nackten Kindern umgeben, ihr frugales Frühstück von Macaroni verzehren.

Diese Menschenmasse mehrt sich noch auf den öffentlichen Plätzen, und namentlich am Lago di Castello und am Hafendamme. Dort sind die öffentlichen Schreiber versammelt, die gegen geringe Bezahlung alle Arten von Briefen fertigen und vorlesen. Dort haben sich auch alle Gattungen von Gauklern, Schlangen-

händlern, Marionettenspielern, Traumdeutern 2c. niedergelassen; und an sie schließen sich die Improvisatoren und Declamatoren an, die auf den niedern Steingeländern des Molo sitzend, dem zahlreichen Publikum von Geistlichen, Soldaten, Lazzaroni und fremden Künstlern, im Angesichte des erhabenen Meers, alte Sagen und Mährchen pomphaft erzählen, oder mit stolzem Blicke die unsterblichen Gesänge Tasso's und Ariost's recitiren und mit erläuternden Kommentaren begleiten.

Auf diese Weise beschäftigt oder müßig, weilt ein großer Theil der Einwohner von Neapel beständig im Freien. Diese angeborne Lust, die der sanfte, beständige Himmel erzeugt und nährt, spricht sich auf vielfache Weise aus. So sind die hohen, meist sechsstöckigen Häuser sämmtlich mit eben so vielen Balkonen versehen, als sie Fenster haben; jeden Balkon zieren wenigstens Cactus und Aloen; und sehr viele Häuser tragen auf den glatten Dächern zierliche, kleine Gärtchen. Ebenso lieben die Neapolitaner, denen die Natur im schönsten, vielartigsten und heitersten Farbenspiele lacht, auch alles Bunte, wo es sich nur möglicher Weise passend anbringen läßt. Die Bretterbuden der Wasserverkäufer prangen im Gewande des Regenbogens, und sind zudem noch mit grünen Zweigen und Blumen verziert; die Geschirre der Pferde und Esel sind phantastisch mit rothem, gelbem und blauem Leder, mit Quasten und Franzen geputzt; die Köpfe der Thiere selbst mit Bändern und Federn geschmückt, und glänzender Messing allenthalben verschwenderisch an den Cabriolettten angebracht. Ebenso bunt sind auch die Kostüme der untern Volksklassen, und selbst der ärmste Fischer trägt noch die hochrothe wollene Mütze.

Indem sich aber die Phantasie mit Hülfe von Klima und Lage ausschließlich das Herrscherrecht erwarb, hat sie das Denken mit Allem, was damit zusammenhängt, in der Masse des Volkes verdrängt. Darum ist die Erholung des Neapolitaners auch nur eine stumpfe Ruhe, in der er sich, aller Wechselwirkung zwischen Innerem und Aeußerem entsagend, einer völligen Apathie hingiebt.

Dieses Wechseln zwischen heftiger Bewegung und darauf folgender Ermattung zeigt sich in der Geschichte, sowie in dem täglichen Leben der Neapolitaner.

Betrachten wir dieses, so sehen wir den größten Theil der Bevölkerung an gewissen Stunden des Tages in wirklichem Aufruhr, Alles regt sich, läuft und rennt, bloß um die übrige Zeit gemächlich jene todähnliche Ruhe zu genießen. Die Müssiggänger im Frack, gewissermaßen die eleganten Lazzaroni, sitzen dann regungslos vor den Kaffeehäusern, trinken und essen kaum, bis das Theater sie zum Leben erweckt; die ächten Lazzaroni legen sich nach gethaner Arbeit in die Sonne an den Wänden der Häuser hin, oder in den Sand am Meere, und brechen wieder bloß auf, um zu den Macaroni zu eilen, deren Erwerb der einzige Zweck aller Arbeiten ist. Der Adel, der in Neapel keineswegs die glänzende Rolle spielt, wie in andern Städten Italiens, ist auch nicht muntrer. Die einzige Bewegung, die er sich macht, ist eine Spazierfahrt an der Rhede Marcellina bis zum Kastell der Königin Johanna und wieder zurück in die kühlenden Gemächer der Paläste.

Eine gleiche Abwechslung zwischen raschem Aufleben eines phantastischen Enthusiasmus und völliger Ruhe giebt die Geschichte von Neapel.

Nach politischer Freiheit trägt das Volk kein sonderliches Verlangen. Existiren, so gut, als es ohne große Anstrengung möglich ist, bleibt sein Zweck, dessen Erreichung ihm die Natur und eine Genügsamkeit, wie sie beinahe allen südlichen Völkern eigen ist, erleichtert.

Aus eben diesem Grunde hat die Kunst in Neapel nie besonderen Aufschwung erhalten. Von den Zeiten der Hohenstaufen an waren es beinahe immer fremde Bildhauer, Maler und Architekten, welche Kirchen, Paläste und andere öffentliche Gebäude ausschmückten. An solchen hat die Stadt ohnehin nichts Beträchtliches; denn nur der Malerei, sofern sie zu ihrem Dienste bereit war, scheint die Natur Eingang in diese Gefilde gegönnt zu haben, während sie Alles ausschloß, was sich stolz neben sie stellen wollte, oder es duldete, wie zum Spotte, um den Glanz der hohen Siegerin leuchtender zu machen. Schnell wird sich der Beschauer von diesen altmodisch aufgeputzten Palästen, unmodernen Kirchen, ja selbst vom Meisterstück der neuern neapolitanischen Architektur, dem reichen S. Fernando, zu dem Dome des Himmels wenden, zu dem ewigen Brandopfer des Vesuvs, und den Düften des Segens, die rings das blühende Land weit über das glänzende Meer haucht.

Zwei Gräber voll Erinnerungen liegen in diesen Gärten verborgen, deren hier gedacht werden muß. Unten am südlichen Fuße des Vesuvs staunen wir die großen Katakomben an, die Städte-Mumien, Pompeji und Herculanum. Einsam, verborgen, in der düstern Kirche S. Maria del Carmine, nahe an dem Orte, wo sie bluteten, ruhen zwei deutsche Jünglinge, Konradin von Staufen, und Friedrich von Oesterreich. In den prunkenden Sälen des königl. Museums zeigen die Kustoden die seit einem Jahrtausend erhaltenen Eingeweide jener Mumien. Es ist der stolzeste Gedanke des Antiquars, das wieder in das Leben einzuführen, was für immer vernichtet zu seyn schien, uns noch einmal mit vergangenen Geschlechtern leben zu lassen, uns in die kleinsten Einzelheiten ihrer Sitten, ihres Haushalts, und öffentlichen Lebens einzuweihen. Jener Jünglinge Grab aber überrascht uns nicht auf diese Weise mit lebendig gewordener Erinnerung; die seinige ist nicht verkörpert, aber desto rührender und erhebender, als jene römischen Stillleben. Dieß Denkmal lockt sehnsüchtige Thränen um das zu Boden getretene Schöne hervor, aber sie zeigen, daß es ewig lebt in dem Schmerz vieler kommenden Herzen. Qui giaciono Corradino di Staufen e Federigo d'Austria, sagt die einfache Inschrift; aber sie leben in Gedanken und Liedern, und ihre Namen blühen jeden Frühling zwischen das frische Daseyn, während der römische Hausrath in dem Museum, wohlverwahrt hinter Schloß und Riegel ruht, und statt durch frohen Sang, durch die gelehrte Prosa des scholiastischen Cicerone erklärt wird.

Alle lebendige Spur der Vergangenheit muß sich zum Bündniß mit der Natur bequemen, wenn sie wahrhaft menschlich rühren und erfreuen soll. Pompeji und Herculanum hätten dieß schon längst gethan, allein die aufgeklärte Regierung verbietet

es, und auch der Vesuv sieht noch viel zu drohend herab, als daß die verlassenen alten Mauern sich den reizenden Umarmungen des heitern Grüns überlassen könnten. So strecken sie halb Ruine, halb erhalten, die ehrwürdigen Glieder aus dem Lavasand, wie unschlüßig, ob sie in den Dienst der Antiquare oder den erfreulicheren der Natur übertreten sollen.

Die nördliche Umgebung von Neapel, d. h. die Ueberreste der vergangenen Römerzeit im Umkreise der Bucht von Bajä, hat sich der liebenden Mutter anvertraut. Dort treten weder Dianen- oder Merkur-, noch Jupiter- und Apollotempel mehr in Wettstreit um den Vorrang; die Villa des Cicero ist so bescheiden, als das Haus des armen Fischers nebenan, und keine Cento Camerelle geben mehr Aufschluß über Neronische Kriminaljustiz. Alle sind zufrieden, in ihrem Alter für die morschen Glieder Stützen gefunden zu haben in ihren Söhnen und Enkeln, uralten Oelbäumen, knorrigen Eichen und dem schmeichelnden Epheu. Darum werden ihnen auch die liebsten Gaben. Wogend schallt in den Ruinen von Pozzuoli und Bajä und über die Wellen seiner lieblichen Bucht hin der Ton von fröhlichen Liedern, ertönt Guitarrenklang, Jauchzen und Lust.

Dem Meerbusen gegenüber steigt die Insel Ischia aus dem Meere empor, ein einziger Fels, dessen Fuß reichlich bewachsen bis zur nackten Höhe von fünftausend Fuß sich erhebt. Dort stand ich an einem Sonntagsmorgen, eben als die Sonne aus den Wassern stieg, in der kleinen steingehauenen Kapelle des Eremiten, der auf dem höchsten Gipfel wohnt. Er las eben die Messe; um mich standen Landleute aus dem Thale, die heraufgekommen waren, ihre Andacht zu verrichten: starke Männer mit funkelnden Augen, Mädchen, blaß, aber blendend weiß, zierlich in der fast griechischen Landestracht. Durch die weiten Fenster der Kapelle fiel mein Blick auf die unermeßliche glatte Fläche, die kein Windeshauch rührte, während manchmal, mit einem kühlenden Lüftchen aus der Tiefe, Blüthengeruch heraufströmte. Links in unabsehbarer Ferne nach Nord und Süd dämmerte die Küste Italiens in zartem Violet; am Nächsten die kahlen, steilen Felsen des Cap Misen, weiterhin stieg die weiße Rauchsäule des Vesuv gerade auf, dann sich beugend verlor sie sich entlang den vom Sonnennebel verhüllten Küsten Calabriens. Schweigend ruhte die Welt um mich her in unbeschreiblich erhabener Stille, unterbrochen nur von des Eremiten Sanctus, Sanctus, Sanctus!

Die brittischen Colonien in Nordamerica.

I. C a n a d a.

So lange Canada unter französischer Herrschaft stand, wurde es von einem Vicekönig, nach französischen Gesetzen, regiert. Die Einwohner waren Franzosen oder französischen Ursprungs und bekannten sich sämmtlich zu der katholischen Religion. Unter den Engländern trat eine völlig verschiedene Ordnung der Dinge ein, und nach verschiedenen Veränderungen wurde die Regierungsform in der Art, wie sie noch gegenwärtig besteht, festgesetzt.

Die Colonie, die bisher den Namen der Provinz von Quebec geführt hatte, wurde in zwei besondere Gouvernemens getheilt: Ober- und Nieder-Canada. In Obercanada wurden die Gesetze Großbritanniens unverändert eingeführt; Niedercanada dagegen, welches den vorzugsweise von französischen Ansiedlern bevölkerten Gebietstheil begriff, wurde nach wie vor nach den Gesetzen und Gewohnheiten von Paris verwaltet. Jede Provinz erhielt eine besondere Verfassung, nach dem Muster der brittischen gemodelt, nämlich an der Spitze einen Gouverneur, der von der Krone ernannt wird; sodann einen gesetzgebenden Rath, (legislative Council), der gleichfalls von der Krone ernannt wird und der Stelle des Hauses der Peers ersetzen soll, und endlich eine Abgeordneten-Versammlung (House of Assembly), die von dem Volke erwählt wird und dem Hause der Gemeinen entspricht. Außerdem wurde in jeder Provinz dem Gouverneur ein vollziehender Rath an die Seite gesetzt, dessen Mitglieder die Krone ernennt, und drei Gerichtshöfe (ein Hof der King's Bench, der Common Pleas und ein Admiralitätsgericht) eingerichtet. Die Kosten der Civilverwaltung mußten von den Provinzen selbst bestritten werden, wogegen England die Militärmacht zu unterhalten und alle zur Vertheidigung des Landes nöthig befundenen Anstalten zu treffen hatte.

Die Bevölkerung der beiden Provinzen besteht in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung aus zwei Volksstämmen, die in Sitten Sprache und Religion gleich sehr von einander verschieden sind. Die Bewohner von Obercanada sind nämlich ausschließlich Americaner, oder Auswanderer aus Großbritannien und Irland; während die Untercanadier fast eben so ausschließlich Nachkommen der alten französischen Bevölkerung sind. Die große Mehrzahl der letzteren ist mit dem Ackerbau beschäftigt, indem fast Jedermann ein Stück Landes besitzt und auf demselben von seinen Nachbarn abgesondert lebt. Die Dörfer sind über eine unermeßliche Strecke Landes dünn zerstreut und größten Theils nur aus ein paar einzelnen Häusern zusammengesetzt, deren Einwohner emsig damit beschäftigt sind, ihren täglichen Unterhalt zu gewinnen. Der Priester, der Gutsherr (Seigneur), oder sein Rentmeister und ein oder zwei Krämer sind die Honoratioren der kleinen Gemeinde; den Rest bildet die geringe Anzahl Handwerker, welche der rohe Landmann nicht entbehren kann. Niemand ist drückendem Mangel ausgesetzt, aber außerhalb der Städte finden sich nur Wenige, die nicht zu täglicher Arbeit genöthigt wären. Gewöhnlich webt die Familie des Landmanns den größten Theil des Tuch das sie zu ihrer Kleidung bedarf, und oft macht er sich seine Schuhe, seine Ackergeräthe, wie seinen Zucker selbst; der Schmid, der Zimmermann ist immer zugleich Bauer, und nicht selten sieht man auch den Priester mit eignen Händen seinen Acker bestellen. Daß bei so vielseitigen Beschäftigungen der Canadier wenig Zeit für seine Geistesbildung übrig behalten kann, ist leicht begreiflich; er steht daher in dieser Beziehung weit hinter seinen Nachbarn zurück; und während in den Vereinigten Staaten Alles mit Riesenschritten vorwärts eilt, ist Niedercanada gegenwärtig noch ganz das, was es vor fünfzig Jahren war. Obercanada gleicht in dieser, wie in jeder andern Beziehung ganz den übrigen brittischen Provinzen, oder bis auf einige unwesentlichen Unterschiede den V. St.

Durch die Parlamentsacte, welche den Canadiern ihre gegenwärtige Verfassung verlieh, wurde Jedermann, der ein Landeinkommen von 40 Schilling jährlich hatte, oder in den Städten, wer zehn Pf. Miethe jährlich zahlte, zu einer Wahlstimme für das Haus der Abgeordneten berechtigt. So Viel vermag in diesem Lande fast Jedermann. In Obercanada sind alle Ländereien freies Eigen-

thum, und es kann daher, da zu Bestechungen Keiner reich genug ist, Niemand einen ungesetzlichen Einfluß auf die Wahlen ausüben. In Niedercanada sind die Verhältnisse in sofern anders, als der größte Theil des Landes en seigneurie besessen wird, indem der König von Frankreich bei der ersten Ansiedlung gewissen Individuen große Landstriche verlieh, die seigneuries genannt wurden, wie der Besitzer derselben seigneur. Jeder Seigneur hatte das Recht seine Besitzungen in kleineren Theilen an Hintersassen zu Lehen (en fief) zu geben, die dadurch die Eigenthümer des Bodens wurden, aber dem Seigneur gewisse Dienste zu leisten und einen mäßigen Zins zu zahlen hatten. Dieser Zins beträgt jedoch eine Kleinigkeit, und auch die übrigen Rechte der Seigneurs sind durch die Gesetze so genau bestimmt, daß sie den Hintersassen nicht leicht beschwerlich werden können. Daher sind auch hier die Wahlen von ungesetzlichen Einflüssen fast vollkommen frei; und man kann annehmen, da die Dauer der Versammlungen überdieß nur zwei Jahre beträgt, daß das Benehmen der Abgeordneten immer in vollkommenem Einverständniß mit den Wünschen des Volkes sey. Wir können demnach die Opposition, in welcher wir das Haus der Abgeordneten — seit der Zeit seiner ersten Zusammenberufung — fast ununterbrochen gegen das Gouvernement finden, auf keine Weise, wie von den Organen des letzteren geschieht, dem Parteigeiste zuschreiben. Schon hat die Regierung sich in einem nicht unwichtigen Puncte zur Nachgiebigkeit genöthigt gesehen, indem bei Eröffnung der dießjährigen Sitzung des Provincialparlaments (am 21 Nov. d. v. J.) der Provinz die seit zwanzig Jahren vergeblich nachgesuchte Befugniß ertheilt wurde, einen eigenen Agenten in London zu halten, um bei dem Ministerium ihre Interessen wahrzunehmen. Außerdem wurde die Wahl eines der einflußvollsten Abgeordneten, des Hrn. Papineau, zum Speaker (Präsidenten), welcher der vorige Gouverneur die Bestätigung verweigert hatte, von seinem Nachfolger anerkannt; und die Festigkeit, welche das Haus bisher in seinen Forderungen bewiesen hat, läßt erwarten, daß die dießjährige Sitzung für die Verwaltung und vielleicht für die ganze Zukunft der Colonie entscheidende Folgen haben wird.

Vergl. Times und Westminster Review, XV.

Die Basken.

Die drei Provinzen Guipuzcoa, Alava und Biscaya bilden den Theil von Spanien, welcher das Land der Basken genannt wird, von dem betriebsamen, heitern, freiheitsliebenden Völkchen, welches die Sprache und den Stammcharakter der alten Iberer, der Urbewohner der pyrenäischen Halbinsel, durch alle die Revolutionen, welche nach einander über ihre Heimat hinweg gegangen sind, hindurch bis auf unsere Zeiten, wenn auch nicht in unvermischter Reinheit, doch mit verhältnißmäßig geringen Veränderungen bewahrt hat. Bis zum XII Jahrhundert erhielten die Basken, nach dem Sturze der Römermacht und dem Ende des westgothischen Reiches, ihre Freiheit, indem sie nach den Umständen bald den Schutz der Könige von Castilien, bald den der Fürsten von Navarra suchten. Im XII Jahrhundert unterwarfen sie sich freiwillig der erstern Krone, die ihnen dagegen die Aufrechterhaltung ihrer Gesetze und der Privilegien, deren sie bis dahin genossen hatten, und die von einigen spätern Königen noch vermehrt wurden, garantirte. Während der Herrschaft der österreichischen Dynastie waren die wichtigsten Staats-Bedienungen mit Basken besetzt, welche ihre Stellung dazu benutzten, ihre Heimat vor Bedrückungen zu bewahren; während der finanziellen Verlegenheiten des Hauses Bourbon mußten oft freiwillige Geldbeiträge den baskischen Provinzen die Bestätigung ihrer Vorrechte sichern.

Als während des Krieges gegen die französische Republik ein Versuch gemacht wurde, die Basken zum Dienste in der Armee zu zwingen, ergriffen sie die Waffen, um ihr altes Privilegium zu behaupten, wonach sie nur zur Landesvertheidigung und unter Führern von ihrer eigenen Wahl Kriegsdienste leisten dürfen. Eben so standen sie im Jahr 1827, als der Gouverneur die Miliz der königlichen Freiwilligen bei ihnen einführen wollte, in Masse auf, um sich dieser Neuerung zu widersetzen; der Gouverneur sah sich genöthigt, seinen Befehl zurückzunehmen; und die Basken wußten durch ihre Alcalden und Volksbeamten, mitten unter der allgemeinen Auflösung aller gesetzlichen Bande, bei sich die Ordnung zu erhalten.

Die Verfassung dieser Provinzen ist rein demokratisch. Jede Stadt oder Ortschaft hat einen Alcalden und einen Municipalrath, der jährlich von den Einwohnern gewählt wird. Der Alcalde ist der oberste Richter in Civil- und Criminalprozessen und hat mit dem Beistande der Municipalbeamten zugleich die Polizeiverwaltung zu besorgen. Ebenso ist er der Commandant der Miliz, die aus allen verheiratheten wie unverheiratheten Einwohnern besteht, welche im Stande sind die Waffen zu führen. Auch kann er als Abgeordneter zu der Junta, oder den Generalstaaten gesandt werden, die sich jährlich in regelmäßiger Folge in einer der Hauptstädte des Gebiets versammeln. In dieser Versammlung wird unter dem Präsidium des Corregidor, oder Appellationsrichters, welchen der König ernennt, über alle Gegenstände von allgemeinem Interesse verhandelt. Wenn die Regierung sich eine Verletzung der alten Rechte der Provinz erlaubt hat, so werden Maßregeln zur Abhülfe getroffen. Auch die Schätzungen der öffentlichen Ausgaben werden der Versammlung vorgelegt und die Mittel bestimmt, um dieselben zu bestreiten; aber weder directe, noch indirecte Abgaben, welche dem übrigen Spanien auferlegt sind, werden hier zugelassen. Die Versammlung wird in dem Hause des Generaldeputirten gehalten, eines Beamten, welcher jährlich gewählt wird, um während der Zwischenzeit zwischen den Sitzungen der Stände der allgemeinen Interessen wahrzunehmen. Dem Rath, welcher dem Generaldeputirten zur Seite gesetzt ist, liegt es auch ob, Fälle von besonderer Schwierigkeit oder Dunkelheit, welche vor die Ständeversammlung kommen, vorläufig zu untersuchen.

Alle Basken genießen in ganz Spanien aller Vorrechte des Adels; um zu der Bekleidung jedes öffentlichen Amtes in ihrer Heimat befähigt zu seyn, bedürfen sie nur des Besitzes eines unabhängigen Grundeigenthumes; und so finden wir Geistliche, Kaufleute, Handwerker, Bauern und kurz alle Stände, welche die Bevölkerung ausmachen, ohne Unterschied mit der Verwaltung und Handhabung der Gesetze beauftragt. Militär giebt es nicht, weil alle Einwohner Soldaten sind, sobald der Alcalde es gebietet; unter fremden Fahnen zu dienen, oder ihre Provinz zu verlassen, zu deren Vertheidigung sie im Fall der Noth in Masse aufstehen müssen, kann er sie indessen nicht zwingen.

Foreign Review, N. IV.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 40. 9 Februar 1829.

Rußland im siebenzehnten Jahrhundert.

(Schluß.)

Abschiedstrunk bei Hofe. Der Zaar und seine Familie. Heimreise.

Bei der noch ganz orientalischen Eifersucht, mit welcher damals in Rußland die Sitte *) der Vornehmen das Innere des Familienlebens und namentlich das Frauengemach dem Auge der Fremden verschloß, mußten die Gesandten vom Glück besonders begünstigt worden seyn, daß sie uns über diesen interessanten Gegenstand einige Mittheilungen machen konnten. „Nie," sagt Meyerberg, „erscheinen die Gemahlin des Großfürsten und sein Sohn, ob er gleich bereits zehn Jahr alt ist, vielweniger seine Schwestern und Töchter, mit ihm zusammen an der Tafel; auch geht die Ehrfurcht für sie so weit, daß Niemand **) sie zu sehen bekommt. Unter tausend Hofleuten wird man kaum Einen finden, der mit Wahrheit sagen könnte, daß er sie gesehen hätte. Ja, als einmal die Großfürstin erkrankte und ein Arzt ***) gerufen werden mußte, so ließ sie, ehe er in ihr Schlafzimmer geführt wurde, die Fenster dicht mit Tüchern verhängen, damit seine Augen sie nicht erblickten, und als er ihren Puls fühlen sollte, vergaß sie nicht ihren Arm sorgfältig mit einem feinen Schleier zu bedecken, damit sie nicht durch seine Berührung verunreinigt würde. Wenn sie um frische Luft zu schöpfen einmal ausfährt, so geschieht dieß, je nachdem die Jahreszeit es mit sich bringt, in einem Wagen oder Schlitten, die völlig verschlossen sind. Wenn sie sich in die Kirche begiebt, so geht sie von dem Palaste an bis dahin durch einen Gang, der von allen Seiten fest verwahrt ist, und an gewöhnlichen Sonn- und Feiertagen hält ein Fräulein über ihrem Haupte einen runden Schirm an einem dünnen hölzernen Stiele. An großen Festen aber, wenn sie die Krone auf dem Haupt hat, wird ein langer Baldachin von vier edeln Jungfrauen an Stangen emporgehalten, unter welchem zwischen ihr und den vorangehenden Schwestern des Zaars, ihre Kinder beiderlei Geschlechts, jedes von seiner Oberhofmeisterin, getragen werden. Dieß geschieht noch, auch wenn sie schon ziemlich groß sind; stirbt eines dieser Kinder, so geht die Hofmeisterin in's Kloster. Wird ein Prinz oder eine Prinzessin geboren, so ist der Gebrauch, daß alle adeligen Hofbedienten dem Zaar durch Geschenke von Silbergeschmeid, Zobel, Seidenzeug oder sonstigen Galanteriegegenständen ihre Theilnahme bezeugen." Der Gesandtschaftszeichner hat die Zaarin in zwei verschiedenen Lagen dargestellt; ihr Costüm ist aber beide Male ziemlich dasselbe. Sie erscheint als eine sehr stattliche Frau, welche die großen Figuren ihres Gefolges noch überragt. Ein langes reiches Gewand von einem geblümten Stoff, mit Aermeln, die bis auf die Füße hinabreichen, verhüllt ihren Körper. Die Brust bedeckt ein breiter Kragen von dem kostbarsten Pelzwerk, welches in einer stehenden, mit Perlen und Brillanten verzierten Erhöhung durch fünf große Knöpfe um den Hals befestigt ist. Das erste Mal geht sie völlig verschleiert, die Zaarenkrone auf dem Haupt; das zweite Mal hat sie bloß um das Haar ein Tuch gewunden und die Stirn durch eine reich mit Brillanten besetzte Binde bedeckt. In der rechten Hand hält sie einen langen Stab, in der linken ein Tuch. Die Hauptperson unter dem Gefolge ist die Vorschneiderin: eine weibliche Truchsessin für die nur von weiblichen Beamten bediente Tafel der Großfürstin, welche zugleich die Stelle einer Hofmeisterin vertritt. Sie trägt ein sehr einfaches Kleid mit weiten Aermeln, welche über den Armen zurückgeschlagen sind, und um den Hals einen Kragen von Zobel. Ihr Haar ist zum Zeichen ihres ehelichen Standes durch eine Stirnbinde und eine Art enger Kappe ganz verhüllt, während es bei den übrigen eben so einfach gekleideten Bojarentöchtern in natürlichen Locken auf die

*) Ueberhaupt erschienen vornehme Frauen nie öffentlich. „Paulo ditiores uxores suas ab omnium oculis subtractas intra domesticos parietes, nulla eis reifamiliaris cura concredita, ad acum et colum, tanquam olim apud Romanos in ergastulo mancipia, in gynaeceo damnant. Exire communi maritalis zelotypiae lege eis vetitum, cui rarissime aut consanguineas aut templum adeundi gratia derogatur."

**) Davon gab es indessen zu Olearius Zeiten bereits Ausnahmen. „Den 15 Brachmonat," sagt er, „ist der Großfürst mit seiner Gemahlin wieder heimkommen (er war außerhalb der Stadt auf eine Wallfahrt geritten). Der Großfürst hatte hinter sich seine Bojaren und Edelleute, die Großfürstin aber sechs und dreißig ihrer Jungfrauen und Mägde in rothen Röcken und weißen Hüten, von welchen lange rothe Schnüre herunter auf den Rücken hingen. Hatten um den Hals einen weißen Schleier und waren alle sehr merklich geschminkt, ritten auf den Pferden nach Art der Männer." S. Reisebeschreibung S. 135.

***) Damals waren in ganz Moskau nur drei Aerzte, die Leibärzte des Zaars, ein Deutscher, ein Italiener und ein Engländer.

Schultern herabfällt. Man kann nicht leicht eine weibliche Tracht sehen, welche die Schönheit weniger begünstigt, indem sich unter den langen Röcken ohne Taille alle körperlichen Umrisse verbergen.

Alerej, dessen Geschichte unzertrennlich von der seines größeren Sohnes ist, war noch nicht sechzehn Jahre alt, als er den Thron bestieg, auf welchem er während einer dreißigjährigen glänzenden Regierung mehrfachen Aufruhr im Innern dämpfte, Kriege mit Polen und Schweden führte und siegreich endete, das angeerbte Reich vergrößerte *) und mit den Fürsten des fernsten Asiens Bündnisse schloß. Er gab seinem Volk Bildung und Gesetze **), schuf das Kriegswesen nach den Meistern des Auslandes um, ließ durch Holländer auf dem kaspischen Meere Schiffe bauen, errichtete und begünstigte Fabriken, hob den Bergbau, erleichterte die Verbindung mit dem übrigen Europa durch Anlegung einer Briefpost, und zeichnete fremde ***) Krieger, Künstler und Handwerker ungemein aus. Das war er als Herrscher; als Menschen schildert ihn Meyerberg also: „Er hat von der Natur so vortreffliche Geistesgaben empfangen, daß es zu bedauern ist, daß die edleren Wissenschaften zur weitern Ausbildung dieses trefflichen aber etwas roh angelegten Bildes nicht Mehr haben mitwirken können. Er ist sanft und wohlwollend und weit geneigter zu wünschen, daß es kein Verbrechen zu bestrafen geben möchte, als daß er am Strafen Vergnügen hätte. Seiner natürlichen Neigung nach liebt er den Frieden; den Lehren seiner Religion eifrig ergeben, übt er sie mit ganzer Seele in seinen Handlungen. Er besucht häufig die Kirchen und wohnt mit großer Andacht den heiligen Gebräuchen bey; oft steht er in der Nacht auf, wie David, wirft sich zur Erde und betet bis zum Anbruch des Tages, um das höchste Wesen zu versöhnen, anzurufen oder zu loben. Und was man wirklich bewundern muß, bekleidet mit der höchsten Gewalt und regierend über ein Volk, das jede Art der Herrschaft von seinem Gebieter zu dulden gewohnt ist, hat er nie einem seiner Unterthanen weder am Vermögen, noch am Leibe noch an der Ehre zu schaden gesucht." Wen erinnern nicht mehrere Züge in diesem Bilde an seinen Nachfolger Alexander! Doch versetzt Meyerberg den Leser wieder ins 17 Jahrhundert zurück, wenn er hinzufügt: „Selbst im höchsten Zorn, zu welchem er wie alle großen Männer von reizbarem Gefühl geneigt ist, läßt er sich nie weiter als zu Faustschlägen und Fußtritten hinreißen (ultra pugnos et calces nunquam se sinit asportari)." Was endlich seine Person betrifft, so war er von gut proportionirter Gestalt, von sanftem Blick, weißer Haut, rothen Wangen, blondem Haare und schönem Barte, von festem und starkem Körperbau, der aber befürchten ließ, daß eine gewisse Beleibtheit ihn in spätern Jahren unbehülflich und schwächlich machen würde.

Die Zeit der Abreise rückte immer näher; nach den Begriffen jener Zeit, da man Gesandte immer als eine Art Kundschafter beargwohnte, schien die großfürstliche Regierung ihren verlängerten Aufenthalt um so ungerner zu sehen, je mehr die Hoffnung, ihrer Dienste zu bedürfen, sich minderte. Es war im Januar, als sie höchst unerwartet erfuhren, man mache im Kreml bereits Anstalt zu einer feierlichen Abschiedsmahlzeit für sie. Meyerberg hatte daher nichts Eiligers zu thun, als die großfürstlichen Bevollmächtigten zu überzeugen, daß er Moskau nicht eher verlassen dürfe, als bis ihn die Befehle seines Herrn des Kaisers abrufen würden. So verzog sich denn die Abreise bis aufs Frühjahr. Am 23 April erhielten sie die Anzeige, daß sie statt der gewöhnlichen Abschiedsmahlzeit die besondere, und vorher nie

---

*) Er eroberte Mingrelien (im J. 1638) und Imerethi (im J. 1650), und schloß ein Bündniß mit Aurengzeb (im J. 1675); dagegen wollte er mit Cromwell als einem Königsmörder Nichts zu thun haben, weswegen er auch im J. 1618 die in Rußland ansäßigen Engländer für eine Zeit aus dem Reiche verwies.

**) 1) Die Uloshenie, wovon das Original noch in Moskau in dem kaiserlichen Schatze in einer vergoldeten Kapsel aufbewahrt wird. Es ist auf Rollen geschrieben, welche zusammengeleimt eine Länge von 475 Arschin messen sollen. Die Uloshenie oder das allgemeine russische Landrecht erschien in einer deutschen Uebersetzung mit Vorrede von Burkhard Gotthelf Struvenz, Danzig 1723. Obgleich diese deutsche Uebersetzung nach Meyerbergs lateinischer gemacht ist, so hat sie doch Stellen, die in dieser fehlen. Einen Auszug davon findet man in Schmidts, genannt Phiselbeck, Versuch einer neuen Einleitung in die russische Geschichte, Riga 1774 Th. 2 S. 37 — 50. 2) Eine Zoll-, Handels- und Schiffsordnung (im J. 1651). 3) Einen Militärcodex. 4) Ein geistliches Reglement (im J. 1652). 5) Eine Städteordnung. 6) Ein Erbregister (im J. 1674) ꝛc.

***) Es gab damals bereits in Moskau eine sogenannte neue ausländische Vorstadt (novaja inosemnaja sloboda), welche von Engländern, Holländern, hauptsächlich aber Deutschen bewohnt war. Sie lag gegen Osten vor der Pokrofskiischen Pforte; die Evangelischen hatten daselbst zwei und die Reformirten eine Kirche mit völliger Religionsfreiheit. Meyerberg führt ein langes Register von deutschen Offizieren in russischen Diensten auf; er fügt hinzu: „weil denn so vielerlei und unterschiedliche Nationen in der Sloboda jetzund beisammen sind, schlagen und raufen sie sich täglich unter einander, haben kein absonderliches deutsches Gericht, sondern werden alle in großen und kleinen Sachen von dem Großfürsten gerichtet und bestraft." Es waren Bewohner Lieflands und namentlich der Stadt Dorpat, von welchen Iwan Wassiljewitsch der Grausame im Jahr 1574 einen großen Theil ins Innere von Rußland abführen ließ (weil er der Treue seiner neuen Unterthanen sich auf keine andere Weise versichern zu können glaubte), welche die ausländische Vorstadt (deswegen ursprünglich deutsche Vorstadt, nemezkaja sloboda, genannt) bildeten. Anfangs mußten sie sich wie alle Ausländer, welche in großfürstliche Dienste traten, um nicht vom Pöbel beschimpft zu werden, russisch kleiden. Als sich aber unter der Regierung des Michailow Feodorowitsch einmal einige Ausländer während einer religiösen Procession unehrerbietig betragen hatten, so bewirkte der Patriarch den Befehl, daß sich künftig alle Ausländer nach der Sitte ihres Vaterlandes kleiden sollten. Diese Verordnung brachte die lächerlichsten Verlegenheiten und Auftritte hervor. Die Ausländer fanden nämlich in Moskau keine Schneider, welche einem Jeden nach der Mode seines Landes neue Kleider hätten machen können. Sie sahen sich daher gezwungen, entweder die alten Kleider, in welchen sie nach Rußland gekommen waren, oder die noch älteren, welche die Russen zu ihrer Väter und Großväter Zeiten in Liefland erbeutet und bis dahin als Alterthümer aufbewahrt hatten, hervorzuziehen und in diesen theils abgetragenen theils altmodischen Kleidern selbst am Hofe zu erscheinen. Solche Altdeutsche fand Meyerberg in Moskau, und ihre Tracht mußte ihm sonderbar genug vorkommen, um sie für seine Sammlung abbilden zu lassen. Am Possirlichsten nahmen sich die Frauen in Stiefeln, Kappen und Ueberröcken aus.

einer Gesandtschaft gewährte Auszeichnung genießen sollten, in den Zimmern des Großfürsten „zu einer freundschaftlichen Unterhaltung mit Ihm" zugelassen zu werden. Sie wurden zu dem Ende am folgenden Tage in das oberste Stockwerk des Palastes geführt, über Treppen und Gallerien, welche auf beiden Seiten dicht mit Soldaten besetzt und so reich und kunstvoll mit kostbaren Teppichen bekleidet waren, daß man von dem Fußboden, den Seitenwänden und dem Getäfel der Decke kein Fleckchen sehen konnte, das nicht sorgfältig belegt gewesen wäre. Das zweite Zimmer, in welchem der Zaar sich befand, war sehr groß, in Stein gewölbt, von einer Menge Wachsfackeln erleuchtet und mit persischen und niederländischen Tapeten verziert. Er saß in einem Winkel neben dem Fenster auf einem prächtigen Armstuhl, das Haupt mit einer von Perlen und Edelsteinen strahlenden Mütze bedeckt und die Rechte auf einen langen elfenbeinernen, mit Diamanten besetzten Stab *) gestützt; zu seiner Linken auf einer an der Wand umherlaufenden Bank saßen seine Räthe. Er hieß die Gesandten ihm gegenüber am Fenster auf einer gepolsterten, in der Mauer befestigten Bank Platz nehmen und der neben ihm stehende Kanzler Larion Lopuchin erkundigte sich im Namen seines Gebieters nach ihrem Befinden. Hierauf erhob sich der Zaar von seinem Sessel, blieb auf dem Fußschemel stehen, legte seine Mütze und seinen Stab ab, nahm aus der Hand des Obermundschenks eine große Cristallschale voll Wein und trank, indem er sich dabei gegen Meyerberg wandte, auf die Gesundheit des Kaisers, seines geliebten Bruders, mit dem Toast: „Gott gebe, daß Er und Ich, beide mächtige Fürsten, über unsere Feinde siegen mögen!" Nach diesen Worten leerte er die Schale in drei Zügen, nahm wieder Mütze und Stab, ließ sich auf den Sessel nieder und reichte dann selbst den beiden Gesandten und nach ihnen Dreien von ihrem Gefolge, welche die Erlaubniß erhalten hatten, sie zu begleiten, jedem eine silberne Schale voll Wein, um sie auf das Wohl ihres Kaisers zu trinken. Darauf bot er einem Jeden, ohne jedoch selbst Mehr zu trinken, noch fünfmal Schalen mit verschiedenen Weinen **) dar, die sie in Zwischenräumen auf die Gesundheit des Großfürsten, seiner beiden Prinzen, der ganzen großfürstlichen Familie und auf den glücklichen Erfolg eines rühmlichen Friedens ausleerten. Bei diesem letzten Toast sagte der Großfürst: „Dieß wäre allerdings ein wichtiges Werk." Während aber die Mundschenken, welche die Trinkschalen brachten, immer mit bedecktem Haupt vor dem Großfürsten standen, selbst wenn sie ihm zu trinken reichten, nahmen sie ihre Mützen ab, so lange die Fremden tranken, und setzten sie erst wieder auf, wenn diese ihnen die Schalen zurückgegeben hatten. Die ganze Auszeichnung scheint sich übrigens auf das Gesundheittrinken beschränkt zu haben; wenigstens erwähnt Meyerberg nichts Weiteres; nur des Umstands gedenkt er noch, daß, solange er im Gemach des Fürsten war, seine Leute in den Vorzimmern von den Hofleuten so reichlich mit Wein bedient wurden, daß viele derselben, des Zutrinkens in diesem Maße nicht gewohnt, der reichlichen Bewirthung fast erlagen.

*) Ein Stab dieses Großfürsten befindet sich noch im kais. Schatz in Moskau. Er ist von Gold und Emaille mit Smaragden und Rubinen besetzt, sechs Fuß lang, auf der Spitze mit einer Lilie und einem Kreuz. Auch die Söhne des Großfürsten trugen zuweilen zepterartige, lange goldene Stäbe, die jedoch mehr die Form eines Krummstabs hatten.

**) Noch zur Zeit des Zaars Iwan Wassiljewitsch, d. G. war indessen der Wein an der großfürstlichen Tafel ziemlich selten. Der Prinz von Buchau (Moscov. Ortus p. 258) sagt: Ad ipsam magni ducis mensam unicum saltem cum vino poculum propositum nobis fuit.

Die Abschiedsaudienz und die Abschiedsmahlzeit folgten sich nun rasch. Da das bei beiden beobachtete Ceremoniell nichts Neues enthält, so übergehen wir es. Zuletzt erhielten sie noch von dem Großfürsten Geschenke in Zobelfellen, wie Meyerberg sagt: „in Erwiederung der von ihnen überreichten Geschenke." Dieß stimmt aber nicht mit den Archivnachrichten überein, aus welchen hervorgeht, daß ihre Geschenke gleich nach der ersten Audienz erwiedert wurden. Meyerberg bekam dieß Mal 400 Felle von verschiedener Güte, im Werth von 450 Rthl. Kupfermünze; Calvucci 240 an Werth 350 Rthl. und das Gefolge zusammen 200. Außer diesem an fremde Gesandten gewöhnlich ertheilten Geschenke fügte der Zaar noch für Meyerberg 4 und für seinen Collegen 2 Zobel bei, „zum Andenken, daß sie freundschaftlich mit ihm getrunken hätten."

Moskau verließen sie am 6 Mai, nach einem Aufenthalte von einem ganzen Jahre; sie nahmen den Weg nach Moshaisk, Wiashma und Dorogbush und kamen am 18 nach Smolensk. Hier konnten sie jedoch bald merken, daß der König von Polen seinem Grundsatze treu bleiben und keine Vermittlung annehmen würde. Nach vielen vergeblichen Bemühungen und monatlangem Warten reisten sie also im September wieder ab; und da es ihnen nicht möglich war, Wagen zur Fortschaffung ihrer Sachen zu erhalten, so schifften sie sich auf dem Dnjepr ein und fuhren so über Dubrowna und Orscha nach Mohilew. Von hier gingen sie zu Lande über Borissow und Minsk und kamen nach einer langen und beschwerlichen Reise nach Wilna. Da Meyerberg immer noch nicht alle Hoffnung aufgeben konnte, den Zweck seiner Sendung doch vielleicht noch zu erreichen, so schickte er von Wilna einen Courier nach Wien und bat um neue Verhaltungsbefehle; als er aber hörte, daß diesen die Polen aufgefangen hätten, und er sich bald in Wilna nicht mehr sicher glauben durfte, so mußte er sich wohl zur Abreise entschließen, die er am 8 Februar 1663 in dreißig Schlitten antrat. Er reiste nun schnell durch Preußen, Pommern, Schlesien und Mähren, so daß er bereits am 22 Februar in Wien eintraf.

Die brittischen Colonien in Nordamerica.

II. Neu Braunschweig.

Neu-Braunschweig, (New-Brunswick), früher ein Theil von Neuschottland, wovon es im J. 1770 mit Cap Breton und Prinz Edwards Insel getrennt wurde, erstreckt sich von dem Flusse St. Croix, der die Grenzlinie mit den V. St. ausmacht, bis zu der Bay de Chaleur und dem Flusse Restigouche, der es von Canada scheidet. Neu-Braunschweig ist ein ungeheurer Wald. Einem Zwerge gleich schreitet der Mensch unter den Riesen des Waldes; seine ärmlichen Anstrengungen lassen kaum eine Spur von Einwirkung auf

die mächtige Masse zurück. Ueberall ist man von Bäumen umgeben; sie verbergen das Land vor der Sonne und bringen selbst in das Reich des Wassers ein, indem sie ihre majestätischen Aeste weit über die Seen und Ströme breiten, die zu ihren Füßen unter ihrem Schutze hingleiten. Nur einmal wird dieser ungeheure Wald unterbrochen, durch den St. Lorenz Strom, aber nur um auf dem entgegengesetzten Ufer wieder anzufangen, sich über einen halben Welttheil auszubreiten und nicht eher aufzuhören, als bis er den Wagen des stillen Meeres begegnet. Die Größe und Schönheit dieser ewigen Waldungen erdrückt jede Phantasie. Im Herbst besonders wird das saftige Grün, welches vorher nur eine Mannigfaltigkeit von Schattirungen zeigte, durch wenige Nachtfröste in alle möglichen Arten von Scharlach, Violett, Blau, Braun, Carmesin und Gelb verwandelt. Nur die Fichte behält, mitten unter diesen glänzenden Metamorphosen, ihr dunkles trauriges Grün.

III. Neu-Schottland.

Die Länge von Neu-Schottland (Nova Scotia) beträgt 320 engl. M. und seine Breite im Durchschnitt 70 M. Wenn wir ein Drittheil von seiner Oberfläche für Seen, Flüsse u. s. w. abziehen, so bleiben noch fünf Millionen Morgen (acres) für den Anbau übrig, von denen ein großer Theil noch herrenlos in den Händen der Regierung ist. Das Land hat nirgends bedeutende Höhen; gegen das atlantische Meer hin erscheint es indessen dürr und felsig. Eine unermeßliche Menge Klippen und Inseln drängen sich um die Gestade, die dadurch an manchen Puncten ein sehr malerisches Ansehen erhalten; doch mag der erste Eindruck, welchen dieser Anblick macht, hauptsächlich Schuld seyn, daß dieses schöne Land so lange in seiner Civilisation zurückbleibt. Der Handel mit dem Mutterlande ist indessen bereits beträchtlich, in dem es demselben für Manufacturen alle Arten von Holz, Fisch, Oel und Pelzwerk liefert. Die Schiffswerfte von Halifax sind eines der bedeutendsten Etablissemens dieser Art außerhalb England. Auch besitzt die Halbinsel eine Universität und mehrere gute Schulen.

Cap Breton, im J. 1770 von Neu-Schottland losgerissen, ist neuerer Zeit (im J. 1820) auf's Neue mit dieser Provinz vereinigt worden. Es ist begränzt durch die Meerenge von Canso, die es von Neu-Schottland trennt, den Golf von St. Lorenz, und das atlantische Meer. Ein natürliches Bollwerk von Felsen, die sich oft fast senkrecht aus dem St. Lorenz Busen erheben, befestigt die Küste dieser Insel gegen N und NW. Die Ufer des atlantischen Meeres sind zerrissen und abschreckend rauh; vielfache Ströme und Bäche durchschneiden sie, während auf den Klippen beständig dichter Nebel liegt. Felsen, Wälder und Berge bedecken die ganze Oberfläche, auf der man nur hie und da eine Stelle angebauten Landes, einen Meierhof, oder an den Küsten ein Dorf oder eine kleine Stadt sieht. Die Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Schotten und Franzosen (von der Zeit der französischen Herrschaft her), mit wenigen Engländern, Iren und Holländern. Einige Mic-Mac Indianer wandern noch in den Gebirgen umher und versammeln sich im Sommer an dem östlichen Arm des Bras d'Or, eines Stromes, oder vielmehr eines Meerbusens, der aus dem atlantischen Meere in das Land herein tritt und die Insel beinahe in zwei Theile scheidet.

Bevölkerung von Dänemark.

Am Schluß des vorigen Jahres fand eine neue allgemeine Volkszählung in Dänemark statt, die erste seit dem Jahr 1801, also beinahe einem Menschenalter. Der Versuch den Thaarup in seiner vor vier Jahren erschienenen Statistik machte, die gegenwärtige Bevölkerung des Königreiches durch Berechnung zu bestimmen, mußte bei einer seefahrenden Nation, wo so viele Umstände zusammenwirken, die sich unmöglich vorher sehen lassen und jede Berechnung stören, äußerst mangelhaft seyn; da indessen die Resultate, die der angeführte Verfasser aus einer Vergleichung der Geburts und Sterbelisten gewann, das Neueste sind, was bisher in dieser Beziehung bekannt geworden war, so wollen wir dieselben zur Vergleichung der letzten officiellen Angaben an die Seite zu setzen.

Thaarup.		N. Zählung.	
Königr. Dänemark	1,110,766	D. mit Schleswig	1,531,278
Herz. Schleswig und Holstein . .	707,736	Holstein . .	374.785
Herz. Lauenburg .	35.000	Lauenburg . .	35,640
	1,813,502		1,941,703
Dazu kommen noch die Nebenlande			
Island	50.092	Island . . .	49,826
Faeöer.	5,209	Färan } Grönland } .	11,240
Grönland . . .	6,050		
Die drei west. Inseln	46,631	Westindien .	46,490
	107,982		107,556

Die Gesammtzahl der Einwohner und Unterthanen des dänischen Staates beträgt demnach 2,049,559 (nach Thaarup 1,992,484). Hierbei sind indessen die Individuen in den dänischen Besitzungen in Ostindien und auf der Küste Guinea nicht mit gerechnet, die auch noch zwischen 40000 und 50000 Seelen betragen. Trankebar zählte im J. 1819 ungefähr 20,000, Frederiksnagor einige und zwanzig tausend S.

Wissenschaftliche Reise in die Südsee.

Von Capitän Henry Foster, der mit der Brig Chanticleer zu einer wissenschaftlichen Reise in die Südsee entsandt worden war, sind Briefe eingegangen, datirt Montevideo, (den 22 Sept. v. J.) nach denen alle seine bisherigen Zwecke glücklich erreicht worden waren. Er hatte die Meridianentfernung zwischen Falmouth und Funchal, Teneriffa, St. Antonio, St. Pauls Klippe, in der Nähe des Aequators, der Insel Fernando und Noronha, zwischen der letztern und Cap Frio, Rio de Janeiro, St. Catherina und Montevideo bestimmt, an dem letzteren Orte eine Reihe von Untersuchungen über die Pendelschwingungen vollendet und stand eben im Begriff, seine Reise weiter nach dem Süden fortzusetzen.

London Weekly Review.

Mungo Park.

Es ist neuerdings wieder die Hoffnung erregt worden, daß die hinterlassenen Bücher und vielleicht auch die Manuscripte Mungo Park's gerettet werden können. Nach Clapperton's Journal von seiner letzten Reise befinden die ersteren sich im Besitz eines kleinen africanischen Fürsten.

Literary Gazette.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 41. 10 Februar 1829.

Der Ackerbau in Peru. *)

Alle spanischen Schriftsteller aus der Periode der Entdeckung und der Eroberung Amerikas, als Gomara, Xeres, Zarate, sprechen mit Bewunderung von den unermeßlichen Werken, welche die Incas aufführen ließen, um Gegenden, die heut zu Tage unfruchtbar sind, mit Wasser zu versorgen; so wie von der Ausdauer und Geschicklichkeit der peruanischen Landleute. Bedenkt man noch, daß damals in einzelnen Provinzen Spaniens der Ackerbau selbst weiter, als gegenwärtig von ihm zu rühmen ist, vorgeschritten war, und daß der Verfall desselben sich erst von der Austreibung der Mauren datirt; so erhält man noch einen größeren Begriff von dem Flor des peruanischen Ackerbaues, welchem die Spanier in mehreren Puncten den Vorzug vor dem ihres eigenen Landes zuerkannten. Um sich zu überzeugen, daß hierin keine Uebertreibung liegt, darf man nur Garcilasso hören, der als Sohn eines Spaniers und einer vornehmen indianischen Mutter vor allen Andern zum unparteiischen Geschichtschreiber seines Vaterlandes berufen war.

Peru, aus dem einige Romantiker ein irdisches Paradies gemacht haben, ist vielleicht von allen Gebieten des ehemaligen spanischen America dasjenige, welches die Natur am Wenigsten begünstigt hat. Ein Land, dessen größter Theil aus steilen Gebirgen oder Sandebenen besteht; das des Regens entbehrt und statt der Flüsse bloß seichte Waldbäche besitzt, schien bestimmt, nur eine dünngesäte und, in Ermanglung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, trotz ihres Goldreichthums armselige Bevölkerung zu ernähren. Aber Arbeit und Fleiß überwanden alle Hindernisse des Bodens und des Climas. Die Berge ebneten sich; künstliche Wässerungen ersetzten den Regen; verschiedene Dünger nöthigten dem an sich dürftigen Erdreich ergiebige Ernten ab. Da, wo der Boden zu gäh abfiel, als daß er sich für den Pflug geeignet hätte, legte man Waidplätze an, geschickt angebrachte Kanäle unterhielten ein immerwährendes Grün und zahllose Heerden fanden daselbst ein gesundes und nahrhaftes Futter. Nachdem die ersten Versuche die Subsistenzmittel vervielfacht hatten, nahm die Bevölkerung rasch zu und kaum waren einige Jahrhunderte verflossen, so hatte die peruanische Nation eine Stufe des Wohlstandes und der Macht erreicht, die es ihr möglich machten, Unternehmungen auszuführen, deren Größe das Staunen der Nachwelt erregt.

Der Inca Viracocha, der fünfte König der Peruaner vor der Eroberung, ließ unter andern gemeinnützigen Werken drei Wasserleitungen aus behauenen Steinen von ungeheurem Durchmesser aufführen, deren jede nicht weniger als hundert und zwanzig Stunden lang war. Die Schwierigkeiten, die sich der Ausführung einer solchen Arbeit entgegensetzten, mußten bei einem Volke, welches nur sehr unvollkommene Kenntnisse der Baukunst besaß, unendlich seyn; da die Peruaner von keinem Gewölbebau Etwas wußten, so blieb ihnen Nichts übrig, als ihre, wie es scheint, unbedeckten Canäle längs dem Abhang der Berge hinlaufen zu lassen und dabei alle Krümmungen derselben zu verfolgen, so daß das engste Thal, welches die europäische Kunst gerade durchschnitten hätte, sie zu den bedeutendsten Umwegen nöthigen konnte. Diese drei Wasserleitungen waren bestimmt, große Gras-Districte zu befruchten, welche der Dürre wegen jetzt gänzlich wüste liegen, denn die Spanier hatten diese Bauten nicht nur nicht erhalten, sondern zum Theil muthwilliger Weise, oft nur, damit sie sich die Mühe ersparten, einige Steine selbst zu hauen, zerstört.

Es gab auch Wasserleitungen zur Bewässerung des Ackerlandes; aber diese waren weniger großartig, da den Indianer keine Gegend zum Feldbau eingeladen haben würde, welche so ganz arm an Quellen gewesen wäre, daß man hätte das Wasser weit herholen müssen. Zur Vertheilung der Wasser hatte der Staat eigene Beamte aufgestellt, die jedem Bauer den ihm gebührenden Theil zumessen ließen. Damit man den möglich größten Nutzen aus der Wässerung zöge, durften die Felder keinen zu starken Abfall haben, und wurden deswegen, wo hügliges Land war, terrassenförmig angelegt. Fand man eine Halde, die vermöge ihrer Lage zum Anbau geeignet schien, der es aber an Pflanzenerde gebrach, so nahm man diese aus Orten, die wegen ihrer größern Abschüßigkeit sich weniger dazu eigneten, weg und trug sie dahin. Die Terrassen bestanden aus einer festen drei-

*) Aus der im Decemberheft der Revue encyclopédique mitgetheilten Denkschrift des peruanischen General-Direktors der Minen und Oberaufsehers des öffentlichen Unterrichts Mariano Rivero. Die Denkschrift war in spanischer Sprache geschrieben, in Lima gedruckt, und von dem Verfasser der Akademie der Wissenschaften in Paris zugeschickt worden.

fachen Mauer, mit einer leichten Neigung nach innen, um den Druck besser zu widerstehen. Hauptsächlich war es der Anbau des Mais, für den man alle diese Arbeiten machte, den man nirgend säte, als wo eine künstliche Bewässerung zu Gebot stand. Wo dieß nicht der Fall war, pflanzte man Kartoffeln nebst mehreren andern in Europa nicht bekannten Knollengewächsen, welche noch überdieß, da sie die Kälte besser ertragen, als der Mais, den Vortheil gewährten, daß man einen Theil der Hochebenen auf den Cordilleren für die Cultur gewinnen konnte. Während die Landwirthe im Innern von dem gewöhnlichen Dungmittel keinen Gebrauch machten, bedienten sich die Bewohner der Küste von Tarapaca bis über Arequipa hinaus des Guano, eines Peru eigenthümlichen Düngers, den nebst mehreren der Küste benachbarten Inseln selbst einige Puncte des Litorals liefern. Nach einer Meinung wäre der Guano ein mineralisches Product; nach einer andern eine Anhäufung von Excrementen, die von Seevögeln herrührten. Für die erste Meinung spricht die Schwere der Substanz, ihre Farbe, die das Roth des oxidirten Eisens ist, und ihre Quantität. Die Einbildungskraft erschrickt vor dem Gedanken an die Länge der Zeit und an die Menge von Vögeln, deren es bedurfte, um solche Massen hervorzubringen, die Jahr für Jahr seit undenklicher Zeit eine so beträchtliche Ausbeute gewähren. Betrachtet man auf der andern Seite den Salmiakgeruch des Guano, das Vorhandenseyn von Blasenstein-, Harn- und Kleesäuren, von Pottasche, die verschiedenen stärkern oder schwächern Veränderungen, die er erleidet, je nachdem er dem Einfluß der Luft mehr oder weniger ausgesetzt war, so ist man geneigt, ihm einen thierischen Ursprung zuzuschreiben. Ueberdieß sind seine Bestandtheile dieselben, wie die des weißen Guano, der sich unaufhörlich reproducirt und über dessen Ursprung kein Zweifel Statt hat; wozu noch der Umstand kommt, daß der Guano sich nirgends findet, als an Orten, welche die Seevögel besuchen, namentlich nicht im Innern; daß er keine Spuren von Schichtung zeigt; daß er manchmal Reste von Seevögeln enthält; endlich daß, wie man auf der Insel Torrecilla entdeckt hat, auch der weiße Guano jenes Roth mit der Zeit annimmt.

Man kennt drei Arten von Guano: eine weiße, eine rothe und eine braune. Die beiden letztern trifft man auf den Inseln Chlucha, bei Pisco, und Iquica; so wie auf dem Berg Pavellon de Pica; um sie von der weißen zu unterscheiden, nennt man sie auch Guano de Iquica.

(Schluß folgt.)

Paul Louis Courier's Briefe.

(Fortsetzung.)

Piacenza, .. Mai 1804. *)

Wir haben so eben einen Kaiser gemacht, und was mich betrifft, so stand ich der Sache nicht im Wege. Höre, wie es zuging. Diesen Morgen versammelt uns Anthouard, und sagt uns, wovon es sich handelt, geradeheraus, ohne Vorrede und Umschweife: „Ein Kaiser oder die Republik, was ist mehr nach Eurem Geschmack?" wie man etwa sagt: „Braten oder Rindfleisch? Suppe oder Gemüs?" Als seine Anrede geendigt war, sahen wir, die wir in der Runde herumsaßen, uns mit langen Gesichtern an. „Meine Herren, was meinen Sie?" Kein Wort. Niemand öffnete den Mund. Dieß dauerte über eine Viertelstunde; Anthonard und Alle kamen in Verlegenheit, bis Maire, ein junger Mann, ein Lieutenant, sich erhebt: „Wenn er Kaiser seyn will, so mag er es seyn; aber soll ich meine Meinung sagen, so kann ich es nicht ganz gut finden." „Erklären Sie sich — erwiederte der Obrist — wollen Sie, wollen Sie nicht?" „Ich will nicht . ." antwortete Maire. Gut. Neues Stillschweigen. Einer beginnt den Andern anzublicken, wie Leute, die sich zum ersten Mal sehen. So säßen wir noch, wenn ich nicht das Wort genommen hätte. „Meine Herren," sagte ich, „es scheint mir, wenn ich nicht irre, daß die Sache uns Nichts angeht: die Nation will einen Kaiser; ist es an uns, darüber zu berathschlagen?" Dieses Räsonnement schien so stark einleuchtend, so ad rem ... kurz, ich riß die Versammlung hin. Nie erlangte ein Redner so vollständigen Erfolg: man steht auf, unterzeichnet, und geht fort zum Billard. Maire sagte mir: „Wahrhaftig, Commandant, Sie sprechen wie Cicero: aber warum, ich bitte Sie, wünschen Sie denn so sehr, daß er Kaiser werde?" — „Um der Sache ein Ende zu machen, und unsre Partie Billard auszuspielen. Sollten wir den ganzen Tag so sitzen bleiben? Warum wünscht Ihr es denn nicht?" — „Ich weiß es nicht; aber ich hielt ihn für etwas Besseres gemacht." Dieß die Ansicht des Lieutenants, die ich doch nicht so ganz dumm finde. In der That — sagte ich zu mir selbst, — ein Mann wie er, Bonaparte, Soldat, Führer des Heers, der erste Feldherr der Welt, wollen, daß man ihn Majestät nenne! Bonaparte seyn, um sich zum Sire zu machen. Will er heruntersteigen? Doch nein, er glaubt hinaufzusteigen, wenn er sich den Königen gleichstellt. Er liebt den Titel mehr als den Namen. Seine Ideen sind unter seinem Glück.... Cäsar verstand das besser; das war auch ein anderer Mann. Er nahm keine gebrauchten Titel, aber er machte aus seinem Namen einen Titel, der höher ist als der Königstitel.

An Madame ** in Paris.

Reggio, 15 April 1806.

So wenig Sie sich auch, Madame, des geringsten ihrer Diener erinnern mögen, so wird es Ihnen, wie ich mir schmeichle, doch nicht unangenehm seyn zu erfahren, daß ich lebend bin in Reggio in Calabrien, am Ende Italiens, entfernter als ich je von Paris und von Ihnen war. Um Ihnen seit sechs Monaten, seitdem ich mich mit diesem Gedanken beschäftige, zu schreiben, fehlte es mir nicht an Stoff, aber an Zeit und Ruhe: denn wir triumphirten im Geschwindschritte und wurden noch bis jetzt nirgend aufgehalten außer hier, wo der feste Boden aufhört. Wahrlich ein leicht erobertes Königreich! Sie können zufrieden mit uns seyn. Aber, was mich betrifft, so bin ich nicht befriedigt. Ganz Italien ist Nichts für mich, wenn ich nicht Sizilien damit verknüpfen darf. Das was ich Ihnen hier sage, geschieht, um meinem Charakter

*) Seit dem März 1804 stand Courier als Escadronschef bei dem damals in Piacenza liegenden ersten reitenden Artillerieregiment unter den Befehlen des Oberst Anthouard.

als Eroberer getreu zu bleiben; denn unter uns gesagt, kümmert es mich Wenig, ob Sizilien seine Steuern an Joseph oder an Ferdinand bezahlt. Leicht würde ich mich zu einem Vergleich verstehen, wenn es mir erlaubt würde, das Land nach Muße zu durchstreifen; aber so raschen Schrittes hierhergekommen zu seyn und den Fuß nicht hinüber setzen zu können, ist dieß nicht um toll zu werden? Wir sehen es vor uns, wie Sie von den Tuillerien die Faubourg Saint-Germain; der Canal ist wahrlich nicht viel breiter, und doch wissen wir nicht wie wir ihn passiren sollen. Sollten Sie wohl glauben, daß diese Handvoll Salzwasser uns aufhält? Fehlte es uns bloß an glücklichem Wind, so würden wir es machen wie Agamemnon: wir würden ein Mädchen (fille) opfern; daran haben wir Gott sey Dank keinen Mangel. Aber keine einzige Barke — dieß die Verlegenheit: wir werden deren bekommen, wenigstens sagt man es, und so lange ich diese Hoffnung nähre, glauben Sie nicht, daß ich je einen Blick rückwärts werfe nach den Orten, die Sie bewohnen, so anziehend auch diese sonst für mich sind. Ich will das Vaterland der Proserpina sehen und wissen, warum der böse Feind seine Frau in diesem Lande geholt hat. Ich schwanke nicht zwischen Syracus und Paris, und so närrisch ich auch sonst bin, so ziehe ich doch die Arethusische Quelle der Fontaine des Innocens vor.

Dieses Königreich, das wir genommen haben, ist nicht zu verachten. Es ist, ich versichere Sie, die schönste Eroberung, die man nur je auf einem Spaziergang machen konnte. Ich bewundere hauptsächlich die Gefälligkeit derer, die es uns abtreten. Hätten sie den Wunsch zu erkennen gegeben, das Land vertheidigen zu wollen, wir hätten sie freundlich da gelassen; wir sind nicht gekommen Jemand Gewalt anzuthun. Da ist ein Commandant von Gaëta, der seinen Platz nicht übergeben will; auch gut, er mag ihn bewachen! Hätte Capua dasselbe gethan, wir ständen noch vor den Thoren ohne Brod und ohne Kanonen. Man muß gestehen, daß Europa gegenwärtig gegen uns aufs Freundlichste handelt. Die Truppen in Deutschland brachten uns ihre Waffen und die Gouverneurs ihre Schlüssel mit einer verehrungswürdigen Güte. Dieß ermuntert in dem Gewerb eines Eroberers; sonst würde man leichter darauf verzichten. So viel ist gewiß, daß wir so ziemlich glücklich am Ende des Weges sind, in dem schönsten Lande der Welt und durch Nichts beunruhigt als das Fieber und die Insurrectionen. Das Volk ist unverschämt; Schurken von Bauern widersetzen sich den Siegern Europas! Wenn sie uns in ihre Hände bekommen, verbrennen sie uns so sanft als möglich. Man achtet Wenig darauf: um so schlimmer für den, der sich fangen läßt; Jeder hofft sich mit seiner vollen Kalesche oder seinen beladenen Maulthieren glücklich aus der Sache zu ziehen, und macht sich lustig über die Uebrigen.

Was die Schönheit des Landes betrifft, so haben die Städte nichts Bemerkenswerthes, für mich wenigstens; aber das Land selbst, wie soll ich Ihnen davon eine Idee geben? Es hat mit allem dem, was Sie zu Gesicht bekommen konnten, keine Aehnlichkeit. Sprechen wir nicht von Orangenwäldern und Zitronenhainen; aber so viel andre Bäume und fremde Pflanzen, welche die Kraft der Sonne hier in Masse hervortreibt, oder vielmehr dieselben wie bei uns, aber größer, entwickelter, geben dem Lande einen ganz eignen Anblick. Sähen Sie diese Felsen, überall mit Myrthen und Aloen gekrönt, und diese Palmen in den Thälern, Sie würden sich an den Gestaden des Ganges oder an den Ufern des Nils glauben; zwar giebt es hier weder Pyramiden noch Elephanten, aber die Büffel vertreten die Stelle der letztern und nehmen sich sehr gut unter den africanischen Pflanzen aus, mit dem Teint der Einwohner, der ebenfalls nicht unserm Welttheil anzugehören scheint. Die Wahrheit zu sagen, sieht man die Einwohner nicht leicht außer den Städten; dadurch sind diese schöne Gegenden verlassen, und man ist darauf beschränkt, durch die Phantasie zu vervollständigen, was sie seyn würden wenn die Thätigkeit und die Fröhlichkeit der Bebauer alle diese Gemälde belebte.

Wollen Sie eine Skizze der Scenen, die hier gegenwärtig sich häufig wiederholen? Stellen Sie sich an dem Abhang eines Hügels, längs jener myrtenbekleideten Felsen, eine Abtheilung von etwa Hundert unsrer Leute vor, in Unordnung und zerstreut; man marschirt auf gut Glück und ist völlig unbesorgt; warum sollte man Vorsichtsmaßregeln nehmen und auf der Hut seyn? Seit acht Tagen wurden in der Umgegend keine Truppen mehr umgebracht. Am Fuße des Abhanges stürzt ein Felsbach hervor, der passirt werden muß; ein Theil des Zugs ist bereits im Wasser, ein Theil diesseits, ein Theil jenseits. Plötzlich erheben sich von allen Seiten tausend Köpfe, halb Bauern, halb Banditen, entsprungene Verbrecher, Deserteurs, angeführt von einem Geistlichen, gut bewaffnet, treffliche Schützen; sie feuern auf die Unsrigen, noch ehe sie erblickt werden. Die Offiziere fallen zuerst; am Glücklichsten ist, wer auf dem Platze bleibt; die Andern dienen mehrere Tage lang ihren Henkern als Spielzeug.

Indessen erfährt der General, der Oberst, oder welchen Grad der Offizier sonst bekleiden mag, der jene Abtheilung ausgeschickt hatte, ohne für irgend was zu sorgen oder zu wissen, ob die Wege frei wären — die Niederlage, und macht die nächsten Dörfer dafür verantwortlich; er schickt einen Adjutanten mit 500 Mann dahin: man raubt, begeht Gewalt jeder Art, schießt die Leute nieder, und wer entfliehen kann, geht um die Bande des Geistlichen zu vermehren.

Sie fragen mich wohl, mit was ein solcher Commandant in seinem Cantonnirungs-Quartier sich beschäftigt? Ist er jung, so macht er Jagd auf die Mädchen; ist er alt, so scharrt er Geld zusammen: oft vereint er das Eine mit dem Andern: der Krieg wird bloß deßhalb geführt. Aber, alt oder jung, bald ergreift ihn das Fieber: da liegt er in drei Tagen dahingestreckt zwischen seinen Mädchen und seinem Geld. Einige freuen sich darüber; Niemand trauert; in kurzer Zeit hat ihn Alles vergessen und sein Nachfolger macht es wie er.

Man denkt nicht daran, wo Sie sind, wenn sie uns hier niedermetzeln; Sie haben ganz andere Geschäfte: der Geldcours, das Fallen und Steigen der Fonds, die Bankerotte, die Bouillotte — wahrhaftig Paris ist auch ein Räubernest, und ein nicht viel besseres als das hier zu Lande. Man soll das menschliche Geschlecht, ungeachtet es verwünschenswerth genug ist, nicht verwünschen; aber wenn man eine Arche für einige Personen wie

Sie, Madame, machen, und noch einmal alle Uebrigen ersäufen könnte, so wäre dieß keine üble Operation; ich würde freilich sicher außer der Arche bleiben: aber Sie würden mir die Hand oder wenigstens eine Ecke ihres Shawls reichen, in der Ueberzeugung, daß ich bin und mein ganzes Leben seyn werde....

An Herrn General Mossel.

Mileto, 10 September 1806.

Ich habe, mein General, das Hemde erhalten, mit dem Sie mir ein Geschenk machen; Gott möge es Ihnen in dieser oder in jener Welt vergelten. Nie war die Wohlthätigkeit besser angebracht als hier; doch bin ich nicht ganz nackt; ich habe selbst noch ein Hemd, dem aber leider das Hinter- und das Vordertheil fehlt. Dieß ging auf folgende Weise zu: man machte es mir aus einem Stück Sackleinwand, das ich beim Plündern eines Dorfs erhielt. Ich sah nämlich einen Soldaten, der ein Stück Leinwand trug; ohne mich zu erkundigen, ob er es geerbt oder geschenkt bekommen hatte, gab ich ihm einen Thaler und wurde so Eigenthümer der Leinwand, wie man es von einer gestohlenen Sache werden kann. Aber das Schlimmste war, daß, als das Hemde von meiner Wäscherin vollendet war, und nun über meinen magern Körper gezogen wurde, alle Anstrengungen, es in meine Beinkleider zu bringen, vergeblich waren. Endlich gab uns die Noth, die Mutter der Industrie, den Gedanken ein, von dem Hemde Alles wegzuschneiden, was sich nicht in meine Beinkleider bequemen wollte, d. h. sowohl das Vorder- als das Hintertheil, und den Gürtel an das Hemde selbst anzunähen; eine Operation, welche meine gute Näherin mit einer wunderbaren Geschicklichkeit und aller möglichen Decenz ausführte. Es giebt keine Art von Calembourgs und schlechten Späßen, die hiebei nicht gemacht wurden, und es war ein unerschöpflicher Gegenstand, wenn nicht Ihre Großmuth mich in den Fall gesetzt hätte, von nun an mehr ein Gegenstand des Neids als des Mitleids zu seyn. Nun mache ich mich über die Spötter lustig, von denen keiner Etwas besitzt, was sich mit dem Geschenk, das ich von Ihnen empfange, vergleichen ließe.

Nur Sie, mein General, waren in der ganzen Armee eines solchen guten Werkes fähig; denn außerdem, daß meine Kameraden meist eben so schlecht ausgerüstet sind, wie ich selbst, ist es gegenwärtig allgemein angenommen, daß ich Nichts behalten könne, indem die Erfahrung bestätigte, daß Alles, was man mir gebe, geradeswegs den Räubern in die Hände falle. Als ich nackt aus Corigliano entwischte, kleidete mich Saint-Vincent *) und gab mir ein Felleisen voll guter und schöner Sachen, die mir acht Tage nachher auf den Höhen von Nicastro wieder genommen wurden. Nun brachten General Verdier und sein Stab einen andern Bündel für mich zusammen, den ich aber nicht weiter als bis Mantua, oder vielmehr Ajello brachte, wo ich zum vierten Mal ausgeplündert wurde. Man wurde daher müde, mich zu kleiden und mir Almosen zu reichen, und glaubt allgemein, daß ich bestimmt bin, nackt zu sterben, wie ich geboren wurde. Troß alle dem behandelt man mich so gut, General Reynier hat für mich so viel Güte, daß ich nicht bereue, gebeten zu haben, diesen Feldzug mitmachen zu dürfen, wo ich zuletzt Nichts verloren habe, als meine Pferde, mein Geld, meinen Bedienten, und meine und meiner Freunde Kleider.

(Fortsetzung folgt.)

*) Später Artillerie-Obrist.

Die Wege des Handels.

Während der Herrschaft Napoleon's wurde Zucker, Caffee, Tabak, Baumwollengarn rc. von London zur See nach Salonichi gesandt; von da wurden diese Güter auf Pferden und Maulthieren durch Macedonien, Servien und Ungarn nach ganz Deutschland und selbst nach Frankreich verführt, so daß Waaren zu Calais consumirt wurden, die aus dem sieben Lieues entfernten England gekommen waren und einen Weg gemacht hatten, der, was die Kosten betrifft, einer zweimaligen Reise um die Welt gleich kam.

Literary Gazette.

Verderbliche Wirkung des Branntweins bei den Indianern in Nordamerica.

Als eine der Hauptursachen des allmäligen Aussterbens der indianischen Bevölkerung von Nordamerica muß die verderbliche Wirkung betrachtet werden, welche der übermäßige Genuß des Branntweins hat. Ueberall, wo sich irgend eine Gelegenheit zeigt, selbst auf den entferntesten Handelsposten, strömen die Indianer, alt und jung, Männer und Weiber, Häuptlinge und Krieger, begierig zusammen, um sich mit dieser schrecklichen „Feuerbrühe" zu vergiften. Die Masse des Branntweins, welche unter sie vertheilt wird, hängt auf den Handelsposten nur von der Quantität und dem Werthe des Pelzwerkes ab, welches die Indianer zum Verkauf bringen. Selten vertauscht der Indianer ein Pelzwerk direct gegen berauschende Getränke, aber er erwartet, tractirt zu werden und es ist bei diesem Handel zur Gewohnheit geworden, daß er von dem Käufer ein Geschenk in Branntwein im Verhältniß zu dem Werthe seines Pelzwerkes erhält. Der Kaufmann, welcher dieser Sitte nicht entspräche, würde bald sich von seinen Concurrenten verdrängt sehen. Ueberall, wo der Weiße mit dem Indianer in Berührung kommt, ist der letztere gewiß, die Mittel zu erhalten, sich durch Trunkenheit zu Grunde zu richten.

American Quarterly Review.

Die Wasserträger in Mecka.

Die Sakas oder Wasserträger von Mecka, von denen viele Fremde sind, haben ein kurzes Lied, welches durch seine Einfachheit sehr rührend ist. Die reichen Pilger kaufen, wenn sie aus der Moschee kommen und besonders des Nachts den Sakas häufig den ganzen Inhalt ihrer Wasserladung ab und lassen denselben unentgeldlich unter die Armen vertheilen. Während sie nun das Wasser in die Gefäße gießen, mit denen jeder Arme versehen ist, rufen sie laut aus: Sebyl Allah, ja atschan, sebyl! (Eilet, ihr Durstigen, zu den Wegen Gottes!) und dann brechen sie in folgenden kurzen Gesang aus:

Ed-dschene wa el moy fezata ty Saheb es Sabyl.
(Paradies und Gnade sey das Loos dessen, der Euch dieses Wasser gab!)

Burckhardt's Travels in Arabia.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 42. 11 Februar 1829.

Paul Louis Courier's Briefe.

(Fortsetzung.)

An Herrn v. Sainte-Croix in Paris.

Mileto, 12 September 1806.

Wenn die Geschichte Groß-Griechenlands während der letzten drei Monate einiges Interesse für Sie hat, so sende ich Ihnen mein Tagebuch, d. h. ein kleines Heft, in welchem ich die Menschen und bemerkenswerthesten Bouffonnerien aufgezeichnet habe, von denen ich Zeuge war. Schwerlich möchte man deren in so kurzer Zeit und so engem Raum mehr sehen können.

Wenn die flüchtigen Züge dieser jämmerlichen Farcen Ihnen nur Widerwillen einflößen, so wird mich dieß nicht wundern. Einen Augenblick kann es die Neugierde derer aufregen, welche die Schauspieler kennen. Die Andern sehen darin Nichts als die Schmach des Menschen. Dieß ist die Geschichte, ihrer Verzierungen entkleidet; dieß der einfache Entwurf, den die Herodote und die Thucydides mit ihrem Schmuck umgeben haben. Was mich betrifft, so halte ich dafür, daß diese Verkettung von Thorheiten und Greueln, die man Geschichte nennt, nicht leicht die Aufmerksamkeit eines Mannes verdient. Plutarch mit

dem Aussehn eines Weisen

Und diesem langen Bart inmitten des Gesichts

flößt mir Mitleiden ein mit all seinem Rühmen dieser Schlachtenlieferer, deren ganzes Verdienst ist, ihren Namen an Ereignisse geknüpft zu haben, welche der Lauf der Dinge herbeiführte. — Seit unserer Vereinigung mit Massena marschiren wir in stolzerer Haltung und sind etwas weniger zu beklagen *); wir kehren in unsre alten Stellungen zurück, indem wir die Avant-Garde dieser kleinen Armee bilden und mit den Insurgenten den verächtlichsten aller Kriege führen. Wir tödten Wenige und machen noch weniger Gefangne. Die Natur des Landes, die Gewohnheit und die Kenntniß aller Schliche macht, daß selbst, wenn wir sie überfallen, sie uns leicht entschlüpfen: nicht so wir ihnen. Die, die wir erwischen, hängen wir an den Bäumen auf; bekommen sie uns, so verbrennen sie uns ganz gemächlich. Ich war selbst schon in ihren Händen; es war ein wahres Wunder, daß ich davon kam. Ich wohnte einer Berathung bei, wo es sich darum handelte, ob ich gehenkt, verbrannt oder erschossen werden soll; ich ward zugelassen, um meine Stimme mit abzugeben. Oft bin ich im Laufe dieses Feldzugs nur mit Noth entkommen, denn zweimal machte ich den Zug von Reggio nach Tarent hin und zurück, d. h. mehr als 400 Lieues mitten durch die Insurgenten, bald allein oder in geringer Begleitung, bald zu Fuß, bald zu Pferd, manchmal auf allen Vieren, manchmal auf meinem Hintern von der Höhe der Berge herabrutschend. Auf einem dieser Züge geschah es, daß ich von unsern guten Freunden aufgefangen wurde. Es giebt nicht leicht einen Wald oder eine Höhle in ganz Calabrien, wo ich nicht herum spazirt wäre; und warum? ach! dieß ist eben der Jammer. Einmal wurden von sieben Mann, die ich zur Begleitung hatte, drei mit vier Pferden von den Gebirgsbewohnern getödtet. Wir verloren und verlieren auf diese Weise jeden Tag eine Unzahl von Offizieren und kleinen Abtheilungen von Soldaten. Ein andermal bestieg ich, um die Banditen zu vermeiden, eine kleine Barke, und da ich den Patron gezwungen hatte, trotz des schlechten Wetters abzureisen, so wurden wir in die volle See hinausgeführt. Unsre Manövers waren schön! wir warfen uns auf die Kniee, stellten Gebete an, versprachen Messen der Jungfrau und dem heiligen Januarius, und siehe da, ich bin noch am Leben.

Später kam ich auf einer andern Barke an einer englischen Fregatte vorbei, die einige Schüsse auf uns richtete; alle meine Ruderer warfen sich in's Wasser und retteten sich an's Land. Ich blieb allein wie Ulysses — eine Vergleichung, die um so passender ist, als dieß mir in der Meerenge der Charybdis begegnete, im Angesicht einer kleinen Stadt, die noch jetzt Scylla genannt wird, und in der, ich weiß nicht welcher Gott mich friedlich landen ließ.

Ich hatte aus dem Staub meiner sieben Sachen mein sogenanntes Brevier gerettet. Dieß war eine Ilias aus der königlichen Druckerei, ein ganz kleiner Band, den Sie vielleicht in den Händen des Abbé Barthélemy gesehen haben. Ich erhielt das Exemplar von ihm (quam dispari domino!) und ich weiß, daß er die Gewohnheit hatte, es auf seinen Spaziergängen bei sich zu tragen. Ich trug es überall bei mir; eines Tags übergebe ich es, ich weiß selbst nicht warum, einem Soldaten der

*) Es hatten nämlich kurze Zeit vorher 6000 Engländer im Meerbusen von Santa-Euphemia gelandet und die Franzosen unter Reynier sehr in die Enge getrieben.

mir ein Pferd an der Hand führte. Der Soldat ward getödtet und beraubt. Ich habe acht Pferde, meine Kleider, meinen Mantel, meine Pistolen, mein Geld verloren; dennoch bedaure ich bloß meinen Homer, und würde, um ihn wieder zu erhalten, das einzige Hemd dahingeben, das mir geblieben ist. Er war meine Gesellschaft, mein einziger Unterhalter in den Rasttagen und in den Abendstunden. Meine Kameraden lachen mich aus; ich wollte, daß sie ihr letztes Spiel Karten verlören, um die Miene zu sehen, die sie machen würden.

Sie werden mir gerne glauben daß ich mitten unter solchen Abentheuern keine Muße habe an Alterthümer zu denken: finden sich auch auf meinem Wege einige Monumente, z. B. die von Pompeji, ne visenda quidem putavi. Nicht als ob ich den Geschmack für diese Sachen verloren hätte, aber die Gegenwart beschäftigt mich zu sehr, um an die Vergangenheit denken zu können; ein Wenig auch läßt die Sorge für meine Haut und die Furcht vor den Calabresen mich Groß-Griechenland vergessen. Noch immer ist dieß Calabria ferox. Bemerken Sie, daß seit Hannibal, der dieses Land blühend fand und es sechzehn Jahre lang verwüstete, es sich nie wieder erholte. Wir brennen und sengen gewiß gut, aber es scheint, daß er sich auch darauf verstand. Wenn wir nur etwas Halt machten und ich Zeit erhielte, um mich zu bilden, so zweifle ich nicht daß dieses Land, wo alles griechisch und antik ist, mir manche Gegenstände liefern würde, die Sie interessirten und meine Briefe ihrer Adresse würdig machten. Was das gegenwärtige Calabrien betrifft, so sieht man zwar Gehölze von Orangen, Wälder von Oliven- und Reihen von Zitronen-Bäumen, doch Alles dieß meist nur an der Küste und bloß in der Nähe der Städte: kein Dorf, kein Landhaus; sie sind unbewohnbar aus Mangel an Polizei und Gesetzen. Aber wie wird der Boden bebaut, werden Sie fragen? Der Bauer wohnt in der Stadt und arbeitet bloß innerhalb des Grenzgebietes derselben, indem er spät des Morgens ausgeht und vor Abend heimkehrt. Wie sollte man es wagen in einem Landhause zu übernachten? Man würde in der ersten Nacht erschlagen werden. Die Ernten erfordern wenig Sorge; Alles verkündet den natürlichen Reichthum; indessen ist das Volk arm, ja erbärmlich, während das Königreich reich ist, da es fast Alles hervorbringt. Nicht ohne Grund hat man dieses Land das Indien Italiens genannt. Auch die Bonzen fehlen nicht; es ist das Königreich der Priester, wo Alles ihnen gehört. Man legt hier das Gelübde der Armuth ab, um es sich an Nichts fehlen zu lassen, und der Keuschheit, um alle Frauen zu bekommen. Es giebt keine Familie, die nicht von einem Priester bis zu den geringsten Einzelheiten herab beherrscht würde; kein Ehemann kauft ein paar Schuhe für seine Frau, ohne vorher den Rath des heiligen Mannes einzuholen.

Das Muster einer guten Regierung darf man also hier nicht suchen; aber herrlich ist die Natur; diese balsamische Luft um Reggio! man fühlt sie zwei Stunden im Umkreise, wenn der Wind vom Lande weht. Die Orangen-Blüthe ist Ursache, daß man einen viel bessern Honig hat, als der des Virgils: die Bienen des Hybla saugten bloß am Tymian, nicht an der duftigen Blüthe der Orange, Alles ist jetzt besser als sonst . . . —

An M*** Artillerie Offizier in Neapel.

Mileto 16 October 1806.

Nachdem unsere Leute ohne Grund die schöne Stadt Corigliano geplündert hatten, stiegen sie gegen Cassano hinauf, längs eines kleinen Flusses oder Bergbaches, den man noch den Sibari nennt, obgleich er nicht mehr Sibaris, sondern nur Gehölze von Orangen durchströmt. Das Schweizer-Bataillon marschirte an der Spitze, sehr gelichtet wie alle Uebrigen, von Müller befehligt, denn Clavel war in Santa-Euphemia getödtet worden. Als die Einwohner von Cassano diese rothen Truppen sahen, hielten sie uns für Engländer, was schon häufig geschah. Sie verlassen ihre Häuser, kommen auf uns zu, wünschen uns Glück, diese Spitzbuben von Franzosen tüchtig abgefertigt zu haben, diese Diebe, diese Ketzer. Wahrlich man sprach dießmal ohne alle Schmeichelei zu uns; sie erzählten von unsern Albernheiten, und sprachen noch schlimmer von uns, als wir verdienten. Jeder verwünschte die Soldaten des Maestro Peppe, jeder rühmte sich, ein paar davon aus dem Weg geschafft zu haben, wobei sie es pantomimisch darstellten: „Ich habe Sechs mit dem Dolch niedergestoßen; ich habe Sechs erschossen." Einer sagte, er habe Verdier getödtet, ein Anderer äußerte, er habe mich umgebracht. Portier, Lieutenant vom Train, sieht in den Händen eines derselben seine eignen Pistolen, die er mir geliehen hatte und die mir abgenommen worden waren, als ich beraubt wurde; er springt herbei: „Wem gehören diese Pistolen?" Der Andre — du kennst ihre Weise —: „„Herr sie gehören Euch;"" er glaubte nicht, daß er so wahr sprach. „Aber von wem habt ihr sie?" — „„Von einem französischen Offizier, den ich getödtet habe."" Damals hielt man mich und Verdier beide für todt, und als wir drei Tage später ankamen, war man nahe daran nicht mehr an uns zu denken. Du siehst, wie gut sie sich empfahlen und ihre Angelegenheit arrangirten; man empfing auf diese Weise alle ihre Geständnisse, und sie erkannten uns nicht eher, als bis man zu kläglichem Ende Feuer auf sie gab. Viele wurden getödtet; Zweiundfünfzig gefangen, und Abends auf dem öffentlichen Platze zu Cassano erschossen. Bemerkenswerth zeigte sich hier die Parteiwuth: ihre eigenen Mitbürger, die uns befreundeten Calabresen, Josephs „gute Calabresen" waren es, die sie zum Tode führten und die ausdrücklich als eine Gunst von uns verlangten, dieses Gemetzel anrichten zu dürfen. Sie hatten keine große Mühe, diese Erlaubniß von uns zu erhalten, denn wir waren noch müde von den blutigen Scenen in Corigliano. — Siehe da die Feste von Sibaris! Du kannst die Genauigkeit dieser Erzählung Jedem verbürgen; das merkwürdige Wunder dabei ist, daß wenige Tage nachher in einem benachbarten Dorfe Zweiundfünfzig von unsern Leuten (gerade so viel als wir in Cassano erschossen hatten) erschlagen wurden, die daselbst plünderten, ohne weiter an etwas Böses zu denken. Die Madonna hatte, wie du glauben kannst, Theil an dieser guten Sache, deren Erzählungen ausgeschmückt und verbreitet wurden, zum Ruhm della santa fede.

Die Scene von Marcellinara ist von derselben Art. Wir wurden für Engländer gehalten und als solche in die Stadt aufgenommen. Auf dem öffentlichen Platze angekommen, umgab uns die Menge. Ein Mensch, bei dem Reynier gewohnt hatte, erkennt ihn und will fliehen. Reynier giebt ein Zeichen, daß man ihn verhafte; er wird getödtet. Die Truppen geben plötzlich Feuer: in zwei Minuten ist der Platz mit Todten bedeckt. Man fand hier sechs Kanoniere des Regiments, in einem Gefängnisse, halbtodt vor Hunger, völlig nackt. Man hatte sie für ein kleines Auto-da-fe aufgespart, das den andern Tag stattfinden sollte.

Oft kommen sonderbare Abenteuer vor. Vor vierzehn Tagen schnitten wir Einem von unsern Leuten den Strick ab, der schlecht aufgehängt und schlecht erdolcht war, und dem nun das Essen und Trinken wieder so gut schmeckt wie Dir. Man bringt so Viele um, und ist dabei so beeilt, daß man die Sachen nur zur Hälfte verrichtet. Ein Soldat, Namens Marechal, ward zweimal erschossen und ist frisch und gesund.

Was mich betrifft, so achte ich es nicht der Mühe werth zu klagen; ich habe Mehr verloren als alle Anderen an Pferden und an Effecten; aber meine Haut ist ganz, und ich habe noch alle meine Glieder. Manchmal ging es mir schlecht genug, noch öfter aber gut. Fast stets mit meinem Patron*), dauerte meine Ungnade so lange als sein Glück, „so lange die Rosen dauern." Sonst würdigte man mich nicht eines Blicks; das Unglück aber macht humaner, und so sind wir aufs Neue gute Freunde.

Die Leute, die über Nichts nachdenken, an deren Spitze Du mich stellen kannst, finden auch hier freundliche Stunden: man ißt hier, man trinkt. Unter all diesen diabolischen Scenen findet sich die Liebe ein, und schöner als anderswo, denn man denkt nur an sie. Das Land liefert im Ueberfluß, um alle Gelüste zu befriedigen: Wildpret und Geflügel, Fleisch und Fisch, Wein, Mehr als man trinken kann, und welchen Wein! Weiber, mehr als man will. Sie sind schwarz in der Ebene, weiß auf den Bergen, und überall verliebt. Calabroise et braise est tout un.... Schläfst Du? ich lege mich nieder. Leb wohl!

An Madame Pigalle in Lille.

Mileto, 25 October 1806.

.... Haben wir uns nicht versprochen, nicht ohne einander zu lachen? Was mich betrifft, so ist mir ein Wortbruch fremd, und ich halte meine Ernsthaftigkeit und zähle auf die Ihre. Ach! um meinem Versprechen getreu zu bleiben, darf ich nur an die fünfhundert Stunden denken, die uns trennen, und an zwei lange, lange Jahre, die vorüberflossen, ohne daß ich Sie sah. Unschuldige Spiele, kleine Bälle, Garten-Abende, was ist aus Euch geworden? Nein, ich bin nicht mehr der Vetter, der Euch belustigte; dieß ist nicht mehr die Zeit des Don Bedaine, der Madame Ventre-à-terre, und der Dame von Stroh. Sähen Sie mich jetzt, Sie würden mich nicht mehr erkennen, Sie würden mich fragen: „Wo ist der lachende Vetter?" Und wissen Sie warum ich nicht mehr lache? Ich bin ein abscheulicher Mensch geworden: ich denke Tag und Nacht darauf, Leute zu tödten, die ich nie sah, die mir nie weder Gutes noch Böses gethan haben. Wie gefällt Ihnen dieß? O, glauben Sie mir, Cousine, die Traurigkeit taugt nichts. Kehren wir zu unsrer alten Art zurück. Es giebt keine guten Leute, als die, die lachen. Lachen wir, so oft Anlaß da ist, oder auch ohne allen Anlaß. Ich, wenn ich an Sie denke, an die Miene, mit der Sie dieß Paket öffnen, breche hell aus.

Während ich diese äußerst verständigen Zeilen schreibe, geht ein tolles Abenteuer vor; das Haus zittert; ein Mensch, der neben mir schrieb, flüchtet sich mit dem Ruf: tremoto! ich selbst wiederhole tremoto, d. h. Erdbeben, und rette mich gleichfalls in den Hof. Hier sehe ich, daß der Stoß heftig war, oder ernsthaft, wie Sie sagen würden, Cousine, oder wirksam, wie Volsard sagt. Ein noch unvollendetes Fahrzeug schien durch den Wind bewegt, das Zimmerwerk schwankte, krachte. Die Erde hat hier oft so kleine Fieberschauer, welche eine Stadt wie ein Kegelspiel umwerfen würden, wenn die Häuser nicht im Voraus gegen das tremoto eingerichtet wären, ziemlich nieder und mit breiter Basis. Keines fiel dießmal ein, aber die Kirche hat, ich weiß nicht wie viel fromme Seelen erschlagen, die nun im Paradiese sind, während wir andern Taugenichtse noch in diesem Thal des Jammers weilen.

Sie fragen mich, was wir hier treiben? Wenig: wir nehmen ein kleines Königreich für die kaiserliche Dynastie. Was ist dieß, die Dynastie? Meot wird es Ihnen sagen. Der berüchtigte Meot ist Koch des Königs, der sich oft damit unterhält, mit ihm zu plaudern; der einzige Mensch, sagt man, vor dem Se. Majestät einige Achtung hat. „Meot," sagt der König, „du bringst mir da deine ganze Familie in die Höhe, deine Nichten, deine Vettern, deine Neffen, deine Bastarde; du hast keinen Verwandten nach Bretagner Art, weder Küchenjungen noch Sudelkoch, der nicht ein großer Herr werden müßte." — Sire, antwortet Meot, dieß ist meine Dynastie. —

Ich umarme Sie.

Der alte Vetter, der nicht mehr lacht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ackerbau in Peru.

(Schluß.)

Die Insel Iquica, ungefähr 400 Varas (span. Ellen zu 3') von dem Hafen gleichen Namen entfernt, 800 Varas lang und 200 breit, hatte so reiche Guanogruben, daß sie seit undenklichen Zeiten der benachbarten Küste ihren Bedarf lieferte. Nunmehr ist sie erschöpft; aber vor etwa dreißig Jahren hat man in dem Berge Pavellon de Pica, achtzig Stunden vom Hafen Molledon, ein neues Lager entdeckt. Die Grundfläche des sehr hohen Bergs der Seeseite ist guanohaltig, während sie auf der entgegengesetzten Seite bloß Sandstein enthält. Nachgrabungen, die man in diesem Sandstein angestellt hat, in der Hoffnung, auf eine Silberader zu stoßen, haben auf keine Spur von Guano geführt. Das Lager am Pavellon de Pica erhebt sich auf einer Strecke von einer Viertelstunde zu einer Höhe von 300 Varas;

*) General Reynier.

es war aber unter dem von den benachbarten Sandhügeln hergewehten Sand begraben und man muß an manchen Stellen sehr in die Tiefe hinab, um den Guano zu Tage zu fördern. Bei Punta de Lobos (Wolfsspitze), drei Stunden südlich von Pavellon de Pica, trifft man gleichfalls Guano, den man aber unbenutzt läßt, da die Fahrzeuge, welche denselben abholen müßten, daselbst keinen sichern Ankergrund haben. Acht Stunden weiter ist eine neue Grube, deren ziemlich bedeutende Ausbeute den Quallagas und den Huatocondas zu Statten kommt. Endlich kennt man die Landspitze von Paquisca als eine Gegend, welche sich eben so durch ihren Reichthum an Guano, als durch dessen Qualität auszeichnet.

Der weiße Guano gilt für den besten; man findet ihn auf allen Inseln in der Nähe des Continents, z. B. auf Lagarto, Las Animas, unsern Ilo; auf la Margarita, la Brava, la Mansa, den Jesusellanden an den Küsten von Cocotea; auf den Hornillos und auf vielen andern. Auf den Ilay- und Jesuseilanden, welche die Vögel am Liebsten besuchen und wo sie sich in solcher Menge niederlassen, daß sie eine dichte, mehrere Meilen lange Wolke bilden, gräbt man jährlich an 15 bis 20,000 Centner *) weißen Guano aus. Indessen hat sich in der neuesten Zeit der Ertrag sehr gemindert, weil die Vögel weniger zahlreich erschienen, so daß im J. 1827 im Allem kaum 300 Centner gewonnen wurden: ein Umstand, den man theils der außerordentlichen Hitze zuschreibt, welche mehrere Sommer nach einander herrschte; theils dem geräuschvollen Verkehr, der seit Eröffnung des Hafens Ilay die gewohnte Stille dieser Ufer unterbricht.

Der weiße Guano hat dieselben Bestandtheile wie der rothe, nur mit dem Unterschied, daß alle Beimischung von Sand wegfällt. Außerdem ist er weniger schwer und riecht weniger nach Salmiak, auch zeigt sich, wenn man ihn verkohlt, der Niederschlag von Eisen und salzsaurer Soda geringer.

Die Wichtigkeit des Guano für den Ackerbau von Peru geht schon daraus hervor, daß die Stadt Arequipa nebst ihren Umgebungen, der sogenannten Campinna allein jährlich 30 bis 35,000 Centner **) verbraucht, die man aus einer Entfernung von dreißig Stunden dahin verführt. Und gewiß ist es einzig und allein diese befruchtende Materie, welcher der vulkanische Sandboden des Departements von Arequipa seine herrlichen Ernten verdankt. In der Provinz Tarapaca, in den Thälern von Tambo und Vitor soll der Verbrauch noch weit größer seyn: da man sich hier bei jedem Zweig der Landwirthschaft, den Bau des Zuckerrohrs ausgenommen, des Guano bedient, während man in Arequipa nur die Mais- und Kartoffelfelder damit düngt. Um einen Topo, d. i. eine Fläche von 5000 □ Varas anzupflanzen, nimmt man in den letztern Gegenden drei Fanegnas; in den ersteren deren fünf. In Arequipa giebt ein so gedüngtes Feld mit Kartoffeln fünf und vierzigfältig, mit Mais fünf und dreißigfältig aus, während der Ertrag des besten Feldes mit Waizen, auf welches Pferdedünger kommt, höchstens achtzehnfältig ist. Ein so kräftiges Dungmittel erfordert aber auch mancherlei Vorsicht beim Gebrauch. Die Bauern von Arequipa pflegen am Fuß jedes Krautbüschels eine Handvoll davon hinzustreuen und am folgenden Tag es zu bewässern. Vernachläßigen sie diese Regel, so verdorrt die Pflanze. In den Thälern reißt man die Erde etwas auf, wobei man sich jedoch in Acht zu nehmen hat, daß man die Wurzeln nicht beschädigt; in die gemachte Furche legt man dann eine Handvoll Guano, deckt sie wieder zu und begießt sie nach einigen Stunden. Unterläßt man einmal die Guanodüngung, so kann man kaum auf die Hälfte der gewöhnlichen Ernte rechnen.

Die Gesetzgebung Peru's that Alles, um die Fortdauer eines so wichtigen Culturmittels zu sichern. In der Zeit, wo jene nächtlichen Gäste auf den Inseln ihre Jungen aufziehen, war jede Landung daselbst bei Todesstrafe verboten; bei der Vertheilung des Guano wurde dieselbe Sparsamkeit beobachtet, wie bei der Vertheilung des Wassers; jeder District hatte seine Inseln, aus denen er seinen Bedarf zog; Inseln von größerem Umfang waren mehreren Bezirken zugeschieden, endlich durfte kein Indianer Mehr nehmen, als er anerkannter Maßen zum Anbau seiner Ländereien bedurfte.

Auf einigen andern Puncten der Küsten, gegen Atica, Villacori, Malla ꝛc hin, wo das Land trocken, sandig, ohne Bäche ist, und nicht einmal eine künstliche Bewässerung zuläßt, haben die Einwohner ihre Felder ganz nahe am Meer. Hier suchen sie sich durch Gräben zu helfen, denen sie eine solche Tiefe geben, daß sie etwas unter dem Wasserspiegel zu liegen kommen und durch den feinen Sand einige Feuchtigkeit durchsickern kann, welche sich darin sammelt. Aber dieser, wenn auch noch so befeuchtete Sand würde unfruchtbar bleiben, wenn das Meer nicht ein reichliches Befruchtungsmittel anderer Art spendete, indem es jedes Jahr ganze Bänke kleiner sardellenähnlicher Fische auf den Strand auswirft. Nachdem sie nun ihren Graben gezogen haben, so daß er groß genug ist, mehrere Schäffel Saat aufzunehmen, legen sie darin nach der Schnur eine Reihe von Beeten an, machen in bestimmten Zwischenräumen kleine Löcher von einigen Zoll Tiefe, stecken zwei bis drei Maiskörner einem Fischkopf in den Mund und setzen sie hinein.

*) Der Preis des Guano ist verschieden. Vom rothen und braunen kostet die Fanegua zu 10 Arrobas = 2½ Cent span. 10 Silberrealen, etwa 3 fl.; vom weißen 2 Piaster (während des Kriegs oft 7 Piaster).

**) Der Hafen von Mollendo verwendet zum Transport des Guano sechs Fahrzeuge, die des Jahrs neun Reisen machen, und 60 000 Centner laden. Cocotea liefert nur ungefähr 13,000 für Urate, Carumas und Puquina; Chancay 10 bis 11,000; ungefähr eben so viel Arica und Tarapaca.

Spiel mit Klapperschlangen.

Capitän Lyon war zu Lipimeo (in Mexico) Zeuge eines Spieles, vor dem europäische Mütter sich entsetzen würden. Eine Anzahl kleiner Kinder amusirte sich auf Kosten einer großen Klapperschlange, die an die Riemen einer Peitsche gebunden war, und es machte den Kleinen Vergnügen, die Schlange in Stücke Holz beißen zu lassen, die sie ihr vorlegten. Als der Capitän die kleinen Affen aufforderte, das Thier zu tödten, lachten sie ihn aus und gingen mit ihrem Spielzeug davon, um sich ungestört mit ihrem gefährlichen Zeitvertreib unterhalten zu können.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 43. 12 Februar 1829.

Der egyptische Handel.

Es ist anerkannt, sagt ein Correspondent des Journal du Commerce in einem Schreiben aus Alexandria vom 24 November v. J., daß unser levantischer Handel von Tag zu Tag mehr in Verfall geräth. Die Regierung hat dieß auch seit längerer Zeit eingesehen, allein auf öftere Anfragen bei ihren Agenten immer zur Antwort erhalten, daß die Concurrenz daran Schuld sey. Wenn man aber auch zugesteht, daß diese in Etwas dazu beitrage, so glauben wir doch, daß es auf vielen Stapelplätzen noch ganz andere Ursachen dieses Uebels giebt, die unsere Konsuln wohl kennen, aber nicht gerne sagen. Wir meinen die Monopole, welche die Paschas und Gouverneure nach aller Willkür ausüben, und welche, täglich mehr um sich greifend, Alles, worauf sie sich erstrecken, augenblicklich zu Grunde richten. Die Insel Cypern ist hiefür ein neuer, trauriger Beweis; noch keine zwei Jahre sind es, seit ein gewisser französischer Erdragoman, Namens Lapierre, nebst Compagnie das Privilegium besitzt, gegen Entrichtung einer Summe an den Staatsschatz sich aller Producte der Insel zu bemächtigen; — und die Baumwollenernte, welche sonst ein Jahr in das andere mehr als 10,000 Ballen abwarf, ist letztes Jahr auf 2000 herabgesunken und dieses Jahr werden keine tausend erwartet.

Bei uns ist der Verfall, wenn nicht ebenso schnell, doch nicht minder auffallend. Der Araber, geduldiger als der Grieche auf Cypern, abgehärteter für Entbehrungen, und aller Mittel beraubt, seine Heimat zu verlassen, wird durch das Elend und den Kriegsdienst nach und nach decimirt, und schon zählt man kaum dritthalb Millionen, wo die Geschichte vor Zeiten 20,000 Städte aufwies.

Es ließe sich eine lange Geschichte davon erzählen, wie der arme Landbauer in Egypten um die Früchte seines Schweißes gebracht wird, wie er nackt einhergehen und von rohen Bohnen leben muß und wie der Pascha sich in den Alleinbesitz aller Producte des Landes setzt. Allein trotz dem Elende der Bewohner würde die ungemessene Fruchtbarkeit des Bodens eine sehr reiche Ausfuhr geben; wenn nicht die fehlerhafte Verwaltung selbst den Gewinn, den die Habsucht gemacht hat, wieder zerstörte.

Die folgenden Bemerkungen betreffen hauptsächlich den Handelsminister Sr. Hoheit Bogos Jussuf, den wir bitten, sie uns nicht übel zu nehmen.

Zu einem Amte berufen, von dem das Schicksal eines Landes abhängt, hat er sehr Unrecht, wenn er sich als einen bloßen Kaufmann betrachtet, dem ein Anderer seine Interessen und Waaren anvertraut. Seine Aufgabe ist nicht, darauf zu sehen, wie er seine Baumwolle um einen halben Piaster theurer absetze, wenn er sie vielleicht selbst verführt; er sollte vielmehr bedenken, daß eine weise Regierung ihre Einkünfte nie vom Glück des Speculanten abhängig machen darf, daß, was das Volk gewinnt, dem Souverän selbst zu gut kommt, daß aber das Volk nicht in zwei griechischen und einem englischen Handelshaus besteht.

Der Nichtbefolgung dieser Grundsätze einer vernünftigen Staatsökonomie schreiben wir einen Theil der Leiden Egyptens zu; da man in einem Augenblick, wo ein unpolitischer, verderblicher Krieg den Pascha genöthigt hat, die Steuern zu vermehren, dem Volke die Mittel entzieht, den Uebeln der Gegenwart die Stirn zu bieten, indem man den Kreis seines Gewerbfleißes und Handels mehr und mehr beschränkt.

Dem Handel in der Levante gebricht es insgemein an Kapitalien in baarem Geld. Wer solche in Händen hat, verbirgt sie und hat seine Gründe dazu; Alles wird auf lange Borgfristen abgegeben. In Egypten ist dieß besonders der Fall. Immer unterdrückt, ging das Land aus den Händen der Mameluden in die Gewalt fremder Eindringlinge über, um sodann unter eine Monopolherrschaft zu fallen, welche die Kaufleute dadurch, daß sie dieselbe nöthigte, die Producte weit über ihren Werth zu kaufen, zu Grunde richtete und am Ende, nachdem ihre Kapitalien erschöpft waren, ihnen nicht mehr borgte. So Viel ist gewiß, daß die Verluste des egyptischen Handels nicht aus Speculationen nach dem Ausland entspringen, da man sich immer darauf beschränkte, die dem Lande nöthigen fremden Artikel mit Landeserzeugnissen zu bezahlen, wobei man Viel gewann, da jene im Werth nur den dritten Theil der Ausfuhr betrugen, so daß der Ueberschuß baar bezahlt werden mußte. Ueberdieß waren die Verbindungen der Egypter mit dem Innern von Asien und Africa für sie immer eine Quelle von Gewinn, und so lange ihnen die Regierung Kredit bewilligte, für den sie sich immer gut bezahlt zu machen wußte, dehnten sie auch ihre direkten Handelsverbindungen nach Europa aus, wobei sie vor der Verfallzeit gewöhnlich noch so viele kleine Gewinnste machten, daß sie allem Ungemach trotzten; denn es ist merkwürdig, daß in den acht Jahren vor 1825

die Ausstände zweifelhafter oder wirklich eingebüßter Schuldposten sich nicht auf ein Procent belieſen. Wir wagen zu behaupten, daß wenig Häuser in Europa, zumal in unglücklichen Fruchtjahren, (obschon damals der Hauptreichthum Egyptens in Getreide bestand) glücklicher waren. Aber nun sollten sich die Umstände auf einmal ändern.

Die Regierung verkaufte bis zum Jahr 1823 ihre Ernten an die Handelshäuser im Lande, auf neunmonatliche Zahlfristen, die sich wohl auch auf ein Jahr und drüber erstreckten; als Ersatz dafür stellte sie den zu zahlenden Preis für die Producte 15 bis 25 Procent über den Werth derselben. Die Kaufleute verführten einen Theil, den andern machten sie mit 8—10 Procent Verlust an Ort und Stelle zu Geld. Mit diesen Fonds bestritten sie die Einfuhrartikel, machten ihre Versendungen in das Innere, handelten mit Syrien, und zogen so ihren Gewinn, wovon sie den öffentlichen Schatz befriedigen und mit ihren Familien leben konnten. So waren sie eigentlich bloße Agenten, die für Seine Hoheit Geschäfte machten.

Im Jahr 1822 kam die berühmte Baumwollencultur auf, die Egypten so schöne Aussicht auf Wohlstand versprach. Dem Franzosen Jumel verdankt man, wie man sagt, diese Entdeckung. Die Eifersucht, welche er hierdurch erregte, bezahlte er mit dem Leben, und man erinnert sich mit Schmerz, daß über die Art seiner Vergiftung nicht die geringste Untersuchung angestellt, auch seiner jungen Gattin keinerlei Unterstützung zu Theil ward. Im Jahr 1824 begannen die unseligen Versendungen auf Rechnung der Regierung, die den Pascha auf den Glauben brachten, er bedürfe zur Verführung seiner Producte keiner Kaufleute, und ihn so immer mehr bestärkten, das System zu verfolgen, welches die Hauptursache des gegenwärtigen Verfalles ist. Es ist unnöthig zu berechnen, wie Viel Egypten für Commissionen zahlen mußte, die es sonst unentgeltlich hatte, was es seine großen Versendungen kosteten, oder was es durch die Thorheiten eifersüchtiger Agenten verlor; wir brauchen nur zu sagen, daß früher, als man die Producte zu 25 Procent über ihren Werth bezahlte, sich der Handel in Egypten hielt, ja selbst jedes Jahr noch Etwas gewann, um zu zeigen, wie weit er heut zu Tage herabgekommen ist.

Wir setzen voraus, daß der Pascha nie auf den Punct gebracht war, wie man wissen wollte, Nothschritte zu thun, um sich neue Hülfsquellen zu öffnen. Wir können beinahe mit Gewißheit behaupten, daß sein alter Schatz, der Reservefond, den die Türken nie, als wenn es sich um ihre Existenz handelt, antasten, unberührt, oder nur angegriffen ist. Es ist überdieß landkundig, daß die Eroberung von Sennaar und Cordufan große Massen reiner Goldstäbe, die in jenen unkultivirten Ländern die Stelle der Münze vertreten, in den Schatz Sr. Hoheit brachte. Was sollte aus diesem Gold geworden seyn? Gewiß ward es nicht nach Europa versendet; und Egypten hat erst seit drei Monaten das Recht erhalten, Gold zu münzen, und dazu werden lauter Quadrupeln verwendet. Man kann demnach jenes Monopolsystem nicht der Noth, sondern nur einem Mißgriff zuschreiben; und deshalb sprechen wir dagegen, weil es zugleich den Interessen der Regierung, des Landes und den unsrigen zuwiderläuft, da auch wir einiges Recht auf den Handel in der Türkei besitzen.

Die Ernten, welche, wie wir gesehen haben, alle in Händen der Regierung sind, werden uns heut zu Tage bloß gegen baare Bezahlung zugänglich. Die europäischen Häuser und diese allein könnten sich dieß vielleicht gefallen lassen, wenn sie wenigstens die Interessen ihres Kapitals und die Fracht herauszuschlagen hoffen dürften. Aber nein, alle Artikel werden zehn Procent über ihrem Werthe gehalten. Man besteht auf 100 Franken für die Baumwolle, einem Preis, um welchen, wie man wohl weiß, sie der Pascha selbst nicht zu Marseille verwerthen kann. Wahr ist; daß ein Haus sechs Monate vor der Ernte 15000 Ballen um diesen Preis an sich gebracht hat; aber nicht Jeder ist in demselben Falle. That man vielleicht wohl daran, einen vorlauten Speculanten ein Wenig zu übernehmen, von dem man wissen konnte, daß er seine Einkäufe auf vorgängliche Bestellungen hin mache, so hätte man wenigstens diesen Preis nicht als Ladenpreis festsetzen sollen; weil der Verkäufer und Käufer Handelsmann ist, er mag Pascha oder Kaufmann seyn.

Das Feld stand günstig für die Ernte. Die Versperrung des schwarzen Meers und ein Mißwachs in Italien hatte uns im Laufe des letzten Augusts fünfzig Schiffe, hauptsächlich aus Genua zugeführt, welche Gelder zum Ankauf an Bord hatten. Die Nachrichten, welche man in Europa von unsern Preisen hatte, ließen keinen Gewinn als das mäßige Miethgeld für die Schiffe erwarten, und doch wurden sie geschickt. Bei der Ankunft der ersten Schiffe steigerte die Regierung den Preis auf 15 Procente und dann mit einem Mal auf fünfzig, auf welcher Höhe sie ihn aus Mangel an Käufern jedoch nicht halten konnte. Man muß gestehen, daß dieses durchaus nicht die Art ist, Speculanten zu ermuntern. Dieß ist nun das zweite Mal, daß man die Genueser fing, und es fragt sich, ob sie zum dritten Mal kommen werden. Dieß ist von Seiten der Regierung höchst unpolitisch. Es hätte genügt, wenn sie jenen auch nur ein paar Procent für die Interessen ihrer Fonds und ein Frachtgeld gelassen hätte; was sie sich's doch selbst kosten lassen muß, wenn sie ihr Getraide auf eigene Rechnung verführt. So aber stehen unsre Preise höher als die in Europa: Niemand will kaufen; die kostbare Zeit geht verloren; man muß die Produkte verführen, um sie abzusetzen, und der Erlös wird sehr gering.

Wir können kaum glauben, daß man noch nicht von dem Wahn zurückkam, die Preise in Europa beherrschen zu können. Die Erfahrung so vieler Jahre hätte zur Genüge beweisen sollen, daß der Verbrauch allein den Werth bestimmt. Allein die griechischen und europäischen Höflinge, welche Se. Hoheit und deren Minister umlagern, lassen den Vicekönig über den Stand der Dinge im Unklaren, weil es ihr Vortheil ist, wenn Alles sich verschlimmert, wo sie dann im Trüben fischen können.

(Schluß folgt.)

Paul Louis Courier's Briefe.

(Fortsetzung.)

An Herrn General Reynier.

Foggia, 7 Februar 1807.

Mein General! mit dem Gemälde meiner Leiden, das Sie hier beigeschlossen erblicken können, gehe ich seit drei Monaten von Pforte zu Pforte *), die Hülfe von Jedem anflehend; aber die Wohlthätigkeit ist zu Grabe gegangen; man sagt mir: Gott helfe Euch, und kehrt mir den Rücken.

Einer jedoch läßt mich hoffen (denn es giebt noch gute Seelen), daß, wenn Sie bescheinigen wollten, daß ich auf Ihren Befehl die Post genommen habe, um von Reggio nach Tarent hin und zurück zu reisen — eine Reise, die ich, wie Sie wissen, zweimal machte — so würde mir auf dieses Certificat Etwas vergütet werden. Es ist sehr wahr, mein General, daß Sie mir diesen Befehl gegeben haben; aber wenn es auch falsch wäre — da es sich um ein Almosen handelt und um die Erleichterung eines Unglücklichen, so würde dieser einzige Grund Alles rechtfertigen, und Sie dürften sich keinen Skrupel machen, aus Wohlthätigkeit eine Unwahrheit zu sagen: um den Armen zu geben, stahl der heilige Franciscus auf den Heerstraßen.

Bemerken Sie hiebei, ich bitte Sie, mein General, daß dieses Certificat in Uebereinstimmung mit einem andern Certificate von Ihnen seyn wird, welches sehr unnöthig bezeugt, daß ich drei Pferde verloren habe, die ich in Reggio lassen mußte, weil ich mit der Post nach Tarent abreiste. Guter Gott! was für Certificate! und welcher Stil! Ich sollte eigentlich Alles dieß von Neuem anfangen, um Ihnen anständiger und verständiger zu schreiben, aber ich zähle zugleich auf Ihre Nachsicht wie auf Ihren Scharfsinn, zwei Dinge, über die ich gute Certificate ausstellen könnte **).

An Herrn v. Sainte-Croix in Paris.

Neapel im July 1807.

.... Was ich Ihnen von dem Marquis Rodio sagen kann, ist, daß sein Tod hier als Mord und niedrige Rache betrachtet wird. Man wollte ihm übel, weil er als Minister und Günstling der Königin einer Heirath entgegen zu seyn schien, welche man zwischen einem Prinzen oder einer Prinzessin von Neapel mit einem Mitgliede der kaiserlichen Familie vorschlug. Der Kaiser hat diese Schwäche aller Emporkömmlinge; er setzt sich Abweisungen aus. Der arme Rodio, später in einem Winkel Calabriens an der Spitze einiger Insurgenten gefangen, ward, obgleich er eine gute Capitulation gemacht hatte, doch verhaftet, von einer Militärcommission gerichtet, und — eine erstaunenswerthe Sache! — freigesprochen. Er schrieb diese Nachricht seiner Familie, seinen Freunden, und glaubte sich nun ganz sicher, als der Kaiser ihn auf's Neue verhaften und von denselben Richtern noch einmal richten läßt, die dießmal ihn verurtheilten. Dieß verbreitet allgemeines Entsetzen, und vielleicht unter den Franzosen noch mehr als unter den Neapolitanern. Man erschoß ihn von hinten, als Verräther, Meineidigen und Empörer gegen seinen legitimen Souverän. Der Zug scheint Ihnen stark; ich weiß andere ähnliche. Als der General B*** in Livorno commandirte, hatte er Befehl und vollzog ihn, zwei reiche Kaufleute der Stadt verhaften zu lassen, von denen der eine wie Rodio endete, der andere aber entkam, indem er mit Hülfe seiner Frau und eines Adjutanten aus dem Gefängniß sich rettete. — Hier sahen wir einen Courier, welcher Briefe der Königin bei sich hatte, auf Befehl ermordet, seine Depeschen weggenommen und nach Paris geschickt. Den Menschen, der den Streich ausführte oder ihn wenigstens befahl, sehe ich alle Tage. Doch! hat man ja in Paris selbst einen Gesandten oder Secretär, ich weiß nicht welcher Diplomatie, in seinem Zimmer getödtet, um seine Papiere zu bekommen. Die Sache machte Aufsehen.

Gewiß! diese Handlungen gehören weder diesem Jahrhunderte an, noch diesem Lande. Alles dieß geschah in Japan oder in Tombuktu, und zur Zeit des Cambyses. Ich sag es mit Ihnen, die Sitten sind milder geworden: Nero würde heutzutage nicht mehr herrschen. Aber wenn man Herr seyn will.... um die Macht zu haben. Herr und gut, Herr und gerecht, vereinen sich diese Worte? Ja, grammatikalisch, wie ehrlicher Spitzbube, gerechter Räuber.

Wir sind sehr ruhig: ich verbringe hier meine Tage, diese langen und brennenden Tage in der Bibliothek des Marquis Tacconi, um den Xenophon zu übersetzen....

(Fortsetzung folgt.)

*) Courier wünschte, auch aus Gesundheitsrücksichten, längst zur großen Armee versetzt zu werden und eine Entschädigung seiner vielen Verluste, unter Anderem gegen 12,000 Franken baares Geld, zu erhalten.

**) Diesem Brief fand sich ein „Verzeichniß der Verluste" beigefügt. General Reynier bemerkte, Sieur Courier sey der einzige Offizier, der nach Calabrien zu kommen verlangt und der einzige, der nie gebeten habe, es verlassen zu dürfen.

Die brittischen Colonien in Nordamerica.

IV. Prinz Edwards Insel.

Prinz Edwards Insel, früher St. Johanns Insel genannt, von dem Umstande, daß Cabot sie an dem Festtage dieses Heiligen entdeckte, liegt zwischen dem 40° und 47° 10′ N. B. und 62° und 65° W. L. (von Greenwich). Ihre Länge beträgt 140 M. und obwohl ihre Breite an vielen Stellen sich auf 34 M. beläuft, so ist doch wegen der häufigen Einschnitte der See kein Theil der Insel mehr als acht Meilen von der Ebbe und Fluth des Meeres entfernt. Von der See aus erscheint sie, in einiger Entfernung, gleich einer ansehnlichen Fläche, die bis an den Rand des Wassers mit Bäumen bedeckt ist. Bei näherem Herankommen unterscheidet man einige kleine Hügel, während die Flüsse und Baien, die sich weit in das Innere erstrecken, die scharf vorspringenden Vorgebirge, und die hie und da zerstreuten kleinen Dörfer und Maierhöfe dem Ganzen einen lebendigen und freundlichen Character leihen. Umgeben und durchschnitten von der See und von unzähligen Flüssen und Bächen bewässert, besitzt diese Colonie einen hohen Grad von Fruchtbarkeit, und wenn einst die Bäume, welche jetzt noch übrig sind, obwohl

bereits nicht mehr zahlreich genug, um eine bedeutende Ausfuhr zu gestatten, niedergeschlagen seyn werden, wird wahrscheinlich die ganze Insel den Anblick eines unermeßlichen Kornfeldes gewähren.

Vor dem Jahre 1750 scheint der größere Theil der Insel mit Wäldern von riesenhaften Fichten bedeckt gewesen zu seyn. Damals fand einer jener ungeheuren Brände Statt, welche so merkwürdige Revolutionen in der Pflanzenwelt von America veranlassen. Wenn ein solcher Brand ausbricht, so hört man ein plötzliches Geheul in den Wäldern. Die erschreckenen Einwohner starren einander mit Angst und Zagen an, doch wollen sie sich gerne überreden, daß es nur der Schall des Donners sey, der ihr Ohr getroffen hat. Nur einen Augenblick, so sind sie enttäuscht; denn der Wind, der zum Orkan anwächst, bricht über ihren Häuptern hervor und flieht, gleich einem Dämon, den die Geister des Waldes herausgerufen haben, zu der Stätte der Zerstörung. Dann erhebt sich in jeder Form, welche die Einbildungskraft ersinnen kann, als Thurm Dom, Säule oder als ein Heer furchtbarer Schatten, dichter Rauch zum Himmel. Die Luft wird verdunkelt, der ganze Horizont umnachtet; überall breitet sich düstere Finsterniß aus; der Athem wird schwer, die Atmosphäre mit Stickstoff erfüllt; die Vögel fahren erschreckt aus ihren Zufluchtsörtern empor und die stärkeren enteilen dem Rauch, während die schwächeren erstickt zur Erde fallen. Die wilden Thiere springen von ihrem Lager und suchen ihre Zuflucht in einem anderen Lande, oder einen leichteren Tod in der See. Der Mensch verläßt die Wohnstätte seiner Familie und flieht, aber nicht mehr in der Dunkelheit, nicht mehr in dem Schatten des Todes. Denn die Dampfwolken sind getrennt, in unsichtbare Theilchen zerrissen worden durch die Winde, die von allen Weltgegenden herströmen, oder verschlungen durch die Flammen, die gleich einer feurigen Fluth in die Luft emporschwellen und die Nacht entsetzen, wenn es Nacht, die Sonne überglänzen, wenn es Tag ist.

In Miramichi fand noch im October d. J. 1825 ein Brand dieser Art statt, in welchem 500 Personen das Leben verloren. Selbst auf die entfernteren Ströme hatten die ungeheuren Massen brennenden Holzes, welche der Sturm hineinwarf, eine so furchtbare Wirkung, daß der Lachs und andere Fische aus dem erhitzten Wasser an das Land sprangen und nachher weit hin an den Ufern liegend gefunden wurden.

Ein merkwürdiger Umstand ist, daß an Stellen, welche das Feuer auf diese Art verwüstet hat, nie die ursprüngliche Art von Bäumen sich erneut, sondern an ihrer Statt neue Familien von mäßigerem Wuchs und geringerem Werth aufkommen. Auf Prinz Edwards Insel sind die Spuren der alten Fichtenwaldungen überhäuft mit weißen Birken, Pechtannen, Pappeln und wilden Kirschbäumen, von denen die größten nur zehn bis zwölf Zoll im Durchmesser haben. Dieser merkwürdige Naturproceß ist auf ähnliche Weise an den Ufern des Sclavensees vor sich gegangen, die, wie Sir Alexander Mackenzie berichtet, jetzt mit Pappeln bedeckt sind, statt der früheren Pechtannen und Birken, die sich seit dem Feuer nie wieder dieser Region genähert haben.

Die Bevölkerung von Prinz Edwards Insel besteht hauptsächlich aus Engländern, Schotten und Iren; nur selten sieht man noch einige der eingebornen Indianer in ihren Canoes vorüber plätschern.

V. Neu-Fundland und Labrador.

Die große Insel Neufundland liegt Europa näher als irgend ein anderer Theil von America. Ihre Küsten sind wild und rauh und von vielen Baien, Flüssen und Bächen durchschnitten. Die tropischen Strömungen, die der Golfstrom mit sich fortreißt, stoßen hier mit den Gewässern zusammen, die von den Winden aus dem Norden herabgeführt werden; daher die ungewöhnliche starke Verdünstung, welche die Küsten von Neufundland mit dichtem Nebel bedeckt. Das Clima ist, gegen die herrschende Meinung keineswegs außerordentlich rauh; nur gegen Ende des Winters bringen die großen Eisfelder, welche der Norden entsendet, eine ungewöhnliche Kälte mit sich, die indessen bald, mit ihrer Ursache vergeht und einem warmen Sommer Platz macht, der jede Frucht reift, die in England fortkommt. An den Ufern der zahlreichen Flüsse und Seen im Innern, aber sonst nirgends, wachsen Pappeln, Birken und Pechtannen. Die Basis des Bodens, der sehr felsig ist und nach Mac Gregor den westlichen Hochlanden von Schottland gleicht, ist Granit; auf der Oberfläche herrschen Schiefer, roher Sandstein, Quarz, Gips und Kalkstein vor.

Labrador steht in engerer Verbindung mit Neufundland, als mit irgend einem andern Theil von Nordamerica, da beiden die großen Fischereien gemein sind, die in ihren Häfen betrieben werden. Diese große Halbinsel ist an Umfang den brittischen Inseln, Frankreich, Spanien und Deutschland zusammengenommen gleich und enthält doch kaum 1000 E. Von Bäumen werden nur kleine verkrüppelte Pappeln, Fichten, Birken und Weiden, und auch diese nur in den südlichen Theilen sparsam zerstreut gefunden; im Norden bilden einige Kräuter und Gras, an beschützten Stellen, mit verschiedenen Arten von Moosen und Flechten die einzige Vegetation. Der frierende Wilde wandert in einsamem Elend über diese furchtbaren Wüsteneien, wo Felsen und Moore und Seen die einzigen Gegenstände sind, die dem Auge zu Ruhepuncten dienen können. Der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Biber theilen die Herrschaft mit dem Menschen, aber auch sie sind gering an Zahl und halten gleich den menschlichen Wilden sich zu den Küsten, wo nur der Donner des Oceans, wie er an den Klippen brandet, die Todtenstille der erstarrten Natur unterbricht.

(S. Historical and Descriptive Sketches of the Maritime Colonies of British America. By J. Mac Gregor, Lond. 1828. 8)

Yankee.

Bekanntlich ist Yankee der Spitznamen, mit welchem John Bull seinen Bruder in Neuengland beehrt. Nachdem die Etymologen verschiedene Hypothesen über die Ableitung dieses Namens aufgestellt haben, hat man in neuester Zeit entdeckt, daß derselbe nichts Anderes ist als die von den Indianern verderbte Aussprache des Worts English (Engländer).

Berichtigung.

Num. 41. S. 164. Sp. 1. Z. 5 v. u. statt: Mantua, lies: Mantea.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 44. 13 Februar 1829.

Das Strafgesetzbuch der Vereinigten Staaten. *)

Das Hafthaus und das Bußhaus.

Ueber ein Strafgesetzbuch, das von Knute, Bastonade, Schandpfahl, Brandmarkung, Eisen und endlich gar von Köpfen, Hängen, Rädern und Spießen und wie die Correktionsmittel alle heißen, deren man sich zum Besten der öffentlichen Sicherheit und Moral in Europa bedient, Nichts wissen will, sollte man eigentlich kein Wort verlieren, zumal wenn dasselbe außer diesem materiellen Mangel auch noch den formellen Fehler hat, so wenig gelehrt geschrieben zu seyn, daß es auch der Laie verstehen kann! Freilich, wenn die Amerikaner die Anarchie in ihrem Lande gesetzlich einführen wollen, so geht dieß uns Nichts an; allein über das böse Beispiel, welches sie der Welt mit einem populären Gesetzbuche geben, können wir uns aus dem Gesichtspunkte der edlen Rechtsgelahrtheit mit Fug beschweren. Es ist also nur der Sonderbarkeit wegen, weshalb wir aus einem für uns Europäer unbrauchbaren Werke, von welchem uns der Zufall ein Exemplar über das Meer zugeführt hat, unsern Lesern ein Bruchstück mittheilen.

Da es den Americanern gelungen ist, mit Glück einige Vorurtheile zu beseitigen, so glauben sie nun, stolz auf ihre Erfahrungen von gestern, mit Einem Male der geprüften Weisheit so vieler Jahrhunderte entbehren zu können. In Europa, wo man auch schon auf den Gedanken gekommen war, die Todesstrafe abzuschaffen, vergaß man doch nicht tüchtige Aequivalente dafür zu finden; man ersparte sich den für zartnervige Seelen widrigen Anblick von Hinrichtungen, während durch den hinter finstern Kerkermauern langsam verschmachtenden Sünder der Gerechtigkeit das Opfer nicht entging.

Sehen wir indessen, wie die americanische Philanthropie ihre Aufgabe löst und hegen wir das Vertrauen zu dem Congresse der Vereinigten Staaten, daß es demselben, wenn Livingston's Coder zur Sprache gebracht wird, nicht an gelehrten Juristen fehle, die in Göttingen oder Berlin studiert und so Viel gelernt haben, um einige Infusionsthierchen vom alten Recht hineinzusetzen.

Nach Livingston's Vorschlag hat die Criminalgesetzgebung für viererlei Anstalten zu sorgen: ein Hafthaus (House of Detention), ein Bußhaus (Penitentiary), eine Besserungsschule (School of Reform) und ein Zufluchtshaus (House of Refuge).

In das Hafthaus gehören vier Classen: 1) Diejenigen, deren sich die Gerichte versichern, um sie als Zeugen abzuhören. Sie sind eigentlich nicht als Gefangene zu betrachten, denn sie unterliegen keinen andern, als den absolut nothwendigen Beschränkungen, um ihr Entkommen zu verhindern und sind augenblicklich in Freiheit zu setzen, so wie sie ihr Erscheinen als Zeugen verbürgen. 2) Die, welche in eine leichtere Criminal-Untersuchung (on accusation of misdemeanor) verwickelt sind und keine Bürgschaft leisten können; die, welche eine einfache Gefängnißstrafe zu erstehen haben; die, welche wegen Nichtbezahlung einer Geldstrafe, oder wegen Nichtbeobachtung einer eingegangenen Verpflichtung vor Gericht kommen. Alle von dieser Classe dürfen bei Tag mit einander frei verkehren, sind jedoch bei Nacht in besondere Zimmer zu legen. 3) Die, welche in eine hochpeinliche Untersuchung (on accusation of crime) verwickelt, keine Bürgschaft leisten können. Sie sind Tag und Nacht in abgesonderte Zellen einzuschließen und es ist ihnen keine Communication unter einander zu gestatten. Diesen drei Classen verabfolgt der Staat alle Bedürfnisse, gestattet ihnen alle Bequemlichkeiten, die sich mit den Gesetzen des Hauses vertragen, und stellt ihnen frei, wenn sie es vorziehen, selbst für ihre Verpflegung zu sorgen, aber in diesem Fall auf ihre eigenen Kosten. Sonst haben sie dieselbe Kost zu erwarten, welche das Militär der Vereinigten Staaten bekommt. Besuche von ihren Familien und Freunden zu jeder Stunde des Tages, der Gebrauch von Büchern und Schreibmaterialien bleibt ihnen unverwehrt. 4) Die, welche zu enger Haft verurtheilt sind. Sie sind auf ihre Zellen zu beschränken und haben bloß die gewöhnliche Gefangenkost anzusprechen, wenn sie der Gerichtshof oder der Arzt nicht davon dispensirt; es ist ihnen nicht gestattet, Besuch anzunehmen, ohne besondere Erlaubniß, und ein solcher Besuch darf nicht über eine Stunde dauern; doch haben sie das Recht, den Rath ihres Anwalds einzuholen und den Arzt oder den Geistlichen in jeder passenden

*) A System of Penal Law for the United States of America: consisting of a Code of Crimes and Punishments; a Code of Procedure in Criminal Cases; a Code of Prison Discipline; and a Book of Definition. Prepared and presented to the House of Representatives of the United States, by Edward Livingston, one of the Representatives from the state of Louisiana. Printed by Order of the House of Representatives. Washington 1828.

Zeit zu sich zu bitten. Kein Gefangener darf zur Arbeit angehalten werden; wenn einer aber selbst Lust bezeugt, so soll er jedes Gewerb, das sich mit der Hausordnung verträgt, treiben dürfen und es sollen ihm drei Viertel des reinen Gewinns jedes Mal zugestellt, ein Viertel aber zur Bestreitung von solchen Ausgaben zurückgelegt werden, die er, um mehrere Bequemlichkeiten zu haben, machen will. Wein und geistige Getränke sollen übrigens unter dieser Vergünstigung nicht begriffen seyn, sondern nur auf eine Verordnung des Arztes abgegeben werden dürfen.

In höherem Grad als das Hafthaus nimmt das Bußhaus unsre Aufmerksamkeit in Anspruch. Letzteres zerfällt in zwei streng geschiedene Abtheilungen, je nachdem die Dauer der Strafe temporär oder lebenslänglich ist. In Bezug auf den erstern Fall spricht sich der Coder dermaßen aus: Obgleich die Arbeit einen Theil des Erkenntnisses bildet, so ist sie doch als eine Erleichterung, nicht als eine Erschwerung der Strafe zu betrachten. Einkerkerung und Einsamkeit ist die Strafe. Das Gesetz bewilligt dem Verurtheilten Nahrung, Kleidung und Quartier, zwar all dieß von der geringsten Sorte, doch hinreichend für die Erhaltung seiner Gesundheit; von seinem Appetit oder seiner Bequemlichkeit nimmt er keine Notiz. Wenn er auf eine Gunst rechnet, so muß er sie durch Fleiß, Gehorsam, Reue und Besserung verdienen; als ein Mittel dazu giebt man ihm die Arbeit. Er kann sich dadurch nach und nach folgende Vortheile sichern: 1) eine vorzüglichere Kost; 2) eine theilweise Befreiung von der Einsamkeit nebst der Gelegenheit sich durch die Besuche und den Unterricht des Lehrers zu bilden; 3) die Erlaubniß gemeinnützige Bücher zu lesen; 4) das Recht zu passenden Zeiten von Freunden und Verwandten Besuche zu empfangen; 5) die Zulassung in eine Schulclasse; 6) das Recht in Gesellschaft zu arbeiten; 7) einen verhältnißmäßigen Antheil an dem Ertrag seiner Arbeiten bei seiner Entlassung, und ein gutes Sittenzeugniß, das ihn in den Stand setzt, das Zutrauen der Gesellschaft wieder zu gewinnen. So wie diese Vortheile einerseits eine Belohnung der guten Aufführung sind, so werden sie andererseits durch Faulheit und Nachlässigkeit wieder verwirkt. Nachdem das Gericht den Gefangenen dem Haus übergeben hat, so erhält derselbe zwei Tage zum einsamen Nachdenken, während welcher Zeit ihm keine Beschäftigung irgend einer Art gestattet ist; am dritten Tag besucht ihn der Geistliche in seiner Zelle und sucht ihm in's Gewissen zu reden; hierauf wird das Capitel, das von den Vortheilen der Arbeit handelt, ihm vorgelesen und er gefragt, ob er von dieser Vergünstigung Gebrauch machen wolle; willigt er ein, so wird ihm sogleich sein Geschäft angewiesen, immer mit besonderer Rücksicht auf seine Neigung und auf seine Körperkraft; weigert er sich, so soll ihm das Anerbieten nach sechs Tagen wiederholt werden; auf eine zweite Weigerung nach fünfzehn Tagen, und auf eine dritte nach einem Monat; wenn er auch diesen Termin verstreichen läßt, so hat er in diesem Punkt Nichts mehr zu hoffen. In den ersten sechs Monaten bekommt der Gefangene Niemand zu Gesicht als die Vorsteher, die Personen, die ihm das Essen bringen und etwa den Meister, der ihn ein Handwerk lehrt; seine Arbeit verrichtet er in einem Verschloß vor seiner Zelle, und zur Abwechslung ist jeden Tag eine Stunde bestimmt, wo er an einer Handkurbel oder einer andern Maschine arbeitet, welche geeignet ist, auf eine für die Gesundheit wohlthätige Weise die Ausbildung der Muskelkraft zu befördern. Diese Maschine muß so eingerichtet seyn, daß mehrere Individuen daran beschäftigt seyn können, ohne daß sie einander sehen, und so, daß ihnen der Wärter jede Communication leicht abschneiden kann. In denselben ersten sechs Monaten giebt der Lehrer denjenigen, die des Lesens und Schreibens unkundig sind, der Reihe nach einen regelmäßigen Unterricht, wozu er wenigstens sieben Stunden des Tags verwendet, bis sich Classen gebildet haben, worauf er seine Zeit zwischen den Classen und den Einzelnen theilt. Die Aufnahme in eine Classe, in welche man nach Ablauf jener Periode eintreten kann, hängt von dem guten Erfolg des Vorbereitungsunterrichts ab, worüber das Zeugniß der Vorsteher entscheidet. Für den Classenunterricht ist eine Schule da; eine Classe darf nicht mehr als acht Individuen enthalten, und nie darf mehr als Eine Classe auf einmal versammelt werden. Eine zweite Erleichterung haben die Gefangenen, die sich durch Wohlverhalten auszeichnen, nach achtzehn Monaten zu erwarten: die Aufnahme in eine Arbeitsclasse. Eine solche darf nicht aus mehr als zehn Individuen bestehen, und keiner kann aufgenommen werden, dessen Arbeit in diesen achtzehn Monaten nicht mehr als die Verpflegungskosten eingetragen hat, wenn nicht anders Krankheit den Ausfall entschuldigt. Mit Tagesanbruch stehen die Gefangenen auf, wornach ihre Schlafzellen gelüftet, gereinigt und verschlossen werden; nachdem sie sich gewaschen haben, geht es an die Arbeit, welche mit Ausnahme von einer Stunde für das Frühstück und anderthalb Stunden für das Mittagessen, und der Zeit, wann die Vorsteher ihre Besuche machen und der Lehrer zum Unterricht kommt, bis eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang fortdauert; so daß sie vor völligem Einbruch der Nacht, nachdem sie ihr Abendessen eingenommen haben, wieder in die Zellen eingeschlossen werden können. Am Sonntag wird nicht gearbeitet.

Denjenigen, welche sich für ein an sich bloß mit einer zeitlichen Strafe belegtes Verbrechen durch einen zweiten Rückfall eine lebenslängliche Verurtheilung zugezogen haben, läßt das Gesetz dieselbe Behandlung angedeihen, wie denen von der ersten Abtheilung. Sie unterscheiden sich von den letztern bloß durch die Kleidung, welche bei diesen einfarbig, bei ihnen zum Zeichen ihrer dreimaligen Bestrafung dreifarbig ist, während sie bei allen Hauptverbrechern in der Weise verschieden seyn soll, daß man an der Farbe die Art des Verbrechens, z. B. an dem rothgefleckten Schwarz den Mörder erkennt. In Bezug auf das Materielle der Kleidung — Jacke und Hosen, für den Winter aus Tuch und für den Sommer aus grober Leinwand, nebst so viel Hemden aus demselben Stoffe, daß die Woche hindurch zweimal gewechselt werden kann — findet kein Unterschied statt. Die ordinäre Hauskost ist ein Pfund schwarzes Waizenbrod und Morgens und Abends eine Pinte Mush (Fleischbrühe?), das einzige Getränk Wasser; dreimal in der Woche werden jedoch statt eines Pfunds Waizenbrod anderthalb Pfund Maisbrod abgereicht. Hingegen Fleiß und Wohlverhalten berechtigen zu einer Zulage von Zuckersyrup (täglich eine Viertelspinte), von Fleisch und Ge-

müs (Schwein- und Rindfleisch, abwechselnd frisch und gesalzen, je zwei Pfund in vier Tagen der Woche, jedesmal in vier Portionen), von Suppe (dreimal in der Woche) und, wenn man zu einer Arbeitsclasse gehört, von Dünnbier oder Cider, mit Wasser verdünnt, oder von Essig und Wasser mit Syrup (täglich eine Pinte). Erscheint der Grundsatz, welcher die Arbeit als eine Wohlthat betrachtet, schon hier in einer vielseitigen Nutzbarkeit, so tritt diese noch mehr in seiner Anwendung auf die eigentlichen Capital-Verbrecher hervor. Der Frevler, der für (einfachen) Mord*) oder Nothzucht büßen soll, erhält zwar in dem Verschloß neben seiner Zelle Erlaubniß zu arbeiten, aber jedes Jahr bleibt er zwei Monate nacheinander von dem Jahrestag seines Verbrechens an ohne Beschäftigung, während welcher Zeit er seine Zelle nur so lange verläßt, als nöthig ist, um sie zu scheuern, und den Jahrstag selbst bringt er mit Fasten zu, wobei ihn der Geistliche besucht und zur Reue und zum Gebet ermahnt. Diese Strafe der Nichtbeschäftigung steigert sich bei Meuchelmördern zu sechs Monaten und bei Parriciden (murderers under trust), so wie bei doppelten Capitalverbrechern bis zu völliger Entziehung der Arbeit. Ihre Zellen haben keine Vorkammern wie die andern; sie sind schwarz angestrichen und mit großen Buchstaben geschrieben steht innen und außen über dem Eingang das Erkenntniß:

„Eingeschlossen in dieser Zelle, wo er den Rest seines Lebens in Einsamkeit und Trauer vollenden soll, liegt A. B, der Mörder des C. D. (wobei eine kurze Geschichtserzählung angeknüpft wird); seine Nahrung ist Brod von der schlechtesten Art; sein Trunk Wasser vermischt mit seinen Thränen; er ist todt für die Welt; diese Celle ist sein Grab; sein Daseyn wird verlängert, damit er gedenke seines Verbrechens und es bereue, und damit die Dauer seiner Bestrafung Andern zur Warnung diene, daß sie nicht fröhnen dem Haß, der Habsucht, der Sinnlichkeit und den Leidenschaften, die ihn zu seinem Verbrechen geführt haben. Wenn seiner Zeit der Allmächtige das Recht an ihm übt, das er sich freventlich gegen seine Nebenmenschen angemaßt hat, so soll sein Körper secirt werden und seine Seele mag harren des Urtheils der göttlichen Gerechtigkeit.“ Ueber der Zelle des wegen Nothzucht Verurtheilten lautet die Inschrift abgeändert so: „In dieser Celle verlassen und vergessen oder in Erinnerung behalten um verabscheut zu werden liegt A. B. verurtheilt zu lebenslänglicher Einsamkeit und Enthaltsamkeit, weil er sich feig und viehisch an einem Weib vergangen.“

(Fortsetzung folgt.)

*) In diese Kategorie stellt das Gesetz die Kindesmörderinnen. Die weiblichen Verbrechen werden im Ganzen mit den männlichen gleich behandelt; nur stehen sie unter einer Matrone. Zwischen beiden Geschlechtern wird die strengste Absonderung beobachtet.

Paul Louis Courier's Briefe.

(Fortsetzung.)

An Madame Pigalle in Lille.

Resina, bei Portici, 1 November 1807.

Ihre Briefe sind selten, theure Cousine. Wie! seit drei Jahren nur zweimal geschrieben; in Wahrheit Mamselle Sophie ... Aber wie, wenn ich klage, schreiben Sie mir gar nicht mehr, und so verzeihe ich, aus Furcht vor Schlimmerem.

Ja, ich werde Ihnen meine Abenteuer erzählen, gute und schlimme, fröhliche und traurige. Hier vorerst ein kleines Muster, aber ein ernsthaftes, nehmen Sie sich in Acht. Lesen Sie es nicht vor Schlafengehen; es würde Sie nicht schlafen lassen, und um Nichts in der Welt möchte ich Ihnen Alpdrücken verursachen.

Eines Tags reiste ich in Calabrien, einem abscheulichen Lande, wo die Leute, wie ich glaube, Niemand lieben, am allerwenigsten die Franzosen; Ihnen auseinanderzusetzen warum, würde zu weit führen; genug, sie hassen uns bis auf den Tod, und dem geht es so schlecht als möglich, der in ihre Hände fällt. Ich hatte zum Begleiter einen jungen Mann von einer Gestalt... wahrlich, wie jener Herr, den wir in Rincy sahen; erinnern Sie sich? und noch schöner vielleicht. Ich sage diß nicht, um Sie zu interessiren, sondern weil es die Wahrheit ist. In diesen Gebirgen sind die Wege sehr steil; unsere Pferde gingen mit vieler Mühe; mein Kamerad ging voran, und ein Fußpfad, der ihm besser und kürzer schien, brachte uns vom rechten Wege ab. Dieß war meine Schuld; warum vertraute ich mich einem Kopfe von zwanzig Jahren? Wir suchten, so lange es Tag war, unsern Weg durch diese Waldungen; aber je mehr wir suchten, desto mehr verloren wir den Pfad, und es war schwarze Nacht als wir endlich vor einem ebenso schwarzen Hause anlangten. Wir traten ein, nicht ohne Verdacht, aber was war zu machen? Hier fanden wir eine ganze Familie von Kohlenbrennern bei Tische, zu dem man uns auf's erste Wort gleichfalls einlud. Mein junger Mensch ließ sich nicht lange bitten, und, so aßen und tranken wir denn, er wenigstens, denn ich zog den Ort und die Mienen meiner Wirthe in nähere Betrachtung. Die Leute hatten wohl das Aussehen von Kohlenbrennern, aber das Haus, Sie hätten es für ein Arsenal gehalten; Nichts als Gewehre, Pistolen, Säbel, Messer, Hieber. Alles mißfiel mir und ich sah wohl, daß ich auch mißfiel; mein Kamerad hingegen gehörte wie zur Familie, lachte, plauderte, und durch eine Unklugheit, die ich hätte voraussehen können, sagte er offen heraus, woher wir kämen, wohin wir gingen, daß wir Franzosen seyen rc. Denken Sie sich! bei unsern tödtlichsten Feinden, allein, verirrt, so fern von jeder menschlichen Hülfe! und dann, um Nichts zu unterlassen, was uns ins Verderben stürzen konnte, spielte er den Reichen und versprach diesen Leuten für die Ausgabe und für die Führer den andern Tag, was sie verlangten. Dann sprach er von seinem Felleisen, und bat dringend, daß man die größte Sorgfalt dafür tragen und es ihm unter sein Kopfkissen legen möchte; er wolle keinen andern Kopfpfühl. Ach Jugend! Jugend! Cousine, man hätte glauben sollen, wir trügen die Diamanten der Krone — was war es? Das, was ihm in jenem Felleisen so viel Sorge machte, waren die Briefe seiner Geliebten. Nachdem das Nachtessen geendigt war, ließ man uns allein; unsre Wirthe schliefen unter

uns, wir in der obern Kammer, wo wir gegessen hatten. Eine sieben bis acht Fuß hohe Hangematte, auf die man mittelst einer Leiter stieg, war das Nachtlager, das uns erwartete, eine Art von Nest, in das man kroch, indem man sich durch Querbalken durcharbeitete, die mit Vorräthen für ganze Jahre behängt waren. Mein Kamerad kletterte allein hinauf, und schlief fest ein, den Kopf auf dem kostbaren Felleisen; ich beschloß zu wachen, machte ein gutes Feuer an und setzte mich daneben. Die Nacht war ohne die mindeste Störung schon beinahe ganz vergangen, und ich fing an mich zu beruhigen, als ich zur Stunde, wo, wie mir schien, der Tag nicht mehr ferne seyn konnte, unter mir meinen Wirth und seine Frau sprechen und streiten hörte. Ich legte das Ohr an das Kamin, das mit dem untern in Verbindung stand, und hörte deutlich wie der Mann sagte: „Nun, soll man denn beide umbringen?" worauf die Frau erwiederte: Ja! Nun hörte ich Nichts mehr.

Was soll ich Ihnen sagen? Ich athmete kaum; mein ganzer Körper war kalt wie Marmor; hätten Sie mich gesehen, Sie hätten nicht gewußt, ob ich todt oder lebend wäre. Gott! noch jetzt, wenn ich daran denke ... wir beide, fast ohne Waffen, gegen jene Zwölf oder Fünfzehn, die so viele hatten. Und mein Kamerad halbtodt vor Schlaf und Müdigkeit. Ihn rufen, Lärm machen, ich wagte es nicht; entspringen konnte ich nicht, zwar war das Fenster nicht sehr hoch, aber unter demselben hielten zwei große Hunde Wache, die wie Wölfe heulten. Sie können sich denken, in welcher Noth ich mich befand. Nach Verlauf einer Viertelstunde höre ich Jemand auf der Treppe, und ich sehe durch die Thürspalte den Vater, in der einen Hand eine Lampe, in der andern eines seiner großen Messer. Er stieg herauf, sein Weib ihm nach, ich hinter der Thüre; er öffnet, stellt aber, bevor er eintritt, die Lampe weg, welche seine Frau zur Hand nimmt; dann tritt er ein, baarfuß, während sein Weib, mit den Fingern die Helle der Lampe verdeckend, ihm zuflüstert: „Langsam, geh langsam!" Als er bei der Leiter ist, steigt er hinauf, sein Messer zwischen den Zähnen, und nun angekommen auf der Höhe der Lagerstätte, da lag der arme junge Mensch ausgestreckt, mit offener Brust: mit der einen Hand ergreift er sein Messer und mit der andern .... ach Cousine! .... nimmt er einen Schinken, der am Balken hängt, schneidet ein Stück davon ab, und entfernt sich, wie er gekommen war. Die Thüre schließt, die Lampe entfernt sich, und ich bleibe allein mit meinen Gedanken.

So wie der Tag anbricht, kommt die ganze Familie mit großem Lärm, uns zu wecken, wie wir es ihnen empfohlen hatten. Man bringt zu essen, man richtet ein Frühstück an, vortrefflich, sage ich Ihnen. Auch zwei Kapaunen waren dabei; von denen wir, wie unsre Wirthin sagte, den einen mitnehmen und den andern verzehren müßten. Als ich sie sah, verstand ich den Sinn jener schrecklichen Worte: „Sollen sie beide umgebracht werden?" Und ich traue Ihnen, Cousine, Scharfsinn genug zu, um zu durchschauen, was es bedeutete.

An Herrn D'Agincourt in Rom.

Livorno, 15 December 1808.

.... Ich war versucht noch diesen Krieg in Spanien mitzumachen, und bat darum: man schlug es mir ab. Eine so schöne Gelegenheit, „mich zum Krüppel machen zu lassen auf den Fußstapfen der Cäsaren" wird für mich nicht wiederkehren, denn wenn der Himmel meinen Entschluß nicht ändert, werde ich meine Uniform bald an den Nagel hängen. Ich weiß nun, was der Krieg ist und die Krieger; ich gehe, und sage wie Athalia: „Ich wollte sehen; ich sah." ...

Courier nahm bald darauf seinen Abschied und beschäftigte sich bloß mit gelehrten Studien, bis die Siege von Abendsberg und Eckmühl den Wunsch wieder in ihm rege machten, in einer Armee zu fechten, die Napoleon selbst befehligte. Er bat um Wiederanstellung und erhielt sie. Er kam im Juni 1809 in Wien an, wo damals das französische Hauptquartier war. Am 4 Juli befehligte er bei den Batterien auf der Insel Lobau, die den Uebergang über die Donau beschützten. Nach der Schlacht von Wagram betrachtete er den Krieg als geendigt, und verließ nun aufs Neue und für immer das Heer, um sich zuerst in der Schweiz, dann in Italien, ganz seinen Lieblingsstudien, den Schriftstellern des Alterthums, zu widmen.

(Schluß folgt.)

Gelehrigkeit des Hundes.

In La Valée's Voyage dans les Départemens de la France finden wir folgendes außerordentliche Beispiel von der Gelehrigkeit des Hundes, welches, wenn es wahr ist, woran wir kaum zweifeln dürfen, Alles übertreffen würde, was in dieser Art bekannt ist. Die Provinz Picardie war, ihrer Nachbarschaft mit den Niederlanden wegen früher mit ganzen Schaaren von Zollbeamten überschwemmt; dennoch war die Regierung, da sie gleich den meisten andern Regierungen es zum Interesse des Volkes gemacht hatte zu schmuggeln, nicht im Stande, dieß zu verhindern. Des Nachts wurden von den Schmugglern eine Anzahl Hunde beladen, jeder mit einem Ballen Waaren im Verhältniß zu seiner Größe; nur einer, der ihren Führer machte, blieb unbeladen. Ein Klatschen mit der Peitsche war das Zeichen, worauf alle aufbrachen. Der Führer ging den übrigen eine kleine Strecke voran, und wenn er die Nähe eines Fremden witterte, kehrte er sogleich zurück, und die Hunde schlugen hierauf eine andere Richtung ein, oder verbargen sich, wenn die Gefahr bringend war, hinter Hecken und kamen nicht eher zum Vorschein, als bis die Patrouille vorüber war. Eben so verbargen sie sich, so wie sie zu dem Hause des Associé ihres Herrn kamen, während der Führer an der Thür kratzte oder bellte, bis er Einlaß erhielt, worauf er sich ruhig niederlegte, als ob er zu Hause wäre. War jetzt der Weg frei, so ging der Schmuggler heraus und gab durch lautes Pfeifen den Hunden ein Zeichen, auf welches sie insgesammt aus ihren Schlupfwinkeln herbeigerannt kamen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 45. 14 Februar 1829.

Das jetzige Cyrenaica. *)

Vergangenheit und Gegenwart. Taguira. Lebida. Mesurata.

Obgleich wir gewiß mehr von der Erde kennen, als irgend ein älteres Volk, so ist es doch bemerkenswerth, daß mehrere Theile derselben, mit denen frühere Geschlechter genau bekannt waren, für uns verschlossen blieben und gleichsam verloren gingen, und daß mehrere der interessantesten Beiträge, welche neuere Unternehmungen den geographischen Wissenschaften lieferten, durch Erforschung von Gegenden gewonnen wurden, die lange berühmt in der Geschichte waren, wobei der Schauplatz des einst so bewegten Lebens gleichsam neu entdeckt wurde. Wir suchen die Lage Babylons, Ninive's wieder aufzufinden, und stützen uns dabei auf ganz neue und gefährliche Excursionen in die Wüsten, welche nun ihre wilde Oede über Gegenden ausbreiten, auf denen einst eine dichte Bevölkerung wimmelte, und die in allem Prunke der großen asiatischen Monarchien glänzten. Noch ist es nicht lange her, daß die riesenhaften Trümmer von Persepolis, dem egyptischen Thebe und Palmyra wieder vor das staunende Auge der Jetztwelt traten; und noch wissen wir äußerst wenig von den Gegenden, die einst unter Carthago's Herrschaft blühten und Kolonisten aussandten, welche die barbarischen Ufer Spaniens civilisirten und jene Legionen, die mit dem Ehrgeiz Roms um die Herrschaft der Welt stritten.

Indessen ist kein Theil der Erde in solche Vergessenheit gefallen, als jene große Küstenstrecke zwischen Tripoli und Egypten, die mehr als den dritten Theil der Länge des Mittelmeers einnimmt. Andere Gegenden haben den Anstrengungen neuerer Unternehmungen getrotzt, diese aber scheinen dieselben gar nicht rege gemacht zu haben; eine Gleichgültigkeit, die weder, wenn man den alten Ruhm des Landes noch dessen Nachbarschaft mit häufig besuchten Gegenden betrachtet, erklärbar scheint. Von diesen Küsten entlehnten die klassischen Dichter einige ihrer furchtbarsten Bilder, so wie einige ihrer schönsten Dichtungen. Die Syrten, so schrecklich dem Seemann, der bewegliche Sand, der den Reisenden begrub, stehen im Gegensatz zu der Quelle des Sonnengottes, zu dem Hügel der Grazien und den Gärten der Hesperiden, mit ihren goldenen Früchten und ihren fabelhaften Hütern. Doch unser Hauptinteresse in diesem Augenblick richtet sich auf die herrlichen Monumente einer der blühendsten jener vielen Kolonien, welche das alte Griechenland rings am Mittelmeer aussandte und bildete. Cyrene ist ein berühmter Name des Alterthums. Zwar kam es, von der Natur durch so manche Schrecken bewacht, in wenige Berührung mit größern Nationen und wirkte Wenig auf die Schicksale der Welt ein. Statt fremder Kämpfe aber ward es durch eine Reihe heftiger innerer Bewegungen erschüttert, welche hauptsächlich unter den kleinen Tyrannen ausbrachen, die über diesen wie über die übrigen griechischen Staaten frühe Herrschaft übten. Bloß die blutigsten und verzweifeltsten dieser Kämpfe fanden ihren Weg in die griechischen Annalen, welche, wie Vacho richtig bemerkt, aus dem ganzen innern Leben eines Volks nur seiner blutigen Streite Erwähnung thun. Ueber ihren innern Bildungsgang während der Zeit des Friedens und der Ruhe beobachtet die Geschichte ein tiefes Stillschweigen. Dennoch nahm Cyrene ohne Zweifel Theil an der glänzenden Laufbahn von Bildung und Kunst, auf welcher dessen Schwesterstaaten voranschritten. Es rühmt sich selbst einer besondern Schule der Philosophie, bekannt unter dem Namen der Cyrenaiker, ausgezeichnet durch jene fröhliche und leichte Auffassung des Lebens, welche eben so sehr mit der wilden abgeschlossenen Lage Cyrene's, als mit den blutigen Kämpfen im Widerspruch zu stehen scheint, deren seine Geschichte allein gedenkt. Daß eine Schule, deren Häupter Aristipp und Carneades waren — der fröhliche und geschmeidige Hofmann, der jede Farbe und jeden Charakter annehmen konnte — und jener verführerische Sophist, dessen Unterhaltung gefürchtet wurde, als wäre sie mächtig genug, die ganze Strenge der römischen Tugend zu untergraben, — daß diese Schule an der einsamen Küste von Cyrene erwuchs, ist eine Anomalie, die ihre volle Erklärung allein durch Documente finden könnte, die wahrscheinlich für immer verloren sind.

Nachdem die Ptolemäer die Herrschaft über Egypten erlangt hatten, dehnten sie dieselbe leicht auch über Cyrene aus, das unter ihrer milden und aufgeklärten Verwaltung zu blühen fortfuhr. Auch unter dem römischen Joch kam es nicht in Verfall, trotz der heftigen Verwirrungen, welche die hier in großer Anzahl Angesiedelten anrichteten. Erst unter der mohammedanischen Herrschaft ward eine so tiefe Barbarei über die Sitze alter Civilisation verbreitet, daß Cyrene, das ohne eine künstliche Stütze

*) Edinburgh-Review Nr. XCV.

nicht bestehen konnte, tiefer als alle übrigen sank. Seine schönen Thäler wurden die Domäne wandernder Araber, und blieben von der umgebenden Wüste bloß durch die Unterhaltung einer größern Anzahl von Zelten und Heerden ausgezeichnet.

Wenn auch Reisende aus mehr als Einem Lande neuerlich diese interessante Gegend erforscht haben, so war doch die brittische die einzige Regierung, die sich der Sache thätig annahm, und den Capitän Beechey *) und seinen Bruder, einen sehr verdienstvollen Künstler, absandte, um die Küsten der grösseren Syrtis und Cyrenaica's zu untersuchen und was sich längs derselben Bemerkenswerthes finden möchte, zu zeichnen, während Capitän Smith sie mit seinem Schiffe begleitete, um alles Nöthige mitzuführen und aufzunehmen. Dieser Auftrag ward in den Jahren 1821 und 1822 ausgeführt, und die Resultate liegen in einem Werke vor uns, in welchem die Topographie und die Alterthümer des Landes mit Sorgfalt und Genauigkeit beschrieben zu seyn scheinen **). Della Cella ***), ein italienischer Arzt, folgte einige Jahre früher dem Bey von Tripoli auf einer Expedition längs dieser Küste und hat über dieselbe Beobachtungen bekannt gemacht, welche ihr Interesse noch nicht ganz verloren haben, obgleich sie, als das Resultat eines schnellen Durchflugs, durch die indessen angestellten sorgfältigeren Untersuchungen großentheils überflüssig gemacht worden sind. In noch neuerer Zeit hat die Pariser Gesellschaft für Geographie 1824 einen Preis von 3,000 Franken für den Reisenden ausgesetzt, welcher die beste Beschreibung des von den Alten Cyrenaica oder Pentapolis genannten Landes liefern würde. Vor dem Ende des Jahres 1827 nahm Pacho †) den Preis in Anspruch; seine Beschreibung und seine Materialien wurden einer Commission, deren Mitglieder Malte-Brun, Barbier du Bocage und Joubert waren, zugewiesen, von ihr günstig beurtheilt, und ihm dann der Preis zuerkannt.

Um die physischen Umrisse Cyrenaicas zu verstehen, müssen wir Nordafrica im Allgemeinen als eine ungeheure Ebene beweglichen Sands betrachten, die sich einige tousend (engl.) Meilen nach jeder Richtung hin erstreckt. Bloß zwei große Züge unterbrechen ihre weitgedehnte traurige Einförmigkeit: einerseits der Nil, der die östlichen Gegenden durchströmt, und durch die Vertheilung seiner Wasser die bewohnbaren Länder von Nubien und Egypten bildet; andererseits der Atlas, jene große Gebirgskette, welche mit ihren Armen fast parallel mit dem Mittelmeer sich hinzieht, und durch die zahlreichen Ströme, die sie entsendet, die fruchtbare Ebene der Berberei schuf. Etwa tausend Meilen westlich von Egypten dachen die Arme des Atlas sich zu Hügeln ab und verschwinden. Der Sand also scheint hier sein unbestrittenes Reich wieder erlangt zu haben; aber in der Mitte dieser Wüste steigt ein steiler und hoher Gebirgsrücken auf, reich an Quellen, welche die umgebende Wüste mit Thälern von glänzender Grüne und Fruchtbarkeit bestreuen. Dieß ist Cyrenaica.

Kaum hat man Tripoli und Taguira hinter sich, so betritt man bereits einen Theil der Sandebene. Eine Reise in derselben von ein paar Tagen, so lange man noch keinen Wassermangel zu fürchten hat, kann man vielleicht als eine romantische Lustpartie betrachten. Es ist etwas Großes und Erhabenes diese tiefe Stille und Einsamkeit eines grenzenlosen Raumes, wo auch der geringste Gegenstand, der sich auf der ungeheuren einförmigen Fläche zeigt, die Aufmerksamkeit erregt! Doch endigt hier die fruchtbare Region der Berberei noch nicht. Eine lieblichere Landschaftsscene als Lebeda mit seinen Umgebungen, wohin man nach wenigen Tagreisen gelangt, läßt sich kaum denken. Zwischen dichten Wäldern von Oliven und Datteln erheben sich zahlreiche Dörfer, grüne üppige Wiesen und reiche Saaten. Ein weit besseres Land als Tripoli, dem schon die Alten den Vorzug zugestanden! Hier erbauten sie Leptis Magna, unter den phönizischen Pflanzstädten nächst Carthago und Utica die blühendste und noch bis zur letzten Periode der römischen Herrschaft eine schöne Stadt. Ihre Reste beschreibt della Cella als einen Haufen formloser Ruinen, halb vergraben unter dem Sand, den der Wind und das Meer wechselsweise über sie herwälzen. Einzelne Ueberbleibsel von Prachtgebäuden, von zerfallenen Thürmen, von umgestürzten und zerbrochenen Säulen aus allen Arten von Marmor erinnern an die untergegangene Größe. Capitän Smith hatte einige der schönsten dieser Bruchstücke ins Auge gefaßt, vom Bey die Erlaubniß ausgewirkt, sich dieselben anzueignen, und kehrte im Januar 1827 mit einem eigens dazu eingerichteten Schiff zurück, seine Schätze abzuholen. Aber zu seiner unangenehmen Ueberraschung fand er, daß die schönsten Sachen entweder ganz fort oder wenigstens ihres reichsten Schmuckes beraubt waren. Als er sich genauer erkundigte, wer ihm so zuvorgekommen wäre und welches europäische Kabinet diese Denkmale jetzt zierten, so erfuhr er, daß diesem Kunstraub eine gemeinere Ursache als Kunstliebhaberei zum Grunde lag. Einige Eingebornen hatten nämlich in Angst über die von dem Bey ertheilte Erlaubniß, die sie mit dem Verluste ihres Steinbruchs bedrohte, aus welchem sie die halbkreisförmigen Steine nehmen, die sie zu ihren Oelmühlen gebrauchen, weggeschafft und versteckt, was sie konnten. Smith ließ hierauf in die Tiefe graben; aber Alles, was er entdeckte, waren, wenn auch schöne, doch lauter zerbrochene und zerbröckelte Fragmente, und einige Säulenschafte blieben zuletzt die ganze Ausbeute, die er mit sich fortnahm. Denselben Charakter behält das Land bis Mesurata; die Ebene westlich von diesem Ort, welche Herodot mit der Ebene

*) Proceedings of the Expedition to explore the Northern Coast of Africa, from Tripoli eastward, in 1821 — 22; comprehending an Account of the Greater Syrtis and Cyrenaica, and of the ancient cities composing the Pentapolis. By Captain F. W. Beechey, and H. W. Beechey, Esq. 4. London 1828.

**) Vergl. Ausland vom vor. Jahr Num. 80. 83.

***) Paolo della Cella, Narrative of an Expedition from Tripoli to the Borders of Egypt in 1817 by the Bey of Tripoli. 8. London.

†) J. R. Pacho Rapport des Commissaires nommés par la Commission centrale pour examiner les resultats du Voyage de M. Pacho dans la Cyrenaique.

— Notice sur la Cyrenaique, lue a la Société de Géographie.

— Relation d'un Voyage dans la Marmorique, la Cyrenaique etc. I Partie. Paris 1827.

von Babylon verglich. erklärt noch jetzt della Cella für eine der fruchtbarsten Gegenden des nördlichen Africas. Mesurata, eine ziemlich wohlhabende Stadt, mit schönen Teppichmanufakturen treibt einen bedeutenden Handel mit dem Innern und versorgt namentlich die Schönheiten Tombuktus mit Glasperlen. Hier bricht die Ebene der Berberei plötzlich ab, um der schauerlichen Oede von Sye oder der Syrtis Platz zu machen. (Forts. f.)

Der egyptische Handel.

(Schluß.)

Die Lage der Dinge in Egypten läßt sich mit dürren Worten so schildern: Dem Bauer bleibt von dem Ertrag seiner Ernte gar Nichts, und der Kaufmann kann von dem Erlös dieses Handels nicht leben. Sonst konnte der letztere doch an dem Handel mit dem Innern sich einiger Maßen erholen; damit hat es nun aber auch ein Ende, seitdem die Regierung dadurch, daß sie die Hauptartikel der Karawanen, z. B. Gummi, Elfenbein ꝛc. bei ihrem Eintritt in Egypten nach willkürlich angesetzten Preisen in Beschlag nahm, die Karawanen von ihrem natürlichen Wege abgelenkt und trotz der örtlichen Hindernisse durch die Berberei und durch Syrien zu ziehen genöthigt hat. Die Folge solcher Eingriffe war die Zerstörung dieser reichen Hülfsquelle, da sie sich jetzt auf wenige Artikel, Mokkakaffee, Weihrauch und Straußenfedern beschränkt; so daß jene Maßregel dem Pascha nicht nur keinen Vortheil bringt, sondern ihm noch die Aus- und Eingangszölle für diese Artikel entzieht, so wie für diejenigen, welche die Karawanen auf dem Rückwege mit sich nahmen.

Ein Gleiches widerfährt ihm bei der Anzahl kleiner Monopole, die Appalthen genannt, welche er Einzelnen gegen eine jährliche Rente ertheilt. Diese erhalten dadurch das ausschließliche Recht, allein die Erzeugnisse von dem Producenten nach beliebigem Preise zu kaufen, und sie wieder, so hoch sie wollen, an den Consumenten abzulassen. Die Türken, Pächter dieser Appalthen, und begierig, sich schnell zu bereichern, setzen die Waaren, welche sie für ein Spottgeld kaufen, wieder sehr hoch ab; natürlich verschwinden oder verschlechtern sich die Producte, und der Ertrag wird von Jahr zu Jahr geringer. So werfen heut zu Tage auch die ungegärbten Häute, womit Egypten bereits einen bedeutenden Handel trieb, wegen ihrer schlechten Qualität kaum noch den Ankaufspreis ab. Welche Sorgfalt kann man auch von dem Eigenthümer erwarten, da er nur zehn Sous an einem Stück gewinnt! Früher führten wir auch Wolle aus; seitdem aber der Monopolist nur drei Sous für das Pfund bezahlt, bringen sie die Araber aus der Wüste in die Berberei, und kaum genügen die vorhandenen Vorräthe für den Localverbrauch. Dasselbe gilt von den Senesblättern, der Tamarinde, dem Salmiak, dem Salpeter, dem Nitrum u. s. w. Auch die Fleischbänke stehen unter dem Appalthe.

Unter den Einfuhrartikeln erstrecken sich die Monopole bereits auf die Seide, das Leder, die gebrannten Wasser und das Kupfer. Die Weine sind der Willkür eines Appalthinhabers anheimgegeben und bereits mit 15 Procenten beim Ankauf belastet; man kann sie überdieß nicht in das Innere verführen, ohne daß sie einem neuen Appalthe zollbar werden. Man berechnet, daß die zu Kairo im Kleinen verkauften französischen Weine Mehr als 120 Procent ihres ursprünglichen Werths kosten. Auch die Einfuhr des Fensterglases wird von einem Verbot bedroht, und wenn dieses noch nicht förmlich eingetreten ist, so kommt es nur daher, daß die Kaufleute, welche solches voraussehen, die Klugheit haben, keines mehr zu verschreiben, da sie von einem Briefe wissen, den Bogos an einen von ihnen schrieb, worin er ihn einladet, keines mehr aus Europa zu beziehen, um die Fabriken des Landes in Aufnahme zu bringen. Bei dem Leder bewies man nicht die gleiche Höflichkeit; nachdem man selbst eine Lohgärberei errichtet hatte, wurden die von Frankreich eingeführten Vorräthe ohne weitere Umstände weggenommen.

Es läßt sich leicht denken, welche Folgen diese vorgebliche Aufmunterung der Landesfabriken, welche bereits mehrere der bedeutendsten Einfuhrartikel liefern, auf den europäischen Verkehr haben muß. Vor Allem muß man wissen, daß es in Egypten keine anderen Fabriken, als die des Pascha giebt; er allein kann Fabriken errichten, und er hat sich selbst derer bemächtigt, die seit undenklichen Zeiten bestanden, z. B. der bedeutenden Lein- und Wollenwebereien, und der Lein und Sesamölpressen, indem er die Inhaber zwang, ihre Erzeugnisse an ihn allein, und für den ihm beliebigen Preis zu verkaufen, und man weiß, was dieses heißen will.

Der schlimmste Rath, den man dem Pascha ertheilen konnte, war unstreitig der, Fabriken mit Maschinen anzulegen, in einem Land, wo das beste Eisen kaum drei Jahr der feuchten, salpeterhaltigen Luft widersteht, wo man die bestverschlossene Uhr nicht vor dem Staub sichern kann, in einem Lande überdieß, das allgemeinen Mangel an Brennmaterialien leidet. Sie kämpfen bald sechs Jahre gegen unübersteigliche Hindernisse mit einer Beharrlichkeit, die eines bessern Erfolgs würdig wäre. Schon 80 Millionen Fr. sind in Rauch aufgegangen, von denen England allein profitirt hat.

Frankreich selbst hat die Hände geliefert, um für England zu arbeiten. Auf einer Seite wollte man Egypten aufhelfen, und hat zu seinem Ruin beigetragen; auf der andern, den englischen Fabrikanten einen Absatzweg für ihre Producte versperren, und hat ihnen für ihre Maschinen einen neuen Verschluß geöffnet. Denn es ist anerkannt, daß die 20 bis 25 Millionen für Maschinen, welche England uns bis jetzt geliefert haben mag, ihm mehr Gewinn abgeworfen haben, als ein Absatz von 150 Millionen Manufakturwaaren.

Wir billigen zwar nicht ganz den in einem Bericht über das Budget gemachten Vorschlag, die Consulate Kaufleuten anzuvertrauen, weil die für den Handel nothwendige Freiheit dadurch beschränkt würde; aber jedenfalls konnten eigennützige Kaufleute nicht so Viel schaden, als Agenten ohne alle Kenntniß des Handels, die seit einer Reihe von Jahren von Frankreich entfernt, keinen Begriff von seinen neuen Institutionen, der Entwicklung seiner Industrie, der Concurrenz, die es in diesem Zweig halten kann, mit einem Worte, von seinen politischen Verhältnissen haben. Unglücklicher Weise ist dieß bei der Mehrzahl unsrer

Consuln in der Levante der Fall; ein langer Aufenthalt in dem Auslande hat sie so ganz mit der Sclaverei, die sie tagtäglich vor Augen haben, identifizirt, daß sie unwillkürlich ihre Landsleute auf dieselbe Art behandeln möchten. In dieser Hinsicht haben sie alle Thatkräftigkeit verloren, und machen die gefälligen Diener der Türken; statt deren Anmaßungen zurückzuweisen, rechnen sie sichs zur Ehre, nie eine Forderung weiter als zur Hälfte durchzusetzen und thun sich noch wunder was auf ihren Sieg und ihre tiefe Kenntniß des orientalischen Characters zu Gut. Die Erfahrung aber zeigt uns täglich, daß dieß nicht der rechte Weg zum Ziele ist. Der Türke, verschlagener als man glaubt, benutzt die Schwäche, achtet aber die auf Rechtlichkeit gegründete Festigkeit.

Diese Betrachtungen führen uns auf den natürlichen Schluß, daß Drovetti sowohl durch seine Begünstigung des Speditionssystems auf Rechnung des Pascha, als auch, indem er die Errichtung von Fabriken nach Kräften begünstigt, und vielleicht sogar den ersten Rath dazu gab, die vollkommenste Unkenntniß der Sache an Tag gelegt hat. Er hat im eigentlichsten Sinne all seinen Einfluß zu Gunsten der Engländer verwendet; so ruhte er auch nicht eher, als bis man Merinoschafe aus Piemont kommen ließ, und verdarb damit Frankreich einen seiner Haupteinfuhrzweige, den Tuchhandel. Die Merinoschafe wollten nicht gedeihen; die wenigen, welche das Klima ertrugen, verloren bald von der Feinheit ihrer Wolle, und da man zur Zeit die Wolle zu theuern Preisen aus Europa beziehen muß, um doch nur am Ende eine erbärmlich schlechte Sarsche zu gewinnen, so steht zu erwarten, daß man die Selbstbereitung ehestens aufgeben werde. Die Cotonspinnereien liefern grobe Fäden, die noch größern Schaden verursachen, am Ende aber ist doch noch Etwas daran, die Eigenliebe wird wenigstens befriedigt; sie werden sich halten. Vor Kurzem kam aus Frankreich auf Kosten der Wittwe Pastret und Comp. eine Gesellschaft Zitz-Arbeiter an, aber wir glauben, daß es ihnen nicht mehr, als ihren Vorgängern gelingen wird, mit den englischen Arbeitern gleichen Schritt zu halten. Ein Haupthinderniß, das sie schwerlich besiegen werden, ist die Atmosphäre, die dem Bleichen der Zeuge entgegen ist, und daher auch wohl auf das Färben nachtheilig einwirken kann.

Clapperton's zweite Reise im Innern von Africa.

(Fortsetzung der Uebersichten der neuesten engl. Literatur.)

Keinem unserer Leser können die großartigen Anstrengungen unbekannt seyn, welche seit einer Reihe von Jahren von den Britten gemacht werden, um in das Innere von Africa zu dringen und der Civilisation, besonders aber auch, um der Industrie ihres Vaterlandes einen Weg in das Herz dieses räthselhaften Welttheiles zu bahnen, der Europa vor allen andern der nächste, und doch zugleich am Geheimnißvollsten verschlossen ist. Die merkwürdigste von allen diesen Unternehmungen war nach der ersten Entdeckungsreise Denham's und Clapperton's von Tripoli aus ohne Zweifel Clapperton's zweite Reise, von welcher nach dem unglücklichen Ende des kühnen Wanderers sein Diener Lander die freilich in wissenschaftlicher Hinsicht gerade nicht sehr befriedigenden Resultate zurückgebracht hat. So eben ist das Journal Clapperton's, nebst dem seines Dieners, im Druck erschienen. (Journal of a Second Expedition into the Interior of Africa from the Bight of Benin to Saccatoo. By the late Commander Clapperton. To which is added the Journal of R. Lander, from Kano to the Sea Coast, etc. London, 1829. 4.) und wir glauben bei dem Interesse desselben für jeden Gebildeten keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn wir dießmal unseren Auszügen einen größern Raum verstatten, als gewöhnlich.

Clapperton trat seine Reise von Badagry auf der Küste von Guinea nach Sackatu, der Residenz des Sultans Bello, bei dem er auf seiner ersten Expedition mit Denham freundliche Aufnahme gefunden hatte, im December 1825 an. Von seinen Begleitern ist Mr. Dickson, der zu Whidah gelandet worden und von dort über Dahomey nach Shar und Jouri im Innern gegangen war, seit seiner Ankunft zu Shar verschollen; die beiden andern, Capitän Pearce und der Chirurg Morrison, widerstanden dem Clima nur wenige Wochen und starben auf ihrem Wege in das Innere mit Clapperton. Zu Kano ließ Clapperton seinen Diener mit dem Gepäck und den für den Scheik von Bornou bestimmten Geschenken zurück; er konnte es jedoch nicht vermeiden, die Habsucht des Barbaren zu reizen, welche als die nächste Ursache von dem Mißlingen der Unternehmung betrachtet werden muß. Bello hielt, in der Absicht, in den Besitz jener Schätze zu kommen, Clapperton so lange bei sich zurück, bis auch er gleich seinen Begleitern dem für Europäer verderblichen Clima unterlag. Am 12 März 1827 wurde er, nachdem er bereits einen oder zwei Tage vorher sich über brennende Hitze im Magen beklagt hatte, von der Dysenterie befallen. Die Hitze war unerträglich — das Thermometer des Mittags 107, um drei Uhr Nachmittags 109° im Schatten, und Clapperton wurde durch unaufhörliches Schwitzen so geschwächt, daß er nach einigen Tagen schon nicht mehr im Stande war, sich im Bett aufzurichten. Außer Lander, der nicht von der Seite seines Herrn wich, verließen den Kranken alle seine (eingebornen) Diener; der einzige Mensch, den er außer diesem während seiner ganzen Krankheit sah, war ein Araber von Fezzan, Abderachman; welcher ihn besuchen wollte, um nach der Sitte seines Landes mit ihm zu beten. Am 13 April starb Clapperton nach kurzem Todeskampf, und Lander erhielt, nachdem er seinen Herrn begraben und einen großen Theil von dem Eigenthum desselben an den Sultan Bello abgegeben hatte, von diesem die Erlaubniß zur Rückkehr. Er verließ Sackatu am 4 Mai mit zwei Dienern, drei Kamelen, zwei Pferden etc. und schloß sich einer Karawane von nicht weniger als 4000 Personen an, die aus Tuarick-Salzhändlern, Mekkapilgern, Gura-Kaufleuten, die nach Kano und Nyffe zurückkehrten, und vielen andern Personen bestand, welche sich insgesammt zu gegenseitigem Schutz verbunden hatten und mit einer unermeßlichen Menge von Kamelen, Pferden und Ochsen versehen waren. In dieser Gesellschaft befand sich auch der König von Jacoba mit fünfzig Sclaven, die er nach Sackatu getrieben hatte, um sie dem Sultan zum Geschenk zu machen, der indeß, nachdem er das Unglück des Königs in seinem Kriege gegen den Scheik von Bornu vernommen hatte, kein Geschenk von ihm annehmen wollte und ihn seine Sclaven wieder mit sich zurücknehmen ließ.

Jacoba liegt südostwärts von Sackatu, und nach allen Berichten sind die Einwohner, gleich den Pampams, welche das benachbarte Gebirg bewohnen, Kannibalen. (Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

# Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 46. 15 Februar 1829.

Das jetzige Cyrenaica.

(Fortsetzung.)

Die große Syrte. Pentapolis. Die Gärten der Hesperiden.

Man kann sich nichts auffallender Contrastirendes denken, als die Aussicht von den Sandhügeln zwischen Mesurata und der See, je nachdem man den Blick gegen Westen oder Osten richtet. Dort die Gefilde von Mesurata mit ihren Palmen und Oliven, ihren Dörfern und Gärten, ihren Heerden von Schafen und Ziegen und einer allerseits rührigen und thätigen Bevölkerung; hier die unwirthbare Wüste, wo weder Baum noch Strauch, weder Haus noch Zelt, weder Mensch noch Thier, wo Nichts zu sehen ist als die schwarze Oberfläche von Sümpfen, welche sich durch das weite Flachland ziehen, bis sie sich auf verschiedenen Punkten des ununterbrochenen Gesichtskreises verlieren. Dieß ist die große Syrte, welche Capitän Beechey und sein Bruder, denen wir auf ihrem Zug längs der Küste folgen, jezt betraten. Ihr Weg führte sie zuerst über einen 40 M. langen und 15 M. breiten Moorgrund, wahrscheinlich dieselbe Gegend, welche Strabo als einen See beschreibt, wiewohl der von ihm gebrauchte Ausdruck zweideutig ist. Die Araber warnten sie vor der Unsicherheit des mit einer Salzkruste bedeckten Bodens, der unter den Pferden oft plözlich weiche, so daß schon mancher unvorsichtige Reisende verunglückt sey; da jedoch die Engländer nie tief einsanken, so verachteten sie diese Aussage als eine africanische Hyperbel und thaten sich Viel darauf zu Gute, furchtlos über die Haide zu jagen. Es stand übrigens nicht lange an, so bekamen sie eine ziemlich ernste Zurechtweisung. Zwei von der Gesellschaft bemerkten nämlich einen Punkt, der einer Ruine gleich sah, und ritten rasch darauf zu, als das vorderste Pferd bald in eine zehn bis zwölf Fuß tiefe Grube mit Wasser, die sich auf einmal unter seinen Füßen aufgethan hatte, hinabgestürzt wäre. Bloß dem Umstand, daß das Thier gerade im Gallop begriffen war und, der Gefahr seiner Lage instinktmäßig bewußt, mit der ganzen Kraft des Schreckens sich zu einem mächtigen Saz aufbäumte, verdankte der Reiter seine Rettung. Noch weithin krachte und brach der Boden ein, und es bildete sich eine große Oeffnung in der Salzrinde, indem die losgegangenen Stücke zusammenfielen. Nachher ließen sie sich die Mühe nicht verdrießen, abzusteigen, so oft sie eine solche Stelle zu passiren hatten, die ihnen nicht ganz geheuer schien; sie fanden auch bei näherer Untersuchung, daß der Moorgrund viele Löcher von zum Theil beträchtlicher Tiefe enthält, und daß die darüber liegende Kruste von Salz oder Schlamm oft kaum anderthalb bis zwei Zoll dick ist.

Nach einer langen mühseligen Wanderung durch diese grauenvolle Oede mußte der Anblick von Suleb, wo das Land denn doch wieder einige Grasplätze darbot, auf welchen Schafe und Rinder waideten, um so erfreulicher für sie seyn. Allmälig verschwand der Moorgrund; der Rest der Syrte blieb zwar fortwährend in hohem Grad unfruchtbar, indessen milderten hin und wieder kleine Thäler oder einzelne grüne Flecken das traurige Einerlei. Auf der ganzen 400 Meilen weiten Strecke, wo die Geschichte und die Sage so vieler Städte gedenkt, giebt es keine feste Wohnung mehr; kein Fahrzeug, sey es auch nur ein Schiffernachen, besucht den einsamen Strand; die Araber mit ihrer beweglichen Habe bilden die einzige Bevölkerung. Für die Civilisation, die hier einst zu Haus war, zeugt auch die ununterbrochene Kette von Festen, welche das Land gegen die Einfälle der Barbaren des Innern vertheidigen. Es sind viereckige Thürme; sie stehen gewöhnlich über einer Quelle, und können 50 bis 100 Mann Besatzung einnehmen. Sie haben kein Thor, kein Fenster, noch sonst eine Oeffnung, außer im Dach, zu welchem die Besatzung oder wer sich dahin flüchtet, auf Leitern hinaufsteigen muß.

Capitän Beechey hatte Gelegenheit, den nautischen Charakter des Golfs zu untersuchen, dessen Gefahren die Alten mit so starken Farben schildern. Lucan *) beschreibt ihn als eine Region, wo die Grenzlinie zwischen Land und Meer schwer zu ziehen ist; wo der Seefahrer jeden Augenblick in Gefahr geräth auf Untiefen zu stoßen, während der Landreisende versinkt und ertrinkt im Sand wie im Meer; als eine flache und seichte Küste ohne Hafen und Landungsplatz voll Klippen und Sandbänke, an denen sich unaufhörlich die Brandung bricht. Alle diese Gefahren existiren noch jezt und werden vermehrt durch die heftigen Wogen, welche die Nordwinde, die hier das Mittelmeer in seiner größten Breite durchwehen, nach dem Golf führen, indem sie es unmöglich machen, unter dem Winde am Ufer hinzusegeln. Die Alten glaubten steif und fest, daß Ebbe und Fluth

*) Pharsal. Lib. X, v. 303 folgg.

hier besonders im Spiel sey. Allein abgesehen davon, daß das Mittelmeer kaum Etwas von Ebbe und Fluth weiß, so könnte diese Erscheinung doch wenigstens die benachbarten Küsten nicht übergehen, um sich hier allein zu zeigen. Die Strömungen und Wirbel der Syrte erklären sich hinlänglich aus den oben angegebenen Ursachen. So furchtbar die Fahrt durch den Golf für die Alten war, so hatten sie, ungewohnt in einer großen Entfernung vom Lande zu schiffen, dennoch keine andere Wahl, wenn sie von Carthago nach Egypten fahren wollten. Die Neuern, denen es etwas Leichtes ist, die hohe See zu halten, kennen diese Schrecken nicht; doch vermeidet man es noch jetzt als unklug, bei heftigem Nordwind die Mündung des gefährlichen Golfs zu passiren.

Sonderbar, daß alle Schriftsteller, welche von der Syrte handeln, in ihrer Charakteristik einstimmig des Flugsands erwähnen, dem sie ja selbst ihren Namen verdankt, während weit und breit Nichts, was demselben ähnlich wäre, gefunden wird. Die Küste besteht zwar zum großen Theil aus Sand, aber es ist fester Sand, den nur die außerordentliche Trockenheit manchmal so auflöst, daß er zerstäubt. Capitän Beechey zeigt sich geneigt zu glauben, daß das Land allmälig dem Meer abgewonnen worden sey, indem man es umdämmt und dadurch dem Boden die nöthige Festigkeit gegeben hätte. Eine Meinung, die nicht sehr wahrscheinlich scheint: denn es müßten sich doch auch einige Spuren erhalten haben. Vielleicht war es bloß eine unklare Verbindung der Vorstellung einer sandigen Küste, die zugleich versinkender Moorgrund ist, deren Veränderlichkeit die Alten mit dem Ausdruck Syrte bezeichnen wollten.

Trotz dem, daß die neuern Reisenden die Geographie dieses ausgedehnten Golfes wesentlich berichtigt haben, so haben sie doch wenig Mehr gethan, als seine alten Dimensionen hergestellt: denn Plinius und Ptolemäus und selbst Herodot sind in ihren Angaben genauer, als die neuern Charten. Della Cella und Capitän Beechey stimmen darin überein, daß sie den Golf von Zuca, der als eine lange, schmale Einfahrt dargestellt wird, die sich nach den besten Charten weit in das Land hinein erstreckt und mit dem Golf der Syrte nur durch eine schmale Straße zusammenhängt, ausstreichen. Ohne Zweifel gab eine mißverstandene Stelle Strabo's zu diesem Irrthum Anlaß.

Als die Reisenden so diese Wildnisse entlang zogen, unterhielten sie sich damit, daß sie die Lage berühmter Orte des Alterthums untersuchten. Hier mußten die Altäre der Philäni, jener karthagischen Jünglinge gestanden seyn, die sich dem Schicksal lebendig begraben zu werden weihten, als die Ansprüche ihres Vaterlandes auf die vorgerückte Grenze nicht anders erhärtet werden konnten. Eine wilde Begeisterung für das Vaterland, welche das Alterthum so hoch in Ehren hält! Die Altäre, welche von Sand waren, sind längst in dem Sand der Wüste untergegangen; aber sie konnten nicht ferne von dem Euphrantesthurm, der Grenzfeste der Cyrenaiker gegen die Karthager, welche Capitän Beechey in dem hohen alten Thurm Bengerirad wieder erkannt haben will, errichtet gewesen seyn. Eben so mögen die Ruinen der ausgedehnten Festungswerke bei Braiga die Stelle bezeichnen, wo einst die starke Festung Automala mitten im Golf stand.

Wenn man nun endlich die Syrte mit dem Land der fünf Städte vertauscht, so findet man zwar noch immer eine romantische und fruchtbare Gegend, die, wie die Araber erzählen, von dreihundert und sechzig Quellen bewässert wird, aber umsonst sieht man sich nach würdigen Denkmalen der alten Pentapolis um. Zuerst kommt Berenice, früher und besser bekannt unter dem poetischen Namen Hesperis. Von dieser Stadt ist jede Spur verschwunden und auf ihrer Stelle erblickt man das elende Dorf Bengasi. Wenn ein Araber hier ein Haus zu bauen hat, so geht er vor den Ort hinaus mit dem Spaten und bald kehrt er mit den Reliquien prachtvoller Säulen oder kostbaren Täfelwerks zurück. Aber diese taugen ihm nicht, wenn sie ganz sind, sondern er zerbricht und zerstückelt sie zuvor. Der elegante Schnörkel, der reiche Dreischlitz, die phantastische Laubverzierung werden so sorgfältig verarbeitet, daß Nichts von ihrer ursprünglichen Form übrig bleibt; oder, wenn noch Etwas übrig bliebe, so würden die heftigen Regengüsse den Rest vollends zerstören. Denn der Mörtel, durch welchen die Araber jene Fragmente verbinden, ist bloßer Schlamm, und während die Engländer in Bengasi verweilten, wurden sie mehr als einmal durch das Angstgeschrei von Weibern beunruhigt, deren Häuser eingestürzt waren.

In die Nähe von Bengasi glaubten die Reisenden die Lage der Gärten der Hesperiden setzen zu müssen. Aus Allem, was Capitän Beechey anführt, scheint hervorzugehen, daß es eine wandernde Sage war, die mit den Fortschritten der Entdeckungen sich immer weiter gegen Westen zog, und die sich zuletzt Mauritanien näherte, wo sie den Atlas zum Wächter jenes Paradieses bestellte. Nach Scylar dagegen, diesem alten Wegweiser an den Küsten des Mittelmeers, müßten wir die Gärten der Hesperiden schon unmittelbar auf dieser Grenze des cyrenaischen Gebiets suchen. Zugleich zerstört er auch den poetischen Duft, in dem man sie sonst zu sehen pflegt, indem er sie als einen umschlossenen fast unzugänglichen Bezirk, eine Viertelquadratmeile groß, und gefüllt mit den schönsten Bäumen Europa's und Africas, darstellt. Kapitän Beechey machte wirklich in der Nähe von Bengasi eine Entdeckung, die zu einer solchen Beschreibung ziemlich passen würde. Es sind Klüfte von mehrern hundert Fuß im Umfang, mit dem trefflichsten Erdreich, eingeschlossen zwischen steilen, auf den meisten Seiten fast senkrechten Felsenwänden, die sich sechzig bis siebzig und mehr Fuß erheben, bis sie den Wasserspiegel der Umgegend erreichen. Der Boden, welcher durch die Winterregen von der höher liegenden Ebene hinabgeflößt zu seyn scheint, wird von den Arabern häufig angebaut, so daß, wenn man oben wandelt, man plötzlich vor einer beträchtlichen Tiefe steht, wo die schönsten Gärten, die man auf den ersten Anblick für unnahbar hält, in stiller Verborgenheit und in üppiger Fülle blühen. Der Eindruck, den diese abgeschiedenen Plätzchen auf den Fremden machen, ist eben so überraschend als angenehm, und unwillkürlich wird man an Scylar erinnert, wenn man hinabsieht und umsonst eine Stelle sucht, wo die Felsenwand, welche diese Abgründe umgürtet und sie dem Eindringen der Menschen verwehrt, weniger gäh abfiele. Nur die Dimensionen entsprachen den von Scylar angegebenen nicht; allein es scheint,

daß diese Zerklüftung des Bodens der Gegend von Bengasi eigenthümlich sey, und so dürfte man leicht bei sorgfältigerer Nachforschung auf noch größere Partien der Art stoßen. Pacho, der Gosselin's natürlicher Ansicht sich anschließt, wornach die Gärten der Hesperiden eine Oase gewesen wären, fand eine solche Oase bei Maradeh, in einer kleinen Entfernung im Innern; aber wenn nach seinem eigenen Bericht der Boden daselbst mit einer Salzkruste belegt ist und Nichts hervorbringt, als die gewöhnliche Dattel und etwas Gerste, wovon einige alte Männer und Weiber kümmerlich leben, so ist hier doch zu Wenig, was unserer Idee von dem fabelhaften Zauberlande entspräche.

(Schluß folgt.)

Paul Louis Courier's Briefe.

(Schluß.)

An Herrn Akerblad in Rom.

Florenz, 5 December 1809.

Es ist wahr, daß ich kein Baron bin, ungeachtet ich daher komme, wo man sie macht; ich war nicht bestimmt meine Familie zu Ehren zu bringen. Es ist gleichfalls wahr, daß ich zur Armee nach Deutschland nur deßhalb ging, um zu sehen, was es wäre. Nun habe ich mich dieser Phantasie entschlagen. Ich folgte einem General *) den ich lange als guten Menschen und meinen Freund gekannt hatte, und von dem ich glaubte, er werde es immer bleiben. Aber er wurde Graf. Welche Veränderung! Der gute Mensch verschwand sogleich, und von dem Freunde war Nichts mehr zu sehen: an seine Stelle war ein Protector getreten. Ich würde es nie geglaubt haben, wenn ich nicht Zeuge gewesen wäre, daß ein solcher Unterschied zwischen einem Menschen und einem Grafen ist. Ich wußte mich geschickt seiner hohen Protection zu entziehen, und bin nun frei und glücklich, ungefähr so viel als man es seyn kann.

... Es war weder Laune noch Verdruß, was mich
verlassen ließ dieß niedrige Gewerbe, **)

ich konnte mich über Nichts beklagen, und hatte, mit oder ohne meinen Grafen, Stützen genug, um sicher zu seyn, ungefähr denselben Weg wie alle meine Kameraden zu machen. Aber mein Ehrgeiz war eigener Art: ich war nicht mehr darauf erpicht, Baron oder General zu seyn, als ich es jetzt bin, Professor oder Mitglied des Instituts zu werden. Die Wahrheit ist, daß wie ich den Feldzug von Calabrien aus Freundschaft für Reynier mitmachte, der mich als Bruder behandelte, so vereinigte ich mich mit diesem Menschen zu einer Thorheit, die weiter führen zu sollen schien, tutto per amore. Auf gleiche Weise würde ich Ihnen gegen die Russen folgen, wenn man Sie zum Marschall von Schweden machte***), und würde Sie im Stiche lassen, wenn es Ihnen einfiele, die Miene des Grafen gegen mich anzunehmen.

*) Graf Riboissière.

**) Racine.

***) Akerblad war bekanntlich ein Schwede von Geburt.

Bis zur Mitte des Jahres 1812 blieb Courier in Italien und kehrte dann nach Paris zurück. Im Jahr 1814 verheirathete er sich daselbst mit einem Fräulein Clavier, und zog sich bald darauf auf das Land zurück, ohne sich jedoch in dieser Zurückgezogenheit enthalten zu können, durch vielfache Broschüren an dem Kampfe Antheil zu nehmen, der damals Frankreich bewegte. Im Jahr 1821 saß er wegen einer Flugschrift zwei Monate lang in Sainte-Pélagie. Seine Zeit getheilt zwischen der Beschäftigung mit den Alten und mit politischen Broschüren, durch deren vernichtenden Witz er die Erbitterung seiner Gegner stets mehr aufreizte, flossen die nächsten Jahre dahin, bis ihn am 10 April 1825 die Hand des Meuchelmörders traf.

Zum Schluß möge, als charakteristisch für jene Zeit und jene innern Händel Frankreichs, eine kleine aus einem Briefe vom Jahr 1816 gezogene Anekdote hier stehen.

„.... Der Geistliche (von Luynes) hat den Weingärtnern, die das Fest ihres Schutzpatrons, des heiligen Vincenz, feiern wollten, verboten, diesen Tag die Schenke zu besuchen. Ich sah den Geistlichen und sagte zu ihm: „Sie haben sehr Recht; es ist abscheulich, ins Wirthshaus zu gehen, besonders an einem Feiertage; und Sie thun sehr wohl daran, Sie, Herr Pfarrer, daß Sie sich im Laufe der Woche nie betrinken, außer in guter Gesellschaft. Indessen betrachten wir die Sache näher, wenn es Ihnen gefällt: Der heilige Vincenz liebt die Weingärtner, denn er ist ihr Schutzpatron. Da er die Weingärtner liebt, so muß er auch den Weinbau lieben, folglich den Wein und auch die Schenke, denn dieß hängt Alles zusammen. Warum findet er es also schlecht, daß man am Tage seines Namensfestes in die Schenke gehe?" — Der Geistliche wußte Nichts zu erwiedern.

Clapperton's zweite Reise im Innern von Africa.

(Fortsetzung.)

Lander's Reise von Sackatu nach Kano.

Schon am zweiten Tage nach seiner Abreise von Sackatu wäre Lander beinahe vor Durst verschmachtet. „Da ich fand," sagt er in seinem Reiseberichte, „daß ich nicht mehr im Stande war weiter zu gehen, so befahl ich Pascoe (einem eingebornen Diener Clapperton's), dessen Pferd noch frisch und kräftig war, die Kamele einzuholen und mir etwas Wasser zu bringen. Darauf stieg ich ab und setzte mich unter einen Baum am Wege, dessen Zweige gegen die brennenden Strahlen einer africanischen Sonne nur geringen Schutz darboten, und flehte die Hunderte von Fellatas und Tuaricks, die vorüberzogen, an, mir nur einen Tropfen Wasser zu verkaufen. Aber die kaltherzigen Elenden verweigerten meine Bitte, indem einer zu dem andern sagte: „Er ist ein Kaffir, laßt ihn sterben!" Endlich kam ein junger Fellata von Fulatura, der mich zufällig sah, heran und rief mir zu: „Nasureh, Nasareh, triffi menur!" (Christ, Christ, vorwärts!) Ich antwortete: „Ich bin schwach und ohnmächtig vor Durst; Niemand will mir Wasser geben, und ich bin so matt, daß ich nicht mehr weiter kann." Als der junge Mann dieß hörte, gab er mir freundlich einen Kürbiß voll, wovon ich einen Theil trank und mit dem Rest die Nasenlöcher meines Haussa Jack (des Pferdes) wusch und seine Zunge befeuchtete. Alle, welche diese

großmüthige Handlung des Fellata sahen, machten ihm die größten Vorwürfe, daß er einem Christen Wasser gegeben habe; er zeigte ihnen aber eine doppelläufige Flinte und sagte, daß er sie von einem meiner Landsleute erhalten habe, die alle gute Leute wären und Niemand Etwas zu Leide thäten. Dieß stellte sie einigermaßen zufrieden. Als ich darauf die Flinte untersuchte, fand ich, daß sie von englischer Arbeit war, indem sie den Namen des Verfertigers, Arnold in London, auf dem Schloß trug. Durch das wenige Wasser, welches ich genommen hatte, wurde ich, gleich meinem Pferde, sehr erfrischt; doch bald nahmen meine Kräfte wieder ab, und ich war in einem eben so elenden Zustande als vorher, die Beine ungeheuer geschwallen und alle meine Glieder von den empfindlichsten Schmerzen zerrissen, als ich endlich Pascoe, den ich vor drei oder vier Stunden nach Wasser geschickt hatte, ganz gemächlich unter einem Baum sitzen sah. Er schien sich im besten Wohlbehagen mit Mudey (einem anderen Diener) zu unterhalten, und ließ die Kamele in geringer Entfernung waiden. Ich war sehr geneigt, dem herzlosen Schurken eine Kugel durch den Kopf zu jagen, da er ohne Zweifel wußte, wie unerträglich meine Leiden gewesen seyn mußten. Da ich indessen dachte, daß die Sicherheit meiner Papiere und vielleicht mein Leben in seinen Händen lag, so zügelte ich meinen Zorn und fragte ihn nur: warum er das Wasser nicht gebracht hätte? worauf er mit der größten Kaltblütigkeit erwiederte: „Ich war müde." Auf unserem Wege nach Kano wurde der König von Jacaba sehr vertraut mit mir und war mein beständiger Begleiter. Er drang sehr in mich, sein Gebiet zu besuchen, wo er meinen Aufenthalt so angenehm als möglich machen wollte. Er erzählte mir, daß seine Nachbarn die Yamyams, die ihm in seinem Kriege gegen den Scheik von Bornou Beistand leisteten, mit einigen seiner eigenen Leute, auf einer Ebene bei Jacoba von den Kriegern des Scheik umringt worden wären, die ein fürchterliches Blutbad unter ihnen angerichtet hätten. Die Schlacht dauerte einen ganzen Tag, und endigte mit der völligen Niederlage der Yamyams und des Volks von Jacoba; der König selbst entging nur mit genauer Noth der Gefahr, in Gefangenschaft zu fallen. Den Morgen darauf kehrten die überlebenden Yamyams auf das Schlachtfeld zurück, trugen eine große Anzahl von den Leichen ihrer Feinde davon, machten ein Feuer, brateten und verzehrten sie.

„Die Einwohner von Gatas, die auf irgend eine Weise entdeckt hatten, daß ich ein Christ sey, kamen in Haufen, um mich zu sehen, benahmen sich jedoch ruhig und ordentlich. Ich lud einige der angesehensten von den Weibern in mein Zelt ein, das sie sehr bewunderten, und bald darauf brachten sie mir Milch und Furah zum Geschenk. Die Einwohner dieses Ortes, so wie aller andern Städte, die ich in dieser Richtung sah, sind von Houssa, jedoch den Fellata's zinsbar.

„Um fünf Uhr des Morgens waren wir wieder auf der Straße und hielten zu Dahomey (wenige Tagreisen von Kano), einem kleinen mit Mauern umgebenen Städtchen, um zwei Uhr Nachmittags. Die Einwohner sagten mir, daß die Gebirgskette (range of hills) deren ich erwähnt habe (s. S. 180) sich bis an das Salzwasser erstrecke und von den wilden Yamyams bewohnt sey, die sie alle, so wie Jeder den ich bisher befragt hatte, für Kannibalen erklärten. Die Yamyams führten früher einen bedeutenden Handel mit den Einwohnern von Houssa in rothem Tuch, Korallen und anderen Waaren, die sie für Elephantenzähne umtauschten. Vor fünf Jahren ermordeten sie aber eine Anzahl von Kaufleuten und verzehrten sie; und seit dieser Zeit tragen die Bewohner von Houssa Scheu, mit ihnen zu verkehren.

(Fortsetzung folgt.)

Statistische Blicke.*)

So wenig die Statistik auf den Rang einer exacten Wissenschaft Anspruch machen darf, so hat sie doch das Verdienst eine der belehrendsten zu seyn. Ihre wenn auch nur annähernden Angaben enthalten mehr Aufschlüsse als die beredtesten Declamationen. Die Culturverhältnisse, die aus den folgenden Zahlen hervorgehen, bedürfen keines Commentar's.

1) Verhältniß der Repräsentation zur Bevölkerung.

Frankreich hat	430	Deputirte,	1 auf 74,418 E.
Der nordameric. Freistaaten .	187	—	1 — 60,129 —
Das Königr. der Niederlande .	110	—	1 — 55,845 —
Großbritannien	658	—	1 — 35,455 —
Norwegen	75	—	1 — 14,000 —

2) Verhältniß der Bevölkerung zum Unterricht und zur periodischen Presse.

Frankreich	zählt	1	Schüler auf	7.6 E.	1	Journal	auf	52,117 E.
England .	—	1	— —	15.3	— 1	—	—	46,800 —
Preußen .	—	1	— —	7	— 1	—	—	43,090 —
Niederlande	—	1	— —	9.7	— 1	—	—	40,953 —
V. St. von Nordamerica	—	1	— —	11	— 1	—	—	11,600 —
Oesterreich	—	1	— —	15	— 1	—	—	376,471 —

3) Vergleichung der drei Haupthandelsstaaten.

Die französische Handelsmarine zählt	14,530	Fahrz.	700,000 T.
Die nordameric. —	— —	—	1,423,000 —
Die brittische —	— 18,631	—	2,141,000 —

In Frankr. beträgt d. Einf.	554,710,000 F. d. Ausf.	610,068,000 Fr.
In d. V. St. — — —	464,758,000 — — —	462,696,000 —
In Großbritannien. — — —	1,056,522,000 — — —	1,411,768,000 —

4) Vergleichung der weltlichen Verhältnisse der Geistlichkeit.

In Frankreich kommen auf den kathol. Geistlichen		757 Fr.
Im europäischen Rußland auf den griech.	—	244 —
In Preußen auf den kath. und prot.	—	1,460 —
In Oesterreich und Böhmen auf den	—	1,203 —
In Ungarn auf den	—	1,482 —
In Spanien	—	1,430 —
In Portugal	—	2,926 —
In England auf den anglik. . . .	—	10,155 —
— — — — dissid. . . .	—	1,560 —
In Schattland — — presbyt. . . .	—	5,500 —
— — — — dissid. . . .	—	2,057 —
In Ireland — — anglik. . . .	—	19,000 —
— — — — dissid. . . .	—	2,900 —

Wer zweifelt noch an den Schwierigkeiten der Emancipation? Wahrlich es handelt sich um kein Linsengericht!

*) Balance politique du globe en 1828, ou essai sur la statistique générale de la terre, par A. Balbi. Par. 1828. vergl. Ausl. vom vorig. Jahrg. Num. 317.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 47. 16 Februar 1829.

Das jezige Cyrenaica.

(Schluß.)

Tenchira. Ptolemeta. Cyrene. Marmorica. Die Araber. Die Colonisation von Nordafrica.

Von Bengasi aus führte der Weg durch eine Reihe von Thälern, von welchen mehrere außerordentlich schön waren und in einem kleineren Maßstabe denen der Schweiz oder Savoyen's glichen. Manchmal standen auf beiden Seiten steile Felsenwände empor; aber aus jeder Rize sproßte ein üppiger Pflanzenwuchs, so daß die Reisenden oft kaum glauben konnten, sie befinden sich in Africa, dem Reiche der schwelgenden Natur und des ausgebrannten Sandes. „Die weißen Fichten und der Oelbaum," sagt Pacho, „zieren die Seiten der Berge, Wälder von Thuya und baumhohe Wachholder bedeken ihre Gipfel. Eine weniger mächtige, aber glänzendere Vegetation füllt die zahlreichen Schluchten und die Thäler, welche sich durch dieselben hindurch winden. Die von dunkellaubigen Bäumen überschatteten Felsen bieten Grotten dar, die einzige Spur der mit ihrer alten Bevölkerung verschwundenen Städte. Diese frommen Denkmale der Liebe und der Freundschaft, über welche sich die Trauerweide neigt, halten den denkenden Reisenden zurük, und feierlich steigt die Vergangenheit aus den Felsengräbern auf und wekt ernste, aber milde Gefühle in seiner Brust, noch verstärkt durch den Eindruk der Gegenwart, wenn zu gleicher Zeit die rauhen und wilden Gesänge der Araber sein Ohr treffen, welche das Echo von Thälern zu Thälern trägt."

In dieser Richtung fanden sie die zwei alten, jezt ganz verlassenen Städte Tenchira und Ptolemeta. Die erstere ist Nichts als ein Haufen von Trümmern und Schutt, unter welchem das Auge umsonst ein Gebilde der Kunst erspäht. Die cyclopische Festigkeit ihrer Mauern hat indessen der Zerstörung widerstanden. Die Mauern, die zu den am Vollkommensten erhaltenen Resten alter Festungswerke gehören, messen anderthalb Meilen im Umfang und sind durch sechs und zwanzig Thürme geschüzt; die beiden Eingänge bilden zwei einander gegenüberliegende Thore. In Ptolemeta steht von den Mauern Nichts mehr, als ein prächtiges Thor, aber innerhab des Umkreises derselben stehen noch Ueberbleibsel von einem Amphitheater, zwei Theatern, Säulen, dem musivischen Estrich eines Palastes. Der Boden war theils mit Korn, theils mit dichtem, vier bis fünf Fuß hohem Gebüsch überwachsen: weit und breit kein Merkmal eines lebendigen Daseyns, außer dem Geheul des Jackals und der Hyäne und dem Geschrei der Eulen und der Fiedermäuse, welche die Gebäude umflattern, wenn die Nähe der Fremden sie stört. Welch ein Abstich — diese Einsamkeit und Verödung gegen die Scenen geräuschvoller Thätigkeit, wie sie die Stadt in den Tagen ihres Reichthums und ihrer Größe unter den Ptolemäern darbieten mußte!

Die Ruinen von Ptolemeta kann man als das Vorspiel zu den noch glänzendern von Cyrene selbst betrachten. Die Lage dieser alten Hauptstadt ist eben so schön, als eigenthümlich. Die Hochebene, auf welcher sie liegt, fällt gegen die See ab, aber nicht auf einmal, sondern stufenweise durch eine Reihe von Terrassen, über welche ein sanfter Felsenpfad führt, noch bezeichnet von den Fahrgleisen der alten Wagen Cyrene's. Etwa 800 Fuß unter der Stadt beginnt eine schöne Waldebene, noch immer 1500 Fuß über dem Spiegel des Meeres, von der man über ähnliche Terrassen vollends an den Strand hinabsteigt. Die Aussicht von der Höhe über die Felsen, die Ebene und den fernen Ocean hin läßt sich nicht beschreiben. Die Stadt theilt mit ihren Schwestern das Schiksal der Verödung; nur besizt sie einige Quellen mit Kammern, die in die Felsen gehauen sind, wo zuweilen die wandernden Araber zu Ruhe und Erfrischung sich temporär niederlassen. Diese Quellen (besonders die Apollsquelle) müssen mit prachtvollem Schmuck umgeben gewesen seyn, denn noch findet man schöne Statuen und Basreliefs in ihrer Nähe. Auch Ruinen von geräumigen Amphitheatern zeigen sich auf dem Gipfel des Hügels, wo der frische Nordwind sie durchbläst; eben so von einigen Tempeln, namentlich einem Dianentempel. Durch die ganze Stadt stößt man auf zerstreut umherliegende Bildsäulen, die zum Theil halb vergraben sind; die Theile, die frei liegen, haben meist Verstümmelungen erlitten. Die merkwürdigste Partie von Cyrene ist jedoch die Nekropolis.

Es giebt kein Volk des Alterthums, das in der Bestattung seiner Todten nicht Alles aufgeboten hätte, was Kunst und Reichthum vermochten; aber keine Stadt kann so weitläufige, zu Gräbern ausgehöhlte Felsen-Gemächer aufweisen, wie Cyrene. Sind auch die Paläste und ihre Bewohner mit ihrer Kunst und ihrer Civilisation verschwunden, so giebt die ungeheure Nekropolis, die

Ruhestätte der Asche so vieler Tausende, Zeugniß von dem Glanz und der unermeßlichen Bevölkerung der Hauptstadt des africanischen Griechenlands. Acht bis neun Reihen von Mausoleen ziehen sich terrassenförmig rings um den Berg. Diese Grotten, in welchen man ganze Gruppen von Gräbern und Sarkophagen findet, sind voll reicher Zierathen und Inschriften. Gleich an ihrer Fronte fällt der interessante Wechsel der Bauart auf, woraus man je nach der Vollkommenheit oder dem Verfall der Kunst das Zeitalter erkennt, aus welchem jedes einzelne Denkmal herstammt. Diese Reihen von Gräbern laufen anderthalb Meilen längs dem Wege hin, welcher nach Cyrene führt, und ihre geschmückte Vorderseite giebt ihnen ein Aussehen, daß man eine freundliche und glänzende Straße zu durchwandern glaubt. Ja della Cella meinte, sie hätten wohl den Lebenden zur Wohnung gedient, und macht folglich aus den Cyrenaikern ein Geschlecht von Troglodyten: eine Ansicht, welche der französische und die englischen Reisenden zur Genüge widerlegen. Wollte man diese Gräberreste zeichnen, so möchten wohl einige Jahre dazu erforderlich seyn, aber man erhielte dann auch eine vollständige Uebersicht der alten Baukunst in ihrer geschichtlichen Entwicklung.

Cyrene, so wie die andern Städte, liefern eine Anzahl Inschriften, von welchen Pacho eine ansehnliche Sammlung nach Paris gebracht hat. Die Commission der geographischen Gesellschaft, der sie zur Prüfung vorgelegt wurden, erklärt jedoch den größten Theil derselben für nicht sonderlich bedeutend. Nur eine einzige gehörte der Periode an, wo Cyrenaica noch unabhängig war; alle übrigen sind aus der ptolemäischen oder römischen Zeit. Die Gesellschaft vermuthet dasselbe von den cyrenaischen Bauten überhaupt und meint, die Römer hätten wegen der Seltenheit des Marmors von den ältern Gebäuden die Materialien zu ihren eigenen genommen: eine barbarische Sparsamkeit, die sich mit dem Reichthum und der Geschmacksbildung nicht vertragen würde, die in Rom herrschte, als es sich Cyrene's bemeisterte. Doch haben die Neurömer es eine Zeitlang mit dem Colliseum nicht anders gemacht.

Cyrene, mit den zahlreichen Statuen, die es enthält, scheint zu den weit durch Africa verbreiteten Sagen von einer versteinerten Stadt Viel beigetragen zu haben. Ras Sem, der Name, welchen die Eingebornen bei Shaw und Bruce einem solchen Aufenthaltsorte menschlicher in Steine verwandelter Wesen beilegen, ist wirklich von einem unfernen Vorgebirge entlehnt, obgleich die gewöhnlichen Anzeigen auf einige Puncte tiefer landeinwärts hinweisen. Die Engländer scheinen diese Sagen so ziemlich alle aufgespürt zu haben. Capitän Smith, dem der Sultan von Fezzan eine pomphafte Nachricht von einer solchen Stadt, die zehn bis zwölf Tagreisen im Innern liege, mitgetheilt hatte, beschloß mit dem Consul Warrington sie zu besuchen, nicht sowohl in der Hoffnung, das zu finden, was die Araber ihnen verkündigten, als eine große und schätzbare Sammlung von alten Denkmälern anlegen zu können. Neun Tage verfolgten sie ihren beschwerlichen Weg durch eine menschenleere Wildniß, immer von Neuem ermuthigt durch die Berichte von der zahlreichen Bevölkerung der versteinerten Stadt und nur gewarnt vor dem frevelhaften Versuch, Jemand von der verhängnißvollen Stelle zu entfernen, auf welche das Urtheil des Himmels ihn gebannt hatte. Capitän Smith, ohne Skrupel über diesen Punct, eilte munter vorwärts und brachte die zehnte Nacht schlaflos in seinem Zelte zu, voll Erwartung, daß seinen Augen bald der Anblick der Pracht eines zweiten Palmyra werden sollte. Am Morgen erreichte er die Stelle — aber was sah er? Einige plumpe moderne Gebäude und in der Nähe einige Gräber mit Bildnereien, oder vielmehr Kritzeleien, welche Gegenstände darstellten, die eine entfernte Aehnlichkeit mit Figuren wie Menschen, Kamele und Pferde hatten. Als Capitän Smith sich verächtlich von den rohen Kunstwerken der Beduinen abwandte, so unternahm es sein türkischer Führer, ihm über die von ihm nicht bemerkten Schönheiten die Augen zu öffnen, indem er auf ein Pferd deutete und ihn fragte, ob es nicht vier Beine habe. Doch geht Capitän Smith darin zu weit, wenn er den völligen Mangel des Kunstsinns als den letzten Grad von Entartung bezeichnet, zu welchem der Islam seine Bekenner erniedrige. Er überschätzt den Werth der schönen Künste: wenn ihr Glaube nur ehrliche Leute aus ihnen macht, so dürfen wir ihnen den Fehler wohl verzeihen, den sie begehen, wenn sie eine medicelsche Venus von einer Stute nicht unterscheiden können.

Capitän Beechey's Wanderung ging nicht über Derne hinaus; hier, sowie in Apollonia, sah er Ruinen von beträchtlichem Umfang, doch von einem verschiedenen Character und von einem minder großen Maßstabe, als die bisherigen. Von hier bis Egypten erstreckt sich noch eine berühmte Küste, das alte Marmorica, zu dessen Schilderung wir Pacho, der seine Beobachtung in dieser Gegend begann, zu Hülfe nehmen müssen. Die Landschaft nimmt sich weit weniger vortheilhaft aus und ist in jeder Hinsicht weniger begünstigt, als Cyrenaica: nirgend jene lieblichen Lorbeer- und Myrtenhaine, welche die Gebirge der Pentapolis bekränzen und ihre Thäler beschatten; der Boden ist felsig, von einem gelblichen Grau, und seine Fruchtbarkeit hängt lediglich vom Regen ab; alle Singvögel, umsonst Laub und Schutz vor den sengenden Sonnenstrahlen suchend, entfliehen dem nackten Strand; nur die Raubvögel, der Adler, der Falke, der Geier erscheinen in zahlreichen Schwärmen und ihr widriges Gekreische erhöht noch die Schauerlichkeit der Wüste. Jakale, Hyänen, Hasen, Gasellen, Jerboa's bilden die wilde Bevölkerung, das Daseyn von Menschen verräth sich nur durch das Blöcken zerstreuter Schafheerden und durch die dunkelfarbigen Zelte der Araber. Doch ist Marmorica nicht ganz unfruchtbar: den Moment, wo die periodischen Regen fallen, benützt der Araber zum Ackerbau; was er gerade bei sich hat, Rinder, Pferde oder Kamele spannt er an den Pflug: in einigen rohen Furchen, die er zieht, besteht seine ganze Arbeit, worauf der Acker hinlänglich bestellt ist, um die Aussaat zu empfangen.

Die Denkmale von Marmorica besitzen nicht die Eleganz und den classischen Character der cyrenaischen: sie sind schon mehr im egyptischen Geschmack. Die einst berühmten Hafenstädte von Apis und Parätonium hat die Zeit in elende Dörfer verwandelt und ihre Rheden sind halb mit Sand verschlammt. Indessen lassen sich einzelne Spuren von einer civilisirten und zuweilen selbst von einer zahlreichen Bevölkerung nicht verkennen.

Wer staunt nicht über die ungeheuren Werke, durch welche die Einwohner dem Wassermangel abzuhelfen sich anstrengten? Wässerungscanäle durchkreuzen die Ebene in jeder Richtung und winden sich selbst an den Seiten der Hügel herum. Alte Cisternen, die gewöhnlich aus mehreren Kammern bestehen, mit Pfeilern geziert und durch einen Mörtel verbunden sind, der an Härte den Stein übertrifft, giebt es noch in Menge.

Die Bewohner dieser ganzen unermeßlichen Küste, die wir jetzt durchlaufen haben, sind einzig und allein Araber, sie sprechen Arabisch, sie haben die patriarchalischen Sitten eines Nomadenvolkes, die Liebe zur Gastfreundschaft und den Hang zur Freibeuterei, den Familienstolz und die Familienfehden, kurz Tugenden und Laster, von denen alle Reisenden die angenehme und unangenehme Seite entweder beobachtet, oder selbst erfahren haben. Das Gemälde, das die Engländer von ihnen entwerfen, ist nicht vortheilhaft. Sie werden als Leute dargestellt, die keine Art der Plünderung oder der Erpressung unterlassen; die bald durch falsche Vorwände und grundlosen Lärm, bald durch Drohungen, die sie mit dem wüthendsten Geschrei und Gebehrdenspiel begleiten, diesen Zweck zu erreichen suchen; während bloß Furcht, wie es scheint, sie von offener Gewaltthat abhält. Aber freilich waren die englischen Reisenden in der allerungünstigsten Lage, um den arabischen Character zu beurtheilen: sie kamen reich, bewaffnet, als Ungläubige. Anders ist es mit dem, der allein und unbewaffnet und nur mit dem geheiligten Namen des Fremden anstellt — er geht unangefochten in das patriarchalische Zelt: so Pacho, der für sich reiste. Er langte gerade in der frohen Zeit an, wann die Regen beginnen und der Boden für die Saat bereitet wird, und freundlich nahmen ihn die Araber mit allen Ceremonien des Gastrechts auf. Zu einem großen Fest eingeladen, wurde er mit dem gewöhnlichen Leckergericht, einem ganzen gebratenen Schaf, bewirthet, als Caryatiden gekleidete Mädchen reichten ihm den Milchnapf, der in der ganzen Gesellschaft umherging. Dafür erwartete man Nichts von ihm, als daß er einige Papierschnitzel beschrieb und dadurch in Amulette verwandelte: denn so sehr sie den Christen hassen, so sind sie doch überzeugt, daß er ein Zauberer und im Besitz übernatürlicher Geheimnisse ist.

Mit all der Gewandtheit und der Gefälligkeit des Franzosen vermochte Pacho Nichts über den Einfluß ihrer Bigotterie, die, indem sie die Araber von allen erleuchteten Völkern entfernt, ihre Barbarei verewigt. Hören wir Pacho selbst!

„Wir reisten zuweilen mehrere Tage nach einander mit den Arabern, wenn sie sich neue Wohnplätze suchten. Ich ergriff solche Gelegenheiten, um mich unter sie zu mischen, indem ich von meinem Dromedar abstieg und meinen Dienern verbot, mir zu folgen. Ich wollte durch Offenheit und Freundlichkeit ihr Vertrauen gewinnen. Oft gelang es mir: diese einfachen Menschen vergaßen ihre Religion und mein Vorhaben, erzählten mir von den Angelegenheiten ihrer Stämme, sprachen mit mir von ihren Ernten und ihren Heerden, als ob ich ihr Landsmann wäre. Aber die Stunde des Gebets gab sie immer sich selbst und ihren Vorurtheilen zurück; sie trennten sich und schlugen ihre Zelte in einiger Entfernung von dem meinigen auf. Wir hatten einen Tag zusammengelebt; in unbewachten Augenblicken hatten ihre Herzen sich geöffnet; ich war in ihren Augen ein Nomade geworden; der Abend machte mich wieder zum Christen und zum Europäer.

„Obgleich die Araber den Boden bebauen, so halten sie ihn doch nicht fest besetzt: die ganze Gegend ist ein unermeßlicher Gemeindeplatz, auf dem sich die verschiedenen Stämme rastlos umhertreiben. Finden sie in der Regenzeit eine günstige Stelle, so säen sie aus, warten drei Monate bis zur Ernte, schneiden und ziehen weiter. Auf den ansässigen Ackerbauer (Fella) sehen sie mit tiefer Verachtung herab, und eine Verbindung mit einem solchen betrachten sie als eine Schmach. Ein Beduine an den Ufern des Nils, der ein Einverständniß zwischen seiner Tochter und dem Sohn eines Fella entdeckt hatte, erstach die beiden Liebenden, schnitt sie in Stücke und warf ihre verstümmelten Glieder in den Fluß. Doch sind die Beduinen im Ganzen weniger von der muselmännischen Eifersucht angesteckt. Die Matronen unterhalten sich unverschleiert mit dem Fremden, und selbst die jungen Dirnen, ob sie sich gleich verschleiern, werden keineswegs eingesperrt, sondern auf vielfache Weise in der Haushaltung beschäftigt. Während die ältern Frauen das gastliche Mahl zurüsten und den Boden des Zelts mit Teppichen überbreiten, begeben sich die Mädchen auf das Feld, um dürre Kräuter und Schößlinge, die in der von Bäumen entblößten Gegend das einzige Feuerungsmittel sind, zusammen zu lesen, wobei sie sich ihrer faltigen Gewänder als Schürze bedienen. Ich bewunderte die leichten Bewegungen dieser schlanken Gestalten, die ungezierte Grazie ihres Gangs, oder vielmehr ihres Flugs; mit Lust lauschte ich ihrem Gesang, dessen starke Intonationen mit ihren zarten Weiberstimmen seltsam contrastirten. Nach der Landessitte recitirte Eine das ganze Lied, und ihre Gespielinnen begleiteten sie im Chor. Sie erzählt in einer einfachen Weise die unglückliche Liebe eines jungen Kriegers zu Fatme, der schönsten der Blumen der Wüste. Sie stellt den Liebenden dar: er sitzt einsam in seinem Zelt, der Ruf der Rache dringt nicht in sein Ohr, er folgt nicht dem Gesetz des Bluts, sorglos läßt er sein Roß im Thale schweifen. Von Zeit zu Zeit fallen die andern ein: Hia Alem! Liebe der Liebe! Nie, setzt Pacho hinzu, werde ich das Glück des arabischen Lebens vergessen."

Kapitän Beechey erhielt eine merkwürdige Aufklärung über die Ansichten der Araber in Bezug auf das schöne Geschlecht, als er einigen der Häuptlinge von Bengasi das Bildniß einer jungen Lady in ihrem vollen Staat für eine Londoner Abendpartie zeigte. Er hat aber sehr unrecht, den Abscheu, mit welchem sie zurückfuhren und ihre Erklärung, daß es Sünde sey, Etwas der Art anzusehen, lächerlich zu finden, da er sich hätte erinnern sollen, wie sehr jener Anblick ihren Sitten und ihrer ganzen Denkweise zuwider seyn mußte. Gewiß verstößt jede Entblößung eines Theils des Körpers, den man bedeckt zu sehen gewohnt ist, gegen das Zartgefühl und es fragt sich ob, wenn einige der ehrbaren Ahnfrauen unserer jungen Damen aus ihren Gräbern aufstehen könnten, sie die jetzige Mode anders beurtheilen würden, als jene Araber. Die romantischen Vor-

stellungen übrigens, die man sich von den schönen sittsam verhüllten Beduininnen macht, dürfte einiger Maßen der Umstand zerstören, daß sie der Freier immer und zwar mit Rindvieh bezahlen muß, und daß es schon Viel heißen will, wenn ein Fräulein ein Paar Kameie aufwiegt.

Die Araber von Marmorica, die hauptsächlich aus dem großen Stamm Aulad Ail bestehen, schätzt Pacho nicht über 38,000; ungefähr eben so hoch die von Cyrenaica, die den Namen Harabi (Krieger) führen; die Syrte erreichte er nicht, und Kapitän Beechey läßt uns über diesen Gegenstand ohne Nachricht. Wenn es jedoch mit der obigen Schätzung seine Richtigkeit hat, so kann die Gesammtbevölkerung dieser unermeßlichen Küstenstrecke die Zahl von 100,000 nicht übersteigen.

Della Cella regt die Frage an, ob Cyrenaica sich nicht colonisiren ließe. In der That will man Nordafrica unter diesem Gesichtspunct betrachten (und man muß sich wundern, daß dieß nicht schon öfters geschehen ist), so wäre dieser Theil jedem andern vorzuziehen. Da das Land Gemeingut ist, so stände der Besitznahme kein Hinderniß im Weg und die richtige Benutzung aller Hülfsmittel, welche der Civilisation zu Gebot stehen, würde dem Boden einen Ertrag abnöthigen, der unendlich reicher als der gegenwärtige seyn müßte. Aber darauf hätten sich die Ansiedler gefaßt zu halten, daß sie sich bald in einem immerwährenden Kriegsstand mit den Eingebornen befänden, die, obgleich gering an Anzahl, als geborne und an Raubzüge gewohnte Krieger um so mehr zu fürchten sind, als sie im Herzen ihrer grenzenlosen Wüsten immer einen sichern Rückzug fänden. Jene könnten sich nur behaupten, wenn sie in der einen Hand den Pflug und in der andern das Schwert führten. Die lange Kette von Festen, von welcher bereits die Rede war, beweist, daß schon die civilisirten Völker des Alterthums diesen Kampf zu bestehen hatten.

Clapperton's zweite Reise im Innern von Africa.

Lander's Reise von Kano nach Funda am Niger.

(Fortsetzung.)

Am 25 Mai 1827 erreichte Lander Kano und nach einem Aufenthalt von drei Tagen, brach er am 29 wieder auf, um seine Reise weiter fortzusetzen. Am 1 Juni kam er durch Bebajie (Bibädschi), eine ummauerte Stadt, und eine halbe Stunde davon gelangte er zu dem Puncte, wo die beiden Straßen nach Ryffeh und Funda sich scheiden.

„Mein Herr," fährt er in einer Erzählung fort, „hatte mir vor seinem Tode zu Sackatu gesagt, daß, wenn ich durch Ryffeh und Zariba zurückkehrte, die Einwohner, welche davon gehört haben müßten, daß wir dem Sultan Bello, mit dem sie in Krieg waren, Geschenke gebracht hätten, mich ohne Zweifel ermorden würden. Außerdem fühlte ich einen unwiderstehlichen Wunsch, Funda an den Ufern des Niger (Kowarra) zu sehen und diesen Fluß in einem Canoe bis nach Benin zu verfolgen; daher wählte ich ohne Bedenken den Weg nach Funda.

„Den 4 Juni. Um acht Uhr des Morgens, nachdem ich das Zelt getrocknet hatte, weiter gereist und um eilf Uhr an den Fuß eines hohen und zerrissenen Berges gekommen, der Almena heißt, und aus ungeheuren Granitblöcken besteht, die furchtbar über einander gethürmt sind und jeden Augenblick in den unter ihnen liegenden Abgrund hinabzustürzen drohen. Sie gleichen den Felsen bei Logan Stone in Cornwall, sind aber unendlich größer. Mohammed, mein Diener, der mit den Sagen der Eingebornen in diesem Theile des Landes bekannt ist, indem er dasselbe weit und breit umher durchreist hat, erzählte mir folgende Geschichte: „Vor ungefähr 500 Jahren floh eine Königin des Fanti-Volkes, die wegen eines goldenen Stuhles mit ihrem Gemahl Streit gehabt hatte, mit einer großen Anzahl ihrer Unterthanen aus ihrem Reiche und baute eine große Stadt an dem Fuße dieses Berges, welche sie Almena nannte, und von dieser hat der Berg den Namen." Die Stadt muß mit einer Ringmauer umgeben gewesen seyn, wie die Ruinen, welche noch gegenwärtig übrig sind, beweisen.

„Den 7. Aufgebrochen um 6 Uhr des Morgens, und in südwestlicher Richtung weiter gereist. Um zwölf Uhr Mittags in eine ummauerte Stadt, Nammalik, gekommen, die sich im NO an einen Berg lehnt, während die übrigen Seiten von hohen Erdwällen vertheidigt werden. Der Berg ist fast senkrecht und dicht mit Wald besetzt. Tausende von Hyänen, Tigern, Jackals und Affen bewohnen ihn, und der schreckliche Lärmen, welchen sie machten, ließ mich die Nacht über kein Auge schließen. Diese Thiere sind so reißend, daß die armen Einwohner nicht ein einziges Stück Vieh halten können; weshalb wir an diesem Ort auch kein Futter für unsere Pferde bekommen konnten. Der Fürst brachte uns in eine Hütte und gab uns Tuah, mit einer Sauce, die von dem Affen-Brodfruchtbaume gemacht war, und einen abscheulichen Geschmack hatte. Ich beabsichtigte, hier eine Zeitlang zu verweilen und Medizin zu nehmen; aber da die Leute beständig haufenweise kamen, um mich zu sehen, so hatte ich keine Gelegenheit, meine Kiste zu öffnen, außer in ihrer Gegenwart, was ich nicht Lust hatte zu thun. Diesen Tag sahen mich zwei Fellatas, die von dem Sultan von Zegzeg gesandt waren, und fragten mich: wo ich hin ginge. Unmittelbar nachdem sie meine Antwort hatten, eilten sie davon und kehrten wie ich bald erfahren sollte, nach Zegzeg zurück, um dem König zu berichten, daß ich auf dem Wege nach Funda sey und zwei Esel mit kostbaren Gütern und ein schönes Pferd, als Geschenke für den Fürsten dieses Ortes mit mir führe.

„Den 8. Heut begegneten wir dreißig Sclaven, die von einem benachbarten Land als Tribut an den Sultan Bello geschickt wurden: Männer, Weiber und Kinder, alle sichtlich mit den Packen behaftet. Die Männer waren mit Stricken von Rindshaut zusammengekoppelt, die Weiber und Kinder dagegen gingen frei. Die Einwohner von Fullindufchie waren die ersten Africaner, welche ich gesehen hatte, die jede Art von Bekleidung verschmähten. Sie lachten unmäßig, als sie mich sahen; während ich auf ihre Kosten mich nicht weniger lustig machte. Sie waren bald auf dem vertrautesten Fuße mit mir und schienen ein natürliches, gutmüthiges Völkchen; aber ihre Sitten waren eben nicht einnehmend und ihr Betragen abscheulich. Ihr Vieh — Schafe, Ziegen und Geflügel — befindet sich in demselben Gemach mit ihnen, und in ihren Hütten ist daher ein unerträglicher Gestank. Sie zeigen nicht die geringste Liebe zu ihren Kindern, die sie für eine Kleinigkeit mit derselben Bereitwilligkeit verkaufen, mit der sie ein Huhn verkaufen würden. Sie tragen ohne Ausnahme ein großes Stück blaues Glas, von der Gestalt eines Halbzirkels, in der Ober- und Unter-Lippe, und in ihren Ohren hängt ein Stück rothes Holz von der Größe eines Manns-Daumen. Ueber Gesicht und Leib reiben sie eine Art rothen Thon, der durch Guineanußöl erweicht wird; wodurch sie indessen ihr Aussehen keines Wegs verbessern. Ihre Züge gleichen jedoch durchaus nicht denen des Negers, sondern sie sind schön und regelmäßig und haben Aehnlichkeit mit denen der Europäer. Sie machen Fetische, gleich den Einwohnern von Zariba. (Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 48. 17 Februar 1829.

Egypten zur Zeit der Invasion der Franzosen. *)

Wenige Tage nach seinem Eintritt in Kairo befahl Bonaparte der Division Reynier nach Elkhankah vorzurücken, während Leclerc's Reiterei in stetem Gefecht mit einer Menge Araber und Landleute der Umgegend war, die Ibrahim-Bey zum Aufstand gegen die Franzosen aufgeregt hatte. Der General-en-Chef folgte mit den Divisionen Lannes und Dugua, und den in langsamen Tagmärschen nach Syrien vorrückenden Truppen, indem er Ibrahim-Bey und alle von ihm befehligten Streitkräfte beständig vor sich her trieb.

.... Salahieh ist der lezte, unbewohnte, Plaz in Egypten, wo gutes Wasser gefunden wird. Hier beginnt die Wüste, welche Syrien von Egypten trennt. Ibrahim-Bey, mit seinen Truppen, seinem Schaz und seinen Frauen, hatte diesen Ort gerade verlassen, als die Franzosen daselbst einrückten. Bonaparte verfolgte ihn mit der wenigen Cavallerie, die er hatte. Ein Trupp von 150 Arabern, die den Bey begleiteten, erboten sich, ihn gemeinschaftlich mit den Franzosen anzugreifen und die Beute zu theilen. Die Nacht war angebrochen, die Pferde außerordentlich ermüdet, das Fußvolk noch weit zurück. Troz all dieser Nachtheile ward der Angriff ausgeführt und von den Mameluken mit dem höchsten Muthe ausgehalten. Der Chef der Escadron D'Estrée wurde tödtlich verwundet. Fast jeder Offizier und jeder Husar focht im einzelnen Kampfe. Obrist Lasalle verlor seinen Säbel mitten im Gefecht, doch war er gewandt und glüklich genug, sich schnell wieder bewaffnet zu machen und sich gegen einen der unerschrokensten Mameluken zu vertheidigen. Murat, Duroc, Leturcq, Colbert und Arrighi fochten im dichtesten Gedränge des Kampfes und geriethen durch ihren Ungestüm in die äußerste Gefahr. Die Franzosen nahmen zwei Kanonen und fünfzig Kamele, beladen mit Zelten und anderer Beute. Ibrahim-Bey, im Treffen verwundet, verfolgte seinen Weg durch die Wüste. Bonaparte ließ Reynier's Division mit den Ingenieuroffizieren in Salahieh, um ein Fort zu bauen; er selbst wandte sich zurük nach Kairo. Er war noch nicht zwei Meilen von Salahieh gekommen, als ihn ein Adjutant Kleber's erreichte, der ihm die Nachricht von dem Verluste der Schlacht in der Rhede von Abukir brachte. Der Abgeordnete war eilf Tage unter Wegs gewesen, und brachte Bonaparte die erste Nachricht von jenem Ereignisse, das seine Hoffnungen auf einen glüklichen Erfolg sehr niederschlug. Indessen kehrte er dennoch nach Kairo zurük, wo er eine beträchtliche Zeit verweilte, indem er sich bestrebte, alle Hülfsmittel, die ihm geblieben waren, zu sichern. Seine Thätigkeit schien stets dieselbe zu bleiben, weder erschlafft durch das Glük, noch durch ein Mißgeschik entmuthigt. Und in der That schien es, als fände er keine Art von Widerstand bei dem Versuche das Widersprechende zu versöhnen und durch hoffnungslose Mittel zusammenzuhalten; die Unvereinbarkeit des zu Vereinenden reizte seinen Eigenwillen und gab seinem Scharfsinn und einer Menge von Gegenmitteln freien Spielraum. Zu erfinden und zu wollen war seiner Seele dringendstes Bedürfniß; weniger lag ihm am glüklichen Erfolg, wenn er nicht auf außergewöhnlichem und schwierigem Wege errungen werden mußte.

Ein großer Theil dessen, was er that, bestätigt dieses Princip der Willenskraft und des Widerspruchs. Unendlich ist die Feinheit und die Energie, die er anwendete, und der einzige Mangel der darin gefunden wird, ist, daß sie auf Gegenstände verschwendet wurden, bei denen sie unmöglich eine entsprechende Wirkung hervorbringen konnten, gleich den scharfsinnigen Zügen eines meisterhaften Schachspielers, der sich alle Mühe giebt, eine Partie zu gewinnen, die unwiderruflich verloren ist. So ging er, lang nachdem eine Sache bereits entschieden schien, dennoch wieder mit derselben Vorsicht und Hartnäkigkeit ans Werk, und bewies, daß troz des Scheins des Gegentheils das Ganze doch am Ende gelungen seyn würde, wäre nicht ein neues Mißgeschik dazwischengetreten; da aber bei der Ausführung einer Maßregel so manche Wenn und Aber mit unterlaufen, so trugen diese zulezt nothwendig den Sieg über die Berechnung davon.

So schien er jene feinangelegten Briefe an Achmet Pascha, um ihn zu überreden, daß er nicht als Feind in sein Land komme, in der sichern Ueberzeugung geschrieben zu haben, daß diese schönen Versicherungen keinen Glauben finden würden. Es machte ihm ein Vergnügen, seine eigene Feinheit und Verschlagenheit mit der Zweizüngigkeit und Falschheit seiner Gegenspieler zu messen, indem er dem verschmizten Araber und dem selbstsüchtigen Türken ihre eigenen Waffen entgegenhielt, dabei aber sicher

*) The life of Napoléon Buonaparte. By William Hazlitt. London 1828. Vol. II. Ch. XIX.

war überwunden zu werden. Er sendete einen Parlamentär ab, um den Befehlshaber eines Forts aufzufordern; man schlug ihm das Haupt ab; nun schickte er einen zweiten, der auf dieselbe barbarische Weise behandelt wurde. Es war klug, die Mamelucken, welche die Militärmacht bildeten, anzugreifen, den Scheikhs dagegen, in deren Hand die bürgerliche Macht lag, zu schmeicheln; wie groß aber auch immer der Zwiespalt und die Eifersucht zwischen diesen und jenen seyn mochte, mußten sie sich nicht miteinander verbinden bei der ersten Gelegenheit, die Christen, diese eingedrungenen Europäer zu vertreiben, die von ihnen in beiderlei Hinsicht als Hunde betrachtet wurden? Welche Treu und Glauben konnte er bei Arabern als Verbündeten finden, deren ganzes Benehmen eine Lüge war, und die sich für den Augenblick unterwarfen, bloß um eine lange und dauernde Rache nehmen zu können? Auf ihre stolze Verschlagenheit sich zu verlassen, hieß den Wind beherrschen zu wollen; und so wenig dem, der in den Sand säet, eine Ernte blüht, so wenig konnte von ihnen für ertheilte Gunstbezeugungen Dank oder Treue erwartet werden. Keine Vortheile, die man ihnen bot, konnten die Verschiedenheit der Farbe, der Kleidung, der Sitte, der Religion, der Natur und der Abstammung aufwiegen. Sie durch Gewalt zu unterwerfen, würde entweder ein ungeheures Heer oder eine lange Zeit erfordert haben; sie durch Milde sich unterthan zu machen, dazu brauchte es ein neues System von Gesetzen, Sitten und Religion, das noch aufregender als die früheren zu ihren Leidenschaften und zu den Schwächen ihrer Natur gesprochen hätte, denn gegen verjährte Vorurtheile kann nur der Fanatismus in den Kampf treten. Die Neuheit allein verbreitet Meinungen, wie die Geschichte bestätigt. Nie kann das, dessen Zeit vorüber ist, wieder ins Leben gerufen werden; wäre es nicht in Widerspruch mit den Verhältnissen des Volks gekommen, so würde es noch bestehen. Die jüdische Religion erwuchs und erhielt sich im Widerspruch gegen ihre ganze Umgebung. Das Christenthum ward durch den Mahommedanismus verdrängt. Sein milder Geist konnte sich mit dem Stolze des Ostens nicht vereinen. Der Zweck der christlichen Lehre ist das wahre Gute, der des orientalischen Despotismus Gewalt. Der Geist des Christenthums ist Theilnahme und Nächstenliebe; der des Ostens ausschließliche Selbstsucht. Die Antwort auf die Frage: „Wer ist dein Nächster?“ ist in dem Evangelium: „der, dem du dienstfertig seyn kannst;“ in andern Gesetzen: „der, der dir dienen kann.“ Als Bonaparte über einen Trupp Araber entrüstet war, die in der Nähe Kairo's ein Dorf angefallen und einen der Fellas oder Landbauern getödtet hatten, fragte ihn ein Scheikh lächelnd: „War dieser Fella dein Verwandter, daß dessen Tod dich so aufregt?“ Gut oder Uebel, Recht oder Unrecht, Klagen, Gefühle oder Wünsche Anderer kommen gar nicht in Betracht; und Nichts hat einen Werth als die Macht, Andern Unheil zufügen und ihre Güter sich zueignen zu können. Das Herz hat keinen Platz in solch einem System, dessen einziger Gegenstand die Erwerbung von Macht und Reichthum ist, um Andere, als bloße Sachen, nach Willkür und Laune behandeln zu können, ohne ihr Glück oder ihr Leiden, ihr Leben oder ihren Tod im Geringsten zu berücksichtigen, und so zwar, daß diese Ansicht vom Leben Jeder gegen Jeden beobachtet, vom niedersten bis zum höchsten Gliede der Kette der Gesellschaft. Daher herrscht Sclaverei über dem ganzen Osten, während das Christenthum oder die Humanität diesen Gedanken zurückstößt, der den Mitmenschen auf gleiche Stufe mit dem Lastthier oder der willenlosen Maschine setzt. Daher die Vielweiberei, welche über die innere Neigung ein Eigenthumsrecht geltend macht, und das gleiche Recht der Frauen vernichtet. Die Liebe, die bei uns nicht bloß einen Gegenstand umfaßt, sondern eine freie Persönlichkeit, welche die Neigung erwiedert und das Glück theilt, scheint dort auf eine bloße Sache gerichtet, bei der das Herz gleichgültig bleibt — eine bloße Begier, jeden Gedanken der Gegenseitigkeit ausschließend. Auch diese Verkehrtheit wird durch die Sclaverei erzeugt; die despotische Gewalt duldet weder Wahl noch Neigung, und kümmert sich nicht um die Freude, um den Genuß des Andern; nirgends die Eroberung des Herzens in Berechnung ziehend, findet sie einen Reiz in dem Triumph über die Natur. — Bonaparte spricht von der schnellen Abnahme und der Ausartung der Mamelucken in Egypten, und schreibt dieselbe der Verdorbenheit der Sitten zu; wir können jedoch seine Ansichten über diesen Gegenstand nicht theilen. Ihm zu Folge wären alle Weiber in Egypten schwerfällig und fett, und bloß die französischen Frauen leichtgewandt, einnehmend und graziös. Dieß ist ein Compliment, das den französischen Frauen auf Kosten des Geschlechts gemacht wird. Ueberdieß sind, wenn Lady Wortley Montague die Wahrheit spricht, die Frauen von Konstantinopel so schön als die von Paris; und Bonaparte selbst erzählt von der Gattin Murad-Bey's, einer Frau von fünfzig Jahren, daß sie all die Anmuth, den bezaubernden Ton, die Liebenswürdigkeit und den Reiz des Benehmens der gebildetsten Frauen Europas gehabt habe. — Bonaparte will ferner das Vorherrschen der Polygamie im Osten durch die Verschiedenheit der Farben der Einwohner erklären, woraus der Wunsch entspringe, die auf jener Verschiedenheit beruhende Antipathie durch Vermischung derselben in Einer Familie wieder aufzuheben. Die Verschiedenheit der Farben im Orient ist aber nicht größer als in Europa oder Afrika. In Asien sind die Frauen braungelb, wie sie in Europa weiß, und in Afrika schwarz sind. Wenn diese Farben im Orient sich mehr zusammentreffen und vermischen, als in Europa, so rührt dieß davon her, daß Frauen aus andern Gegenden dahin als Handelswaaren auf den Markt gesandt werden, was ebenfalls wieder durch die Polygamie veranlaßt wurde, bei welcher die Schönheit gleich einer Waare dem Kauf und Verkauf ausgesetzt wird. Auch in Africa, wo fast gar keine Verschiedenheit der Farben stattfindet, herrscht Polygamie, weil sie nicht eine Folge der Farbenmischung, sondern der Sclaverei ist. So begegnet es Bonaparte häufig, daß er in reinmenschlichen Dingen zu viel Werth auf politische Ursachen, und zu wenig auf natürliche und sittliche legt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bilderschrift der Nordamericanischen Indianer.

Der erste und natürlichste Versuch, Gedanken, statt durch hörbare Töne, durch sichtbare Zeichen auszudrücken, bestand ohne Zweifel darin, daß man die Ereignisse, welche mitgetheilt werden sollten,

auf dieselbe Weise durch Zeichnung darzustellen suchte, wie sie sich in der Wirklichkeit dem Auge dargeboten hatten. Allmälig lernte man Merkmale, welche die Zeit und andere Nebenumstände bezeichneten, mit diesen Skizzen verbinden; endlich kam man darauf, diese Bilder nicht mehr die Sache, sondern nur einen Laut bedeuten zu lassen, etwa den ersten Buchstaben des Wortes, welches den bezeichneten Gegenstand ausdrückte; und so entwickelte sich allmälig, indem man die Zeichen, welche ursprünglich vollständige Gemälde gewesen waren, immer mehr vereinfachte, die Buchstabenschrift, deren wir gegenwärtig uns bedienen.

Bekannt ist, daß bei den Mexicanern zu der Zeit der spanischen Eroberung eine Bilderschrift in Gebrauch war, welche vollkommen dem entspricht, was wir als den ersten Versuch einer Mittheilung durch Zeichen angeben. Die Ankunft der Spanier an ihrer Küste wurde durch den Umriß eines großen Schiffes und einen Mann mit einer Kopfbedeckung bezeichnet, an welcher derselbe sogleich als Fremder erkannt wurde. Dieß war eine einfache Darstellung des Ereignisses, wobei das ganze Gefolge von Nebenumständen, die Ueberraschung, die Besorgniß, die dadurch erregt worden war, und Alles, was sich von demselben hoffen oder fürchten ließ, der Einbildungskraft derer überlassen wurde, denen der Bericht zu Händen kam. Einer ähnlichen Bilderschrift bedienten sich auch die alten Peruaner; und noch gegenwärtig ist unter den rohen Stämmen von Nordamerica diese Schreibweise noch nicht außer Gebrauch gekommen; bei den meisten derselben ist sie sogar ein Gegenstand der Erziehung und des Unterrichts.

In ihrer einfachsten Form unterscheidet sich die Bilderschrift dieser nordamericanischen Stämme wenig von einer wahren Abbildung des sichtbaren Theiles der Ereignisse. Nehmen wir z. B. an daß ein Indianer durch einen Zufall von den Seinigen getrennt worden sey, etwa auf dem Wege nach einem entfernten Jagddistricte. Indem er nach Verlauf von einigen Tagen ihnen folgt, findet er an einem ihrer gewöhnlichen Lagerplätze — so aufgestellt, daß seine Aufmerksamkeit darauf gezogen werden muß — ein Stück Birkenrinde, einen glatten Stein, oder irgend einen anderen zu diesem Zweck zubereiteten Gegenstand, auf welchem er folgende roh skizzirte Figuren unterscheidet: einen Bär, der mit herabhängendem Haupte auf der Erde liegt; ein Messer, die Spitze gegen den Bär gerichtet, den Griff in Verbindung mit irgend einem Theil der Figur einer Klapperschlange, und dann diese Figur noch einmal, die Brust eines Bieberweibchens berührend. Die Lage, in welcher er diese Zeichnung findet, wird ihn im Augenblick überzeugen, daß sie dazu bestimmt ist, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; und da Fremde nicht leicht in dieser Gegend gesehen werden, so wird er sogleich auf die Vermuthung fallen, daß ihr Gegenstand ihn selbst betrifft. Bei näherer Betrachtung erkennt er überdieß sein eigenes Totem (das Zeichen, welches die Familie seines Vaters zu ihrer Unterscheidung angenommen hat), und er wird in eben so kurzer Zeit, als vielleicht ein Europäer bedürfen würde, um einen Brief desselben Inhaltes zu lesen, vollkommen von Allem unterrichtet seyn, wovon er in Kenntniß gesetzt werden sollte. In der Figur des Bären sieht er das Totem von einer der Familien seines Stammes; in der Lage dieser Figur und der Richtung des Messers, welches dem Manne gehört, der die Klapperschlange, der Sohn des Bieberweibchens, genannt wird, liest er, daß sein Bruder, der Sohn seiner eigenen Mutter, einen Mann getödtet hat, den er an seinem Totem oder irgend einem andern Zeichen, welches etwa noch hinzugefügt wird, erkennt. Der Zweck dieser Mittheilung kann nicht leicht mißverstanden werden, da die Sitte seines Stammes ihn für das Thun seines Bruders verantwortlich macht, und er wird nicht anstehen, schleunigst für seine Sicherheit zu sorgen.

Offenbar muß in vielen Fällen die Bedeutung, welche dieser oder jener Figur beigelegt wird, conventionell und willkürlich seyn. So will z. B. ein Mann von dem Maus-Totem seinen Freunden mittheilen, daß er im Begriff ist vor Hunger zu sterben. Er hat sich vielleicht auf der Reise verirrt, und hofft, daß Jemand zufällig seine Spur finden und ihn einholen könne. Nun zeichnet er den rohen Umriß einer Maus und um den Mund der Figur klebt er etwas weißen Thon, oder Asche, oder irgend einen andern weißlichen Stoff, den er zunächst bei der Hand hat. Dieses Zeichen, obwohl es auf einer genauen Beobachtung der Natur beruht, indem Menschen, die Hungers sterben, bleich um den Mund werden, würde doch für Jeden, der in dieser Zeichensprache nicht unterrichtet wäre, unverständlich seyn.

Die Indianer besitzen auch lange poetische Compositionen, die der Verfasser in dem Gedächtniß behält und anderen durch Figuren mittheilt, welche auf Felle oder Birkenrinde gezeichnet werden. Aber um ein Gedicht dieser Art, das ungefähr zweihundert Zeilen hätte, lesen und verstehen zu lernen, würde der Indianer ein volles Jahr des angestrengtesten Studiums in allen Mußestunden seines Jägerlebens bedürfen. Wenn es dann auch dem Gedächtniß eingeprägt ist, so kann die genaue Bedeutung und können die Worte, die mit jeder Figur verbunden sind, doch leicht wieder vergessen werden; zur Auffrischung der Erinnerung dient dann — wie man bei den Liedern gefunden hat, welche ihre religiösen Ceremonien begleiten — keine nähere Bezeichnung der Figur, sondern der Laut der Melodie, in welcher das Gedicht gesungen wird. — Unter den weisen Männern bei den Chipeways treten häufig Streitigkeiten über die Figuren ein, durch welche in ihren religiösen Liedern die weibliche Gottheit Mesukkummik Oqui oder Mittelerde-Weib bezeichnet werden soll, indem Einige behaupten, daß sie durch ein altes Weib dargestellt werden müsse, die auf einem Felde von Parallellinien, welches die Erde darstellt, läge; Andere, durch eine Schlange, die über dieses Feld liefe; ob aber irgend eine vernünftige Erklärung dieser Figuren möglich wäre, wenn die eingebornen Commentatoren ihre Weisheit mit sich begraben ließen, möchte sehr zu bezweifeln seyn.

American Quarterly Review.

Clapperton's zweite Reise im Innern von Africa.

(Fortsetzung.)

Lander's Reise von Kono nach Funda am Niger.

„Am 12 Juni. Um neun Uhr des Morgens über den Fluß gesetzt, dessen Wasser uns bis an das Kinn ging, und darauf ohne Aufenthalt den Weg nach Kuttup fortgesetzt, wo wir noch drei Stunden ankamen. Da ich unter Wegs Viel von dieser Stadt, ihrem Reichthum, ihrer Bevölkerung und ihrem berühmten Markte gehört hatte, so war ich überrascht, als ich sah, daß dieser Ort wohl aus fünf-

hundert kleinen Dörfern bestand, welche in einer großen und schönen Ebene fast unmittelbar neben einander lagen. Hier sah ich zum ersten Mal, nachdem ich die Küste verlassen hatte, Pisang, Palmen und Cocosnußbäume in großer Menge und bestem Gedeihen; das Land glich auffallend einigen Theilen von Jariba. Es wird hier ein bedeutender Sclaven- und Viehhandel getrieben, der letztere besonders von Fellatas, von welchen viele bloß zu diesem Zweck sich hier ansäßig gemacht haben.

Auf dem Markt, welcher täglich gehalten wird, sind außer Sclaven, Ochsen und Schafen, auch Stahlwaaren, Tuch, Gummi, Salz, Guranüsse, Korallen, Tabak, Honig, Reis, Milch ꝛc. feil. Diese verschiedenen Artikel zu kaufen, kommen Menschen aus den entferntesten Gegenden in großer Menge hier zusammen. Da der Sultan ein sehr großer Mann war, so hielt ich es für nothwendig, ihm ein Geschenk zu machen, welches eines wenn auch niedrigen Repräsentanten des Königs von England würdig wäre. Ich gab ihm daher vier Ellen blauen Damast, dieselbe Quantität Scharlach und einen Kupferstich, der meinen gnädigsten Souverän, und einen anderen, der Se. königliche Hoheit den Herzog von York darstellte. Dagegen empfing ich von ihm ein Schaf, die Buckel (bumps) von zwei Ochsen und gekochten Reis für fünfzig Mann. Zehn von den Weibern des Königs, die mir einen oder zwei Tage nach meiner Ankunft einen Besuch machten, fanden Gefallen an den vergoldeten Knöpfen meiner Jacke, die ich daher abschnitt und Ihren schwarzen Majestäten zum Geschenk machte. In der Meinung, daß sie von Gold wären, steckten die Herrschaften sie sogleich in die Ohren; und ich hütete mich wohl, sie aus ihrer Täuschung zu reißen. Während meines Aufenthaltes zu Kuttup hatte ich nie Mangel an Ochsenbuckeln — bei Weitem der beste Theil des Thieres und von zwölf zu fünfzehn Pfund schwer — denn der König erhält unabänderlich von den Fleischern den Buckel von jedem Ochsen, den sie schlachten, und seine Weiber sandten mir täglich einen oder zwei. Da es mir an Geld fehlte, so schickte ich auf den Markt und ließ bekannt machen, daß ich Nadeln und Korallen zu verkaufen hätte; worauf mehrere Käufer in meine Hütte kamen und mir diese Kleinigkeiten zu guten Preisen abnahmen, indem sie mir fünfzehn oder zwanzig Otterköpfchen (Cowries, die kleinen Muscheln, die statt der Scheidemünze dienen) für meine Nadeln gaben, während die Araber nur höchstens zehn für die ihrigen bekamen. Doch erfuhr ich nicht, ob sie meine Nadeln für besser hielten, oder ob sie nur begierig waren Etwas von dem weißen Mann zu besitzen. Ungleich den Fürsten von Haussa, Borgu, Nyffeh, Guttumtura und andern Orten im Innern gestattet der Sultan von Kuttup seinen Frauen unbeschränkte Freiheit. — Eines Nachmittags kam ein altes Weib zu mir, die mir in größter Betrübniß klagte, daß ihr beständig das wenige Geld, welches sie von dem Ertrage ihrer Arbeit erübrige, von ihren Nachbaren und Bekannten, aus den Gruben in ihrer Hütte, in denen sie es verberge, gestohlen würde. Sie bat mich, ihr einen Zauber zu geben, der dieser Nichtswürdigkeit für die Zukunft ein Ende mache. Stets bereit, meinen gutmüthigen Schwarzen gefällig zu seyn, gab ich ihr in einem kleinen Fläschchen einen Theelöffel voll gemeinen süßen Oels und sagte ihr, sie möge es, wenn sie nach Hause komme, in die Grube gießen, in welcher sie ihr Geld verwahren wolle; dann würde Jeder, der das Geld ohne ihre Erlaubniß berührte, diese That nicht lange überleben. Zugleich rieth ich ihr, diese Kraft des Zaubers auf jede mögliche Weise bekannt zu machen, und ich habe keinen Zweifel, daß sie nicht sobald wieder bestohlen worden ist. Das arme alte Weib fand keine Worte ihren Dank auszudrücken; sie fiel vor mir auf die Knie und drang in mich, vierzig Otterköpfchen von ihr anzunehmen, welche der einzige Reichthum waren, den sie auf der Welt hatte. Natürlich weigerte ich mich, sie zu berauben und sandte sie in vollem Vergnügen über das Glück, welches ihr geworden war, von mir."

Am 18 erreichte Lander Dunrora, eine Stadt von 4000 E., und war nur noch zwölf oder dreizehn Tagreisen von Funda, von wo vier Tage ihn an das Salzwasser geführt hatten, als, während er eben im Begriff war, sich zur Abreise anzuschicken, vier Reiter heransprengten und ihn zwangen, seinen Weg nach Zeggeg zurück zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Rechtspflege in England.

In England liefen unlängst einige Schafe auf das Gut eines Pächters und beschädigten eine Anzahl Apfelbäume. Der Schade wurde auf eine Guinee (12 Gulden 36 Kreuzer) geschätzt; aber der Mann forderte dreißig Schillinge (achtzehn Gulden). Der Eigenthümer der Schafe weigerte sich, diese Summe zu zahlen, und brachte die Sache vor den Gerichtshof der Grafschaft. Sie wurde von diesem an den Hof der Königsbank (king's bench) in London verwiesen, wo ein Spruch gegen den Pächter gefällt wurde, der ihn in sieben Guineen (acht und achtzig Gulden) Strafe und in die Unkosten verurtheilte, die sich auf 127 Pf. St. (1524 G.) beliefen. Zur Deckung dieser Summe wurde sein Hausgeräthe in Beschlag genommen und für 70 Pf. St. (840 G.) verkauft. Außerdem beliefen sich die Unkosten für die Zeugen, welche er vor den Gerichtshof hatte laden lassen, und für seinen Advokaten, für die ersteren auf 19 Pf. St. (228 G.) und für den letzteren auf 70 Pf. St. (840 G.) Hierbei darf man nicht vergessen, daß der Pächter, um sich in das Gefängniß der Königsbank zu begeben, in welchem er jetzt gefangen sitzt, weil er die Forderungen der Gerichte nicht befriedigen kann, eine Reise von 150 (engl.) Meilen zu machen genöthigt war.

Letteroefeningen, Februarij.

Wilde Tauben in Mekka.

Ueberall in Mekka, besonders aber in der Moschee, sieht man ganze Schaaren wilder Tauben, welche als das unverletzliche Eigenthum des Tempels betrachtet und die Tauben des Beitullah genannt werden. Niemand wagt es, sie zu tödten, selbst wenn sie in Privathäuser kommen. Auf dem viereckigen Platz der Moschee sind mehrere kleine Steinbassins, die regelmäßig für sie mit Wasser gefüllt werden; auch bieten die Weiber hier auf kleinen Strohmatten Korn und Durra feil, welches die Pilger kaufen und den Tauben ausstreuen. Nicht selten bedienen sich die Freudenmädchen dieser Gelegenheit, sich zur Schau zu stellen und mit den Fremden ihren Handel abzuschließen, unter dem Vorwande, daß sie ihnen Korn für die heiligen Tauben verkauften.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 49. 18 Februar 1829.

Die griechischen Hirten. *)

Die Hirten sind die Erzähler, die Zauberer und die Musiker Griechenlands: aus einem zwischen den Knoten abgeschnittenen Schilfrohr, dem sie an dem einen Ende eine größere und an dem andern eine kleinere Oeffnung geben und in das sie sieben Löcher bohren, machen sie eine Art Flöte (Fluera); manchmal ist es ein Hollunderzweig oder eine eiserne Röhre, die für denselben Zweck eingerichtet wird. Sie stecken diese Flöte in ihren Mantel oder in den Gürtel neben die Pistolen und den Handschar, das lange Messer, dessen hölzerner Griff und Scheide mit Bildnereien verziert sind, die sich, troß der uncivilisirten Natur der Künstler, nicht selten durch feine Arbeit auszeichnen. Dasselbe Kunstlob gilt einem Löffel und einer Schale von braunem Holz oder Burbaum, die sie gleichfalls im Gürtel tragen und die noch ganz die alte von Homer beschriebene Form haben.

Eingewickelt in einen langen Mantel von Ziegenhaaren **) (Floccata), die Flinte an einem Riemen auf der linken Schulter, sitzen die Hirten zur Zeit trüben oder regnerischen Wetters auf einer Felsenspitze. Während dann der Regen Haar um Haar und Tropf um Tropfen an ihnen hinabrinnt, entlocken sie ihrer Flöte lang gehaltene und melancholische Töne. Von dem Eindruck dieser Musik, wenn ein Echo sie dem andern überliefert und sie von Berg zu Berg und von Thal zu Thal trägt, hat man keine Vorstellung; oft kehrt der Schall, an einem vorspringenden Felsen abprallend, und in die Ferne gehaucht, noch einmal stärker zurück, bis er sich leise und immer leiser in den gewundenen Tiefen einer Höhle verliert.

Selbst die üppigen Bewohner des Fanal, obgleich von den Griechen getrennt und eine Gattung für sich bildend, sind nicht unempfindlich für eine Musik, die das Ohr jener Natursöhne entzückt wie das Säuseln des Windes in den Bäumen, oder das Murmeln des Quells, der über kleine Kiesel rieselt. Christopulo, der Anacreon der Neugriechen, der den Hof des Hospodars Karadscha zierte, besingt die Fluera; aber das anmuthige Lied, zu dem sie ihn begeistert, hat nicht den rauhen und erhabenen Ton der Bergbewohner des Pindus. Der Dichter, groß gezogen in den Städten, konnte seiner Fluera nur weiche Laute entlocken: „Holde Freundin der Einsamkeit“, ruft er aus, „Fluera, wenn die Töne dieses Liedes, die Du versuchest zu hauchen, Dich durchglühen, so lehren sie Dich, daß sie mein Hauch sind, und Du hassest meine Seufzer nicht. Ströme sie hinaus in die Wälder; gieb sie dem Munde der klangreichen Echo ein, daß sie mit ihr gehen, wohin Niemand ihr folgen kann. Aber sag ihnen, daß sie im Flug die Wildniß durcheilen, daß sie sich nicht aufhalten, nicht zur Rechten, noch zur Linken wenden; erst, wenn sie zu einem stillen, heimlichen Plätzchen kommen, heiße sie in die Seele der Echo sich versenken und nicht müde werden, aus tiefer Brust die Klagen meines Herzens zu wiederholen — ein langes, langes Ach!“

Die Hirten fürchten sich nicht vor den Wölfen, ungeachtet es deren auf dem Pindus eine Menge giebt. Diese Männer des Gebirgs sind überzeugt, daß es leicht ist, sie in ehrerbietiger Entfernung zu halten und daß sie nie ein Pferd angreifen, das angeschirrt ist oder nur eine Decke auf sich hat. Wenn sie mit ihren Schafen unter freiem Himmel lagern und einen Besuch von Wölfen fürchten, so spannen sie um die Verzäunung, welche die Heerde einschließt, eine mit allerhand Bändern von grellen Farben behängte Schnur; der Wind spielt mit dieser beweglichen Einfassung, der Mond oder der Schnee wirft seinen Schein darauf, und nie hat ein Wolf gewagt, die Grenzlinie zu überschreiten. Macht ein Hirte einen Ausflug ins höhere Gebirg, ehe der Schnee ganz geschmolzen ist, oder wenn er anfängt zu fallen, so gebraucht er ein seltsames Schutz-Mittel gegen die Wölfe: er steckt nämlich die eiserne Schippe des langen Stabs, dessen er sich bedient, um seine Schafe anzutreiben oder anzuhalten, in eine der Oeffnungen des Mantels, durch welche man die Arme steckt, so daß er den hölzernen Stil auf dem Boden schleift und damit eine Furche durch den Schnee zieht, oder Erde und Steine hinter sich ritzt. Man erzählt, daß auf diese Weise Hirten das Gebirg durchzogen hätten, denen die größten Wölfe in der von ihrem Stab bezeichneten Entfernung auf dem Fuß gefolgt wären.

Vor nicht langer Zeit lebte zu Mezzovo ein Wolfsjäger, ein Mann, der kaum über vier Schuh maß und bereits seine siebenzig Jahre zählte. Wenn der Schnee hoch lag und die hungrigen

*) Le Globe.

**) An diesen Mänteln ist die Außenseite behaart, die innere glatt; sie werden hauptsächlich in Mezzovo, Carpenissi und Zagoria, den Thälern hinter dem Olymp, verfertigt.

Wölfe Herren im Gebirge waren, so zog der rüstige Alte seine Schneeschuhe an, stellte seine Fallen und machte sich seinen Vorrath von Häuten. Eines Tags befand er sich vom frühen Morgen an draußen, um nach seinen Fallen zu sehen, als er einen Trupp Wölfe gewahrte, die einem der ihrigen, der in den Köder gebissen hatte, Gesellschaft leisteten. Beim Anblick des Jägers stießen die Wölfe ein wildes Geheul aus; aber der Jäger verlor die Besinnung nicht; er kletterte auf einen Baum und schoß seine Flinte unter den Haufen ab, der sogleich auseinander stäubte. Jetzt blieb nur noch der gefangene Wolf übrig, mit dem, verwundet und wüthend, wie er war, Nichts anzufangen schien, als daß man ihn tödtete. Allein der Jäger nahm sich vor, ihn lebend zu bekommen, um ihn den Neugierigen zu zeigen, und sich den öffentlichen Dank zu erwerben. Zu dem Ende hieb er einen gabelförmigen Ast ab, womit er den Kopf des wilden Thieres fest auf die Erde niederhielt, legte ihm einen großen eisernen Ring, den er mitgebracht hatte, als Maulkorb an, schlang ihm einen Strick um den Hals und band ihn los, worauf er mit seiner furchtbaren Beute auf die benachbarten Dörfer zuspazierte, wo er manchen Para einerntete. Der arme Wolf hinkte erbärmlich; sein Bein hing nur noch an der Haut: aber es war ein ungeheures Thier, und ganz Mezzovo lief zusammen, um ihn zu sehen.

Die Hunde, welchen man auch in Griechenland die Sorge des Kleinviehs anvertraut hat, sind nicht abgerichtet, wie die unsrigen, hinter den Schafen drein zu jagen, sie zusammen zu treiben, sie in Reih und Glied zu stellen und ihnen den Weg zu bezeichnen; aber sie sind muthig, stark und geschickt es mit den reißenden Bewohnern der Wälder aufzunehmen. Man bildet sie durch eine Art wechselseitigen Unterricht, indem jeder Hirte immer zum Mindesten deren zwei, einen jungen und einen alten, bei sich hat. Ein Hirte von Zagori, den man fragte, warum er immer einen kleinen Hund an der Koppel führe, der ihm doch zu Nichts nütze, erwiederte: „Er lernt's, wenn er sieht, wie es die Andern machen." Wenn die Hunde im Gefolge des Hirten sich nur so weit um die Heerde bekümmern, als es sich um die Vertheidigung derselben handelt, so gebührt ihnen wenigstens in diesem Punct die Meisterschaft. Ein Wolf hatte sich in einen Pferch geschlichen; der älteste Hund wittert ihn und stößt ein furchtbares Geheul aus, zu dem der andere schnell das Echo giebt, worauf sie beide zweimal die Runde machen und die Reihen durchlaufen. Endlich entdecken sie den Feind, der sich auf die Erde niedergekauert hatte, als er das Signalgebell hörte und jetzt, da er sich entdeckt sah, in zwei Sätzen über Schafe und Hürden wegfloh, verfolgt von den zwei Hunden, die ihn nach einer Viertelstunde erreichten. Am folgenden Morgen ging der Hirte aus, das Fell des Wolfs zu suchen, um es als Trophäe zu zeigen, oder zu verkaufen; allein er konnte kein ganzes Stück mehr finden; der Pelz war völlig zerrissen und lag in kleinen Fetzen neben einem halbverzehrten Cadaver.

In den Ebenen Thessaliens werden die Pferde in Heerden von vier- bis fünfhundert gemeinschaftlich mit den Schafen und Rindern im Freien überwintert. Der Hirte kauft oder pachtet für diese Jahrszeit bis zu acht und zehn kleines Waldeplätze, auf welchen er sein Vieh unterbringt. Nur die Schafe kommen ein Wenig unter Obdach, wenn sie werfen. Sämmtliche Heerden verlassen mit Frühlingsanbruch die abgeweidete Ebene, worauf sie bis zur Rückkehr des Schnees die Gebirge durchstreifen. Die Pferde machen den Anfang: mit den ersten schönen Tagen brechen sie auf, um sich die buschigen Kräuterspitzen, so wie der Schnee davon zurücktritt, anzueignen. Der Hirte, der sie hinausführt, sie wieder sammelt, und sie mit Hülfe zweier besonders dazu abgerichteter Hengste vertheidigt, ist immer beritten. Von der ganzen Heerde sind diese Hengste allein beschlagen. Bei der Annäherung eines Wolfs geben sie der Heerde ein Zeichen, daß sie sich auf einen Haufen zusammendrängt; sie selbst stellen sich so auf, daß sie sich in die Runde theilen, indem der eine die Vorhut, der andere die Nachhut übernimmt; wagt demungeachtet der Feind einen Angriff, so empfangen sie ihn mit derben Hufschlägen. Der Naturzustand der Pferde, während dessen sie in den ungeheuren Ebenen, sich selbst überlassen, in Gesellschaft leben, dauert bis zu ihrem sechsten Jahr. Zeigt sich ein Mensch, so erhebt eines von ihnen den Kopf und spitzt die Ohren; sogleich thun dieß alle und richten den Blick auf den Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit erregt hat, und mit Einem Male dreht sich die ganze Gesellschaft um und entflieht. Unsere zahmen Pferde, auch wenn sie noch Füllen sind, haben nie die freie und stolze Haltung derer, die man in voller Freiheit aufwachsen läßt. Es fehlt jenen die Geschmeidigkeit der Bewegung, sie können das Haupt nicht so hoch heben, um eine freie Mähne zu schütteln; ihr Spiel, ihr Lauf hat nicht dieselbe Anmuth der Unabhängigkeit und der Kühnheit.

In den Umgebungen des Pindus verwendet man nur die Stiere zum Ackerbau. Man ist daselbst von dem Gedanken, dazu der Pferde sich zu bedienen, so weit entfernt, daß man einen Reisenden, der behauptete, dieß geschehe im übrigen Europa, Lügen strafen würde. Büffel giebt es in großer Anzahl, nicht auf dem Pindus selbst, sondern in den Ebenen Thessaliens und besonders in Macedonien, wo sie vor den Wagen und den Pflug gespannt werden. Ihr Schlapphals, die welke und gerunzelte Haut daran, ihr hochgehaltener Kopf, ihre unförmlich eng sich kreuzenden Hörner geben ihnen ein häßliches Aussehen. Die Milch und die Butter von der Büffelkuh ist vortrefflich; wogegen Büffelfleisch schlecht schmeckt, und das Fett zwar weiß, aber fad und ohne Frische ist. Eben so wenig wird in diesem Theil von Griechenland, wo das Schaf so vorzüglich gedeiht, das Ochsenfleisch geschätzt, wiewohl auf den fetten Waldeplätzen, wo von allen Seiten volle Quellen aufsprudeln, ein dichtes, feuchtes Futtergras wächst, wie es gerade für das Rindvieh taugt, während man aller Vorsicht bedarf, die Schafe davon entfernt zu halten, weil die geringste Feuchtigkeit sie krank macht.

Unter den verschiedenen Völkerschaften, welche der türkische Despotismus, seine Politik, oder oft nur der Eigensinn eines Pascha, von den Bergen in die Ebene und von einem Thal in das andere verpflanzt hat, oder die sich oft selbst zur Auswanderung entschlossen haben, wodurch in Griechenland dieses bunte

Gemenge von Sprachen, Trachten und Sitten entstanden ist, gelten die Wallachen für die arbeitsamsten. Früher widmeten sie sich ausschließlich der Viehzucht; gegenwärtig liefern sie auch eine große Anzahl geschickter Handwerker; aber ihr Name erinnert noch immer an ihr Hirtenleben. So kommt der Name Vlakokori, Dorf der Wallachen, d. h. der Hirten, fast auf jedem Fleck einer Charte Griechenlands vor. Es giebt solche Hirtendörfer auf den Firsten der Berge, die abwechselnd den Klefsten und dem Eis angehören, und die von den Dichtern des Pindus und Agrapha's gefeiert werden. Schon manchmal wurden Hirten, um sich den Plackereien der Paschas zu entziehen, aus Zuführern der Klefsten selbst Bandenführer; sie verrichteten wohl auch glänzende Thaten, wenn man sie dazu zwang; doch begnügen sie sich in der Regel mit dem bloßen Erzählen. Manche erzählen aus dem Stegreif und besitzen dabei das Talent den unglaublichsten Dingen einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben. Die Sprache des Mienenspiels geht immer der Rede voraus und bereitet auf diese vor, so daß der Eindruck begonnen hat, ehe der Vortrag ihm in der Seele nachkommt, um ihn zu verstärken. Ueber ihre Liebe zum Erzählen äußert sich ein Grieche selbst also: „Als wir einmal nach Konstantinopel schifften, überfiel uns eine Windstille; der Himmel war rein, das Wetter heiß; Abends besprengte man das Verdeck; man breitete Matratzen aus, wir setzten uns darauf und zwei Matrosen wachten am Steuer. Einer der Reisenden, ein junger Mensch von 19 bis 20 Jahren, munter, dienstfertig, mittheilend, überhaupt von liebenswürdigem und wohlwollendem Charakter, sagte eines Abends zu Einem oder Zweien seiner Nachbaren: Ich muß Euch Etwas erzählen. Er fängt an; bald richten sich alle Köpfe von ihren Kissen auf; rings herrscht tiefe Stille. Feen, Koboide, Diebe, Gespenster wußte er so in seine Erzählung zu verweben, daß die Stunden der Nacht entflohen, und die Sonne uns fand, wie er noch immer erzählte und wir noch immer zuhörten. Es ist Zeit, daß wir schlafen, sagte der Erzähler; endigen wir die Geschichte heute Abend. Am Abend wurde sie wieder vorgenommen und noch einmal bis zum Morgen fortgesetzt; sie dauerte drei Nächte, ohne daß die Aufmerksamkeit ermüdete. Die Pantomime des Erzählers war hinreißend; die Musik des Vortrags, die Kunst, schon durch den Ton, mit dem er Etwas sagte, die Seele in Rührung oder in Erwartung und Zweifel zu versetzen, besaß er in hohem Grade; die Ausrufungen einiger griechischen Damen, die von der Gesellschaft waren, unterbrachen ihn mehr als einmal."

Clapperton's zweite Reise im Innern von Africa.

(Fortsetzung.)

Landers Rückreise nach Badagry.

Lander, in einer Stimmung, in der es ihm gleichgültig war, wie er sagt, ob er lebte oder stürbe, war gezwungen mit seinen unerbetenen Begleitern sich nach dem Norden zurück zu wenden. In vier Tagen (am 24 Juni) war er wieder zu Guttup und verließ es auf einer anderen Straße. Am 28 hielt der reißende und tiefe Gutumafluß ihn auf, und er weigerte sich, weiter zu gehen. Er blieb hierauf vierzehn Tage in einem elenden Dorfe liegen, sehr unwohl und, da ihm vor den gebratenen Hunden der Einwohner ekelte, in seiner Nahrung auf gekochtes Korn beschränkt. Am 22 Juli hielt er endlich seinen Einzug in Karia, der Hauptstadt von Zegzeg, einem schönen, reichen und fruchtbaren Lande, das größten Theils „in Gärten ausgelegt ist." Sein Tagebuch fährt fort:

„Den 23. Diesen Morgen den König besucht, wozu ich vier Ellen blauen und eben so viel rothen Damast, eben so viel rothes und blaues Seidenzeug, sechs Ellen weißen Muslin, eine vergoldete Kette, sechs Kupferstiche, zwei Paar Rasirmesser, ein Buch Papier, eine rothe Mütze und ein unbenutztes Schreibbuch mit mir nahm. Dieß Geschenk gefiel ihm sehr, und nicht lange, nachdem ich nach Hause zurückgekommen war, sandte er mir zwei schöne Ochsen; darauf sagte man mir, daß er mich bloß deshalb nach Zegzeg habe zurückbringen lassen, weil der Sultan Bello und der König von Funda in Krieg mit einander seyen, und der letztere mich ohne Zweifel ermordet haben würde, sobald ich in seine Gewalt gerathen wäre, da ich seinem mächtigen Feinde Geschenke gebracht hätte; es sey daher ein großer Beweis von Gunst gewesen. Abel Creme, mein Wirth, hielt es für nothwendig, daß ich auch dem Sohn des Königs einige Geschenke machte. Ich überreichte diesem daher bald darauf zwei Ellen blauen und rothen Damast, ein unbenutztes Schreibbuch, eine kleine Kiste Pulver, ein Buch Papier und eine vergoldete Kette. Zum besondern Zeichen seiner Gunst führte er mich in seine inneren Gemächer, um seine Weiber zu sehen, die, fünfzig an Zahl, bei meinem Eintritt alle mit Baumwollspinnen und Weben beschäftigt saßen. Der Prinz sagte zu ihnen: „Ich habe einen Christen gebracht, um euch zu sehen." Aber sie blickten nicht sobald auf, als sie auch insgesammt ihre Arbeit fallen ließen und davon liefen, und ich sah Nichts mehr von ihnen. Darauf bot der Prinz mir eine junge Sclavin, Namens Aboudoch, zum Weib an; ich nahm sie mit Dank an, da ich wußte, daß sie mir unter Weges nützlich seyn würde, auch wollte ich die Genugthuung haben, ihr an der Küste die Freiheit schenken zu können."

Den nächsten Tag wurde ihm erlaubt, auf dem häufiger besuchten Wege von Badagry nach der Küste abzureisen. Gegen Ende des August erreichte er die Straße, auf welcher er mit Clapperton die Reise in das Innere angetreten hatte. Zu Wowow sandte der König ihm eine Ziege, die in kleine Stücke zerschnitten war, und ein großes Gefäß voll Tuah, um ein „Sadarro" für seinen armen Herrn zu machen: eine Ceremonie, die an vielen Orten des Innern bei dem Absterben einer Person von Bedeutung gebräuchlich ist, und darin besteht, daß jene Speisen einem Mallam oder Priester zugeschickt werden, der ein kurzes Gebet darüber spricht. Eh dieß indessen geschehen kann, muß eine Gold- oder Silbermünze, oder wenigstens irgend ein Gegenstand, der aus einem dieser Metalle verfertigt ist, auf das Gefäß gelegt werden. Da Lander kein Geld hatte, das er hätte hergeben können, so nahm er statt desselben ein silbernes Bleistiftfutteral, welches er nie wieder sah. Nachdem das Gebet über die Speisen gesprochen ist, werden sie der Person, welcher sie gehören, zurückgesandt; und Jeder, der Lust hat, kommt dann und nimmt Theil an der Mahlzeit, doch nicht, ohne vor derselben ausgerufen zu haben: „Gott sende ihn wohlbehalten zum Himmel." Lander's Ziegenfleisch und Tuah war bald verzehrt.

Am 30 verlangte er Erlaubniß von dem Fürsten, Wowow zu

verlassen. Dieser lächelte indessen und erklärte, ehe er dieß gestatte, müsse sein Gast ihm sechs Zaubersprüche schreiben, die folgende Tugenden haben sollten: 1) Wenn seine Feinde darauf dächten ihn zu bekriegen, so sollten sie durch den Zauber vergessen, ihr Vorhaben auszuführen. 2) Wenn sie bereits auf dem Marsche gegen seine Stadt wären, sollten sie gezwungen werden zurück zu kehren. 3) Wenn sie ihre Pfeile auf sein Volk abschössen, sobald sie in die Nähe der Stadtmauern kämen, so sollten ihre Waffen gegen ihr eigenes Antlitz zurückgewandt werden und sie selbst verwunden. Der vierte Zauber sollte Schießgewehre vor dem Zerspringen sichern; der fünfte den, welcher das Gewehr hielte, beim Zerspringen desselben vor Schaden bewahren, und der sechste endlich sollte bloß die Kraft haben, ihn zu dem glücklichsten Menschen zu machen.

„Den 31. Die Zaubersprüche zum König gebracht — Zettel, auf welche ich Stellen aus alten englischen Balladen geschrieben hatte, — was ihn in den besten Humor von der Welt versetzte.

Den 1 September. Der König wünschte mich noch immer länger zurück zu halten, und bestand darauf, daß ich ihm meine Flinte und meine Pistolen, die einzigen Waffen, die ich noch hatte, schenken oder verkaufen sollte. Ich suchte ihn auf jede mögliche Weise zufrieden zu stellen und von seinem Vorhaben abzubringen; da dieß indessen nicht gelang und ich wohl wußte, daß Widerstand nur lächerlich gewesen seyn würde, so sandte ich ihm die Flinte und eine Pistole und überließ es seiner Großmuth, mir zu geben, was er für billig hielte. Der freigebige Herr schickte mir darauf 4000 Olterköpfchen (wenig mehr als einen Dollar werth), als eine hinreichende Entschädigung für die Flinte und Pistole; doch machte er mir des andern Tages eine schöne kleine Stutte zum Geschenk.

„Den 3. Des Morgens in aller Frühe verlangte der Fürst mich zu sehen, ehe ich abreiste, und nahm mir das Versprechen ab, zu ihm zurückzukehren, nachdem ich mein Vaterland besucht hätte. Er zeigte mir mehrere Muster von Seidenzeug zu einem Talar, die ich ihm von England mitbringen sollte, und sagte, als ich das Gemach verließ: „Deine Landsleute mögen hieher kommen und eine Stadt bauen und Handel treiben den Niger (Kowarra?) herauf und hinunter. Wir wissen jetzt, daß sie gute Leute sind; aber wir glaubten dieß nicht, als die weißen Menschen, die zu Boussa ertranken, im Lande waren.“ Er hielt mich bei sich zurück bis um neun Uhr (des Morgens) und als ich zu meiner Hütte kam, fand ich dort eine Gesellschaft von Kaufleuten, die mich erwarteten. Der gute alte Herr hatte sie, ohne daß ich das Geringste davon wußte, zurück gehalten, um mich nach Khiama zu begleiten, weil die Straßen in dieser Gegend durch Räuberbanden unsicher gemacht waren. Um zwölf Uhr Mittags über den Fluß Ali gesetzt. Da der Strom sehr reißend war, so hatten wir große Mühe hinüber zu kommen; aber es lief Alles glücklich ab, und wir schlugen unsere Zelte wohlbehalten auf dem südlichen Ufer auf. Am Abend kam der Mallam oder Priester der Kaufleute zu mir in mein Zelt und gab mir folgenden Bericht über Mungo Park und seine unglücklichen Begleiter: „Du bist nicht der erste weiße Mann, Christ, den ich gesehen habe. Ich kannte drei deiner Landsleute recht gut. Sie kamen während des Rhamadanfestes (April) nach Youri. Ich ging mit Zweien von ihnen dreimal zum Sultan. Der Mann, welcher das Haupt der Gesellschaft zu seyn schien, machte bei einem seiner Besuche dem Sultan ein prächtiges Geschenk, welches aus einer schönen Flinte, einem kurzen Schwerte, einem großen Stück Scharlachtuch, einer Menge Korallen, mehreren Messern und einem Spiegel bestand. Er war ein großer und kraftvoller Mann, mit langen Armen und breiten Händen, an denen er Lederhandschuhe trug, die bis zu den Ellenbogen reichten. Er trug einen weißen Strohhut, einen langen Mantel, weite weiße Hosen und rothe Lederstiefel. Er hatte schwarzes Haar und Augen, und einen starken Bart von derselben Farbe. Der Sultan von Youri rieth deinen Landsleuten, den Rest ihrer Reise zu Lande zu machen, weil die Fahrt auf dem Niger wegen der zahlreichen Klippen unter dem Wasser gefährlich sey, und ein grausames, barbarisches Volk die Städte an den Ufern bewohne. Sie weigerten sich indessen diesen Rath zu befolgen, indem sie erklärten, daß sie verpflichtet wären, auf dem Niger bis zu dem Salzwasser hinunter zu gehen.“ Der alte Mallam bemerkte ferner: „Sobald der Sultan von Youri von ihrem Tode hörte, war er sehr betreten; doch es stand nicht in seiner Macht, die Leute zu tödten, welche sie in das Wasser getrieben hatten. Eine Pest, die Boussa bald darauf traf, raffte den König und die meisten Einwohner hin und besonders jene, welche an der That Theil genommen hatten. Die Uebrigen, die dieß für eine Strafe von dem Gott des weißen Mannes hielten, brachten Alles, was den Christen gehört hatte, in eine Hütte und steckten sie in Brand.“ Merkwürdig, ist, daß seitdem im ganzen inneren Africa die gemeine Rede ist: „Beleidige keinen Christen, oder du wirst sterben, wie das Volk von Boussa.“

(Schluß folgt.)

Gründe gegen die Katholiken-Emancipation.

Ein Lord, der gegenwärtig auf einer diplomatischen Sendung begriffen ist, wurde vor zwei Jahren eines Abends von einem seiner Freunde in dem Bücherzimmer des Traveller's Club's (eine Gesellschaft in London, deren Mitglieder wenigstens eine bedeutende Reise gemacht haben müssen) gefragt, warum sein Name auf der Liste der Non-Contents gegen die Katholiken-Bill stünde. „Aus drei Gründen,“ war die Antwort Sr. Herrlichkeit:

„1) Mein Weib ist katholisch.

2) Ich habe fünfzehn Vettern, die katholisch sind und mein Weib beherrschen, und es noch ärger treiben würden, wenn sie emancipirt würden.

3) Ich habe fünfzig Pächter, die katholisch sind und nicht einen Heller Pacht zahlen, aber sie würden mich von meinem Gute treiben oben ein, wenn die Bill durchgegangen wäre.“

„Das ist quantum suff.!“ erwiederte der fragende Freund.

London Weekly Review.

Vertheilung der brittischen Armee.

Von hundert und dreißig Regimentern aller Waffen, aus denen die brittische Armee besteht, werden, die königlichen Garden eingeschlossen, nur vier und zwanzig in England gebraucht, eines in Schottland, drei und zwanzig in Ireland, und der ganze Rest, also beinahe zwei Drittheil, in den Colonien.

Morning Herald.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 50. 19 Februar 1829.

Der große Czaar in Deutschland.

Ein zehnjähriger Knabe, hatte Peter der Große mit seinem blöden Bruder Iwan den Thron bestiegen. Mit 17 Jahren siegte er über die herrschsüchtige Schwester Sophia und wurde Alleinherrscher.

Selten läßt die um die Freiheit der Welt besorgte Vorsicht einen Pipin, einen Karl Martell, noch einen Pipin und einen Karl den Großen, gerade nach einander zu. Selten vergönnt sie, daß ein Michael, ein Alexej und ein Peter, in einer Reihe auf einander folgen, daß sie zusammen über 100 Jahre regieren, daß vier Jünglinge nach einander den Thron besteigen, ohne daß das Reich die biblische Klage hätte ausstoßen müssen: „Weh dem Lande, dessen Herrscher ein Kind ist!" — Peter hatte in seinem 25 Jahre (nachdem er schon daheim den Löwen an der Klaue erkennen lassen) die große Reise durch unsern Welttheil begonnen. — Er, ein Reformator, wie seit Karl dem Großen keiner mehr, hatte sich kurz vorher einige Zeit in Holland aufgehalten, und für seines großen Geistes Lieblingswunsch, für die Erschaffung einer Flotte, zu Zaandam*) selbst den Schiffsbau erlernt. Er begann jene Reise an der Spitze seiner russischen Großbotschaft, der er sich selbst incognito beigegeben (auch mit einem Schiffsrang, mit dem Rang eines Obercommandeurs). Zum Haupte der Gesandtschaft wählte er den Grafen Jakob Lefort, seinen Günstling, der aber unter diesem unheiligen Titel den edlern seines Freundes und eine übergroße Wirksamkeit zur Umkehrung der asiatischen Barbarei Rußlands in europäische Wichtigkeit und Größe verbarg. — Das Gefolge zählte über 300 Personen, darunter waren 40 Freiwillige aus Rußlands mächtigsten Geschlechtern und gegen 100 alterprobte Soldaten in der grünen russischen Uniform.

Der Empfang von Seite Schwedens und jener von Seite Brandenburgs bildeten einen schneidenden Gegensatz. In Riga fand die russische Botschaft nur eine kalte, zurückstoßende, argwöhnische Aufnahme. Die Besichtigung der Festungswerke wurde rundum und trocken abgeschlagen. Desto feierlicher und mit dem größten Ceremoniel begleitet war der Einzug in Königsberg, die Bereitwilligkeit gegen jeden Wunsch, die Aufnahme der Geschenke und die Bewirthung.

*) Gewöhnlich, aber falsch: Saardam. A. d. R.

Von da ging es durch Pommern. Colberg und Cüstrin wurden in Augenschein genommen, Berlin und Spandau, Magdeburg und Braunschweig. Die europäische Fortification war dem Czaar ganz besonders wichtig. Darauf wurden die alten Freunde und Freundinnen in Holland besucht und England durchflogen.

Am 1 Juni 1698 traf der Czaar in Dresden ein und besah mit besonderer Aufmerksamkeit alle dortigen Merkwürdigkeiten. Der Eindruck der Kunstwerke des Südens auf ihn war überraschend und in hohem Grade merkwürdig — der beste Beweis der ungeheuren Empfänglichkeit seines Riesengeistes auch für Dinge, die seinem bisherigen Ideenkreis noch so ferne lagen. — Feierlichkeiten empfingen ihn deswegen nicht in Dresden, weil der romantische Friedrich August nicht anwesend, sondern in Warschau war, wo er nach dem Tode des Türkenhelden Sobiesky, wider den Prinzen von Conty, zum König erwählt worden. Von Dresden ging Peter nach Prag. Diese Stadt ohne Gleichen im deutschen Vaterland und wohl auch in andern Ländern, durch ihre Lage ein zweites Rom oder Jerusalem und eine rechte Königswitwe, schien den größten Eindruck auf ihn zu machen und Er, (des böhmischen und polnischen Dialekts ziemlich mächtig,) sprach ein merkwürdiges, damals von Wenigen seinem ganzen Umfange nach begriffenes Wort darüber, wie es hier binnen 70 Jahren doch gelungen sey, einer fremden Sprache, Sitte und Cultur überwiegenden Eingang zu verschaffen, und dies alte, slavische Heidenland zu verdeutschen. — Ueber Iglau und Znaym kam er am 16 Juni nach Wien an die Donaubrücken, die noch aus der alten Hussitenzeit „am Tabor" heißen. Dort wurde die russische Großbotschaft von den österreichischen Kommissarien feierlich empfangen. Auf das Signal dreier Kanonenschüsse erhob sich der Kaiser Leopold von Larenburg nach der Favorite (seinem nach der letzten türkischen Belagerung neuerhobenen Lustschloß auf der Wieden, wo nunmehr die adeliche Erziehungsanstalt des Theresianums ist.) Kaiser Leopold hatte sich hieher begeben, um die geringere Beschränkung des Landlebens zu genießen und dennoch seinem hohen Gaste nahe zu seyn und sich jeden Augenblick mit ihm unterhalten zu können.

Die Wohnung für die Botschaft war nicht weit von diesem kaiserlichen Lustschlosse gewählt, auch außerhalb der Stadt, im gräflich Königseckischen Garten zu Gumpendorf, (wahrscheinlich der ältesten Vorstadt Wiens, durch Römersteine und uralte

jüdische Gräber, so wie durch Gräber der Templer und der Kreuzherrn geschichtlich ausgezeichnet.)

Der ganze Wieneradel und Viele vom diplomatischen Corps strömten der Botschaft in prachtvollen Carossen bis an die Donaubrücken entgegen und fuhren ihr in einem prächtigen Fackelzuge, der fast an eine Stunde lang war, wieder vor, durch die Leopoldstadt, über die Schlagbrücke, jetzt Ferdinandsbrücke, zum rothen Thurm herein, den Stephansdom vorbei und durch das Kärnthnerthor wieder zur Stadt hinaus nach Gumpendorf. Zwei Schwadronen Reiterei und die ganze Stadtguardia begannen und beschlossen den herrlichen Zug. — Die Bürger selbst, reich und streitbar, wie sie es vor 150 Jahren in der türkischen Belagerung wahrhaftig bewiesen, hielten in langen Reihen zu Pferd und zu Fuß. Von allen Seiten schallte Musik durch den schönen warmen Abend. Dem Czaar gefiel Alles gar wohl; nur waren ihm viel zu wenig Trompeter und Pauker und sehr ungerne vermißte er die vielgeliebten Sackpfeifer. Uebrigens beobachtete er streng sein Incognito als erster Botschaftscavalier Lesorts.

Der gemeinsame Krieg wider die Pforte war der Hauptgegenstand seiner Unterredungen und Unterhandlungen mit dem obersten Kanzler Grafen Kinsky, mit dem Vicekanzler Grafen Kannitz und mit dem Kriegsminister Ernst Rüdiger Grafen Starhemberg, dem griesgramen Helden, dessen Vertheidigung Wiens wider Kara Mustapha ihm einen europäischen Namen erworben hatte. — Land und Häfen an der Ostsee, an den Ufern des kaspischen und des schwarzen Meeres waren die Angel von Peters großen Entwürfen. — Rüdiger Starhemberg, der große Kurfürst und die geliebten Holländer hatten ihm die Ingenieurs gegeben, mit denen er Asow bezwungen hatte. Der Bau von Taganrog zeigte in der Folge seine Ansicht noch deutlicher, und des Divans fatalistische Stupidität wunderte sich doch ein Wenig, als von dort her die erste neuerbaute russische Fregatte, zwar nur zu friedlicher Kaufmannschaft, vor Konstantinopel einlief. — Peter brauste gewaltig auf über die Geneigtheit des Wiener Hofes, den türkischen Friedensanträgen Gehör zu geben. — Er citirte dagegen Dolgoruki's und Mazeppa's Sieg bei Oczakow, Piccolominis abentheuerlich glänzende Erfolge in Bosnien, in Rumelien und Bulgarien, — die Bewegung der Armenier, die den ritterlichen Pfalzgrafen Johann Wilhelm, einen Bruder der Kaiserin (den Stifter der Düsseldorfer Gallerie) zum Könige begehrten, die von allen christlichen Mächten angerufene Insurrection der Griechen, die in Kurzem gewiß thätigeren Fortschritte Venedigs in Morea und auf den Inseln, und seinen eigenen festen Willen, alle Kraft Rußlands wider den Erbfeind der Christenheit aufzubieten. — Dagegen klagten die österreichischen Minister über die Schläfrigkeit Polens und Venedigs. Aber der wahre Grund der Geneigtheit des Wienerhofes zu dem wenige Monate darauf wirklich abgeschlossenen Carlowitzer Frieden (26 Jänner 1699) war das ständlich bevorstehende Erlöschen der spanischen Linie des Hauses Habsburg. Der geistesarme, aber eben darum geistersehende Karl der II siechte immermehr dem Grab entgegen und dann — war die reichste Erbschaft auf der weiten Erde ledig — Spanien und die neue Welt, Mailand und beide Sicilien.

Die Jesuiten hatten bereits in Polen und in Prag Peters durchdringenden Blick auf sich gezogen. Der pythagoräisch-militärisch-colonisirende Geist ihres Institutes konnte einem Fürsten wie Peter unmöglich entgehen. Sein Gespräch mit den Wiener Jesuiten war eben so charakteristisch, wie jenes Gustav Adolfs mit dem Pater Rector zu München. — Peter stellte unter andern die verzweifelt naive Frage: „ob es denn nicht möglich wäre, daß ihm die Jesuiten eine griechische Zunge ihres Ordens, eigens für Rußland, stellen könnten"? — Am 29 Juni, dem Peterstage, hörte der Czaar in der Universitätskirche die Predigt des Jesuiten Wolff in böhmischer Sprache. Sie endigte mit dem Wunsch: „wie der Allmächtige dem Apostelfürsten Petrus die Schlüssel des Himmelreichs anvertraut, so wolle er auch jetzo dessen ruhmgekrönten Namensgenannten den Hauptschlüssel verleihen, das türkische Reich zu eröffnen"! — Seltsame Verschiedenheit in der Sprache der Jesuiten von 1698 und der Jesuiten von 1828!? —

Den Pater Wolff gewann der Czaar so lieb, daß er ihn zum beständigen Begleiter erbat, so bei'm Besuch aller Denkwürdigkeiten Wiens, bei der Besteigung des Stephansthurmes, bei'm viertägigen Gebrauche der Heilquellen von Baaden, auf der Reise nach Preßburg, (wo der Czaar eine bewunderungswürdige Kenntniß aller inneren und äußeren Verhältnisse dieses herrlichen Reiches, so wie der wahren Grundursachen der Tökölyschen und Ragoczyschen Unruhen an den Tag legte) bei'm Besuche des Oberschiffmeisters in der Leopoldstadt, welchem Peter unzählige Fragen stellte über die Donauschifffahrt und deren ungeheuren Aufschwung, wenn Konstantinopel wieder an einen christlichen Monarchen fiele und das Kreuz auf der Sophienkirche prangte?!? — Von Wien entsendete Peter mehrere seiner Begleiter an die Orte ihrer fernern Ausbildung für den Krieg zu Land und zur See, nämlich nach Italien zum Galeerendienste: Feodoßij, Elläjew, Wereßtschagin, Molár unter Aufsicht des Doctors Peter Poßnikow, und nach Berlin zum Artilleriedienst: Buschenlnow, Nowiczkoi, Karmétschin, Ossezyn, Semenj, Náryschkin, Alexej und Iwan Gholowkin, die Fürsten Assip und Anika Schtscherbatow nebst Matwejew, Wyiczkoj, Johann Weide und Peter Larion.

An demselben Tage, 29 Juni, empfing der Czaar, trotz des Incognito, die Glückswünsche des Adels zu seinem Namensfeste. Abends hörte er mit unsäglichem Erstaunen ein reich besetztes Instrumentalconzert, das er manchmal durch grimmiges Aufundniedergehen, durch lautes Lachen und durch russische Volkslieder, so wie das zum Schlusse desselben Abends im Garten der Favorite abgebrannte Feuerwerk, mit lautem Aufjauchzen begleitete.

Schon am ersten Abend seiner Ankunft, die in seinem Palast zu Gumpendorf erst in der Nacht erfolgte, begehrte er mit seiner natürlichen Ungeduld den Kaiser zu sehen. Er wurde auch durch den Grafen Thomas Czernin rückwärts durch den Favoritegarten über eine geheime Treppe, daß selbst die Schildwachen es nicht merkten, zum Willkommen und zu einer Unterredung eingeführt, die mehrere Stunden dauerte. — Am 29 Juni sah er den Kaiser und die Kaiserin zum zweiten Male in der angegebenen zahlreichen Gesellschaft. Sein Incognito

schien ihm bald lieb zu seyn, bald leid zu thun; aber er ließ sich dadurch eben so wenig von irgend einem Vergnügen abhalten, als von irgend einer Belehrung.

(Schluß folgt.)

Egypten zur Zeit der Invasion der Franzosen.

(Fortsetzung.)

Der gewaltige Unterschied zwischen Charakter und Sitten und, fast möchten wir sagen, zwischen der ganzen Natur beider Völker, machte es den Franzosen unmöglich, einen tiefen sittlichen Eindruck auf die Einwohner Egyptens zu gewinnen, und was die physische Gewalt betrifft, so war ihre Zahl zu klein, um die Bevölkerung mit strenger Hand niederzuhalten. Um Egypten bloß als eine Factorei und Feste an der Seeküste im Besitz zu behalten, muß man nothwendig Herr des Meeres seyn. Als ein reiches Königreich mit selbstständigen Hülfsquellen aber betrachtet, blieb immer die Wüste im Hintergrund, in deren pfadloser Weite und brennendem Sand eine Armee zu Grunde gehen mußte im steten Kampf gegen die Barbaren von tausend Ortschaften, von tausend Winkeln der furchtbaren Oede. Das Volk war zu gewöhnt an jene Einförmigkeit des Lebens, als daß es großen Werth hätte legen können auf unsre Verfeinerungen und Bequemlichkeiten, die weder mit seiner Lage noch mit seinen Sitten im Einklang standen. Als Napoleon eines Tags den Scheikh El-Mondi fragte, was der nützlichste Gegenstand sey, den er in den sechs Monaten, während deren er um ihn gewesen, gelernt habe, antwortete der Scheikh, halb im Scherz halb im Ernst: „Das Nützlichste, was du mich gelehrt hast, ist, zum Essen auch zu trinken." Die Araber haben zu wenig Kenntnisse, um für Gegenstände der Wissenschaft ein Interesse zu fühlen oder sich um mechanische Verbesserungen zu bekümmern. Sie betrachteten die Gelehrten, die sie zusammen reisen und sich besprechen oder in ihren Laboratorien arbeiten sahen, zuerst als Priester, später als Alchymisten. Eben so wenig begriffen sie das Interesse, das die Franzosen an den Pyramiden zu nehmen schienen; sie konnten es sich nur dadurch erklären, daß diese Europäer irgend eine Tradition haben müßten, wonach jene Monumente von ihren Vorvätern erbaut worden wären. Die Wohlthaten der Wissenschaft sind zu entfernt, zu sehr dem ersten Blick verborgen und ein vorurtheilfreies Auge fordernd, als daß ein rohes und wildes Volk, das freilich derselben am meisten bedürfte, dadurch gewonnen werden könnte. Auf der andern Seite war die Achtung, die Bonaparte den Sitten und Gebräuchen des Landes zollte, sein Anschließen an die Feier der öffentlichen Feste und die Ehrerbietung vor dem Propheten wohlberechnet und sehr geeignet, ihr Wohlwollen zu gewinnen und ihre feindselige Gesinnung in kurzen Schlummer zu wiegen; es waren aber bloß temporäre Auskunftsmittel, bloße Palliative, die, um bleibend wirksam zu seyn, umfassendere Hülfsquellen und tiefer greifende Maßregeln im Rückhalt haben mußten. Wollte man so manche Hindernisse auf immer besiegen, und einen populären Impuls für sich aufregen, so war es nöthig, den gewöhnlichen Weg der Dinge zu verlassen und die Unwissenheit durch an Wunder grenzende Gaben hinzureißen: er mußte das Gerücht wahr machen und den Canal von Suez öffnen, oder durch eine neue Art von Bewässerung die Fruchtbarkeit des Nil's und damit die Bevölkerung Egyptens verdoppeln, oder eine neue Religion verkünden, oder Palmora aus seinen Trümmern wieder aufrichten, oder den Genuß des Weines einführen, oder sonst Zeichen und Wunder thun — freilich aber erforderte alles dieß Zeit, vielleicht selbst ein anderes Jahrhundert, und jene geheimnißvolle Macht, Glück und Glauben zu fesseln und durch sie die Herzen sich zu unterwerfen. Die Engländer und Portugiesen besetzten anfangs bloß die Häfen an der Seeküste Ostindiens: da sie Herren des Meeres waren, so hatten sie nur die Eingebornen zu bekämpfen, wobei sich ihre Macht, wie ein Krebsschaden um sich greifend, immer weiter in das Innere verbreitete. Nachdem die Portugiesen den Weg um das Cap der guten Hoffnung gefunden hatten, verließen die Venetianer die öffentlichen Handelswege, welche über Egypten geführt hatten.

Selbst vorausgesetzt, daß die Franzosen eine Niederlassung in Egypten hätten gründen können, so würde deßhalb der Welthandel dennoch in den Händen der großen Seemächte geblieben seyn und seine Straßen durch den atlantischen und den stillen Ocean nicht verlassen haben.

Das Nilthal kommt an Flächeninhalt ungefähr einem Sechstheil des alten Frankreichs gleich, ist aber bei weitem fruchtbarer als irgend ein Theil jenes Reiches, und gleicht einem ununterbrochenen Garten. Das Land ist sehr gesund; die Nächte sind kühl, und die glühende Sonne, durch keine Wolken gemildert, verzehrt die aus den Sümpfen aufsteigenden Dämpfe und macht sie unschädlich. Die Bevölkerung des frühern Egyptens, zu den Zeiten Sesostris und der Ptolemäer, und später, im siebenten Jahrhundert, als es von den Arabern erobert ward, wird auf fünfzehn bis zwanzig (?) Millionen geschätzt; gegenwärtig beträgt sie zwischen zwei bis drei Millionen, und in funfzig Jahren wird sie aller Wahrscheinlichkeit nach bis auf anderthalb Millionen herabsinken, wenn das gegenwärtige Verwaltungssystem fortdauert. Dennoch wagen Manche zu behaupten, die Erde sey überall so bevölkert, als es möglich sey, und die Regierung habe in dieser Hinsicht wenig oder keinen Einfluß! Egypten war einst die Straße und der Markt des östlichen Handels. Die Waaren Indiens gingen durch das rothe Meer und den Canal von Suez an die Ufer des Nils oder auf dem Rücken der Kamele durch den Strich der Wüste unmittelbar an die Küsten des Mittelmeers, wo Alexandrien der Hauptstapelplatz des aus zwei Welttheilen zusammenströmenden Reichthums war. Es ist der einzige sichere Hafen auf der ganzen Küstenstrecke von Tunis bis nach Alexandrette in Syrien. Es liegt an einer der alten Mündungen des Nils, dessen Wasser aber bei der Vernachläßigung der Canäle nur noch zur Zeit der Ueberschwemmung die Stadt erreichen, wo sie dann in weiten Cisternen gesammelt werden. Die Mauern Alexandriens betrugen einst zwölf Meilen im Umkreise; sie umschlossen 4000 Paläste, 4000 Bäder, 400 Theater, 12,000 Privatwaarenhäuser. Die Eroberung der Stadt, in der Alexanders Grab ruht, kostete den Arabern 28,000 Mann.....

Eine Quelle, ein grüner Platz, ein Zelt, seine Kamele, sein

Pferd und eine kleine Heerde bilden den ganzen Reichthum des Arabers. Wasser ist das erste Bedürfniß in der Wüste so wie fast im ganzen Orient, und der Prophet hat dieses Element unter den besondern Schutz seines Gesetzes gestellt. Einen Canal oder einen Brunnen zu graben, oder eine Quelle einzufassen, wird nicht nur als ein Werk vom höchsten Verdienst sondern auch als eine Handlung der Frömmigkeit betrachtet. Lassen wir uns nicht durch den Gedanken täuschen, daß alles schlecht ist, weil es unter Barbaren vorkommt, und dem, woran sich unser Auge gewöhnt hat, nicht gleicht. Es giebt eine Grenze, die weder das Gute noch das Böse überschreiten kann; jedes Uebermaß führt zu seinem Gegentheil. Da die Sclaverei im Orient unbedingt und allgemein ist, so erzeugte das Gesetz des Lebens nothwendig auch manche Milderungen und Erleichterungen, sonst würde sie sich in sich selbst zerstören. Die Sclaven werden als ein Theil der Familie betrachtet und steigen zu den höchsten Stellen des Staats empor. Da Alle Sclaven sind, so sind Alle gleich. Grausamkeit und Noth erzeugen Menschlichkeit und Mitleiden, so wie Gastfreundschaft ein Kind der Wüste ist. Wohlthätigkeit und Almosen werden auf jeder Seite des Korans als die Mittel empfohlen, Gott und dem Propheten wohlgefällig zu seyn. Zur bestimmten Stunde wirft sich der Muselmann, wo er auch sich befinden, oder in welchem Geschäfte er begriffen seyn mag, zum Gebete nieder; die Sclaven breiten die Teppiche vor ihm aus, und er kniet, das Antlitz gegen Osten gewendet. Kehrt auch nach dem Gebet seine Leidenschaft und seine Selbstsucht zurück, so laßt uns dieß nicht als Vorwurf gegen die Religion betrachten, sondern darin jenen wohlthätigen Zügel der menschlichen Natur erblicken, dessen sie nur zu sehr bedarf. Statt die Trüglichkeit oder Nichtigkeit des idealen Princips zu beweisen, beweist es vielmehr dessen Allgemeinheit und dessen unzerstörlichen Charakter. Der Mensch kann sich jenes höhern ewigen Theils seines Selbst so wenig ganz entkleiden, als er der Materialität seiner Natur entfliehen kann; was uns ins Auge fällt, ist bloß das Vorherrschen des Einen oder des Andern. Der Maure, der wilde Araber, der über das Leiden dessen, den er beraubt, lacht, und der Sclave der starrsinnigsten Leidenschaft oder des gemeinsten Interesses ist, gehorcht in schweigender Ehrfurcht gewissen in seinen heiligen Büchern geschriebenen Zauberworten, betrachtet die vom Paradies zu ihm herniedergelassene goldne Kette mit Staunen und Entzücken, und wiegt sich, jedes Zweifels ledig, in diesem Spinngewebe seines Geistes; seine wilde und bloß thierische Natur ist eingeschüchtert und unterworfen durch seine höhere imaginative und geistige, so wie er selbst das Kamel und den wilden Esel der Wüste zähmt und nach seinem Willen leitet.

(Schluß folgt.)

Gut Ding will gut Weile!

Französische und englische Ultrablätter haben im Laufe dieses Sommers behauptet, es werde kein halbes Jahr mehr vergehen und Don Miguel werde von allen europäischen Mächten anerkannt seyn? Nach der Erklärung, die der letztverstorbene König selbst über ihn ausgestellt, nach seinen zweimaligen Eidbrüchen, nach so vielen Staatsakten, wäre dieß in der That eine bittere Satyre auf die in unsern Tagen so viel besprochene Legitimität und eine höchst gewichtige Randglosse und Exemplification zu Hallers Restauration der Staatswissenschaft (I Band S. 401) und zur brittischen Distinction zwischen de Facto und zwischen de Jure Regierungen.

Montesquieu hat gesagt: c' était la victoire seule, qui a décidé, s'il fallait dire, la foi punique ou la foi romaine?

Schiller hat gesagt:

> Entworfen bloß, ist's ein gemeiner Frevel,
> Vollbracht, ist's ein unsterblich Unternehmen,
> Und was nur glückt, das ist auch bald verzieh'n;
> Denn jeder Ausgang ist — ein Gottesurtheil!

Ob die heilige Allianz derselben Meinung sey, wie Montesquieu und Schiller? das wird uns die nächste Folgezeit lehren.

Unsere Väter, die noch an gewissen pedantischen Unverdaulichkeiten von Recht und Unrecht litten, ja zum Theile sogar von einer bürgerlichen Gesellschaft und von einem Staatsvertrag faselten und diesen wenigstens eben so Viel einräumten als der bloßen Gewalt oder der factischen Uebermacht, die jede Stunde wechseln kann, nahmen solche Dinge schwerfälliger und brachten oft eine Reihe von Jahren damit zu, bis sie darüber mit sich einig werden konnten. *)

Es ist nicht das erste Mal, daß das Haus Braganza manches Kabinet in solche Verlegenheit setzte.

Am 1 Dezember 1640 brach eine rasche Insurrection das seit 60 Jahren auf Portugal lastende spanische Joch. Der Herzog Johann von Braganza ließ sich endlich von seiner hochgesinnten Gemahlin, Louise Guzmann, die Krone aufnöthigen. Aber noch dauerte es 20 Jahre, und man war an vielen Orten noch nicht im Reinen, auf welcher Seite das Prinzip und die Legitimität sey?

Die unter dem Namen Codex Austriacus allgemein bekannte treffliche Gesetzsammlung enthält ein merkwürdiges Beleg hiezu. — Schon war Johann der IV gestorben, schon saß sein Sohn Alfons der IV auf dem portugiesischen Throne, als (20 volle Jahre nach der Restauration) am 15 Dezember 1660 zu Wien das öffentliche Verbot erging, bei Strafe des Hochverrathes —: „dem „Herzogen von Braganza, so heutiges Tages die allbortigen „Völkher unterdruckhet und zu Behauptung selbiger Rebellion allmöglichsten Fleiß und Kheeften anwenden wird, und „dessen Werbern um so minder den geringsten Vorschub zu thun, „als S. M. Philippus von Hispanien in starkher Kriegsverfassung zur Recuperirung Portugals begriffen seynd."

*) Was auch immer in diesen Dingen die Meinung unserer Väter gewesen seyn mag, so können wir uns doch nicht verbergen, daß der Grundsatz, im Allgemeinen das de Facto Bestehende anzuerkennen, wie er auf der einen Seite allein eine Gewähr für die Sicherheit des Erwerbs enthält, so auf der andern allein die Möglichkeit eines Fortschreitens zum Bessern verbürgt. De Jure müßte überall Alles beim Alten bleiben, und dennoch könnte Niemand nur seines Eigenthums froh werden; denn wer stünde dafür, daß es nicht de Jure einem Andern gehörte? De Jure hat der todte Buchstabe die Herrschaft, denn dieser allein läßt sich in Verträge fassen, — de Facto die lebendige Idee, der Geist, der zuletzt immer auch die äußere Welt seiner inneren Entwicklung und den daraus hervorgegangenen Bedürfnissen gemäß umgestaltet, wozu er zwar de Facto, aber wer weiß, ob de Jure? befugt ist. Regiert Don Miguel de Facto, so regiert er auch de Jure; aber sonderbar ist es, daß diejenigen, welche das Jus leugnen, ihm zum Factum verhelfen und dadurch an der Richtigkeit des Factum Zweifel erregen! A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 51. 20 Februar 1829.

Canalbau in Frankreich.

Die französische Regierung, in der wohlwollenden Absicht, die innern Verbindungen im Königreiche zu erleichtern und zu vervielfältigen, den Ackerbau, den Handel und den Gewerbfleiß im Lande zu befördern, beschloß im Jahre 1820 die Fortsetzung oder Vollendung einiger alten, und den Bau mehrerer neuen Canäle. Ueberzeugt, daß Werke dieser Art am Besten durch Privatgesellschaften auf Actien ausgeführt werden, hatte die Administration alle Mittel versucht, Vereine zu diesem Zwecke aufzumuntern. Da aber wegen des geringen Ertrages, welchen die schiffbaren Canäle überhaupt ihren Unternehmern abwerfen, durchaus keine Gesellschaften dieser Art sich bilden wollten, so fand die Regierung aus staatswirthschaftlichen Gründen sich bewogen, die Ausführung ihrer großen Plane auf ihre eigene Rechnung zu übernehmen. Durch die den beiden Kammern in den Jahren 1821 und 1822 vorgelegten, und nach einigen Debatten angenommenen Gesetze (lois des canaux) ward die Vollendung und die Anlage von elf Canälen beschlossen, deren Gesammtlänge nahe an 500 Lieues (540 bayrische Stunden Weges) betragen sollte. *) Da indessen die hierzu erforderlichen Kosten, welche von den geschicktesten und erfahrensten Ingenieuren zu 129,200,000 Francs (sage Einhundert neun und zwanzig Millionen und zweimal hundert tausend Francs) berechnet waren (was im Durchschnitt 109,660 Gulden unsers Geldes für jede Stundenlänge beträgt) bei dem damaligen Zustande der Finanzen aus den Staatseinkünften nicht bestritten werden konnten, so nahm man seine Zuflucht zu einer Anleihe, indem man jene Summe von mehreren Vereinen großer Capitalisten (bailleurs de fonds) unter sehr vortheilhaften Bedingungen für diese, aber desto lästigeren für den Staat borgte. Die Regierung leistete nämlich den Darleihern nicht nur vollkommene Hypothekensicherheit, sondern gewährte denselben, nebst 6, 7 bis 8 Procent Zinsen, noch besondere Prämien und einen Antheil an den künftigen Erträgnissen der Canäle, und machte sich zugleich verbindlich, jede Ueberschreitung, welche sich über jene veranschlagte Summe ergeben möchte, aus dem Staatsvermögen zu bezahlen.

*) Diese eilf Canäle sind: 1) Canal de Monsieur; 2) Canal du Duc d'Angoulême; 3) Canal des Ardennes; 4) Canal de Bourgogne; 5) Canal de Nantes à Brest; 6) Canal d'Ille et Rance; 7) Canal du Blavet; 8) Canal d'Arles à Bouc; 9) Canal du Duc de Berri; 10) Canal du Nivernais; 11) Canal latéral à la Loire.

So hatte also die Regierung die ganze Last der Ausführung so vieler Canäle und alle damit verbundenen Gefahren sich allein aufgebürdet, während die darleihenden Gesellschaften, auf jeden Fall in ihrem Eigenthum und Gewinne sicher gestellt, über das Gedeihen dieser großen Unternehmungen (an welche man sogleich auf allen Punkten mit dem größten Eifer schritt) ganz ruhig und gleichgültig bleiben konnten.

Vermöge des Gesetzes vom J. 1822 hatte die Regierung sich verbindlich gemacht, über den Fortgang dieser Arbeiten den beiden Kammern jährlich Bericht zu erstatten, und die bewilligte Summe von 129,200,000 Francs sollte nach den feierlichsten Zusicherungen der Generaldirection des Straßen- und Wasserbaues auf keinen Fall überschritten werden. Indessen war schon aus dem ersten Berichte an den König, welcher am 31 März 1823 erschien, zu entnehmen, daß diese Stelle in ihren Berechnungen und Kostenanschlägen sich getäuscht hatte. Die folgenden Berichte deckten dieses Versehen noch deutlicher auf, und aus der Darlegung des Budgets der Staatsausgaben im vergangenen Jahre so wie aus dem Berichte an den König vom 31 März 1828 über den Zustand der Canalarbeiten hat Frankreich und die Welt erfahren, daß schon im sechsten Jahre, da noch keiner jener Canäle vollendet, viele kaum angefangen waren, die sämmtlichen theils schon verwendeten, theils noch erforderlichen Summen, statt der zuerst berechneten 129 Millionen und 200,000 Francs, 177,110,000 Francs betragen, folglich eine Ueberschreitung von 47 Millionen 910,000 Francs sich ergeben hat, welchen Ausfall der Staat, zufolge der von ihm eingegangenen Verbindlichkeiten, decken muß!

Der Berichterstatter über diesen Gegenstand in der Kammer der Abgeordneten, Labbey de Pompières, schloß seinen Vortrag in den Sitzungen am 9 und 10 Juli 1828 mit folgenden Bemerkungen, welche wir aus dem Moniteur universel No. 193 und 194 vorigen Jahres hier wörtlich übersetzen:

„Dieses Resultat (nämlich eine Ueberschreitung von beinahe „⅜ Theilen des Voranschlags) läßt an sich selbst schon sehr unan-„genehme Ergebnisse in der Folge befürchten. In der That gab

„der Generaldirector des Straßen- und Brückenbaues in einer Sitzung im Monat Mai des vorigen Jahres der Kammer „die Versicherung, daß die Ueberschreitung der Kosten nicht höher „als auf ¼ bis ⅓ der ersten Berechnung steigen würde. Unglück„licherweise werden diese so bestimmten Zusicherungen durch die „That nicht bestätigt, und man gesteht heute, daß die Ue„berschreitung der Kosten das Doppelte von jener seyn werde, „welche man im vergangenen Jahre angegeben hatte. Unter die„sen Umständen, meine Herren, wer sichert uns, daß im Jahre „1829, zufolge derselben Progression, die Ueberschreitung nicht „96 Millionen statt 48 betragen werde? — Welche Bürgschaft „haben wir dafür? Keine. — Unterdessen liegt uns sehr Viel „daran, über diesen Gegenstand baldigst genaue Aufschlüsse zu „erhalten, und das Uebel in seinem ganzen Umfange kennen zu „lernen, um demselben, sobald als möglich, kräftig abzuhelfen, „und nicht weiter auf einer so gefahrvollen Bahn fortzuschreiten."

Der Redner fährt hierauf fort, indem er der Kammer die wahrscheinlichen Kosten berechnet, welche die gänzliche Herstellung aller jener Canäle noch über die ersten Voranschläge verursachen dürfte.

Bei dem Canal de Monsieur (du Rhone et Rhin) würde diese Ueberschreitung auf 10,000,000, bei dem Canal du Duc d'Angoulême auf 6,000,000, bei dem Canal des Ardennes auf 8,300,000, bei dem Canal de l'Ile entre Libourne et Perigueux auf 3,000,000, bei dem Canal de Bourgogne auf 20,000,000, bei den Canaux de Brétagne auf 46,300,000, bei dem Canal d'Arles à Bouc auf 4,200,000, bei dem Canal du Nivernais auf 13,500,000, bei dem Canal du Duc de Berry auf 12,500,000, und bei dem Canal latéral à la Loire auf 21,500,000 sich belaufen. Die neue Vermehrung der Auflagen (mit Einschluß aller Zinsen) würde demnach 145,500,000 Francs betragen; rechnet man hiezu die bereits angegebene Ueberschreitung von 47,910,000 Francs, so ergiebt sich eine wirkliche Mehrausgabe von 193,410,000 Francs über den ersten Anschlag von 129,200,000 Francs; und sohin wäre die ganze Auslage für jene eilf Kanäle 322,610,000 Francs. *)

Labbey de Pompières schließt seinen ausführlichen Bericht mit dem Antrage, daß, um fernerm Verlust und Verschwendung des Staatsvermögens vorzubeugen, die noch nicht vollendeten Canäle: de Bourgogne, de Brétagne, d'Arles à Bouc, de Nivernais, du Berry, latéral à la Loire, de Libourne et Périgueux an Privatgesellschaften verkauft, und nur die Canäle: Monsieur, Duc d'Angoulême, des Ardennes, und les navigations de l'Oise et du Tarn unmittelbar vollendet werden sollten. Von Gewinn könnte dabei freilich keine Rede seyn; verlieren müßte man bei diesen Veräußerungen auf jeden Fall, aber doch würde der Verlust auf diese Art geringer seyn, als wenn man das bisherige System verfolgte.

(Schluß folgt.)

*) Da die ganze Länge aller dieser Canäle 2000 Kilomètres beträgt, so käme hienach im Durchschnitt das Kilomètre auf 161,205 Francs zu stehen, und da 1 Kilomètre = 3,402 Fuß bayrisch, so kostete eine bayrische Stundenlänge 591,443 Francs oder 271,077 Gulden. —

Der große Czaar in Deutschland.

(Schluß.)

Am 11 Juli gaben der Kaiser und die Kaiserin dem Selbstherrscher Rußlands zu Ehren einen großen geschlossenen Ball in prächtigen Charaktermasken. Der Kaiser und die Kaiserin stellten den Wirth und die Wirthin vor, der Czaar und die ihm zugewiesene Dame, die schöne Gräfin Johanna von Thurn, einen friesländischen Bauer und Bäuerin. Unter den berühmten Massen dieses festlichen Abends war als schwäbischer Bauer eine der unspaßhaftesten Personen in der Christenheit, der Marschall Rüdiger Starhemberg, ferner als Miquelet und als Schweizer, Eugen von Savoyen, Graf Siegbert Heißter, mehrere Prinzen von der Pfalz und von Zweybrücken, von Sachsen, Hessen, Hannover, Lothringen, Mömpelgard, Salm und Lichtenstein ꝛc. — Der Czaar tanzte als friesländischer Bauer unermüdlich und mit lauter Freude bis an den lichten Morgen. Er sang hellauf dazwischen russische Weisen und schwenkte jubelnd die Damen im Kreise und halb in Lüften. Nur wollte er lange gar nicht begreifen, daß er die ihm auserkorne friesländische Bäuerin, Gräfin Thurn, nicht gleich bei sich behalten sollte? Der Kaiser als Wirth stand von der Tafel auf und trat mit einem herrlichen Kristallpokal zum friesländer Bauern, ihm des Czaars Gesundheit zutrinkend, worauf ihm dieser den Pokal vom Munde wegnahm und mit den (ziemlich gut deutsch ausgesprochenen) Worten auf einen Zug hinunterstürzte: „Er kenne den Czaar von Moskau in- und auswendig, der sey dem Kaiser so zutrauensvoll ergeben, daß, wenn auch pures Gift in diesem Becher wäre, er ihn doch flugs austrinken würde"!

Am Morgen nach diesem Feste schickte der Czaar Couriere nach Venedig, Florenz und Rom voraus, seine nahe Ankunft zu melden.

Die feierliche Auffahrt und Audienz der russischen Großbotschaft hatte sich um einige Wochen verzögert. Die Geschenke waren noch nicht angekommen. Sie bestanden aus dem köstlichsten Pelzwerk, aus persischen Shawls und Teppichen, aus Silber- und Goldstoffen, Pferdedecken, Sätteln und Reitzeug, aus künstlich gearbeiteten, mit morgenländischen Steinen verzierten Säbeln und schönen Pferden. Sie wurden von acht und vierzig der angesehensten, ganz gleich in schwarzen Sammt gekleideten Wiener Bürger des äußern Raths getragen und geführt. Der Czaar richtete an die erstaunten Bürger zahllose Fragen. Das ganze glänzende Gefolge erschien bei dieser feierlichen Audienz in der alten russischen Nationalkleidung, als besuchte das fernste Morgenland den Abend. Höchst bedeutungsvoll erschienen Peter und Lefort ganz allein ohne die den Russen so heiligen langen Bärte.

Das Vestibul an der großen Aufgangstreppe im Königseckschen Garten zu Gumpendorf (jetzt Artilleriekaserne) ist eine in den Geschichten Rußlands klassische Stelle. Hier vernahm Peter von dem als Courier herbeigeeilten Nikitin die böse Nachricht vom Aufruhr der Strelitzen und von ihrem wahrscheinlichen Einverständnisse mit seiner, auch aus den Klostermauern

fort und fort ränkespinnenden Schwester Sophia. — Es war gerade der Vorabend seiner Abreise nach Venedig.

Augenblicklich beschloß der Fürst die Heimreise über Prag und Warschau. Derselbe Nikitin mußte spornstreichs wieder umkehren, die Pferde vorauszubestellen. Des andern Morgens eilte der Czaar nach, mit ihm im Wagen Lefort, Menzikow und Golowkin. Czeremetew blieb in Wien zurück, zur Fortsetzung der Unterhandlungen über den Türkenkrieg.

Der Strelitzen unbesonnener Aufruhr war sehr schnell gedämpft und die Aufrührer litten grausamen Tod und noch grausameres Leben. Peters Allmacht im Innern stieg freilich durch die Vernichtung dieser russischen Janitscharen. Dennoch war es diese Empörung, die den heftigen Czaar gegen die längere Fortsetzung des Türkenkriegs erkältete. Er begnügte sich dermalen mit Asow. Dieser schnellgestillte Aufruhr trug Viel dazu bei, die noch nie so nahe gerückte Vertreibung der Türken aus Europa und die Befreiung der Griechen aufzuhalten und der Pforte zu dem nach den erlittenen Unfällen noch äußerst leidlichen Carlowitzer Frieden zu verhelfen. Und derselbe Strelitzenaufstand hat es hauptsächlich dem „alternden Europa, das Napoleon so sehr ennuyirte" vorbehalten, eines Tages dafür in Flammen aufzulodern, daß aus dem Seehandel nicht wieder (zum ungeheuern Nutzen des ganzen Festlandes) der alte Landhandel werde, und daß die Allmacht des brittischen Dreizacks sich verewige! Vergoß ja doch die eine Hälfte Europa's das Blut der andern, zehn Jahre lang (1805 — 1815) jene, um sie dem Bonapartischen Joch zu unterwerfen, die andere, um sie davon zu befreien.

Die unlängst in einem geistreichen Aufsatz „über einen Irrthum in der griechischen Frage" ausgesprochene Wahrheit: eine Ausbreitung Rußlands gegen Süden, an der Grenzmark Asiens und Europens, wäre das sicherste Mittel, den europäischen Westen jener Gefahren zu entledigen, gegen die man ihn eben so zu exaltiren sich bemüht, wie einst gegen Bonaparte, wurde bereits vor mehr als 30 Jahren ausgesprochen, als nach dem Falle Venedigs, die sieben Inseln durch Admiral Gantheaume in Besitz genommen wurden und Bonapartes Ehrgeiz (bevor die Heerfahrt nach Egypten entschieden war) sich ein Paar Monate hindurch auf die Befreiung der Griechen gerichtet hatte. Mehrere französische Flugschriften, die bei der Armee von Italien circulirten, sprachen jene Idee unumwunden aus: ja für die Polen, die unter Zajonczek und Dombrowsky mit Napoleon fochten, wurde hinzugefügt, darin läge zugleich der Keim der Möglichkeit einer künftigen Wiederherstellung Polens. — Worüber mehr als dreißig verhängnißvolle Jahre hingebrauset haben, das ist schon aus den Wirbeln der Politik in die ruhigeren Kreise der Geschichte hinüber getreten. Aber leugnen läßt es sich nicht, daß die Vollständigkeit der Geschichtsliteratur (die Flugschriften ja mit einbegriffen) schon an und für sich oftmals unerwartet lehrreich gewesen sey.

Compesce mentem! me quoque pectoris tentavit in dulci juventa fervor, möchte man mit Horaz den allzu sanguinischen Hoffnungen zurufen, die sich bei jedem großen Anfang auch ein großartiges Ende, bei jeder gewaltigen Kraftäußerung auch einen gewaltigen Erfolg, bei keiner hohen und heiligen Absicht unheilige und niedrige Nebenabsichten zu denken gewöhnt sind, die nicht wissen, was das wahrhaft Furchtbare sey? — „das Gemeine nämlich, das ewig Gestrige, das morgen gilt, weil's heute hat gegolten, das immer war und immer wiederkehrt und grau vor Alter ist und darum göttlich!" — Meist geschieht das Unwahrscheinliche, sehr selten das Wahrscheinliche. Insignia attenuat Deus, obscura promens: hinc apicem rapax cum stridore sustulit, hic posuisse gaudet. Eitler Dünkel jener von unverdientem Glücke verwöhnten Taschenprovidenzen, die Alles vorhergesehen, die Alles vorausgesehen und Alles herbeigeführt haben wollen, unerschöpfliche Lobredner ihrer eigenen Schritte, während sie doch gar nicht schritten, sondern höchstens lauerten, ob ihnen der blinde Zufall noch gönnen werde, mit einem blauen Auge für die Gegenwart, mit einem brandschwarzen für die Folg[illegible] aus den Ereignissen zu scheiden, denen sie zur rechten Zeit [illegible] das Gesetz geben können!? — Zum Glück ist dießmal der Strelitzenaufruhr voraus gegangen.

Zum Glück hat Kaiser Nikolaus dabei zur Bewunderung aller Welt die herrlichste Ahnenprobe der Legitimität vom Geist und Blute des großen Czaars abgelegt. Er wird das durch Peter und Katharina und Alexander festgegründete politische Gewicht Rußlands und den Ruhm seiner Waffen gewiß nicht eiteln Schrecken preisgeben. Er wird die heimlichen Herzenswünsche seiner Feinde zu Schanden machen, die sich im letzten Sommer und Herbst etwas zu früh entlarvt haben, Fehler auf Fehler und Niederlagen auf Niederlagen verkündend, den Kaiser vor Varna mit Petern am Pruth parallelisirend, alle Strelitzen, Pugatschews, Czaarewitsche, ja die Pest selber heraufbeschwörend und jede russische Siegespost — seltsam genug — als eine Todtenglocke aller liberalen und constitutionellen Ideen ausposaunend.

Voltaire hat freilich seine Herleitung der grands événemens par des petites causes mit jenem koketten Leichtsinn durchgeführt, in welchem auch sein Peter der Große und sein Carl der XII aus lauter vielfärbig schimmernden Seifenblasenkugeln luftig und windig zusammengeweht sind. Dennoch steht beinahe auf jedem der sybillinischen Blätter der Historie irgend eine Bekräftigung, daß der Zufall der klügsten Berechnungen des Staatsmannes, wie der Triumphe des Kriegers spotte, daß er nach eigner Laune die verhängnißvollen Würfel schüttle, und das berüchtigte schiefe Fenster in Trianon und der muthwillig ausgegossene Nachttopf der Lady Marlborough hatten nicht geringere Resultate, als die Winde, die Philipps II unüberwindliche Armada auseinanderbliesen — und — vielleicht — als die Schlacht von Navarin? —

Es ist die Sache der Geschichte, vom Saamenkorn in dunkler Erde bis zur Krone des mächtigen Baums, Alles zu beobachten und Alles treulich wiederzugeben. Sie soll ermuntern, lehren und warnen, und sie kann es. Geschieht es nicht, so liegt die Schuld bloß darin, daß man es kaum mehr versteht, die Geschichte — Geschichte seyn zu lassen!? Es war eben nicht das trefflichste Beutestück aus den spoliis opimis von

Bonaparte, daß, nachdem man sich lange genug vor Einem gefürchtet, man hie und da den schlimmen Tausch gemacht hat, sich vor Allem zu fürchten, daß vorzugsweise die Geschichte ins schwarze Buch kam, daß eine unselige Beziehungs- und Anspielungswuth mit dee ganzen Unruhe des bösen Gewissens überall eine Schlange unter Blumen ahnte und in manchem 300 jährigen aus irgend einem bestaubten Archiv hervorgezogenen Altenstück durchaus einen Brandbrief für die Gegenwart sehen wollte. — Diese vorsätzliche Gespensterfurcht hat freilich die nicht genug zu preisende Bequemlichkeit für sich, die Ursachen unwillkommener Ereignisse überall eher finden zu können, als in den eigenen Begehungs- oder Unterlassungssünden.

Allerdings ist die Historie ein gegen jede Ueberraschung sicherndes Specificum unzerstörbarer Geistesgegenwart. Sie erspart die (wohl nur dem Fürwitz und dem Reiz des Neuen zukommend[illegible]erwunderung; aber die Bewunderung raubt [illegible] nicht. Unter ihren unzuberechnenden Expansionskräften [illegible]elmehr auch die Kunst: mit ewiger Jugend Frische und Wärme alles das zu bewundern, dem nach der Art seines Sieges der Lorbeer, die Palme oder die Myrthe gebührt.

Dennoch hat jeder Geschichtschreiber und vorzüglich jeder Biograph, der sein Handwerk als eine Kunst treibt und hiemit seine Charactere schafft und veredelt, sich vor dem Mißgriff zu hüten, dessen jener meuchlerische Franzose, der auf den Sieger von Waterloo geschossen, vor der Jury sich schuldig bekannte: er habe gefehlt und zu hoch geschossen, im Irrwahn, einen großen Mann vor sich zu haben.

Darin läge freilich das Wort des Räthsels mancher höchst unwahrscheinlicher Ereignisse der alten, der mittlern und der neuern Zeit.

Der Herzog von Wellington in Indien.

Bei der Berennung von Seringapanam wurde Obrist Wellesley (der jetzige Herzog von Wellington), der das sogenannte Nizams Detaschement commandirte, befehligt, den Feind von einem Puncte zu vertreiben, auf welchem die Belagerungsarbeiten angefangen werden sollten. Die für den Angriff bestimmte Nacht war außerordentlich dunkel; und der Obrist, der mit der leichten Compagnie des drei und dreißigsten Regiments, die von dem Hauptcorps getrennt worden war, etwas zu hitzig vordrang, stieß plötzlich auf ein feindliches Werk, welches sogleich ein heftiges Feuer eröffnete. Die Compagnie, die sich ohne Unterstützung sah, zog sich etwas übereilt zurück, indem sie den Obrist Wellesley und den Capitän Mac Kenzie im Stich ließ. Umsonst suchten diese ihre Leute wieder aufzufinden; sie verloren in der Dunkelheit den Weg, und es gelang ihnen nicht eher, als nachdem sie mehrere Stunden umhergeirrt waren, das brittische Lager wieder zu gewinnen. Da Obrist Wellesley, der in das Hauptquartier ging, um dem commandirenden General Bericht abzustatten, hörte, daß dieser schlafe, warf er sich, durch die Anstrengungen der Nacht erschöpft, auf einen Tisch und fiel bald in tiefen Schlaf. Der Nächste im Commando hatte inzwischen, nachdem die Spitze der Colonne zurückgeschlagen worden war, es nicht räthlich gefunden, weiter vorzurücken, und die Mannschaft in das Lager zurückgeführt. Als er in das Zelt des Generals kam, um gleichfalls seinen Bericht abzustatten, war er nicht wenig erstaunt, seinen vermißten Obern in der angedeuteten Situation zu finden. Die Sache machte großes Aufsehen, und man flüsterte sich Dinge in die Ohren, die keineswegs zum Vortheil des Obristen Wellesley waren. Auch der commandirende General mußte diese nachtheilige Meinung theilen, denn er befahl einem andeen Offizier, dem General Baird, den Angriff auszuführen, der in der vergangenen Nacht fehlgeschlagen war. General Baird bat indessen, dem Obristen diesen Auftrag nicht zu entziehen, da er überzeugt sey, daß die Umstände, welche dessen Mißlingen verursacht hatten, nur zufällig gewesen wären. Obrist Wellesley wurde daher befehligt, in der folgenden Nacht einen zweiten Versuch zu machen, und dieser hatte denn auch glücklichen Erfolg. Aber so giftig ist der Hauch der Verleumdung, und so sehr sind die Menschen geneigt, lieber Böses, als Gutes zu glauben, daß es Jahre von Siegen bedurfte, ehe der Eindruck, den jene Begebenheit hervor gebracht hatte, verwischt wurde.

Twelve Years Military Adventure
in three Quarters of the Globe
Lond. 1829. 8.

Die Acadier.

Die Nachkommen der Franzosen, welche sich zuerst in den nordamerikanischen Colonien nieder ließen, die gegenwärtig im Besitz von Großbritannien sind, werden nach den Namen der beiden Provinzen, in welche unter französischer Herrschaft diese Landschaften zerfielen, noch gegenwärtig in Canadier und Acadier eingetheilt. Die ersteren sind hauptsächlich in Niedercanada, die letztern in Neuschottland, das damals Acadien hieß, ansässig. Die Acadier leben meist in abgesonderten Niederlassungen und haben so wenig Neigung sich mit Fremden zu verbinden, daß man kaum ein Beispiel einer Zwischenheirat mit ihren brittischen Nachbarn kennt. Sie bekennen sich zum römisch-katholischen Glauben und zeigen die strengste Anhänglichkeit an alle Gebräuche ihrer Kirche. Im Allgemeinen ist ihr Character gerade und wohlwollend. Sie halten sich gewissenhaft an die Sitten und Tracht ihrer Voreltern und haben nicht den geringsten Ehrgeiz, sich über die Lage zu erheben, in welcher sie seit ihrer ersten Ansiedlung in America leben. Die Furcht sich vor ihren Mitbürgern lächerlich zu machen ist einer der Hauptgründe, welcher auch diejenigen, die sonst einer Veränderung nicht abgeneigt wären, zwingt, beim Alten zu bleiben. Ein Mann, der ein einziges Mal wagte, einen Rock nach englischem Schnitt anzuziehen, wurde von diesem Augenblicke an, selbst von seinen nächsten Verwandten, nie wieder mit seinem ziemlich bezeichnenden Namen, Joseph Gallant, sondern immer nur Joseph Pfau genannt. In den Niederlassungen an der Küste sind die Weiber wahre Sclavinnen. Die Männer überlassen, nachdem sie ihren Fischfang besorgt haben, alle übrige Arbeit den Weibern, das Einpöckeln der Fische, die Haushaltung, die Erziehung der Kinder, den Anbau des Gartens und des kleinen Feldes, das ihre Hütte umgiebt, und das Spinnen und Weben des groben Tuches, welches ihnen zur Kleidung dient. Von Bildung kann bei einer solchen Lebensart kaum die Rede seyn; von den Weibern kann kaum eine einzige, von den Männern können nur wenige lesen und schreiben, und wie alle unwissenden Menschen, zu welcher Religion sie sich auch bekennen mögen, sind sie außerordentlich bigott und abergläubisch. Eine Ausnahme bilden, ihres Verkehrs mit Quebec wegen, die Acadier im Norden der Bori de Chaleur, die aber auch, gleich den Canadiern, ihre Landsleute nicht anders als les Sauvages nennen.

Mac Gregor's Sketches of the Maritime
Colonies of British America.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 52. 21 Februar 1829.

Das gesellschaftliche Leben in Indien. *)

Das Castenwesen.

Die Vertheilung der Arbeit gewährt so augenscheinliche Vortheile, daß sich's begreift, wie aus einer oberflächlichen Ansicht davon die Idee einer Classification nach Casten oder die Institution erblicher Gewerbe und Stände entstehen konnte. Den ersten Gründern der Staaten mochte sich einerseits die Bemerkung aufgedrängt haben, daß selten Etwas geleistet wird, wo man sich nicht einem Geschäfte ganz widmet und es zur ausschließlichen, oder wenigstens zur Hauptaufgabe seines Lebens macht; andrerseits war ihnen bei dem noch wenig vorgeschrittenen Zustande der Gesellschaft der Zweifel nahe gelegt, ob der Einzelne in seinem eigenen Thätigkeitstriebe, in seinem natürlichen Bestreben seine Lage zu verbessern und in seinem Interesse für das Wohl des Ganzen allein schon so viel Haltung besitze, um ohne Einwirkung des Gesetzes jenem Grundsatz Dauer und Folge zu geben. Das Castenwesen empfahl sich als ein Mittel, das Zurücksinken des Volks in die ursprüngliche Barbarei zu verhindern; als ein Mittel, die errungenen Vortheile zu erhalten, neue zu gewinnen. Völker, welche auf der Mittagshöhe der Civilisation stehen, verlangen Entfeßlung der Arbeit von allen Banden, damit in der freien Concurrenz der Kräfte, in dem Wettkampf der Geister alle Seiten des Lebens sich ausbilden können; jene Kinder der Vorzeit waren noch nicht reif zu dieser Emancipation oder vielmehr zu diesem Rechte der Selbgesetzgebung: genug, wenn das kleine Besitzthum, dessen sie sich erfreuten, möglichst gesichert blieb. Das Gesetz, welches die Einzelnen nöthigte, dem Berufe ihrer Väter zu folgen, ließ überdieß erwarten, daß sie es in einem Beruf, zu dem sie von Jugend auf unabänderlich bestimmt waren und mit dem all ihre Gedanken sich befreundeten, zu größerer Vollkommenheit bringen würden, da die mit der Wahlfreiheit so häufig verbundene Unzufriedenheit nicht leicht in ihnen aufkommen konnte. Hätten Casten sich nur in einem oder zwei Ländern gefunden, so möchte man vielleicht geneigt seyn, ihre Entstehung einem Zufall, oder den besondern Ansichten einzelner Gesetzgeber zuzuschreiben; aber das Castenwesen hat sich nicht, wie man gewöhnlich annimmt, auf Egypten und Indien beschränkt, sondern es hat sich im Gegentheil über ganz Asien, *) Griechenland (Attica unter Cecrops) **), England ***) und selbst America ****) (Peru und Merico) verbreitet. Ueberhaupt finden wir es bei allen Völkern, von denen wir aus der frühesten Periode ihres gesellschaftlichen Lebens authentische Nachrichten haben, bald nach der ersten Dämmerung der Civilisation eingeführt; und diese Allgemeinheit können wir nur, wie oben geschah, aus einer allgemeinen Ursache erklären.

Nach dem Uebergang des Hirtenlebens in das Ackerbauleben und der Gründung geregelter Regierungen kann man vier große Classen unterscheiden, aus welchen die Gesellschaft bestand: Bauern, Handwerker, Krieger und Priester. Daraus bildeten sich eben so viele Casten. Aber der davon erwartete Nutzen für Kunst und Wissenschaft war eine Täuschung, die in den Augen der Erleuchteteren bald verschwinden mußte; und wenn die Gesetzgebung den einreißenden Mißbräuchen nicht sofort entgegentrat und ihr Werk wieder aufgab, oder wenigstens bedeutend modificirte, so darf man sich nur erinnern, wie schwer es halten mußte, die besonders Bevorzugten auf das Niveau der Gleichheit zurück zu führen. Ohne Zweifel diente die Casteneinrichtung mit ihren erblichen Gewerben dazu, gewisse mechanische Fertigkeiten eine Zeitlang zu erhalten; aber dabei hatte es auch sein Bewenden. Denn wo kein Nacheifer Statt finden kann, ist auch kein Fortschritt möglich, und der Stillstand wird in Kurzem ein Rückschritt. In Staaten, welche die höchsten Gegenstände des Strebens der Mitbewerbung Aller darbieten, versucht Jeder in seiner Sphäre sich auszuzeichnen, in der Hoffnung, daß es ihm selbst oder seiner Familie gelingen werde, eine höhere Stufe zu erreichen. Man nehme dem Menschen die Aussicht, sein Glück zu machen und sich empor zu schwingen, und man erstickt in ihm jene Flamme des Ehrgeizes, welche die Quelle alles Großen und Edlen ist. Es giebt jedoch noch manche andere

*) Edinburgh Review XCV.

*) Goguet de l'origine des lois, des arts et des sciences. Vol. I.

**) Reynier de l'économie politique et rurale des Grecs. p. 51.

***) Millar's Historical View of the English Government. Vol. 1, p. 134.

****) Cari lettres Americaines. Vergl. die Supplemente zu der brittischen Encyclopädie unter dem Artikel Caste.

Dinge, welche dabei nachtheilig wirken. Ein Gewerb hat vielleicht einen Ueberfluß an Händen, einem andern Gewerb fehlen sie: wie sollte man dieß Mißverhältniß ausgleichen? Oder es werden neue Entdeckungen gemacht, (wiewohl man freilich durch einen derartigen Fall nicht so leicht in Verlegenheit gesetzt würde) die neuen Künsten das Daseyn geben; wie sollen diese ausgeübt werden, nachdem bereits jedem Individuum sein Geschäft zugewiesen ist? Was hätte man zum Beispiel mit der Erfindung der Buchdruckerei angefangen, hätten sich keine Schriftgießer, Setzer und Drucker gefunden? Allein nicht bloß, daß neue Künste entstehen, auch manche alte hören mit den Fortschritten der Civilisation auf: was sollte alsdann aus den Familien werden, welche die Inhaber ausgestorbener Künste wären? Endlich zerstört das Castenwesen den Hauptvortheil, der aus der Vertheilung der Arbeit entspringt, daß nämlich Jeder sich dem Berufe widmen kann, der seiner Neigung, seinen körperlichen und geistigen Fähigkeiten am Meisten zusagt. Es ist zwar wahr, was Robertson *) bemerkt, daß der menschliche Geist sich unter das Gesetz der Nothwendigkeit beugt, und daß er dem ihm auferlegten Zwang sich fügen lernt; aber die künstlichen Unterschiede, welche eine Classe von der andern absondern und einen Stamm oder gar wenige Individuen in den Stand setzen, jeden Genuß der Macht und des Reichthums sich ausschließlich anzueignen, werden denjenigen, denen die Theilnahme an solchen Vorrechten versagt ist, nicht so einleuchtend seyn, daß man sie überzeugen könnte, diese Verhältnisse wären in der Natur der Dinge gegründet und beruhten auf dem Grundsatze des allgemeinen Wohls. Zudem erzeugt das Castenwesen ein engherziges Philisterthum, das sich in einem gemischten Gefühl von Verachtung und Haß gegen Jeden ausspricht, der nicht zur Brüderschaft gehört: die niedere Classe sieht den Reichthum und das behagliche Leben der vornehmeren mit scheelen Augen an; die höhere Classe erlaubt sich gegen die niedereren den groben Hohn des Bauernstolzes. Unter solchen Umständen müßte zuletzt jeder Verkehr, jedes Verhältniß sich aufheben, Alles getrennt, unabhängig, feindselig einander gegenübertreten. Das Endresultat einer consequenten Entwicklung dieses Systems wäre, daß der gesellschaftliche Körper, nachdem ihn kein gemeinschaftliches Band des Interesses, der Theilnahme, der Liebe mehr zusammen hielte, in sich selbst zusammenfiele. Ein aus so unverträglichen Elementen zusammengesetztes Ganze, das keinen Keim zu einem künftigen Besserwerden in sich trägt, kann nicht von langer Dauer seyn. Wirklich verschwanden auch in Attica und andern europäischen Ländern die Casten frühzeitig. Man hat zwar behauptet, daß sie sich in Egypten bis zur persischen Invasion unter Cambyses erhalten hätten; allein die Gründe für diese Annahme sind nicht haltbar. Denn wie sollten die Egyptier, nach Allem, was man von ihnen weiß, so bedeutende Fortschritte in den Künsten und Wissenschaften haben machen können, wenn sie immer in Casten eingezünftet gewesen wären? Wahrscheinlich wirkte die Erfahrung bald für eine theilweise Emancipation, und wenn auch gewisse Hauptverrichtungen noch längere Zeit das Eigenthum besonderer Stämme blieben, während die gewöhnlicheren bereits freigegeben waren, so mochten sich manche Inhaber der letztern nach und nach auch unter die erstern eindrängen, so daß die alten Unterschiede immer mehr sich verwischten und der Staat Hände genug gewann, jede neue Unternehmung zu verfolgen und auszubilden.

Aber, wendet man ein, was auch anderswo das Schicksal des Casteninstituts gewesen seyn mag, so hat dasselbe wenigstens in Indien seinen ursprünglichen Character von der ältesten Zeit bis auf den heutigen Tag nie entäußert. Wie es jetzt in Indien ist, versichert Robertson *) so war es immer und so wird es immer bleiben. Die Hindus unserer Zeit sollen noch ganz den Hindus der Zeit Alexander's des Großen gleichen. Die Beschreibung, welche Arrian von ihnen liefert, soll noch genau auf ihre gegenwärtige Lage passen. Da soll es weder Vor- noch Rückschritte geben, drei Jahrtausende sollen spurlos an ihnen vorübergegangen seyn. Goguet sagt in seinem gelehrten und unschätzbaren Werke ausdrücklich, jedes Gewerbe sey auf eine besondere Caste beschränkt und könne von Keinem betrieben werden, dessen Väter es nicht auch getrieben hätten. Robertson theilt diese Ansicht: der Stand jedes Hindu sey unwandelbar festgesetzt; sein Loos unwiderruflich bestimmt; dem Gang seines Lebens die Bahn vorgezeichnet, von der er nicht abweichen dürfe. Spätere Gewährsmänner ließen sich in Menge beifügen, man darf aber nicht vergessen, daß es wohl zum größten Theil solche sind, welche sich durch die ostindische Compagnie verführen ließen, wenn diese in ihren officiellen Papieren der Welt zu beweisen suchte, daß an dem Elende jenes gesegneten Landes nicht ihre schlechte Regierung, sondern die Vorurtheile der Eingebornen Schuld wären, in welchen ein unüberwindliches Hinderniß gegen jedes Besserwerden läge.

Lese man die Schriften der Hindu selbst, oder von europäischen Werken solche, die vorzugsweise aus jenen schöpfen, um die unmittelbare Gewißheit zu erlangen, daß alle Nachrichten, die über die Herrschaft des Castenwesens im Umlauf sind, die Sache sehr übertreiben. Vielen Aufschluß giebt in dieser Hinsicht Rickards.**) Da er eben sowohl scharfer Selbstbeobachter, als gelehrter Kenner der indischen Literatur ist, so war er vor allen geeignet, uns die Frage zu beantworten, ob und in wieweit sich die Grundsätze europäischer Civilisation nach Indien verpflanzen ließen. Und wirklich findet er weder in der Verfassung der Gesellschaft, noch in den religiösen Begriffen des Volks jene absoluten Hindernisse gegen das Neue, von denen man in Europa so Viel zu erzählen wußte.

Die anfängliche Eintheilung der Bevölkerung in vier große Casten: Priester (Braminen), Krieger (Cshatryas), Handwerker und Künstler (Vaisyas) und Sclaven (Sudras) dauerte in ihrer reinen Form nur kurze Zeit. Nach den Sagen der Hindu hatte

*) Disquisition on Ancient India. p. 201 in der Octavausgabe.

*) Am a. O. S. 202.

**) India; or Facts submitted to illustrate the Character and Condition of the native inhabitants with suggestions for Reforming the present System of Government. By R. Rickards, Esq. Part I. Lond. 1828.

eine Vermittlung dieser Casten in einem sehr entfernten Zeitalter Statt, und aus diesen Mischlingen entstand eine Anzahl neuer Casten, mit dem Unterschied, daß es für sie keine Art von verbotener Beschäftigung mehr gab, wenn man das den Braminen vorbehaltene Recht, die Vedas zu lehren, zu opfern, von einem reinhändigen Geber Geschenke zu empfangen, ausnimmt. Colebrook, anerkannter Maßen in Allem, was Indien betrifft, eine bedeutende Autorität, berichtet,*) daß die Jatimala zwei und vierzig gemischte Casten als das Product der Verbindungen von Männern aus einer niedern Ordnung mit Weibern aus einer höhern Ordnung und umgekehrt aufzähle. Fügen wir zu dieser Zahl die Unterabtheilungen hinzu, die theils wieder aus der Vermischung der Mischlinge mit den reinen Casten, theils aus ihrer Vermischung unter sich erwachsen sind, so können wir nicht umhin Colebrook beizupflichten, wenn er glaubt, daß die nach und nach entstandenen Varietäten ins Unendliche gehen. Genug, um zu wissen, was von jener Meinung zu halten sey, als ob das Castenwesen jedem Indier mit Schicksalsallgewalt seine abgesonderte Bestimmung zuerkennte. „Ein Bramine," sagt Colebrook, „der nicht im Stande ist, in seinem Berufe fortzukommen, mag es in dem des Kriegers versuchen; will es ihm auch hier nicht glücken, so steht ihm der Stand des Ackerbauers, des Hirten, des Kaufmanns offen, nur enthalte er sich im letztern Falle gewisser unedlen Gewinnste. Ein Cshatrya kann zu all diesen Mitteln seine Zuflucht nehmen; die Verrichtungen des Braminen allein dürfen ihm nicht als Erwerbszweig dienen. In Nothzeiten räumt der Latudinarismus des Gesetzes noch Mehr ein. Der Bramine und der Cshatrya darf jede Kunst und jedes Gewerbe treiben, er darf sich durch Handarbeit, durch Taglohn, durch Almosen, und selbst durch Wucher ernähren. Dem Vaisya, der als Handwerker nicht gedeiht, bewilligt das Gesetz zu den knechtischen Diensten des Sudra herabzusteigen, so wie dem Sudra, der im persönlichen Dienst der höhern Classen keine Beschäftigung findet, sich als Handwerker seinen Unterhalt zu erwerben, namentlich in den mechanischen Arbeiten des Tischlers und Maurers oder in den practischen Künsten des Mahlers und Schreibers; und obgleich die niedern Classen in der Regel kein Recht haben, Etwas zu thun, was den höhern Classen zusteht, so ist doch den Sudras ausdrücklich erlaubt, Landbauern und Kaufleute zu werden. Noch größere Freiheit genießen die gemischten Classen: denn hier hat man die Wahl zwischen dem Gewerbe seiner eigenen Caste und zwischen dem Gewerb der Caste, von welcher man mütterlicherseits abstammt: wenigstens ist dieß der Fall, wenn die Abstammung von einer reinen Caste in gerader Linie erfolgt; bei den gemischten Casten ist es also fast unbedingt der Willkür des Einzelnen überlassen, mit was er sich beschäftigen will, ob mit Künsten und Handwerken, oder mit Ackerbau und Handel: so daß am Ende als einzige Beschränkung übrig bleibt, daß zwar der Bramine aus seiner Caste heraus, Niemand aber in die Caste des Braminen eintreten darf."

Daß aber die Aufhebung des strengen Castenzwangs sich bereits in das graue Alterthum verliert, beweist außerdem das Buch Dherma Sastra, das gemischter Casten gedenkt, (wenn anders dessen Abfassung, wie uns Sir William Jones glauben machen will, ins neunte Jahrhundert vor Chr. G. (??) fällt); auch der Umstand, daß man in manchen Gegenden Indiens die Geschichte der Vermischung durch viele Zeitalter hinauf historisch verfolgen kann, während sich von der vierfachen Classification, die man mit so vieler Zuversicht behauptet hat, auch nirgend eine Spur mehr vorfindet. Ueberall begegnet man einer heterogenen Masse, die sich nicht mehr von einander ausscheiden läßt. Bei einem Hausbau kann man Zimmerleute oder Maurer von sechs verschiedenen Casten sehen, die sich friedlich mit einander vertragen, und wer die großen Handelsstädte Indiens besucht hat, dem kann es nicht entgangen seyn, daß, wo Nachfrage um Arbeit war, es auch nie an Händen gebrach, die verschiedensten Zweige alter und neuer Kunst zu bearbeiten, trotz des verschrieenen Castenwesens, aus dem die Europäer ein unübersteigliches Hinderniß der Cultur Indiens machen wollten.

(Schluß folgt.)

*) Asiatic Researches, Vol. V.

Canalbau in Frankreich.

(Schluß.)

Ein anderer Redner, Alexander de Laborde, machte in derselben Sitzung folgende Bemerkung: „Der erste Kostenan„schlag des Canals de l'Ile à Périgueux betrug 1,700,000 Francs; „man bewilligte dafür 2,500,000; allein diese Fonds waren be„reits vor dem Jahre 1827 erschöpft, die Arbeiten wurden auf „Kosten des Staates fortgesetzt und haben bis jetzt schon zwi„schen 4 und 5 Millionen gekostet." —

Diese keineswegs erfreulichen Entdeckungen veranlaßten den Minister des Innern, Herrn v. Martignac, schon im Monat August eine Special-Commission unter seinem Vorsitze, mit Genehmigung des Königs, zu ernennen, welche sich damit beschäftigen sollte, die schicklichsten und wirksamsten Mittel aufzufinden, wodurch solchem Uebel mit den möglichst geringen Opfern für den Staat gesteuert, die gegen die Darleiher eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllt, und fernern Ueberschreitungen dieser Art vorgebeugt, zugleich aber auch die in einem äußerst verdorbenen Zustande befindlichen Landstraßen wieder hergestellt werden könnten. Die Mitglieder dieser Commission sind folgende Herren: Die Pairs des Reichs: Vicomte Lainé (Vicepräsident) Herzog von Brissac, Graf Molé, Baron Pasquier, Vicomte Dode de la Brunerie; die Deputirten: Baron Hely d'Oissel, Casimir Perrier, de Lestours, Marquis d'Escuyrac, Bessières, Bequey (Generaldirector des Straßen- und Wasserbaues), Graf v. Joarnon, Graf Chabrol de Volvic; die Inspectoren und Ingenieure beim Straßen- und Wasserbau: Jarbé de Vaurclaires, Lamande, Cordier, und Legrand, letzterer zugleich als Secretär der Commission.

Noch sind zwar die Arbeiten dieser Commission nicht vollständig bekannt, indessen haben uns die französischen Blätter bereits einen sehr gründlichen Bericht des Baron Pasquier über den Straßenbau, und zwei Berichte des Grafen Molé über die Canäle geliefert. In dem letzten dieser Berichte,

welchen Graf Molé der Commission in ihrer Sitzung am 6 Oktober erstattete, trägt dieser Pair, nach dem ernstlichsten Bedauern über die vorgefallenen, leider! nicht mehr zu ändernden Mißgriffe, darauf an: 1) daß die beiden Kammern bei ihrer nächsten Sitzung um Bewilligung eines Credits zur Deckung der nachträglich verlangten Summen gebeten werden, wobei jedoch ganz genaue und definitive Kostenanschläge (des lévis définitifs) vorgelegt werden sollten; 2) daß die schon seit längerer Zeit vollendeten Canäle, als der du Centre und der von St. Quentin, so wie diejenigen, deren Vollendung nahe ist, wie die der Ardennen, d'Angoulême und de Monsieur, wo möglich auf 99 Jahre an Privatgesellschaften überlassen werden; 3) daß die aus diesen Verkäufen und Concessionen erlösten Summen in eine besondere Casse, die Canalkasse genannt, hinterlegt und aus dieser zu keinem andern Zwecke herausgenommen und verwendet werden sollen, als zur Vollendung der übrigen unternommenen Canäle, mit Abrechnung des von den Kammern hiezu eröffneten Credits; 4) daß auf gleiche Weise alle Canäle, so wie dieselben vollendet sind, verkauft und das erlöste Geld derselben Canalkasse zugewiesen werden solle, um damit die noch übrigen Canäle zu vollenden, oder aushülfsweise solchen Gesellschaften Vorschüsse zu machen, welche auf ihre eigene Gefahr und Rechnung neue Canäle zu bauen sich erbieten würden. *)

Ohne hier über die Zweckmäßigkeit dieser vorgeschlagenen Maßregeln ein Urtheil fällen zu wollen, erlauben wir uns nur folgende Bemerkungen oder Fragen: Kann man, nach den so bestimmt ausgesprochenen Meinungen der ausgezeichnetsten und einsichtsvollsten Mitglieder der beiden Kammern, und nach dem ungünstigen Eindrucke, welchen so auffallende Mißgriffe und Verrechnungen auf die öffentliche Meinung gemacht haben müssen, noch hoffen, Gesellschaften zu finden, welche um einen billigen Preis diese Canäle, deren Erträgniß so unbedeutend ist, werden kaufen und unterhalten, oder welche ihr Vermögen an ähnliche Unternehmungen werden setzen wollen, die ihnen unter den günstigsten Umständen in der Folge kaum die Unterhaltungskosten abwerfen? — Wird man daher nicht genöthigt seyn, diese Canäle um ein Spottgeld, vielleicht um den dritten oder vierten Theil der darauf verwendeten Summe zu veräußern? — Und, abgesehen von der Größe eines solchen Verlustes für den Staat, wird dann ein so geringer, aus diesen Veräußerungen erhaltener Betrag hinreichen, die etwaigen Ueberschreitungen und Ausfälle zu decken, welche sich bei der Fortsetzung und Vollendung jener Canäle noch künftig ergeben können? Oder ist nicht vielmehr zu befürchten, daß man auf diesem Wege neuerdings wieder in dieselben Verlegenheiten gerathe, aus welchen man sich am Ende nur mit noch größern Aufopferungen herauszuziehen im Stande seyn dürfte? —

Wir überlassen die Beantwortung dieser Fragen, und die Entscheidung über den Grund oder Ungrund dieser Besorgnisse der Zeit, glauben jedoch einstweilen aus diesem merkwürdigen Beitrage zur neuesten Geschichte des Canalbaues im Auslande auf einen bevorstehenden oder angekündigten Canal im Inlande die Lehre anwenden zu dürfen, daß es bei solchen Bauten überhaupt äußerst schwer ist, den wahren Kostenaufwand vorläufig mit Sicherheit zu bestimmen, und daß man da, wo ein Verein der geschicktesten und geübtesten Ingenieure von der Welt, welche schon mehrere Canäle ausgeführt haben, sich so gewaltig verrechnet hat, auf die Voranschläge von Bauverständigen, die in diesem Fache noch gar keine Erfahrung zu erwerben Gelegenheit gehabt haben, sich noch weit weniger verlassen darf. —

*) Journal des Débats vom 19 December 1828.

Wunderbarer Appetit eines Ochsen.

„Ich kann nicht umhin, — sagt der Verf. eines kürzlich in London erschienenen Werkes (Twelve Years Military Adventure in Three Quarters of the Globe. Lond. 1829, 2 vols. 8.) einen merkwürdigen Vorfall zu erwähnen, von dem ich (während eines Feldzuges in Indien) selbst Zeuge war. Ich lag in meinem Zelte und dachte über die Beschwerden des Soldatenlebens nach, wobei meine Blicke unwillkürlich auf mein armes Vieh gezogen wurden, welches in der Nähe angebunden stand und seit dem Morgen vergebens die Rückkehr eines Fourage-Detaschements erwartete. Ich sah einen Ochsen, dessen scharfgezeichnete Rippen das sprechendste Zeugniß für die Sparsamkeit seiner Kost ablegten, allmälig seinen Kopf nach einem Turban ausstrecken, der einem meiner Diener gehörte und zufällig in dem Spielraum seines Laufseils lag. Nachdem er ihn ein oder zweimal mit der Nase umgestoßen hatte, wahrscheinlich um sich von seiner Verdaulichkeit zu überzeugen, faßte er das lose Ende in den Mund und begann ihn wirklich zu verzehren. Er schlang und schlang; und so wie sich die weiten Falten des Turbans auseinander wickelten, verschwanden sie sogleich in dem Schlund des Ochsen, bis zuletzt von zehn Ellen Zeug nur noch ein kleines Stück übrig geblieben war, das ihm aus dem Munde heraus hing. Ich wurde durch den ganzen Vorgang so amusirt, daß ich es nicht über das Herz bringen konnte, dem Thiere Einhalt zu thun, sondern auf meinem Lager seinen Operationen wohl eine Stunde lang zusah. Noch eine Minute, und der letzte Rest des Turbans wäre wahrscheinlich in dem Magen des Ochsen begraben gewesen. Gerade in diesem kritischem Momente kehrte jedoch der Eigenthümer zurück und, indem er sich nach seinem Turban umsah, sah er das Ende desselben eben noch dem Thiere aus dem Munde heraushängen. Mit einem Fluch eilte er auf den Ochsen zu, ergriff den einzigen noch sichtbaren Theil seiner Kopfbedeckung und zog und zog unter tausend Flüchen, bis das zerrissene, aber noch immer zusammenhängende Gewand allmälig wieder an das Tageslicht gekommen war. Die Wuth des Mannes und seine Gebehrden, während dieser Procedur, und das Staunen des Ochsen über eine so neue Art Brechmittel bildeten eine Scene, die wahrhaft unwiderstehlich war.“ — Wir wundern uns nur, daß der Ochs nicht, statt den Turban herauszugeben, den Mann dazu verschlang! Und dergleichen Münchhausiaden werden dem englischen Publicum als wahre Geschichten verkauft!

Berichtigungen.

In Nr. 50. S. 198 Sp. 1. Z. 12 soll es heißen vor 15 Jahren statt vor 150 Jahren. Nr. 51. S. 204. Z. v. u. statt Bori l. Bai.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 53. 22 Februar 1829.

Urtheil eines Tory über die Seemacht der Vereinigten Staaten. *)

Es ist eine große Demüthigung für den Engländer, daß der Ruhm der vollendetsten Schiffbaukunst von England gewichen, daß Schiffe eines andern Landes vor denen der brittischen Seemacht den Vorzug haben sollen. Diese Schmach, ruft ein englischer Journalist aus, sollte um jeden Preis von uns abgewendet werden, und wenn sie auch Nichts verletzte als unsern Nationalstolz; allein sie verletzt Interessen, deren Wichtigkeit ich nicht erst zu erörtern brauche. Die Regierung ladet eine unverzeihliche Schuld auf sich, wenn bei unsrem nächsten Krieg mit America die brittischen Schiffe es nicht in allen Stücken mit den americanischen aufnehmen können.

Während America's Handelsmarine so reißende Fortschritte macht, daß sie beinahe schon der unsrigen gleichkommt, will man von verschiedenen Seiten unsre Besorgnisse mit der Versicherung beschwichtigen, daß die Americaner niemals die für eine mächtige Flotte benöthigte Seemannschaft aufbringen werden. Vertrauen wir hierauf nicht! Denn auch zugegeben, daß bis jetzt ihre Schiffsbemannung durch keine Zwangsgesetze gesichert sind, so können sie ja leicht Vorkehrungen treffen, welche diesen Mangel ersetzen. Ein Land, das nach Seeruhm, nach Vergrößerung strebt, dem bei Kriegszeiten zum Schutz seines Handels, zur Vertheidigung seiner Küsten gegen feindliche Einfälle mächtige Flotten so unentbehrlich sind, dürfte sich gegen die Annahme solcher Gesetze nicht sehr sträuben, falls sie durch die Umstände geboten würden. Besitzt einmal America in seiner Handelsmarine so viel Seeleute als England, so wird es ihm ein Leichtes, die gleiche Anzahl Kriegsschiffe zu bemannen. Es wird die Mittel besitzen, und es ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß es sie auch benützen wird.

America wäre aber schon ein höchst gefährlicher Feind auf dem Ocean, wenn es auch nur die Hälfte der englischen Kriegsschiffe besäße. Sie würden sich dadurch uns beinah gleichstellen, da unsre Streitkräfte zu sehr getheilt seyn müssen. Wir sollten aus der Geschichte unsrer eigenen Seemacht wissen, wie Viel auf die ersten zwei oder drei großen Seeschlachten ankommt. Angenommen, die Americaner hätten nur halb so viel Kriegsschiffe, als wir im Ganzen besitzen, auf einem Punkte beisammen, und nähmen oder zerstörten uns im ersten Treffen vierzehn bis zwanzig Linienschiffe, was wäre die Folge davon? Seemacht ist von Kriegsmacht himmelweit verschieden; jene hat eine höchst schwache, delicate Existenz, und diejenigen, welche sie besitzen, und welchen dieser Besitz von der höchsten Wichtigkeit ist, sollten sie gleich einer zarten exotischen Pflanze aufs Sorgfältigste pflegen und warten. Der Verlust einer einzigen Schlacht kann sie nicht bloß für den Augenblick, sondern auf immer vernichten. Wir nahmen Frankreich seine Flotte, und seine Kolonien, und mit diesen die Mittel, eine zweite aufzustellen, folgten ihr. Entreißen uns die Americaner einen Augenblick und auf einem Punkt, den sie angreifen, unsre Suprematie, so sind einige unsrer wichtigsten Kolonien eine leichte Beute für sie. Haben sie diese aber, so ist ein großer Theil unsrer Handelsmarine nicht nur für uns verloren, sondern auch für America gewonnen. Wie es vordem Frankreich, Holland u. s. w. erging, so ergeht es uns, wenn wir auf dem Ocean geschlagen werden. Der Verlust der ersten Flotte zieht den der zweiten nach sich. Mit den Flotten sind Kolonien, Kauffahrteischiffe, und die Mittel, neue Flotten auszurüsten, nothwendig verloren; und was wir verlieren, gewinnt der Feind.

Hierin liegt der triftigste Beweis für die Nothwendigkeit, daß, falls America bei etwaigem Krieg eine Flotte von 15 bis 20 Linienschiffen in die See schicken könnte, die brittischen Schiffe, welche es mit jenen aufnehmen sollen, sie an Größe, Bauart, Kanonen-Zahl und Bemannung wo nicht übertreffen, doch ihnen zum Mindesten gleichstehen müssen. Wir dürfen nicht auf unser numerisches Uebergewicht pochen, und keine Vorsichtsmaßregel unterlassen. Wie schwer auch immer America Seeleute sich verschaffen mag, so ist doch gewiß, daß es alle wesentlichen Erfordernisse besitzt, mächtige Streitkräfte auf das Meer zu senden, und daß es schon jetzt auch ohne fremde Bündnisse eine furchtbare Seemacht ist. Werfen wir einen Blick auf seine Bevölkerung und Handelsmarine, so können wir denen, welche behaupten, daß es unmöglich 50 — 100,000 Seeleute für seine Kriegsschiffe aufzutreiben vermöge, nicht unbedingten Glauben schenken. Aber es steht zu erwarten, daß es, bei einem Kriege mit uns, Verbündete haben wird. Von Frankreich sprechen wir nicht; die Vorgänge im Mittelmeer aber zeigen uns deutlich, daß Rußlands und America's Politik seit einiger Zeit dahin geht, Freundschaftsverhältnisse zu pflegen und sich gegen England einander näher anzuschließen. Wird Rußland durch die Eroberung der europäischen Türkei eine bedeutende Seemacht, so wird es America's

*) Blackwood's Edinburgh Magazine.

natürlicher Verbündeter wider uns. Wir brauchen nicht genauer nachzuweisen, wie sehr eine solche Verbindung im Interesse Rußlands und America's liege:

Der Triumph, den die russische Diplomatie in letzter Zeit davongetragen, ist erstaunenswerth, beispiellos, wunderbar. Den unseligen Tractat zu Gunsten Griechenlands ging England bekannter Maßen zur Verhinderung eines Kriegs zwischen Rußland und der Pforte ein, und doch blieb Rußland völlig freigestellt, den Krieg gleichwohl anzufangen. Kaum ist der Tractat unterzeichnet, so greift Rußland die Pforte an und gebraucht ihn zum Mittel, England und Frankreich bei diesem Angriff als seine Verbündeten zu benützen. Die türkische Flotte, die es allein nicht zerstören konnte, zerstört es mit Hülfe der englischen und französischen Flotten. Sein Recht, als kriegführende Macht im Mittelmeer aufzutreten, macht es nicht eher geltend, als bis ein Heer Franzosen in Morea gelandet hat — mit andern Worten, es bleibt neutral, so lange es mit Englands und Frankreichs Hülfe gegen die Türkei kräftiger auftreten kann, als es als kriegführender Macht möglich war. Kaum zeigt ihm aber der offene Krieg mehr Vortheil als die Neutralität, so zieht es durch den schändlichsten Treubruch *) unbedenklich den erstern vor. Wie unsre Minister so hartnäckig an dem Vertrag vom 6 Juli halten mochten, nachdem sie mit Ehre davon zurücktreten konnten, ist uns unerklärlich. Wir sagen nicht Alles, was wir denken, wenn wir behaupten, daß sie eine höchst gefährliche Politik befolgt haben. Es ist möglich, daß es Rußland und Frankreich Ernst mit ihren Versicherungen war, aber eben so klar ist, daß man sich auf die russischen Versicherungen **nicht** verlassen kann.

Wenn nun die Schritte dieser Mächte unsern Seeinteressen rücksichtlich America's sehr leicht großen Eintrag thun können, so liegt es uns ob, die Seemacht des letztern mit um so eifersüchtigerm Auge zu bewachen. Die Minister verdienen alles Lob für die Fortificationen, die sie in unsern americanischen Besitzungen anlegen, und wir versehen uns zu ihrer Weisheit, daß das alte Lied über Sparsamkeit sie nur zu reichlichern Opfern auffordern werde. Diese Befestigungen sind unter die Hauptbollwerke unserer Seeherrschaft zu rechnen; denn sind die Canadas schon in commerzieller Hinsicht von Wichtigkeit, so sind sie es noch mehr in politischer Beziehung. Gewinnt sie America, so entreißt es uns einen bedeutenden Theil unserer Seemacht, deren Materialien wir von dorther beziehen. Ihre Handelsmarine wird dadurch der unsern gleichgestellt, und unser Besitz von Westindien für uns sehr problematisch. Die Frage: sollen die Canadas England oder America angehören — löst sich größten Theils in folgende auf: Soll England oder America die Suprematie zur See besitzen?

Wir wünschten von Herzen, den Ministern für den Schutz unsrer Handelsschifffahrt denselben Dank zollen zu dürfen. Diese ist aber seit geraumer Zeit in Nachtheil und Abnahme; die Americaner haben ihr den Rang abgewonnen; und fahren deren Schiffe in demselben Grade, wie bisher, fort, sich zu vermehren, so ist in wenigen Jahren der Verlust eines Theils unsrer Kolonien unzweifelhaft. . . . .

*) Man darf nicht vergessen, daß Blackwood's Magazine das heftigste Organ der Hightories ist. A. d. R.

Egypten zur Zeit der Invasion der Franzosen.

(Schluß.)

Bonaparte feierte das Fest des Propheten im Hause des Scheikh El-Bekir. Die Ceremonie begann mit der Recitation einer Art Litanei, das Leben Mohammeds von seiner Geburt bis zu seinem Tod enthaltend. Gegen hundert Scheikhs, die auf Teppichen mit gekreuzten Beinen im Kreise herumsaßen, wiederholten alle Verse der Litanei, wobei sie sich nach dem Rhythmus beständig vor- und zurückneigten, und zwar alle miteinander in gleichmäßigem Tacte. Hierauf ward ein kostbares Mittagsmahl aufgetragen, bei dem die Gäste auf Polstern, gleichfalls mit übergeschlagenen Beinen saßen. Es standen zwanzig Tafeln gedeckt, an jeder fünf bis sechs Personen. Die Tafel Bonapartes und des Scheikhs El-Bekir stand in der Mitte. Ein kleiner Tisch, von köstlichem Holze, mit Mosaik ausgelegt, war auf einer Erhöhung von etwa 1½ Fuß aufgestellt, und mit einer großen Anzahl Tassen bedeckt. Die Scheikhs griffen bei den Speisen überall mit den Fingern zu; weßwegen auch dreimal Wasser herumgereicht wurde, um die Hände zu waschen. Abends ward ganz Kairo festlich erleuchtet. Die Tischgesellschaft begab sich auf den öffentlichen Platz El-Bekirs, dessen Illumination, in farbigem Glas, besonders schön war. Das Volk strömte in zahlloser Menge herbei. Alle waren in Reihen geordnet von zwanzig bis hundert Personen, welche die Gebete und Litanei des Propheten hersagten, und dieselben gleichfalls mit jenen rhythmischen Bewegungen begleiteten, die immer heftiger und zuletzt bei Manchen ganz convulsivisch wurden, so daß viele der eifrigsten zu Boden sanken.

Im Laufe des Jahres erhielt Bonaparte öfters von den Scheikhs Einladungen zu festlichen Mahlen, die jedesmal mit gleicher Pracht stattfanden, stets an heiligen Tagen des Propheten. Bonaparte sagte nie, er habe sich zur mohammedanischen Religion bekehrt; er bekannte nur, und wahrscheinlich mit Ueberzeugung, daß er eine hohe Meinung von ihrem Stifter habe, und behandelte ihre Ceremonien mit Achtung und Anstand. Indessen scheint er doch einmal mit den Scheikhs in eine Art Unterhandlung getreten zu seyn, um sie glauben zu machen, daß er den Wunsch hätte, ihr Katechumene zu werden, wobei nur das Verbot des Weins und die Beschneidung als Schwierigkeiten herausgehoben, von den Scheikhs aber als unwesentliche Punkte der Religion bezeichnet wurden, von denen dispensirt werden könnte. Dieß war keine gute Politik; statt jene feinen und scharfblickenden Casuisten zu täuschen, mußte es ihnen vielmehr eine schlechte Meinung von der Aufrichtigkeit des französischen Befehlshabers auch in andern Punkten beibringen. Wollte man im Lande bloß zugelassen werden, um Freundschafts- und Handelsverhältnisse anzuknüpfen, so war es nicht nöthig, Renegat zu werden; wollte man es aber sich unterwerfen, so war dieß nicht genug. War ihre Religion so vortrefflich, wie man durch eine solche Anerkennung aussprach, so war es auch wahrscheinlich, daß ihre Gesetze und ihre Verfassung nicht so schlecht seyn würden, um sie durch Fremde

umformen lassen zu müssen. Ehe man ein Reich umstürzen will, ist vor Allem nöthig zu beweisen, daß man an Kraft und Geist dem Gegner überlegen ist. Für außerordentliche Fälle können halbe Maßregeln nie genügen, und wo eine völlige Antipathie der Gefühle und Grundsätze herrscht, muß die eine oder die andere Partei unterliegen.*) Bonapartes Soldaten, obgleich trefflicher als alle Truppen, die ihnen entgegenstanden, waren doch nur eine Handvoll Leute im Vergleich mit dem Schauplatz, auf dem sie auftreten sollten, und mußten zuletzt nothwendig zu Grunde gehen, da ihr Chef kein Zauberwort in seiner Brust fand, den Orient für sich zu entflammen, oder seine ihm entgegenwehenden Feuer zu beschwören. „Der Odem seiner Rede hatte nicht die Kraft die sonnverbrannte Bevölkerung gleich einer Staubwolke aufzuregen, und vor sich her zu senden gleich einem Wirbelwind; und so mußte er erstickend gegen ihn selbst zurückwehen." So wenig Napoleon neue Ideen der Civilisation im Osten ausbreitete, so stellte er selbst in Europa sich die Aufgabe, jene Ideen in Schranken zu bannen und zu neutralisiren; anstatt eine neue Aera des gesellschaftlichen Lebens zu beginnen und ihr volle freie Bahn zu brechen, ward die alte Zeit, die aus Altersschwäche und Entartung in Trümmer gefallen war, geflickt und mühsam am Leben erhalten. **) Bacchus verbreitete Bildung und göttergleiche Gaben im Orient, und kehrte von der Eroberung Indiens zurück, von Panthern gezogen und von Triumphliedern begleitet. Alexander warf durch militärische Disciplin barbarische Throne über den Haufen, und nur seine Leidenschaft war es, die ihm zuletzt den Sturz bereitete. Bonaparte sah durch eine entblößte Veste und ein paar englische Kreuzer seine Eroberung gehemmt, und kehrte zurück, um im Westen ein Reich zu finden, das über des Gründers Haupt zusammenstürzte, weil es weder alt noch neu war.

Clapperton's zweite Reise im Innern von Africa.

Landers Reise von Khiama nach Badagry.

(Schluß.)

Zu Khiama, wo Lander am 9 September eintraf, verweilte er fünf Tage; während deren die Königin reichlich für alle seine Bedürfnisse sorgte. Der König, dem er drei Ellen rothen und blauen Damast, eben soviel Seidenzeug, eine seidene Schärpe, eine rothe Mütze, zwei Paar Rasirmesser und hundert Nadeln zum Geschenk machte, erbot sich, wenn der König von England künftig wieder Jemand nach Bornu schicken wolle, den Gesandten auf einem sicheren Wege hin zu bringen, ohne daß derselbe nöthig habe das Land der Fellata (Sackatu) zu berühren. Eine Bote des Königs von Khiama begleitete Lander in das Reich Yariba. Am 16 setzten sie über den Fluß Mossa, der dasselbe von Bornu trennt.

„Am folgenden Tage," fährt Lander in seinem Reisebericht fort, „fragte ich den Boten, warum er sich so furchtsam bezeugt habe, als sie über das Wasser gingen, und setzte hinzu: ich habe viel größere und reißendere Flüsse durchschwommen, z. B. den Niger. Jetzt bat der Mann in größter Angst den Namen keines andern Flusses auszusprechen, so lange wir noch von der Mossa gehört werden könnten; denn diese sey die Gemahlin des Niger und habe viele Nebenbuhlerinnen, weshalb sie äußerst launisch, eifersüchtig und grausam sey; und wenn ich es wagte, mich in ihre Gewalt zu begeben, so würde sie mich ohne Zweifel verschlingen, weil ich geringschätzig von ihr gesprochen hätte. Sie lebe beständig in Zank und Streit mit ihrem Manne, indem sie glaube, daß dieser zu vertraut mit anderen Flüssen sey, und, wo sie zusammen kämen, machten sie einen Teufelslärm mit ihren Streitigkeiten." *) Ich mußte laut auflachen über diese Erzählung von den Liebesabenteuern des Niger, worüber der Mann sehr zornig wurde, so daß ich viele Mühe hatte, ihn zu beruhigen."

Zu Katunga, der Hauptstadt von Yariba, wurde Lander in demselben Hause untergebracht, welches er auf der Reise in das Innere mit seinem Herrn bewohnte.

„Den 26. Der König wollte mich nicht zu sich kommen lassen, aus Besorgniß daß ich mir die Füße naß machen würde. (Der Regen fiel in Strömen und alle Niederungen waren überschwemmt.) Er besuchte mich daher mit fünfhundert seiner Weiber und den vornehmsten Einwohnern der Stadt. Die ersteren begrüßten mich, indem sie mit vielem Gefühl ein einfaches klagendes Lied sangen, das einen eben so überraschenden als angenehmen Eindruck machte. Alle Anwesenden hörten diesem Gesange mit der tiefsten Aufmerksamkeit bis zum Schluß zu. Der König sprach hierauf sein Bedauern über den Tod meines Herrn aus und befragte mich genau über die Gründe, die uns bewogen hätten in das Innere zu gehen. Als ich ihm sagte, daß es geschehen wäre, um zu sehen, ob sich irgend Etwas, das Werth im Handel hätte, im Lande fände, schien er zufrieden gestellt. Er war reich gekleidet in einen Talar von rothem Damast mit Korallen geschmückt und ein Paar Hosen von Landtuch (country cloth), Scharlachgrund mit blauen Streifen. Seine Beine waren bis an die Knie roth gefärbt (mit Hennah), und an seinen Füßen trug er rothe Ledersandalen. Eine Mütze von blauem Damast, dick mit Korallen besetzt, bedeckte sein Haupt, und Silberringe hingen um seinen Hals, seine Arme und Beine. Ich bot ihm das Pferd an, welches ich zu Kano gekauft hatte, ein schönes Thier,

---

*) Während der General-en-Chef der bestehenden Religion bloß zum Schein und aus Politik huldigte, trat General Menou im Ernst zu ihr über, und heirathete eine Dame aus Rosette, die er ganz mit französischer Galanterie behandelte. Er räumte ihr alle Gewalt über das Speisezimmer ein, gab ihr den ersten Platz an der Tafel und die ausgesuchtesten Gerichte, und wenn sie ihre Serviette fallen ließ, so eilte er sie wieder aufzuheben. Sie erzählte dieß Alles im Bad zu Rosette, wo alle Frauen zusammenkamen, und diese überreichten nun, in der Hoffnung einer Aenderung der Nationalsitten, dem Sultan Kebir, dem Könige des Feuers (wie bekanntlich Bonaparte genannt wurde), eine Bittschrift, daß ihre Ehemänner verpflichtet werden sollten, sie auf dieselbe artige Weise zu behandeln. — Eine Revolution der Harems möchte nicht als das letzte Mittel einer glücklichen Revolution im Innern zu betrachten gewesen seyn.

**) Interessant ist es, mit diesem Urtheile Hazlitts das seines Landsmannes, des Obrist Napier, über denselben Gegenstand zu vergleichen. S. Ausland v. vor. Jahr Nr. 364. S. 1458.

*) Sollte nicht in dieser Mythe eine Anspielung auf einen Wasserfall oder Stromschnellen des Niger bei seiner Vereinigung mit der Mossa seyn?

das mich den ganzen Weg von dieser Stadt an getragen hatte, und bedauerte, außer Stande zu seyn, ihm ein werthvolleres Geschenk machen zu können, versprach aber, wenn er mich durch zwei Boten bis an die Küste begleiten lasse, ihm etwas Anderes zu schicken. Am Abend empfing ich von dem König eine Ziege und eine große Quantität Yams.

„Den 30. Ich ließ dem König wissen, daß es mir an Geld fehle, worauf er großmüthig mir eine Ente und 4000 Otterköpfchen sandte. Der Eunuch, des Königs erster Rath, verlangte von mir mein letztes Pistol, zwei Dollar und eine Scharlachmütze, die ich mich genöthigt sah, ihm zu geben. Auch wünschte er einen Esel, um einen Fetisch daraus zu machen; doch verweigerte ich ihm diesen. Als ich aber den Esel darauf am Abend von der Waide holen ließ, fand ich, daß dem armen Thier zwei vergiftete Pfeile in die Seite geschossen waren; ich zweifelte nicht, daß der mißvergnügte Eunuch den Thäter angestiftet hatte. Das Thier wurde ein wahres Skelett, so daß ich es nach sechs Tagen, nachdem es die größten Schmerzen ausgestanden, durch Pasioe und Jombie hinwegführen und todt stechen ließ. Als der König dieß hörte, befahl er sogleich den todten Esel in Stücke zu schneiden, und ihn in sein Haus zu bringen, wo eine köstliche Mahlzeit daraus bereitet wurde, an der seine Weiber und die Ersten des Reiches Theil nahmen. Um mich für meinen Verlust zu entschädigen, sandte er mir eine Ziege und 1000 Otterköpfchen.

„Die Einwohner von Yariba sind in der Wahl ihrer Speisen eben nicht sehr ekel; sie verzehren Frösche, Affen, Hunde, Katzen, Ratten, Mäuse und Ungeziefer aller Art. Ein fetter Hund wird immer einen höhern Preis kosten als eine Ziege. Heuschrecken und schwarze Ameisen, wenn sie eben flügge geworden sind, werden für eine Leckerei gehalten; auch Raupen stehen in hoher Achtung. Die letzteren werden gekocht und mit Yams und Tuah gegessen; dagegen Ameisen und Heuschrecken in Butter gebraten.

„Es ist Sitte in Katunga, daß, wenn der König stirbt, sein ältester Sohn, sein erstes Weib und alle vornehmen Männer des Königreiches an seinem Grabe Gift nehmen und darauf mit ihm begraben werden. Keiner von den Söhnen des Königs erhält den Thron, sondern sein Nachfolger wird aus den weisesten Leuten des Landes gewählt."

„Geblieben zu Katunga bis zum 21 October, wo der König mir 4000 Otterköpfchen und einige Trona gab, um sie unter Weges verkaufen zu können. Er ließ mich durch seine ersten Boten begleiten und durch dieselben dem Häuptlinge jeder Ortschaft, durch welche wir kamen, befehlen, nach ihren Mitteln zu unserem Unterhalt beizutragen."

Zu Badagry versuchten die portugiesischen Kaufleute, Lander zu vergiften, was ihnen indessen fehlschlug. Doch ist diese Thatsache hinreichend, um über die üble Stimmung, welche die Reisenden häufig erfuhren, Aufschluß zu geben. Die Sclavenhändler, welche bei der Anknüpfung eines regelmäßigen Verkehrs mit dem Innern von Africa am Meisten verlieren würden, sind es, welche es sich auch am Meisten angelegen seyn ließen, den Zweck der bisherigen Missionen zu vereiteln.

Botanik der Urwelt.

Nach den neuesten Forschungen eines berühmten französischen Gelehrten, Adolf Brogniart des Sohnes, entspricht die Vegetation der Urwelt in ihren Perioden den drei aufeinander folgenden Formationen des Bodens (der Erdoberfläche) von den ältesten Zeiten der Schöpfung bis zu der großen Fluth.

Der ersten Periode, welche mit der ältesten und einfachsten Formation der Erde gleichzeitig ist und bis zu dem Vorkommen der Bildung von Kohlenschichten dauerte gehörte eine Anzahl von Vegetabilien an, deren Structur im höchsten Grade einfach ist. Diese Vegetabilien sind sowohl durch ihre Seltenheit, als durch die außerordentliche Größe ihrer Dimensionen merkwürdig. Während unsere gegenwärtige Pflanzenwelt wenigstens zweihundert verschiedene Familien zählt, ist jene früheste auf sechs Familien beschränkt. Dagegen erreichten die Farnkräuter, die jetzt nur noch zwanzig bis fünf und zwanzig Fuß hoch werden, damals aber auch eine Höhe von vierzig bis fünfzig Fuß. Brogniart ist der Meinung, daß die Kohlenformation, welche den Schluß dieser Vegetationsperiode bildet, aus der Zerstörung jener ältesten Pflanzenwelt hervorgegangen sey. Er betrachtet es als eine Thatsache, die keinem Zweifel mehr unterliegt, daß das Leben auf der Erdoberfläche mit dem Reiche der Vegetabilien begann, und daß auf dieses zunächst die Thiere ohne Rückgratwirbel (spina vertebralis) folgten. Wahrscheinlich enthielt der Ocean in dieser Periode noch keine Fische.

Der zweiten Periode dieser antediluvianischen Vegetation, die in geologischer Hinsicht den Formationen des Sandsteins (grès) und des Muschelkalksteins entspricht und mit der Thonformation endigt, gehört zuvörderst eine Anzahl großer Landpflanzen an, die in diesen Schichten gefunden wird, aber zu gering ist, um der Vegetation jener Zeit einen entschiedenen Character zu verleihen, und sodann eine Reihe von Pflanzen, die sich über jenen Schichten, aber unter dem Kalkstein findet und deren Reste besonders in dem Kalkstein des Jura vorkommen. Vorherrschend waren die Kryptogamen, dagegen zeigt sich keine Spur von den Palmen oder Dycotiledonpflanzen unserer Zeit. Während dieser Periode existirten noch keine Säugethiere, weder auf dem Lande, noch in der See. Die einzigen Thiere mit Rückgratwirbeln waren Reptilien, die von denen der Gegenwart an Art und Größe verschieden waren, und unter die wir jene eigenthümlichen Geschöpfe zählen müssen, die von der Natur dazu bestimmt waren, sowohl zu fliegen als zu schwimmen, die Pterodactylen, Plesiosauren und Ichtyosauren.

Die dritte und letzte Periode der antediluvianischen Vegetation, bei weitem interessanter als die erste und zweite, und von der letzteren durch die Kalksteinformation geschieden, welche schon einige Spuren von Meerpflanzen enthält, entspricht der Periode, wo die letzten Einbrüche der Gewässer statt fanden, zwischen denen jene ungeheuren Thiere erzeugt wurden, deren Reste neuerer Zeit so genau unterschieden worden sind; wie das Paleotherium und Anoplotherium, und andere völlig ausgestorbene Gattungen, und nach diesen der antediluvianische Elephant und andere gleichzeitige Thiergeschlechter. Die Pflanzen, welche dieser Periode angehören, sind in zwei verschiedene Gebirgsarten vertheilt, von denen die eine durch den Niederschlag nach dem Einbruch des Meeres, die andere durch Süßwasserüberschwemmungen gebildet worden ist. Diese Pflanzen entsprechen großen Theils den Gattungen, welche noch gegenwärtig vorhanden sind. Die Thierwelt erreichte während dieser Periode ihre höchste Stufe der Vollkommenheit, aber der Mensch bildete noch keinen Theil derselben.

Le Globe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 54. 23 Februar 1829.

Skizzen aus Dänemark. *)

Der Sund.

Wegen seiner politischen Wichtigkeit, der Schönheit und Ausdehnung der angrenzenden Gegenden und der historischen Erinnerungen, welche er erweckt, hat man den Sund immer für einen der anziehendsten Puncte Europas geachtet. „Die Ufer längs der dänischen Seite des Sunds,“ sagt ein englischer Reisender, „stellen die lieblichste Landschaft dar, die ich je sah. Man betrachtet den Berg Edgcumbe als das Paradies von England; aber was der Berg Edgcumbe nur in beschränktem Raume ist, das zeigt die ganze dänische Küste von Helsingör bis nach Kopenhagen. Das Land ist hoch und schwellend in mannichfachen romantischen und erhabenen Formen. Reihen von Wäldern, durch parkartige Oeffnungen und grüne Triften unterbrochen, und mit Landhäusern und Dörfern vermischt, bedecken in einer Strecke von drei und zwanzig Meilen diese reizenden Höhen — ein auffallender Contrast mit der dunkeln und nackten Linie der entgegengesetzten Küste.“ **)

Es würde endlos seyn, die Schriftsteller anzuführen, welche beinahe in jedem Lande Europas ähnliche Gefühle der Bewunderung ausgedrückt haben. Dennoch müssen wir eines deutschen Reisenden erwähnen, welcher bemerkt: daß es keinen belebteren und ergötzlichern Anblick geben kann, als von der Höhe bei Helsingör hinabzuschauen, dessen rege Thätigkeit zu beobachten und das Schloß von der untergehenden Sonne erleuchtet zu sehen, strahlend auf den Fluthen, welche die Flotten verschiedener Nationen tragen — während auf diesen Reichthum und diese Schönheit des Landes die dunkle und steile Küste Schwedens ernst herüberblickt. ***)

Der Sund ist beinahe so breit, als der Hellespont. — Er war einmal mit König Harolds Hildetands Flotte dergestalt bedeckt, daß eine Art Brücke darüber lag. Die Brücke von Schiffen, welche Xerxes über den Hellespont schlug, war daher kein Wunder. Von den kriegerischen Ereignissen, die im Sund sich zutrugen, ist der Durchgang der holländischen Flotte unter Admiral Opdam, im Jahr 1658, das merkwürdigste. Schloß Kronenburg war damals im Besitz der Schweden; sie hatten zahlreiche Batterien an beiden Ufern und eine bedeutende Flotte im Sund. Dennoch erzwang Opdam seinen Weg durch dieß dreifache Feuer, und mit dem Verlust nur eines Schiffes gelang es ihm, Verstärkung in die Stadt Kopenhagen zu werfen, welche die Schweden belagerten. Die neuerer Zeit hier vorgefallenen Kämpfe, besonders die mit Schmach bedeckten Heldenthaten Englands, sind zu bekannt, um irgend einer Erinnerung zu bedürfen.

Ein in Helsingör landender Engländer kann sich leicht in einer Hafenstadt seines eigenen Vaterlands wähnen. Ueberall wird er von Boothaltern, Metzgern, Fischweibern und Handelsleuten aller Art in seiner Muttersprache angeredet. Die Straßen dicht am Hafen haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den Straßen an der Themse und andern englischen Flüssen. Das Zeichen der öffentlichen Häuser stellt auf der einen Seite ein dänisches, auf der andern ein englisches Kriegsschiff dar. Vor Allem aber macht Shakspeare's Hamlet dem Britten diese Küsten heimisch.

Der Gebrauch, dem König von Dänemark hier Zoll zu entrichten, veranlaßt vorzüglich das Gewühl in Helsingör. Der Ort wird daher nicht unpassend des Königs von Dänemark Goldmine genannt. Der genaue Ertrag dieser Einnahme ist nie bestimmt angegeben worden. Er hängt von der Anzahl der den Sund passirenden Schiffe und dem Werth ihrer Ladung ab; seit dem Krieg aber hat auch das Steigen oder Fallen der Effecten der dänischen Bank großen Einfluß darauf. In einigen der letztern Jahre mag sich vielleicht der Ertrag der Sundgebühren auf 120,000 bis 150,000 Pfund Sterling jährlich belaufen haben. Dieses Geld macht einen Theil von des Königs Privat-Einkommen aus und wird, nach Mahlmann's Angabe, von demselben ganz zu wohlthätigen Zwecken verwendet.

Schloß Kronenburg.

Das Schloß Kronenburg in der Nähe von Helsingör ward von Friedrich II im kühnsten Stil gothischer Baukunst errichtet. Borsen, ein ehrlicher, alter Geschichtsschreiber des Orts, welcher die Lage, Großartigkeit und Pracht des Schlosses beschreibt,

*) Vorzüglich nach Denmark delineated. By A. Andersen Seldborg.

**) Reise-Skizzen in Rußland und Schweden während der Jahre 1805, 1806 und 1808, von Sir Robert Ker Porter. Vol. I. p. 13.

***) Reisen durch Dänemark, Norwegen, Schweden u. s. w. 1816 bis 1819. Stuttgard 1819. Man sagt, von J. F. Reußner.

meint, daß es sich den vorzüglichsten Schlössern nicht allein im Norden, sondern in ganz Europa gleichstellen könne.

Gegenstände der Sage, des dramatischen und historischen Interesses stehen mit diesem ehrwürdigen Gebäude in Verbindung. Beim Hinabsteigen in die Casematten kann sich die Phantasie in diesen feuchten und grausigen Gewölben mit der Geschichte von Holger Danske (oder Ogier der Däne, wie er in den französischen Romanen genannt wird) unterhalten, die also erzählt wird. *) Vor vielen Jahrhunderten ward dann und wann das Geräusch von Waffen in den Gewölben unter Schloß Kronenburg gehört. Niemand wußte den Grund davon und im ganzen Lande war kein Mann kühn genug, in die Tiefe hinabzusteigen. Endlich sagte man einem Gefangenen, der das Leben verwirkt hatte, daß seine Schuld vergessen seyn sollte, wenn er Nachricht bringen könnte von dem, was in den Gewölben wäre. Er stieg hinab und kam an eine große eiserne Thür, die, als er anklopfte, von sich selbst aufging. Er fand sich in einer tiefen Wölbung. In Mitte der Decke hing eine Lampe herab, die beinahe ausgebrannt war, und darunter stand ein großer steinerner Tisch, um welchen einige in Stahl gekleidete Männer saßen, deren Haupt auf den kreuzweis gelegten Armen ruhte. Der, welcher zu oberst am Tische saß, stand auf. Es war Holger, der Däne. Als er aber sein Haupt von den Armen erhob, borst die steinerne Tafel mitten entzwei; denn sein Bart war hindurch gewachsen. „Gieb mir die Hand.“ sprach er zu dem Manne. Dieser wagte es nicht, ihm die Hand zu reichen, sondern ergriff eine eiserne Stange, in welche Holger seine Finger eindrückte. Endlich ließ er los und murmelte; „es ist gut! ich freue mich daß es noch Männer in Dänemark giebt.“

Ein tieferes tragisches Interesse aber, als diese Sage, bietet die Geschichte Kronenburgs dar. „Hier war Mathilde gefangen, das Opfer einer schändlichen Hof-Intrigue. Hier fand sie unter herzzerreißenden Gram Trost in der Pflege ihres Kindes, bis sie durch Englands Vermittlung ihre Freiheit erlangte. Indem das Schiff sie von einem Lande hinweg trug, wo jugendlicher Unbedacht und arglose Fröhlichkeit so grausam bestraft worden, heftete sie ihre Blicke auf diese Thürme und stand auf dem Verdeck, unverwandt das Aug auf sie gerichtet, bis der letzte Punct verschwunden war.“ **)

Während ihrer Gefangenschaft im Schloß Cronenburg war es der Königin Caroline Mathilde höchstes Vergnügen, den viereckigen Thurm zu besteigen, der eine der schönsten Aussichten in der Welt besitzt. Kein Platz vermochte besser die Angst ihres Herzens zu mildern. Der belebte Sund, wo die englische Flagge so oft sich entfaltet, bot ihrem Gemüth ermuthigende Bilder der Größe ihres Geburtsstandes dar, während ein Blick auf den verschwenderischen Reiz der Landschaft Schmerz und Haß in Schlummer wiegte.

Hamlet's Garten.

Die meisten Reisenden, besonders Engländer, ergreifen die erste Gelegenheit, ihre Schritte nach dem Königs- oder wie er poetischer genannt wird, Hamlets-Garten zu wenden, wo, der Sage nach, Hamlet's Vater von seinem Bruder ermordet ward. Der untere Garten ist, wie man gestehen muß, der Illusion nicht günstig, da er in dem alten, steifen, französischen Stil angelegt und daher im Widerspruch mit der Natur und mit Shakspeare ist. Allein ein Engländer wird sich erinnern, daß man in seinem eigenen Vaterland Hamlet selbst noch größere Gewalt anthat, indem er in einem französischen Hofkleid auf die Bühne gebracht ward, und zwar von Garrick selbst. Erst Kemble führte Hamlet's und Shakspeare's Costüm zur Natur und Wahrheit zurück. Eine ähnliche Veränderung fand bei dem Gartengeschmack in Dänemark statt und die obern Theile von Hamlet's Garten werden nunmehr für den traditionellen Character des Orts so günstig gefunden, als es der feurigste Bewunderer Shakspeare's nur immer verlangen kann.

Hamlet's Garten ist der Lieblingsspaziergang der Bewohner von Helsingör. Er ist gewöhnlich mit Gruppen zierlicher Damen und lieblicher Kinder erfüllt, deren Sitte und Erscheinung ein gefälliges Zeugniß über den Zustand der Gesellschaft in diesem Theile der dänischen Besitzungen ablegen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Thiele, in seiner Sammlung dänischer Volkssagen.

**) Southleys Leben Nelson's, B. I. S. 108.

Die irischen Schmuggler. *)

Wir hatten den größten Theil eines Apriltags damit zugebracht, mit unsern Hunden auf den Gebirgen umherzuschweifen, die sich von Jonesborough bis Dundalk **) erstrecken. Louth ist im Allgemeinen ein flaches Land, in jeder Richtung aber tritt die wilde und unbezwungene Natur hervor, die Ireland eigen ist. Mächtige weiße Felsen, auf runden schwellenden Hügeln schroff emporsteigend, bilden ein kühnes überraschendes Gegenbild zu den schwarzen Moorgründen, die ihre traurige Oede weithin durch die Thäler verbreiten. Selten findet man auf diesen wilden Hügeln eine einsame Hütte, und kaum breitet da und dort eine kümmerliche Föhre ihre Haupt aus als Obdach vor Sonne oder Sturm. Viele Meilen weit scheint die Natur noch nie aus ihrem Schlaf erwacht zu seyn; noch ist die bildende Menschenhand nicht bis hieher gedrungen, und wenn wir ein paar jämmerlich aussehende Thiere mit ihren einsamen Hirten ausnehmen, so mögen Raubvögel die einzigen Bewohner von Sumpf und Gebirg genannt werden. Zu dieser trüben Landschaft bildet das Thal von Jonesborough einen freundlichen Gegensatz. Während die Westseite an jene Oede grenzt, sind die entgegengesetzten Hügel mit schönem Wald bedeckt, der die Behausung eines abwesenden Edelmanns, des Earl von Clermont umgiebt. Durch das Bette des Thals strömt ein ruhiger Fluß, von dessen schönen Ufern buntgemischte Bäume dichtgedrängt zu der Höhe des Gebirges aufsteigen. Das mannichfaltige Laubwerk und das gastlich Einladende der ganzen Landschaft gewinnt noch an Schönheit durch den Abstand gegen die nackte Umgebung. Etwa auf der Mitte des Hügels steht das Schloß des Lord Clermont, das eine weite Aussicht auf die anliegende Graf-

*) London Weekly Review.

**) In der Grafschaft Louth, am östlichen Meeresufer von Ireland.

schaft beherrscht, selbst aber von Bäumen so dicht umkränzt ist, daß man es nur von wenigen Punkten der Umgegend aus sehen kann. Man führt allerlei Gründe an, warum der edle Besitzer von Ravensdale dasselbe so sehr vernachlässigt, und die Thalbewohner erzählen sich eine sonderbare Anekdote über die Veranlassung, die ihn von hier vertrieben haben soll; da ich aber für deren Wahrheit nicht bürgen kann, so übergehe ich dieselbe, und füge bloß auch diesen Namen der langen Reihe irischer Lords bei, die ihre schönen Landsitze und ausgedehnten Ländereien verlassen, um in andern Ländern die Zeit hinzubringen, statt in ihrer Heimath die Stützen und die Wohlthäter des Landes zu seyn.

Meine zwei Gefährten und ich hatten uns früh auf die Beine gemacht, um einige junge Wachtelhunde einzuüben; und die, welche mit dergleichen Dingen bekannt sind, werden uns gestehen, daß diese Aufgabe keine Sinecure war. Auf steilen Bergen herumzuschweifen und durch Sümpfe zu waten ist schon an und für sich ein mühseliges Stück Arbeit; aber denselben Weg hinter drei oder vier einfältigen Hunden mehrmals hin und her zu laufen, über Felsen zu klimmen oder durch Wasser sich durchzuarbeiten, dieß ist eine Aufgabe, die man bloß einem eingefleischten Jagdliebhaber empfehlen kann. Das Wetter war des Aprils würdig. Warme Sonnenblicke mit häufigen Regenschauern wechselnd, vor denen wir vergebens ein Obdach suchten, machten, daß wir uns rühmen konnten, in sechs Stunden sechsmal bis auf die Haut durchnäßt und eben so oft wieder getrocknet worden zu seyn. Bei dieser angenehmen Abwechslung wird man voraussetzen, daß wir unsern Flaschen fleißig zusprachen, die auch in der That so schnell geleert waren, daß wir uns mit Freuden auf den Rückweg gemacht haben würden, wenn wir nicht den Weg verloren gehabt hätten. Kein Compaß, kein Polarstern diente uns als Führer, und die beiden jüngern Pilgrime würden in Ermattung und Verzweiflung gesunken seyn, wenn wir nicht munter erhalten worden wären durch die unermüdlichen Späße und endlosen Geschichten unsres ältern Kameraden, dessen rosiges Antlitz und klassische Gestalt, teres atque rotundus, ein Leben voll Humor und Behaglichkeit verkündigte. Wir schritten auf gut Glück vorwärts und fanden uns, ein oder zwei Stunden vor Sonnenuntergang, auf dem Rücken eines der steilsten Berge, vor einer engen Schlucht, die dem Bette eines vertrockneten Bergbaches glich. In einiger Entfernung davon erblickten wir eine leichte Rauchwolke; und gewiß begrüßten die Israeliten in der Wüste mit nicht größerem Jubel die labungverkündenden Regenwolken, als wir dieses Zeichen einer menschlichen Wohnung.

Indem wir rasch die Schlucht hinabstiegen, verfolgten wir ihre Richtung, bis wir bei einer plötzlichen Krümmung auf einmal wenige Schritte von einer Hütte standen, die bis dahin verborgen gewesen war. Sie stand am Ende des Bergpasses, der ihre Seiten stützte, während das Dach aus Aesten und Flechtwerk, mit Rasen überdeckt, gebildet war. Durch eine kleine Oeffnung des Daches stieg der Rauch auf, den wir bemerkt hatten; die Hütte selbst aber war so gelegen, daß sie von Einem, der mit den Localitäten des Gebirgs nicht genau bekannt war, wohl schwerlich entdeckt werden konnte. Hätten wir nur wenige Schritte ferner gestanden, oder uns weniger aufmerksam und ängstlich überall umgesehen, so würden auch wir den leichten Rauch gewiß nicht bemerkt haben. Unserer Annäherung schien kein Hinderniß im Weg zu stehen, als plötzlich vier athletische Männer, den Oberleib in bloßem Hemde, und mit Blicken und Mienen, die nichts weniger als einladend waren, uns entgegen sprangen. Unser Aussehen aber, unsre Antworten auf ein paar rasch aufeinanderfolgende Fragen, und die Angabe unsrer Namen, die ihnen nicht unbekannt waren, setzten sie zufrieden, so daß sie versicherten „wir seyen von Stande,“ d. h., wie wir nachher hörten, wir seyen weder Accise-Aufseher (gaugers), noch Steuereinnehmer, noch Ausspäher, noch Söhne oder Vettern von solchen, und dürften also nicht beunruhigt werden. Wir wurden nun auch ohne weitere Ceremonie in die Hütte gelassen, und fanden uns inmitten von ungefähr einem Dutzend Männer und Weiber, die aufs Eifrigste mit den verschiedenen Arbeiten einer geheimen Branntweinbrennerei beschäftigt waren. Der Apparat war von der einfachsten Art: drei Fässer, ein großer Topf und einige metallene Röhren bildeten das ganze Geräthe, neben einem „Johnny“ oder kleinen Becher, um den geistigen Gehalt des Getränks zu schätzen. Das letztere setzten wir, nachdem wir mit den Hausgenossen unsre Grüße gewechselt hatten, sogleich in Requisition, und freuten uns nicht Wenig über den trefflichen „Gebirgsthau,“ der noch nie von dem Blick eines Steuereinnehmers entwürdigt worden war. Es brauchte nur kurze Zeit, uns mit unsern gastfreundlichen Wirthen auf den vertraulichsten Fuß zu stellen; wir erzählten ihnen unsre traurige Irrfahrt, und wurden durch die freundliche Einladung getröstet, so lange bei ihnen zu bleiben, bis wir gehörig ausgeruht hätten, um unter der Führung Eines von ihnen unsre Reise fortsetzen zu können.

(Schluß folgt.)

Was ist Rom für den Architecten? *)

Trotz Allem, was der Architect früher von berühmten Gebäuden gesehen haben kann, und allen Zeichnungen und Gemälden, die man von der ewigen Stadt aufgenommen hat, ist doch Rom selbst für ihn eine neue Welt. Man kann zwar im Kleinen lernen, wie jene Gebäude ungefähr aussehen, aber man kann sich keinen Begriff von der Wirkung machen, welche sie auf uns hervorbringen, wenn wir selbst unter ihnen stehen und sie bewundern.

Ueber das alte Forum mit einem Geist zu schreiten, der durch den Gedanken an alle die Männer erhoben ist, welche auf demselben große Thaten vollführt haben; auf der einen Seite das Capitol vor sich zu sehen, mit seinen Tempeln und Triumphbogen, den lebendigen Zeugen früherer Größe; auf der andern Seite die Curie, den Tempel des Jupiter Stator, und die Bogen, auf denen einst der stolze Palast der Cäsaren ruhte, ist ein geistiger Genuß, von dem man sich nirgends einen Begriff machen, den man nirgends haben kann, als zu Rom. Ein unaussprechliches Gefühl von Bewunderung gesellt sich zu jedem Gedanken und jeder Vorstellung und kein Mißklang stört die Lust des Betrachtens. Nicht etwa

*) Letters of an Architect, from France, Italy and Greece. By Joseph Woods. J. and A. Arch. London 1828.

ein einzelner Gegenstand zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich, nicht ein einzelner Punct in der Geschichte will ins Gedächtniß zurück gerufen seyn; eine ganze Masse von Fragmenten ist hier in einen Brennpunkt zusammengefaßt, zwar in den Formen nicht vollkommen ausgeprägt, aber doch hinreichend, um alle Kräfte der Phantasie in Thätigkeit zu setzen. Sie beschäftigen zumal das Auge, und den historischen Sinn. Die heftige Bewegung des erwachten Gefühles läßt uns keine Zeit zur Kritik. Schon in den Namen scheint ein magischer Zauber zu liegen. Geht man in der Richtung der Via sacra weiter, so läßt man zuerst auf der linken Seite den Tempel des Antoninus und der Faustina liegen, sodann den Tempel des Romulus und Remus und andere namenlose Ruinen. Weiter hin, ebenfalls zur Linken, steht der Tempel des Friedens und der Triumphbogen des Titus, Monumente, die beide zum Andenken an die Zerstörung Jerusalems erbaut worden sind. Darüber hinaus sind die Tempel der Venus und der Roma, und in einer Entfernung von wenigen Schritten steht der ungeheure Coloß, das Coliseum. Auch darf man diese Gegenstände nicht etwa einen nach dem andern mit Mühe aufsuchen, — sie fallen beinah auf einen Blick in die Augen, und fordern oder erzwingen vielmehr unsere ganze Aufmerksamkeit. Außerdem ist noch der Monte Palatino zu besteigen, auf dem die weitläufigen Ruinen des kaiserlichen Palastes ruhen. Die ungeheuren Gewölbe, deren theilweise Baufälligkeit in ihre tiefen Räume einen Strahl von Tageslicht dringen läßt; die Terrassen, welche der Zeit Hohn zu sprechen scheinen; die zerfallenen Kuppeln, die ragenden Pfeiler, welche die Größe der alten Baukunst verkünden; die Mauren, die mit grünen Gebüschen eingefaßt sind, namentlich mit Immergrün; die scheinbare Planlosigkeit, und die Abwechslung von Küchengärten mit Weingärten, wo einst von den hohen Hallen harmonische Töne wiederklangen — erfüllen unsere Seele mit der wehmüthigen Erinnerung vergangener Größe. Unsere Gefühle sind hier anderer Art als auf dem Forum. Dort erhebt uns der Gedanke an die Heldentugenden der hochherzigen Republicaner; hier stimmt die formlose Masse von Ruinen, halb unter üppiger Vegetation begraben, besser zu den melancholischen Gedanken an Roms Verfall, die ungeheure sich selbst verzehrende Schwelgerei, welche in diesen Mauern ihren Sitz aufgeschlagen hatte.

Die Aussichten vom Monte Palatino sind nicht weniger überraschend und bewunderungswürdig, als die Ansichten innerhalb seiner Mauern. An seinem Fuße ist der Tempel des Romulus; weiter links der Tempel der Vesta; zwischen beiden steht der Bogen des Janus *); der Tempel des Apollo und der Tempel des Castor und Pollux waren in unmittelbarer Nachbarschaft. Ueber alle diese Namen, und beinahe über jeden Zoll Boden ist unter den Alterthümlern Streit, aber die Phantasie kehrt sich wenig an ihre Untersuchungen. Im Circus maximus ist die Anlage der Gebäude in der Mitte noch sichtbar, sie selbst aber sind verschwunden. Der Aventino ragt mit seinen Klöstern und Kirchen, die aus den Trümmern der ihn einst zierenden Tempel erbaut worden sind, über alle andere Gegenstände hervor. Zur linken Seite desselben liegt ein riesenhaftes Werk in Ruinen, die einstmaligen Bäder des Caracalla. Der untere Stock ist verschüttet, die ungeheuren Pfeiler und Bögen des oberen aber, nach denen man sich noch einen Begriff vom ganzen Gebäude machen kann, wirken mächtig auf die Einbildungskraft. Näher, aber etwas mehr zur Linken, sind der Triumphbogen des Constantinus und das Coliseum, dessen Verhältnisse und ganzen Umfang man von hier aus erst fassen kann. Wenden wir uns noch einmal nördlich, zur Via sacra, auf welcher wir zum Palatino kamen, so fällt uns das hohe Capitol in die Augen. Welch ein Anblick muß dieß gewesen seyn, als es noch nicht mit den Mißgeburten neuerer Gebäude verunstaltet war; als seine Tempel und die hohen Colonnaden um jeden derselben noch unversehrt standen, und das Ganze mit dem glänzenden Gebäude des Jupiter Capitolinus gekrönt wurde! Wahrscheinlich gab es in Rom viele unbeträchtliche Tempel, aber hier war eine Auswahl der schönsten. Vielleicht hatten auch einzelne derselben Fehler, diese müssen aber in der Herrlichkeit des Ganzen verschwunden seyn. Uebrigens schlägt die einfache Größe der alten Tempel jeden Verdacht von so fehlerhaften Auswüchsen nieder, als sich die neuere Baukunst zu Schulden kommen läßt, und die Beschaffenheit des Bodens trug gewiß zur vortheilhaften Wirkung bei. Diese Bemerkung gilt nicht allein vom Capitol, sondern auch von allen übrigen Gebäuden Roms. Die Hügel sind an und für sich unbedeutend, aber sie schienen dazu gemacht, den Kunstwerken vor den Augen des Volkes die vortheilhafteste Stellung einzuräumen. Das Hervortreten eines großartigen Gegenstandes über den andern und die Mannichfaltigkeit der Ansichten von verschiedenen Standpuncten aus müssen dem Beschauer eine Scene gezeigt haben von einer Erhabenheit und Pracht, wie sie uns weder die jetzige Wirklichkeit noch eine Beschreibung der üppigsten Phantasie zu ersetzen im Stande ist. Die Hügel und die Gegend um Rom sind besonders geeignet, die Schöpfungen der Baukunst mit den Schönheiten der Landschaft in Einklang zu bringen. Sie sind nicht so hoch, daß die traurige Einöde der Campagna sichtbar werden könnte, während den offenen Vordergrund Immergrün, Laubhölzer und namentlich die malerische Steinpinie verschönern. Die Wellenlinie des Monte Albano, und die kühneren und schrofferen Formen der Apenninen vereinigen sich zu einer unerschöpflichen Quelle der Abwechslung und des ästhetischen Genusses.

*) Wahrscheinlich ein Durchgangsbogen; die Durchgangsbögen heißen im Lateinischen Jani, weil sie, wie Janus, zwei Vorderseiten aber keine Rückseite haben.

N a d i r S c h a h.

Nadir Kuli rühmte sich nie einer vornehmen Abkunft, und sein schmeichelnder Biograph, der uns berichtet, daß sein Vater ein Mann von Bedeutung in seinem Stamm gewesen sey, entdeckt uns die Wahrheit, indem er eine metaphorische Allegorie für niedere Geburt hinzufügt: der Diamant, sagt er, hat seinen Werth von seinem eigenen Glanze, nicht von dem Felsen, in welchem er wuchs. Aus anderen Quellen erfahren wir, daß er seinen Unterhalt dadurch verdiente, daß er Mäntel und Mützen von Schaafsfellen verfertigte. Nadir selbst sprach oft von seiner niedern Geburt; und als der Stolz des fürstlichen Hauses von Delhi verlangte, daß sein Sohn, der im Begriff stand, sich mit einer Princessin jener Familie zu vermählen, seine Vorfahren väterlicher Seits durch sieben Generationen angeben sollte, so rief der Eroberer aus: Sagt ihnen, er sey der Sohn von Nadir Schah, dem Sohne des Schwerts, dem Enkel des Schwerts und so fort, bis sie eine Ahnenreihe von siebenzig statt sieben Generationen haben.

Malcolm History of Persia.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 55. 24 Februar 1829.

Handelsrevolution in Folge der Einführung der Spinnmaschinen. *)

Aus den Untersuchungen der Naturforscher erhellt, daß in allen warmen Ländern, besonders in der Nähe der Meere, irgend eine Art von Baumwolle einheimisch ist. Dieß ist der Fall in Ostindien, China, Persien, Egypten, auf der Insel Candia und in Sicilien, wo die Baumwollencultur seit undenklicher Zeit besteht, im Süden von Italien und Spanien, wo sie schon lange betrieben wird, und in America, wo zur Zeit der Entdeckung die Eingebornen bereits mehrere Baumwollenarten verarbeiteten. Diese haben sich denn auch durch Vermischung und Verpflanzung dergestalt vervielfältigt und vervielfältigen sich noch jetzt, daß kein Naturforscher sie alle beschreiben konnte, kein Handelsmann, kein Pflanzer sie vollständig kennt.

Die Leichtigkeit, die schöne Flocke, welche die Baumwollenstaude bot, zu gewinnen und zu verarbeiten, gab den Bewohnern aller Länder, wo sie wächst, den nächsten Stoff zu mehr oder minder eleganter und bequemer Körper- und Zimmerbekleidung, je nachdem sie auf einer Stufe der Gesittung standen. Wirklicher Handelsgegenstand aber wurde sie bei solchen Völkern, welche hinlängliches Gewerbsgeschick besaßen, um ihren Zeugen durch Feinheit, Dauer und Wohlfeilheit allgemeine Nachfrage und Absatz nach außen zu verschaffen. Aus diesem Grund haben die Perser, die Indier und die Chinesen seit den ältesten Zeiten den ersten, ja den Alleinhandel in verarbeiteter Baumwolle gehabt, wie solchen die Chinesen in Seidestoffen so lange hatten, bis dieser Gewerbszweig unter den letzten oströmischen Kaisern im fünfzehnten Jahrhundert, kurz vor der Eroberung Griechenlands durch die Türken, bei den Griechen in Aufnahme kam, die ihn später nach Italien verpflanzten. In Frankreich ward der Baumwollenbau zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts und von da in Folge der durch die Zurücknahme des Edicts von Nantes veranlaßten Auswanderungen nach England und Deutschland eingeführt.

In dem höchsten Alterthum lieferte Indien seine Musseline und andere Baumwollengespinste über das schwarze Meer nach Europa. Assyrische Kaufleute brachten dieselben, so wie die chinesischen Seidenstoffe, die persischen Teppiche und die Spezereien des Morgenlandes, nach Kolchis und Trapezunt, die Seehäfen am Pontus Euxinus, die später zu dem Königreich des Mithridates gehörten. Von dort wurden sie durch andere Kaufleute nach denjenigen Ländern Europa's verführt, wo ein höherer Grad von Cultur ihnen Absatz versprach. Natürlich mußten sich an diesen Stapelplätzen große Reichthümer sammeln, was denn auch die Griechen, als sie sich auf Künste und Schifffahrt zu legen anfingen, veranlaßte, ihre erste Expedition, die man kennt, nach Kolchis zu machen, und dessen reiche Erzeugnisse wegzuführen. Daher die Fabel von den Argonauten und ihrer Eroberung des goldenen Vließes. *) (?)

Die Erzeugnisse Indiens und China's waren lange Zeit in Europa eben so selten als ihre Abnehmer. Wir schließen dieß aus dem übermäßigen Preis der Seidenstoffe zu Rom bis auf die Zeiten der Kaiser herab, wo man sie mit Gold aufwog, welches damals den sechsfachen Werth des heutigen hatte. Die Baumwollenzeuge waren zwar weniger theuer als die seidenen, kamen aber gleichfalls die Abnehmer sehr hoch zu stehen. Nur der Reiche konnte sie kaufen; und Nichts würde vielleicht eine griechische Dame mehr in Erstaunen setzen, als wenn sie nach einem zweitausendjährigen Schlafe eine unsrer gewöhnlichen Handwerkerfrauen in schwarzer Taffetschürze, zitzenem Rocke und in einem Musselinhalstuche erblicken sollte.

Einige Zeit später öffnete sich ein kürzerer Handelsweg zwischen Asien und Europa. Die Phönicier ließen die Producte Indiens nach Aelana, einem Hafen im Innern des rothen Meeres bringen; von wo sie eine kurze Strecke zu Land nach Rhinokorura am Mittelmeer geschafft und dort von Neuem nach Tyrus, ihrem Hauptstapelort, eingeschifft wurden. Von Tyrus wurden sie sodann leicht an alle Küsten des Mittelmeers, das heißt nach dem ganzen damals schon sehr blühenden und civilisirten Griechenland, den griechischen Kolonien in Sicilien und Süditalien, nach dem noch ungebildeten, minder mächtigen Rom, nach Etrurien, dem heutigen Toscana, nach Karthago und fast dem ganzen Nordafrica und nach Marseille, einer griechischen Pflanzstadt, verführt, wo die Gallier wahrscheinlich die wenigen Seiden- und Baumwollenzeuge und Spezereien kauften, deren sie bedürfen

*) Cours complet d'Economie politique — par Baptiste Say. Paris, 1828. T. I. Ch. XIX.

*) Man sehe, was Plinius und Strabo über den Handel und die Reichthümer der Kolchier sagen.

mochten, wie man heut zu Tage die Eingebornen Nordamerica's ihre Biberfelle und andere Pelzwerke in die Städte der Vereinigten Staaten bringen und gegen Decken, Waffen, Pulver und Branntwein vertauschen sieht.

Es ist bekannt, welche Schätze die Phönizier durch diesen Handel gewannen. Die Geschichte des hebräischen Volkes giebt volles Zeugniß von der Größe und dem Reichthum der Städte Tyrus und Sidon; das einzige Tyrus vermochte, was dem König Darius mit der Gesammtmacht des Perserreichs nicht möglich war, eine Zeit lang Alexanders Triumphzug aufzuhalten. Der wilde Eroberer rächte sich ungroßmüthig; und um seine Rache zu verewigen, gründete er die Stadt Alexandrien und zog dahin den Handel des Orients.

Der Hafen von Alexandrien, durch die Ptolemäer erweitert, durch seine Lage und die Verbindungen begünstigt, welche die Griechen, die nunmehrigen Herrn von Egypten, mit dem rothen Meer eröffneten, fuhr selbst unter der Herrschaft der Römer und der Araber fort, Europa die Producte von Asien zu liefern, bis Vasco de Gama das Cap der guten Hoffnung umschiffte. Jetzt entrissen sogleich die Portugiesen, später die Holländer und die Britten diesen Handel dem Mittelmeer und führten Europa auf dem längern aber bequemern Wege wohlfeiler und reichlicher die Erzeugnisse des Ostens zu. Auf diesem Wege bezogen wir aus China die Nankings, die man bisher bei uns nur unvollkommen nachgeahmt hatte, aus Indien die Zitze, die gröbern, colorirten Stoffe, wofür man an der Küste Afrika's die unglücklichen Neger kaufte, die leichteren Musseline, dieses Meisterstück menschlicher Kunst und Geduld, und vor allem jene weißen Baumwollengewebe, die mit ihren indischen Namen Calicot, Percale in ihrer ursprünglichen Farbe, oder nachdem ihnen die mannichfaltigsten Dessins aufgedrückt worden, auf unsern Möbeln und Kleidern zu sehen waren.

Dieß der Cotonhandel im Großen, bis im Jahr 1769 ein englischer Barbier Namens Arkwright eines Tags auf den Gedanken kam, ob nicht statt eines Spinnrädchens, das nur einen Faden auf einmal spinnt, und wodurch eine Person in 24 Stunden höchstens eine oder zwei Unzen Garn liefert, auf großen Rädern, wo mehrere hundert Fäden auf einmal gezogen würden, dieselbe Person täglich mehrere Pfund Baumwolle spinnen könnte?

Die Hauptschwierigkeit war, für mehrere hundert auf einmal zu ziehende Fäden das Geschäft der beiden Hände zu ersetzen, wenn dieselben in geringer Entfernung von einander die Baumwollenflocke loszupfen und durch das Auseinanderziehen feiner machen. Zu gleicher Zeit mußte die Function der Spindel, welche sie zusammendreht, nachgeahmt werden. Das erstere Geschäft ersetzte er, indem er die Flocke zwischen zwei kleinen eisernen Cylindern laufen ließ, von denen der eine der Länge nach cannelirt, der andere mit Tuch und Leder umwunden auf ersterem ruhte. Da die Flocke aber eben so dick und voll, wie sie zwischen die Cylinder kam, wieder herauskäme, mußte sie in einem Abstand von einigen Linien vermittelst gezahnter Rädchen in ein zweites Paar Cylinder greifen, das sich schneller wendete; so daß sie, auf der einen Seite gehalten, auf der andern fortgezogen, wie zwischen dem Zeigefinger und dem Daumen der beiden Hände sich ins Dünne verlängerte. Die beiden Cylinder hatten vor den Händen der Spinnerin noch das voraus, daß sie sich fortwährend und gleichmäßig bewegten; während die Hände, von Zeit zu Zeit nachlassend, einen Verlust an Bewegung und Zeit, so wie eine Ungleichheit im Faden herbeiführen. Man berechnet, daß eine Spindel, wenn sie sich schnell wendet, für einen Faden die gleiche Zeit braucht, als wenn er durch die Cylinder läuft.

Merkwürdig ist, welche Folgen ein dem Anscheine nach einfacher Gedanke haben kann. Eine einzige Person spinnt auf einmal 200 Fäden; und man kann das Garn und somit die Zeuge von Baumwolle wohlfeiler liefern als in Ostindien, wo doch die Handarbeit so wenig kostet. Man hat eine Gleichheit, eine Regelmäßigkeit in der Ausführung gewonnen, welcher die Hand des Hindu, so geübt sie auch ist, es nicht gleich thun kann; man konnte mit größter Genauigkeit die verschiedene Feinheit der Fäden berechnen, so daß man unzählige Abstufungen in der Qualität für alle Klassen der Gesellschaft lieferte, von dem stärksten Manchester, in den sich der Stallknecht kleidet, bis auf den feinsten Tulle, womit sich die Staatsdame schmückt.

Gerade jene einfachen Zeuge, die man, weiß, Calicot und Percal, gedruckt, Zitz nennt, waren es, womit die englisch-ostindische Compagnie sogleich ganz Europa überschwemmte, und die seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts durch die jetzt in England, Frankreich, Belgien, Deutschland, in der Schweiz, in Italien, Portugal u. s. w. verbreiteten Manufacturen ersetzt werden, welche ihre Stoffe aus Brasilien, den Antillen, den Vereinigten Staaten, Spanien, Neapel, Griechenland und seit einigen Jahren in bedeutenden Quantitäten auch aus Egypten *) beziehen. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde noch kein einziges Stück Baumwollenzeug in Europa verkauft, das nicht aus Ostindien kam; noch sind keine zwanzig Jahre verflossen, und kein einziges Stück dieses Stoffes wird mehr aus dem Lande gekauft, aus welchem sonst Alles gekommen. Ja die englischen Handelshäuser fangen sogar an, nicht ohne Erfolg ihre Erzeugnisse nach Indien zu verführen. So fließt denn in Wahrheit der Fluß zu seiner Quelle zurück. **)

(Schluß folgt.)

---

*) Die Einfuhr der egyptischen Baumwolle belief sich im Jahr 1825 auf 103,400 Ballen, welche freilich nicht sehr schwer sind, da sie im Durchschnitt keine 150 Pfund wiegen; der Pascha von Egypten hat sich das Monopol des Baumwollen-Anbau's und Handels, so wie überhaupt fast aller Industriezweige angemaßt; dieß ist allerdings sehr traurig für das Land, aber doch bei Weitem nicht in dem Grad, als es die gleich willkürliche, aber noch verderblichere Mameluckenherrschaft gewesen. Wenn dieses Land einmal Institutionen erhält, wodurch Leben und Eigenthum gesichert sind, wird es erst die Früchte der Künste und Gewerbe ärnten, die der jetzige Pascha daselbst par force in Aufnahme bringt.

**) Diese Wirkung wurde gefördert und vervollständigt durch die Erfindung einer Webmaschine, welche durch einen besondern Treiber in Bewegung gesetzt wird. Und wie in der Industrie immer

Skizzen aus Dänemark.

(Fortsetzung.)

Helsingörs Umgebungen.

Wenn der Reisende Hamlets Garten verläßt, wird er einen sehr angenehmen Weg dem Seeufer entlang, nach Hellbeck, einem Dorf, welches dem Grafen Schimmelmann gehört, gewiesen. Dänemarks Nationalbaum, die Buche, sproßt hier in höchster Kraft, die Eiche überragend.

In geringer Entfernung von Hellbeck liegt das Fischerdorf Hornbeck, berühmt in Dänemarks dramatischer Geschichte. Es war der Schauplatz einer Begebenheit, welche der Menschlichkeit, Uneigennützigkeit und Kühnheit der dänischen Seeleute zur Ehre gereicht.

Im Herbst des Jahres 1775 strandete ein englisches mit Gerste beladenes nach Schottland bestimmtes Schiff an der Küste. Der Schiffsherr, Thomas Brown, und fünf Seeleute befanden sich in der gefährlichsten Lage, und alle Bemühungen, vom Ufer ihnen beizustehen, zeigten sich fruchtlos. Erschöpft sanken die Seeleute nach und nach vom Wrack, und der Gehülfe sprang verzweifelnd über Bord. Ein Stück schwimmendes Holz traf ihn an den Kopf und er sank, um nie wieder emporzukommen. Der Schiffsherr, welcher noch allein übrig geblieben war, ward endlich fast leblos ans Ufer gebracht von drei Fischern des Dorfes, Andreas Jensen, Peter Jensen und Sand Baggt mit dem Beistand ihrer Lehrlinge, Jens Larsen und Sand Petersen.

Als sich der Schiffsherr erholt hatte, bot er diesen braven Männern alles Geld an, das er bei sich trug, allein sie schlugen es edelmüthig aus. Dennoch blieben sie nicht unbelohnt. Drei in Kopenhagen wohnende Kaufleute, von verschiedenen Nationen — Johann Brown Esq., ein Schottländer; Fabritius de Tengnagel, ein Däne, und Thalbitzer, ein Deutscher, setzten jeden der vorerwähnten Fischern 25 Thaler jährlich aus, welche bei dem Tod des einen unter die übrigen vertheilt werden sollten, so daß der zuletzt lebende die ganzen 125 Thaler jährlich bekam.

Der Dichter, Ewald, schrieb ihnen zu Ehren eine Oper. Als sie zum erstenmal in Kopenhagen aufgeführt ward, waren die Helden des Stücks selbst gegenwärtig. Nachdem die Schauspieler ein Quartet gesungen hatten, rief einer der Fischer: Wenn wir so lange getrillert hätten, wie ihr, so wäre der englische Capitän längst zu Grunde gegangen gewesen!

Es ist auffallend, bemerkt Bonstetten, der im Jahr 1798 das Dorf Hornbeck besuchte, daß die dänischen Seeleute so viel lebhafter, muthiger und thätiger sind, als die Bauern. Das Meer scheint den Schiffern einen Theil seines ungestümen Characters mitzutheilen, während die Bauern ein mehr als holländisches Pflegma besitzen. Dieses verlieren sie indeß augenscheinlich seit ihrer Emancipation, welche sie fähig macht, Eigenthum zu erwerben.

Wenn sich der Reisende vom Ufer der See nach dem Innern wendet, so ziehen die Aufmerksamkeit zunächst die Ruinen von Schloß Sörborg auf sich, welches im Mittelalter unter die Hauptresidenzen der Könige von Dänemark gehörte. Es scheint eine Stadt bei dem Schloß gestanden zu haben auf einer Halbinsel in dem See, der 1795 abgeleitet und größtentheils in Wiesenland verwandelt ward. Die Semiramis des Nordens, wie man die Königin Margarete genannt hat, soll hier unter wirklich seltsamen Verhältnissen geboren seyn. König Waldemar Atterdag ließ nämlich in einem Anfall von Eifersucht seine Gemahlin Helwig in diesem Schloß einschließen. Sie fand indeß Mittel zu einer Zusammenkunft mit dem König an der Stelle einer andern; und Margarete, welche zu Calmar die Vereinigung der Königreiche Dänemark, Norwegen und Schweden bewirkte, war die Frucht dieses Beisammenseyns.

Die Ueberreste des Klosters zu Esron verdienen gleichfalls besucht zu werden. Auch sie bestätigen das alte Wort, daß die Mönche stets die schönsten Lagen zu ihren Aufenthalt zu wählen wußten. Ursprünglich war es eines der reichsten und bedeutendsten Klöster des Nordens und vom Orden der Cistercienser.

Wirklich führten die Mönche von Esron ein lustiges Leben mit Hülfe des Satans, der unter dem Namen, Pater Runs, Aufnahme im Kloster gefunden hatte, und in der Eigenschaft als Koch diente. Die Legende ist unterhaltend genug. Thiele, in seinem bereits erwähnten Werke, erzählt sie auf folgende Weise:

Man sagt, als der Teufel einst bemerkte, wie fromm und tugendhaft die Mönche von Esron lebten, nahm er menschliche Gestalt an, klopfte an die Klosterpforte und nannte sich Runs. Da er sich für einen Küchenlehrling ausgab, ward er als solcher von dem Abt angestellt. Wie er eines Tags mit dem Meister Koch allein war, zeigte er Ungehorsam und ward dafür bestraft. Hierüber empfand er großen Zorn, und nachdem er vorher einen Kessel mit Wasser ans Feuer gesetzt hatte, ergriff er, als das Wasser kochte, den Meister Koch, und warf ihn Kopf über in den Kessel. Hierauf lief er umher und schrie, das Unglück beklagend, das seinen Meister betroffen hatte. Damit täuschte er alle Mönche des Klosters auf solche Weise, daß sie ihn für völlig schuldlos hielten und zum Meisterkoch machten. Dieß war es eben, wonach er gestrebt hatte, um desto leichter ihr Verderben bewirken zu können. Er bereitete nun ihre Speisen so lecker, daß die Mönche Fasten und Beten vergaßen, und sich gänzlich dem Wohlleben ergaben. Ja, man sagt sogar, daß er Weiber ins Kloster brachte und sich solcher Gestalt bei dem Abt einschmeichelte, daß dieser ihn vermochte, Mönch zu werden, indem er Nichts so sehr wünschte, als einen solchen Koch stets um sich zu haben. Von dieser Zeit an nahmen Streitigkeiten und Laster so sehr in dem Kloster überhand, daß es gewiß in die Gewalt des Bösen ge-

eine Verbesserung die andere nach sich zieht, so hat auch die Bearbeitung der Wollenstoffe denselben Weg wie die der Baumwolle eingeschlagen. So schreibt über die Fertigung der Kaschemirzeuge einer der Hauptbeförderer der französischen Industrie, Ternaux, Mitglied der Deputirtenkammer: In Gleichmäßigkeit der Arbeit, Feinheit und Wohlfeilheit übertrifft unsre Fabrikation die von Indien; weßhalb auch der Kaschemir einer der besten Ausfuhrartikel Frankreichs nach Calcutta ist. Notice sur l'amélioration des troupeaux de moutons en France, p. 60.

rathen wäre, wenn die Mönche nicht bei Zeiten ihre gottlosen Wege verlassen hätten. Es begab sich, daß Runs einstmals sich im Wald befand, wo er eine feine fette Kuh bemerkte. Er tödtete sie, nahm ein Viertheil davon mit ins Kloster und hing den Ueberrest an einen Baum. Der Landmann, welchem die Kuh gehörte, kam bald nachher, und als er die drei Viertheile am Baum hängen sah, beschloß er, unter einem andern Baum zu warten, bis der Dieb kommen würde, den Rest zu holen. Während er da saß, bemerkte er, wie die Teufelsbrut ihr Wesen im Walde trieb, Viel von Runs sprechend, und wie er den Vorsatz habe, den Abt und seine Mönche zu einem Gastmahl bei sich in der Hölle einzuladen. Der Bauer war darüber furchtbar entsetzt und ging am nächsten Tage zum Abt, ihm Alles erzählend, was er im Walde gesehen und gehört hatte. Auf dieses rief der Abt alle Mönche in der Kirche zusammen und fing an zu lesen und zu singen. Runs, der keinen besondern Geschmack an dergleichen Uebungen fand, wollte sich hinwegschleichen; allein der Abt ergriff ihn beim Mantel, und übergab ihn, in die Gestalt eines rothen Pferdes gebannt, der Gewalt der Hölle. Noch lange Zeit nach diesem Ereigniß ward Runs eiserner Kessel und Rost im Kloster zu Esron gezeigt.

Noch wird berichtet, daß der Abt, nachdem er Runs gebannt, ihn zur Strafe seines bösen Vorsatzes nöthigte, sich nach England zu begeben und ohne Verzug durch die Luft zurück zu kehren, beladen mit 320,100 Pfund Blei, für das Dach des Klosters.

Auch ist Esron wegen eines vier Meilen langen, dreißig Fuß breiten und zehn Fuß tiefen Canals merkwürdig, welcher nach dreijähriger Arbeit, 1805, vollendet ward. Er kostete 12,000 p. S. und dient den Ocean mit Esron-See in Verbindung zu bringen, um dadurch die Fortschaffung des Holzes aus des Königs Wäldern nach Kopenhagen zu erleichtern.

Der nächste Ort von Interesse von diesem Theile Seelands ist Gurré. Waldemar Atterdag war so für dessen Lage eingenommen, daß er es seinen Himmel nannte, und erklärte, Gott möge den Himmel für sich selbst behalten, wenn er ihm nur gestatte, Gurré zu besitzen. Was indeß dazu beitrug, König Waldemar's Geschmack an den natürlichen Schönheiten Gurré's zu erhöhen, ist seitdem trefflich von Walter Scott berührt worden:

„Denn Lieb' ist Himmel, und Himmel ist Liebe."

(Schluß folgt.)

Der wüthende Elephant.

Ein kürzlich erschienenes englisches Werk — die Memoiren eines Lieutenants John Shipp, der zweimal von unten auf als Gemeiner zu dienen anfieng und zweimal seiner Tapferkeit wegen zum Offizier befördert wurde — enthält folgende freilich etwas unwahrscheinliche Anecdote von dem Verstande und dem feinen Gefühl eines Elephanten.

Es war die Jahreszeit, wo die Elephanten völlig unlenkbar werden; ein gewaltiges Thier, welches in dem brittischen Lager war, wurde daher unter strenger Aufsicht gehalten und an den Beinen mit ungeheuren Ketten belastet. Des Tages war er ziemlich geduldig, außer wenn er einen andern Elephanten erblickte; dann brüllte er und wurde wild. Während dieser Momente unbezähmbarer Raserei war es gefährlich für seine Wächter sich ihm zu nähern, oder ihn durch Beinamen, die ihm zuwider waren, noch mehr zu reizen; vielmehr wurden alle möglichen Schmeichelreden gebraucht, ihn zu besänftigen. Nur diese, verbunden mit Versprechungen von Leckereien, brachten ihn zuweilen zum Gehorsam, während Zwangsmaßregeln den verzweifeltsten Widerstand zur Folge gehabt haben würden. Sein Scharfsinn hatte ihm gesagt, daß des Nachts seine Wärter nicht so wachsam wären, als bei Tage. In einer dunklen Nacht brach er daher von seinen Ketten und rannte wild durch das Lager, Männer, Weiber, Kinder, Kamele, Pferde, Kühe, kurz Alles, was Bewegung hatte, vor sich hertreibend, und brüllend und trompetend mit seinem Rüssel, was bei Elephanten immer ein Zeichen des Zornes ist. Verfolgt von Bewaffneten, die mit Geschrei hinter ihm drein liefen, riß er die Zelte nieder, warf um, was ihm im Wege stand, verwundete und verletzte Viele und tödtete zuletzt seinen Wärter mit einem Schlag seines Rüssels. Er war an zwanzig Stellen verwundet, was seine Wuth nur noch vermehrte, und schlug mit seinem Rüssel Alles nieder, was er vor sich fand. In dem Augenblicke aber, wo er seinen Wärter getroffen hatte, und wo er sah, daß dieser nicht mehr aufstand, hielt er plötzlich still, schien betreten, und blickte mitleidig auf den Leichnam. So stand er einige Secunden, dann kehrte er zu dem Ort zurück, aus dem er losgebrochen war, und stellte sich ruhig an seinen Pfahl, vor welchem ein zweijähriges Kind lag, die Tochter des Wärters, den er getödtet hatte. Der Elephant faßte das Kind sanft um den Leib, hob es von dem Boden empor und liebkoste es einige Zeit auf das Zärtlichste, während alle Umstehenden für sein Leben zitterten und es jeden Augenblick das Schicksal seines Vaters theilen zu sehen, erwarteten. Das kluge Thier legte das Kind jedoch nachdem es dasselbe dreimal herumgedreht, wieder unbeschädigt auf den Boden und bedeckte es mit einigen Kleidungsstücken, die es verloren hatte. Darauf stand es still, die Augen auf das Kind geheftet, und leistete keinen Widerstand, als seine übrigen Wärter ihm aufs Neue die Fesseln anlegten. Der Elephant schien es zu fühlen, daß er ein Unrecht gethan hatte, welches nicht wieder gut zu machen war. Seine Niedergeschlagenheit wurde immer mehr sichtbar, und von diesem Augenblicke an ward das wilde Thier ruhig und geduldig und schien besonders vergnügt, sobald die kleine Waise in seiner Nähe war. Oft, erzählt der Berichterstatter, ging ich mit anderen meiner Cameraden, um zu sehen, wie er mit seinem kleinen Pflegling spielte; aber es war seit dem Tode seines Wärters eine unverkennbare Veränderung in seiner Gesundheit eingetreten: er nahm zusehends ab und starb zu Cawnpore, sechs Monate nachher.

Memoirs of the Extraordinary Military Career of John Shipp, late a Lieutenant in H. M. 87th Regiment. Written by Himself, Lond. 1829. 3 vols. 12.

Berichtigung.

In Num. 23 S. 216 Sp. 2 unten Z. 14 statt metaphorische Allegorie lies versteckte Allegorie.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 56. 25 Februar 1829.

Das gesellschaftliche Leben in Indien.

(Fortsetzung.)

Noch bei Gelegenheit der Erneuerung des Freibriefs der ostindischen Compagnie im J. 1813 war im Parlamente lang und breit von der vermeintlichen Einfachheit der Sitten der Hindu, von ihrem Widerwillen gegen den Genuß thierischer Nahrung, ihrer Verachtung gegen fremde Produkte ꝛc. die Rede. In einem Bericht an die Theilhaber der Compagnie führen die Direktoren mit vieler Salbung eine Stelle *) aus Montesqieu an, worin es unter Anderm heißt: „Indien ist ein Land, das von uns Nichts brauchen kann, indem es seinen halbnackten Einwohnern das Wenige, dessen sie bedürfen, selbst liefert. Was sie von uns allein brauchen können, das sind unsere edlen Metalle, und um diese an sich zu ziehen, besitzen sie eine Menge reicher Erzeugnisse ihres Bodens, welche ihre außerordentliche Genügsamkeit ihnen erlaubt in den Handel zu geben. Wer daher mit Indien Geschäfte macht, muß sich darauf gefaßt halten, viel Geld dahin zu schicken, ohne wieder Geld zurück zu bekommen." „Was wollen", fahren die Direktoren fort, „unsere Tuch- und Baumwollen-Webereien, unsere Stahl- und Eisenhämmer, unsere Glasfabriken ꝛc. von einem Volk erwarten, dessen große Mehrheit Tag für Tag von Reis lebt, und dessen ganze Bekleidung aus einem Stück leichten Kattuns besteht, während Reis und Kattun im Lande erzeugt werden, während der Verdienst eines Mannes von der arbeitenden Klasse und folglich auch seine Ausgaben sich im Durchschnitt des Jahres auf kaum 4 Pf. St. 10 S. (50 Gulden) belaufen, während alle Indier von Natur indolent, durch Gewohnheit mäßig sind, und ein vielfacher Religionszwang ihren Geist beherrscht." Alle diese Redensarten wurden damals unter tausenderlei Formen wiederholt, und zwar bloß, um dem Verfechter des freien Handels zu beweisen, daß es sich für das größere Publikum gar nicht der Mühe verlohne, an einem Handel Theil zu nehmen, in welchem die Compagnie nur ihr gutes baares Geld verliere. Indessen hat die Erfahrung ziemlich laut gesprochen, denn trotz der wohlgemeinten Warnungen jener Unglücks-Propheten und trotz der Beschränkungen, welche das Parlament, um ein allgemeines Unglück zu verhüten, dem Privathandel aufzulegen für nöthig erachtete, ergiebt sich aus den officiellen Zollregistern vom Jahre 1814 an, daß die Ausfuhr des Privathandels nach Indien allein die Ausfuhr der Compagnie nach Indien und China zusammen um mehr als das Doppelte, und daß der gesammte Privathandel nach Indien allein den gesammten Compagniehandel nach Indien und China zusammen um ungefähr eine Million Pf. St. des Jahres übersteigt.

*) Esprit des lois XXI, 1.

Die Wahrheit der Sache ist, daß die unveränderliche Einfachheit der Sitten der Hindu eben so bloß in der Einbildung besteht, wie ihre unwiederrufliche Bestimmung zu den Gewerben ihrer Väter. Freilich die Lage des gemeinen Mannes in Indien entspricht jenem Gemälde von ursprünglicher Einfachheit der Sitten so ziemlich; aber es ist nicht sein freier Entschluß, sondern lediglich seine Armuth, die ihn auf Reis und Wasser reducirt. Verböte die Religion den Genuß von Fleischspeisen, so müßten es doch wohl vor Allem die Braminen seyn, von denen eine strenge Enthaltsamkeit in diesem Punkte zu erwarten wäre. Aber mit Ausnahme des Fleisches der heiligen Kuh giebt es keinerlei Fleisch, weder von Thieren, noch von Fischen, das nicht die meisten von ihnen, die nicht gerade Zeloten sind, genießen, wenn es zu haben ist. Außerdem leben in Indien fünfzehn bis zwanzig Millionen Moslimin, welchen der Coran bloß das Schwein als unrein bezeichnet, und die große Mehrheit der indischen Bevölkerung bilden die gemischten Casten, welche gar keine gesetzlichen Beschränkungen kennen. Jene Nachfolger des Propheten sind nichts weniger als bigotte Leute; ihre Leidenschaft für die Freuden der Welt ist fast sprichwörtlich geworden; und die prachtvollen Denkmale ihrer frühern Größe legen ein glänzendes Zeugniß von ihrem üppigen Geschmacke ab, den sie auch jetzt, nachdem es mit der alten Herrlichkeit ein Ende genommen, befriedigen, soweit es ihre Kräfte erlauben. Auf sie paßt also die obige Tirade schon nicht; aber eben so wenig paßt sie auf die Hindu selbst. Zwar begnügen sich, eine gewisse braminische Reinheit affektirend, Manche mit einfacher Pflanzenkost; aber die Gewohnheit, Fleisch zu essen, ist doch so allgemein, daß z. B. die Hindu in Bombay zu ihrem Gebrauche einen Bazar besitzen, wo täglich große Vorräthe von Hammel-, Lamm- und Ziegenfleisch verkauft werden. Dieser Fleischmarkt liegt in einem besonderen Stadtviertel, abgesondert von dem Fleischmarkte der Europäer und Moslimin; weil der Anblick

des Fleisches von Ochsen, Kühen und Kälbern, das hier von Männern aus den niederen Ständen feil geboten wird, die Vorurtheile der Hindu beleidigt. Mehrere der angesehensten Hindufamilien Bombay's, die zu der Caste der Cshatrya gehörten, bezogen ihre gewöhnliche und tägliche Kost vom Fleischmarkt. Besonders ist der Verkauf von Fischspeisen unermeßlich. Die indischen Meere sind sehr fischreich, und längs einer Küstenstrecke von mehreren tausend Meilen sind überall Fischerdörfer, wo fast Nichts als thierische Nahrung genossen wird. Nach einer oft gemachten Bemerkung haben diejenigen Städte oder Dörfer, in welchen vorzugsweise Fischer wohnen, verhältnißmäßig die stärkste Bevölkerung. Die Palankinträger — gewiß ein sehr verbreitetes Hindu-Gewerbe — sind meistens auch Fischer, und wer sich einmal ihrer Dienste bedient hat, weiß, wie dankbar sie ein Stück Schaf- oder Ziegenfleisch annehmen, und mit welchem Appetit sie sich's schmecken lassen. Ferner sind die Hindu in manchen Gegenden große Jagdliebhaber und verschmähen keine Art von Wildprät. Die ganze Caste der Wagris, wie man sie in Guzerat nennt, lebt bloß vom Fangen wilder Thiere und Vögel: eine Kunst, in der sie sich einer großen Geschicklichkeit rühmen dürfen. Diese so wie Andere aus den niederen Casten, wie die Dheras, die Halalcors, die Tschandalas, die Modschis ic., welche man in jedem Dorfe von Indien trifft, und die folglich einen großen Theil der Bevölkerung ausmachen müssen, essen das Fleisch so gerne, daß sie bei ihrer Dürftigkeit in Ermangzung von etwas Besserem selbst über gefallene Thiere mit größtem Heißhunger sich hinwerfen und sie verzehren. Will man zu diesen Daten noch neue Belege hinzufügen, so giebt sie das treffliche Werk*) des verstorbenen Lordbischofs von Calcutta, Dr. Heber. „Ich hatte immer gehört", sagt der edle und geistreiche Bischof, „und kam mit der vollen Ueberzeugung nach Indien, es sey in den Augen der Braminen eine Todsünde, Fleisch zu essen oder das Blut irgend einer lebendigen Creatur zu vergießen. Wie sehr überrascht war ich, als ich fand, daß die Hindu kaum in geringerem Grade Fleischesser sind, als wir selbst, und daß es nicht die Achtung vor dem Leben ist, welche sie abhält, lebendige Thiere zu tödten, um ihr Fleisch zu genießen, sondern der Glaube, der sie gewisse Thiere als heilig, andere als unrein betrachten läßt. Ich habe selbst Braminen vom höchsten Rang gesehen, die mit eigener Hand den Ziegen, die sie opferten, den Kopf abschnitten; und nach Allem, was ich aus dem Munde von Braminen weiß, geschieht es nicht selten, daß ganze Hekatomben auf den Altären geschlachtet werden, wie denn vor fünfundzwanzig Jahren einmal ein Radscha in einem Zeitraume von zwei Wochen 60,000 Thiere geopfert hat. Opferfleisch zu essen, von was immer für Thieren es auch sey, trägt Niemand das mindeste Bedenken, selbst der Bramine nicht, wenn es ihm auch sonst seine Gewissenhaftigkeit nicht gestattet, wie den übrigen Casten, außer Geflügel und Rindfleisch, jede Fleischspeise zu genießen.

„Wie es sich aber mit der Starrheit der religiösen Vorurtheile der Hindu verhält, so auch mit der Unwandelbarkeit ihrer Sitten. Einige der Bestunterrichteten ihres Volks versicherten mich, daß die merkwürdigsten Einrichtungen in ihrem bürgerlichen und häuslichen Leben zur Hälfte von ihren mohammedanischen Eroberern entlehnt seyen; und gegenwärtig zeigt sich allenthalben eine auffallende Sucht, alles Englische nachzuahmen, die schon bedeutende Veränderungen hervorgebracht hat und deren noch mehr hervorbringen wird. Die reichen Inländer schmücken ihre Häuser mit corinthischen Säulen, und füllen sie mit englischem Hausrath; sie reiten die besten Pferde und halten die leichtesten Equipagen in Calcutta; Manche von ihnen sprechen fließend Englisch und sind in der englischen Literatur ziemlich bewandert; auch konnte man Kinder sehen, die statt der orientalischen Tracht in Jacke und Hosen gekleidet waren, ihren runden Hut auf, und Strümpfe und Schuhe an hatten. Die Art, wie die Politik in den bengalischen Zeitungen, deren zwei oder drei erscheinen, behandelt wird, verräth einen Freisinn und eine Theilnahme an den Ereignissen der Welt, die man bei Asiaten nicht zu suchen gewohnt ist. Zur Feier der spanischen Revolution gab einer der Ersten unter diesen indischen Publicisten ein großes Gastmahl!

„Daß die Indier jeder Bildung eines civilisirten Volks ermangeln, ist eine zu gewagte Behauptung, als daß man glauben könnte, daß Einer, der unter ihnen gelebt hat, sie wirklich gemacht hätte: ihre Manieren sind zum Wenigsten so gefällig und artig, als die unserer Landsleute in den entsprechenden Kategorien; ihre Wohnungen sind geräumiger und, nach Bedürfniß und Klima, in jedem Falle so bequem, als die unsrigen; ihre Bauart ist zum Wenigsten eben so elegant, und daß sie in den Handwerken den europäischen Nationen im Ganzen nachstünden, ist nicht wahr. Da wo sie die Engländer nicht erreichen, wie namentlich in der Landwirthschaft und in den mechanischen Künsten des gemeinen Lebens, können sie sich mit den Italienern und Südfranzosen noch immer messen. Ihre Goldschmidund Weberarbeiten sind so schön als unsre eignen; und sie hängen so wenig an ihren alten Mustern, daß sie sich alle Mühe geben, die unsrigen nachzuahmen, und daß sie dieß mit großem Erfolg thun. Schiffe, welche uns die Indier in Bombay bauen, sind anerkannter Maßen so gut, als irgend eines, das zu London oder Liverpool von den Werften gelassen wird. Ihre Wägen in Calcutta sind eben so schön, als die unsrigen, wenn auch nicht so dauerhaft, als die von Long Acre; in der kleinen Stadt Monghyr habe ich Pistolen, Doppelgewehre und mehrere Sachen von Kunstschreinern gekauft, denen Niemand an der äußern Form den indischen Ursprung angesehen hätte, und in Delhi fand ich in dem Laden eines reichen Juweliers Juwelen, Ohrringe, Dosen ic. nach dem neuesten Geschmack und mit französischen Devisen geziert.

„Noch mehr wunderte ich mich, als ich weiter in das Innere kam, über die hohen und reinlichen Wohnhäuser, über die Schönheit und den Reichthum der Kaufmannsgüter in den Bazars, und über das sichtbar rege Getriebe des Volks. Benares, nicht nur eine sehr heilige, sondern auch eine sehr gewerbsame und reiche Stadt, ist der Markt für die Shawls des Norden, die Diamanten des Süden und die Mussline Daccas und des

*) Vergl. Ausl. vom vorigen Jahre Num. 92. folg.

Osten; es besitzt eigene beträchtliche Manufakturen für Seiden-, Coton- und feine Wollentücher; und von hier aus machen die englischen Stahlwaaren, Schwerter, Schilder, Speere, so wie alle europäischen Luxus- und Modeartikel, die täglich populärer werden, ihre Reise durch Bundelcund, Gorruckpur, Nepel und andere von der Schifffahrt des Ganges entlegene Landstriche.

„Da ich immer und überall nur von den Vorurtheilen der Indier hörte, so hätte ich mir nicht träumen lassen, daß das gemeine Volk seine Kinder ohne Widerspruch oder gar mit Dank in die Schulen schicken würde. Dieß thun aber die Eltern unbedenklich, seitdem man auf alle direkten Bekehrungsversuche verzichtet hat, und so lange die Lehrer Niemand zumuthen, Etwas zu essen, was ihm den Verlust seiner Caste zuzöge, oder sich taufen zu lassen, oder die Landesgötter zu verfluchen. Das alte und das neue Testament ist als Schulbuch eingeführt, und nicht nur Moslimin, sondern selbst Braminen wohnen dem Unterricht mit aller Gemüthsruhe bei und scheinen oft mit Interesse zuzuhören, wenn die Schüler aus der Geschichte der Schöpfung und Jesu Christi vorlesen. Ueberhaupt fangen die Vortheile des Unterrichts, insonderheit des Unterrichts in der englischen Sprache, immer einleuchtender zu werden. In Calcutta und den umliegenden Dörfern bestehen bereits 20 Knabenschulen *) und 23 Mädchenschulen, von denen die erstere je 60 bis 120, diese je 25 bis 30 Zöglinge zählen.

So selten nun auch die Beispiele von wirklichen Bekehrungen zum Christenthum seyn mögen, so hat doch die Zahl derer, welche eine Art christliche Erziehung bekommen, indem sie mit Einwilligung, oder wenigstens ohne Tadel von Seite ihrer Eltern und Geistlichen die Bibel lesen und das Gebet des Herrn und die zehn Gebote auswendig lernen, in den letzten Jahren so zugenommen, daß die alten europäischen Residenten, die schon vor dem Namen eines Missionärs zu zittern pflegten, und um ihren heidnischen Nachbarn kein Aergerniß zu geben, selbst der gewöhnlichsten Religionsübungen des Christenthums sich enthielten, ihr Erstaunen darüber nicht bergen können, während manche Braminen, die Moral des Evangeliums bewundernd, gestehen, daß sie jetzt eine bessere Meinung von den Engländern hätten, nachdem sie fänden, daß diese nicht ohne Religion wären. Noch Viel kann sich machen; aber man muß den Dingen ihren natürlichen Lauf lassen, die Missionäre müssen sich zu bescheiden wissen, die Regierung muß, wie bisher, streng neutral bleiben, und wir selbst müssen uns bestreben, das Interesse des Volks, unter dem wir leben, im Geistlichen wie im Weltlichen wahrhaft zu befördern.

„Was den Charakter des Volks betrifft, so habe ich davon im Allgemeinen eine sehr günstige Vorstellung. Soll ich ihnen Fehler aufrechnen, welche die Folge ihrer Sclaverei, ihres zerrütteten gesellschaftlichen Zustandes und ihrer unsittlichen und falschen Religionsbegriffe sind? Soll ich vergessen, daß sie Menschen sind von hohem tapferem Gemüth, artig, verständig, lernbegierig, mit einer ausgezeichneten Geschicklichkeit für abstrakte Wissenschaften, Geometrie, Astronomie ꝛc. und für die bildenden Künste, Malerei und Bildhauerei; dabei mäßig, thätig, pflichtvoll gegen Eltern und liebevoll gegen Kinder, von beinahe gleichförmig mildernm Temperamente, und leichter zu gewinnen durch Güte und Aufmerksamkeit auf ihre Bedürfnisse und ihre Gefühle als irgend ein Volk in der Welt?"

*) Man bleibt nicht bei dem blosen Elementarunterricht stehen. In Benares besuchte Bischof Heber ein Collegium, welches ein reicher Hindu, ein Wechsler, gestiftet und dessen Besorgung er der anglicanischen Mißiongesellschaft übertassen hatte. Außer einem grammatischen Curs in der hinduſtanischen, persischen und arabischen Sprache lernten die ältern Knaben Englisch, englische Geschichte nach Hume, practische Logik nach Joyce's wissenschaftlichen Dialogen, den Gebrauch des Globus und die Hauptthatsachen und Lehren des Evangeliums; die meisten von ihnen schrieben schön persische und sehr leidlich englische Schrift, zeichneten sich aber vorzüglich in der Arithmetik aus, indem sie ihre Aufgaben mit eben so viel Pünktlichkeit als Leichtigkeit lösten.

Handelsrevolution in Folge der Einführung der Spinnmaschinen.

(Schluß.)

Im Jahre 1788 fand die französische Regierung Mittel, sich einige Modelle von Spinnmaschinen zu verschaffen, und ließ sie nach dem Schlosse de la Muette bringen. Einige Kaufleute machten sich die Erfindung zu Nutze und legten in der Normandie, zu Orleans und in den Umgebungen von Paris Spinnereien an. Diese Fabriken, begünstigt durch den Krieg, welcher die Verbindungen des Festlandes mit England und Ostindien erschwerte, vermehrten sich dermaßen, daß Chaptal in seinem Werke über die Industrie die Zahl der Baumwollenspinnereien in Frankreich zu zweihundert und zwanzig, und unter diesen sechzig sehr bedeutende, welche zusammen 900,000 Spillen trieben, die Zahl der Baumwollenwebereien aber auf beynahe 60,000, und die der Strickereien auf 7500 angibt.

Die Zahl der Maschinen gleicher Art, welche in England arbeiten, ist noch viel größer; über diejenigen in den andern Theilen Europas und in Amerika fehlen uns die nähern Angaben. Wie dem auch sey, so kann man als gewiß annehmen, daß in einigen Jahren die ostindischen Zeuge in Europa nur noch im Gedächtniß und in den Cabinetten der Kunstliebhaber existiren werden. So haben denn zwey kleine Walzen von einem Zoll im Durchmesser, eine beinahe ebenso wichtige Revolution hervorgebracht, als die Eröffnung der Meere Asiens durch Umschiffung des Caps der guten Hoffnung bewirkte.

Man könnte versucht werden zu glauben, daß diese Maschinen, so vervollkommnet, in England die Mehrzahl der früheren Baumwollenspinner außer Thätigkeit gesetzt haben. Allein die Anzahl der mit Bearbeitung dieser Wolle beschäftigten Personen hat sich im Gegentheil beträchtlich vermehrt. Ich höre von einem Kaufmann, der sich seit fünfzig Jahren mit dem Handel und der Bearbeitung der Baumwolle abgiebt, daß man vor der Erfindung der Maschinen in Großbritannien nicht Mehr als 5,200 Spinnerinnen am kleinen Rade und 2700 Baumwollenwe-

der, im Ganzen also 7900 Arbeiter zählte; während im J. 1787, bloß 10 Jahre nach Einführung der Maschinen, in demselben Lande bei den Spinnereien 105,000, bei den Webereien 247,000 große und kleine Personen, im Ganzen also 352,000 Arbeiter statt der frühern 7900 beschäftigt waren. Ueberdieß hatten die Maschinen den Arbeitslohn nicht nur nicht verringert, sondern sogar erhöht. In der ersten Epoche gewann eine Spinnerin täglich 20 Sous, in der zweiten 50 Sous. Ein Mann, welcher früher 40 Sous hatte, konnte nach Einführung der Maschinen sich täglich auf seine 5 Franken stehen, da man mehr Arbeiter brauchte, als man hatte. Dieß erklärt sich aus dem größern Verbrauch der Baumwollenzeuge, wenn sie mäßig im Preise stehen, woraus eine Zunahme der Zahl der Weber als natürliche Folge sich ergab. Die Handarbeit wurde später allerdings wegen des größeren Andrangs der Arbeitslustigen geringer bezahlt. Auffallend aber bleibt es immer, daß in den ersten zehn Jahren, trotz der geringern Verwendung der Menschenhände, der Arbeitslohn, statt zu fallen, sich mehr als verdoppelte.

Ueberdieß muß sich die Anzahl der durch die Baumwolle beschäftigten Arbeiter seit dem Jahr 1787 noch bedeutend vermehrt haben. Nehmen wir als Maßstab die Quantität der verarbeiteten Baumwolle an, so beträgt, nach den dem Parlament von 1786 bis 1790 vorgelegten Rechnungsauszügen, die runde Mittelzahl der in Großbritannien eingeführten Baumwolle an 26 Millionen Pfund, und die Einfuhr der Jahre 1821 bis 1825 im Durchschnitt 165 Millionen Pfund, wovon nur 10 Millionen wieder ausgeführt wurden. Folglich haben die englischen Spinnereien von 1821 bis 1825 jährlich 155 Millionen Pfund Baumwolle verarbeitet. Wenn nun 26 Millionen Pfund 352,000 Arbeiter beschäftigten, so müssen 155 Millionen über 2 Millionen Beschäftigung geben; — eine enorme Anzahl für eine Insel von nicht mehr als 15 Millionen Einwohner. Aber auch angenommen, daß die brittischen Statistiker ihre Angaben Etwas übertrieben haben, so muß man immerhin anerkennen, daß die Erfindung der zum Ersatz der Menschenhände bestimmten Maschinen einer bedeutend größern Anzahl Beschäftigung gegeben hat. Bei der Aufzählung der bei Verarbeitung der Baumwolle verwendeten Personen sind zudem nicht einbegriffen die Matrosen und die Fuhrleute, die für den Baumwollenhandel thäthig sind, noch die Gewerbsleute jeder Art, Kaufleute, Commis, Mäkler, Mechaniker, Kleinhändler ꝛc., von denen Jeder in seinem Fach dafür beschäftigt ist.

Wenn man Documente besäße über die Quantität der in Frankreich vor der Einführung der Maschinen verarbeiteten Baumwolle und also eine Vergleichung anstellen könnte mit der Quantität, die jetzt verarbeitet wird, so würde man wahrscheinlich ähnliche Resultate erhalten. Die Rechnungen der Douanen von 1825 enthalten 24,667,312 Kilogramme Baumwolle, die in Frankreich in diesem Jahr eingeführt wurden, nach Abzug der wieder ausgeführten, ohne die Contrebande und den Ueberschuß der unvollständigen Angaben in Anschlag zu bringen. Nach derselben Basis, wonach wir die Zahl der englischen Baumwollenarbeiter berechnet haben, würden sich in Frankreich 728,000 Personen mit der Baumwolle beschäftigen. Nehmen wir auch nur die Hälfte an, so übersteigt sie die Zahl der Arbeiter, welche ohne die Maschinen möglicher Weise verwendet worden wären, um das Zwanzigfache.

Es ist möglich, daß die Zunahme dieses Industriezweigs in England und Frankreich zum Theil auf Kosten der arbeitenden Klasse in andern Ländern geschah. Wohl mag das Aufhören alles Absatzes von indischen Tüchern nach Europa einigen Fabrikanten in Bengalen oder ihren Arbeitern Eintrag gethan haben. Uebrigens hört man von keinem Reisenden, daß die Manufakturisten in Indien schlimmer als früher daran wären. So bedeutend auch der Verschluß ihrer Baumwollenzeuge bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nach Europa gewesen seyn mag, so ist doch nicht zu leugnen, daß er mit demjenigen in Indien selbst in keinem Vergleiche steht. Hier sind 40 Millionen brittischer Unterthanen, und andere 40 Millionen über unermeßliche wohlbevölkerten Länder verbreitet, welche sich alle, Männer, Weiber und Kinder, von den Familien der Nabobs bis auf die Parias in Baumwolle kleiben, während die Männer in Europa nur sehr wenig und die Frauen nicht immer Baumwollenzeuge tragen. Auch muß man bedenken, daß Indiens Handel mit Europa immer noch sehr bedeutend ist. Wenn man an den Ufern des Ganges weniger Callcot und Percale für uns bearbeitet, so liefert dieses Land jetzt Indigo und Zucker, wovon früher nicht eine Tonne den Weg um das Cap der guten Hoffnung gefunden hatte. Es baut und erntet für Europa den Coton in der Wolle, und England bezieht gegenwärtig eine weit größere Anzahl Ballen Rohstoffs aus Indien, als es früher in verarbeiten Stoffen bezogen hatte. *)

Diese außerordentliche Zunahme des Verbrauchs von Baumwolle hat nicht allein in England, sondern in allen Ländern, wohin sich der Baumwollenbau erstreckte, die Zahl der hiedurch Beschäftigten vermehrt. Die Manufacturen Europa's beschäftigen gegenwärtig eine Menge Hände in Brasilien, in dem Freistaat Haiti, an der ganzen Küste von Cumana, in den Vereinigten Staaten, in Griechenland, in Egypten, lauter Orten, woher wir die rohe Baumwolle beziehen, und welche, vor der Entdeckung der Maschinen, uns Nichts, oder nur Wenig geliefert hatten.

Der Einfluß der Maschinen auf die Baumwollenspinnerei beschränkte sich endlich nicht bloß auf die Vermehrung der Zahl derer, welche sich ausschließlich mit diesem Artikel beschäftigen. Die Länder, die Städte, der Gewerbsinn Europa's mußten andere Producte, andere Werthe schaffen, als die Gegenwerthe für die Baumwolle, die nun in um so viel größerer Menge consumirt wurde; denn die Gewerbsleute Europa's, welche gegenwärtig die Baumwolle bearbeiten, verschenken ihre Fabrikate nicht; sie tauschen sie gegen alle diejenigen Artikel, welche man schaffen mußte, um ihre Baumwollenfabrikate zu kaufen. So kann ein einziger Gewerbszweig seinen Einfluß über den ganzen Haushalt der Nationen erstrecken.

*) Im Jahr 1825 hat England nach den Einfuhrregistern aus Indien 59,350 Ballen bezogen, von denen einer in den anderen 340 Pfund gewogen hatte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 57. 26 Februar 1829.

Die irischen Schmuggler.

(Schluß.)

Der Meister der Brennerei war ein Mann von mittlerem Alter, von düsterem, abgemagertem Aussehen; aus jeder Miene sprach sein gesetzloses Leben und die wilde Hartnäckigkeit, mit der er es stets zu vertheidigen bereit war. Er unterhielt uns mit mehreren tollen Geschichten, wie er den Klauen der Steuer-Harpyen oft nur mit genauester Noth entgangen, so wie mit einer Erzählung der Art, wie er den Branntwein durch das Land zu seinen Kunden schaffte, unter denen er mehr als Einen Wächter der geistlichen und der weltlichen Gesetze zählte. Erst vor einigen Wochen erfuhr er auf einer seiner nächtlichen Expeditionen, daß ein Aicher Kunde von seinem geheimen Aufenthaltsorte erhalten und ihm auf den nächsten Morgen einen Besuch zugedacht hatte. Der Schmuggler verlor keine Zeit; er eilte nach Hause, nahm noch einige seiner Freunde mit und in einer Stunde war jede Spur von der Hütte und den Geräthschaften auf der Stelle verschwunden. Des andern Morgens erschien der Steuerbeamte mit einer Abtheilung Soldaten von Dundalk. Sie rückten rasch vorwärts, um ihre Beute zu ergreifen, wobei sie sich schon im Voraus über den Antheil freuten, der ihnen von der der Umgegend aufzulegenden Geldbuße zufallen würde. *) Vergebens suchten die ermüdeten Soldaten mehrere Stunden; die Beute war der Falle entwischt und hatte keine Spur ihrer Flucht zurückgelassen. Ein langer Marsch und eine gänzliche Täuschung der schönen Hoffnungen schien der einzige Lohn der Unternehmung seyn zu sollen. Doch das Ende war noch nicht gekommen. Die Schmuggler hatten sich vorgenommen, den Soldaten eine Lection zu geben, damit sie nicht sobald wieder Lust bekämen, ihre Berge heimzusuchen. Die Truppe war auf dem Rückmarsch begriffen und zog in einiger Unordnung durch einen engen Bergpaß, sich noch immer wundernd, daß sie auch nicht Ein lebendes Wesen in der ganzen Gegend getroffen hätten; da wurden sie auf einmal von einem gerade vor ihnen aufsteigenden Hügel mit einer Ladung Steine begrüßt, welcher rasch mehrere andere folgten. Vergebens feuerten die Soldaten ihre Flinten ab, luden und feuerten wieder. Der Feind stand in gedecktem Hinterhalt, er kannte die Gegend und hatte aus theuer erkaufter Erfahrung bei früheren Scharmützeln sich die Lehre gezogen, nie sich in ein offenes Treffen einzulassen. Die Truppen waren genöthigt sich auf die Flucht zu machen, und von dreißig Mann, die jenen Morgen aus Dundalk ausmarschirt waren, mußten eilf ins Hospital gebracht werden. Der Steuereinnehmer kam dießmal mit heiler Haut davon, aber sein böses Schicksal führte ihn in einer der folgenden Nächte in eine Gegend der Grafschaft, wo unser Wirth und einige seiner Freunde gerade ihre Contrebande ablieferten. Die Gelegenheit zur Rache ward nicht versäumt. Die Schmuggler verkleideten sich und arbeiteten den Diener des Gesetzes dermaßen durch, daß sein Mißgeschick ein abschreckendes Beispiel für künftige überthätige Beamte abgab.

Wir hatten schon zuvor von diesen Abentheuern gehört, die eine Zeitlang in der ganzen Nachbarschaft, wo jener Steuerbeamte äußerst verhaßt war, das Gespräch des Tages bildeten; und so wurden wir um so mehr durch die ungeschlachte aber launige Erzählung der Einzelheiten ergetzt, welche uns der Held der That gab. Dazwischen hielten wir die ganze Gesellschaft in dem trefflichen Whiskey frei, in welchem wir ihnen gut Glück zutranken, und Verderben allen Leuteschereren. Die Beschwerden unsrer Fahrt waren rein vergessen, und, durch den Anblick einer Geige begeistert, schlugen wir zuletzt eine Tanzpartie vor, die auch mit Beifall angenommen wurde. Jeder Gentleman wählte seine Schöne, und der Jubel war bald allgemein.

Der Ball fand auf dem Rasenboden vor der Hütte statt. Den etwaigen Mangel an Grazie ersetzte die Beweglichkeit, und wenn unsre Schönen sich nicht der niedlichsten Füßchen rühmen konnten, so hätten sie dagegen damit als Dreschmaschinen um so größere Ehre eingelegt. „Die Philosophie" — sagt der Franzose in jenem altenglischen Lustspiel — „ist nicht ganz zu verachten, aber der Tanz, mein Herr, der Tanz eröffnet den Geist eines Menschen für das Höchste, was es in der Welt giebt." Unsre Gemüther wenigstens eröffnete er zu fast ausgelassener Lust; vom

*) Um das System der Spionerie in Ireland zu unterstützen, ward ein Gesetz gegeben, daß jeder Distrikt, in welchem eine verbotene Branntweinbrennerei entdeckt würde, in eine schwere Strafe verfallen seyn sollte. Man setzte voraus, daß die Furcht vor dieser Strafe die Nachbarn veranlassen würde, sich zur Unterdrückung dieser Gewerbe zu vereinen. Allein das Gesetz hatte gerade die entgegengesetzte Wirkung; man verband sich die Schmuggler geheim zu halten und zu schützen. Durch Lord Goderich's liberale Maßregeln erhielt dagegen dieß verderbliche System den Todesstoß.

Takte bewegt hob sich jeder Fuß, freundlich lachte jede Lippe, als plötzlich — horresco referens — eine Anzahl Rothröcke um die Bergschluchtkrümmung vor der Hütte sich schwenkte und, ehe wir zur Besinnung kommen konnten, mitten in unserer Tanzgruppe stand. Gefängniß, Kerker, Transportation schwebten uns vor den flimmernden Augen, die lachenden Lippen schlossen sich, die Füße waren plötzlich wie angenagelt, und für einen Augenblick waren wir kaum der Besinnung mächtig. Indessen waren wir ja nur zufällige Besucher, nur Fremde; sollten wir wohl mit den Schuldigen ins Gefängniß wandern? Keine Zeit blieb zur Berathung; Jeder mußte für sich selbst sorgen. Einige flohen, mit einer Beweglichkeit, die noch viel größer war, als früher beim Tanze; Andere standen wie vom Schlage gerührt still, während die Uebrigen mit furchtlosem Blick nach Waffen sich umsahen. Rings herrschte Verwirrung, Schrecken, Furcht in der ganzen Versammlung, als wir mitten durch den Lärmen eine rauhe Stimme dringen hörten: „Ruhig, Gentlemen und Ladies, seyd ruhig, ist Alles in Ordnung." Es war die Stimme des Meisters. Er hatte die Soldaten ausgeforscht: sie gehörten zu einer Abtheilung Sapeurs, die kürzlich nach Irland geschickt worden waren. Sie waren in der Nachbarschaft gelagert, und da sie keine Berührung mit den Ortsobrigkeiten hatten, so nahmen sie keinen Anstand bei den Schmugglern Einkehr zu halten. Der Poteen war ihr Lieblingsgetränk, und sie kamen, nicht nur um ihren eigenen Kehlen heute besonders gütlich zu thun, sondern auch um für ihre Offiziere ein paar Gallonen mitzunehmen. Bei dieser frohen Botschaft sammelte sich die Gesellschaft allmälig wieder; aber ein kaltes Bad im Januar hätte nicht mehr unsern Puls hemmen können, als die ausgestandene Furcht alle Fröhlichkeit in uns zerstört hatte. Indem Einer den Andern auslachte setzten wir unsre Reise weiter fort, begleitet von einigen unsrer Tanzgenossen.

Ich hatte keine Gelegenheit, Ellabh Gullian seit dieser Zeit wieder zu besuchen; ich erfuhr jedoch, daß sein treffliches Werk noch im Gang und die Hütte von Black-Murphy so geschäftig und berühmt wie von jeher ist.

Skizzen aus Dänemark.

(Schluß.)

Sagen von König Waldemar.

König Waldemar, erzählt Thiele, liebte auf das Leidenschaftlichste Toreille, ein Mädchen von der Insel Rügen. Als sie starb, war sein Schmerz so groß, daß er sich nicht von ihrer Leiche trennen konnte, sondern sie überall mit sich führte, wohin er ging. Dies ward im Lauf der Zeit sehr beschwerlich für des Königs Begleiter, und einer derselben ergriff eine günstige Gelegenheit, den Leichnam zu untersuchen, um zu entdecken, was für ein Zauber des Königs Neigung so gewaltig fesselte. Er fand einen bezauberten Ring, welchen die Mutter der Verstorbenen an ihren Finger gesteckt, um, selbst nach dem Tode, ihr die Gunst des Königs zu sichern. Der Höfling zog den Ring vom Finger, worauf alsbald des Königs Anhänglichkeit verschwand, und er sogleich die Leiche zu begraben befahl. Des Königs ganze Aufmerksamkeit war nun aber auf den Höfling gerichtet, der sich in dem Besitz des Ringes befand. Alles, was zu thun war, konnte nur durch den Günstling geschehen, der dieß endlich sehr beschwerlich fand und, wohl wissend, daß er bloß dem Ringe die Zuneigung des Königs zu verdanken hatte, ihn, als er einst durch Gurré-Wald ritt, in einen Sumpf warf. Von diesem Augenblick an fühlte sich der König glücklicher in dem Wald, als an irgend einem andern Ort. Er baute Gurré-Schloß und jagte Tag und Nacht in der Umgegend. Bei solchen Gelegenheiten pflegte er die Worte auszusprechen, die ihm nachher zum Fluch wurden: daß Gott den Himmel für sich behalten möge, wenn er nur in Gurré jagen könne.

König Waldemar reitet nun jede Nacht von Burré nach Gurré, und ist durch das ganze Land als der wilde Jäger bekannt. An einigen Orten wird er der fliegende Marcolfus genannt. Wenn er sich nähert, hört man gewaltiges Hallorufen und Peitschenknallen in der Luft. Die Leute treten dann bei Seite und stellen sich hinter Bäume. Bald erscheint Waldemar's ganzes Jagdgefolge. Seine schwarzen Hunde eröffnen den Zug; sie rennen hin und her, die Spur auf dem Boden suchend, während ihnen die langen feurigen Zungen aus dem Halse hängen. Dann kommt „Wolmar", auf seinem weißen Roß einhersprengend und zuweilen sein eigenes Haupt unter dem linken Arm tragend. Wenn er Jemand begegnet, besonders alten Leuten, befiehlt er ihnen ein Paar seiner Hunde zu halten. Zuweilen überläßt er ihnen die Hunde mehrere Stunden, oder thut sogleich einen Schuß. Wenn die Hunde diesen hören, zerspringen im Augenblick alle Fesseln und Bande. In einigen Theilen des Landes, wo die Straße durch einen Meierhof geht, reitet er zu einer Pforte hinein, und zur andern hinaus; so wie er naht, springen alle Thore auf. Auf diese Weise pflegt er, besonders am Weihnachten, mit vier weißen Rossen durch den Meierhof Ibs, im Dorf Holbyr, District Odds, zu reiten. An einigen Orten nimmt er sogar seinen Lauf über die Häuser; und in der Gegend von Hirlufsholm, im südlichen Seeland, soll ein Haus stehen, dessen Dach in der Mitte bedeutend eingesunken ist, weil er so häufig darüber zieht. In Nord-Seeland besitzt er ein zweites Gurré, noch immer Waldemar's Schloß genannt, wovon noch jetzt Ruinen zu sehen seyn mögen. Hier pflegen alle Frauen in der Nacht zur St. Johanns Zeit auszugehen und die Thore auf dem Wege für ihn zu öffnen. Gegen zwei Meilen von Gurré liegt Waldemars Hügel, der von Wasser umgeben ist. Der Sage nach wandeln sechs schwarzgekleidete Priester um Mitternacht murmelnd durch die Insel.

Man sieht, daß König Waldemar in den dänischen Wäldern jagt, wie König Arthur in den englischen. Allein der englische König ist nie zu sehen; nur der Schall seiner Hörner und Hunde wird gehört, und wenn ihn Jemand ruft, erhält er zur Antwort: „Wir sind König Arthur und seine Vettern."

Friedensburg und Friedrichsburg.

Gleich erfreut wird der Reisende seyn, ob er von Gurré durch die Wälder oder auf der regelmäßigen Elsinger Straße nach Friedensburg weiter geht, einem anmuthigen Dorfe, wo Kö-

nig Friedrich IV einen Palast erbaute, das Schloß des Friedens genannt. Hier ward im Jahr 1720 ein Vertrag mit Schweden unterzeichnet, nach welchem Dänemark achtzig Jahr lang eines ununterbrochenen Friedens genoß.

Unmöglich ist es, mit Worten die Schönheit dieser Lage zu beschreiben, diesen Berg, diesen Wald, dieses wasserdurchströmte Thal.

Der Weg von Friedensburg nach Friedrichsburg ist einer der schönsten in Dänemark. In der Nähe steigt der Standsenberg auf, welcher die herrlichste Aussicht von Nord-Seeland beherrscht; im Westen die Wälder und der See von Esron; im Norden die majestätische Küste Schwedens und der Kattegat; im Osten die Insel Hween, die Küste von Schonen und der von zahlreichen Schiffen belebte Sund, und in Süden das Schloß Friedrichsburg.

Von Norden oder Süden her, bleibt das Schloß Friedrichsburg verborgen, bis man dasselbe beinahe erreicht hat. Es ist von gothischer Bauart, ehrwürdig und stolz in seiner Einsamkeit. Die zahllose Menge von Spitzen und Thürmchen wird von ganzen Schaaren von Krähen und Dohlen umflogen, deren krächzendes Geschrei die tiefe Stille unterbricht, die in dem Schlosse herrscht.

„Kein königlicher Sommer-Aufenthalt in Seeland," sagt Eoiden, „besitzt eine angenehmere Lage, als Friedrichsburg, von allen Seiten mit Wald und Wasser umringt. Es sollte angemessener Christiansburg heißen, weil Christian IV das Schloß, welches sein Vater, Friedrich II, erbaut hatte, niederriß und statt dessen das gegenwärtige prächtige Gebäude errichtete. Achtung für seinen Vater bewog ihn wahrscheinlich, das neue Schloß gleich dem alten zu nennen, obwohl dieses, der Zeichnung nach, kein Schatten von jenem war. Wenn gleich mehr als königliche Pracht an diesem Schloß verschwendend, ließ Christian IV doch die beiden äußern Höfe des alten Schlosses mit ihren düstern Thürmen stehen, gleichsam als Erinnerung, daß sein Vater an diesem Orte verweilte.

Die prächtigsten Monumente in der Cathedrale von Roeskilde, wo die Könige von Dänemark begraben sind, wurden durch Christian IV seinem Vater und Großvater errichtet, während sein eigener Sarg in einem dunklen Gewölbe verborgen unter den zerfallenden Resten derer ruht, deren Name und Gedächtniß verschwunden ist mit ihrem Leben.

Italien und seine Bewohner.

Unserem Grundsatze treu, während wir vorzugsweise aus der Literatur des Auslandes unsere Materialien schöpfen, das, was vaterländische Gelehrte zur Erweiterung und Bereicherung der Länder- und Völkerkunde darbieten, nicht zu vernachläßigen, entlehnen wir aus dem ersten Bande der so eben erscheinenden trefflichen „Geschichte von Italien, von Heinrich Leo" (Hamburg, 1829. 8) eine Characteristik der Italiener, die mit dem Verdienste scharfsinniger- und geistvoller Auffassung das seltenere eines vorurtheilsfreien und gründlichen Studiums vereint und daher in mehr als einer Hinsicht die Aufmerksamkeit jedes Gebildeten verdient.

I. Italien in seinen Beziehungen zum Auslande.

Italien zerfällt in zwei wesentlich von einander verschiedene Hälften, von denen die eine, nördlich und nordöstlich vom Apennin gelegen, eine Landschaft ist, welche für jede Thätigkeit des gebildeten Lebens Gelegenheit und Mittel bietet, ein mildes Klima, regsame Bewohner und in allen seinen Theilen eine leichte Communication hat; während die andere Hälfte, westlich, südlich und südöstlich vom Apennin, durch Begreifen in eine große Anzahl Thäler von geringerem Umfang und kleineer an die Küste stoßender Ebenen zerrissen, welche alle, da sie keine natürliche Beziehung auf einander haben, eines gemeinschaftlichen Mittelpunctes und Verkehrs in dem Grade entbehren, daß zwischen den meisten die Communication zur See leichter ist, als die zu Lande. Orangengärten, in einigen Gegenden sogar Zuckerrohrpflanzungen finden sich hier in ganz geringer Entfernung von den rauhesten Gebirgsgegenden, die nur zu Viehzucht und Jagd Raum geben; und die Menschen selbst bieten ähnliche Gegensätze der äußersten Trägheit und zügelloser Leidenschaftlichkeit in ihrem Character, oder des feinsten Benehmens und fast thierischer Roheit in ihrer geselligen Bildung dar.

Die nördliche Hälfte Italiens, jene weiten und größten Theils ebenen Gefilde, zwischen den Alpen und dem Apennin, zu beiden Seiten des Po, von der krainischen Grenze bis nach Ancona hin, und von Venedig bis zu dem Col di Tenda, besitzt eine für ihren Umfang sehr ausgedehnte Küste und an derselben Puncte, welche von jeher durch Handel und Verkehr mit den entgegengesetzten Uferländern des adriatischen Meerbusens in Verbindung standen. Nach Norden und Westen hin von den Alpen begrenzt scheint diese Gegend auf den ersten Anblick Fremdlingen durch einen Gürtel hoher Gebirge verschlossen; aber fast alle Wege, die durch diese führen, steigen vom Auslande her weniger steil empor, als von der italienischen Seite oder theilen sich nach der letzteren zu in so viele Nebenstraßen, daß nur unverhältnißmäßig überlegene Streitkräfte im Stande sind, dem eindringen Feinde mit Erfolg entgegen zu treten. Den Bewohnern Frankreichs, Deutschlands und Ungarn's ist also in einem gewissen Sinne Italien preisgegeben; und Burgunder, Franken, Baiern, Deutsche überhaupt, *) und Magyaren in frühern, wie Franzosen, Schweizer and Oesterreicher in spätern Zeiten haben über das Schicksal der nördlichen Hälfte Italiens entschieden. Weniger bedeutend war der Einfluß, den die slavischen Nationen von der Venedig gegenüberliegenden Küste, den die Epiroten, Griechen und Türken auf diesen Theil Italiens geübt haben, woran aber das politische Elend, in welchem diese Völker seit Jahrhunderten, zum Theil von Anbeginn ihrer Geschichte an, schmachten, mehr Schuld trägt als die Natur Italiens. Nur Venedig ist im Kampfe mit diesen Fremdlingen erstarkt, im Handel mit ihnen reich geworden und hat sie zum Theil sich zu Unterthanen erworben.

Das übrige Italien ist, wie bereits erwähnt wurde, in eine Menge kleiner, eigenthümlich abgeschlossener Gebiete zerrissen, welche sich auf der Ostseite der Halbinsel von der anconitanischen Mark, auf der Westseite aber schon von den ligurischen Gebirgen an

---

*) Vielleicht besser: Boier (Bayern), Gothen, Lombarden, Franken, überhaupt Deutsche (unter den sächsischen und schwäbischen Kaisern).

bis nach Calabrien längs des Apennin aneinander reihen und deren Grenzgebirge von dem Apennin, wie die Gräten eines Fisches aus dessen Rückgrat, nach entgegengesetzten Richtungen hin ausgehen. Die Vereinigung dieser Distrikte unter eine Herrschaft ist höchst schwierig, ja fast unmöglich, sobald die Bewohner derselben entschieden entgegen sind: Heeresmassen werden von den Seuchen, die alljährig in den Niederungen an der Küste sich von Neuem erzeugen, oder in Guerillaskriegen, die in Gebirgsgegenden stets zum Vortheil der Landesbewohner sind, aufgerieben. In den südlichsten Theilen Italiens, besonders in Calabrien, ist nie auf die Dauer eine andere, als jene türkische Art der Staatsverwaltung möglich gewesen, welche sich mit regelmäßig eingehenden Tributen begnügt und das Uebrige der Natur und dem Interesse untergeordneter Vasallen oder Corporationen überläßt. Sobald fremde Herrscher auf diese jedem ungebildeten Volke so angenehme Weise des Regierens eingingen, konnten sie sich leicht behaupten, mußten aber neu eindringenden Fremdlingen eben so schnell weichen, als sie selbst zu dem Besitze gelangt waren; weil diese Weise des Herrschens in der Brust der Unterworfenen kein Gefühl des Zusammengehörens weder mit dem, welcher zufällig des Landes Fürst ist, noch mit denen, die demselben Oberherrn zugleich gehorchen, entstehen läßt. Dieß allein ist der Grund, warum in einem von der Natur so gut vertheidigten Lande, dennoch fast immer Fremdlinge Herrscher waren; auch giebt es unter den Völkern, deren Wohnsitze an das mittelländische Meer reichen, kaum ein einziges, das nicht eine Zeitlang über Neapel geherrscht hätte: Spanier und Franzosen, Griechen und Araber, Deutsche und sogar Ungarn haben über des südlichen Italiens Schicksale verfügt und einem Lande Gesetze gegeben, dessen Bewohner in einigen Gegenden auch die ersten Elemente eines gesetzlichen Lebens, wenn sie dieselben je kennen lernten, verlernt zu haben scheinen.

Nur der Umstand, daß Rom, daß die Weltstadt ihm angehörte, die Stadt, in der ein großer Theil von Europa seinen geistigen Mittelpunct, wenigstens den Stützpunct für seine gesammten kirchlichen Institute sieht, nur dieser Umstand hat das Tiberthal vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt, als Neapel gehabt hat. Aber haben in Rom seltner fremde Nationen geherrscht, als in Neapel; so war es dagegen von den Zeiten der Gründung des päbstlichen Primat's an bis auf den heutigen Tag ein Sammelplatz fremder Privatleute; und die Politik des heiligen Stuhles war nur ausnahmsweise eine italienische und berücksichtigte fremde Länder und Fürsten schon zu einer Zeit, wo diese selbst von einem großartigen Verkehr und Zusammenhang verschiedener Staaten nicht die mindeste Ahnung hatten.

Toscana und die ligurischen Küsten haben Bedeutung nur durch ihren Handel erhalten; auch sind die Staaten dieser Gegenden zu klein um allein in einem Lande nach einer Selbstständigkeit streben zu können, dessen bedeutendere Theile seit dem Sturze des römischen Reiches fortwährend von den Interessen fremder Regierungen ihr Loos zugetheilt erhielten.

So erscheint Italien in seinen Verhältnissen nach außen ohne Halt in sich, ohne Selbstständigkeit, von der Natur dazu bestimmt, Vieles und Verschiedenes in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Diese Aufgabe hat es gelöst, bis es von auswärtigen Fürstenhäusern als ein bequemes Hülfsgut, jüngere Linien auszustatten, erkannt und bewirthschaftet, zugleich aber dadurch zum geistigen Stillstande verurtheilt wurde, indem nicht bloß sein politisches Verhalten, sondern auch sein eigenthümliches geistiges Leben durch das Interesse einiger dem Lande ursprünglich fremder Familien fixirt worden ist.

Mit dieser noch jetzt statt findenden Zugänglichkeit für fremde Interessen verband Italien früher Vortheile von unberechenbarer Wichtigkeit, die indessen verschwanden, so wie die Küsten des Mittelmeeres aufhörten, die ausschließlichen Sitze der Civilisation zu seyn. Indem es sich nämlich von Norden nach Süden weit in dieß Meer hinein erstreckt und es in zwei beinahe gleiche Hälften theilt, ist es der natürliche Mittelpunct alles Handels und Verkehrs auf demselben, und war, da in früherer Zeit der Welthandel sich auf dem Mittelmeere concentrirte, der Mittelpunct des ganzen Welthandels. Man kann Italiens Lage in Beziehung auf das Mittelmeer der Lage Mexicos und Guatemalas in Beziehung auf das Weltmeer vergleichen.

(Fortsetzung folgt.)

Bettler in Mekka.

Nirgend sind Bettler so unverschämt, als in dem Hedschaz, der Umgegend von Mekka und Medina, wo sie Almosen nicht als eine Gabe erbitten, sondern fordern, als ob sie ein Recht darauf hätten, das nicht in Zweifel gezogen werden könnte. Während Burckhardt in Dschidda war, bestieg nach dem Mittagsgebete ein Bettler aus Jemen das Minaret und rief so laut, daß man es durch den ganzen Bazar hören mußte: „Ich bitte von Gott fünfzig Dollars, einen vollständigen Anzug und eine Abschrift des Koran." Dieß wiederholte er mehrere Wochen lang, bis zuletzt ein türkischer Pilgrim, dem dieser sonderbare Ausruf des Bettlers auffiel, ihn bat, dreißig Dollars anzunehmen und mit seinem Geschrei aufzuhören, welches allen anwesenden Hadschys Schande mache. „Nein," sagte der Bettler, „ich will sie nicht nehmen; denn ich bin überzeugt, daß Gott mir das Ganze senden wird, um welches ich ihn so eifrig bitte." Nachdem er sein öffentliches Gebet noch einige Tage wiederholt hatte, gab ihm derselbe Hadschy die ganze Summe, die er verlangte, aber ohne auch nur einen Dank dafür zu erhalten. — In den Moscheen von Mekka hört man nicht selten unmittelbar nach dem Gebet Leute ausrufen: „O Brüder, o Gläubige, höret mich; ich verlange zwanzig Dollars von Gott, um meine Rückreise zu bezahlen, nur zwanzig Dollars. Ihr wißt, daß Gott allgütig ist und mir hundert Dollars senden kann; aber ich verlange nur zwanzig. Gedenkt, daß die Mildthätigkeit der sicherste Weg zum Paradies ist." Und häufig erreicht diese Frechheit ihren Zweck.

Burckhardt's Travels in Arabia.

Monumenta Sicula.

Ein kürzlich erschienenes Programm der Kopenhag'ner Universität von Thorlacius enthält als Probe einer Sammlung Monumenta Sicula, die dieser Gelehrte herauszugeben gedenkt, einen Bericht über eine im Museum zu Syracus befindliche griechische Inschrift von vierzehn Zeilen auf einem Stück antiken Leders, auf welchem Artemis, als Göttin des Mondes, der Natur und der Geburt abgebildet ist.

S. Dansk Litteratur-Tidende, N. 6.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 58. 27 Februar 1829.

Die Staatsberedsamkeit der Americaner.

Henry Clay *) ist der erste Americaner, der seine Reden herausgegeben hat. Zwar hätten die Vereinigten Staaten ohne Zweifel schon im ersten Zeitalter ihrer politischen Gesetzgebung mehrere Redner **) aufzuweisen, deren gesammelte Werke einige Bände füllen würden; allein die americanische Presse befand sich im Ganzen doch noch zu sehr auf der Stufe der Kindheit, als daß die Staatsberedsamkeit und die ihr den Weg bahnende Journalistik so schnell hätten bedeutende Fortschritte machen können.

Die Engländer besitzen die Reden von beinahe allen ihren ausgezeichneten Staatsmännern, desgleichen die Franzosen, seitdem sie Staatsmänner haben, die zugleich Redner sind. In der That, um die politische Geschichte einer Periode zu studieren, sind solche Werke von unschätzbarem Werth; denn ohne sie kann man zwar ein Ereigniß kennen lernen, aber als bloßes Factum, von dessen innern Triebfedern, von dessen politischem oder constitutionellem Gesichtspuncte, wie derselbe von den handelnden Personen aufgefaßt wurde, man keine Vorstellung erhält.

Gilt der Satz von der Wichtigkeit der Staatsberedsamkeit in Bezug auf England und Frankreich, in welchen beiden Ländern die Macht der Kammern auf einen bestimmten Antheil an der Gesetzgebung beschränkt ist, so gilt er noch weit mehr in Bezug auf America, das eine Gewalt im Volk anerkennt, die über der Gesetzgebung steht. Der Volkswille ist hier das Gesetz, sofern er entweder unmittelbar aus der primitiven Selbstbestimmung des Volks, der Verfassung, erkannt oder durch nothwendige Folgerungen aus ihr abgeleitet wird. Aber vermöge der Unvollkommenheit menschlicher Institutionen auf der einen und der unendlichen Mannigfaltigkeit individueller Handlungen und Erscheinungen auf der andern Seite ist es unmöglich, daß eine Verfassung für jeden möglichen Fall im Voraus alle Bestimmungen enthalte und es können Zweifel entstehen, zu deren Lösung die Kenntniß der von scharfsinnigen Staatsmännern in ähnlichen Fällen ausgesprochenen Ansichten um so mehr unentbehrlich ist, als man sich nicht jedes Mal an die souveräne Exegese des Volks auf directem Wege wenden kann.

Ein Werk, nach dem Muster der Parlamentsgeschichte von Großbritannien verfaßt, wäre nicht nur für die americanische Staatsgeschichte vom höchsten Interesse und gerade jetzt, da man die Materialien noch hat und zwar reichlich hat, am Ausführbarsten; *) in Ermanglung eines solchen Werkes aber leisten Sammlungen von Reden einzelner Staatsmänner treffliche Dienste.

Die politische Geschichte eines Landes ist zu einem guten Theil die Geschichte seiner ausgezeichneten Männer. Nicht leicht giebt es eine authentischere Form, in welcher sich der öffentliche Geist verkörpert, als die Vorträge der verantwortlichen Wortführer des Volks in den gesetzgebenden Versammlungen. Diese Reden mit den Maßregeln, worauf sie sich beziehen, gelangen als ein Theil der Handlungen des Zeitalters an die Nachwelt. Zeichnet sich ein Abschnitt der politischen Geschichte durch eine eigenthümliche Lebensfarbe, durch eine Erhebung über den todten Buchstaben hergebrachter Geschäftsformen aus, so erkennt man den Ruf der Grundsätze, der aus dem Munde der Weisen an ihre Zeitgenossen ergangen ist.

Bis auf Lord Chatam war die Parlamentsberedsamkeit in England von keiner Bedeutung. Zwar gab es Männer von Geist, Meister in der Staatskunst und wirklich auch tüchtige Sprecher in beiden Häusern des Parlaments von der Zeit an, daß öffentliche Angelegenheiten daselbst verhandelt wurden; wenn wir aber zurückdenken und fragen, wo die berühmten Redner aus der Epoche der Königin Elisabeth, Cromwells oder Jakobs II seyen, so sind wir nicht im Stande, aus all den großen Namen einen auszuheben, der jetzt noch gelten könnte.

Wir wissen übrigens, daß der Hauptgrund dieser Armuth an Rednern in den widrigen Zeitverhältnissen lag. Als es im

*) The Speeches of Henry Clay delivered in the Congress of the United States; to which is prefixed a Biographical Memoir with an Appendix containing his speeches at Lexington and Lewisburg and before the Colonization Society at Washington; together with the Address to his Constituents on the Subject of the late Presidential Election. Philadelphia. 1827.

**) Eine Blumenlese aus den besten americanischen Rednern enthält: Eloquence of the United States. Compiled by E. B. Williston. 1827.

*) Lloyd's Register of Debates in the first Congress in drei BB., wovon kürzlich eine neue Auflage erschien, ist eine artige Sammlung; eine umfassendere wird von den Herausgebern der Congreßakten gegenwärtig ausgearbeitet.

Innern des Hauses keine Freiheit des Urtheils, außerhalb desselben keine öffentliche Meinung gab, woher hätte da die Beredsamkeit kommen sollen? Sie gewann Boden, sowie freie Grundsätze im Lande Eingang fanden und die Regierung in der Verwaltung auf den Sinn und die Stimme des Volks Rücksicht zu nehmen sich genöthigt sah. Burke soll die Parlamentsberathungen vor einem Jahrhundert im Vergleich mit dem, was sie in der Folge wurden, Kirchspielverhandlungen genannt haben. Um diese glückliche Veränderung hat Burke selbst sich kein geringes Verdienst erworben. Er war es, *) der durch seine umfassenden Ansichten, durch seine treffenden Darstellungen, durch seine scharfen politischen Zergliederungen, durch die Befestigung zeitlicher Erscheinungen auf der Grundlage ewiger Wahrheiten, durch den Schimmer seines Geistes, den er über die Parlamentsberathungen verbreitete, den Character des Parlaments veredelte und einen allgemeinen Nacheifer erweckte.

Wenn man aber auch den Einfluß Burke's so hoch anschlägt, als man will, so muß man doch zugeben, daß seine Beredsamkeit das nicht geworden wäre, was sie geworden ist, wenn nicht damals eine freie Presse ihre wohlthätigen Wirkungen auf das öffentliche Leben zu äußern begonnen hätte. Zeigt nicht die ganze Kunstvollendung seiner Reden, daß er sie mit der Ueberzeugung, er spreche darin zu aller Welt, niederschrieb? Wäre von diesen glänzenden Schöpfungen der Redekunst eine nach der andern innerhalb der Wände des Hauses der Gemeinen zu Grabe gegangen, und Nichts von ihnen als eine dunkle Sage hinausgekommen, so wäre Burke's Begeisterung, da sie sich nicht hätte an der feurigen Bewunderung seiner Mitbürger nähren können, bald erloschen. Wo etwas Großes geschehen soll, muß der Schauplatz auch ein großer seyn, man muß die Mitwelt als Zuschauerin und die Nachwelt als Richterin vor sich sehen.

Eine an sich unscheinbare Ursache hat zum schnellen Aufschwung der Staatsberedsamkeit der Engländer in den letzten Jahren hauptsächlich beigetragen — wir meinen, das gleichzeitige Berichterstatten der Zeitungen. So lange das Publikum nicht von Allem und Jedem, was die Vertreter des Volkes verhandelten, unmittelbar in Kenntniß gesetzt wurde und es einer besondern Erlaubniß bedurfte, Etwas bekannt zu machen, was von ihnen gesprochen worden war; solange fanden wenige Männer die Aufforderung zu den höchsten Anstrengungen, um das Höchste in der Kunst der Beredsamkeit zu erstreben. Jetzt besuche Einer das Parlament, höre den nach Form und Ausdruck unvorbereiteten Vorträgen der ausgezeichnetsten Mitglieder zu, verfolge den Gang einer Debatte durch all ihre Wendungen bis zum Schluß, und wenn er dann am andern Morgen beim Frühstück alle diese Reden in drei bis vier Blättern, von denen ungefähr 30,000 Abdrücke circuliren, treu wiederfindet, so wird er bekennen, daß hier eine Vereinigung geistigr, politischer und mechanischer Kräfte im Spiel ist, die ihres Gleichen sucht.

Obgleich die Staatsberedsamkeit in America, wo sie von Vielen als eine gefährliche Verführerin der Freiheit betrachtet wird, einer geringern Achtung genießt, als in England, wo sie die Staffel zu den höchsten Ehren ist; so giebt es in dem englischen Parlament doch weniger Sprecher als in dem Congreß der Vereinigten Staaten. Seltene Gelegenheiten ausgenommen, wo Individuen, die sonst nicht öffentlich aufzutreten pflegen, besondere Veranlassung finden, ihre stumme Rolle abzulegen, sind es in der Regel drei oder vier Mitglieder auf beiden Seiten des Hauses, die über Fragen von allgemeinem Interesse das Wort ergreifen; diese Individuen mögen nicht bei jeder Frage dieselben seyn; Einer mag vorzugsweise die auswärtigen Angelegenheiten zu seinem Gegenstande nehmen, ein Anderer das Finanzwesen, ein Dritter die Katholikenfrage, ein Vierter die Parlamentsreform; so daß vielleicht kaum Einer oder Zwei als allgemeine Sprecher übrig bleiben, wovon der Eine der leitende Minister des Hauses und der Andere der, wie wir glauben, nicht weniger bestallte Führer von Sr. Majestät Opposition ist. Mancherlei Ursachen haben ohne Zweifel dazu beigetragen, die Zahl der Sprecher in dem Hause der Gemeinen auf so wenige zu beschränken. Zum Beispiel, was sollte den Unerfahrenen, Ununterrichteten, Unangesehenen (deren das Haus der Gemeinen Mehrere enthält als der americanische Congreß) veranlassen zu sprechen, da er weiß, daß für jede Erörterung Meister vom ersten Rang da sind, mit denen er sich nur in eine nachtheilige Parallele stellen würde? Anders ist der Fall in America: trotz der Geschäftigkeit der Presse, die, wie in allen Freistaaten, jedes Wort des Staatsmanns vor den Richterstuhl ihrer unbarmherzigen Kritik zieht, vereinigen sich hier vielleicht eben so viele Ursachen für eine entgegengesetzte Wirkung. Vor Allem die Furcht vor den Constituenten. Die Congreßmitglieder, welche ihre Abordnung der freien Wahl ihrer Mitbürger verdanken, dürfen natürlich nicht vergessen, daß ihre Constituenten die Augen auf sie gerichtet halten, zu sehen, ob und wie sie sich ihrer Verpflichtungen entledigen. Der Sitz der Regierung liegt zu entfernt von den meisten Gegenden, und seine Bevölkerung ist nicht stark genug, eine wirksame öffentliche Meinung für sich zu bilden, während London das große Sensorium des brittischen Reichs ist. Das Parlamentsmitglied, das in London keinen günstigen Eindruck hervorbringt, bringt überhaupt keinen hervor, sondern es ist unwiederbringlich verloren. Dem Congreßmanne kommts zuletzt nicht darauf an, wie er in Washington beurtheilt wird; sein Herz weilt in Carolina, in Maine oder jenseits der Alleganies; mit diesen fernen Ländern verkehrt er durch die Presse; das rednerische Auftreten macht den kleinsten Theil seines Geschäfts aus; aber es giebt ihm Gelegenheit sich zu rechtfertigen, indem er einen Vortrag in die Zeitungen einrücken läßt oder vielleicht als Flugschrift an seine Committenten nach Haus schickt. Diese Furcht vor den Committenten kennt man in England in diesem Grade und in dieser Ausdehnung nicht. Ein Theil der Mitglieder des Hauses der Gemeinen erhalten ihre Plätze ohne irgend eine Form von Volkswahl: wenigstens brauchen die Deputirten von Old-Sarum keine Rede zu schreiben. Ein anderer Theil kann mit jenem Deputirten sagen: Wie, Gentlemen, ich habe Euch gekauft, und Ihr glaubt nun, daß ich Euch nicht wieder verkaufen werde?

Derlei Leute könnte man zwar für bloße Strohmänner hal-

*) Prior's Life of Burke, second Edition, Vol. II p. 466.

ten, allein sie haben das Verdienst, daß, wenn ein geschickter Gegner sie auch manchmal über den Haufen wirft wie ein Spiel Kegel, ihr Herr und Meister sie ohne Mühe und unversehrt wieder aufrichtet und an ihren vorigen Platz stellt. Indessen hat die gegenwärtige Organisation der englischen Gesellschaft, so sehr sie in vielen Beziehungen den Charakter des Repräsentationswesens verfälscht, auch eine gute Seite. Während einige mächtige Familien auf die Repräsentantenwahlen der Grafschaften oder der volkreichen Städte einen sich vielfach durchkreuzenden Einfluß ausüben, der nur durch unermeßliche Geldsummen überwunden zu werden vermag, so bleiben jene verfallenen Marktflecken oft noch der einzige Weg, auf welchem Männer von Talent aber ohne Vermögen durch einen politischen oder persönlichen Freund den Eintritt ins Parlament erlangen. Die besondere Art, wie sich der Parteigeist im englischen Parlament äußert, erklärt sich aus diesen örtlichen Verhältnissen; zugleich begreift man aber auch, wie eine solche Erscheinung America ziemlich fremd seyn muß. Dort hängt man fast allein von seiner Partei ab und weniger von seinen Constituenten; hier gelänge es nicht leicht Jemand, einem Verein, der aus bloßen Parteimännern bestünde, ein auch nur augenblickliches Uebergewicht zu verschaffen. Weder das Haus der Repräsentanten, noch der Senat der Vereinigten Staaten würde die Redefreiheit an ein halb Dutzend Mitglieder abtreten und sich deren Autorität unterwerfen, selbst wenn an ihrer Geistesüberlegenheit sich nicht zweifeln ließe; höchstens in einer Periode großer politischer Aufregung möchte dieß eine Zeitlang angehen. Im Hause der Gemeinen dagegen findet Niemand etwas Arges darin, wenn einige wenige Auserwählte von den beiden Hauptparteien sich schlechtweg der Leitung der Angelegenheiten bemächtigen, während es im höchsten Grade für anmaßend gälte, wenn Einer, der nicht zu jenen Auserwählten gehörte, die Aufmerksamkeit des Hauses in Anspruch nehmen wollte. Ein neues Mitglied wird immer mit größter Nachsicht und selbst Artigkeit angehört. Der Neuling soll sich zeigen, empfehlen dürfen, so will es die Sitte. Hat er aber Einmal seine Proberede abgelegt, so mag er sein Glück machen, so gut er kann, durch Verdienst oder durch sonstige Mittel, die ihm zu Gebot stehen; nur darf er das Haus nie durch Unfähigkeit langweilen. Das Parlament ist nicht der Ort, wo man, um allmälig zu dem ehrenvollen Ruf der Mittelmäßigkeit zu gelangen, seine Versuche und Fehlgriffe wiederholen darf. Ist der unflügge Gesetzgeber mit seiner Weisheit ein oder zweimal durchgefallen, so wird er in die Freimaurerhalle und in die Kron- und Ankertaverne verwiesen, wo er bei einer Wohlthätigkeitsgesellschaft Motionen machen oder bei einer öffentlichen Mahlzeit, wenn er sich für einen ihm zu Ehren ausgebrachten Toast zu bedanken hat, seine Rednerkünste glänzen lassen mag. Noch mehr! das schönste Redetalent, das ein gesunder Sinn, allgemeine Bildung und politisches Wissen unterstützt — das aber anderer Empfehlungen entbehrt, besitzt in England verhältnißmäßig weit weniger Gewicht, als in America. In dem republicanischen Congreß steht der Einfluß und die Stelle, die Jeder einnimmt, in genauem Verhältniß zu seinem Talent, seiner Erfahrung, seinem Rufe und seiner Geschicklichkeit in der Debatte; Reichthum und Rang sind Dinge und Begriffe, die bei Niemand geistige Mängel ersetzen. Im Parlament kommt zwar das Talent auch in die Wagschale, aber die Gönnerschaft der Krone, Familienverbindungen, Vermögen, Einfluß auf die Wahlen, auf die großen Institutionen des Staats, die Kirche, die Bank, das Heer, die Flotte, die Gerichtshöfe, dieß Alles sind mitwirkende Ursachen, welche die Macht des Talents gewaltig modificiren und den Werth der bloßen Beredsamkeit sehr heruntersetzen.

Ein anderer Umstand, welcher im Parlament jenes Redemonopol befördert, von dem sich der americanische Congreß frei zu seyn rühmt, ist das leidige Nothgesetz, das bei dem unermeßlichen Geschäftswesen des englischen Staatshaushaltes den Verhandlungen möglichste Eile gebietet. Man kann annehmen, daß in einem Staat die Quantität der Geschäfte sich wie die Quantität des Einkommens verhält; nun beträgt das jährliche Einkommen Großbritanniens etwa sechzig Millionen Pfund Sterling, also beinahe zwölfmal Mehr als das Einkommen der Vereinigten Staaten. Da aber die beiden Congreßsitzungen im Durchschnitt fünf Monate und die Parlamentssitzungen im Durchschnitt sechs Monate dauern, so hat das Parlament in einem bloß um ein Sechstheil größern Zeitraum das Zwölffache von Geschäften zu erledigen; die Annahme des Zwölffachen reicht aber nicht einmal hin, da noch eine Menge von Gegenständen vor das Parlament gebracht werden, die mit der Erhebung und Verwendung der Einkünfte Nichts gemein haben. Eine Folge davon ist, daß, während so viel Zeit für Rechnungen und Commissionsarbeiten aufgeht, die Zeit für die Debatten gespart werden muß. Der Congreß der Vereinigten Staaten fühlt selbst gegen das Ende jeder Sitzung diesen Geschäftsdrang: die Häuser werden ungeduldig; Fragen, welche der Natur der Sache nach einer weitern Berathschlagung bedürfen, werden vor der Hand zurückgelegt; Fragen, von welchen man glaubt, vorauszusehen, daß sie durchgehen, werden durch die Vorfrage abgemacht: eine Maßregel, zu der der Congreß übrigens nur mit Widerwillen schreitet, die aber im Parlament fast eben so viel bedeutet, als wenn man eine Motion auf die Tafel legt; endlich minder wichtige Fragen, als Privatbills, welche zu Anfang der Sitzung oft lebhaften Widerspruch gefunden haben würden, werden gegen das Ende derselben oft stillschweigend oder auf Treu und Glauben der Ausschüsse genehmigt. Man kann wirklich sagen, daß am Ende einer Sitzung oft in einer Woche, ja an einem Tage Mehr geschieht, als am Anfang in einem ganzen Monat. Alle philosophisch constitutionellen Erörterungen und Exegesen, alle volksthümlichen Berufungen auf entfernte Committenten fallen natürlich weg, wenn man mit der Zeit in's Gedränge kommt. Aber das brittische Parlament, der Atlas, der jenes monstruöse Regierungsgebäude auf den Schultern trägt, seufzt den größten Theil der Sitzung unter seiner endlosen Ueberlast von Sorgen und Arbeiten! (Schluß folgt.)

Burckhardt's Reisen in Arabien.

(Uebersicht der neuesten engl. Literatur.)

Seit beinahe vierzehen Jahrhunderten haben alljährlich Tausende sich den Beschwerden und Gefahren einer Reise durch die Wüste aus-

gesetzt, um die Stelle zu betreten, wo der große Prophet des Islam geboren oder begraben wurde; aber dennoch sind die Araber und ihr Land, und insbesondere die heiligen Städte Mekka und Medina in Europa bisher nur noch sehr unvollkommen bekannt gewesen. Die Personen, welche den Hadsch (die Pilgerschaft) unternehmen, sind in der Regel zu unwissend, um einen befriedigenden Bericht von dem, was sie gesehen haben, abfassen zu können, und Christen, die zwar die Wüste und die Provinzen Yemen, Hadramant und andere durchreisen dürfen, ist es bei Todesstrafe verboten, sich den heiligen Städten zu nähern. Daher haben von den Tagen Mohammeds und der Khalifen bis auf die gegenwärtige Zeit in der christlichen Welt die ungenauesten und albernsten Gerüchte über die Reichthümer und Merkwürdigkeiten von Mekka und Medina geherrscht; und wenn auch schon Ali Bey's Reisen uns zu enttäuschen anfingen, so war es doch dem Herausgeber des kürzlich erst aus dem Nachlaß des berühmten Burckhardt's erschienenen Reisewerkes (Travels in Arabia, comprising that Territories, which the Mohammedans regard as sacred by I. L. Burckhardt. London 1829. 4.) vorbehalten, uns die erste vollständige einigermaßen genügende Nachricht über diese beiden frühesten Sitze des Islam zu geben.

Burckhardt besuchte die heiligen Stätten des Mohammedanismus vor vierzehn Jahren, als der Pascha von Egypten die Wahabis geschlagen und vertrieben und der Gewalt des Scherifs von Mekka ein Ende gemacht hatte. Von Dschidda, dem Hafen von Mekka, wo er, wie auf seinen früheren Reisen in Syrien, Egypten ꝛc. in der Tracht und unter dem Character eines Muselmanns erschien, ging er nach Tayf, dem Hauptquartier des egyptischen Heeres, wo er dem Pascha verdächtig gemacht und von demselben längere Zeit zurückgehalten wurde, bis es ihm gelang durch List die Erlaubniß zu erhalten, mit einer Karawane nach Mekka zu gehen. Während seines Aufenthaltes zu Tayf, erzählt Burckhardt, kamen Depeschen von Constantinopel auf dem Wege über Damascus, durch die Wüste, die dem Pascha unter Anderem eine türkische Uebersetzung von dem Tractate des Friedens von Paris brachten. Nachdem der Pascha dieß Document mehrere Mal gelesen hatte, befahl er seinem türkischen Schreiber es Burckhardt (der kein Türkisch verstand) Wort für Wort in das Arabische zu übersetzen, und befragte diesen darauf um seine Meinung über den Tractat. Er ließ ihn auf einem türkischen Atlas, der von europäischen Charten kopirt und zu Konstantinopel gestochen worden war, die neuen Grenzen des Königreiches der Niederlande bezeichnen, die Inseln Mauritius und Tobago, die Lage von Genua bestimmen u. s. w. Bei Genua fand ein sonderbares Mißverständniß statt. Es war Burckhardt angegeben worden, daß Genua den Schweden abgetreten worden sey, was er nicht glauben wollte. Bei näherer Untersuchung zeigte sich, daß Genf und die Schweiz gemeint war: eine Stadt und ein Land, die in der geographischen Weisheit eines türkischen Vicekönigs keine Stelle gefunden zu haben schienen.

Nachdem Burckhardt Tayf verlassen, legte er nach dem Gebrauche frommer Moslimin den Iram an, weil er das erste Mal im Begriff stand, Mekka und seinen Tempel zu besuchen. Der Iram besteht aus zwei Stücken Leinen-, Wollen-, oder Baumwollen-Tuch, von denen das eine um die Hüften gewunden, das andere über Nacken und Schultern geworfen wird, so daß ein Theil des einen Armes unbedeckt bleibt. Eh dieß Gewand angenommen wird, muß jedes andere Kleid bei Seite gelegt werden. Jeder Stoff kann dazu dienen, nur verbietet das Gesetz, daß dasselbe ohne Nath seye und weder Seide, noch irgend einen Schmuck enthalte; auch wird die weiße Farbe jeder anderen vorgezogen. Gewöhnlich bedient man sich weißen indischen Cambric's zu diesem Zweck; reiche Hadschys gebrauchen indessen statt dessen weiße Kaschmir-Shwals, die keinen geblümten Rand haben. Der Kopf bleibt völlig unbedeckt, und es ist nicht erlaubt, ihn nach der Sitte des Orients rasiren zu lassen, bis man den Iram wieder abgelegt hat. Auch der Rest des Fußes muß unbedeckt seyn; die, welche Schuhe tragen, schneiden sich daher entweder ein Stück aus dem Oberleder, oder lassen sich, gleich den türkischen Hadschys von Konstantinopel besondere Schuhe zu diesem Zweck machen. Burckhardt trug, wie die meisten Eingebornen, so lang er mit dem Iram bekleidet war, Sandalen. Nur Alter und Krankheit sind Entschuldigungen dafür, das Haupt bedeckt zu halten, obwohl die Sonnenstrahlen Allen, die in diesen Gegenden bloßen Kopfes gehen, äußerst lästig werden. Aber obschon das Gesetz verbietet, den Kopf durch irgend Etwas zu schützen, was in unmittelbare Berührung mit demselben kommt, so besteht doch kein Verbot gegen den Gebrauch von Sonnenschirmen und mit diesen sind die meisten nordischen Hadschys versehen, während die Eingebornen entweder den Sonnenstrahlen trotzen, oder nur ein Tuch an einen Stab binden, und, indem sie dasselbe gegen die Sonne kehren, sich ein wenig Schatten verschaffen. — Der Iram der Weiber besteht aus einem Mantel, in den sie sich vollkommen einwickeln, nebst einem Schleier, der so dicht ist, daß man selbst die Augen nicht sehen kann. Dem Gesetz nach sollen auch ihre Hände und Knöchel bedeckt seyn, doch wird diese Vorschrift gewöhnlich vernachläßigt.

Jedermann, der Mekka betritt, er sey Pilger oder nicht, ist verpflichtet, sogleich den Tempel zu besuchen und sich nicht eher zu irgend einem weltlichen Geschäft zu wenden, als bis er dieß gethan hat. Die Ceremonien, welche damit verbunden sind, bestehen: 1) in gewissen religiösen Gebräuchen, die in dem Innern der Moschee vorgenommen werden; 2) in dem Gange von Szafa nach Meroua 3) in dem Besuche des Omra. Alle diese Ceremonien, die von Burckhardt mit den genauesten Details beschrieben werden, muß jeder Muselmann wiederholen, so oft er von einer Reise, die weiter als zwei Tagreisen beträgt, nach Mekka kommt.

Von Mekka ging Burckhardt im Januar 1815 nach Medina. Da es aber die Sitte der Araber ist des Nachts zu reisen — nicht sowohl, um die Hitze zu vermeiden, als um den Tag für die Fütterung der Kamele zu gewinnen, welche des Nachts nicht fressen, so konnte er von dem Lande, welches er durchreiste, nur eine sehr unvollkommene Vorstellung erhalten. Desto genauer ist dagegen, was er über Medina selbst sagt, und wir werden auf seine Beschreibung dieser merkwürdigen Stadt, so wie auf die von Mekka, in diesen Blättern noch mehr als einmal zurückkommen.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Mit einer Beilage.)

Beilage zum Ausland

Num. 58.

Das Recht der Lebenden.

Es ist vielfach in Frankreich und nicht selten auch in Deutschland von dem Bestande und von den Umtrieben einer unter dem Deckmantel der Frömmigkeit gegen die Freiheit der Geister verschwornen Congregation die Rede. Als ein Aktenstück zur Geschichte unserer Zeit wird der nachfolgende Aufsatz die Aufmerksamkeit der Leser in Anspruch nehmen dürfen. Wir überlassen übrigens dem „Inlande" seine Vertheidigung selbst zu führen, und ergreifen das Wort nur in Beziehung auf das allgemeine Interesse.

Die Zeitschrift „das Inland" hatte vor einiger Zeit einen Correspondenzartikel über den Tod Friedrich Schlegels und Adam Müllers bekannt gemacht, der, wie wir aus zuverläßiger Quelle wissen, mehreren glaubwürdigen Briefen aus Dresden, Leipzig und Wien entnommen war. Der Artikel wollte und konnte wohl Nichts weiter seyn, als ein Beitrag zur Charakteristik jener Männer und ihres Wirkens. Er führt aus dem Leben und Treiben derselben Thatsachen auf, die gerade in dem Augenblick ihres Todes mahnend hervortraten, nicht weil sie jenen Individuen, sondern weil sie den Repräsentanten einer Partei, sonach der Zeit und dem noch unausgestrittenen Kampfe ihrer höchsten Interessen angehören. Wenn die Könige Egyptens starben, traten die Unterthanen auf, und zeugten über ihre Thaten — die guten, wie die schlimmen. So heben, wenn einer ihrer Stimmführer dem Tode verfallen ist, die Zeitgenossen die Hände auf, nach dem unantastbaren Recht ihrer Ueberzeugung Zeugniß ablegend über sein Leben. Kommen in diesem Leben Dinge vor, „die von allen Zeitgenossen, ohne Unterschied, „als die bitterste Ironie des Geschicks über ihr ganzes Treiben „mit tiefer Beschämung hingenommen werden müssen," so sollen auch diese nicht verschwiegen werden, denn gut ist's, daß, wer hoch gestellt ist im Leben oder im Geiste, erkenne, wie tausend und aber tausend Augen prüfend auf ihn gerichtet sind, die ihn erinnern, welch strenge Rechenschaft der über sein Leben abzulegen habe, der vom Geschicke Großes zu erringen und Gewalt über die Herzen seiner Zeitgenossen zu üben strebte. Was die Geschichte, der allein das Richteramt zusteht, von jenen Ueberlieferungen der Gegenwart anerkennen, oder was sie unter den Kehricht kleiner Leidenschaft werfen will — darüber hat kein Lebender abzusprechen, — zum Mindesten kein Parteimann. Ist der Kämpfer ein ehrlicher, so legt er sein Zeugniß ab, redlich und ohne Falsch, und ehrt damit den Verstorbenen, den er als fortlebend betrachtet, und gegen den er fortkämpft, weil es das Recht der Lebenden gilt, für die auch der Todte, wenn er kein Heuchler war, ob dieser oder jener Partei angehörend, allein in die Schranken treten konnte.

Mit dem Bisherigen glauben wir den einfachen Thatbestand der Sache dargelegt zu haben, die der Eos vom 18 Februar Veranlassung zu ihrem Angriffe gab. Schändung des heiligen Rechts zweier großer Todten und damit Verletzung der Nationalehre heißt die Klage, die gegen die Verbreiter des erwähnten Artikels im Angesicht der Nation erhoben wird. Freunde und Gegner, die noch wissen, was öffentliche Schicklichkeit und Ehre gebieten, sollen, je nach gleicher Zahl erlesen, zu Gerichte sitzen.

Wohlan, vor diesen Schranken erscheinen auch wir, und heben im Namen des Rechts der lebendigen Gegenwart auch unsere Klage, die Klage gegen die Todten, hoch empor, daß das Gericht, daß die Nation sie vernehme. Ehrend erkennen wir, was sie Tüchtiges geleistet; aber wir erkennen auch und am Meisten an jenen Anklägern, welcher Art die Partei ist, von der sie vorzugsweise als ihre Chorführer begrüßt werden.

Wer antwortet auf die Klage? Wir hören auf die frühere nur Schimpf, keine Widerlegung. Doch ja, — eine. Wenn in dem „Inland" der Mann, der in derselben Zeit, wo er für die Unauflöslichkeit der Ehe auftritt, die Frau seines Gastfreunds entführt und ehlicht, des verbrecherischen Widerspruchs zwischen der Rede und der That bezüchtigt wird, so antwortet die Eos: „dieß gehört „seiner berlinisch protestantischen Lebensperiode an, und fällt also „mit tausend ähnlichen Vorgängen, die in diesem Kreise alljährlich „sich zu wiederholen pflegen, auf die zurück, von denen die Anklage „ausgegangen." *) Adam Müller also ist ganz gerechtfertigt; denn die Eos, die als Vertheidigerin der Wahrheit und der Nationalehre auftritt, verkündet, daß in den Städten des protestantischen Deutschlands der Ehebruch eine gewöhnliche Erscheinung sey, von welcher Sünde man übrigens durch Religionsveränderung sich reinigen, und die Sünde selbst dann den frühern Genossen als ihren Schimpf zurücklassen könne. Dieß ist die Moral und Religion der Ankläger. Wir wollen nicht untersuchen, bei welchen Glaubensgenossen und in welchen Ländern der Ehebruch häufiger sey? Fern sey es von uns, der Religion aufbürden zu wollen, was bloß Folge der politisch-geselligen Verhältnisse ist. Sie aber, die sich nicht entblöden, der Hälfte ihres Volk's mit solch frecher Verleumdung entgegen zu treten, sie klagen Andere der Verletzung der Nationalehre an, sie laden sie vor

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß Adam Müllers Entführung keineswegs in seine berlinisch-protestantische Periode fiel, und daß die Dame von jeher katholisch war, worauf wir übrigens kein Gewicht legen, da die That die gleiche bleibt; nur zeugt es, wie die Leidenschaft ihre Beweise auf baare Unwahrheit gründet.

ein Nationalgericht, weil jene gewagt, eine Scherbe niederzulegen zum einstigen Urtheil über Männer, denen — wie jedem hervorragenden Geiste — das Volk stillschweigend seine Ehre und seine Interessen anvertraute, und die es nun, nach niedergelegter Verwaltung, zur Rechenschaft zieht! Wohl ihnen, wenn die Geschichte kein strengeres Gericht über sie ergehen, wenn sie, was bloß angedeutet wurde, mit leichtem Spotte, wie dort geschah, hingehen läßt.

Das Witzwort über Friedrich Schlegel, man falle bei ihm aus dem Empyreum in die Küche, gehört ursprünglich nicht dem Correspondenzartikel, sondern — einem der Koryphäen der Eos an, der es, bei Schlegels letztem Besuch in München, öffentlich aussprach, worauf es sodann durch ganz Deutschland wanderte. Wenn die Verehrer seiner in der letzten Zeit seines Lebens eingeschlagenen Richtung sich eines so beschämenden Bekenntnisses nicht enthalten können, was will man von seinen Gegnern erwarten? Hat doch sein eigener Bruder — an Geist und Thätigkeit nicht kleiner als er — noch vor wenigen Monaten sich öffentlich als Widersacher jener politisch-religiösen Schleichereien erklärt, und mit edlem Schmerz den Bruder in den vordersten Reihen der Partei gesehen, von deren Gemeinschaft sich loszusagen ihn sein Gewissen aufforderte! Glaubt Ihr, wo die Thatsachen reden, und die Freunde, die Nächsten seines Bluts, als Zeugen auftreten, durch Schimpf, Sophisterei und Lüge die öffentliche Stimme, der längst die Besten des Volks vorangingen, zum Schweigen bringen zu können? Wohl wissen wir, das Gewicht in der Wage seines Verdienstes ist nicht gering; aber Euer Treiben vergrößert nur das Gewicht auf der entgegengesetzten Schale. — „Von schmutzigen Schweinen" spricht die Eos, „von tückischen Hyänen, die auf die Leichenäcker dringen, die Gräber aufzuscharren, und mit eklem Fraß ihren Wanst zu mästen, besonders jetzt, wo der Tod in zwei Leichnamen so reiche Azung, so wohlriechendes Luder geliefert." In solchen Bildern, in denen die Gefeierten mit Cadaver und Luder verglichen werden, wälzt sich der Verfasser mit sichtbarer Wollust hin und her, vor innerm Behagen wiehernd, daß er nun einmal recht nach Lust seiner mit den ekelhaftesten Gräuelvorstellungen vertrauten Phantasie sich überlassen darf, sich stets darauf berufend, das geschehe Alles zur Rettung der Nationalehre. Und die Nationalehre, die Sitte soll verletzt seyn, weil unabhängige Köpfe sich erlauben über die Ansprüche der Frömmelei zu spotten! Daß unter dem Spott, welcher die Eos zur Wuth reizt, der bittere Ernst verborgen liege, der jeder Persönlichkeit, also jeder gehässigen Anfeindung des Einzelnen, als solchen, sey's eines Todten, sey's eines Lebenden, fremd ist, das beweisen die Schlußworte der Correspondenz, wo an die Ehre erinnert wird, welche die Nachwelt zuwägt, und an den Kampf, den die gegenwärtige Gewalt gegen die kommenden Geschlechter führen zu können glaubt. Es wurde anerkannt, daß Schlegel mit seinem Tode nicht zum Cadaver geworden, sondern daß er fortlebe und wirke, ein gewaffneter Geist, umgeben von den Kampfgenossen, die nicht ihn schützen, sondern die er mit dem durch den Tod gefeiten Schilde deckt. Gegen ihn war die Waffe aufgehoben, nicht gegen das wohlriechende Luder der Eos; dieses bleibt ihr unverwehrt und unangefochten; sie mag es pflegen und balsamiren als Trophäe des Sieges, den sie bei dem Kampf um die Nationalehre davon getragen, bei jenem Kampf, wo sie statt des Schwertes die Peitsche umgehängt, und, noch tapferer als Don Quixote, gegen die selbstgeschaffenen Schweine ihrer Phantasie zu Felde gezogen.

Doch genug und übergenug von diesen Pfützen, die die Eos als ihr Arsenal geöffnet, in der gewissen Ueberzeugung, daß, wenn sie einige Töpfe des edlen Inhalts in die Schranken würfe, Jeder, der sich selbst ehrt, den Kampfplatz verlassen, und nur der Pöbel übrig bleiben würde, die Heldenthat zu beklatschen. Wir wollen diese unschuldige Freude nicht stören, und bitten also die Eos, ja nicht zu wähnen, als ob auch nur Eines unserer Worte an sie gerichtet wäre. Wer durch Schimpf und Schmutz so sich selbst besudelt, der hat keinen Anspruch mehr auf irgend eine andere Erwiederung, als die vor den Gerichten, den Wächtern der Geistesfreiheit und der persönlichen Ehre, wie der Sittlichkeit und des öffentlichen Anstandes. Wenn wir unsere Stimme erheben, so ist es vor dem Volk, vor das die Klage gebracht wurde, als Bürger dieses aufgerufenen Volkes, das die Manen der Todten nicht dem Schutze des Pöbels anvertraut wissen will.

Eine Ladung erging, über die Schänder der Todten zu Gericht zu sitzen; und die Todten wurden — freilich mit etwas unsaubern Formeln heraufbeschworen, Zeugen des Urtheils zu seyn. Da erblicken wir aber, neben den beiden gefeierten, noch zwei andere Todte, um Zeugniß abzulegen, daß die Eos so eben an ihnen selbst verschuldete, was sie dem *Inland* als Verbrechen vorwirft. Nicht sicherte Tzschirner, als er kaum die Augen zugedrückt, seine allgemein anerkannte Redlichkeit und Unschuld des Wandels vor der in der Eos losgelassenen Bravour des bankerotten Witzes eines Jesuiten. Und in diesem Blatte selbst wird an dem stets von Neuem mit Koth beworfenen Voß der Beweis geliefert, wie viel Vorrath seine Gegner noch von diesem ihrem Vertheidigungs- und Angriffsmaterial besitzen. Längst hat die öffentliche Meinung, das natürliche Gefühl des Rechts und der Sitte, in jenem seiner Urquelle nach die Religion gar nicht berührenden sondern rein persönlichen Kampfe zwischen Voß und Stollberg entschieden, aber in Beziehung auf jene Persönlichkeit jenen nicht rechtfertigend, diesen nicht freisprechend. Längst ist jede Stimme gegen Stollberg verstummt, wenn wir nicht etwa die wie aus dem Grabe erwachte Stimme Schillers rechnen wollen *). Die Parteiwuth gegen Voß aber geifert immer noch fort, und beweist dadurch, wie Viel sie an stets sich reproduzirendem Gifte voraus habe.

---

*) In der Correspondenz zwischen Schiller und Göthe.

So kann denn auch der Verfasser des vorliegenden Artikels, nachdem es ihm einmal im Schimpfen recht warm und behaglich geworden, sich nicht enthalten, seinen spitzigsten Stachel noch einmal gegen Voßens greises Haupt zu zucken. — Als man die müde Leiche eben zur Ruhe geleitet, und die Freunde ihm, vor den Augen der Nation, die letzten Gaben auf's Grab gelegt hatten, da trat ein Mann auf, mit von Parteihaß geschliffenem Dolch nach seinem Herzen zielend, und was jener, von den höchsten Geistern des Volks ehrend anerkannt, seit mehr als einem halben Jahrhundert gestrebt und gewirkt, mit Hohnlachen dem Vaterlande vor die Füße werfend. Und dieser Mann, (es müßte uns Alles täuschen, wenn wir uns irrten), ist derselbe, der heute für Schlegel und Adam Müller die Klage erhebt: das Recht der Todten sey an ihnen verletzt worden! Sein Visir ist niedergelassen, aber seine Waffen verrathen ihn, obgleich der edle Stahl, der sie einst bedeckte, mit jedem Jahr mehr und mehr vom Roste gefressen ward, so daß die freudig glänzende Klinge zum tückischen Stoßdegen herabgeschwunden ist, mit dem nach der Reihe alle Bilder begeisterter Jugend aufgespießt, und unterm Jubel der neuen Genossenschaft in den Koth getreten werden. Armseliger, unbeneidenswerther Tausch, so armselig, als wenn Jemand vom Redakteur des rheinischen Merkurs, dem Napoleon selbst die freilich unverdiente Ehre anthat, ihn la cinquième puissance zu nennen, zum Redakteur der Eos herabsänke, dieser jämmerlichsten aller jämmerlichen Puissancen! — Hat ein Zauber die Macht beschworen, die er einst begeisternd über begeisterte Gemüther übte? — Ja, es ist der Zauber der Wahrheit, die sich nicht irre machen läßt durch die Schlangenwindungen, mit denen das lange sich selbst und Andere täuschende Gemüth von der Lüge umstrickt wird, — der Wahrheit, die die Herzen wendet von denen, die von ihr sich abgewendet, und der Herrschaft und der Willkühr zu Füßen legen, was sie, im Kampfe erschlaffend, der Freiheit und dem Recht nicht zu bewahren vermochten.

Ihr nennt Böttiger — warum sollten wir den Namen verschweigen, da ihr mit Fingern auf ihn deutet? — „den Herold „aller Gemeinheit und Erbärmlichkeit, dem der Knebel immer noch „zu frühe aus dem geifernden Munde entwichen, und der mit freu„digem Schnalzen die Genossen zum erwünschten Todtenschmause ge„laden." Es hieße ihn beleidigen, wenn man gegen einen solchen Angriff ihn vertheidigen wollte. Nur Eine Bemerkung sey uns erlaubt. Ihr haltet ihn, nach den obigen Worten, für einen nichtswürdigen Gesellen. Nun fragen wir aber: Wer ist mehr werth — der Mann, der sein langes unermüdet thätiges Leben hindurch redlich dem, was er als Recht und Wahrheit erkannt, getreu blieb, vielleicht zu nachsichtig und zu lobverschwendend gegen den Einzelnen, der mit ihm näher oder ferner in Berührung kam, aber stets den Grundsätzen der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, im Kleinen wie im Großen huldigend, die jeder Geist, der sich selbst ehrt, heilig hält, — wir fragen, ist dieser Mann ehrenwerther, oder jener, der drei bis vier Seiten seines Lebens darbietet, von denen stets die eine die andere Lügen straft? Legt die Hand auf's Herz, — wir überlassen die Antwort Euch selbst. Ihr nennt, mit verkapptem Gesicht, Böttiger den Herold aller Gemeinheit und Erbärmlichkeit, und fodert ihn doch, wenige Zeilen weiter unten, als „Ehrenmann" auf, sich zu nennen, ob er der Einsender jenes Korrespondenz-Artikels sey. Elende, nichtswürdige Taschenspielerei, die du dich berechtigt glaubst, einem Mann, einem öffentlichen Charakter, je nachdem es gerade zu deinen betrügerischen Künsten taugt, seine Ehre zu nehmen oder zu geben, so leicht, wie deine Meister ihren Glauben, ihre Ueberzeugung gewechselt? Schämt man sich nicht, ist es möglich — schämt man sich nicht solchen Beginnens — zu dem man die Nation als Zeugen ruft? O, hierin, nicht in Friedrich Schlegels Gansleberpastete, liegt die bittere Ironie des Geschicks, daß Männer, deren Worten einst das Vaterland gleich Orakel lauschte, zu einer Handlungsweise sich erniedrigen können, über die sie, hätte man sie ihnen früher vorausgesagt, bis in die tiefste Seele erröthet wären. Je weiter die Stufen abwärts führen, desto schmutziger werden sie, und desto dichter die Finsterniß, die sich darüber verbreitet. Mit freundlichem Händedruck ward einst noch der von der Macht Verfolgte, der zum letzten Mal eine freie Stimme erhoben hatte, selbst von seinem entschiedensten Meinungsgegner aufgenommen, geschützt und auf's fremde Gebiet gerettet, das ihn gastlich und ehrend aufnahm, obgleich er früher das auch im Kriege heilige Völkerrecht verletzt, indem er auf eine Weise, die selbst dem Feinde nicht erlaubt war, die Ehre des Gegners an den Pranger zu schlagen suchte. Nun ist alle Verfolgung vorbei, und als billige Entschädigung kommt vielleicht die Reihe an ihn — der Verfolger zu werden. Steht doch bereits auf allen Blättern, die unter seinen Auspicien erscheinen, die Lehre verkündet, deren Beweistheorie der Scheiterhaufen war, und die den Galilei zwang, die Sonne stillstehen zu lassen, damit es nicht auch der Sonne der Geister einfallen möge, in Bewegung zu gerathen. Nicht am Willen also scheint es zu fehlen, nur um die Macht zu erlangen, müssen die Gemüther behutsam bearbeitet werden. Wenn sich ein König, vom Glück berauscht, in der Gewalt übernimmt, und er Tyrann wird, weil er nicht fähig war, Herrscher zu seyn, so entschuldigt ihn das Geschick, dem wir alle uns beugen — Mensch zu seyn und leicht beweglichen Herzens. Hier aber wird die Tyrannei methodisch gelehrt: besonnen, mühsam, Schritt für Schritt, trägt Jeder zusammen, was ihm an Geist und Wissen, oder an Kunst der Schleicherey und Tücke gegeben ist, um den Holzstoß aufzuschichten, auf dem die Ketzer brennen sollen. Da werden denn zuerst die Männer, die der guten Sache ein Hauptdorn im Auge sind, angegriffen von vorne oder von hinten, mögen sie auf der Tribüne Frankreichs stehen, oder in der St. Stephans-Kapelle in London die weithinschallende Stimme erheben, oder in Deutschland hie und da ein kaum ein Wenig selbstständiges Wort schüchtern und unmaßgeblich in die Welt schicken. Dann wird aus der Industrie Englands und Frankreichs, dem Boden der Selbstständigkeit des

Bürgers, das zunehmende Elend jener Staaten prophezeit, und dagegen auf der spanischen Halbinsel glücklichen Himmel hingewiesen, doppelt glücklich, weil er auf Gewalten niederblickt, die ihre Religiosität, im Sinne der Eos, durch den Meineid besiegelt haben. Ist man einmal so weit, so darf man auch weiter gehen: man darf die Bartholomäusnacht rechtfertigen und die Schriftsteller belachen, die ein solches Wesen aus dieser Kleinigkeit gemacht haben. Aber, mein Gott! wie lange ist das schon her, und wie vielköpfig hat indessen die Hyder ihr Haupt erhoben, — geschwind also eine Parabel zur Hand, aus französischer Fabrike, wo man im Namen des Allerhöchsten Gericht hält über alle Protestanten, und mit ihnen über all das Gesindel der Ideen, die man komischer Weise die neuen nennt; sie werden verdammt, und das Volk wird aufgefordert, sie auszurotten mit Stumpf und Stiel.*) Armer Böttiger, wie wird es dir da ergehen! Dießmal ist es nicht der gutmüthige leicht versöhnliche Dichter mit dem gestiefelten Kater zur Seite; — es ist eine Sendung der heiligen Inquisition, von Schweinen und Hyänen begleitet, die Peitsche des Rächers schwingend, der da kommt, dir einen andern Knebel in den Mund zu legen, und dich an den alten in Ehren ergrauten Haaren vor das Gericht seiner Genossen zu schleppen. Tröste dich, du stehst in ehrenvoller Reihe, wenn diese Hermandad die Opfer alle versammelt, auf die sie lüstern die Blicke richtet; — in Bayern selbst wenigstens bleibt gewiß Niemand übrig, wer nicht den Kopf in die Jesuitenkutte steckt. Auch wir — vom Schrecken übernommen, den uns die Eos eingeflößt, — sehen uns im Voraus bereits im Armensünderhemde. Wo sitzen aber die Richter? Ist es die Eos, die das Urtheil spricht? Ach nein, die lockt, um in ihrer Weise zu reden, keinen Hund aus dem Ofen. Ihr wird nur hie und da von der geheimen Tafelrunde ein Brocken zugeworfen, und sie gleicht dem Bettler, der in seinen mühsam zusammengebrachten Lumpen an der Pforte steht, um anzuzeigen, daß drinnen das Allerheiligste ist.

*) Alle diese Andeutungen finden in den Blättern der Eos ihre vollständige Nachweisung.

Von dieser Vehme aus, von dieser, wir wagen es hier einmal offen auszusprechen, in Bayern wirklich bestehenden Congregation, ergehen die Anklagen, und sie hat sich dießmal, bis der Spruch vor ihren Cassationshof kommt, an die Gerichte erster und zweiter Instanz, an das Volk und die Regierung, gewendet. Unverantwortlich ist es, daß die Einzelnen, eine freie, nur der Wahrheit, dem Rechte und dem Gesetz huldigende Stimme zu haben, sich unterfangen.

Unverantwortlich, allerdings, ist es, wenn Niemand sicher ist vor das Gericht jener Vehme gezogen zu werden, die ihren Anhängern einen Freibrief auf jede Verkehrtheit, auf ein Spiel mit dem Heiligsten ertheilt, jeden selbstständigen Charakter, als ihren Gegner, mit giftgeschwollenem Inquisitionshaß verfolgt, verketzert und verdammt; die sich, wo es das Gelingen ihrer Plane gilt, von den Gesetzen des Anstandes, der Würde und der Gerechtigkeit lossagt; das Panier der Heuchelei offen aufgepflanzt, und ungescheut gesteht, daß bei der Heiligsprechung ihrer Jünger, wie bei den Scheiterhaufen, auf denen sie ihre Gegner wenigstens symbolisch verbrennt, sie nicht nöthig habe, sich auf Thatsachen einzulassen, da die ihr inwohnende Machtvollkommenheit hinreiche, über den Geist der Zeiten und über die Ehre der Völker wie der Individuen in höchster Instanz ein vollgültiges Urtheil zu fällen. Eine solche Congregation, wenn sie sich jemals unter uns festsetzen könnte, müßte alle gesunden, kräftigen Geister zum Widerstande gegen sich aufrufen.

Die Regierung aber, welche das Inland compromitirt haben, soll, weil es von ihrer Erhabenheit über die Anmaßung der Parteien überzeugt war, — die Regierung hat ausgesprochen, daß auch sie Nichts wolle, als das Gesetz, das Recht und die Wahrheit. Dadurch gerade steht sie im Glanze vor Mit- und Nachwelt. Sie hat den Stab des Gesetzes, sie kann, was verborgen ist, prüfen, und die gleißenden Formen zerschlagen, daß daraus, wie einst aus dem zertrümmerten Götzenbilde die Ratten und die Mäuse fahren, und offenbar werde, welch Eingeweide im Bauch des goldenen Kalbs lebt!

Erklärung.

In Nro. 58 des „Auslandes" ist in der Beilage ein Aufsatz: „Das Recht der Lebenden", abgedruckt, welcher einem Correspondenten der Eos (in Nro. 39) eine günstige Gelegenheit zu seyn schien, mich anzugreifen, indem er, ohne ausdrücklich meinen Namen zu nennen, einige bekannte Ereignisse meines Lebens so deutlich bezeichnet, daß es, selbst bei der vollständigen Verdrehung der Thatsachen, die er sich erlaubt, und bin der reichen Zugabe von Verläumdung, die seinem Talente natürlich zu seyn scheint, unmöglich ist, sich über seine Absicht zu täuschen, mich für den Verfasser jenes Aufsatzes zu erklären, und durch eine angebliche Geschichte meines Lebens meine Ehre anzugreifen, soweit ihm dieses möglich ist.

Aus Achtung für das Publikum, das man auf meine Kosten gröblich zu täuschen sucht, aus der jedem Manne von Ehre unerläßlichen Pflicht, für die Erhaltung seines guten Namens zu sorgen, und endlich, da ich, als Fremder in diesem Lande, jederzeit zum Beweise bereit seyn muß, daß ich des Schutzes der Gesetze nicht unwürdig sey, — aus diesen Rücksichten sehe ich mich genöthigt, auf einen Angriff zu antworten, der auf die Art, wie er geführt wird, einen durchaus verächtlichen Charakter offenbart, und daher, unter andern Umständen, als der Gesinnung und Sitte des Pöbels angehörend, nicht bis zur Sphäre des Mannes von Erziehung heraufgezogen werden dürfte.

Ich werde dem Ankläger, der mich dem Gerichte der Eos unterwürfig zu seyn glaubt, Schritt vor Schritt folgen, so sehr es auch meinen Ekel erregen muß, das Kunstwerk eines Sykophanten zu zergliedern.

Zuerst muß ich erklären, daß ich nicht der Verfasser des Aufsatzes in Nro. 58 des Auslandes bin, ihn mir aber zur Ehre rechnen würde, wenn ich ihn geschrieben hätte*). Der Ankläger hat also umsonst seine Kunst und Bosheit gegen mich verschwendet. Der Correspondent, der für die Glaubwürdigkeit seines Zeugnisses auch nicht den Schatten eines Beweises beibringt, sondern sich feige hinter der Namenlosigkeit verbirgt, beginnt damit, daß er mich als „jenes aus einem großen Theile von Deutschland verwiesene, von Land zu Land flüchtige Individuum" zu bezeichnen versucht. Ich bin aber weder aus Deutschland, noch je aus einem andern Lande verwiesen worden, und kein vernünftiger Mensch kann von einem Reisenden, der oft seinen Aufenthalt verändert, sagen, er sey „von Land zu Land flüchtig." Nie bin ich vor ein Gericht citirt worden, das die Verweisung gegen mich ausgesprochen hätte. Wenn in aufgeregten Zeiten der Parteikämpfe ich bisweilen die Gewalt derselben empfand, so ist dadurch nie meine Ehre verletzt worden; vielmehr haben solche Schicksale mir jederzeit die Theilnahme achtungswürdiger Männer erworben.

Was der Correspondent der Eos mit den Worten sagen will, ich hätte „in Bayern eine Art Stellung gefunden", verstehe ich nicht. Ich habe hier keine andere Stellung, als daß ich als Fremder unter dem Schutze der Gesetze lebe.

„In Wien ist mir nie „eine Verbindung mit der Napoleonischen Polizei" Schuld gegeben worden; ich lebte dort ebenfalls als Fremder, und hatte keine „Stelle", konnte also auch nicht genöthigt seyn, dieselbe „zu verlassen"; ich verließ Wien, weil ich weiter reisen wollte. Nie bin ich dort von den Behörden beunruhigt worden; im Gegentheil könnte ich denen, die ein Recht haben, mich zur Rede zu stellen, ehrenvolle Zeugnisse aufweisen, sowohl von den Behörden, als von den edelsten Männern, mit denen ich in Wien in Privatverhältnissen stand.

Eben so wenig bin ich in Weimar einer Verbindung mit der französischen Polizei angeklagt worden; ich wurde dort, wie ich durch ein vollgültiges Aktenstück beweisen kann, nur deßhalb verhaftet, weil mir unbekannt gebliebene Denuncianten mich der österreichischen Armee-Polizei als einen Anhänger der Franzosen verdächtig zu machen gesucht hatten. Die österreichische Behörde erkannte selbst das Nichtige der Anklage, und gab mir unbedingt meine Freiheit wieder. Ich berufe mich hierbei auf das Zeugniß des Herrn General von Langenau, dessen Geist und Humanität mich gegen die geheimen Anschläge der Intriganten schützten. — Aus meiner Bewunderung der Heldengröße des Kaiser Napoleon habe ich nie ein Geheimniß gemacht.

„Das Kotzebue'sche Bulletin" habe ich nicht „entwendet", und bin auch nicht Veranlassung der blutigen Katastrophe des Hrn. v. Kotzebue geworden. Soviel ich mich erinnere, ist in dem Verhör des Mörders nie von dem Bulletin die Rede gewesen. — Wenn ich, nachdem mir zufällig jenes Bulletin in die Hände gerathen war, einen Ehrenmann gegen des Hrn v. Kotzebue Angeberei warnte, so ist dies eine That, zu welcher ich mich noch heute offen und ohne zu erröthen bekennen kann. Zu seiner Zeit habe ich dem Publikum Rechenschaft von meinem Antheil an der Geschichte des Bulletins gegeben, und nie ist, was ich darüber drucken ließ, zu widerlegen auch nur versucht worden.

*) Der Verf. jenes Aufsatzes behält sich vor, die Replik der Eos selbst zu beantworten.

In Weimar ist keine „Klage von der russischen Gesandtschaft" gegen mich erhoben worden. Ich verließ Weimar mit Pässen der dortigen Behörde, um meine Verwandte im Elsaß zu besuchen. Die „*Furcht vor einer Verurtheilung*" konnte mich um so weniger zur „*Flucht*" bestimmen, als erst nach meiner Entfernung von Weimar das Bulletin gedruckt wurde — ohne meine Zustimmung und ohne daß ich das geringste davon wußte. Niemals ist von den Behörden, welche den Proceß in dieser Sache zu beurtheilen hatten, auf eine Klage gegen mich erkannt worden, obgleich ich unaufgefordert und unverholen in öffentlichen Blättern meinen zufälligen Antheil an der Sache, so wie meinen damaligen Aufenthalt angezeigt hatte.

Nie habe ich, weder in Würtemberg, noch sonst irgendwo, „Umtrieben gedient"; ich war nicht einfältig genug, mich mit solchen Dingen zu befassen.

Nach dem Verfasser des *Manuscripts aus Süddeutschland* zu fragen, hat die Eos so wenig als ihr Correspondent ein Recht. — Ueber den Werth oder Unwerth dieser Schrift haben Männer geurtheilt, die von dem Geschrei des Pöbels keine Notiz nehmen. — Daß in dem Buche irgend Jemand wäre „*in den Koth herumgezogen worden*", ist eine Lüge; der Verfasser hat das Eigenthumsrecht der Geistesverwandten des Correspondenten auf dieses Material jederzeit gehörig geachtet, und sich nie an demselben vergreifen wollen. Die mauvaise plaisanterie, die der Verfasser anführt, gehört bekanntlich nicht ihm.

Auch der *Bericht des Frherrn* von X. liegt außerhalb der Verstandessphäre des Correspondenten der Eos. Daß er die Schrift nicht verstanden, vielleicht nicht gelesen, beweist sein Vorgeben, daß in derselben „zur Beseitigung der kurz vorher" (wo? und wann?) „gepriesenen Constitution *gerathen* werde." Von solcher Beseitigung und von solchem Rathe steht kein Wort in dem Bericht des Frhrn. v. X.

Ich bin nicht „aus Würtemberg vertrieben" worden, was ohne Urtheil und Recht nicht hätte geschehen können. Mit Dank gegen die Humanität der dortigen Regierung verließ ich Würtemberg, weil Verhältnisse, die von keiner Strafbarkeit von meiner Seite begleitet waren, es mir räthlich machten, mich einige Monate in Frankreich aufzuhalten. Seitdem lebe ich in Bayern, wo ich ebenfalls eine gastfreundliche Aufnahme fand, wo ich nie durch mein Betragen den geringsten Anlaß zu Beschwerden gab, und wo ich mit voller Ueberzeugung mich des Wohlwollens der achtungswürdigsten Männer rühmen kann.

Endlich habe ich nie „in einem kriechenden Schreiben an „einen Minister für Jugend-Verirrungen, wie ich sie genannt „haben soll, um Vergebung, und mit dem Versprechen von Besserung um Erlaubniß gebeten, mich in Deutschland wieder aufhalten zu dürfen." Einen solchen Brief habe ich nie geschrieben; ein ganz anderes von mir verfaßtes Schreiben an einen großen Staatsmann hat der Correspondent sicher nicht gelesen; denn es ist nie der Beurtheilung der Lakaien unterstellt worden.

Sonach ist alles erlogen, was der Correspondent der Eos gegen mich vorbringt, und ich habe, als ein Mann, der in diesem Lande unter dem Schutze der Gesetze steht, ein vollkommenes Recht, jenen frechen Ankläger für einen ehrlosen Verläumder zu erklären, mit welchem ich fortan nur vor den Tribunälen der Justiz verhandeln könnte.

München, den 10. März 1829.

Dr. Friedrich Ludwig *Lindner*.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 59. 28 Februar 1829.

Die Wolga und das Treiben der Menschen an derselben.

Vom Professor Petri in Erfurt.

Dieser majestätische, prächtige Strom ist unstreitig der König unter den Flüssen Rußlands, wo nicht gar Europa's. Er beherrscht ein gewaltiges Gebiet und wogt beinahe 600 Meilen weit durch die gesegnetesten und fruchtbarsten Landstriche Europa's und Asiens. Er entspringt in dem großen Wolgonskischen Walde aus dem See Wolga, in dem europäisch-russischen Gouvernement Twer, und wird bald darauf durch Aufnahme des Seligen-Sees 20 Klaftern breit, fließt von da überall durch flaches Land bis zur Mündung der Kama erst in östlicher, dann in südlicher Richtung, und ergießt sich, nachdem er die Wesuga, Sestra, Sossa, Okka, Sura, Samara, Schiawpa, Kasarka, Kama und andere Flüsse mehr, aufgenommen hat, nach einem Laufe von 585 Meilen, in 8 Haupt- und mehreren Nebenarmen, welche 70 Inseln bilden, bei Astrachan in das kaspische Meer. Er ist überaus reich an kleinen und großen Fischen, besonders Stören, Welsen, Sewrjugen, Sterleten, Hechten und Hausen, von welchen sowohl die Hausenblase oder der Fischleim, als auch der Kawiar, gemacht wird. Weil er von seinem Ursprunge an bis zu seinem Ausflusse ins kaspische Meer schiffbar ist, wird er die Quelle eines großen Reichthums für Rußland und das Hauptförderungsmittel des innern Verkehrs für den Absatz der in seinem Gebiete erzeugten Landesprodukte. Die Fischerei in demselben ist so groß, daß viele Hunderttausende von Menschen durch dieselbe ihren Unterhalt, Erwerb und Wohlstand haben. Sie versieht den größten Theil von Rußland nicht nur mit Stören, Lachsen, Barben, Karpfen, Hechten 2c. sondern auch mit einer unglaublichen Menge geringerer Fischsorten; daher vernachlässigen auch die Anwohner dieses Stroms den Ackerbau über der Fischerei. Auch giebt es in ihm Krebse von außerordentlicher Größe, aber schlechtem Geschmacke. Man bedient sich hier, besonders bei Astrachan, einer Menge, zum Theil künstlicher und sinnreicher Mittel und Maschinen zum Fischfange, worunter besonders die Fischwehren und Fischfallen zu bemerken sind.

Die Wolga hat auf der linken Seite ein niedriges, auf der rechten hingegen ein 10—12 Klafter hohes Ufer, 1—7 Klafter Tiefe, weder Fälle noch Klippen (daher erlaubt sie eine ununterbrochene, immer gleiche Schifffahrt), einen gleichströmigen nicht geschwinden Lauf, bei Twer 100, unterhalb der Kama 400 Klaftern, und wo sie von Inseln getheilt wird, zuweilen 1—3 Meilen Breite. Sie trägt die größten Fahrzeuge und ist im Frühjahr, Sommer und Herbst damit bedeckt. Im Winter wird sie, bis auf einige seichte Punkte im Süden, mit haltbarem Eise bedeckt, im Frühjahre wächst sie so schnell an, daß sie ihre Nebenflüsse zurückdrängt und gefährliche Ueberschwemmungen verursacht, und im Sommer läßt sie an vielen Stellen Sandinseln zurück, die durch Ueberschwemmungen zuweilen ihre Lage verändern, und den Fluß an einzelnen Stellen seicht machen, doch ohne dem Fahrwasser seine Tiefe zu benehmen. In ihrer ganzen Länge hat sie nicht mehr als eine Brücke, nämlich die Schiffbrücke unweit Twer.

Unter den Flüssen, welche sie auf der europäischen Seite aufnimmt, ist die Okka der größte, welche durch viele Flüsse, unter andern durch die im Gouvernement Prasa entspringende schiffbare Mokscha, Verstärkung erhält und eine beträchtliche Schifffahrt hat.

In Asien fallen in die Wolga die Sura, Kama, Samara u. a. m. Die Sura entspringt in der Nähe der Wolga, fließt 35 Meilen nördlich, wird von Pensa an schiffbar, hat eine starke Strömung, überschwemmt die Niederungen und richtet vielen Schaden an. Die Kama kommt aus dem Gouvernement Perm, ist beinahe durchaus schiffbar, 140 Meilen lang, hat einen raschen Lauf, 50—250 Klafter Breite, eine beträchtliche Schifffahrt und starken Zufluß von andern Gewässern. — Die Samara entspringt im Gouvernement Orenburg, ist 20—100 Klafter breit, hat einen langsamen Lauf und wird im Sommer seicht, daher sie nicht immer schiffbar ist.

Die große Bequemlichkeit dieses Stromes für den innern Handel und sein nie zu erschöpfender Reichthum an den schönsten und wohlschmeckendsten Fischen, wodurch mehr als eine Million Schiffer und Fischer ihren reichlichen Unterhalt finden, macht ihn zu einem Wohlthäter für ganz Rußland. Seine mit prächtigen Waldungen, besonders Eichen und Tannen, geschmückten Ufer enthalten eine Menge des edelsten Wildprets und der heilsamsten Kräuter, und nirgends findet man so vielen und so großen Spargel, als da, wo er fließt. Im März und Juni, durch das Schmelzen des Schnees angeschwellt, setzt er

viele umliegende Gegenden unter Wasser und dünget dadurch, wie der Nil in Egypten, die Felder und Wiesen. Man weiß aus der Geschichte, daß man schon längst den Plan gehabt hat, den Don und die Wolga zu vereinigen, und dadurch eine Wasserverbindung zwischen dem baltischen, dem kaspischen und dem schwarzen Meere zu bewerkstelligen. Wenn dieser Gedanke, der zuerst in dem scharfsinnigen Kopfe des großen Kaisers Peters I aufkeimte, nicht gleich von ihm in Ausführung gebracht worden ist, so sind gewiß mehr die Umstände daran Schuld gewesen, als die Schwierigkeiten der Ausführung. *)

Die Russen hegen eine tiefe Verehrung für diesen Fluß, und alle Dichter, welche seine Ufer gesehen oder bewohnt haben, sind voll Entzücken, Wunder und Lobeserhebungen seiner schön fluthenden Gewässer. Das gemeine Volk singt noch jetzt ein Lied, woron wir nur den ersten Vers hier anführen wollen:

Och! ti matuschka Reka,	d. i.	O Mutter-Fluß,
Reka Wolga schiraka!	—	Fluß Wolga, Königin!
Du och-o-och ti mene,	—	Und o du Zierde,
Reka Wolga schiraka!	—	Fluß Wolga, Königin!

Und nun werden alle herrliche Eigenschaften dieses Flusses, in dreißig Strophen wenigstens, beschrieben, wie sie Dörfer, Felder, gesegnete, reiche Heerden und Hütten der Fischer, Städte, Wüsten, Berge und Thäler vorbeiströmt, balsamisch riechende Blumen und gewürzhafte Kräuter mitten in ihren Wogen und auf ihren Inseln und Ufern erzeugt u. s. w.

So einträglich und wichtig auch die Fischerei in der Wolga und ihren großen Nebenflüssen ist, so ist dennoch die Schifffahrt und der Handel auf derselben noch weit wichtiger; denn sie bewirkt mit der Okka und Kama eine ununterbrochene Wasserverbindung zwischen 33 der fruchtbarsten und angebautesten Statthalterschaften des weitläuftigen Kaiserthums und vermittelst einiger Kanäle verbindet sie das Kaspische, Baltische, schwarze und Nordmeer mit einander. Jährlich gehen über 6000 Fahrzeuge nach St. Petersburg stromauf, und 200 — 300 nach Astrachan stromab. Zur Bemannung und zum Hinaufziehen der Barken werden viele tausend Schiffleute erfordert. Dieß sind meistens Landleute, welche, mit Pässen versehen, vom Frühlinge bis zum Herbste ihre nördlichen Wohnungen verlassen, und sich gewöhnlich da, wo Schiffe abzugeben pflegen, in geschlossenen Gesellschaften einfinden. Sie schließen ihren Kontrakt für jede Reise und oft für jede Station insbesondere, wandern nach ihrer Entlassung von einer Station zur andern, und endlich nach ihrer Heimath zurück. Der Aufseher des Schiffes für die ganze Reise ist ein vertrauter Offiziant des Befrachters, der die Ladung empfängt und abliefert, die Schiffer (Burlacken) miethet und bezahlet, und auf der Fahrt die Aufsicht und den Befehl über sie hat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Jetzt sind sie gehoben. Man vergl. die Nouv. Annal. des Voyages Sept.

Die Staatsberedsamkeit der Americaner.

(Schluß.)

Die americanische Verfassung, die auf einer schriftlichen Urkunde beruht, jedoch noch nicht, wie die englische, durch den Gebrauch und das Alter ein ganz festes Gepräge gewinnen konnte, führt eben dadurch fast in Bezug auf jede Maßregel die Frage über die richtige Anwendung des constitutionellen Princips herbei. Ueberhaupt giebt es, wie die Erfahrung lehrt, Nichts, was dem Scharfsinn philosophischer Redner und Staatsmänner einen größern Spielraum darbietet, als die Auslegung geschriebener Gesetze: daher immer ein guter Theil der Congreßversammlungen mit allgemeinen constitutionellen Wahrheiten sich beschäftigt. Selten kommt Etwas der Art im Parlament vor. Das Parlament ist allmächtig: mit andern Worten, es kann die Verfassung abändern durch einen Act der Gesetzgebung. Aber alle geschriebenen Urkunden, die als ein Theil der englischen Verfassung zu betrachten sind, (die Parlamentsacten ausgenommen) haben ein beträchtliches Alterthum. Man wird sich kaum einer großen constitutionellen Frage erinnern, welche das Parlament in den letzten Jahren berathen hätte, wenn es nicht etwa die Frage wäre, welche Georg III aufwarf: ob die Emancipation der Katholiken sich mit den Verpflichtungen seines Krönungseides vertrüge: eine Frage, die aus der Abfassung einer geschriebenen Formel von verhältnißmäßig neuem Datum hervorging und somit den Satz bestätigt, daß, je neuer eine Verfassung ist, desto mehr Streitstoff in ihr liegt. Fast jede Frage, die dem Parlament vorgelegt wird, betrifft einen einfachen Gegenstand des öffentlichen oder des Privatinteresses. In America kann, so oft es sich um einen Vertrag handelt, der Gesetzeskraft erhalten soll, oder um Verbesserungen im Innern, um Abänderungen in der Form der Föderalgerichte, um Erhöhung der Einfuhrzölle rc. die Frage, ob dieß oder jenes auch verfassungsmäßig sey, erhoben werden, und höchst wahrscheinlich geschieht dieß auch. Diese Verfassungsfragen sind gegenwärtig eher im Zunehmen, als im Abnehmen begriffen. Die Sache verhält sich so. So lange die erste Generation der Gesetzgeber noch am Ruder war, die theils aus solchen, welche die Verfassung entworfen, theils aus solchen, welche als Mitglieder der Parlamente der einzelnen Staaten sie angenommen hatten, theils wenigstens aus den Zeitgenossen beider bestand; so lange fand man nicht für nöthig, über Gegenstände, die man als bekannt vorauszusetzen berechtigt war, besondere Bestimmungen zu geben, so daß dem Scharfsinn des jetzigen Zeitalters, der bloß aus dem geschriebenen Buchstaben argumentirt, bei jedem Schritt Zweifel aufstoßen. So hat vor Kurzem der alte und achtbare Freistaat Virginien mit großer Stimmenmehrheit dem Congreß sein verfaßungsmäßiges Recht, die Manufakturen zu beschützen, abgesprochen, weil ein solches Recht in der Verfassungsurkunde nicht aufgeführt sey. Ein politischer Förmlichkeitsgeist, der unstatthaft wäre, wenn auch nicht das zweite unter der Föderalverfassung durchgegangene Gesetz, welches dem Congreß, außer der Unterstützung der Regierung und der Sorge für die Abtragung der Schulden der Vereinigten Staaten, die Aufmunterung und Beschützung der Manufakturen

ausdrücklich zur Pflicht macht, derlei Skrupel authentisch und gründlich widerlegte.

In dem Congreß stehen die Mitglieder zu einander weit mehr im Verhältniß der Gleichheit, als im Parlament, wo eine ungeheure Stufenleiter von dem ersten Minister, dem eigentlichen Souverän des Landes, bis zu der bloßen politischen Ziffer hinabgeht, die als Repräsentant ihres Flecken erscheint. Abgesehen von der nothwendigen Abstufung des Talents, der politischen Stellung und folglich auch des Einflusses herrscht zwischen den leitenden Sprechern und der schweigsamen Masse einer Partei kein so unermeßlicher Abstand. Ueberdieß muß bemerkt werden, daß ein größerer Theil der Mitglieder des Congresses das besitzt, was man im gewöhnlichen Sinn Sprechtalent nennt. Es sitzen nämlich sehr viele Rechtsgelehrte im Congreß, die das Talent vor den Gerichtshöfen und den Juries zu sprechen mitbringen, die zugleich aber auch den Debatten einen eigenthümlichen Anstrich geben, indem sie z. B. einen ungenirten Gebrauch von einem großen Notizenbuch machen. Dieser Gebrauch ist im Parlament völlig unbekannt. Hier befinden sich überhaupt die Juristen in einer kleinen Minderzahl und die Mehrheit der Sprecher tritt gewöhnlich ohne alle Vorrüstung auf und mit Bezugnahme auf das Papier nur dann, wenn ihnen etwa in der Debatte Etwas aufgefallen war, das sie sich bemerkt hatten, um es zu widerlegen; oder aus Gründen der Heuristik. Sehr viele Parlamentsreden werden ohne alle Beihülfe von Noten gemacht; sehr viele Congreßreden aber aus sehr weitläufigen Noten. Die Kunst, mit Leichtigkeit und — bis auf einen gewissen Grad — mit Gediegenheit Vorträge nach Noten zu halten, ist daher im Congreß weiter ausgebildet, als die Kunst des ganz freien Vortrags. Wenn in den französischen Kammern — wir reden von der Zeit vor zehn oder zwölf Jahren; jetzt ist es anders geworden — ein Mitglied das letztere Talent besaß, so stand es fast allein, während seine Collegen sich darauf beschränkten, ihre Reden der Länge nach niederzuschreiben und auf der Tribüne abzulesen. Bis auf dieses Extrem ließ es die Gewohnheit nach Noten zu sprechen im Congreß nie kommen.

Die Art, wie für die Bequemlichkeiten der Mitglieder des Parlaments und des Congresses gesorgt ist, erklärt mitunter jene Verschiedenheit ihrer Redeweise. Das Haus der Gemeinen ist klein, ungefähr 60 Schuh lang und 40 Schuh breit; mit Bänken versehen, wie man sie in den Hörsälen trifft, wo die Mitglieder gedrängt aufeinander sitzen. Die Halle des Hauses der Repräsentanten enthält bei einer Größe von 300,000 Cubikschuh eine verschwenderische Ausstattung mit allen Bequemlichkeiten zum Sitzen und Schreiben. Die einladende Gelegenheit, die sich hier darbietet, hat dem Notennehmen eine Ausdehnung gegeben, die sich auf das Bedeutende, wie auf das Unbedeutende erstreckt, da es sich im Congreß nicht um ein Paar große Oppositionswahrheiten handelt, die man auswendig lernt und die man überall als absoluten Maßstab anlegt, sondern um Urtheile und Ansichten, die man sich erst aus den Einzelheiten von Thatsachen und Meinungen construirt. Trägt dieser Umstand einerseits zur Gründlichkeit der Congreßverhandlungen bei, so hindert er andrerseits die Ausbildung der wahren Beredsamkeit, indem der Geist unter der Masse des Stoffs, den er sich aneignet, erdrückt, zu keinem freien Aufschwung der Gedanken sich so leicht erhebt. Aber es sind noch andere Uebel, welche aus der sonst so glänzenden Einrichtung der Sitzungshalle hervorgehen und die nachtheilig auf die Gesetzgebung wirken. Ein Versammlungshaus, in welchem man schwer sieht, spricht, oder hört, entbehrt dreier seiner Haupterfordernisse und kaum vergeht eine Sitzung, wo nicht einige Zeit und einiges Geld verwandt wird, diesem Uebel abzuhelfen. Man muß sich außerordentlich anstrengen, damit man gehört werde; aber diese Schwierigkeit, statt vom Sprechen abzuschrecken, wie man erwarten sollte, ist für den Eitlen eine Aufforderung mehr. Manche Mitglieder mögen Recht haben, wenn sie sich bei dem Kaltsinn ihrer Zuhörer damit trösten, daß man eben nicht gehört werde; aber sowie die Gleichgültigkeit des Publikums nicht ein Beweis der Verdienstlosigkeit des Redners ist, so überredet sich der Eigenliebige gerne, daß für ihn leere Bänke kein Grund seyen, sich der Debatten zu enthalten. Der ungeheure Raum, den die Stimme auszufüllen hat, verführt den Redner, daß er sich durch Schreien, durch übertriebenes Gebehrdenspiel, durch Wiederholungen verständlich zu machen sucht, oder daß Länge des Vortrags bewirken soll, was Kürze und Bündigkeit nicht vermag.

Als ein ferneres Moment, welches auf die Characterverschiedenheit der brittischen und der americanischen Staatsberedsamkeit Licht wirft, kommt die Art der Berichterstattung von den Sitzungen in den öffentlichen Blättern in Betracht. Jedes der bedeutenderen englischen Journale unterhält mehrere Berichterstatter, die einander regelmäßig ablösen, damit sie Zeit haben, ihre Bemerkungen in's Reine zu schreiben, wodurch es möglich wird, daß die längsten Debatten treu aufgenommen und sorgfältig redigirt in die Presse geschickt werden. Da dieß nun in drei oder vier Blättern, und im Ganzen in jedem gleich gut geschieht, so ist man sicher, daß wenn dann auch in einem ein Irrthum sich einschleicht, er von dem andern seine unmittelbare Berichtigung erhält. Die englische Methode ist aber so kostbar, daß kein americanisches Journal diesen Aufwand bestreiten könnte. Statt fünf bis sechs geschickter Geschwindschreiber, welche eine einzelne englische Zeitung für jedes Haus besoldet, sind es in Washington einer oder zwei, von denen vollständige Berichte für das nächste Morgenblatt sich nicht erwarten lassen: wiewohl bei seltenen Gelegenheiten die Nationalzeitung (National-Intelligencer) auch schon mit den Debatten gleichen Schritt gehalten hat. Allein es liegt auch in America weniger an jener Schnelligkeit der Berichterstattung, als in England. In London concentrirt sich die Elite der Nation und der Staatsmann hat keine Zeit zu verlieren, daß seine Gesinnungen bekannt werden, weil davon der Grad der Achtung, deren er sich erfreut, abhängt; eine unvollkommene oder verspätete Darstellung derselben aber hätte für ihn den Nachtheil, daß er keine Aufmerksamkeit mehr erregte, weil in dem unermeßlichen Gewühle von Thätigkeit, wo jeder Gegenstand auf den andern, wie Welle auf Welle der rauschenden Fluth, sich drängt, Jedermann den Augenblick ergreifen muß, ehe ihm der Strom der Zeit denselben für immer entführt. In America, wo das Volk über weite, von einander entlegene Land-

schaften zerstreut ist, bewegen sich alle Dinge langsamer und ob eine Rede an demselben Tag, wo sie gehalten ward, oder am nächsten Morgen oder einen Monat nachher erscheint — darauf kommt eben nicht Viel an. Der Redner verbessert seine Versehen, benützt etwaige Nachgedanken, liefert seinen eigenen Bericht, kurz schreibt seine Rede. Ist es nun der Fall, daß bei ihm, wie bei dem alten Galba *) seine Stärke mehr im Vortrage liegt, so übernimmt ein Freund für ihn das Geschäft des Schreibens. So kann es geschehen, daß ein Mitglied als der Verfasser einer schönen Rede in den Zeitungen vorkommt, ohne daß derselbe eine schöne Rede von der Bank aus gehalten hat, oder daß manche Mitglieder auftreten, die es nicht thun würden, wenn die augenblickliche, auf das Haus hervorgebrachte Wirkung die einzige wäre, während sie die Sorge ihr Geisteskind für die größere Welt auszustatten und in sie einzuführen, der Discretion von ein Paar Berichterstattern überlassen müssen.

Die Wahrheit dieser Bemerkungen dürfte sich noch mehr aus dem Folgenden ergeben. In England ist das Geschäft des Berichterstatters ausschließliche Sache der Zeitungseigenthümer, die dabei sich nach dem Geschmack und dem Urtheile ihrer Leser richten. Der Berichterstatter hat den Redner gewisser Maßen in seiner Gewalt: Reden, die seiner Meinung nach das Volk zu lesen wünscht, giebt er ganz; andere kürzt er ab oder läßt sie weg. Will er ein Mitglied empfehlen oder dem Tadel bloßstellen, so hebt er die guten oder schwachen Partien vorzugsweise hervor, so stellt er diese oder jene Stellen, oft ohne Rücksicht auf den Zusammenhang, willkürlich zusammen. Man darf ja nicht erwarten, daß die Londoner Journale Alles, was gesagt wird, oder nur das Wesentliche von Allem mittheilen; noch weniger wäre dieß zu erwarten, wenn die Zahl der Sprecher so groß und die Reden so lang wären wie im Congreß. Die gewöhnliche Unaufmerksamkeit der Berichterstatter auf Jeden, den sie nicht für bedeutend halten, hat die natürliche Folge, daß sich alle diejenigen der Debatten enthalten, welche Grund haben, zu vermuthen, daß man ihnen in den Berichten nicht werde Gerechtigkeit widerfahren lassen. Solche gehässige Unterscheidungen kennt man in America nicht. Da nach der gegenwärtigen Art des Berichterstattens die Redner und die Berichterstatter von einander gegenseitig abhängen, so werden ohne Zweifel die Reden jedes Mitgliedes mit gleicher Treue und in gleicher Ausführlichkeit oder in der von dem Redner selbst beliebten Form gegeben: ein Umstand, der eben so sehr die rednerische Ausbildung befördert, als der entgegengesetzte Fall ihr im Wege steht. In Bezug auf das unmittelbare Resultat mag das englische System den Vorzug verdienen, und das americanische Publikum würde wahrscheinlich einer beschränkten Berichterstattungsweise unbedingt beipflichten. Allein einerseits lassen die damit verbundenen politischen Mißbräuche die Einführung des englischen Systems, das sonst wohl zum Muster dienen könnte, in America nicht zu, und andrerseits sind die dem dortigen Systeme anklebenden Mängel mit den freien Institutionen der Republik, mit der glücklichen Gleichheit des persönlichen Rechts und der persönlichen Achtung, sowie mit der wohlthätigen Abhängigkeit der Repräsentanten von ihren Constituenten aufs Innigste verwoben. Ueberdieß ist ein Theil jener Uebelstände eine Wirkung von Ursachen, die mit der Zeit aufhören. In demselben Maße wie die Bevölkerung mehr und mehr zunimmt, und der Sitz der Regierung sich nach und nach in eine große Stadt verwendelt, wird ohne Zweifel auch die Zahl der Journale zunehmen, und die weitere Circulation derselben die Eigenthümer in den Stand setzen, die Last eines kostbareren Berichterstattungssystems zu übernehmen.

Um indessen nicht ungerecht zu seyn, dürfen wir nicht vergessen zu bemerken, daß die rednerische Weitschweifigkeit *) nicht ausschließlich eine americanische Sünde ist. Burke, Pitt, Fox sprachen über wichtige Gegenstände in der Regel drei Stunden lang; mehrere von Burke's Reden müssen, wenn sie so gehalten wurden, wie sie geschrieben sind, wenigstens doppelt so lang gewährt haben. Auch die jetzigen Redner pflegen sich nicht eben kürzer zu fassen. Wenn es wahr ist, daß eine Rede, die in einer englischen Zeitung eine Seite einnimmt, einen dreistündigen Vortrag erfordert, so wird selten eine wichtige Debatte vorübergehen, wo nicht zwei oder drei solcher Reden in jedem Hause, zumal in dem Hause der Gemeinen, vorkommen.

*) Cic. Brut. Cap. 24. „Es war vielleicht nicht bloß die Kraft des Geistes," sagt Cicero, „sondern der ganzen Seele, verbunden mit der leidenschaftlichen Stimmung seines Wesens, was ihn beim Reden entzündete und seiner Beredsamkeit den Charakter der Bewegtheit, des Nachdrucks und des Ungestüms mittheilte; wenn er aber in müßigen Stunden die Feder ergriff, und nun der Sturm seiner Seele wie der Wind sich gelegt hatte, erschlaffte seine Rede; bei solchen, die mehr eines gediegenen Vortrages sich befleißen, tritt dieser Fall nicht ein, weil den Redner seine Urtheilskraft nicht verläßt und er sie beim Schreiben hat wie beim Reden; die Begeisterung steht nicht immer zu Gebot und wenn es mit ihr aus ist, so erlischt alle Kraft und eigentlich das Feuer des Redners."

*) Man kann sich mit den Alten trösten, die wahrscheinlich manchmal halbe Tage lang von ihren Rednern in Anspruch genommen wurden. Freilich hatten jene Republikaner mehr Zeit, als wir, und die Rednerbühne diente ihnen zur Unterhaltung und Bildung wie das Theater Es bemerkt zwar ein gleichzeitiger Schriftsteller, daß die längste von Demosthenes Reden nicht über fünfzig Minuten und die längste von Cicero's nicht über eine Stunde gewährt habe. Aber es ist schwer zu glauben, daß die Rede für die Krone, wenn auch alle Zeugnisse und Urkunden wegblieben, in weniger als drei Stunden, und die Rede gegen Midias oder die über die untreue Gesandtschaft in weniger als fünf Stunden vorgetragen worden sey. Und gewiß waren Cicero's Reden nicht kürzer; die, von denen es gewiß ist, daß sie gehalten wurden, waren im Durchschnitte immer anderthalb Stunden lang. Daß aber die Redner überhaupt diese Zeit gewöhnlich überschritten, beweist schon das Gesetz des Pompejus de ambitu im J. St. 702, welches den Ankläger mit seiner Rede auf zwei und den Vertheidiger auf drei Stunden beschränkt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 60. 1. März 1829.

Scenen aus dem Aegeischen Meer. *)

Es sind eine Menge Bücher über das moderne Griechenland erschienen. Man wollte classische Erinnerungen geltend machen, um auf Europas Gefühl zu wirken, und die glorreichen Thaten der Vorzeit wurden aufgezählt, um die schlummernden Kräfte eines entarteten Volkes zu wecken und seine Freunde in der Ferne zu enthusiasmiren. Nichtsdestoweniger hat die Begeisterung für das Alterthum bei den meisten Reisenden, die in unmittelbare Berührung mit den Neugriechen kamen, den entgegengesetzten Eindruck nicht besiegen können, den die sittliche Versunkenheit des Volks auf Jeden machen muß, der bei dem gegenwärtigen Kampfe, den es freilich oft mehr für das Leben als für seine Würde zu führen scheint, das Ziel vergißt, dem trotz des Widerspruchs, der in einzelnen Momenten der Gegenwart liegt, dennoch, vielleicht oft ohne Wissen und Willen, entgegengestrebt wird. Auch Emerson gehört zu jenen Reisenden und seine lebendigen Schilderungen von den Sitten und Gebräuchen der unterdrückten Griechen auf den Inseln sind daher für die Freunde dieses Volkes nichts weniger als erhebend.

Obgleich bereits unmittelbar nach dem Erscheinen dieses Werks kurze Auszüge aus demselben von uns mitgetheilt wurden; so halten wir doch den Gegenstand für zu interessant, als daß wir nicht noch einige größere Stellen für unsere Leser entlehnen sollten.

1. Ansicht von Smyrna.

In der Nacht vom 6 August gingen wir in der Bay von Smyrna vor Anker und näherten uns am Morgen darauf in kurzer Entfernung dem Landungsplatze. Die Wogen schlugen nicht mehr an die Seiten unseres Schiffes, die See warf keinen Schaum mehr auf das Vordertheil, und wir würden unseren Aufenthalt auf dem Wasser ganz vergessen haben, wenn nicht die von der bewegten Oberfläche zurückgeworfenen Sonnenstrahlen in Wellenlinien an der Decke unserer Cajütte gespielt hätten.

Als wir auf das Verdeck traten, wurden wir von der Schönheit des prächtigen Panoramas freudig überrascht, in dessen Mitte wir uns befanden. Hinter uns lag der Golf von Smyrna, durch den wir gekommen waren. Seine damals stürmischen Gewässer waren jetzt ruhig und heiter, wie die Stirn eines Kindes, und spielten in den Strahlen der Morgensonne wie Silber, während die glänzend weißen Segel der levantischen Barken, welche über sie hinglitten, kaum von ihnen zu unterscheiden waren. Auf allen Puncten um uns her fuhren Bote mit vergoldetem Ende, wie es in diesem Hafen gewöhnlich ist, zwischen Schiffen hin und wider, auf deren Masten die Flaggen aller Handelsnationen wehten; behende Griechen schlugen die Ruder, während ein stattlicher Türke mit malerischem Turban und herabwallenden Gewändern gravitätisch seine Pfeife rauchte.

Unsere Fregatte wurde sehr bald von einer Menge von Barken umringt, die alle Arten von Landesproducten zum Kauf anboten; Körbe voll rothbäckiger Pfirsiche; Birnen, weiß wie Wachs, von einem zarten Rosenroth angeflogen, und purpurne Weintrauben, die noch mit den grünen Reben in solcher Menge aufgehäuft waren, daß sie das Schiff nicht fassen konnte, und die herabhängenden Trauben vom Wasser bespühlt wurden.

Die sonneverbrannten Berge von Kleinasien umgaben uns, an deren abschüssigen und schroffen Wänden weiße Häuschen schweben, welche mit ihren Olivenpflanzungen und Feigenbäumen einen schönen Gegensatz zu den reichen Gärten unter ihnen bilden, welche von dem Salzwasser der Bay bewässert werden. Vor uns lag ausgebreitet Homer's Geburtsort, „die Perle Asiens", „das schöne Izmir (Smyrna)", „die Krone Joniens", dessen ausgezeichnete Lage und Umgebungen ihm mit vollem Rechte diese poetischen Beinahmen seiner alten Lobredner verdienen.

Am Fuße eines steilen Berges, auf dessen Spitze die Ruinen von einem Schlosse aus der Zeit des griechischen Kaiserreiches stehen, liegt die Stadt auf beiden Seiten am Rand eines steilen Meerufers. Zwischen ihren platten Dächern erheben sich die hohen Kuppeln ihrer Moscheen, und Gruppen von schlanken Minarets und Muezzinthürmen, während den Rahmen des Gemäldes die Schatten dunkler Cypressenwälder bilden, an denen wir die Friedhöfe der Anhänger des Propheten erkennen.

Auf der langen Linie des Marino steht eine Reihe von Consulargebäuden, auf deren Dächern die Flaggen ihrer Nationen aufgepflanzt sind. Der Kai führt uns eine neue Scene vor, in der wir Menschen aus fast allen Welttheilen erblicken. Der schwarze

*) Letters from the Aegean. By James Emerson, Esq. 2 vols. London, 1829. (Briefe aus dem Aegeischen Meer, von James Emerson.)

Nubier und der herumschweifende Araber mischt sich unter den hochstirnigen Sohn Europas und des Westen, und das Phas *) der Griechen und das Carminbarett der Armenier gesellt sich zu den verschiedenfarbigen Turbanen und der reichen Tracht der stolzen Söhne Mohammeds. Der Türke liegt träg und gedankenlos mit seiner langen Pfeife im Munde am Meeresufer; der Dragoman lehnt mit seinem ungeheuren Kopfputz am Thore seines Consulats und das Ausrufen der herumwandernden Scherbet- und Eisverkäufer mischt sich unter den melancholischen Gesang des an der See stehenden brittischen Matrosen, oder in die Ballade eines wohlgemuthen Griechen, welcher in seinem Kaik die Thaten eines Buckovello und seiner geliebten Klephten abtrillert. Die Scene ist ächt orientalisch, und wir bedauern nur, nicht unmittelbar von Europa in ihre Mitte versetzt worden zu seyn, statt daß wir die stufenweisen Uebergänge von Griechenland und den ägeischen Inseln hatten durchlaufen müssen.

2. Griechen und Türken.

Die Türken sind nichts weniger, als unempfänglich für die Genüsse des Familienlebens, allein dem bestehenden Gebrauch und angeerbten Vorurtheilen über männliche Würde zufolge halten sie es für weibisch, die zarten Gefühle der Liebe gegen ihre Frauen zu äußern. Bei dem Griechen, der, ohne den inneren Werth (?) des Muselmanns, sein imponirendes Aeußeres ängstlich zu copiren sucht, ersticken diese Ideen von männlicher Oberhoheit jedes Gefühl von Liebe oder dauernder Zuneigung. Der Osmanli glaubt an die Sclaverei des Weibes in jener Welt, aber er gewährt ihr in dieser Alles, was er für ihre Sphäre angemessen glaubt. Der Grieche dagegen hält sie hier in einem Zustande von Unterdrückung, gleichsam als wollte er ihr recht nahe legen, daß sie mit Leiden hienieden ihre jenseitige Glückseligkeit erkaufen müsse. An dem Irrthum des ersteren ist mehr der Verstand Schuld, an der Tyrannei des andern sein Herz.

Ich selbst habe oft sogar die Hydrioten mit einer wahren Begeisterung von ihren kleinen Buben reden, sie als blühende Eroten preisen, und mit Stolz ihre hoffnungsvollen Gestalten rühmen hören, während sie ihrer ebenso liebenswürdigen Töchter und treuen Weiber mit keiner Sylbe erwähnen; kommt ein Anderer auf sie zu sprechen, so werden sie einsylbig, und fahren nach ein paar kalten Worten wieder von ihren Knaben zu reden fort. Mehr als einmal ist der bekannte Philhellene Hamilton bei drohenden Gefahren von Griechen gebeten worden, die Söhne der Capitani an Bord zu nehmen, während die Töchter und Weiber ihrem Schicksal unter den Trümmern ihrer Häuser überlassen wurden.

Auf gleiche Weise opfert der Grieche beinahe durchgängig die Sache dem Schein auf, wenn er bis zu den geringfügigsten Kleinigkeiten die Sitten seines Herrn nachahmt. Seine künstlich gearbeiteten Pistolen sind des Griffes wegen kostbar, allein der Lauf und die übrigen nothwendigen Stücke sind in der Regel unbrauchbar; in dem Griff seines Säbels sind nicht selten Juwelen eingelegt, während die Klinge von Rost zerfressen ist; er hat die wallenden Gewänder des Muselmanns, die so trefflich gegen die Hitze schützen, abgelegt, weil er sie nicht wie seine eng und unangenehm in die Augen fallende Jacke mit Gold und Silber besetzen kann, und der kühlende seidene Gürtel, welcher die Kleidung der Türken zusammenhält, ohne die drückende Hitze des Klimas zu vermehren, ist gegen den harten ledernen Pistolengurt der Albaneser vertauscht worden, welcher zwar mehr Zierrathen zuläßt, aber den Krieger dagegen in eine wahre Fieberhitze versetzt.

Es wäre überflüßig, die Liste von tausend Beispielen fortführen zu wollen, in denen seine Eitelkeit ihn verleitet hat, nach den glänzenden und imponirenden Eigenschaften des Muselmanns zu haschen, während er aus falschem Stolz oder aus Eigensinn die reellen Vorzüge desselben von der Hand weist.

Im Ganzen genommen sind die Türken die schönsten Menschen auf der Erde; ihr ovales Gesicht, die gewölbten Augenbrauen, die feurigen Augen, ihre Adlernase, ihre majestätische Haltung und ernsten Mienen sind zu ihren weiten Gewändern und ihren faltenreichem Turban wie geschaffen. Alles ist am Türken Proportion und Ebenmaß; nichts Eckiges oder Schroffes, weder in seiner Figur, noch in seinen Zügen, beleidigt unser Auge; wir finden in allen seinen Theilen die reine Curve der männlichen Schönheit und majestätischen Anmuth wieder. —

*) Τὸ φάς, das rothe Käppchen gewöhnlich mit blauer Quaste, welches in der Levante getragen wird; die Albaneser, Sulioten und ein großer Theil der Moreoten haben keine andere Kopfbedeckung.

Die Wolga und das Treiben der Menschen an derselben.

(Fortsetzung.)

Da die Fahrzeuge, welche aus dem Innern des Reichs nach St. Petersburg und Astrachan gehen, gewöhnlich nur Eine Reise machen, worauf man sie in diesen Städten als Bau- und Brennholz verbraucht, so müssen jährlich mehr als 5000 Barken neu gebaut werden, was schrecklich ins Holz frißt, und halbe Wälder zerstört. Dieser Schiffbau beschäftigt daher auch eine unzählige Menge Menschen in den Wäldern, auf den Sägemühlen und den Werften der Wolga und deren genannten Nebenflüsse. Die Zimmerleute sind russische Bauern, unter welchen die Klügern und Erfahrenern die Meister vorstellen. Ihr vornehmstes und beinahe einziges Werkzeug ist die Art oder ein Beil, das sie beständig im Gürtel tragen. Die nöthigen Blöcke werden nach den Sägemühlen geflößt und hier zu Brettern geschnitten. Der Bau einer Barke erfordert einen Sommer und kostet, ungeachtet der Arbeitslohn gering ist und fast gar kein Eisen gebraucht wird (denn man bedient sich nicht einmal der eisernen Nägel), dennoch 200 — 300 Rubel.

Diese Fahrzeuge sind beinahe alle nach einem Modell gebaut, nur durch die Größe unterscheiden sie sich. Alle haben einen platten Boden, und werden durch lange Bäume regiert, die vorn und hinten ins Wasser gehen. Das eigentliche Schiff ist 18 — 22 Klafter lang, 7 Klafter breit und $1\frac{1}{2}$ Klafter hoch, und

erfordert stromab 50, stromauf 100 Mann. Die Halbbarken und Böte sind um die Hälfte und Dreiviertel kleiner, die Salzbarken etwas größer. Die Ladung steigt von 38,000 zu 60,000 und 100,000 Pud (à 50 Pfund). Astrachan ist der Mittelpunkt und Hauptstapelplatz des Handels von der Wolga nach dem Kaspischen Meere; die Rückfracht besteht in Producten jener Gegenden, insbesondere aber in persischen Manufakturwaaren, Seide ꝛc. So wird die Wolga das Mittel, die reichen Produkte des Kaspischen Meeres, Persiens, Sibiriens ꝛc. bis an die Küsten der Ostsee und von da aus in die ganze Welt zu verführen. Schon hieraus ergiebt sich die Wichtigkeit der Wolga für Rußland.

Man sollte kaum glauben, daß der Vortheil durch den Verlust fast aufgewogen würde. Aber dennoch ist dem so. Für die Wälder wenigstens erwächst durch die Wolgaschifffahrt ein unersetzlicher Schade. Man rechnet, daß zu allen Fahrzeugen, Barken und Flößen, welche die Wolga und ihre Nebenflüsse befahren, jährlich beinahe eine Million Bäume erfodert werden, deren Gebrauch bloß vorübergehend ist, da das Holz dieser Fahrzeuge, wie bereits bemerkt worden, meist zum Verbrennen gebraucht wird. Zwar sind in manchen Gegenden noch ungeheure Wälder; aber sie entfernen sich doch immer mehr von den Flüssen, so daß jährlich die Beschwerlichkeit wächst, das benöthigte Holz, sowohl zum Bau der Barken, als zum Verkauf, den Flüssen zuzuführen. Schon jetzt beginnt sich dieser Holzmangel in den waldreichsten Gegenden an der Wolga, Okka, Kama, zu zeigen, indem ein Fahrzeug, das vor 40 — 50 Jahren auf dem Stapel 100 — 150 Rubel kostete, jetzt nicht für 300 Rubel gebaut werden kann. Je entfernter daher die Waldungen von den Flüssen sind, um so mehr steigen die Kosten und Preise der Fahrzeuge, und in eben diesem Verhältnisse nimmt auch die Theurung der Produkte zu, die dem nördlichen Rußland zugeführt werden. — Beides würde zuverlässig nicht erfolgen, wenn nur die Hälfte der Barken nach ihrer Ausladung wieder zurückgehen und den Weg einige Jahre nach einander machen könnte. Freilich müßten aber auch, um dieß zu können, die Fahrzeuge dauerhafter gebaut werden. —

Das Steigen des Wassers der Wolga im April, Mai und oft noch im Juni zu 8 — 12, ja in mancher Gegend zu 30 — 40 Fuß Höhe, verursacht eine Ueberschwemmung der in ihr befindlichen Inseln, der niedrigen Ufer und Gestade, welche die Umgebungen des Stroms zum festen Anbau oder zum Ackerbau unbrauchbar macht. Bis gegen die Mitte und bisweilen bis gegen das Ende des Juni bleibt diese Wasserhöhe, dann fällt die Wolga wieder. Während dieses hohen Wassers ist die Fahrt auf derselben für Unkundige bis Astrachan nicht wohl zu wagen, weil die bedeckten Inseln und Sandbänke mit ihren Bäumen und Gebüschen nicht eher zu unterscheiden sind, als bis das Wasser wieder gefallen ist. Jährlich verändert auch die Wolga während dieser Ueberschwemmung ihr tiefes Fahrwasser. Das, was sie auf der einen Seite abreißt, setzt sie auf der andern wieder an. Die Schiffe, welche von der obern Wolga kommen, führen größtentheils Bau- und anderes Holz, hölzerne, irdene und andere Geschirre. Die von der untern Wolga, oder von Astrachan kommenden bringen dagegen Salz aus dem Elton-See, Produkte und Waaren aus Astrachan, Talg, Häute u. dergl. Mehr. Aufwärts müssen aber die Schiffe mehrentheils von Menschen gezogen werden, was bei der Größe dieses Flusses, wo man sich der Segel bedienen könnte, in der That auffallend ist.

In den nördlichen Gegenden ist der Frühling und Herbst rauh, aber deswegen dem Ackerbau nicht zuwider; die Flüsse werden im November mit Eis bedeckt, das sie erst im April wieder verlieren. Milder ist die Luft im Süden; dort ist der Frühling angenehm, der Sommer lang, der Herbst dagegen kurz, und der Winter, bei einem klaren, reinen Himmel kalt und mit Wirbelstürmen begleitet, die oft in der Temperatur der Luft eine schnelle Abwechselung und dadurch Krankheiten verursachen. In einem gewöhnlichen Winter wird das Eis der Wolga bei Saratow beinahe eine Elle dick; es ereignen sich aber auch zuweilen strengere Winter, wie z. B. der von 1804 war, wo das Hanföl in den Tonnen fror und der gemeine Branntwein in den Fässern eine Eisrinde ansetzte.

Bei der Fruchtbarkeit des Bodens, die westlich von der Wolga größer ist, als in den östlichen und nördlichen Gegenden, bei dem günstigen Himmel und der vortrefflichen Gelegenheit, den Ueberfluß an Getreide mit Vortheil abzusetzen, könnte der Ackerbau, der von Dorfleuten und Kleinstädtern getrieben wird, gewinnreicher seyn, wenn man nicht so nachläßig zu Werke ginge. Dennoch gehören Pensa, Simbirsk und Westsaratow zu den kornreichsten Gegenden und Vorrathskammern des russischen Reichs. Auch das südliche Wiätka hat starken Ackerbau, obgleich die Einwohner dem Fischfange sehr ergeben sind. Aber eins der schönsten Kornländer ist der zehn Meilen lange, mit Dörfern stark besetzte Strich von Sarans bis Pensa. In den westlichen Distrikten bedürfen die meisten Aecker keines Düngers, wenn man sie nur zuweilen ruhen läßt; in den östlichen verursacht der sparsame Regen öfters Mißernten.

Das Getreide giebt eine vier- bis achtfache Ausbeute, die Hirse lohnt fünfzehn-, fünfzig- bis hundertfältig; nur der Waizen gedeiht nicht gut. Man baut außer dem gewöhnlichen Getreide auch Hülsenfrüchte, mehr Hanf als Flachs; Tabak in den Kolonien an der Wolga und dem Choper häufig; so auch spanischen Pfeffer und Mohn, hin und wieder schwarzen und weißen Senf; Hopfen nur in Gärten, Obst aber in großer Menge, besonders Aepfel und Kirschen.

(Schluß folgt.)

Italien und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

II. Norditalien.

Die wenig geneigte und stellenweise fast wagerechte Ebene zu beiden Seiten des Po ist der einzige Theil Italiens, den die Natur selbst als ein größeres Ganzes bezeichnet hat, wenn sie auch von Menschen seit langer Zeit in mehrere, früher sogar in viele Staaten von ziemlich verschiedenen Verhältnissen zertheilt worden ist. Eine fast in allen Theilen des Po-Thales gleich üppige Fruchtbarkeit, welche durch die Wassermassen, die dasselbe von allen Richtungen her durchströmen, erzeugt und erhalten wird, hat schon früh demselben den Beinamen des italienischen Paradieses verschafft.

Bedeutend sind besonders die Zuflüsse des linken Po-Ufers, die alle aus Alpenthälern, zum Theil aus Landseen ausströmen, deren Umgebungen zu den reizendsten und fruchtbarsten Landschaften Europas gehören, und wegen der zwischen den Bergen concentrirten Sonnenhitze und der nach Norden durch die Alpen geschützten Lage ein bei Weitem südlicheres Klima haben, als die Ebenen, welche zunächst den Po umgeben.

Da der Po bis weit in das Land hinein schiffbar ist, so belebt er nicht bloß die Fluren, sondern auch menschliche Betriebsamkeit; und durch die Vorkehrungen und Bauwerke, welche seine große Wassermasse und sein reißender Lauf nothwendig machen, muß er schon sehr früh die Völker, welche seine Ufer bewohnen wollten, zu bedeutenderen Kraft- und Geistes-Anstrengungen gezwungen haben. Die Landschaften, welche er von seinen Quellen am Montevifo an bis zum Meere durchströmt, sind von einem auf das Mannichfachste nuancirten Character: wilde Alpen- und Gebirgsgegenden auf der einen Seite und Niederungen am Meer, die sich über dieses nur unbedeutend erheben, auf der andern. Während der Anwohner seiner Quellen mit der Kargheit des Bodens kämpft und von Lawinen bedroht wird, sieht der Anwohner seiner Mündungen zu gewissen Jahreszeiten weit und breit die Umgegend unter Wasser gesetzt, über welches nur die Bäume mit ihren Kronen und die Ortschaften emporragen, die auf künstlich erhöhtem Boden angelegt sind.

An das Po-Thal schließen sich als Nebenlandschaften an: der schmale Streifen Landes zwischen dem Apennin und dem adriatischen Meer bis nach Ancona hin, und ein etwas breiterer zwischen der östlichen Fortsetzung der Alpen und demselben Meere bis in die Gegend von Aquileja.

Das auf diese Weise bezeichnete nördliche Italien zerfällt für die historische Betrachtung in fünf ihrem Character nach verschiedene Theile.

1) Das obere Po-Thal, (Piemont) zwischen dem Montferrat, den Seealpen und den cottischen Alpen, woran sich das Thal der Dora nebst einigen andern kleinern Nebenthälern anschließt.

Daß diese Landschaft beinahe nach allen Seiten hin mit Bergen umschlossen, daß sie namentlich nach Westen und Norden von den höchsten Alpenreihen begrenzt ist, hat ihr auch politisch ein sehr bestimmtes Gepräge ertheilt. Der Handel dieser Gegenden, der in neuerer Zeit besonders nach der Schweiz, nach Frankreich und nach Genua hin gerichtet ist, war — so lange die Wege ungebahnter, die Straßen unsicherer waren — sehr beschränkt; der im Osten angrenzenden Lombardei, wohin eine leichtere Communication statt fand, hatte die bezeichnete Gegend nur dieselben Erzeugnisse zu bieten, die damals die Lombardei selbst hervorbrachte. Der Handel konnte also hier wenigstens nicht, wie in dem größten Theil des übrigen Oberitaliens, alle Verhältnisse bewältigen; der Geldreichthum gewann hier nie in dem Grade die Oberherrschaft über den Güterbesitz, wie in Mailand, Venedig und Genua; das Landeigenthum der adelichen Familien wurde hier nicht so versplittert, wie es im eilften und zwölften Jahrhundert schon in den östlicheren Nachbarstaaten der Fall war; und auch später bis zur französischen Revolution ist der politische Charakter Piemonts der eines Lehenstaates geblieben. In der neuesten Zeit zeigt sich diese früh gegebene Grundlage der Verhältnisse auch noch in einem großartigeren Betreiben der Landwirthschaft, deren Ausbildung im übrigen Italien, wenn auch im Ganzen dem Klima und dem Boden angemessen, doch weit hinter den Fortschritten anderer Länder zurückgeblieben ist.

Die großen Grundeigenthümer, der Adel hat also in Piemont bei Weitem länger und vollständiger sein Ansehen und seine Rechte behauptet und im Verhältniß zu der ganz städtisch und demokratisch sich bildenden Lombardei erscheint die Landschaft, welche jetzt den Hauptbestandtheil der sardinischen Monarchie ausmacht, als eine aristokratische, wie im alten Griechenland das rossenährende Thessalien. In dieser Hinsicht nicht weniger, als seiner geographischen Lage nach, kann Piemont als eine Uebergangsstufe von italienischer zu älterer französischer Gestaltung des Lebens betrachtet werden.

2) Das untere Po-Thal (die Lombardei), die Gegenden, welche nördlich und südlich den Po berühren, von Piemont bis zur Etsch und zum Rheno.

Während die westlichen und nordwestlichen Grenzländer Oberitaliens die Waaren des Orients und Südens weit leichter durch die Provence, als durch Piemont erhielten, war hingegen für Deutschland lange Zeit der fast einzige Weg die Lombardei, und dieß bestimmte den historischen Character der so eben bezeichneten Landschaft. In der frühern Zeit des Mittelalters bis gegen das Ende des neunten Jahrhunderts war das heutige Ungarn unter der Herrschaft eines wenn nicht friedlichen, doch Handel und Gewerben nicht abgeneigten Volkes, der Avaren, und diese hatten den Verkehr Deutschlands mit Byzanz und dem Orient in Händen. Als aber die Magyaren dieses Land in Besitz nahmen, hörte für lange Zeit die Möglichkeit friedlichen Verkehrs auf diesem Wege auf, und der Handel mit dem Orient suchte sich eine andere Straße; er ging von dieser Zeit an vorzugsweise durch die Lombardei. Die politische Verbindung des Frankenreiches mit Italien hatte damals schon mehrere große Straßen durch die Alpen, besonders die eine durch Tirol nach Verona und die andere durch die Schweiz nach dem Comersee und Mailand eröffnet, oder diese waren vielmehr seit der Römerzeit fortwährend gangbar geblieben. Der Handel, die bürgerliche Betriebsamkeit erhielten also in diesen Gegenden schon früh einen großen Aufschwung und bald hernach in dem Maße die Herrschaft, daß sie alle übrigen Verhältnisse bestimmten.

Mailand, in der Mitte zwischen Pavia, der früheren Hauptstadt des Landes, und Como gelegen, besiegte zuerst jene, die ihre Bedeutung ihrer militärisch wichtigen Lage verdankte, auf friedlichem Wege dadurch, daß es dieselbe im Handel zu einer Zeit überflügelte, wo von diesem in der Lombardei Alles abhing; sodann auch Como, das Mailand ein ähnliches Schicksal zu bereiten drohte, mit den Waffen in der Hand. Alles, was in der Lombardei gegen die städtische bürgerliche Herrschaft und Bildung war, schloß sich an diese von den Mailändern feindlich behandelten Städte Como und Pavia an; die Richtung aber, welche von natürlichen Verhältnissen begünstigt ward und deren sich aus andern Gründen der Pabst annahm, die sogenannte guelfische, erhielt den Sieg über die mehr monarchische, bei den Deutschen Hülfe suchende, kaiserliche oder ghibellinische Partei Comos und Pavia's.

Die Lombardei ist demnach die Landschaft republicanischer Bildung, städtischer Verhältnisse, und ihrem Schicksale und ihren Verhältnissen schloßen sich auch, obwohl von geringerer Bedeutung, die auf dem rechten Po-Ufer gelegenen Städte des oben bezeichneten Territorium's an.

(Fortsetzung folgt.)

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 61. 2 März 1829.

Beitrag zur Charakteristik des bürgerlichen Lebens in America.

Resultat zwanzigjähriger Erfahrung in den verschiedenen Gegenden dieses Erdtheils, v. A. F. D—n.

Es ist schwer, ein richtiges Urtheil zu fällen, besonders in Sachen, wo der subjectiven Ansicht eine Stimme gebührt. Liegt nun der Gegenstand der Beurtheilung noch dazu weit entfernt, so ist ein Irrthum um so leichter möglich, und Lob und Tadel erscheinen nicht selten gleich ungerecht und widersinnig. Das ist vornämlich der Fall, wenn über Länder, Völker und Staaten ein Urtheil abgegeben wird, und allen Reisebeschreibungen kommt von Gottes- und Rechtswegen das Motto zu: „Prüfet Alles und das Beste behaltet!“ In der gegenwärtigen Zeit giebt es vielleicht keine Gegend, über welche ein richtiges Urtheil so wichtig, so allgemein interessant ist, als gerade der entfernte Erdtheil, der, dem alten Continent gegenüber, nach Volksveredlung und Freiheit strebt, der deshalb Vielen so anlockend scheint, und von Vielen so anlockend geschildert wird, während Andere dieses ganze Westland, oder doch wenigstens einige Theile desselben, z. B. Brasilien als ein Fegefeuer mit den Höllenfarben eines Dante schildern. Seit zwanzig Jahren habe ich die Küstenländer und manche innere Gegenden von Nord- und Süd-America, so wie die wichtigsten westindischen Inseln besucht: ich war dort arm, wohlhabend, reich, wieder dürftig, wieder wohlhabend und habe endlich ein Glück — ein wahres Glück errungen, welches mich, wills Gott! in Europa meine alten Tage im Kreise der Meinen ruhig verleben läßt. Der Roman meines Lebens möchte keinen ästhetischen Werth haben — aber ich halte es für wichtig, die Resultate meiner Lebens-Erfahrung über America öffentlich bekannt zu machen, weil sie vielleicht als ein Leitfaden dienen können durch das Labyrinth der verschiedenen, oft einander nur scheinbar widersprechenden Berichte und Angaben, womit man jetzt Deutschland überschwemmt. Ich schreibe, das muß ich hinzusetzen, gänzlich unabhängig, als Bürger einer freien deutschen Stadt und stehe mit keinem Staate in America in irgend einer Verbindung, welche mein Urtheil bestechen könnte.

Eine Reise nach America ist immer eine gewagte Unternehmung, vornämlich wenn Einer den Vorsatz hat, sich daselbst (wohl gar mit Weib und Kind!) anzusiedeln. Nun ist aber bekannt, daß ächter Unternehmungsgeist ein Talent und nur wenigen tüchtigen Menschen eigen ist, und schon deshalb ist es ganz in der Regel, daß es nur sehr Wenigen, welche nach America kommen, gelingt, dort das zu finden, was sie für sich und die Ihrigen suchen. Dieser Unternehmungsgeist fordert zunächst eine völlige stoische Losreißung von allen europäischen Vorurtheilen und Gelüsten, weil nur Europa diese nähren und diesen genügen kann. — America kann uns nicht gewähren, was Europa besitzt, gewährt dagegen dem, der dafür empfänglich ist, mancherlei Anderes, was auch nicht zu verachten ist, wenn wir es nur zu finden und zu genießen verstehen. Kein americanisches Land gleicht mehr dem civilisirten Europa, als die Vereinigten Staaten, und für den, welcher sie bereiset, wie der Herzog Bernhard von Weimar, müssen sie wirklich viel Lobenswerthes haben, welches dieser Fürst auch in seiner kürzlich erschienenen Reisebeschreibung nicht verschwiegen hat; allein für den, der dort sein Brod suchen soll, der sich, gleichviel, ob mit oder ohne Mittel, dort ansiedeln will, können sie leicht überall zu einer wahren Hölle werden. Vorzüglich in dem Westlande (Back Country), auch in dem gepriesenen Staate Ohio, habe ich Deutsche genug kennen gelernt, welche ihr Daseyn verfluchten: sie konnten sich nicht an das americanische Leben gewöhnen. —

Wer nach America kommt, und dort Etwas ausrichten will, muß, mit körperlicher und geistiger Stärke gerüstet, im Stande seyn, sich durchzuschlagen. Er muß seinen Mann stellen. Während solche Menschen in Deutschland überhaupt nicht gar zu häufig sind, ist es hingegen diese Eigenthümlichkeit, welche sich in America erst recht entwickelt. Es ist keineswegs von Renommisterei die Rede, sondern von einer steten Bereitschaft zur Abwehr, indem fast nirgend eine Polizei für Ordnung sorgt, und daher Jeder selbst sich seiner Haut wehren muß. Wer diesen Muth nicht hat und nicht Kraft besitzt, den dortigen Versuchungen zu widerstehen, kann wohl America durchreisen, das Leben und die Ansiedlung wird ihm jedoch schwer und Achtung und Liebe beim Volke wird er nie gewinnen. Je roher noch die Staaten sind z. B. Kentucky, wo ich fröhliche, unvergeßliche Tage verlebt habe, und dessen kraftvolle Bürger mir sehr lieb und werth geworden sind, desto mehr Muth ist erforderlich, um sich durchzuschlagen. Wer dazu keine Lust hat, wem diese Annäherung an einen rohen Na-

kurzustand fürchterlich erscheint — der gehe nicht nach America. Wer dort mit demüthigem Wesen auftritt, wer Bangigkeit blicken läßt: — kann selbst auf einer Durchreise in die widerwärtigsten Verlegenheiten gerathen, vornämlich wenn er meint, er könne sich, wie in Deutschland, im Nothfall an die Gerichte wenden, und durch sie Schutz und Hülfe suchen. Die Justizverfassung ist allenthalben in America noch sehr unvollkommen, die Advocaten taugen dort in der Regel weit weniger, als in Europa, und wehe dem, der in einen Prozeß, wobei Geld und immer wieder Geld erfordert wird, verwickelt ist. Nein! Der Einwandrer muß sich ohne Uebermuth und Zorn in den Ruf zu setzen wissen, daß ihn Niemand ungestraft beleidigen darf, weil auch er Niemand beleidigt. Dieser Wink reicht schon hin, um zu beweisen, daß es nicht gar Viele giebt, welche es wagen sollten, nach America zu gehen, daß aber der, welcher die erforderlichen Eigenschaften besitzt, dort allerdings nach seiner Weise einen Zweck erreichen kann. So sehr er aber einerseits Selbstständigkeit üben kann und muß, eben so sehr muß er sich andererseits hüten, nicht als Europäer auftreten zu wollen; jetzt gilt der Europäer auf americanischem Boden fast nirgend mehr als solcher und in Brasilien ist der Name Europäer sogar mit Portugiese und — Unterdrücker synonym. Der Americaner meint höher zu stehen, glücklicher, freier, geschickter zu seyn, als der Europäer und läßt sich in diesem Vorurtheil nicht ungestraft stören. Wirklich sieht auch Jeder, der nach der neuen Welt kommt, um dort zu leben, daß das, was er in Europa gelernt hat, ihm Wenig oder Nichts helfen kann, und daß er dort erst Vieles lernen und sich aneignen müsse — um ein Americaner zu werden. Wer mit dem Gedanken auswandert, dort als Europäer leben zu können, ist eben deshalb schon auf irrigem Weg. Meint er gar, er könne dort mit seiner Bildung glänzen, Aufklärung verbreiten, kurz sein Licht leuchten lassen — so wird es ihm in den meisten Fällen mißlingen; es sey denn — was sehr schwer ist — daß er ganz auf americanische Weise einzugreifen verstehe, wie es jetzt etwa dem Professor List in Pennsylvanien gelingt, der dort wirklich in Achtung stehen soll. Doch solche Fälle gehören durchaus zu den Ausnahmen. Man kann ferner nicht oft genug wiederholen, daß Jeder, der nach America will, die dort herrschenden Sprachen: Französisch in Canada und auf Haïti, Englisch in den Vereinigten Staaten und in Westindien, Spanisch in den Hispano-Americanischen Staaten und Portugiesisch in Brasilien fertig und ohne Anstoß sprechen muß, um nur einigermaßen fortzukommen. Für einen Deutschen ist es äußerst schwer, sich eine erträgliche englische Aussprache anzueignen und doch ist die Bevölkerung beiderlei Geschlechts in den Vereinigten Staaten in dieser Rücksicht eben so strenge, als in England. Die deutsche Sprache gilt dort, gleich der irreländischen, für einen Jargon des gemeinsten Pöbels, weil man in den V. St. wegen der häufigen Einwanderung der untern deutschen Volksclaßen nur schlechtes, mitunter wirklich abscheuliches Deutsch hört und bei der vorherrschenden englischen und französischen Bildung die deutsche Bildung wenig oder gar nicht achtet. Selbst die Deutschen, welche auf feine Sitte Anspruch machen, schämen sich in den V. St. deutsch zu reden. Die Kenntniß der englischen Sprache, der Staatssprache, verleiht die völlige Ausübung des Bürgerrechts, und vor Gerichten und bei öffentlichen Verhandlungen wird keine andere gesprochen. Trotz dieser Hindernisse sind und bleiben die V. St. in jeder Rücksicht dasjenige americanische Land, wo der Deutsche noch am Leichtesten fortkommen kann, wenn er nicht mit überspannten Vorstellungen das jenseitige Ufer betritt — arbeiten kann, mag und will, auf manche Freuden des europäischen Lebens ruhig verzichtet, sich an die allgemein herrschende Gleichheit, die bei dem schnellen Glückswechsel der Vermögenden um so mehr hervortritt, gewöhnen kann, und er überhaupt für ein freies Volksleben, wo zuvörderst für die nothwendigsten Bedürfnisse gesorgt wird, und die höhern Genüsse der Geistes- und Kunstbildung über der Sorge für den Gelderwerb in Schatten treten, Sinn hat. — Auf Unterstützung seiner Mitmenschen, auf liberale Gastfreundschaft kann wohl der Durchreisende, weit weniger aber derjenige, der sich ansiedeln will, oder überhaupt dort sein Fortkommen sucht, rechnen. Ist er brauchbar, so kann's ihm gelingen; doch nur unter der Bedingung, daß er Muth hat und sich der europäischen Denkweise größtentheils entäußert.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wolga und das Treiben der Menschen an derselben.

(Schluß.)

Viele Bauern in dem Wolgabezirk leben vom Gartenbau; in guten Jahren verkauft manches Dorf für mehr als 10,000 Rubel, und Simbirsk jährlich gegen 20,000 Rubel bloß an Aepfeln und Melonen, welche letztere aber nur in Mistbeeten gezogen werden. In den südlichern Gegenden zieht man auch Pflaumen, Kirschen, Aprikosen, Pfirsiche, Wein, Melonen und Arbusen (Wassermelonen mit röthlichem Fleische) im Freien, z. B. im Astrachan'schen. Dagegen findet man in den Gärten des nördlichern Wolgagebietes, z. B. im Gouvernement von Wjätka, fast nichts als Rüben, Rettig, Kohl, Zwiebeln, Lauch und dergleichen.

Die Waldungen sind in manchen Gegenden längs der stolzen Wolga noch beträchtlich, besonders in Wjätka; anderwärts, z. B. südlich von Pensa, spürt man schon Holz-Mangel, denn die Verschwendung dieses nützlichen Materials, vornämlich des Eichenholzes, ist bisher unglaublich groß gewesen, und man hat an keine Wiederersetzung gedacht. Man geht zwar auch jetzt noch sehr verschwenderisch damit um, indessen sucht doch die Regierung den Verwüstungen durch eine regelmäßige Bewirthschaftung der Forsten, die bisher fehlte, Einhalt zu thun. Die Kolonien am Karanasch und an der Ilowia, westlich von der Wolga, brennen aus Holzmangel einen künstlichen Torf. Sie führen nämlich die Misthaufen im Frühjahre zusammen, begießen sie nach einem Zusatze von Stroh mit Wasser und lassen sie von dem Vieh zusammentreten. Sobald die Mischung trocken ist, sticht man sie wie Torf in Stücke, welche mit einer Flamme brennen, und vornämlich zur Heizung der Backöfen gebraucht werden; nur muß man den stinkenden Rauch abzuleiten suchen.

In den südlichen Wolgagegenden, von Saratow an, und am Choperfluß wachsen weiße und schwarze Maulbeerbäume, die zum Seidenbau Gelegenheit geben könnten; bis jetzt aber wird derselbe nur an der Achtuba bei Zarizin getrieben, wo ordentliche Maulbeerpflanzungen, und zur Wartung der Seidenwürmer Scheunen angelegt sind.

Der Haselnußstrauch wächst sehr häufig zwischen Simbirsk und Kasan, wo er einen bedeutenden Erwerbszweig veranlaßt, indem ein großer Theil von Rußland und Sibirien von hieraus mit Nüssen, und zu Fastenspeisen mit Nußöl versorgt wird. Das gemeine Volk sowohl hier, als in ganz Rußland, ißt Haselnüsse zum Zeitvertreib. Diese Nüsse kommen selbst bis nach Liefland.

Der Graswuchs ist fast überall vortrefflich und daher die Viehzucht ansehnlich. In Pensa geben die Heuschläge 50 — 70 Pud (à 40 Pfund) von der Dessätine *), und die östlichen Kolonisten leben beinahe ganz allein von der Viehzucht. — In den Steppentriften, wo das Gras und die schönsten Kräuter besonders üppig wachsen, findet man gute Pferde und schönes Rindvieh; in andern Gegenden sind beide wegen der schlechten Wartung und Fütterung unansehnlich; denn nur in kalten Wintern füttert man das Vieh in elenden Schoppen mit Heu; in den übrigen Jahreszeiten muß es sich sein Futter selbst kümmerlich suchen. Einige Edelleute unterhalten auch Stutereien. Die Schafe sind groß und es befinden sich darunter auch fettschwänzige; sie geben gutes Fleisch, aber eine grobe, meistentheils schwarze und braune Wolle. — Die Schweinszucht ist unbedeutend; denn der Bauer treibt sie nur zum eigenen Bedarf. — Gewöhnliche Hühner findet man auf jedem Hofe, und bei den Kolonisten ist auch die Gänse- und Kalekuterzucht beträchtlich. Die Jagd ist hier nur Nebenbeschäftigung und außer Wjätka nicht sehr einträglich. Die Bienenzucht wird vorzüglich von den Tataren betrieben, und diese lösen aus Honig und Wachs vieles Geld, indem mancher 100 — 500 Stöcke in den Wäldern hält.

Der größte Theil der Bauern, welche an Faulheit und Bösartigkeit nicht leicht ihres Gleichen finden, wohnt in unreinlichen, elenden Hütten und ist, wegen der starken Abgaben und Frohndienste an seine Herrschaften, in armseligen Umständen. Es giebt aber auch Gegenden, wo der Bauer im Wohlstande lebt und ihn durch Lebensart und Frohsinn äußert. Dahin gehören vornämlich die tatarischen Dörfer, die aus 10, 50 bis 100 Höfen bestehen und schon an ihrem gefälligen Aeußern kenntlich sind. — Nicht alle Landleute leben aber hier von der Landwirthschaft, viele auch von Handwerken, die sich in den Familien forterben. Es giebt an der Wolga und den andern großen Flüssen ansehnliche und reiche Dörfer, die bloß von Zimmerleuten, Schiffsbauern, Maurern, Drechslern, Tischlern, Schneidern, Schlossern, Töpfern, Drahtziehern, Gerbern, Webern, Seifensiedern, Kattundruckern u. s. w. bewohnt werden. In den Städten sind ordentliche zünftige Professionisten. Man verfertigt außerdem Landtuch, Segeltuch, Leinwand, Matten aus Lindenbast in ungeheurer Menge, Papier, Messing, Leder, Potasche, Branntwein, Talg, Lichter rc. Es sind daher viele und beträchtliche Fabriken und Manufacturen vorhanden. Die größten Branntweinbrennereien im Gouvernement Pensa liefern im Durchschnitt jährlich über 617,000 Eimer Branntwein, ohne die kleinen zu rechnen, welche Weniger als 1000 Eimer brennen. Besonders thätig sind die Fabriken der Herrnhuthischen Kolonien zu Sarepta und Saratow an der Wolga, und die deutschen Kolonistendörfer, deren Bewohner neben der Viehzucht sich vorzüglich auf den Tabacksbau legen. Aber auch jene Städtebewohner beschäftigen sich vielfältig, außer ihren städtischen Gewerben, mit Landwirthschaft und Fischerei und treiben mit den Producten beider einen sehr einträglichen Handel.

*) Dessätine ist ein Stück Land, das 80 Klafter lang und 40 Klafter breit ist, folglich 3200 Quadratklafter enthält.

Von den Fischen, die in der Wolga gefangen werden, gehen die köstlichsten und leckersten nach St. Petersburg und Moskau. Der **Sterlet** besonders wird von den Feinzünglern als ein vortreffliches Essen gesucht. Diese kostbare und theure Fischart, von welcher, nach der Versicherung des Hrn. Kollegienrath v. **Storch**, allein nach St. Petersburg jährlich gegen 25,000 Stück lebendig aus der Wolga gebracht werden, findet man anderwärts nicht sehr häufig, und sie scheint ausschließlich nur den nördlichen Ländern eigen zu seyn. Sie gehört zu dem Geschlechte der Störe, unterscheidet sich aber von diesen durch die Farbe, und dadurch, daß der Sterlet viel kleiner und selten über 3 Fuß lang ist. Da die vornehme Welt in St. Petersburg ihre Tafeln damit besetzt verlangt, so sieht man unaufhörlich an den Ufern der Wolga eine Menge durchlöcherte Kästen, worin die Sterlete und andere ihnen an Güte gleichkommende Fische lebendig bis St. Petersburg und auf der Okka nach Moskau gebracht werden. Diese Kästen schwimmen zwischen Wind und Wasser und sind an Kähnen befestigt, die sie führen.

Ehedem bediente man sich an der Wolga und Jemba, vornämlich bei den Mündungen der erstern, sogenannter Wehren, Fallen und Verzäunungen, wodurch diese Flüsse fast ganz gesperrt wurden. Diese Mißbräuche, welche den obern Gegenden besonders nachtheilig waren, sind seit dem Jahre 1803 verboten und zugleich alle dergleichen Anstalten vernichtet worden, so daß jetzt die Fischer sich nur der Angeln und Netze bedienen dürfen.

Von dem Rogen der größern Wolgafische, als der Hausen, Störe, Welse, Seirrjugen u. s. w. wird der so beliebte Kawiar, und von ihrer Schwimmblase der Fischleim gemacht. Zu dem Ende sind, insbesondere bei Astrachan, an mehreren Stellen eine Menge kleiner Häuser und Scheunen erbaut, wo der Rogen zubereitet, der Fischleim getrocknet und das Geräthe aufgehoben wird. Zur Aufbewahrung der gesalzenen Fische dienen große, tiefe und wohlgezimmerte Eiskeller mit hölzernen Behältern, in welchen die Fische gepöckelt werden. Zu beiden Seiten dieser Behälter sind Abtheilungen, worin die Fische, wenn man sie aus der Sole nimmt, schichtweise gelegt und mit Salz bestreut werden, und hinter den Fächern, worin man die Fische aufstapelt, wird der Raum mit dicken Eisquabern ausgefüllt.

Den Kawiar verfertigt man aus dem Rogen der genannten Fische auf folgende Art. Ist der Fisch ausgenommen, so sondert man den Rogen ab, und reiniget ihn, indem man ihn durch ein feines Sieb laufen läßt und dabei mit den Händen reibt.

Alsdann schlägt man ihn in Zuber, wirft in jeden eine Handvoll Salz, rührt Alles durch einander und setzt es an einen warmen Ort, damit der Rogen von dem Salze überall gleich durchzogen werde. So erhält man den Salzkawiar, der sich von dem marinirten bloß dadurch unterscheidet, daß zu dem letztern mehr Salz genommen wird. Um gepreßten Kawiar zu machen, läßt man den Rogen nicht durch ein Sieb laufen, sondern legt ihn, so wie er aus dem Fische genommen ist, in eine starke Salzbrühe, breitet ihn dann auf Matten von Baumrinden aus, um ihn an der Sonne zu trocknen, und thut ihn in ein Gefäß, wo man ihn fleißig mit Fischfett anfeuchtet: hierauf drückt man ihn fest in Tonnen, in welchen er versendet wird. Es giebt schwarzen, weißen und röthlichen Kawiar; der erste ist der beste.

Den Fischleim oder die Hausenblase bereitet man aus der Schwimmblase derselben Fischarten. Diese wird frisch eingewässert, von der äußern gröbern Haut befreit, in allerlei Formen oder Figuren gepreßt und dann getrocknet. Die beste Sorte pflegt man in kleine Kränze zu winden, die zweite legt man in Form einer Chokolattafel oder eines dünnen Buchs zusammen, die dritte bleibt, wie sie ist. Uebrigens ist die nähere Verfahrungsart dabei verschieden und kann hier nicht genauer beschrieben werden. — Es wird auch gekochter Fischleim verfertigt, der die Farbe des Bernsteins hat, durchsichtig ist und in kleine Täfelchen gegossen wird. Von jedem Pud Fischleim bekommt die Krone 5 Rubel, und von jedem Pud Kawiar 3 Rubel Bankassignationen. — Daß der Fischleim seither so theuer gewesen ist, rührt keineswegs aus Mangel an diesem Producte her, sondern bloß und allein von dem früher gesperrten See- und Landhandel zwischen Rußland und anderen europäischen Staaten, und gehörte folglich mit zu dem Glückseligkeitssysteme, durch welches Napoleon die Welt von allen dergleichen Kleinigkeiten und unnöthigen Bedürfnissen befreien und unabhängig machen wollte.

Die Erfindung des Weines.

Nach einer persischen Sage, die Malcolm in seiner classischen Geschichte von Persien erzählt, war Dschemschid der Erste, der den Wein erfand. Er war ein großer Freund von Trauben und verschloß einige, die er eine Zeitlang aufzubewahren wünschte, in einem großen Gefäß, in welchem dieselben in Gährung geriethen. Als das Gefäß geöffnet wurde und der König den Saft kostete, fand er denselben sehr herb, weßhalb er ihn für giftig hielt; er ließ ihn daher in Flaschen füllen und mit der Aufschrift Gift in seinem Zimmer aufstellen. Eine seiner Sclavinnen, die sich durch ein heftiges Kopfweh geplagt den Tod geben wollte, sah diese Aufschrift, nahm eine der Flaschen und trank sie aus. Statt zu sterben, wie sie erwartet hatte, fiel sie indessen in einen gesunden Schlaf und fühlte sich beim Erwachen ungemein erleichtert. Sie wiederholte daher die Dosen so lange, bis das Gift des Königs völlig ausgetrunken war. Dschemschid entdeckte dieß bald, und zwang die Sclavin zu gestehen, was sie gethan hatte. Jetzt wurde eine größere Quantität Wein bereitet und der König mit seinem ganzen Hof trank diesen neuen Trank, der von der Art seiner Entdeckung noch jetzt in Persien den Namen Zeherekhusch (süßes Gift) behalten hat.

Die Panzerprobe.

Napoleon war gewohnt, unter seinen Kleidern ein Panzerhemd zu tragen, das er selten ablegte. Als er im Begriff stand, eine Reise in das Belgische anzutreten, glaubte er kein Mittel vernachlässigen zu dürfen, um den Gefahren zu begegnen, denen ihn die in diesen Provinzen herrschende üble Stimmung aussetzen konnte. Er ließ daher einen geschickten Stahlarbeiter kommen, dessen Fertigkeit man ihm gerühmt und fragte ihn, ob er im Stande sey, ein Panzerhemd zu verfertigen, das fest genug wäre, um von keiner Art von Waffen beschädigt zu werden. Auf die bejahende Antwort des Mannes verlangte Bonaparte den Preis einer solchen Arbeit, der auf 18,000 Franken angegeben wurde. Am bestimmten Tage brachte der Künstler sein Werk. Bonaparte, statt es zu probiren, befiehlt dem Arbeiter, es anzulegen. Dieser gehorcht, und nun ergreift er zwei Pistolen: „Wir wollen sehen, ob dieses Panzerhemd, wie du versprochen hast, Probe hält.“ Er richtet die erste auf die Brust; der Panzer bleibt unversehrt. — „Wende dich.“ Die Kugel trifft den Rücken, hat aber eben so wenig Wirkung. — Der arme Handwerker, halb todt vor Schreck, glaubte jetzt die Sache abgethan, und er hatte nach einer so derben Probe wohl Ursache dazu; — aber es war noch nicht genug. Bonaparte bewaffnet sich mit einer Jagdflinte und wiederholt sein Experiment auf den Magen und die Schultern des Patienten. Zum Glück blieb die Arbeit unverletzt und schützte ihren Verfertiger vor den Gefahren einer so rauhen und seltsamen Prüfung. Wie viel erhältst du! fragte Bonaparte, nachdem er sich hinreichend von der Festigkeit seines Panzers überzeugt hatte. „Achtzehntausend Franken,“ stammelte der halb bewußtlose Arbeiter. — „Man gebe ihm sechs und dreißig tausend.“

Bonapartiana, par Cousin d'Avalon, Paris 1829. 8.

Der Kranz von Brienne.

Als Bonaparte zum Consulat erhoben worden war, ließ er eine Frau, deren er sich nur noch aus seinen Jünglingsjahren erinnerte, Madame de Montessin, in die Tuillerien einladen. Sobald er sie sah, ging er ihr entgegen und bat sie, ohne Anstand von ihm zu verlangen, was ihr gefiele. — „Aber, General, ich habe kein Recht auf die Güte, die Sie mir erzeigen.“ — Sie wissen also nicht mehr, Madame, daß ich von Ihnen meinen ersten Siegeskranz erhalten habe? Sie kamen nach Brienne mit dem Herzog von Orleans, um die Preise zu vertheilen, und indem Sie mir einen Lorbeerkranz aufsetzten, welcher — wie Sie wissen — der Vorläufer von einigen anderen gewesen ist, sagten Sie, möge er Ihnen Glück bringen! Ich bin, wie man sagt, ein Fatalist, Madame; es ist daher natürlich, daß ich Etwas noch nicht vergessen habe, dessen Sie sich nicht mehr erinnern. Es würde mir Vergnügen machen, Ihnen nützlich seyn zu können; außerdem ist der Ton der feinen Gesellschaft in Frankreich so gut als verloren gegangen; bei Ihnen muß er sich wiederfinden. Ich bedarf einiger alten Ueberlieferungen; Sie werden mich verbinden, wenn Sie mein Weib damit bekannt machen.

Bonapartiana.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 62. 3 März 1289.

Betrachtungen über den Krieg zwischen Rußland und der Türkei.

Das große Ereigniß, welches Jahre lang voraus zu sehen war, ist endlich eingetreten. — Der Krieg ist da. — Bei dem großen Interesse, das die ganze gebildete Welt an diesem Kampfe nimmt, ist es wohl verzeihlich, wenn auch eine schwache Feder sich mit diesem Gegenstande beschäftigt.

Wenn wir die innere Lage des russischen Reichs betrachten, so drängen sich uns, in Rücksicht des gegenwärtigen Kriegs, drei Sätze auf:

1) Rußland ist gezwungen, den Krieg mit der höchsten Anstrengung zu führen, und kann das Schwert nicht eher ruhen lassen, bis es Constantinopel erobert hat.

2) Unter den jetzt obwaltenden Umständen, auf den bisher eingeschlagenen Wegen, mit den bisher angewandten Mitteln wird Rußland dieses Ziel nie erreichen.

3) Rußland kann das vorgesetzte Ziel nur durch Hülfe Oesterreichs, oder auch durch einen gleichzeitigen Krieg gegen Oesterreich erreichen. —

Der Kaiser Nicolaus übernahm die Regierung seines weiten Reichs unter den schwierigsten Umständen. Das Land war durch die Stockung des äußern und innern Handels, so wie durch zahllose Bedrückungen der Beamten erschöpft, und viele Provinzen gänzlich verarmt. Die allgemeine Unzufriedenheit hatte alle Classen ergriffen und äußerte sich besonders in der zahlreichen Armee, deren kostspielige Subsistenz mit jedem Jahre neue Schwierigkeiten und neue Verlegenheiten schuf.

Der Sturm mußte beschworen und neue Hülfsquellen mußten eröffnet werden. Hiezu war der Krieg das einzige Mittel.

Die weise Vorsicht des verewigten Kaisers Alexander, welcher in dem bevorstehenden Kriege den Keim zu außerordentlichen Umwälzungen in der ganzen gesitteteten Welt erblickte, wurde durch höhere Rücksichten überwogen. Der feurige und entschlossene Kaiser Nicolaus, von dem eben so feurigen Chef seines Generalstabs unterstützt, fühlte sich stark genug, alle Hindernisse zu besiegen. Das Bedürfniß des Augenblicks entschied für den Ausbruch des Kriegs.

Die Unmöglichkeit, die zahlreiche Armee länger an den Gränzen zu erhalten, — die Armee selbst zweckmäßig zu beschäftigen — die Hoffnungen des ganzen Landes auf einen entfernten Gegenstand zu leiten, — dem Handel und dem Verkehr, besonders der südlichen Provinzen, eine neue und sichere Verbindung mit dem westlichen Europa zu eröffnen, — und endlich der alte Plan Catharina's II und die auf denselben gegründeten geheimen Familien-Verträge, welche die Thron-Entsagung des Großfürsten Constantin modifizirten, — dieß waren die eigentlichen Motive zur Eröffnung des Feldzugs.

Vielleicht hat es in Rußland nie ein Ereigniß gegeben, wo der Wille des Monarchen so allgemein von allen Ständen unterstützt wurde.

Die Beamten aller Art, schon lange des Friedens satt, hofften neue und mancherlei Erwerbungen. Die höhern Offiziere der Armee berechneten schon im Voraus die Schenkungen, die für sie in den zu erobernden Provinzen abfallen würden. Die ganze Armee war der fast unerträglichen Disciplin des Corporaldienstes müde, der sich stets in Friedenszeiten einschleicht, und freute sich auf den vierfachen Gehalt, der auf dem Kriegsfuße in Silber ausbezahlt wird. Die Geistlichkeit billigte den Krieg, wegen der Religionsverwandtschaft mit den unterdrückten Griechen, und in der Hoffnung neue Klöster und Kirchen unter ihren Schutz zu bekommen. Der verarmte Adel hoffte seinen modernden Producten neue Abzugscanäle und seinen Söhnen neue Wege zu Ehre und Reichthum eröffnet zu sehen. Der Kaufmann berechnete den Vortheil des Courses, den Gewinnst bei Lieferungen und Contracten und die vortheilhaften Conjunkturen aller Art, welche ihm erwachsen müßten, wenn Rußlands Fahne in Constantinopel wehte. Der Bürger hoffte mehr Leben im innern Betriebe durch die Summen Geldes, die der Krieg gewöhnlich in Umlauf setzt. Der Bauer endlich war auch froh, daß die Soldaten ins Feld gingen, und er dadurch von der lästigen und zehrenden Einquartierung befreit wurde.

Die Stärke der russischen Armee war allgemein bekannt, und ganz Europa heftete mit einer Art ängstlicher Erwartung den Blick auf den Schauplatz des Krieges.

Die Hoffnungen der einen Partei wurden getäuscht, und die Furcht der andern zeigte sich ungegründet.

Der Feldzug führte die Resultate nicht herbei, die man gehofft oder gefürchtet hatte.

Die Stärke der russischen Armee beträgt mit Inbegriff der Ansiedelungen, des Corps der innern Wache, der Garnisons-Truppen, der Kosaken und der übrigen undisciplinirten Truppen, ungefähr . . . . 1,100,000 M.

Von dieser Zahl muß man abrechnen:

1) Kranke und Untaugliche im Verhältniß zu 5 vom Hundert . . . . 70,000 M.

2) Angestellte im Civildienst bei den Reglmentern, in den Canzleien, bei den Depots, den Magazinen, den Lazarethen und andern Instituten . . . . 90,000 M.

3) Bediente der Generale, Offiziere, Aerzte und Beamten aller Art . . . . 130,000 M.

Wer die russische Armee kennt, weiß, daß jeder General von 8 bis 18 — jeder Oberst-Lieutenant 4 — der Major 3 — der Capitän 2 — und jeder Offizier 1 Soldaten zur Bedienung hat, daß alle bei der Armee angestellten Civil-Beamten eine ihrem Range gemäße gleiche Anzahl Soldaten zur Bedienung erhalten, und daß den Frauen und Kindern der ins Feld gerückten Individuen gleichfalls eine verhältnißmäßige Anzahl von Soldaten zur Bedienung beigegeben wird, — der wird diese Angabe nicht zu hoch finden.

4) Fuhrknechte . . . . 24,000 M.

4) Besatzung der sibirischen Provinzen, und der chinesischen und persischen Grenzen . . . . 18,000 M.

6) Die caucasische Armee nach den erlittenen Verlusten . . . . 90,000 M.

7) Besatzung von Moscau und Petersburg, so wie das Armeecorps gegen Schweden, . . . 60,000 M.

8) Das Corps der innern Wache, bestimmt zur Aufrechthaltung der innern Ordnung und Sicherheit, zu Garnisonen in den Festungen und zu Vertheidigung der Küsten . . . . 230,000 M.

Dieses Corps ist in Brigaden und Bataillone getheilt. Es ist schlechter als die Linien-Infanterie gekleidet und bewaffnet; seine Uniform ist grau, statt der sonst bei der Armee üblichen grünen Farbe, jedoch ist es so gut exercirt, daß es in einem Nothfall die active Armee ergänzen und verstärken könnte.

9) Die militärisch-colonisirten Bauern, . . 300,000 M.

Die colonisirten Regimenter selbst gehören zu der activen Armee und rücken daher mit ins Feld, sie sind in dem Etat der Armee mitbegriffen; die durch sie exercirten Bauern können jedoch nur höchstens als eine Art von Landsturm bei Invasionen gebraucht werden

Die politische Lage Polens macht es nothwendig, daß der russische Kaiser daselbst stets eine russische Besatzung von wenigstens . . . . . 20,000 M. halte.

1,032,000 M.

Mithin bleibt das Totale der russischen disponiblen Armee, ... 368,000 M.

Zu dieser Zahl kommt nun noch die polnische Armee, wenn sie vollzählig wird, mit . . . 45,000 M.

413,000 M.

Alle Streitkräfte, welche Rußland daher gegen die Türkei in Europa, und gegen Oesterreich im etwaigen Falle aufstellen könnte, betragen nur 413,000 Mann.

Von diesen 413,000 Mann stehen gegen Oesterreich ungefähr 225,000 Mann, welche theils unter dem Commando des Großfürsten Constantin, theils unter den Befehlen des Grafen von Sacken die ganze österreichische Grenze von Schlesien bis zu der Bukowina umgeben.

Die ganze Masse der Streitkräfte, mit der Rußland den Krieg gegen die Türken in Europa fortsetzen kann, ist daher nur 188,000 Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Beitrag zur Charakteristik des bürgerlichen Lebens in America.

(Fortsetzung.)

Schon in den südlichen und westlichen americanischen Staaten, welche Sclaven halten, und noch mehr in Westindien, tritt der Gegensatz der americanischen und europäischen Eigenthümlichkeit noch krasser hervor. Dort wird das Leben durchaus objectiver und zügelloser und bietet noch mehr Gelegenheit dar, Seelenkraft und Selbstüberwindung zu offenbaren. Dort gefällt es in der Regel bekanntlich den Europäern weit weniger und viele scheuen sogar diese Gegenden. Ich gestehe, daß es mir gleichfalls schwerer ward, dort als Americaner zu erscheinen; doch wer dort leben will oder muß, dem ist sehr zu rathen, sich in jeder Rücksicht, auch von Seiten der Denkweise, zu acclimatisiren. Die Sclaverei der Neger und Mischlinge (ich habe z. B. in New-Orleans Abkömmlinge von Negern, namentlich junge Mädchen, gesehen, die an Farbe von einer Europäerin gar nicht zu unterscheiden und doch noch — Sclavinnen waren) giebt der dortigen Lebensart eine gewisse Sittenlosigkeit, vor welcher die Schamhaftigkeit erröthet. Das heiligste Verhältniß auf Erden, die Monogamie, wird dort, etwa wie bei den alten Griechen, auf das Härteste verletzt und der Umgang der beiden Geschlechter nähert sich dem rohesten Zustande der Natur. Doch könnte für manchen poetisch-sinnlichen Jüngling die Lockung groß genug seyn, am schwellenden Busen einer sich dem Weißen mit unendlichem Entzücken hingebenden Mulattin Göthe's Elegien oder den Tibull und Properz zu lesen; das Alterthum mit seiner Lust würde ihm dort wunderbar vorschweben. Wer solche Scenen nicht schildern will und mag, sollte auch über die Eigenthümlichkeit jener Länder schweigen und eine Perücke aufsetzen, um nach Grönland zu gehen und als Missionär die thranduftenden Eskimo zu bekehren. Man verdammt die Neger-Sclaverei und sucht den Sclavenhandel gewaltsam zu verhindern; aber dadurch wird dem Uebel nicht abgeholfen, sondern

dasselbe nur noch abscheulicher gemacht. Welcher Ansicht man in dieser Beziehung inzwischen auch seyn mag, so fühlt doch wohl ein Jeder, daß der Reisende, der sich eine Zeitlang in Sclavenländern aufhält, oder der dort sein Brod sucht, — den Niemand gerufen hat, sondern der freiwillig kommt, um Geschäfte zu machen, nicht das Recht habe, auf den Plantagen seine philanthropischen Grundsätze zu predigen (mir sind solche Unvorsichtigkeiten vorgekommen). Was würde man in den guten Zeiten des Feudalwesens in Deutschland dazu gesagt haben, hätte ein Durchreisender oder Einer, der Anstellung suchte ꝛc. den Dynasten ermahnt, seine Concubinen abzuschaffen und die Unterthanen doch nicht so unmenschlich zu schinden. Gewiß nicht mit Unrecht hätte man den Vorlauten zum Lande hinaus gejagt. Genug, um anzurathen, daß jeder Fremde, welcher Gegenden betritt, wo Sclaven gehalten werden, sich dieser Abscheulichkeit völlig fügen, und, wie in Rußland gegen die Leibeigenen, das landübliche Verfahren beobachten muß. Wer dergleichen nicht über's Herz bringen kann, bleibe weg. Er muß die oft grausamen Züchtigungen im Nothfall eben so kalt ansehen können, wie der Pflanzer selbst; denn zeigt ein Weißer einem Schwarzen Mitleid, so hält dieser die Strafe für ungerecht, und es ist überhaupt gar nicht schwer, unter diesen Unglücklichen den Samen der Empörung auszustreuen. Mißverstehe mich doch Keiner, weil ich ehrlich die Sache darstelle, wie sie ist. Ich weiß aus Erfahrung, wie gefährlich es ist, in Ländern und auf Inseln, wo Sclaven gehalten werden, sich in diese traurigen Verhältnisse einzumischen und den Menschenfreund spielen zu wollen; ich warne jeden jungen Menschen vor solcher Einmischung, deren Gefährlichkeit meines Wissens in Deutschland noch nirgend zur öffentlichen Kunde gebracht ist. Die Sclaverei ist ein widernatürliches Verhältniß: das räumen alle vernünftigen Sclaven-Eigner selbst ein, und sehr viele wünschen, daß sie ohne Sclaven mit Tagelöhnern ihre Plantagen bebauen könnten; doch sowie sie dieses einräumen, sind auch eine Menge an sich harter Zwangsmaßregeln und eingeführte Gebräuche, z. B. die Absonderung der gesellschaftlichen Verbindungen nach der Farbe, so daß ein wahres Kastensystem entsteht, gewissermaßen entschuldigt. Ich bin und war nie Plantagenbesitzer; nur einzelne Neger habe ich mein genannt und sie nie anders behandelt, als wie man freie Dienstboten zu behandeln pflegt: ich rechne es für ein Glück, daß ich nie in die Lage versetzt ward, eine Anzahl dieser Unglücklichen halten zu müssen. Doch nach reiflicher, ruhiger Beobachtung überzeugte ich mich, daß der Landbau in den südlichen und westlichen Staaten von Nord-America, in Westindien, in Südamerica's Nord- und tropischer Ostküste, vornehmlich in Brasilien, ohne Sklaverei bey dem jetzigen Zahlstande der Bevölkerung gar nicht gedeihen kann. Tagelöhner sind z. B. für die Cultur des Zuckers, des einzigen Colonialproducts, welches jetzt im Handel noch einigermaßen Etwas gilt, dort nirgend in hinreichender Zahl zu haben und werden noch lange nicht zu haben seyn. Freie Leute werden sich nie nach der strengen Ordnung fügen, von welcher der Bestand und der Flor einer Plantage unumgänglich abhängig ist. Solche Tagelöhner, vorzüglich Weiße, würden noch bedauernswerther seyn, als jetzt die Neger sind. In Westindien, vorzüglich auf den brittischen Inseln, ist die Lage der Sclaven wirklich verbessert, weniger in Alabama, Louisiana, Kentucky, Georgien ꝛc., wo der Gegensatz der völligen Freiheit und Ungebundenheit der weißen Bevölkerung gegen die völlige Bedrückung der Farbigen um so widerwärtiger in die Augen fällt. Aber auch in den genannten Staaten und noch mehr in Virginien und Maryland sind mir Plantagen vorgekommen, wo die Sclaven mit patriarchalischer Milde behandelt werden, wo sie durchaus nicht frei seyn mochten, weil sie dann selbst für ihren Unterhalt sorgen müssen, wozu der Neger in der Regel keine Neigung hat, und wo keine Negerfamilie mit einer Tagelöhnerfamilie tauschen würde, welche, wie die Tagelöhner auf mecklenburgischen Gütern für 7 Schillinge (4 ggr.) täglich, ohne alle weitere Einnahme, viel angestrengter arbeiten muß, als die Neger. Der Genuß der Freiheit hat für diese Menschen überhaupt wenig Reiz; denn die Freineger sind gerade die, welche überall am Meisten Noth leiden. In Brasilien sind sie fast durchaus Bettler. — Die Freilassung wird oft durch die Noth und Dürftigkeit der Plantagenbesitzer veranlaßt z. B. auf den französisch-westindischen Inseln, in Cayenne ꝛc., wo jetzt, wegen des Mangels an Absatz der Colonial-Artikel, das schauderhafteste Elend unter den Negern herrscht. Seit Haïti frei ist, hat die herrliche, einst so reiche Insel, deren Wohlstand gleichsam nach Cuba hinübergesprungen ist, fast ganz aufgehört zu produciren, und nur durch militärischen Zwang nöthigt die Regierung, die dort besser für Ruh und Ordnung sorgt, als manche Weiße — ihre Bürger, so Viel zu bauen, daß sie nicht verhungern. Man hat wahrlich in Europa im Ganzen noch eine ganz falsche Vorstellung von der Individualität der Neger und Farbigen; es giebt kein genußsüchtigeres, sorgloseres, trägeres Volk, wie sie, und dadurch allein wird die völlige Nichtigkeit vieler philanthropischen Plane offenbar. Wer also in jenen Gegenden leben und fortkommen will, muß sich gewöhnen, die Neger aus dem Gesichtspuncte zu betrachten, aus welchem man sie in jenen Gegenden gewöhnlich zu betrachten pflegt — gleichsam als menschliche Lastthiere, und leider gewöhnt man sich leicht daran. Die in dieser Rücksicht zu beobachtende Vorsicht ist eben so nothwendig, als die Achtsamkeit auf die Gesundheit, welche, selbst unter den Tropen, weit leichter zu erhalten ist, als man gewöhnlich glaubt, wenn man nur den zu häufigen Genuß der hitzigen Getränke und Ausschweifung meidet; diese Laster, nicht das gelbe Fieber, fordern dort die meisten Opfer ab. Ich habe, Gott sey Dank! unter oft nachtheiligen Verhältnissen, Wenig oder gar nicht vom Klima gelitten und auch die Insekten haben meine harte Haut ziemlich ungequält gelassen. In dieser Hinsicht ist es wichtig in jungen Jahren nach Amerika zu kommen, das reifere Alter gewöhnt sich viel schwerer an den Einfluß der tropischen Witterung. Auch hierbei gewährt der Lebensmuth großen Vortheil; und besonders in dem so verrufenen Vera Crux sind mir oft Friedrich Schlegels Worte eingefallen:

Aus Furcht zu sterben ist er gar gestorben.

Welche Worte auch dort keineswegs spaßhaft sind. —

(Fortsetzung folgt.)

Italien und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

3) Die Mündungen des Po, die Lagunen und Inseln Venetiens.

Die eigenthümliche Lage von Venedig im adriatischen Meerbusen, einem Riesenschiffe vergleichbar, das in einem unermeßlichen Hafen vor Anker liegt, machte eine eben so eigenthümliche Verfassung nöthig. Venedig hängt von Weltverhältnissen ab; es hat keinen eigenen Grund und Boden für ein großartigeres Leben; es ist durch Weltverhältnisse erhoben, es ist durch Weltverhältnisse zu Grunde gerichtet worden. Hier mußte also, so wie sich die eigenthümliche Stellung des Staates mehr entwickelte, eine Herrschaft strengen Verstandes entstehen, eine Herrschaft der Berechnung von Verhältnissen und der härtesten Consequenz. Diese kalte, verständige Weise zu denken und zu seyn, ist nie Sache des Volkes, sie setzt, da ihr das natürliche Gefühl immer entgegenarbeiten wird, eine Kraft, eine Erstarkung des Menschen nach einer einzelnen Seite hin voraus, wie sie nie unter der Menge gefunden werden kann. Hier mußte also nothwendig eine Aristokratie und eine streng herrschende Aristokratie entstehen. Aristokratien, welche auf Grundeigenthum beruhen, sind sonst die Halter und Schützer gemüthlichen Daseyns; die venetianische Aristokratie trägt einen von jenen grundverschiedenen Character: das Volk muß dienen und der Adel herrschen, und damit dieß geschehen könne, damit dieß durchgeführt werden könne, werden absichtlich alle gemüthlichen Beziehungen mit Füßen getreten. Der Adel sieht es gern, wenn die einzelnen Glieder seines Standes ein ausschweifendes Leben führen und sich von aller Häuslichkeit abwenden: sie werden dadurch ferner von der Herrschaft des Gefühls und der Pietät gegen Privaten; sie kennen am Ende nur noch Ein Interesse — Venedigs Größe. Auch im Volke ist eine Kraft im Leben, im Thun, welche ein Hingeben an das Gefühl ganz aufhebt.

Venedig — kann man im Allgemeinen aussprechen — hat nur Venedig hervorgebracht: seine Gelehrten nehmen fast nur Venedig zum Gegenstande ihrer Forschungen, seine Künstler besingen Venedig, malen, bilden Venedigs Helden oder unterhalten das Volk von Venedig: Venedig hat nur Ein Streben und nur Ein Werk erzeugt, das ist es selbst und seine Blüthe. So wie die Venetianer das vergessen haben, daß sie ohne eine fürchterliche Strenge und Kraft des Verstandes, der mit menschlichen Gefühlen nur zu seiner Unterhaltung in Verein tritt, der von ihrer Herrschaft so frei ist, daß er mit ihnen spielen kann, — daß sie ohne einen solchen Halt unter den Verhältnissen begraben werden mußten, sind sie auch wirklich begraben worden.

Wenn Venedig auf dem festen Lande Italiens Herrschaft errungen hat, so war dieß fast nur eine Herrschaft, so weit seine Kanonen reichten. Wie ein Schiff des Zutritts zum nächsten Ufer bedarf, um dort Wasser und andere Bedürfnisse zu holen, so mußte auch Venedig den nächstgelegenen Ufersaum unter seine Herrschaft zu bringen suchen; als es aber über diese natürliche Forderung hinaus ging, als sein Adel zum Landadel ward und mehr Sorgfalt auf Erwerb und Ansiedlung auf dem festen Lande, als auf die Wahrnehmung allgemeiner Verhältnisse wandte, da hörte der alte Geist des Adels auf und Venedig sank schwach in sich zusammen, weil es seine Natur verkannt hatte.

An die Niederungen am Po und die venetianischen Inseln schließt sich 4) die Landschaft an, welche zwischen den Alpen, der Etsch und dem adriatischen Meere sich nach Norden und den deutsch österreichischen Territorien erstreckt, die ehemalige Mark Verona und Friaul.

Gebirgige, zum Theil sehr unfruchtbare Gegenden wechseln hier mit Ebenen, die besonders längs des Meeres weit und mit dem fruchtbarsten Boden ausgestattet sich ausdehnen. Da diese Landschaft gleich der Lombardei zwischen den Küsten des adriatischen Meeres und Deutschland in der Mitte liegt, nahm auch sie an dem Zwischenhandel nach den Ländern des Nordens Antheil und auch in ihr erhob sich wie in der Lombardei, obwohl später, der Bürgerstand zu Freiheit und Bildung und suchte sich auf alle Weise dem lombardischen gleich zu stellen; doch hat es ihm nie in demselben Maße gelingen wollen, seine Unabhängigkeit — auf die Dauer wenigstens — zu behaupten. Die politischen Verhältnisse in diesen Gegenden nahmen dadurch vorzüglich eine von denen der Lombardei einigermaßen verschiedene Gestalt an, daß Kaiser Otto der Große in Beziehung auf diese Landschaft einer ganz anderen Politik folgte, als hinsichtlich der übrigen seiner Herrschaft unterworfenen Theile des obern Italiens. Er trennte die Mark Verona und Friaul von Italien und verband sie mit Deutschland; die Herzoge von Bayern und später die von Kärnthen waren lange zugleich die Fürsten dieser welschen Landschaft, die sich erst allmälig von ihrer Gewalt eximirte. Aber auch die eximirten Theile, wie z. B. die eximirten Territorien des Erzbischofs von Aquileja trugen ein deutscheres Gepräge, als irgend eine andere Landschaft in Italien: noch lange richteten Grafen in Verona, als schon in der ganzen übrigen Lombardei die Bischöfe Grafenrechte erworben hatten; noch lange waren in der Mark Verona und Friaul ritterliche Geschlechter mächtig und hochangesehen, als in der Lombardei schon alle öffentliche Gewalt in die Hände der städtischen Behörden gekommen war. Wie man also Piemont als die Landschaft Italiens ansehen kann, welche den Uebergang zu französischer Art und Weise bildete, so kann man die veronesische Mark und Friaul nicht bloß der äußern Lage, sondern auch den inneren Verhältnissen nach, als eine Uebergangsbildung ansehen zu Deutschland. Erst die venetianische Herrschaft erzeugte ein uniformeres italienisches Aussehen auch dieser Gegenden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Usurpator.

Napoleon bediente sich in einer seiner Reden vor dem Senat des Wortes usurpatrice, indem er Großbritannien die machträuberische Insel (l'île usurpatrice) nannte. Dieses Wort, das Femininum von Usurpateur, das seitdem allgemein gebraucht wurde, war damals noch neu; und der Buchhändler Moutardone, der einige Zeit darauf ein neues französisches Wörterbuch mit einem Anhange der seit der Revolution erfundenen Wörter herausgab, führte in dem letztern als Autorität von Usurpatrice, fem. von Usurpateur, den Kaiser Napoleon an. Dieser ließ sogleich den Buchhändler verhaften und alle Exemplare mit Beschlag belegen, die man finden konnte.

Bonapartiana.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 63. 4 März 1829.

Navarin zu Ende December's 1828 *).

Die Rhede von Navarin, auf den Seiten etwas eingedrückt, bildet ein Oval, ungefähr eine Stunde breit und zwei lang. Da sie auf der Westseite durch die Insel Sphakteria geschlossen ist, so bietet sie Schiffen von jeder Größe Schutz. Der Ankergrund war sonst einer der vorzüglichsten; die Trümmer der Fahrzeuge aber, die in dem Treffen vom 28 Oktober hier versanken, machen ihn gegenwärtig an einigen Stellen gefährlich. Auf der Südspitze der Insel befindet sich der Eingang der Rhede, noch beengt durch eine Reihe einzeln stehender Klippen, welche von Sphakteria losgerissen zu seyn scheinen. Der seltsame Anblick dieser aus den Wogen blickenden Felsenhäupter, die, je nach dem Wechsel des Tags, der Witterung und des Meeres in stets veränderten Formen erscheinen, verleitet die Einbildungskraft zu den wunderlichsten Spielen. In der Nacht, in jenem Halbschlummer des Geistes, den man, wenn man will, Traum nennen kann, sah ich oft Dinge, die ich nicht wieder erzählen möchte, aus Furcht, als Narr oder als Lügner verschrien zu werden. Auf dem letzten dieser Felsen, der mit den Mauern der Citadelle von Navarin die enge Einfahrt bildet, zur Rechten eines von der Natur durchbrochenen Felsenbogens, ist ein gemauertes Grab, worin ein türkischer Admiral, mit eigenthümlicherem Sinne, als in der Regel seine Landsleute haben, seine irdischen Ueberreste beisetzen ließ, um, wie die wandernden Chroniken des Landes erzählen, auch nach seinem Tode sich nicht von der geliebten Bucht zu trennen.

Nun, da Sie die Stelle der Mündung des Hafens kennen, folgen Sie mir bis zur Tiefe desselben, indem Sie längs der Küste von Sphakteria hinsteuern, ohne sich um das hinter Ihnen liegende Navarin zu kümmern.

Ich führe Sie ein. Vor Ihnen steigt ein Berg auf, von schönen Trümmern bekränzt: dieß ist das alte Navarin, ein festes Schloß, erbaut, ich weiß nicht, von welcher großen Dame des Mittelalters. Die gute Frau glaubte, in dieser Veste würden wohl Alle, die sie bewohnten, sicher seyn vor jeder Gefahr. Da führte eines Tags ein großer Salzteich, am Fuße des Berges, eine epidemische Krankheit herbei, welche Herren und Vasallen dahinraffte; seit dieser Zeit blieb der Platz verlassen und verödet. Jenseits dieses unglücklichen Teiches, Sphakteria gegenüber, beginnt die Ebene von Zalova, deren Namen tiefe Schmerzen aufregt: hier ist es, wo das Fieber so viel Franzosen hinraffte. Der Anblick dieses Schauplatzes des Jammers engt Ihnen das Herz ein. Sie wenden den Blick, aber nur um noch Schmerzlicheres zu schauen. Im Mittelpunkt der Rhede liegt ein weißes Inselchen, weiß wie ein Leichnam. Welch trauriges Ereigniß ruft es denn zurück? fragen Sie mich: Alles, was wir davon durch unsere Journale erfahren haben, ist, daß die Admirale dort das Magazin der Lebensmittel errichtet hatten, und sie Tag für Tag unter Ibrahim Paschas Truppen vertheilen ließen. Wollte der Himmel, daß keine andere Erinnerung an diesen Ort gekettet wäre: auf dieser kleinen Insel geschah es, daß zuerst die Griechen und dann die Türken das schauderhafteste Schauspiel der Barbarei gaben, das die neuere Geschichte darbietet. Nach der Eroberung Navarins schleppten die Griechen hieher sechs hundert Türken, die sie vor dem Tode durch das Schwert bloß deßwegen verschont hatten, um sie dem Hungertode zu weihen. Damit Keiner entfliehen konnte, umgaben die jedem Mitleid verschlossenen Sieger die Insel mit Kanonenschaluppen, mit ihren Liedern die Wehklagen des Todeskampfes ihrer Opfer begleitend. Als später die Türken sich Navarins wieder bemächtigten, versäumten sie nicht, jenes Beispiel der Grausamkeit an denen zu wiederholen, die es ihnen gegeben hatten. So ruft die Rache die Rache auf, die Barbarei die Barbarei.

Verlassen wir diesen Ort des Jammers, entfernen wir uns von der Stelle, wo wir auf die Gebeine unserer unglücklichen Landsleute treten könnten, durchlaufen Sie mit mir, der Richtung des Meeres folgend, diesen Wald von Schiffen. Betrachten Sie die „Stadt Marseille", diese schwimmende Festung, und dennoch leicht und zierlich; verweilen Sie einen Augenblick vor der Amphitrite, der Königin unsrer Fregatten, die der letzte unsrer Matrosen stolz ist besteigen zu dürfen; werfen Sie einen Blick auf den Scipio, der erst vor wenigen Tagen nach Navarin zurückkam, das er im vorigen Jahre als Sieger verlassen hatte; die Daphne, diese schöne kleine Goelette, stolz darauf, Fabvier getragen zu haben; den Trident,

*) Aus dem Schreiben eines Officiers der französischen Expedition im Globe.

an dessen eleganten Malereien und glänzenden Draperien Sie das Admiralschiff erkennen; die Syrene, diese herrliche Fregatte, noch schön selbst nach den grausamen Zerstörungen durch die Kugeln der Egyptier; und ihre Schwester, die Venus, und die Galathea, und die Brigg Nisus und den Husaren und so viele andere Kriegs- und Transportschiffe, welche Sie eilen müssen in Augenschein zu nehmen, wenn Sie sie noch vereinigt sehen wollen, denn noch vor Ende des Jahres werden sie den Hafen verlassen haben, um nach Frankreich zurückzukehren. Gönne ihnen der Himmel eine schnelle Ankunft und hauptsächlich eine schnelle Rückkehr!

Aergerlich über diese lange Abschweifung höre ich hier, wie Sie mich auffordern, Ihnen von Navarin zu erzählen, Ihnen dieses Dorf zu beschreiben, welches man so gefällig ist, eine Stadt zu nennen. Gut! ich will Sie von Navarin unterhalten, und Ihnen die vollständigste Zeichnung davon entwerfen. Sie wissen, was ein Mandelkuchen ist? Sie, der gerne die guten Tafeln besucht, müssen dergleichen hundertmal gesehen haben. Dieß angenommen, nehmen Sie einen Mandelkuchen von beträchtlicher Größe und zerschlagen Sie ihn mit einem guten Faustschlag, so sehen Sie Navarin vor sich. Dieß ist Uebertreibung, antworten Sie mir, indem Sie mich erinnern, wie ich Ihnen selbst gesagt, daß ich unter einem Dach wohne und einen großen Balcon habe, der das Meer und die Rhede beherrscht. Ich habe dieß allerdings gesagt, aber wenn ich Ihnen dieses Gemälde von Navarin entwerfe, so spreche ich von dem, was ich vor mir habe, zu meinen Füßen, nicht von dem, was über meinem Haupte ist. Es ist wahr, einige wenige Häuser, besonders die, welche fern vom Meere stehen, waren so glücklich, aufrecht zu bleiben, obgleich nicht ganz; alle übrigen sind zerstört, zerstört wie der Mandelkuchen: Alles, was man davon noch sieht, besteht in einigen Wandstücken von gelbem oder braunem Lehm.

Doch genug von diesem wüsten Neste! Lassen wir es, um eine neue Stadt sich erheben zu sehen. Wenn Navarin abscheulich ist, so ist es nicht minder der Weg, der zum Landungsplatze führt; mühsam herab-, noch beschwerlicher hinaufzusteigen, scheint er gemacht, uns auf die Probe zu stellen. Gehen wir indessen muthig vorwärts, so sehen wir die französische Stadt vor uns sich erheben. Zuerst erblicken Sie zur Linken ein großes hölzernes Haus: dieß ist ein Café, das kürzlich ein unternehmender Venetianer errichtete. Seltene Sache! man kann sich bei ihm auf Stühle setzen. Er war eben im Begriff, mit seinem Café ein Billard zu verbinden, als die Nachricht von der Rückkehr nach Frankreich dieses schöne Project wieder zu Wasser werden ließ. Zur Rechten residirt ein verschmitzter Spitzbube von Marseiller, der früher Sattler war, den aber der Speculationsgeist nacheinander zum Leinwandhändler, Papiermüller, Schuhmacher, Tuchhändler, Faiencefabricanten und hundert andern Dingen machte, deren Aufzählung Sie langweilen würde. Nun kommen in langer Reihe die Hütten der Griechen; die einen verkaufen Liqueure, die andern Honigkuchen, jene Kartoffeln und Obst, diese Schlachtfleisch. Hier sehen Sie auf türkische Weise zusammengekauert einen Schwarm griechischer Landleute, die gekommen sind, die Producte ihrer Arbeit anzubieten. Gewöhnt die Kunden zu beschwatzen, drücken sie einige französische Worte mit Mühe heraus: bonne vine, due oranze per un sou, tabaco eccelent, sind die Ausrufungen, die den Vorübergehenden am häufigsten und fast betäubend um die Ohren schwirren. Rings um den Platz ist ein weiter Kreis von Barraken und hölzernen Häusern, in denen Lebensmittel, Kleidungsstücke, Schuhe und Stiefel, Quincailleriewaaren und Parfümerien bunt durcheinander liegen. Der Engländer, den man überall trifft, fehlt auch hier nicht; ihm zur Seite der süßsprechende Livornese; dann der Triestiner, halb Deutscher, halb Italiener, aber Jude nicht bloß halb; der Provenzale mit lärmender Stimme und eiserner Stirn; der feine Zantiote, ruhmredig und sich selbstgefällig als ehrlichen Mann betrachtend, weil er, statt dreihundert Prozent zu nehmen, wie sein Nachbar der Marseiller, sich mit hundert bis hundert fünfzig begnügt; der Corfiote, der Albanese, der Malteser, endlich der Nordamericaner, der keck die Meere durchschneidet, um dem Gewinne nachzujagen — Sie sehen, die ganze Welt setzt sich in Bewegung uns zu versorgen. Und doch leiden wir noch an so Vielem Mangel. Weder in der Stadt, noch in der Umgegend befindet sich eine Badewanne; sein Weißzeug waschen zu lassen — nicht es weiß zu bekommen, das hieße was Unmögliches fordern — war lange Zeit und ist noch jetzt äußerst schwer. Wir suchten Fensterscheiben zu bekommen, um uns vor Wind und Wetter zu schützen; vergebens! Milch und Butter gehören zu den unbekannten Dingen. Das Holz für die Küche und zur Heizung, konnte man sich bis jetzt nur dadurch verschaffen, daß man es unter den Trümmern der Häuser hervorgrub; denn mit Ausnahme von zwei bis drei Orangenbäumen, welche die Araber verschont haben, trifft man um die Stadt keinen Baum: Felsen und Gräber bilden den einzigen Schmuck des Bodens . . . .

Italien und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

5) Die Landschaft südlich vom Po und östlich vom Rheno zwischen den Apenninen und dem adriatischen Meer bis in die Gegenden von Ancona hin.

Zwei Umstände, die miteinander in Zusammenhang stehen, geben dieser Landschaft ihren auszeichnenden Character. Einmal blieb sie, so lange die Longobarden als Einwanderer auftraten, unter oströmischer Herrschaft, und als sie später dann nach und nach erobert ward und einzelne Männer germanischer Abkunft sich auch in diesen Gegenden niederließen, blieb doch die Masse der Bewohner nicht bloß römischen Stammes, sondern behielt auch ihre römischen Gemeindeverfassungen, und diese wurden nicht sowohl aufgehoben, als allmälig durch neue Institute beschränkt, umgebildet und endlich verdrängt; diejenigen Theile derselben aber, welche auf die Gewerbspolizei Beziehung hatten, erhielten sich zum Theil fortwährend und dienten später dem übrigen Italien wieder zum Muster. Das Altrömische zeigt sich also in dieser Landschaft als bei Weitem wesentlicherer Bestandtheil der spätern Mischung als irgend wo anders im nördlichen Italien; überdieß war die Folge des längeren Zusammen-

gehörens mit dem oströmischen Reiche, daß zweitens eine lange Zeit diese Küstengegenden mit Venedig in dem Zwischenhandel zwischen dem byzantinischen Kaiserreich und dem innern Italien rivalisirten; und später als sie politisch von Byzanz getrennt wurden, blieb doch der mercantile Verkehr; ja so oft die oströmischen Imperatoren sich im nördlichen Italien wieder festzusetzen suchten, wählten sie diesen Küstenstrich, und in den Einwohnern desselben läßt sich eine gewisse Hinneigung zu der griechischen Herrschaft nicht verkennen.

Wenn also auch die bezeichnete Landschaft sich in noch weit höherem Grade als die veronesische Mark der politischen Entwicklung der Lombardei anzuschließen suchte und die städtische Verfassung sich hier später ganz gleichmäßig wie in den nordwestlich gelegenen Städten gestaltete, blieb diese Landschaft doch fortwährend die Brücke zu dem griechischen Reiche und in mehr als einer Hinsicht auch zu dem südlicheren Italien. Es erhebt sich persönliche Kraft Einzelner bei Weitem mehr in dieser Landschaft als in der Lombardei; früher und bei Weitem häufiger als in der Lombardei werden in den Städten dieser Landschaft Tyrannenherrschaften gegründet, und statt daß in der veronesischen Mark und in Friaul das Leben einen langsamern Schritt ging, die Verhältnisse gebundner, einfacher, deutscher wurden, werden hier die hergebrachten Rechtsverhältnisse oft nicht sowohl durch gebildete Reflexion oder das Bedürfniß der Zeit als vielmehr durch persönliche Willkür umgestaltet.

III. Süditalien.

Ganz Süditalien zerfällt durch die Gebirgsrücken, die nach allen Richtungen hin von dem Apennin ausgehen, in eine Reihe sehr verschiedener Landschaften, die insgesammt eines gemeinsamen Mittelpunctes entbehren. Die einzigen schiffbaren Ströme, ungeachtet das südliche Italien keinesweges wasserarm zu nennen ist, sind der Arno und der Tiber, und auch diese beiden sind, tiefer in das Land herein, nicht groß genug, um einigermaßen bedeutende Fahrzeuge zu tragen. Die übrigen Flüsse, größtentheils Gießbäche, die von dem Apennin in die See laufen und nur zuweilen zu dem Umfang von Strömen anschwellen, trocknen in der heißen Jahreszeit aus; und verbreiten von ihrem Bette dann pestilenzialische Ausdünstungen. Ganze Strecken kahler Gebirge und weite Niederungen am Meer werden dadurch zur Wüste, und jemehr der Mensch und mit ihm eine künstliche Vegetation weicht, je kahler die Gegend wird, um so mörderischer wird deren Atmosphäre. Die Wüsteneien, welche so die bewohnten Gegenden unterbrechen, sowie die überall nahen wilden Gebirge des Apennins bringen mit der Bedürfnißlosigkeit der Einwohner bei dem Anblick des Ganzen wie der einzelnen Landschaften den Eindruck eines chaotischen, ungeordneten Lebens hervor; nur in dem Thale des Arno, jenem Wohnsitz und Geburtsort aller schönen Bildung neuerer Zeit, fühlt man sich unter Menschen, denen die Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts nicht fremd ist. In den übrigen Landschaften sind es höchstens die bedeutenderen Städte, und auch in diesen nicht die ganze Bevölkerung, welche an dieser Civilisation einigen Theil haben.

1) Der südliche Saum des oberen Italiens am tyrrhenischen Meer, das Genovese. — Diese Landschaft, die zugleich am Wenigsten an jenem verwüstenden Uebel verdorbener Luft leidet, hat eine durchaus eigenthümliche Construction. Nirgends vielleicht ist der Apennin von wilderem Ansehen als hier, wo er oft bis unmittelbar in das Meer hineintritt, und wo er, wenn dieß nicht der Fall ist, doch immer nur wenige hundert Schritte ebenen Landes zwischen sich und dem Meere läßt. Eigentlicher Landbau ist dadurch fast unmöglich gemacht, und nur Gartenbau findet Statt. Wein- und Olivengärten sind in Menge, in einzelnen Gegenden auch schon Orangengärten vorhanden, da die Bergwand gegen Norden schützt und dadurch ein fast neapolitanisches Klima hervorbringt. Im Ganzen ist die Bemerkung richtig, daß die Natur Mehr für die Pracht, als für den Nutzen gesorgt habe, und die Menschen ohne die See das ärmseligste Geschlecht seyn würden, das sich denken läßt. Auf die See weist also hier das Land selbst, und kein Wunder ist es deshalb, wenn wir den Genuesen überall als eine rohe Matrosennatur kennen lernen. Die ganze Geschichte Genua's gewährt nicht einen einzigen Punkt, der sich über gemeine Kraft erhöbe. Wie Haufen roher und sich selbst überlassener Menschen, unfähig sich selbst zu regieren, um jeden geringen Hader Schlägerei anfangen, so sehen wir in Genua fortwährende Balgereien zwischen Parteien, welche aus den gemeinsten Anlässen entstehen und bald die Deutschen, bald die Franzosen, bald die Spanier, bald italienische Fürsten und Gewalthaber herbeiziehen. Genua hat keinen einzigen bedeutenden Schriftsteller, keinen eminenten Maler, keinen großen Musiker hervorgebracht; und hätte nicht die verwegene Kraft eines Genuesen America entdeckt, so würde außer seinen Palästen an Genua wenig geistig Großes zu rühmen seyn.

Wenn Venedig eine Aristokratie des feinen Verstandes zu nennen ist, so ist dagegen in Genua eine Aristokratie roher Kraft gebildet worden, die nicht selten vor dem noch roheren gemeinen Haufen gezittert hat.

2) Toscana. Diese Landschaft, rings von Gebirgen eingeschlossen und selbst durchaus gebirgig, ist aus sehr verschiedenartigen Gegenden zusammengesetzt. Der südliche Theil ist rauh; die kleinen Plateaus, die wir hier finden, haben ein fast nordisches Klima, und wenn die Tramontana weht, ist die Kälte selbst in den heißen Monaten empfindlich. Einzelne Bergzacken, wie die Höhe, auf welcher die Burg von Radicofani liegt, erheben sich hoch über die ganze Gegend. Im Ganzen scheint dieser Landestheil wenig geeignet, eine schönere Bildung zu erzeugen, auch ist er durchaus nur in der Kriegsgeschichte bedeutend geworden. Er ist im Sommer wasserarm, und deshalb voll ungesunder Luft. Noch ungesunder wird der Aufenthalt in den Küstengegenden und die flachen Landstriche am Meeresbusen werden fast bloß im Winter und dann wegen ihrer üppigen Vegetation zur Viehweide benutzt.

Auch der Norden von Toscana, obwohl im Allgemeinen besser, ist sehr gebirgig und in viele kleinere Landschaften von besonderem Charakter geschieden; daher die vielen einzelnen Städte, die während des Mittelalters ihre ganz eigenthümliche Entwicklung und Geschichte haben. Nur zwei größere, ihrem Charakter nach gleichförmigere Landschaften sind das Thal des Arno und das obere Tiberthal mit seinen Nebenthälern in den Apenninen.

Wie im Genuesischen ist auch in Toscana die Feldarbeit mehr Gartenarbeit: Wein- und Olivenpflanzungen machen den Hauptbestandtheil aus. Aber das Meer lockt den Einwohner von Toscana nicht so, wie den küstenbewohnenden Genuesen; und Toscana ist daher von einem arbeitsameren, ruhigeren und folglich auch innerlich gebildeteren Volke bewohnt, als andere Theile Italiens. Die Familie des

Landmannes ist gezwungen andere Arbeit zu treiben; und auch der reichere Grundeigenthümer ist mehr auf den Handel gewiesen, da man von Oliven und Wein allein nicht leben kann.

Im Arnothale hat Florenz zuletzt alle Verhältnisse bestimmt. Ohne die Verbindung Italiens mit dem deutschen Reiche würde Pisa die Hauptstadt Toscanas geworden seyn; da es der Punkt war, durch welchen diese Landschaft am Freiesten und Geschicktesten mit der Welt in Verkehr trat. Allein die Verbindung der Herrscher in Deutschland mit der Kirche in Rom machte einen Uebergangspunkt am Arno, dem einzigen bedeutenden Flusse zwischen dem Po und dem Tiber, nothwendig; und die militärische Bedeutung seiner Lage ist es vorzüglich, die Florenz gehoben hat.

Ernst war von jeher der Charakter der Einwohner dieser Gegend, wie der der Gegend selbst; diese Anlage der Natur, so wie die kriegerische Ausbildung, welche durch die militärische Wichtigkeit ihres Wohnortes nothwendig wurde, brachte die Strenge hervor, die man an allen florentinischen Werken und Thaten aus guter Zeit wahrnimmt. Durch die militärisch wichtige Lage erhielt der Adel einen gegründeten Vorzug vor allen andern Classen der Einwohner, und der Handel konnte nur aufblühen, in wiefern er durch den Landbau und die eigne Produktion unterstützt wurde. Gemeinden, in denen Männer, die sich ritterlicher Lebensart ergeben und fast nur vom Ertrag ihrer Güter nähren, vereinigt sind, haben schon dadurch einen ernsteren Charakter, daß die Familienverhältnisse weit wichtiger sind, als in handeltreibenden Städten. Man muß das Familienvermögen auf alle Weise zusammenzuhalten suchen, um nicht durch eine Theilung ins Unendliche dem ritterlichen Leben ein Ende zu machen. Die Frauen bringen den Männern Wenig zu, und strenger Wandel wird als ein Haupttheil der Mitgift angesehen; jüngere Söhne müssen auswandern oder sich zum geistlichen Stande entschließen; die älteren erlangen durch ihr Erbe eine Unabhängigkeit, welche ihnen eine durchaus würdige Haltung gestattet, wie sie ihnen ihr Adel zur Pflicht macht. Das Stammgut wächst endlich mit der Familie, die es besitzt, fest zusammen, und auch die Familie nimmt dadurch einen starreren, unbeweglicheren Charakter an.

Während das übrige Italien schon nach allen Seiten hin sich öffnete und löste und die alten Verhältnisse mit Füßen trat, bildete sich Florenz noch in ernster Ruhe und trat dann als der Erbe der Vorarbeiten italienischer Bildung, welche andere Städte vollbracht hatten, auf. Als durch ausgebreitetern Handel auch Florenz mehr aus den alten strengen Formen des Lebens heraustrat, begannen zwar hier eben so wilde Factionen ihr Spiel zu treiben, als anderwärts in Italien, aber die ernstere Natur der Florentiner ließ sie alle Gegensätze gründlicher durchkämpfen. Wie ein Mensch von später Mannbarkeit, aber hoher Mannskraft, so erscheint Florenz; dadurch ward diese Stadt die Herrscherin über Toscana.

Florenz hatte theils durch sein Beispiel, theils durch seine Herrschaft den entschiedensten Einfluß auf den ganzen nördlichen Theil Toscanas; Lucca und Siena wetteiferten lange mit Florenz, und durchgehends ist noch jetzt Toscana die Landschaft, wo die innerlich freiesten Menschen zu finden sind; ja Lucca hat sogar, nächst Norwegen, die freieste Verfassung in ganz Europa. Florenz ist gewissermaßen der Mittelpunkt aller italienischen Bildung, und gleichweit entfernt von der wilden Kraft Genuas, wie von dem bloß weltlichen Verstande Venetigs.'

Einen sehr verschiedenen Charakter hat in der Geschichte des obern Tiberthal mit seinen Nebenthälern die Gegend, wo Perugia, Assisi, Foligno und Spoleta liegen. Ernst ist auch hier zu finden, wie in den benachbarten Gegenden des Arno, aber kein Ernst, der in früherer Zeit durch deutsche Rittergeschlechter einen Halt, später durch Verbindung mit dem Meere, durch Antheil an dem Welthandel eine Aufforderung erhalten hat, sich lebendig zu bethätigen, sich in Werken von großartiger geistiger Bedeutung darzustellen, wie es in Florenz der Fall war. Es ist mehr in sich wühlender Ernst, der durch die Verhältnisse zu der römischen Kirche, welcher diese Gegenden früh, wenn nicht unterworfen, doch verbunden waren, nur eine noch trübere Gestalt bekommen hat. Hier und in der Nähe finden wir die wunderthätigsten Bilder, die abergläubischeste Stimmung; hier wurden Schwärmer, wie der heilige Franciscus geboren und gebildet, hier nahmen die bürgerlichen Fehden, von denen Italien zerrüttet ward, den trübsten Charakter an. Wenn im Arnothal der Ernst zu innerer Freiheit geführt hat, so hat er dagegen im Tiberthal innere Unfreiheit zur Folge gehabt.

(Fortsetzung folgt.)

Fracht-Kosten.

Hr. Jakob berichtet: ein Quarter Waizen (ungefähr 4 Centner) koste an Fracht auf der Moldau und Elbe von Prag bis Hamburg 15, und von da nach London 8, im Ganzen also 23 Schillinge (à 36 kr.), während die Fracht für die nämliche Quantität von Danzig nach London nur 12; von New-York aber nur 12½ Schillinge betrage.

Da auf dem Rhein und Main die Kosten nicht viel geringer seyn werden, so ergiebt sich, daß aus den Innern von Deutschland, z. B. aus Würtemberg und Bayern, in der Regel keine Getreideausfuhr nach England werde statt haben können; also auch die völlig freie Einfuhr des Getreides nach England für diese Länder von geringer Wirkung seyn werde. Bei diesen Verhältnissen ist nothwendig, daß der Getreidehandel auf den Flüssen von allen Hindernissen, welche Zeitverlust und Zahlungen verursachen, befreit werde, damit dadurch die Kosten der Fracht auf das Minimum kommen. Geschieht dieß nicht, sondern werden überall, wenn auch nur geringe, Zölle erhoben, und Untersuchungen wegen Kontrebande gepflogen, so wäre es möglich, daß der Getreidehandel von China nach England leichter als von Deutschland wäre, weil gegenwärtig die Frachtkosten von dort nur die Hälfte dessen betragen, was von Prag nach London erforderlich ist, indem die Tonne, d. h. 20 Zentner von Canton nach London nur 12 Pf. St., also der Zentner nur 12 Schillinge kostet.

Chiravita.

Ein in Europa noch wenig oder gar nicht bekanntes Heilmittel der ostindischen Aerzte ist die Chiravita, eine Pflanze, die sowohl in der Form von Pillen, als in der eines Absuds (afkooksel) mit dem besten Erfolg gegen Schwäche der Verdauung, Lungensucht und Skropheln gebraucht werden soll.

Konst- en Letter-bode.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 64. 5 März 1289.

Betrachtungen über den Krieg zwischen Rußland und der Türkei.

(Fortsetzung.)

Wenn wir einen Blick auf die Operationslinie der Russen werfen, so finden wir, daß sie bei ihrem Vordringen auf den bisher eingeschlagenen Wegen, — befestigte Plätze in ihrem Rücken lassen, deren Garnisonen wenigstens 80,000 Mann betragen. Die Stellung dieser Festungen macht es unumgänglich nothwendig, sie nicht bloß zu beobachten, sondern sie vielmehr strenge zu blockiren, damit die Besatzungen durch wiederholte Ausfälle nicht die Communikationen der russischen Armee gänzlich vernichten und dadurch die Auflösung der vordringenden Armee selbst bewerkstelligen.

Die ganze Niederdonau bis zu ihrem Ausfluß in's Meer ist in unzählige Arme getheilt, welche eine Menge von Inseln bilden, die das Erscheinen und Verschwinden, das rasche Vorrücken und den gesicherten Rückzug aller Streifcorps im Rücken der russischen Armee auf eine unglaubliche Art begünstigen.

Wollen nun die Russen diese Festungen so blockiren, daß die Garnisonen derselben ihnen nicht gefährlich werden können, so brauchen sie dazu wenigstens eine Armee von 100,000 Mann.

Sie können daher im glücklichsten Fall mit nur ungefähr 80,000 Mann vorgehen, und sind in ihrem ganzen Marsche immerwährend flankirt, indem die verschiedenen Corps sie beständig cotoyiren, und jeden günstigen Augenblick benützen können, um ihre Communikationen zu unterbrechen und ihre Zufuhren zu zerstören.

Nehmen wir auch an, daß, so, wie Warna, auch Burgas fiele, und daß die Zufuhren auf dem schwarzen Meere die Armee versorgen sollen, so begreifen wir nicht, wo die Transportmittel herkommen können, die Kriegsmaterialien von der Küste bis zu den Corps zu bringen. Sollen diese Transportmittel der Armee selbst zu Lande folgen, so sind diese leeren Fuhren eben derselben Gefahr ausgesetzt, wie früher die beladenen, und troß der Anhäufung von Materialien aller Art an den Küsten würde die Armee sich doch bald in derselben Lage befinden können, in welche sie während des vergangenen Feldzugs gerathen war.

Zu diesem Umstand gesellt sich nun ganz besonders die Beschaffenheit des Terrains. Die Straßen führen theils durch enge Gebirgsschluchten und Hohlwege, die oft so schmal sind, daß zwei Pferde nicht neben einander gehen können; theils führen sie durch Moräste und sind durch Gebirgsgewässer durchschnitten. Diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen, dazu gehört ein zahlreicheres und geübteres Ingenieur-Corps als die russische Armee eines besitzt.

Bei dem geringsten Regen werden alle Wege unbrauchbar und ist dieser Regen anhaltend, so treten die Gebirgswasser aus, die Gegenden werden überschwemmt, und an fernere Operationen ist eben so wenig zu denken, als an die Möglichkeit sich zu verpflegen.

Eben diese Beschaffenheit des Terrains auf der bis jetzt eingeschlagenen Operations-Linie der Russen macht es ihrer Cavallerie fast unmöglich, regelmäßig zu manövriren. Da diese Cavallerie nicht hinlänglich geübt ist, um zerstreut fechten zu können, so hat in dieser Hinsicht die türkische Cavallerie ein bedeutendes Uebergewicht. Die Kosaken sind zwar auch gewohnt, den Krieg auf diese Weise zu führen, aber weder ihre Pferde, noch ihre Waffen eignen sich dazu, den Spahis die Spitze zu bieten. Die russische Cavallerie ist daher gezwungen, gegen die Türken überall, wo das Terrain es erlaubt, geschlossen zu agiren, und wo das Terrain dies nicht erlaubt, ist sie größtentheils unthätig, oder sie wird geschlagen.

Die russische Infanterie kömmt fast nie in die Verlegenheit, sich im offenen Felde mit den Türken messen zu müssen. Sie ist gezwungen, sich immerwährend zu verschanzen, um sich gegen die plötzlichen und wüthenden Ueberfälle der Türken zu schützen. Die größte Aufgabe, die sie zu lösen hat, besteht in der Wegnahme der türkischen Festungen und Verschanzungen durch Sturm. So brav auch die Russen bei diesen Angriffen sind, so stehen ihnen doch die Türken in Tapferkeit bei der Vertheidigung nicht nach. Selten halten die Türken lange im offenen Felde Stich, aber desto beharrlicher vertheidigen sie sich in ihren festen Plätzen, und in ihren mit Erdwällen und Gräben umgebenen Städten und Dörfern, wenn sie nicht von ihren Anführern verrathen oder verlassen werden. Die Wegnahme ihrer befestigten Plätze oder Stellungen kostet daher die Russen immer das Doppelte an Verwundeten und Todten. Besonders groß ist der Verlust stets an Stabs- und Ober-Offizieren, die durch ihr Beispiel in

dergleichen Fällen die Mehrzahl ermuntern müssen. Diese Offizierstellen können bei den Russen nicht so leicht ersetzt werden, als bei andern Armeen, wo man unter den gebildeten Mittelständen leicht Subjekte für diese Chargen findet.

Die russische Armee ist, im Allgemeinen genommen, so organisirt und disciplinirt, wie dieß der Fall bei allen Armeen ist, die im vierzehnjährigen Frieden wiedergeboren werden. Enthusiasmus hat die russische Armee durchaus nicht. Für was sollte auch der gemeine Soldat denselben haben? — Für die Ehre? — Den Sinn dieses Wortes kennt er nicht. Nur in den höhern Stellen ist dasselbe bekannt, wo es so viel als Ehrenstelle bedeutet, und dahin ist dem gemeinen aus der Leibeigenschaft ausgehobenen Rekruten der Weg verschlossen. — Für sein Vaterland? — Er kennt keins. — Von dem Augenblicke an, wo er gewaltsam zum Rekruten ausgehoben wurde, riß sich sein Vaterland von ihm los, und er ward dem Dienste der Willkühr geweiht. Seine Väter, seine Mütter, Schwestern, Brüder, Freunde, sehen in ihm nur ein neues Werkzeug der Unterdrückung und Erniedrigung. Eine Erdscholle, die er sein nennen könnte, hat er nicht. Diejenige, auf welcher er geboren ward, sieht er nimmer wieder, denn man schleppt ihn von Sveaborg nach Bukarest, von Polangen nach Ochotzk, bis seine Gebeine, vergessen und unbeweint, die fremde Erde düngen. Deshalb ist der russische Soldat auch durchaus nicht wahrhaft tapfer. Es ist die stumpfe und blinde Resignation, mit der er dem Tode trotzt. — Das russische Volk ist von Natur brav, so wie alle Völker, wenn sie durch ihre Interessen aufgeregt werden. Aus eben diesem Grunde wird auch der seinen Verhältnissen nach stumpfe und feige russische Soldat tapfer, wenn sein Interesse gereizt wird. Dieses Interesse besteht theils in der Hoffnung auf Beute, theils in der Aussicht, durch glückliche Gefechte und Schlachten seiner elenden Lage ein Ende zu machen und in Länder einzurücken, wo gebackenes Brod, gefüllte Fleischtöpfe, ein gutes Branntweinfäßchen und gesundes Quartier zu finden sind. Bei vielen alten Kriegern der Armee, welche andere cultivirte Länder sahen und genossen, und auch bei denen, welche sich von ihnen erzählen ließen, erzeugt die Sehnsucht nach dem Westen gleichfalls einen nicht geringen Grad Enthusiasmus. — Was finden nun die russischen Generale, Offiziere und Soldaten in der Moldau und Wallachei, was finden sie bis Schumla und Warna, bis Adrianopel und Burgas und endlich bis Konstantinopel selbst? — Ein verwüstetes Land, unbevölkerte Flecken und Dörfer, die spärliche Kost der erbärmlichsten Armenverpflegung, keine Ruhe auf dem Marsche, keine Sicherheit im Lager; einen fanatischen Feind im Rücken, in der Flanke, in der Fronte, — und endlich die Gewißheit, nach jedem tapfern Gefecht eben so schlimm daran zu seyn als vor dem Kampfe. Dies Alles wußten die alten erfahrnen russischen Krieger und wer nur irgend es möglich machen konnte, der blieb gerne bei der sogenannten ersten Armee, die gegen Oesterreich aufgestellt ist. Für ein Pfund Fleisch, ein Glas Branntwein, einen Rubel und seinen Obras (Heiligenbild) geht der russische Soldat tapfer in den Tod; für den Obras allein läßt er sich sogar in den Tod schleppen oder treiben. Daher steigen auch die russischen Feldherren in jenen Gegenden nur auf den Leichen ihrer erschlagenen Krieger à la Souvarow zum Siege hinan, und jeder Schritt vorwärts wird mit unermeßlichem Blute bezahlt. — Mit dem türkischen Soldaten steht es aber ganz anders. Als Krieger hört er nicht auf, Bürger zu seyn. Sein Vaterland findet er in seinem Glauben. Der Mohammedanismus wirkt mächtig auf den persönlichen Muth, auf die Gefühle, auf die Hoffnung zu Genüssen, die das Irdische durch ein enges Band an die räthselhafte Zukunft knüpfen. Daher die hohe Tapferkeit der Türken, wenn sie nicht von ihren Führern verlassen werden. Dieß lehrt die Geschichte aller Kriege, welche die Europäer gegen sie geführt haben. — Der Türke ist überdies, wie die meisten Orientalen, in Rücksicht der Speisen mäßig. Ein wenig Mais genügt ihm zur Nahrung, und ein wenig Opium begeistert ihn. — Damit ist aber der in einem engen Kollet eingezwängte und durch einen Gurt gepreßte nordische Magen nicht zufrieden. Wo hunderttausend Türken leben können, da verhungern fünfzigtausend Russen. — Bei der großen Masse von Reiterei, die in diesem Kriege figurirt hat oder noch figuriren wird, verdient auch bemerkt zu werden, daß der russische Reiter sein Pferd besorgt, sofern der Unteroffizier oder Offizier darüber wachen. Wo diese selbst müde und lässig sind, da denkt auch der Soldat nicht an sein Pferd. Der Türke aber, wie jeder Nord-Asiate, hat eine besondere Vorliebe für sein Pferd. Dasselbe ist ihm gewissermaßen heilig und er entbehrt lieber selbst, um nur sein Thier zu pflegen. — Die Kosacken lieben zwar auch ihre Pferde, aber sie pflegen sie nur wegen der Möglichkeit durch überraschende Märsche und plötzliche Ueberfälle, Raub und Beute zu machen. Wo ihnen diese Aussicht gänzlich mangelt oder nur geringen Erfolg verspricht, da fehlt es ihnen an jeder Sorgfalt, so wie überhaupt an jedem Eifer, und man sieht sie lau und furchtsam, nach Art gewöhnlicher Räuber, zu Werke gehen. Zum festen offenen Kampfe sind weder sie selbst, noch ihre Pferde geeignet. Dies zeigt uns die Geschichte ihrer Entstehung und alle Kriege, an denen sie Theil nahmen.

(Schluß folgt.)

Beitrag zur Charakteristik des bürgerlichen Lebens in America.

(Fortsetzung.)

In Mexico und den andern hispanisch-americanischen Freistaaten ist es die fast ganz beseitigte Sclaverei, welche den Hauptcharacter des dortigen Lebens bestimmt — und diese Länder, vornämlich Mexico, haben für uns Deutsche in vieler Rücksicht mehr Einladendes, als viele andere Gegenden. Ich wenigstens habe gefunden, daß die vielseitige Bildung des Deutschen und die völlige Harmlosigkeit seines politischen Verhältnisses denselben vor dem Britten, Franzosen und Nordamericaner beliebt macht. Die drei genannten Nationen hält man nicht für unpartelisch; die Nordamericaner gelten für zu eigennützig und beweisen sich als habgierige Nachbaren; die Britten hat man in Verdacht, daß sie Einfluß suchen; die Franzosen hält man für Anhänger Spaniens und für Kundschafter zu Gun-

sten des monarchischen Systems; dem Deutschen aber vertraut der Mexicaner. Möchte sich dieser gute Ruf doch erhalten, welcher auch in der Havanna, jedoch unter anderer Modification, herrschend scheint. In der Havanna liebt man die Deutschen, weil sie sich nicht in revolutionäres Umtreiben einlassen. — Der Zustand des bürgerlichen Lebens hat sich aber in Mexico, und noch mehr in Colombien und Peru, seit Humboldt das Land besuchte, von Grund aus verwandelt. Die Demuth, die knechtische Folgsamkeit der dort so zahlreichen Indianer gegen die Weißen, ihre bettelhafte Zerlumptheit — hat gänzlich aufgehört und so treten auch dort, wie in den V. St., häufig Fälle ein, wo der Reisende, oder der Einwandrer, Entschlossenheit zeigen muß. Nur ist dort der rothe Mensch noch immer leicht im Zaum zu halten, wenn er seinen Mann trifft. Mit ernster Milde sind sie am Besten zu gewinnen; nur muß man sich Nichts von ihnen bieten lassen. Wer mit diesen Indianern in nähern Handelsverkehr oder in Nachbarschaft treten will, wer sich ihr völliges Zutrauen erwerben will, muß suchen, Etwas von ihrer Sprache zu erlernen; dieß vernachläßigten die Spanier; sie waren zu stolz, den Ureinwohnern diesen Gefallen zu thun; schon durch dieses Anschmiegen an fremde Eigenthümlichkeit können sich die Deutschen in Mexico sehr zu ihrem Vortheil unterscheiden; und eben so sehr durch eine gewisse Höflichkeit, die dann reichlich erwiedert wird. Zeigt man sich ihnen als rechtlicher Mann, so hat man auch von ihrem Diebssinne Weniger zu besorgen. Ueberall trifft man auch hier jetzt den americanischen Stolz, der sich dem Europäer keck gegenüber stellt, und zwar nicht selten mit heimtückischer Rachsucht verbunden.

In Colombia gilt jetzt neben dem Militär allein der Kaufmann; ich traf dort 1827 an der Nordküste und am Orenoco ein wahrhaft türkisches Unwesen, ganz wie in den africanischen Raubstaaten, nur durch die Gegenwart fremder Consuln einigermaßen gemildert. Die Fremden, vorzüglich die Britten, Bolivars Lieblinge, haben es viel besser, als die Colombier selbst. Versteht man sich mit dem Militär-Commandanten in den Küsten- und innern Handelsplätzen, so sind, mit gehöriger Vorsicht, wohl einige vortheilhafte Geschäfte zu machen, und der Fremde findet, auf americanische Weise, für sich und seine Waaren Schutz und Unterstützung; selbst Ansiedler, vorzüglich Schenkwirthe, können, wenn sie mit dem Revolutions-Militär umzugehen wissen und für die Befriedigung der Lüste desselben sorgen, vielleicht zu momentanen Vortheilen gelangen. Von der gebildeten Gesellschaft, die sich vor der Revolution in Cumana, Caracas, Cartagena und Bogota fand, ist durch den fürchterlichen Mord- und Verwüstungskrieg fast jede Spur verschwunden; selbst wer sich den ersten Staatsbeamten der Republik zu nähern Gelegenheit hat, findet bei ihnen, außer einer merkwürdigen Geldgier, die ihren Grund in der allgemeinen, durch sorglose Verschwendung erhöhten Dürftigkeit hat, eine gewisse Rohheit. Nachahmung des Benehmens der Britten und Americaner, was diesen Halbspaniern gar nicht gut lassen will. Der Krämer, der einheimische Schenkwirth 2c. übertrifft in Colombia an Neid und Eifersucht, Raubsucht und Betrüglichkeit den gemeinsten Juden; und diese Classe ist noch die einzige, bei welcher sich etwas Geld findet. Von Industrie ist keine Ahnung vorhanden und das Wenige, was vor der Revolution gelernt ward, ist durch die Ueberschwemmung englischer Waaren vernichtet; — das größtentheils herrliche, fruchtbare Land — die ungeheure Strecke der Llanos, die, wären Hände und Fleiß vorhanden, ein Brabant und Flandern werden könnte, — vermodert gleichsam durch die grenzenlose Faulheit der Bewohner. Sich dazwischen anzusiedeln, etwa in dem ewigen Frühling der Plateaus von Bogota und Tunja, wo das Hornvieh die Vanille abnagt — erfordert mehr Unternehmungsgeist, als man einem Erdensohne zutrauen kann; und, meiner Meinung nach, steht in dieser Hinsicht Colombia weit hinter Brasilien. Die Herren, welche über Brasilien jammern, sollten doch einmal den Magdalenenstrom oder den Orenoco aufwärts schiffen und sich dort von den verkrüppelten Deutschen und Britten, welche im Kriegsdienst die Republik befreien halfen, erzählen lassen, was der Mensch in Colombia auszustehen hat. In Brasilien ist doch ein Schatten von Ordnung und Recht; man kann doch Sclaven kaufen und diese zur Arbeit anhalten; in Colombia ist keine menschliche Hülfe für Geld zu haben und bringt der Fremde einen Neger mit, so bleibt derselbe in der nächsten Venta sitzen, tritt in die Dienste der Republik und verlacht den Herrn, der Ansprüche auf ihn macht. Wer nur die Seeplätze gesehen, und dort mit den deutschen oder englischen Kaufleuten verkehrt hat, weiß Wenig von diesem Lande der Verwirrung. — Mexico hat vor Colombia unendliche Vorzüge und ist, trotz der momentanen Störungen im Innern, für den Ansiedler gewiß das empfehlungswertheste Land, in mancher Rücksicht sogar vortheilhafter, als die Vereinigten Staaten. Es ist daselbst noch ein Keim altspanischer Civilisation zurück geblieben und nirgend fand ich wenigstens mehr Sinn für Bildung, als bei den Mexicanern der höheren Classen.

Das läßt sich nie und nirgend vom Kaiserreiche Brasilien rühmen. Es hat als Sclavenland Aehnlichkeit mit Westindien; doch jetzt ist es zugleich wegen des Zustandes der Unabhängigkeit in einem ganz eigenthümlichen Schwindel begriffen, der sich in den nördlichern Häfen Paraiba, Pernambuco, Macevo*), Bahia, noch weit auffallender äußert, als in Rio de Janeiro, dem Brunnquell so vieler vagen Nachrichten über Brasilien. Die Leute, welche eine Zeitlang in dieser Hauptstadt und deren durch hohe Gebirge beschränkten Umgegend und vielleicht nirgendwo anders in America gewesen sind, glauben nun Etwas von Brasilien zu wissen und lassen darüber Bücher drucken, welche, trotz der Rechtlichkeit ihrer Verfasser, fast nur ein Gewebe von halb wahren und falschen Vorstellungen sind. Durch das Hinströmen mehrerer tausend bethörter Einwanderer, fast sämmtlich Menschen, de-

*) Maceyo, 342° 15′ L. v. Ferro, 0° 30′ S. Br. Villa seit 1806, zwischen dem St. Antonio grande und St. Antonio mirim, welche zur Zeit der Ueberschwemmung den lebhaften Ort mit den Watten des Riffs an der Küste des atlantischen Meers in Verbindung setzen. Bedeutender Verkehr mit Baumwolle, Rothholz, Zucker, Kaffee 2c.; mehrere Comptoire; auch hat dort ein englischer Consul seinen Sitz. Der Ort liegt an der Hauptstrasse zwischen Bahia (56 d. Meilen südsüdwestlich) und Pernambuc (34 d. M. nordnordöstlich, 5 Meilen nördlich von der Villa dos Alagoas.) A. d. E.

nen Unternehmungsgeist und wahrer Lebensmuth fehlt, ist Rio de Janeiro ein seltsames Babel geworden. Das von dort zurückgekehrte Häuflein der Unzufriedenen, welche nicht einmal Gelegenheit hatten, die americanischen Eigenthümlichkeiten zu merken und zu begreifen, schildern sich sämmtlich als Menschen, welche gar die Reise ins Westland nicht hätten unternehmen sollen. Sie haben sich mit der Hoffnung eingeschifft, dort alles Uebel, welches Europa drückt, nicht zu finden, und hingegen, als Ersatz für das, woran wir in Europa gewöhnt sind, allerlei absonderliche Vortheile. Wer nicht entbehren kann und mag, wem die Behaglichkeit, wem der Genuß europäischer Geselligkeit Bedürfniß ist, wer nicht sogar auf das liebe Waizen- und Roggenbrod Verzicht leisten will — kurz derjenige, dessen Seele nicht frei ist — sollte gar nicht auswandern, am Wenigsten nach dem Sclavenlande Brasilien. Wer aber eine Vorschule in Nordamerica und Westindien, fröhlichen Sinns, durchgemacht hat, dem erscheint das wirklich naturschöne Brasilien nicht schlimmer, als viele andere Gegenden; und ich kenne, Chile und Buenos Ayres ausgenommen, noch immer keinen bessern Platz für Ansiedlungen in Südamerica (Mexico liegt bekanntlich in Nordamerica) als Brasilien. Brasilien hat den großen Vorzug der herrlichen Häfen, der häufigen, leichten Communication, nicht nur mit Europa, sondern auch mit Africa, Ostindien und Australien; in Brasilien ist, trotz der allgemeinen americanischen Unbehaglichkeit, doch für den, der seinen Mann steht, Sicherheit zu finden; denn die Brasilier sind durch ein zur rechten Zeit angebrachtes Dräuwort leicht in Respect zu halten, die höchste Person nicht ausgenommen, wie der Fall des französischen Vice-Admirals 1828 zur Genüge weltkundig erwiesen hat. Er ließ seine Geschütze laden, lief in den starkbefestigten Hafen ein und Alles — zitterte! Wer den Handelsstand verachtet, wie manche deutsche Gelehrte, der muß nicht nach Brasilien und überhaupt nicht nach America kommen, wo: floreat Commercium! das allgemeine Losungswort ist. Handel und vernünftig begonnener Landbau kann dort immer die Mühe lohnen, und die Zukunft kann in nicht langer Zeit dem Lande die herrlichsten Früchte bringen. Was waren die Vereinigten Staaten vor 100 Jahren, und was sind sie jetzt! Brasilien ist noch keine 20 Jahre aus dem Colonialdruck aufgetaucht; wie kann man jetzt schon Mehr von dem Lande und dessen Verfassung fordern? Seit 1808 sind in Brasilien große Fortschritte gemacht worden, von welchen freilich der Nichts ahnt, der nicht historisch weiß, wie schrecklich bedrückt die Colonie war durch das portugiesische Colonialsystem. Ich möchte freilich meinem Feinde nicht rathen, nach Brasilien zu ziehen, um sich dort unter der mit der Weltkugel (o vanitas vanitatum!) geschmückten Fahne halb oder ganz todt prügeln zu lassen; aber Brasilien als einen Ort der Verdammniß zu schildern, während man sich am Mississippi und Missuri ein Paradies träumt, ist eine große Thorheit.

(Schluß folgt.)

Das Pflugziehen in Gelderland.

Ein Vorfall, der sich vor Kurzem zu Beek bei Nymegen (Nimwegen) ereignete, hat uns einen alten Gebrauch wieder zurückgerufen dessen Kok in seinem Vaderlandsch Woordenboek in dem Artikel Wijvenplagers erwähnt und den man längst vergessen glaubte. „Sonderbar, heißt es hier, ist eine Sitte, die an vielen Orten in der Meierei von's Hertogenbosch (Herzogenbusch) gefunden wird und noch ganz den Stempel der Rohheit und Ungebildetheit jener Zeiten an sich trägt, in welchen die öffentliche Rechtspflege in den Händen des Volkes war. Es ist nämlich in der Meierei der Gebrauch, daß Männern, von denen das Gerücht geht, daß sie ihre Weiber schlecht behandeln, die allgemeine Mißbilligung auf folgende Weise zu erkennen gegeben wird. Sobald ein Mann in der Gemeinde als Weiberplager bekannt ist, so versammeln sich eine Menge Weiber und Jungen, die häufig auch wohl durch erwachsene Mannspersonen verstärkt werden, vor seinem Haus. Darauf holt man ihn mit Gewalt aus seiner Wohnung, führt ihn auf das Feld, spannt ihn vor einen Pflug und zwingt ihn, ein Stück Ackerland umzupflügen. Dieses Alles geschieht unter dem Blasen eines Horns und ist mit einem fürchterlichen Geschrei und Lärmen der versammelten Menge begleitet."

In einem Dorf der Meierei, zu Osch, befand sich im Anfang des Jahres 1763 ein solcher Weiberplager, und, da der Muthwille nicht leicht eine Gelegenheit versäumt, unter dem Schein der Gerechtigkeitsliebe seine Lust zu büßen, so traf die Gemeinde Vorbereitungen, um den verhaßten Nachbar die Strafe seiner Bösartigkeit empfinden zu lassen. Die Menge kam auf die Beine, das Horn wurde geblasen, und weit schallendes Geschrei erfüllte die Luft. Der Weiberplager, dem sein Gewissen sagte, auf wen es gemünzt sey, verschloß die Thür seines Hauses und nahm, um der angedrohten Mißhandlung zu entgehen, seine Zuflucht auf einen Söller. Um seine Sicherheit noch besser zu verwahren, hatte er sich mit einem geladenen Pistol versehen. Als die Menge sich nun zu seiner Wohnung drängte, schoß er unter den Haufen und verwundete ein junges Mädchen. Die Volksrechtspflege wurde dadurch unterbrochen, aber der Weiberplager kam vor die Gerichte, wo er sich durch die Furcht vor Mißhandlungen zu vertheidigen suchte. Seitdem wurde die erwähnte Gewohnheit, als eine Veranlassung zu aufrührischen Bewegungen und Zusammenrottungen verboten, doch scheint neuerdings die alte Sitte aufs Neue in Gebrauch zu kommen.

S. Konst- en Letter-bode, N. 8.

Preisaufgaben des niederländischen Instituts.

Die zweite Classe des königl. niederländischen Instituts der Wissenschaften und schönen Künste zu Amsterdam hat ihre im Jahre 1826 vorgelegten Preisaufgaben, obwohl auf keine einzige derselben eine Antwort eingegangen war, für das laufende Jahr wiederholt; nämlich:

1) Was ist, besonders aus geschichtlichen Quellen, zu bestimmen über die Veränderungen, welche die Oberfläche des gegenwärtigen Reiches der Niederlande, im Norden der Maas, in Hinsicht auf Waldung, Torf, Dünen, Flüsse, Seen und im Allgemeinen auf Land und Wasser, erlitten hat?

2) Eine genaue, so viel als möglich vollständige Angabe der verschiedenen niederländischen Dialecte vor dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts.

3) Graf Floris V (von Holland) in seiner Regierung aus den Quellen dargestellt.

Die Beantwortungen (in holländischer, deutscher, englischer, französischer oder lateinischer Sprache) müssen vor Ende des Jahres 1829 an den Secretär des Instituts eingesandt seyn.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Mit diesem Blatte werden das Sachregister und die Titelblätter zum vorigen Jahrgang ausgegeben.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 65. 6 März 1829.

Neu-Süd-Wales *).

Aus Kindern werden Männer, aus Colonien Staaten, d. h. die Colonie ist der unentwickelte, der werdende Staat, der, gleich dem Menschen in der Kindheit, das Princip seiner Zukunft im Keim in sich trägt. Die Bildungsgeschichte eines Staats hat daher für den Politiker denselben Werth, welchen die Erziehungsgeschichte eines einzelnen Menschen für den Psychologen hat. Aber was soll man von Neu-Süd-Wales sagen, diesem greisen Kinde, welches die Schwächen der Kindheit mit den Lastern des Alters, mit den markirten Zügen und den tiefgewurzelten Gewohnheiten des vorgerückten Lebens die Ansprüche der Jugend verbindet? Das staatswissenschaftliche Problem, die kranken Theile eines alten Gesellschaftskörpers durch deren Verpflanzung auf einen fremden Boden zu regeneriren, welches in Neu-Süd-Wales zum ersten Male nach einem großen Maßstabe versucht worden ist, verdient unsre ganze Beachtung; aber eben diese Eigenthümlichkeit erschwert auch die Beurtheilung der dortigen Colonie, und einem so feinen Beobachter wie Cunningham war es vorbehalten, uns mit einem so interessanten Gegenstande näher bekannt zu machen. Cunningham vereinigt in seinem Werk mit dem Verdienste der Unpartheilichkeit das Talent wichtige Thatsachen auszuheben und angenehm darzustellen; jede Gelegenheit zu Beobachtungen, deren ein Berichterstatter bedarf, stand ihm zu Gebot; als Schiffsarzt auf Sträflingsschiffen legte er den Weg dahin viermal zurück; er hält sich seit längerer Zeit in der Colonie auf, bereiste einen großen Theil des Landes und beschloß zuletzt sich daselbst niederzulassen. In der That unter den Ländern, nach welchen gegenwärtig die Fluth der Auswanderung strömt, bietet vielleicht Neu-Süd-Wales die größten Vortheile dar; der Erwerb von Grundeigenthum läßt sich hier mit weit geringern Kosten als z. B. in den Vereinigten Staaten oder in Canada bestreiten; der Arbeitslohn steht niedriger; das Clima ist gesund; Krankheiten sind selten; der Ackerbau macht rasche Fortschritte; und lasse man noch einige Zeit vorüber gehen, bis die Zahl der freien Einwanderer sich vermehrt hat, wenn namentlich auch Männer darunter sind, wie Cunningham, welche wissenschaftliche Bildung mit hinüberbringen, so wird auch das Vorurtheil, welches gegen Neu-Süd-Wales noch im Allgemeinen herrscht, nach und nach verschwinden und die sittliche Gefahr, welche aus der nicht zu vermeidenden Berührung mit Sträflingen erwächst, (so fern diese bis jetzt fast einzig und allein die dienenden Classen bilden) sich verhältnißmäßig vermindern. Dem Auswanderer räth Cunningham im August von England abzusegeln, damit er frühzeitig genug an den Ort seiner Bestimmung gelange, um vor Ende Mais des folgenden Jahrs sein Feld bestellen zu können. Wir lassen nun eine Reihe von Skizzen folgen, die wir aus Cunninghams Werk entlehnen.

Sydney.

Die Hauptstadt des brittischen Australiens gewährt einen freundlichen Anblick. Die Häuser bestehen aus weißen Quadern, sie sind weit aus einander gebaut, und mit einer zierlichen hölzernen Verzäunung oder mit Geranienhecken eingefaßt, Blumen- und Gemüsegärten liegen in der Regel dazwischen oder in der Nähe; die Straßen sind breit, wiewohl weder gepflastert noch bei Nacht beleuchtet; aber die Trockenheit des Clima's und der feste Boden machen das Pflaster entbehrlich. Um Sydney in seiner Länge zu durchwandern, braucht man ungefähr 36 Minuten; in seiner Breite nicht über fünf. Außer zwei Pfarrkirchen besitzt die Stadt drei Kapellen für Dissenters; überhaupt entsprechen die öffentlichen Anstalten der Größe der Bevölkerung so ziemlich; nur an Unterhaltung gebricht es: ein Theater wird sehr vermißt, und weder den freien Ansiedlern noch den „Emancipisten" ist es bis jetzt gelungen eine Schauspielergesellschaft in Aufnahme zu bringen. Man sollte glauben, daß sich unter so vielen Männern, welche die Künste der Täuschung im wirklichen Leben geübt haben, ohne Mühe einige finden sollten, welche sie auf der Bühne poetisch reproduciren könnten. Gewiß hätte sich James Hardy Vaux, der in seinen belustigenden Memoiren eine sehr vertraute

*) Two Years in New South Wales; a Series of Letters, comprising Sketches of Society in that Colony, of its peculiar advantages to Emigrants; of its Topography, Natural History etc. By P. Cunningham. London 1827 2 Vols. 12. Zwar haben bereits mehrere Journale von diesem Werke Bericht erstattet; wir glauben aber schon wegen des Gesetzes der Vollständigkeit, dessen Beobachtung unsere Zeitschrift sich zur Pflicht gemacht hat, eine so bedeutende literarische Erscheinung, wenn auch nachträglich, nicht unberücksichtigt lassen zu dürfen, zumal da von dem fortwährend thätigen Cunningham noch immer neue Mittheilungen zu erwarten, und auch die früher erschienenen noch immer das Beste und Neuste sind, was wir über das ferne Australien besitzen.

Bekanntschaft mit Shakspeare an den Tag legt, zu einem Regisseur trefflich geeignet, nur hätte man ihm die Casse nicht anvertrauen dürfen. Dagegen ist für die materiellern Bedürfnisse der Bewohner hinlänglich gesorgt. Die drei großen Gasthöfe*) bieten jede Bequemlichkeit dar, die man billiger Weise erwarten kann; außer diesen giebt es aber noch eine Menge Schenken und Speisehäuser in jedem Theil der Stadt. Zwei Branntwein-Brennereien liefern den benöthigten Vorrath an geistigen Getränken.

Die Willkürlichkeit der Mode zeigt sich nirgend so auffallend als in Sydney. Chinesische und indische Artikel, die man in Europa so hoch hält, haben dort keinen Werth. Der Stempel von London muß darauf stehen, wenn Etwas gefallen soll. Die monatlichen Modeberichte „aus der Stadt" sind für die Damen von Sydney ein äußerst wichtiger Gegenstand, und ein Modehändler, der sich in den Ruf zu setzen wußte, daß bei ihm immer das Neueste zu haben sey, kehrte vor Kurzem nach England mit einem Vermögen von 12,000 Pf. St. zurück, welches er sich in einem Zeitraum von sechs Jahren erworben hatte. Dieselbe Neigung zum Luxus, die sich in der Modesucht ausspricht, der zum Trotz aber doch immer Sydney nur ein Antipode von London bleibt, indem der Modestern, der dort aufgeht, hier bereits wieder untergegangen ist — dieselbe Neigung zum Luxus erstreckt sich auf die häusliche Einrichtung, die Jeder so reich und elegant als möglich zu haben sich bestrebt, und sie stellt sich als ein Hauptzug im Charakter der Einwohner heraus. Nur Schade, daß der eigentliche häusliche Sinn mit den entsprechenden Tugenden der Mäßigkeit und der weiblichen Keuschheit so selten ist. Das schlechte Beispiel der Sträflinge und die Schwäche der weiblichen Bevölkerung mag diesen Uebelstand einiger Maßen erklären. In Bezug auf die äußere Ordnung äußert sich übrigens Cunningham ziemlich günstig; grobe Verbrechen kommen in Sydney keineswegs häufiger vor, als an andern Orten. Straßenraub ist sehr selten; von kleineren Diebstählen und Einbrüchen läßt sich dasselbe zwar nicht rühmen; doch sind Diebstähle, die von Sträflingen an ihren Herrn begangen werden, nicht gerade alltäglich. Der Sträfling weiß wohl, daß man ihm nicht traut, und daß man im Betretungsfall wenig Umstände mit ihm macht. Es spricht aber nicht zu Gunsten der Polizei der Colonie, daß Ziegelmauern nur ein schwacher Schutz gegen die abgefeimten Gauner von Sydney seyn sollen, die mit derselben Leichtigkeit ein Loch in eine Ziegelmauer machen, als ihre nicht-transportirten Brüder in London im Gedräng in eine Tasche. Kein Theil des Hauses ist sicher, hinten, vorne, im Dach erproben sie ihre Geschicklichkeit. Sie vollbringen ihre Arbeit mit einer Schnelligkeit und Geräuschlosigkeit, daß Ankömmlinge, denen man davon sagt, schwer daran glauben, bis ihnen vielleicht eines Morgens, wenn sie ihre Kleider und Stiefel suchen, ganz unerwartet das freundliche Tageslicht durch einen Mauerweg entgegen leuchtet, wo nie zuvor ein Sonnenschein durchgedrungen war. Steinerne Häuser werden deshalb insgemein vorgezogen.

*) The Australian Hotel, Sydney Hotel, Hill's Tavern.

Wo die Gesellschaft so manche Mitglieder zählt, die sich als Verächter der Gesetze bewiesen und dadurch das öffentliche Zutrauen verwirkt haben, da findet natürlich das Einschreiten der Obrigkeit fast in demselben Maße statt wie bei einer Sklavenbevölkerung, so daß Vergehen, die man anderswo dem Sittengerichte der öffentlichen Meinung überläßt, z. B. unbescheidenes Benehmen, Unfleiß, Völlerei, Abwesenheit ohne Erlaubniß 2c., hier vor das Forum der Behörden gezogen werden. Wer die Verhältnisse vergißt, könnte sich leicht eine gar übertriebene Vorstellung von dem sittlichen Verderbniß in Sydney machen, wenn man ihm sagt, daß in den drei ersten Monaten des Jahrs 1826 nicht weniger als 800 Individuen in Untersuchung waren.

Die Umgebungen von Sydney zeichnen sich durch einen überraschenden Wechsel romantischer Scenen aus. Die Küsten entlang mit ihrem Gurt von ungeheuren Klippen, ihren kühlen Grotten und hochgewölbten Felsendächern, die den Wanderer, wenn die Mittagssonne auf seinen Scheitel brennt, zu so manchem lieblichen Ruheplätzchen einladen, führt die Straße, welche den Namen der Gemahlin des Gouverneurs Macquarie verewigt. Hier zeigen sich Sonntags die Einwohner Sydney's in ihrem besten Staat, in glänzenden Equipagen oder auf reichgeschirrten Pferden; ein Spazierritt oder eine Spazierfahrt gehört zum guten Ton. Um 15 Schill. auf einen Tag miethet man in Sydney einen leichten Einspänner; um 10 ein Reitpferd. Ueberhaupt besteht ein lebhafter Verkehr zwischen Sydney und den benachbarten Orten. Täglich fährt eine vierspännige Kutsche zwischen Sydney und dem 6 Stunden entfernten Paramatta hin und her, dreimal in der Woche geht eine andere Kutsche nach dem 8 Stunden entfernten Liverpool, eben so dreimal in der Woche eine dritte Kutsche von Paramatta nach dem 9 Stunden entfernten Windsor. Nach Paramatta? fragen die Kutscher in Sydney.

Clima.

Die Lage von Neu-Süd-Wales ist ungemein gesund; Cunningham spricht darüber als Arzt und als wissenschaftlich gebildeter Mann. Von bösartigen Fiebern aller Art, von Pocken, Keichhusten und Krampf weiß man daselbst Nichts. Vor der rothen Ruhr hat man sich am Meisten zu fürchten; doch bei gehöriger Diät hat sie selten den Tod zur Folge. Augenentzündung ist ein Uebel, das häufig vorkommt und dessen Ursache man in einem gewissen Wind finden will, sie läßt sich aber durch ganz einfache Mittel heilen. Junge Leute können beim Eintritt in das mannbare Alter wegen der in Australien sehr schnellen Körperentwicklung leicht die Schwindsucht bekommen; wogegen Europäer, die dahin versetzt werden, und die an der Schwindsucht leiden, sicherlich davon genesen oder sich wenigstens sehr erleichtert finden, wenn sie sich dieselbe durch jugendliche Ausschweifungen zugezogen haben. Wahrscheinlich ein Verdienst der herrschenden Trockenheit, welche auch während des Sommers das Land wohnlich erhält. Denn selbst wenn die heißen trocknen Winde wehten, wo das Fahrenheit'sche Thermometer 100° *)

*) Nach Major Golburns Beobachtung stieg indessen das Thermometer vom Mai 1821 bis April 1822 nie über 75½° und sank nie unter 54°.

erreichte, empfand Cunningham weniger Beschwerden von der Hitze, als er an manchen Sommertagen in England bei einem dreißig bis vierzig Grad niedereren Thermometerstande empfunden hatte. Die Atmosphäre bedarf, um einathembar zu seyn, eine gewisse Quantität von Dünsten: aber wir ertragen es eher, wenn diese Quantität sich vermindert, als wenn sie sich vermehrt. Es thut im Ganzen Nichts zur Sache, ob die Temperatur hoch oder nieder sey; wiewohl das Uebel im erstern Fall größer ist. Ohne Zweifel fühlt sich der Mensch in den kalten dicken Novembernebeln beklemmt um die Brust, und das Athmen wird ihm schwer, allein gewiß fühlt er dieß noch mehr in der dunstgeschwängerten Atmosphäre heißer Sommertage. Es hat Leute gegeben, die sich in einen Backofen setzten und eine Hammelskeule neben sich braten ließen; neben einem siedenden Theenapf hätte es Keiner ausgehalten. Die Americaner pflegen ein Wassergefäß auf den Ofen zu stellen, um der austrocknenden Ofenhitze ein Gegengewicht entgegenzusetzen; sofern die dadurch erzeugte Feuchtigkeit jedoch ihr geeignetes Maß überschritte, dürfte das Mittel bald unerträglicher seyn, als das Uebel, dem es abhelfen soll. Eben so greift kalte, feuchte Luft den Körper mehr an, als bei derselben Temperatur trockene Luft; wenn wir daher an einem Wintermorgen aus der trockenen Bergluft in ein nebeliges Thal hinabsteigen, so ist es uns, als ob wir ein gemäßigtes Clima mit kältern Regionen vertauschten, wenn gleich vielleicht das Thermometer einige Grade niederer anzeigt. Man baut also am Besten auf einen Hügel von mäßiger Höhe, und man wird dann von der Sonnenhitze wie von der Winterkälte Weniger zu leiden haben. Das Thermometer allein giebt uns deswegen kein zuverläßiges Criterium für die Beurtheilung der Annehmlichkeit eines Climas, sofern diese von der Temperatur abhängt; sondern wir müssen das Hygrometer dazu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Beitrag zur Charakteristik des bürgerlichen Lebens in America.

(Schluß.)

So Wenig ich auch von Buenos Ayres und Chile im Innern gesehen habe, so glaube ich doch, daß diese Länder sich in weit kürzerer Zeit als Brasilien die Vorzüge verschaffen können, welche ich von Mexico und den Vereinigten Staaten rühmte. Für den Deutschen, der Spanisch spricht, hat dort das wirklich gutmüthige Volk die größte Vorliebe, und mir schien es, als hegten sie den Glauben, der Deutsche sey ein Tausendkünstler, der Alles wisse und verstehe. Ist er dienstfertig und hat er wirklich Etwas gelernt, so findet er wohl nirgend in America mehr Herzlichkeit, Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft. Buenos Ayres, das südamericanische Hamburg, vereinigt fast alle Vortheile der Lage, die Brasilien besitzt.

Diese Bemerkungen können vielleicht den Zweck erfüllen, die ungeheuren Widersprüche, welche sich in den America schildernden Schriften finden, einigermaßen aufzuklären. Die Lobsprüche rühren von Männern *) her, welche das Land auf eine angenehme Weise bereisten, welche dort für ihre Wissenschaft viel Neues und Seltenes fanden, welche sich wegen der Vielseitigkeit ihrer Geistesbildung und ihrer ächt cosmopolitischen Gesinnung leicht in den Geist des americanischen Wesens versetzten — ferner von solchen, denen es dort wohl erging oder noch wohl ergeht, weil sie sich durchzuschlagen wußten; beide Classen schildern das Land im Ganzen als annehmlich, ja paradiesisch und haben nicht Unrecht; empfehlen sie es aber zur Ansiedlung, so sollten sie mit Ciceroschrift die Regel beifügen:

Nur solche sollen auswandern, welche dazu fähig und geschickt sind.

Von diesen bleiben aber Viele und die Meisten daheim, weil das Vaterland sie gleichfalls brauchen kann. Dagegen liest ein großer Haufe keineswegs zum Auswandern fähiger, genußsüchtiger, dem Vaterlande großentheils unbrauchbarer und daher unzufriedener Leute die Reisebeschreibungen und Schilderungen von America und den dortigen freien Staaten, ohne Adel und Rang, wo Jeder so leicht Bürger werden und Grundeigenthum erlangen kann. Im thörichten Selbstbetruge glauben sie, da, wo es noch an Menschen fehle, wo noch keine Uebervölkerung herrsche, da harre man ihrer als nützlicher Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, da könnten sie mit ihrem Kopf (daß sie die Hände brauchen müssen, fürchten sie nicht), mit ihrer hohen europäischen Bildung, mit ihren tiefen Einsichten des Land- und Bergbaus, mit ihrer Cameral- und Finanzwissenschaft, mit ihren Kenntnissen von der Taktik und Strategie nicht Etwas — nein Viel ausrichten und so hoffen sie dort zuversichtlich Aufnahme mit offenen Armen, eine lohnende Anstellung oder Land, Haus und Hof, Acker und Vieh, kurz Alles, was Doctor Luther in der Auslegung der vierten Bitte zum täglichen Brodte rechnet und was bekanntlich nicht gar wenig ist. Hat nun der Auswandrer gar einige tausend Thaler, so meint er damit in America das Glück gewiß zu finden, obgleich es kein Land giebt, wo man leichter um das Seinige kommen kann, als überall in America. Er reist dahin z. B. nach den Vereinigten Staaten, findet dort Alles anders, Vieles schlimmer, als in Europa, kommt vielleicht um sein Geld, wird nun natürlich unwillig und kann er noch so Viel erschwingen, die Rückfracht zu bezahlen, so kehrt er heim ins liebe Europa und schreibt ein Buch, worin er das Westland, welches ihn, den Mann, der sich so klug dünkt, nicht brauchen kann, mit den Farben der Galle schildert — und eigentlich hat er nicht — Unrecht. Nur sollte er sich fragen, oder, besser vor Antritt der Reise gefragt haben: Bist du auch fähig zu der Wiedergeburt, welche du mit dir vornehmen mußt, um in einem neuen Lande zu leben? Gewiß ist Einer, weil er in America nicht fortkom-

*) Das 1828 erschienene Werk: Notions of an American Batchelor, 2 vols von Cooper (übersetzt bei Franckh, Stuttgart 1829. 4 Bändchen. 8.) ist Nichts weiter als eine zusammenhängende Lobpreisung der V. St. und selbst in statistischer Hinsicht fehlerhaft. Es ist indeß sehr merkwürdig, weil man daraus erfährt, wie die Americaner von sich denken, und was sie wünschen, daß die Welt von ihnen denken soll. Die Wahrheit findet überall selten Herberge. A. d. E.

men konnte, wozu auf jeden Fall auch Glück gehört, nicht absolut schlechter, als Einer, der dort fortkam; doch die Ueberschätzung eigner Fähigkeit straft sich selten schrecklicher, als an dem unglücklichen, unzufriedenen Einwanderer; ihm wird die neue Welt, was sie an sich wahrlich nicht ist, vorzüglich unter den Tropen, wirklich zur Hölle! Und wenn er nun dort hoffnungslos mit Weib und Kindern schmachtet! — Der Werber für Auswanderung ist in meinen Augen die schändlichste, abscheulichste Creatur unter der Sonne, und die Regierungen sollten solchen Unhold ohne Weiters zum Galgen verdammen; diese Leute stiften unnennbares Elend; denn was sie an Menschen zusammenraffen, ist in der Regel ganz unbrauchbar für die Auswanderung. Anders ist es, wenn Regierungen, wie die brittische in Canada, in der neuen Welt unter väterlicher Fürsorge (die freilich nur gar zu oft diesen Namen nicht verdient) Armen-Colonien stiften; anders, wenn man Verbrecher deportirt; nur hat die neue Welt wenig Gewinn von den Hefen der alten. — Seltsam genug geht es mit dem Gelingen der Auswanderung, fast wie mit dem Gewinnen in der Lotterie. Diejenigen, welche mit dem heftigen Wunsche zu gewinnen einsetzen, trifft fast nie ein glückliches Loos. Wer nach America geht, um sein Glück zu machen, findet es selten, oder nie. Fast Allen, denen dort ein günstiges Gestirn lächelte, kamen zufällig z. B. als Seeleute dahin und blieben gleichsam hängen; oder wurden als junge Kaufleute dahin gerufen, oder als Supercargo's dahin geschickt; schon dieses zufällige oder gerufene Kommen setzt in America in Credit. Gegen den absichtlich Einwandernden hegt man allgemein das Vorurtheil, daß er wohl nicht Viel tauge, weil er sich im Vaterlande nicht fortbringen konnte. Empfehlungen nützen in der Regel nicht Viel; wer aber, wie der Professor List, in der Gesellschaft eines Lafayette eintrifft, hat allerdings Viel für sich. Nur muß man nie die Absicht äußern, an dem Orte, oder in dem Lande, wo man anlangt, bleiben zu wollen, sondern sich bitten lassen, dort zu bleiben. Durch dieses unschuldige Mittel habe ich mir in Matevo in Brasilien ein sehr angenehmes Verhältniß bereitet und ein Freund von mir verdankte (zu Leogane auf Haiti) derselben Maßregel eine Gattin, welche ihm über 100,000 Dollars zubrachte, und ihm nach Frankreich folgte. Es giebt Kleinigkeiten im Leben, welche oft unser Glück und Unglück entscheiden; aber Nichts ist wichtiger und erfordert mehr Bedachtsamkeit und ernste Selbstprüfung, als der entscheidende Schritt der Auswanderung, vor welchem ich in der Regel warne. Wer Ohren hat zu hören, der höre! —

Die Prügelkur.

Die Häupter eines Gebirgsstammes, der auf der Grenze zwischen Persien und dem Paschalik von Bagdad haust, behaupten von uralten Zeiten her die Kraft zu besitzen, das kalte Fieber — eine in diesen Gegenden sehr häufige Krankheit — durch Schläge zu heilen. General Malcolm, der Kerrund, den Sitz dieses Stammes, zweimal besuchte, im Jahr 1800 und 1810, erzählt von dieser sonderbaren Heilmethode folgende Anekdote: „Als ich das erste Mal zu Kerrund war, sah der Chef dieser Ortschaft, Hidajet Kuli Khan, einen der Herren von der Gesandtschaft, der das viertägige Fieber hatte in dem Zelte liegen — er bat mich um Erlaubniß ihn zu heilen, und als ich ihn fragte, welches Heilmittel er brauchen wolle, erwiederte er mit dem besten Humor: er wolle ihn so lange schlagen, bis er gesund sey. Der Patient lehnte es ab, von dieser Gefälligkeit Gebrauch zu machen, wodurch der Häuptling nicht wenig beleidigt wurde. Eine Anzahl Leute aus seinem Gefolge mußten sogleich auftreten und beschwören, daß sie durch seine Schläge geheilt worden wären. — Bei meinem zweiten Besuch an diesem Ort war der alte Häuptling todt. Er hatte zehn Söhne hinterlassen, von denen der älteste, Mohammed Ali Khan, jetzt das Haupt seines Stammes war. Ich fragte ihn, ob er auch die medicinischen Kenntnisse seines Vaters geerbt habe." — „Meine Praxis," sagte er, „hat eben so glücklichen Erfolg. Ich hänge sie bei den Beinen auf, wenn der kalte Anfall eintritt und prügle und schelte sie so derb aus, daß statt der Kälte Angst und Hitze über sie kommt!" — „Und hat dieß immer den gewünschten Erfolg?" — „Immer." — „Habt Ihr auch andere Patienten außer denen, die zu Euren eigenen Leuten gehören?" — „Einige; die aus der Nachbarschaft, welche Vernunft haben, kommen, wenn das Fieber sie befällt, zu mir." — „Kann auch einer von euren Brüdern das Fieber kuriren?" — „Nein, nein," antwortete er schnell, „das ist eine Gabe, die auf das Haupt der Familie beschränkt ist."

Malcolm's History of Persia.

Sonderbare Menagerie.

In der ganzen Provinz Neu-Granada in Columbien herrscht der Gebrauch, daß an gewissen Festtagen vor der Hauptkirche eine Art von künstlichem Wald errichtet wird, in welchem man Vögel, die sich durch schönes Gefieder auszeichnen, todt oder lebendig aufbewahrt. Um diese heilige Schaustellung so glänzend als möglich zu machen, sind einige Zeit vorher alle Jäger in der Nachbarschaft auf den Beinen und durchstreifen die Wälder und Wüsten des Landes, um die seltensten Thiere aufzufinden, und jedes Kirchspiel sucht es hierin dem andern zuvor zu thun. So wird die Schaustellung auf das Reichlichste versehen, und oft würde ein Naturforscher bei dieser Gelegenheit seine wissenschaftlichen Kenntnisse erweitern können.

London Weekly Review.

Napoleon's Avancement.

Eines Tages trat auf einer Parade, der Napoleon selbst beiwohnte, ein junger Offizier ganz außer sich aus dem Gliede, um sich bei dem Kaiser zu beklagen, wie er mißhandelt und entehrt worden sey, indem man so ungerecht gewesen, ihn bei dem Avancement zu übergehen, obwohl er bereits fünf Jahre als Lieutenant diene. „Beruhigen Sie sich," antwortete Napoleon, „ich bin es sieben Jahre gewesen, und Sie sehen, daß dieß mich nicht abgehalten hat, meine Carriere zu machen." Jedermann mußte lachen, und der junge Offizier, dessen Blut plötzlich etwas kälter geworden war, trat wieder in sein Glied.

Bonapartiana.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 66. 7 März 1289.

Heinrich III und sein Hof.

Einen großen Sieg hat das Neue über das Alte erfochten. Zum ersten Male erscheint das romantische Schauspiel auf der Nationalbühne von Frankreich, diesem bisher der classischen Kunst ausschließlich vorbehaltenen Kampfplatze ersten Rangs. Zwar ist der alte Kampf zwischen aristotelischer Gesetzmäßigkeit und genialer Freiheit noch nicht ausgestritten — aber noch einige solche Siege und in der französischen Literatur beginnt eine Revolution, welche in die wissenschaftliche und schöne Bildung dieser Nation nicht weniger tief eingreifen dürfte, als ihre Staatsrevolution in ihre bürgerlichen und politischen Verhältnisse. Unsern Lesern, unter denen gewiß auch Manche sind, die jenem interessanten Kampf mit stiller Theilnahme zusehen, glauben wir keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen das Werk, dem ein so glänzender Erfolg zu Theil ward, zur unmittelbaren Ansicht und Beurtheilung vorlegen, sey es auch nur, um ihnen einen Commentar zu des Abbé de la Mennais neuestem Werke über die Ligue zu liefern. Schließlich bemerken wir, daß Alexander Dumas, der Verfasser, der bekannten Familie angehört, die sich in der militärischen Epoche Frankreichs ausgezeichnet hat.

Die Handlung geht vor am Sonntag und Montag den 20 und 21 Juli 1578.

Erster Act.

(Ein großes Arbeitskabinet bei Cosmo Ruggieri, mit einigen physikalischen und chemischen Instrumenten; ein halbgeöffnetes Fenster im Hintergrunde des Zimmers, nebst einem Telescop.)

Erster Auftritt.

Ruggieri, dann Catherine von Medicis.

Ruggieri. (sich auf den Arm stützend, ein astrologisches Buch offen vor ihm; er mißt Figuren mit einem Zirkel ab; rechts auf einer Tafel erhellt eine Lampe das Ganze) Ja, diese Beschwörung kommt mir mächtiger und sicherer vor. (Er sieht nach einer Sanduhr) Bald neun Uhr . . . Wenn es doch Mitternacht wäre, daß ich die Probe machen könnte! Wird es mir endlich gelingen? Werde ich es dahin bringen, Einen jener Genien fordern zu können, welche der Mensch zwingen mag, ihm zu gehorchen, obgleich sie mächtiger sind, als er? . . . Aber wenn nun die Kette der geschaffenen Wesen gerade am Menschen aufhörte? (Catherine von Medicis tritt zu einer heimlichen Thüre ein, sie nimmt ihre schwarze Halbmaske ab, während Ruggieri einen andern Band aufschlägt, Stellen zu vergleichen scheint, und ausruft:) Ueberall Zweifel! —

Catherine. Mein Vater . . . (sie berührt ihn) Mein Vater! . . .

Ruggieri. Wer! . . . Ha, Eure Majestät! . . . Wie? So spät, Abends um neun Uhr, wagen Sie sich in die Straße Grenelle, die so gefährlich, so öde ist.

Catherine. Ich komme nicht aus dem Louvre, mein Vater, sondern aus dem Hotel Soissons, von welchem der geheime Gang hieher führt.

Ruggieri. Gewiß erwartete ich eine solche Ehre nicht. . .

Catherine. Verzeihung, Ruggieri, wenn ich Euch in Euren gelehrten Arbeiten störe; ich würde Euch allerdings um die Erlaubniß bitten, mich daran Theil nehmen zu lassen; . . aber diesen Abend —

Rugg. Ist irgend ein Unglück geschehen?

Cath. Nein, alles Unglück steht noch in der Ferne. Ihr selbst habt diesen Monat in den Sternen gelesen; Eure Berechnungen ergaben, daß kein wesentlicher Unfall Unsere Person bedrohte, eben so wenig, als Unsern erlauchten Sohn, so lange der Juli nicht verflossen sey . . . Heute ist schon der zwanzigste, und Nichts hat Euer Wissen Lügen gestraft. So Gott will, soll er so ganz dahingehen.

Rugg. Sie wollen also, meine Tochter, daß ich eine neue Frage an den Himmel richte? Wenn Sie mit mir den Thurm besteigen wollen, können Sie ja bei Ihren großen astronomischen Kenntnissen meine Arbeiten mitmachen und sie begreifen. Die Sternbilder sind glänzend.

Cath. Nein, Ruggieri, für jetzt sind meine Blicke nach der Erde gerichtet. Auch um die Sonne des Königthums stehen glänzende und drohende Sterne; diesen da, hoffe ich, mein Vater, mit Eurem Beistande zu widerstehen.

Rugg. Nach Ihrem Befehl, meine Tochter; ich bin bereit, Ihnen zu gehorchen.

Cath. Ja wohl . . . Ihr seyd mir vollkommen ergeben, . . aber der Schutz, den Ihr von meiner Seite genießt, obgleich Niemand Etwas davon weiß, ist auch nicht ohne Vortheil für Euch . . . Jedoch Euer großer Name, mein Vater, hat Euch viele Feinde erweckt.

Rugg. Ich weiß es.

Cath. La Mole gestand bei seinem letzten Athemzug ein, daß durch Euch die wächsernen Bilder des Königs, welche man mit Dolchen durchstochen auf dem Altar gefunden hat, angeschafft worden sind; und wie leicht könnten dieselben Richter, die ihn verurtheilten, unter der noch glühenden Asche seines Scheiterhaufens hinlängliche Glut finden, auch damit dem Como Ruggieri dasselbe Ende zu machen.

Rugg. (ängstlich) Ich weiß das . . . ich weiß das wohl.

Cath. Vergeßt das nicht . . . bleibt mir getreu, und so lang der Himmel Leben und Macht Catherinens von Medicis erhalten wird, habt Ihr Nichts zu fürchten. Helft mir nur, beides zu fristen.

Rugg. Was kann ich thun für Eure Majestät?

Cath. Zuförderst, mein Vater, habt Ihr die Ligue in Euren Beobachtungskreis gestellt, wie ich Euch gesagt habe?

Rugg. Ja, meine Tochter; sogar sollen die Liguisten ihre erste Versammlung hier halten, . . . denn Keiner von ihnen glaubt, daß Eure Majestät mich mit Ihrem höchsten Schutze beehren . . . Sie sehen, daß ich Sie wohl verstanden und noch Mehr gethan habe, als Sie mir aufgaben.

Cath. Und habt Ihr auch begriffen, daß das, was sie sagen werden, nicht im Kabinette des Königs, sondern in dem meinigen bekannt werden soll?

Rugg. Ja, ja . . .

Cath. Und nun, mein Vater, hört mich. — In Eurer Einsamkeit, bei Euren wissenschaftlichen Arbeiten bleibt Euch wenig Zeit, um den Hof-Intriguen nachzugehen . . . außerdem würden auch Eure Augen, die gewöhnlich am klaren Himmel leben, nicht leicht den dicken und trügerischen Luftkreis, der dort herrscht, durchdringen.

Rugg. Und doch, meine Tocher . . . langen bisweilen die Sagen der Welt hier an; ich weiß, daß der König von Navarra und der Herzog von Anjou den Hof verlassen, und der Eine sich nach seinem Reiche, der Andere nach seinem Gouvernement, zurückgezogen hat.

Cath. Mögen sie dort bleiben; sie machen mir weniger Sorge in der Provinz, als in Paris . . . Der offene Character des Bearners, die Unentschlossenheit des Herzogs von Anjou, sind für uns sehr wenig gefährlich; unsere Feinde sind uns näher . . . Ihr habt von dem blutigen Zweikampfe sprechen hören, der am 27 April dieses Jahres bei dem Thore St. Antoine zwischen sechs jungen Leuten vom Hofe statt hatte; unter den Vier, welche davon blieben, waren drei Günstlinge des Königs.

Rugg. Ich habe davon gehört, wie viel Kummer es ihm machte; ich habe die prächtigen Grabmäler gesehen, die er für Quelus, Schomberg und Maugiron hat errichten lassen; denn er war ihr ganz besonderer Freund. Er soll den Wundärzten 100,000 Pfund versprochen haben, wenn Quelus davon käme . . . Aber was vermochte irdische Wissenschaft gegen neunzehn Degenstiche, die er bekommen hatte? . . . Doch ist D'Antragunt, sein Mörder, mit Verbannung bestraft worden.

Cath. Ja, mein Vater . . . Allein ein solcher Kummer vergeht desto geschwinder, je übertriebener er war. Schon stehen d'Epernon, Joyeuse und St. Megrin an der Stelle des Quelus, Schomberg und Maugiron. Morgen wird D'Antragunt wieder am Hof erscheinen: der Herzog von Guise verlangt es, und Heinrich hat seinem Vetter von Guise Nichts abzuschlagen. St. Megrin und Er sind meine Feinde. Der junge Edelmann aus Bordeaux macht mich unruhig. Er ist gebildeter, besonders ist er nicht so leichtsinnig, als Joyeuse und d'Epernon; es wird mir bange dabei, wenn ich daran denke, daß er bereits den König beherrscht . . . Mein Vater! . . . St. Megrin würde aus Heinrich einen König machen.

Rugg. Und der Herzog von Guise?

Cath. Würde den König zum Mönch umschaffen, Er. Ich will beides nicht . . . Für mich muß Heinrich etwas Mehr seyn, als ein Kind, etwas Weniger, als ein Mann. Sollte ich sein Herz durch Wollust verdorben, seine Vernunft durch abergläubische Uebungen darum betäubt haben, damit ein Anderer statt meiner sich seines Geistes bemächtigte und ihn nach seinem Willen leitete? Nein, ich habe darum ihm einen andern Character gekünstelt, damit dieser Character mir zugehören sollte. Dahin zielten alle Berechnungen meiner Politik, alle Erfindungen meines Nachdenkens . . . Ich mußte Frankreichs Regentin bleiben, wenn gleich Frankreich einen König hatte; ich wollte, daß man einst sagen könnte: Heinrich III regierte unter Catherine von Medicis . . . Das ist mir gelungen bis jetzt . . . Nur diese beiden Menschen! . . .

Rugg. Je nun, warum verfertigt René, Euer Kammerdiener, für sie keine wohlriechende Aepfel, wie die, die Ihr der Johanna d'Albret zwei Stunden vor ihrem Tode schicktet?

Cath. Das will ich nicht . . . Sie sind mir dennoch nothwendig, sie erhalten den König in seiner Geistesunentschlossenheit, worauf sich meine Macht gründet. Nur von ihren politischen Entwürfen will ich sie eine kurze Zeit abziehen und andere Leidenschaften dazwischen werfen; so hebe ich mich unter ihnen empor; so gelange ich bis an den König, den ich dann mit all seiner Schwäche jeder Stütze entblöße, und ich selber trete wieder in meine volle Gewalt ein . . . Dazu habe ich ein Mittel gefunden. Der junge St. Megrin ist verliebt in die Herzogin von Guise . . .

Rugg. Und die Herzogin?

Cath. Liebt ihn ebenfalls, aber vielleicht — ohne es sich noch selber einzugestehen . . . Sie hängt sclavisch an dem Ruhme ihrer Tugend . . . Sie stehen mit einander auf jenem Puncte, wo es nur einer Gelegenheit, einander zu begegnen, sich allein zu treffen, bedarf, um die Intrigue zu decken; sie fürchtet sich vor ihrer eigenen Schwäche, denn sie weicht ihm aus . . . Mein Vater, sie sollen einander heute sehen, ganz allein sehen.

Rugg. Wo werden sie einander sehen?

Cath. Hier. — Ich habe gestern im Zirkel gehört, wie Joyeuse und D'Epernon sich mit St. Megrin zusammen bestellten, um zu Euch zu gehen und sich von Euch wahrsagen zu lassen. . . . Ihr mögt den beiden Ersten über ihr künftiges Glück sagen, was Euch beliebt; der König will sie ja gar hoch erheben, er will sie zu seinen Schwägern machen . . . Aber Ihr müßt suchen, diese beiden jungen Tollköpfe zu entfernen . . . Ihr sollt nachher allein seyn mit St. Megrin; ent-

reißt ihm das Geständniß seiner Liebe; überspannt seine Leidenschaft; sagt ihm, auch Er sey geliebt, und daß Ihr ihm dabei durch Eure Kunst nützlich werden könnt; versprecht ihm eine Zusammenkunft mit seiner Liebe. (Sie deutet nach einem Gemach (alcove) in der Bretterwand) Die Herzogin ist da, hier in diesem so gut in der Bretterwand angebrachten Kabinette, das Ihr für mich habt machen lassen, um im Nothfall zu sehen und zu hören, ohne daß man mich bemerke. Bei unserer Lieben Frau! schon hat es uns gute Dienste geleistet, mir in meinen politischen Versuchen, und Euch in Eurer Zauberarbeit.

Rugg. Und wie haben Sie es dahin gebracht, daß sie hieher kam?

Cath. (Oeffnet die Thüre des geheimen Eingangs) Glaubt Ihr, ich habe sie darum gefragt?

Rugg. Sie haben sie also durch die Thüre am Eingang des geheimen Gangs hereingebracht?

Cath. Gewiß...

Rugg. Und haben dabei nicht daran gedacht, wie gefährlich das für Catherine von Cleve, deren Partei Sie nehmen, werden könnte, und wie die Liebe St. Megrin's, die Eifersucht des Herzogs von Guise...

Cath. Gerade dieser Liebe, gerade dieser Eifersucht bin ich benöthigt. Der Herr von Guise würde zu weit gehen, wenn wir ihn nicht störten. Wir müssen ihm zu thun geben. Ihr kennt ja meinen Grundsatz: „Um seinen Feind sich vom Halse zu schaffen, muß man Alles versuchen, Alles unternehmen." Freilich kann das weit führen, aber der liebe Gott in seiner Barmherzigkeit muß ein anderes Maß haben für die Könige, ein anderes für die Unterthanen; hätte er uns alle mit gleichem Maße messen wollen, würde er uns alle gleich geschaffen haben.

Rugg. Also haben Sie, meine Tochter, sich entschlossen, ihr das Geheimniß dieser Alcove zu entdecken.

Cath. Sie schläft. Ich hatte sie eingeladen, mit mir eine Tasse des Getränks aus der arabischen Bohne zu nehmen, die Ihr von Euren Reisen mitgebracht habt, und habe in dasselbe einige Tropfen des narkotischen Tranks, den ich bei Euch bestellt hatte, fallen lassen.

Rugg. Davon könnte sie allerdings tief genug eingeschlafen seyn, denn der Saft ist stark.

Cath. Wohl... und auch könnt Ihr sie nach Belieben wieder wecken?

Rugg. Sogleich, wenn Sie wollen.

Cath. Thut das ja nicht.

Rugg. Ich glaube Ihnen auch gesagt zu haben, daß bei ihrem Erwachen alle ihre Ideen eine Zeit lang verwirrt seyn werden, und sie erst dann wieder die Erinnerungskraft erlangen würde, wenn sie nach und nach sich wieder ihrer Augen bediente.

Cath. Ja... desto besser; so wird sie weniger im Stande seyn, sich Euren Zauber zu erklären... Was St. Megrin betrifft, so ist er, wie jetzt alle jungen Leute, abergläubisch und voll Zutrauen: er liebt, er wird glauben... dann werdet Ihr ihm auch keine Zeit lassen, sich darein zu finden. Ihr müßt die Alcove von hier aus öffnen können, ohne dieß Zimmer zu verlassen?

Rugg. Man darf nur an einer Feder drücken, die in den Verzierungen dieses Zauberspiegels verborgen ist. (Er drückt an der Feder, und die Thüre der Alcove geht halb in die Höhe).

Cath. Zu allem Uebrigen seyd Ihr gewandt genug, mein Vater, und ich verlasse mich auf Euch... der König speist diesen Abend bei der Präsidentin Boulancour; ihre Stieftochter, Mamsell d'Assy, hat seine Aufmerksamkeit erregt... Von dort sollen St. Megrin und seine beiden Freunde hieher kommen... Ich werde einen sichern Mann, meinen Kammerdiener René im heimlichen Gange lassen; er wird von Niemand als Euch Befehle annehmen. Wie viel Uhr habt Ihr?

Rugg. Ich kann es nicht wissen... über dem Besuche von Euer Majestät habe ich vergessen, die Sanduhr zu wenden, und ich muß Jemand rufen.

Cath. Es ist nicht nöthig; sie können nicht lange ausbleiben: das ist die Hauptsache... Aber, mein Vater, ich werde eine Uhr aus Italien kommen lassen... sie ist für Euch bestimmt... oder noch besser, verschreibt sie selbst aus Florenz und verlangt sie, so hoch sie Euch zu stehen kommen möge.

Rugg. Euer Majestät erfüllen damit meine höchsten Wünsche... Schon lange würde ich eine gekauft haben, wenn nicht der ungeheure Preis...

Cath. Ihr hättet Euch deßhalb nur an mich wenden sollen, mein Vater... Bei unserer Lieben Frau! das wäre schön, wenn ich einem Gelehrten, wie Ihr, das Geld mangeln ließe... Nein... Kommt morgen, ins Louvre, oder ins Hotel Soissons, und eine Anweisung von Unserer königlichen Hand auf Unseren Ober-Finanz-Intendanten soll Euch beweisen, daß Wir weder vergeßlich noch undankbar sind. Gott sey mit Euch, mein Vater!

(Sie legt die Maske wieder vor und geht durch die geheime Thüre ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Bertolotti's Reisen in Savoien. *)

Durch die Alpen von Italien getrennt und eben so sehr durch die Sitte und Sprache seiner Bewohner von der Halbinsel des Apennins geschieden, obwohl seit Jahrhunderten politisch mit einem italienischen Staate vereinigt, war Savoien bisher von den übergebirgischen Völkern seiner politischen Verhältnisse, von den Italienern seiner natürlichen Lage wegen als fremd betrachtet, und, da in seiner Mitte unter fremdem Scepter keine nationelle Bildung oder Literatur sich entwickeln konnte, von beiden gleich wenig gekannt. Die Werke der Gelehrten lagen in den Bibliotheken vergraben, und die flüchtigen Skizzen vorübereilender Reisenden konnten zur Kenntniß eines in jeder Beziehung so eigenthümlichen Landes nur wenig beitragen. Wir müssen es daher als ein wesentliches Verdienst anerkennen, das Bertolotti — ein bisher mehr durch unbedeutende Romane, als

*) Viaggio in Savoja, ossia Descrizione degli Stati oltramontani di S. M. il Re di Sardegna per Daniele Bertolotti. Torino 1828. 2 vol. 8. Vgl. Biblioteca Italiana, No. CLIII p. 313 — 327.

ernste Studien bekannter italienischer Gelehrter — sich um die Literatur seines Vaterlandes erworben hat, indem er uns den geographischen, physischen und moralischen Zustand von Savoien in der Form einer Reisebeschreibung (in Briefen) in lebendiger Schilderung und gedrängter Zusammenfassung vor Augen stellte.

Die cottischen, die grajischen und penninischen Alpen, sagt er in seinem Vorwort, trennen Savoien von der Dauphiné, von Piemont und Wallis; und in seinem Umfang liegen die höchsten Gipfel jener Gebirge, wie überhaupt die größten und berühmtesten Höhen von Europa. Von diesen fallen der Monte Buet und der Mont Blanc mit den schroffen Felsspitzen, die denselben umgürten, steil und abschüssig gegen Italien ab, während sie gegen Savoien nur eine mäßige Neigung haben und auf ihrem Abhang unermeßliche Glätscher tragen, die sich bis tief in die Thäler hinabsenken. Bald zeigt die Einbildungskraft uns hier verfallene Burgen, bald Thürme, Pyramiden und Obelisken, bald sehen wir ein sturmbewegtes Meer, dessen Wogen plötzlich vom Frost erreicht und unbeweglich fest gehalten worden sind. Das Thal der Arva in dem obern Faucigny ist vor andern der Schauplatz dieser Wunder; nicht weniger reich jedoch an Naturschönheiten ist das selten von Reisenden besuchte parallele Thal des Giffoe. Auch die Berge, Thäler und Glätscher zwischen Faucigny (il Fossigni), Tarentaise (la Tarantasia), und Maurienne (la Morienna) verdienen in nicht geringerem Maße unsere Aufmerksamkeit. Die beiden größten Seen von Savoien sind der von Annecy, der in den schönen Tagen des Sommers uns die bezaubernden Seen der Lombardei zurückruft, und der von Bourget (Borghetto), der durch die Abtei Attacomba, mit ihren Königsgräbern, die Wunderquelle (fontana delle Maraviglie), und die erhabene Wildheit seiner einsamen Ufer merkwürdig ist. Die kleinen Seen des Mont-Cenis, des kleinen St. Bernhard, von Acquabelletta, Balma, Scede, Flaine, Pormenus erquicken das Auge durch die Klarheit ihrer Gewässer und setzen in Erstaunen durch ihre Lage auf dem Scheitel hoher Gebirge, aber von noch höheren Bergen umkränzt, die mit ewigem Schnee bedeckt sind. Die Küste von Chablais (La costiera della Sciabliese, la Côte du Chablais), auf welcher steile Höhen und sanfte Hügel wechseln, spiegelt sich prächtig im Mittelmeere der Alpen (nel Mediterraneo delle Alpi), welches dem Maler so viele wundervolle Landschaften bietet.

Savoien wird von der Isere, dem Arc, der Arva, dem Giffee, der Leiffe, der Dranse, dem Dorone, dem Arli und vielen anderen Flüssen, von denen einige, wie der Fiero, der Serano, die Nesa, Goldsand führen, und von einer unzähligen Menge kleinerer Bäche bewässert. Alle diese Gewässer fallen von den höchsten Gebirgsrücken herab, durchströmen rauschend die Thäler und bilden Cascaden in den mannigfaltigsten Formen, in denen der Regenbogen in tausend Farben glänzt. Bald verlieren sie sich in tiefe Abgründe, in dunkle Schluchten, bald schäumen sie zwischen ungeheuren Felsmassen einher oder schlängeln sich geräuschlos durch den grünen Smail der Wiesen. Die Rhone, welche eine bedeutende Strecke die westliche Grenze von Savoien bildet, empfängt alle seine Gewässer und führt dieselben dem Meere zu.

Auch Eisgrotten findet man in dem Umfang der Alpen, aus denen wilde Ströme herausstürzen und moosbedeckte Höhlen, die unterirdische Sümpfe verbergen, so wie andere, von glänzendem Tropfstein, welche das Volk für die Wohnungen der Feen hält. Kein anderes Land ist so reich an Mineralwassern, als Savoien. Es besitzt deren, die schwefelhaltig, andere die eisenhaltig sind, Sauerbrunnen, Salinen und alkalische Quellen; die einen entspringen siedend heiß, andere eiskalt, alle aber in Ueberfluß. Um nur der geringsten Anzahl dieser Gewässer zu erwähnen, führen wir die berühmten schwefelhaltigen warmen von Aix und die salzigen von Perrière, Echaillon und Saint Gervas an. Die alkalischen Gewässer von Evian ziehen jedes Jahr zahlreiche Gäste an, und dieselbe Gegend erfreut sich auch der Mineralwasser von Ansion.

Savoien schließt in seinen Gebirgen Bergwerke ein, in denen man Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Steinkohlen gewinnt, seine Steinbrüche liefern Marmor von allen Farben. Uralte Wälder beschatten das Land: Buchen, die den Stürmen und Orkanen trotzen, Lerchenbäume, Fichten und Tannen — che rinnovate han piu de cento chiome — bedecken die Seiten und den Rücken der Berge. Eichen, Erlen, Birken, Eichen, Ulmen sind in allen Thälern verbreitet. Riesenhafte Nußbäume beschatten die Dörfer und die Straßen; die Castanienbäume von Chablais finden ihres Gleichen nur auf einigen Abhängen der Pyrenäen und auf denen des Aetna. Wo sieht man dichter belaubte und ältere Linden, als im Faucigny? Wo giebt es eine Gegend in Savoien, die den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist und nicht mit lachenden Weingärten bedeckt wäre, außer in dem hohen Gebirg, wo der Weinstock nicht mehr fortkommt? Die Weine von Montmélian, von Frangy, von Seistello, Lucci, San Giovanni della Porta, Montermino, Saint Julien erheitern die Gelage, mit denen unter ländlichen Gesängen auf den festlich mit Laub geschmückten Plätzen die für Savoien erfreulichen Ereignisse gefeiert werden. Die Maulbeere gedeiht in den Thälern, welche die Leiffa durchströmt und wo die Isere die Gewässer des Arc aufnimmt; die Feige reift auf den Hügeln von San Innocenzo; und dieselbe Tafel sieht die Früchte des Frühlings und des Herbstes vereint: die Erdbeere, welche die Gebirge liebt, verbreitet ihren angenehmen Duft neben dem Apfel, der Birne, dem Pfirsich und der goldenen Weintraube der Hügel. Der Honig der Thäler von Chamouny ruft die himmlische Gabe des ätherischen Honigs zurück, welchen der Dichter der Georgica besingt. Der Hirt ist emsig bemüht, die Produkte seiner trefflichen Heerden auf das Mannigfaltigste zu benutzen. Die Vacherini des Thals von Abondance (dell' Abbondanza), eine Art flüssigen Käses, werden in Genf und der übrigen Schweiz als Leckerei gesucht, den grünen Käse von Maurienne findet man bei den verschwenderischesten Gastmählern in ganz Frankreich und Italien; die Butter der cottischen und grajischen Alpen ist von Rom bis nach Paris verbreitet.

Versteinerte Menschenknochen.

Nach einem Bericht, im Globe, will man endlich in einer Höhle bei Bize, im Departement der Landes, Ueberreste von antediluvianischen Menschen entdeckt haben. So viele Täuschungen, welche bisher immer das Loos dieser Entdeckungen gewesen sind, machen uns indessen noch mißtrauisch und wir erwarten daher weitere Bestätigungen der vorläufigen Nachrichten, die uns bis jetzt zukamen, ehe wir denselben vollen Glauben ertheilen.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 67. 8 März 1829.

Betrachtungen über den Krieg zwischen Rußland und der Türkei.

(Schluß.)

Nehmen wir nun an, daß bei allen diesen Rußland ungünstigen Umständen die Türken, nach einem sehr mäßigen Anschlage, der vordringenden russischen Armee eine bei Weitem stärkere Macht, das heißt: wenigstens 150,000 Mann, entgegen stellen können; bemerken wir, daß diese türkische Armee von drei Seiten Zufuhr und Verstärkungen aller Art erhalten kann; daß der Rückzug der türkischen Armee und alle ihre Seitenbewegungen sowohl durch das gebirgige Terrain, als auch durch die befestigten Städte stets gesichert sind; daß die Russen dagegen bei ihrem ferneren Vordringen überall in die rechte Flanke und in den Rücken genommen werden können; daß sie sich mit jedem Schritte vorwärts von ihren Hülfsquellen mehr entfernen, daß die Türken dagegen sich bei jedem Rückschritt ihren Hülfsquellen mehr nähern und die Verstärkungen der südwestlichen Provinzen an sich ziehen, — so müssen wir die Bemerkung aussprechen, daß die Russen auf dem eingeschlagenen Wege nie zu ihrem Ziele gelangen können.

Von der Stimmung und Theilnahme der Servier, Bosnier und anderer Völkerschaften haben die Russen Nichts zu erwarten. Unerachtet der zahlreichen Emissäre, welche diese Gegenden seit langen Jahren durchziehen, und einzelne Häuptlinge durch Pensionen, Orden und Geschenke gewinnen, — ist doch die kräftige und kriegerische Volksmasse durchaus nicht russisch gesinnt.

Das Schicksal der Moldau und Wallachei in allen vorhergehenden Kriegen, ja selbst die neuesten Ereignisse daselbst, haben einen zu lebhaften Eindruck auf alle benachbarte Völkerschaften gemacht.

Der Plan der russischen Armee: —

Auf dem engen gebirgichten und durchschnittenen Terrain zwischen Silistria und der Meeresküste nach Konstantinopel vorzudringen, die ganze schwierige und befestigte Donau im Rücken zu behalten, — ihren linken Flügel an die Meeresküste zu drängen, den rechten Flügel ohne allen Stützpunct den feindlichen Corps preis zu geben, — und unter diesen Umständen einen zahlreichen Feind in der Fronte angreifen und besiegen zu wollen, — war, nach meiner Ansicht, entweder eine kleinliche Nachahmung einer großen Vergangenheit, — oder es war ein Plan, erzeugt durch die Hoffnung, daß der Feind, wie oftmals in den früheren Kriegen geschah, schmählich fliehen würde (wo der Feind wegläuft, braucht man nicht zu schlagen); oder auch: dieser Plan fand gar nicht statt, und der ganze Feldzug war Nichts, als eine bloße Recognoscirung.

Wenn wir abermals einen Blick auf die Charte werfen, so sehen wir deutlich:

„daß die russische Armee sich erst eine Operations-Basis gegen die Türken erobern muß.“

Ferner sagt uns die Betrachtung über den Zustand der russischen Hülfsmittel zur Verpflegung der verschiedenen Armeen, daß Rußland gezwungen ist, sich neue Hülfsquellen nicht allein in Rücksicht des Materials, sondern auch in Rücksicht des Transports derselben zu eröffnen.

Die einzige Basis, die geeignet wäre, den Fortschritten der russischen Waffen die erforderliche Sicherheit zu gewähren, ist:

„die Donau mit allen ihren von der Natur und der Kunst befestigten Puncten von Widdin bis an die Küsten des schwarzen Meeres.“

Hat die russische Armee diese erkämpft, dann ist es ihr nicht mehr so schwierig, auf den drei ihr offen stehenden Wegen nach Konstantinopel vorzurücken.

Ist der Rücken gedeckt, — findet die Möglichkeit, seine Communication zu verlieren, nicht mehr statt, so kann der Feldherr, nach der Beschaffenheit der Umstände, ohne Gefahr, seine Corps in einzelnen Colonnen, eine unterstützt durch die andere, auf verschiedenen Wegen auf Einen Punct hinwirken lassen. — Sind ihm der Rücken und die rechte Flanke gesichert, so hat er auch den Balkan nicht zu fürchten. Klugheit und Tapferkeit werden ihn, wenn auch langsam, dennoch sicher zum Ziele führen.

Um jedoch diese Basis, die befestigte Donau, zu gewinnen, ist die russische Armee nicht stark genug.

Wegen der gegen Oesterreich aufgestellten 225,000 Mann kann Rußland nicht seine ganze Kraft gegen die Türkei wenden. Ein Blick auf die Charte zeigt uns, daß die österreichische Armee sich gleichfalls im Rücken und in der rechten Flanke der gegen die Türken operirenden russischen Armeen befindet. Wenn nun die gegen die nordöstlichen Gränzen Oesterreichs aufgestellte rus-

sische Armee verringert würde, um die vordringende Armee zu verstärken, so wären gewissermassen alle Communicationen der Russen der Discretion der österreichischen Macht preis gegeben. Ein solcher Zustand der Dinge kann jedoch von keiner Dauer seyn. Es fragt sich nun, ob sich Rußland von einem Angriff auf Oesterreich, wenn es die südöstlichen Provinzen dieser Monarchie mit 125,000 Mann überschwemmte, einen Erfolg versprechen könnte, der ihm nach einiger Zeit die Verwendung eines Theils seiner Armee gegen die Türken möglich machte. In diesem Falle würden sich unermeßliche Hülfsquellen den russischen Heeren eröffnen. Der Sommer könnte ohne Gefahr dazu benützt werden, die Festungen der Donau zu erobern. Im Frühjahr 1830 könnte alsdann die russische Armee, gestützt auf eine solide Operations-Basis, ihre Operationen gegen Konstantinopel mit wahrscheinlichem Erfolg fortsetzen.

Nehmen wir dagegen die Möglichkeit an, daß die Türken die Offensive ergreifen, so finden wir, daß sich ihnen fast gar keine Terrainhindernisse in den Weg stellen und daß die Donau ihnen eine sichere Basis darbietet. In fünf bis sechs Märschen können sie die offenen, fruchtreichen, südlichen Provinzen Rußlands überschwemmen. Ihre zahlreiche Reiterei trifft in den weiten Ebenen ein höchst günstiges Terrain. Den erforderlichen Unterhalt finden sie auch überall und im Nothfall stehen ihnen ihre gesicherten Magazine in den Donaufestungen zu Gebote. Wenn daher die Türken es ernstlich meinen, wenn der Sultan und mehrere seiner Paschas wirklich das Lob verdienen, das viele Wohlunterrichtete ihnen zollen, so werden die Russen in jeder Hinsicht einen harten Stand haben, und es könnte leicht geschehen, daß das alte Kiew den Halbmond blinken sähe. (??) Nach unsrer Ansicht würde das übrige Europa durch ein solches Ereigniß Nichts zu fürchten haben. Die Türken von heute sind nicht mehr die Türken vor 40 Jahren. Sie sind in ihrer Ausbildung mächtig mit der Zeit vorgeschritten. — Auch gewährt die weise Politik, welche die österreichische Regierung stets gegen die Türken beobachtet hat, dem westlichen Europa eine hinlängliche Garantie gegen jede Besorgniß einer möglichen Invasion dieses Volks. Wir berühren diesen Punct hier ausdrücklich, weil es der schlauen Politik gewißer Emissäre und ihrer Anhänger gelungen war, sogar in Deutschland eine Art von christlichem Fanatismus gegen die Türken zu erregen. Wir waren selbst in mehrern Städten in Kirchen zugegen, wo von der Kanzel herab beinahe geradezu ein neuer Kreuzzug gepredigt wurde. Diese Bemerkung treffe ja nicht die hochherzigen Menschen, die sich mit erhabener Begeisterung der unterdrückten Griechen annehmen. Die Sache der Griechen ist rein menschlich und alle Edle in allen Ländern stimmen in Rücksicht derselben in ihren Wünschen überein. — Wir glauben aber in den ächten und erhabenen Lehren der christlichen Religion unseren Grund zu finden, wenn wir die Türken nicht ohne Gnade verdammen, weil sie statt Christus Mohammed verehren. —

Sollten die Russen die von uns oben erwähnten Mittel und Wege einschlagen wollen, so kann ihr Plan jedoch wohl auch mit Hülfe Preußens ausgeführt werden. Wir sind weit entfernt, irgend eine politische Conjunktur hier aufzustellen; daher haben unsre Betrachtungen auch durchaus nicht die Absicht, zu behaupten oder anschaulich zu machen, daß Oesterreich oder Preußen in diesen Kampf verwickelt werden können. Wir betrachten den ganzen Gegenstand nur aus dem rein militärischen Gesichtspuncte. Preußens kriegerische Einwirkung würde dennoch hauptsächlich darin bestehen, Polen zu besetzen, um dadurch den Abzug der dort befindlichen russischen Besatzungen möglich zu machen — Dresden würde mit einem Marsche genommen, das Königreich Sachsen besetzt und auf diese Weise der Angriff gegen Böhmen, Mähren und österreichisch Gallizien hinlänglich vorbereitet seyn. — Die vortrefflich organisirte königlich sächsische Armee, welche gegenwärtig 15,000 Mann zählt und in 14 Tagen auf 30,000 Mann gebracht werden kann, besitzt besonders eine vorzüglich eingerichtete Artillerie von 60 Stücken Sechspfünder. Unter der Führung eines geliebten und einsichtsvollen Prinzen könnte es ihr wohl gelingen, eine Position an der böhmischen Gränze zu erreichen, von wo aus sie einen wesentlichen Einfluß auf den Gang der kriegerischen Begebenheiten haben müßte. Um seine Communicationen mit der Rheinarmee zu sichern, müßte Preußen Hannover wegnehmen, und sich durch die Besetzung der Hansestädte neue Hülfsquellen eröffnen. Durch diese Operation im Nordwesten würde es sich zugleich eine Art von Sicherheit gegen einen möglichen Anfall von Seiten Frankreichs auf seine überrheinischen Provinzen schaffen; was alsdann aus dem Königreich der Niederlande würde, und welche Resultate überhaupt im Allgemeinen zu erwarten wären, — das kann nur durch die gegenseitige Politik Frankreichs und Englands entschieden werden. Diese würde alsdann auch den süddeutschen Mittelstaaten den Impuls geben. Im Norden würde Schweden den günstigen Augenblick ergreifen, um seine alten geliebten Ostseezweige wieder zu gewinnen, in welchem Versuch es durch Englands Flotten kräftig unterstützt werden müßte. — Wir schließen mit dem Wunsche, daß die Zeit, die jetzt so groß und kräftig zu dem Herzen und dem Geiste der Menschen spricht, auch diejenigen führen möge, in deren Hände Gott die irdische Gewalt legte. —

Italien und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

3) Rom und die römische Landschaft. Auf die nördlicheren, bereits charakterisirten Landschaften des Kirchenstaates hat die römische Regierung weniger bestimmend gewirkt, weil die vielfache Verbindung und der Verkehr, der zwischen diesen Landschaften und der Lombardei und Venedig, so wie mit Toscana jeder Zeit Statt fand, denselben ein dem übrigen Oberitalien ähnliches Aeußeres verliehen hat. Eine ganz andere Gestalt nimmt Alles an, so wie man in die Landschaft tritt, welche Rom zunächst umgiebt; kein fremder Einfluß hat hier gegen die Einwirkung der heimischen Regierung ein Gegengewicht gebildet, wir erkennen also diese vollständig in ihren Werken. Bei dem Kirchenstaate sind es, wie bei Venedig, Weltverhältnisse, welche den Charakter seiner Regierung bestimmen, und in der That findet sich nur dieser Unterschied, daß die Venetianer die Handels- und Geldverhältnisse im Auge haben mußten, die Römer aber Glaubens- und Meinungsverhältnisse. Daher die große innere

Aehnlichkeit der Gesinnung in beiden Staaten: strenger, feiner Verstand, harte, gefühllose Consequenz waren in Rom, wie in Venedig einheimisch; daher an beiden Orten die Nothwendigkeit einer gebildeten Aristokratie; dieselbe Losgerissenheit von dem häuslichen Leben, die aber in Rom des religiösen Charakters wegen nicht zu allen Zeiten durch Begünstigung der Sittenlosigkeit erreicht werden konnte, und der zu Gefallen man auf die Ehelosigkeit des herrschenden Standes, des Priesterstandes, drang. Der Priesterstand — gewissermaßen die Nobili des Kirchenstaates — wird daher durch eine Art Adoption (durch die Weihen) ergänzt.

So lange die nordischen Völker untergeordnet waren, geistig sich gern Autoritäten und der höheren Bildung südlicher Länder unterwarfen, so lange herrschte Rom; als jene sich geistig erhoben und Rom eine Eigenthümlichkeit entgegenstellten, die in Rom nicht verstanden und behandelt werden konnte, war Roms Herrschaft über sie gebrochen; und je mehr die Bildung, die von diesen nördlicheren Völkern der europäischen Welt ausgeht, an Umfang gewinnen wird, je mehr muß Rom sinken; gerade wie Venedig allmälig sank, als die Handelsverhältnisse einen Charakter annahmen, welcher sie der Herrschaft Venedigs entzog.

Grund und Boden sind von der römischen Regierung zu allen Zeiten sehr vernachlässigt worden: Roms Macht ruhte nicht auf der Scholle, und bis auf diesen Tag sind die bedeutendsten Einkünfte dieser Priesteraristokratie nicht die aus der Umgegend von Rom, sondern zum Theil aus sehr fernen Ländern. Daher die geringe Aufmerksamkeit, welche die Regierung bis jetzt auf den Landbau und die Industrie gerichtet, daher der geringe Einfluß, den hier die Beschaffenheit des Landes auf den Staat gehabt hat. Nur der siebente Theil des Ackerlandes ist angebaut; das übrige Feld liegt brach und wird zur Viehweide benutzt; die einfache Folge davon ist, daß weite Strecken Landes zu einem Gute gehören, daß Dörfer gar nicht möglich und auf dem Lande nur einzelne Ritterhöfe (Casali) und Einöden zu treffen sind. Der Mangel aller ländlichen Bevölkerung hat weiter zur Folge, daß Räuberschaaren sich leicht sammeln und lange behaupten können; und nur in der nächsten Umgebung größerer Ortschaften wird die Fruchtbarkeit des Landes so genutzt, wie sie es verdient.

Sonst ist der Charakter des römischen Landes ein ähnlicher, wie der von Toscana; nur größere Ebenen kommen vor, und die vulcanische Natur des Bodens, welche bald üppige Vegetation erzeugt, bald verpestete, mit Schwefelgerüchen überzogene Felder, öde baumlose Steppen, die nur Schafheerden nähren, tritt stärker hervor. Maremmen mit pestilenzialischen Ausdünstungen bilden, wie in Toscana, die niedern Gegenden, über welche die Gebirge zum Theil in den schönsten und großartigsten Formen, aber gewöhnlich kahl und rauh hervorragen.

4) **Das Königreich Neapel und die Inseln.** Das jetzige Königreich Neapel ist durch Gebirge und wilde Bergströme so vielfach zerrissen, daß es einer natürlichen Entwicklung überlassen, unfehlbar in eine Menge sehr kleiner Landschaften zerfallen würde. So lange der politische Kreis, welcher die europäische gebildete Welt umfaßte, aus durchgehends kleinen Staaten, oder, wenn auch aus großen, doch im Innern zerrissenen ohnmächtigen Reichen bestand, konnten auch kleine Landschaften für allgemeine Bildung sehr bedeutend werden und günstige Bedingungen geistiger Entwicklung enthalten. Wer hätte nicht von Salerno's, Amalfi's Fürsten, Schulen und Handel, wer nicht von Monte Cassino's Reichthum und gelehrter Bildung gehört? Als aber die Gewichte in den Wagschalen der Politik immer schwerer wurden, als zu der Sicherheit des Handels, zu großartiger Verfolgung geistiger Richtungen auch immer reicher strömende Hülfsquellen erfordert wurden, verloren diese kleinen Landschaften immer mehr alle Bedeutung; und aus vielen unbedeutenden Herrschaften bildete sich durch Gewalt der Waffen das Königreich Neapel. Dabei ist aber in der Brust der Bewohner dieses Königreiches das Gefühl der Sonderung in kleinere Gemeinwesen als das unter jenem Himmel, zwischen jenen Gebirgen natürliche Gefühl geblieben; und eine Identität der Interessen der Regierung und der Unterthanen hat fast nie dort Statt gefunden, sondern nur in mannigfaltigem Wechsel rebellische Unzufriedenheit oder indolente Gleichgültigkeit in Beziehung auf öffentliche Verhältnisse. Ein Klima, das in einem Flächeninhalt von wenigen Stunden zwischen einer Hitze, die Palmenpflanzungen gedeihen läßt, und einer Rauheit wechselt, die an die Regionen des Nordens erinnert; ein Volk, das aus Ureinwohnern, Griechen der alten und neuen Zeit, Römern, Longobarden und Normannen, Arabern und Epiroten, Spaniern und Franzosen allmälig zusammengewachsen ist, und dessen verschiedenartige Theile hie und da noch ganz unvermischt neben einander zu erkennen sind; ein Land voll unzugänglicher Berge und Schlupfwinkel, voll Wald und Sumpf, von Gewässern durchrissen, über welche kaum überall Brücken gelegt werden können: ein solches Reich wird nur durch äußere Uebermacht des Herrschenden ein Ganzes. Nirgends in Europa hat auch mehr die Gewalt und weniger die Vernunft geherrscht, als in diesen Gegenden, deren Bewohner nicht etwa hinbrütende Schwächlinge oder abgestumpfte Barbaren, sondern im Gegentheil mit der frischesten Lebendigkeit des Geistes, mit Unternehmungsgeist und zum Theil mit außerordentlicher Kühnheit begabte Menschen sind, deren halbes Leben eine Art Dichtung ist, die empfänglich sind für die Herrlichkeit des Himmels, unter dem sie geboren sind, und die den heimischen Boden trotz aller Mangelhaftigkeit der öffentlichen Institute über Alles lieben. Man kann von ihnen sagen, die persönliche Kraft sey in ihnen zu mächtig; denn indem Keiner sich innerlich fügen und unterordnen will, indem Jeder den, der ihn zunächst in Schranken hält, sey er Oberer, sey er Mitbürger, haßt und verfolgt, entsteht eine Trennung der Interessen, die auch einer mit geringer Macht ausgestatteten Regierung, wenn sie nur die Bedingungen, unter denen sie regiert, nicht verkennt, die Gewalt über jedes Einzelnen Schicksal in die Hände giebt. In den unzugänglichsten Theilen dieses Reiches hat die Regierung fast zu allen Zeiten die Politik befolgt, daß sie einheimische Große, Fürsten und Barone, in ihrem Kreise ihr Wesen treiben ließ; so zerschlug sich, wie in der Türkei, das Ganze in viele kleine Lehen, in welchen Bedrückungen des gemeinen Volkes, Unfug durch Gesindel und Räuber und noch größerer durch die dagegen aufgestellten Sbirrenhaufen an der Tagesordnung war.

Nur da, wo ein einzelner Theil des Landes durch sich Etwas ist, wie z. B. die Hauptstadt mit ihren Umgebungen, nur da kann auch hier in den gesellschaftlichen Verhältnissen sich ein eigenthümliches Leben entwickeln; außerdem ist Neapel nur durch Einzelheiten, durch einzelne Charaktere interessant, weil dadurch, daß Jeder

es treibt, so weit er kann, oder höchstens die Bewohner eines Ortes sich zusammenhalten, alle Grundlagen der Gesellschaft zerstört sind. Nur Familien bilden noch eine Art von Gemeinwesen da, wo jedes andere Band locker geworden ist, und in ihrem Zusammenhalten liegt dann die Garantie des Lebens und der Ehre eines Jeden; daher auch die Blutrache noch als nothwendiges Verhältniß dasteht und ihre Wahrnehmung als sittliche Pflicht angesehen wird.

Zu der Indolenz, die durch den Mangel an wohlgeordneten rechtlichen Verhältnissen erzeugt wird, zu der Trägheit und dem Schmutz, welche nothwendig aus der Mühelosigkeit des Lebens hervorgehen, kommt nun noch das Befreunden mit den Wirkungen der Erdbeben und der Vulcane; das Befreunden mit dem Gedanken, das Haus, welches man bewohnt, den Garten, welchen man baut, morgen verschüttet, mit brennender Lava übergossen zu sehen oder selbst über Nacht unter einem Steinhaufen begraben zu werden. Ungebildete Menschen werden entweder von der Furcht vor solchen Schrecken vertrieben werden, oder Sorg- und Gedankenlosigkeit wird ganz und gar Besitz von ihnen nehmen: und das letztere ist bei dem Neapolitaner der Fall.

Ganz ähnlich ist das Leben in Sicilien, nur daß es sich da mehr in Städte zusammengedrängt, sich nicht so vereinzelt hat, wie z. B. in Calabrien und einigen andern Gegenden des Festlandes: 352 Städte kommen auf nur sehr wenige Dörfer. Der Aufenthalt der Franzosen und Engländer in diesen Gegenden hat mannigfach im Einzelnen gewirkt; im Ganzen ist er eben so wenig im Stande gewesen, dem Leben eine andere Richtung zu geben, als der noch spätere der österreichischen Truppen.

Auch Sardinien steht in ganz ähnlicher Weise da; nur hat sich hier auch die ganze politische Einrichtung aus dem Mittelalter noch erhalten, die ganze alte Feudalverfassung und mit ihr die Zwiste der edlen Geschlechter und die Blutrache. Weder Sardinien, noch Corsika haben je bestimmend auf die Geschichte Italiens gewirkt; sie sind im Ganzen von Italiens Schicksal mit fortgerissen worden und nie etwas Anderes als Nebenländer gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Wollaston.

Einer der reichsten Gelehrten unserer Zeit war ohne Zweifel der kürzlich (am 22 Dec. des v. J.) in London verstorbene Chemiker Wollaston. Außer einem Landgute in Sussex hinterließ er, wie aus den Verfügungen seines letzten Willens hervorgeht, theils in Staatspapieren, theils baar, Mehr als eine halbe Million (50,000 Pf. St.), ein Vermögen, das er — als jüngerer Sohn einer zahlreichen Familie, von Hause aus unbemittelt — fast ausschließlich der glücklichen Benutzung seiner wissenschaftlichen Entdeckungen verdankte. So sollen seine Arbeiten über das Platinum, in welchem er bekanntlich zwei neue Metalle, Rhodium und Palladium, entdeckte, ihm allein nicht Weniger, als 360,000 Gulden gebracht haben. Seine Camera lucida, ein jetzt fast vergessenes Spielzeug, trug ihm zu der Zeit, wo dasselbe in Mode kam, 40,000 Gulden ein.

Sein Laboratorium war ein Allerheiligstes, welches er auf das Sorgfältigste vor den Augen der Menschen, besonders aber vor denen seiner Mitarbeiter in der Chemie verborgen hielt. Richard P— ein Chemiker von Verdienst, der Wollaston eines Tages besuchte, gerieth, ohne es zu wissen, während der Bediente seine Anwesenheit meldete, in dieß Sanctum Sanctorum. Als der Philosoph herabkam, war er nicht wenig erzürnt, einen Fremden hier zu finden; doch bald bemeisterte er seinen Unmuth, nahm mit seinem gewöhnlichen trockenen Humor, ohne eine Entschuldigung abzuwarten, P— beim Arm, wandte ihn gegen eine besondere Stelle in dem Laboratorium und fragte ihn: „Mr. P—, sehen Sie diesen Ofen?" — „Ja wohl." — „So machen Sie ihm eine tiefe Verbeugung, denn es ist das erste und das letzte Mal, daß Sie ihn gesehen haben."

Von seinem Vermögen machte er, wie die folgende Anecdote beweist, die ihn vollkommen charakterisirt, den liberalsten Gebrauch. Einer seiner Bekannten, der durch unglückliche Handelsspeculationen in eine bedrängte Lage gekommen war, bat Wallaston, seinen Einfluß bei einigen bedeutenden Männern dafür zu verwenden, ihm eine einträgliche Anstellung bei der Regierung zu verschaffen. Wollaston's Antwort war kurz: „Ich bin sechzig Jahr alt geworden, ohne je einen Großen um eine Gunst zu bitten; und Niemand wird mich in diesem Alter mich dahin bringen, dieß zu thun, wenn es auch wäre, um einem Bruder einen Dienst zu erweisen. Wenn das Eingeschlossene Ihnen in Ihrer gegenwärtigen Verlegenheit von einigem Nutzen seyn kann, so bitte ich, nehmen Sie es an: es steht zu Ihren Diensten." Das Eingeschlossene war eine Anweisung auf 100,000 Gulden!

Schah Abbas.

Als Abbas der Große nach einem Siege auf dem Schlachtfelde saß und mit seinen Offizieren und den vornehmsten Gefangenen ein Trinkgelage hielt, wurde ein Mann von ungewöhnlicher Größe und kriegerischem Aussehen durch einen Jüngling, der ihn eben gefangen genommen hatte, vorüber geführt. Der Fürst fragte ihn, wer er sey? — „Ich gehöre zu dem Kurdenstamme der Mukri," antwortete der Gefangene. Der Fürst erinnerte sich, daß ein Offizier, Namens Rustum Beg, in seinen Diensten stand, der eine Blutfehde mit diesem Stamme hatte: „Liefert diesen Gefangenen Rustum Beg aus!" rief er; aber dieser weigerte sich, ihn anzunehmen. „Ich hoffe, Eure Hoheit wird mir verzeihen," sagte er; „meine Ehre fordert zwar sein Blut; aber ich habe ein Gelübde gemacht, mich nie eines Vortheils über einen Feind zu bedienen, wenn er gebunden oder in Noth ist." Diese großmüthige Rede schien einen Schatten auf den Fürsten zu werfen, der erzürnt dem Hauptmann seiner Leibwache zurief, er solle sogleich dem Gefangenen das Haupt abschlagen. Der riesenhafte Kurde hörte kaum diesen Befehl, als er seine Fesseln zerbrach, den Dolch zog und auf Abbas los stürzte. Ein Kampf erfolgte, während dessen in dem allgemeinen Gedränge alle Lichte ausgelöscht wurden, und Niemand wagte in dem Dunkel einen Hieb zu führen, um nicht statt des Feindes den Fürsten zu treffen. Nach einem Augenblick allgemeiner Angst und Spannung hörte man endlich den letzteren ausrufen: „Ich habe seine Hand ergriffen! ich habe seine Hand ergriffen!" die Ordnung wurde wieder hergestellt und Licht gebracht. Hundert Schwerter erschlugen den braven Gefangenen; und Abbas, der demselben den Dolch entwunden hatte, setzte sich ruhig auf seinen Sitz und fuhr fort zu trinken und die Häupter seiner Feinde fallen zu lassen bis um Mitternacht.

Malcolm's history of Persia.

München, in der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 68. 9 März 1289.

Natur-Religion und Philosophie in Persien.

Die Natur in Asien bietet nicht nur den größten Reichthum und Segen, sie gewährt nicht nur ihre edelsten und besten Gaben mit milder Güte und ohne den Schweiß der Bewohner, sondern sie entfaltet auch in diesem uralten Sitze unseres Geschlechts ihre höchste Schönheit und Pracht; die Gottheit ist der Menschheit gleichsam näher, als in den übrigen Regionen, wie der Morgen ohne Zweifel den Vorzug hat vor dem Abend. Insbesondere ist es Persien, wo die Sonne und das Licht das Auge und den Geist in ihre Nähe, in ihre Gegenwart zieht, daher es auch das Sonnen- und Lichtland ist, und zwar nicht nur in den großen Ebenen und Flächen, sondern auch auf den Bergen, welche zum Himmel sich erheben, wie der nie umwölkte Elburs, und deren Clima auch nicht die erstarrende Kälte, vielmehr die belebende Wärme ist. Nicht die Speculation, welche auf dem niedern irdischen Standpunct sich befindet, sondern die Contemplation des Himmels mit der Sonne und den Gestirnen, insbesondere der Hinblick auf das große Wesen, welches dort waltet, aber auch Alles lenkt und beglückt, auf das Princip, aus welchem Alles ausgegangen, und zu welchem Alles zurückkehren soll, so wie auf die Geister, welche in der engsten Verbindung mit ihm sind, welche seine Majestät anbeten, und seinen Willen vollziehen; das Nachdenken über den Ursprung des Universums, die Erscheinungen und Ereignisse in demselben, hauptsächlich die innere Selbstbeschauung mit dem Gefühl des Werthes, welchen die menschliche Seele als verwandt mit der Weltseele hat, die Berechtigung der Reinheit und Heiligkeit unseres Geistes zu der Vereinigung mit dem vollkommensten Geist — dieß waren die Sphären, in welchen die Orientalen, die Chaldäer und Egyptier, die Chinesen und Indier, vorzugsweise die Perser, sich bewegten und thätig waren. Was ist aber dieß anders, als Natur-Religion und Philosophie, als Erhebung von dem Irdischen zu dem Himmlischen, von dem Zeitlichen zu dem Ewigen, von der Menschheit zu der Gottheit? Die Religion mit der Philosophie hat ihren ersten, ihren Ursitz in unserm Innern, hier ist das Fundament derselben, die Außenwelt setzt fort, was begründet worden ist, und das Wort oder die Offenbarung vollendet das Gebäude. Der Ernst sowohl, als die Lebendigkeit führt den Perser in sein Inneres zurück; sein immer klarer Himmel und seine stets freundlichen Umgebungen leiten ihn zu dem Wesen, welches die Klarheit und Freundlichkeit selbst ist; Zendawesta, oder das Wort des Feuers und des Glanzes ist sein heiliges Buch. In keiner Periode war die Idololatrie oder der Götzendienst in Persien. Zwar ist dieses Land benachbart mit Chaldäa, aus welchem Abraham abgerufen worden zur Gründung des Monotheismus, aber nicht bloß die Tradition und der Mythus, sondern auch die beglaubigte Geschichte rühmt Ibrahim als den Urheber der Gottesverehrung und des Gottesdienstes der Perser. Was Moscheh nach Abraham den Hebräern war, dieß ist auch Zerdutsch oder Zoroaster, welchen Namen er bei den Griechen und Römern hat, den Persern nach ihrem Ibrahim gewesen. Wie Moscheh als Religionslehrer und Gesetzgeber seiner Nation auftrat, so war auch Zerdutsch's Religionslehre das Gesetz seines Volks. Beide haben die seit dem Anbeginn der gesellschaftlichen Vereine gleichfalls vereinigte Religions- und Staats-Verfassung reformirt, erweitert und verbessert, wie die Perfectibilität ein Axiom und ein Erfahrungsbegriff ist. Wesentlich war der Cultus des allerhöchsten, mithin einzigen göttlichen Wesens, accidentiell sind die Symbole, deren der Verstand nicht entbehren kann. Licht und Feuer, oder die Alles erwärmende Sonne mit den übrigen Stoffen der Erleuchtung und der Erwärmung, zunächst am Himmel, aber auch auf der Erde, waren die Sinnbilder des Grund- und Urstoffes. In dem Mosaismus und in dem Zerdutschismus sind dieß die reinsten Symbole und die edelsten Bilder des Unsichtbaren und Unerreichbaren, seiner Verehrung und Anbetung. Mehr transcendental mag die Lehre Moscheh's seyn, wiewohl dieser Character nur mit Einschränkung ihr beigelegt werden kann, jedoch schließt sich bei Zerdutsch das Sinnliche an das Uebersinnliche unmittelbar an. Andrerseits ist unserm Fassungs-Vermögen die mosaische Vorstellung von der Gottheit, als der erschaffenden Kraft der Welt, mehr angemessen, als die orientalische und insbesondere persische Unterscheidung von dem Weltschöpfer, welcher nur in einem untergeordneten Verhältniß zu dem ersten und obersten Wesen steht, in welchem und durch welches das Universum seine Existenz hat: es ist dieß der Demiurg der Gnostiker, welche, vertraut mit der morgenländischen Cosmogonie, wie dieselbe bei den cultivirtesten asiatischen Völkern sich findet, das Attribut des Schaffens oder des Geschäftes für unwürdig des vollkommensten Gei-

stes hielten, welcher mit der Materie sich nicht befasse; jedoch auch die älteste Urkunde von dem Ursprung des Alls, nämlich die mosaische, schreibt die Schöpfung nicht dem Jehovah, sondern den Elohim zu, und unterscheidet zwischen Jehovah und den Elohim. Wie diese Vorstellung von der Entstehung der Dinge ihren Grund in der tiefen Ehrfurcht gegen das höchste Wesen hatte, eine gleichfalls nur religiöse Bedeutung hat die persische Theorie von den zwei untergeordneten Principien, dem guten und dem bösen, Ormuzd und Ahriman, welche sodann die Häupter der übrigen guten und bösen Geister, der Ferouers und Diws gewesen sind. Diesen Dualismus hat Manes, der persische Magier unter Sapor, in das Christenthum eingeführt, und die Manichäer haben denselben noch mehr ausgesponnen; es sollte nämlich ein Theodicee seyn, welche das moralische und physische Uebel, und die Vereinigung der göttlichen Präscienz mit der menschlichen Wirkensfreiheit erklärte: ein Punct, der doch wohl immer als gordischer Knoten gelten wird. Der Zendavesta hat die erhabensten Vorstellungen von der Gottheit; nach demselben ist sie die Zeit ohne Grenzen, weder Subject noch Object, weder Quantität noch Qualität, weder Ich noch Nicht-Ich; sie ist nicht das Concrete, sondern das Absolute; sie ist vor Allem und über Alles; sie ist Alles in Allem; sie ist dasjenige Wesen, aus welchem alle anderen hervorgegangen oder ausgeflossen sind, und in welches sie zurückgehen oder einfließen werden: der reinste Pantheismus ist die Religions-Philosophie der Perser, und ihre Theologie ist die edelste Theosophie; die menschliche Seele, göttlichen Ursprungs und göttlicher Abstammung, begleitet und leitet den Körper, so lange er lebt, und kehrt in den Himmel zurück, wenn dieser stirbt, zu der Substanz der Weltseele; die Vereinigung der Menschheit mit der Gottheit hier und dort ist der Zweck und das Ziel unseres Seyns und Strebens. Nur rein und heilig muß die Seele hier seyn, wenn die Seligkeit des reinsten und heiligsten Wesens dort ihr Antheil seyn soll; der Körper, mit welchem sie verbunden ist, wird zu dem Gericht wieder auferstehen, Lohn oder Strafe wird alsdann dem Menschen zuerkannt werden, je nachdem er Ormuzd gefolgt hat, oder von Ahrinam sich hat verführen lassen, und es wird eine stetes Verhältniß seyn zwischen dem Guten und Bösen.

Nehmen wir noch in Erwägung, daß auch die persische Cosmogonie, wie die hebräische, der Schöpfung sechs Zeiten anweiset, nur mit näheren Bestimmungen, indem nach Zerdutsch zuerst der Himmel in 45 Tagen, sodann das Wasser in 60, ferner die Erde in 75, nachher die Bäume und Pflanzen in 30, sodann die Creaturen und Thiere in 80, und endlich die Menschen in 75 Tagen, zusammen in 365 Tagen, mithin einem Jahre, sind geschaffen worden; daß auch Zerdutsch von Einem Menschenpaar, dem Misha und der Mishana, die Abstammung des menschlichen Geschlechts ableitet; daß eben dieses Menschenpaar seinen Sitz in einem irdischen Paradies oder einem herrlichen Garten hatte, in welchem der heilsame und der schädliche Baum gepflanzt waren; daß auch Zerdutsch die Urwelt untergehen läßt durch eine allgemeine Wasserfluth — so wird man in diesen Bemerkungen den Zusammenhang der mosaischen Urkunden mit dem Zendawesta nicht verkennen, noch die Tradition, daß Ibrahim's Glaube in genauer Verbindung mit der persischen Religion stehe, oder daß diese in jenem begründet sey, unwahrscheinlich finden. Vor Zerdutsch lebte Cyrus, der Stifter der persischen Monarchie; welchen Grund mag nun wohl seine den hebräischen Exulanten so geneigte Gesinnung gehabt haben, die ihn bestimmte, ihnen die Rückkehr in ihr Vaterland zu bewilligen — welchen andern, als diesen, daß Cyrus durchaus nicht unbekannt war mit den Hebräern, ihren Schriften und ihrer Religionslehre, daß er Kenntniß hatte nicht nur von Moscheh und Abraham, sondern auch von den Propheten und ihren Orakeln, insbesondere denjenigen, welche auf ihn Beziehung hatten? Wie die Hebräer in die chaldäische und persische Weisheit eingeweiht wurden in ihrem Exil, so wurde auch den Chaldäern und Persern die Weihe der Religion der Hebräer bei der Verbindung dieser Nationen; so wie nachher die Hebräer die alexandrinische Philosophie aufgenommen, und die Alexandriner die Schriften der Hebräer durch Uebertragung in ihre Sprache sich angeeignet haben.

Zerdutsch und die Magier verhalten sich zu einander als Lehrer und als Schüler: der Magismus hatte seinen Ursitz in Chaldäa, von welchem Lande derselbe in Persien eingewandert ist; aber in diesem Lande wurden die Chaldäer die Zöglinge Zerdutsch's. Besonders merkwürdig werden uns diese Weisen durch ihre Erscheinung bei der Geburt des göttlichen Stifters unsrer Religion, zu dessen Huldigung der wunderbare Stern sie nach Judäa und Bethlehem geleitet hatte: zwar sofern sie Gold, Weihrauch und Myrrhen, die Producte Arabiens, darbrachten, müßte man zunächst annehmen, sie seyen auch aus diesem Lande gekommen; da jedoch der Magismus seinen Sitz in Arabien nicht hat, auch Persien dem jüdischen Lande gegen Osten liegt, während Arabien für dieses Land eine mehr südliche Lage hat, so ist es wahrscheinlich, daß sie ihre Geschenke aus Arabien, durch welches Land die Reise sie führte, bloß mitgenommen; und daß Persien ihr Vaterland war, wohin sie auch zurückkehrten.

(Fortsetzung folgt.)

Neu-Süd-Wales.

(Fortsetzung.)

Pflanzenreich. Boden. Viehzucht.

Die Bäume Australiens zeichnen sich vor Allem dadurch aus, daß sie mit wenigen Ausnahmen immer grün sind; die Rinde an einigen löst sich ab und wird zu verschiedenen Zwecken verwendet, z. B. man verfertigt Taue daraus oder bedacht Viehställe damit. Das Holz ist meist hart. Der Apfelbaum gleicht dem europäischen nur im Laub; noch eine entferntere Aehnlichkeit mit ihren europäischen Schwestern haben die Wald- und die Sumpfeiche; den Nesselbaum bezeichnet sein Name hinlänglich; der Theebaum diente in den ersten Zeiten der Colonie als Surrogat der echten Theepflanze und da er zugleich Zuckerstoff enthält, so machte er den Zucker entbehrlich. Australien besitzt hundert und dreißig Acazienarten, welche den reinsten arabischen Gummi in großen Quantitäten ausschwitzen. Die Eucalypte

erzeugt Manna; man findet es in Flecken auf dem Gras, auch an Blättern und Stämmen klebend und zwar in solcher Menge, daß man oft in ganz kurzer Zeit mehrere Pfund sammelt. Manna ist eine der wirksamsten Purganzen, die wir besitzen und zugleich die einzige, die gut zu nehmen ist, und nur ihr hoher Preis hat bis jetzt gehindert, daß sie nicht allgemeiner gebraucht wurde. Durch die Vorräthe, welche Neu-Süd-Wales liefert, wird sie nun aber bald wohlfeil werden. Die Ceder erhebt sich ganz zu dem stolzen Wuchse der asiatischen; sie gleicht dem Mahogani in Honduras. Eine merkwürdige Erscheinung, die man in America beobachtet hat, bestätigt sich auch in Australien, daß nehmlich an Orten, wo Wälder standen, die niedergehauen oder abgebrannt worden sind, Bäume von ganz anderer Art nachwachsen. Die Chemie der Pflanzen muß in dieser Beziehung noch interessante Thatsachen zu Tage fördern. Vielleicht, daß jede Pflanzenart aus der Erde eine gewisse eigenthümliche Nahrung bezieht, die sich mit der Zeit erschöpft und die nur durch solche chemische Veränderungen in den Bestandtheilen des Bodens, wie sie aus dem Anbau neuer Arten sich ergeben, wieder hergestellt wird. Diese Ansicht Cunningham's möchte gelten, wenn jene Originalbäume aus Mangel an Nahrung abgestorben und nicht aus Mangel an Feuerung gefällt worden wären. Cunningham beruft sich auf Sinclair's schätzbare Bemerkungen über die Gräser, die aber nur die ungeheure Produktionskraft der Natur beweisen. Auf einem Fleck Land, der mit zwei oder drei Grasarten angeblümt wird, entsprossen, mag auch der Wasen noch so dünn seyn, eine Menge Spielarten. Sinclair entdeckte auf einem Quadratschuh eines alten englischen Waldeplatzes deren einmal zwei und zwanzig. Die australischen Gräser sind nahrhaft, aber dünn, und wachsen in Büscheln. An Dichtheit steht der üppigste australische Wasen, wie man berechnet, dem englischen um zwei Drittel nach, wobei man jedoch nicht vergessen darf, daß der englische Wasen den aller Länder übertrifft.

Obgleich Australien sich keines Reichthums an einheimischen Erzeugnissen zu rühmen hat, so verträgt sich doch das Land mit den Erzeugnissen fast aller Regionen und es ist den Colonisten gelungen, die meisten bekannten Früchte aus tropischen wie aus gemäßigten Himmelsstrichen daselbst zu acclimatisiren. Die Rebe gedeiht vortrefflich, nur ist sie durch den häufigen Mehlthau gefährdet; einige eifrige Landwirthe verzweifeln jedoch nicht daran, ihre Keller mit Landwein zu füllen. In einem der letzten Jahrgänge hat bereits Einer 6½ Pipen (zu 5 Eim.) geherbstet. Am Besten scheint übrigens das Clima der Melone und der Phebe zuzusagen. Da man sie gewöhnlich in Form von Guirlanden um die Häuser pflanzt, so wird man im buchstäblichen Sinn davon überwachsen, und wer die Setzzeit nicht versäumt, kann darauf rechnen, daß ihm im Durchschnitt während acht Monaten des Jahrs weder die Wasser- noch die Bisammelonen ausgehen. Nichts übertrifft die Saftfülle und den Wohlgeschmack dieser Früchte, und die Schnelligkeit, mit der sie aufschießen, wenn einige Regenschauer die Tageshitze mildern, grenzt an das Wunderbare. Die Phebe (gesäuert mit Citrone, und versüßt mit Zucker ersetzt sie den Apfel im Apfelkuchen vortrefflich) ist ein Leckerbissen der Eingebornen; die kleinen Schwarzen dürfen nur eine sehen, so tanzen und jauchzen sie laut auf; und schreien: Pambucan! Pambucan! *)

Bei dem heißen und trocknen Clima, welches in Neu-Süd-Wales herrscht, ist es ein Glück für den Ackerbau, daß der Boden meist aus Lehm besteht. Man muß aber die Vorsicht brauchen, daß man tief pflügt und die Schollen recht zermalmt, weil in diesem Fall das Erdreich nicht nur die Wärme besser an sich hält, sondern auch von Thau und Regen reichlicher befeuchtet und durchdrungen wird.

In America, wo jeder Zoll Land, um benutzt werden zu können, erst von Holz gesäubert werden mußte, war der Ansiedler ursprünglich auf den Feldbau verwiesen; das weniger beholzte Neu-Süd-Wales dagegen begünstigt zugleich auch die Viehzucht, insonderheit Schäfereien, die bereits eine solche Ausdehnung erhalten haben, daß im Jahr 1826 die Ausfuhr an feiner Wolle über eine Million Pfund betrug. Sollte die Zuname in derselben Progression, wie vom Jahr 1813 her fortschreiten, so würde im J. 1840 die Ausfuhr sich auf 30 bis 40 Millionen belaufen und folglich den ganzen Bedarf Großbritanniens mehr als decken. Das Hornvieh, eine Kreuzung der verschiedenen Arten von englischer Zucht mit bengalischen Büffeln, lauft frei in großen Heerden — Bullen, Kühe, Kälber und Rinder durcheinander: die Haupt-Triften (auch für die Schafe) liegen in den neuen Distrikten Bathurst, Argyle und Hunters Fluß, auf noch herrnlosen Ländereien, zum Theil gegen 100 Stunden von Sydney. Die jungen Rinder werden hier so wild und fast so flüchtig als Rehe; um sie zu fangen, bedient man sich derselben Methode, wie in Südamerica die Gauchos; man treibt sie in ein Jagdgarn und es giebt Reiter, die jedes Stück, das man ihnen bezeichnet, aus einer Heerde herausholen; aber manchmal setzen diese Kangarus, wie man sie nennt, über das 6 Schuh hohe Jagdgarn weg. Den Stier empfiehlt Cunningham zum Zug, er will ihn dem Pferd vorgezogen wissen; und da, wie er meint, der wohlgezogene, lebhafte und kraftvolle Stier dem Pferd an Schnelligkeit nur wenig nachsteht, so dürften wir uns nicht wundern, wenn er seinen Stier, wie in einigen Theilen von Südafrica geschieht, sattelte und zum Reiten benützte.

In Bezug auf die Schweinszucht führt Cunningham eine Entdeckung an, deren Bedeutung man in Kohlenländern **) zu schätzen wissen wird. In Schottland ist das Sprichwort: ein Pfund Salz, einem Mastschwein gegeben, giebt Ein Pfund Fleisch; und man kauft dazu das Heringssalz. In Neu-Süd-Wales erlaubt der hohe Preis des Salzes einen solchen Gebrauch nicht. Aber der Instinkt der Thiere pflegt diesen Mangel zu ersetzen. So sah er einmal, daß ein Rudel Schweine sich über einen Haufen Seegras (sea-ware?), der zum Düngen bestimmt war, herwarf und

*) Das verderbte Pumpkin.

**) Bekanntlich besitzt Neu-Süd-Wales einen unerschöpflichen Vorrath von Steinkohlen. Der Freistein kommt überall vor; den Kalkstein findet man nicht eher in bedeutender Quantität als 33 Stunden von Bathurst; an edeln Metallen fehlt es (S. Ausl. vor. J. N. 336) nicht gänzlich, doch scheint nicht zu befürchten, daß der Bergbau dem sichereren Gewinn des Ackerbau's und des Handels so bald Abbruch thun dürfte.

denselben aufzehrte. Oefters bemerkte er auch, daß die Schweine, wenn ihnen Kohle und Asche in den Weg kommt, sie beschnuffeln und daran kauen; aber er glaubte, daß dieß wohl nur eine Medicin für sie sey, nicht aber ein Futter, bis ein Capitän ihm den Fall erzählte, wo ein Schwein auf dem Schiff in das Kohlenloch gefallen war und nach mehreren Wochen, als man es endlich entdeckte, ganz fett und gemästet wieder zum Vorschein kam, ob es sich gleich in dieser Zeit lediglich von Kohlen hatte nähren müssen. Er fand diese Beobachtung in der Folge bestätigt. „Wenn wir bedenken," setzt er hinzu, „daß die Kohle ein vegetabilisches Produkt ist, dessen Bestandtheile Fett, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff sind, so werden wir uns darüber nicht so sehr verwundern."

(Fortsetzung folgt.)

Italien und seine Bewohner.

IV. Die Italiener.

Italien liegt unter den wärmeren Graden der gemäßigten Zone; die einfache und erste Folge dieser klimatischen Stellung ist, daß sich der Mensch freier von nothwendigen Bedürfnissen fühlt, daß er ein größeres Bedürfniß hat zu genießen. Einige Bedürfnisse, für welche der Bewohner nordischer Regionen zu sorgen hat, kennt der Italiener, besonders der aus den südlichen Landschaften, beinahe gar nicht; andere schwinden so zusammen, daß sie kaum mehr Bedürfnisse zu nennen sind. Das Wenige, dessen der Mensch nothwendig bedarf, gewährt das Land fast überall in Ueberfluß, und kaum die Hälfte Arbeit ist nöthig, um für den gemeinen Mann, in Beziehung auf sein physisches Leben, dieselben Resultate zu geben, als bei uns in Deutschland. Der Mensch fühlt sich also freier, er kommt leichter zu der Betrachtung, daß er zu etwas Besserem da seyn könne, als in geisttödtender körperlicher Anstrengung sein Leben als eine Marter zu empfinden. Er sucht und findet leichter Muße, und weil diese Muße zunächst nur in der Freiheit von Beschäftigung besteht, wird sie ihm die Quelle des Müßigganges, der Spielsucht, die Quelle von Intriguen aller Art, während sie ihn auf der andern Seite nie zu der thierischen Stumpfheit herabsinken läßt, zu welcher der nordische Pöbel durch das Uebermaß geistloser Arbeit in der Regel verdammt ist. Der Italiener hat mehr Zeit zu reflektiren, und weil der Sohn die gebildetere Reflexion des Vaters als Kind schon vor Augen hat, kommt er schneller aus seiner kindlichen Befangenheit zu einer freieren Stellung gegen die Welt. Die Sprache leistet hierbei bewunderungswürdige Dienste: ihre Leichtigkeit; ihre Verständigkeit, die ungetrübten Anschauungen, die reinen Abstractionen, welche sie bietet, Alles trägt dazu bei in Italien schon das Kind zum Herrn dieses Elements zu machen, während der Deutsche gewöhnlich zeitlebens damit kämpft und nur Wenige dazu kommen sich mit der Klarheit und einfachen Natürlichkeit auszudrücken, die man in dem Munde jedes Italieners findet.

Die Mühelosigkeit dieser Freiheit der geistigen Betrachtung läßt dieselbe zunächst in einem schlechten Lichte erscheinen. Bedürftigkeit ist so oft die Quelle der Liebe. Würde die Mutter das Kind mit gleicher Liebe umfassen, wenn sie wüßte, daß es ihrer nicht im Mindesten bedürfte? Würde das Kind mit gleicher Liebe an den Eltern hängen, wenn es in einem Alter, wo der Einfall des Augenblicks noch Alles über dasselbe vermag, die Erfahrung machte, daß es auch ganz ohne die Eltern bestehen könnte? — In Italien ist zwar die Bedürftigkeit nicht ganz aufgehoben, was an sich unmöglich ist, aber im Verhältniß zu Deutschland ist sie sehr verringert, und so ist die nächste Folge, daß die natürlichen Bande der Liebe in diesem Lande weit loser sind, als wir gewöhnlich glauben, daß sie seyn müssen. Eltern und Kinder trennen sich leichter von einander; gesellschaftliche Verhältnisse wurzeln nie so tief im Gemüthe, oder vielmehr, da der Italiener von Jugend auf eine reflectirende Position einnimmt, so hat er das, was man Gemüth nennt, nur noch in der Form der Leidenschaft; d. h. es hat nur da auf seine Denk- und Handlungsweise Einfluß, wo es durch gewaltsame Erregungen unterstützt, mächtig genug wird, temporär die Reflexion zu besiegen. Ein Gemüth, dem der Kampf mit den Forderungen des reflectirenden Verstandes erlassen oder auch nur leicht gemacht wäre, kennt der Italiener nicht; und sehr oft finden sich Persönlichkeiten, in denen der reflectirende Verstand alles Gemüth getödtet und dadurch eine Einfachheit des Handelns und Denkens erzeugt hat, von der ein Deutscher selten eine Vorstellung gewinnt.

Nothwendig nehmen, wo das Volk im Allgemeinen sich in physischer und moralischer Beziehung leichter frei weiß und frei bewegt, die niedern Classen eine ganz andere Stellung zu den höheren an, als bei uns. In Italien ist der Pöbel nicht demüthig; er fühlt sich den höheren Ständen gegenüber in einer gewissen geistigen Kraft; denn seine Verhältnisse liegen jedem Einzelnen klar vor Augen; er genügt jeder Forderung, die seine Lage an ihn macht, und was er nicht braucht, verachtet er; zugleich fühlt er sich in einer gewissen Unabhängigkeit hinsichtlich seines physischen Bestehens. Nicht als eine höhere geistige Befähigung erscheint dem Italiener die höhere Bildung des Vornehmeren, sondern nur als Resultat eines Mehr oder Weniger an Geldmitteln. Mit Selbstbewußtseyn, mit Höflichkeit, die zu gewinnen sucht, zuweilen mit Gleichgültigkeit und Grobheit und mit den Gedanken, daß der Tod Allen gleichermaßen beschert sey, und daß es in der Hand des Muthigen liegt, dem Uebermüthigsten dieß Naturgesetz der Gleichheit auf jeden Fall überzeugend genug zu demonstriren: mit solchen Prädikaten tritt der Mann gemeinen Standes dem Vornehmern entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon und Joseph Bonaparte.

Als Joseph Bonaparte den Thron von Neapel bestiegen hatte, vermied seine Schwester Caroline, die Gemahlin Murats, der damals Großherzog von Berg war, auf jede Weise ihrer bescheidenen Schwägerin zu begegnen, um sich nicht genöthigt zu sehen, derselben den für ihren Stolz beleidigenden Titel Majestät zu geben. Sie wagte es sogar sich bei dem Kaiser darüber zu beklagen, daß er noch nicht daran gedacht habe, ihr eine Krone zu geben, worauf dieser mit der größten Kaltblütigkeit erwiederte: „Ihre Klagen setzen mich in Erstaunen, Madame; man sollte glauben, wenn man Sie reden hört, daß ich Sie der Nachlassenschaft Sr. M. Ihres verstorbenen Vaters beraubt habe.

Bonapartiana.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 69. 10 März 1829.

Heinrich III und sein Hof.

(Fortsetzung.)

Zweiter Auftritt.

Ruggieri, die Herzogin von Guise (schlafend).

Ruggieri. Ja wohl werde ich dich an dein Versprechen erinnern ... Nur mit schwerem Gelde kann ich mir jene kostbare Handschriften verschaffen, deren ich so benöthigt bin ... (er horcht) Man klopft an. Das sind sie.

D'Epernon. (hinter der Bühne) Hola, Heh!

Rugg. Ich komme, edle Herren, ich komme. (er läßt die Alkove wieder ganz niedergehen.)

Dritter Auftritt.

Ruggieri, d'Epernon, Saint Megrin, Joyeuse.

D'Epernon. (zu Joyeuse, der sich auf ein Schießrohr (sarbacane) und auf St. Megrin's Arm stützte) Vorwärts, vorwärts, Joyeuse! Da ist endlich unser Herenmeister ... Vivat der liebe Gott! es gehören Gemsenbeine und Eulenaugen dazu, um zu Ihnen vorzudringen.

Rugg. Der Adler baut sein Nest hoch oben in die Felsen, um aus der Ferne desto weiter zu schauen.

St. Megrin. Laßt es gut seyn, meine Herren; vermuthlich dachte der gelehrte Ruggieri nicht an unsern Besuch. Gewiß würde sonst das Vorzimmer besser beleuchtet gewesen seyn.

Rugg. Sie irren sich, Graf von St. Megrin. Ich erwartete Sie.

D'Eper. Du hast ihm also Nachricht gegeben?

St. Meg. Nein, ich schwöre es, ich habe mit Niemand davon gesprochen.

D'Eper. (zu Joyeuse) Und Du?

Joyeuse. Ich; Du weißt, daß ich nie schreibe, wenn ich nicht dazu gezwungen bin; es kostet mich zu viel Mühe.

Rugg. Ich erwartete Sie, meine Herren, und dachte an Sie.

St. Meg. Also wißt Ihr auch, warum wir kommen?

Rugg. Ja. (D'Epernon und St. Megrin treten näher. Joyeuse rückt in seinem Sessel vor).

D'Eper. Mithin hast Du Deine Zaubereien voraus gemacht; wir können Dich fragen, Du wirst uns antworten ...

Rugg. Ja ...

Joy. Sachte, um Gotteswillen! (er zieht den Ruggieri neben sich) Kommen Sie hieher, Alter! ... Man sagt, Sie stehen mit dem Satan im Bunde ... Wenn das wahr wäre, wenn durch gegenwärtigen Besuch unsere Seligkeit in Gefahr kommen könnte? ... Ich hoffe, Sie werden sich zuvor bedenken, ehe Sie drei Edelleute der ersten Häuser Frankreichs in die Hölle bringen.

D'Eper. Joyeuse hat ganz Recht, und wir sind zu gute Christen! ...

Rugg. Seyen Sie ruhig, meine Herren, ich bin ein eben so guter Christ als Sie.

D'Eper. Da Du uns versicherst, Deine Hexereien haben Nichts zu thun mit der Hölle ... Je nun, was verlangst Du, soll ich meinen Kopf zeigen, oder die Hand?

Rugg. Keins von beiden! Dergleichen Formalitäten taugen nur für den Pöbel; aber Du, junger Mensch, bist so ganz hoch über denselben erhoben, daß ich Dein Schicksal in einem Gestirn lese, das unter allen andern Gestirnen glänzt ... Nogaret de la Valette, Baron D'Epernon ...

D'Eper. Wie, Du kennst mich auch? ... Im Grunde ist das kein Wunder ... Ich bin bei dem Volke so beliebt geworden.

Rugg. (fährt fort) Nogaret de la Valette, Baron D'Epernon ... Die Gunst, die Du bis jetzt genossest, ist Nichts gegen Deine Gunst in der Zukunft.

D'Eper. Gott sey gelobt, Alter! Und wie könnte ich höher steigen? Der König nennt mich seinen Sohn.

Rugg. Diesen Titel giebt er Dir aus bloßer Freundschaft, und die Freundschaft der Könige ist oft unbeständig ... Aber seinen Bruder soll er Dich nennen, und dazu werden ihn die Bande der Verwandtschaft zwingen.

D'Eper. Wie? Du kennst den Heirathsplan?

Rugg. Schön ist sie, die Prinzessin Christine! Wohl ihrem einstigen Besitzer!

D'Eper. Aber von Wem konntest Du wissen? ...

Rugg. Habe ich Dir nicht gesagt, junger Mensch, daß Den Stern glänzte unter allen andern Sternen? ... Und

nun ist die Reihe an Ihnen, Anna d'Arques, Vicomte de Joyeuse; ... an Ihnen, den der König auch sein Kind nennt.

Joy. Je nun, Alter! weil Sie so gut lesen im Himmel, müssen Sie auch durch den Himmel wissen, daß ich gar zu gerne in diesem köstlichen Lehnsessel bleiben möchte, wenn anders das nicht meiner Prophezeiung entgegen ist ... Nein! Ei so fahren Sie fort, ich bin begierig.

Rugg. Hast Du, junger Mann, in Deinen ehrsüchtigen Träumen bisweilen davon geträumt, daß man des Vicomte von Joyeuse Länder zum Herzogthum erheben könnte ... daß der Pairs-Titel, der dazu gehörte, Dir den Rang vor allen französischen Pairs geben würde, ausgenommen die Prinzen vom königlichen Geblüte und die aus den souveränen Häusern Savoyens, Lothringens und von Cleve ... Gewiß! Je nun! Du hast nur die Hälfte Deines Glücks geahnt ... Heil dem Gemahl Margrethens von Vaudemont, der Schwester der Königin! Heil dem Groß-Admiral des französischen Reichs!

Joy. (steht rasch auf) Mit Hülfe Gottes und meines Degens werden wir dahin gelangen, Alter. (er giebt ihm seine Börse) Da, damit ist freilich die Prophezeiung eines so hohen Geschicks schlecht bezahlt, aber ich habe nur das bei mir.

D'Eper. Bei Gott! Du erinnerst mich daran, ich hatte das vergessen ... (er sucht in seiner Schießtasche) Ei, lauter Bolzen, sonst Nichts ... Ich dachte nicht daran, daß ich an der Scheibe bis auf den letzten Philippus verloren hatte ... Wo mag doch das verdammte Geld hinkommen? Bei Gott, man sollte glauben, es sey begraben; St. Megrin, Du solltest Deinem Freund Ronsard *) aufgeben, seine Grabschrift zu machen.

St. Meg. Die Schufte, die Ligueurs, verscharren es in ihren Taschen ... Ich glaube, daß man die Rosenthaler und die spanischen Dublonen nur dort noch finden möchte ... Doch habe ich noch einige, und wenn Du willst ...

D'Eper. (lacht) Nein, nein, behalt es zu Nießwurz; denn ich muß Ihnen sagen, Alter, daß unser Kamerade, St. Megrin, seit einiger Zeit närrisch ist ... nur hat er eine traurige Narrheit ... Aber, da fällt mir ein guter Gedanke ein ... Meine Wahrsagerei soll Ihnen ein Ligueur bezahlen ... Wie? auf welchen soll ich Ihnen eine Anweisung geben? ... Sage doch, Herzog von Joyeuse. Nicht wahr, der Titel lautet hübsch ... So suche doch in Deinem Kopfe ...

Joy. Was sagst Du zu unserm Oberrath an der Rechnungskammer, La Chapelle Marteau?

D'Eper. Zahlungsunfähig ... er wäre mit den Reichthümern eines Philipps II in acht Tagen fertig.

St. Meg. Und der kleine Brigard?

D'Eper. Jawohl! ein Obmann der Krämer; er würde die Zahlung in Zimmt und in Kraut der Königin anbieten.

Rugg. Thomas Crucé?

D'Eper. Wenn ich Sie beim Wort nähme, Alter, würden Sie die Einnahme auf Ihrem Rücken fühlen ... Der läßt sich keinen Scherz gefallen.

Joy. Je nun dann! Auf Bussy-Leclerc.

*) Ronsard, damaliger geistreicher, sehr naiver Dichter

D'Eper. Bei Gott! ... ein Prokurator! ... Deine Räthe sind gut, Joyeuse ... Hier ... (zu Ruggieri) die Anweisung ist zehn Thaler edle Rose. Wohlgemerkt, die edle Rose ist nicht außer Kurs gesetzt, wie der Sonnenthaler (ecusol) und wie der polnische Dukaten, und sie gilt zwölf Pfund. Geh zu dem Schurken von der Ligue, im Namen des D'Epernon, und laß Dich bezahlen: sollte er sich weigern, so sag ihm, ich werde selber kommen in Begleitung von fünfundzwanzig Edelleuten und zehn bis zwölf Pagen.

St. Meg. Gut damit; und nun, da Du bezahlt hast, muß ich Dich daran erinnern, daß man uns gewiß schon im Louvre erwartet. Wir müssen weiter, meine Herren. Gehen wir.

Joy. Du hast Recht; wir würden keine Tragchaise mehr finden.

Rugg. (hält St. Megrin zurück) Wie junger Mann, Du gehst weg, ohne mich zu fragen ... Du!

St. Meg. Ich bin nicht ehrsüchtig, Alter; was könnten Sie mir Glückliches eröffnen?

Rugg. Du bist nicht ehrsüchtig! ... Wenigstens nicht in der Liebe.

St. Meg. Was sagen Sie da, Alter? sprechen Sie leise.

Rugg. Du willst nicht ehrsüchtig seyn, junger Mensch, und doch mußte eine Frau, um die Dame Deines Herzens zu werden, in ihrem Hausschilde die Wappen zweier herrschender Häuser unter einem Herzogshute zugleich führen ...

St. Meg. Leiser doch, Alter, leiser!

Rugg. Je nun! zweifelst Du noch an der Wissenschaft?

St. Meg. Nein ...

Rugg. Willst Du noch immer weggehen, ohne mich zu befragen?

St. Meg. Ich sollte vielleicht ...

Rugg. Und doch habe ich Dir Manches zu entdecken.

St. Meg. Laß hören, es möge kommen von dem Himmel oder aus der Hölle ... Joyeuse! D'Epernon! laßt mich einige Augenblicke; erwartet mich im Vorzimmer.

Joy. Gemach, gemach! mein Schießrohr! Bei der heiligen Anna! Auf fünfzig Schritte rings umher, wo ich das Haus eines Ligueurs entdecke, will ich keine ganze Scheibe lassen.

D'Eper. (zu St. Megrin) Mach es nicht zu lange ... dann wollen wir gerne so lange gute Wache halten. (Sie gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Ruggieri. St. Megrin. (nachher) Die Herzogin von Guise.

St. Meg. (macht die Thüre zu) Gut damit ... (geht auf Ruggieri zu) Alter, nur Ein Wort ... liebt sie mich? ... Sie schweigen, Alter? ... Verdammtes Schicksal! ... O! machen Sie, daß sie mich liebe! Man sagt, in Ihrer Kunst seyen unbekannte zuverlässige Mittel, Zaubersäfte, Liebestränke! Welche Mittel Sie auch kennen, ich nehme sie: auch wann dabei mein Leben in dieser Welt, mein Heil in der andern in Gefahr seyn sollte! Ich bin reich. (er wirft ihm seine Börse hin) Alles, was ich besitze, ist zu Ihrem Dienste, dieses Gold, (er nimmt seine Kette ab) diese Kleinode; ha, bei Ihrer Wissenschaft haben vielleicht die gemeinen Reichthümer keinen Werth für Sie. Je nun,

Alter! hören Sie mich an. Man sagt, die Zauberer müssen zuweilen zu ihren cabalistischen Versuchen Blut eines lebendigen Menschen haben. (er entblößt den Arm) Da, Alter . . . versprechen Sie mir nur, es dahin zu bringen; daß sie mich liebe . . .

Rugg. Aber bist Du denn gewiß, daß sie Dich nicht liebt?

St. Megrin. Was soll ich Ihnen sagen, Alter? So lange die Stunde der Verzweiflung nicht vorhanden ist, behält man dann nicht im tiefsten Grunde des Herzens noch eine stille Hoffnung? . . . Ja, ich habe bisweilen in ihren Augen Etwas zu lesen geglaubt, wenn sie sich nicht allzurasch von mir abwandte . . . Aber ich kann mich trügen . . . sie weicht mir aus, und nie konnte ich es dahin bringen, daß ich mit ihr allein gewesen wäre.

Rugg. Und wenn Dir das endlich gelänge?

St. Meg. Dann, gewiß würde auch nur ein Wort von ihr mir sagen, was ich zu fürchten, was ich zu hoffen habe.

Rugg. Ei, so komme denn hieher und schau in diesen Spiegel . . . Man nennt das den Spiegel des Wiederscheins . . . Wen möchtest Du darin erblicken?

St. Meg. Sie, sie! . . . (während er in den Spiegel sieht, geht die Alkove hinter demselben in die Höhe, so daß man die Herzogin von Guise schlafend erblickt.)

Rugg. Was siehst Du?

St. Meg. Bei Gott! . . . bei dem allmächtigen Gott! . . . sie ist es! . . . sie schlafend. Ha! Catherine! (die Alkove geht wieder nieder) Catherine! ich sehe Nichts wieder; (er schaut vorwärts) auch hier Nichts . . . Alles verschwunden; es ist ein Traum, eine Täuschung . . . Lassen Sie mich noch einmal sehen . . . lassen Sie mich sehen . . .

Rugg. Sie schlief, sagst Du?

St. Meg. Ja.

Rugg. Höre mich an: unsere Gewalt ist besonders vermögend im Schlafe . . . Ich kann den ihrigen dazu benutzen, um sie hieher zu schaffen.

St. Meg. Hieher, an meine Seite?

Rugg. Ja, aber wenn sie einmal erwacht ist, so vermag all meine Macht, bedenke das wohl, durchaus Nichts mehr gegen ihren Willen.

St. Meg. Wohl, aber beeilen Sie sich, Alter . . . geschwinde.

Rugg. Nimm dieses Fläschchen; Du darfst sie nur daran riechen lassen, so kommt sie wieder zu sich . . .

St. Meg. Ganz gut, aber nur geschwinde . . .

Rugg. Versprich Du eidlich, niemal dieß Geheimniß zu entdecken?

St. Meg. Ich schwöre auf meine Hoffnung, auf mein Paradies.

Rugg. Je nun, so lies hier in dem Buche . . . (während St. Megrin einige Zeilen in dem Buche liest, das Ruggieri aufgeschlagen hatte, geht die Alkove hinten in die Höhe; vermöge einer Feder rückt er den Sofa herein in das Zimmer, und die Bretterwand geht wieder nieder) Da schau an. (er geht ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Italien und seine Bewohner.

IV. Die Italiener.

(Fortsetzung.)

In unserer Zeit, wo die Verhältnisse der italienischen Staaten durch auswärtige Mächte regulirt sind, kann die Gesinnung und der Charakter der untern Stände als sehr indifferent in politischer und historischer Hinsicht angesehen werden; allein so lange Italien sich selbst überlassen war, also in der Zeit, wo die meisten Institute und die Sitten des gewöhnlichen Lebens, wie sie größtentheils noch bestehen, ihre Gestalt erhielten, in dieser Zeit war das Volk in allen italienischen Staaten von der höchsten Bedeutung, mochte die Verfassung nun eine solche seyn, wo ihm eine Mitwirkung bei Geschäften und Angelegenheiten, welche das gemeine Wesen betrafen, zugestanden war oder nicht; denn in jedem Fall griff das Volk oft gewaltsam ein, und wenn dieß verhütet werden sollte, mußten die regierenden Stände oder Herren dasselbe wenigstens mit bei Weitem mehr Berücksichtigung behandeln, als uns der Pöbel zu verdienen scheint. Die Kraft, die wir im gemeinen Volke finden, der Umstand, daß der Einzelne, der zum Pöbel gehört, mehr Zeit hat zu reflectiren, daß er nie durch Mühseligkeiten und Mangel innerlich gebrochen, sondern allenfalls nur wüthend gemacht wird, dieß ist es, was in Italien frühzeitig eine gewisse demokratische Richtung sich entwickeln läßt. Diese demokratische Richtung ist dann aber nicht bloß eine halbe, sie erstreckt sich nicht bloß auf das Leben gewisser Bürgerklassen, etwa der Grundbesitzer oder der in den Städten Angesessenen, oder gewisser Gewerke; sondern sie ist durchgreifend: bis zu dem gemeinsten Fachino (Tagelöhner) ist das Bedürfniß eines freien Raisonnements, und die Lust an öffentlichem Handeln vorhanden. Natürlich kann sich eine solche Lust in wirklich demokratischen Formen nur dadurch bethätigen, daß sie entweder sofort mit der heillosesten Anarchie anfängt, oder bald dazu gelangt. Daß es auf diese Weise nicht gehe, mochte selbst der gemeine Haufe bald einsehen; so nahm er also in Italien denselben Ausweg, der schon im alten Griechenland so häufig betreten ward, er erhob Tyrannen. Dieß waren entweder Anführer, wie sie das Volk und der Zufall im Augenblick ausbrechender Tumulte an die Spitze stellte, oder es waren Leute aus höhern Ständen und mit umfassendern Mitteln, welche die Natur des Volkes recht wohl kannten, sie berechnet hatten, oder die Kraft, die sie in derselben fanden, anzuwenden wußten, um sich emportragen zu lassen. Die Letztern waren die Einzigen von bleibendem Einfluß, die Erstern wurden gewöhnlich in Verhältnisse gestellt, denen sie nicht gewachsen waren und gingen schmählich zu Grunde.

Wenn wir im Mittelalter sehen, wie in Italien überall die Volksklasse, welche der herrschenden zunächst steht, nach Theilnahme an der Regierung strebt, wie so die Hoheitsrechte von den Königen und ihren weltlichen Fürsten zuerst an die Bischöfe, von diesen an die schöffenbaren freien Bürger, und von diesen an alle Bürger kommen, so werden wir Italien als durch einen gewissen Freiheitssinn ausgezeichnet, als ein Land anerkennen müssen, dessen Bewohner mit regem Interesse für öffentliche Angelegenheiten begabt sind. Aber wie Italien das Land der Freiheit genannt werden kann, mit demselben Recht kann es auch das Land der Tyrannei genannt werden; denn wo irgend jener Kampf gewisser höherer Bürgerklassen, also einer

aristokratischen Partei gegen eine demokratische Partei in dem Staate entstand, da trieb die letztere immer Tyrannen in die Höhe und zwang dadurch auch die Gegenpartei, um mit gleicher Energie auftreten zu können, ihren Führern eine Gewalt anzuvertrauen, die nur gar zu leicht in tyrannische Herrschaft ausarten mußte.

Der Schluß, den wir mit Recht aus dieser auffallenden Erscheinung ziehen, ist, daß die Freiheit der Italiener keine sittliche Grundlage habe; und diese sittliche Grundlage fehlt deshalb, weil der einzelne Italiener, in wiefern er innerlich frei ist, dieß nur durch die Natur ist; weil geistige Freiheit in Italien nicht das Resultat ernsten und tiefen Ringens des Menschen in ihm selbst, sondern eine göttliche Gabe und ein Produkt der Muße ist, die jedem Italiener so leicht zu Theil wird: durch die Wirkung allgemeiner Kräfte hervorgerufen, wird sie aber auch eben so leicht durch dieselben zertrümmert. Der einzelne Italiener, wie er leicht dazu kommt, für sich alle Freiheit in Anspruch zu nehmen, kommt eben so leicht dazu, sie Anderen ganz zu rauben.

Alle diese Erscheinungen reduciren sich immer wieder auf jene Bemerkung, daß der Italiener durch die Sorglosigkeit des Lebens, die Gemüthlosigkeit seiner Umgebung, die Leichtigkeit seiner Sprache als Knabe dazu kommt, sich in reflectirendem Denken zu verklären und sich gegenüber Alles nur als ihm innerlich fremde Gegenstände zu betrachten. Im Gegensatz gegen die nordischen Nationen ergiebt sich hieraus der Unterschied, daß der Italiener als einzelne Persönlichkeit im Durchschnitte schöner, einfacher, in seiner Weise vollendeter, mit einem Worte mehr als ein Mensch dasteht, aber so wie allgemeine sittliche Beziehungen zur Familie, zum Staat eintreten, häßlicher erscheint, während bei jenen viele Tausende von einzelnen Persönlichkeiten geistig verstümmelt und verkrüppelt werden, um durch diese Verkrüppelung den Platz, den ihnen das Ganze bestimmt, besser auszufüllen, so daß also der Vorzug der nördlichern Nationen recht eigentlich nur in der Vollendung ihrer umfassendern Kreise und öffentlichen Institute, in ihrem Familien- und Staatsleben besteht. Mann gegen Mann gehalten, würden tausend Nordländer, die ganz verkrüppelte Schuster, Schneider, Gelehrte, Soldaten u. s. w. sind, aufzuzählen seyn, ehe sich Einer fände, der sich Körper und Geist so gewandt erhalten hätte, daß er jedes freien Genusses oder auch nur einer graciösen Bewegung seiner Gliedmaßen fähig wäre; während im Süden, in Italien wenigstens, gerade der entgegengesetzte Fall eintritt und irgend eine Bäuerin aus dem Latinergebirg oder irgend ein Bewohner von Venedig, aus wie niedrigem Stande er auch seyn mag, was Haltung und Genußfähigkeit, was persönliche Energie und Entschlossenheit betrifft, dreist nicht nur allen ihren Standesgenossen in Deutschland die Spitze bieten dürften, sondern gewiß tausend Mal auch Glieder weit gebildeterer Stände dieses Landes bei einer Zusammenstellung beschämen würden. Der Italiener ist als Einzelner immer Etwas werth, der Deutsche gar zu oft nur als Glied eines größern Ganzen.

Fassen wir nun die Eigenthümlichkeit der italienischen Nation so, daß in ihr die Persönlichkeit des einzelnen Subjects eine weit größere Berechtigung anspricht und verdient, daß aber dadurch auch eine größere Vereinzelung statt findet, so lange nicht eine höhere Macht gewaltsam zusammenbindet; so wird uns zugleich begreiflich werden, wie im Italien die Wirkung gewisser allgemeinen Kräfte zu allen Zeiten weit größer war, als in andern Ländern. In keinem Lande, Griechenland etwa allein ausgenommen, haben Geld, haben Noth und Gewalt so große Wirkungen hervorgebracht, als in Italien; in keinem Lande hat so oft und so mächtig Weiberschönheit die wichtigsten Verhältnisse bestimmt, als in Italien. So lange Italien sich selbst überlassen war, finden wir einen steten Wechsel der Verfassungen, und eine unerschöpfliche Productionskraft neuer Formen des öffentlichen Lebens, eben weil Alles, was auf des Menschen Phantasie oder Reflexion, auf seine Sinnlichkeit oder seinen Eigennutz einwirkt, nirgends in der neuern Zeit eine größere Gewalt hatte, als in Italien. Welches Land außer Italien kann ein Beispiel aufstellen, daß Wichtigkeit eines Hauses für Geldverhältnisse demselben die Stellung eines souveränen Fürstenhauses erworben hat? Die Mediceer waren, bevor sie zu fürstlichem Ansehen gelangten, nur Banquiers. Nichts führte den alten Cosmo aus seiner Verbannung zurück und stellte ihn doppelt hoch, als früher, Nichts erwarb ihm in Venedig jene schon beinahe fürstliche Auszeichnung, als daß seine Abwesenheit in Florenz drückend in allen Geldgeschäften gefühlt ward und sich mit den Bestrebungen seiner Freunde eine höhere Macht, das Bedürfniß eines weitern und dadurch einflußreichern Kreises zu seiner Zurückberufung verband. Nichts stellte den erlauchten Lorenzo so in den Mittelpunkt aller italienischen Verhältnisse, Nichts machte ihn also auch seinen Mitbürgern unentbehrlicher, als daß er am Großartigsten die Geldverhältnisse aller damaligen gebildeten Staaten übersah und zum Theil leitete.

Weil in Italien der Einzelne sich als solcher freier, isolirter fühlt, haben hier die persönlichen Leidenschaften und persönlichen Interessen zu allen Zeiten ein schwereres Moment in allen, auch den öffentlichen Angelegenheiten gebildet, als irgendwo anders in dem modernen Europa. Es folgt daraus, daß, wer die liebenswürdigen und beneidenswerthen Eigenschaften des italienischen Volkes kennen lernen will, dieses Volk nicht in seinem Familien- auch nicht in seinem Staatsleben, überhaupt nicht da aufsuchen darf, wo der Einzelne seine Individualität unterordnen soll, sondern da, wo die geistige Fülle des einzelnen Menschen reich und glänzend sich entwickeln kann, vor Allem also im Gebiete der Kunst.

Uns erscheint die Kunst gar zu leicht als Nebenwerk, als eine Art Zierpflanze, als ein Luxusartikel des Lebens, und wir beurkunden dadurch nur, daß unserer Zeit im Allgemeinen jenes Vermögen und jenes Bedürfniß verschwunden ist, welches die Kunst ins Daseyn rief.

(Schluß folgt.)

Das Apropos.

Napoleon fiel bei einer Parade auf dem Carousselplatz vom Pferde — was ihm, beiläufig gesagt, öfters begegnete, da er mehr kühner und verwegener, als geschickter Reiter war. Sein Hut wurde mehrere Schritt weit von ihm geschleudert; ein junger Mensch von der polytechnischen Schule hob ihn auf und überreichte ihn dem Kaiser. „Ich danke dir, Capitän," sagte Napoleon. — „In welchem Regiment, Sire?" — In meiner Garde.

Bonapartiana.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 70. 11 März 1829.

Die ungesunde Luft Roms.

Von G. L. P. Sievers.

Wer hätte nicht von der aria cattiva zu Rom gehört, diesem Schreckbilde, vor welchem sich schon die Säuglinge an der Mutterbrust, wie vor einem Gespenste, zu fürchten beginnen, und das wirklich in so fern mit Gespenstern zu vergleichen ist, als Jedermann an dessen Daseyn glaubt, ohne es mit Augen gesehen, oder sonst mit einem andern Sinne erprobt zu haben? Wenn ich, Troz allem, was schon von Andern und auch von mir über diesen Gegenstand geschrieben worden ist, abermals darauf zurückkomme; so geschieht es in der Ueberzeugung, daß es mir, nach einem beinahe sechsjährigen Aufenthalte zu Rom, gelungen ist, über die hiesige sogenante ungesunde Luft, theils aus eigner Erfahrung, theils durch eingezogene Erkundigungen von vorurtheilsfreien Personen belehrt, Beobachtungen anzustellen, welche theils neu, theils von der Art sind, daß Reisende, die nach Rom kommen, zur Beruhigung ihrer selbst und zur Richtschnur ihres diätetischen Verhaltens, Nutzen daraus schöpfen können.

Eine Sonderbarkeit, welche in Erstaunen setzt, ist, daß Niemand anzugeben weiß, wo und worin diese schlechte Luft Rom's besteht. Die einzige denkbare materielle Ursache, die Ausdünstungen des Schlammes der Tiber bei Austrocknung des Flusses in den drei heißen Sommermonaten, wird von allen denen, welche Häuser an den Ufern derselben besitzen und verkaufen oder vermiethen wollen, geleugnet, und nicht mit Unrecht, wie mich dünkt; denn selbst bei der größten Seichtigkeit läßt der Fluß keine Ausdünstungen verspüren, welche dem Geruchsorgane lästig würden, ein mittelbarer Beweis wenigstens, daß hier keine Entwicklung von Stickstoff vorgeht, welche der Gesundheit schädlich werden könnte. So kommt es, daß die inneren und äußeren Umgebungen des Volksthores von der einen Partei, welche freilich bei Weitem die größere ist, für einen pestilentialischen Aufenthalt gehalten und selbst vom armseligsten Pöbel im Sommer geflohen wird, während, seit dreihundert Jahren und bis auf den heutigen Tag herab, vor eben dieses Thor vorzugsweise und früher, als vor alle übrigen Thore, die herrlichsten Villen, welche um Rom gefunden werden, erbaut worden sind: gleichsam über der Tiber hängen, auf und am Monte Mario, die Villa Mellini, ehemals Falconieri, deren erster Erbauer nicht bekannt ist, und die Villa Madama, von Clemens VII (1523—1534) vor seiner Thronbesteigung für Margarete von Oesterreich *), natürliche Tochter Carls V, bei ihrer Verheirathung mit Alexander von Medici, seinem Neffen, oder (wie einige behaupten) seinem Sohne, von Raphael, Giulio Romano und Giovanni von Udine gebaut und gemahlt; und unmittelbar vor dem Volksthore liegen die beiden Villen Julius des III, (1550—1555) von Peruzzi und Vignola (letztere mit Frescogemälden von den beiden Zuccari's) und endlich (viele neuere, z. B. die des Prinzen Poniatovsky, eine andere oben auf dem Berge, dem Bankier Schultheiß gehörig u. s. w. abgerechnet) die in ganz Europa bekannte Villa Borghese. Zu jener Zeit, und bis in die neueste Epoche von zwanzig bis dreißig Jahren herab (die Villa Poniatovsky ist erst vor ungefähr zehn Jahren von demselben Valadier aufgeführt,

*) Da Margarete, die bekannte Statthalterin in den Niederlanden, nach dem Tode ihres Gemahls Alexander, den Herzog Ottavio Farnese von Parma und Piacenza heirathete und die Staaten dieser Familie, nach ihrem Aussterben, an die Spanisch-Bourbonische Linie gefallen sind; so gehört die Villa Madama dem Könige von Neapel, der sie, troz ihrer herrlichen, höchst malerischen Lage am Abhange des Bergs in einer durchaus mit Wald umgebenen Gegend und mit ihrer vortrefflichen Aussicht über die Tiber hin auf die im Osten gelegene Bergkette, im eigentlichen Verstande verfallen läßt. Was vom Zahne der Zeit verschont geblieben war, haben die österreichischen Soldaten, welche hier auf ihrem letzten Zuge gegen Neapel casernirt waren, ruinirt, und der jetzige Pachter vollendet das Werk: in dem von Giulio Romano und Giovanni von Udine gemahlten Porticus fand ich voriges Jahr Mist aufgeschüttet. Ausser der Villa Madama giebt es in Rom selbst einen Palast Madama, welcher der jetzige Polizeipalast ist. Die Gleichheit des Namens könnte auf die Meinung führen, er sey gleichfalls von Margarete von Oesterreich bewohnt worden; sofern sich aber den Stadtbeschreibungen trauen läßt, hat ihn — und zwar in derselben Epoche — derselbe Clemens VII für Catherine von Medici, vor ihrer Verheirathung mit Heinrich II, erbaut. Da letztere eine Muhme, so wie Margarete die Gemahlin eines Neffen von Clemens war, und man nicht voraussetzen kann, daß beide Fürstinnen den Titel Madama geführt haben sollten; so habe ich von jeher in der Geschichte der beiden Paläste und ihrer Bewohnerinnen eine Verwirrung und Verwechslung der Sachen, oder Personen, geahnet, ohne jedoch die eigentlichen Verhältnisse nachweisen zu können.

der das Unglück hat, daß alle seine Gebäude einstürzen), muß das Volksthor weder im Rufe der schlechten Luft gestanden seyn, noch weniger eine wirklich ungesunde Luft gehabt haben; denn wie könnte man sonst glauben, daß alle jene kostbaren Bauten von ihren Unternehmern in einer Gegend aufgeführt worden wären, wo ihnen und ihren Nachkommen der Tod drohte? Die Verfechter der ungesunden Luft erwiedern hierauf, einmal seyen jene Villen nur erbaut, um im Herbste bewohnt zu werden, und dann habe sich das Klima um Rom, besonders in der Nähe des Volksthores, in der neuesten Zeit verschlechtert. Beide Behauptungen sind aus der Luft gegriffen, Nothbehelfe, welche den Mangel eines gesunden Räsonnements verstecken sollen, aber ihn um so mehr aufdecken. Wo gäbe es einen vernünftigen Menschen, (die Römer ausgenommen, welchen die Furcht vor der aria cattiva den Verstand umnebelt hat, dem es wahrscheinlich dünken sollte, die Erbauer jeder Villen, von denen ins Besondere die Villa Borghese, obgleich von Paul V der unglücklichen Familie Cenci sequestrirt, ungeheure Summen gekostet hat, hätten Millionen weggeworfen, um Bauten aufzuführen, welche sie nur einen oder ein paar Monate im Jahre zu nützen gesonnen gewesen wären? Die Verschlimmerung der Luft in jener Gegend ist gleichfalls ein Hirngespinnst, an das die Römer nicht glauben würden, wenn ihnen Consequenz eigen wäre: denn da diese Gegend eben durch den Anbau jener Villen und durch die Familien, welche seitdem das Beispiel oder ihr Interesse dorthin gezogen, bewohnter geworden ist, als vor dem, und, da nach der Meinung der Römer, allenthalben um so bessere Luft herrscht, je mehr Menschen daselbst wohnen, und je mehr Feuer und je bewegter die Luft dort ist; so muß die Gegend um das Volksthor in den letzten Jahrhunderten um so gesunder geworden seyn.

Die Anwohner der Tiber suchen, wie gesagt, die Ursachen der ungesunden Luft nicht in der Tiber; ja es ist sogar, so weit diese unmittelbar mit der Stadt verbunden, und folglich umwohnt ist, also vom Volksthor an der Engelsburg vorüber bis zum Ghetto (Judenviertel), gar keine Rede von den Ausdünstungen derselben. Dagegen werfen sich die Bewohner der dortigen zwei oder drei Stadtviertel (denn die aria cattiva läßt sich einmal kein Römer nehmen) über den Vatican her und lassen diesen mit Wucher büßen, was man an der Tiber verschuldet hat: ihrer Versicherung nach ist es ein Pestort, den Jedermann auf Meilenweite fliehen würde, wenn nicht die Kirche des obersten Schutzheiligen der römisch-katholischen Christenheit und der Stadt Rom, des Fürsten der Apostel, dort stände, indem sie auf das Factum (welches allerdings vollkommen wahr ist) hindeuten, daß Niemand zum Peters- oder Frohnleichnamsfeste geht, ohne den Mund zu verstopfen. Die unumstößlichsten Beweise für ihre Behauptung finden sie aber in der sogenannten Sacristei der Peterskirche, das heißt, in dem prächtigen und höchst bequemen Palaste, welchen Pius VI an letztere hat anbauen lassen, um dem Kapitel zur Wohnung zu dienen, und der Jahr aus Jahr ein (selbst im Winter) leer steht, weil die Kapitularen lieber innerhalb Rom *) eine theure Miethe zahlen, als auf dem Vatican unentgeldlich wohnen wollen. Worin besteht aber auf dem Vatican die schlechte Luft? Darüber sind die Meinungen noch mehr getheilt, als über die am Volksthore. Der Tiber kann dießmal die Schuld nicht gegeben werden, denn diese befindet sich zu weit entfernt; aber das Kind muß einen Namen haben, und somit ist es der Wind. Dem Winde geht es hier, wie dem Lamme in der Fabel: Einige beschuldigen den Scirocco (Südost-Wind) andere den Libeccio (Südwestwind). *) Beweist man, daß der Scirocco seine Strömungen, ehe sie nach Rom kommen schon an der albanischen Bergkette gebrochen hat; so gestehen sie das zwar ein, behaupten aber dagegen, er schwängere sich nachher von Neuem mit allen Miasmen der Campagna und hauche diese über den entgegenstehenden Vatican aus. Natürlich wird abermals eingewendet, diese Entladung sey schon vorher über dem Capitolinus, Palatinus, Cölius und Esquilinus erfolgt, und könne folglich, die Schwängerung sogar zugegeben, nicht mehr auf dem Vatican Statt finden. Müssen sie auch diesen Einwurf zugeben; so heißt es: „Nun wohl, wenn nicht der Südostwind, so ist es der Südwestwind, denn der Wind ist es einmal." Dann geht es über die pontinischen Sümpfe, besonders über Pius IV her, der bekanntlich, um jene auszutrocknen, einen großen Theil der dortigen Wälder umhauen ließ, und dadurch, wie man hier meint, die Stadt den Verpestungen Preis gegeben hat, welche früher von den Wäldern eingeschränkt wurden, welche deshalb von den alten Römern für heilig gehalten, das heißt, nicht umgehauen werden durften. Wirft man dagegen ein, daß, wie der Scirocco am Capitolinus u. s. w., der Libeccio sich am Janiculus entlade und

*) Ich folge hier dem römischen Sprachgebrauche: „Dentro Roma," nach welchem nur der eigentliche bewohnte und zwar, im engern Sinne nur der von den Honoratioren bewohnte Theil der Stadt, welcher sich in mehr oder minder weiten Kreisen um den Corso herum zieht, oder der alte Campus Martius minor, als in der Stadt liegend, betrachtet wird.

*) Dieser Libeccio spielt, nach der aria cattiva, die zweite Hauptrolle im Aberglauben der Römer, wo es auf das Clima ankömmt. Freilich nehmen sie es nicht sehr genau damit: wo sich ein warmer, schwerer und ermattender Wind verspüren läßt, da ist es der Libeccio, er mag wehen, aus welcher Gegend er wolle. Allgemein werden diesem Winde die nachtheiligsten Einwirkungen auf das Clima zugeschrieben. Sonderbar und zu einer ausführlichern Nachforschung, die aber hier nicht Statt finden kann, einladend ist der Umstand, daß, obgleich die alten Römer zur Bezeichnung des Südwest-Windes das Wort Africus hatten, der italienische Ausdruck Libeccio aus dem Griechischen λίψ (gen. λιβός) abstammt. Wie ist es gekommen, daß die Italiener das lateinische Wort bei Seiten gelassen, und statt dessen das griechische genommen haben? wie ist es ferner gekommen, daß nur diese einzige Benennung der sechzehn Winde aus dem Griechischen entlehnt, alle übrigen aber (etwa Sirocco oder, Toscanisch besser, Scirocco ausgenommen, welches von Sirius, oder Syrien abstammen kann) aus dem Lateinischen genommen sind?

Es muß hier bemerkt werden, daß Scirocco im Italienischen nicht absolute jenen warmen trockenen, betäubenden Wind, der auch Sam oder Samiel genannt wird, sondern bloß den Südost-Wind bedeutet, ob dieser gleich in so fern mit jenem einerlei ist, als er von Arabien und Syrien, wo der Samiel weht, herüber kommt.

folglich erst aus der zweiten Hand und in gebrochenen Strömungen uf dem Vaticane anlange; so antworten sie weiter Nichts, sondern sagen: „Ma siate curioso," und weisen, wenn es zufällig die Zeit der Erdbeeren ist, auf diese Frucht hin, welche, wie sie behaupten, der Libeccio mit Meersalztheilen schwängert und dadurch zu Kohle verbrennt. Natürlich bestreitet man auch diese Behauptung durch die Bemerkung, daß die Erdbeere auch in andern Ländern, wohin die Meeresluft nicht kommen könne, nicht selten von derselben Krankheit befallen werde. So von allen Seiten in die Enge getrieben, brechen sie die Discussion mit der gewöhnlichen römischen Phrase ab, die als ultima ratio gelten muß, wenn es an allen andern Gründen fehlt: „Che volete, ch'io vi dica?" und setzen trotzig hinzu: „Credeteci: l'aria è pessima al Vaticano!"

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich III und sein Hof.

(Fortsetzung.)

Fünfter Auftritt.

St. Megrin, die Herzogin von Guise.

St. Megrin. Sie! ... Sie ist's! ... Da ist sie ... (er stürzt auf sie los, dann hält er plötzlich inne) Ich habe irgendwo gelesen, daß Zauberer bisweilen Leichname aus den Gräbern holen, und ihnen durch die Kraft ihrer Beschwörungen die Gestalt einer lebendigen Person geben. Wenn ... Gott stehe mir bei! Ha! ... aber sie bleibt unverändert ... Also ist das keine Zauberei, kein Traum aus dem Himmel ... ach! kaum schlägt ihr Herz! ... ihre Hand ... ist eiskalt! ... Catherine! erwache, dieser Schlaf ist schrecklich! ... sie schläft noch immer ... Was soll ich thun? ... ha! das Fläschchen! ... ich hatte nicht mehr daran gedacht ... ich verliere den Kopf! ... (er hält es ihr vor).

Die Herzogin von Guise. Ach! ...

St. Meg. Ja, ja ... rieche nur ... erhebe Dich ... sprich, sprich! ... wenn ich nur Deine Stimme höre, auch wenn Du mir sagen solltest, ich müsse Dich auf ewig nicht wieder sehen; immer besser, als daß ich Dich sehe versunken in diesem kalten Schlafe.

Die Herz. v. G. O, wie schwach ich bin ... (sie erhebt sich und stützt sich auf das Haupt St. Megrin's, der zu ihren Füßen kniet) Ich habe lange geschlafen ... Meine Kammerfrauen ... wie heißen sie doch? ... (nun bemerkt sie St. Megrin) Ei, sind Sie es, Graf? (sie bietet ihm die Hand).

St. Meg. Ja ... ja ...

Die H. v. G. Sie! ... aber warum Sie? denn Sie bin ich ja nicht gewohnt, bei meinem Erwachen zu sehen ... Mein Kopf ist so schwer, daß ich keine zwei Gedanken an einander zu reihen vermag ...

St. Meg. O! Catherine! Wenn auch nur Einer darin auflebte, wenn nur der Eine darin weilte! ... der Gedanke an meine Liebe zu Dir ...

Die H. v. G. Ja ... ja ... Sie lieben mich ... o, schon lange bin ich das gewahr worden ... und auch ich, ich liebte Sie, und verschwieg es Ihnen ... Warum denn? ... es kommt mir doch vor, als liege viel Glück darin, es zu sagen! ...

St. Meg. O! wiederhole es doch ... sage es doch noch einmal, es liegt viel Glück darin, es zu hören!

Die H. v. G. Aber ich hatte eine Ursache dazu, es Ihnen zu verbergen ... Was war es doch? ... Ja! ... Nicht Sie hätte ich sollen lieben ... (sie steht auf, und vergißt ihr Handtuch auf dem Sofa) Heilige Mutter Gottes! sollte ich gesagt haben, ich liebe Sie? ... ich Unglückliche! ... meine Liebe erwachte früher, als meine Vernunft.

St. Meg. Gieb nur Deinem Herzen Gehör. Du liebst mich ... Du liebst mich.

Die H. v. G. Ich! ich habe das nicht gesagt, Herr Graf, das gewiß nicht; glauben Sie nicht, daß es an dem sey ... es war ein Traum ... der Schlaf ... der ... Aber wie geht es zu, daß ich mich hier befinde? ... Was ist das für ein Zimmer? ... Maria ... Frau von Cassé ... lassen Sie mich, Herr von St. Megrin, entfernen Sie sich ...

St. Meg. Ich mich entfernen? ... und warum? ...

Die H. v. G. O mein Gott! mein Gott! wie geschieht mir?

St. Meg. Madame, ich war hier, ich traf Sie, ich weiß nicht wie ... Darunter ist Hexerei, Zauberei.

Die H. v. G. Ich bin verloren! ... ich, die bis jetzt Ihnen so sehr auswich ... ich, auf welcher bereits der Argwohn des Herrn von Guise, meines Herrn und Meisters ...

St. Meg. Herr von Guise ... Hölle und Teufel! ... Herr von Guise, Ihr Herr und Meister! O! möchte er nicht ohne Grund Sie im Verdacht haben ... und all sein Blut ... all das meinige ...

Die H. v. G. Herr Graf, Sie schrecken mich.

St. Meg. Verzeihung! ... aber wenn ich daran denke, daß ich Sie hätte kennen lernen, von Ihnen geliebt seyn, ebenals Ihr Herr und Meister werden können ... Er ist mein Verderben, der Herr von Guise, aber mein Schutzengel möge mich einst verlassen, wenn ich mich nicht dafür räche ...

Die H. v. G. Herr Graf! ... Aber zur Hauptsache ... wo bin ich? sagen Sie mir es ... helfen Sie mir von hier hinweg, stehen Sie mir bei, daß ich nach dem Hotel de Guise komme, und ich verzeihe Ihnen Alles.

St. Meg. Mir verzeihen, und was ist denn mein Verbrechen?

Die H. v. G. Ich bin hier ... und Sie fragen mich das ... Sie haben eine Frau in ihrem Schlafe entführt ... Die Frau ist Ihnen fremd, sie darf Sie nicht lieben, sie liebt Sie nicht, Herr Graf ...

St. Meg. Die mich nicht liebt! ... Ha, Madame, so wie ich liebe, liebt man nicht, ohne geliebt zu werden. Ich glaube deshalb Ihren ersten Worten, ich glaube deshalb ...

Die H. v. G. Stille doch, hören Sie.

St. Meg. Fürchten Sie Nichts.

Joyeuse. (im Vorzimmer) Bei Gott! ... wir stehen Wache, Niemand wird eingelassen.

D'Epernon. Sieh doch, Joyeuse ... in vollem Ligueurs-Aufzug ... von den gelben Stiefeln an bis zu der grünen Feder, es mangelt Nichts ... und wollte er nur seinen wollenen Mantel öffnen, so bin ich gewiß, daß das lothringische Doppelkreuz ...

Der Herzog von Guise. (hinter der Bühne) Gott ist mein Zeuge! Ihr Herren, nehmt Euch in Acht, Ihr glaubt mit einem Fuchs zu spielen, Ihr weckt einen Löwen.

Die H. v. G. Heilige Maria! ... das ist die Stimme des Herzogs von Guise ... Wohin fliehen? wo mich verbergen? ...

St. Meg. (stürzt nach der Thüre) Es ist der Herzog von Guise ... Je nun! ...

Die H. v. G. Halten Sie ein, Herr, im Namen Gottes! Sie machen mich unglücklich.

St. Meg. Sie haben Recht ... (er rennt nach der Pforte und legt zwischen die beiden eisernen Ringe die Eisenstange, die als Riegel dient).

Ruggieri. (tritt ein und nimmt die Herzogin bei der Hand) Stille, Madame ... folgen Sie mir ... (er öffnet die heimliche Thüre; die Herzogin von Guise stürzt dadurch hinaus; Ruggieri folgt ihr; die Thüre geht hinter ihnen wieder zu).

Der H. v. G. (ungeduldig) Meine Herren!

D'Eper. (draußen) Findest Du nicht auch, daß seine lothringische Mundart allerliebst lautet?!

St. Meg. (schaut hinter sich) Jetzt, Madame ... können wir ... Je nun, wo ist sie? ... verschwunden ... wohin? ... wie? ... das Alles soll kein Teufelswerk seyn? O, mein Kopf! mein Kopf! ... Jetzt möge er kommen! (er öffnet die Thüre.)

Der H. v. G. (im Eintreten) Nach denen, die im Vorzimmer waren, hätte ich errathen können, wer mich im Hauptzimmer aufnehmen würde ...

St. Meg. Herr Herzog, wenn diese Aufnahme nicht schon jetzt ganz so ist, wie ich Sie derselben würdig halte, so ist daran nur der Ort schuld ... Jedoch das soll noch kommen, wie ich hoffe.

Joy. Wie, St. Megrin, er selber ist es! mit der Narbe über der Nase! („Balafré" war des Herzogs Spitzname.)

St. Meg. Jawohl, meine Herren, er ist's ... Aber es ist spät am Tage. Gehen wir geschwinde! (sie treten ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Die Cycladen.

Die Ansicht beinahe aller Cycladen ist auf den ersten Anblick auffallend ähnlich; sie zeigen alle dieselben rauhen, porösen Felsenmassen, braunen Bergspitzen und kahlen Abhänge, deren Einförmigkeit kaum hier und da von einem Baume unterbrochen wird, und deren Oede nur selten eine menschliche Wohnung oder ein kleines Dorf belebt. Die plätschernden Wellen der ruhigen See spielen an ihren Ufern und die heißen Sonnenstrahlen des südlichen Klimas prallen ungebrochen von den unter ihnen glühenden Steinen ab.

Ist man indessen gelandet, so erscheint fast eine jede Insel eine Welt für sich; eine jede bewegt sich in einem andern Kreise des Lebens, der Sitten, der Gebräuche, ja nicht selten Sprache. Der Boden der einen ist reich, üppig und blühend, d. Boden der anderen, oft nur wenige Stunden davon, dürr, unfruchtbar und vulcanisch; der Hafen einer dritten ist voll von dem Leben des Handels aller der übrigen, während eine vierte, von der Natur nicht weniger begünstigt, so ausgestorben und todt ist, als wenn die Pest auf ihr gewüthet hätte. Ihre Küsten sind unbesucht, die Straßen ihrer Stadt verödet, und ihre Felder liegen brach.

Aber dieß ist die Wirkung von jener Zähigkeit, mit der alle Orientalen an den Meinungen, Sitten und Gebräuchen ihrer Vorfahren hängen, und welche den asiatischen Ländern den Namen des unveränderlichen Orients erworben hat. Von Menschenalter zu Menschenalter haben diese abgelegenen Punkte der Welt Sitten und Gebräuche behauptet, deren Alterthum gegenwärtig ihr größter Stolz ist, und welche zu ändern oder aufzugeben der Sanktion einer langen Gewohnheit zufolge von ihnen für eine Sünde oder einen Frevel würde gehalten werden.

Emerson's Letters.

Montrose.

Einem Haufen Hochländer, der völlig unbewaffnet war, gab Montrose folgenden Befehl: „Ihr Herren," sagte er, „es ist wahr, ihr habt keine Waffen; aber eure Feinde haben deren, allem Anschein nach, in Ueberfluß. Mein Rath ist daher, da sich eine große Menge von Steinen auf diesem Moor findet, daß sich Jeder mit einem so tüchtigen versehe, als er regieren kann, dem ersten Covenanter, den er sieht, entgegenstürze, ihm den Hirnschädel einschlage und sein Schwert nehme. Dann, denke ich, wird er wohl wissen, wie er sich weiter zu benehmen habe." Der Sieg, den die Hochländer erfochten, war vollkommen.

R. Chalmer's History of the Rebellions in Scotland, from 1638 till 1660, Edinburgh 1829. 8.

Walter Scott.

Von Walter Scott's Romanen wird eine neue Ausgabe angekündigt, die — besonders in stylistischer Hinsicht — sorgfältig von dem Verfasser revidirt und mit historischen und antiquarischen Erläuterungen begleitet seyn soll. Der Verfasser beabsichtigt, dem Prospectus nach, bei dieser Gelegenheit auch die verschiedenen Sagen, Familienüberlieferungen und dunkeln historischen Facta bekannt zu machen, welche seinen Romanen zu Grunde liegen, so wie über die Landschaften, in welche die Scenen verlegt sind, Bericht zu ertheilen. Außerdem denkt er, eine Angabe derjenigen Thatsachen, die in der Wirklichkeit begründet sind, und ein ausführliches Glossar hinzuzufügen. — Die Anmerkungen zum Waverley sollen in historischer Hinsicht äußerst merkwürdig seyn.

Literary Gazette.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 71. 12 März 1829.

Die ungesunde Luft Roms.

(Fortsetzung.)

Wie es vor dreihundert Jahren mit der ungesunden Luft vor dem Volksthore beschaffen gewesen, habe ich oben zu folgern gesucht. Sehen wir jetzt, in welchem Rufe ehemals das Clima auf dem Vatican gestanden haben mag. Prächtige Villen hat hier freilich Niemand erbaut; dagegen bewundern wir dort ein Gebäude, das, in mehr als einer Hinsicht, besonders der Größe, seines Gleichen in Europa sucht, ich meine den vaticanischen Palast. Hier ist weder von seiner geschichtlichen, noch künstlerischen Bedeutung, noch weniger von den darin aufgehäuften Kunstschätzen, die Rede. Für welchen, oder von welchem Pabste, oder von wem sonst, der Vatican zuerst zu bauen begonnen worden ist, darauf kommt hier Nichts an; es genügt, zu wissen, daß dieser Palast, gleich nach der Gründung der ältern Peterskirche, den Päbsten zur Residenz gedient hat. Ist dieser Umstand nicht Beweises genug, daß der Ruf von der ungesunden Luft, in welchem, wie mehrere alte Schriftsteller melden, der Vatican schon unter den ersten Kaisern gestanden, nach Constantin dem Großen entweder verhallt war, oder daß man damals nicht mehr daran glaubte? Denn ließe es sich sonst denken, daß man dort dem obersten Bischofe der römischen Kirche hätte einen Palast erbauen sollen? Freilich haben die Päbste späterhin abwechselnd auch in den Palästen neben der Lateran- und der S. Mariamaggiore-Kirche gewohnt: aber der vaticanische Palast ist von ihnen stets als ihre erste und vorzüglichste Residenz betrachtet und als solche unaufhörlich vergrößert und verschönert worden. Gregor XI, den päbstlichen Stuhl (1376) von Avignon wieder nach Rom verlegend, bezog den Vatican; nach seinem Tode ward sogar das erste Conclave darin gehalten. Nicolaus V (1447—1455) war der Erste, welcher dem Palaste das Ansehen eines ländlichen Aufenthalts zu geben, und da, wo der sogenannte Windthurm (Tor de venti) stand, einen neuen Flügel nebst Garten aufzuführen begann. Innocenz VIII (1484—1492) vollendete den Bau, der nach ihm il Casino di Innocenzo VIII genannt wurde. Dieß ist der nördliche Theil des Vaticans unter dem Namen Belvedere berühmt, wo unter Julius II (1503—1513) die ersten Anfänge der Antiken-Sammlung aufgestellt wurden. Von Innocenz VIII an nahmen die Päbste regelmäßig ihren Wohnsitz auf dem Vatican und vergrößerten ihn fortwährend. Schon sein Nachfolger Alexander VI (Borgia, 1492—1503) baute eine Reihe von Zimmern, welche noch heut seinen Namen führen, und deren Geschichte in der Chronique scandaleuse der Römer einen wichtigen Platz einnimmt. Erwägt man alle diese Umstände, besonders den fortwährenden Aufenthalt der Päbste auf dem Vatican; so wird Niemanden einfallen zu glauben, der Vatican habe damals im Rufe der ungesunden Luft gestanden. Aber den überzeugendsten Beweis, daß selbst noch hundert Jahre nachher das Clima dort nicht für schlechter, als im ganzen übrigen Rom, gehalten ward, hat der große Sixtus V (1585—1590) gegeben, welcher, da das vaticanische Gebäude, trotz seiner ungeheuren Größe, zu unregelmäßig und zerstückelt gebaut war, als daß die Päbste bequem und anständig hätten darin wohnen können, den jetzigen päbstlichen Palast im engern Sinne aufführen ließ, ein Unternehmen, welches in dieser Hinsicht um so entscheidender ist, als damals erst kurz vorher unter Gregor VIII, dem Vorgänger von Sixtus (1572—1585), der Palast auf Montecavallo erbaut worden war. Selbst in der neuesten Zeit, das heißt, etwa vor dreißig bis fünf und dreißig Jahren, kann der Vatican unmöglich im heutigen Rufe der ungesunden Luft gestanden haben, weil sonst, wie schon erwähnt, Pius VI unmöglich seine Sakristei dort errichtet haben würde.

Der allerüberzeugendste Beweis von dem Ungrunde jener Sage, ja überhaupt von der Lächerlichkeit des Vorurtheils der aria cattiva auf dem Vatican liegt heut zu Tage deutlich vor Jedermanns Augen: Leo XII residirt*) trotz der lebensgefährlichen Hämorraghie, welche ihn dann und wann befällt, seit vierthalb Jahren im dortigen Palaste, und seine Indisposition hat sich seitdem auf jede Weise vermindert. Freilich haben die Römer auf diesen Einwurf die Antwort bereit: nach ihrer Meinung herrscht auf dem Vaticane die aria grossa, und diese ist gerade dem Leiden des Pabstes entgegenstrebend. Man sieht, die ungesunde Luft muß sich hier, um den Einwurf wenigstens in Etwas zu entkräften, in dicke Luft verwandeln lassen.

Dieß führt von selbst auf die Frage, worin die ungesunde Luft, im Sinne der Römer, eigentlich bestehe? Daß sie das selbst nicht wissen, habe ich schon oben gesagt: um eine Gegend

*) Der Aufsatz wurde im vorigen Jahre geschrieben.

in den Ruf derselben zu bringen, genügt es, daß sie offen liegt, unbewohnt, also feuerlos und daß folglich die Luft unbewegt ist (l'aria non battuta). Daher die Furcht vor Erweiterung und Lichtung der Gassen, daher die völlige Entvölkerung der entfernt liegenden Gegenden, und die Anhäufung der Menschen im Mittelpuncte der Stadt, daher die schmutzigsten und verpestendsten Fisch- und Fetthökerläden im Erdgeschoß der meisten vornehmen Paläste, daher sämmtliche Pferdeställe nach der Straße hinaus, daher endlich (denn es ist nicht unmöglich, daß dieser Grund vorhanden ist, ob man sich gleich bewußt keine Rechenschaft davon giebt) unter allen Thorwegen und in allen Häusereingängen der Platz der natürlichen Bedürfnisse, unter denen dasjenige, welches im Stehen befriedigt werden kann, freilich dem Geruche sehr beschwerlich fällt, dagegen vielleicht der Gesundheit nicht unzuträglich sein dürfte. Von allen Gegenden Roms ist der Montecavallo (Quirinalis) der einzige Ort, welcher vorzugsweise im Rufe steht, gesunde Luft zu haben, aber nichts desto weniger, und trotz seines reizenden Thals (Valle Quirinale, via di s. Vi[illegible]e), eine Einöde, in deren ganzer beinahe eine Drittel deutsche M[illegible]e langen Gasse (via di Porta Pia), außer einigen Klöstern, Nichts als Villen, Gärten und Weinberge liegen.

Je eingewurzelter das Vorurtheil von der ungesunden Luft bei den Römern ist, desto geneigter muß der Beobachter werden, darin einen Schein von Grund vorauszusehen, weil es sonst kein Vorurtheil, sondern eine wirkliche Narrheit wäre. Es ist ausgemacht, daß die Luft Italiens diesseits der Apenninen (von Rom aus gesprochen) einen Charakter annimmt, der sie nicht allein von der Luft des übrigen Ober- und Mittel-Italiens, sondern vielleicht von der fast aller anderen Länder unterscheidet. Diese Bemerkung machen alle Fremde, die nicht bloß geistig, sondern auch körperlich beobachten gelernt haben. Diese besondere Beschaffenheit des Climas ist schon im Glauben begründet, welchen ganz Europa, ich möchte sagen, die ganze Erde, von der Vortrefflichkeit desselben hat; denn sonst würde sich in diesem günstigen Vorurtheile für Italien eine eben so große Narrheit zeigen, als im ungünstigen der Römer für die Luft ihrer eigenen Stadt. Was Italien, besonders von den Apenninen bis zum mittelländischen Meere hinab, eine so hervorstehende Eigenthümlichkeit verschafft, ist seine geographische Lage. Es ist hier der Ort nicht, mich über diese ausführlicher zu verbreiten; aber es möchte leicht, auch ohne in tiefere physikalische Untersuchungen einzugehen, aus der bloßen, in die Augen fallenden, Oertlichkeit zu beweisen seyn, daß eben diese Lage eigenthümlicher ist, als bei vielen, um nicht zu sagen, bei allen andern Ländern der Erde. Man fasse nur die allerhervorstechendsten Beschaffenheiten ins Auge: Italien ist zwischen zwei Meeresbusen gelegen, welche den Character des eigentlichen Meeres in so fern gemildert haben, als sie selbst wieder von der Luft des Landes, zwischen welchem sie liegen, modificirt werden und aus dieser Wechselwirkung zwischen Erdluft und Seeluft der mittlere Zustand eines Clima's hervorgeht, der das constituirt, was das übrige Europa das vortreffliche Clima dieses Landes nennt. Um mich hier vor jedem Mißverständnisse zu verwahren, merke ich an, daß im eigentlichen Verstande das tyrrhenische Meer freilich kein Meerbusen ist, daß es aber, von Africa, Sicilien, Sardinien, Corsica und vom südlichen Frankreich umgeben, uneigentlich recht gut so genannt werden kann, und vollkommen den Character eines solchen annimmt. Der eben erwähnte mittlere Zustand der Luft Italiens kann in so fern noch wohlthätiger wirken, als die rauhen Winde vom Norden und Osten nicht allein bei ihrem ersten Andrange durch die Alpen und Karpathen, sondern nachher, auf der Hälfte des Weges, zum zweiten Male von den Apenninen, gebrochen werden, so daß gerade nur so Viel davon eindringt, als erforderlich ist, die Luft abzukühlen und in der nöthigen Bewegung zu erhalten. Der Südostwind (Scirocco), in Asien und Africa mitunter tödtlich, weht in Italien gemildert, und selbst die feuerspeienden Berge (Aetna und Vesuv) tragen dazu bei, die Luft zu reinigen, und die nöthigen Erschütterungen zu veranlassen; ja, das ganze Land, wahrscheinlich ein vulcanisches Erzeugniß, aus der Tiefe des Meeres hervorgegangen, nährt in seinem eignen Schooße die Elemente einer ewigen Wiedergeburt und macht ein Verderbniß der Erdmaterie und daraus hervorgehende Verpestung der Luft unmöglich.

Diese mittlere Temperatur des Climas in Italien, hervorgegangen aus der steten Wechselwirkung der Land- und Seeluft möchte nichts Anderes, als die Aufrechterhaltung des gegenseitigen Verhältnisses ihrer inneren Bestandtheile seyn, welche verhütet, daß keine der verschiedenen Luftarten vorherrschend, daß besonders der Gehalt an Lebens- und Stickstoff in dem gegenseitig bestimmten Maße vermindert werde. Daß das Ergebniß davon Gediegenheit, Stärke, ja Schärfe seyn müsse, ist begreiflich. Diese Eigenschaften lassen sich zunächst durch das Gehör erproben, welches jeglichen Schall in Italien mit ungleich größerer Leichtigkeit vernimmt, als in jedem andern Lande; dann auf vielfältig andere Weise, von denen eine besonders so sonderbar ist, daß sie mir Veranlassung zu einer Entdeckung gegeben hat, welche obgleich nicht minder wichtig, als in die Augend fallend, dem Scharfblicke der Physiker bisher völlig entgangen zu seyn scheint. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Durch stete Beobachtung der Luft in Rom, obgleich nur in akustischer Hinsicht angestellt, ist mir's gelungen, in der Einwirkung derselben auf einen gewissen physischen Körper einen neuen Barometer zu entdecken, den natürlichsten, und eine kurze Zeit im Jahre abgerechnet, untrüglichsten und bequemsten, welchen es geben kann. Sobald ich mit den deßfalsigen Experimenten mehr auf's Reine gekommen seyn werde, soll dem Publikum Nachricht davon ertheilt werden. Hier, und zwar in Form eines Räthsels, nur so Viel. Was ist das für ein Ding, welches, so alt, wie das Menschengeschlecht und diesem zum täglichen, ja stündlichen, unumgänglichen Gebrauche dienend, ohne alle und jede weitere Verrichtung, ja selbst in vier Wände eingeschlossen, ja in der dichtesten Finsterniß selbst dem blödsinnigsten Menschen die Witterung des folgenden Tages anzeigen kann? Gleichsam aus Nichts entstehend, wächst dieß Ding im Augenblicke himmelan und ist im Augenblicke wieder vernichtet, hat aber, obgleich gewissermaßen selbst ein Nichts, (denn es ist ungreifbar, aber nicht unfühlbar) vielleicht mehr als einmal die Erde zerstört.

Heinrich III und sein Hof.

(Fortsetzung.)

Sechster Auftritt.

Der Herzog von Guise (allein, nachher:) Ruggieri.

Der Herz. v. Guise. Wann wird mir doch eine gute volle Lage Büchsenschüsse unter diese Günstlinge die unverschämten Laffen vom Halse schaffen? Der Herr Graf Laussade von St. Megrin ... Der König hat ihn in den Grafenstand erhoben; und wer weiß, wie hoch dieser Glückspilz noch emporschießen will? Mayenne hat mich vor seiner Abreise auf ihn aufmerksam gemacht. Ich dürfe ihm nicht trauen, sagte er; er glaubt entdeckt zu haben, er sey in die Herzogin von Guise verliebt, und hat es mir durch Bassompierre sagen lassen ... Bei Gott! wäre ich nicht so sehr von der Tugend meiner Frau überzeugt, Herr von St. Megrin würde den Verdacht theuer bezahlen. (Ruggieri tritt auf) Ah, Du bist's, Ruggieri.

Rugg. Ja, durchlauchtigster Herzog.

Der H. v. G. Die Versammlung in Deinem Hause sollte eigentlich erst morgen statt haben ... aber meine Freunde werden schon heute, in wenigen Augenblicken hier seyn ... Ich kam zuerst, weil ich mit Dir allein sprechen wollte ... Nicolas Poulain hat mir gesagt, ich könnte auf Dich zählen.

Rugg. Es ist wahr ... Und meine Kunst ...

Der H. v. G. Sprechen wir nicht von Deiner Kunst. Ich mag daran glauben oder nicht, so bin ich ein zu guter Christ, als daß ich mich derselben bedienen sollte. Aber ich weiß, daß Du in der Kenntniß der Handschriften aus den Archiven bewandert bist ... Das ist die Wissenschaft, der ich benöthigt bin: höre mich an. Der Advokat Johann David hat es beim Pabst nicht dahin bringen können, daß er die Ligue genehmigt hätte: er ist also nach Frankreich zurückgekommen.

Rugg. Ja, seine letzten Briefe an mich waren aus Lyon.

Der H. v. G. Er ist dort gestorben; er hatte wichtige Papiere in Händen. Diese Papiere sind verschwunden. Darunter befand sich ein Stammbaum, welchen der Herzog von Guise, mein Vater, glorreichen Andenkens, im J. 1535 durch Franz Rosieres hatte verfertigen lassen. Es war darin bewiesen, daß die Fürsten von Lothringen die einzige und ächte Nachkommenschaft von Karl dem Großen sind. Höre, Alter, Du sollst mir einen andern Stammbaum machen, angewurzelt an die Carlovinger: Du mußt Dich auf neue Beweise stützen. Die Arbeit ist mühsam und schwer, sie verdient gute Bezahlung. Dieß gebe ich Dir auf Abschlag.

Rugg. Euer Durchlaucht sollen mit mir zufrieden seyn.

Der H. v. G. Gut ... Aber was wollten denn die jungen Hofschmetterlinge hier, die ich antraf?

Rugg. Mich befragen über die Zukunst.

Der H. v. G. Sind sie denn nicht mit der Gegenwart zufrieden? ... sie wären sehr undankbar. Sie sind doch abgegangen, nicht wahr?

Rugg. Ja, Durchlaucht, sie sind jetzt im Louvre.

Der H. v. G. Möge der Valois einschlafen beim Lärmen ihrer Tollheiten; bald wird er nie wieder erwachen, als durch die Glocke, die ihn zur Frühmette seines Klosters rufen soll ... Aber da ist Jemand im Vorzimmer ... Ha, ha, es ist der alte Crucé.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Crucé, dann Bussy-Leclerc, La Chapelle Marteau und Brigard.

Der H. v. G. Was giebt's Neues, Crucé.

Cr. Nichts Gutes, Euer Duchlaucht, gar nichts Gutes; Nichts geht voran ... Alles wird immer schlimmer. Zum Henker, wir sind Verschworene, fad wie Rosenwasser.

Der H. v. G. Wie so?

Cr. Ei, freilich ... wir verderben die Zeit mit politischen Lumpereien, wir laufen von Haus zu Haus, um die Union unterzeichnen zu lassen. Beim heiligen Thomas! Sie sollten sich nur zeigen, Herr Herzog; die Hugenotten gehören zur Ligue, sobald sich Euer Duchlaucht nur zeigen werden.

Der H. v. G. Wie steht's mit Ihrer Liste?

Cr. Drei- bis vierhundert eifrige Männer haben sich unterzeichnet; hundert und fünfzig Politiker haben ihr Zeichen darunter gemacht; ein dreißig Hugenotten wollten nicht und machten ein saures Gesicht ... diesen letztern habe ich ein weißes Kreuz an die Thüre gemahlt, und wenn je die Gelegenheit sich geben sollte, wo ich meine armselige Büchse losbrennen könnte, die schon seit sechs Jahren in Ruhe dahängt ... Aber dieß Glück werde ich nicht erleben, Euer Durchlaucht: die guten Beispiele der Vorzeit gehen verloren ... Bei Gott, wäre ich an Ihrer Stelle ...

Der H. v. G. Und die Liste ...

Cr. Da ist sie ... Machen Sie Patronen daraus, Herr Herzog, je eher, je besser.

Der H. v. G. Es wird sich geben, eifriger Mann, es wird sich geben.

Cr. Wollte Gott! ... Ha! ha! da sind die Kameraden. (Bussy-Leclerc, La Chapelle Marteau und Brigard treten auf.)

Der H. v. G. Je nun, meine Herren, ist der Fang gut ausgefallen?

Bussy-Leclerc. Nicht ganz schlecht; ich habe meinerseits drei- bis vierhundert Unterzeichnungen; Advokaten, Prokuratoren.

Cr. Und Du, mein kleiner Brigard, hast Du den Krämern Muth beigebracht?

Brig. Alle haben unterschrieben.

Cr. Gott sey Dank! Das ist ein Mann von Eifer, Herr Herzog. Wer zur Union gehört, darf nur in seinem Laden einsprechen, an der Ecke der Straße Aubry-le-Boucher; er giebt ihnen 30 Prozent Rabbat von allen Artikeln, die sie bei ihm nehmen.

Der H. v. G. Und, Herr Marteau?

Mart. Mir ist es weniger geglückt, Herr Herzog ... die Ober-Rechnungsräthe sind furchtsam; der Herr Präsident de Thou hat zwar unterzeichnet, aber mit einer Beschränkung.

Der H. v. G. Die Lilien sind ihm also sehr angelegen, Ihrem Präsidenten de Thou? ... Hat er denn nicht gese-

hen, daß man dabei Gehorsam gelobt dem König und seiner Familie?

Mart. Freilich; aber man hält Versammlungen ohne seine Erlaubniß.

Der H. v. G. Er hat Recht, der Herr de Thou ... Morgen werde ich beim Lever Seiner Majestät erscheinen; meine Herren, ich hätte zuerst darauf bedacht seyn sollen, die Bestätigung des Königs zu erhalten; er würde es nicht gewagt haben, sie mir zu verweigern ... Aber, Gott sey Dank! noch ist es Zeit. Morgen will ich Heinrich von Valois die Lage seines Reichs unter die Augen legen; ich werde im Namen seiner unzufriedenen Unterthanen sprechen. Schon hat er die Ligue stillschweigend anerkannt; ich will, daß er ihr öffentlich ein Oberhaupt ernenne.

Mart. Seyen Sie auf Ihrer Hut, Herr Herzog; die Zündpfanne der Pistole ist nahe an der Lunte, und nirgend ein zweiter Poltrot ...

Der H. v. G. Er wird es nicht wagen! ... Außerdem werde ich bewaffnet hingehen.

Cr. Gott sey mit Ihnen und mit der guten Sache! Nachher, glaube ich, wird es Zeit seyn, einen Entschluß zu fassen, Euer Durchlaucht.

Der H. v. G. Längst ist er gefaßt; was ich nicht innerhalb einer Viertelstunde entscheide, werde ich nicht entscheiden in meinem ganzen Leben.

Cr. So ... und bei Ihrer Vorsicht wird vielleicht Ihr ganzes Leben nicht hinreichen, das zu vollziehen, was Sie in der Viertelstunde beschließen.

Der H. v. G. Herr Crucé, zu einem Entwurf wie der meinige, ist der sicherste Bundesgenosse die Zeit.

Cr. Bei Gott! Sie sind jung ... Sie ... mit Ihren zwei und dreißig Jahren; ... aber ich, mit meinen fünf und vierzig, ich habe Eile; und weil nun Jedermann unterzeichnet...

Der H. v. G. Freilich... Aber die zwölftausend Mann, Schweizer und (fremde) Reiter, welche auf Befehl Seiner Majestät in Ihre gute Stadt Paris eingerückt ... haben sie auch unterzeichnet, sie? ... Jeder dieser Leute trägt eine Kugelbüchse nebst einer schönen und guten Lunte daran, Herr Crucé; ohne die jungen Falken aus der Bastille zu rechnen ... Ueberlassen Sie das mir, den Tag zu bestimmen; und ist er einmal da ...

Bussy-Leclerc. Je nun! was machen wir dann aus dem Valois?

Der H. v. G. Was wir aus ihm machen werden? ... Die Frau von Monpensier zeigte mir gestern eine goldene Scheere, und sagte dabei einige artige Verse, die jene Frage ganz vortrefflich beantworten würden: der Sinn davon ist: „Valois besaß der Kronen zwei: aus lauter Klugheit verlor er die eine; er treibt es so fein, daß auch die andere ihm vom Haupte fallen wird. Mit einer Scheere wird man ihm die dritte zurechtschneiden. *)

*) Bekanntlich wurden in früheren Zeiten mehrere französische Könige durch Usurpatoren in Klöster gesperrt und an ihnen die Tonsur vorgenommen.

Buß. Amen! Nicht wahr, mein alter Hexenmeister? Denn da Du Nichts sagst, so hoffe ich, Du denkest wie wir ...

Rugg. Ich wartete den günstigen Zeitpunct ab, um Ihnen eine kleine Bittschrift vorzulegen.

Buß. Was für eine?

Rugg. (gibt ihm die Anweisung d'Epernon's). Da ist sie.

Buß. Wie? eine Anweisung von d'Epernon ... auf mich ... Das ist eine Posse ...

Rugg. Er sagte dabei, daß, wenn Sie sie nicht honoriren, er Sie besuchen und in Person eintreiben würde.

Buß. Er soll nur kommen, zum Henker! ... hat er vergessen, daß ich Fechtmeister war im Regimente Lothringen, ehe ich Prokurator wurde! ... Ich glaube fast, der liebe Günstling möchte gerne auch eine Statue haben, wie die, womit die Gräber des Quelus und des Maugiron geschminkt sind? Ei, wenn es ihm nur darum zu thun ist ... wir werden ihn ebenfalls in Marmor hauen lassen.

Der H. v. G. Meister Busso, thun Sie das ja nicht, Ich möchte lieber fünf und zwanzig meiner Freunde verlieren, als ihn nicht zum Feinde haben. — Durch seine Unverschämtheit bekommen wir manchen Anhänger ... Geben Sie mir die Anweisung, Ruggieri. Zehn Thaler in edeln Rosen? macht hundert und zwanzig Livres Tournois ... da sind sie! ...

Buß. Was machen Sie denn, gnädigster Herr?

Der H. v. G. Seyen Sie ruhig; wenn der Zeitpunct zu unserer Abrechnung kommen wird, soll er mir Nichts schuldig bleiben ... Aber meine Herren ... nun bescheide ich Sie auf morgen Abend. Die Thore des Hotels de Guise werden für alle unsere Freunde offen stehen; Frau von Monpensier wird dort die Honneurs machen; und doppelt willkommen wird seyn, wer mit dem Doppelkreuz von Lothringen kömmt! Ruggieri, gieb Du den Herren das Geleite. Also es bleibt dabei, auf Morgen Abend, im Hotel de Guise.

Cr. Ja, Euer Durchlaucht! (sie gehen ab)

Achter Auftritt.

Der Herzog von Guise. (allein; er setzt sich auf den Sofa, auf welchem die Herzogin ihr Handtuch vergessen hat.)

Beim heiligen Heinrich von Lothringen! Da habe ich ein hartes Gewerbe unternommen ... Diese Menschen glauben, man gelange zum Throne von Frankreich, wie zu einer Pfründe in der Provinz. Der Herzog von Frankreich! Der Traum ist schön ... Er wird eintreffen der Traum; aber zuvor welch eine Anzahl Nebenbuhler! Zuerst der Herzog von Anjou ... ihn hat man am Wenigsten zu fürchten; Volk und Adel hassen ihn, und leicht könnte man ihn für einen Ketzer und unfähig zur Nachfolge erklären ... Aber nach ihm, ist da nicht der Spanier, der als Schwager den Nachlaß des Valois fordert? ... Der Herzog von Savoyen, sein Oheim durch Heirath, wird auch Ansprüche machen. Der Herzog von Lothringen hat seine Schwester zur Gemahlin ... Vielleicht gäbe es ein anderes Mittel: man könnte die Krone dem alten Cardinal von Bourbon aufsetzen und ihn zwingen, mich als Erben zu erkennen ... Daran läßt sich denken ... Wie viel Mühe! Qualen! ... um vielleicht am Ende durch eine Pistolenkugel oder durch die Klinge des Dolchs ... Ach! (er läßt muthlos die Hand sinken, und berührt das Tuch, das die Herzogin vergessen hatte) Was ist das? Bei allen Teufeln! ... dieses Tuch gehört der Herzogin von Guise ... Da sind die beiden Wappen von Cleve und Lothringen ... Sie wäre hieher gekommen! ... St. Megrin! ... O, Mayenne, Mayenne! Du hattest Dich also nicht betrogen! und er, er ... (er ruft) St. Paul! (sein Waffenträger tritt ein) St. Paul! Man hole dieselben Männer, welche den Dugast ermordeten.

Ende des ersten Acts.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Mit einer Beilage.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 72. 13 März 1829.

Die nordwestliche Durchfahrt. *)

(Mit einer lithographischen Beilage.)

Seit der Entdeckung des westlichen Festlandes giebt es kein wichtigeres geographisches Problem, als die Auffindung eines Seewegs von dem atlantischen nach dem stillen Ozean, oder die Möglichkeit einer Fahrt über den Pol.

Malte Brun fragt mit Recht: Ist nicht die Erdkunde eine Schwester und Nebenbuhlerin der Geschichte? Die Wichtigkeit der Erdkunde ward von jeher anerkannt; besonders aber hat man seit drei oder vier Jahrhunderten so viel Eifer darauf verwendet, daß ausser einem Theile Africa's und den Inseln der Südsee sich unsre Wißbegierde nur noch nach einem Puncte richtet. Und was ist nicht gerade in Bezug auf diesen Punct in den letzten sechzig Jahren geschehen, wenn man betrachtet, welche reiche Ausbeute die umfassenden Entdeckungen in der Polarsee für die Naturwissenschaften gewährten, wie viel Licht sie über das Wesen des Magnetismus verbreiteten, dessen nahe Verwandtschaft mit der Elektricität nachgewiesen wurde, und welche bedeutende Aufschlüsse sie über verschiedene atmosphärische Erscheinungen herbeiführten?

Die Geschichte dieser nordischen Entdeckungen umfaßt einen Zeitraum von beinahe einem Jahrtausend. Aber welch ein Unterschied zwischen jenen kühnen Seeabentheurern der früheren Periode und den wissenschaftlichen Seefahrern des jetzigen Zeitalters! Und doch half diesen all ihre Kunst und Wissenschaft oft nicht viel weiter als jenen Glück oder Zufall! Es ist eine interessante Bildergallerie, die sich uns hier eröffnet. Zu vörderst erscheinen die Skandinavier und unter diesen der Seeräuber Naddodd, welcher vielleicht der Erste war, der in dem Polarkreise Entdeckungen machte. Im neunten Jahrhundert, ums Jahr 861, ward er auf einer Raubfahrt durch anhaltende Ostwinde an eine unbewohnte Küste getrieben, welche er wegen der Menge Schnee auf den Gebirgen Schneeland nannte. Vierzehn Jahre später besuchte diese Insel ein Schwede, Namens Flocke; der Sage nach ließ er Raben, die er mit sich genommen hatte, in der Gegend des Ozeans, wo die Insel liegen sollte, fliegen, um der Richtung ihres Fluges zu folgen. So erreichte er die Insel, welcher er den Namen Island gab, den sie auch bis auf unsere Zeiten behalten hat. Isländische Chroniken berichten aber, daß die norwegischen Ankömmlinge daselbst hölzerne Kreuze und andere Kunstarbeiten vorgefunden, und für brittischen oder irischen Ursprungs erkannt hätten; so daß daraus hervorginge, die Insel sey bereits vor dem Jahr 861 besucht worden. Thätigkeit und Unternehmungsgeist setzte die Isländer bald in Verkehr mit den meisten europäischen Nordländern; auch durch Gelehrsamkeit zeichneten sie sich aus; und die Erdkunde sowohl als die Geschichte des Nordens hat ihnen Viel zu verdanken.

Es war um die Mitte oder gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts, als der Isländer Gunbiorn im Westen von Island ein ausgedehntes Land entdeckte, das später von einem flüchtigen Norweger, Erik Randa, von Island aus besucht wurde. Nach drei Jahren kehrte dieser zurück, und machte eine übertriebene Schilderung von dem Lande, dem er den Namen Grönland gab. Bald darauf, im Jahr 986, siedelte sich eine ansehnliche Kolonie daselbst an, und von dieser Periode läßt sich die eigentliche Kolonisirung America's datiren. Diese interessante Ansiedlung (auf der Ostküste) kam zusehends in Flor. Nach Barrow zählte man bereits zwölf Kirchspiele, 190 Dörfer, einen Bischofssitz und zwei Klöster, als in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, durch Anhäufung beträchtlicher Eismassen an der Küste, den Europäern jeder Verkehr mit Grönland abgeschnitten wurde. Der siebzehnte Bischof, der im Jahr 1406 dahin abging, mußte unverrichter Dinge wieder zurückkehren, und von dieser Zeit bis auf die Gegenwart liegt ein undurchdringlicher Schleier über dieser Kolonie. Die Bewohner glücklicherer Klimate fühlten sich zu thätigem Beistande aufgefordert; umsonst. Zwar soll um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein isländischer Bischof sich der Küste so weit genähert haben, daß er die Bewohner ihre Heerden durch die Gefilde treiben sah; wahrscheinlich aber dürfte sie die Härte des Klima's, der Mangel an Unterstützungen aus Europa und die natürliche Feindschaft der Eskimos aufgerieben haben. Doch äußert Capitän Scoresby, ein thätiger, verständiger Wallfischfahrer, der vor wenigen Jahren die dortigen Gewässer beschiffte, sich geneigt zu glauben, daß die Nachkommen der isländischen Ansiedler immer noch dieses Land bewohnen.

Daß Grönland durch Arme der See von dem Festland ge-

*) The American Quarterly Review. Nr. VI.

trennt ist, unterliegt keinem Zweifel mehr. Mag es aber auch eine Insel und nicht größer seyn, als bisher bekannt war, oder mag es sich bis an den Pol erstrecken, und auf den Namen eines eigenen Festlandes Anspruch haben, immer muß es als ein Theil von America betrachtet werden. Dieß zugegeben, sollte die Entdeckung America's in das Jahr 970 gesetzt werden; das Jahr, in welchem Gunbiorn Grönland entdeckte.

Kerr in seiner vortrefflichen Reisensammlung setzt sie in das Jahr 1001.

„Ein Isländer," sagt er, „wollte seinen Vater in Grönland aufsuchen und wurde durch einen heftigen Sturm nach dem Süden verschlagen. Hier entdeckte er in einiger Entfernung niedriges, mit Wald bewachsenes Land, legte aber nicht an, sondern kehrte zurück. Seine Erzählung veranlaßte einen reichen Norweger, ein Schiff auszurüsten, und diese Entdeckung zu verfolgen: nach einer langen Fahrt wurden sie eine flache kahle Küste ansichtig, und bald darauf ein anderes eben so flaches aber bewaldetes Land. Eine dreitägige glückliche Fahrt brachte sie an eine dritte Küste, von welcher nördlich eine Insel lag. Sie schifften auf einem Flusse landeinwärts und landeten. Die milde Temperatur des Klima's, die Fruchtbarkeit des Bodens und der Reichthum an Fischen in den Flüssen bewog sie hier zu überwintern; sie nannten das Land wegen der vielen dort wachsenden kleinen Trauben Weinland. Bald wurde daselbst eine Kolonie angelegt, welche mit den Eingebornen Handel trieb. Diese waren von kleinem Wuchs und derselben Race mit den Bewohnern des westlichen Grönlands, und bedienten sich lederner Kanoes. Aus den isländischen Chroniken geht hervor, daß zwischen diesem Lande und Norwegen ein regelmäßiger Handel bestand, und getrocknete Trauben, oder Rosinen einen Theil der Ausfuhrartikel ausmachten. Im Jahr 1121 ging ein Bischof von Grönland ab, in der Absicht, die Kolonisten von Weinland zum Christenthum zu bekehren. Nach dieser Periode wird dieses Landes nirgend mehr erwähnt; was wahrscheinlich daher kam, weil der Verkehr zwischen Grönland und Island aufgehört hatte, weil die Völker des Nordlands von der Pest heimgesucht, und durch vielfache Fehden geschwächt und beschäftigt wurden. Das Faktum der Entdeckung aber kann nicht bezweifelt werden, die isländischen Chroniken sind vollständig und genau, nicht bloß in Bezug auf das Land, sondern auch hinsichtlich der Verhandlungen welche zwischen den Kolonisten unter sich, und den Eingebornen Statt fanden. Ordericus Vitalis führt in seiner Kirchengeschichte vom Jahr 1098 Winland nebst Grönland, Island und den Orkneys als Bestandtheile der Herrschaft des Königs von Norwegen auf."

Wir sind daher unwiderstehlich auf den Schluß geführt, daß in der von uns angeführten frühen Periode die Küste von Labrador oder die Insel Neufoundland von Europäern oder ihren Abkömmlingen entdeckt und bewohnt wurde. Der Entdecker dieses Theils von America hieß Biorn — der erste Ansiedler Lief, Erik Rauda's Sohn; sie überwinterten hier in oder um das Jahr 1003 mit 55 Schiffsleuten ungefähr unter 50° nördlicher Breite. Lief's Bruder Thorwald trat in seine Fußstapfen; zwei Jahre lang kam ihm kein Eingeborner zu Gesicht. Später traf er jedoch auf drei Lederkanoes, jedes mit drei Indianern besetzt, deren er sich bemächtigte, und die er mit Ausnahme eines einzigen, welcher entkam, muthwilliger Weise ermordete. Bald darauf machten die Eingebornen einen Angriff auf Thorwald's Schiff; wobei dieser eine Wunde erhielt, die ihm das Leben kostete. Sie nannten dieselben Skrällinger, d. h. Zwerge — ohne Zweifel derselbe Volksstamm, der jetzt unter dem Namen Eskimos bekannt ist. Einen umständlichen Bericht über die gleiche Entdeckung dieses Festlandes durch Madoc im Jahr 1170 giebt Hackluyt. Nachdem jener Island, wie es heißt, weit im Norden gelassen, kam er an ein „unbekanntes Land, wo er viel wundersame Dinge sah."

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich III und sein Hof.

(Fortsetzung.)

Zweiter Act.

(Ein Saal im Louvre. — Links zwei Lehnsessel und einige Stühle für den König, die Königin-Mutter und die Hofleute. Joyeuse liegt in einem der Lehnsessel, und St. Megrin steht aufrecht auf die Lehne des andern gestützt. Gegenüber sitzt D'Epernon an einem Tische, auf welchem ein Schachspiel steht. Im Hintergrunde Fechtübung zwischen St. Luc und Du Halde. Alle haben einen Pagen, jeder in seiner Farbe, neben sich.)

Erster Auftritt.

St. Megrin, Joyeuse, D'Epernon, St. Luc, Du Halde.

D'Eper. Meine Herren, wer von Ihnen will mit mir eine Schachpartie machen, bis der König kommt? St. Megrin, ich bin Dir eine schuldig.

St. Meg. Nein, ich bin heute zu zerstreut.

Joy. O, gewiß, das kömmt von der Prophezeiung des Astrologen . . . Beim wahrhaften Gott! er ist ein ächter Herenmeister. Weißt Du auch, daß er dem Dugast vorausgesagt hatte, er habe nur noch einige Tage zu leben, als ihn die Königin Margarete ermorden ließ? Ich wette darauf, daß eine ähnliche Wahrsagerei dem St. Megrin im Kopfe steckt, und daß irgend eine vornehme Dame, in die er verliebt ist . . .

St. Meg. (unterbricht ihn plötzlich) Aber Du selbst, Joyeuse, warum spielst Du nicht mit D'Epernon?

Joy. Nein, ich danke.

D'Eper. Willst Du etwa auch nachdenken, Du?

Joy. Im Gegentheil, ich spiele darum nicht, um nicht denken zu müssen.

St. Luc. Je nun, willst Du mit mir fechten, Vicomte?

Joy. Das ist zu mühsam, und dann bist Du nicht stark genug für mich. Aus Mitleiden, laß den D'Epernon nicht im Stiche.

St. Luc. Meinethalben.

Joy. (zieht ein Bilboquet aus seiner Schießtasche) Auf mein Wort, meine Herren, das heiße ich ein Spiel. Dabei strengt man weder Leib noch Geist an. Gestern hat diese neue Erfindung einen unsäglichen Beifall bei dem Präsidenten gefunden

Ei, Du warst nicht dort, St. Luc; was war denn aus Dir geworden?

St. Luc. Ich war in die Vorstellung der Gelosi gegangen, Du weißt wohl, zu den italienischen Komödianten, welche vom König die Erlaubniß bekommen haben, im Hotel Bourbon Mysterien zu spielen.

Joy. O ja! die Person bezahlt vier Sous.

St. Luc. Und dann, im Vorbeigehen . . . Halt, D'Epernon, der Zug ist an mir.

Joy. Und dann, im Vorbeigehen?

St. Luc. Wo?

Joy. Im Vorbeigehen, sagtest Du?

St. Luc. Ja, ich blieb stehen geradeüber von Nesle, und sah den ersten Stein zu einer Brücke legen, die Pont-Neuf heißen soll.

D'Eper. Der Baumeister heißt du Cerceau . . . Man sagt, der König werde ihn in den Adelstand erheben.

Joy. Und das von Rechtswegen . . . Weißt Du, daß er mir sechshundert Schritte ersparen wird, so oft ich nach der Straße St. Germain gehen will. (Er läßt sein Bilboquet fallen, und ruft seinen Pagen von dem äußersten Ende des Saals) Bertrand, mein Bilboquet . . .

St. Luc. Meine Herren, ich habe eine große Neuigkeit! Die Frau von Sauve hat mir gestern im Vertrauen gesagt, der König habe die aufrechtstehenden Krausen abgegeben, und werde die liegenden Halskragen nach italienischer Mode tragen.

D'Eper. Ei, Du hättest uns das früher sagen sollen; wir werden um einen ganzen Tag zu spät kommen . . . Sieh da! St. Megrin wußte das, Er . . . (zu seinem Pagen) Daß ich ja Morgen einen umliegenden Kragen statt dieser Krause finde!

St. Luc. (lacht) Ha, ha, Du erinnerst Dich, daß Dich der König auf vierzehn Tage lang vom Hofe verwiesen hatte, weil Dir ein Knopf am Beinkleid fehlte . . .

Joy. Je nun! Nun will ich Dir eine Neuigkeit zu der Deinigen mittheilen. Heute wird Antragunt begnadigt.

St. Luc. Ist das wahr?

Joy. Ja, er ist jetzt ganz gewiß ein Guisard . . . (von Guise's Partei) Der Benarbte hat vom König verlangt, er solle ihm seine Befehlshaberstelle wiedergeben . . . seit einiger Zeit macht er, was er will.

D'Eper. Die Ursache ist, weil er seiner bedarf . . . Es scheint, der Bearner (Heinrich IV) sey ins Feld gerückt, in voller Rüstung . . .

Joy. Ihr werdet sehen, der verdammte Ketzer wird schuld seyn, daß wir uns werden in diesem Sommer schlagen müssen . . . Ins Feld ziehen bei einer solchen Hitze, mit anderthalb Zentner Eisen auf dem Leibe — und dann kommt man zurück, schwarzbraun, wie ein Andalusier.

St. Luc. Dir, Joyeuse, würde das besonders wohl anstehen.

Joy. Ich gestehe es; ich fürchte einen Degenstich weniger, als einen Sonnenstich . . . und wenn es von mir abhinge, so würde ich mich jedesmal, wie Bussy d'Amboise bei seinem letzten Zweikampfe, im Mondschein schlagen.

St. Luc. Weiß man, was der Bearner im Sinne hat?

D'Eper. Er ist noch immer in Anjou . . . bei des Königs Bruder . . . der von Guise hat so einen Feind weniger auf dem Halse.

Joy. Ihr sprecht da von dem Guise; weißt Du, St. Megrin, was die Marschallin von Retz von ihm sagt? Sie behauptet, neben dem Herzog von Guise sehen alle andern Fürsten aus wie Pöbel.

St. Meg. Guise . . . immer nur Guise . . . Bei Gott! bei der nächsten Gelegenheit (er zieht seinen Dolch und schneidet damit seinen Handschuh in Stücke) und der heilige Paul von Bordeaur sey mein Zeuge, verspreche ich all diese kleinen Lothringer-Prinzen gleich diesem Handschuh zusammenzuhauen.

Joy. Bravo! St. Megrin! . . . Bei Gott! ich hasse ihn nicht minder, als Du.

St. Meg. Ich gäbe meinen Grafentitel dafür, wenn ich nur fünf Minuten lang mit ihm Degen gegen Degen stünde . . . Vielleicht wird der Fall vorkommen.

Du Halde. Meine Herren, meine Herren, da kommt Bussy.

St. Meg. Wie, Bussy d'Amboise?

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Bussy d'Amboise.

Bussy d'Amboise. Ja! meine Herren, er selber, in Person . . . Seyd gegrüßt, Freunde . . . Guten Morgen, St. Megrin . . .

Joy. Ha, ha! Ihr seyd also wieder ausgesöhnt . . . er wollte Dich zugleich mit Quelus todt machen . . . es lag nicht an ihm, daß es ihm nicht gelang . . .

Bus. Ja . . . wegen der Frau von Sauve; aber seither haben wir unsere Degen gemessen, und gefunden, daß sie von gleicher Länge sind.

St. Luc. Du sprichst da von Frau von Sauve; man sagt, zum Beweis Deiner Treue schreibest Du ihr mit Deinem Blut, wie einst Heinrich III von Polen aus an die schöne René von Chateauneuf schrieb . . . Ohne Zweifel weiß sie, daß Du kommen werdest, sie . . .

Bus. Nein. Wir reisen inkognito . . . Aber ich wollte nicht so nahe bei Euch durchkommen, ohne Euch zu fragen, ob nicht etwa Einer von Euch eines Sekundanten bedürfte . . .

St. Meg. Das könnte wohl geschehen, wenn Du nicht allzugeschwinde wieder abgehst . . .

Bus. Ich schwöre es, daß, wenn das geschehen sollte, ich der Mann dazu bin, meine Abreise zu verschieben . . . also darfst Du auf mich zählen, ich habe das Glück schon so lange nicht gehabt . . . in der Provinz giebt es höchstens Einmal in der Woche eine Balgerei . . . Zum Glück hatte ich meinen Freund St. Phal, an den ich mich halten konnte; wir haben uns dreimal geschlagen, weil er behauptete, er habe auf den Knöpfen eines Rocks die Buchstaben X gesehen, und ich glaubte, es seyen Y gewesen . . .

St. Meg. Wie? das ist ja nicht möglich.

Bus. Bei Gott! wahr . . . Crillon war mein Sekundant.

Joy. Und welcher von Euch hatte Recht?

Bus. Wir wissen es noch nicht: es wird sich beim vierten

Gang entscheiden . . . Aber was sehe ich dann dort am Ende des Saals? Den Pagen des Antragunt! . . . Ich glaubte, daß seit Tuelus Tode . . .

St. Luc. Der Herzog von Guise hat um seine Gnade gebeten.

Bus. Ah, jawohl gebeten . . . ich verstehe Dich wohl . . . Er ist also immer unverschämt, unser schöner Vetter von Guise?

St. Meg. Das Maß ist noch nicht voll . . .

D'Eper. Bei Gott! Du meinst also, er könnte die Unverschämtheit noch weiter treiben; ich bin gewiß, daß der König im Innern seines Herzens nicht Deiner Meinung ist.

St. Meg. Seine Majestät sollten nur Ein Wort sagen . . .

D'Eper. Ei, Du mußt wissen, daß der König jetzt zu Viel zu thun hat . . . er lernt Latein.

St. Meg. Braucht er Latein zu verstehen, um mit Franzosen zu sprechen; er sage nur: Auf, tapferer Adel! und Schwerter zu Tausenden, gute Klingen, werden aus der Scheide fliegen, in welcher sie rosten. Hat er nicht mehr dasselbe Herz in der Brust, das in Jornac und in Montcontour schlug, oder haben ihm seine wohlriechenden Handschuhe die Hände so sehr erweicht, daß er damit den Degengriff nicht mehr halten kann?

D'Eper. Stille, St. Megrin . . . ich höre ihn kommen.

Ein Page. (tritt ein) Der König . . .

Bus. Ich will mich ein Wenig auf die Seite stellen . . . Ich will nur erscheinen, wenn er bei guter Laune ist . . .

Ein zweiter, dann ein dritter Page. (während Jedermann aufsteht und sich Gruppen bilden) Der König! der König!

(Fortsetzung folgt.)

Der persische Dichter.

Ein Dichter, der fünfzig Meilen weit von Schiras kam, um Malcolm bei seiner Ankunft in Persien zu bewillkommen, indem er ihm ein schön auf reichgeschmücktes Papier geschriebenes Lobgedicht überreichte, hörte, daß die Person, die er so gepriesen habe, seine Poesie kaum verstehen könne und nicht den geringsten Geschmack an dergleichen Artigkeiten habe. „So will ich ihm eine Geschichte erzählen, erwiederte er, die ihm zeigen soll, wie wenig Kenntnisse und Geschmack er bedarf, um meinen Zweck zu begreifen. Vor einigen Jahren, als die Afghanen die Herrschaft in Persien hatten, war ein roher Häuptling dieser Nation Gouverneur von Schiras. Ein Dichter machte ein Lobgedicht auf seine Weisheit, Tapferkeit und Tugend. Als er dasselbe in den Palast brachte, begegnete er unter dem äußeren Thor einem Freund, der ihn fragte, wohin er gehe? Er entdeckte ihm sein Vorhaben. Der Freund fragte ihn, ob er von Sinnen sey, einem Barbaren ein Gedicht zu überreichen, der nicht ein Wort Persisch verstehe? „Das mag Alles wahr seyn, sagte er; aber ich sterbe Hungers und habe kein anderes Erwerbsmittel, als Verse zu machen. Ich muß daher meinen Vorsatz ausführen." Er ging und stellte sich, sein Gedicht in der Hand, vor den Gouverneur. „Wer ist dieser Bursch?" rief der Afghane aus, und was ist dieß für ein Papier, das er in der Hand hält?" — „Ich bin ein Dichter," war die Antwort, „und dieß Papier enthält ein Gedicht." — „Wozu gebraucht man die Poesie?" fragte der Häuptling. — „Um große Männer, wie Euch, unsterblich zu machen," erwiederte der Poet mit einer tiefen Verbeugung. — „Laß uns Etwas davon hören!" — Der Poet fing an seine Composition laut vorzulesen; aber er hatte noch nicht die zweite Stanze vollendet, als er unterbrochen wurde. — „Genug," rief der Gouverneur aus, „ich verstehe Alles. Gebt dem Manne etwas Geld, das ist es, was er verlangt." Der Poet erhielt sein Geschenk und entfernte sich ganz vergnügt. Er begegnete seinem Freund unter der Thür, der ihn wieder anredete: „Ihr habt Euch jetzt ohne Zweifel überzeugt, daß es eine Thorheit ist, einem Manne Gedichte zu bringen, der nicht ein Wort davon versteht." — „Nicht versteht!" entgegnete er, „Ihr seyd sehr im Irrthume. Er hat schneller den Sinn eines Dichters gefaßt, als irgend ein Anderer, den ich gesehen habe."

Der Astrolog in Schiras.

Bei meiner Rückkehr von Teheran, erzählt derselbe Malcolm in seiner Geschichte von Persien, erhielt ich einen Besuch von einem Astrologen, der darauf bestand, mein Horoscop zu stellen und mir mein Schicksal zu prophezeihen. Nach den gewöhnlichen Formeln und Berechnungen sagte er mir: ich würde auf meiner Reise nach Indien einen schweren Sturm haben, und, wenn ich diesem entgangen wäre, zum Gefangenen gemacht werden. Ich bemerkte, es sey gut für mich, daß ich kein Vertrauen in seine Kunst setze; denn sonst würde ich ja schon dadurch unglücklich seyn, daß ich mit steter Besorgniß einem Unglück entgegensähe, aus dem doch keine Rettung wäre. Darin, entgegnete er, sey ich im Irrthum, und um mich zu belehren, auf welche Weise man Unglück abwende, wolle er mir eine Geschichte erzählen. „Als Jesus eines Tages unter dem Thore von Jerusalem saß, sah er einen Holzhauer aus der Stadt gehen, der, während er so einherschritt, lustig sang. „Wie unwissend ist dieser Mann über sein Geschick!" sagte der Sohn Mariä zu seinen Schülern: „der arme Mensch, der jetzt so glücklich ist, wird heut in dem Walde seinen Tod finden." Als der Abend kam, kehrte jedoch der Mann zurück und sang lauter als zuvor. Die Schüler sahen abwechselnd einander an, und dann ihren Lehrer. Jesus, der ihre Gedanken las, sagte: „O ihr Kleingläubigen, ihr bezweifelt meine Weisheit; aber wisset, daß der Mann, den ihr sehet, nur einen einzigen kleinen Laib Brod zu seinem Mittagessen bei sich trug und, als er von einem Nothleidenden gebeten wurde, ihm zu helfen, diesem die Hälfte gab. Gott hatte Wohlgefallen an seiner That und erhielt sein Leben. Aber gehet und untersuchet sein Holzbündel und ihr werdet darin die Schlange finden, die dazu bestimmt war, ihm den Tod zu geben." „Ihr sehet," schloß der Astrolog, „auf welche Weise es möglich ist, die Beschlüsse der Sterne abzuwenden." Ich konnte mich nicht enthalten, seinem Scharfsinn die kleine Belohnung zuzugestehen, die ich mir vorgenommen hatte, seiner angeblichen Wissenschaft zu verweigern.

Lingard's Geschichte von England.

Von Lingard's Geschichte von England (A History of England from the first Invasion by the Romans etc. By J. Lingard, 4.) ist der siebente Band erschienen, der das Werk von der Republik (Commonwealth) im J. 1549 bis zum J. 1673 hinabführt. Der Rest der Regierung Karls II und die Regierung Jacobs II ist für den achten Band bestimmt, der das Ganze beschließen soll.

Literary Gazette.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 73. 14 März 1829.

Neu-Süd-Wales. *)

(Fortsetzung.)

Die thierische Bevölkerung.

So zahlreich die wilden Thiere sind, welche Neu-Süd-Wales hervorbringt, so giebt es doch darunter der fleischfressenden nur wenige, und gar keines, das durch seine Größe furchtbar wäre. Der sogenannte australische Hund stammt, wie man in's-gemein annimmt, von einer eingeführten Race ab, die sich dort wild fortgepflanzt hat; die Jäger von Bathurst jagen ihn, wie man in England den Fuchs jagt; er ist ein höchst gefährlicher Feind der Schafe; oft schleicht er sich Nachts in einen Pferch, und zwanzig bis dreißig Stück sind dann in der Regel das Opfer; er faßt sie am Hals, tödtet sie in einem Augenblick und saugt dann gierig ihr Blut; wenn er in Gesellschaft auf Raub ausgeht, so fällt er auch zahme Hunde an und nicht selten ziehen diese den Kürzern. Einen solchen Hund kann man ganz jung aufziehen, und doch ist man nicht im Stande ihn zu Etwas abzurichten oder nur zu verhindern, daß er nicht die Hühnerställe plündert, noch Jedermann, der in seine Nähe kommt, beißt. In seinem Aeußern hat er einige Aehnlichkeit mit dem Schäferhund; und von allen bis jetzt bekannten Vierfüßlern Neuhollands sind er und die Wassermaus die einzigen, die nicht der Familie der Beutelthiere angehören. Man könnte vielleicht von Cunningham Ausschlüsse über die Frage erwarten, welche schon längst die Zoologen beschäftigt, wie die Jungen dieses merkwürdigen Thiergeschlechts aus der Gebährmutter in den Beutel auf dem Rücken kommen; allein wie es scheint, hat er keine Gelegenheit gefunden, darüber Untersuchungen anzustellen, und wir müssen uns also mit der Thatsache begnügen, die man weiß, daß sie noch nicht reif sind, wenn sie geboren werden, und daß der Beutel, in welchem sie die früheste Periode ihrer äußern Existenz zubringen, zwei Knochen zur Unterlage hat, die man sonst bei keiner Gattung von Thieren antrifft. Außer dem Hund nennt Cunningham als fleischfressendes vierfüßiges Thier nur noch die Katze; indessen dürfte das Opossum wohl auch auf dieses Prädicat Anspruch machen. Unter australischer Katze versteht man den gefleckten Dasyurus; man nennt das Thier auch den gefleckten Marder, weil es mit diesem mehr Aehnlichkeit zeigt, als mit der Katze, mit der es außer der Größe Nichts gemein hat. Der Dasyurus mit langem Schweif, kegelförmigem Kopf, fünf Klauen an den bekrallten Vorderfüßen und vier Klauen an den unbekrallten Hinterfüßen bildet eine Neu-Holland und Van Diemens Land eigenthümliche Familie von Beutelthieren. Es giebt einen hundsartigen Dasyurus von der Größe eines Wolfs; einen bärenartigen Dasyurus — von den Kolonisten der Teufel genannt — der ganz schwarz ist; einen iltißartigen Dasyurus, das Tapoa Tafa oder das gefleckte Opossum nebst mehreren Spielarten. Der Dasyurus lebt von Geflügel, Vögeln, Fischen, Insekten: unter dem Schutz der Nacht macht er sich hervor, und geht seiner Nahrung nach; ohne den Greifschwanz des Opossum zu besitzen, klimmt er an den Bäumen hinan und überfällt die Vögel im Schlaf. Eine andere Art von Opossum mit Ringelschwänzen haust in den Wäldern in Löchern und hohlen Bäumen, zusammen mit den fliegenden Eichhörnchen, den Bandicuts und den Kangaruratten. Dieses Opossum, das mit der Farbe einer Ratte die Größe eines Kaninchens verbindet, ist ein artiges, unschuldiges Thierchen; es läßt sich leicht zähmen; und wie es sich im freien Zustand mit seinem Schwanz an den Aesten aufhängt, und von einem Baum zum andern schaukelt, wickelt es im zahmen Zustande, wenn man ihm den Finger auf den Schwanz legt, den Schwanz um den Finger, und hält sich, wenn man will, eine Stunde und länger in der Luft schwebend daran. Nichts begegnet man häufiger in den Straßen von Sydney als Leuten mit einem solchen Opossum an der Hand. Was das Bandicut betrifft, so ist es etwas kleiner als ein Kaninchen, aber sehr fett und von viel besserm Geschmack. Die Eingebornen haben eine große Liebhaberei für dasselbe und machen eifrig darauf Jagd. Dieß geschieht auf folgende Weise. Nachdem sie einen Baum aufgesucht, an welchem die Tatzen des Thiers sichtbar sind, so klettert der Gewandteste von ihnen hinauf, um die fernern Spuren zu verfolgen. Da nun bei den australischen Bäumen erst in einer bedeutenden Höhe die Aeste anfangen, so machen sie sich während des Steigens durch Einschnitte in den Stamm mit

*) Im Folgenden werden wir die höchst merkwürdigen Nachrichten eines Deportirten über Neu-Süd-Wales einflechten, die vor einiger Zeit unter dem Titel Mellish's Book of Botany Bay erschienen und im London Magazine Nro 5, New Series mitgetheilt sind.

ihrem Tomehac eine Art Leiter; oben angekommen bei der Höhle des Bandicut, die sich gewöhnlich im Gipfel befindet, nimmt der Jäger den langen Spieß, den er im Mund trägt, und stößt ihn in die Vertiefung hinab, wo möglich, bis auf den Grund. Ist der Spieß zu kurz, so steigt jener bis zu der Stelle, zurück, wo sich die Höhle endigt, was er dadurch ausmittelt, daß er an den Stamm klopft; hier gräbt er dann ein Loch hinein, das so groß ist, daß das Bandicut heraus kann. Oft bezeugt das Thier aber keine Lust von dieser Gelegenheit Gebrauch zu machen; in diesem Fall legt er Feuer in die Oeffnung; nun springt es heraus, den Baum hinab, und die Hunde fallen darüber her. Hat eine Jagdgesellschaft fünf oder sechs Bandicuts gefangen, so werden die Thiere, die man bloß ihres Fells entledigt, aber nicht ausweidet, in einen Haufen glühender Asche geworfen und noch halbroh wieder herausgenommen und verzehrt. Was der Appetit der Männer übrig läßt, kommt den Weibern zu gut, und während diese sich die Ueberbleibsel schmecken lassen, schüren jene das Feuer von Neuem an und umgeben es mit Tanz und lärmendem Gesang. Schon von Weitem bemerkt man, wo eine Bandicutsjagd gehalten wird, an den da und dort brennenden Bäumen, aus denen der Rauch wie aus Kaminen aufqualmt. Das Holz, das in Neu-Süd-Wales sehr trocken ist, entzündet sich mit reißender Geschwindigkeit und oft greifen die Flammen weit um sich.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich III und sein Hof.

(Fortsetzung.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Heinrich.

Heinrich. Ich grüße Sie, meine Herren; Ich grüße Sie . . . Villequier, man zeige meiner Frau Mutter an, daß ich zurück bin, und man gebe mir Nachricht, ob mein neuer Amazonenrock fertig ist . . . Ei, sagt der Königin, Unserer Gemahlin, ich werde bei ihr vorfahren, um wegen des Tages Unserer Abreise nach Chartres übereinzukommen; denn Sie wissen, meine Herren, daß die Königin und Ich eine Wallfahrt dahin machen, um vom Himmel den bisher vergeblich erflehten Kron-Erben zu erhalten. Wer Uns folgen will, wird dabei willkommen seyn. *)

St. Meg. Sire... wenn, statt der Wallfahrt nach Unsrer lieben Frau in Chartres, Sie einen Feldzug nach Anjou befehlten; wenn Ihre Edelleute Küraße trügen, statt härener Röcke, und Schwerter statt Kerzen, so würde es Euer Majestät nicht an Betfahrern fehlen, und Sie würden mich selber die Hälfte des Weges baarfuß auf glühenden Kohlen machen sehen.

Heinr. Alle Dinge haben ihre Zeit, mein Kind. Wir werden nicht zurückbleiben, wenn es Noth thut; aber gegenwärtig, Gott sey Dank! hat unser schönes Frankreich den Frieden, und wir haben die nöthige Muße zu unsern frommen Uebungen. Aber wen sehe ich da? Ihr an meinem Hofe, Herr von Bussy! (Hier erscheint Catherine von Medicis) Kommen Sie, meine Mutter, kommen Sie; Sie können da Nachrichten von Ihrem vielgeliebten Sohne haben; wäre er ein gehorsamer Unterthan und ein treuer Bruder gewesen, hätte er unsern Hof nie verlassen sollen.

Cath. Er wird wiederkommen, vielleicht, mein Sohn.

Heinr. (setzt sich) Das werden wir sogleich hören . . . Setzen Sie sich, meine Mutter . . . Kommt näher, Herr von Bussy! Wo ließt Ihr Unsern Bruder?

Bus. Sire, in Paris.

Heinr. In Paris! . . . Er sollte in Unserer guten Stadt seyn?

Bus. Nein; aber er kam diese Nacht durch . . .

Heinr. Und geht wohin?

Bus. Nach Flandern . . .

Heinr. Hören Sie das, meine Mutter; wir werden ohne Zweifel einen Herzog von Brabant in Unsere Familie bekommen. Und warum ist er so nahe an Uns vorübergegangen, ohne Uns seiner Treue zu versichern, wie er es seinem ältesten Bruder, seinem König schuldig ist?

Bus. Er weiß, wie freundschaftlich Euer Majestät gegen ihn gesinnt sind, und er fürchtete, Sie möchten ihn nicht so bald wieder entlassen, wenn er einmal wieder im Louvre erschienen wäre.

Heinr. Und, mein Herr, er betrog sich nicht; aber gegenwärtig muß er fühlen, daß er seinen guten Diener und dessen getreuen Degen nicht um sich hat; denn vielleicht denkt er daran, sich bald beider gegen Uns zu bedienen. Also möget Ihr wohl daran thun, Herr von Bussy, Euch sobald als möglich wieder zu ihm zu begeben, und schleunigst von hier abzugehen. (Ein Page kömmt) Je nun, was giebt's?

Cath. Mein Sohn, vermuthlich benutzt Antragunt die Erlaubniß, die er mit Eurem eigenen Willen erhalten hat, vor Euer Königlichen Majestät zu erscheinen.

Heinr. Jawohl, mit meinem eigenen Willen! . . . der Mörder! . . . Liebe Mutter, mein Vetter de Guise fordert da ein großes Opfer von mir: aber Gott will, daß ich es ganz bringe, ich armer Sünder. (zum Pagen) Sprecht!

Der Page. Karl Balzac d'Entraguns, Baron von Dunes, Graf von Graville, ehemaliger Generallieutenant im Gouvernement von Orleans, wünscht Sr. Majestät die Versicherung seiner Treue und Unterthänigkeit zu Füßen zu legen.

Heinr. Ja, ja ... sogleich werden wir unsern treuen und unterthänigen Unterthan vorlassen; doch zuvor will ich mich von Allem trennen, was mich an jenen gräßlichen Zweikampf erinnern könnte. Da, Joyeuse, da . . . (er zieht aus dem Busen eine Art Beutel) da drin sind die Ohrgehänge des Quelus; trage sie zu Ehren unsers gemeinschaftlichen Freundes . . . D'Epernon, da hast Du die goldene Kette des Maugiron . . . Dir, St. Megrin, will ich Schomberg's Schwert geben; es war sehr schwer, für einen Arm von achtzehn Jahren! . . . möge es Dir besser beistehen, als ihm, im ähnlichen Falle. Und nun, meine Herren,

*) Die Pariser Censur hat alle Stellen und Worte, die Anspielungen auf die Gegenwart enthalten, gestrichen: z. B. statt Wallfahrt hat sie Reise gesetzt u. s. w.

machen Sie es, wie ich, vergessen Sie sie nicht in Ihrem Gebete. Verlaßt mich jetzt nicht, meine Freunde, und setzt Euch... Laßt vor ... (Wie er den Antragunt sieht, zieht er ein Riechfläschchen aus dem Beutel und riecht daran) Tretet näher, Baron, und kniet nieder ... Karl Balzac von Entraguns, Wir haben Euch die Gnade ertheilt, Euch vor Uns, in Gegenwart Unsers Königlichen Hofes verzulassen, um Euch an demselben Orte, wo Wir Euch Eure Würden und Titel abgenommen haben, sie wiederzugeben ... Steht nun auf, Baron von Dunes, Graf von Graville, General-Gouverneur unserer Provinz Orleans, und tretet Euern vormaligen Dienst bei Unserer Königlichen Person wieder an ... Steht auf.

D'Entraguns. Nein, Sire ... eher werde ich nicht aufstehen, bis Euer Majestät öffentlich anerkannt haben, daß mein Betragen bei diesem unseligen Zweikampf so war, wie es einem ehrbaren und redlichen Cavalier geziemte.

Heinr. Ja! ... Wir erkennen das ... denn es ist die Wahrheit ... aber die Stöße waren sehr unglücklich! ...

D'Ent. Und nun Sire ... den Handkuß, zum Pfand der Verzeihung und daß Sie es vergessen.

Heinr. Das nicht, mein Herr, das sollt Ihr nicht hoffen.

Cath. Mein Sohn, was macht Ihr da?

Heinr. Nein, Madame, nein. Ich konnte ihm als Christ verzeihen, was er mir zu Leide that ... aber in meinem Leben werde ich es nicht vergessen.

D'Ent. Sire ... ich rufe die Zeit zu Hülfe; vielleicht wird Treue und Gehorsam den Zorn Euer Majestät endlich doch besänftigen.

Heinr. Es ist möglich. Aber Eure Gegenwart muß in Euerm Gouvernement nöthig seyn; es entbehrt Euch schon lange, Baron von Dunes, und das Wohl unserer getreuen Unterthanen könnte darunter leiden ... Wer macht den Lärmen da?

D'Eper. Es sind die Begleiter des Guise ...

Heinr. Unser schöner Vetter von Lothringen will das Vorrecht der souveränen Fürsten, unangemeldet vor Uns zu erscheinen, nicht benutzen. Seine Pagen machen mit allem Fleiß hinlänglichen Lärm, daß seine Ankunft kein Geheimniß sey.

St. Meg. Er nimmt es mit Euer Majestät auf, wie Fürst gegen Fürst ... Er hat seine Unterthanen, wie Sie die Ihrigen, und ohne allen Zweifel will er, bewaffnet von Kopf bis zu den Füssen, Euer Majestät eine unterthänigste Bittschrift vorlegen.

(Fortsetzung folgt.)

Italien und seine Bewohner.

IV. Die Italiener.

(Schluß.)

Wie ein Pflanzenkeim, der sich entwickelt, die unvollkommnen Umhüllungen, die eine Zeitlang das allein Sichtbare an ihm waren, absterben läßt, so wie die vollkommneren Theile genugsam erstarkt sind, um ihrer nicht mehr zu bedürfen; so hat der Mensch im Verlauf der Geschichte gewisse Perioden vorzugsweise gewissen Richtungen gewidmet die dann, nachdem sie durchlaufen waren, (eben dadurch, daß sie, die früher von unendlicher Wichtigkeit waren, weil ihr Ende und ihre Schranken unbekannt blieben, jetzt nicht mehr als allem geistigen Leben Bewegung und Bedeutung verleihend, sondern selbst als eine einzelne Bewegung erschienen,) aufhören mußten, das Streben der Zeit, das höchste Interesse des Geistes auszumachen. Das sicherste Kennzeichen, daß eine Tendenz in einer Zeit auf die angegebene Weise vorherrscht, daß man von ihrer Verfolgung die Befriedigung der höchsten Wünsche des Geistes erwartet, ist ihre innige Verknüpfung mit der Religion. Zugleich aber ist dieß ein Beweis, daß diese Tendenz nach ihren letzten Resultaten noch unklar und dunkel ist. Gott ist überall zu finden; und wer das Göttliche vorzugsweise auf Einem Wege glaubt suchen und darstellen zu müssen, zeigt dadurch nur, daß er diesen Einen Weg noch nicht als einen einzelnen, beschränkten erkannt hat, noch nicht in seinem vollen Umfang übersieht.

Es ist also das erste Erscheinen einer Richtung als höchstes Interesse der Zeit ein Zeichen, daß der Mensch in dieser Hinsicht noch geistig gebunden, noch unwissend ist, daß er aber ein Bewußtseyn über seine Unwissenheit gewonnen hat, daß sie ihn drückt und er deshalb Anstrengungen macht, auf dieser Bahn fortschreitend, das Ziel, zu dem dieselbe führt, kennen zu lernen. So lange auf derselben noch eine große Strecke in Dunkel gehüllt vorliegt, tritt zugleich der Reiz einer gewissen Sehnsucht ein, die dieses Dunkel mit dem Höchsten, über welches die Phantasie gebietet, erfüllt; und so gehen äußere Ungeschicklichkeit und jene gebundene Religiosität, die Andacht, gleichen Schritt. Nur während solcher geistiger Zustände vermögen Bilder, wie das alte Crucifix in Santa Maria Novella zu Florenz eine ganze Stadt nicht bloß in Bewegung, sondern sogar dahin zu bringen, daß die Vollendung des Gemäldes in allem Ernst als eines der größten Zeitereignisse angesehen wird. Wie die äußere Ungeschicklichkeit allmälig abnimmt, der Mensch freier über das Material gebietet, in welchem er das, was ihn geistig beschäftigt, darstellen will, wird auch das religiöse Bewußtseyn ein freieres und die Befreiung der Kunst ist zugleich eine Befreiung für den Gedanken. Dieß ist es, was den Gebildeten auszeichnen soll in jeder Beziehung, daß er das allgemein Bedeutende seinem Auge nicht durch verhüllende Namen entrücken lasse. Die großen italienischen Künstler haben eben so Viel gethan für die geistige Befreiung und Entwicklung der Welt, als die deutschen Reformatoren; denn so lange jene alten, düsterstrengen Heiligen- und Gottesbilder noch die Herzen der Gläubigen fesseln konnten, so lange in der Kunst die äußere Ungeschicklichkeit noch nicht überwunden war, war darin ein Zeichen gegeben, daß der Geist selbst noch in einer engen Beschränkung, in drückender Gebundenheit beharrte. Die Freiheit in der Kunst entwickelte sich mit der Freiheit des Gedankens in gleichem Maße, und beider Entwicklung war gegenseitig bedingt. Erst als man an der Kunst wieder ein freies Wohlgefallen fand, war man auch wieder fähig, die Classiker der alten Welt aufzunehmen, sich an ihnen zu erfreuen und in ihrem Sinne weiter zu arbeiten; und ohne die Aufnahme der alten classischen Literatur wäre die Reformation nie etwas Anderes als ein kirchliches Schisma geworden, wie das der Hussiten war. Als sich das Interesse jedes freieren Strebens des Geistes mit der Reformation verbinden konnte und verband, ward sie ein Panier für Alles, was sich geistig seit jener Zeit ausgezeich-

net hat. *) Die Beziehung der Kunst und der Wissenschaft auf die Religion war also in der damaligen Zeit keinesweges, wie sich manche Protestanten vorstellen mögen, eine künstliche; sondern ein unzerreißbares Band umschlang und verband beide und nur gleichen Schrittes konnten sie der Befreiung entgegen gehen.

Bis zur Reformation gingen Deutschland und Italien, diese früher so innig verschwisterten Länder, diesen gleichen Schritt, sich stets ergänzend und vielseitig freundlich berührend. Seitdem sind sie auseinander gegangen. Italien hatte die Welt der Kunst in ihrem ganzen Umfange zu seinem Interesse gemacht; in Deutschland blieb das Interesse des Gedankens das Höchste; Italien verschmähte später die Freiheit deutscher Wissenschaft, Deutschland Italiens Kunst; und während Deutschlands Wissenschaft dadurch zu einem nüchternen, hohlen, von Lebenskraft entblößten Gemächt des gemeinen Verstandes zu werden drohte, ist Italiens Kunst zu einem frivolen Spiel geworden, welches geistigen Ekel erregt und eine Flucht der Religion vor der Kunst hervorruft, während die letztere ganz zu sinnlicher Ergetzung bestimmt, langweilig und leer zugleich wird.

Wenn dieß aber auch jetzt der Fall ist, wo Italien unter die verknöcherte Form der Hierarchie gedrückt, politisch durch fremde Interessen bestimmt und auf diese Weise zurückgehalten ist von der lebendigen Theilnahme an dem, was die Zeit verlangt; so ruft doch die ganze Geschichte und jeder Fußtritt italienischen Landes uns zu, daß, wenn in den politischen Verhältnissen in Italien das Land es war und seine Beschaffenheit, welche fast überall die Motive der Gestaltungen hergab, und also die Natur hier den Menschen besiegte, dagegen in der Kunst der Mensch sich als Sieger der Natur zeigte, und sich aus diesem ganzen Lande ein großes Denkmal seiner Herrlichkeit geschaffen hat.

Daß dieß möglich werden konnte, dazu reichte es nicht hin, daß das italienische Volk eine Reihe hochbegabter Künstlernaturen hervorbrachte; es mußte auch in jedem Individuum dieser Nation eine gewisse Genußfähigkeit, die Fähigkeit vorhanden seyn, das Schöne zu erkennen und zu achten, denn nie wird ein ausgezeichnetes Werk vollbracht werden, wenn nicht ein großer Kreis sich darnach sehnt und an seiner Vollendung Theil nimmt. In einem Volke kann aber jene Genußfähigkeit, jener Sinn, das Geistige in der sinnlichen Gestalt zu fassen, jener Sinn für das Schöne nicht Statt finden, wenn ganze Classen desselben durch rohe Arbeit sinnlich abgestumpft und selbst aller graciösen Haltung beraubt werden. Die Muße ist die Mutter der Künste.

In Italien hat diese Mutter so fruchtbar sich gezeigt, daß selbst der gewöhnliche Acker mit seinen Baumreihen, seinen Rohrbüschen und Rebenguirlanden, daß selbst das gewöhnliche Gehöft des Bauern mit seinen offnen, wie auf Säulen ruhenden Vorrathsgebäuden, mit den Häusern, die das schöne flache Dach bedeckt, daß selbst die Kleidung des gemeinsten Weibes vom Lande mit ihren fast überall geschmackvoll zusammengestellten Farben und mit dem einfach und zierlich geordneten Haar noch als Beweis eines der ganzen Nation eigenthümlichen Schönheitssinnes angeführt werden kann. Doch wer beschreibt die Herrlichkeit einer Aussicht über jene Königsstadt Toscana's und der Welt, über Florenz und den Garten ihrer Umgebung? Wer malt die äußerste Begrenzung derselben von da an, wo Fiesole mit seinen freundlichen Thürmen herüberwinkt, bis wo die blauen Buckel der Luccheserberge auf dem goldenen Hintergrund des westlichen Abendhimmels sich erheben; wie hier Alles, Alles die Spuren mehrtausendjähriger Arbeit geistvoller Menschen an sich trägt? Wie eine Wasserlilie hervorragt über den Spiegel des Sees, so ruht auf diesem reizenden Boden das reizendere Florenz mit seinen ewigen Werken, mit seinem unerschöpflichen Reichthum. Von dem kühnen luftigen Thurme des Palastes, der wie ein schlanker Mast empor steigt, bis zu Brunelleschi's Wundergebäu, der herrlichen Kuppel der Kathedrale; von dem alten Hause der Spini bis zu dem großartigsten Palast, den die Welt gesehen hat, dem Hause des Pitti; von dem Garten des Franciscanerklosters bis zu den wunderwürdigen Anlagen der Cascinen ist Alles unvergleichlich herrlich und voll Grazie; jede Straße von Florenz ist eine Welt für die Kunst; die Mauern von Florenz sind der Kelch, der die schönste Blüthe des menschlichen Geistes umschließt.

Und dieß ist nur der reichste Edelstein in dem Diadem, womit das italienische Volk die Erde geschmückt hat. Und wenn auch kein anderer ihm ganz an die Seite gesetzt werden kann, so verschwindet doch fast sein Glanz unter der Menge der ihn umgebenden, die alle in eigenthümlicher Herrlichkeit leuchten. Man muß sehr armen Geistes oder sehr schwächlichen Gemüthes seyn, um sich durch irgend ein Ungemach abhalten zu lassen, Italien in seiner Hoheit und die Italiener, wie sie der Geschichte angehören, in ihrer Tüchtigkeit und Eigenthümlichkeit anzuerkennen.

Griechenlieder.

Wilhelm Müller's Griechenlieder sind von einem bekannten niederländischen Gelehrten in das Holländische übersetzt worden, und unter dem Titel Griekenland, Dichtstukjes van Wilhelm Müller, door J. W. Jjintema (Tweede Twalftaal, Amsterd. 1829. 8.) kürzlich im Druck erschienen. Ein Recensent in den Letteroefeningen vertheidigt Müller gegen den albernen Vorwurf seine Gedichte aus der neugriechischen Volkspoesie entlehnt zu haben und dankt dem Uebersetzer dafür, daß er die holländische Literatur mit diesen kleinen, aber kostbaren Perlen der Dichtung bereichert habe.

*) Wohl zu unterscheiden ist, wie es uns scheint, hier zwischen der Reformation und dem Protestantismus. Bezeichnen wir die erstere als das Streben nach geistiger Befreiung, so erkennen wir damit zugleich auch die Unmöglichkeit ihrer Vollendung an, da vollkommene Befreiung nichts Anderes als Vernichtung aller Form, d. i. des Daseyns seyn würde. Dennoch behauptet der Letztere diese Befreiung vollendet zu haben; und wir müssen denselben daher auf doppelte Weise eines geistigen Todes beschuldigen: einmal, angenommen, daß er wirklich das Ziel seines Strebens erreicht hätte, in diesem Fall wäre allen irdischen Schranken und damit dem Leben ein Ende gemacht; angenommen aber, daß er dieses Ziel keineswegs in Wahrheit, sondern nur in seiner Einbildung erreicht hätte, dann wäre wenigstens im Begriff alles Leben getödtet und zugleich durch thörichte Selbstüberschätzung, die das, wovon sie noch weit entfernt ist, bereits zu besitzen wähnt, die Möglichkeit des Weiterstrebens abgeschnitten. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 74. 15 März 1829.

Heinrich III und sein Hof.

(Fortsetzung.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Herzog von Guise. (er ist vollständig bewaffnet, vor ihm gehen zwei Pagen, hinter ihm vier, und Einer derselben trägt seinen Helm.)

Heinr. Kommen Sie, Herr Herzog, kommen Sie . . . Es war da Jemand, der beim Lärmen Ihrer Pagen sich umwandte und gewahr wurde, daß Sie es waren; er wollte darauf wetten, Sie kommen abermal, um Uns unterthänigst um Abschaffung eines Mißbrauchs, um Nachlassung einer Abgabe zu bitten . . . Mein Volk ist sehr glücklich, mein schöner Vetter, in Ihrer Person einen so unermüdeten Fürsprecher, und an mir einen so geduldigen König zu haben.

Der Herz. v. G. In der That haben mir Euer Majestät manche Gnade bewilligt; und ich bin stolz darauf, so oft der Mittler zwischen Ihnen und Ihren Unterthanen gewesen zu seyn.

St. Meg. Jawohl, so wie der Falke zwischen dem Jäger und dem Wilde . . .

Der H. v. G. Aber heute, Sire, führte mich ein wichtigerer Beweggrund vor Euer Majestät, indem ich zugleich von den Bedürfnissen Ihres Volks und Ihren eigenen zu sprechen habe.

Heinr. Ist die Sache so wichtig, Herr Herzog, so könnten Sie ja Unsre nächsten Landstände in Blois abwarten. Dort haben die drei Stände der Nation ihre Sprecher, welche wenigstens Auftrag von mir haben, zu mir im Namen ihrer Machtgeber zu sprechen.

Der H. v. G. Euer Majestät geruhen zu bedenken, daß die Landstände in Blois so eben auseinander gegangen sind und sich erst im Monat November wieder versammeln werden . . . Wenn die Gefahr dringend ist, sollte ein geheimer Rath . . .

Heinr. Wenn die Gefahr dringend ist . . . Aber Sie ängstigen mich, Herr von Guise . . . Je nun, alle Personen, die zu Unserm geheimen Rath gehören, sind hier . . . Sprechen Sie, Herr Herzog, sprechen Sie.

Der H. v. G. Sire, der Schritt, den ich bei Euer Majestät mache, ist kühn, vielleicht zu kühn. Aber ich wäre kein guter, redlicher Unterthan, wenn ich mich länger bedächte.

Heinr. Zur Sache, Herzog, zur Sache.

Der H. v. G. Sire, die ungeheuren aber nothwendigen Ausgaben — denn Euer Majestät haben sie gemacht — haben den Schatz des Staats erschöpft . . . Bisher haben Euer Majestät mit Hülfe Ihrer getreuen Unterthanen die Mittel gefunden, ihn wieder zu füllen. Aber in die Länge mag das nicht dauern. Der heilige Vater hat die Veräußerung von 200,000 Pfund Renten von Kirchengütern bewilligt. Man hat bei den Mitgliedern des Parlaments Geld unter dem Vorwand entlehnt, die fremden Kriegsvölker zu verabschieden. Die Kronjuwelen sind an den Herzog Casimir für drei Millionen verpfändet . . . Die Gelder zur Abtragung der Schulden des Stadthauses sind zu etwas Anderm verwandt worden, und die Generalstände haben die Frechheit gehabt, Euer Majestät die Veräußerung der Domänen zu verweigern.

Heinr. Ja, Herr Herzog, ich weiß, unsre Finanzen stehen ziemlich schlecht . . . Wir werden einen andern Ober-Intendanten ernennen.

Der H. v. G. Diese Maßregel könnte in Friedenszeiten hinreichen, Sire . . . aber Euer Majestät werden zum Kriege genöthigt werden. Die Hugenotten, ermuthigt durch Ihre Nachsicht, machen furchtbare Fortschritte. Faras hat la Reole genommen; Montferrand ist in Periguex, Condé in Dijon, den Navarrer (nachher Heinrich IV) hat man unter den Mauern von Orleans gesehen; die Provinzen Saintange, l'Agenois und die Gascogne stehen unter Waffen, und die Spanier haben unsre Unruhen benutzt, Antwerpen geplündert, achthundert Häuser verbrannt, und siebentausend Einwohner über die Klinge springen lassen.

Heinr. So wahr Gott lebt, wenn das wahr ist, so sollen die Hugenotten im Innern und die Spanier draussen bestraft werden. Wir fürchten uns nicht vor dem Kriege, mein schöner Vetter, und wenn es seyn müßte, so würden wir in Person aus dem Grabe unsers Ahnen Ludwigs IX das Kriegspanier ergreifen, und an der Spitze unserer Armee unter dem Kriegsgeschrei von Jarnac und Montcontur ziehen.

St. Meg. Und sollte es Ihnen an Geld fehlen, Sire, so steht Ihr tapferer Adel da, um Euer Majestät wieder zu

geben, was er von Ihnen erhalten hat. Unsere Häuser, unsere Grundstücke, unser Goldgeschmeide kann man zu Geld machen, Herr Herzog; und bei Gott man dürfte nur die Stickerei an unsern Mänteln und die Namenszüge unserer Damen verschmelzen, so würden sie hinreichen, um den Feind einen ganzen Feldzug hindurch mit goldenen und silbernen Kugeln zu beschießen.

Heinr. Hören Sie das, Herr Herzog.

Der H. v. G. Ja, Sire. Aber dreißig Tausend Ihrer braven Unterthanen haben diesen Gedanken vor dem Herrn Grafen von St. Megrin gehabt; sie haben sich schriftlich anheischig gemacht, Geld in den Schatz und Mannschaft zur Armee herzuschaffen; das, Sire, war der Zweck der heiligen Ligue, und sie wird ihn erfüllen, wenn der Zeitpunkt gekommen seyn wird. Aber ich kann Euer Majestät die Besorgnisse Ihrer getreuen Unterthanen nicht verhehlen, so lang dieser große Verein nicht öffentlich anerkannt ist.

Heinr. Und was wäre deßhalb erforderlich?

Der H. v. G. Die Ernennung eines Oberhaupts, Sire, eines Oberhaupts aus einem souveränen Hause, das durch seinen Muth und durch seine Geburt, das Vertrauen und die Liebe, deren es genießt, dieß verdiente, und das besonders seine Probe als guter Katholik bestanden hätte, um die Wohlgesinnten auf den Fall zu beruhigen, wo in wichtigeren Fällen seine Thätigkeit erfordert würde.

Heinr. Beim großen Gott, Herr Herzog, ich glaube, Ihr Eifer für Unsere königliche Person wäre stark genug, um Uns die Mühe zu ersparen, ein solches Oberhaupt anderswo als ganz nahe zu suchen ... Wir werden daran mit Muße denken, mein schöner Vetter, Wir werden darauf bedacht seyn.

Der H. v. G. Aber Euer Majestät sollte vielleicht sogleich...

Heinr. Herr Herzog, wenn mir die Lust ankommen sollte, eine Predigt anzuhören, werde ich Hugenotte werden ... Meine Herren, wir haben uns heute hinlänglich mit Staats-Angelegenheiten beschäftigt, denken wir ein Wenig an unsere Vergnügungen. Ich hoffe, Sie werden unsre Einladungen auf diesen Abend erhalten haben, und Frau von Guise, Frau von Montpensier, und Sie, mein Vetter, werden die Güte haben, zur Zierde unseres Maskenballs beizutragen.

St. Meg. (deutet auf des Herzogs Harnisch.) Sehen denn Euer Majestät nicht, daß der Herr Herzog bereits verkleidet ist in einen Ritter, der auf Abentheuer ausgeht.

Der H. v. G. Und auf Genugthuung für Schimpf, Herr Graf.

Heinr. In der That mein schöner Vetter, die Kleidung kommt mir warm vor bei der jetzigen Zeit.

Der H. v. G. Sire, bei der jetzigen Zeit taugt ein stählener Harnisch besser als ein seidener Leibrock.

St. Meg. Der Herr Herzog meint immer, er höre die Kugel des Polrot um seine Ohren pfeifen.

Der H. v. G. Wenn ich die Kugeln von vorn erhalte, Herr Graf, (indem er seine Narbe im Gesicht zeigt) so ist hier der Beweis, daß ich den Kopf nicht abwende, um ihnen auszuweichen.

Joy. (nimmt sein Schießrohr zur Hand) Das wollen wir sogleich sehen.

St. Meg. (reißt ihm das Schießrohr aus der Hand) Halt! es soll nicht heißen, daß ein Anderer als ich ihn auf die Probe gestellt habe. (er bläst ihm ein Spottkügelchen gerade nach der Brust) Das gilt Ihnen, Herr Herzog.

Alle. Bravo, bravo.

Der H. v. G. (greift nach seinem Dolch) Alle Teufel! (St. Paul hält ihn zurück).

St. Paul. Vergessen Sie nicht, wo Sie sind!

Heinr. Wahrhaftig, mein Vetter de Guise, ich hätte geglaubt, der schöne, gute Mayländer Küraß sey kugelfest ...

Der H. v. G. Und auch Sie, Sire ... Sie mögen Gott danken, daß gerade Euer Majestät gegenwärtig waren.

Heinr. O, das soll Sie nicht abhalten, Herr Herzog; thun Sie, als wäre ich abwesend ...

Der H. v. G. Euer Majestät erlauben also, daß ich mich bis zu ihm herablasse?

Heinr. Nein, Herr Herzog; aber ich kann ihn so hoch erheben, als Sie stehen. Wir werden wohl in Unserm schönen Königreiche Frankreich irgend ein erledigtes Herzogthum finden, um damit Unsern treuen Grafen St. Megrin zu beschenken.

Der H. v. G. Das steht bei Ihnen, Sire, aber bis dahin ...

Heinr. Je nun! ich will Sie nicht warten lassen ... Graf Paul Estuert! ich mache Dich zum Markis von Caussade.

Der H. v. G. Ich bin Herzog, Sire.

Heinr. Graf Paul Estuert, Markis von Caussade, Wir ernennen Dich zum Herzog von St. Megrin, und nun, Herr von Guise, antworten Sie ihm ... denn er ist mit Ihnen gleichen Ranges.

St. Meg. Dank, Sire, Dank; ich bedarf der neuen Gnade nicht, und weil Euer Majestät nicht dagegen sind, so will ich ihn so fordern, daß Kampf entstehe oder Schande ... Also hören Sie mich an, meine Herren: Ich, Paul Estuert, Grundherr von Caussade, Graf von St. Megrin, auf Dich Heinrich von Lothringen, Herzog von Guise! Wir nehmen Alle, die zugegen sind, zu Zeugen, wie wir Dich auffordern zum Kampfe auf Leben und Tod, Dich und alle Fürsten Deines Hauses, sowohl auf den Degen allein, als auf Spieß und Dolch, so lange das Herz im Leibe schlagen wird, so lange das Eisen am Griff hält; ich verzichte zum Voraus auf Gnade von Dir, so wie Du darauf verzichten mußt von mir, und so wahr mir Gott helfe und der heilige Paulus. (er wirft seinen Handschuh hin) Für Dich allein, oder für Mehrere.

D'Eper. Bravo, St. Megrin, wohl gefordert.

Der H. v. G. (hält den Handschuh) St. Paul! ...

Buß. Halt, meine Herren, einen Augenblick: Ich, Ludwid von Cleremont, Grundherr von Bussy d'Amboise, erkläre mich hiemit zum Pathen und Sekundanten Pauls Estuert von St. Megrin; biete an den Kampf auf Leben und Tod Jedem, der sich für Pathen und Sekundanten des Heinrichs von Lothringen, Herzogs von Guise erklären wird, und zum Zeichen der Forderung, zum Pfand des Kampfes ist hier mein Handschuh...

Joy. Bei Gott! Bussy, Du hast mich da rein bestohlen ... Du ließest mir nicht einmal Zeit ... aber sey ruhig ... wenn Du bleiben solltest ...

Der H. v. G. St. Paul, hebe diesen Handschuh auf. Antragunt, Du sollst mein Sekundant seyn ... Sie sehen, meine Herren, ich komme Ihnen zuvor ... ich gebe Ihnen ein Mittel, den Duelus zu rächen ... St. Paul! mache meinen Ball-Degen zurecht; er ist gerade eben so lange, als der Schlagdegen dieser Herren.

St. Meg. Sie haben Recht, Herr Herzog ... Dieser mein Degen wäre zu schwach, um durch einen Harnisch zu dringen, den Sie so kluger Weise angelegt haben ... aber wir können uns schlagen, nackt bis an den Gürtel, Herr Herzog, und da wird man sehen, wem das Herz klopft.

Heinr. Genug damit, genug meine Herren; Wir wollen den Kampf mit unserer Gegenwart beehren, und Wir bestimmen den Tag auf Morgen ... Nun kann Jeder von beiden um eine Gnade bitten, und wenn es in Unserer Macht steht, dieselbe zu bewilligen, so sollen Sie sie sogleich erhalten ... Was verlangst Du, St. Megrin?

St. Meg. Boden und Sonne zu gleichen Theilen: wegen des Uebrigen verlasse ich mich auf Gott und meinen Degen.

Heinr. Und Sie, Herr Herzog, was wollen Sie?

Der H. v. G. Das förmliche Versprechen, daß Euer Majestät noch vor dem Kampfe die Ligue anerkennen, und ihr Oberhaupt ernennen. Das ist Alles.

Heinr. Obwohl Wir auf diese Bitte nicht gefaßt waren, so gewähren Wir sie Ihnen dennoch, mein schöner Vetter ... Meine Herren, weil denn der Herr von Guise Uns dazu nöthigt, so werden Wir statt des Maskenballs in dieser Nacht einen Staatsrath halten ... Ich fordere Sie Alle dazu, meine Herren. Was die beiden Kämpfer betrifft, so laden Wir Sie ein, diese Zwischenzeit zu benutzen, um sich in den Zustand der Gnade zu begeben. Und hiemit Gott befohlen! ... Gehen Sie, meine Herren, gehen Sie.

(Fortsetzung folgt.)

M e k k a.

Die Stadt Mekka, welche die Araber mit den hochtrabenden Namen Om el Korak (Mutter der Städte), el Moscherefe (die Edle), und Biled el Emeyn (die Region der Gläubigen) bezeichnen, ist in einem engen sandigen Thale gelegen, das ungefähr vierzig Meilen von der Küste des rothen Meeres sich von Norden nach Süden erstreckt. Dieß Thal wechselt in seiner Breite zwischen einhundert und siebenhundert Schritt und in dem breitesten Theil desselben liegt die Stadt Mekka. Nur ein kleiner Theil derselben ist am Abhang einer der beiden Hügelreihen, welche das Thal begrenzen, hinaufgebaut. Diese Hügel sind von zweihundert zu fünfhundert Fuß hoch, baumlos und vollkommen unfruchtbar. — Im Ganzen kann man Mekka eine hübsche Stadt nennen; da die Straßen breit und die Häuser hoch und von Stein erbaut sind. Gegen die Gewohnheit des Orients haben die Häuser hier zahlreiche Fenster, die auf die Straße gehen. Bäume sieht man wenig und keinen einzigen Garten, auch keine Mauer um die Stadt. — Jedes Haus hat seine Terrasse, von welcher der Boden, aus einem Präparat von Kalkstein gebaut, ein Wenig geneigt ist, um das Regenwasser ablaufen zu lassen. Einfache Brustwehren entziehen diese Terrassen fremden Augen; denn es wird im Orient für unanständig gehalten, wenn ein Mann auf der Terrasse gesehen würde, weil man ihn beschuldigen könnte, er sehe nach den Weibern in den benachbarten Häusern. — Alle Häuser in Mekka sind zu der Aufnahme von Fremden eingerichtet, und deshalb in viele Gemächer getheilt, die durch Zwischenmauern von einander getrennt sind. — Die Straßen sind ungepflastert, und im Sommer ist der Sand und Staub in denselben eben so beschwerlich, als während der Regenzeit der Koth, der sie oft völlig unwegsam macht. Man kann es vielleicht der Wirkung des Regens zuschreiben, der, obwohl von kürzerer Dauer als in andern tropischen Gegenden, doch mit ungemeiner Heftigkeit fällt, daß man in Mekka keine alten Gebäude findet. Selbst die Moschee hat so viele Reparaturen erlitten, daß man sie als ein modernes Gebäude betrachten kann, und von den Privatgebäuden ist kein einziges über vierhundert Jahr alt. Dasselbe gilt von Medina, und eben so arm mögen auch die Städte von Jemen an Denkmalen alter Architektur seyn. Das Wasser ist, seit die große durch Zobeyda, die Gemahlin Harun al-Raschid's, angelegte Wasserleitung verfallen ist, so selten, daß man oft von Bettlern oder armen Pilgern auf der Straße angesprochen wird, ihnen einen Trunk Wassers zu geben. — Die Bevölkerung wird, mit den Sclaven, auf dreißig bis vier und dreißig Tausend geschätzt, obwohl die Stadt ihrem Umfange nach leicht das Dreifache dieser Einwohnerzahl fassen könnte.

Burckhardt's Travels in Arabia.

Cardinal Wolsey und Heinrichs VIII Narr.

Will Sommers, der Hofnarr Heinrichs VIII wurde, als er einen Besuch bei dem Narren des Cardinals, Namens Path, machte, von demselben in den innersten Keller seines Patrons eingeladen, um einen Trunk auserlesenen Weins zu kosten. Sie bohrten ein Faß an, aber es kam Nichts heraus, obwohl es sehr schwer war. Dadurch nicht entmuthigt ging Path an ein anderes, und so versuchten sie ein Dutzend. Endlich schlug Will Sommers mit einem Hammer, der daneben lag, einem der Fässer den Boden ein und es fand sich darin Nichts als Gold. Will sagte hiezu Nichts, als er aber zu Hofe kam, rühmte er dem König, in was für einem auserlesenen Weinkeller er bei dem Cardinal gewesen sey, und daß die Keller des Königs keinen solchen Wein enthielten, noch je enthalten würden. „Wie," sagte der König, „habe ich keinen solchen Wein in meinem Keller?" „Nein, gewiß nicht," erwiederte Will, „denn es liegt kein Faß in dem Keller des Cardinals, das nicht seine zehntausend Pfund und Mehr werth wäre." — „Heilige Mutter Gottes," rief der König aus, „von einem solchen Wein hab ich in meinem Leben Nichts gehört! Zehntausend Pfund das Faß!" — „Ja," entgegnete Sommers, „eher Mehr, als Weniger." — „Gut, Bursche," sprach der König, „sage mir deine Meinung, denn ich weiß, daß Etwas dahinter ist, oder ich lasse dich hängen." Jetzt erzählte Will dem König, wie Path, der Narr des Cardinals, ihn in seinen Keller genommen, um Wein mit ihm zu trinken, und zwei oder drei Fässer angebohrt habe, ohne daß Wein herausgekommen wäre. Endlich habe er einem

der Fässer den Boden eingeschlagen und gesehen, daß dasselbe voll von Gold sey, und eben so sey das nächste mit Gold gefüllt gewesen, und vierzig andere, die er gesehen. Der König sandte sogleich seine Leute in den Keller des Cardinals und fand in demselben 150 Fässer mit gutem Gold, welche er in die Schatzkammer führen ließ, wo sie sehr willkommen waren. Als der Cardinal, der sich zu Escher in Surrey befand, von diesem Unglück hörte, wurde er krank, und zog sich, da seine Freunde vergebens den Zorn des Königs wider ihn zu besänftigen suchten, die Sache so zu Herzen, daß er bald darauf starb.

Londiniana or Reminiscenses of the British Metropolis by C. Wedlake Brayley, Lond. 1829. 8.

Geschichte der Kartoffel.

Die süße spanische Batate (convolvulus batatus), die aus dem Orient stammt, war bereits sehr früh über den ganzen europäischen Continent verbreitet; und alle die Berichte aus der ältern Zeit, in welchen der Name der Kartoffel erwähnt wird, beziehen sich ausschließlich auf diese Pflanze. Unsere Untersuchung gilt indessen gegenwärtig nicht dieser, sondern der Wurzel, die jetzt in so ausgedehntem Umfang unter uns gebaut wird und die ein americanisches Gewächs ist (solanum tuberosum). Die erste Erwähnung dieser Wurzel, von der wir wissen, ist die durch den großen deutschen Botaniker Clusius, der im J. 1588 zwei Kartoffelknollen aus Flandern zum Geschenk erhielt und unter seinen „seltenen Gewächsen" abbilden ließ. In England wurde die Kartoffel zuerst durch den Botaniker Gerard bekannt, der in seinem Herbarium anführt, daß er einige Knollen aus Virginien erhalten und im J. 1597 in seinem Garten bei London als Seltenheit gebaut habe. Vier und zwanzig Jahre später erkannte der große Bacon die nährende Kraft der Kartoffel; er bemerkt in seiner Schrift über „Leben und Tod:" daß das Bier, wenn es mit einem Viertel von irgend einer nahrhaften Wurzel (fat root), wie die Kartoffel, zu drei Viertheilen Getreide gebraut würde, eher zu langem Leben führen würde, als das, welches bloß aus Getreide bereitet wäre." Der Widerwille gegen die Kartoffel blieb indessen lange, auch nachdem ihre nährende Kraft anerkannt war; und es sind noch nicht siebenzig Jahr her, daß ein englischer Schriftsteller, Philipp Miller, sagte: „Sie werden von den Reichen verachtet und nur für Personen geringen Standes als eine schädliche Kost betrachtet;" und dieß zu einer Zeit, wo die nichts weniger als wohlschmeckende Jerusalem-Artschocke (Helianthus tuberosus), mit der sie verglichen wurde, in allgemeiner Achtung stand. Seit dieser Zeit ist freilich der Werth dieser unschätzbaren Knollen so schnell anerkannt und die Nachfrage nach denselben so groß geworden, daß schon vor dreißig Jahren allein in der Grafschaft Essex ungefähr siebenzehn hundert Morgen für den Londoner Markt gebaut wurden.

The Journal of a Naturalist, Lond. 1829. 12.

Medina.

Die Stadt Medina, wohin der Prophet floh, als er von den Mekkanys verfolgt wurde, und wo seine sterblichen Ueberreste nach seinem Tode beigesetzt wurden, ist an dem Rande der Wüste, am Fuße der Gebirgskette gelegen, welche das Land von Norden nach Süden durchzieht und eine Fortsetzung des Libanon ist. Die Stadt liegt in einer Vertiefung in dem niedrigsten Theile der Ebene, wo das Wasser sich zur Regenzeit in Pfützen sammelt und bis zu seiner Verdünstung stehen bleibt. Die Luft ist daher um Medina ungesund, und das Wasser soll abscheulich seyn. Von drei Seiten ist die Stadt von Dattelpflanzungen, Gärten und Feldern umgeben; auf der gegen Mekka ist der Boden indeß völlig unfruchtbar und dürr.

Medina ist in die innere Stadt und in die Vorstädte getheilt. Die innere Stadt bildet ein Oval von ungefähr 2,800 Schritt im Umfang, das in eine Spitze ausgeht, an welcher auf einem Felsen die Burg gebaut ist. Das Ganze ist von einer starken Steinmauer umgeben, die an vierzig Fuß hoch und, von dreißig Thürmen flankirt, mit dem stellenweise freilich fast ganz ausgefüllten Graben in Arabien eine sehr achtbare Vertheidigung darbietet, weshalb Medina immer als eine der vornehmsten Festungen des Hedschaz betrachtet wird. Bis zum Jahre d. H. 360, in welchem zuerst diese Mauer gebaut wurde, war die Stadt ganz offen, und täglich den Einfällen der benachbarten Beduinen ausgesetzt. Drei schöne Thore führen in die Stadt: Bab el Masry, von Süden; Bab es Schämy, von Norden, und Bab el Dschema, von Osten.

Medina ist gut gebaut, durchgängig von Stein. Die Häuser sind meist zwei Stock hoch und haben insgesammt flache Dächer. Da sie nicht geweißt sind und der Stein, aus dem sie gebaut sind, eine dunkle Farbe hat, so bieten die Straßen einen düsteren Anblick dar, zumal da sie sehr eng sind, oft nur zwei bis drei Schritt breit. Einige der Hauptstraßen sind mit großen Steinplatten gepflastert. Medina ist eine der bestgebauten Städte im Orient, indem es in dieser Beziehung zunächst nach Aleppo kommt. Gegenwärtig ist die Stadt sehr verödet; die Häuser verfallen, weil die Eigenthümer, die früher durch die Schaaren von Fremden, die zu allen Jahreszeiten eintrafen, großen Gewinn zogen, jetzt ihr Einkommen sehr vermindert finden und die Kosten des Bauens scheuen, weil sie wissen, daß ihnen dieselben nicht mehr, wie früher, durch das Vermiethen einzelner Gemächer ersetzt werden.

Die Hauptstraße von Medina und zugleich die breiteste ist die, welche von dem Thor von Cairo nach der großen Moschee führt; in dieser Straße sind auch die meisten Kaufläden. Eine andere bedeutende Straße, el Belat, geht von der großen Moschee zu dem syrischen Thor; in dieser liegen bereits viele Häuser in Ruinen; doch enthält auch sie einige Kaufläden, die in keinem anderen Theile der Stadt gefunden werden, während Mekka ein ununterbrochener Markt ist. Im Allgemeinen hat Mekka Mehr von einer arabischen Stadt als Medina, das mehr den syrischen Städten gleicht.

Burckhardt't Travels in Arabia.

Etwas aus Irland.

In Ireland lebt ein durch seine riesenmäßige Stärke berühmter Bauer. Von diesem hörte ein Lord, der, selber ein großer Boxer, Lust bekam, jenen seine protestantische Superiorität fühlen zu lassen. Er reitet sofort zu dessen Wohnung, und, als man ihm sagt, der Mann sey auf dem Acker, so gallopirt er dahin, steigt ab, und giebt dem gerade in der Arbeit begriffenen Landmann den Zweck seiner Reise durch ein paar tüchtige Rippenstöße zu erkennen. Dieser jedoch, ohne aus der Fassung zu kommen, legt seine Hacke weg, nimmt den Lord und wirft ihn über den Zaun hinaus; ergreift dann wieder sein Instrument und fragt: ob Seine Herrlichkeit sonst noch Etwas zu befehlen habe? „Ja," erwiederte der Lord, „werft mir auch mein Pferd herüber, if you please."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 75. 16 März 1829.

Das Conclave von 1829.

(Mit einer lithographischen Beilage.)

Nachdem die neun Exequientage für das verstorbene Oberhaupt der Kirche beendet waren, versammelte sich am 22 Februar das Kardinals-Kollegium in der Kapelle des Chors in St Peter, wo der älteste Kardinal die sogenannte heilige Geistmesse und eine lateinische Rede in Bezug auf die zu beginnende Wahl eines neuen Oberhaupts der Kirche hielt. Hierauf fuhren sämmtliche Conclavisten, neun und fünfzig an der Zahl, zum letzten Male in ihre Paläste.

Nachmittags drei Uhr versammelten sich die Kardinäle abermals in der Kirche des heiligen Silvester auf dem Monte Cavallo, von wo aus sie nach abgesungener erster Strophe der Hymne: Veni Creator Spiritus, begleitet von allen hohen Beamten Roms, der hohen Geistlichkeit, der Schweizergarde ꝛc. zwei und zwei, angethan mit violettfarbenen Mänteln, Chorhemd und rother Mütze (Cappa paronazza) über den Platz in den apostolischen Palast zum Conclave zogen.

Grenadier- und Linientruppen-Detachemens hatten den mit Menschen überfüllten Weg von der Kirche bis zum großen Thor besetzt; das Pflaster war mit Goldsand bestreut.

Zwei Musikchöre gingen dem Zug voran und folgten ihm bis in den Hof des Hauptgebäudes, wo die Kardinäle, bewillkommt von den Prälaten, Bischöfen, Consuln und Conservatori, die große Treppe hinauf in das Vestibul des Conclaves und von da in die Kapelle San Paolo sich begaben. Hier wurde das Veni Creator beendet und der Schwur den Institutionen gemäß abgelegt.

Das diplomatische Corps und andere hohe Personen statteten darauf den Kardinälen in den Zellen ihren Besuch ab.

Mit Einbruch der Nacht ließen der Gouverneur des Conclaves und der erbliche Marschall desselben, Fürst Chigi, dreimal die Glocke läuten, zum Zeichen, daß sich jeder Nichtconclavist entfernen möge.

Nach der dritten Stunde (18 Uhr Abends) schließen die damit beauftragten Kardinäle in Beiseyn des außerhalbstehenden Marschalls und anderer Prälaten und Beamten, die einzige mit einer Thür versehene, nicht vermauerte Pforte mit mehreren Schlüsseln ab, und die heiligen Funktionen nehmen ihren Anfang.

Täglich zweimal wird in den Congregationssälen des Conclaves zur Wahl gestimmt; jeder Kardinal giebt seine Stimme auf einem mit seinem Siegel versehenen gedruckten Formular, worauf der Name des Gewählten und die Unterschrift des Wählers deutlich geschrieben seyn muß. Drei committirte Kardinäle sammeln die Wahlzettel und entfalten solche in Gegenwart des ganzen Kollegiums. Jedesmal, wenn nicht zwei Drittheile der Wähler auf einen Namen gestimmt haben, ist die Wahl nichtig und die zerrissenen Zettel werden in einen Ofen geworfen, der den Rauch davon mittelst einer blechenen Röhre durch die Mauer in's Freie bringt.

Alle drei Tage wechseln die Vorsteher des Conclaves; alle Tage wohnen die Mitglieder desselben in der kleineren Seitenkapelle einer Messe bei oder lesen selbst eine; dieß geschieht um neun Uhr Morgens, nachdem jedes Mal zuvor das Wahlgeschäft vorgenommen worden ist. In dem Fall, daß die Wahl das erwünschte Resultat giebt, erklärt der Gouverneur das Conclave für beendigt, der Glückliche wird auf den päbstl. Thron gesetzt, seine vormaligen Confrati knien vor ihm und küssen ehrerbietig seine Hand. Schnell ertheilt man dem Marschall Nachricht, Roms Glocken fangen zu läuten an und aus der Loge des Palastes wird die frohe Kunde dem herbeistürmenden Volke verkündet.

Ehe aber die Kardinäle so glücklich sind, den Nachfolger der Apostel gefunden zu haben, dürfen sie ihre Klause nicht verlassen; jeder Verkehr mit der Außenwelt ist ihnen abgeschnitten, und sie empfangen das Licht des Tages nur durch hölzerne Fensterkörbe von oben. Das Essen wird ihnen mittelst klösterlicher Tabernakeln (Drehkurben) nur in Gegenwart der wachehabenden Prälaten und des Marschalls in den langen mit dreißig Fuß hohen Mauern umgebenen Hof gereicht. Erkrankt einer, so bleibt ihm Nichts übrig, als sich von den miteingeschlossenen Aerzten behandeln zu lassen, oder von dem heiligen Kollegium ohne Hoffnung der Wiederkehr zu scheiden. Die Barbiere, Bedienten und andre zum Gebrauch der Conclavisten bestimmte Personen dürfen ebensowenig als die Kardinäle selbst mit der Außenwelt verkehren.

Machen die Verhältnisse der Kirche eine Audienz nöthig, so

werden die Personen, welche Etwas vorzutragen haben, in einen vom Conclave getrennten Corridor geführt, wo sie mit den innen stehenden drei Vorstehern sprechen und ihre Depeschen durch die dazu in der Mauer angebrachten Drehkurben abgeben können: die zu diesem Behufe neu angelegten Zimmer sind im Plane mit den Buchstaben b. g. k. l. bezeichnet; unterhalb derselben im Erdgeschoß liegen die mit dem Hof in Verbindung stehenden Tabernakeln, aus welchen die Kardinäle ihre Speisen beziehen.

Jeder Kardinal bewohnt zwei kleine Gemächer und ein Vorzimmer, welche zusammen seine nur von dem gemeinschaftlichen langen Corridor aus zugängliche Behausung bilden, deren kleine Fenster sich gegen die abgeschlossene Straße der vier Fontainen öffnen. Solcher Behausungen befinden sich 56 in den obersten Stockwerken des langen Flügels des Palastes — sie sind niedrig und zum Theil wirklich gefängnißmäßig.

Da das gegenwärtige Conclave 59 Mitglieder zählt, so mußten noch drei Wohnungen in der sonst zu Vorzimmern bestimmten Abtheilung mit einem auf Eisen ruhenden verbindenden Gang angelegt werden. Die Bedienten sind ins Erdgeschoß, die Aerzte Barbiere und Andere in einem mit I bezeichneten Abschlußflügel zu Ende des Gebäudes einquartirt.

Alle Thüren, die in den Garten und in die Straße führen und sogar die Kellerfenster sind zugemauert, die Fenster tragen entweder große hölzerne Wandkörbe oder verkreuzte centnerschwere Gitter.

Uebrigens hat jeder Gefangene seine Bequemlichkeit; und es mag schließlich bemerkt werden, daß es bloß eine freiwillige Einkerkerung ist, wenn binnen acht Tagen Zeit die Wahl des neuen heiligen Vaters nicht zu Stande kommt.

Die nordwestliche Durchfahrt.

Entdeckungsreisen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Unter den Seefahrern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts spielen die Italiener eine Hauptrolle; Italien selbst hatte keinen Nutzen von den Entdeckungen seiner Söhne. „Glückliches Italien," ruft deswegen der alte Purchas aus, „das die größten Weltentdecker erzeugte, dem wir unsern Marcus Paulus (Marco Polo) Odoricus, Vertomannus für den Osten, Columbus, Vespucius, Cabot für den Westen, den edeln Zeni für den Norden, und die erste Umschiffung der Welt mit einem Kompaß verdanken. Unglückliches Italien, dessen Loos es war, immer auf den Busch zu schlagen, damit Andere den Vogel fingen, während dir selbst in diesen östlichen und westlichen Welten Nichts, als die Verbreitung deines katholischen Glaubens zu Gute kam." Aber alle Entdecker seines und der vorhergegangenen Zeitalter, unter denen wir nur im Vorbeigehen Juan Vaz Costa Cortereal erwähnen, der im Jahr 1463 oder 64 den Weg nach Ostindien auf einer Fahrt nach Westen suchte und nach Newfoundland gelangte, verdunkelte Columbus, dessen glänzende Erfolge — das Verdienst seines Genies und seiner unbesieglichen Beharrlichkeit — wesentlich dazu beitrugen, eine Art Entdeckungsfieber durch Europa zu verbreiten. Die Portugiesen, Spanier und (nach ihnen) die Engländer gingen voran; die Portugiesen unter Diaz und Gama umschifften zuerst das Cap der guten Hoffnung und drangen in die indischen Gewässer, während die Spanier auf einer Fahrt nach Westen dasselbe Land zu erreichen suchten. Columbus sollte nach einer gefahrvollen Seereise mit seiner kleinen Barkenflotte zuerst des ersehnten Landes ansichtig werden. Dieß war eine der Bahamas, jetzt unter dem Namen Katzeninsel *) bekannt. Sebastian Cabot, ein venetianischer Kaufmann, welcher zu London wohnte, soll im Jahr 1497 bei einem abermaligen Versuch, auf dem westlichen Weg Indien zu entdecken, 67½° nördl. Breite erreicht haben. Gewiß ist, daß er Newfoundland besuchte, dem er den Namen Prima Vista gab. Die Insel St. Johann erhielt von ihm diesen Namen, weil er sie am Tage dieses Heiligen entdeckt hatte. Im J. 1500 entdeckte Gaspar Cortereal den St. Lorenzfluß. Nachdem er einen beträchtlichen Theil von Labrador besucht, entdeckte er eine Straße, wahrscheinlich die Hudson's-straße, welche, wie er glaubte, nach Indien führen könnte. Er nannte sie die Straße von Anian. Im folgenden Jahr fand er, wie man vermuthet, in dem Eise seinen Tod, und sein Bruder Michael, der im Jahr 1502 nach Kunde von ihm unter Segel ging, kam, wie man glaubt, auf dieselbe Weise um. Ein dritter Bruder aus dieser abenteuerlichen Familie, der seine Brüder aufsuchen wollte, erhielt die Einwilligung des Königs von Portugal nicht.

Zu allen folgenden Entdeckungsreisen, welche in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts unternommen wurden, blieb Cathay oder Ostindien immer die Losung. Dieß war das gelobte Land, aus dem man sich unerschöpfliche Quellen des Reichthums versprach. Columbus hielt sich überzeugt, die gewünschte Straße in einer geringen Entfernung vom Norden des Aequators zu finden, während Andere theils im Norden, theils im Süden dasselbe Ziel verfolgten. Nächst der Seereise Columb's ist die Magellan's eine der wichtigsten. Er segelte im Jahr 1519 mit fünf Schiffen von Spanien ab, passirte die Straße, welche seinen Namen erhielt, und umschiffte in 1124 Tagen zum ersten Mal die Erde. Ein Schiff nur kehrte nach Spanien zurück, welches ans Land gezogen und als ein Denkmal der ersten Erdumsegelung aufbewahrt wurde. Drake legte später diese Reise in 1051, und der erste Seefahrer südlich von Terra del fuego in 749 Tagen zurück; ja ein schottischer Kaper soll sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in 240 Tagen zurückgelegt haben.

Viel von Magellan's glücklichem Erfolg wurde dem größten Geographen jener Zeit, Martin Behaim, zugeschrieben. Magellan's Gefährte Pigafetta berichtet in seinem Tagebuch, daß jener eine Charte mit sich führte, auf der eine Communicationsstraße des atlantischen mit dem stillen Ocean verzeichnet war. Wenige Jahre nach dieser wichtigen Entdeckung lief ein Spanier oder Portugiese, Stephan Gomez, der Magellan begleitet hatte, in der Hoffnung, neue Straßen zu entdecken, auf eine nördliche

*) Durch Navarettes neueste Untersuchungen wird die Richtung des von Columbus eingeschlagenen Weges wieder sehr zweifelhaft.

Durchfahrt aus; da sein Versuch ihm mißlang, füllte er sein Schiff mit Sclaven und kehrte zurück. Um diese Zeit war es, wo auch die Franzosen in die ruhmvolle Laufbahn der Entdecker traten.

Franz I ließ im Jahr 1524 eine Expedition ausrüsten unter dem Commando von Juan Verezzani, der die americanische Küste von Florida bis nach Labrador beschiffte, und dem von ihm entdeckten Lande den Namen Neufrankreich gab, aber nirgend eine Colonie anlegte. Bis zum Jahr 1536 wurden von französischen und englischen Seefahrern verschiedene Versuche zur Wiederentdeckung der Straße von Anian gemacht. Die letzteren betrieben ihre Entdeckungen mit Rücksicht auf das Interesse des Fischfangs, welche die erstern bereits so gewinnreich gefunden hatten, und bald begann die englische Marine in den nordischen Meeren den Meister zu spielen. In das Jahr 1553 fällt die Entdeckungsfahrt Sir Hugh Willoughby's und Richard Chancellor's im Nordosten. Nachdem sie das Nordcap passirt hatten, wurden ihre Schiffe auseinander getrieben. Willoughby entdeckte, wie man annimmt, Novaja Semlja, und als er wegen der seichten Ufer nicht landen konnte, segelte er nach Lappland, wo er zu überwintern gedachte, aber mit siebzig Leuten, der Mannschaft von zweien seiner Schiffe, den Tod fand. Chancellor, glücklicher, als Willoughby, entdeckte das weiße Meer, überwinterte in Archangel und machte dem Czaar zu Moskau einen Besuch, von welchem er Handelsprivilegien erhielt.

Drei und zwanzig Jahre darauf folgte die nordwestliche Entdeckungsreise, auf welche Forbisher ausgesandt wurde. Nach fünfzehnjährigen Bemühungen war es ihm gelungen, zwei kleine Schiffe von fünf und zwanzig bis dreißig Tonnen nebst einer Pinasse von zehn Tonnen zu erhalten, womit er sich kühn in das gefahrvolle Eismeer wagte. Unter dem 63° Br. gelangte er in eine Straße, der er seinen eigenen Namen gab, und welche, seiner Annahme nach, America von Asien trennte. Sie ist die jetzige Hudsonstraße und ohne Zweifel Cortereals Straße von Anian. Nach De la Mothe de Vayer hätte Frobisher auf seiner zweiten und dritten Reise einen von beigemischtem Golderz glitzernden Sand getroffen, und davon dreihundert Tonnen geladen. Seine dritte Reise unternahm er im Jahr 1578 mit fünfzehn Schiffen und 120 Colonisten an Bord auf Befehl der Königin Elisabeth und mit der Absicht auf den Besitz der Meta incognita oder Grönlands. Wie die beiden frühern Male kehrte Forbisher ohne ein Resultat von Bedeutung zurück. In demselben Jahre ertheilte Elisabeth Sir Humphrey Gilbert und seinem Bruder ein Patent auf Entdeckungen. Es bildete sich zu dem Ende ein Verein unter dem Namen: Gesellschaft für die nordwestlichen Entdeckungen (Colleagues of the Fellowship for the Discoveries of the Nord-West Passage). Die Expedition, welche, aus fünf Fahrzeugen bestehend, im J. 1583 nach Newfoundland absegelte, — verunglückte, und Schiffe und Mannschaft gingen auf dem Rückweg zu Grund.

Im Jahr 1585 rüstete eine Gesellschaft Abenteurer zwei Schiffe, das eine zu 50, das andere zu 45 Tonnen, aus, deren Commando sie dem Kapitän Davis übergaben. Der Unternehmungsgeist gewann einen neuen Schwung; der Versuch, die Hudsonsbai zu durchschiffen, ward aufgegeben und eine nördlichere Richtung eingeschlagen. Der Südspitze von Grönland, an welcher Davis vorbeischiffte, gab er den Namen: Land der Verödung (land of Desolation). Unter dem 66° 40′, oder nach Purchas unter 64° 15′ entdeckte er ein Eiland, das jetzt unter dem Namen Cumberlandsinsel bekannt ist, dessen südliches Vorgebirg er das Cap Gottes Gnade (Cape of Gods Mercy) hieß. Der Straße zwischen hier und Grönland gab er seinen eigenen Namen. Von dieser Insel schiffte er westwärts sechzig Stunden in die jetzige Cumberlandsstraße; da er aber Winde und Strömung gegen sich hatte, so sah er sich zur Rückkehr genöthigt. Auf dieser Fahrt bemerkte er viele Wallfische, verstand aber nicht sie zu fangen. Im folgenden Jahr versuchte er sein Glück von Neuem und zwar dieß Mal mit vier Schiffen, konnte aber nicht weiter als das erste Mal vordringen. Immer aber gab er die Hoffnung nicht auf und wurde im nächsten Jahr von derselben Gesellschaft zum dritten Mal mit drei Schiffen ausgesendet. Er fuhr, wie zuvor, an der Westküste von Grönland hin, bis zum 72° 12′, wo er, nach seinen eigenen Worten, die See ganz offen, die Durchfahrt sehr wahrscheinlich und leicht ausführbar fand. Allein seine Anstrengungen waren nichts destoweniger vergeblich und er mußte zurück. Die spanische Expedition unter Juan de Furca im J. 1592, welche die Entdeckungen von Davis vom Westen her zu verfolgen beabsichtigte, mißlang gleichfalls.

Die fabelhafte Seefahrt Maldonaldo's im Jahre 1588, auf welcher derselbe angeblich die Straße von Anian passirte, würde hier nicht aufgeführt werden, wenn sie nicht in neuerer Zeit wieder einige Aufmerksamkeit erregt hätte. Die Unächtheit derselben unterliegt keinem Zweifel.

An diese Versuche im Nordwesten schließen sich der Zeitordnung nach die drei Versuche der Holländer im Nordosten unter Wilhelm Barentz an. Das erste Mal im J. 1594 schiffte er nach Nowaija Semlja bis zum 77° 25′; dieselbe Reise machte er im folgenden Jahr, wo ihn das nebelige, düstere, schneeige Wetter zur Rückkehr zwang. Im J. 1596 wurde auf der dritten Fahrt dahin die Insel Cherie und Spitzbergen entdeckt; Barentz segelte bis zum 80° 11′; von da steuerte er südöstlich und umfuhr die Nordküste von Nowaija Semlja. An dieser Insel litten sie Schiffbruch und mußten daselbst in einer Breite von 76° einen furchtbar kalten Winter zubringen. Aus dem Wrack erbauten sie im kommenden Frühjahr zwei kleine Boote, zogen Segel auf und erreichten Lappland in einer Entfernung von 1000 Meilen. Auf dieser Fahrt starb Barentz mit zweien seiner Genossen in den offenen Booten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaaba in Mekka.

Die Kaaba in Mekka steht auf einem viereckigen Platz, der 250 Schritte lang und 200 Schritt breit und auf der östlichen Seite von einer vierfachen, auf den drei andern Seiten von einer dreifachen Säulenreihe umgeben ist. Die Säulen sind durch Spitzbogen ver-

bunden, von denen je vier eine kleine außen geweißte Kuppel tragen, und solcher Kuppeln zählt man im Ganzen hundert zwei und fünfzig. Die ganze Colonnade entlang, auf allen vier Seiten, hängen Lampen an den Bogen, von denen einige allnächtlich, alle aber während der Nächte des Ramadhan angezündet werden. Die Pfeiter sind über zwanzig Fuß hoch, und haben einen und einen halben bis einen und drei Viertheil Fuß im Durchmesser; sie sind theils von weißem Marmor, theils von Granit oder Porphyr, größtentheils aber von gemeinem Mekkastein. — Sieben gepflasterte Wege führen von den Colonnaden zu der Kaaba, oder dem heiligen Hause in der Mitte. Sie sind ungefähr neun Zoll über den Boden erhaben und breit genug, um vier bis fünf Personen neben einander darauf gehen zu lassen.

Die Kaaba ist ein viereckes massives Gebäude, achtzehn Schritte lang, vierzehn breit und fünf und dreißig bis vierzig Fuß hoch. So, wie sie gegenwärtig ist, wurde sie im Jahr 1627 von Grund aus neu gebaut, indem das Jahr zuvor die Regenströme drei Seiten umgestürzt hatten und behufs der Wiederherstellung auch die vierte niedergerissen werden mußte, nachdem die Ulemas befragt worden waren, ob es Menschen erlaubt sey, irgend einen Theil des heiligen Gebäudes zu zerstören, ohne sich des Frevels der Gotteslästerung schuldig zu machen. Die Kaaba ist aus grauem Mekkastein erbaut, sie steht auf einer zwei Fuß hohen Basis, und da ihr Dach flach ist, so hat sie vollkommen das Aussehen eines Cubus. Die einzige Thür ist auf der Nordseite und sieben Fuß hoch über dem Boden, so daß man auf einer hölzernen Treppe hinaufsteigen muß. Die Thür, die im J. 1633 von Konstantinopel gebracht wurde, ist ganz mit Silber bekleidet und hat verschiedene vergoldete Zierrathen; auf der Schwelle brennen allnächtlich eine Anzahl kleine Wachskerzen, und Räucherpfannen, die mit Moschus, Aloeholz u. s. w. gefüllt sind. —

Auf der Nordostecke der Kaaba, nahe an der Thür, findet sich der berühmte „schwarze Stein,“ ein unregelmäßiges Oval, ungefähr sieben Zoll im Durchmesser und aus mehreren kleineren Steinen zusammengesetzt, etwa vier Fuß über dem Boden und auf der Oberfläche von Millionen Küssen ganz wellenförmig abgeschliffen. Die Farbe des Steins ist ein tiefes Rothbraun, das sich dem Schwarz nähert; er ist von einem Rand, der aus einer Composition von ähnlicher Farbe besteht, eingefaßt und dieser wieder von einem anderen aus Silber; das Ganze bildet einen Theil der NO Ecke der Kaaba. An der SO Ecke ist ein anderer Stein, fünf Fuß über dem Boden, anderthalb Fuß lang und zwei Zoll breit, den die Pilger, wenn sie die Kaaba umwandeln, mit der rechten Hand berühren, aber nicht küssen. Auf der Nordseite, dicht an der Thür, ist eine kleine Höhlung im Boden, die ungefähr drei Personen aufnimmt. Hier ist es verdienstlich zu beten; denn dieß ist die Stelle, wo Abraham und sein Sohn Ismail den Kalk und Sand kneteten, dessen sie sich beim Bau der Kaaba bedienten. —

Die vier Wände der Kaaba sind von außen mit einer Art Vorhang von schwarzem Seidenstoff bedeckt, der zu Kairo auf Kosten des Großherrn verfertigt und jährlich zu der Zeit des Hadsch erneut wird. Er enthält verschiedene Gebete, die man aber nicht leicht zu lesen vermag, weil sie in derselben Farbe eingewebt sind; doch geht in der Mitte eine Reihe von Inschriften herum, die in Golddrath gewirkt sind. Oeffnungen sind nur für den schwarzen Stein und für den andern auf der SO Ecke gelassen, die daher unbedeckt bleiben. Dieser schwarze Vorhang, der einen großen Cubus in der Mitte eines bedeutenden Platzes bedeckt, giebt der Kaaba ein imposantes Aussehen, besonders wenn der Hauch der Luft denselben in leisen Wallungen bewegt, was die versammelte Menge als ein Zeichen der Gegenwart der Schutzengel betrachtet, die durch die Bewegung ihrer Schwingen diese Wallungen verursachen. Siebenzigtausend Engel haben die Kaaba unter ihrer heiligen Obhut, und wenn die Trompete des letzten Gerichts erschallt, werden sie dieselbe auf ihren Flügeln nach dem Paradiese tragen.

Burckhardt's Travels in Arabia.

Hochzeitgebräuche der nomadischen Stämme in Persien.

Bei den turkmanischen Stämmen herrscht der Gebrauch, daß an dem Morgen, an welchem die Braut in das Zelt des Bräutigams geführt werden soll, sich alle ihre Freunde und Verwandte um sie versammeln. Ist sie die Tochter eines Häuptlings oder anderen angesehenen Mannes, so wird sie von Allen, deren Gegenwart derselbe fordern kann, zu Pferde begleitet; Tänzer und Musik gehen voraus. So wie man von dem Zelte des Bräutigams aus in der Ferne den Zug erblickt, steigt jener zu Pferde und sprengt mit seinen Freunden der Cavalcade entgegen. Er hält einen Apfel oder eine Orange in der Hand, und wenn er nahe genug ist, um sein Ziel nicht verfehlen zu können, wirft er denselben mit aller Kraft nach der Braut, was als ein glückliches Vorzeichen betrachtet wird. Alles ist stille Aufmerksamkeit von dem Augenblick, wo die Parteien einander begegnen, bis zu diesem Akt, der das Zeichen zu allgemeinem Aufruhr und Verwirrung ist. Der Bräutigam wirft sein Roß herum und reitet in aller Eil seiner Wohnung zu. Alle Begleiter der Braut suchen ihn einzuholen und zu fangen; und der, welchem dieß gelingt, erhält sein Pferd, mit Sattel und Zeug, und seine Kleider zur Belohnung. Dieß ist jedoch nur bei Reicheren der Fall; unter den Aermeren sind einige Stücke Geld zur Auslösung hinreichend. Der Bräutigam wird indessen selten gefangen; denn da es ein Ehrenpunkt für ihn ist, zu entkommen, so reitet er das flüchtigste Roß seines Stammes, und außerdem suchen seine Freunde auf alle Weise seine Flucht zu begünstigen.

Malcolm's history of Persia.

Neue englische Journale.

Von Blanco White (einem spanischen Emigranten, der in England zur protestantischen Kirche übertrat und seitdem sich durch mehrere schriftstellerische Arbeiten bekannt machte) ist vor Kurzem unter dem Titel London Review die erste Nummer einer neuen englischen Literaturzeitung erschienen, welche den drei bisher bestandenen: Literary Gazette, Literary Chronicle und London Weekly Review einen gefährlichen Rivalen verspricht. Außerdem ist auch in Edinburgh der Anfang mit der Herausgabe eines ähnlichen Journal's (Edinburgh Literary Gazette) gemacht worden, und ein drittes, das zu Manchester erscheinen soll, ist angekündigt.

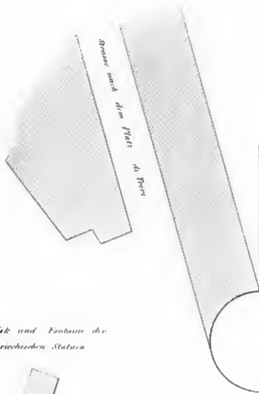
Berichtigung.

In Nr. 72 des Auslandes S. 288 Z. 4 v. u. statt 1549 lies 1649.

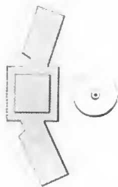
München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

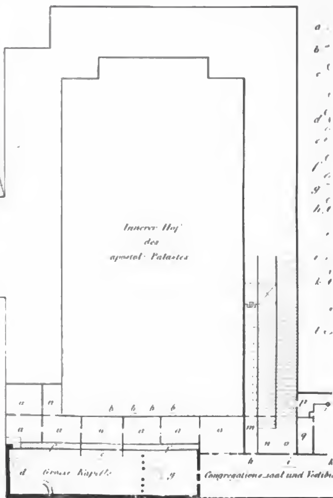
Skizze d

Garten des Palasts



Obelisk und Fontaine der griechischen Statuen





Freier Platz des monte cavallo

Klostergebäude

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 76. 17 März 1829.

Neu-Süd-Wales.

Die thierische Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Eine gleichfalls Neuholland eigenthümliche Thierart ist der Eula; Cunningham beschreibt ihn als einen Bären in Miniatüre, von der Größe eines kleinen zottigen Pudels, ohne Schwanz, mit schmutziggrauem Fell und Bärentatzen. Er trägt seine Jungen lange Zeit auf dem Rücken in der Weise, wie man aus einem der Kupfer zu Griffith's Ausgabe von Cuviers Zoologie ersehen kann. In noch höherem Grade als dem Eula gebührt der Character der Eigenthümlichkeit dem Wombat, der bis jetzt völlig isolirt in der Natur dasteht; beide rechnen die Eingebornen zu ihren Leckerbissen. Der Wombat zeigt eine so geringe Verwandtschaft mit anderen Säugthieren, daß die Naturforscher in Verlegenheit sind, ihn zu classificiren. Nach Cunningham's Schilderung muß man ihn sich als ein Thier von der Größe eines Kettenhundes vorstellen, das sich in die Erde einwühlt, von Gräsern und Wurzeln nährt und ziemlich fett wird. Zwei männliche Exemplare, die Capitän Baudin nach Europa brachte — waren die fühllosesten Geschöpfe von der Welt, auf deren träges Temperament nicht das Geringste einen Eindruck machte; ohne daß sie sich dawider sträubten oder im Mindesten außer Fassung geriethen, konnte man auf sie losschlagen, sie aufheben und wieder niedersetzen; sie blieben sich immer gleich und bewegten sich nie anders als mit der größten Langsamkeit.

Unter allen Säugethieren Australiens aber nimmt das Kangaru die erste Stelle ein. „Die Kangaru," sagt Cunningham, „sind unsre größten Thiere und der vorzüglichste Gegenstand für unsre Jagd; sie haben außer in der Gegend des Schwanzes kein Fett; aber ihr Fleisch ist vortrefflich; es schmeckt wie Fisch und giebt einen köstlichen Schmorbraten (Steamer), wenn man es in Schnitten zerschneidet, ein gehacktes Kreuzstück nebst einigen Stückchen Schweinfleisch dazu thut und das Ganze in einem wohlverschlossenen Topf mit einem geringen Aufguß von Wasser dämpft. Wir unterscheiden mehrere Arten von Kangaru, z. B. den grauen, langhärigen Waldkangaru; den schwärzlichen grobzottigen Wallaru, der sich in den Bergen aufhält; den fein- und dichthaarigen rothen Kangaru, dessen Pelz dem der Seeotter an Qualität kaum nachsteht. Alle diese Arten wägen ausgewachsen 200 Pf. und darüber. Der Wallabi und die Paddymalla werden nur gegen 60 Pf. schwer; sie lieben ein mit Gebüsch bedecktes hügelichtes Land. Noch kleiner ist der Felsenkangaru, der die unzugänglichsten Theile des Gebirgs bewohnt; und das kleinste Individuum von der gesammten Familie ist die Kangururatte, oder eigentlich das Kangarukaninchen, das höchstens die Größe des kleinsten Felsenkangarus erreicht. Die Kangaru bedienen sich ihrer sehr kurzen Vorderbeine zum Gehen nur beim Grasen, indem sie dann zugleich mit der Pfote Kräuter abrupfen; haben sie ein Kraut gefunden, das sie besonders gern essen, so setzen sie sich wohl auch aufrecht hin, und lassen es von einer Pfote in die andere wandern, etwa wie ein Knabe, der seinen Apfel bald in die eine bald in die andere Hand nimmt, und ihn immer wieder von Neuem betrachtet, während er ein Stück davon herunter beißt. Auf der Flucht tragen ihre Hinterbeine sie mit einer erstaunenswerthen Geschwindigkeit davon; keine Höhe oder Tiefe hält ihren Lauf auf; in dreißig Ellen weiten Sätzen, wobei ihr Schwanz die Stelle der Wagstange vertritt, springen sie bergab über die Spitzen des niedern Waldgebüsches hinweg. Hunde vermögen daher Nichts gegen sie auf bewachsenem und durchschnittenem Terrain, desto mehr aber im freien Felde, wo sie sie bald zu Paaren treiben; sie packen sie in der Regel an der Seite, ziehen sie rückwärts nieder, fassen sie hierauf an der Kehle und erwürgen sie. Aber es wird wenige Hunde geben, die es mit einem großen Kangaru einzeln aufnehmen; denn man hat gesehen, daß ein solches, während drei oder vier an ihm hingen, durchging. Wenn ein Hund so dicht hinter einem Kangaru her ist, daß es demselben nicht mehr entfliehen kann, so erwartet es ihn in aufrecht sitzender Stellung und weist ihm, so wie er sich nähert, seine Pfoten, mit denen es tüchtige Schläge versetzt, jedoch so, daß es sich mit jeder Bewegung des Feindes dreht, damit dieser ihm nicht von Hinten beikommt; oder es faßt ihn an, schließt ihn wie ein Bär in seine Arme, und zerfleischt ihn mit den langen scharfen Klauen an seinen mächtigen Hinterbeinen. Die Jäger, um sich und ihre Hunde vor dieser schrecklichen Waffe zu schützen, die ihnen mit einem Riß die Eingeweide aufschlitzen würde, hauen dem Thier, so wie es niedergeworfen ist, die Kniesechsen ab, und die schwarzen Eingebornen geben ihm auf das Kreuz mit ihrem Waddi einen

Schlag, der in dieser Gegend des Körpers sogleich lähmt. Das Kangaru bringt nie mehr als ein Junges auf einmal zur Welt; man kann es sehen, wie es mit dem Mund an der Brustwarze im Beutel der Mutter hängt von der Zeit an, wo es eine Daumenspitze groß und nackt wie eine neugeborne Maus ist, bis zu der Zeit, wo es zur Größe eines Pudels herangewachsen, und mit einem glatten feinen Pelz bekleidet neben der Mutter daher zu hüpfen anfängt. Die Jungen hängen an der Brustwarze ungefähr in derselben Weise, wie bei andern Thieren der Embryo an der Gebärmutter. Die Brustwarze — der Canal, durch den dem Fötus die Nahrung zufließt — steckt in dem fest zusammen gezogenen Munde und sie zu trennen erfordert eine beträchtliche Anstrengung; wenn der Fötus das Alter erreicht, wo er saugen kann, läßt er die Brustwarze los, und dann kann man eigentlich erst sagen, er sey geboren, wie wohl er noch lange fortfährt, den Beutel zu bewohnen. Da es bis jetzt, wie schon bemerkt wurde, nicht gelingen wollte, einen Weg, der aus dem Eierstock nach dem Beutel führt, zu entdecken, so müßen wir uns vor der Hand mit der Angabe der Indianer begnügen, daß die Weibchen ihre Jungen auf die gewöhnliche Weise gebären und hierauf in den Beutel setzen. Es nimmt sich höchst possirlich aus, wenn die kleinen Kangaru ihren Kopf aus dem Beutel herausstrecken und da und dort nach einem zarten Gras schnappen, das die Mutter übersehen hat. Bedrängt vom Jäger hält die Mutter plötzlich still, langt mit ihren Vorderpfoten das Junge heraus und legt es bei Seite, um leichter laufen zu können; doch muß die Noth schon sehr groß seyn, wenn sie das Leben ihres Kindes opfert, um ihr eignes zu retten; und es hat etwas Rührendes anzusehen, welche traurigzärtliche Blicke das arme Thier auf das kleine hülflose Wesen zurückwirft, das es im Stich zu lassen genöthigt ist. Nachdem das Junge etwas größer geworden, so kriecht es schon manchmal von selbst aus dem Beutel, begiebt sich aber immer wieder zurück, um sich zu wärmen oder im Fall daß eine Gefahr droht.

„Die Kangaru gehen Morgens früh, wenn noch der Thau auf dem Grase liegt, auf Futter aus, und denn ist auch die beste Zeit für den Waidmann. Ohne abgerichtete Hunde jedoch oder wenigstens einen Schweißhund Kangaru zu jagen, möchte nicht rathsam seyn: denn verliert man die Jagd einmal aus dem Gesicht, so geschieht es leicht, daß man nicht nur das Wildpret, sondern die Hunde dazu einbüßt. Liegt ein Fluß oder ein Weiher in der Nähe, so finden die Thiere immer einen sichern Rückzug im Wasser; durch die Länge ihrer Hinterbeine sind sie in den Stand gesetzt, noch zu stehen, wo die Hunde schon schwimmen müssen, und es giebt daher nichts Interessanteres als wenn sie im Wasser aneinander gerathen. Mit ausgestreckten Vorderpfoten, die sie hin und her schwenken, erwarten sie den Angriff und wo einer in ihren Bereich kommt, wird er gepackt und untergetaucht. Während dieses Akts blickt der Sieger mit einer gewissen dummernsten Miene stolz um sich, unbekümmert um das Sträuben und Zucken seines Opfers, dem er bald ein Ende macht, wenn nicht ein muthiger College dem schon unterliegenden Kämpfer noch zu rechter Zeit zu Hülfe kommt, und das Kangaru nöthigt jenen fahren zu lassen, der dann nicht ermangelt, ans Ufer zu rudern, seine Ohren schüttelt und trotz Hallo und Hetzpeitsche keine Neigung mehr bezeugt, den ungleichen Kampf zu erneuen."

Von giftigen Thieren kennt man bloß zwei: einmal eine Schlange, die in drei Variationen und zwar sehr häufig vorkommt; sie hat ein durchdringendes Auge, aber ein schwaches oder gar kein Gehör; sie flieht, so wie sie Jemand gewahrt, und nur wenn ihr kein Ausweg zur Flucht übrig bleibt, setzt sie sich zur Wehr und dann wehe dem, den sie ihren Zahn fühlen läßt! Ohne augenblickliche Ausschneidung und Aussaugung der Wunde ist man des Todes. Zweitens ein schwarzes sechs Zoll langes Insekt *), Hundertfuß genannt; es hält sich im dürren Holz, an abgestorbenen Bäumen und Wurzeln auf; sein Biß erzeugt leicht den Krebs. Wenn aber nicht gerade so gefährliche doch lästigere Bewohner der Colonie sind die Schmeißfliegen: sie verderben das Fleisch, wie es geschlachtet, die Milch, wie sie gemolken wird, selbst das Bettzeug verschonen sie nicht mit ihrer Brut. Die Colonisten helfen sich in diesem Fall durch ein sehr einfaches Mittel; sie legen die Leinwand auf einem Ameisenhaufen, und in einigen Augenblicke sind alle Maden verschwunden. Auch die Raupen nicht zu vergessen, diese Frühlingsgäste, die sich in Massen einfinden, wie an andern Orten die Heuschrecken. Sie zeigen sich nicht einzeln, sondern ziehen in geschlossenen Reihen daher und die Verheerungen ihres sich bald da bald dort hin bewegenden Zuges gleichen dem unregelmäßigen Lauf einer verwüstenden Fluth. Keinen grünen Halm lassen sie hinter sich auf dem mit ihren stinkenden Excrementen bedeckten Feld, das gegen die vor ihnen liegende noch grüne Flur seltsam contrastirt. Wenn ein Fluß in ihre Bahn tritt, so begeben sie sich nach einer Landspitze, fallen in das Wasser hinab und langen etwas weiter unten am entgegengesetzten Ufer an.

Von Vögeln wären manche Arten anzuführen, welche Neu-Holland eben so schön als zahlreich besitzt, z. B. Papageien, Kakatu's, schwarze Schwäne, Wasserschnepfen, Paradiesvögel rc. Aber statt aller wollen wir nur des räthselhaften Emu (ornithorynchus), des Mitteldings zwischen Vogel und Säugthier gedenken. Ein Vogel ohne Federn und ohne Flügel, mit Schnabel und Zehen wie eine Ente, mit Beinen und Leib wie ein Säugethier, bedeckt mit einem dichten groben Haar, mit einem breiten Schwanz und zwei kurzen Lappen statt der Flügel! Den Emu trifft man in Menge in den überall fischreichen Flüssen an; man sieht ihn hin und wieder auftauchen, um zu athmen, und wieder untertauchen, um Beute zu suchen. Am innern Theil seines Fußes trägt er eine Klaue mit einer Röhre, durch welche er eine giftige Flüssigkeit in die Wunde gießt, welche die Klaue geritzt hat; angegriffen, klemmt er seine Zehen zusammen und hält gleich einem Krebs seinen Gegner damit fest. Er läuft mit außerordentlicher Geschwindigkeit und wird gejagt wie das Kan-

*) Ein anderes ist der lange, saftige Holzwurm, den die Indianer mit großer Sicherheit aus den Bäumen ausgraben und mit der Gourmandise eines Austernessers verschlingen.

garn; er ist so stark, daß er mit einem einzigen Streich seinen Verfolger tödtet oder kampfunfähig macht.

(Fortsetzung folgt.)

Erzählungen aus dem Polarmeer.

(Uebersicht der neuesten englischen Literatur.)

(Fortsetzung.)

Nachdem der Orient und der Occident und Juden und Heiden aufgeboten worden waren, um den erschöpften Quellen der Phantasie durch den unerschöpflichen Reichthum der Wirklichkeit zu Hülfe zu kommen, war es nicht mehr als billig, daß auch der Norden seinen Beitrag nicht länger vorenthalten durfte. Die Erzählungen aus dem Polarmeere (Tales of a Voyager to the Arctic Ocean, Lond. 1829. 3 vols. 12.) zogen uns bereits durch den Titel an; angenehm überrascht aber wurden wir, als wir uns durch die kleinen Geschichten, die wir erwartet hatten, in der That nach jenen eisigen Regionen versetzt sahen, mit denen uns erst in der neuesten Zeit der Unternehmungsgeist eines Parry, Franklin's u. a. einigermaßen bekannt gemacht hat. Die Reise, von der uns hier die Beschreibung mitgetheilt wird, ist ohne Zweifel wirklich gemacht worden; und es war ein glücklicher Gedanke, während derselben die Reisenden von Zeit zu Zeit auf dem Verdeck zu versammeln und Ereignisse und Begebenheiten aus ihrem Leben erzählen zu lassen. Besonders charakteristisch für das Seeleben schien uns die Geschichte von zwei Matrosen, die wir, ungeachtet ihr Umfang die uns zugewiesenen Grenzen bereits überschreitet, uns nicht enthalten können, wenigstens im Auszug diesen Blättern einzuverleiben.

In Grönland, wie an andern Orten, befreit die Zerstörung eines Schiffes die Matrosen von aller Subordination; und da es unmöglich ist, die Ladung für die Eigenthümer zu retten, so wird dieselbe als gute Beute eines Jeden betrachtet, der sich derselben bemächtigen kann. Die Leute, welche von dem verlorenen Schiffe entkommen waren, begannen dasselbe daher von Allem zu berauben, was ihnen irgend einen Werth zu haben schien, sobald sie sahen, daß das Wrack von dem Eis festgehalten ward und ohne Gefahr betreten werden konnte. Die Klügeren wählten solche Gegenstände, wodurch sie sich dem Capitän eines benachbarten Wallfischfängers, auf welchem sie eine Zuflucht suchen wollten, willkommen machen mochten. Einige sah man über die Eisschollen mit Gewinden von Tauen eilen, die sie um den Nacken hängen hatten; andere waren mit so vielen Stücken Pöckelfleisch versehen, als sie zu tragen vermochten. Nautische Instrumente, Segeltuch, geräuchertes Rindfleisch, Schinken, Käse, kurz Gegenstände aller Art, welche dem Schiffer ein angenehmes Geschenk sind, wurden von der Schiffsmannschaft davongetragen und verschafften derselben die gewünschte Aufnahme, ohne das gewöhnliche Brummen über die Beschwerlichkeit oder die Gefahr, mehr Leute einzunehmen, so lange man selbst noch im Eise festliege. Zwei von der Mannschaft des gescheiterten Fahrzeugs schienen sich indessen wenig um die Aufnahme zu kümmern, die ihnen auf dem glücklicheren Schiff bevorgestanden hätte. Sie vereinigten sich, das Rumfaß aus dem Vorrathsraum auf das Verdeck zu heben, von wo sie es mittelst eines Taus auf das Eis schafften. Hier stellten sie es neben einem Eisblock auf, der sie einigermaßen vor dem Wind schützte, und schlugen den Boden ein, um desto leichter zu dem Inhalt zu kommen. Darauf riefen sie ihren geschäftigen Kameraden zu, sich ihnen anzuschließen und bei dem guten Ding auszuhalten, so lange es daure; so lange noch ein Tropfen da sey, solle es ihnen nie an Rum fehlen; und wenn Alles aus wäre, sey das Beste, was sie thun könnten, Einer nach dem Andern, wie Seehunde, Kopf über durch den Eisspalt nach Altgrönland zu gehen. Dieser Vorschlag fand zwar nur wenig Beifall, doch hatten die meisten der Nachzügler Scharfsinn genug, beizustimmen, bis sie den Spiritus ihrer Kameraden zur Genüge genossen hatten; dann fielen sie allmälig ab und verließen die lustigen Gesellen, um sich gemächlicheres Quartier aufzusuchen. Jack und Tom blieben endlich allein und sahen sich an dem Rumfaß einander gegenüber postirt, kein menschliches Wesen in ihrer Nähe und das einsame Eisfeld auf allen Seiten weit und breit sich ausdehnend. Der letzte ihrer Freunde hatte sie zu vermögen gesucht, ihn zu dem Schiff zu begleiten, und sich erboten, seine Beute mit ihnen zu theilen, um sie zu weniger unangenehmen Gästen zu machen; treu ihrem Entschluß hatten sie indessen dieses Anerbieten mit Verachtung zurückgewiesen, und man sah ihn nun weit in der Ferne, wie er über die Schneefelder und Eisschollen seinen Weg nach dem fremden Schiffe nahm, das in beträchtlicher Entfernung von dem Wrack lag. Eine Zeitlang unterhielten sich jetzt die beiden Matrosen, indem sie ihre Schalen in das Faß tauchten und in vollen Humpen die Gesundheit ihrer Lieblingsdirnen tranken und zur Erhöhung des Vergnügens ihre Seemannslieder dazu sangen. Allmälig aber wich die Wärme, in welche sie sich durch ihre Anstrengungen bei dem Herausschaffen des Fasses versetzt hatten, dem Einfluß eines schneidenden Windes, der mit zunehmender Gewalt das Eis fegte; und obwohl die Masse des geistigen Getränks, welche sie zu sich nahmen, unter andern Umständen hinreichend gewesen wäre, sie in Feuer und Flammen zu verwandeln, so verlor dieselbe doch alle ihre Kraft vor der Uebermacht eines Polarwindes. Einer der beiden Matrosen erfuhr dieß Abnehmen der Lebenswärme schneller als sein Kamrad und mit derselben fühlte er sich auf das Traurigste von seinem Muth verlassen. Er sah einige Augenblicke dem Flüchtling nach, der in der Ferne verschwand, dann wandte er sich zu seinem Gesellen, indem er halb erstarrt seine Hosen an dem Gürtel heraufzog, und rief aus: „Verdamm mich, Jack! Hier stehen wir wie der Löwe und das Einhorn über der Thür von dem Wappen von England zu Hull und bieten allem Wetter Trotz, um die Burschen zum Trinken einzuladen, und nach alledem siehst Du sie davon schleichen, ohne ihre Zeche zu bezahlen!"

Tom wird zuletzt sehr kalt und sehr ernsthaft, und er beginnt den Beschluß, den sie gefaßt hatten, Kopf über sich durch ein Loch in dem Eis ins Meer zu stürzen, sobald der Rum aus sey, zu bereuen. Auf seine Furcht, daß die Kälte ihn zu steif machen werde, Kopf über in die See zu gehen, erwiedert Jack zu seinem Troste:

„Was das thut, so werden wir das Faß bald ausgeleert haben, und wenn Du dann nicht im Stande bist, Deine Flossen zu regen, mein Bursch, so will ich Dir zu dem nächsten Loch helfen und Dich selbst Kopf über hineinstürzen; also darüber brauchst Du Dir keine Sorge zu machen."

Tom, der ein verschmitzter Patron ist, überredet jedoch seinen Freund, daß, wenn sie die That, außer dem Gesicht des Schiffes voll-

brächten, ihre Freunde sagen würden: sie haben es gar nicht gethan.

„O denke jetzt nicht an den Pfarrer," unterbrach Tom seinen Kameraden, als dieser ihm durch Trostgründe aller Art neuen Muth einzuflößen suchte, „sondern nimm mich auf Deine Schultern, wie Du freundlich versprochen hast; denn wir haben wenig Zeit zu verlieren."

„Hab ich das versprochen," schrie Jack, erstaunt über diese Behauptung, der er jedoch nicht zu widersprechen wagte, weil er seine Ideen über Gegenwart und Vergangenheit weniger frei von Verwirrung fühlte, als zu wünschen war.

„Gewiß thatst Du das," antwortete Tom keck, denn, wie er bemerkte, so war nur noch wenig Zeit zu verlieren, wenn er gerettet werden sollte.

„So will ich mein Wort nicht brechen; das ist eben so gewiß," entgegnete Jack, indem er sogleich herantrat, um seinem Kameraden auf einen Eisblock zu helfen, von wo er sich leicht ihm auf den Rücken hängen konnte. „Aber," fuhr er fort, „Du mußt mir versprechen, mich zuerst Kopf über gehen zu lassen."

„Das," erwiederte Tom, „ohne Zögern, verspreche ich auf das Feierlichste," und die contrahirenden Parteien bewegten sich nun auf das Schiff zu, das auf der anderen Seite des Eisfeldes lag.

Nach einem langen wankenden und taumelnden Marsch über das Eis wurden die beiden Matrosen von dem Verdeck des Schiffes aus in der Gestalt eines unbekannten Körpers sichtbar, der sich durch einen leichten Schneeschauer fortbewegte. Wie sie zuerst erschienen, bald auf den Hügeln emporragend, bald wieder durch die Vertiefungen verborgen, die ihnen in den Weg kamen, nahmen einige der Seeleute von der Wacht sie für ein fremdes Ungeheuer, das den Weg nach dem Schiff einschlage; während andere ausriefen, daß ein ungeheurer Bär, der einen Menschen in seinen Vorderklauen hielte, im Anzug sey. Alle eilten auf das Verdeck, um bei dem wunderbaren und schrecklichen Schauspiel Zeugen zu seyn, und Flinten und Lanzen wurden bereit gehalten, um bei einem Zusammentreffen ihre Dienste zu leisten; endlich ward es jedoch klar, daß das furchtbare Thier aus den zwei verloren gegebenen Matrosen zusammengesetzt sey, die über das Eis daher kamen.

Sie begrüßten das unglückliche Paar mit lautem Geschrei und riefen ihnen allerlei lächerliche Ermahnungen zu: bald, fest an ihr Steuerruder zu halten, bald ihre Segelstangen tüchtig aufzuspannen, bald ihren oberen Mast zu wenden und so fort, wie es den Sprechern in den Mund kam; und je mehr die Schwierigkeiten, die Jack zu überwinden hatte, theils durch die zunehmende Regungslosigkeit seiner Last, theils durch seine eigene Ermüdung vermehrt wurden, um so lauter und lärmender wurde die Fröhlichkeit der Zuschauer. Jack beharrte indessen während dieser Pilgerschaft darin, seinen Kameraden aufrecht zu erhalten und auf jede mögliche, ja man möchte sagen, auf fast unmögliche Weise, über Stock und Block vorwärts zu bringen, so wie in seinem löblichen Vorsatz, sein Versprechen zu erfüllen. — —

Die Vorwürfe, die er Tom (seiner schlechten Haltung wegen) machte, wurden Anfangs von diesem noch gehört; er nahm sie für das Brummen eines Bären, ermunterte sich von Zeit zu Zeit und sprach Jack zu, wie ein braver Bursch davon zu segeln; in Kurzem machte indessen die einschläfernde Kraft der Kälte sein Ohr gegen alle Ermahnungen und Aufforderungen seines Freundes taub, und statt zu antworten, fuhr er in vollkommener Bewußtlosigkeit fort, sein Haupt bald auf die eine, bald auf die andere Seite fallen zu lassen. — —

Nichts konnte Tom dahin bringen zu sprechen, oder sich weniger lästig zu erweisen; und dieß verächtliche Betragen setzte Jack in solche Wuth, daß er aus allen Kräften zu laufen anfing, um desto eher das Vergnügen zu haben, seinen übermüthigen Reiter vor der ganzen Gesellschaft auf das Eis zu setzen. Als die verwunderten Zuschauer diesen neuen Schwank sahen, brachen sie in ein überlautes Jubelgeschrei aus; während Jack, hierdurch immer mehr erbittert, wüthend vorwärts jagte, indem er sich selbst für den Gegenstand ihres Gelächters hielt, weil er sich gleich einem stolpernden schetländischen Esel reiten lasse. Bei seinen Sätzen über Eisblöcke und Löcher kam er mehr als einmal nur mit genauer Noth davon, und mancher nach einem falschen Maßstabe gemessene Schritt drohte ihn auf den Boden zu bringen; aber er überstieg glücklich jedes Hinderniß und war in seinem vollen Lauf gegen das Schiff, als sich plötzlich eine weite Kluft im Eis vor ihm aufthat.

Er hielt an dem Rande des Schlundes ein, denn er war zu breit, um darüber zu springen; aber seine Last, durch den Schwung, den sie erhalten hatte, aus dem Gleichgewichte gebracht, stürzte ihm über den Kopf und verschwand sogleich unter der Eisscholle. Jack stand einen Augenblick unschlüssig da, als ob er erwartete, seinen Kameraden wieder emportauchen zu sehen, dann stieß er einen heftigen Fluch aus und rief: „Ist das die Art, wie er mich nach all dieser Mühe bezahlt? Ich will verdammt seyn, wenn ich mit einem solchen Schurken zum alten David gehe! Wisset," fuhr er fort, indem er sich an das Schiffsvolk wandte, das sich um ihn versammelte, „er versprach mir feierlich, er wolle mich zuerst Kopf über gehen lassen, wenn ich ihn hieher an Euer Schiff brächte, und nun seht Ihr, wie er mich um Beides betrogen hat; und dazu hat er mich ärger geritten, als der Alp. Bei Gott, ich will gar nicht Kopf über gehen, das bin ich entschlossen, besonders nach einer solchen falschen, nichtswürdigen, verrätherischen Schlange!"

Der Mekka-Balsam.

Szafra und Beder sind die einzigen Plätze in dem Hedschaz, wo man den einst so berühmten Mekkabalsam rein erhalten kann. Der Baum, von welchem er gesammelt wird, wächst auf den benachbarten Bergen, besonders auf dem Dschebel Sobh und wird von den Arabern Bischem genannt. Er soll zehn bis fünfzehn Fuß hoch seyn, mit glattem Stamm und dünner Rinde. In diese werden in der Mitte des Sommers Einschnitte gemacht, und der Saft, welcher sogleich herausrinnt, wird mit dem Nagel des Daumen abgenommen und in ein Gefäß gethan. Das Gummi ist von zweierlei Art, die eine von weißer, die andere von gelblichweißer Farbe; die erstere ist die am Meisten geschätzte. — Die Einwohner von Szafra verfälschen es gewöhnlich mit Sesanum-Oel und Theer. Um seine Reinheit zu prüfen, tauchen sie den Finger hinein und verbrennen das an demselben Haftende. Brennt es ohne den Finger zu verletzen oder eine Spur zurückzulassen, so erklären sie es für gut; wo nicht, für verfälscht. — Die Beduinen, die es auf den Markt bringen, verlangen gewöhnlich zwei bis drei Dollar für das Pfund; während die Kaufleute von Szafra es verfälscht an die Hadschys der großen Caravanen für acht und zwölf Dollar das Pfund verkaufen.

Burckhardt's Travels.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 77. 18 März 1829.

Clapperton.*)

Capitän Clapperton, ein neuer Name auf der Liste der vielen verunglückten Wanderer, welche es unternahmen, die Leuchte der Civilisation in die geheimnißvollen Regionen des innern Africa's zu tragen, war der jüngste Sohn einer geachteten Familie in der Grafschaft Dumfries. Sein Vater und sein Großvater waren Aerzte gewesen. Im Jahre 1788 geboren, kam er zeitig auf die Handelsmarine. Durch die Matrosenpresse auf ein königliches Schiff gebracht, wurde er auf Verwenden eines Oheims Seecadett (midshipman). Er besaß herkulische Körperkraft und ungemeine Behendigkeit. Sein wackeres Benehmen in Obercanada, wo er eine kleine Truppenabtheilung befehligte, zog die Aufmerksamkeit Sir E. Owens auf ihn, der ihn sofort zum Lieutenant ernannte, und später der Admiralität empfahl. Eine Anekdote aus seinem Leben während dieser Zeit verdient erwähnt zu werden.

Er commandirte im Winter in einem kleinen Fort an dem Huronsee, zu dessen Vertheidigung er eine geringe Anzahl Leute nebst einem Stück Geschütz von kleinem Kaliber hatte. Hier wurde er von einem americanischen Schooner angegriffen. Es dauerte nicht lange, so war das Fort durch das feindliche Geschütz demolirt; und ihm blieb Nichts übrig, als sich entweder mit seinen Leuten gefangen zu geben, oder den Weg über den zugefrornen Michigansee nach der gegen sechzig Meilen entfernten Hauptstadt Obercanada's, York, als dem nächsten englischen Depot, einzuschlagen. Troz den Schwierigkeiten und Gefahren eines solchen Zugs in dem strengsten Winter faßte er diesen verzweifelten Entschluß. Kaum hatten die Verwegenen aber zehn bis zwölf Meilen zurückgelegt, als einer von ihnen, ein junger Mensch, von Kälte erstarrt, sich nicht mehr im Stand fühlte, weiter zu gehen. Alle erklärten, daß sie selbst, vor Kälte kaum mehr ihrer Glieder mächtig, unmöglich ihren Begleiter tragen könnten. Clapperton vermochte es nicht über sich, den armen Menschen seinem Schicksal zu überlassen; er lud ihn auf seinen Rücken, und indem er ihn mit der linken Hand festhielt, stützte er sich mit der Rechten auf einen Stock, daß er nicht ausglitt. So legte er unter einem schrecklichen Schneegestöber acht bis neun Meilen zurück. Jezt fühlte er, daß jener sich nicht mehr an ihm hielt, — noch ein paar Minuten und der Unglückliche war erfroren. Keine Feder vermag die Leiden zu schildern, welche Clapperton und seine Gefährten erduldeten; doch erreichten sie endlich das ferne Ziel. Sie hatten bei ihrer Ankunft in York keine Strümpfe noch Schuhe mehr, und waren völlig ausgehungert, da sie auf dem ganzen Zug nur einen einzigen Sack Mehl besaßen. Clapperton's linke Hand, mit welcher er den jungen Menschen auf seinem Rücken gehalten hatte, war durch die lange Unthätigkeit so stark gefroren, daß er das erste Gelenk seines Daumens verlor.

Im Jahr 1817 auf halben Sold gesezt, kehrte Clapperton nach Schottland zurück; wo er zufällig mit Dr. Oudney zusammentraf, der eine Reise nach Africa zu unternehmen im Begriff stand. Seiner Unthätigkeit überdrüßig, bot er sich diesem zum Begleiter an; und da Oudney von einem gemeinschaftlichen Freund Clapperton's Muth und trefflichen Charakter rühmen hörte, und seine athletischen Formen einen kräftigen Körperbau ankündigten, nahm er mit Freuden sein Anerbieten an.

Wie man weiß, gelang es ihm auf seiner ersten Expedition von Tripoli an die äußerste Grenze von Bornu im Süden, und nach Sakkatu im Westen vorzudringen, in welcher leztern Stadt er im Jahr 1824 von Bello, dem Sultan der Fellatas, aufs Beste aufgenommen wurde. Gemeinschaftlich mit Denham verbreitete er in England über das Innere von Africa völlig neue Begriffe. Clapperton hatte schwarze Völker mit regelmäßigen Zügen, wohlgeordnete Staaten, Regierungen, Geseze, Tuchmanufacturen, mit einem Wort die Anfänge einer Gesittung gefunden. Er bekam ein Schreiben von Bello an den König von England mit, worin jener die Eröffnung eines freundschaftlichen Verkehrs zwischen ihren Völkern durch einen Consul vorschlug, der in dem Seehafen Raka wohnen sollte. Der Sultan wünschte, daß ihm ein Arzt zugesandt und in dem Hafen von Funda, den man in der Nähe von Wida vermuthete, ein englisches Waarenlager errichtet würde. Auch sprach sich der Sultan, in Folge seiner Unterredungen mit dem englischen Offizier, stark gegen den Sklavenhandel aus und erklärte sich bereit, denselben zu verbieten.

Bei Clapperton's Ankunft in England faßte Lord Bathurst, Staatssekretär für die Kolonialangelegenheiten, die Idee eines Bündnisses mit den Fellatas begierig auf. Alles ward zu einer

*) Vergl. Num. 45 folgg.

neuen Expedition vorbereitet, an deren Spitze Clapperton treten sollte. Es wurden ihm zu diesem gefahrvollen Unternehmen Kapitän Pearce, ein sehr geschickter Zeichner, und Dr. Morrison, ein gelehrter Kenner der Naturwissenschaften, als Gehülfen beigegeben. Auch ward ihm erlaubt, einen Landsmann aus Schottland Namens Dickson, der als Wundarzt in America gedient hatte, mit sich zu nehmen. Sie erhielten passende Geschenke für den Sultan von Houssa und den Scheik von Bornu; und die vier Reisenden stiegen am 5 August 1825 nebst ihren Dienern zu Schiff und langten an 26 November zu Wida an. Als sie den Meerbusen von Benin erreichten, ließ sich Dickson, auf dessen Schicksal noch jetzt ein geheimnißvolles Dunkel ruht, bei Wida ans Land setzen, und begab sich nebst einem Portugiesen, der einige Zeit zu Dahomey gewohnt hatte, nach dieser Stadt, wo er eine gute Aufnahme fand und mit einer Bedeckung nach einem andern siebzehn Tagreisen entfernten Platze, Schar, abging. Von dort reisete er nach Jurl ab; und seit diesem Zeitpunkt verlautete Nichts mehr von ihm.

Die Reisenden wollten Anfangs den Fluß Benin oder Formosa hinauf fahren; aber ein englischer Sklavenhändler Namens Hutson, dem sie begegneten, rieth ihnen dieß ab, indem er sie benachrichtigte, daß der Beherrscher des Landes auf die Engländer sehr erbittert sey, weil sie sich dem Sklavenhandel widersetzten, der einen Hauptzweig seiner Einkünfte bilde. Der Kaufmann wußte ihnen überdieß nicht anzugeben, in welcher Richtung und wie weit sie auf diesem Fluß ihre Reise verfolgen könnten, und veranlaßte sie mehr nördlich bei Badagry ans Land zu steigen; wohin er sie zu begleiten einwilligte. Sie kamen den 29 November daselbst an; nachdem sie sich in Wida vergeblich nach Bello, nach seinen Boten, welche die Geschenke des Königs von England in Empfang nehmen sollten, so wie nach den Häfen Funda und Raka erkundigt hatten. Diese Namen waren auf der Küste gar nicht bekannt; und man weiß jetzt, daß die beiden Orte 200 Meilen im Inneren des Landes liegen, daß Raka selbst nicht einmal am Ufer eines Flusses liegt, und daß keine dieser Städte sich damals unter der Herrschaft des Sultan Bello befand.

Die Könige von Juriba und Badagry waren gegen die Engländer günstig gesinnt, und nachdem sie „mit ihren africanischen Freunden wacker gezecht,“ und viele Liebkosungen gewechselt, schifften sich die Reisenden, von einem Eingebornen Houßa's, Namens Pascoe, begleitet, der Belzoni's Dolmetscher gewesen war, den 7 Dezember in Kanoes ein und fuhren einen Arm des Flusses Lagos bis zu dem kleinen Hafen von Gazie hinauf, wo sie am linken Ufer landeten. Clapperton wanderte mit Hutson zu Fuß nach Putka, einer jetzt theilweis in Trümmern liegenden, früher aber mächtigen, mit Mauern und Gräben umgebenen Stadt. Hier wird ein großer Markt (Barrie) gehalten. Beide Reisende lagerten daselbst unter einem Baume, und bald hatte sich eine ungeheure Menge Volks um sie versammelt, das sich jedoch auf's Höflichste benahm. Einer der militärischen Häuptlinge erschien in seinem vollen Schmucke. Er ritt ein kleines Pferd, und that sich auf sein zerlumptes rothes, gelb aufgeschlagenes Staatskleid, seine Nankinhosen, und seine portugiesische mit einer stolzen Feder gezierte Soldatenmütze nicht Wenig zu Gut. Im Lauf der Unterhaltung sagte er mit der Hand auf die verschiedenen Stücke seines Anzugs deutend: „dieses Tuch ist nicht in meinem Lande gefertigt, diese Mütze ist von dem Sammt eines weißen Mannes, diese Pantalons sind von dem Nankin weißer Männer, dieß ist ein Halstuch von einem weißen Mann! die Weißen haben uns alle diese Kostbarkeiten zugeführt; wir sind es daher wohl zufrieden, wenn sie uns besuchen.“

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich III und sein Hof.

(Fortsetzung.)

Fünfter Auftritt.

Heinrich. Catherine.

Heinrich. Je nun, meine Mutter, Sie müssen zufrieden seyn! Ihre beiden Feinde werden einander selbst aufreiben, und Sie müssen mir dafür Dank wissen, denn ich hätte den Kampf verbieten können, den ich erlaubt habe.

Cath. Und Ihr habt dann weiter beschlossen . . .

Heinr. Noch Nichts . . . denn der Ausgang der Fehde ist ungewiß . . . wenn Herr von Guise bliebe . . . ja, dann würde man die Ligue sammt ihrem Haupte begraben; wo nicht . . . so würde ich Gott bitten, er möchte mich erleuchten . . . aber in jedem Fall, wenn mein Entschluß einmal gefaßt seyn wird, so, ich sage es Ihnen, wird Nichts mich davon abbringen . . . Bisweilen, wenn ich meinen Thron ansehe, kommt mir die Lust an, König zu seyn. Meine Mutter, gerade jetzt wandelt mich diese Lust an.

Cath. Ei, mein Sohn! Niemand mehr als ich wünschte, daß Ihr festen, mächtigen Willen haben möchtet . . . Ich habe nicht mehr meine jugendliche Kraft, lieber Heinrich; mein Arzt Miron räth mir die Ruhe an. Und mehr als je wünsche ich keinen Theil an der Last der Regierung zu haben.

Heinr. Wenn ich nicht irre, meine Mutter, so schien heute ein eiserner Arm nach meinem Throne zu greifen, in der Absicht, mir einen Theil desselben abzunehmen . . . wo nicht gar das Ganze.

Cath. Und wahrscheinlich werdet Ihr ihm gewähren, was er fordert; denn das Haupt, das die Ligue durch ihn verlangt . . .

Heinr. Jawohl . . . ich sah ganz deutlich, daß er für sich selber das Wort führte, und vielleicht würde ich mir manche Qual ersparen, wenn ich mich ihm hingäbe . . . so wie mein Bruder Franz II nach der Verschwörung von Amboise . . . und doch sehe ich es nicht gerne, wenn man bewaffnet bittet, wie da mein Vetter Guise; die Knie beugen sich schlecht unter den Stahlschirmen.

Cath. Und jedesmal, so oft Euer Vetter Guise sich vor Euch beugte, nahm er im Aufstehen ein Stück Euers Königs-Mantels mit.

Heinr. Beim großen Gott! nie hat er mich zu Etwas gezwungen, jedoch . . . was Wir ihm bewilligten, erhielt er immer von Unserm freien Willen, und auch dießmal, wenn Wir

ihn zum Haupt der Ligue ernennen . . . so fordern Wir das als sein Herr, als seine Pflicht.

Cath. Mein Sohn, so kommt er von Pflicht zu Pflicht bis auf den Thron . . . und Wehe, Wehe Euch, wenn sein Fuß je auch nur den Sammt der ersten Stufe berührt.

Heinr. Was Sie da sagen, Mutter! haben Sie einige Gründe?

Cath. Wißt Ihr, was der Zweck dieser Ligue ist, die Ihr zugeben wollt?

Heinr. Eine Stütze für den Altar und den Thron.

Cath. So sagt wenigstens Euer Vetter von Guise; aber jedesmal, wenn der Unterthan aus eigenem Willen sich zum Vertheidiger seines Königs aufwirft . . . mein Sohn, dann ist er ganz nahe am Rebellen.

Heinr. Sollte der Herzog so sträfliche Absichten haben?

Cath. Die Umstände sprechen die Anklage aus, wenigstens . . . Ach! mein Sohn, meine Gesundheit erlaubt mir nicht mehr, wie sonst über Euch zu wachen, und vielleicht wird es doch mir gelingen, daß ein großes Complott scheitert.

Heinr. Ein Complott! Eine Verschwörung gegen mich!... Sagen Sie, Mutter, sprechen Sie . . . Was haben Sie da für ein Papier?

Cath. Ein Agent des Herzogs von Guise, der Advokat Johann David ist in Lyon gestorben . . . sein Bedienter war in meinen Diensten, alle seine Papiere sind mir überschickt worden, darunter war dieses . . .

Heinr. Lassen Sie sehen, Mutter, lassen Sie sehen . . . Ein Tractat, wie? zwischen Don Juan von Oesterreich und dem Herzog von Guise . . . ein Tractat, worin sie sich anheischig machen, einander wechselseitig beizustehen, damit der Eine den Thron der Niederlande, der Andere den Thron von Frankreich besteige . . . den Thron von Frankreich! Was wollten Sie dann mit mir anfangen, Mutter? . . .

Cath. Darüber müßt Ihr den besten Artikel der Vereins-Urkunde der Ligueurs lesen, denn er lautet so . . . nicht wie Ihr ihn kennt, mein lieber Heinrich, sondern so wie er dem heiligen Vater zur Genehmigung vorgelegt wurde, die aber dieser verweigerte.

Heinr. (liest) „Alsdann, wenn der Herzog von Guise die Hugenotten ausgerottet haben wird, die vorzüglichsten Städte des Königreichs in seiner Gewalt seyn werden, und Alles der Ligue unterworfen, so soll er dem Bruder des Königs, als offenbarem Freunde der Ketzer den Prozeß machen lassen, und zuerst dem König die Haare abschneiden, ihn in ein Kloster stecken, dann . . . In ein Kloster! sie wollen mich in ein Kloster... begraben!

Cath. Ja, mein Sohn, dort, sagen sie, warte auf Euch Eure letzte Krone . . .

Heinr. Mutter, sollte der Herzog das wagen?

Cath. Pipin gründete eine Dynastie, mein Sohn: und was erhielt Childerich für seinen königlichen Mantel von Pipin?

Heinr. Einen härenen Rock, ich weiß es, Mutter, einen härenen Rock; aber diese Zeiten sind nicht mehr; um auf Frankreichs Thron zu steigen, dazu gehören Rechte der Geburt.

Cath. Kann man dergleichen nicht erdichten? . . . Betrachtet diesen Stammbaum.

Heinr. Das Haus Lothringen soll von Karl dem Großen abstammen . . . Das ist nicht wahr, Sie wissen ja, es ist nicht wahr.

Cath. Ihr seht aber, daß man Maßregeln genommen hat, um zu behaupten, daß es wahr sey.

Heinr. Ach! Vetter Guise, Ihr habt ungemeine Lust nach Unserer Krone von Frankreich . . . Mutter, könnte man ihm nicht die Märtyrerkrone verschaffen?

Cath. Oft habe ich daran gedacht, mein Sohn, aber es kommt nicht immer darauf an, einen Faden bloß abzuschneiden; man muß ihn oft wieder anknüpfen.

Heinr. Er schlägt sich morgen mit St. Megrin . . . St. Megrin ist muthig und gewandt.

Cath. Und glaubt Ihr, der Herzog von Guise sey es weniger?

Heinr. Mutter, wie? wenn wir St. Megrin's Degen weihen ließen? . . .

Cath. Mein Sohn, wie? wenn der Herzog von Guise den Seinigen weihen ließe? . . .

Heinr. Sie haben Recht . . . Aber was hält mich ab, St. Megrin zum Oberhaupt der Ligue zu ernennen?

Cath. Ei! wer wird ihn als solchen anerkennen; hat er eine Partei?

Heinr. Sie haben wiederum Recht . . . Ach Gott! ach Gott! . . . Glauben Sie, man sey sehr übel daran in einem Kloster? . . .

Cath. Nein, mein Sohn; wenn man dazu einen wahren Ruf hat . . .

Heinr. So; aber Mutter, ich . . . ich fühle einen solchen Ruf nicht; vielleicht wird er einst kommen . . . aber wir müssen es so einrichten, daß er so spät als möglich komme . . . freilich wartet er nur auf den Augenblick, wo ich ihn zum Haupte der ehrlosen Ligue gemacht haben werde, um sich zu erklären.

Cath. Wahrscheinlich ist das seine Absicht.

Heinr. Je nun! Was ist zu thun?

Cath. Eine schwache Frau, wie ich bin, kann diese Euch zu Hülfe kommen, mein Sohn? Und dann habe ich dazu die Macht? Ihr besitzt Gewalt und Willen . . . Faßt Muth, mein Sohn, regiert selber; oft hat Euch der Graf St. Megrin gerathen, und er ist ein guter Rathgeber.

Heinr. Ach! Mutter, Mutter! man wird mich um den Verstand bringen, und dann sagen, ich sey unfähig, zu regieren. Den Herrn von Guise treibt die Frau von Montpensier, weil ich ihre Eigenliebe beleidigte. Freilich habe ich Macht und Mittel. Wenn mich mein Volk liebte . . . Aber warum liebt mich denn mein Volk nicht, Mutter? Ich möchte es ja so glücklich machen; in der Folge wird es mir gelingen. Ein Kloster! . . . ein Kloster . . . ach! habe ich es nicht ganz laut gesagt, als sie mir bei meiner Krönung die Krone auf das Haupt setzten, die Krone thue mir wehe; und als sie mir während der Feierlichkeit zweimal beinahe vom Kopfe gefallen wäre, habe ich nicht wieder gesagt, das sey ein böses Zeichen. Ein Kloster!

. . . Die Ketzer! . . . Eher sollen sie mir das Leben nehmen, Mutter; als König will ich sterben. Hat man mich nicht gesehen, wie ich in Jarnac und in Montcontour kämpfte. Ha! wenn es nur darauf ankäme, an der Spitze eines tapfern Adels einzuhauen . . . aber hier geht es Intrigue gegen Intrigue, ich fühle das, und die Andern sind hierin stärker als Ich.

Cath. Vielleicht könnte man Alles abwenden, mein Sohn; aber dazu gehörte Entschlossenheit.

Heinr. (unentschlossen) Entschlossenheit?

Cath. Ja, seyd König, und dann wird er gehorsamer, wenn auch nicht ehrfurchtsvoller Unterthan werden. Ich kenne Ihn besser als Ihr, Heinrich; er ist nur stark, weil Ihr schwach seyd; unter dem Anschein von Kraft ist bei ihm ein ungewisser Character verborgen . . . er ist ein schwankendes Rohr, angestrichen mit Eisenfarbe . . . drückt darauf, es wird sich krümmen. . . .

Heinr. Ja, ja, er soll sich krümmen. Aber das Mittel? Wo ist es? . . . soll ich Beide aus dem Lande schaffen? Ich bin bereit, ihre Verbannung zu unterzeichnen.

Cath. Nein; vielleicht habe ich ein anderes . . . aber schwört mir, mich künftig statt ihrer in Allem um Rath zu fragen. . . .

Heinr. Wenn es nur das ist, Mutter! Ich schwöre es.

Cath. Mein Sohn, Eide geschworen vor dem Altar, gefallen Gott besser.

Heinr. Nicht wahr, die Menschen sind auch dadurch besser gebunden? Ja, so kommt, Mutter, ich überlasse mich Ihnen ganz. Gehen wir nach meiner Betkapelle.

Cath. Ja, mein Sohn, in Eure Kapelle.

Ende des zweiten Aktes.

Thompsons Besuch in Guatemala.

(Uebersicht der neuesten englischen Literatur.)

Einer der Secretäre der brittischen Commission, welche von Canning zur Untersuchung des Zustandes von Mexico abgeschickt wurde, begab sich, nach Abschluß des Freundschaftstractates mit dieser Republik, nach Guatemala, um authentische Nachrichten über die dortigen inneren Verhältnisse einzuziehen. Dieser hat nun so eben unter dem Titel „Beschreibung eines amtlichen Besuches in Guatemala (Narrative of an Official Visit to Guatemala from Mexico by G. A. Thompson, Lond. 1829. 12.) sein Reisetagebuch bekannt gemacht, das über den status quo eines so selten besuchten und so wenig bekannten Landes die interessantesten Aufschlüsse giebt.

Thompson verließ Mexico am 21 April 1825 mit mehreren Reisegesellschaftern und Dienern und einer Bedeckung von zehn Soldaten, auf dem Wege nach Acapulco, wo er sich auf der Fregatte, der Tartar, nach Sonsonate, einem Hafen von Guatemala einschiffte. Bei seinem Eintritt in die Tierra Caliente (den niederen Küstensaum von Mexico) bemerkte er die Veränderung des Climas zuerst an der Wirkung, welche dasselbe auf das Vieh hatte.

„Das Maulthier, welches ich ritt — sagt er — war schon alt, aber doch noch ein schönes Thier, und ich war daher überrascht, als dasselbe gegen drei Uhr Nachmittags, nachdem wir ungefähr zwanzig Meilen zurückgelegt hatten, fast nicht mehr von der Stelle zu bringen war. Es war, was man hier Soleado nennt, d. h. es hatte einen Sonnenstich erhalten. Etwa zwei Stunden weiter machten wir Halt. Einer der Soldaten schlug mir vor, dem Thier zur Ader zu lassen. Dieß geschah, indem er ihm ein scharfgeschnitttenes Stück Holz in die Nase stieß, worauf ein mäßiger Bluterguß — vielleicht eine halbe Pinte — erfolgte. Hierauf nahm er ein Quart Brandtwein und goß es dem armen Thier in die Ohren, das dadurch in große Bewegung gerieth. Darauf ließ er das Haupt des Maulthieres fahren, welches sich heftig schüttelte, und wollte, indem er gegen mich bemerkte: esta buena (es ist gut), sogleich wieder Sattel und Zeug auflegen, was ich indessen nicht zugab. Das Thier hatte auf der ganzen Reise nicht die geringsten Beschwerden mehr. Diese Anwendung des Brandtweins befremdete mich um so weniger, als derselbe in Mexico beständig auf ähnliche Art als ein Mittel gegen Kopfschmerzen, besonders gegen Zahnschmerzen gebraucht wird. Der Patient muß sich in diesem Falle niederlegen und zwar auf die Seite, auf welcher der Schmerz seinen Sitz hat. Darauf gießt man in das Ohr, welches oben liegt, etwas Brandtwein; ein Theelöffel ist hinreichend; und dieser muß so lange darin bleiben, bis die Schmerzen vorüber sind, was meist in drei bis vier Minuten der Fall ist. Das Gefühl, welches dem Leidenden durch diese Operation verursacht wird, ist auf keine Weise schmerzlich; es gleicht dem Sausen, welches man empfindet, wenn man mit dem Kopf unter Wasser taucht, doch ist es viel stärker; auch weiß ich nicht, ob nicht das einzige Mal, wo ich dasselbe erfuhr, es mit einer leichten, nur augenblicklichen Ohnmacht begleitet war. Gefährlich ist dieß Verfahren indessen gewiß nicht, und Jeder, der sich demselben unterziegen will, wird zuverlässige Erleichterung finden."

Zu Acapulco hören wir: „Die Truppen, welche die Garnison bilden, sind aus dem verworfensten Gesindel von ganz Mexico zusammengesetzt. Es war kaum ein Mann unter ihnen, wie man mir sagte, der nicht todeswürdige Verbrechen begangen hätte. Einer von ihnen, ein schöner schlanker Mann von ungefähr drei und zwanzig Jahren mit blondem Haar, wurde mir besonders als einer der ärgsten Desperados bezeichnet, die menschliche Gestalt trügen. Er prahlt selbst, daß er dreizehn Mordthaten begangen habe; und unter den Opfern soll der eigene Vater des Bösewichts seyn.

Bei einem Bade in der See hatte Thompson das Unglück, daß seine Kleider, die er an einen Nopalstrauch am Gestade aufgehängt hatte, von Myriaden kleiner Stacheln besetzt wurden, die ihm beim Anziehen die empfindlichen Schmerzen verursachten.

„Der Nopalstrauch ist eine Pflanze, die einen unbedeutenden Stamm hat, aber breite, dicke Blätter, die nach den verschiedenen Arten, denen sie angehören, mehr oder weniger stachlich sind. Um die Pflanze zu vermehren, nimmt man diese Blätter und setzt sie in einer Entfernung von zwei bis drei Fuß von einander. Sobald dieß geschehen ist, werden sie mit der Cochenille inoculirt, was eben so Viel heißt, als wenn man den kranken Theil eines mit dem Brand behafteten Apfelbaumes an einem anderen Baum, der von dieser Krankheit frei ist, reiben wollte, wodurch dem auf diese Weise inoculirten Baume gleichfalls der Brand mitgetheilt werden würde. Eine geringe Quantität Cochenille ist hinreichend für jede Pflanze, die in dem Verhältniß, wie ihre Blätter sich ausbreiten, unfehlbar bald mit diesem kostbaren Schmarotzerinsect bedeckt wird. Wenn die Pflanze vollkommen gesättigt ist, wird die Cochenille mit vieler Sorgfalt abgekratzt. Im ersten Jahre haben die Pflanzen noch keinen bedeutenden Werth; im folgenden wird der Ertrag von einer jeden auf einen bis auf anderthalb Dollars geschätzt."

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 78. 19 März 1829.

Clapperton.

(Fortsetzung.)

Die Ufer des Hafens von Putka waren niedrig und mit Rohrdickicht bedeckt, und es ist wahrscheinlich, daß die Reisenden schon hier, auf dem ersten Nachtlager, den Keim jener Krankheit einsogen, der sie in so kurzer Zeit erliegen sollten. „Die Luft war am Morgen schwer und neblig, und obgleich wir in der Nähe des Flusses unter freiem Himmel schliefen, hatten wir doch keinen einzigen Mosquito summen gehört." Es ist unbegreiflich, wie ein alter Arzt und zwei erfahrene Seeoffiziere eine solche Unvorsichtigkeit begehen konnten. Die folgende Nacht schliefen sie wieder unter freiem Himmel auf dem Marktplatz der großen Stadt Dagmu, wo ihnen Häuser, so viel sie wollten, offen standen. Den 10 bekam Clapperton einen Fieberanfall, den 12 Doctor Morrison, den 13 erkrankte Kapitän Pearce, und am 14 Richard Lander, der treue Diener Clapperton's, dem wir die Rettung seiner Papiere und das Tagebuch seiner Rückreise verdanken. Am 23 verlangte Dr. Morrison, der sich immer übler befand, nach der Stadt Janna zurückgebracht zu werden; Houtson begleitete ihn. Am folgenden Tag starb einer der Diener, und den 27 Abends Kapitän Pearce. „Sein Tod," sagt Clapperton, „verursachte mir großen Kummer; denn abgesehen davon, daß er mein Freund, mein Gefährte war, machten ihn seine Talente, seine feste Beharrlichkeit und Ausdauer höchst nothwendig für unsre Expedition; ich erlitt an ihm einen doppelten Verlust."

Am nächsten Morgen wurden die irdischen Ueberreste dieses Offiziers in Gegenwart der Vorsteher der Stadt zur Erde bestattet. Die Eingebornen umgaben seine Ruhestätte mit Pfahlwerk und Lander bezeichnete sie mit einer Inschrift über seinem Haupt. „Ich war," sagt Clapperton, „außer Stand, diese traurige Pflicht mit zu begehen, ja nur mich vom Lager aufzurichten." Zwei Tage später kam Houtson mit der Nachricht, daß Morrison an demselben Tag mit Kapitän Pearce gestorben, und daß ihn die gesammte Bevölkerung der Stadt zu Grabe geleitet habe.

Diese unglücklichen Officiere waren siebzig Stunden weit in Hängmatten von den Eingebornen getragen worden, die ihnen die freundlichste Aufmerksamkeit bezeugten, und sie mit dem Besten des Landes reichlich versahen. Clapperton ging bald zu Fuß, bald stieg er zu Pferd, fühlte sich aber sehr geschwächt, und das Fieber wollte ihn nie ganz verlassen. Er beschreibt das Land zwischen Badagry und Janna, einer Grenzstadt des Königreichs Juriba, als sehr bevölkert und mit Mais, verschiedenen Hirsenarten, Yams und Pisang überall gut angebaut, wo es nicht mit dichten Wäldern bewachsen ist. Sie begegneten allenthalben auf der Straße Eingebornen, besonders Frauen, welche die Erzeugnisse des Landes auf dem Kopf trugen. Immer freundlich und fröhlichen Humors waren sie hocherfreut Weiße zu sehen. Chorweise singend, die Arme aufhebend, und in die Hände klatschend zogen sie vorüber; ja manche neigten sich tief, und wünschten Glück auf die Reise. Die Dörfer und Städte lagen sehr nah beisammen; einige der letzteren mochten 6—8000 Seelen enthalten.

„Zu Jannah," fährt Clapperton fort „ging ich Abends mit Houtson spaziren; es folgte uns eine ungeheure Volksmasse, die sich, je weiter wir gingen, noch vergrößerte: man konnte sich keine höflicheren Leute wünschen: die Männer nahmen ihre Mützen ab, die Weiber knieten nieder, indem sie die beiden Knie und einen Ellenbogen auf die Erde stützten und den andern Ellenbogen mit der Hand hielten. Bei unsrer Rückkehr ging eben die Sonne unter. Wir nahmen unsern Weg über den Markt; dieser war noch reichlich mit roher Baumwolle, Landtüchern, Gemüsen, Orangen, Limonen, Manioc, Bananen, Hülsenfrüchten, Zwiebeln, Schalotten, Pfeffer, gekochten Yams, und Acassoa besetzt (eine Art Brod von zerstoßenem Mais in Blätter eingewickelt). Hier wogte die Menge gleich dem sturmbewegten Meere, die Männer sprangen über die Fruchtkörbe weg, die Kinder tanzten unter den Buden, die Weiber sangen, schrien aus vollem Halse und luden die Käufer ein; nirgend aber konnten wir auch nur ein ungefälliges Wort oder Zeichen bemerken. Wir legten an acht Abenden mit einem beträchtlichen, schweren Gepäck sechzig Meilen zurück und mußten mehr als zehnmal neue Träger nehmen, ohne daß wir Etwas, auch nur vom Werth eines Schillings, vermißt hätten. Dieser Umstand beweist nicht nur eine ungewöhnliche Redlichkeit der Bewohner des Landes, sondern auch einen Grad von gesetzlicher Ordnung, den man bei Barbaren nicht erwartet."

Eben so spricht Clapperton mit Bewunderung von der Kunstfertigkeit der Einwohner von Janna. Sie schneiden mit vielem Geschick in Holz, bedecken ihre Thüren, Windfänge, all ihre

hölzernen Hausgeräthe mit Schnitzwerk. Ueberall sieht man Figuren von Menschen, Schlangen, Krokodilen u. s. f. Zahlreiche Werkstühle waren in Arbeit. Oft acht bis zehn in einem Hause. Ihr Baumwollgewebe, insgemein gut und gleich gewoben, ist nicht selten von großer Feinheit. Ihre Webstühle und Spulen gleichen ihrer Anlage nach den in England gewöhnlichen ziemlich; allein der Zettel ist selten über vier Zoll breit. Sie haben Indigo im Ueberfluß und von trefflicher Qualität. Die Frauen färben, und die Jungen weben; auch in Töpferwaaren sind sie nicht ungeschickt. Der alte Caboçir, oder Stadtvorsteher, war über dem Anblick der Fremden ganz entzückt. Er wies ihnen bequeme Wohnungen an und schickte ihnen Schweine, Enten, Tauben, Früchte, Gemüse, kurz Landeserzeugnisse aller Art; während seine Frauen, zweihundert an der Zahl den Willkomm der Weißen durch Freudengesänge feierten. Dieser Häuptling konnte nicht begreifen, daß sich ein Engländer mit einer Frau begnüge, und als man ihm solches versicherte, brachen er und seine zweihundert „Ehehälften“ in ein schallendes Gelächter aus. Der alte Herr trug ein weites Gewand von Karmosindamast und eine Mütze von rothem Sammt; während der Aufnahmsfeierlichkeit aber wechselte er zu drei Malen seine Kleidung und erhöhte jedes Mal die Pracht seines Anzugs.

In dem Hof, ob er gleich sehr groß war, drängten sich die Schaulustigen so, daß den Fremden kaum ein kleiner Raum zum Sitzen übrig blieb. Hieher führte der Häuptling diese an der Hand, worauf sie zu großer Ergötzung der Zuschauer einen africanischen Tanz tanzten. Das Ganze hätte eine vortreffliche Caricatur gegeben, und Clapperton bedauerte nur, daß der arme Kapitän Pearce nicht zur Stelle war, um den alten Caboçir zu zeichnen, wie derselbe seinen Schleppträger hinter sich, majestätisch in seinem Damastgewand umher stolzirte, und sein Runzelgesicht bald gegen Clapperton bald gegen Houtson gewandt, schnell auf einem Fuß sich im Kreise drehte und dann in langsamem, feierlichem Schritte vortretend, die Hände der Engländer ergriff und schwenkte, entzückt, daß ihm die Ehre mit Weißen zu tanzen geworden war.

Nach dem herrlichen Emmadu und seinen Umgebungen gelangte man durch eine lange breite Allee von Bäumen der imposantesten Höhe. Am Ende derselben erhebt sich ein achtzehn Schuh hohes Pfahlwerk, mit einem Thor aus Weiden; in einer Entfernung von hundert Fuß eine zweite Einfriedigung gleicher Art, die gleichfalls den Eingang in die Stadt verwehrt. Das ganze Land wechselt mit Hügeln und Thälern, die von rieselnden Bächen bewässert werden. Von Asura an zeigt sich Granit. Die Stadt Assula ist von einer Mauer und einem Graben umgeben, und mag etwa 6000 Einwohner haben; Assuda, eine andere Stadt mit Mauern zählt 10,000. Die Reisenden wurden dort aufs Beste aufgenommen, im Ueberfluß mit Lebensmitteln versehen und die ganze Nacht hindurch mit Gesang und Tanz unterhalten. Je weiter sie reisten, desto anmuthiger wurde das Land, bis sie endlich eine Gebirgskette erreichten, die man gegen 24 Meilen breit schätzte. Der höchste Punkt des Landes, durch das sie kamen, scheint sich indessen nicht über 2500 und der Weg, den sie an den Hügelgipfeln und Thalwänden hin verfolgten, nicht über 1500 Fuß über die Meeresfläche zu erheben. Pflanzungen mit Baumwolle, Getraide, Yams und Pisang bedecken die Niederungen und auf den Höhen erblickt man die Häuser und Dörfer der Besitzer dieser angebauten Ländereien. Die Stadt Duffu, welche auf diesen Gebirgen liegt, soll eine Bevölkerung von 1500 Seelen, und Schiadu von 7000 enthalten. Bei seiner Abreise aus letzterem Platze wurde Clapperton eine Strecke weit von den Häuptern, und einer unermeßlichen Menschenmenge jeden Alters und Geschlechts begleitet. Sie schlugen Trommeln, bliesen in Thierhörner, und brachten ein entsetzliches Chaos von Tönen hervor, worein sich noch die melodischen Stimmen der Weiber mischten. Der höchste Gipfel der ganzen Gebirgskette ist zwischen Erawa und Schaki.

Die Gebirgsreise war reich an den schönsten und großartigsten Ansichten. Bald führte der Weg in fast senkrechter Richtung aufwärts, bald stieg er quer über Felsen in schwindelnde Abgründe hinab, oder zog sich an den Seiten schroffer Felswände hin, während über ihnen oben die Granitmassen in schaudererregendem Gleichgewicht hingen. An jeder Felsritze, jeder Stelle, wo grünes Gebüsch sich Platz machen konnte, blickten kleine Hütten hervor, rings umher Pflanzungen von Hirse, Yams, oder Pisang, die diesen Wildnißsceenen Wechsel und frisches Leben verliehen. So ging es von Berg zu Berg bis zu der großen und bevölkerten Stadt Schaki, die auf dem höchsten Gipfel liegt. Auf allen Seiten, auf den Bergflächen, Thalabhängen, Felsen, an die Wege gedrängt, hatten sich die Eingebornen zu Tausenden versammelt. Die Weiber begrüßten die Ankömmlinge, die Hände emporhebend, mit Chorgesängen, und die Männer empfingen sie mit Jubelruf. Der Caboçir, ein Mann von freundlichem Aussehen und angenehmer Gesichtsbildung, saß vor seinem Hause, von seinen Frauen, Sängern, Sängerinnen, Trommlern, Pfeifern und Tamtams umgeben. Sein Haus stand zu gastlicher Aufnahme bereit. Er ließ nacheinander neue Vorräthe, Ziegen- und Schöpsenfleisch und Yams auftragen, und drang in Clapperton, ein paar Tage bei ihm zu bleiben. Er schien sie als Friedensboten zu betrachten, bestimmt Segen über seinen Souverän und sein Land zu verbreiten. Ueberhaupt schien man unter diesem Volke zu glauben, daß die Weißen kämen, den Ländern, die sie durchreisten, Frieden zu bringen und Gutes zu thun. Der Caboçir dieser Stadt sagte ihnen dieses, und er hoffte, daß sie den Krieg zwischen dem Volk von Nyffi und den Fellatas beilegen, und die Empörung der Sclaven von Houssa, welche sich wider den König von Juriba erhoben hatten, unterdrücken würden. Als ihm Clapperton die Hand drückte, streckte er sie über die Häupter seiner Großen aus, als wollte er einen Theil des Segens des Weißen auch über sie ausgießen. Er schien wißbegieriger und mittheilender, als alle Eingebornen, die sie bisher getroffen, und blieb fast bis Mitternacht bei ihnen sitzen, indem er schwatzte und Fragen über England an sie machte. Sie fragten ihn, ob er wohl einen seiner Söhne mit ihnen auf Besuch in ihre Heimat schicken möchte; er sprang freudig auf und rief, daß er lieber selbst gleich mit ginge. Auch fragte er nach

der Zahl der Weiber, die jeder Engländer hätte, und war über die Antwort eben so erstaunt und belustigt, wie sein Landsmann zu Janna.

(Fortsetzung folgt.)

Die nordwestliche Durchfahrt.

Entdeckungsreisen im siebenzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1602 sandten die Engländer eine neue Nordwest-Expedition aus. Zwei Fliehboote (Fleuten) unter den Befehlen Kapitän Waymouth's drangen hundert Stunden in die Hudsonsbai ein; allein eine Meuterei, welche unter dem Schiffsvolk ausbrach, nöthigte den Befehlshaber, zurückzukehren. Eben so wenig Erfolg hatten kurz darauf drei Seereisen von Hall und eine von Knight. Beide verloren ihr Leben in einem Gefecht mit den Eingebornen.

Trotz den vielen bisher verunglückten Unternehmungen entschloß sich eine Gesellschaft Kaufleute Heinrich Hudson, einen höchst einsichtsvollen, erfahrenen Seemann, auszusenden. Er segelte nach der Ostküste von Grönland, die er unter 73° n. Br. erreichte; er gab diesem Punct der Küste den Namen „Hold with Hope." Von da verfolgte er seine Fahrt nach Norden, wie man sagt, bis zu 82°, wo er auf Eis stieß. Unter 78° Breite fand er eine warme Temperatur, eine offene See und viel Treibholz. Auf einer zweiten Reise im folgenden Jahre versuchte er eine Durchfahrt zwischen Spitzbergen und Nowalja Semlja. Seine dritte Seefahrt unternahm er für die Holländer im J. 1609; er schiffte zuerst nach der Ostseite des Nordcaps und dann westlich nach Newfoundland. In südlicher Richtung auf einer Fahrt längs der Küste des americanischen Festlandes hinsegelnd gelangte er an den stattlichen Fluß, der gegenwärtig seinen Namen trägt. Seine vierte und letzte Seereise machte er im folgenden Jahr von England aus im Dienst der russischen Compagnie daselbst, in einem Fahrzeug von fünfundfünfzig Tonnen. Auf diesem Schifflein fuhr er durch die unter seinem Namen bekannte Straße, (von ihm selbst Wolstenholme und Digges genannt) in die Bai oder See, der er gleichfalls seinen Namen hinterlassen hat. In dem südlichen Theile derselben beschloß er, unvorbereitet, wie er war, zu überwintern. Kärglich mit Mundvorrath versehen, gelang es seiner Mannschaft, eine ungeheure Menge weißer Rebhühner — gegen hundert und zwanzig Dutzend — zu fangen. Als sie solche im Frühling aufgezehrt hatten, nährten sie sich von Schwänen, Gänsen, Enten rc., welche alle leicht zu fangen waren; auch stellte sich in der Nähe ihres Schiffes eine solche Fülle von Fischen ein, daß sie sich damit leicht für ihre ganze Rückfahrt hätten verköstigen können. Bald aber, nachdem ihnen das Eis erlaubte, ihre Operationen wieder zu beginnen, brach auf Anstiften eines gewissen Green, den Hudson, wie ein Vater behandelt hatte, eine Meuterei gegen den würdigen Kapitän aus, in Folge deren er mit seinem Sohn und wenigen Begleitern in ein kleines mit wenig Mundvorrath versehenes Boot verstoßen und seinem Schicksal unter den Eisfeldern überlassen wurde. Auf diesem Boot müssen sie ihren Untergang gefunden haben; denn nie erhielt man wieder Kunde von ihnen. Green mit drei andern Meuterern bekam bald darauf gerechten Lohn: sie wurden von den Eingebornen getödtet; die übrige Schiffsmannschaft kehrte in dem jämmerlichsten Zustand zurück, nachdem sie von Meermoos, Unschlitt u. f. hatten leben müssen. Die Menschlichkeit verlangte, daß ein Rettungs-Versuch zu Gunsten des verlassenen Hudson's und seiner Leidensgenossen geschähe. Sir Thomas Button ward im J. 1612 damit beauftragt. Er überwinterte an dem Nelsonfluß im 57°, wo jetzt die Hudsonsbai-Compagnie ihre Hauptniederlassung hat. Sie litten hier Viel von Hunger und Kälte, obgleich sie Mehr als 1800 Dutzend weiße Rebhühner erlegt haben sollen. Im folgenden Frühjahr stellten sie weitläufige Untersuchungen in der Bai an. In der Nähe der Diggesinsel empfanden sie die Wirkung der großen und starken von Nordwest einströmenden Fluth, die so sehr dafür spricht, daß jene Durchfahrt wirklich vorhanden ist.

Bald nach dieser Periode wurden mehrere Seereisen gemacht, die zu keinen bedeutenden Resultaten führten: wie die von Gibbons im J. 1614; im folgenden Jahre die von Bylot, der Hudson, Button und Gibbons begleitet hatte, und den der nachher berühmte Baffin, als Mate, begleitete. Im nächsten Jahr ging Bylot abermals unter Segel und Baffin folgte ihm dießmal als Pilot. Baffin fuhr mit seiner kleinen Barke durch die Davisstraße bis zum 78°. Hier fand er eine weite Wasserfläche, der er den Namen Baffinsbai gab, und nach einer Fahrt an deren nördlichem Saum hin hielt er sich südwärts. Auf dieser Küsten-Untersuchung fuhren sie an einem Vorgebirge vorbei, das sie Cap Dudley Digges nannten, an dem Wallfischsund und dem Sir Thomas Smith'ssund. Letzterer war, ihren Berichten nach, nicht durch Eis, sondern eine Anzahl Wallfische gesperrt. Unter 70° entdeckte Baffin Sir James Lancaster's Sund, so berühmt durch Roß's mißlungenen und Parry's geglückten Versuch. Diese Reise ist eine der merkwürdigsten in der Schifffahrtgeschichte. Baffin's Entdeckungen hielt man fast allgemein für fabelhaft, bis sie jetzt, nach Verfluß von zwei Jahrhunderten, durch Roß und Parry bestätigt worden sind. Unter 70° 20' ankerte Baffin in einem schönen Sund, wo er zwei Tage blieb, aber mit den Eingebornen, welche bei ihrer Annäherung die Flucht ergriffen, nicht in Verkehr treten konnte. Dieß sollte einen Europäer nicht Wunder nehmen, da das Versprechen der Sicherheit von den Fremden so oft gebrochen und die Eingebornen nicht selten durch die europäischen Seefahrer gegen ihren Willen mit fortgeführt wurden.

Dagegen gelang es ihnen, an einigen Inseln unter 73° 45' einen Handel in Gang zu bringen, wo sie Perlschnüre, Eisen u. s. w. gegen Pelze, Seepferdzähne rc. an die Eingebornen vertauschten. Nach vielen vergeblichen Versuchen, irgendwo eine Durchfahrt nach Westen aufzufinden, entschloß sich Baffin, als sich das Eis anzuhäufen begann, gegen das Ende Julis zur Heimkehr. Er legte in dem Cockinsund an der grönländischen Küste an, um seine Mannschaft, welche an jener Geißel der Seefahrer, dem Skorbut, litt, wieder herzustellen. Hier sammelten sie eine

Menge Löffelkraut, sotten es in Bier und in acht Tagen waren die Kranken sämmtlich genesen.

Bei dieser Reise Baffin's fällt ein Punct auf, der als höchst wichtig für die Beschiffung der nördlichen Meere sehr zu beherzigen seyn möchte. Baffin segelte am 26 März 1616 von Gravesand ab, und war bereits um die Mitte Mais unter 70° 20' in der Davisstraße angelangt. Während der Monate Juni und Juli hatte er somit die günstigste Zeit für Entdeckungen, in welcher ihn das Eis nur wenig hinderte. Am 30 Mai erreichte er Hope Sanderson und verließ bei seiner Rückkehr Grönland am 6 August. Dieses Beispiel einer frühen Abreise scheint von den neuern Seefahrern nicht genug beachtet worden zu seyn. Kapitän Parry passirte die Orkneys nicht vor dem 20 Mai, am 15 Juni bekam er erst das Cap Farewell noch in sehr weiter Ferne zu Gesicht und in der letzten Hälfte des Monats Juli erreichte er 73° in der Nähe des Eingangs zu dem Sir James Lancastersund. So weit war Baffin zwei Monate früher im Jahr gekommen.

Drei Jahre nach Baffin rüsteten die Holländer eine Expedition unter Jens Munk aus, der in der Hudson'sbai überwinterte; wo, wie man sagt, von einer 64 Mann starken Mannschaft alle außer Munk und zwei Matrosen am Skorbut starben. Er entdeckte den von den englischen Seefahrern „der Willkomm," genannten Golf und nannte ihn Mare Christianeum.

Luke For, der sich selbst den Namen „Nordwest-For" gab, überredete Karl I, daß die Umschiffung der Nordküste Americas mit Leichtigkeit und Gewißheit zu bewerkstelligen sey. Der König rüstete für ihn eines seiner eigenen Schiffe aus und übergab ihm einen Brief an seinen Bruder, den Kaiser von Japan. Er fuhr in die Hudsonsbai, erreichte im 64° 10' eine Insel, welche er „Sir Thomas Rowe's Willkomm" nannte, und behauptete, wenn je eine Durchfahrt möglich sey, so ginge sie an dieser Insel vorbei. Der äußerste Punct, den er erreichte, For's Furthest von ihm genannt, war 66° 47'. In demselben Jahr machte auch Kapitän James eine Entdeckungsfahrt nach diesen Regionen; er überwinterte unter 52° 3', wo er mit seinen Genossen Viel von Kälte, Hunger und Krankheit auszustehen hatte, und gab diesem Theil der Hudsonsbai den Namen Jamesbai.

Die einzige Reise von Belang bis zu Anfang des nächsten Jahrhunderts ward in Folge von Mittheilungen eines französischen Ansiedlers, de Gronsselliers, in Canada unternommen. Er hatte früher oft das Land durchreist, und als er von der Hudsonsbai hörte, beschloß er, dahin zu schiffen. Auf dieser Fahrt stießen die Franzosen auf einige Engländer, die sie niedermachten, worauf sie das Land in Besitz nahmen, und mit einer Menge kostbarer Pelze und englischer Handelswaaren nach Quebek zurückkehrten. Nach andern Berichten waren es sechs Unglückliche, die sie in einer Höhle fanden und die einem Schiffe aus Boston angehörten. Das Eis hätte sich nämlich so schnell angehäuft, daß das Schiff vom Gestade getrennt, und die Bootsmannschaft ihrem unglücklichen Schicksal überlassen worden wäre. Gronsselliers begab sich später nach Paris, und von da, wo es ihm nicht nach Wunsch erging, nach England, wo er bei dem Pfalzgrafen Rupert eingeführt wurde. Dieser vermochte den König, den Kapitän Gillam mit Grosselliers auszusenden. Nachdem er die Baffinsbai bis 75°, oder nach der Angabe Anderer bloß bis zu 70° durchschifft, kehrte er um, fuhr bis ins Innerste der Hudsonsbai und überwinterte an dem Rupertsfluße, wo er ein steinernes Fort erbaute, das er Karlsfort nannte. Karl II stiftete indessen eine aus dem Prinzen Rupert, mehrern Lords, Rittern und Kaufleuten bestehende Gesellschaft, welche unter dem Namen Compagnie der englischen Abenteurer, die nach der Hudsonsbai handeln, (Company of the adventurers of England, trading into Hudsons Bay) bekannt ist. Der Freibrief ist vom Jahr 1669 datirt, und die Gesellschaft, oder „Hudsonsbai-Compagnie" genießt das Monopol dieses ausgedehnten Handels in Pelzen ɛc. mit einem unermeßlichen Länderbereich, bis auf den heutigen Tag.

Die Hudsonsbai-Compagnie war in Folge ihrer Urkunde verpflichtet, Entdeckungen nach dem Norden, mit besonderer Rücksicht auf die nordwestliche Durchfahrt, zu fördern, und selbst zu unternehmen; sie fand es jedoch, um keine Theilnahme an ihrem Monopol aufkommen zu lassen, ihrem Vortheile zuträglicher, derlei Versuche überall zu vereiteln. Diesem Grundsatze blieb sie auch wirklich von der Zeit an, wo sie ihren Freibrief erhielt bis auf die Zeit, da Kapitän Franklin seine erste Reise unternahm, unveränderlich zugethan. Einmal hatte ein Kapitän Knighs, ein alter Diener der Compagnie, dieser erklärt, sie müsse ihrer Pflicht gemäß die Entdeckungen nach dem Norden verfolgen, im Weigerungsfalle würde er sich an die Krone wenden. Um sich von der Zudringlichkeit des alten, achtzigjährigen Mannes zu befreien, sandte sie ihn mit zwei Schiffen aus, die niemals zurückgekehrt sind. Knighs führte, ihrer Angabe nach, starke, mit Eisen beschlagene Kisten mit sich, um das Gold und Kupfer, das er sammeln würde, darin aufzubewahren. Die ganze Schiffsmannschaft muß eines jämmerlichen Todes gestorben seyn, da man einige Jahre später ihre Gebeine auf der Marmorinsel gefunden hat. Auf seiner neuesten Reise scheint übrigens Capitän Franklin von der Compagnie ziemlich unterstützt worden zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Luxus in Mekka.

Die großen Kaufleute in Mekka leben sehr glänzend; in den Häusern eines Dschevlany, Sakkat, Abscheyl und El Naur findet man eine Dienerschaft von fünfzig bis sechzig Personen. Ihre Tafeln sind täglich in Ueberfluß mit allen Delicatessen besetzt, welche das Land, ja welche Aegypten und Indien darbietet. An zwanzig Personen nehmen an ihren Diner's Theil; auch die abyssinischen Sclaven, die oft zu Commis und Cassirern dienen, werden zu der Tafel ihrer Herren zugelassen, alle anderen Sclaven aber, so wie die übrigen Dienstboten, werden nur mit Mehl und Butter beköstigt. Das chinesische Porcellan und die Glaswaaren, in denen servirt wird, sind von der besten Qualität; Rosenwasser wird den Gästen nach dem Mahle in den Bart gesprengt und der Duft von brennendem Aloeholz erfüllt das Gemach. Ueberall herrscht die größte Höflichkeit, ohne lästige Formalitäten. Wer irgend zur Zeit des Mittagmahles in der äußeren Halle sitzt, wird eingeladen an demselben Theil zu nehmen, was er thut, ohne sich im Geringsten dadurch verbunden zu achten; während der Hausherr vielmehr seinerseits die Annahme seiner Einladung als eine ihm erwiesene Gunst ansieht.

Burckhardt's Travels.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 79. 20 März 1829.

Die nordwestliche Durchfahrt.

(Fortsetzung.)

Entdeckungen im achtzehnten Jahrhundert.

Mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts eröffnet sich eine großartigere Bahn für den Entdeckungsgeist. Voran glänzen die Namen Behrings und seiner erhabenen Beschützerin, Catherina's von Rußland. Die Aufgabe war, auszumitteln, ob Asien und America zusammenhingen, und Falls sie getrennt wären, eine Straße zu finden, welche den langen Seeweg nach Indien abkürzte. Mit dieser wichtigen Sendung beauftragte die Kaiserin, dem Willen ihres verstorbenen Gemahls entsprechend, Behring, einen der erfahrensten Seemänner jener Zeit. In Kamtschatka ward ein Schiff gebaut, auf welchem er im Jahre 1728 nebst einem zweiten kleineren zu Ochotzk ausgerüsteten Fahrzeuge unter Segel ging.

Auf dieser Fahrt schiffte Behring durch die seither nach ihm benannte Straße, und als er unter 67° 18′ ein Cap entdeckte, glaubte er die Frage gelöst zu haben. Auf der Heimkehr nach dem Süden passirte er die Straße nochmals, ohne das gegenüberliegende Land ansichtig zu werden; verschiedene Anzeichen ließen ihn indessen schließen, daß es nicht ferne liegen könne. Durch diesen glücklichen Erfolg ermuthigt, unternahm er im Jahr 1740 in Begleitung Tschirikoffs, eines Kapitäns der russischen Marine, von Kamtschatka aus eine zweite Fahrt nach dem Norden. Auf dieser entdeckte er unter $54\frac{1}{2}$° die Küste von America, litt aber auf der Heimfahrt Schiffbruch an einer öden Insel, wo er eines langsamen Todes starb. Von den Seiten der Höhle, die er bewohnte, löste sich der Sand ab und bedeckte seine Beine. Nachdem der Sand mehrmals wieder weggeschafft worden, sagte er seinen Leuten, sie sollten denselben sich anhäufen lassen, weil er ihm doch einiger Maßen Wärme zu geben scheine. Nachdem er gestorben, mußte man ihn förmlich ausgraben, um ihn anständig zur Erde zu bestatten. Die Schiffsmannschaft baute hierauf aus den Trümmern des gescheiterten Schiffs ein kleines Boot, auf dem es in den Hafen von Peter und Paul zurückkehrte.

Ein enthusiastischer Edelmann aus Irland, mit Namen Dobbs, veranlaßte im Jahr 1737 die Hudsonsbai-Compagnie, eine Expedition auslaufen zu lassen, die jedoch nicht weiter, als bis zu 62° 30′ kam und die Thatsache bekräftigte, daß die Fluth von Norden komme, und sich zu zehn bis zwölf Fuß erhebe. Dieß scheint das einzige bemerkenswerthe Resultat dieser Seereise zu seyn. Ueberzeugt, daß der Compagnie die Sache nicht ernst, und von ihr die gehörige Unterstützung nicht zu erwarten sey, vermochte Dobbs die Regierung, zwei andere Schiffe unter dem Commando des Kapitän Middleton auszusenden. Middleton ging im Jahr 1741 ab, überwinterte am Fluß Churchill, und kehrte, nachdem er im folgenden Jahr einige Untersuchungen in der Repulsebai angestellt, wieder zurück. Dobbs, welcher aus den eigenen Angaben des Kapitäns Beweise von dessen Treulosigkeit haben wollte, klagte ihn an, daß er sich von seinen alten Soldherrn, der Hudsonsbai-Compagnie, mit einer Summe von 5000 Pf. St. habe bestechen lassen; selbst seine Offiziere legten Zeugniß ab, daß er die Facta entstellt habe. Parry hat jedoch auf seiner zweiten Reise die meisten der Angaben dieses Seefahrers bestätigt gefunden. Zur Aufmunterung von Privatunternehmungen setzte das Parlament im folgenden Jahr eine Belohnung von 20,000 Pfund für den Entdecker einer nordwestlichen Durchfahrt aus.

Hierauf ward eine Subskription von 10,000 Pfund, in Actien von 100 Pfund, zur Ausrüstung zweier Schiffe, des Dobbs und der California eröffnet. Die Expedition verließ unter den Befehlen der Kapitäne Moor und Smith England im Mai des Jahrs 1746 und langte kaum in der Hudsonsbai an, als der Dobbs auf den Untiefen des Hayneflusses strandete. Statt ihnen in dieser Verlegenheit tüchtig an die Hand zu gehen, vermehrte der Gouverneur der Hudsonsbai-Compagnie dieselbe noch, indem er die Bosheit beging, die Bake niederreißen zu lassen, damit der Kapitän sich nicht zu rathen wüßte, im Fall das Schiff wieder flott werden sollte. Nachdem sie demungeachtet sich aus ihrer Noth glücklich herausgezogen hatten, wandten sie sich weiter nach dem Norden, wo sie manche schätzbare Beobachtungen über die Strömungen, die Fluth und den Magnetismus anzustellen Gelegenheit fanden. Die Schiffe segelten sodann wieder nach dem Süden zurück und überwinterten in Port Nelson, wo sie von der Hudsonsbai-Compagnie mit größter Eifersucht bewacht wurden. Am 1 Juli liefen sie von Neuem nach dem Norden aus, untersuchten die Wagerstraße u. s. f. und begaben sich hierauf nach

Haus. Diese Expedition hatte in Europa große Aufmerksamkeit und Erwartung erregt, und ihr Fehlschlagen schien Jedermann von der Unmöglichkeit einer dienlichen Durchfahrt zu überzeugen.

Allein schwanden die Hoffnungen in der alten Welt, so lebten sie dagegen wieder auf in der neuen Welt. Sieben Jahre nach der Rückkehr der letzten Expedition, d. i. im Jahr 1753 wurde in Philadelphia, der damaligen Hauptstadt der Provinz Pennsylvanien, die in gerechtem Ruhme mercantilischen Unternehmungsgeistes stand, auf Kosten einer Gesellschaft der Schooner Argo ausgerüstet, der am 4 März unter den Befehlen von Kapitän Swaine nach der Hudsonsbai unter Segel ging. Die Zeitung von Pennsylvanien vom 15 November 1753 erstattet über die Reise folgenden Bericht:

„Letzten Sonntag langte hier auf dem Schooner Argo Kapitän Karl Swaine an, der voriges Frühjahr aus unserm Hafen auf die Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt ausgelaufen war. Auf der Höhe von Cap Farewell stieß er auf Eis; er verließ die östlichen Eisfelder; da traf er unterm 58° auf die westlichen und kreuzte nordwärts bis zum 63°, ohne einen Durchweg zu finden. Gegen Süden zurück begegnete er zwei dänischen Schiffen, die nach dem Ballfluß und Disco in der Davisstraße segelten; sie hatten vierzehn Tage auf der Höhe von Farewell in dem Eise festgesessen. Von ihnen erfuhr der Kapitän, daß die See über die Hudsonsstraße hinaus auf eine Strecke von vierzig Stunden hart gefroren sey; seit den 24 Jahren, die sie jetzt hieher Handel trieben, wüßten sie nie, daß ein so strenger Winter gewesen wäre. Sie hätten von Kopenhagen aus neun Wochen unter Wegs zugebracht. Da die Argo das Eis nicht umschiffen konnte, so fuhr sie mitten durch und gelangte am 26 Juni in die Mündung der Straße an die Insel Resolution, kehrte aber, durch ungeheure Massen Treibeises umdrängt, zurück und gewann am 1 Juli wieder die offene See. Am 14 stieß sie, während sie kreuzte, um eine Oeffnung zu nochmaligem Einfahren aufzufinden, auf vier Schiffe der Hudsonsbai, welche dahin einzudringen suchten; diesen schloß sie sich an bis zum 19, wo sie sich trennten, als jene noch 40 Stunden vom westlichen Lande entfernt zu seyn glaubten. Die Argo segelte vom 63° bis zum 57° 30′ durch das Eis, und wandte sich nach wiederholten vergeblichen Versuchen die Straße zu erreichen, da die Zeit für Entdeckungen auf der Westseite der Bai vorüber war, nach der Küste von Labrador, an der sie zwischen 56° bis 65° nicht weniger als sechs Einfahrten entdeckte, die sie alle beschifften, und wovon sie eine sehr gute Charte entwarfen. Der Kapitän vergleicht das Land mit Norwegen und sagt, daß keine Communication mit der Hudsonsbai über Labrador Statt finde, da eine hohe Gebirgskette sich von Norden nach Süden gegen 50 Stunden längs der Küste erstrecke. In einem der Häfen fanden sie ein unbewohntes hölzernes Haus mit einem Kamin aus Backsteinen, das von Engländern erbaut war, wie man aus verschiedenen zurückgelassenen Sachen ersah; und in einem andern Hafen trafen sie eine Schnaue *) aus London. Das Schiff hatte das Jahr zuvor hier eine Anzahl mährischer Brüder gelandet; diese hatten das Haus gebaut; da sich aber der Kapitän von den Eingebornen, unter dem Vorwand eines Tauschhandels, mit fünf oder sechs seiner Leute um eine Landspitze in einige Entfernung von dem Schiffe locken ließ und von denselben (da sie unvorsichtiger Weise ohne Waffen waren) gefangen fortgeführt wurde, sah sich die Schnaue genöthigt, nachdem sie sechzehn Tage umsonst auf jene gewartet, die mährischen Brüder zur Beihülfe in dem Schiff wieder mitzunehmen. Eine Mitabsicht ihrer dießjährigen Hieherkunft war die Nachfrage nach diesen Unglücklichen. Kapitän Swaine entdeckte eine schöne Fischereibank, sechs Stunden von der Küste ab, die sich von dem 57° bis zum 54° erstreckt und wahrscheinlich dieselbe ist, welche in Davis's zweiter Seereise vorkommt. Wohlbehalten langte Schiff und Mannschaft in der Heimat an.“ Kapitän Swaine wiederholte seinen Versuch im folgenden Frühling gleichfalls ohne Erfolg. Auf der Küste von Lebrador tödteten ihm dieß Mal die Indianer drei seiner Leute.

Man hätte denken sollen, daß durch so viele fruchtlose Versuche die Lust zu Entdeckungen im Norden vollkommen abgekühlt worden wäre; zumal da man sich von Seiten der Hudsonsbai-Compagnie, die so bedeutende Dienste leisten konnte, und von deren Discretion man in manchen Stücken abhing, keines guten Willens zu versehen hatte. Wohl konnten die ehrsamen Krämer stolz auf ihre Verdienste um die Wissenschaften seyn, wenn ein gleichzeitiges Blatt von ihnen rühmt: Sie hätten, im Verlauf eines Jahrhunderts, entdeckt, daß die hundert Stunden von einer ihrer Niederlassungen entfernte Einfahrt von Chesterfield — nicht die nordwestliche Durchfahrt sey. Diese wichtige Entdeckung machte Kapitän Christopher, der in den Jahren 1761 und 1762 die Thatsache erhob, daß sie sich in einen Fluß, und von da in einen See endige. Sieben Jahre später wurde Hearne von der Hudsonsbai-Compagnie an den Kupferminen-Fluß gesendet; weil sie von den Indianern gehört hatten, daß es fern im Westen eine große Menge Kupfer gebe. Nach zwei mißglückten Versuchen vollbrachte er seine Reise von dem Prinz Wales Fort aus. Der Zweck dieser Expedition war jedoch augenscheinlich die Auffindung des Kupfers, nicht des Polarmeers; denn Hearne nahm sich nicht einmal die Mühe, sich zu vergewissern, daß er wirklich die See erreicht habe. Er fand das Wasser süß und schloß nach der Wassermark an dem Eis, daß die Flut auf zwölf bis vierzehn Fuß steige. Er bildete sich jedoch ein, die See erreicht zu haben, wegen der Menge Seehunde, die er auf dem Eis bemerkte, und der Wallfischknochen und Seehundsfelle, die er in den Hütten der Eskimos fand. Aber Hearne hatte die See nicht erreicht. Kapitän Franklin überzeugte sich bei seiner Ankunft an der Mündung des Flusses, daß Hearne von derselben noch neun volle Meilen entfernt gewesen war. Kapitän Franklin, ein äusserst genauer Beobachter, fand die Fluthöhe äußerst unbedeutend, sie betrug bloß vier bis fünf Zoll. Dieß stimmt auch mit den meisten Flutbeobachtungen an der Polarsee überein; wonach sie selten über zwei Fuß hoch aufschwillt. Es ist wirklich eine große Zumuthung, wenn man glauben soll, daß Hearne nach so vielen Versuchen, nachdem er alle Gefahren und Schwierigkeiten einer solchen Reise überstanden, nur 24 Stunden auf diesem interessanten Puncte geblieben seyn solle, einem Punct,

*) Ein zweimastiges Schiff.

den nie vor ihm der Fuß eines Weißen betreten hatte. Wir können ihm zwar nicht Schritt für Schritt nachgehen, sind aber sehr geneigt, anzunehmen, daß viele seiner wichtigsten Beobachtung der Welt vorenthalten wurden. Hearne ward wegen seiner Tüchtigkeit zu Untersuchungen besonders auserwählt, und doch theilt er von seiner ganzen Reise nur eine Breiten-Berechnung mit und zwar die Lage vom Congeca-tha-wha-chaga - See den er unter 68° 46′ und etwa 3° von der Mündung des Flusses setzt. Die Charte bezeichnete 73° 30′, die besten Erdbeschreibungen der damaligen Zeit nahmen aber 69° an trotz den Berechnungen des Reisenden der Hudsonsbai-Compagnie. Hierin urtheilten sie sehr richtig; Kapitän Franklin bestimmte nach genauen Beobachtungen die Lage des Sees 67° 47′ 50″. Man wollte behaupten, daß zwischen den geschriebenen und den gedruckten Berichten große Abweichungen Statt fänden.

Die Provinzen Nordamericas, welche für die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt interessirt waren, hatten, wie wir schon gesehen, zwei Jahre nacheinander ein Schiff aus Philadelphia abgesendet. Trotz dem Mißlingen dieser Unternehmungen rüstete im Jahr 1772 eine Gesellschaft Virginier die Brigg Diligence aus, und stellte sie unter den Befehl des Kapitän Wilder. Bei seiner Rückkehr berichtete dieser, er hätte in 69° 11′ eine große Bai erreicht, die wie er glaube, bisher noch unbekannt gewesen sey, nach der Strömung halte er für wahrscheinlich, daß daselbst eine Durchfahrt Statt finden müsse; da jedoch die Bai selten von Eis frei wäre, würde jene selten oder niemals beschifft werden können. Es ist ausser Zweifel, daß Kapitän Wilder durch die Davisstraße in die Baffinsbai segelte, und wir bedauern sehr, daß über die Einzelheiten dieser Reise nicht Mehr bekannt geworden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Thompsons Besuch in Guatemala.

(Schluß.)

(Uebersicht der neuesten englischen Literatur.)

Wenige Meilen von Sonsonate liegt Acajutla. Die Straße, die von dem Hafen zur Stadt führt, geht über treffliche grüne Wiesen und stellenweise durch dichten Wald, der im Sommer so belaubt ist, daß man kaum die Straße erkennen kann. In diesem Wald haust ein kleiner Tiger, der den Heerden sehr gefährlich ist, jedoch Menschen nur dann anfällt, wenn er zuerst angegriffen wird. Der Guaco, mit seinen parasitischen Ranken, schlingt sich an den riesenhaften Bäumen empor und warnt uns vor der Nähe giftiger Schlangen; denn wo diese gefunden werden, ist, dem Glauben der Eingebornen nach, der Guaco, das wirksamste Gegenmittel gegen ihr Gift, auch nicht weit. Die Wurzel und die Zweige dieser Pflanze, die viel Aehnlichkeit mit dem Weinstock hat, wenn er seiner Blätter beraubt ist, sind gleich heilsam; und die Kraft derselben wirkt so augenblicklich, daß die Geschichten, welche davon erzählt werden, wenn sie nicht aus dem Munde von Personen kämen, welche selbst jene Wirkung erfahren haben, kaum glaublich erscheinen würden. Einige der Schlangen dieser Gegend sind so giftig, daß der, welcher von ihnen gebissen wird, gewöhnlich binnen zwanzig Minuten stirbt; ist er indessen mit dem Guaco versehen, so beißt er ein Stück davon ab und legt den Speichel auf den schadhaften Theil auf; ebenso verschluckt er einige Stunden lang den Speichel, der aus dem Kauen des Guaco hervorgeht, und er braucht keine weitere Besorgniß zu haben; er ist ganz wohl. Ein junger Mann, Namens Rascon, von Thompsons persönlicher Bekanntschaft, erzählte: daß er jene gefährliche kleine Viper, die Tamaulpas, deren Biß augenblicklichen Tod bringt, in die Hand genommen habe und daß das Thier sogleich unthätig und starr wurde, weil er ein kleines Stück von dieser wunderbaren Pflanze in der Hand hatte. Eine andere Person, deren Diener von derselben Schlange gebissen worden, lag auf den Tod krank, indem ihr Arm vom Brand ergriffen war; ein starker Absud von der Wurzel wurde innerlich gebraucht und zugleich dem kranken Theil aufgelegt; der Kranke genas und fühlte nie wieder die geringsten Beschwerden von seiner Wunde. Sollte dieß wunderbare Heilmittel sich nicht auch gegen die Hundswuth anwenden lassen?

Auf der weiteren Reise von Sonsonate nach Guatemala bemerkt Thompson: „Der Baum, welchen ich auf meinem Wege nach Acapulco gesehen hatte, mit Beeren, ohne Laub, war hier sehr gemein; mein Begleiter sagte mir, daß er picaro, d. h. der Schurke, genannt werde, vielleicht weil die Frucht beißend sauer ist. Die nächste naturhistorische Merkwürdigkeit, auf welche wir stießen, war der Zopilote (eine Art Geier). Ungefähr fünfzig oder sechzig von diesen Vögeln standen feierlich um ein todtes Maulthier, während einer, der durch einen Federbusch auf dem Haupte ausgezeichnet war, auf dem Cadaver saß und dasselbe mit vieler Würde und Zufriedenheit betrachtete. Er beschielte jeden Bissen erst mit dem einen Auge, dann mit dem andern, wie ein Gourmand eine wohlbesetzte Tafel mit seiner Lorgnette beäugelt. Als ich das letzte Mal einen Theil dieser sonderbaren Gesellschaft sah, hielten sie eben ihre Siesta oder ihr Mittagsschläfchen nach dem Mahle; gegenwärtig waren sie in begieriger Erwartung, wann sie ihre Mahlzeit beginnen dürften. Don Simon erzählte mir, daß der Vogel, welcher eine so bedeutende Rolle dabei spielte, der sey, welcher das Glück gehabt habe, das Maulthier zu finden und daher als Alcalde oder Bürgermeister betrachtet werde; während die anderen, welche sich freundlich versammelt hatten, um ihm speisen zu helfen, die senadores oder Rathsherren wären. In der That sah es danach aus*); denn nach einer Verbeugung von Seiten des Alcalde, die man für sein gracias halten konnte, flog die übrige Gesellschaft über Hals und Kopf auf das Mahl.

„So wie wir in die Nähe der Hauptstadt kamen, gewann das Land immer mehr das Aussehen eines beträchtlichen Grades von Civilisation; Thore und Umhegungen zeugten von der Vertheilung und Schätzung des Eigenthumes. Bald sahen wir kleine Landhäuser und Gärten und Felder, auf denen die Cochenille cultivirt wurde und die mit Gräben oder Erdwällen umgeben waren. Hügel und Thal wechselten auf das Anmuthigste und der zarte grüne Rasen schien unter unseren Füßen empor zu sprossen. Vor uns lag die Stadt, mit ihren weißen in der Sonne glänzenden Domen und Thürmen, durch das Laub und den Schatten der Bäume, von denen sie auf allen Seiten durchschnitten und umgeben war, weit größer scheinend, als

*) Anspielung auf die „Amtsmahlzeiten" der Aldermen von London, die den Engländern häufig zum Stichblatt dienen müssen

sie wirklich war. Zur Rechten schattige Wälder und angebaute Erhöhungen und Hügel, die in zunehmender Größe übereinander emporstiegen, bis ihre Gipfel gleichsam die Grundlage des feinen grauen Striches wurden, der die fernen Umrisse der Anden bezeichnete; während zur Linken weite und kühne Wellenlinien eine Reihe von Hochebenen und Thälern bildeten, die sich am Fuße von drei hohen Bergen endigten, welche bis auf den Gipfel dicht mit Laub bekleidet waren und gleich Riesen auf die unzähligen Zwergschaaren umher herabblickten.

Ueberlieferungen aus Arabien.

Vor Mohammed, als noch überall in Arabien Götzendienst herrschte, wurde die Kaaba bereits als ein heiliger Gegenstand betrachtet und von den Stämmen der Wüste mit religiöser Verehrung besucht. Das Gebäude war indessen damals mit dreihundert und sechzig Idolen geschmückt, und während gegenwärtig die Pilger mit dem Hiram angethan erscheinen müssen, zeigten sich damals Männer und Weiber in vollkommener Nacktheit, damit ihre Sünden mit ihren Gewändern von ihnen geworfen würden. Der mohammedanische Hadsch ist daher, wenn wir diesen Unterschied ausnehmen, Nichts als eine Fortsetzung des alten heidnischen Gebrauches. Eben so wurden auch Szafa und Merua (heilige Orte der Mohammedaner) von den alten Arabern bereits für heilige Orte geachtet und enthielten die Bildsäulen der Götter Mutam und Nehyk. Auch die alten Götzendiener pflegten hier, nach ihrer Rückkehr vom Arafat von einem Ort zum andern zu gehen. Die Sage der Mohammedaner, die diesen Gebrauch beobachten, ist, daß Hagar, die Mutter Ismaels, nachdem sie aus Abrahams Hause verstoßen worden, in der Wüste umhergewandert sey, um den Tod ihres Kindes nicht zu sehen, das sie vor Durst verschmachtend niedergelegt hatte; darauf sey der Engel Gabriel erschienen, habe mit dem Fuß auf den Boden gestampft, und sogleich sey aus demselben die Quelle Zemzem hervorgesprudelt. Zum Gedächtniß an die Wanderungen der Hagar, die in ihrer Betrübniß siebenmal zwischen Szafa und Merua hin und hergegangen sey, soll nun diese Wanderung angeordnet worden seyn.

El Azraky berichtet: Nachdem von den heidnischen Arabern die Ceremonien des Hadsch auf dem Arafat vollbracht worden wären, haben sich alle die verschiedenen Stämme, die bei denselben gegenwärtig gewesen, auf ihrer Rückkehr nach Mekka, an dem heiligen Orte, der Szafa heißt, versammelt, um dort in lauten leidenschaftlichen Gesängen den Ruhm ihrer Vorfahren und ihre Schlachten zu erzählen. Aus jedem Stamm stand der Reihe nach ein Dichter auf, der sein Gedicht der Menge vortrug. Zu unserm Stamm, rief er aus, gehören diese und diese ausgezeichneten Krieger und großmüthigen Helden, und gegenwärtig rühmen wir uns eines Heeres anderer. Dann recitirte er ihre Namen und sang ihr Lob und schloß, indem er sich gegen die anderen Stämme wandte: „Möge der, welcher die Wahrheit von dem, was ich gesagt habe, bezweifelt, oder der Anspruch auf eben so viel Ruhm, Ehre und Tapferkeit machen will, es jetzt beweisen!" — Darauf stand ein anderer Sänger auf und pries auf gleiche Weise den Ruhm seines Stammes, indem er zugleich die Prätensionen seines Gegners lächerlich zu machen suchte. Um die Feindschaften, welche durch diesen Gebrauch veranlaßt wurden, zu beseitigen, oder vielleicht auch um den unbändigen Geist der Beduinen zu brechen, der durch diese poetischen Wettkämpfe genährt wurde, schaffte Mohammed dieselben durch eine Stelle im Koran ab, wo er sagte: „Wenn ihr die Gebräuche der Pilgerschaft vollbracht habt, so gedenket Gottes, wie ihr früher eurer Vorfahren zu gedenken pflegtet, und mit noch größerem Eifer!" — Auch der Besuch des Omra war ein alter Gebrauch, den Mohammed nur beibehielt; gegenwärtig ist die Sage, daß er häufig an dieser Stelle sein Abendgebet gehalten habe.

Burckhardt's Travels in Arabia.

Pitschuiew's Denkwürdigkeiten.

Paris, d. 12 März 1829.

Das neueste, im vorigen Jahre russisch zu St. Petersburg erschienene, Werk des ehemaligen Archimandriten, jetzt Mönches, Hyacinth Pitschniew, betitelt Denkwürdigkeiten der Mongolei, ist hier in Paris angekommen. Es bildet einen Octavband von 570 Seiten und zerfällt in vier Abtheilungen. Die erste enthält die Beschreibung der Rückreise des Verfassers von Peking durch die Mongolei bis Kiachta an der sibirischen Grenze. Die zweite giebt eine Uebersicht des physicalischen und politischen Charakters der Mongolei, der Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Diese beiden Abtheilungen enthalten fast dasselbe, was Timkowski, der Reisegesellschafter des Archimandriten, in seinem Buche über diese Gegenstände mitgetheilt hat. Die dritte nimmt eine sogenannte Geschichte der Mongolen ein; es ist aber diese Geschichte keinesweges die des mongolischen Völkerstammes, sondern ein sehr kurzer Abriß der Begebenheiten, die seit den ältesten Zeiten bis jetzt bei den ihrem Ursprunge nach verschiedensten, türkischen, mongolischen, tungusischen und koreanischen Völkern, welche die große Tartarei bewohnen, Statt gefunden haben. Alle diese Begebenheiten sind bereits in Europa durch Deguignes Geschichte der Hunnen hinlänglich bekannt. Deguignes verwechselte den größten Theil der genannten Völker mit einander, und begriff sie fälschlich unter dem allgemeinen Namen der Hunnen oder Türken. Pitschuiew begeht einen eben so großen Fehler, indem er sie alle für Mongolen hält. Um diese wunderbare Hypothese zu unterstützen, nimmt er sich die Freiheit die meisten der Eigennahmen und Texte zu verfälschen, und folgt darin dem Beispiele der Hofgelehrten des Kaisers Khianlung, die ähnliche Verfälschungen in historischen und geographischen Werken vornahmen, weil es ihnen an Kritik und Kenntnissen fehlte, das zu erklären, was ihr Gebieter erklärt haben wollte. Dieselben hatten schon früher 32 auf eine kindische Art verzierte mandschuische Schriftarten erdacht, um damit Khianlungs prosaisches Lobgedicht auf die Stadt Mukden zu drucken. Da die erwähnten Verfälschungen des Archimandriten einen sehr schädlichen Einfluß auf das Historische haben konnen, so finde ich mich bewogen, dieselben, mit Anführung der Originaltexte, zu widerlegen, und denke diese Widerlegung nächstens lithographirt dem Publikum zu übergeben.

Die vierte und letzte Abtheilung der Denkwürdigkeiten enthält einen Auszug aus den Gesetzen, nach welchen jetzt die Mongolei unter chinesischem Scepter regiert wird. Es ist dieses das merkwürdigste Stück des ganzen Buches, und zugleich das einzige, welches in eine europäische Sprache übersetzt zu werden verdient.

Klaproth.

Berichtigung.

Im gestrigen Blatt S. 310 Sp. 2 Z. 7 v. o. statt 1500 lies 15,000; S. 312 Sp. 2 Z. 23 und 29 v. o. statt Knighs lies Knight.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 80. 21 März 1829.

Die türkische Geistlichkeit.

Von einem Griechen.*)

Will man einen umfassenden Begriff von dem ottomanischen Clerus geben, so ist es nothwendig, zuerst mit den Souhtas oder den mohammedanischen Studenten zu beginnen. Das Wort Souhta ist Persisch und bedeutet eigentlich Etwas, das gethan worden ist. Dieser Name ward den Muselmännern überhaupt, namentlich aber den geistlichen Studenten beigelegt, um damit ihre Thätigkeit und ihre Beschäftigung mit geistlichen Arbeiten und Studien zu bezeichnen. Die für diese Souhtas bestimmten Schulen befinden sich in dem Innern aller kaiserlichen Moscheen in Constantinopel, Adrianopel und Brusa in Bithynien. Kein andrer Muselmann, wes Standes er sey, und welche Würde er auch bekleide, hat, wenn er nicht zum Clerus gehört, das Recht zu ihnen zugelassen zu werden. Die Zöglinge studieren dort zuerst Grammatik (Sarfou nahiv), alsdann die arabische und persische Poesie (Chiirou nazmi), und Rhetorik (Ilmi béyan). Sobald sie beträchtliche Fortschritte im Arabischen gemacht haben, begeben sie sich an das Studium des Korans und der Commentatoren desselben, so wie der Bücher, die vom bürgerlichen Rechte handeln. Endlich studieren sie Logik (Ilmi méany), Naturphilosophie (Ilmi Tabiy) und Metaphysik (Ilmi baadé-t-taby), und zwar aus arabischen Werken, welche von den Sarazenen (Cherkins), die den Aristoteles übersetzten, geschrieben worden sind. Mathematik gänzlich vernachläßigend werfen sie sich dagegen eifrig auf die Betreibung astrologischer Berechnungen und Weissagungen, (Ilmi nudzm), die bei ihnen zur abscheulichsten Charlatanerie werden, die aber der Aberglaube und die Leichtgläubigkeit der Türken zu den erhabensten Zweigen menschlichen Wissens gestempelt hat. Eben so vernachläßigen sie Geschichte (Ilmi tévvarih) und Geographie (Ilmi Dzografia); von Universalgeschichte wissen sie Nichts. Die Geschichte des Arabers, Ibni-Khaledoun, des Geschichtschreibers der Khulefas oder Kalifen, findet sich bei ihnen noch am Häufigsten, und doch besitzen die Türken von diesem sehr beschränkten Werke nur den ersten, in das Türkische übertragenen Theil. Ich sah in Constantinopel ein schönes Manuscript dieses ersten Theiles, das dort für 800 Piaster verkauft wurde. Der Geschichtschreiber der türkischen Kaiser ist Hadza Tarihi. Nach diesem verfaßten verschiedene türkische Chronikenschreiber die Privatgeschichten der Sultane ihrer Zeit. Auch giebt es noch einige türkische und persische Geschichtswerke über Dzenghiz-Khan und dessen Nachfolger, so wie über Timour-Leng. Doch sind aus Mangel an Druckereien diese Manuscripte so außerordentlich selten, daß man sie nur in drei oder vier reichen türkischen Privatpersonen gehörigen Bibliotheken antrifft; und diese Seltenheit wird noch sehr vermehrt durch die häufigen Güterconfiscationen, welche die Büchersammlungen weit umher zerstreuen, und durch die ewig sich wiederholenden großen Feuersbrünste in der Hauptstadt. Daher sind die gelehrtesten Türken in der allgemeinen Geschichte so unwissend, in der alten sowohl als in der neuen, daß sie keine andre als die der Khulefas und der osmanischen Sultane kennen. Und was soll man von Geschichtsbüchern sagen, die von feilen Sklaven geschrieben und gewissermaßen unter den Säbeln der Sultane diktirt wurden? Mit der türkischen Geographie steht es noch schlechter. Der berühmte arabische Geograph Abulfeda ist ihnen durchaus unbekannt, und nirgend findet man in einer Bibliothek der Hauptstädte des Reiches oder in Privatsammlungen sein Werk. Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts erschien dagegen ein System der Geographie in türkischer Sprache, zu Constantinopel gedruckt, unter dem Titel Dziban Nouma oder Beschreibung der Welt. Der Secretär-Dolmetscher bei der ottomanischen Pforte, Jacovaky Argyropulo, schrieb gleichfalls ein türkisches geographisches Werk, das er zu Constantinopel drucken ließ und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Mahmoud Efendy, mit dem Zunamen Ingliz*) widmete. Constantin Typaldo, ein Cephalonier,

*) Der Verfasser war geheimer Dolmetscher bei der Pforte, (und bekleidete also den höchsten Posten, den ein griechischer Unterthan dort erhalten konnte.) In Bezug auf die Orthographie des Verf. ist zu bemerken, daß dz wie dsch ausgesprochen wird.

*) Mahmoud Efendy, der zuerst Secretär (Kiatiby) des türkischen Gesandten in London, Youssuff-Aghiah-Efendy, im Jahr 1798 gewesen war, ward zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten nur deßhalb befördert, weil er sich einer großen in England erlangten Kenntniß der politischen und diplomatischen Angelegenheiten Europa's rühmte. Er beschränkte sich aber darauf, die Engländer und ihre Regierung überall zu rühmen, ohne Etwas von ihrer Verfassung zu verstehen. Seine Feinde gaben ihm daher den Spottnamen Ingliz-Mahmoud.

Geschäftsträger der Pforte in Wien, gab im Jahre 1806 eine geographische Charte des türkischen Reiches und eine Erdcharte in türkischer Sprache heraus. Dennoch haben alle diese Bemühungen neuerer Zeit nicht das Studium dieser Wissenschaft bei den Türken befördern können. —

Hauptsächlich ist es Syrien und Kleinasien, weniger die europäische Türkei, welche die Souhtas liefert. Von ihnen kann man nicht rühmen, daß die Studien die Sitten mildern: sie gehören vielmehr zu den wildesten, fanatischesten, unruhigsten und verdorbensten unter den Türken, und es ereignet sich kein Scandal in Constantinopel, wo ihre Anzahl über 10,000 beträgt, ohne daß sie die Hand im Spiel haben. In ihrer Eigenschaft als Geistliche versehen sie den Dienst in den Moscheen, erhalten auch ihren täglichen Unterhalt gewöhnlich aus den Einkünften dieser Gotteshäuser, und ihre Wohnungen bestehen in zahllosen an dieselben dichtanstoßenden Zellen. Ihr Haupt ist der Groß-Mufti, und nur aus ihrer Mitte dürfen, der Verfassung gemäß, die Ulema's oder Mitglieder der hohen Priesterschaft genommen werden. Doch da sie in der Regel arm sind, so geht es ziemlich langsam mit ihrer Beförderung, wenn nicht außerordentliche Verdienste und außerordentlich glückliche Umstände zusammentreffen. Der größte Theil von diesen Souhta's bringt es daher nur zu der Würde gewöhnlicher Kadi's oder Naïd-Richter, d. h. Unterrichter in den Städten und Dörfern. Daß Reichthum, Geburt und Begünstigungen, die mächtigen Hebel weltlicher Beförderungen, einen großen Einfluß auf die Besetzung geistlicher Aemter, wie überall, so auch bei den Türken ausüben, versteht sich von selbst.

(Schluß folgt.)

Die nordwestliche Durchfahrt.

(Fortsetzung.)

Entdeckungen im achtzehnten Jahrhundert.

Im Jahr 1768 wurde der berühmte Cook (damals noch Lieutenant) nach Otaheiti abgeschickt, um Joseph Banks und Dr. Solander zur Beobachtung des Durchgangs der Venus durch die Sonne dahin zubringen. Nachdem er im Jahr 1771 zurückgekehrt, ward er wieder ausgesandt, und auf dieser zweiten Reise drang er weiter gegen den Südpol vor, als irgend ein Seefahrer vor ihm. Der günstige Erfolg dieser Reisen flößte Vertrauen zu dem Seemann ein, und die englische Regierung beschloß, ihn nach dem nordwestlichen America zu senden, damit er dort eine Durchfahrt von Westen nach Osten versuchte. Das Parlament hatte um diese Zeit kraft einer zweiten Acte dem Entdecker eines Seewegs nach dem nördlichen Festland Americas eine Belohnung von 20,000 Pf. St. ausgesetzt. Diese Acte wich von der unter der früheren Regierung erlassenen darin ab, daß sie den königlichen wie den Kaufmannsschiffen gleiche Preisbewerbung gestattete, und einen weitern Preis von 5000 Pf. für das Schiff aussetzte, das sich dem Nordpol bis auf einen Grad näherte. Auf der dritten und letzten Reise, welche Cook im Jahre 1778 mit der sanguinischen Erwartung der endlichen Auffindung der langersehnten Durchfahrt unternahm, begann er seine Untersuchungen der Nordwestküste unter 44° 33′ Br., und durchforschte genau alle Buchten und Einfahrten, ob er nicht einen Seearm entdeckte, der nach dem Polarmeer führte und es unnöthig machte, die Behringsstraße zu passiren. So kam er bis zu dem westlichsten Theile des americanischen Continents 161° 45′ öst. L. und 65° 46′ n. Br., dem er den Namen „Prinz Wales Cap" gab. Die Behringsstraße, die er jetzt erreicht hatte, fand er bloß etwa 13 und nicht 28 Stunden breit, wie sie hin und wieder angegeben wird; von da fuhr er nordwärts und entdeckte oder benannte die Mulgravespitze, das Cap Lisburne, das Eiscap rc. Am 19 August im 70° 44′ hielt er dicht vor der Ecke einer Eiswand, die wie eine Mauer zehn bis zwölf Fuß hoch vor ihm aufstieg. Diese Barriere nöthigte ihn umzukehren, er wandte sich nach dem Süden und nannte eine niedrige Landspitze im 70° 29′ Eiscap, welches vor Capitän Beechey der nördlichste bekannte Landpunct in diesem Theile der Polarsee war. Ob die Eismasse fest oder in Bewegung war, erfahren wir nicht, dagegen, daß das Wasser daselbst so wenig Tiefe hatte, daß die Seefahrer jeden Augenblick auf den Grund zu laufen fürchten mußten. Nach dem Tode des Commodores fuhr sein Nachfolger Kapitän Clarke nochmals durch die Straße, konnte aber nicht über 70° 33′ vordringen. Zu gleicher Zeit war Kapitän Pickersgill, der mit Cook zweimal die Erde umsegelt hatte, in die Baffinsbai gesendet worden, um mit Cook, falls ihm eine Durchfahrt gelänge, unter Wegs zusammen zu treffen. Die Wahl dieses Befehlshabers scheint in mancher Hinsicht unglücklich gewesen zu seyn, und die Reise blieb ohne Resultat. Im folgenden Jahre lösete ihn Lieutenant Young im Commando ab, kehrte aber mit nicht besserem Erfolge nach England zurück.

Da die Nordwest-Compagnie von einem Indianer erfuhr, daß im Binnenland ein Fluß nach Norden laufe und sich in die See münde, so ertheilte sie im J. 1789 Mackenzie den Auftrag, diesen Fluß in Begleitung einiger Eingebornen aufzusuchen. Wirklich gelangte er nach einem mühsamen Zug durch ein ödes, unwirthliches Land in die Gegend, wo der Fluß, wie er glaubte, sich in die See ergoß. Viele niedrige Inseln wurde er ansichtig, die größte davon ist die Wallfischinsel (69° 10′). Unter den zahlreichen Kanälen, in welche der nach ihm genannte Strom sich zuletzt theilt, wählte er einen, der ihn zu dem Benahulla Toe (Weißmannssee) bringen sollte. Er bemerkt, daß die Fluth auf 16 — 18 Zoll zu steigen schien, und daß sich weiße Wallfische (Delphinapterus Beluga) zeigten; nicht aber, ob das Wasser salzig war. Mackenzie scheint andere Zwecke als geographische im Auge gehabt zu haben. Aus Franklin's zweiter Reise geht jedoch hervor, daß er sorgfältig beobachtete, daß er aber das Polarmeer nicht erreicht hatte.

Dieses Jahr machten auch die Spanier einen Versuch, eine Verbindungsstraße aus dem stillen in den atlantischen Ozean zwischen 53° und 60° zu entdecken. Diese Expedition ging unter den Befehlen Malaspina's, auf den Corvetten la Descubierta und l'Atrevida, in die See, um die Straße zu entdecken, auf welcher Lorenz Ferer Maldonado im Jahr 1588 von der Küste

von Labrador angeblich in den großen Ozean gefahren war: ein Versuch, der aber zu keinem wichtigen Resultat geführt zu haben scheint. Einige Geschichtschreiber Spaniens glaubten nämlich an die Wirklichkeit der Reise Maldonado's. Ein Engländer Namens Cluny sollte diese Durchfahrt entdeckt haben, und sein Anspruch darauf gründet sich auf folgenden komischen Umstand. Er schrieb ein Werk, „der americanische Reisende," und bezeichnete auf seiner Charte mit Puncten die vermuthliche Lage der Küste zwischen dem Eiscap und der Repulsebai. An diese Linie schrieb er: hier wird die nordwestliche Durchfahrt angenommen. Der Geograph des Königs von Frankreich, Vangondy, übersetzte dieß auf einer neuen Charte folgender Maßen ins Französische: „Côte parcourue par le Capitain Cluny, auteur de l'American Traveller." Im Jahr 1795 beendigte nach dreijähriger Arbeit der unermüdlich thätige Seefahrer Vancouver eine sehr genaue Aufnahme der Westküste zwischen der 30° und 69° Parallele, worin er das dortige Nichtvorhandenseyn einer Durchfahrt nachwies. Dieß war eine der vollständigsten Aufnahmen, die je von einer Küste gemacht wurden, da er jede Einfahrt durchforschte.

Der Hydrograph der Admiralität, Dalrymple, mit manchen andern einsichtsvollen Männern immer noch von dem Vorhandenseyn dieser erwünschten Straße überzeugt, gab die Hoffnung nicht auf, dieselbe noch entdeckt zu sehen, indem er auf die Autorität eines alten Globus aus der Bibliothek des inneren Tempels, der einer der ersten in Großbritannien verfertigten war, annahm, daß ein Seeweg aus der Davisstraße etwa im 73° nach dem Westen führe. Diese merkwürdige geographische Antiquität enthielt alle Entdeckungen der frühesten brittischen, spanischen und portugiesischen Seefahrer, ward aber gleich andern Reliquien des Alterthums, nur zu schnell eine Beute des zerstörenden Zahns der Zeit. Auf die Vorstellungen Dalrymple's erhielt Duncan, ein sehr erfahrener Seemann, im Jahr 1790 das Commando über eine Expedition nach der Hudsonsbai, wo die Compagnie die Schaluppe Churchill zu seiner Verfügung stellen sollte. Bei seiner Ankunft am Churchillfluß hieß es aber, das Fahrzeug sey nicht im Stande auszulaufen, und könne auch auf dieser Station nicht ausgebessert werden, so daß er wieder nach England zurückkehren mußte. So vereitelte die Mißgunst der Compagnie abermals einen Versuch, eine bessere Kenntniß von jenen unheimlichen, unwirthlichen Gestaden zu erlangen. Dalrymple bewies in der Folge, daß dasselbe Schiff noch zwanzig Jahre von der Compagnie selbst gebraucht wurde. Weil er jedoch wünschte, die Dienste Duncan's zu benützen, so vermochte er ihn, den Oberbefehl des Schiffes Biber zu übernehmen, das auf alle Gefahren in den nördlichen Meeren wohl vorbereitet war. Er segelte zu Anfang Mais 1791 aus der Themse ab, langte aber erst am 5 September an dem Fluße Churchill an. Im folgenden Jahr beschiffte er die Einfahrt Chesterfield, ward aber zu Ende Augusts zur Heimkehr genöthigt, da auf Anstiften eines Offiziers, der in den Diensten der Compagnie stand, unter der Mannschaft eine Meuterei ausbrach. Ohne Zweifel hatte auch dieß Mal die Compagnie die Hand im Spiel. (Fortsetzung folgt.)

Mohammed's Grabmal zu Medina.

Das Grabmal Mohammed's, von dem in Europa so viele alberne Sagen verbreitet waren, steht in der großen Moschee zu Medina. Von den Einwohnern der Stadt wird sie gleich der Beitulla zu Mekka „el Haram, die heilige" genannt; in der übrigen mohammedanischen Welt heißt sie dagegen nur „Mesched en Neby," die Moschee des Propheten. Diese Moschee ist in der Gegend des östlichen Endes der Stadt gelegen, und obwohl beträchtlich kleiner, als die von Mekka, nach demselben Plane gebaut: ein offener viereckter Platz, auf allen Seiten von bedeckten Colonnaden eingeschlossen und ein kleines Gebäude in der Mitte. Die Säulen der Colonnaden sind von verschiedenem Umfang und bis zu der Höhe von sechs Fuß vom Boden mit Blumen und Arabesken in einem rohen Stile bemahlt. Die Decke der Colonnade besteht aus einer Anzahl kleiner Dome, die außen glänzend geweißt sind, so wie die zu Mekka. Auch die inneren Wände sind geweißt, außer auf der südlichen Seite, wo sie mit Marmorplatten bekleidet sind. Mehrere Reihen Inschriften in großen goldenen Buchstaben, die auf dem weißen Marmor sich vortrefflich ausnehmen, gehen eine über der anderen um die ganze Colonnade; der Boden ist auf der West- und Ostseite und einem Theil der Nordseite mit gewöhnlichen Steinen gepflastert. Der Rest der Nordseite ist ungepflastert und gleich dem offenen Hofe nur mit Sand bedeckt. Auf der Südseite, wo der Erbauer überhaupt alle seine Pracht verschwendet hat, ist er dagegen mit schönen Marmorplatten belegt und dem Grabe Mohammed's gegenüber besteht er aus Mosaik von wahrhaft meisterhafter Arbeit, die zu dem Besten in dieser Art gehört, was der Orient aufzuweisen hat. Hohe und weite Fenster mit Glasscheiben, die kaum noch an einem andern Orte in dem Hedschaz gefunden werden, lassen das Licht durch die südliche Mauer; einige der Scheiben sind von schön gemahltem Glas. Auf den anderen Seiten sind kleinere Fenster in den Wänden angebracht, aber ohne Glasscheiben.

Gegen die Südostecke hin steht das berühmte Grabmal, das von den Wänden der Moschee — fünfzehn [illegible] der östlichen, fünf und zwanzig von der südlichen — entfern..., . [illegible] Umschließung, welche die Schaulustigen abhält, dem Grabe zu nahe zu .ommen, bildet ein unregelmäßiges Viereck von ungefähr zwanzig Schritt, das mehrere der Pfeiler der Colonnade mit einschließt: es ist ein eisernes Gitter, grün angestrichen und bis zu zwei Dritttheilen der Höhe der Colonnade reichend. Das Gitter ist ein feines Drathgeflecht, mit Inschriften in gelber Bronze durchwirkt, und so dicht, daß man nur durch einige kleine Fenster, die auf den vier Seiten des Gitters ungefähr fünf Fuß über dem Boden eingesetzt sind, in das Innere sehen kann. Auf der Südseite, wo die beiden Hauptfenster sind, vor denen die Besuchenden stehen, wenn sie beten, ist das Gitter dünn mit Silber überzogen, und die oft wiederholte Inschrift: „La Illaha il Allah, al hak al Mobyn" (Es ist kein Gott als Gott, die offenbare Wahrheit) ist in silbernen Buchstaben mehrfach um diese Fenster herumgeführt. Vier Pforten führen in die Umschließung, von denen drei beständig geschlossen sind und nur die vierte alle Morgen und Abend geöffnet wird, um die Eunuchen hineinzulassen, welche das Amt haben, den Boden zu reinigen und die Lampen anzuzünden. Jede dieser Pforten hat ihren besonderen Namen: Bab en Neby, Bab Er

Rahme, Bab et Touba, Bab Setna Fatme. Die Erlaubniß, in das Innere, das el Hedschra heißt, einzutreten, wird Personen von Rang, wie Paschas, oder den Führern der Hadsch-Caravanen, unentgeltlich ertheilt, und kann von anderen um den Preis von ungefähr zwölf oder fünfzehn Dollars von den Eunuchen, welche die Obhut haben, erkauft werden. Wenige machen indessen von dieser Freiheit Gebrauch, weil sie wohl wissen, daß, wenn man in das Innere tritt, auch weiter Nichts zu sehen ist, als was man durch die Fenster im Gitter, die beständig offen bleiben, ansichtig werden kann: d. h. ein Vorhang von gleicher Höhe mit dem Gitter, der gerade noch Raum zu einem offenen Gang von wenigen Schritt Breite läßt. Hinter demselben ist, wie die Eunuchen behaupten, eine Decke von gleichem Stoff — reichem Seidenbrocat von verschiedenen Farben, mit silbernen Blumen und Arabesken durchwirkt und einer Reihe Inschriften in goldenen Characteren. Dieser Vorhang ist wenigstens dreißig Fuß hoch und hat auf der Nordseite eine kleine Thür, die aber beständig verschlossen ist und Niemand geöffnet wird, außer den ersten Eunuchen, welche die Aufsicht darüber haben und die zur Nachtzeit den neuen Vorhang umthun, der von Constantinopel gesandt wird, so oft der alte verdorben ist oder ein neuer Sultan den Thron besteigt. Die alten Vorhänge werden nach Constantinopel zurück geschickt und dienen dazu die Grabmäler der Sultane und Prinzen zu bedecken.

Die Geschichten, die einst in ganz Europa erzählt wurden, wie das Grab des Propheten durch Zauberei in der Luft hinge, sind in dem Hedschaz unbekannt; auch hört man in keiner anderen Gegend des Orients davon, obwohl die übertriebensten Berichte von den Wundern und den Reichthümern dieses Grabmals von denen verbreitet werden, welche Medina besucht haben und ihre eigene Wichtigkeit zu erhöhen meinen, indem sie fabelhafte Dinge erzählen, die sie gesehen haben wollen. Bekannt ist, daß die Schätze, die allerdings an dem Grabe des Propheten, so wie bei den Gräbern Abu Bekirs und Omars verwahrt wurden, welche sich gleichfalls in der Moschee befinden, bei der Einnahme der Stadt durch die Wechabiten geplündert und seitdem nicht wieder ersetzt worden sind. —

Der Boden zwischen dem Vorhang und dem Gitter und um dieses herum ist mit verschiedenfarbigen Marmorplatten in Mosaik ausgelegt; gläserne Lampen hängen um den Vorhang, die jeden Abend angezündet werden und die ganze Nacht hindurch brennen. Die ganze Einschließung ist mit einer schönen erhabenen Kuppel bedeckt, die hoch über die Kuppeln auf der Decke der Colonnade emporragt, und in großer Entfernung von der Stadt bereits gesehen wird. So wie die Pilger, welche nach Medina wallen, sie in der Ferne ansichtig werden, wiederholen sie gewisse Gebete. Sie ist mit Blei gedeckt und mit einer Kugel von beträchtlicher Größe und einem Halbmond gekrönt, die beide von Gold glänzen.

Burckhardt's Travels in Arabia.

Sonderbare Sitten eines Beduinenstammes.

Vor der Eroberung des größten Theiles von Arabien durch die Wechabiten beobachteten die Merekeden — ein Zweig des großen Asyrstammes — noch den uralten Gebrauch, dem Fremden, der bei ihren Zelten oder vor ihrem Hause erschien, ein weibliches Mitglied der Familie und zwar meist die Frau des Hausherrn, zur Gesellschafterin während der Nacht zu geben; nur Jungfrauen waren von diesem barbarischen System der Gastfreundschaft ausgenommen. Wenn der Fremde sich seiner schönen Hälfte angenehm zu machen wußte, wurde er des andern Morgens von seinem Wirth mit der ausgezeichnetsten Aufmerksamkeit behandelt und bei der Abreise mit einem hinreichenden Vorrath von Lebensmitteln versehen. War dagegen die Dame nicht zufrieden mit ihrem Gesellschafter, so schnitt sie ihm ein Stück aus dem Mantel, was des andern Tages für alle Weiber und Kinder des Dorfes oder Lagers ein Zeichen war, den unglücklichen Fremden mit Schmach von dannen zu treiben. Nur mit vieler Mühe erzwangen es die Wechabiten, daß die Merekeden dieser Sitte entsagten. — Eben so war es, vor der wechabitischen Eroberung, bei dem ganzen Asyrstamme der Gebrauch, heirathsfähige Töchter in ihren besten Kleidern auf den Markt zu führen und dort vor ihnen auf und nieder gehend auszurufen: Man ysebiery el adera? (Wer will die Jungfrau kaufen?). Die Verbindung, welche zuweilen bereits vorher ausgemacht war, wurde immer durch Kauf auf öffentlichem Markte abgeschlossen.

Burckhardt's Travels in Arabia.

Lustiger Rath des Schah von Persien.

Der lustige Rath oder Narr, der an dem Hofe des Schah von Persien nie fehlen darf, genießt einer größeren Redefreiheit, als man in dieser Heimat des Despotismus erwarten sollte. Man ist gewohnt über seine Scherze zu lachen, wenn sie auch noch so beißend sind; und der Fürst selbst achtet dieß Privilegium. — Der Stamm, zu welchem Kerim Khan gehörte, spricht eine Mundart, die ihrer Rauheit wegen gewöhnlich nur „der barbarische Dialect" genannt wird. Als dieser Fürst eines Tages öffentliche Audienz gab, befahl er seinem Possenreißer, zu gehen und Erkundigung einzuziehen, was einem Hunde, der laut bellte, fehle. Die Höflinge lachten über diesen Einfall des Monarchen. Der Possenreißer ging, und nachdem er eine Zeitlang den Schein angenommen hatte, als höre er mit der tiefsten Aufmerksamkeit auf das Gebell des Hundes, so kehrte er zurück und sagte mit ernsthafter Miene: „Ew. Majestät muß eines der Häupter Ihres eigenen Hauses senden, um zu hören, was dieser Ehrenmann sagt; er spricht keine Sprache außer dem barbarischen Dialect, mit dem sie vertraut sind, von dem ich aber kein Wort verstehe." Der Fürst lachte herzlich über diesen Scherz und machte dem Witzbold ein Geschenk.

Malcolm's history of Persia.

General Jackson.

General Jackson, der künftige Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerica, ist ein großer, hagerer Mann von trockenem Aussehen, woher er den Beinamen old Hickory erhalten hat. Er ist für sein Alter, zwei und sechzig, noch sehr thätig und kräftig und verbindet mit großer Entschiedenheit des Charakters Gefälligkeit und zuvorkommende Freundlichkeit gegen Jedermann. Sein Haus steht jedem, auch dem ärmsten und niedrigsten seiner Landsleute offen.

United Service Journal.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 81. 22 März 1829.

Die nordwestliche Durchfahrt.

(Fortsetzung.)

Entdeckungsreisen im neunzehnten Jahrhundert. Otto von Kotzebue. Kapitän Roß.

In der Geschichte dessen, was im gegenwärtigen Jahrhundert in dem Gebiet der nördlichen Entdeckung geschah, ist es die Expedition des russischen Staatskanzlers, Grafen Romanzoff, welche den großen Nordpol-Expeditionen der Britten noch vorangeht.

Es war am 27 Juli 1816, als der Rurick unter den Befehlen Otto's von Kotzebue die Höhe der Insel St. Lorenz am Eingang der Behringsstraße erreichte. Hier verkehrten die Seefahrer mit den Eingebornen, welche aus Wallfischrippen gebaute und mit Wallroßfellen bedeckte Hütten bewohnten. „Einer nach dem Andern,“ erzählt Herr von Kotzebue, „umarmte mich, rieb seine Nase hart gegen die meinige und schloß seine Freundschaftsbezeugungen damit, daß er in die Hände spuckte und mir mehrmals damit übers Gesicht wischte“ Nachdem sie die Straße passirt hatten, fanden sie das Land nördlich von Prinz Wales Cap in üppiger Vegetation und wohl bevölkert. Alles grünte, nur auf den Gipfeln der Gebirge war Schnee zu sehen; jedoch grub man keinen halben Fuß tief, ohne auf gefrorne Erde und Eis zu stoßen. Am 1 August schifften sie in eine weite Einfahrt unter 66° 42′ 30″ Br. und unter 164° 12′ 50″ L. jetzt unter dem Namen Kotzebue's Sund bekannt. Hier glaubte der Nachfolger Behrings die Einfahrt in das Eismeer, die so viele seiner Vorgänger vergebens gesucht hatten, gefunden zu haben. Eine dreizehntägige Untersuchung brachte ihn auf die Meinung, daß der einzige Ausfluß in den Nortonsund gehen müsse. Am 15 ging der Rurick wieder unter Segel; und da die See frei von Eis und das Wetter mild war, hätte man füglich erwarten sollen, daß jetzt die Umschiffung von Cook's Eiscap versucht worden wäre. Allein aus einem unerklärlichen Grunde zog Lieutenant Kotzebue vor, der asiatischen Küste seinen Besuch zu machen, wo er zwei kostbare Wochen zubrachte, welche er nie wieder einbringen konnte. Durch die Behringsstraße zurückgekehrt, überwinterte er auf einer der Koralleninseln des stillen Ozeans, und fuhr im Monate März des folgenden Jahrs wieder nordwärts. Zum Unglück überfiel ihn in der Mitte Aprils ein Sturm, der das Schiff bedeutend beschädigte; und da ohnehin seine Gesundheit litt, so kehrte er nach Hause, ohne sich weitere Mühe zu geben, endlich ein Ziel zu erreichen, dem er vielleicht näher gerückt war, als irgend einer seiner Vorgänger.

Beinahe vierzig Jahre waren verflossen seit dem mißlungenen Versuch Kapitän Duncan's durch die Einfahrt von Chesterfield eine Straße zu finden; und doch war das frühere Interesse bei den wissenschaftlichen Männern Englands noch nicht erloschen. Auf die Aussage eines Hamburger Schiffes, im J. 1817, von der Abnahme des Eises an der Ostküste von Grönland fühlte sich die brittische Regierung zu neuen Unternehmungen aufgefordert. Gedachtes Schiff war längs der Küste vom 70° bis zum 80° gefahren: eine Strecke, die man seit vierhundert Jahren für verschlossen gehalten hatte. Dieß zusammengenommen mit den ungewöhnlich großen Eismassen, die man in dem atlantischen Meere traf, schien zu der Hoffnung zu berechtigen, daß man jetzt mit Erfolg eine nordwestliche Fahrt unternehmen dürfte. Es ward daher am 8 April 1818 eine aus den Schiffen Isabella und Alexander bestehende Expedition unter Kapitän Roß's Befehlen ausgesendet. Am 18 April kam Kapitän Roß bei dem Cap Dudley Digges an; hier fand er, daß die Breite mit der von Baffin angegebenen sehr nahe zusammentraf. Auch viele andere Beobachtungen bestätigten vollkommen die von diesem alten, trefflichen Seemann vor hundert acht und neunzig Jahren gemachten Entdeckungen, welche geleugnet oder vergessen wurden, weil sie später nicht weiter verfolgt worden waren. Hierauf dürfte sich auch so ziemlich das Verdienst des Capitän Roß reduciren; doch zeigte er gewisser Maßen dem Lieutenant Parry, dem Zweiten im Commando, den Weg, auf welchem er im nächsten Jahr den glänzendsten Ruhm erntete und den ersten von dem Parlament für die Polarschifffahrt ausgesetzten Preis gewann. Kapitän Roß hatte bei der Einfahrt in den Sir James Lancastersund 8—900 Faden Wasser und offenes Meer nach dem Westen. Der Bug seiner Schiffe war dahin gerichtet, und eines Jeden Brust schlug vor freudiger Hoffnung auf glücklichen Erfolg, als plötzlich, ohne scheinbaren Grund, ohne vorgängige Berathung mit seinen Offizieren, der Kapitän umwandte und wider alles Erwarten nach Hause kehrte. Kapitän Roß gab an, er habe im Westen in großer Entfernung Land gesehen; der

Schiffmeister und ein Anderer seyen zu gleicher Zeit auf dem Verdeck gewesen!! Er hätte wissen sollen, daß das Gesicht in diesen Nordregionen äußerst oft trügt, daß Nebel und Wolken dem Auge den Schein von Dingen vorspiegeln, die in der Wirklichkeit nicht vorhanden sind. Wenn aber auch aller Augen auf dem Lande ruhten, das der Kapitän zu sehen glaubte, so wäre seine Pflicht gewesen, seine Offiziere über das Aufgeben der Expedition zu Rathe zu ziehen. Dieß that er nicht, und der Kranz des Ruhms, welchen zu gewinnen damals in seiner Gewalt lag, ward seinem tüchtigern und kühnern Genossen zu Theil.

(Fortsetzung folgt.)

Die türkische Geistlichkeit.

(Schluß.)

Nachdem die Souhtas an vierzehn Jahr hindurch verschiedenen Prüfungen (imtihar) unterworfen gewesen sind, werden sie, sobald sie in ihren Studien die gehörigen Fortschritte gemacht haben, Professoren (muderris); und von diesen haben die ältesten die Anwartschaft auf das Molla- oder Ober-Richteramt. Dieser Molla's giebt es aber nur acht, nämlich in Galata und Eyoub, den Vorstädten von Constantinopel; dann in den Städten Scutari, Smyrna, Thessalonich, Larissa, Haleb in Syrien, und in Jerusalem. Ihr Amt dauert ein Mondjahr. Es folgen ihnen dann Andre, und die einmal ein solches Amt bekleidet, müssen wieder drei bis vier Jahre warten, ehe sie auf eine neue Beförderung Anspruch machen dürfen. Hierauf erlangen sie (nach der Anciennität) die vier höchsten Molla-Stellen, nämlich die in Adrianopel, Brusa, Cham oder Damas und Misr oder Cairo. Von diesen vier Molla's werden die beiden ältesten wieder Molla's von Mecca und Medina; und einer von diesen wird Istambol-efendy, Polizeipräfekt von Constantinopel. Dieser ist der Oberaufseher über die Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln, der darauf zu achten hat, daß deren stets in Genüge und Ueberfluß vorhanden sind, und daß sie zu den festgesetzten Preisen verkauft werden. Von dieser Würde steigt man zu der eines Kadiasker von Natolien, dann zu der eines Kadiasker von Rumelien, und nun erst zu der höchsten Stelle eines Groß-Mufti empor. Der Kadiasker von Natolien ist nur der oberste Richter in bürgerlichen Angelegenheiten von Kleinasien, während der Kadiasker von Rumelien seine Gerichtsbarkeit über alle Provinzen des Reiches ausdehnt. Der Groß-Mufti führt den Titel Scheik-oul-islam, oder Bewahrer des Islam. Gemeiniglich heißt er auch Veligon-n-niam oder Herr der Gnaden. Seine Würde heißt Mekami Fetva penahi, oder das Heiligthum der Sprüche. Diese Sprüche oder Fetva's werden aus dem Religionsbuche oder dem weltlichen Rechtscodex entlehnt und sind Entscheidungen über bürgerliche, peinliche oder öffentliche Angelegenheiten, wie Erklärungen über Krieg oder Frieden. Der Scheik-oul-islam nebst den beiden obersten Kadiaskern wohnen stets in Constantinopel. Der Palast des Scheik-oul-islam heißt Scheik-oul-islam-capoussi, in welchem oft der Großwessier, die Minister der Pforte — und früher der Janitscharen Aga — zusammenkommen, um außerordentliche Berathungen über die wichtigsten Angelegenheiten des Staats zu halten. Bei der Benennung dieses Hauses ist zu bemerken, wie die Türken, mit einer gewissen Poesie der Sprache gewöhnlich einen Theil statt des Ganzen nennen. Um ein gewöhnliches Haus zu bezeichnen, sagen sie Odjak, ein Heerd. Derselbe Fall ist es mit dem Namen die hohe Pforte. So auch nennen sie den Palast des Großwessiers, den des Scheik-oul-islam, des Kadiaskers, des Aga's der Janitscharen, Babi-Humayoun d. h. die kaiserliche Pforte; Babi-aly, oder höchste Pforte. Wenn der Scheikoul-islam den Sultan in seinem Serail besucht, begleitet ihn stets der Großwessier. Bei ihrem Eintritt erhebt sich der Sultan, läßt sie auf den Teppichen (ihrom) niedersitzen, und dann in seiner Gegenwart mit Kaffe bedienen. Der Sultan redet den Großmufti mit dem Titel Efendy oder Herr an. Ist ein Sultan gestorben, so verrichtet der Mufti bei diesem das Amt des Imam oder Pfarrers, sagt die Gebete für den Verstorbenen an dem Todbette her, und flüstert ihm, sich seinem Ohre nähernd, mit leiser Stimme den telkin vor, d. h. die von dem Imam dem Todten mitzugebenden Verheißungen.

Den Palast des Scheik-oul-islam umgeben stets Buden von Rechtsconsulenten, bei denen man sich in Proceßsachen Raths erholt und Gutachten (Fetvas) ausstellen läßt, die man dann dem Mufti zur Bestätigung vorlegt. Diese Gutachten werden auf kleine Papierstreifen geschrieben. Ihre Formel ist folgende: „Da Zeid (Namen des Klägers) dem Amr Etwas aufzuheben gegeben, muß Amr, der es erhalten hat, es wieder zurückgeben, wenn man es ihm zwei oder drei Jahre nachher abfordert? — Unter diese Frage setzt nun der Rechtsgelehrte entweder das Werk olour, ja, oder olmas, nein.

Ein anderes Mitglied des hohen Clerus ist der Naliboul-Eschraf, oder das Haupt der Emirs. So giebt es auch Ulema's, die in dem Serail des Sultans angestellt sind. Ihre Anzahl beschränkt sich auf vier. Zwei sind Imam's (Khunkiar imami), des Sultans Hofprediger oder Almoseniere; einer ist sein erster Leibarzt (Hekim Baschy) *); der vierte der Richter in Angelegenheiten, welche die Einkünfte von Mekka und Medina betreffen, die gewöhnlich der Oberste der schwarzen Eunuchen verwaltet. Diese vier Ulemas, mit den Titeln eines Molla von Mecca und Medina, oder mit dem des Istambol-efendy bekleidet, haben die Anwartschaft und das Recht, unmittelbar zu der Stelle eines Kadiasker zu gelangen. Bis man vom Souhta zu dem hohen Posten eines Kadiasker gelangt, vergehen immer wenigstens 25 Jahre. Ausnahmen von dieser Regel machen jedoch zuweilen die Söhne von Großwessieren, reichen Pascha's und Groß Ulema's. Die letzteren verschaffen durch Mißbrauch ihres Einflusses ihren Kindern oft schon von der Geburt an einen Professortitel

*) Des Sultans erste Leibärzte sind durchaus die größten Ignoranten in ihrer Kunst; bloße Empiriker, meistentheils Quacksalber. Die große Gefahr, der sie sich aussetzen, sobald sie keine Hülfe leisten können, zwingt sie, stets europäische oder griechische Aerzte, die in Europa studirt haben, um Rath zu fragen.

und lassen sie eben so vorrücken, als wenn sie eine Stelle wirklich bekleideten. Auf diese Weise wird es dann möglich, daß Söhne von Großen manchmal kaum 25 Jahre zählen, wenn sie bereits alle mittlern Stellen durchflogen haben, und in einem Alter von dreißig Jahren Istambol-efendys, Kadiaskers, sogar Mufti's geworden sind. Eben so rasch schreiten die vorwärts, welche sich der Gunst der Sultane selbst erfreuen. Denn dieser wirkt sehr oft bei dem Scheik-oul-islam die Beförderung seiner Günstlinge aus, und, unbedingt dem Herrn gehorsam, ertheilt der Bewahrer des orthodoxen Glaubens die erforderlichen Diplome. Der Einflußreichste der auf diese Weise beförderten Kadiaskers wird Muklalema murahhassy oder Conferenzminister und behält dieß Amt, so lange er sich seiner Gunst erfreut, oder bis er Mufti wird. — So kommt es, daß der größte Theil der Ulema's, die ihre Stellen nur dem Reichthum oder den Würden ihrer Väter oder der Gunst der Sultane verdanken, nicht die geringsten persönlichen Verdienste besitzen. Von Kindheit auf von Verführern und Schmeichlern umgeben, verleben sie ihre Jugend in Indolenz, oder Ausschweifungen, und nehmen die Folgen ihrer schlechten Lebensweise mit in das gereiftere Alter hinüber, wo sie dieselbe so lange forttreiben, als es gehen will. Aber ihre Unwissenheit hindert sie nicht, jenen Ehrgeiz zu nähren, der sich so gerne unter dem Priesterrock versteckt; stets unruhige Köpfe, verlangen sie nach der Leitung des Staates, und betrachten als das höchste Ziel ihrer Wünsche die Umwälzung der bestehenden Ordnung der Dinge — bereitwillig jede Rebellion gegen die weltliche Macht durch ihre geistliche Autorität unterstützend — Alles zu Nutz und Frommen der Religion!

Die Empörungen der Janitscharen waren ohne Ausnahme das Werk der Ulemas. Alle entthronten Sultane verdankten ihr Schicksal den Intriguen der hohen Geistlichkeit. Oft die Hauptpersonen bei Vorfällen dieser Art, oft wieder die Anhänger der Großwessiere, waren es stets die Ulema's, welche die Jorbaliks oder Revolten der Janitscharen ausbrüteten, vorbereiteten und ausführten. Diesen Einfluß konnten sie um so leichter geltend machen, als Murad I bei der Einsetzung der Janitscharen, um sie dem Volke recht furchtbar zu machen und die Feinde derselben durch den Aberglauben des Volkes selbst zu vernichten, dieß neue Corps durch die hohe Geistlichkeit hatte förmlich einweihen und gewissermaßen als eine Stütze der Rechtgläubigkeit zu ihrer Disposition stellen lassen. Es war Hadzy-Bektaschi-Vely, ein im Ruf der Heiligkeit stehender Gaukler, der den Segen des Propheten über dieses Corps aussprach; weßhalb die Janitscharen auch Hadzy-bektasch adzaghl oder der Heerd, die Familie des Hadzy-Bectasch genannt wurden, und bei den Musterungen an ihren Turbanen ein langes und breites Stück weißen Pelz trugen, das bis zu den Schultern herabfiel, und den Aermel des Gewandes, das Hadzy-bektasch am Tage der Einweihung trug, andeuten sollte. Jenes durch die Einweihung ihnen übertragene Recht wußten die Priester stets geltend zu machen, so wie auf der andern Seite die Janitscharen, wenn sie einen Aufruhr anzettelten, nie ermangelten, den Groß-Mufti und die Geistlichkeit zum Bunde einzuladen, und den neuen Sultan, den sie selbst erhoben, erst dann als legitim betrachteten, wenn die Geistlichen die sogenannte Khoutbe-Feierlichkeit vorgenommen und seinen und seines Vaters Namen feierlich in allen Moscheen verkündigt hatten. Als die Sultane später in ihrer Gesunkenheit, um vor den Intriguen der Janitscharen Ruhe zu haben, das Mittel brauchen wollten, sie im Kriege gegen ihre Feinde zu beschäftigen, waren es die Ulemas, welche den Janitscharen von dieser Politik Nachricht gaben, worauf diese immer den Ausbruch des Kriegs zu vereiteln mußten. Auf diese Weise grub die Geistlichkeit aber den Janitscharen und dadurch ihrer großen Gewalt selbst das Grab. Der lange Frieden raubte den Janitscharen alle ihre Kraft und ihre kriegerischen Tugenden, und es ward dem jetzigen Sultan daher möglich, nicht nur dieß Truppencorps gänzlich zu vernichten, sondern auch zugleich über die Geistlichkeit unbeschränkt zu gebieten.

Brocchi's Reisen in Egypten und Sennâr.

Zu den vielen beklagenswerthen Opfern, welche die Wissenschaft dem tödtlichen Clima Africas gebracht hat, müssen wir auch den italienischen Reisenden Brocchi zählen, von dessen hinterlassenen Manuscripten, die der österreichische Consul in Alexandrien, Acerbi, den Erben übersandte, eine ältere Nummer eines italienischen Journals (April 1828 der Biblioteca Italiana) folgende Nachrichten giebt. Brocchis Nachlaß besteht in seinem Reisetagebuche von dem Tage an, wo er Triest verließ, d. i. dem 23 Sept. 1822 bis zum 17 Sept. 1826, d. i. sechs Tage vor seinem Tode. Dasselbe umfaßt vier starke Quartbände, die im Druck vielleicht zwölf Octavbände ausmachen würden. Bei jedem Tage sind zuvörderst die Grade des Thermometers, und der Zustand der Atmosphäre bemerkt; darauf folgt die Beschreibung oder Erzählung von Allem, was der Reisende den Tag über gesehen oder gehört hat. — Der interessanteste Theil dieses Tagebuches ist unstreitig der, welcher die Reise nach Sennâr betrifft.

Bereits am 7 Juni 1825 traf Brocchi zu Chartum, einem Dorfe in Nubien am Zusammenfluß des weißen Flusses mit dem Nil, ein, aber erst am 2 November konnte er seine Reise weiter fortsetzen. „Endlich," sagt er in seinem Tagebuche, „nach einem langen und langweiligen Aufenthalte von fünf Monaten zu Chartum breche ich mit der Freude eines aus dem härtesten Gefängniß Erlösten nach Sennâr auf. Nachdem er hier mehr als sieben Monate zugebracht hatte, kehrte er (im Juni d. f. J.) nach Chartum zurück, wo er am 23 September 1826 starb. Eine Stelle, welche wir aus seinem Tagebuche ausheben, ist vom 31 August und hat die Aufschrift:

Zustand der Vegetation während der Regenzeit in Sennâr.

Beinahe acht Monate des Jahres bietet das Land in Sennâr den Anblick der traurigsten Unfruchtbarkeit dar und entspricht vollkommen der Vorstellung, die wir uns im Allgemeinen von den Gegenden der heißen Zone zu machen pflegen. Unermeßliche Flächen, die sich so weit ausdehnen, als das Auge nur reichen kann, sind mit dürrem Sand bedeckt, in welchem man Nichts als wenige vertrocknete Pflanzen sieht; und wenn sich auch hier und da etwa eine Spur von Grün zeigt, so sind es Disteln und Oshar. Selbst die Gebüsche unterbrechen diesen düsteren Anblick nicht. In den Monaten April und Mai, wo die Vegetation bei uns wieder erwacht, ist

sie in diesen Gegenden todt, und die Bäume sind eben so nackt, ihre Aeste eben so laublos, als sie bei uns nur im Winter seyn können; höchstens zeigen sich einige einzelne Blätter, die in der Dürre kümmerlich ihre Existenz fristen. Aber so wie die Regenzeit anbricht, ist die Scene wie mit einem Zauberschlage umgeschaffen. Ein oder zwei Regenschauer sind hinreichend, diese Umwandlung hervorzubringen. Die Sandfelder der Wüste, die wir jeder Vegetation unfähig gehalten hätten, bedecken sich mit einem Teppich des glänzendsten Grüns, das unsern schönsten Wiesen gleichkommt. Verschiedene Gattungen von Gräsern sprossen empor und bieten den Heerden, welche die früher von jedem lebenden Wesen verlassene Gegend bevölkern, die trefflichste Fütterung. Die Wälder zeigen sich in ihrer ganzen Pracht und nehmen zahlreiche Heerden von Kameelen und Rindvieh in ihren Schatten auf. Die Felder sind in einer Weite, die das Auge nicht ermessen kann, mit Getreide (holcus) bedeckt. —

Wenn bei uns ein Sommerregen die in der Dürre schmachtende Pflanzenwelt erquickt, scheint sich auch in unsere Körper neue Lebenskraft zu ergießen. Die frische elastische Luft erhebt unsere physischen und geistigen Kräfte; die mit den Düften der Kräuter und Blumen erfüllte Atmosphäre zieht uns aus unseren Behausungen in das Feld; der Himmel ist heiter, auf einen schönen Morgen folgt ein köstlicher Abend, und wir sind fröhlicher, kräftiger, thätiger und für jeden Lebensgenuß empfänglicher. Unter diesem Clima findet gerade das Gegentheil Statt. Sobald der erste Eindruck der Neuheit des Schauspiels verschwunden ist, folgt Gleichgültigkeit und Ekel. Ein drückender feuchter Südwind, der die ganze Regenzeit hindurch weht, nimmt uns den Appetit; unsere Kräfte verlassen uns, und unser Geist erliegt unter dem Einfluß dieses verderblichen Hauches. Eine unüberwindliche Trägheit bemächtigt sich aller unserer Sinne. Auch nach dem stärksten Regenerguß wird der Himmel nie heiter; düstere Wolken ziehen beständig umher und drohen neue Güsse. Die große Wandelbarkeit der Temperatur untergräbt die Gesundheit; auf die glühende Sonne des Mittags folgt ein kühler Abendwind. Die Atmosphäre, mit Feuchtigkeit überladen, durchdringt unsere Kleider und Hausgeräthe, woraus Erkältungen und Rheumatismen hervorgehen. Eine dicke Lage Schlamm hebt allen Verkehr im Lande auf, da selbst das Kameel, das von der Natur für diese Gegenden geschaffen scheint, außer Stand ist, durch diesen grundlosen Koth zu bringen. Unzählbare Schaaren beschwerlicher Insekten — Fliegen von jeder Gestalt und Größe, Mücken und Ameisen aller Art wimmeln aus dem Schlamm der Pfützen, die das ganze Land bedecken, hervor, als wenn sie durch eine allgemeine Fäulniß der Natur erzeugt wären, und bringen in die Wohnungen. Zu diesen Unbequemlichkeiten gesellt sich noch eine neue, die man wenigstens immer fürchten muß, wenn sie auch nicht eintritt. Bei der schlechten Bauart der Häuser, die mit einem leicht durch das Wasser aufgelösten Lehm bedeckt sind, muß man immer, so wie der Himmel einen neuen Erguß droht, besorgen, daß das Haus überschwemmt werde. Sey es nun Tag oder Nacht, so ist die ganze Familie in Bewegung, um dem Schaden vorzubeugen, der hierdurch verursacht werden würde. Alle diese Unannehmlichkeiten sind mehr als hinreichend, den erfreulichen Eindruck, den sonst der grüne Schmuck der Felder machen würde, zu verwischen; zumal da die Jahreszeit weder Blumen, noch Früchte, noch das Geringste von jenen Küchengewächsen hervorbringt, die wir bei uns im Herbste zu sehen gewohnt sind.

Der Regen ist in Sennâr bei Weitem stärker, häufiger und länger dauernd, als zu Chartum, das an den Grenzen der Regenzone liegt, und außerdem fast beständig mit einem heftigen Südwinde begleitet, der die Gewalt, mit welcher er fällt, vermehrt und jeden Tropfen in die kleinsten Theilchen zerstäubt. Donner und Blitz und zuweilen Hagel, der zu Chartum völlig unbekannt ist, kommen im Gefolge dieser Stürme. Nicht selten senken sich die Wolken so tief herab, daß sie die Oberfläche des Bodens berühren. Zu Chartum fiel der erste Regen dieses Jahr (1826) den 18 Juli, und von diesem Tage bis heut hat sich das Thermometer beständig zwischen 26° und 28° Réaumur erhalten und ist während dieser ganzen Zeit nur drei Tage auf 30° und einen einzigen Tag auf 31° gestiegen. In den Monaten, ehe der Regen eintrat, war es täglich auf 33° und 34° gestiegen. Aller Regen fiel während der Nacht. Merkwürdig ist es, daß das Thermometer sich um Sonnenaufgang auch während der Regenzeit beinahe auf derselben Höhe (21° und 22°) erhielt, auf welcher es gewöhnlich im heißesten Sommer um diese Stunde steht. Die Ursache ist wahrscheinlich die tiefe Ruhe, die während der Nacht in der Atmosphäre herrscht und nur selten durch den leisesten Windhauch unterbrochen wird. — In allen Ländern sind es nicht mehr als drei oder vier Pflanzenarten, welche den prächtigen grünen Blüthenteppich bilden, in dem das Auge die größte Mannichfaltigkeit von Arten vermuthen sollte; auf unseren Wiesen sind es meist nur die salvia pratensis, das chrysantemum leucanthemum und der ranunculus repens, welche jenen bunten Schmuck bilden; hier sind es die trianthema pentandra, die boheravia repens, der tribulus terrestris und der Zwerg-convolvulus, mit kleiner weißer Blüthe.

Der Pferdestall des Schah von Persien.

Aus den ältesten Zeiten hat sich in Persien die Achtung vor Pferden erhalten, die freilich bei nomadischen Reiterstämmen leicht erklärlich ist. Die Pferde des Schah stehen unter der Obhut eines hohen Reichswürdenträgers, der den Titel Mir a Khud, Herr des Stalles, führt. Die schönsten Füllen aus allen Theilen des Königreichs werden dem Schah zugesendet, und dieser wählt die, welche für die besten gehalten werden, zu seinem Gebrauch. Das Roß, auf dem er reitet, ist auf das Prachtvollste ausgerüstet; und eine Anzahl anderer mit goldgeschmückten Sätteln und Gebissen werden vor ihm hergeführt und bilden auf Reisen den prächtigsten Theil seiner Begleitung. Der Stall des Schah wird als ein unverletzliches Asyl betrachtet. Noch unter dem gegenwärtigen Schah nahm ein Großer vom ersten Rang, der nach dem Thron gestrebt hatte, als er seine Plane entdeckt sah, seine Zuflucht in den Stall des Fürsten und blieb darin, bis er seine Begnadigung erhalten hatte. Die kriegerischen Stämme in Persien betrachten dieß Asyl immer mit einer abergläubischen Verehrung. „Nie,“ sagen sie, „wird ein Pferd den zum Siege tragen, der es beleidigt hat.“

Malcolm's History.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 82. 23 März 1829.

Athen.*)

„Die einzige kleine Stadt Athen," sagt Voltaire, „wird stets mehr interessiren, als die Türken, ihre Unterdrücker, und hätten sie die Herrschaft der Welt." Dieser unbedeutende Punct der Erdoberfläche, wo aber Theseus, selbst seiner Gewalt Schranken setzend, den ersten bekannten Bund zwischen Thron und Freiheit versuchte; wo Solon, wenn nicht die weiseste, doch die glänzendste, die liebenswürdigste aller Republiken bildete; wo die unzählbaren Krieger des sclavischen Asiens zwei Mal ihre Kraft an einem Häuflein freier Männer brachen; wo ein Sophokles die Tragödie, ein Platon die Weltweisheit, ein Perikles und Demosthenes die Staatsberedsamkeit schufen; wo Phidias Meißel die Götter auf der Erde erscheinen ließ; wohin Jahrhunderte lang die Könige von Syrien, Egypten, Pergamus, und die stolzen römischen Bürger, Herrn dieser Könige, herbeiströmten, Unterricht im Geschmack, in Sitten und Wissenschaft zu empfangen.

Gar oft zeigt sich in kleinen Freistaaten die höchste moralische Größe. Jeder Bürger steht dem Vaterlande näher, hat einen größeren Antheil am gemeinschaftlichen Erbgut der öffentlichen Freiheit und des Nationalruhms; opfert mit größerem Eifer seine Zeit, seinen Vortheil, sein Leben einem Verein, dessen sämmtliche Mitglieder seine Verwandten, Freunde, Nachbarn sind. Das Rom der Fabricius ist ein Koloß zur Seite des Roms der Nero. Die Griechen, so verdorben unter macedonischer und syrischer Herrschaft, so verworfen am Hofe der Cäsarn, so entartet in den Palästen von Byzanz, sind das größte Volk der Geschichte zu der Zeit, wo sie, getrennt in kleine Gaue, die Bahn der europäischen Civilisation eröffneten.

Attika ist weder der reichste noch der größte der Gaue, in welche die Natur Griechenland getheilt hat. Die Alten beschreiben uns es als ein nicht sehr fruchtbares Land, wo durch Fleiß vortreffliche Oliven und saftige Feigen gedeihen, kennen aber nicht die Begeisterung, welche der Anblick Athen's manchen Neueren einflößt; sie finden in den Umgebungen dieser berühmten Stadt etwas Liebliches, Anziehendes, aber nichts Imposantes. „Ich nähere mich Athen," sagt ein Schüler des Aristoteles, Dicäarch (s. die treffliche Ausgabe in Creuzer's Meletemata) „überall angenehme Wege, überall Anbau und ein gewisses Ansehen der Humanität. Aber der Boden ist dürr; die wasserarme Stadt hat schlecht angelegte Straßen, viele Häuser, aber wenige von Werth. Ein Fremder bleibt stehen und fragt: Ist dieß das berühmte Athen? Er überzeugt sich davon, sobald er diese Tempel sieht, diese Theater" rc. Dieß ist das einstimmige Urtheil der Alten, keinen derselben setzt die Lage von Athen in Erstaunen, aber alle die Denkmäler seiner Kunst.

Die Berge, welche das Thalbecken von Athen umschließen, bieten allerdings mannichfaltige und malerische Ansichten; und der saronische Meerbusen würde an den Sund erinnern, wenn er mit Segeln bevölkert und von Landhäusern eingefaßt wäre. Aber im höchsten Glanze war Attika nur eine sehr hübsche Landschaft, ein Museum der schönen Baukunst, in einem geräumigen Garten gelegen; ihm fehlte die ausgezeichnete Lage, die, wie bei Constantinopel oder Lissabon, von selbst den Glanz des Verkehrs und den Schimmer der Herrschaft herbeigerufen hätte.

Jetzt scheint Griechenland, wie sich Chateaubriand so schön ausdrückt, „selbst die Trauer um seine Kinder zu tragen." Berge ohne hohen Baumwuchs, Ebenen ohne Menschenwohnungen, ein Meerbusen ohne Schifffahrt, dieß ist das Bild des heutigen Attikas. Wo sind jene lieblichen Dörfer, die eben so viele Vorhallen zur Minervenstadt bildeten? wo die Hafenstadt des Pireus? wo Munychia mit den langen Mauern, die sie mit Athen verbanden? Alles verschwunden! Die Mauern wurden nicht wieder aufgebaut, seitdem Sulla sie niederriß; über die Festungswerke, die unnütz geworden für Athen, die Vasallin Roms, ging der Pflug, der Pireus verödete, als Alexandria den Seehandel des Orients an sich zog. Ohne einige thurmförmige Landhäuser, von kleinen Gartenbeeten umgeben, wäre gegenwärtig die Gegend ganz todt. Die Gewässer Attikas, die von den Griechen wegen ihrer Reinheit und Leichtigkeit gefeiert wurden, sind herrlicher in der Phantasie als in der Wirklichkeit. Die Gehölze, welche den Korydallos, Parnes, Hymettos zieren, scheinen aus kleinen Bäumen zu bestehen und es ließen sich nicht viele Dreiruderer daraus bauen. Doch geben diese Haine und Gesträuche Liebhabern der kleinen Jagd noch immer Beschäftigung, und wir wissen durch Pouqueville, daß zu bestimmten Jahreszeiten noch die Wachteln, Turteltauben und Schnepfen sich einfinden, welche

*) Melanges scientifiques et literaires de Malte Brun. Par. 1828.

einst, Aristophanes zufolge, den Gaumen der Sophisten so sehr gereizt haben.

Mitten in dieser Einsamkeit erhebt sich das Parthenon wie ein Grabstein der alten Civilisation. Die Erhabenheit der Lage fügt zur Zierlichkeit des Gebäudes einen Character der Größe, wie sie vielleicht an keiner römischen Ruine zu finden ist. Die Breite beträgt nur 100 griechische Fuß, die Länge 227, die Höhe 69 — kaum ein Drittel von den Massen der St. Peterskirche, aber welche Schönheit und Kraft, welche Ordnung, welch ein Ebenmaß liegt in den Verhältnissen der einzelnen Theile des Parthenons! Wie es sich auf dem Hymettos und dem Himmel zeichnet! Wie es hinabblickt auf die ganze Umgebung! Nur die Doppelkapelle Neptuns und der polladischen Minerva möchte man wegwünschen, welche von mehreren Gesichtspuncten aus dem Parthenon schaden muß. Die Alten nennen immer diese Kapelle das erste unter den Denkmälern Athens und scheinen ihre Architektur mit noch größerer Begeisterung zu rühmen, als die des Gebäudes von Perikles und Iktinos; war es vielleicht das Alterthum und die Heiligkeit des Ortes, wodurch er zu jener Ehre gelangte?

Leider hat die Zeit so Wenig übrig gelassen, und es scheint, daß noch andere Zerstörer als Sulla, Alarich und die türk. Paschas thätig waren. Die Athener selbst! In dem langen Zeitraum des Elends, worin sie schmachteten, bedienten sie sich ihrer alten öffentlichen Gebäude, welche ihnen leichter zu benutzende Steinbrüche darboten, als der Berg Pentelikus. Und vollends die Gründung Konstantinopels! Sie hat den Denkmälern Griechenlands den Todesstoß versetzt: dahin hat man aus den griechischen Städten eine Unzahl von Kunstwerken gebracht. Die Ritterzeit fuhr fort in der Plünderung des Alterthums; die Mauern mit Zinnen um die Akropolis sind von normännischen und katalonischen Rittern aus den schönsten alten Gebäuden angelegt worden. Viele neuere Gebäude Athens in gothischem Geschmack rühren wahrscheinlich aus der Zeit der fränkischen Herzoge. In der Umgegend der Stadt befindet sich noch ein lebendiges Denkmal dieser Zeit, ein Bauer, Namens Neri, rechtmäßiger Abkömmling der letzten souveränen Herzoge von Athen, der jetzt seinen Garten anbaut, oder seinen Esel, mit Trauben und Feigen beladen, nach dem Markte treibt.

Es giebt Stellen, die so geheiligt sind durch die Ueberlieferung und so genau bezeichnet durch zahlreiche Angaben der Alten, daß man sie nicht verkennt, wiewohl kein einziges Denkmal übrig ist. So die Akademie, deren Ruf bis zu den Ohren der Türken gekommen ist. „In Atinlah," sagt der Geographe Hadschi-Chalfa, „lebten der göttliche Platon und die andern Weisen." So der Areopag, dessen Stelle durch dicke Steinblöcke bezeichnet ist; vielleicht gleicht in diesem Zustande des Zerfalls der Sitz des hohen Gerichtshofs desto mehr seinem ursprünglichen Aussehen in der Fabelzeit, wenigstens erinnert er an die Gerichtskreise aus zwölf ungeheuren Steinen, die in Skandinavien so häufig sind. Der Pnyx, wo die kleinere Volksversammlung gehalten wurde, war unlängst eine Schafweide. Wollenvieh blöckte, wo einst tausend Stimmen heute den großen Staatsredner, morgen den unruhigsten Volksmann begrüßten. „Der göttliche Perikles spricht; er donnert; er blitzt; Griechenland ist über den Haufen geworfen." Den andern Tag stieg ein Garkoch auf dieselbe Rednerbühne. Sie ist ein viereckiger Block, ohne Brustlehne, vier steile Stufen führen hinauf, man darf das Gleichgewicht nicht verlieren; es ist kein Platz da für die dicke Papierrolle, kein Platz für ein Glas Zuckerwasser.

Was einige Verwirrung in die Alterthümer Athens bringt, sind die vielen vom Kaiser Hadrian errichteten oder ausgebesserten Gebäude. In seiner fast abergläubischen Ehrfurcht für Athen unternahm dieser Kaiser, es in seinem vollen alten Glanze wieder aufzubauen, aber vielleicht entsprachen seine Architekten dem großherzigen Vorhaben nicht hinlänglich und sie bauten wahrscheinlich mit zu geringer Festigkeit; wenigstens sind offenbar weniger Gebäude von der Hadriansstadt übrig als von der Theseusstadt. Es wäre interessant, wenn man einen Begriff von Hadrian's Didaskalion hätte, was wir einen Universitätspalast nennen würden. Hadrian liebte die Gelehrten und Schöngeister seines Jahrhunderts, gab ihnen Wohnung, Gehalt, Ehrenkleidung und Stellen; Geschmack und Genie vermochte er ihnen nicht zu geben, beides war in seinem ungeheuern Reiche nicht mehr zu finden. Möglich ist, daß dieses Didaskalion nichts Anderes war, als die ausgebesserte Akademie. Wie dem auch sey, es war der Zufluchtsort der neuen Sophisten Athens. „Wer den Grad eines Sophisten erreicht hatte," sagt Chateaubriand, „schien dadurch das Privilegium der Anmaßung und des Irrthums erlangt zu haben. Der Cyniker, zur Hälfte bedeckt mit der kleinen, schmutzigen, zerlumpten Chlamys verhöhnte mit seinem Stock und Quersack den in den reichen Purpurmantel gehüllten Platoniker; der Stoiker in seinem langen schwarzen Rocke erklärte dem blumenbekränzten Epikureer den Krieg." Zu diesem Gemälde ließen sich manche kleine komische Züge hinzufügen; die Sophisten hatten ihre zierlichen Hörsäle, Schaaren bestellter Beifallklatscher und jeder ein kleines Gefäß mit Wasser und Honig neben sich, die Stimme reiner zu machen. Ein Sophisten-Lehrstuhl hieß ein Thron, und sobald ein solcher ledig war, sonderte sich die Stadt in eifrige Parteien über das Verdienst der Bewerber; vornehme Personen gingen herum und sammelten Stimmen, die Wahl ging mit demselben Lärm vor sich, als weiland die Archontenwahl. Auf diese Weise amüsirte sich das alt gewordene Griechenland. . . . Wir stehen so fern von dem alten Griechenland, daß wir nicht wissen, ob wir wieder dahin zurückkommen können. Noch einen letzten Blick auf dieß prächtige Panorama. Ein Segel naht im Meerbusen von Aegina; es ist ein Schiff von Hydra, will gewiß den Hafen des Pireus untersuchen, welchen die Hydrioten den Athenern abkaufen wollen. Sogleich sammeln die Schypetars oder Albaneser, jetzt zwei Drittel der Bevölkerung von Attika, eilig ihre Heerden. So floh der rohe Pelasger vor fast viertausend Jahren beim Anblick des phönizischen Seefahrers. Der neue Kadmus, der neue Theseus, wird er Griechisch sprechen? oder Russisch? oder Schypetar?

Neu-Süd-Wales.

(Fortsetzung.)

Die Urbewohner.

Für die Eingebornen eines unkultivirten Landes, das von Europäern in Besitz genommen und colonisirt wird, sind die Folgen davon nie erfreulich. In Nordamerika, auf den Antillen verdrängten die Einwanderer nicht bloß das alte Geschlecht, sondern vernichteten es, und wenn auf einzelnen Puncten dieser Vertilgungskampf noch gegenwärtig fortdauert, so kann der Ausgang nicht zweifelhaft seyn; in Mexico und den südamericanischen Landschaften, wo die Indianer schon die niedersten Stufen der Civilisation überstiegen hatten, war wenigstens harte Sclaverei ihr Loos. In diesen Bemerkungen liegt die Antwort auf die Frage: was soll aus den schwarzen Urbewohnern Neuhollands werden? Cunningham kann nicht genug von der unglücklichen Lage erzählen, in welche sie durch ihre weißen Nachbarn gerathen sind, welche ihre Jagdbezirke immer mehr beschränken, ihre Triften schmälern und statt der Wohlthaten des gesitteteten Lebens, für das sie den Sinn ihnen nicht zu erwecken vermögen, ihnen Nichts als eine Anzahl von Lastern und Krankheiten überliefern. Haben die Europäer Recht, wenn sie sich beklagen, daß man in den Umgebungen von Sydney so häufig durch ihre zudringliche Bettelhaftigkeit, ihre Possenreißereien und ihr Kauderweisch belästigt werde? Sollte eine aufgeklärte Regierung es außer dem Kreis ihrer Pflichten finden, sich ernstlich mit dem Schicksal dieser armen Naturkinder zu beschäftigen, deren gegründete Ansprüche auf Gerechtigkeit und Humanität sie nicht in Abrede ziehen kann? — Die Urbewohner Neuhollands zeichnen sich durch eine Schärfe der Sinne aus, die sie in den Stand setzt, die Spur einer Person durch Berg und Thal, Wald und Feld zu verfolgen, sofern die Spur noch frisch ist und es inzwischen nicht geregnet hat; aus der bloßen Form der Fußtapfen können sie auf's Genaueste die Zeit angeben, wann die Person vorbei kam, und ob es ein Weißer oder Schwarzer war. Wirklich leuchtete auch den Gouverneuren die Nützlichkeit dieser Eigenschaften dergestalt ein, daß sie sich jetzt ganz gewöhnlich und mit Erfolg Eingeborner als Polizeidiener (constables) und Häscher gegen das Raub- und Diebsgesindel der Colonie bedienen. Als in Port Macquarie eine neue Strafstation errichtet werden sollte, nahm Capitän Allman drei Eingeborne — Johnny Mac Gill, Jemmy Jackaß und Bob Barret — mit sich, die ihm durch ihre Klugheit, ihre Treue und Thätigkeit sehr wesentliche Dienste leisteten. Die beiden erstern hatten sich schon früher dadurch empfohlen, daß sie für den Mißionär in Reid's Mistake mit einem raschen Fleiß, wie man ihn kaum von weißen Arbeitern hätte erwarten können, zehn Morgen schwerbewaldetes Land urbar machten. Wir führten jene Namen als Proben von dem Geschmack ihrer europäischen Pathen an, welche sie ihnen geben; denn der Eingeborne rechnet sichs zur größten Ehre europäisch benamst zu werden; und Cunningham, der diese Gefälligkeit selbst mehreren Individuen erwiesen hatte, begegnete ihnen nachher nie, ohne daß sie ihre lebhafte Freude bezeugten, indem sie sich auf eine ganz besondere Art an den Kopf schlugen und auf das Haar deuteten, zum Zeichen des Bandes der Freundschaft, das zwischen ihnen geflochten sey. Eine andere Gefälligkeit, die sie hoch anschlagen, ist, wenn ein Weißer ihnen das Haar stutzt.

Diesen Bemerkungen Cunnigham's fügen wir bei, was der Deportirte Mellish über sie sagt; giebt uns jener das Urtheil des gebildeten Manns, so hören wir von diesem, wie der große Hause denkt. „Die Eingebornen sind große Faulenzer, die Nichts können und verstehen, die mit einem Worte zu Nichts taugen.“ In diesen Worten Mellish's liegt das wahrscheinliche Schicksal, das sie zu erwarten haben. Vox populi, Vox Dei. Je mehr sich die Colonie zu einem Volk und das Volk zu einer Staatsgemeinde gestalten wird, eine desto entschiedenere und feindseligere Richtung gegen die Eingebornen muß sich aus dieser Ansicht erzeugen und völlige Aechtung und Vernichtung des verachteten Volksstammes muß die unausbleibliche Folge davon seyn. Man würde übrigens der brittischen Regierung Unrecht thun, wenn man ihr die Schuld beimessen wollte. Sie weiß es zu gut, daß, so oft wilde und civilisirte Völker auf gemeinschaftlichem Grund und Boden zusammentreffen, ein Conflict entsteht, worin die erstern unfehlbar unterliegen, und daß es nicht in ihrem Interesse ist, einen Theil der Bewohner eines ohnehin entvölkerten Landes dem Untergang zu weihen, ohne daß es sich der Mühe verlohnte, einen Versuch zu ihrer Rettung zu machen. Wie es ihr damit gelingt, werden wir unten sehen. Zuvörderst eine Schilderung dieser Wilden.

Sie gehen ganz nackt; so trifft man sie in jeder Gegend Neuhollands. In Sydney und dessen unmittelbaren Umgebungen halten sie sich verhältnißmäßig nur in geringer Anzahl auf; zahlreicher erscheinen sie, je weiter man in das Innere kommt. Doch sieht man ihrer selten mehr als vier oder fünf beisammen, es sey denn in großer Entfernung von den europäischen Niederlassungen, wo man wohl auch schon auf Truppen von Vierzig und Fünfzig und Mehr gestoßen ist. Die Wurfspieße, deren sie sich bedienen, messen sieben bis acht Schuh in der Länge und haben Daumendicke; sie sind sehr leicht, und nach außen zu werden sie etwas dünner; zur Spitze nehmen sie scharfe Kiesel, die sie mit Gummi befestigen. Ihre zweite Waffe ist das Waddi, es gleicht ziemlich dem Stab eines Constabels, nur daß es dicker ist. Sonst kennen sie keine Waffen; diese aber handhaben sie mit vieler Geschicklichkeit. Wenn sie sich schlagen — was oft vorkommt — so vereinigen sich Männer, Weiber und Kinder; die ganze Gesellschaft schmiert sich Gesicht und Hals roth an, und jeder Mann bewaffnet sich außer einem Schild von hartem Holz, mit drei oder vier Wurfspießen und einem Waddi. So wie die kämpfenden Parteien einander ansichtig werden, so stellen sie sich in zwei Reihen auf, von denen jede sich dreißig bis vierzig Schritt weit ausdehnen mag; die Weiber und Kinder im zweiten Glied. Nach beiderseits eingenommener Schlachtordnung werden die Feindseligkeiten eröffnet. Es tritt einer der Kämpfer aus der Linie und rückt einen oder zwei Schritt gegen die entgegengesetzte Linie vor; worauf hier gleichfalls Einer heraustritt; die beiden Feinde beginnen nun zu tanzen und tausend Schwen-

fungen zu machen, einander zum Kampf herausfordernd, und enden damit, daß sie ihre Geschoße abschießen. Nachdem sie dieß gethan und gewöhnlich einander wechselsweise verwundet haben, ziehen sie sich zurück, oder nöthigen Falls werden sie weggetragen und es tritt ein zweites Paar an ihre Stelle, und so fort, bis Jeder sich mit seinem Gegner gemessen hat. Die Wunden, die sie einander versetzen, sind in der Regel am Fuß oder an der Hand. Aber der Spieß dringt so tief ein, daß man ihn nicht leicht herausbringt, ohne daß Stücke Fleisch mitgehen. Während des Gefechts gebehrden die Weiber und Kinder sich wüthend und stoßen ein furchtbares Geschrei aus. Kommt, nachdem die Wurfwaffen verbraucht sind, keine Versöhnung zu Stande, so greifen sie zum Waddi, mit dem sie immer nach dem Kopf zielen. Aber sonderbar (wenn es anders wahr ist), daß sie nicht pariren, sondern daß, indem der Eine einen Hieb nach dem Andern führt, dieser den Kopf willig herstreckt, und sodann selbst sein Waddi erhebt, und jenem einen Hieb darbietet, den er mit derselben Resignation empfängt. So stark indessen die Verletzungen sind, die sie von solchen Fehden davon tragen, so sind sie doch selten lebensgefährlich.

(Fortsetzung folgt.)

Handschriften im Orient.

Zu Mekka bemerkte Burckhardt einen auffallenden Mangel an guten Büchern, den er durch die fortwährenden Ankäufe der Pilger und die Seltenheit von Copisten, die den Abgang ersetzen könnten, erklärt. Auch in Syrien und Egypten ist der Mangel an Copisten eine allgemeine Klage; und wenn die Ausfuhr nach Europa fortdauert, muß es zuletzt in diesen Gegenden ganz an Büchern fehlen. Zu Cairo waren nicht mehr als drei Copisten von Profession, die eine gute Hand schrieben oder hinreichende Kenntnisse besaßen, um die gröbsten Fehler vermeiden zu können. Zu Mekka war ein Mann von Lahor, der sehr schön Arabisch schrieb, obwohl er es nur mittelmäßig sprach. Er saß in einer Bude in der Nähe des Bab-es-Salem und copirte für die Hadschys die Gebete, die sie während der Pilgerschaft wiederholen mußten. Die Handschrift der Bewohner des Hedschaz ist von der in Egypten oder Syrien gebräuchlichen verschieden, doch gehört nur wenig Uebung dazu, um sie gleichfalls lesen zu können.

Im Allgemeinen hat nicht nur jedes Land, sondern auch jede Provinz im Orient ihre besondere Art zu schreiben, die man nur durch Uebung unterscheiden lernt. Man findet feine Unterschiede in den Handschriften von Aleppo und denen von Damascus oder Acre; und in Egypten unterscheidet man leicht die Handschrift eines Cahirers von der des Oberegypters. Die der Moslim ist überall von jener der Christen verschieden, weil diese von ihren Priestern und nicht von türkischen Schulmeistern unterrichtet werden. Eine unterrichtete Person erkennt aus der Addresse eines Briefes daher die Provinz und den Stamm, denen der Verfasser angehört. Die Dialecte und der Stil sind nicht weniger verschieden, als die Handschrift. Der Stil des Syrers ist der blumenreichste, und selbst in Geschäftsbriefen ist dieß zu bemerken. Der des Egypters ist weniger reich an Complimenten; im Hedschaz finden wir den Stil einfach und männlich, der Freimüthigkeit des Beduinen sich nähernd, indem z. B. dem unmittelbaren Zwecke des Briefes nur wenige Worte der Nachfrage nach Gesundheit und Wohlbefinden der Person, an die das Schreiben gerichtet ist, vorangehen. Jedes Land hat auch seine eigenthümliche Art, die Briefe zu falten und zu schließen. Im Hedschaz werden sie mit Gummi Arabicum versiegelt; und man sieht daher ein kleines Gefäß mit aufgelöstem Gummi an dem Thor jedes großen Hauses oder Khan's hängen.

Burckhardt's Travels.

General Jackson.

Folgende Anecdote, die von General Jackson erzählt wird, als er Richter war, hat wenigstens das Verdienst sehr characteristisch zu seyn. Eines Tages stand ein Mann einer bedeutenden Anzahl Mordthaten wegen, die er begangen hatte — in Kentucky kein sehr seltenes Verbrechen — vor Gerichte; als der Urtheilsspruch über ihn gefällt wurde, gelang es ihm durch einen kräftigen Gebrauch seiner Arme und Beine aus dem Gerichtshofe zu entkommen und sich davon zu machen. Der Sheriff rief sogleich die Hülfe der umstehenden Bürger an, um den Verbrecher wieder in Gewahrsam zu bringen, und mehrere setzten zu diesem Zwecke ihm nach. In America sind die Richter weder mit langen Talaren, noch mit Perücken belästigt; und Jackson, der mit den übrigen den Flüchtling verfolgte, fand sich bald an der Spitze der Jagd. Da der Bursch sich durch Hickory hart gedrängt sah, wandte er sich und wollte sich zur Wehr setzen; Jackson indessen zog, nachdem er ihn vergebens aufgefordert hatte, sich zu ergeben, kaltblütig seine Pistolen aus der Tasche und schoß ihn vor den Kopf. Er kehrte darauf in den Gerichtshof zurück, nahm seinen Platz wieder ein und hörte mit der größten Gemüthsruhe den Bericht des Sheriffs über die Flucht des Verbrechers an, wie er verfolgt worden, und da er sich geweigert habe, sich der Gewalt der Gesetze zu unterwerfen, erschossen worden sey von einem gewissen Bürger, Namens Andreas Jackson, dessen Beistand der Sheriff auf gesetzmäßige Weise angerufen habe.

United Service Journal.

Antiker Lithotritor.

Merkwürdig ist es, daß Civiale's Lithotritor, das chirurgische Instrument, durch welches die gefährliche Operation des Steinschneidens überflüssig gemacht wird, indem man den Stein in der Blase zerbröckelt, auch den Alten bereits bekannt war. Bei den neuesten Ausgrabungen in Pompeji soll man dasselbe unter andern chirurgischen Instrumenten in der Wohnung eines Chirurgen gefunden haben.

London Weekly Review.

Der Wiener Congreß.

Unter den merkwürdigen Erscheinungen der englischen Literatur, welche wir für dieses Frühjahr noch erwarten dürfen, ist auch das Tagebuch eines brittischen Großen, der auf dem Wiener Congreß eine Rolle spielte, angekündigt. Der Buchhändler Colburn, der das Manuscript acquirirte, hat dasselbe bereits der Presse übergeben.

London Weekly Review.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 83. 24 März 1829.

Neu-Süd-Wales.

Die Urbewohner.

(Fortsetzung.)

Will Einer von ihnen eine Frau nehmen, so sucht er sie immer in einem andern als in seinem Stamm. Bei der ersten Gelegenheit, wo er daher einem fremden Stamm begegnet, wirft er sich mitten unter denselben, das gesammte weibliche Personal durchmusternd; sagt ihm eine Schöne zu, so ergreift er sie an einem Arm oder Bein, zieht sie vier hundert Schritt weit fort, und bedient sie hier — zum Zeichen seiner künftigen Oberherrlichkeit — mit einer tüchtigen Tracht Schläge. Sodann bringt er sie zu ihrem Stamm zurück, und der zärtliche Brautwerber empfängt die Glückwünsche der Angehörigen seiner Künftigen, welche diese Art einer Dame den Hof zu machen ganz natürlich finden. Doch verlangt die Sitte, daß, ehe die Verbindung vollzogen wird, auch der Mann eine Probe bestehe. An einem bestimmten Tag versammeln sich beide Stämme und schließen um den Ehestandscandidaten einen Kreis. Letzterer — in der einen Hand einen Spieß, in der andern einen Schild — hat nun zu gewärtigen, daß die geschicktesten Schützen vom Stamm seiner Braut — einer nach dem andern — auftreten und ihre Spieße auf ihn abschießen, die er mit dem Schild auffängt. Hat er diese Probe von Tapferkeit und Gewandtheit glücklich überstanden, so wird er für würdig erachtet, die Erwählte heimzuführen, die beiden Stämme trennen sich und jeder wandert seine Straße.

Die Neuholländer haben keine festen Wohnungen; irrend von Ort zu Ort übernachten sie nie zwei Mal auf derselben Stelle. Führen sie irgend Etwas bei sich, so sind es immer die Weiber, die damit belastet sind. Diese tragen nicht nur das Gepäck, sondern auch die Waffen, in dem Augenblick, wo die Männer von denselben keinen Gebrauch machen, selbst ihre Häuser, wenn man anders eine Art Zelt von Baumrinde, das sechs Schuh lang, vier breit und sehr leicht ist, so nennen will. Da die Männer mit keinerlei Geschäft, Jagd und Krieg ausgenommen, sich befassen, so hat fast jeder von ihnen seine zwei Weiber, die für ihn arbeiten. Bei Nacht, oder beim Regenwetter auch bei Tag wird das bogenförmig gewölbte Zelt aufgeschlagen; auf den Fersen sitzend, die Ellenbogen auf die Knie, und den Kopf auf die Hände gestützt, vor sich ein großes Feuer, bringen sie hier die Nacht zu. Mit der Nacht scheinen die armen Leute nicht befreundet; nach der Dämmerung sieht man sie nicht leicht mehr im Freien, oder wenn sie um diese Zeit noch auf den Beinen sind, so kündigen sie sich durch ein lautes Geschrei an und gehen nur mit dem Feuerbrand in der Hand vorwärts. Um sich Feuer zu verschaffen, suchen sie einen abgestorbenen Baum auf, schneiden davon mit ihrem Tomehac (Hackmesser) ein Stück Rinde weg, reiben dieses schnell und stark mit einem Stück harten Holzes, und in einigen Minuten haben sie Feuer.

Was die Nahrung betrifft, so zeigen sie sich darin nichts weniger als ekel; Würmer, Gummi, selbst Schlangen verzehren sie mit dem größten Appetit; daß sie jedoch einen Bandikut- oder Kangarubraten vorziehen, ist begreiflich. In Bezug auf die Art, wie sie das Kangaru fangen, bemerken wir, daß ihre Waldmannskunst gewöhnlich sich darauf beschränkt, das Gebüsch, worin sie ein solches Thier vermuthen, anzuzünden. Wenn dann das Kangaru, das den Rauch nicht leiden kann, mit geschlossenen Augen aus seinem Versteck hervorkommt, so erlegen sie es ohne Mühe. Ein anderer Nahrungszweig für sie ist der Fischfang, der in den Gewässern von Neuholland einen sehr reichlichen Ertrag gewährt. Die eingebornen Küstenbewohner legen sich dergestalt fast ausschließlich auf den Fischfang, daß die Colonisten eine besondere Wasserrace aus ihnen machen wollten. Diese besuchen Sydney täglich und Cunningham nennt ihr Fish Oh (Fische gekauft!) einen angenehmen Ruf. Es giebt nicht nur sehr viele, sondern auch sehr gute Fische. Besonders zeichnen sich eine Art Barben (mullet), die sechs bis sieben Pfund wiegen und die man ohne Schmalz backt, durch ihre Schmackhaftigkeit und ihr weißes und festes Fleisch aus. Man spießt sie wie die Salmen. Fisch kostet in Sydney sehr Wenig. Um einen vierpfündigen Brodlaib bekommt man so Viel, daß fünf bis sechs Personen sich davon satt essen können. Auch Austern und zwar bessere, als man irgendwo in Europa trifft, liefert namentlich Botany Bai. Man darf nur einige Brotschnitten und ein Stück Butter auf einen Spaziergang nach den romantischen Ufern jenes schönen Hafens mit sich nehmen, um sich in kurzer Zeit eine eben so wohlfeile als köstliche Mahlzeit von Austern zu verschaffen, von denen alle Felsen, die von der Springfluth erreicht werden, voll

hängen. Oder will man einen Schilling ausgeben, so kann man sich ein Viertelmaß Austern kaufen. Krebse, Hummer und Krabben giebt es eben so häufig; während der Leichzeit wimmelt das Meer in den kleinen Buchten von Myria den der letztern, so daß, wenn man sich ihnen nähert und sie sich in die See hinausflüchten, oder in den weichen Sand wühlen, man glaubt, das Wasser sey lebendig. Nichts ist unterhaltender als eine Krebsjagd, wo man zugleich sieht, wie die jungen Meerteufel unmittelbar am Saum des tiefern Wassers — lauern, und so wie ein Schwarm Krebse anschwimmt, darauf losstürzen, um, ehe jene sich wieder in den Sand vergraben, Beute zu machen. Dieß thun die Meerteufel mit solcher Hast, daß sie oft auf den Grund stoßen; doch selten mit Erfolg. Hat aber einmal eine Krabbe das Unglück einem in den Griff zu kommen, so versammeln sich gleich die andern um ihn, und sie fallen über ihr Opfer her wie ein Rudel hungriger Hunde über einen Hasen, indem jeder sich einen Fetzen davon aneignet. — —

Welchen Weg hat nun die brittische Regierung eingeschlagen, ihre wilden Unterthanen zu civilisiren? Den natürlichsten von der Welt; sie hat für sie Schulen errichtet. Ob es ihr aber gelingen werde, Menschen, welche die Freiheit ihrer Wälder vor Allem lieben, dahin zu vermögen, daß sie ihr ungebundenes Naturleben mit der gesetzlichen Ordnung im bürgerlichen Leben vertauschen, wird die Folgezeit lehren. In jedem Fall wird sie nur auf die junge Generation rechnen dürfen, welche die süße Gewohnheit jenes freien Daseyns noch weniger gekostet hat. Man sucht deswegen den Kindern, die man von dem achten Jahr an in die Schulen aufnimmt, so viel als möglich jeden Umgang mit den Erwachsenen abzuschneiden. Eine solche Schule besteht zum Beispiel in Paramatta, wo man ihnen im Lesen Unterricht ertheilt und sie an englische Sitten zu gewöhnen sucht; eine hohe Mauer umgiebt von allen Seiten das Gebäude, und die Verwandten erlangen nur mit Bewilligung der Behörde den Zutritt. Indessen läßt man sie zweimal im Jahr zusammen, und der Gouverneur veranstaltet für sie alsdann auf dem Marktplatz einen großen Schmaus. Es wird ein ganzer Ochs gebraten, und man wartet Jedem mit einem Stück Rosinenpudding auf. Jeder Junge hat seine Pinte Bier und seine Ration Taback vor sich. Dieser Schmaus ist ein großes Fest für Paramatta, dem Tausende aus der Nachbarschaft zuströmen. Die Kinder, die man neben ihre Eltern setzt, zeigen sich gewöhnlich sehr vergnügt, diese wieder zu sehen; während die Eltern keineswegs dieselbe Freude äußern, überhaupt, wie es scheint, die Verwandtenliebe, dieses erste Band der Geselligkeit, nicht kennen. Obgleich die Kinder gut gekleidet, gut verpflegt und gut behandelt werden, so entlaufen sie doch der Schule, wann sie können; und in dem Moment, wo sie sich frei fühlen, werfen sie ihre Kleider von sich und eilen im Zustande völliger Nacktheit nach ihren Wäldern. Zuweilen liefern sie ihre Eltern zwar wieder zurück, doch nicht oft.

Vor geraumer Zeit wurde einer dieser Wilden, Namens Banelong, nach England gebracht; er war der Erste, der nach Europa kam; man that ihm hier alle mögliche Ehre an und stellte ihn am Hof und in vielen vornehmen Häusern vor. Er bekam eine Menge Geschenke, was ihm Anfangs sehr gefiel; doch bald wurde er England und die englischen Herren satt, und er sprach nur von seinem Wunsche, bald wieder in seinem Vaterland zu seyn. Der König wollte ihn nicht gegen seinen Willen zurückhalten und befahl, ihn auf das erste Schiff zu setzen, das nach der Colonie abginge. Die Lage dieses Menschen an Bord konnte nicht glücklicher seyn: er hatte gute Kost (Kapitänstisch); schöne Kleider (sie waren nach der neuesten Mode und vom feinsten Tuch); Unterhaltung (man suchte sich ihm auf alle Art gefällig zu machen); was wollte er weiter? Aber alles dieß rührte ihn nicht. In Sydney angekommen, wurde er von dem Gouverneur als Freund empfangen; er aß an seiner Tafel (so hatte es der König befohlen), Jedermann fetirte ihn. Indessen langweilte ihn diese Lebensart je länger je mehr; sein Aussehen war traurig und verdrießlich und an einem schönen Morgen entledigte er sich seiner schönen Kleider, entsagte den Freuden der Tafel und entfloh nackt in seine Wälder. Er fand sich zwar von Zeit zu Zeit wieder ein, um den Gouverneur zu besuchen; zuletzt starb er aber in seinen Lieblingswäldern. Der Gouverneur ließ ihn auf einem kleinen Vorgebirge unfern Sydney begraben und daselbst einen Leichenstein errichten. Dieses Vorgebirg trägt seitdem den Namen „die Landspitze von Banelong."

(Fortsetzung folgt.)

Die nordwestliche Durchfahrt.

(Fortsetzung.)

Parry's erste Nordpol-Expedition. Franklin's erste Land-Expedition.

Die brittische Regierung, überzeugt, daß Roß die Unternehmung zu einer Zeit aufgegeben, wo er vor Allem seine Entdeckungen hätte verfolgen sollen, rüstete sogleich eine zweite Expedition aus und ertheilte Kapitän Parry den Oberbefehl. Zwei Schiffe, die Hekla und der Griper wurden für eine solche Expedition aufs Beste ausgestattet und führten alles Benöthigte zu einer Ueberwinterung in der Polarsee mit sich an Bord. Früh im Mai 1819 verließen die Schiffe die Themse und erreichten in der Mitte Julis den 73 Grad N. B. Das Längenbureau wurde angewiesen, eine andere Preisscale zu entwerfen, was sie denn auch folgender Maßen mit vieler Umsicht that: „Für das erste Sr. Majestät Unterthanen oder Sr. Majestät angehörige Schiff, das bis zum 110° westlich, oder bis zur Mündung des Kupferminenflusses vordringt, indem es innerhalb des arktischen Kreises schifft, 5000 Pfund; bis zum 130° westl., oder bis zu Mackenzie's Wallfischinsel, 10,000 Pfund; bis zum 150° westl., indem es innerhalb des arktischen Kreises schifft, 15,000 Pfund; nach dem stillen Ozean auf einer nordwestlichen Fahrt 20,000 Pfund.

Als mitwirkend ward eine Landexpedition unter Lieutenant Franklin abgeschickt, welche bis zu dem Kupferminenfluß und von da die Küste entlang nach Osten vordringen sollte, um mit Parry zusammen zu treffen, Falls es ihm gelingen würde, den nordöstlichen Theil von America zu umschiffen.

Kapitän Parry gelangte am 30 Juli an den Eingang des

Lancastersunds, genau an dieselbe Stelle, wo Roß so unbegreiflicher Weise auf den glücklichen Erfolg verzichtet hatte. Hier fand er, gleich Roß, offene See; nach einer Fahrt nordwestlich vom 74° durch einen Archipel von Inseln, die er nordgeorgische Inseln nannte, und zwischen welchen er viel Eis traf, sah er sich genöthigt, auf der Melville'insel unter 74° 47′ 19″ Br., 110° 48′ 29″ L. zu überwintern, wo er zehn Monate blieb. Die Kälte stieg hier auf einen außerordentlichen Grad; am 10 Februar stand das Thermometer 55° unter Null, und die mittlere Temperatur betrug 32° unter Null. Als die mittlere Temperatur des ganzen Jahrs ergab sich 1° 33′ über Null.

Wir können nicht umhin, hier einen Auszug aus Kapitän Parry's Erzählung mitzutheilen, nach welcher er augenscheinlich über einen magnetischen Pol gefahren war. „Die Breite des Orts unserer Beobachtung war 75° 09′ 23″ und die Länge der Chronometer 103° 44′ 37″. Die Magnetnadel zeigte 88° 25′ 58″. Hier fanden wir von 128° 58′ westl. unter 91° 48′ L. einen Uebergang zu 165° 50′ 09″ östl., so daß wir zwischen diesen beiden Meridianen unstreitig einen der Puncte auf dem Globus durchschnitten haben mußten, wo die Variation der Magnetnadel 180° betragen, oder mit andern Worten, wo ihr Nordpol genau nach Süden gezeigt haben würde. Dieser Ort wäre aller Wahrscheinlichkeit nach irgendwo in der Nähe des Meridians vom 100° westl. von Greenwich zu suchen.“

In der Nähe dieses Meridians waren die besten und feinsten Compasse so unthätig, daß sie für die Leitung der Schiffe gar keinen Dienst mehr leisteten. Auffallend ist, daß der Verfasser eines Artikels in dem Quarterly Review zwei Jahre vorher, wenn er von der außerordentlichen Solicitation des Compasses in der Baffinsbai spricht, die Bemerkung macht: „Die Variation ist in der That so groß, daß sie auf den Glauben führt, daß einer der magnetischen Pole in jener Nähe liegen müsse.“

Das Cap Dundas unter 113° 57′ 35″ L. ist die äußerste Westspitze bis zu welcher Parry, am 15 August des s. J. vordrang. Dadurch erhielt er Ansprüche auf 5000 Pfund. Bei seiner Ankunft in England befand sich die Schiffsmannschaft in bestem Wohlseyn.

Seinen Instructionen gemäß schiffte sich Franklin am 23 Mai 1819 zu Gravesend ein, und erreichte nach einer beschwerlichen und gefahrvollen Fahrt am 30 August die Yorkfactorei. Am 9 Juni fuhr er auf dem Hayesfluß nach dem Winnipegsee hinauf und von da begab er sich nach dem Churchillflusse. Nachdem er einige Berge überstiegen, schiffte er sich auf dem Elenflusse ein, fuhr diesen und den Sclavenseefluß hinab in den Sclavensee; von da in den Gelbmesserfluß, und durch mehrere kleine Seen in den Kupferminenfluß, dessen Mündung er am 19 Juli 1821 unter 67° 47′ 50″ und 115° 36′ 49″ westl. L. erreichte. Indem er auf zwei Canoes durch Klippen und Eisellande seine Entdeckungen längs der Küste nach Osten verfolgte, gelangte er den 16 August an das Cap Turnagain. Aus der zehn Meilen südlich davon in seinem Lager angestellten Berechnung ergab sich 68° 18′ 50″ Br. und 109° 25′ 00″ L., nachdem Franklin längs der Küste 555 geographische (engl.) Meilen gesegelt war. Die Küste lief hier in nordnordöstlicher Richtung fort und es lag eine offenere Meeresfläche vor ihnen, als sie seit ihrem Abgang von dem Kupferminenfluß gehabt hatten. Da jedoch ihr Vorrath bis auf einen halben Sack Pemmican geschwunden war, und man nicht mehr erwarten durfte, Eskimos zu begegnen, von denen man etwa auf weiteren Mundvorrath hätte rechnen können, so sah Franklin sich wider seinen Willen zur Rückkehr genöthigt.

In dem jämmerlichsten Zustand und halb ausgehungert, erreichte Franklin mit einem Theil seiner Begleitung auf dem Hoodsflusse um die Mitte Octobers das Fort Enterprise. Hier hofften sie zuversichtlich in Folge der mit Wentzel, einem Diener der Compagnie, und den Indianern getroffenen Verabredung Lebensmittel u. s. w. zu finden, was denn all ihrem Elend ein Ende gemacht hätte; aber aus später von Wentzel angegebenen Gründen war das Fort in dem entblößtesten Zustande verlassen worden; und es läßt sich denken, wie dem würdigen Befehlshaber zu Muthe seyn mußte, der seine treuen Gefährten auf einen Grad der Nahrungslosigkeit reducirt sah, daß sie mit der tripe de roche, einer Pflanzenart, die allein im hohen Norden wächst, mit Haut- und Lederstücken ꝛc. ihr Leben fristeten, während das Thermometer auf 15°—20° unter Null stand. Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt in dem unseligen Fort kam eine Partie Indianer an, die Black *) geschickt hatte, der von Franklin ausgesendet war, sie aufzusuchen. Am 16 November brachen sie mit den Indianern auf, nachdem zwei von den Fünfen, aus welchen die Gesellschaft anfänglich bestand, gestorben waren. Sie trafen ihre Reisegefährten im Fort Providence und setzten mit ihnen die Reise nach der Yorkfactorei fort, wo sie am 14 Juli 1822 anlangten. Während dieser Wanderung stand das Thermometer auf 57° unter Null.

So sehr sich Franklin im Ganzen seines Erfolgs rühmen konnte, so war er doch nicht im Stande gewesen, die Nordostspitze von America zu erreichen. Er gewann jedoch die Breite und Länge einer beträchtlichen Küstenstrecke und hat so den Schatz geographischer Kenntnisse bedeutend bereichert.

In demselben Jahr kehrten zwei russische Corvetten von einer Expedition durch die Behringsstraße zurück; man konnte aber nichts Näheres über den Gegenstand ihrer Reise erfahren, da ihr Tagebuch nicht bekannt geworden zu seyn scheint. Sie kamen 20—30 Meilen nordwärts vom Eiscap, und das Eis trieb in nicht sehr großen Massen umher. **)

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Buddhismus.

(Uebersicht der neuesten englischen Literatur.)

(Fortsetzung.)

Den menschenfreundlichen Bemühungen, durch die es Sir Alexander Johnston während seines Aufenthaltes als Oberrichter (Chief Justice) auf der Insel Ceylon gelang, die Liebe und das Vertrauen der Eingebornen zu erwerben, verdanken wir eine kostbare Sammlung von authentischen Documenten und Gemälden, welche die Grundsätze und Satzen des sonst so geheim gehaltenen buddhistischen Glau-

---

*) Kapitän Franklin's Begleiter auch auf seiner zweiten Reise.

**) So Viel aus einem Brief Krusenstern's vom 14 Januar 1823.

bens darstellen und kürzlich unter dem Titel: „Geschichte und Lehren des Buddhismus" (The History and Doctrines of Buddhism, popularly illustrated, with Notices of the Kapooism or Demon Worship and of the Bali or Planetary Incantations of Ceylon, by C. Upham. Lond. 1829. fol.) in einer Auswahl bekannt gemacht worden sind.

Der Hauptgrundsatz, welcher allen orientalischen Religionen gemein ist, und den wir daher mehr oder weniger rein auch in den vom Orient ausgegangenen Mythologien des Abendlandes, besonders in der scandinavischen, wieder erkennen, ist der Glaube an die Existenz eines Gottes, der als höchstes Wesen über allen Dingen waltet, aber so unendlich über der Welt und Natur erhaben ist, daß er an ihrer Regierung keinen Theil erhalten kann. Er ist das „an und für sich Seyende," das „Wesentliche," das „Unbekannte," zu erhaben für Verehrung, Liebe, Hoffnung oder Furcht, Weltalter hindurch in tiefer Ruhe versunken, und dann plötzlich aufs Neue seine Kraft entfaltend und Welten schaffend, indem er sein Wesen in jeder Form der Materie offenbart.

Unter diesem göttlichen Wesen regiert nach den Lehren des Buddhismus eine lange Reihe von Buddha's oder thätigen Göttern, die in drei Classen zerfallen. Die erste derselben, die Classe der Latouras, enthält nur fünf Buddha's, die jeder seine Zeit die Herrschaft über das Weltall führen; und vier von diesen Bud ha's sind bereits gekommen. Das Maha-vansi, eines der heiligsten Bücher der Buddhisten, beschreibt das Erdenleben während des frühesten Weltalters auf folgende Weise:

„In der Zeit des ersten Antagalpa (Weltalters) war ein König, der Sohn der Sonne, der von der allgemeinen Stimme des Volkes zum Fürsten erhoben worden war. Er besaß die Kraft durch die Luft zu gehen. Er regierte über einen großen Theil der Erde in Fülle, Frieden und Glück ein Assankaya von Jahren hindurch, d. i. 1,000,000,000,000,000,000,000,000,000,000,000,000,000,000,000,000,000,000,000,000 Jahre. Alle Menschen lebten zu dieser Zeit ein Assaukaya von Jahren. Es war keine Sünde in der Welt; bei der unermeßlichen Dauer des Lebens vergaßen die Menschen ihrer Geburt und dachten nicht an den Tod; sie kannten nicht die Beschwerden des Lebens, noch das Elend der Welt, und verlachten selbst die Götter, da diese sich keineswegs einer eben so unendlichen Zahl der Tage erfreuten. Auch die unvernünftigen Thiere hatten damals ihre Könige. Die Erzählung dieser Dinge findet sich in den alten Geschichten."

In der Beschreibung der verschiedenen auf einander folgenden Himmel sehen wir die ganze Gluth einer orientalischen Phantasie. Die glänzendste der himmlischen Behausungen ist der Sonnenpalast des Gottes Sekraia, der innen von Kristall ist. — Der Mondpalast ist innen von Silber und außen von Karfunkel; in ihm wohnen die vier Götter, welche gleichen Rang und gleiche Macht haben. Der erste Gott beherrscht den Osten; seine Diener, seine Kleider, sein Wagen, seine Rosse sind sämmtlich weiß und seine Waffen von Kristall. Er ist der Gott der Musik. Sein Sitz ist in der glänzenden Stadt auf dem Gipfel des Berges Jugandere. Die Pfeiler, Wände und Balken sind hier von Silber und tragen Bogen von Licht. Ueberall in diesem Himmel findet man den Padze-zebayn Baum, an welchem statt der Früchte glänzende Gewänder, köstliche Speisen und Schmuck von unschätzbarem Werthe hangen; überall sieht man rieselnde Bäche, schöne Seen und herrliche Gärten. — Der zweite Gott, der den Westen beherrscht und über Heere von Engeln gebietet, ist blau. Sein Leib scheint gleich einer Lampe und er trägt eine Diamantenkrone von erstaunenswürdiger Höhe. Er ist der Gott des Lichts und badet sich beständig in köstlichen Düften; seine Gewande sind göttlich und sein Schmuck sendet leuchtende Strahlen aus.

Die Residenz des Gottes Sekraia ist in der großen Stadt Maha-Soudassana, die von viereckter Form ist. Ihre Thore sind von Gold und Silber und mit kostbaren Steinen geschmückt. Sieben Gräben umgeben die Stadt und hinter dem letzten ist eine Reihe von Marmorsäulen mit Edelsteinen besetzt, auf welche sieben Reihen von Palmen folgen, die aber nicht etwa Datteln, sondern Rubinen-, Perlen- und Goldfrüchte tragen. Der Aufenthalt des Gottes ist in einem Saal von unermeßlicher Größe. Der Weg zu diesem Saal ist mit Bäumen aller Art besetzt, die beständig mit Blüthen und Früchten bedeckt sind. So oft Sekraia sich nähert, schütteln die Winde die Blüthen ab und bringen sie den Gottheiten der Luft zum Opfer, und der Blüthenschauer erfüllt die ganze ungeheure Straße bis zu den Knien. In der Mitte der Halle steht der Thron des Reichs, über welchem ein weißer Schirm gebreitet ist, bedeckt mit Gold und Edelsteinen.

Dieser Thron ist von zwei und dreißig heiligen Rischen mit englischen Weisen umgeben, und hinter denselben stehen die niederen Götter gereiht und spielen auf himmlischen Saiteninstrumenten Hier wird die große Untersuchung über das Leben der Sterblichen geführt. Die Engel werden durch die ganze Erde gesandt, schreiben die Thaten ihrer Bewohner in ein goldenes Buch und kehren mit demselben zu den vier Erzengeln zurück, die es durch die Reihen der Götter senden, bis es in die Hand Sekraias kommt. Dieser öfnet das Buch und liest es laut, und seine Stimme hallt wie Donner durch das ganze Empyreum. Wenn die niederen Gottheiten hören, daß die Menschen die Gebote des Buddhismus erfüllen, so rufen sie aus: „O, nun werden die Wohnungen der Hölle leer und die unseligen voll werden!" Hören sie, daß die Gebote des Buddhismus vergessen sind, so sagen sie lachend: „O, unglückliche Thoren, die ihr ein kurzes Leben Freude suchet für einen Leib, der vier Spannen lang und nicht breiter als eine Spanne ist, und Sünde auf euch häufet, die euch für alle Zukunft elend machen wird."

Schrecklich sind die Orte der Bestrafung. Unter den Verbrechen, welche Höllenstrafen erwarten, sind das Weintrinken, das Verderben von Brunnen oder öffentlichen Straßen, das Verbreiten von Lästerungen, das Fesseln unserer Mitmenschen und das Vernachlässigen der Kranken. Die dritte Hölle ist für Minister oder Fürsten, welche das Volk bedrücken. Die acht vornehmsten Höllen und die hundert sechs und zwanzig kleineren sind sämmtlich wohl verwahrt, indem sie Wände von Eisen haben, die sechs und dreißig Meilen dick sind; der Boden und die Decke sind von demselben Material und von gleicher Dicke.

Die Kupfer oder vielmehr Steindrücke, welche drei und vierzig an Zahl den Hauptinhalt dieses kostbaren Werkes ausmachen, sind nach den Originalen colorirt und mit einem Text begleitet, in welchem die dargestellte Lehre oder Begebenheit ausführlich erläutert ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 84. 25 März 1829.

Spanien zur Zeit der ersten französischen Invasion. *)

(Aus dem Globe.)

Für die französischen Truppen, welche zu Anfang des Jahres 1808 Spaniens Boden zum ersten Male betraten, bot dieses Land ein eben so unerwartetes, als befremdendes Schauspiel dar. Man denke sich ihr Erstaunen, als sie die Bidassoa überschritten, und sich plötzlich ins Mittelalter versetzt sahen. Die besser Unterrichteten, die, welche Pigault le Brüns Gonzalve de Cordova und la Folie espagnole kannten, wußten wohl, daß jenseits der Pyrenäen ganz andere Dinge zu finden wären, als etwa in Deutschland und Polen, und konnten diese Herrlichkeiten kaum erwarten. Endlich sollten sie jene Orangenwälder, jene Lorbeer- und Rosenhaine, jene von Peru's Gold strotzenden Paläste, jene Städte sehen, wo man auf allen Plätzen nach dem Klange der Castagnetten tanzt, wo man auf allen Balkonen singen und Guitarre spielen hört; jene chevaleresken Sitten, die Civilisation der komischen Oper; und endlich welchen Taback, welche Chokolade, welche Weine! Ehe unsere Soldaten nach Jaen kamen, stimmten sie in die poetische Begeisterung Delilles ein:

> Sur un papier chinois, ils ont vu les montagnes,
> Les mers à l'Opera, les forêts à Longchamps.

Auch kann der gute König Ferdinand, als ihn die Gendarmen des Herzogs von Rovigo zu Bayonne ergriffen, sich kaum unangenehmer enttäuscht gesehen haben, als wir es mitten in Alt-Castilien waren, indem wir diese unabsehbare Fläche eines Sandmeers mit einzelnen Granitinseln vor uns erblickten. Florians herrliche Schäferwelt verschwand; an ihre Stelle trat ein armseliges, schmutziges Bettlervolk. Da gab es keine Tänze, keine Serenaden, kaum daß einige Regimenter halb gekleideter Soldaten, ihre Musikbanden an der Spitze, sich aufstellten, um uns die Honneurs zu bezeigen; denn die Spanier glaubten damals, daß wir die Revolution von Aranjuez unterstützten. Wie war aber dieß Alles so kläglich: keine Trommel schlug im Takte, kein Instrument stimmte zum andern. Mit Ausnahme der Kirchen war nirgends eine Spur von Gold zu finden. Man konnte dieß Alles sich nicht erklären, und man war schon in Madrid, als sich überall noch Nichts von dem geträumten Spanien zeigen wollte. Nach den Vorstellungen, welche man sich von der Inquisition zu machen pflegt, dachte man sich unter den Mönchen, hagere, schleichende, mürrische Gestalten. Wie erstaunte man, statt dieser vermeintlichen Heiligen lustige Bonvivans und gewandte Weltmänner zu erblicken, deren üppiges Wesen gegen die hagern Gestalten und ernsten Physiognomien ihrer Landsleute seltsam abstach. Glückliches Land der Kutten! Traf man einen Reiter auf der Straße, der eine Frau hintenaufsitzen hatte, so war es ein Mönch; traf man einen Raucher, einen Billardspieler in den Kaffeehäusern, einen munteren Gesellen im Theater, der bei den Zoten und Anzüglichkeiten der Sayneten am Herzlichsten lachte, so war es immer und immer wieder ein Mönch. Kehrt man nun, überrascht von solcher Ausgelassenheit, nach Hause zurück, so ändert sich die Scene. In die Unterhaltung der Leute von Stande mischen sich Psalmen und Litaneien, und obschon sich mit diesem Gebrauche häufig die allerweltlichsten und unschicklichsten Aeußerungen verbinden, so liegt doch, beim ersten Geklingel eines Rosenkranzes, das man von der Straße hört, alle Welt auf den Knien. Ist die Prozession vorüber, so spricht man von dem Heiligen oft auf eine höchst unehrerbietige Weise. Dieß geschieht aber keineswegs aus Unglauben, sondern aus Familien-Eifersucht; denn die Anzahl der Heiligen ist in der spanischen Legende so beträchtlich, daß die meisten Einwohner Madrids die unschätzbare Wohlthat genießen, einen unter ihren Vorfahrern zu zählen.

Was unsere Offiziere besonders erbaute, war, um mich ihres eigenen Ausdruckes zu bedienen, die ausnehmende Liebenswürdigkeit der Enkelinnen dieser Heiligen, ihre in Rosenkränze und Scapuliere gewickelten Liebesbriefe, und der andächtige Stil ihres erotischen Briefwechsels. In ihrem halbheidnischen Katholizismus sieht die Spanierin in der Jungfrau Nichts als ihre Vertraute, eine wechselseitige Freundin: auch liebt sie ihren Geliebten, giebt ihm ihr Bild, gestattet ihm Zusammenkünfte, Alles im Namen der Jungfrau.

Lassen wir nun die Klöster und Mönche, ob es gleich schwer ist, nicht von ihnen zu reden, wenn es sich von Spanien handelt, da dieses eigentlich aus ihnen besteht, und folgen wir dem Herrn Apotheker auf seinen Fahrten. Dieser Apotheker hat gar keine Aehnlichkeit mit denen, wie sie Molière schildert. Lustig,

*) Mémoires d'un apothicaire sur l'Espagne pendant les guerres de 1808 à 1813. 2 Vol. Paris 1829.

lebhaft, geistreich, musikalisch, hatte er die Uniform des Pharmaceuten angezogen, um nicht Soldat seyn zu müssen: das heißt, um vom Regen in die Traufe zu kommen. Eines frühen Morgens verlassen unsere Truppen Madrid; nur Blessirte und Pharmaceuten verblieben im Spitale. Es fehlte zwar nicht an Wägen, allein wie hätten gewisse Marschälle und Generäle, die der Herr Apotheker etwas unanständig „die vergoldete Canaille" nennt, ihre Gemäldesammlungen, ihre Mätressen, ihr Silberservice sonst fortgeschafft? War es nicht besser, einige hundert Franzosen den Dolchen des wüthenden Pöbels Preis zu geben?

Der Verfasser der Memoiren ist glücklicher als seine Kranken und entkommt dem Blutbade. Man setzt ihn, selbst krank, als Gefangenen auf einen hinkenden Esel, und seine Begleiter amüsiren sich, anstatt auf die Schulter des Thieres, auf die des Reiters loszuschlagen. Dieß war zugleich das einzige Heilmittel, das sie gegen sein Fieber anwandten. Indessen, es half, und er langte ganz genesen auf den Pontons vor Kadix an. „Auf diese Weise," sagt er, „durchzog ich einen beträchtlichen Theil Spaniens, in allen Ortschaften mit Steinwürfen empfangen, leidend wie Tristapatta, zerdroschen von den ewigen Stockschlägen meiner Führer, und jeden Tag gewärtig, mir die Haut über den Kopf abziehen zu sehen, wie dieß dem Bären des berühmten Paschas Schaabaam geschehen." Welcher Rezensent, und wäre er noch unmenschlicher, als jene Spanier, dürfte dem Herrn Apotheker die kleinen Unrichtigkeiten zum Vorwurfe machen, welche man in seinem Buche findet, da er unter Verhältnissen reiste, wo er doch unmöglich Alles sehen konnte? Es dient zu seiner Entschuldigung, daß er mit einer, bei unsren memoirenschreibenden Zeitgenossen seltenen Rechtlichkeit das, was er nicht gesehen, wenigstens nicht erdichtet, sondern meistentheils von Herrn von Salvandy entlehnt hat; um uns aber durch Spanien zu führen, konnte er uns keinen bessern Begleiter geben. In Alonzo finden wir die Sitten, den Character aller Stände, ihre politischen und religiösen Ansichten, ihre Nationalvorurtheile mit bewunderungswürdiger Wahrheit gezeichnet; da jenes Werk von Jedermann gekannt ist, so werden wir freilich zum Unglück für diese Memoiren wenig Neues über Spanien erfahren. Dagegen wird man mit Interesse die treffende Schilderung der kleinen französischen Gefangenenkolonien auf der Insel Leon lesen. Obwohl gleichgestellt durch das Unglück und an dieselbe Kette geschmidet, konnten die Gefangenen dennoch ihre Rang- und Gradeverhältnisse nicht vergessen, und der Offizier, welcher des Tags einen Piaster bezog, verachtete von ganzer Seele den Soldaten, der sich mit drei Pesetas durchschlagen mußte. Abgesehen aber von dieser Geldaristokratie lebte man dort wie in einem Paradies von Wilden. Die Weiber, deren sich dort mehrere befanden, welchselten ihre Männer und Liebhaber mit einer Einfachheit der Sitten, welche jeden Schein von Eifersucht ausschloß. Ein Lieferant und folglich Rechner von Profession, aufgeklärter als die Anderen, setzte seine ehelichen Rechte in die Lotterie. Das Glück begünstigte einen Matrosen; der Gewinner und die Gewonnene verstanden sich trefflich zusammen und gaben den Stoff zu einem Vaudeville, das auf der Insel Leon eben so viel Beifall fand, als die Heirath aus Neigung im Gymnase. (Schluß folgt.)

Neu-Süd-Wales.

(Fortsetzung.)

Die Deportirten auf der Ueberfahrt bis zu ihrer Landung in der Colonie.

Wenn die Verurtheilten die Hulks—alte rasirte Schiffe, in welchen sie bis zur Abfahrt nach Neuholland festgehalten werden—verlassen, um sich an Bord des „Balschiffs" zu begeben, so legen sie die Kleider, welche sie dort getragen haben, ab, und erhalten einen neuen Anzug, der, wie das vorige Mal, aus Hosen und Jacke besteht. Der erste Akt, der sie an Bord erwartet, ist die Visitation, welche der Schiffsarzt der Reihe nach mit ihnen vornimmt; scheint ihm Einer so schwächlich, daß er die Beschwerden der Reise nicht ertragen könnte, so schickt er ihn nach den Hulks zurück, und ein Anderer tritt an dessen Stelle. Auf die Visitation folgt Musterung und Namenaufruf; nachdem man sich vergewissert hat, daß Alle da sind, läßt man sie — Einen nach dem Andern — in das Zwischendeck hinabsteigen und legt ihnen doppelte — wiewohl ziemlich leichte — Eisen an. Bald erscheint der Schiffsarzt, begleitet von seinem Gehülfen, aufs Neue, um die Individuen auszuscheiden, zu classificiren und ihnen, je sechs und sechs, ihre Zellen anzuweisen. Eine Zelle mißt drei bis vier Stäbe in der Länge und enthält für jeden Gefangenen eine Pritsche mit zwei Decken. Zwei Reihen solcher Kammern ziehen sich über einander rings um das Schiff herum; einige bequemere Bettstellen, im Mittelpunct des Schiffs sind für Greise und für Personen, die an Fußübeln leiden. Auf dem nehmlichen Deck — nur getrennt durch einen Verschlag — befindet sich auch ein Spital, wo man sehr gut verpflegt wird, Falls man erkrankt. Der Arzt erhält eine Guinee Belohnung für jedes Individuum, das er gesund und wohl nach Neu-Süd-Wales bringt. An Bord herrscht die größte Reinlichkeit: Morgens wird überall gescheuert, und jede Zelle von deren Bewohnern sorgfältig gesäubert. Sodann dürfen die Gefangenen — dreißig oder vierzig mit einander — auf das Verdeck, wohin sie ihre Betten und Decken mitbringen, um sie zu lüften, und um ihre Kleider zu putzen. Zwei Personen besorgen die Wäsche. Dieß Alles geschieht unter der Aufsicht des Arztes, der darauf sieht, daß es in gehöriger Ordnung vor sich gehe. Nach vollbrachter Arbeit führt man sie in die Zellen zurück; doch kommen sie desselben Tags noch einmal aufs Verdeck.

Ueber die Kost haben sich die Gefangenen nicht zu beschweren. Außer der täglichen Portion von 3 Pinten Wasser und ½ Pf. Zwieback erhalten sie am Sonntag Rindsbraten und Plum Pudding (Kloß mit Rosinen, von beidem jeder ein Pfund; am Montag Schweinfleisch und durchgetriebene Erbsen; am Dienstag Ochsenfleisch und Reis; am Mittwoch dasselbe, was am Sonntag; am Donnerstag dasselbe was am Montag; am Freitag Ochsenfleisch, Reis und Pudding; am Samstag Schweinfleisch allein. Das tägliche Frühstück ist Reis in Wasser mit ungefähr zwei Unzen Farinzucker auf die Person. Für die Zubereitung der Speisen werden zwei Personen verwendet, von denen sich

der Gefangene auch Kaffe, Thee 2c. machen lassen kann, wenn er die Mittel dazu besitzt; für ihre Mühe trinken die Köche natürlich mit. Bei stürmischem Wetter geräth indessen das Küchenwesen oft in eine solche Verwirrung, daß die Kost sich bedeutend verschlechtert. Was das Tabackrauchen anbelangt, so erlauben es manche Kapitäne auf dem Zwischendeck nicht; auf dem Verdeck jedoch bleibt es Jedem unverwehrt. Eben so beschränkt sich der Gebrauch von Messern auf die Speisezeit; es werden dann unter jede Abtheilung zwei bis drei Messer nebst Gabeln vertheilt, die der Aufwärter nach beendigtem Mahl wieder sammelt und mitnimmt. Mit Einbruch der Nacht wird Jedem zum Beschluß eine halbe Pinte Porter eingeschenkt.

Sobald man das Land aus dem Gesicht verloren hat, läßt der Capitän den Gefangenen, wenn sie sich ruhig verhalten und ihm keinen Anlaß zur Unzufriedenheit geben, die Fesseln erleichtern; die Fesseln sind dann nur noch einfach. Die einzige Gegend, wo das Schiff beilegt, ist Rio Janeiro; hier verweilt man manchmal acht Tage, manchmal auch nicht so lange, wie es dem Kapitän gut dünkt. Kaum hat das Schiff Anker geworfen, so sieht es sich von einer Menge Booten umschwärmt, welche Früchte und Tabak zum Kauf anbieten; es finden sich wohl auch brasilische Herren ein, die gerne das Schiff und seinen Inhalt in Augenschein nehmen möchten. Der Capitän trägt kein Bedenken, die Schätze seines Zwischendecks den Augen der Neugierigen aufzuschließen, die dann durch Uebersendung eines Geschenks von Früchten, Melonen, Orangen, Citronen 2c. ihre Dankbarkeit zu bezeugen pflegen. In Rio de Janeiro werden die Mundvorräthe erneut; es wird Tabak, Zucker, Rum eingekauft; diese Gegenstände sind sehr wohlfeil. Das Pf. Tabak kostet einen, der Kaffe anderthalb, der Zucker dritthalb Groschen; ein Pfund vom besten Thee anderthalb Gulden. Die Gefangenen, die Geld haben, dürfen, geistige Getränke ausgenommen, sich kaufen, was sie mögen. Solange das Schiff im dortigen Hafen liegt, wird täglich frisches Fleisch und Bouillon gespeist. Doch will das Fleisch daselbst nicht Viel heißen: es ist mager und hart.

Bei der Abfahrt von der Rhede von Rio Janeiro entledigt der Capitän die Gefangenen vollends ihrer Fesseln. Er fängt mit sechs von ihnen an, und fährt am folgenden Tag mit sechs andern fort, so daß nach und nach die Reihe an alle kommt. Nachdem man nun die Anker gelichtet, so geht es ohne weitern Aufenthalt gerade auf Neu-Süd-Wales zu, und nach Verlauf einiger Wochen trifft man in Botany-Bai ein: Ist man auf der Höhe von South-Head das Land ansichtig geworden, so wird die Flagge aufgezogen, welche dem Gouverneur in Sydney die Ankunft eines Baischiffs ankündigt. Zuerst erscheint der Lotse, der das Schiff in den Hafen führt; alsdann der Hafenmeister, der dem Kapitän seine Papiere abfordert und so lange an Bord bleibt, bis das Schiff Anker geworfen hat; worauf der Kapitän und der Arzt sich nach dem Regierungspalaste verfügen, um dem Gouverneur die Depeschen und Zeitungen zu überbringen. Kaum hat der Kapitän das Schiff verlassen, als etliche Dutzend Boote voll Leute aus der Stadt heranrudern, die alle sehr erfreut scheinen, die Ankömmlinge zu sehen. Was bringt Ihr uns Neues? Ist Einer unter Euch da oder dort her? Habt Ihr nicht den oder jenen bei Euch? Man kann sich vorstellen, daß es selten an Bekannten fehlt. Haben jene ihre Neugierde mit diesen und ähnlichen Fragen, die sie von unten an die auf dem Verdeck stehenden Gefangenen richten, (denn Besuche an Bord sind nicht gestattet) befriedigt, so kehren sie nach der Stadt zurück und kommen nach einiger Zeit wieder mit Früchten, Gemüsen und frischem Fleisch, womit sie ihren guten Freunden, die vier oder fünf Monate fast von Nichts als gesalzenem Fleische lebten, einen angenehmen Genuß verschaffen. Mit dem Verbot an Bord zu kommen hat es folgende Bewandtniß. Man will dadurch verhindern, daß die Ankömmlinge nicht gleich von Allem unterrichtet werden, was in der Colonie vorgeht. Man könnte z. B. Einem sagen: Wenn Du ein geschickter Handwerker bist, mein Freund, so mußt Du Dir ja Nichts merken lassen, damit der Gouverneur es nicht erfährt, weil er Dich sonst für den Staatsdienst zurück behält; oder: das ist ein Gewerb, für welches es in Sydney an Arbeiten gebricht; Du giebst also an, Du kannst es, und dann bist Du sicher, daß Du nicht nach Paramatta mußt.

Vier Tage nach der Ankunft im Hafen werden die Gefangenen neu ausgestattet. Jeder empfängt zwei blaue Jacken nebst Hosen von derselben Farbe, zwei Schnupftücher, zwei Westen, drei Hemden von gestreiftem Baumwollenzeuge, zwei Paar Stiefel und zwei Paar Schuhe, endlich ein Bett und zwei gute Decken; Alles neu; von dem ganzen Hausrath, dessen sie sich an Bord bedient haben, gelangt Nichts ans Land. Sind sie sodann rasirt und gebadet, und die Haare ihnen abgeschnitten, so kommt der Ober-Intendant der öffentlichen Arbeiten — ihr künftiger Chef, — vor dem sie die Musterung passiren. Das Namensverzeichniß wird verlesen; jeder nennt seinen Namen und tritt einzeln vor. Hierauf macht der Ober-Intendant seine gewöhnlichen Fragen: Was ist Euer Gewerb? Was könnt Ihr? Seyd Ihr mit Eurer Behandlung an Bord zufrieden? Habt Ihr Euch über Etwas zu beschweren? Sagt es ohne Scheu! Wer nun Ursache zu Beschwerden zu haben glaubt, bringt sie vor; ist eine Klage allgemein, so nimmt sie der Intendant zu Protokoll, und der Kapitän oder der Arzt, manchmal beide, erhalten von dem Gouverneur einen strengen Verweis. „Ich sah, setzt Mellish hinzu, daß Kapitäne in Untersuchung gezogen wurden; aber, wie ich vermuthe, geschah dieß im Grunde nur wegen der Form, denn sie gewannen fast immer ihren Proceß.“ So wie dieses Examen vorbei ist, warten der Gefangenen bereits die Boote, die sie ans Ufer führen, wo die Ausschiffung unter allgemeinem Zusammenlauf des Volkes Statt findet. Da sieht und hört man Nichts vor lauter Erkennungs-Scenen, Grüßen und Handdrücken, Gratulationen und Complimenten. Die Felleisen und Päcke, worin Jeder seine Habe hat, werden nun gleichfalls ausgeschifft, auf dem Kai auf einen Haufen zusammengeworfen, und einigen Soldaten zur Bewachung übergeben, weil sie sonst bald verschwunden seyn würden. Es steht nicht lange an, so erscheint ein Sergent, der die Gefangenen in Reih und Glied stellt, an ihre Spitze tritt, und sie nach einem großen Platz bringt, wo eine neue Musterung mit ihnen vorgenommen wird, und zwar von dem Gouverneur selbst, der sich in Begleitung des Oberintendanten, des Capitäns, des Arztes und einiger Andern dazu

einfindet, und eine Anrede an sie hält, indem er ihnen befiehlt, auf seine Worte wohl zu merken. Sie dürften sich glücklich schätzen, sagt er, daß sie in ein so schönes Land geschickt worden seyen; er hoffe, daß sie sich bessern; er werde sie arbeiten lassen, und, wenn sie sich gut betrügen, in den Stand setzen, selbst ihre Lage angenehmer zu machen, so daß, was von ihm abhängen werde, sie zufrieden seyn könnten. Der Oberintendant werde bei der Behandlung immer auf das Verdienst Rücksicht nehmen; wenn sich jedoch Einer oder der Andre in der Folge über irgend Etwas zu beilagen haben sollte, so hätte er sich nur an die Ortsobrigkeit zu wenden und er sollte Recht erhalten. Gewöhnlich fügt der Gouverneur zum Beschluß noch einige Artigkeiten für den Doctor bei, dessen Bemühungen für den guten Gesundheitszustand der Mannschaft er lobend anerkennt. Und nun beginnt das Geschäft des Oberintendanten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Cap der guten Hoffnung. *)

So lange das Cap der guten Hoffnung sich im Besitz der holländisch-ostindischen Handelsgesellschaft befand, waren alle Zweige der Civilverwaltung einem von der Compagnie ernannten Gouverneur und seinem Rathe anvertraut, die den Directoren der Gesellschaft und nur in Sachen, welche die Rechtspflege oder allgemeine Politik betrafen, der Regierung der Vereinigten Provinzen verantwortlich waren. Während der Periode von 1795 bis 1803, wo die Britten in den Besitz des Caps kamen, blieben im Allgemeinen die Administrationsformen unverändert, außer daß der brittische Gouverneur allein die Macht übte, welche der holländische mit seinem Rath theilte. Durch den Frieden von Amiens gelangte die Colonie an die batavische Republik, und jetzt wurde an die Spitze der Verwaltung ein Commissär gestellt, der die Macht erhielt, Gesetze zu geben und Verordnungen zu erlassen, die von dem Mutterlande in eine Karte oder Constitution vereinigt werden sollten. Dieß war noch nicht geschehen, als die Colonie, im J. 1806, aufs Neue von den Britten genommen wurde; doch verfuhr der brittische Gouverneur, General Janssens und sein Rath — aus neun Mitgliedern bestehend — nach den Anordnungen, die von dem batavischen Commissär während der Zeit seiner Regierung in Bezug auf die ausübende Gewalt, die Rechtspflege und die Administration der Colonie getroffen worden waren; diese sind auch seitdem bis auf einzelne Modificationen beständig in voller Kraft geblieben.

Die wesentlichste Veränderung, welche die alte Verfassung erlitten hat, besteht in der Vereinigung aller der verschiedenen Gewalten, die durch jene Anordnungen getrennt worden waren, in der Person des Gouverneurs. Die brittischen Gouverneurs haben Vollmacht, in ihrem eigenen Namen Verordnungen zu erlassen, alte Gesetze zu ändern und neue zu geben, Steuern und Abgaben aufzulegen, Bestimmungen über den Grundbesitz zu treffen, Landverleihungen zu bestätigen und zu ertheilen, den Belauf der Grundsteuer festzusetzen und Papiergeld auszugeben; sie haben eine Appellationsgerichtsbarkeit in allen Civilprocessen, in denen der Gegenstand des Streites sich auf 1000 Reichsthaler beläuft, und in allen Criminalsachen, die nach den Gesetzen der Colonie Appellation gestatten; sie haben Befehle an die Gerichtshöfe auszuschreiben und Klagen gegen Gerichtspersonen anzunehmen und zu untersuchen, sie besitzen das Begnadigungsrecht, in allen Fällen, außer Hochverrath und Mord, und können Geldstrafen, die zehn Pf. St. nicht übersteigen, nachlassen. Gleich den holländischen Gouverneuren haben sie die Macht, Personen, die ihnen der öffentlichen Ruhe und Sicherheit gefährlich scheinen, ohne Urtheilsspruch aus der Colonie zu entfernen.

Wichtig für die Wohlfahrt der Colonie war eine Bestimmung, welche die brittische Regierung im Jahr 1812 traf, wonach alle Ländereien, die bisher nur Lehen gewesen waren, in festes Eigenthum verwandelt wurden. Die executive Gewalt geht fast ausschließlich von dem Bureau des Colonialsecretärs aus; und da dieses der einzige Weg einer Communication mit dem Gouverneur ist, so erhält der Secretär hierdurch einen Einfluß, welcher dem des Gouverneurs in vieler Beziehung gleich kommt, wo nicht überlegen ist. Alle Administrationsstellen, außer denen des Colonialsecretärs und seines Stellvertreters, des Colonialzahlmeisters, Generalauditors, Cassirers und Controlleurs des Zollwesens, werden indessen ausschließlich von dem Gouverneur besetzt; und auch in den Landdistricten haben alle Beamte, außer dem Oberrichter und dem Kronfiscal, ihre Bestallungen nur „so lange der Gouverneur es gut befindet.“

Um die Zwistigkeiten zwischen den Einwohnern der Landdistricte in Bezug auf die Grenzen ihrer Ländereien, oder die Benutzung der Gewässer, Straßen und Brücken zu schlichten, waren von der holländischen Verwaltung Landdrosten und ihnen zur Seite Landräthe (Heemraden) ernannt worden. Mit der Zeit hat sich indessen der Geschäftskreis dieser Behörden ungemein erweitert; der Landdrost hat gegenwärtig alle Verordnungen der Colonialverwaltung zur Ausführung zu bringen und besitzt die ausgedehnteste polizeiliche Gewalt. In diesen Pflichten wird er von den Land-Cornets unterstützt, die auf seine Empfehlung der Gouverneur aus den angesehensten Einwohnern ernennt. Jeden Monat wird von dem Drost und den Landräthen eine Sitzung gehalten, um die Civil- und Criminalgeschäfte des Districts zu erledigen, und alle Wochen eine andere, in welcher sie ihre richterlichen Functionen üben, indem sie Rechtsfälle anhören und entscheiden oder vorläufige Untersuchungen anstellen. Außerordentliche Sitzungen werden zur Einnahme der Steuern ausgeschrieben. In allen diesen Geschäften sind sie von Districtssecretären unterstützt, welche der Gouverneur ernennt.

(Schluß folgt.)

*) The first and second Reports of the Commissioners of Inquiry at the Cape of Good Hope, printed by Order of the House of Communs.

B e r i c h t i g u n g.

In Num. 77 S. 302 haben sich folgende Irrthümer eingeschlichen, die wir unsere Leser zu berichtigen bitten. Statt Paradiesvögel, die Neuholland nicht besitzt, sollte es heißen: **Paradiesvögeln ähnliche Vögel.** Statt des räthselhaften Emu (ornithoryncus) sollte es heißen **des räthselhaften Schnabelthiers** (ornithorynchus) **„Zwei kurze Lappen statt der Flügel“** ist ganz zu streichen. Das Schnabelthier besitzt Nichts dergleichen. Statt „den Emu trifft“ u. s. w. lese man: **das Schnabelthier trifft** u. s. w. — Zeile 2 von unten vor den Worten: Er lauft mit außerordentlicher Geschwindigkeit rc. ist hinein zu setzen: **Von dem Emu nur so Viel. Er ist ein großer straußartiger Vogel. Er lauft** rc.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 85. 26 März 1829.

Jean-Raymond Pacho. *)

Jean-Raymond Pacho ward am 3 Januar 1794 zu Nice, in dem vormaligen Departement der Meer-Alpen geboren. Sein Vater war ein reicher und geachteter Handelsmann. Schon in frühester Jugend seiner Eltern beraubt, ward er von seinem Vormund in das College von Tournon, im Departement de l'Ardeche, gebracht, wo er sieben Jahre den Unterricht genoß, und sich aus Vorliebe besonders mit Zeichnen und Botanik beschäftigte. Im J. 1814 verließ er das College, begab sich nach Nice, um sein väterliches Vermögen in Empfang zu nehmen, besuchte Italien, verweilte in Turin und kam 1816 nach Paris. Auch hier zog es ihn, indem er seine Studien fortsetzte, vorzugsweise zu den beiden genannten Lieblingsbeschäftigungen. Im Jahr 1818 verließ er Paris und ging nach Alexandrien, wo sein älterer Bruder etablirt war. Er hoffte hier seine erworbenen Kenntnisse anwenden zu können und die nöthige Unterstützung zu finden, um jene Gegenden zu durchforschen. Nach Verlauf eines Jahres aber, nachdem er alle Hoffnung verloren hatte, seine Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen, kehrte er nach Paris zurück und beschäftigte sich bis Ende 1820 theils mit Porträtmalen, theils mit Ausarbeitung verschiedener Artikel für literarische Journale. Nun ging er zum zweiten Mal nach Egypten, um einen neuen Versuch zu machen, das Innere des Landes bereisen zu können. Nach einem in vergeblichen Erwartungen verstrichenen Jahre erhielt er endlich von Jumel, dem Director einer dem Vicekönige gehörigen Fabrik, die nöthige Unterstützung, um Unter-Egypten besuchen zu können. Er durchstreifte es beinahe ein Jahr lang, zeichnete die Monumente und sammelte die interessanteren Pflanzen. Im J. 1823 vernichtete eine neue Katastrophe seine Hoffnungen und Entwürfe: Jumel starb, und Pacho sah sich gezwungen, plötzlich seine Ausflüge aufzugeben. Zur Unthätigkeit verdammt, jeder regelmäßigen Beschäftigung beraubt, während der Drang nach Arbeit und Thätigkeit ihn fast verzehrte, zählte er diese Zeit zu den peinlichsten Momenten seines Lebens, bis ihn Celestin Guyffuenet, ein geborner Schweizer, gleichfalls Vorsteher einer Fabrike des Vicekönigs, daraus befreite, indem er ihm die Mittel gab, eine Reise in die Oasen zu unternehmen und die von Unter-Egypten zu vollenden. Nach jahrelangem Wandern kam Pacho nach Kairo zurück, mit dem Wunsche, nun auch Cyrenaika zu erforschen. Die Bewohner der Oase von Siwa hatten versichert, in Cyrenaika mehrere schöne Monumente gesehen zu haben. Pachos Entschluß ward durch die Ankunft des Programms der Pariser geographischen Gesellschaft, worin diese einen Preis für die beste Beschreibung jener Länderstrecke aussetzte, entschieden. Der englische Generalconsul, Henry Salt' hatte jenes Programm von dem Präsidenten der Centralcommission der Gesellschaft erhalten: er theilte es dem jungen Reisenden mit, der, troß aller Gefahren, von denen man ihm vorsprach, seinem Entschluß treu blieb. Er ging mit einem jungen Orientalisten, Namens Müller, im November 1824 von Alexandrien ab und kehrte im Juli 1825 nach Kairo zurück, nachdem er seine Unternehmung glücklich und vollständig ausgeführt hatte. Dann säumte er nicht, sich nach Paris zu begeben, um die Resultate seiner Reise mitzutheilen. Die geographische Gesellschaft ließ seine Materialien prüfen, das Institut nahm Kenntniß davon, und er erhielt den Preis, den sein Muth und seine Ausdauer so wohl verdient hatten. Malte-Brun's Bericht legt über das Verdienst seiner Beobachtungen, über seine Geschicklichkeit und seinen Scharfsinn ein ehrenvolles Zeugniß ab, so wie die Bekanntmachung des nun vollständig vollendeten Werkes sein Talent der Darstellung und Beschreibung, die Frucht eines erfahrungsreichen Lebens und eines strengen Studiums, erprobt. Seine lebhafte, stets aufgeregte Einbildungskraft erlaubte ihm nicht, die Scenen, die vor seinem Auge vorübergingen, bloß trocken anzudeuten: Alles erhielt unter seiner Feder Leben und Bewegung. Seine Sitten-Schilderungen der verschiedenen Völkerschaften sind eben so scharf als anmuthig gezeichnet, und das dabei ausgedrückte Gefühl streift nur selten an Affectation. Die leichte Erregbarkeit des Gemüths, der eine unnatürliche Ueberreizung so nahe liegt, bildete den Keim jener überwältigenden Stimmung, die ihn im J. 1828 ergriff, und deren Opfer er kürzlich wurde. Er wähnte sich von mächtigen Feinden umringt, mißtraute der Treue seiner Freunde und gewöhnte sich so, die Welt zu verabscheuen. Er lebte nur noch seinen Studien, entzog sich den Erheiterungen der Gesellschaften und brachte selbst die Nächte mit Arbeiten zu. Aufmunterungen, welche Reisende seiner Art so wohl verdienen, hätten ihn vielleicht aus seiner Melancholie ziehen können; aber

*) Le Moniteur universel.

mit Ausnahme des nicht bedeutenden Preises der geographischen Gesellschaft *) und weniger Lobsprüche, die in den Journalen wiedertönten, erhielt er weder Gunst noch Gerechtigkeit. Voll edlen Stolzes, der nur vielleicht mit zu großer Empfindlichkeit gepaart war, konnte er sich nie entschließen, um die geringste Belohnung zu bitten, und zog es vor fast in Armuth zu leben. Niemand kannte ganz seine eigentliche Lage, und Alles ward durch die Nachricht der Katastrophe, die seinen Tagen ein Ziel setzte, in schmerzliches Erstaunen versetzt. So groß auch seine gewöhnliche Aufreizung gewesen seyn mag, so konnte man sich doch der niederschlagenden Bemerkung nicht erwehren, daß, wenn die Hauptursache seines tragischen Todes in einem Anfall partieller Geistesabwesenheit liegt, doch jener stille Schmerz, der sich endlich bis zur Verzweiflung steigerte, nicht Wenig dazu beitrug, indem er seinen Geist seit einem Jahre dazu vorbereitete.

Das letzte Werk, an das Pacho Hand anlegte, ist ein Gemälde der alten und neuen Nomadenstämme. Die Fragmente, die er davon mittheilte, lassen auf das Interesse schließen, das ein solches Werk erwecken muß. Der Gegenstand ist groß, aber glücklich gewählt; er ziemte dem, der so lange unter den Nomaden Lybiens umherirrte. Man muß daher mit Begierde die Herausgabe eines Werks wünschen, dessen Gedanke so eigenthümlich ist.

*) Auch von diesem verlor er einen Theil durch Diebstahl.

Die nordwestliche Durchfahrt.

(Fortsetzung.)

Parry's zweite und dritte Reise.

Im Vertrauen auf das Geschick und die Beharrlichkeit, womit Kapitän Parry in den Jahren 1819 und 1820 seine Reise ausgeführt hatte, nahm die brittische Regierung keinen Anstand, demselben Seefahrer eine zweite Expedition anzuvertrauen. Diese Fahrt sollte eine mehr südliche Richtung verfolgen; und man erwartete, er würde im Stande seyn, den nordöstlichen Theil des americanischen Continents unter einer Breite zu umschiffen, wo die günstige Jahreszeit mehrere Wochen länger anhielte, als unter der Breite der Melvilleinsel. Das Admiralitätscollegium stellte in gerechter Anerkennung der von Kapitän Parry auf seiner letzten Seereise bewiesenen Umsicht Manches seinem eigenen Ermessen anheim. Er segelte am 29 April 1821 mit der Furie und dem Hekla in Begleitung des Transportschiffes Nautilus ab, wurde aber durch Eis, Winde und Nebel so vielfach aufgehalten, daß er die Eisstraße (Frozen strait) nicht vor dem 2 August erreichte. Durch sie fuhr er in die Repulsebai, welche er ganz von Eis gereinigt fand. Der Compaß war hier der Beschreibung nach sehr träge. Da es nöthig wurde, von der Eisstraße nordwärts zu fahren, arbeiteten sich die Schiffe auf der Nordseite durch; da aber Eis und Strömung nach Süden trieb, so fand sich Parry am 3 September beinahe wieder auf demselben Punct, wo er am 6 August gewesen war. Nachdem er einen Monat lang genaue Untersuchungen auf der Südostküste der Melville-Halbinsel angestellt, sah er sich gezwungen, die Winterquartiere zu beziehen; wofür eine Insel nah bei der Südspitze gedachter Halbinsel, wo die Küste sich nordwärts zu erstrecken beginnt, die meisten Vortheile zu bieten schien. Diese ward Winterinsel genannt. Um die Mitte Juni's des folgenden Jahrs war die günstige Jahreszeit noch nicht so weit vorgerückt, als sie es auf Parry's erster Reise bei der Melville-Insel 8½° nördlicher gewesen war. Die niedrigste Temperatur stand 40° unter Null. Neun Monate lagen die Schiffe hier fest, endlich ging am 2 Juli das Eis auf und sie drangen nun längs der Ostküste der Melville-Halbinsel nach dem Norden vor. Unter dem 69° fanden sie eine Straße, die sie die Furie- und Hekla-Straße nannten; aber ihre Einfahrt war gänzlich von festem Eise verschlossen. Umsonst, daß sie sich hier 65 Tage lang abmühten; all ihre Anstrengung brachte sie nur 40 Meilen westlich vorwärts. Weil sich nun aber sehr schnell neues Eis zu bilden begann, so sahen sie sich abermals nach Winterquartieren um, die sie auf der Insel Ooglit am südlichen Eingang der Straße zu nehmen beschlossen; am 30 October gingen die Schiffe hier vor Anker. Sie trafen daselbst, wie in ihrem frühern Ueberwinterungshafen, Eskimos. Auf die Eskimos findet die Benennung periscii, d. h. Ringsumschattete, welche die alten Erdbeschreiber den Bewohnern der Eiszone beilegen, ihre volle Anwendung, denn ihr Schatten bildet in dieser Breite einen völligen Kreis um ihre Füße; der Verkehr mit diesen Leuten war für sie ein reicher Stoff der Unterhaltung. Erst am 8 August des folgenden Jahrs arbeitete sich die Furie mit vieler Mühe los, und vier Tage später der Hekla. In diesem Winter war der niedrigste Temperaturstand 45° unter Null. Kapitän Parry und Kapitän Lyon, der Nächste unter ihm in dem Commando, überzeugt von der Erfolglosigkeit jedes weitern Versuchs, beschlossen, zumal da sich Spuren von Scorbut zeigten, nach England zurückzukehren, wo auch beide Schiffe nach einer Abwesenheit von 27 Monaten wohlbehalten eintrafen. Die positive Gewißheit, daß eine Fahrt durch die Hudsonsbai oder den Forkanal unmöglich sey, war das Hauptresultat dieser gefährlichen Seereise.

Das Mißlingen der beiden frühern Reisen Kapitän Parry's schien das Interesse, das man in England für die Auffindung eines Seewegs von dem atlantischen nach dem stillen Ozean empfand, eher zu steigern, als zu vermindern. Ermuthigt durch den theilweisen Erfolg Kapitän Franklin's *) an der Nordküste Americas ließen die Lords der Admiralität die Furie und Hekla zu einer nochmaligen Fahrt in die Polarsee unter dem Befehlen Kapitän Parry's ausrüsten. Am 19 Mai 1824 stachen die beiden Fahrzeuge mit dem Transportschiff William Harris wieder in die See; langten aber erst am 26 August in der Prinzregenten-Einfahrt an, nachdem sie das Transportschiff auf dem ersten Puncte, wo Parry seinen Instructionen gemäß seine Untersuchungen beginnen sollte, zurückgeschickt hatten. Am 1 October ließen die Schiffe zu Port Bowen unter 73° 15′ ein, um daselbst zu überwintern. Hier blieben sie bis zum 20 Juli des

*) In Bezug auf Franklin's zweite Reise, die mit Parry's dritter correspondirt, verweisen wir auf unsern im vorigen Jahrgang mitgetheilten Auszug aus dessen Werk.

folgenden Jahrs, wo sie wieder unter Segel gingen. Am 23 August befanden sie sich in der Prinzregenten-Einfahrt unter 72° 30′ und sahen viel freies Wasser vor sich; aber unter dem fast beständigen Kampfe mit dem Eise ward die Furie ans Land geworfen und ging zu Grunde. Dieser Unfall bestimmte Parry zur Rückkehr; er durfte sich nicht der Gefahr aussetzen, auch sein zweites Schiff zu verlieren. Am 10 October traf er auf den Orkneyinseln ein.

(Fortsetzung folgt.)

Spanien zur Zeit der ersten französischen Invasion.

(Schluß.)

Auf dem Ponton Alt-Castilien spielte man zwar nicht Komödie, aber man machte Musik. Ein Oberst der Artillerie, der einige Partituren von Mozart und Cimarosa gerettet hatte, veranstaltete Concerte, in welchen ein vortrefflicher Tenorist sich hervorthat. Dieß war unser Apotheker, Hr. Castil-Blaze.

Bewunderungswürdige Macht der Musik! Die Bewohner des Ponton befanden sich so wohl, daß, als die französische Armee am Ufer erschien, wenige Gefangene sich mit ihr vereinigen wollten. Es scheint unglaublich. Siebenhundert Offiziere von allen Graden versammelten sich in einem Kriegsrathe, und hier zeigte Hr. Castil-Blaze und andere Redner, daß es leicht seyn würde, sich zur Nachtzeit des spanischen Sergeanten und der 15 oder 20 Mann der Wache zu bemächtigen, die Taue abzuhauen, einen günstigen Windstoß zu benützen, und das Fahrzeug an die Küste treiben zu lassen, wo sodann Jeder, der Freiheit wieder gegeben, von Neuem den Kampf beginnen könnte. Allein, wieder Krieg! immer Krieg! Besser Gefangenschaft! So lautete die Antwort der Mehrzahl. Die Aeltesten, die nach dem Grade Vordersten, zeigten sich als die Furchtsamsten. Man sah hier alte Kapitäns mit Ruhe die Zeit berechnen, wo sie sich pensioniren lassen konnten, und es viel bequemer und sicherer finden, diese Zeit auf dem Ponton abzuwarten, als sich aufs Neue den Zufällen des Krieges auszusetzen. Das kann man klug nennen; allein welchen Namen soll man dem Betragen eines Mitgliedes der Majorität geben, das, um neue Vorschläge zu vermeiden, den spanischen Behörden die Häupter des Komplottes verrieth? Jeder Versuch der Entweichung wurde ohne Urtheilsspruch mit Tod bestraft; der Ankläger wußte dieses so gut, als die Minorität, welche nun revoltiren mußte. Ohnerachtet des Widerstands und des Geschreies der großen Dignitarien, hauen die jungen Unterlieutenants die Taue durch, und entwaffnen die Mannschaft der Wache, welche sich in das Gemach ihrer Freunde, der Ober-Offiziere, flüchtet. Hier war, wenn man dem Verfasser Glauben beimessen darf, ein Obrist niedrig genug, die Knie des Sergenten zu umfassen, er warf sich ihm zu Füßen, und bot Alles auf, ihn zu überzeugen, daß er nicht in das Komplott verflochten gewesen. Derselbe Obrist war der Erste, welcher ans Land kam. Er reiste in größter Eile nach Paris, stellte sich dem Kaiser vor, und legte sich den ganzen Ruhm bei, den Ponton gerettet zu haben. Man versichert, Napoleon habe ihm wohlwollend die Hand gereicht und ihm gesagt: „Oberst, ich schätze diese That dem Gewinne einer Schlacht gleich.“ So Viel scheint wahr, daß er den Grad eines Brigade-Generals zur Belohnung erhielt. Was aber Hrn. Castil-Blaze betrifft, der einige Tage später den Ponton Argonaut unter dem Kartätschenfeuer der englischen Eskadre wirklich rettete, so erhielt er nicht allein dafür keine Belohnung, sondern wurde von den Franzosen beinahe eben so übel empfangen, als früher von den Spaniern selbst; er wäre sicher in einer Anstalt für Aussätzige vor Kälte und Hunger umgekommen, hätte nicht ein Grenadier seine Ration und seinen Mantel mit ihm getheilt.

Wir lassen den Herrn Apotheker in Sevilla, ob er uns gleich noch allerliebste Anekdoten zu erzählen hat, und sie sehr gut erzählt, unter Anderm, die Verwirrung an dem Hofe König Josephs, und die ergötzliche Verzweiflung eines reichen Lieferanten, der in der Meinung, Sevilla gehöre nun für immer den Franzosen, den Palast der Inquisition erstanden hatte; wir erlauben uns aber einige allgemeine Bemerkungen beizufügen. Wir hätten namentlich gewünscht, daß, nachdem er der Schönheit der Spanierinnen die verdiente Huldigung dargebracht, er auch ihren Männern hätte Gerechtigkeit angedeihen lassen; wenn er sie eine Race wilder Thiere nennt, so scheint uns dieß ein etwas zu harter Ausdruck. Mit Billigkeit muß man eine Nation beurtheilen, welche es ihrer Regierungsform, ihren Institutionen, ihrer Entfremdung vom übrigen Europa verdankt, daß sie noch im sechzehnten Jahrhundert lebt. Man kann zugeben, daß man nichts Abscheulicheres finden kann, als die Theilnahme des Volkes an den Stiergefechten, nichts Grausameres, als die Freude der Zuschauer, die mit starr auf das leidende Thier gehefteten Blicken, seine Schreie, seine Wunden, die Blutstropfen zu zählen scheinen und bedauern, wenn es endlich unterlegen, wenn es sich nicht mehr sträubt und nicht mehr leidet; allein die Schuld dieser Rohheit liegt an der Regierung, welche die grausamen Spiele begünstigt, welche durch den Anblick der häufigen Hinrichtungen das Volk an Blut gewöhnt und es dadurch seinen wilden Character aus dem Zeitalter der Barbarei nie ablegen läßt. Wenn seine Priester ihm geboten, gegen uns seine Dolche zu brauchen, konnten wir einen Krieg erwarten, wie man ihn in Preußen und Oesterreich führt? Indessen haben die höhern Klassen diese Wuth niemals getheilt, und man muß es von der ersten Versammlung der Cortez rühmen, daß unsere Gefangenen auf den Pontons des barbarischen Spaniens besser behandelt wurden, als auf denen des civilisirten Englands. Hr. Castil-Blaze wirft den Spaniern vor, das Lazareth der Gefangenen in einer gänzlichen Entblößung gelassen zu haben; allein es ist Gebrauch des Landes, in den Spitälern nur Stroh für die Kranken und keine Arzneien zu verbrauchen. Als Hr. Blanqui im J. 1826 das königliche Hospital zu Madrid besuchte, fand er in der Apotheke weder eine Retorte, noch irgend einen Apparat in brauchbarem Zustande; ja der Oberapotheker wußte, ob er gleich auf Klumpen China saß, nicht einmal Etwas von der Existenz des schwefelsauren Chinin's. Einige veraltete Redensarten, die der Verfasser aus den kaiserlichen Bulletin's entnommen hat, können wir nicht umhin, zu rügen. Er mag die Anführer der

Guerillas Brigands nennen, das geht noch an; aber Insurgenten! frei gesagt, waren doch immer wir es, die Händel bei ihnen suchten. Haben sie uns aber wehe gethan, so sind wir durch Ferdinand hinlänglich gerächt. Unsere furchtbarsten Feinde, der Empecinado und so viele andere, die unsere Kugeln verschont hatten, ließ ihr eigener König auf dem Schaffot sterben; lassen wir ihre Leichen ruhen!

Das Cap der guten Hoffnung.

(Schluß.)

Nach einer neueren Bestimmung ist das ganze Gebiet des Caps der guten Hoffnung in zwei Provinzen getheilt worden, von denen die eine unter dem Namen der westlichen Provinz die Districte Cap, Stellenbosch, Swellendam, Worcester mit der Unterdrostei Clanwilliam, die andere unter dem Namen der östlichen Provinz die Districte Graaff Reinet, mit der Unterdrostei Beaufort, Somerset, Albany, Uitenhage und George begreift. Die Ausdehnung der Oberfläche beider Provinzen kann als ziemlich gleich betrachtet werden; die Bevölkerung wird in der westlichen Provinz auf 45,014 Freie, 28,934 Sclaven, zusammen 73,948, in der östlichen auf 39,513 Freie, 6,575 Sclaven, zusammen 46,088 geschäzt. Die Producte der ersteren bestehen hauptsächlich in Getraide und Wein, während die leztere hauptsächlich Waiden für die Rindvieh- und Schafzucht darbietet. Die Capstadt ist, ungeachtet mancher Unbequemlichkeiten ihrer Lage, die Hauptstadt der westlichen Provinz geblieben; der Regierungssiz für die östliche wurde dagegen nach Grahamstown verlegt.

Von den vier Districten der östlichen Provinz enthält der Cap-District, der hauptsächlich Getraide hervorbringt, 8,969 S., von denen 3,699 Sclaven sind. Die Bevölkerung ist hier dichter zusammengedrängt, als in irgend einer anderen Gegend des Landes, und man findet mehrere sehr gut eingerichtete Landgüter. Der District von Stellenbosch hat einen ausgedehnten Flächenraum, auf dem man 16,446 Seelen, darunter 8,699 Sclaven zählt. Hier wird die größte Quantität Wein erzeugt, und zugleich die beste Qualität, außer dem Constantia; die Bevölkerung ist, ungeachtet der Ausdehnung des Districtes, etwas weniger zerstreut, als in den übrigen Districten. Swellenham enthält, mit der aufgehobenen Unterdrostei von Caledon 13,746 S., darunter 3,041 Sclaven. Der District von Worcester, welcher die Unterdrostei Clanwilliam und die Untermagistratur von Tulbagh einschließt, enthält 11,623 S., darunter 4,711 Sclaven.

Die Districte, welche die östliche Provinz bilden, sind die folgenden: Graaff Reinet, mit der Unterdrostei Beaufort und einem Theil von Cradock, ein sehr beträchtlicher District; seine Bevölkerung beläuft sich auf 27,647 Seelen, von denen nur 3,124 Sclaven sin[illegible] In den Gebirgsreihen dieses ausgedehnten Districts wird das [illegible] tvieh gezogen, mit welchem der Markt der Capstadt verseh[illegible] auch das Zugvieh, dessen die Korn- und Weinbauern bedürf[illegible], wird hauptsächlich von hieraus geliefert. Die Viehzüchter haben mit ihren Heerden allmälig den ganzen Lauf des Seekalbflusses bis zu seiner Einmündung in den Orangefluß verfolgt; und es ist bei einer neueren Aufnahme der Grenzen daher ein weit ausgedehnter Landstrich, der sich von dem Winterberge bis zu einer Linie nordwärts vom Sackflusse auf der Westgrenze erstreckt, in den Umfang der Colonie aufgenommen worden. Der District Somerset, der erst in neuerer Zeit aus einem Theil von Graaff Reinet, der Unterdrostei Cradock und einem Theil von Albany gebildet wurde, ist weder besonders ausgedehnt, noch stark bevölkert; er gränzt an jenen Theil des Caffernlandes, wo die feindseligsten Stämme wohnen und zählt nur 538 S., unter denen sich indessen keine Sclaven befinden. Der District Albany hat eine Bevölkerung von 2,707 Personen mit Einbegriff von 400 Sclaven; der von Uitenhage befaßt 8399 Personen, darunter 1132 Sclaven, und der lezte District, der von George, enthält eine Bevölkerung von 6737 Personen, worunter 1919 Sclaven sind.

Nicht unbedeutende Landstriche, die noch keine festen Herren haben, werden von den Districtsbeamten an Menschen verliehen, deren einziges Geschäft darin besteht, einen Theil des Jahrs hindurch Rindvieh oder Schafe zu waiden und mit den Griquas und Bechuanas einen Handel in Feuergewehren und Schießpulver zu treiben, der diese wilden Stämme in den Stand sezt, unter ihren selbstgewählten Führern ein Uebergewicht über ihre entfernteren Brüder zu behaupten und zugleich einen Vertilgungskrieg mit den unglücklichen Buschmännern zu führen, die kein Eigenthum zu verlieren haben und zum Theil daher bereits in Menge ihre Zuflucht in der Colonie suchen mußten, wo sie Bauern, die keine Sclaven besizen, als Arbeiter zugegeben werden.

Man hat den Missionären gestattet, von diesen zerstreuten Waideplätzen aus weit in das Land vorzudringen; und obwohl ihre Bemühungen, die Civilisation zu verbreiten, bisher von geringem Erfolg gewesen sind, so hat ihre Gegenwart doch eine gewisse Achtung vor den Weißen unter den rohen Cafferstämmen hervorgebracht, die für die Folge statt der bisherigen unaufhörlichen Feindseligkeiten auf den Grenzen der Colonie den Anfang eines friedlichen Verkehrs verspricht.

Handel zwischen Neu-Süd-Wales und Neuseeland.

Zwischen Sydney und Sukianga, einem Hafen auf der Küste von Neuseeland, der jener Stadt gerade gegenüber gelegen ist und bei günstigem Wind binnen einer Woche erreicht werden kann, wird ein sehr lebhafter Handel getrieben. Ungefähr fünfzig Engländer sind beständig auf der neuseeländischen Küste beschäftigt, Bretter zu sägen und die Eingebornen in der Schiffsbaukunst zu unterrichten. Dieß ist ohne Zweifel die beste Methode, Wilde zu civilisiren.

The Australian.

Syrische Christen in Ostindien.

Die Zahl der syrischen oder Thomaschristen in Ostindien, welche die Nachkommen jener Hindu sind, die durch den Apostel Thomas bekehrt worden seyn sollen, beträgt gegenwärtig 70,000. Ausführliche Nachricht über die Schicksale dieser Kirchengemeinde von der ersten Ankunft des Apostels (im J. 51 n. Chr.) an bis auf die gegenwärtige Zeit, giebt ein in Indien erschienenes Werk: Memoir of the Syrian Christians, or Christians of St. Thomas by Capt. Swanston.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 86. 27 März 1829.

Tunbuctu.

Von Graberg di Hemsö, schwedischem Consul in Algier.
(Aus dem Januarheft der Antologia von Florenz.)

Während man mit größter Ungeduld dem Berichte der geographischen Gesellschaft in Paris über die Reise des Ritters Caillé nach Tunbuctu und seinen Aufenthalt daselbst entgegensieht; dürften einige Betrachtungen, welche ich während meines langen Aufenthaltes zu Marocco und Tripolis anzustellen Gelegenheit hatte, und die sich mir bei Vergleichung der so verschiedenartigen über jene berühmte und geheimnißvolle Handelsstadt verbreiteten Nachrichten aufdrängten, nicht ohne Interesse für das Publikum seyn.

Vorerst ein paar Worte über die Orthographie des Namens Tunbuctu. Einige neuern Schriftsteller behaupten, die eigentliche Aussprache desselben sey Tin-Buctu; in der Sprache des Landes bedeute nämlich Tin soviel als Wohnung, Aufenthalt; Buctu aber sey der Eigenname einer Frau. Daraus würde folgen, daß es die Residenz einer berühmten Frau gewesen wäre, um welche die Stadt sich allmälig gebildet hätte. Alles dieß kann sehr möglich und sogar wahr seyn; aber unter so manchen maurischen und arabischen Einwohnern des innern Africa, die mir vorgekommen sind, habe ich von Keinem diese mir zum Mindesten sehr gewagt scheinende Behauptung bestätigt gefunden. So viel ist gewiß, daß die Araber jenen Namen seit dem vierzehnten Jahrhundert Tun-buk-tu aussprechen, indem der berühmte africanische Reisende jener Zeit, Mohammed Ibn Batuta, ausdrücklich bemerkt hat, daß die erste Sylbe des Worts aus dem Consonanten Ta, dem Vokal Dhomma (u) und einem ruhenden Nun bestehe, also Tun und nicht Tin laute.

Unter den Nachrichten, welche wir bis jetzt über Tunbuctu erhalten haben, zeichnen sich besonders zwei aus: einmal die von Sidi Hhamed, einem arabischen Kaufmann vom Stamme der Beni-es-Seba'a (Söhne des Löwen) aus Sus-el-aksa, einer an das Kaiserthum Marocco gränzenden Gebirgslandschaft der großen Wüste. Seine Erzählungen wurden von dem nordamericanischen Kapitän James Riley benützt und herausgegeben. Zweitens die von Benjamin Rose, einem americanischen Matrosen, welcher unter dem angenommenen Namen Robert Adams der Lesewelt vor zwölf Jahren als Verfasser einer Beschreibung seines an der östlichen Küste der Sahhara erlittenen Schiffbruches seiner dreijährigen Sclaverei unter den Beduinen, und endlich seines sechsmonatlichen Aufenthaltes in der Stadt Tunbuctu, bekannt geworden ist. Diese beiden Schriften, welche sich zwar in mancher Beziehung an die der Psalmanasar und der Damberger anschließen, liefern demungeachtet einige wichtige Thatsachen, welche in Verbindung mit dem, was wir früher von dieser berühmten Stadt wußten, oder was mittlerweile über sie zu unserer Kenntniß gelangt ist, uns vielleicht in den Stand setzen, den Ethnographen hin und wieder nützliche Fingerzeige zu geben, um sie in ihren Forschungen auf den rechten Weg zu weisen.

Sidi Hhamed sagt, die Stadt Tunbuctu sey fünfmal größer als Suira, eine Stadt in Marocco, welche in Europa unter dem Namen Mogodore bekannt ist, und ihre Bevölkerung sey sechsmal stärker. Nach Berechnung des Kapitän Riley hätte sie daher wenigstens zweihundert sechzehntausend Einwohner; allein seine Berechnungen sind sowohl über Suira, aber über Tunbuctu übertrieben. Dagegen ist die Angabe Grey Jakson's, welcher sonst in seiner Statistik von Marocco die Zahlen eben nicht spart, wenn er die Bevölkerung von Suira nur auf zehntausend festsetzt, wieder zu geringe. Nach Allem, was ich während eines sechsjährigen Aufenthaltes in Marocco von viele Jahre zu Mogodore ansässigen Christen erfahren konnte, glaube ich die Einwohnerzahl letzterer Stadt zu sechzehn, höchstens siebenzehntausend Seelen schätzen zu dürfen. Zugegeben nun, was Sidi Hhamed behauptet, daß Tunbuctu wenigens sechsmal Mehr enthalte, so können wir hier nicht Weniger als hunderttausend annehmen, ungerechnet die sechzehn oder achtzehntausend, welche in Millah, der Vorstadt der Mauren, leben. Wie sollen wir aber diese zahlreiche Bevölkerung mit den von Broussonet dem französischen Institute im Jahre 1798 übergebenen Notizen zusammenreimen, welche er aus dem Munde von Mauren, die mehreremale in Tunbuctu gewesen waren, gesammelt hatte, und wornach diese Stadt nicht größer wäre, als Tetuan in Marocco, und höchstens zehntausend Einwohner hätte? Ich kann nicht umhin, eines sonderbaren Bildes zu erwähnen, unter welchem einige Araber meinem gelehrten Freunde, dem Herrn von Lesseps, jetzigem französischen Konsul zu Tunis, Tunbuctu schilderten. Um nämlich mit einem Zuge, und in der den Arabern eigenen Bildersprache, die Unregelmäßigkeit der dortigen Bauart zu bezeichnen, sagten sie:

„Nehmt einen Haufen Hütten in die Hand, werft sie in die Luft, laßt sie wieder herabfallen, und ihr seht Tunbuctu."

Alle älteren Nachrichten stimmen darin überein, daß Tunbuctu wenigstens vor dem Jahre 1800 zu dem Reich des Königs vom Bambara gehörte, der in Dschenni residirte, dessen eigentliche Hauptstadt aber Sego war. Dagegen spricht Sidi Hhamed von einem unabhängigen Fürsten, welcher sein Volk mehr als liebender Vater, denn als unumschränkter Monarch zu regieren scheine. Ich muß gestehen, daß diese seine Versicherung einen neuen Grad von Glaubwürdigkeit durch das Tagebuch Isaak's, des Gefährten des unglücklichen Mungo Park, gewinnt, wonach die Unterthanen des Königs von Tunbuctu im Jahre 1810 zwei Karawanen von Bambara angegriffen und geplündert hätten. Auch der oben angeführte Robert Adams gedenkt eines Krieges zwischen Bombara und Tunbuctu: Beweis genug, daß diese beiden Staaten von einander unabhängig waren.

Was jedoch in Sidi Hhamed's Berichte unbegreiflich erscheint, ist das Nichterwähnen der kleinen Stadt Cabra am Fluß Dscholiba, dem Nil der Neger, welche seit vielen Jahrhunderten, so wie noch gegenwärtig, als Hafen und Waarenplatz für den Handel der Hauptstadt dient. Während nach allen ältern Nachrichten Tunbuctu vier Meilen nördlich von dem Ueberschwemmungsgebiete des Flusses liegt, wäre nach Sidi Hhamed diese Entfernung so geringe, daß die Mauren in weniger als einer Stunde sich von der Stadt an den Fluß begeben könnten, um daselbst ihre Kamele zu tränken. Dieß scheint auch nach Caillés Bericht wirklich der Fall zu seyn. Nach den allerältesten Ueberlieferungen läge Tunbuctu an einem andern Flusse, welcher von Nordwest käme und in den Dscholiba sich ergöße; und Sidi Hhamed selbst versichert in seiner ersten Reise, daß ein solcher Fluß die Mauern Tunbuctus von der Abendseite bespüle, der während seiner Anwesenheit aber gänzlich ausgetrocknet gewesen sey. Die einzige Spur jedoch, in welcher man etwa Cabra erkennen könnte, ist, wenn er bei Gelegenheit seiner Abreise nach Wassanar sagt, die Karawane habe nach zweistündigem Marsche an einem armen aus Schilfrohr erbauten und mit Schlamm bedeckten Dorfe an demselben Flusse, welchen er schon zu Wabilt getroffen, Halt gemacht. Er nennt diesen Fluß Zolibib; ein sichtlich verdorbenes Wort von Dscholiba, Dschulibi, welches in der Volkssprache Nigriziens dieselbe Bedeutung hat, wie das arabische Wort bahbar, d. h. eine große Masse Wassers. Allein weder seine Beschreibung von diesem Dorfe, noch dessen Entfernung von der Hauptstadt entspricht dem, was wir aus andern Quellen von Cabra wissen.

An einem andern Orte versichert Sidi Hhamed, die Stadt Tunbuctu sey mit starken steinernen Mauern umgeben, und diese mittelst eines harten Mörtels von Thon zusammengefügt. Diese Behauptung läuft aber alle dem, was wir bisher gewußt, besonders aber der Aussage des Reisenden Abd-es-Salâm Schabini in seinem von Jaksen herausgegebenen Journale, so wie dem, was dieser letztere selbst in Mogodore von allen maurischen Kaufleuten, welche mehrere Jahre in Tunbuctu verweilt hatten, gehört haben will, gerade entgegen. Alle diese stimmen darin überein, daß die Stadt bei einem Umfang von guten zwölf Meilen keine Einfassung irgend einer Art besitze. Es ist in der That ermüdend, auf solche Weise in der Finsterniß und Verwirrung über eine Gegend herumtappen zu müssen, mit welcher die Karthager bereits zu Herodots Zeiten in unausgesetztem Handel und Verkehr gestanden waren.

(Schluß folgt.)

Die ungesunde Luft Roms.

(Fortsetzung.)

Vielleicht besitzt die Luft Roms außer dem allgemeinen Character der italienischen Luft noch eine oder die andere Eigenthümlichkeit, welche ihm von seiner Lage mitgetheilt wird: nicht unmöglich ist zum Beispiel, daß sie durch die eilf Hügel wie durch eben so viele offene Schlünde wehend die schneidende Schärfe der Zugluft um so mehr annimmt, als ihr schon die entferntеr liegenden Berge (zunächst der albanische und hinter diesem, im Halbkreise herum, die große Bergkette, in Südost mit den volskischen anfangend und im Nordosten mit den sabinischen Bergen endend) eine raschere Bewegung mitgetheilt haben. Auf diese Weise erklärt sich nicht allein der stete und häufig wechselnde Wind, sondern auch die große Veränderlichkeit der Atmosphäre in Rom. Schon von vorn herein läßt sich annehmen, daß dieser Zustand der Luft, obgleich nicht unmittelbar, sondern bedingungsweise, nachtheilig auf die Constitution einwirken, daß insbesondere die Brust davon leiden müsse. So wird z. B. in Rom allgemein angenommen, daß alle Arten von Schwindsucht nicht allein einen bösartigen Charakter entwickeln, sondern auch durch Berührung des Kranken, ja sogar seiner mittelbaren und unmittelbaren Umgebungen, selbst nach seinem Tode noch, ansteckend seyen. Einem strengen Polizeigesetze zu Folge müssen alle nachgelassenen Effecten eines an der Auszehrung Verstorbenen vernichtet, und die Wände des Zimmers, worin er gelegen, abgestoßen und hernach mit frischem Kalke überzogen werden. Unter diesen Voraussetzungen ist es nicht unmöglich, daß, wie die hiesigen Aerzte sagen, in Rom weniger Brustkranke genesen, als an andern Orten, obgleich eine solche Behauptung zu viele Beobachtungen von zu verschiedener Natur voraussetzt, als daß ihr ohne Weiters die mathematische Evidenz zugestanden werden könnte. Ausgemacht ist, daß die Schwindsucht bei den untersten Volksklassen gerade den gefährlichsten Charakter hat, daß folglich die Schwierigkeit ihrer Heilung nicht absolut ist, sondern von Bedingungen abhängt. Welche diese sind, werden wir weiter unten sehen.

Außer den verschiedenen Arten von Brustkrankheiten gehen hier besonders die Fieber im Schwunge. Während zur Erzeugung jener eine körperliche Anlage vorausgesetzt wird, welche von der ungesunden Luft vermehrt und in den meisten Fällen lebensgefährlich gemacht wird, sollen die Fieber, nicht allein nach dem Glauben des Pöbels, sondern selbst der Aerzte, ein unmittelbares Erzeugniß der aria cattiva seyn. Wer aber ist denselben am Meisten, um nicht zu sagen, ausschließlich ausgesetzt? Wiederum die untere Classe und ins Besondere alle diejenigen Individuen, welche auf dem Felde oder sonst im Freien arbeiten, ein Beweis, daß gleich den Brustkrankheiten, auch die

Fieber, troß der herrschenden Meinung, durch Bedingungen die von der Luft unabhängig sind, bestimmt werden. Um diese gehörig nachzuweisen, muß ich mich in eine oberflächliche Schilderung der poysischen Lebensordnung der hiesigen untersten Volksklasse einlassen. Der hervorstechendste Charakter derselben, besonders derjenigen Menschen, welche aus den Marken nach Rom kommen, um hier die niedrigsten Feld-, Garten- und Weinbergsarbeiten, mit denen sich in der Regel kein geborner Römer befaßt, zu versehen, ist höchste Sparsamkeit, ja der allerschmutzigste Geiz (?), der sich irgend denken läßt: sie leben von Nichts, als von Wasser und Brod, im eigentlichsten, strengsten Verstande, ohne je einen Bissen Fleisch, oder einen Tropfen Wein über ihre Zunge kommen zu lassen. Sonntags höchstens essen sie für anderthalb oder zwei Bajocchi Nudeln, (paste) in Wasser gekocht, und ihr Nachtqartier finden sie acht Monate im Jahre auf den öffentlichen Plätzen, auf den Stufen der Kirchen u. s. w., wo sie sich wie die Häringe auf- und nebeneinander schichten, um in ihrer eignen Wärme zu schmoren, die übrige Zeit in dazu bestimmten Schlafhäusern, für einen Bajocco auf der Erde, für zwei auf Stroh und für drei, neben einem halben Dutzend Anderer, in einem Bette ohne Betten, aber mit einem Strohsacke. Ihr einziger Genuß besteht darin, in die Heimat, wohin sie jeden Monat gehen, eine möglichst große Ersparniß mit sich zu nehmen. Zu diesem gränzenlos armseligen Leben, bei welchem man kaum begreift, wie die Maschine auch nur die allernothwendigsten Elemente zu ihrer Fortdauer empfängt, kommt die närrische, aber höchst verderbliche Sitte, stets mit völlig offener Brust und bloßen Füßen zu gehen, dagegen aber den Kopf zwiefach, mit Mütze und Hut, zu bedecken. Nun denke man sich diese Menschen, in der Hitze und bei ihrer anstrengenden Beschäftigung, stets im Schweiß gebadet, die Poren der offenen Brust der Einwirkung der Luft ausgesetzt, besonders aber während der Ruhestunden unter dem ersten besten Gebüsch schlafend, vom Winde durchweht, und Niemand wird mehr daran zweifeln, daß alle diese Ursachen schon an sich selbst die einzige und ohnfehlbare Veranlassung zu den Fiebern werden, ja daß die hiesige Luft nicht allein nicht ungesund, sondern sogar vortrefflich seyn müsse, weil sonst jene Menschen nicht mit bloßen Fiebern abkommen, sondern ihre Unvorsichtigkeit mit dem Leben büßen würden. So die Feldarbeiter. Unter den Römern entstehen die Brustkrankheiten und Fieber, obgleich in minderer Anzahl, wenn nicht auf demselben, doch auf einem ähnlichen Wege, und stets wie schon angemerkt, im umgekehrten Verhältnisse mit ihren Vermögensumständen. Es ist vielleicht kein Mensch auf der Erde, der eine ängstlichere Sorge für die Erhaltung seiner Gesundheit trüge, als der Römer. Die höheren Stände ausgenommen entblößt kein hiesiger Einwohner den Kopf, nicht einmal im verschlossenen Zimmer, besonders in der heißen Jahreszeit nicht. Im Schauspielhause, oder wo es sonst nicht erlaubt ist, den Hut auf dem Kopfe zu behalten, wie, z. B. in der Kirche, wird das beliebte schwarze, oft auch rothe Käppchen, und von der untern Klasse eine weiße baumwollene Mütze aufgesetzt, denn weder das Käppchen noch die Mütze zählt für eine Kopfbedeckung: eine Eigenheit, welche den Ausländern, besonders in der Kirche, höchst auffallend ist. In den drei heißen Monaten, oder auch zu jeder andern Zeit, wenn sich irgend Dünste oder Nebel verspüren lassen, geht Alles mit verstopftem Munde, die Sonne wird selbst im Winter geflohen, und beim geringsten Nordwinde der Mantel umgehängt, der Regen endlich bis zu dem höchsten Grad gefürchtet, so daß (ohne Uebertreibung gesagt) Niemand ohne Regenschirm ausgeht, wenn sich auch nur das geringste Wölkchen am Himmel zeigt. Der Regenschirm ist ein so unerläßliches Möbel, daß selbst der armseligste Burino, *) den der Tod auf der Zunge zu keiner Ausgabe von einigen Bajocchi für eine Foglietta Wein verleiten würde, gleich von der Ersparniß der ersten Monate einen Scudo wegwirft, um einen Schirm von Wachsleinwand zu kaufen.

Bis zu welchem Grade die sogenannte ungesunde Luft geflohen wird, ist oben gesagt worden. Nächst ihr werden die Gerüche am Meisten vermieden, besonders die Pflanzen- und die künstlichen Wohlgerüche, wobei aber so viele Widersprüche mitunter laufen, daß man nicht weiß, wo man ihren Vereinigungspunkt suchen soll. Während z. B. eine Rose, ein Tröpfchen kölnisches Wasser, der Geruch von gebranntem Kaffe, eine mit Leimfarbe angestrichene Hausthüre **) oder dergleichen den unfehlbaren Nervenschlag befürchten lassen, erträgt man (selbst bis zu den höheren Ständen hinauf) den Geruch der Nachtgeschirre, der Hunde, der Hökerbuden, besonders der über allen Begriff schmutzigen Hauseingänge mit unbegreiflichem Gleichmuthe. Wer sollte es glauben, daß Leute, welche auf der einen Seite die Sorge für ihre Gesundheit bis zu einem so hohen Grade treiben, auf der andern eine der allernothwendigsten Maßregeln zur Erhaltung derselben unbeachtet lassen: ich meine die, sich besonders schwitzend, nicht der Zugluft auszusetzen? Und doch ist Nichts gewöhnlicher: kein Römer dauert, zumal im Winter, wenn der Himmel heiter ist, in einem Zimmer aus, in welchem keine Zugluft wäre. Friert ihn; so zieht er sich entweder desto wärmer an, oder er nimmt, was am Häufigsten ist, zum Kohlentopfe, (scaldino) den er auf jedem Tritt und Schritt mit sich führt ***), oder zum großen Kohlenfeuer (Focone, in einem kupfernen Becken), welches er in's Zimmer stellt, seine Zuflucht; aber Thüre und Fenster werden nichts desto weniger geöffnet. Die Tollheit (ich

*) Burini heißen die oberwähnten Bauern aus den Marken, welche den Römern die Feld-, Garten- und Weinbergsarbeit versehen. Diese Benennung ist uralt, doch habe ich von Niemanden über die Etymologie derselben Aufschluß erhalten können. Ich bin daher nicht angestanden, sie in meiner Abstammung der deutschen Sprache aus der ältern Italienischen (S. Morgenblatt, v. J. Nr 182) von buro (Pflugsterzel), und davon wieder das plattdeutsche Wort Bur (hochdeutsch Bauer) abzuleiten. Letzteres käme also nicht von Bauen und müßte daher nicht Bauer, sondern Baur geschrieben werden.

**) Wo eine Sechswöchnerin in der Nähe liegt, darf kein Hauswirth sein Haus anstreichen, kein Kaffewirth auf der Gasse Kaffe brennen.

***) Einen Kohlentopf nicht allein im Hause, sondern auch auf der Straße, in den Händen zu tragen, ist, wie ich schon öfter angeführt habe, eine so allgemein verbreitete Sitte in Rom, daß sie nur die höheren Stände nicht mitmachen.

kann mich wirklich, um die Sache gehörig zu bezeichnen, keines gemäßigtern Ausdrucks bedienen), sich der Zugluft auszusetzen, ist so groß, daß Menschen, welche nicht im Stande sind, nur wenige Minuten ohne Kopfbedeckung zuzubringen, sich gegen Abend beim Nachhausekommen, bis auf's Hemd entkleiden, und von Schweiß triefend, zwischen die offenen Fenster und Thüren stellen. Gewohnheiten, welche so tief, wie diese, in das physische Leben eingewurzelt sind, können kein Erzeugniß des Zufalls, oder der Laune, noch weniger der Mode seyn, sondern es muß ihnen ein geistiger Zweck, wenn auch nur ein Vorurtheil zum Grunde liegen. Diesen geistigen Zweck habe ich in der Liebe der Römer zur Zugluft gesucht und keinen andern gefunden, als das ihnen unbewußte Bestreben, sich durch letztere gegen die aria cattiva zu schützen, weil, nach der allgemein herrschenden Meinung, jede eingeschlossene Luft ungesund ist, und nur dadurch, daß man sie in Bewegung setzt, ihrer schädlichen Miasmen entledigt werden kann. Dieser Zweck stände aber schon durch das Oeffnen der Fenster zu erreichen, ohne die Wohlthat der freien Luft durch die Zugluft aufzuheben, und sie noch schädlicher, als die eingeschlossene zu machen. Denn daß die Zugluft die verderblichsten Folgen auf den Körper hervorbringt — weil sie, gleich zweien streitenden Potenzen, welche den dritten, zwischen ihnen befindlichen Körper um desto sicherer aufreiben, als dieser nach keiner Seite ausweichen kann — den Trocknungsprozeß zu schleunig bewerkstelligt, bedarf keines Beweises: kein Vogel, kein Gewächs dauert in der Zugluft aus. Meiner innigsten Ueberzeugung nach sind daher die hiesigen Fieber kein Erzeugniß der ungesunden, sondern der Zugluft, der sich die Römer, besonders die unteren Klassen, mit offener, schwitzender Brust aussetzen. Allerdings möchten sich die Folgen mehr oder minder schädlich zeigen, je mehr oder minder stark die Constitution des Körpers im Allgemeinen, und der Brust im Besondern, ist; aber in gleichem Grade wohlthätig, wie die freie Luft, wird die Zugluft selbst auf die gesundeste Brust nicht wirken.

(Fortsetzung folgt.)

Macao und Canton.

Die einzigen Puncte der ausgedehnten chinesischen Küste, zu denen Fremden der Zugang gestattet ist, sind — da der in diesen Blättern bereits erwähnte Hafen Emuy beinahe gar nicht mehr besucht wird — die beiden Städte Macao und Canton, von denen die Herren Tyerman und Bennel, die von der Londoner Missionsgesellschaft vor Kurzem nach dem Orient gesandt wurden, folgende Beschreibung geben, die wir aus den Verhandlungen der Gesellschaft (Transactions of the London Missionary Society) entlehnen.

Die Insel oder vielmehr Halbinsel Macao, welche ungefähr sechs engl. Meilen im Umfang hat, ist ein bloßer Fels von außerordentlich dürrem und unfruchtbarem Aussehen. Sie enthält 45,000 Einw., von denen 40,000 Chinesen sind, die hauptsächlich in der Stadt Macao leben. Der Rest der Bevölkerung besteht aus Portugiesen und einer geringen Anzahl Engländer. Das Clima ist vortrefflich, die Atmosphäre gesund und die Hitze auf keine Weise drückend. Man findet mehrere chinesische Tempel auf der Insel, dreizehn römisch-katholische Kirchen und Kapellen, zu denen ungefähr 100 Geistliche und kirchliche Beamte gehören, und eine kleine englische protestantische Kirche, die von der ostindischen Compagnie erbaut worden ist.

Die Entfernung von Macao und Canton beträgt ungefähr 100 engl. Meilen, die in großen Booten auf den Flüssen und Canälen zurückgelegt werden, welche das ganze dazwischen liegende Land vielfach durchschneiden. An den Ufern der Flüsse, die überall mit Booten dicht bedeckt sind, liegen mehrere große und volkreiche Städte. Die Hügel in der Ferne scheinen kahl und unangebaut, während das niedere Land ungemein fruchtbar und mit Reis, Zuckerrohr rc. angebaut ist. Auf mehreren dieser Hügel stehen Pagoden, die der Landschaft einen sehr malerischen Character geben.

Canton zählt an 80,000 Einw. mit Einschluß derjenigen, welche beständig in ihren Booten auf dem Wasser leben. Es erstreckt sich ungefähr fünf engl. Meilen an dem Ufer des Flusses hinauf und beinahe drei Meilen in der entgegengesetzten Richtung (in the opposite direction, d. i. in der Breite). Die Häuser sind klein und die Straßen, die immer gedrängt voll Menschen sind, sehr eng, aber reinlich und gut gepflastert. Die Thätigkeit, die in Canton herrscht, ist außerordentlich. Alles ist in dieser ungeheuren Stadt in Bewegung, doch sieht man überall die bewunderungswürdigste Ordnung. Die Kaufmannsläden sind zum Theil sehr hübsch, und die Magazine der Hong-Kaufleute *) sind prächtige Etablissemens. Die Factoreien, welche der ostindischen Compagnie und mehreren Handlungshäusern gehören, sind Gebäude von bedeutender Größe, obwohl sie sämmtlich auf einen Raum an dem Ufer des Flusses beschränkt sind, der nicht mehr als eine Viertelquadratmeile beträgt.

Auf der Insel Haunan, gerade der Stadt gegenüber, ist einer der ältesten und größten Tempel in China, bei dem gegen 100 Priester angestellt sind. In einer besonderen Abtheilung desselben werden zwölf heilige Böcke unterhalten, die von ausgezeichneter Größe sind und mit vieler Sorgfalt gepflegt werden. Einige von ihnen sollen bereits siebenzig bis achtzig Jahr alt seyn. In diesem Tempel durfte Lord Amherst, zur Zeit seiner Mission an den chinesischen Hof, seinen Aufenthalt nehmen.

In dem Hause eines jeden Chinesen und in jedem Kaufladen findet sich der Thür gegenüber eine besondere Abtheilung, die zum Behuf des buddhistischen Götterdienstes mit Kerzen und Weihrauch ausgestattet ist; und des Abends sieht man vor den Thüren der meisten Häuser gleichfalls zu Ehren der Götter Stecken mit Weihrauch brennen. Oft sieht man auch wohl die Thüren und Fenster geöffnet und den Hausherrn vor seinen Götzen niedergeworfen heiliges Papier anzünden und Raketen loslassen, was ihrer Meinung nach den Göttern zu besonderem Vergnügen gereicht.

Nur an den Orten, wo die ostindische Compagnie Factoreien hat, d. i. nur zu Canton und Macao, können Missionäre mit Sicherheit bestehen. Zu Peking wurde erst vor wenigen Jahren ein Jesuit enthauptet, weil er einige Bekehrungsversuche gemacht hatte, und ein anderer wurde nach Macao verwiesen, bloß weil man ihm Schuld gab, mit jenem in Briefwechsel gestanden zu haben. Beide hatten lange unter dem Schutze der Regierung in Peking gelebt.

*) Hong-merchants, die Gesellschaft chinesischer Kaufleute zu Canton, welche das Privilegium besitzt, ausschließlich mit den Fremden Handel zu treiben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 87. 28 März 1829.

Die Juden in Rußland.

Ansäßige Juden giebt es in Rußland bloß in den ehemaligen polnischen Provinzen, namentlich in den Gouvernemens Wilno, Grodno, Minsk, Kiew, Volhynien, Witepsk, Mohilew, Curland, Beßarabien und dem Bialistocker Kreis. Der Dniepr und die Düna bilden gewissermaßen die Gränze, die sie nicht überschreiten dürfen. Diejenigen, welche sich in Alt-Rußland aufhalten wollen, dürfen daselbst keine Art von Handel, sondern bloß Handwerke treiben, sie werden nur als Gäste betrachtet, entrichten auch ihre Abgaben in ihrer Heimat und müssen sich deshalb jährlich von ihrer dortigen Obrigkeit einen neuen Paß ausstellen lassen. Ihre Gesammtzahl kann man ohne Uebertreibung auf zwei und eine halbe Millionen anschlagen. Jedoch ist diese Angabe sehr unsicher. Die Zählung geschieht durch ihre eigenen jüdischen Vorgesetzte, und da sie der Krone eine Kopfsteuer entrichten müssen, so sind die eingereihten Listen nicht selten verfälscht. — Der Einfluß, den sie auf den Wohlstand, die Moralität und die Cultur der von ihnen bewohnten Gouvernemens üben, macht sie zu einem Gegenstande ernsthafter Betrachtung. Die Russen und Polen haben, troz der vielfachen Hemmungen, große Fortschritte zum Bessern gemacht und nähern sich mit mächtigen Schritten der Bildung der westlichen Völker, während die Juden unter ihnen, wenige Veränderungen, die das Bedürfniß erzeugt hat, abgerechnet, in allen sittlichen, politischen und bürgerlichen Beziehungen im Wesentlichen das geblieben sind, was sie vor Jahrhunderten waren.

Die Hauptzüge ihres Characters sind Stolz und Eitelkeit, Geiz und Habsucht, Rachsucht und Hinterlist, grobe Unwissenheit und Aberglauben, Verachtung aller andern Völker, eigensinniges Kleben am Alten Hergebrachten, Abscheu gegen jedes Streben nach Entwicklung und Ausbildung und strenge Pünktlichkeit in Befolgung des Buchstabens ihrer Gesetze. — Ihre Kinder werden schon im dritten und vierten Jahre im Schreiben und Lesen unterrichtet. Wenn aber der junge Hebräer einige Bücher, die Auszüge aus dem Talmud enthalten, fertig ablesen kann, so ist sein Unterricht beendet, und der Vater führt ihn in das Geschäftsleben ein. Ihre Sprache ist altdeutsch, vermengt mit verstümmelten hebräischen, russischen und polnischen Wörtern; so ist auch die Schriftsprache, in der die wenigen Bücher, welche sie haben, geschrieben sind. In Schrift und Druck bedienen sie sich der hebräischen Buchstaben. Die Schullehrer des Landes sind arme Leute, deren ganze Gelehrsamkeit in Lesen und Schreiben besteht und die, wie sie sich selbst ausdrücken, zu dumm sind, um ein anderes Geschäft zu übernehmen. Statt einer Besoldung genießen sie bei den Eltern ihrer Schüler abwechslungsweise freien Tisch. Selbst bei ihren gelehrten Rabbis darf man keine andere Kenntniße suchen, als die, welche sie aus dem Talmud schöpfen. Ihre religiösen Formen beobachten sie mit unerläßlicher Strenge. Am frühen Morgen stecken sie ihre Hände ins Wasser, um sich zu reinigen. Dann gehen sie in die Synagoge, von ihnen gewöhnlich Schule genannt, und beten dort. Auf dem Kopfe befestigen sie während des Gottesdienstes eine schwarze Kapsel, in welcher sich die auf einem kleinen Pergament geschriebenen zehn Gebote befinden. Von dieser Kapsel fällt ein langer lederner Riemen herab, den sie sich während des Betens um den entblößten Arm wickeln. Ueber Schultern und Kopf hängen sie ein weißes, blaugestreiftes Tuch, welches sie Taller nennen. Dieser Taller und die Kapsel mit dem Gesetze sind das Geschenk, das jede Braut ihrem Manne zubringen muß. In neuerer Zeit haben sich dort zwei verschiedene Sekten gebildet, deren hauptsächlicher Unterschied darauf hinausläuft, daß die Altgläubigen still beten und murmeln, die Libawiczer aber ihre Andachtsübungen herschreien und hersingen und dazu mit den Händen und Füßen den Takt angeben. Diese leztern haben ihren Namen von dem Flecken Libawicz im Mohilewschen Gouvernement, woselbst ein Rabbi ihren Gottesdienst zuerst einführte. Wie sehr die Juden sich an das bloße Wort halten, beweist auch diese Sekte. Sie sagen nämlich, es sey ihnen befohlen, Gott mit Gefühl und Rührung anzubeten: deshalb sey das stille Beten gegen das Gesetz, und sie müssen schreien, um ihr Gefühl zu zeigen, und sich dabei mit Händen und Füßen rühren! Sie hegen noch immer die Hoffnung, daß sie wieder einmal in Jerusalem vereinigt werden würden. Mehrere von ihnen machen im spätesten Alter die Reise dorthin, um in der Erde ihrer Väter zu ruhen. Auch geht unter ihnen die allgemein verbreitete Sage, daß zehn ihrer Stämme zu Schiffe ausgewandert, und nach entfernten südwestlichen Ländern verschlagen worden wären, die dort noch jezt ein mächtiges Volk bildeten und einst zurückkehren würden, um das Reich Gottes wieder herzustellen.

Ihre Kinder verheirathen sie gewöhnlich schon im zehnten, öfters schon im siebenten und achten Jahre. Bei dem Abschluß der Ehe haben nur die Eltern eine Stimme, und berechnen bloß die pecuniären Vortheile, die aus der Verbindung entspringen sollen. Dennoch ist Untreue bei ihnen etwas Seltenes. Gegen Arme sind sie wohlthätig, aber nicht aus Mitleiden, sondern weil das Gesetz es befiehlt. Sie geben daher mit Murren, mit Prahlerei und mit Demüthigung des Empfängers.

Vor einigen Jahren wollte die Regierung den schädlichen Einfluß der Juden auf den Wohlstand des Landes mit einem Male unterdrücken. Eine Menge von Verordnungen wurden erlassen, wodurch jedoch das Land Nichts gewann und nur Tausende von Juden in Noth und Elend geriethen. Man scheint endlich aber eingesehen zu haben, daß gewaltsame Maßregeln gegen verjährte Uebel nur zerstörend auf das Ganze wirken, besonders bei Uebeln, von welchen der Grund in tiefer liegenden Ursachen zu suchen ist. So lange die Regierung nicht Mittel findet, eine moralisch-religiöse Wiedergeburt der Juden zu Stande zu bringen, so dürfte sie nicht so leicht eine Verbesserung ihrer bürgerlichen Verhältnisse mit Glück versuchen.

Es war also nur eine vorübergehende Erschütterung, welche der gesellschaftliche Zustand der Juden durch jene gewaltsamen Maßregeln erlitten hat. Im Allgemeinen ist Alles beim Alten geblieben. Handelschaft, Krämerei, Gastwirthschaft, Brandtweinschank, Brennereien, Siedereien, Melkereien, Handwerke, Manufakturen — dieß waren und sind hauptsächlich die Erwerbszweige ihrer Industrie, mögen sie nun in geschlossener Gemeinde leben, wie dieß in den Städten und Marktflecken der Fall ist, oder in einzelnen Familien auf den Dörfern, auf Pachtgütern, in Schenken und Gasthäusern an den Landstraßen u. s. w. Der Handel der oben genannten Provinzen liegt fast gänzlich in den Händen der Juden. Die Erzeugnisse dieser Gegenden bestehen in Holz, Theer, Hanf, Flachs, Honig, Leinwand, Branntwein und Getreide. Diese Artikel werden theils von den Bauern zu Markte gebracht und dort von den Juden aufgekauft, theils gelangen sie aus den Händen der Gutsbesitzer unmittelbar an die Juden. Ein solcher Markt bietet einen interessanten Anblick dar. Vor allen Thüren ihrer Häuser, die beinahe ohne Ausnahme auch Schenken sind, sieht man die Juden mit gefüllten Branntweinflaschen auf ihre Beute lauern. Der Bauer trägt oder fährt seine Waare vorbei. Der Jude grüßt ihn höflich mit der Anrede mos pani (mein Herr), was dem eiteln Polen schmeichelt, dann bittet er ihn auf ein Glas Branntwein in seine Stube. Der Jude trinkt auf die Gesundheit des Polen. Nachdem drei bis vier große Gläser geleert sind, fängt der Handel an, der Rest des Kaufpreises wird in Branntwein entrichtet, und der betrogene Bauer sinnlos von der halbbetrunkenen Frau oder andern Angehörigen nach Hause geschleppt. Nicht selten schachert der Jude dem Bauer schon im Voraus die künftige Ernte, das kommende Vieh, und alle zu erwartenden Erzeugnisse durch offenen Credit auf seinen Branntwein ab. Auf diese Art eignet er sich alle Producte des Landmanns zu, verkauft einen Theil wieder in seinem Bezirke, und überläßt den Rest den jüdischen Großhändlern, die denselben in entferntere Gegenden versenden. — Dem Gutsbesitzer selbst geht es nicht viel besser. Die Zeit der Ernte, des Holzschlags rc. ist gekommen; da erscheint der Jude, benützt, mit Hülfe der Verwalter, die Geldverlegenheit des gnädigen Herrn, kauft in Bausch und Bogen, und zahlt einen Theil baar und den Rest später in Weinen und Galanteriewaaren, die größtentheils eingeschwärzt sind. Die rohen Producte, die sie auf diese Weise an sich bringen, führen sie dann nach Königsberg, Memel, Riga, Cherson, Nicolajew und Odessa, und kehren von dort mit Manufaktur- und Fabrikwaaren aller Art, besonders aber Wein, Kaffe und Zucker zurück, womit sie denn das ganze Land versorgen. Nimmt man einige der weniger einträglichen Gewerbe aus, so monopolisiren sie auch in diesem Gebiet: sie sind Schneider, Schuster, Blechschmide, Zinngießer, Gold- und Silberarbeiter und Sticker, Buchbinder, Regenschirmfabrikanten und Uhrmacher. Derselbe Fall ist es mit der Gastwirthschaft. Die wenigen größern Städte etwa abgerechnet, ist man überall, namentlich in den einzelnen Wirthshäusern an den Landstraßen, der Diskretion der Juden Preis gegeben. Selten findet der Reisende daselbst Mehr als Milch, schlechtes Brod, Fisch, schwaches Bier, stinkenden Branntwein und einen Strohsack zum Nachtlager. Auf Curland, wo die Juden schon mehr deutsch gebildet sind, haben diese Bemerkungen keinen Bezug. So findet man auch in den südwestlichen Provinzen, vom Gouvernement Kiew bis in Volhynien, bessere Bewirthung bei den Juden. — In der neuesten Zeit haben mehrere reiche Juden angefangen, allerlei Manufakturen anzulegen, ohne daß sie jedoch, wie es scheint, einen eigentlichen Begriff von solchen Anstalten hätten. Sie geben bloß das Geld her, bedienen sich fremder, vorzüglich deutscher Arbeiter, und benützen die Konjunkturen, die ihnen augenblicklich das russische Prohibitivsystem eröffnet. — Dieses unglückselige System, welches für ein stark bevölkertes Land eben so passend ist, als es ein Land ruiniren muß, das auf den freien Absatz der Erzeugnisse seines reichhaltigen Bodens angewiesen ist, hat bereits die allgemeinste Armuth in Rußland erzeugt und wird das Land in immer tieferes Elend stürzen. Da es aber nicht wahrscheinlich ist, daß ein solches System Bestand haben kann, so sind alle ihre Manufaktur- und Fabrikanstalten auch nur für den Augenblick berechnet, und sie versichern sich dadurch eines Erfolgs, dessen solidere, aber eben deswegen auch kostbarere Unternehmungen sich nicht erfreuen, die nur mit unglaublichen Opfern, welche die Regierung bringen muß, aufrecht erhalten werden. Noch müssen wir einer eigenthümlichen Erwerbsquelle der russisch-polnischen Juden gedenken, der Factorei. Unter einem Factor in diesen Gegenden, so wie auch in ganz Polen, versteht man nämlich einen jüdischen Agenten, der die Bezahlung jedes ihm übertragenen Geschäfts besorgt. Der Verkauf von Herrschaften, Gütern, Häusern und Producten aller Art, die Besorgung aller Geldgeschäfte auf Wechsel und Pfand, die Vermittlung von geheimen Liebesintriguen, und endlich das Putzen der Kleider und Stiefeln der Fremden, Alles ist dem jüdischen Factor überlassen. Mit einem Worte, der jüdische Factor ist Agent, Mäkler, Kuppler und Lohndiener. In jedem Vorzimmer eines Edelmanns oder Landbesitzers befinden sich ein oder mehrere solcher Factoren;

das gehört dort gleichsam zum Ton. Aber auch der Bauer läuft zum Faktor und verlangt und erhält von ihm jüdische Hülfe. —

In Rücksicht ihrer öffentlichen Verhältnisse bilden die Juden in Rußland einen eigenen Staat. Jede Gemeinde hat drei aus den angesehensten und reichsten Gliedern erwählte Vorsteher, die Kahalis genannt werden. Diese vertheilen und empfangen die Abgaben, sind Vertreter ihrer Gemeinden bei den kaiserlichen Obrigkeiten, besorgen alle innere Polizei selbst, und leisten den Regierungs-Beamten in allen Stücken hülfreiche Hand. In allen Herzens- und Gewissensangelegenheiten entscheiden die Rabbis nach dem Talmud. An diese wenden sich die streitenden Parteien zuerst. Werden sie hier nicht einig, dann werden die Kahalis angerufen, und können auch diese keinen Vergleich zu Stande bringen, dann erst darf der Streit den ordentlichen Gerichten des Landes zur Entscheidung vorgelegt werden. In Streitigkeiten mit Christen wissen sie sich größtentheils den Erfolg zu sichern. Sie halten ihre gut bezahlten Agenten in Petersburg, welche dort ihr Interesse wahrnehmen. Jeder Gouverneur oder Beamter ist von ihren Factoren umgeben. Daher kennen sie Alles, wissen Alles, was im ganzen Lande vorgeht, und benützen alle Umstände, indem sie ein künstliches Bestechungssystem zu Hülfe nehmen, das ihnen, zur rechten Zeit angewendet, tausendfache Zinsen trägt. So haben sie sich in viele öffentliche Stellen eingedrängt, namentlich haben sie sich die Verpflegung der Armee fast gänzlich in die Hände zu spielen gewußt. Die Mittelspersonen, die ihnen dazu verhelfen müssen, um diesen Zweck zu erreichen, sind die getauften Juden. Solche findet man in allen Abtheilungen der Verwaltung in großer Anzahl und man behauptet, daß sie im Stillen ihrem alten Gottesdienst beiwohnen und mit allen ihren Glaubensbrüdern fortdauernd in Verkehr stehen.

Neu-Süd-Wales.

(Fortsetzung.)

Verhältnisse der männlichen Deportirten in der Colonie.

Sobald der Oberintendant die Gefangenen übernommen hat, so ist sein erstes Geschäft, sie in der Colonie zu vertheilen. Die welche er für das Innere bestimmt, sind immer Bauern oder wenigstens Leute, die auf eine oder die andere Art ländliche Arbeiten gewohnt sind. Die in Sydney zurückbleibenden werden theils für Rechnung des Staats im Depot verwendet, theils Privatpersonen überlassen, die für sie Bürgschaft leisten. Die Abtheilung, welche nach dem Innern abgehen soll, begiebt sich, nachdem sie die Ankündigung ihres Schicksals mit Resignation angehört und den Uebrigen ihr Lebewohl gesagt hat, den Sergenten an der Spitze, nach dem Landungsplatze zurück. Hier treffen sie ihre Schachteln, Queersäcke und Felleisen, wie sie sie verlassen haben. Jeder nimmt, was ihm gehört, und steigt damit in das Fahrzeug, das ihn mit seinen Gefährten nach Paramatta führt. Hier angekommen, werden diejenigen, welche keine Bürgschaft auftreiben können, (was übrigens so schwer nicht hält, wenn man Etwas von Geld oder Geldeswerth besitzt) in's Gefängniß geschickt, wo sie die Nacht zubringen. Am folgenden Morgen verfügt sich der Oberbeamte der Stadt selbst nach dem Gefängniß, um aus ihnen so Viele auszuwählen, als das dortige Depot der öffentlichen Arbeiten braucht. Der Rest zieht hierauf sofort weiter, nach Windsor oder George's River, wo auf dieselbe Weise wie in Paramatta und Sydney verfahren wird. In Bezug auf die Kost ist die Behandlung in den Depots wie bei Privatpersonen ziemlich gleich. Jeder erhält alle Tage Brod, Fleisch und Gemüs und zwar in ziemlich starken Portionen; außerdem wöchentlich zwei Unzen Thee nebst eben so viel Tabak; auch zuweilen ein Gärtchen zum Anbau.

Wenn ein Deportirter in Neu-Süd-Wales ein Verbrechen begeht, wird er nicht anders behandelt, als wenn er es in England selbst begangen hätte. Das richterliche Verfahren ist das nehmliche. Auf das Erkenntniß „Schuldig" folgt der Strang oder Zwangsarbeit. Im letztern Fall muß man von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang arbeiten und die Nacht über wird man eingesperrt. Die Sträflinge tragen eine Kleidung, die sie auszeichnet: Jacke und Hosen auf der einen Seite kastanienbraun, auf der andern Seite weiß. Ihre Fesseln sind doppelt, doch nicht eben schwer. Ihre Kost ist stets gesund und reichlich. Auf Jeden kommt in der Woche 7 Pf. Ochsenfleisch, 5 Pf. treffliches gesalzenes Schweinsfleisch, 12 Pf. Mehl, 2 Pf. Farinzucker und ein sehr starkes Quantum Gemüse. Die neuholländischen Kartoffeln sind die besten, die es in der Welt giebt, und um davon zu erhalten, darf der Sträfling nur darum bitten. Für schwere Verbrecher sind besondere Strafanstalten errichtet, z. B. Coal River, 160 Stunden von Sydney, wo sie in den Kohlengruben verwendet werden. Dieß ist eine sehr harte Strafe, da man beinahe immer halb im Wasser stehend arbeitet. Man kann auf vier Jahre, auf sieben Jahre, auf vierzehn Jahre, auf Lebensdauer dahin verurtheilt werden. Ist die Verurtheilung eine gerichtliche, so unterbricht sie die Strafzeit der Deportation, ohne sie abzukürzen; so daß man nach erstandener Colonialstrafe noch den ganzen Rückstand der Deportationsstrafe zu erstehen hat. Ist sie dagegen eine bloß polizeiliche, so unterbricht sie die erste Strafzeit nicht. Wer sich in einer Strafanstalt schlecht beträgt, kann in eine andere versetzt werden; denn die Regierung besitzt deren mehrere, von denen immer eine schlimmer als die andere ist. Zu den schlimmsten gehören die Kalkwerke, wo die Arbeit die Gesundheit auch des stärksten Mannes in kurzer Zeit untergräbt, so daß er blind oder lungensüchtig wird. Verübt Einer einen Mord (was insonderheit bei den Irländern häufig vorkommt) so wird er zur Untersuchung nach Sydney eingeliefert, im Fall der Verurtheilung aber nach dem Depot zurückgeführt und daselbst, wo möglich auf dem Ort, wo er gefrevelt hat, hingerichtet.

Als Feld-Arbeiter liegt dem Deportirten so ziemlich dieselbe Arbeit ob, die anderswo ein Dienstbote oder Taglöhner zu verrichten hat. Der Herr, für den er arbeitet, reicht ihm die Kost, und zahlt ihm des Jahrs 20 Pf. St. Lohn; oft auch noch 3 Pf. St. für die Kleidung, wenn er es nicht vorzieht, sie ihm in Natura zu geben. Noch besser ist der geschickte Handwerker daran, der hier leicht Mehr verdient, als in England,

Um aber den Privatarbeiter vor jedem Nachtheile zu schützen, so erlaubt ihm das Gesetz, in jedem Augenblick in den öffentlichen Dienst überzugehen. Wer sein Tagwerk vollendet hat, benützt die übrige Zeit für sich und wird dann wie ein freier Mann bezahlt. Bei den öffentlichen Arbeiten kann, wer fleißig ist, mit seiner Aufgabe in vier Stunden fertig werden; aber freilich bezieht er von der Regierung keinen Lohn; er wird bloß genährt und des Jahres zweimal mit neuer Kleidung, Jacke und Hosen von blauer oder grauer Farbe, einem Paar Schuhe und einem Hut ausgestattet; ein Bett, zwei Decken und einen groben Fußteppich bekommt er alle drei Jahre neu. Sonntags müssen alle öffentlichen Arbeiter dem Gottesdienste beiwohnen; sie versammeln sich rottenweise vor der Kirche. Jede Rotte hat ihren Chef, und wenn alle beisammen sind, so hält der Intendant des Orts Musterung. Fehlt Einer, so fragt er nach der Ursache; bemerkt er Einen, der nicht rasirt, oder dessen Anzug nicht reinlich ist, so ruft er einen Polizeidiener und schickt jenen in's Gefängniß, wo er bis zum folgenden Morgen bleibt; im Wiederholungsfalle aber läßt er ihn während acht Tagen alle Abend nach der Tagesarbeit einsperren. Dieselbe Strafe erwartet die, welche sich eigenmächtig dem Kirchenbesuch entziehen, und wenn das Alles nicht fruchten will, so probirt man es mit einer Anweisung auf fünfundzwanzig Prügel, die nie ermangelt, den kirchlichen Sinn in ihm schon auf das erste Mal zu wecken.

Wer drei Jahre lang, ohne Grund zu Klagen zu geben, bei einem Herrn gedient hat, kann sich ein Zeugniß seiner guten Aufführung geben lassen, und dann für sich selbst arbeiten. Man hat aber dann keinen Anspruch mehr an die öffentlichen Magazine. Möchte man sich gerne in Sydney *) ansässig machen, so läßt man seine Bittschrift zuerst von dem Herrn, bei dem man gedient hat, dann von dem Pfarrer des Kirchspieles und endlich von dem Friedensrichter des Orts unterschreiben, und sie durch einen guten Freund dem Gouverneur, der an dem ersten Montage jeden Monats solche Bittschriften empfängt, überreichen. Im Verlaufe des Monats wird die Eingabe geprüft, und darauf Antwort ertheilt. Ist Einem die Erlaubniß ertheilt worden, nach Sydney zu kommen, und hat man sich vier oder fünf Jahre daselbst gut aufgeführt, so kann man zum Gouverneur gehen und um völlige Freilassung nachsuchen. Der Gouverneur stellt Nachforschungen an, und wenn das, was das Publikum über Einen urtheilt, mit dem, was er selbst von sich aussagt, übereinstimmt, so schreibt er ihm einen Freibrief, wodurch jener in alle Rechte der freien Colonisten eingesetzt wird.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine sonderbare Erscheinung dürfen wir nicht übergehen, daß nämlich Diebe von Profession leicht von Anfang in Sydney ihr Unterkommen finden. „Es ist Thatsache" sagt Mellish, „daß die Gentlemen von Sydney lieber einen solchen Dieb in ihre Dienste nehmen, als einen jener ehrlichen Leute, die nicht begreifen wollen, warum sie nach Botanybai mußten. Warum? weil sie wissen, daß sie auf ihn zählen können, daß er seinem Heren Nichts nehmen läßt, und daß er der Letzte seyn wird, der ihm selbst Etwas nimmt." Diese Thatsache findet ihre Bestätigung bei Cunningham. „Die alten Diebe," sagt er, „nehmen denselben hohen Ton gegen die Neulinge ihres Gewerbs an, wie der Veteran von zwanzig Feldzügen gegen den gimpelhaften Rekruten von gestern. Diese alten Diebe sind zugleich diejenigen, denen man am Meisten trauen darf. Ueberzeugt, daß es für sie unpolitisch wäre, selbst zu stehlen, halten sie es für eine Ehrensache zu verhindern, daß unter ihren Augen auch kein Anderer Etwas stiehlt!"

Vulcane in Arracan.

Eine Gesellschaft Engländer, die eine Excursion längs der Küste von Arracan machte, besuchte auf der Insel Cheduba, die gegenwärtig bereits zwischen eilf und zwölf tausend Einwohner zählt, die Vulcane, welche ungefähr vierzehn engl. Meilen von den Cantonnirungen der englischen Besatzung entfernt liegen. Der Weg ging durch eine sehr malerische Landschaft; sie kamen bei mehreren Dörfern vorüber und zuletzt durch dichtes Dschongeln-Gebüsch, in welchem indeß viele freie Grasplätze und längs den Ufern der Bergbäche ausgedehnte Tabak-, Pfeffer- und Baumwollenfelder waren. Der Tabak stand in üppigem Wachsthum.

In einer Entfernung von ungefähr zwei (engl.) Meilen von dem Krater ging der Weg über einen kahlen Bergrücken zwischen zwei tiefen Schluchten, gerade weit genug, um einen Elephanten passiren zu lassen; erst, wenn man sich dem Gipfel nähert, erweitert sich der Pfad, während zugleich auch die Schluchten zu beiden Seiten wilder und zerrissener werden. Die beiden Hauptvulcane sind auf dem Gipfel des Berges und ungefähr drei Viertheil Meilen von einander. Der Durchmesser des Kraters, den die Gesellschaft besuchte, betrug 300 Fuß; und der Schlamm (mud), der um denselben aufgeworfen war, zeigte sich stark mit Schwefel geschwängert. Es giebt keine Elephanten auf der Insel, und die Einwohner sahen es ungern, daß ein solches Thier sich dem Vulcan näherte. Gleich den Bewohnern von Hawaii erzeigen nämlich auch die Mugs (die Ureinwohner von Arracan) ihren Vulcanen eine abergläubische Verehrung, indem sie dieselben als Altäre der Schlangengottheit, oder vielleicht als Luftlöcher von Patala betrachten, der unterirdischen Region, in welcher nach der Meinung der Hindus die Nagas ihren Sitz haben.

Calcutta Government Gazette.

Die Ficus Indica.

An den Ufern des Nerbudda, in der Provinz Guzzerat in Ostindien, steht ein Banianen-Baum, der von vielen für den von Nearchus beschriebenen gehalten wird und demselben gewiß Nichts nachgiebt. Er ist bekannt unter dem Namen Cubbier Burr, der ihm zu Ehren eines berühmten Heiligen ertheilt wurde. Nachdem bereits ein beträchtlicher Theil desselben bei hohem Wasserstande von dem Fluß hinweggespühlt worden ist, hat der Rest noch immer beinahe 2000 Fuß im Umfang und die überhängenden Zweige bedecken einen viel bedeutenderen Raum. Die verschiedenen Stämme dieses Baumes belaufen sich auf mehrere Tausend, und jeder treibt wieder neue Aeste, die sich zur Erde senken, Wurzel schlagen und so einen neuen Stamm bilden. Siebentausend Personen können unter seinem Schatten ruhen, und eine unermeßliche Menge von Vögeln, Schlangen und Affen sind seine Bewohner.

Asiatic Journal.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 88. 29 März 1829.

Picard.*)

Der fruchtbarste unter allen dramatischen Schriftstellern Frankreichs war ohne Zweifel der am lezten Tage des vergangenen Jahres verstorbene Picard. Selbst Dancourt, dem bisher Niemand in dieser Beziehung den Vorrang streitig gemacht hatte, hat nicht mehr als 50 Komödien gedichtet; während wir von Picard deren mehr als 100 besizen. Geboren im Jahr 1769, war er, der Sohn eines Procurators, von seiner Familie für die juristische oder für die medizinische Laufbahn bestimmt. Die Natur, die ihn mit dem ausgezeichnetsten mimischen Talent und einem wahren Genie der Beobachtung begabt hatte, sagte ihm indessen, Du sollst Komödiant und komischer Dichter werden; und dieß wurde er. Kaum 18 Jahre alt, versuchte er sich schon als Schauspieler auf dem kleinen Theater des Marais. Er debütirte in der Rolle des Tartufe, in welcher er jedoch wenig Glück machte. Er wählte darauf die des Orgon, die ihm besser gelang. Später übernahm er die Bedienten-Rollen und fand als Masquarille im Etourdi und als Dubois in den Fausses confidences vielen Beifall. Zur selben Zeit, während er als Schauspieler auftrat, machte er auch seine ersten schriftstellerischen Versuche. Er hatte bereits, als er das Gymnasium verließ, einen kleinen Roman, unter dem Titel: Eugène de Senneville, verfaßt.

Man hat mehrfach behauptet, daß sein erstes Theaterstück le badinage dangereux gewesen sey. Dieß war in der That das erste Stück, welches er aufführen ließ. Aber man hätte nicht vergessen sollen, was er mit so vielem Humor selbst erzählte, wie ihm erst eilf Komödien hätten zurückgewiesen werden müssen, bis er die zwölfte zur Aufführung gebracht hätte. Dieß war, als er die Direction des Theaters Louvois und des Odéons führte, der gewöhnliche Trost, welchen er jungen Poeten ertheilte, wenn ihre Hoffnungen getäuscht worden waren. Erst nach der günstigen Aufnahme der Visidantines trat Picard beim Theatre français ein. Es wurden ihm hier die possierlich-komischen Rollen übertragen, in denen er wahrhaft excellirte. Im Jahr 1800 erhielt Picard die Direction des Theatre Louvois, welches wenige Jahre darauf nach dem Odéon verlegt wurde. Er bekleidete hier mit unermüdlicher Thätigkeit und unerschöpflichem Talent das dreifache Amt des Directors, des Theaterdichters und des Schauspielers. Im Jahr 1807, als er in die zweite Classe des Instituts berufen wurde, entsagte er der Bühne. Kurze Zeit darauf wurde ihm die Direction der Oper übertragen, die er im Jahr 1816 aufgab, um die Leitung des Odéon wieder zu übernehmen. Der Brand dieses Theaters zwang ihn, mit seiner Truppe eine Zuflucht in dem Saale Favard zu suchen. Bald darauf trat er für immer aus aller Geschäftsverbindung mit dem Theater.

Das dramatische Talent Picard's ist zu allgemein anerkannt, als daß es einer ausführlichen Würdigung seiner einzelnen Werke bedürfte. Wahrheit der Beobachtung, beständige Durchführung eines moralischen Zwecks, pikante, wenn auch zuweilen etwas wortreiche Entwicklung sind es, was wir in allen seinen Werken wiederfinden. Vor Allem besizt er in einem hohen Grade die beiden Eigenschaften, welche als das Wesentliche des komischen Dichters betrachtet werden können: Natürlichkeit und Heiterkeit. Wenige Schriftsteller haben so treffliche Porträts gezeichnet und eine so große Anzahl von Personen geschaffen, die aus dem Leben entnommen zu seyn scheinen, und unter die Jeder sogleich einen Namen sezt. Er hatte die Gewohnheit als Vorbereitung zu seinen Komödien die Geschichte der Hauptpersonen in der Form eines Romans zu schreiben, indem er bei ihrer Geburt anfing und ihr Leben bis zu dem Augenblick fortführte, wo er sie auf die Bühne brachte. Dieß war ihm so sehr zur Gewohnheit geworden, daß, wenn er über die Schönheiten anderer dramatischer Meisterwerke Rechenschaft ablegen wollte, er dasselbe Verfahren einschlug. Wie oft hat man ihn nicht die Geschichte aller der Personen des Misanthrope oder des Tartufe erzählen hören? Dorine z. B. sagte er, war eine alte Magd, die ihrem Herrn während der Zeiten der Fronde sehr große Dienste erwiesen hatte, von denen er, Picard, die genaueste Kenntniß habe. Er erzählte, wie sie durch ihren gesunden Verstand ihn aus mehreren gefährlichen Situationen gezogen hätte. Sie war es ohne Zweifel, welche die kleine Mariane auferzogen hatte. Auch hatte sie nicht zu besorgen, aus dem Dienste geschickt zu werden; daher ihre freien Reden, die sonst fast an Impertinenz gegränzt haben würden. Unsere Leser werden sich erinnern, daß Tieck in seiner Kritik des Hamlet auf ähnliche Weise verfahren ist

*) Le Globe.

Als schriftstellerische Methode setzt diese Gewohnheit eine eben so außerordentliche Leichtigkeit als Arbeitsamkeit voraus. Beides besaß Picard. Er arbeitete zwölf bis vierzehn Stunden des Tages. Eine solche Anstrengung allein kann die Menge seiner Werke erklären. Oft sagte er, daß er mit 30 Jahren bereits 30 Theaterstücke geschrieben hätte. Picard dichtete, wenn auch nicht seine besten Komödien, doch seine lebendigsten und muntersten kleineren Stücke in Gesellschaft. Seine Mitarbeiter waren Anfangs Duval, Chéron, Barret, Radé und Dessfontaines, Waflard und Fulgende, und in den letzten Jahren Ambis und Mazeres. Zu seinen dramatischen Werken muß man noch mehrere Romane hinzufügen, Eugene und Guillaume; den Gilblas der Revolution, den Exalté, den Niais und besonders Jaques Fausel, den er zur Hälfte mit Droz schrieb.

Neu-Süd-Wales.

(Fortsetzung.)

Betrachtungen über den Charakter der Deportirten.

Die weiblichen Deportirten.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob man mit den Deportirten nicht schon während der Ueberfahrt das Werk der moralischen Wiedergeburt beginnen sollte. So lange sie aber in dem vollgepropften Schiffe ohne andere Gesellschaft als ihre eigene leben, würde man durch einen solchen Versuch Nichts gewinnen, als daß man sie zu Heuchlern bildete. Cunningham betrachtet es als einen Erfahrungssatz, daß alle moralisirenden Deportirte Heuchler, so wie alle philosophirenden oder religionisirenden (religionizing) Trunkenbolde seyen. Bei solchen Menschen dürfte allerdings ein bloß theoretischer Unterricht, wie er auf dem Schiffe Statt finden könnte, Wenig fruchten. Die Tugend als Abstraktum hat für sie keinen Sinn; aber wenn sie ihnen unter dem Bilde des Wohlstandes und der Zufriedenheit erscheint, so werden sie ihr freudig entgegen eilen, und auch den mühsamen arbeitsvollen Weg, der zu ihr führt, nicht scheuen. Zu dem Ende muß der in ihnen gesunkene Lebensmuth wieder erweckt werden; sie müssen sich überzeugen, daß die Lage, die sie erwartet, keine trostlose ist; das Land, nach dem sie gehen, muß ihnen als das gelobte Land vorschweben, wo sie das verscherzte Lebensglück von Neuem aufbauen können, wohin die Schande ihrer früheren Verirrungen sie nicht begleitet. Diese große Krisis kann der geistliche oder der leibliche Arzt durch technische Mittel allein nicht bewirken; aber eine humane wohlwollende Behandlung, die er seinen Kranken angedeihen läßt, gepaart mit einer wachsamen Strenge, die keinen Fehler übersieht, die aber auch nicht unverhältnißmäßig straft, wird ihm ihr Vertrauen erwerben, und sie werden nach und nach auch das Vertrauen zur Welt, der sie so lange in einem verzweifelten Kampfe feindlich gegenüber standen, wieder gewinnen. Die einfache Regel des Verfahrens gegen sie während der Ueberfahrt wird sich also darauf reduciren, daß man ihre Gedanken auf die unschuldigste Art zu beschäftigen suche, und ihnen jede Art der Zerstreuung und der Unterhaltung erlaube, welche sich mit der guten Ordnung verträgt. „Wenn sie sehen" sagt Cunningham, „daß man für sie sorgt, daß man sich für ihr Wohl wirklich interessirt, daß man aber auch, während man den Wohlgesinnten alle Aufmunterung schenkt, gegen die Uebelgesinnten seine ganze Autorität geltend zu machen weiß, so werden selbst die Widerspenstigsten den Werth eines gesitteten Betragens schätzen lernen. So feige diese im Bewußtseyn ihrer schlechten Sache sind, so übermüthig werden sie, sobald sie wahrzunehmen glauben, daß man Furcht vor ihnen hat. Man muß deswegen gerade unter sie treten und sie am Bart zupfen, sonst werden sie gleich heulen und mit ihren Ketten rasseln. Unter hundert giebt es selten mehr als zehn Meuter; wenn man nur diesen den Fuß auf den Nacken setzt, so folgen die andern wie geduldige Lämmer. „Die Stadtherrn" (cocknies) sind ohne Zweifel von allen die schlimmsten und der Sauerteig von einem Dutzend solcher ist im Stande tausend „Landbuben" (Yokels) anzustecken. Schon durch ihr enges Zusammenhalten und noch mehr durch ihre überwiegenden rednerischen Talente verschaffen sich die erstern bald einen solchen Einfluß auf die letztern, daß sie sie völlig beherrschen. Die weniger begabten Yokels würden diesem Einfluß nie widerstehen, wenn nicht die starke Hand der Behörde sich zu ihrem Schutz ausstreckte. Ein Schiff, welches seine Bauernladung in der Themse eingenommen hatte, segelte nach Portsmouth, um noch dreißig Stück Stadtherren zu fassen; und die Eitelkeit der einfältigen Yokels machte sich dieß Mal mausig, wie sie die Städter auf der Reise schnüren (serve out) wollten; aber ehe eine Woche verstrichen war, hatte die Handvoll „Spartauer" den Andern kaum noch ein Paar Hosen übrig gelassen, ihre Blöße zu decken. Auf schlecht eingerichteten Schiffen entspinnen sich zwischen den beiden Classen manchmal tolle Fehden, die oft fast mit Mord und Todschlag enden. Denn wenn die Yokels ihre Borsten einmal aufrichten, so nehmen sie die Spartaner und werfen sie herum, als ob sie mit ihnen Kegel spielten. Zwei winzige Burschen, Brüder, die in den Partien von West-End-Fair florirt hatten, machten mir mehr zu schaffen, als die andern hundert und fünfzig zusammen; einer von ihnen besaß die Gabe kläglich zu thun (coming the piteous) auf eine unnachahmliche Weise; an all ihrem Mißgeschick waren allein seine Eltern Schuld; wurde er eines Vergehens beschuldigt, was nicht selten geschah, so versicherte er seine Unschuld mit dem leidenschaftlichsten Pathos, sein Gesicht drückte einen schmerzhaften innern Kampf aus, die Thränen strömten aus seinen Augen wie aus einer Gießkanne, er sank vor mir auf die Knie, rang die Hände und flehte Verzeihung mit einer Beredsamkeit, die ein Herz von Eis rühren mußte, und die auch mehr als einmal auf mich ihre Wirkung nicht verfehlte, bis ich dem Schalk auf die Fährte kam; als ich mich nehmlich nach einer solchen Scene einmal rasch umwandte, bemerkte ich, daß er hinter meinem Rücken Possen trieb, die Beine spreizte, und die Backen aufblies."

Zeigen sich Schwierigkeiten mancherlei Art in Bezug auf die Behandlung der männlichen Deportirten, so verdoppeln sie sich in Bezug auf die weiblichen. Früher, als sie geradezu mit den Seeleuten im Concubinat lebten, wie wollte man sie da controlliren? Dieser Uebelstand scheint nun zwar abgestellt, aber es dürfte nichts desto weniger schwer halten, allen unsittlichen Ver-

sehr zu verhindern, zumal da die Schiffsmoral in der Regel nicht so strenge ist, daß nicht die meisten Capitäne in jenem Punkt gegen die Uebertreterinnen des Gesetzes sehr nachsichtig seyn sollten. Sehen wir also lieber gleich, wie es ihnen in Neu-Süd-Wales ergeht. Sind sie dort angelangt, und sind die gewöhnlichen Formalitäten, welche bei ihnen dieselben sind, wie bei den Männern beendigt, so werden sie dem Oberintendanten übergeben, der sie in der Colonie nach Gutdünken vertheilt. Jeder freie Colonist kann eine von ihnen als Arbeiterin bekommen, wenn sie ihre Einwilligung dazu giebt. Die, welche auf diese Weise in Sydney nicht unterkommen, werden nach Paramatta gebracht, wo man sie mit Wollenarbeit und Verfertigung grober Stoffe zur Bekleidung der Deportirten beschäftigt. Sie arbeiten von Morgens 8 Uhr bis Nachmittags 3 Uhr; die übrige Zeit haben sie frei. Im Essen werden sie wie die Männer gehalten, nur sind ihre Portionen etwas, aber unbedeutend, kleiner. Ueberhaupt können sie mit ihrer Behandlung zufrieden seyn. Freilich faulenzen dürfen sie auch nicht: denn vernachläßigt Eine ihr Geschäft, so sperrt man sie ein und läßt sie solange im Gefängniß sitzen, bis sie damit fertig ist; oder stiehlt sie, so muß sie in das Depot von Coal-River (nicht in die Bergwerke), wo sie mit einem eisernen Ring um den Hals wie früher zu weiblichen Arbeiten verwendet wird. Was die Weiber am Sehnlichsten wünschen, ist, nach Sydney zu kommen, wo sie ihre eigene Herrinnen sind. In Sydney befinden sie sich wie in England; sie putzen sich, sie coquettiren, sie machen Spazierfahrten, sie tanzen, sie singen. Am Besten thun sie daran, wenn sie sich verheirathen, und jungen hübschen Weibern fehlt es nie an Liebhabern. Ein Weib, das einen freien Mann heirathet, macht sich dadurch selbst frei. Aber nur zu oft übernehmen sie mit der Heirath nicht auch zugleich die Pflicht der ehlichen Treue und verlassen ihre Gatten wieder, um dem glücklichen Sydney zuzueilen. Die Constables durchsuchen deßwegen von Zeit zu Zeit die Schenken der Hauptstadt, und wo sie eine herrenlose Dirne, d. h. eine, die keinen Dienst- oder Heirathsschein vorweisen kann, treffen, greifen sie sie auf, und führen sie in's Gefängniß. Das erste Mal begnügt man sich, sie nach dem Ort, wo sie entlaufen ist, zurückzuschicken; im Wiederholungsfall aber setzt man sie bei ihrer Rückkehr abermals in's Gefängniß, das sie nur in Ketten wieder verläßt. Das Gesetz nöthigt ein Ehpaar nicht absolut zusammen zu leben; aber wenn die Frau mit einem andern als ihrem Ehmann lebt, und der letztere reclamirt sie, so verhilft es ihm zum Besitz seiner Ehehälfte, wenn er zwei Zeugen stellt, die erklären, daß sie sie für seine Frau erkennen. Ein Mann erwirbt sich die Freiheit durch dasselbe Mittel wie ein Weib; d. h. er braucht nur eine Freie zu heirathen, oder, wenn er eine Frau in England hat, so braucht diese nur nach Neu-Süd-Wales zu kommen, und er ist frei. Ein anderer Fall ist es, wenn eine Deportirte einen Deportirten heirathet; ihre Lage bleibt dieselbe, nur mit dem Unterschied, daß die Regierung für das neue Paar, wenn es sich gut aufführt, Manches thun wird. Wirklich liegt der Regierung Alles daran, die Ehe unter den Deportirten zu befördern, und wenn aus solchen Verbindungen Waisen entspringen, so sorgt sie für deren Erziehung. So besteht z. B. in Sydney ein schönes Waisenhaus für Knaben und in Paramatta eines für Mädchen. Letzteres ist ein großes steinernes Gebäude, für fünfzig bis sechzig Zöglinge eingerichtet, sie werden hier gut verpflegt und genießen eines sorgfältigen Unterrichts in allen Dingen, die sie im häuslichen Leben brauchen können. Man sieht sie manchmal auf Spaziergängen: sie gehen zwei und zwei, alle gleichförmig und nett gekleidet. Wenn sie das Alter erreicht haben, um in Dienst zu treten, so werden sie in den achtbarsten Familien von Sydney oder Paramatta untergebracht, wo sie drei Jahre zu bleiben verpflichtet sind. Ein Mädchen, das nach ihrer Dienstzeit Gelegenheit findet sich zu verheirathen, wird von der Regierung ausgesteuert. Das Paar empfängt ein Pachtgut von 30 Morgen nebst drei Kühen, und der Mann, ist er Deportirter, erhält seine Freiheit. Indessen hält ein Frauenzimmer aus der Anstalt, zumal, wenn sie hübsch ist, ihre drei Jahre selten aus; sie gewinnt bald Geschmack an der Tollette und läßt sich in Liebeshändel ein. Ueberhaupt stehen diese Mädchen nicht im Ruf der Arbeitsamkeit, und eine gewöhnliche Magd leistet Mehr als ihrer zwei oder drei.

(Fortsetzung folgt.)

Gegenwärtige Lage von Sicilien.

Die schöne Insel Sicilien, die wir gewohnt sind die Kornkammer Italiens zu nennen, von den ältesten Zeiten her durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens und die Blüthe ihres Handels berühmt, findet sich gegenwärtig in öconomischer Hinsicht in einer Lage, die wir nicht anders als traurig bezeichnen können. Von zwei vor einiger Zeit zu Palermo und Neapel erschienenen Werken — Palmieri's Versuch über die Ursachen und Abhülfsmittel des gegenwärtigen Verfalls der Landwirthschaft in Sicilien (Saggio sulle cause ed i rimedii delle angustie attuali dell 'Economia agraria in Sicilia. Di N. Palmieri, Palermo, 1826) und Scuderi's Grundsätzen der Staatsöconomie (Principii di Civile Economia di S. Scuderi, Napoli, 1827) giebt das Juliheft 1828 der Antologia di Firenze Nachricht.

Eine Bevölkerung von anderthalb Millionen Einwohnern nimmt gegenwärtig ein Gebiet ein, das im Alterthum von nicht weniger als zehn Millionen bewohnt gewesen seyn soll. Bei der Zählung vom Jahr 1747 fanden sich 47,069 Individuen, die zum geistlichen Stande bestimmt waren: ein Verhältniß, welches jenes, das zur selben Zeit in dem viel reicheren und besser bevölkerten venetianischen Gebiet Statt fand, bei Weitem überstieg. Die Ereignisse der neuern Zeit haben auch in Sicilien die Zahl der Geistlichen, besonders der Ordensmitglieder verringert; da indessen das geistliche Eigenthum hier nicht dieselben Schicksale erlitten hat, wie auf dem Continent, so ist wahrscheinlich das Verhältniß des geistlichen Standes zu der Gesammtbevölkerung noch immer viel größer, als in dem übrigen Italien. Groß ist auch die Zahl der Edelleute, von denen einige außerordentlich reich, andere dagegen in sehr dürftigen Glücksumständen sind. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß sowohl in politischer, als wissenschaftlicher Hinsicht Sicilien seinem Adel Viel zu verdanken hat. Für unseren Zweck ge-

nügt es, nur das Eine anzuführen, daß der Adel Siciliens im J. 1812 freiwillig auf alle Feudalrechte (diritti baronali) verzichtete, so ausgedehnt diese auch waren, um eine neue politische Ordnung zu begründen, die den Bedürfnissen und Ansichten der Zeit mehr angemessen schien. Zahlreich muß auch der Stand der Advokaten seyn, weil die Gesetze verwickelt sind, und das Gerichtsverfahren weitläufig und Gerechtigkeit zu erlangen eben so schwierig, als kostspielig ist. Von der arbeitenden Bevölkerung ist der größte Theil im Ackerbau beschäftigt: denn der Zustand der Manufacturen ist nicht von der Art, daß dieselben viele Hände in Anspruch nähmen, und der Handel mit dem Auslande wird fast ausschließlich von Ausländern betrieben. Wenn wir jedoch bedenken, daß in Ermangelung fahrbarer Straßen fast alle Transporte im Innern durch Saumrosse oder Maulthiere geschehen, so werden wir voraussetzen müssen, daß hierdurch eine nicht geringe Anzahl Arme dem Ackerbau entzogen wird.

Nach Palmieri nimmt der Getreidebau die Hälfte des Bodens in Anspruch; und die andere Hälfte besteht aus Reisfeldern, Gärten, Weinbergen und unangebauten Gründen. Der Ertrag der zweiten Hälfte kommt an Werth dem der ersten ungefähr gleich, so daß wir, wenn wir den Umfang der für den Getreidebau bestimmten Ländereien kennen, leicht den Ertrag der ganzen Insel berechnen können. Im Jahr 1810 wurde dieser von der Regierung auf 3.800,000 Unzen oder 57,000,000 toscanische Lire geschätzt; was damals wegen der vorauszusetzenden Verheimlichungen der Eigenthümer wahrscheinlich zu Wenig, gegenwärtig aber, seitdem der Werth des Grundbesitzes so ungemein gesunken ist, ohne Zweifel zu Viel ist. „Kaum finden sich,“ sagt Palmieri, „noch Pächter für die Grundstücke, und wo dieß der Fall ist, wird die neue Pacht gegen die frühere wenigstens um ein Drittheil verringert. Um uns einen Begriff von der Verarmung des Landvolkes zu machen, dürfen wir nur die Menge von Producten, Vieh und Ackerbaugeräthen sehen, die in allen Städten zum Verkauf ausgeboten werden, und wissen, daß die Grundbesitzer täglich genöthigt sind, zu gerichtlicher Hülfe ihre Zuflucht zu nehmen, um ihre rückstandigen Pachtgelder einzuziehen.“

Viele suchen die Hauptursache dieser Verarmung in der drückenden Last der Abgaben, die sich auf nicht weniger als 2,600,000 Unzen (39,000,000 Lire), also auf zwei Drittheil des gesammten Ertrages der Insel belaufen. Da indessen diese Abgaben auch zu einer Zeit bestanden, wo der Landmann im blühendsten Wohlstand lebte, so kann eine so schnelle Abnahme desselben jedenfalls nur durch das Zusammentreffen mit anderen Veranlassungen erklärt werden.

Während der Besezung von Sicilien durch die Engländer vom Jahr 1806 bis 1809 und noch mehr von 1809 bis 1816 stiegen die Preise aller Landesprodukte auf eine unverhältnißmäßige Höhe. „Ich habe in diesem Augenblicke,“ sagt Palmieri, „die Rechnungen des Generalcommissärs der brittischen Armee unter Händen, aus denen hervorgeht, daß in fünf Jahren eine Summe von 25,000,000 Pf. St. nach Sicilien floß, die von der englischen Regierung für die Bedürfnisse ihrer Armee und Flotte gezahlt wurde. Hierzu kommen noch die Subsidien, welche England unserer Regierung zahlte, und die Capitalien, welche in Folge der Speculationen von Privatleuten eingeführt wurden, weil Sicilien damals der Mittelpunct aller politischen und militärischen Operationen Großbritanniens war; und wir können daher annehmen, daß während dieser Zeit auf der Insel jährlich an 12 000.000 Pf. in Umlauf gesetzt wurden. Auf allen Märkten sah man kein anderes Geld als spanische Dublonen. Alles stieg unverhältnißmäßig im Preise, weil auf der einen Seite der Werth des Geldes durch die unermeßlichen Summen, welche in das Land strömten, verringert, auf der andern der Werth der Produkte durch eine außerordentliche Anzahl fremder Consumenten erhöht worden war. Im gleichen Verhältniß mit dem Preise der Produkte stieg natürlich auch der Werth des Grundbesitzes und der Preis der Arbeit. Als nun der Continent durch den Frieden eröffnet wurde, waren die, welche zuerst aus Sicilien herauskamen, erstaunt zu sehen, daß das, was bei ihnen einem Tagelöhner gegeben wurde, in Italien und Frankreich zu dem Auskommen eines Mannes von Stande hinreichte. Wir schlossen hieraus auf die Armuth dieser Länder im Verhältniß zu unserer Insel. Aber alle die politischen und ökonomischen Vortheile, welche die Verbindung mit England gebracht hatte, waren nur momentan. Unser Reichthum war aus Ursachen hervorgegangen, die unserem Wesen fremd waren, und hatte nicht Zeit gehabt, Wurzel zu schlagen. Die Industrie des Landmanns war lebhafter, aber nicht besser geleitet worden. Der Werth des Grundbesitzes war gestiegen, nicht weil man Mittel gefunden hatte, dem Boden einen größeren Ertrag abzugewinnen, sondern weil dieser Ertrag zu einem höheren Preise verkauft wurde. Mit einem Worte, unser Reichthum war lediglich von zufälligen Ursachen abhängig und verschwand mit diesen.“

Von Manufakturen und Handel kann in einem Lande, welches von Natur fruchtbar, aber so entblößt von Capitalien ist, daß der Zinsfuß auf 15 Procent steht, keine Rede seyn.

Die Schifffahrt beschränkt sich, wenn wir einige wenige Fahrzeuge von Trapani und andern Seestädten ausnehmen, auf eine geringe Anzahl Boote, die nur zur Cabotage brauchbar sind und sich nicht in die hohe See wagen dürfen.

Mademoiselle Sonntag in London.

In dem Contract, welchen Mademoiselle Sonntag mit dem Director des Opernhauses in London geschlossen hat, soll eine Clausel seyn, daß die Strafe von 10,000 Gulden, welche auf den Bruch des Contractes gesetzt wurde, nicht verfallen wäre, wenn die schöne Sängerin zufällig veranlaßt werden sollte, einen souveränen Fürsten während der Dauer desselben zu heirathen! Das englische Blatt, welches dieses merkwürdige Beispiel weiblicher Eitelkeit mittheilt, (London Weekly Review) setzt die Bemerkung hinzu: Ohne Zweifel hatte die Sängerin Recht. Wenn ein solcher Zufall sich träfe, so würde er aller Wahrscheinlichkeit nach selbst seine Strafe mit sich führen; und es wäre daher unbillig, diese noch durch eine andere zu vermehren.

Memoiren von Bourrienne.

Eine der wichtigsten Erscheinungen der französischen Tagesliteratur sind die Memoiren von Bourrienne, dem bekannten Jugendfreunde und Geheimsecretär Napoleons (Mémoires de Bourrienne, Paris chez Ladvocat), von denen vor wenigen Tagen zu Paris die erste Lieferung — zwei Bände, bis zu Napoleons Rückkehr aus Egypten — ausgegeben wurden.

München, in der literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 89. 30 März 1829.

Englische Politik.

Seitdem der Herzog von Wellington die englische Ministerialpolitik leitet, zeichnet sie sich durch eine Kurzsichtigkeit aus, die bei einem aufgeklärten Volke um so auffallender ist, als sie die nothwendigsten Verbesserungen erschwert. Die Mißbräuche aus Nachläßigkeit oder Untreue der Beamten oder aus der veränderten Gestalt der Welt um uns her häufen sich überall bald an, wo kein freies Moment denselben entgegenwirkt. In der Regel leiden die Staaten an der zu langen Fortdauer des nur transitorisch Trefflichen, indem die Staatsmänner meist Alles gethan zu haben glauben, wenn sie die Sachen lassen wie sie sind, statt daß es ihre Aufgabe wäre, die Gesetze und Einrichtungen des Staats in jedem Zeitalter genau dem jeweiligen Stande der Civilisation anzupassen.

Sein Vorgänger Canning stand höher als die Meisten seiner Landsleute; er huldigte zwar der brittischen Handelspolitik, wie das in seiner Stellung und von ihm als Britten nicht anders zu erwarten war, aber mit dem Verstand eines klugen Mannes hatte er scharf darüber nachgedacht, wie er in seinem Vaterlande den Geld- und Ehrgeiz bändigen, wie er, indem er beiden einiges Futter reichte, sie zugleich für Zwecke der Humanität gewinnen könnte.

Hundert und siebenzig Jahre lang hatte man jene parlamentarische Politik bewundert, welche aus Haß wider die damaligen Hauptfrachtfahrer auf den Meeren, die Holländer, den in England auf inländischen Schiffen eingebrachten Waaren des Auslandes einen niedern Zoll auferlegte, als wenn sie, durch ausländische nach England gelangten. Cromwell ging noch einen Schritt weiter und untersagte allen Völkern der Erde, andere als ihre eigenen Produkte in England einzuführen. Sein als Regent wenig erleuchteter Nachfolger König Karl II änderte dieß nicht ab, denn sein verschwenderischer Hof brauchte viel Geld; dazu waren die Zölle gut; und in der folgenden Zeit fehlte es an einem hellsehenden Minister in Handelssachen.

Aller Handel besteht aber aus Tausch, und ist selten vortheilhaft, wenn nicht auf die zurückgesandten Güter ebenso gut Geld verdient wird, als auf die hingesandten. *) Canning, der lange in der ostindischen Oberverwaltung gearbeitet hatte, begriff zuerst, daß seine Landsleute als das reichste Handelsvolk der Erde beim freieren Handelsverkehr der Völker und nicht beim Zwange der Einschränkungen und Auflagen am Meisten gewinnen müßten. Auch nahmen alle Staaten, denen Canning die Reciprocität anbot, mit Ausnahme der niederländischen Regierung, dieselbe an. Augenblicklich und überwiegend zeigte sich der Vortheil auf der Seite der Britten. Angenommen nun auch, daß dieß nicht so bleiben kann, und daß mit dem wachsenden Reichthum der andern Völker der Wahrscheinlichkeit nach die Bilance mehr zu deren Gunsten sich neigen, also der Gewinn der Britten abnehmen muß, so kann der brittische Handel dieß ertragen, und dennoch fortgehend sich vergrößern, so wie Bevölkerung und Civilisation auf der Erde zunehmen werden, weil England im Besitz des wohlfeilsten Eisens, des wohlfeilsten Brennstoffs und eines Nebelclimas ist, welches das Maschinenspinnen der Baumwolle, der Wolle und des Flachses begünstigt. Zwar könnten neue Entdeckungen in den Naturwissenschaften diese Dreieinigkeit eines fast eingebornen Monopols für den Welthandel in einzelnen Theilen erschüttern; wenn aber die in dem reichsten Lande der Erde durch Geist und Geld concentrirt wirkende, schaffende und verbessernde Industrie gänzlich gelähmt werden, wenn der Dreizack der Seeherrschaft Großbritannien verloren gehen sollte, so müßte dieß, wenn wir von der Gegenwart sprechen, nicht durch äußere Gewalt, sondern durch die Unverständigkeit der Minister geschehen.

Unter Canning war Peel in Thätigkeit die ungeheuer vielen sich durchkreuzenden englischen Criminalgesetze zu durchwühlen, um das Chaos der Statuten und ihre Widersprüche durch eine einzige Akte (nicht durch ein einziges in allen Theilen dem brittischen Volke angemessenes Gesetzbuch, welches die Mysterien der Strafbarkeit und Unstrafbarkeit der Handlungen vor Jedermanns Augen enthüllt hätte), ins Klare zu bringen und zugleich die offenbaren Widersprüche oder die unbestreitbar nachtheilig ge-

*) Dieser böse Umstand drückt jetzt den starken Handel, welchen Hamburg und Bremen nach den frei gewordenen vormals spanischen Colonien treiben. Auf die deutschen Waaren wird gewonnen, aber auf die Retouren gewöhnlich verloren.

wordenen Satzungen aufzuheben. Peel kennt den beschränkten Geist der beiden Häuser des Pariaments zu gut, um ihnen eine Radicalkur vorzuschlagen, da fast alle Britten die Befangenheit haben, „daß man zwar Mißbräuche und Thorheiten reformiren müsse, aber niemals in Masse, sondern nur homöopathisch tropfenweise."

Seitdem Wellington das Heft der Regierung in Händen hat, setzt nicht nur Peel jenes löbliche Beginnen nicht fort, sondern es tritt auch kein Anderer auf, der die Ursachen der mannigfachen Uebel, woran das Gemeinwesen leidet, zur Sprache zu bringen wagte, da man nicht weiß, ob Wellington in seiner Weisheit dieß nicht mißbilligen würde, und man den geheimnißvollen Minister-Feldmarschall mehr fürchtet als den geistreichern und offenern Canning.

Wellington gebot Napoleons Sonne in Spanien und in den Niederlanden stille zu stehen; nicht, daß er ein größerer Feldherr gewesen wäre; er war höchstens ein klügerer Rechner, dem der Vortheil, den er vor seinem Gegner voraus hatte, daß es ihm nie an Geld fehlte, daß seine Heere niemals Noth litten, daß er eben deßwegen auch eine bessere Disciplin behaupten konnte, mehr half, als seine strategische Geschicklichkeit. Napoleon und Wellington! Welch disparate Begriffe! Jener mit dem empfänglichen Sinn für alles Große, was das Leben in seinem Schoß trägt — wenn auch nicht frei von eitler Selbstsucht — dieser mit dem finstern feindseligen Geist gegen alle Blüthen der Zeit, der kein Recht der Gegenwart anerkennt, ehe es sich ihm unter der Form der starren Nothwendigkeit offenbart. Wellington gehörte zu den Beförderern des mißlichen Scheidungsprozesses wider die Königin, d. h. er stand auf der Seite derer, welche der Verblendung persönlicher Leidenschaft die Ruhe des Staats zum Opfer brachten. Wenn die Krisis, die aus diesem unpolitischen Schritte hätte entstehen können, ohne Gefahr vorüberging, so ist es wahrlich nicht das Verdienst der schlechtberathenen Rathgeber. Canning hatte den bessern Theil erwählt, und er war es, der den König bestimmte, den Proceß fallen zu lassen, da ohnehin der Tod die Richter der Mühe der Verurtheilung zu überheben versprach. — Was soll man aber zu Wellingtons Benehmen in der irelándischen Angelegenheit sagen? Daß er den Marquis Anglesea, als sich dieser im Sinn der katholischen Partei aussprach, entfernte, ist begreiflich; daß er seine Absicht die Emancipation vorzuschlagen, als Geheimniß für sich behielt ist eben so begreiflich: er mußte sich erst der Einwilligung des Königs versichern und die Gegner wo möglich überrumpeln. Was man aber aus all diesem in Bezug auf die persönliche Gesinnung des Herzogs schließen soll, bleibt nichts desto weniger unklar. Wenn Canning die Emancipation als ein Mittel betrachtete, den Samen der Unzufriedenheit unter den Irelándern zu ersticken, so sah er dabei sehr wohl ein, daß zur eigentlichen Hebung des Volkselends ganz andere Dinge als die bloße Herstellung der politischen Freiheit geschehen müßten, aber es war nothwendig die Maßregel auf eine Art einzuleiten, die den protestantischen Gutsherren so wenig als möglich Opfer kostete. Seit Cannings Tod regte sich in Ireland der Katholicismus weit lebhafter. Woher das? Der Herzog von Wellington ist ein Glied der Familie Beresford, und bekannt ist, daß dieses Geschlecht nebst den Familien Forster und Ponsonby über ein Drittel des Grund und Bodens der ganzen Insel besitzt, in Folge der ungeheuern Confiscationen, welche über die Irelánder katholischen Glaubens unter den brittischen Königen und Königinnen seit der Reformation ergingen. Man setzte daher voraus, daß von Wellington als einem Mann, der die Vorurtheile der Orangemen theile, Nicht zu hoffen sey, daß er gegen den Grundsatz seiner Partei, wornach derjenige Staat der glücklichste ist, in welchem den Reichen aller Reichthum auch der Andern zufließt, den armen Irelándern einen Theil des geplünderten Eigenthums zurück erstatten lassen würde. Förmliche Religionsverfolgungen haben in Ireland seit einem Jahrhundert zwar nicht mehr Statt gefunden und die Fürsten aus dem Hause Braunschweig haben die politischen Nachtheile ihrer katholischen Unterthanen zu ermäßigen gesucht, aber der alle Verhältnisse bewältigende Einfluß der protestantischen Aristokratie dauerte ungeschmälert fort, und ein Gesetz, das den Kindern gleiche Rechte an den Fideicommissen eingeräumt hätte, kam nicht zu Stande. So geschieht es, daß die Majoratsherren Einkünfte von vielen Tausend Pf. St. genießen, die sie nicht selten in menschenfeindlicher Liederlichkeit (wie der Bischof von Clogher) in und außer Großbritannien verprassen; während der Staat die Nachgebornen in Civil- Militär- und Kirchenämtern versorgen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Die ungesunde Luft Roms.

(Fortsetzung.)

Eine zweite Ursache, der die Fieber zuzuschreiben sind, gleichfalls unter der untersten Klasse häufiger, als bei den oberen Ständen, besteht in der Sitte, alle Früchte halb reif, und die meisten Gemüse ungekocht zu essen. Keine einzige Obstgattung gelangt hier zu völliger Reife, selbst die Erdbeere nicht, welche letztere meistens noch sauer gegessen wird; ja den Römern wird die Weiche, welche dem zeitigen Obste eigen ist, widerlich: reife Melonen, z. B., wie man sie in Frankreich und Deutschland genießt, werden hier als faul (fracide) weggeworfen. Es scheint sogar, als ob die Reife der Früchte ihrem physischen Geschmacke nicht weniger zuwider sey, als das Wort reif ihrem philologischen: denn das Wort maturo existirt zwar, wird aber weder in Rom, noch im übrigen Italien gebraucht, sondern dafür stets fatto gesagt. Auch dieser Zug mag seinen Grund im heißen Klima haben, in welchem sich eine völlig reife Frucht nur kurze Zeit halten würde. Grüne Erbsen, junge dicke (Sau-) Bohnen, der Fenchel (finocchio, der hier einen dicken Kopf, wie in Deutschland der Sellerí, bildet), die Lattuke, die Artischocke, der Strunk, der Broccoli u. s. w., Alles dieses wird, nach Befinden der Umstände, vom Volke roh gegessen, ja selbst die dicke Citrone mit der groben Schale (Cedrato), welche ein Leckerbissen desselben ist. Fügt man noch den unmäßigen Genuß der Wassermelone (cocumero) im August und September hinzu, so wird begreiflich, wie schon, abgesehen von aller Einwirkung der Luft (sie möge ungesunde, dicke oder Zugluft seyn), das bloß

rohe Essen aller dieser Früchte, eine oder die andere ausgenommen, die Verdauungswerkzeuge dermaßen erkältet, daß Fieber die Folge davon seyn müssen. Zwei andere Ursachen, welche wahrscheinlich nicht minder zu letzteren beitragen, habe ich bis zuletzt gelassen, weil sie einige Worte zur Erklärung nöthig machen: es ist das zu häufige Wassertrinken und das leidenschaftliche Essen des sogenannten Gefrornen (gelato). Rom ist vielleicht die reichste Stadt an Quellwasser, in Qualität und Quantität. Ohne mich in eine chemische Beschreibung desselben einzulassen, will ich nur bemerken, daß es weder die Weiche des Regenwassers, noch die Härte des Brunnenwassers hat, und daß es auf gleiche Weise zum Waschen, zum Kochen und zum Trinken gebraucht wird. Da der größte Theil desselben von den Bergen herabkömmt, so hat es eine starke Beimischung von Mineraltheilen; daher sowohl seine Kühle, als seine drastische Kraft, welche letztere es besonders an Fremden, ehe sich diese daran haben gewöhnen können — doch in einem sehr gelinden Grade — ausübt. Mäßig und besonders nach dem Essen mit ein wenig Wein getrunken, trägt es zur Verdauung bei, aber zu häufig und in den leeren Magen genommen, muß es diesen unausbleiblich schwächen. Der leidenschaftliche Hang zum Essen des Gefrornen ist in den ersten drei Sommermonaten, Mai, Juni und Juli (meistens sogar schon im April) eben so groß, als die Liebe zu den Wassermelonen im August und September. Um es möglichst wohlfeil zu geben, wird es ohne alles und jedes Gewürz (im Zimmtgefrornen ist so wenig Zimmt, daß sich kaum der Geschmack desselben verspüren läßt) gemacht und ist weiter Nichts, als ein wenig Saft von Früchten mit verzuckertem Schneewasser. Die Wirkung desselben auf den Magen muß daher gleichfalls schwächend seyn, besonders wenn letzterer, wie häufig beim hiesigen Pöbel der Fall eintritt, leer ist.

Dieß die Ursachen, welche die häufigen Fieber und Brustkrankheiten erzeugen und an denen daher die Luft durchaus keinen unmittelbaren Antheil hat. Letztere kann allerdings, wie wir gesehen, schädlich, ja schädlicher, als an andern Orten, wirken, aber nur unter Bedingungen; wo diese nicht zutreffen, ist das Klima Roms besser, als irgend wo anders. Dieß führt mich von selbst auf die Frage: besitzt das Klima Italiens Eigenthümlichkeiten, welche es besonders geschickt zur Heilung von Krankheiten machen, und welches sind jene und diese?

Schon oben habe ich gezeigt, worin der unterscheidende Character der italienischen Luft besteht: er ist möglichste Reinheit und daraus folgende Gediegenheit und Schärfe, die Einwirkung derselben auf die animalischen Körper ist also schwächend, im Sinne der Erregungstheorie nämlich, das heißt, nicht auf positivem, sondern auf negativem Wege, oder vielmehr die überflüssigen, aber nicht die nothwendigen Kräfte entnehmend. Daraus ergiebt sich, daß sie allen Brust- oder Abzehrungskrankheiten, überhaupt allen Entzündungs-Indispositionen, schädlich seyn müsse: eine Wahrheit, welche, ob sie sich gleich seit Jahrhunderten durch Tausende von Beispielen hätte erkennen lassen können, meines Wissens noch von keinem einzigen europäischen Arzte nachgewiesen worden ist. So kommt es, daß, in welchem Lande sich irgend Auszehrung, oder ein organisches Uebel (des Herzens oder der Lungen) zeigt, der Patient nach Italien geschickt wird und hier sein Grab findet. Denn es ist erwiesen, daß von zehn Brustkranken kaum einer wieder lebend über die Alpen zurückkommt. Es muß die größte Verwunderung erregen, daß die Menge der Sterbefälle, welche sich hier, in Florenz und Neapel, unter Fremden von Stande ereignen und welche, wie man glauben sollte, eben deswegen vorzugsweise zur öffentlichen Kunde kommen sollten, bis jetzt noch immer keine Aufmerksamkeit erregt haben. Besonders schädlich scheinen die Höhen um Rom, am Verderblichsten aber die Umgebungen von Neapel, als Tor del Greco u. s. w., zu seyn. Auf Rocca di Papa (unterhalb Monte in Cavo, der höchsten Spitze des albanischen Berges, welche ehemals im engeren Sinne Mons Albanus genannt ward) geht die Sage, daß ein dorthin kommender fremder Brustkranker genese, wenn er im Stande sey, die ersten drei Tage zu überleben. Den Grund oder Ungrund dieser Sage will ich weiter nicht untersuchen; aber darin stimmen alle Meinungen überein, daß es auf Rocca di Papa keine eigentlichen ausgebildeten Brustkrankheiten, oder chronische schleichende auszehrende Fieber giebt, weil die Individuen darüber wegsterben, ehe ihr Uebel Zeit gehabt, sich auszubilden und einen entschiedenen Character anzunehmen. Eine andere Frage dürfte seyn, ob das italienische Klima gar nicht im Stande sey, irgend eine Brustbeschwerde zu hemmen? Aus der Erfahrung kann ich hierauf keine Antwort geben; aber von vorn herein läßt sich mit höchster Gewißheit schließen, daß sich die bloße durch größere Einwirkung und nicht durch innere Zerstörung eingetretene Schwäche oder vielmehr Erschlaffung der Brustorgane durch den Contact mit dem hiesigen Klima im Wege der Action und Reaction nach und nach allerdings heben lassen dürfte.

Jetzt komme ich zu der wichtigeren Frage: Welches sind die Krankheiten, welche das italienische, besonders das römische Klima, wo nicht aus dem Grunde heben, doch meistens bedeutend mildern möchte? Wer meine oben angeführte Aeußerung von der Gediegenheit, Stärke und Schärfe der Luft in Italien ins Auge gefaßt hat, kann sich auch, ohne Arzt zu seyn, die Antwort von selbst geben: es sind alle Beschwerden, welche aus der Hemmung der Säfte oder des Bluts und aus der daraus entstehenden Verderbtheit beider entspringen, oder welche in der gleichfalls daraus folgenden gestörten Thätigkeit des Nerven- und lymphatischen Systems, der Nieren u. s. w., erzeugt werden. Die Heilung oder Milderung geht hier auf dem natürlichsten Wege zu: die Luft ist, wie gesagt, rein, gediegen und stark, pumpt (um mich dieses bezeichnenden Ausdrucks zu bedienen) das Blut dergestalt in den Adern herum, daß es durch die beschleunigtere Bewegung der fauligten Theile entledigt wird, neues Leben erhält und dieses auch den Venen, Lymphen und Nerven, mit einem Worte, dem ganzen thierischen Organismus, mittheilt. Von der Milderung der meisten der genannten Beschwerden habe ich in dem Kreise meiner Bekanntschaften Beispiele erlebt; dagegen wage ich nicht zu entscheiden, ob Hämorrhagien, Hämorrhoiden u. s. w. gleichfalls Heilung in Italien finden. Mit der Neigung zu Schlagflüssen möchte es beschaffen seyn, wie mit den Brustbeschwerden auf Rocca di Papa: wer nicht davon ge-

weßt, den stürzen sie hier ins Grab. Somit möchte Italien einer Menge Krankheiten Milderung verschaffen, an deren Heilung bisher Niemand gedacht hat, bei solchen Uebeln aber, wegen welcher meistens die Kranken dorthin gesandt zu werden pflegen, verderblich seyn. Freilich thut bei den Brustkrankheiten die Heilung am Meisten Noth, da hingegen nervöse Menschen, obgleich stets kränkelnd, oft ein hohes Alter erreichen. Aber mögen sich die Kranken davon nicht irre leiten lassen: der Hektische kann immer zu Hause bleiben, denn er wird in seinen vier Pfählen nicht früher sterben, als in Italien; und die übrigen Kranken mögen es halten, wie ihnen gut dünkt.

(Schluß folgt.)

Das Fürstenthum Ligor.

Auf der östlichen Küste der hinterindischen Halbinsel, im Umfange des Reiches Siam, liegt zu beiden Seiten des Flusses Thawung das Fürstenthum Ligor, das in gewisser Beziehung von Siam abhängig ist, in seinen inneren Verhältnissen indessen völlig selbstständig regiert wird. Drei oder vier Commissäre, die von Bankok (der Hst. von Siam) nach Ligor gesandt werden, genießen nur während der Abwesenheit des Fürsten, der sie selbst mit wenig Achtung behandelt, einiger Autorität. Die Stadt Ligor liegt ungefähr zwei Stunden von der Mündung des Thawung in geringer Entfernung von dem Ufer des Flusses, mit welchem sie durch eine gute Straße in Verbindung steht, in einer weit ausgedehnten Ebene, die ganz mit Reisfeldern bedeckt ist und sich bis an die große Gebirgskette im Innern zu ziehen scheint. Die Stadt — ein längliches Viereck — ist von Wällen und Basteien und einem Wassergraben vertheidigt. Sie zählt ungefähr 5000 Einwohner, scheint aber vordem bei Weitem volkreicher gewesen und erst seit den letzten fünfzig Jahren durch eine zweimalige Einnahme von Seiten der Birmanen in Verfall gekommen zu seyn. Die Bevölkerung des Fürstenthums läßt sich nach der Zahl der waffenfähigen Männer berechnen, welche die Conscriptionslisten auf ungefähr 12,000 angeben. Vom Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts bis zur Hälfte des achtzehnten hatten die Holländer eine Factorei hier, von der noch jetzt die Trümmer gezeigt werden. Der gegenwärtige Handel, der lediglich auf Rechnung des Fürsten selbst geführt wird, beschränkt sich ausschließlich auf Siam.

Im December 1826 hatten einige Engländer Gelegenheit den Radschah auf seiner Reise nach Bankok zu begleiten, wo derselbe als Schwiegervater des Königs großen Einfluß genießt. Das Gefolge des Radschah bestand aus drei bis vierhundert Personen, mit achtzig Elephanten. Auf jedem Nachtlager wurden für die ganze Reisegesellschaft besondere Hütten aufgeschlagen. Am dritten Tage (20 December) gelangten sie zu dem Dorfe Ban Clai, das hauptsächlich von Chinesen bewohnt wird, auf dem rechten Ufer des Claiflusses, der hier ungefähr 100 Ellen breit ist, drei engl. Meilen von seiner Mündung. Am Abend des siebenten Tages darauf (27 December) erreichten sie den Thakham, einen breiten und tiefen Fluß, welcher die nördliche Grenze des Fürstenthums Ligor bildet. Der Thakam durchschneidet beinahe die ganze Halbinsel; denn Pennon, eine Stadt an seinen Ufern, ist nur drei Tagereisen von Punga auf der Westküste, Junkceylon gegenüber, entfernt; und das Zinn und die anderen Producte dieser Insel finden auf dieser Straße ihren Weg nach Bankok. An der Mündung des Flusses liegt die Stadt Phunphin, ein Ort mit ungefähr 1200 siamesischen E., die unter der Aufsicht eines chinesischen Beamten stehen. Dieser Ort ist berühmt wegen seiner Stahlarbeiten; die Degen aller hohen Beamten von Bankok sind aus Stahl von Phunphin verfertigt.

Der Weg ging von hier vier Tage lang unfern der Seeküste fort, bis die Reisenden am fünften (den 8 Januar 1827) sich landeinwärts wandten und in dieser Richtung nach vier weiteren Tagereisen die Stadt Tsch'humphon, am Flusse gleichen Namens, erreichten. Diese Stadt ist mit Pfahlwerk umgeben und soll 8000 Einw. enthalten. Sie war früher der Stapelplatz eines beträchtlichen Handels mit der (jetzt brittischen) Küste von Tenasserim, seit der Einnahme von Tenasserim durch die Birmanen indessen zu einem bloßen Militärposten herabgesunken, um die Bewegungen der Birmanen zu bewachen und bei Gelegenheit Streifzüge in ihr Gebiet zu unternehmen.

Der zweite Haltplatz von Tsch'humphon aus war Pathiu, ein Dorf an der Mündung eines kleinen Flusses desselben Namens (unter 11° 10' B.), wo die Eifersucht der Siamesen gegen die Europäer der Fortsetzung der Reise zu Lande Einhalt that. Die Gesellschaft schiffte sich daher an Bord eines großen Bootes ein, das binnen vier Tagen in den Menamstrom einlief und am Abend des 31 Januar Bankok erreichte.

Calcutta Government Gazette.

Neue Polar-Expedition.

Eine neue Polar-Expedition, von Capitän Roß, dem Vorläufer Parry's, auf eigene Kosten unternommen, soll in Kurzem die brittischen Küsten verlassen, und es steht zu erwarten, daß ihr Führer Alles aufbieten wird, um ein ähnliches Mißgeschick, wie das, welches seine erste Expedition traf, zu vermeiden. Die beiden Schiffe, welche zu dieser Fahrt verwandt werden sollen, sind die Victory, ein Dampfboot von 200 Tonnen, und der John, ein Transportschiff von 320 Tonnen, mit Brennholz und Vorräthen aller Art. Das Dampfschiff ist, nach völlig neuen Grundsätzen, so gebaut, daß der stärkste Druck von Eismassen, statt dasselbe zu zertrümmern, es in die Höhe heben muß; außerdem können, wenn die Dampfmaschine ihre Dienste versagen sollte, die Ruder herausgenommen werden, wodurch das Schiff sogleich in ein gewöhnliches Segelschiff verwandelt wird. Die Maschine ist von hohem Druck und arbeitet ohne Röhre (funnel). Jede Gattung von Brennmaterialien kann dazu gebraucht werden, sie in Bewegung zu setzen, so daß in dieser Beziehung nie Mangel eintreten kann, es sey, daß man sich genöthigt sehe zu den Holzungen der nördlichen Küsten von America oder zu dem Thran der Seehunde, Bären, Wallrosse und Wallfische seine Zuflucht zu nehmen, die man überall, wo Eis und Wasser ist, in Menge findet.

Wahrscheinlich wird Capitän Roß zuvörderst sich durch die Baffinsbai in den Lancaster-Sund begeben und darauf die Prinz-Regenten-Einfahrt (73° B. 90° L. von Greenwich *) untersuchen, welche bekanntlich die leichteste Annäherung zu den Küsten des festen Landes verspricht. Nachdem er durch diesen oder irgend einen andern Canal die americanische Küste erreicht hat, will er längs derselben hinsteuern und auf diese Weise die alte Aufgabe der europäischen Schiffahrt, die Entdeckung einer Nordwestdurchfahrt, zu lösen suchen.

Literary Gazette, 14 March.

*) S. die der Nr. 72 des „Auslandes“ v. d. J. beigelegte „Nordpolarcharte,“ welcher wir hier nur für Unkundige die Bemerkung hinzufügen wollen, daß die Längengrade auf derselben, wie auf dem englischen Original, von Greenwich aus gezählt sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 90. 31 März 1829.

Neu-Süd-Wales.

(Fortsetzung.)

Der gesellschaftliche Zustand.

Bei den heterogenen Elementen, die sich in Neu-Süd-Wales vorfinden, muß das Urtheil, das man über die dortigen Verhältnisse fällt, je nachdem man sie von einem Gesichtspunkt auffaßt, sehr verschieden lauten. Um nicht ungerecht zu seyn, darf man nicht vergessen, daß die Mehrheit der Bevölkerung aus Lenten oder aus Nachkommen von Leuten besteht, die nicht der freie Entschluß, sondern der Zwang des Gesetzes nach Neu-Süd-Wales geführt hat. Wie viel muß da geschehen, bis alle Spuren eines frühern ungeordneten Lebens verwischt sind, und wie schwer hält eine solche Umwandlung? Dieß sieht man besonders auffallend bei den Ankömmlingen aus dieser Classe in den ersten zwölf Monaten: mit einem regelmäßigen und anhaltenden Fleiß will es oft auch bei dem besten Willen Anfangs nicht recht von Statten gehen; und doch ist es dieser Hang zum Müßiggang, der, als die Wurzel alles Uebels, zuerst ausgerottet werden muß, ehe das Gute gedeihen kann; doch läßt sich rühmen, daß die sorgfältige aber humane Aufsicht, die Unmöglichkeit der Liederlichkeit ungestraft zu fröhnen, und vor Allem die Gewißheit, mit der Zeit sich eine unabhängige Lage zu verschaffen, bei den Meisten den Sieg über das Laster erringt. Die Colonie hatte lange Zeit mit einer Landplage zu kämpfen, die ihr sehr verderblich zu werden drohte; dieß waren zahlreiche, aus entlaufenen Sträflingen gebildete Räuberbanden, die, zumal in Van Diemensland, die Niederlassungen sehr beunruhigten. Den entschiedenen Maßregeln des Gonvernenr Darling verdankt man es, daß das Land vor ihnen jetzt Ruhe hat. Er gewann einige dieser verwegenen Bursche selbst durch das Versprechen der Straflosigkeit und anderer Belohnungen, daß sie ihre Kameraden der Justiz in die Hände lieferten.

Als später zu den unfreiwilligen Einwanderern sich auch freiwillige gesellten, als eine Generation nachwuchs, auf die, wenn sie auch von Deportirten abstammte, der Makel ihrer Väter nicht überging, als sich wieder unter den Deportirten selbst gewisse Verhältnisse entwickelten, die den höhern oder niedern Grad von Ehrenhaftigkeit der Einzelnen bestimmten, so entstanden allmälig verschiedene Classen, die dem Charakter der Gesellschaft in Neu-Süd-Wales ein ganz eigenthümliches Gepräge verleihen. Einer der frühesten Unterschiede ist der zwischen Individuen, die in dem Mutterlande (old country) und zwischen ihren Nachkommen, die in der Colonie (new country) geboren wurden: d. h. zwischen den Sterlingleuten und den Currencyleuten. Man bedient sich dieser Ausdrücke, namentlich des letztern, allgemein; und die Currencyburschen wie die Currencymädchen hören es gerne, wenn man sie so nennt. Wirklich unterscheiden sie sich auch ihrer Körperbildung und ihrem Aussehen nach wesentlich von den eingeführten Altengländern: sie sind im Ganzen ein schöner Menschenschlag. Der Currencybursche (currency lad) zeichnet sich durch hohen Wuchs, schlanke Gestalt, blasse Farbe, schönes Haar, blaue Augen, so wie durch Geist, Derbheit und Patriotismus aus; seine Lieblingsbeschäftigung ist Handel und Schiffahrt. Der Umstand, daß die Sträflinge meist beim Landbau verwendet werden, hat natürlich diese Arbeit etwas unpopulär gemacht. Die Currencymädchen (currency lasses) sind sittsam, einfach, sanft, durchaus nicht ohne Reize. Ein zweiter Unterschied, der zu manchen Bitterkeiten Veranlassung giebt, ist der zwischen den freien Ansiedlern und den emancipirten Deportirten, oder wie sie auch genannt werden, zwischen den Illegitimen (illegitimate) und den Legitimen (legitimate), sofern letztere aus legalen Gründen in der Colonie sind, erstere ohne Beihülfe des Gesetzes. Die Sträflinge (ein Wort, das man in Neu-Süd-Wales nicht kennt) heißen bei ihrer Ankunft Kanarienvögel (canaries); nachdem sie ordentlich ansäßig geworden, Regierungsleute (governmentmen), und wenn sie ihre Begnadigung erlangt oder ihre Strafzeit ausgehalten haben, Emancipatisten. Es giebt manche achtbare und sehr reiche Individuen unter dieser Classe, deren Schicksal oft mehr an Leiden als Schuld erinnert. Warum sollte aber auch nicht ein nachheriges musterhaftes Betragen eine Niederlage vor dem Gesetz — vielleicht die Ungunst eines unbewachten Augenblicks — in Vergessenheit bringen können, zumal nachdem die veränderten Umstände auch die Menschen verändert haben? Soll die Colonie nicht bloße Zuchtanstalt seyn, so darf das Gesetz den Rücktritt in die Gesellschaft dem unglücklichen Strafbaren oder seiner Familie nicht verschließen, so muß es seine Reue und Besserung als Aequivalent für seine Schuld annehmen.

Diesen Gesichtspunct verkennt übrigens die Regierung nicht;

die Hauptschwierigkeiten, die sich dem Aufkommen der Emancipatisten entgegensetzen, gehen auch nicht aus ihren Beziehungen zu den Behörden, sondern aus den Vorurtheilen der freien Ansiedler hervor. Wahrscheinlich aber dürfte Reichthum, der große Hebel der Welt, der sich unter der Classe der Emancipatisten immer mehr einheimisch macht, Viel dazu beitragen, ihre Aufnahme in die gute Gesellschaft zu erleichtern und ihnen volle bürgerliche und politische Geltung zu verschaffen. 'Es giebt indessen eine Partei, welche das Gesetz der Ausschließung gegen die Emancipatisten streng in Anwendung bringt, und die man deshalb Exclusionisten nennt. Die Exclusionisten halten auf den Rang und die Etikette mit einer pedantischen Aengstlichkeit, die man vielleicht bei dem hohen Adel von England nicht findet. Eine Menge unangenehmer Reibungen sind die nächste Folge davon, wenn diese vornehmen Herren Jedermann, der nicht zu ihrer Sippschaft gehört, mit einem trockenen: Ich kenne Sie nicht, mein Herr (upon my life, I do'nt know you, Sir) zurückweisen. Aber die Emancipatisten betragen sich auch ihrerseits wieder als Exclusionisten gegen diejenigen ihrer Classe, die sich durch eine Verurtheilung in der Colonie befleckt haben. Dieß ist ein unauslöschlicher Makel.'

Als Classe betrachtet sind die Emancipatisten der nützlichste und der unternehmendste Theil der Bevölkerung, und ihre talentvolle Thätigkeit ist es, der beinahe alle Manufacturen und sonstige größere Etablissemens in Neu-Süd-Wales ihren Ursprung verdanken. In Geschäftsverhältnissen scheint ihr Benehmen ehrlich und gerade, und wenn man Cunnigham glauben darf, so riskirt man bei einem Großhändler von Oxford Street eher betrogen zu werden, als bei einem Krämer von Sydney. Freilich, ob der sittliche Grundsatz allein und nicht vielmehr der Schrecken des Gesetzes, so wie die Gefahr der Entdeckung, welche vormalige Verbrecher, gegen die man mehr auf der Hut ist, in höherem Grade zu befürchten haben, eine der Haupt-Triebfedern ihres Handelns bilde, lassen wir dahin gestellt. Ist ja doch auch bei andern Leuten die Ehrlichkeit oft Nichts als eine erworbene Gewohnheit, die als solche auf sittlichen Werth keinen Anspruch machen kann.

(Schluß folgt.)

Die ungesunde Luft Roms.

(Schluß.)

Nicht uninteressant dürften einige Bemerkungen über den Einfluß seyn, welchen die große Hitze der 3 Sommermonate auf die Fremden ausübt: eine Jahreszeit, vor der die Römer Furcht, ja Grausen empfinden, und während welcher die Gegenden in und um Rom, die im Geruche der ungesunden Luft stehen, z. B. das Volksthor, der Mons Cölius und die ganze weite Strecke zwischen diesem, dem Esquilin und dem Palatin, bis zur Porta di S. Maria Maggiore, ferner die Porta Latina und di S. Paolo, von innen und außen, der Vatican (doch ist dieser rehabilitirt, seit der Pabst und mit ihm gezwungener Weise sein ganzer Hofstaat, unter Andern der vierundachtzigjährige Staatssekretär, Cardinal Somaglia, der sich recht wohl zu befinden schein', daselbst wohnt) u. s. w., am Meisten geflohen werden, wo die Thoraufseher alle acht Tage wechseln, wo die heimatlosen Birbaccioni, welche, von Eintritt der warmen Jahreszeit an, draußen auf dem Felde, wo sie sich um so leichter dem Auge der Polizei entziehen, geschlafen haben, sich während der Nacht in die Stadt begeben, auf die Gefahr hin, für einige Monate eingesteckt zu werden, wo die Winzer und Gärtner sich eine Wohnung in Rom miethen und die Mönche gleichfalls in die Stadt ziehen, wohin ihnen die von S. Gregorio auf dem Cölius, von S. Paolo außerhalb der Stadt u. s. w. sogar schon mit Anfang der guten Jahreszeit vorausgegangen sind. Die Fremden verspüren von dieser Jahreszeit keine andere Wirkung, als eine große Abspannung, besonders eine Müdigkeit, welche, meistens um die Mittagszeit, unwiderstehlich zum Schlafe einladet, übrigens aber keine weitern nachtheiligen Folgen äußert, ja sogar (wie hier allgemein von den Fremden erprobt wird) den Appetit vermehrt: ein Beweis, daß die Functionen der Verdauungswerkzeuge und mit ihnen des ganzen übrigen Organismus in ungestörter, ja beförderter Thätigkeit sind. Eine vernünftige, regelmäßige Lebensweise ist unter jedem Himmelsstriche anzurathen, folglich auch in Rom. Vielleicht hat die Behauptung der hiesigen Einwohner, es sey in diesen Monaten schädlich, des Abends Viel zu essen, Grund: die dicke Luft, welche mit Untergang der Sonne noch dicker wird, dürfte, auch abgesehen von den am Aufsteigen verhinderten Dünsten, die Verdauung erschweren. Die Fremden werden also wohl thun, der hiesigen ohnehin von Ausländern beobachteten Sitte, gegen fünf Uhr zu Mittag, übrigens gar nicht zu Abend zu essen, zu folgen. Ueber den Genuß des Weins lassen sich hier so wenig als anderswo bestimmte, allgemeine Vorschriften geben: das Uebermaß zu vermeiden, ist natürlich auch in Rom anzurathen. Daß der hiesige Wein, als auf einem durchaus vulkanischen Boden erzeugt, viel Feuer hat, ist natürlich; daher steigt er, für die erste Zeit, leicht zu Kopfe, ohne übrigens Kopfschmerz oder sonst ein Uebelbefinden zu erzeugen. Es giebt hier junge Ausländer, welche, ohne deshalb an ihren Geschäften gehindert zu werden, täglich vier, sechs, ja acht große Quartiere (mezzi genannt, wo boccali supplirt werden muß), und römische Trunkenbolde, welche, noch dazu, ohne zu essen, zwölf bis fünfzehn Quartiere trinken. Letztere treiben es in der Regel bis zum vierzigsten oder fünfundvierzigsten Jahre; in Frankreich würden sie keine dreißig alt werden. Es dürfte vielleicht der Gesundheit zuträglich seyn, außer dem Essen gar nicht zu trinken, besonders aber nicht dazu zu rauchen: die narcotische Substanz des Tabacks mit den im hiesigen Weine ohnehin enthaltenen mineralischen Säuern vermischt, muß desto nachtheiliger wirken. Die verdammliche Sitte des Rauchens zum Wein ist hier besonders den nordischen jungen Künstlern eigen. Ein Hauptgegenstand der Diätetik während der drei Sommermonate ist das Schlafen am Tage: bekanntlich hält ganz Rom in dieser Jahreszeit nach dem Mittagessen Siesta. Es kann meine Absicht nicht seyn, mich in eine medicinische Untersuchung über die Frage, ob das Schlafen am Tage nach dem Essen gesund sey, einzulassen; im Allgemeinen dürfte sich, bei der Verschieden-

heit der Constitutionen und der Gewohnheiten, darüber nicht absprechen, aber dennoch der mittlere Grundsatz aufstellen lassen, daß das Schlafen nach dem Essen, wegen der zu passiven Ruhe, in welche der Körper versetzt wird, die Verdauung hindert und folglich der Gesundheit nachtheilig ist. Freilich beobachten die Römer die Vorsicht, sich erst eine oder anderthalb Stunden nach dem Essen niederzulegen; aber diese Zeit reicht nicht einmal bis zum ersten Acte der Verdauung hin, welche zum Wenigsten drei Stunden erfordert. Daß übrigens eine zu active Bewegung der Verdauung nicht minder hinderlich sey, ist begreiflich, da Spallanzani's Versuch mit den beiden Jagdhunden, von denen der Eine, hinter dem Ofen schlafend, vollkommen, der Andere, auf der Jagd gebraucht, gar nicht verdaut hatte, ein Hundeversuch und auf Menschen nicht anwendbar ist. In der Regel möchte ein Ruhestand, in welchem Körper und Seele gleichmäßig thätig erhalten würden, das sicherste Mittel zur relativ guten Verdauung bleiben. Wenn die Fremden, wie oben gesagt, um fünf Uhr essen, so können sie, ohne Furcht, ihre Verdauung zu stören, allerdings um Mittag ein Wenig ruhen; doch ist auch ihnen, wenigstens den jüngern zu rathen, der Anwandlung zu widerstehen und sich die nöthige Erholung allein durch den nächtlichen Schlaf zu verschaffen.

Ich schließe mit Erwähnung einer andern Vorsichtigkeits-Maßregel, welche, von den Römern allgemein beobachtet, den Fremden um so mehr auffällt, als sie im Auslande nicht Sitte ist, ich meine das sorgfältige dreifache Verschließen der Fenster, durch die inneren hölzernen Fensterladen (scuri), durch die Fenster und durch die äußeren Gatterfenster (persiane). Es hat den Zweck, so viel als möglich, den Zugang der Luft und der Sonne abzuhalten: letztere wird hier so sehr geflohen, daß selbst im Winter schleunig die Scuri vorgeschoben werden, sobald irgend ein Strahl in das Zimmer fällt. Mit der Luft wird freilich bei heitern Tagen besonders im Winter eine Ausnahme gemacht, dagegen ist aber in den drei Sommermonaten die Furcht vor derselben desto größer: eine halbe Stunde vor und eine halbe Stunde nach Untergang der Sonne ausgenommen, wird während der übrigen vierundzwanzig Stunden nie eins der drei genannten Fenster geöffnet. Daher herrscht in den Zimmern (sogar in den Palästen, obgleich natürlich hier weniger als in den Häusern der mittlern und untern Klasse) eine Art von mephitischem Geruche, wogegen die Gewohnheit die Nasen der Eingebornen abgestumpft hat, der aber den Ausländern desto mehr auffällt. Diesem Mangel an frischer Luft und der den Römern angebornen Unreinlichkeit ist die beispiellose Menge von Ungeziefer aller Art, besonders der Flöhe zuzuschreiben, welche hier selbst nicht im Winter und selbst nicht durch die ersinnlichste Aufmerksamkeit zu vertilgen sind. Die Eingebornen sind dergestalt gefühllos dagegen geworden, daß sie der Vermehrung derselben weiter keinen Einhalt thun, als durch den Wechsel der Leib- und Bettwäsche, welche übrigens in den drei Sommermonaten nicht öfter, als im Winter Statt findet. Erstere sieht bei den untern Klassen gewöhnlich aus, als käme sie von einem mit Spitzruthen gepeitschten Menschen; selbst an dem Halse der schönsten und reichsten Herzogin und Gräfin sieht man Flohstiche. Dieß ist ein Gegenstand, bei dessen Beschreibung die Wahrheit für Satire gelten würde; daher Nichts mehr darüber. Die freie Luft wird besonders nach Untergang der Sonne geflohen. Nachdem man vorher, wie schon gesagt, ungefähr während einer Stunde durch Aufsperrung aller Thüren und Fenster die Atmosphäre im Innern der Häuser gereinigt hat (besonders mit Hülfe der Zugluft, deren ich oben erwähnt habe), wird jede Oeffnung wieder sorgfältig verschlossen und verbleibt, mit Ausnahme einer Viertelstunde, während welcher man am folgenden Morgen ein Fenster des Schlafzimmers öffnet, in diesem Zustande bis an den andern Abend. Unerhört wäre es, wie anderswo häufig geschieht, bei offenen Fenstern zu schlafen, oder auch nur Nachts für eine kurze Zeit an's Fenster zu treten: ein unmittelbarer Tod würde, nach der herrschenden Meinung, die Folge davon seyn.

* * *

Das Vorurtheil von der Schädlichkeit der Sonne, des freien Luftdurchzuges, überhaupt der offenen Geräumigkeit der Gassen, scheint uralt in Rom zu seyn. Wenn die Verfechter desselben (und zu ihnen gehört die ganze Bevölkerung der Stadt) eine Autorität, welche ihm ein großes Gewicht zu geben vermöchte, unangeführt lassen; so geschieht es, weil die Kenntniß der alten Schriftsteller, selbst unter den hiesigen Literatoren, sich weniger auf eigenes, ernstes und redliches Studium derselben stützt, als vielmehr auf Nachbeterei solcher Stellen, welche seit Jahrhunderten bekannt und in Jedermanns Munde sind. Wäre es sonst möglich, daß bei der häufigen Anregung des erwähnten Gegenstandes, besonders aber bei der Hartnäckigkeit, mit welcher sich die Römer jeder Lichtung der Gassen, jeder Bildung von neuen und größeren Plätzen, widersetzen, bisher, so viel mir bekannt ist, noch Niemand eine Stelle aus Tacitus angeführt hätte, welche jenem Vorurtheile so vollkommen entspricht, daß ihr, und wäre sie absichtlich erst in der neueren Zeit zur Unterstützung der herrschenden Meinung geschrieben worden, keine angemessenere Wendung hätte gegeben werden können? Tacitus sagt im fünfzehnten Buche der Annalen, am Ende des dreiundvierzigsten Abschnitts: „Ea ex utilitate accepta decorem quoque novae urbi attulere. Erant tamen, qui crederent, veterem illam formam salubritati magis conduxisse, quoniam angustiae itinerum et altitudo tectorum non perinde solis vapore perrumperentur. At nunc patulam latitudinem et nulla umbra defensam graviore aestu ardescere; („Jene zweckmäßigen Ordnungen (nämlich, daß die Häuser niedriger und weitläufiger als zuvor gebaut und jedes Mal mit einer eigenen Mauer umgeben werden sollten u. s. w.) trugen auch zur Zierde der neuen Stadt bei, obgleich Einige glaubten, daß die alte Form, in so fern sich die Enge der Gassen und die Höhe der Häuser dem Eindrange der Sonnenstrahlen widersetzt hätte, der Gesundheit zuträglicher gewesen sey, während jetzt durch die so sehr geräumige und von keinem Schatten geschützte Breite die Hitze um so mehr vermehrt werde).“

Der Kalender des Schafhirten.

(Uebersicht der neuesten englischen Literatur.)

(Fortsetzung.)

Ein sehr charakteristisches Bild von dem Leben des schottischen Landvolkes giebt eine Reihe von Erzählungen, die unter dem Titel Calender eines Schafhirten (The Shepherd's Calendar, by James Hogg. Edinburgh, 1829. 2 vols. 12.) ursprünglich in Blackwoods Edinburgh Magazine erschienen und kürzlich von dem Verfasser gesammelt und besonders herausgegeben worden sind. Echtschottisch ist z. B. folgende Geschichte von dem Vertrauen auf die Vorsehung: ein Apolog, dessen Moral wir nicht unterschreiben möchten.

Eines Sonntages gerade zur Erntezeit kam ein regnerischer Tag, und Willie Candlem, der seine Ernte in Gefahr sah, spannte seinen Schimmel an die Schleife und wollte sich eben auf den Weg machen, um sein Getreide aus der Fluthhöhe herauszuholen. — Sein Acker lag an einem Bach, der von einem heftigen Regen geschwellt die angrenzenden Felder zu überschwemmen und, was er auf denselben fand, mit sich fortzuführen pflegte. — Da kam Meggie heraus und fing an, ihm Vorwürfe zu machen über die Sündhaftigkeit seines Beginnens: „Führe dein Thier wieder hinein, als ein guter Christ, Willie, sagte sie, und gieb nicht dem ganzen Dorfe ein übles Beispiel. Du weißt, daß an diesem heutigen Tage der Pfarrer uns der Vorsehung auf unseren Wegen vertrauen hieß, und es würde uns nimmer gereuen. Er wird es uns sehr übel nehmen, wenn wir an dem Tage des Herrn ein solches Beispiel geben; also, Willie, mein Mann, nimm seinen Rath an und meinen, und vertraue der Vorsehung!" Willie Candlem sah sich wohl genöthigt zu folgen; denn wer kann der Zunge eines alten Weibes widerstehen? So spannte er denn seinen Schimmel aus und ging zu Bett mit schwerem Herzen, und den nächsten Morgen bei Tagesanbruch, als er aufstand und hinaus schaute, sah er, daß der größte Theil seiner Ernte von dem Wasser hinweggeführt war. „Jetzt kannst du dir deine Vorsehung behalten, Meggie! rief er aus; wo ist jetzt deine Vorsehung!" Meggie antwortete sanftmüthig und bescheiden, wie es ihre Sitte und Pflicht war: „O Willie, hadere nicht mit der Vorsehung, sondern fort auf das Feld und siehe, was noch zu retten ist." Willie befolgte den Wink und galloppirte mit seinem Schimmel auf das Feld hinaus, welches ganz unter Wasser stand und auf welchem jetzt die Garben umherschwammen. So fing er an und holte die Garben heraus und arbeitete fort, bis er wenigstens sechsmal so viel Korn beisammen hatte, als er verloren hatte. Endlich kam einer seiner Nachbarn und dann der andere; aber Willie hatte keine Lust, seine Beute zu theilen. „Ei, ihr möget euer Korn herausholen, wo ihr es findet, Leute," sagte Willie; „ich habe kein anderes, als mein eigenes. Eures ist weiter hinabgeschwommen. Wäret ihr gekommen, als ich kam; so hättet ihr es alles behalten können." So führte Willie ein und fuhr fort, bis seine ganze Scheuer voll war. „Ich denke die Ernte ist nicht so übel ausgefallen," sagte Meggie; „du hast doch nicht Unrecht gehabt, der Vorsehung zu vertrauen." — „Nein," antwortete Willie, „und auch nicht deinem Rath zu folgen und auf das Feld zu gehen und das Korn herauszuziehen!"

Von dem Scharfsinn des Hundes werden mehrere merkwürdige Beispiele erzählt. „Ein junger Mann, der bei seinem ersten Fehltritt der Gerechtigkeit in die Hände fiel, gab an: Er habe die Schafe, deren Raub ihm Schuld gegeben wurde, beim Mondschein aus der Hürde getrieben und schon den Weg nach Edinburgh angetreten gehabt, als ihm das Gewissen schlug und er die Schafe wieder gehen und zu ihrem Pferch zurückkehren ließ. Er rief seinen Hund von ihnen ab, setzte sich auf seinen Esel und ritt davon. Während er dieß that, sprang und hüpfte der Hund, wie er sagte, um ihn herum, als ob er froh wäre, daß sein Herr einen so gefährlichen Handel aufgegeben habe, und er sah hierauf nicht mehr nach ihm, bis — nachdem er ungefähr drei Meilen geritten war — er immer wieder dachte, daß er Etwas hinter sich kommen höre. Als er endlich hielt, um zu sehen, was es sey, kam nach wenigen Minuten sein Hund mit der gestohlenen Heerde an, die er wüthend vor sich her trieb, um sich nicht von seinem Herrn zu verlieren. Die Schafe rauchten vor Schweiß die Zunge hing ihnen aus dem Munde und der Treiber war nicht weniger erhitzt, als sie selbst. Der junge Mensch war in großer Unruhe; denn da die Schafe bereits so weit hinweggetrieben waren, so fürchtete er, daß man ihn verfolgen möchte und er sie nicht vor Tage wieder nach Hause bringen könne. Er entschloß sich jedoch, auf alle Fälle seine Hand rein von dem Diebstahl zu behalten, strafte seinen Hund in großem Zorn, überließ die Schafe nochmals sich selbst, und ritt, den Hund mit sich nehmend, zum zweiten Male davon. Er war noch kaum eine Meile geritten, als er bemerkte, daß sein Hund ihm wieder entwischt war, und da er wohl vermuthen konnte, weshalb, so gerieth er in die äusserste Angst; denn der Tag war nahe, und er durfte es nicht wagen, seinen Hund zu rufen, um nicht die Nachbarschaft zu wecken, da er und sein Hund hier allgemein bekannt war. Er beschloß daher, das Thier sich selbst zu überlassen und einen Weg einzuschlagen, von dem er wußte, daß sein Hund ihn nicht kannte und ihm auf demselben nicht folgen konnte. Er wandte sich auf diesen Weg; da er aber beritten war, so konnte er nicht durch die eingehägten Felder kommen, bis er ein Thor fand, das er hinter sich wieder verschloß, und darauf ging er etwa eine halbe Stunde weiter zu einem Bauernhause, in welchem seine Schwester und seine Geliebte lebten, bei dem er bis zum Frühstück blieb. Die Personen aus diesem Hause wurden alle vor Gericht verhört, aber keine von ihnen hatte Etwas von den Schafen gesehen noch gehört, außer einem Mann, der an den jungen Menschen herantrat, während dieser unter der Stallthür stand, und ihm sagte, daß sein Hund die Schafe richtig zu dem Nebenthor gebracht habe und er sich nicht um sie bemühen dürfe. Er antwortete, daß die Schafe nicht sein wären, sondern des jungen Hrn. Thomson, der sie ihm übergeben habe, und daß er einen Treiber für sie suche und deshalb von der Straße abgekommen sey. Nach dieser Entdeckung war es für den armen Burschen unmöglich, die Schafe loszuwerden; er ging daher hin und nahm die gestohlene Heerde nochmals in Besitz, trieb sie fort und verkaufte sie; und endlich kostete der Handel ihm das Leben. Der Hund konnte für die letzten vier oder fünf Meilen keinen anderen Wegweiser gehabt haben, der ihn seinem Herrn nachgeführt hatte, als den Geruch von den Fußstapfen des Esels.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 91. 1 April 1829.

Clapperton.

(Fortsetzung.)

Das Königreich Jurriba.

Nachdem die Reisenden eine Reihe reicher Gebirgs-Landschaften mit lachenden Dörfern und bevölkerten Städten (deren größte, Kosu, an der äußersten Gränze der Gebirgskette liegt und zwanzigtausend Einwohner zählt) durchwandert hatten, gelangten sie in eine anmuthige, wohl angebaute Ebene hinab, deren Einwohner, wie die des größten Theils vom Sudan, ihre Heerden hüten und ganz die milden, harmlosen Sitten der Hirtenvölker haben. Es sind Fellatas, die sich mit den eigentlichen Eingebornen des Landes, den Negern, nicht vermischen, jedoch in gutem Vernehmen mit denselben stehen. Von hier bis nach Eyeo, der Hauptstadt von Jurriba, welche die Bewohner von Haussa in ihrer Sprache Katunga nennen, war das Land durch die Raubzüge der kriegerischen Fellatastämme von Sakkatu und die empörten Sklaven von Haussa Mehr oder Weniger verheert.

Nach Tschau gelangt man durch ein reizendes Thal, bepflanzt mit Bananen und andern hochragenden Bäumen, welche mit ihrem breiten Blätterdach die kleinen Wirsengründe und die glänzenden Wasserflächen der Seen überschatten, an deren Gestaden die schwarzen Schönen der Stadt ihre Heerden waiden, oder in deren Fluten sie ihre zierlichen Glieder baden. Dieser Sitz erquickender Kühle und Ruhe wird jedoch häufig von den Bewohnern des benachbarten Königreichs Borgu, einem wahren Räubervolke, mit Einfällen heimgesucht. Clapperton hatte — in der Nähe der Gränze angekommen — seine Waffen in Bereitschaft gesetzt; als am Abend ein von dem König in Katunga abgesandter Caboeir mit einer zahlreichen Bedeckung von Fußvolk und Reitern erschien und den weißen Reisenden unter seine Obhut nahm. Diese Leute brachten die ganze Stadt mit ihrem Lärm von Trommelschlag, Gesang und Tanz in Aufruhr und zehrten Alles auf, was sich daselbst von Vorräthen befand.

„Als wir Tschau verließen," erzählt Clapperton, „schlugen wir einen breiten, wiewohl etwas bewaldeten Weg ein, vor uns Bogenschützen und Reiter, die uns zu möglichster Eile aufforderten; von letztern führte Jeder zwei oder drei lange Piken. Hörner und Trommeln erschallten vorn und hinten. Einige unserer Führer waren mit den groteskesten Gewändern angethan, die andern mit Amuletten überdeckt, die Bogenschützen trugen kleine mit Federn gezierte Flechthüte, und hatten den Jebus, eine Ledertasche, von der Seite hängen. Ich hatte nirgend so leichte und gewandte Truppen in diesem Lande gesehen; die Reiter waren jedoch sehr schlecht beritten, und saßen in ihren schlecht befestigten Sätteln so linkisch, daß der gewöhnlichste englische Reiter sie bloß mit einem Stecken hätte berühren dürfen, um sie herunterzuwerfen. Katunga liegt anmuthig an dem Abhang und am Fuß einer kleinen Kette von Granithügeln, deren Gipfel sich wie eine Citadelle ausnehmen. Es sind nämlich ungeheuere Blöcke grauen Granits, von denen einige so schauerlich herabhängen, daß es scheint, als könnte sie ein Windhauch über die Stadt herabstürzen. Außer der natürlichen Schutzmauer eines dichten Gehölzes, das sie umgiebt, ist sie vertheidigt durch einen trocknen Graben und einen Erdwall von zwanzig Fuß Höhe und ungefähr fünfzehn Meilen im Umfang; sie hat zehn Thore; die Häuser sind von Erde und mit Stroh bedeckt; an den Pfeilern, welche die Zeltdächer stützen, und an den Pforten sieht man Schnitzwerk in halb erhabener Arbeit, welches Schlangen, die Antilopen erdrücken, Krieger und ihr Gefolge von Trommlern, Musikern u. s. w. darstellt. Die Reisenden zogen mit ihrer Bedeckung, der ganzen Musik, welche die Stadt aufzutreiben vermochte, und einer Menge von Männern, Weibern und Kindern, in eine dichte Rauchwolke gehüllt, daher, während die Leute des Königs mittelst Peitsche und Stock, deren sie sich jedoch mit Mäßigung bedienten, mit großer Mühe einen Durchgang für sie bahnten. Endlich erreichten sie nach einem Marsch von fünf Meilen durch die Stadt den Platz, wo Se. Majestät, der König von Jurriba, ihrer wartete. Er saß unter einem Zelt vor seiner Residenz; zwei rothe und zwei blaue Sonnenschirme waren über seinem Haupte ausgespannt mit Hülfe langer Stangen, die auf dem Boden aufstanden und von Sclaven gehalten wurden. Einige Unterredungen der Hauptcaboeirs mit dem König ließen mich fürchten, daß es sich um die gewöhnliche Ceremonie der fußfälligen Verehrung handle. Ich erklärte, wenn von dergleichen die Rede sey, so würde ich sogleich mich zurückziehen, da ich mich bloß dazu verstünde, vor dem König meinen Hut abzunehmen, ihn zu begrüßen und ihm, falls es ihm angenehm wäre, die Hand zu reichen. Sie meldeten dieß dem Monarchen; er willigte ein, und wir traten vor."

Die Ceremonie, gegen welche Clapperton protestirte, ward von allen Großen gefordert und bestand darin, daß man sich mit Staub bestreute, flach auf den Bauch niederwarf, und um das Manöver in seiner ganzen Vollkommenheit, wie es die Etikette des Negerhofs heischte, auszuführen, mußte man sich in Gegenwart eines kolossalen, feisten Verschnittenen zuvor einüben. Die mit so gutem Humor ausgetheilten Stockspenden, die Sonnenschirme, die Feierlichkeit der fußfälligen Anbetung und die Vorübung erinnerten unwillkürlich an die Sitten und Gewohnheiten des chinesischen Hofs; nur daß bei den Jurribanern die blaue Farbe jene Verehrung genießt, welche das himmlische Reich der gelben zollt. Vor dem König befand sich ein nach allen Seiten freier Platz, ungefähr zwanzig Ruthen groß: hier empfing er den Reisenden, ergriff dessen Hände, hob sie dreimal in die Höhe und wiederholte die Worte: Ako, ako! (Wie befindet Ihr Euch?) Im Hintergrund standen die königlichen Weiber, welche den Fremden mit dem Rufe: Oh! oh! oh! begrüßten. Es war nicht möglich, sie zu zählen; und der König selbst sagte zu Clapperton, daß er ihre Zahl nicht wüßte, noch auch, wie viel er Kinder habe; seine Frauen aber allein würden, wenn sie sich die Hände hielten, eine Kette bilden, die von Katunga bis nach Janna reichte. Der König hatte ein weißes, großes Hemd (tobé) an und darüber ein zweites von blauer Farbe; um den Hals drei Reihen Kügelchen von einem blauen Stein, den er aus einem zwischen seinem Reiche und Benin liegenden Lande bezieht, und auf dem Haupt eine papierne mit blauem Katun überzogene Krone in Form der europäischen.

In Jurriba sterben die Könige in großer Gesellschaft. Man gräbt, zur Beerdigung der Todten, einen tiefen Graben, in den der Leichnam mit zwischen die Knie gezogenen Ellenbogen zu liegen kommt. Der Arme wird ohne alle Umstände und Ceremonien zur Erde bestattet; bei dem Reichen schießt man Gewehre ab, und die Freunde und Verwandten trinken Rum über dem Grab und in dem Hause des Gestorbenen. Auffallend ist, daß die Gewohnheit, sein Leid im Weine zu vertrinken und einen Todtenschmaus zu halten, sich im Westen und Osten, im Süden und Norden findet; daß der Schotte, der Grieche und der Africaner die gleichen Gebräuche beobachten. So ließen sich in der Geschichte der Völker noch viele Analogien nachweisen, die zu dem Schluß berechtigen könnten, daß Klimate und Völker-Racen nicht jenen großen Unterschied, wie man gewöhnlich sich einbildet, in den Sitten mit sich bringen, und daß auf gleicher Stufe der Civilisation die Völker eine Art Familiengepräge an sich tragen. Wenn der König von Jurriba stirbt, sind der Caboceir von Janna, drei andere vornehme Caboceirs, vier Frauen, eine beträchtliche Anzahl begünstigter Sclaven u. s. w. verbunden, Gift zu nehmen, das ihnen ein Fetischpriester in dem Ei eines Papageis reicht. Sofern dieß nicht genügt, so wird der Patient mit einem Strang versehen, um sich damit im eigenen Hause aufzuhängen. Bei der letzten Thronerledigung schlachtete man jedoch keine öffentlichen Opfer, noch weniger Menschenopfer, und es ward Niemand erlaubt, dem erblichenen Monarchen Gesellschaft zu leisten; weil er keines natürlichen Todes gestorben, sondern von einem seiner Söhne (nicht dem jetzt regierenden König,) ermordet worden war.

Die Religion dieses Volks ist sehr einfach. Es scheint nur Eine Gottheit anzubeten, der es Kühe, Pferde und Geflügel zum Opfer darbringt. Bei dem großen jährlichen Hauptfeste werden diese Thiere in dem Fetischhaus geschlachtet; mit ein wenig Blut wird die Stelle besprengt, auf welcher man das Fleisch zubereitet; worauf der König mit der ganzen anwesenden Menge, Männern und Weibern, zum Opfermahl sich vereinigt, bei welchem man im Ueberfluß das Bier des Landes (Pitto) trinkt. Alle sind völlig nackt; allein die geringste Verletzung der Gesetze der strengsten Schicklichkeit würde auf der Stelle mit dem Tode bestraft werden.

Eine Erscheinung, die man in Jurriba nicht suchen würde, sind die theatralischen Vorstellungen, welche der König zu Ehren der Caboceirs, die ihm ihre Aufwartung machen, geben läßt. Zur Linken steht ein Fetischhaus; zwei große Granitblöcke von sonderbarer Form, in deren Nähe sich ein alter, entblätterter Baumstamm erhebt, stehen im Süden; und vom Haus des Souveräns, im Norden gelegen, überschaut man die ganze Scene; den Mittelpunct nehmen zwei hübsche Baumgruppen und eine hohe Fächerpalme ein, welche den Circus beherrscht, und deren Umfang sieben- bis achthundert Ruthen ins Gevierte beträgt. Die Schauspieler, in weite Säcke gehüllt, und den Kopf fantastisch mit seidnen, damastnen und baumwollenen Bändern in den schreiendsten Farben geschmückt, saßen unter den Baumgruppen; die Leute des Königs hielten sich in der Nähe, um Ordnung zu handhaben, und die Menge zu verhindern, daß sie sich nicht in den für die Schauspieler bestimmten Platz eindrängte, auch eine Bande Musikanten war da, um ohne Unterlaß zu trommeln, zu pfeifen und zu blasen.

Der erste Act bestand in einem ungemein gut ausgeführten Tanz; wenn man bedenkt, daß die Acteurs, welche sprangen, und unter den verschiedensten Gebehrden sich umher tummelten, weder den freien Gebrauch ihres Gesichts, noch ihrer Hände und Füße hatten. Der zweite Act war eine Riesenschlangenjagd. Einer der Sackmänner warf sich vor der Versammlung auf alle Viere nieder; sodann nahte sich eine hohe, majestätische Gestalt, deren Kopfputz und Maske sich nicht leicht beschreiben läßt; das Ganze hatte eine glänzende Erzfarbe, und glich bald einem über einem Helme ruhenden Löwen, bald einem mit einer ungeheuren Perücke bedeckten schwarzen Kopf; jede Bewegung zeigte ein neues Gesicht und eine neue Aehnlichkeit. Diese Figur hielt ein Schwert in der Rechten, und erschien nach Costüme und Haltung als die Hauptperson. Sie nahte sich dem niedergestreckten Manne, gab mit ihrer Waffe ein Zeichen, und ein zweiter Acteur ward so zusagen dem ersten beigefügt; denn man legte den einen dicht an das Ende des andern an. Die Enden der beiden Säcke wurden jetzt aufgetrennt und schienen sich in einen zu vereinigen. Nun schwenkte der Koryphäe sein Schwert mit solcher Kraft in den Lüften, daß man in Wahrheit befürchten mußte, es möchten einige der Acteurs, welche ihn umgaben, um ihre Köpfe gekommen seyn; allein diese wichen geschickt aus. Mit den zwei Säcken allein gelassen, schwenkte der Schwertmann mit Siegermiene von Neuem seine Waffe und die Vorstellung

begann. Der Kopf der Riesenschlange kam plötzlich zum Vorschein und versuchte den Koryphäen zu beißen, fuhr aber zurück, um dem drohenden Schwerte auszuweichen; sodann mehr und mehr dem bergenden Sacke entkriechend zeigte sich endlich der ganze aufs Täuschendste nachgebildete Schlangenleib; nur der Bauch war etwas zu reichlich ausgefüllt. Die gelenksamen Bewegungen des Unthiers wurden mit besonderer Wahrheit nachgeahmt; die Schlange öffnete und schloß ihren Rachen, der wahrscheinlich nur aus den beiden Händen des Schauspielers in ihrer natürlichen Form bestand. Sie konnte ungefähr vierzehn Fuß lang seyn, und der diesen ungeheuern Leib bedeckende Stoff glich vollkommen der Haut der Riesenschlange. Als das Thier eine Weile den Mann rings durch den Park hin verfolgt hatte, ohne daß es ihn einholen und beißen konnte, näherten sich alle Tänzer auf ein Zeichen des Koryphäen, welcher mit seiner Waffe ein Rad schlug und der Schlange anscheinend den Schwanz durchhieb. Diese krümmte sich, wie in den letzten Zuckungen, die Schauspieler luden sie auf ihre Schultern, und trugen sie, indem sie gleichsam röchelnd den Rachen öffnete und schloß, im Triumph nach dem Fetischtempel.

Im dritten Act folgte der weiße Teufel. Die Schauspieler hatten sich in den Hintergrund zurück gezogen, und nur ein einziger blieb auf der Bühne. Sein Sack glitt mehr und mehr ab, und zeigte einen weißen Kopf, der mit lärmendem Zuruf begrüßt wurde. Die Menge erbaute sich höchlich an der Kunstvollkommenheit des Schauspielers, dessen Körper jetzt allmälig ganz zum Vorschein kam. Nun sah man eine Kreatur in Menschengestalt, wie in weißes Wachs gegossen, von mittlerer Größe, und entsetzlicher Magerkeit, die vor Kälte mit den Zähnen zu klappern schien. Sie gebehrdete sich häufig, als ob sie Tabak nähme, oder sich die Hände riebe. Wenn sie ging, so that sie dieß so linkisch, als der weichlichste Weiße, der zum ersten Mal die Füße nackt aufs Eis setzte, nur immer zu thun vermöchte. Die Zuschauer, äußerst ergötzt über diese Karikatur, beobachteten den Eindruck, den diese Vorstellung auf ihren weißen Gast machte. Clapperton bezeugte sein Vergnügen über die trefflichen Leistungen. Die Aufgabe war aber in der That sehr gut gelöst; damit schloß das Stück, dessen Zwischenakte mit Chören, welche die Frauen des Königs aufführten, und in welche die ganze Versammlung einstimmte, ausgefüllt wurden.

Jeden Abend hat Katunga sieben Märkte, auf denen man Yams, Korn, Flaschenkürbisse, Bananen, vegetabilische Butter, Geflügel, Ziegen und Schöpse, Baumwollenzeuge und Ackergeräthe verkauft. Das Land erzeugt unansehnliche Pferde, aber schönes Hornvieh, das gleich dem abyssinischen meist einen Höcker hat, Schafe, Schweine, verschiedene Geflügelarten, Enten, Tauben und Truthühner, desgleichen mehrere Arten Früchte, Orangen, Limonen, und sogar Aepfel und Birnen. Die Baumwollenstaude und der Indigo sind im Ueberfluß vorhanden, und wohl gepflegt; nach der Küste wird jedoch hauptsächlich mit Sklaven Handel getrieben, welche man gegen Rum, Tabak, europäische Stoffe und Kauries vertauscht. Der Preis eines Sclaven zu Janna beträgt 3 bis 4 Pfund Sterling; die Dienstboten werden nie verkauft, außer in Folge schlechter Aufführung. Die ganze Bevölkerung kann als leibeigen des Königs oder seiner Caboceers betrachtet werden; allein der Despotismus wird mit Schonung geübt. „Die Jurribaner," sagt Clapperton, „schienen mir ein friedliches, gutmüthiges Volk. Sie sind zärtlich gegen ihre Weiber und Kinder, und sehr anhänglich an die Ihrigen." Sie haben Weniger von der Negerrace als die Eingebornen von Badagry. Der König hatte den englischen Reisenden mit vieler Herzlichkeit aufgenommen und geäußert: „er sey ihm willkommen in seinem Königreich; oft habe er von weißen Menschen sprechen gehört, aber weder er noch sein Vater, noch einer seiner Vorfahren jemals Einen gesehen; sollte er sich's nicht zum Glück anrechnen, daß unter seiner Regierung ein Weißer erschienen sey? Uebrigens stünde Alles gut in seinem Staat; seine Feinde seyen gedemüthigt, und er könnte das Haus seines Vaters wieder aufbauen, das der Krieg zerstört habe." Aber sey es aus Anhänglichkeit an den Fremden, oder aus Klugheitsrücksichten — der König konnte nicht dazu gebracht werden, Clapperton zu erlauben, einen Besuch an dem Flusse Quorra zu machen, der nur dreißig Meilen nach Osten entfernt war, und für den geheimnißvollen Niger gehalten wird. So oft der Engländer um Erlaubniß ersuchte, dahin abzureisen, wußte der König immer einige nichtssagende Entschuldigungen für ihn. Bald war der Weg nicht sicher; bald hatten die Fellata's das Land in ihrer Gewalt, und was würde der König von England sagen, wenn dem Gaste der Jurribaner etwas Schlimmes widerführe? Er erbot sich auch, dem Reisenden eine Frau zu geben, Falls er einwilligte, noch länger bei ihm zu bleiben, und Clapperton hatte große Mühe, seinen Abschied zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliothek und Bildergallerie des Marschalls Soult.

Paris im März.

Die Hauptveteranen der französischen Heere sind theils gestorben, theils ruhen sie auf ihren Lorbeeren aus, und forderte nicht dann und wann der Tod eines Uebriggebliebenen die Freunde der vergangenen Zeit zu einer Lobrede am Grabe und die Feinde dieser Zeit zu Schmähungen in den Zeitungen auf, es wäre selten von ihnen die Rede. Und doch leben von diesen Veteranen noch manche, welche sich allmälig den neuen Verhältnissen angeschmiegt haben und auch in diesen ihr altes Ansehen nicht vergessen lassen.

Der Marschall Soult, groß durch seine Feldzüge und noch bewundernswerther in seinen Rückzügen oder wenigstens in einem Theile derselben, ist jetzt ein Mann von 60 Jahren, seit 1820 von Düsseldorf zurückgekehrt und gegenwärtig Pair von Frankreich. Napoleon selbst ausgenommen, wußten wenige Männer in Frankreich die Gunst des Augenblicks so zu benutzen, wie Soult. Wenn er die Beobachtungen, die er als Soldat, als Feldherr, als Minister, Verbannter und Pair im Laufe von vierzig merkwürdigen Jahren anzustellen Gelegenheit hatte, in Memoiren oder Geschichtswerken niederlegen wollte, sie würden für den künftigen Historiker, wenn nicht die kunstvollsten, doch die kräftigsten und umfassendsten Skizzen zur Schilderung dieser Zeit geben.

Ich habe das Glück gehabt, die Bibliothek des Marschalls zu sehen: wenn auch nicht seine eigene Memoiren, die er vielleicht

verfaßt, doch die ihm gehörigen Werke, welche seine Beschäftigung andeuten. Die Schriften über die Thaten des Kaisers, von der Description d'Egypte bis auf das jetzt vollendete Geschichtsbuch von Norvins herab, machen den größten Theil der Sammlung aus. Sie ist reich an geschichtlichen, biographischen Wörterbüchern, und es fehlt vielleicht kein Werk über die spanischen Feldzüge unseres Jahrhunderts. Sollte sich hieraus und aus einigen anderen Andeutungen ein Schluß ziehen lassen, so würden die etwaigen Memoiren des Marschalls die Geschichte des Kaisers, besonders aber die der spanischen Feldzüge umfassen.

Der Aufenthalt Soult's in Deutschland und seine feindlichen Verhältnisse zu England scheinen demselben ein großes Interesse für die literarischen Erzeugnisse dieser beiden Länder eingeflößt zu haben. Namentlich die englischen Theaterstücke und viele deutsche, darunter natürlich die von Göthe, aber auch die von Kotzebue, fand ich in seiner Bibliothek. Kotzebue wird von den Franzosen höher geschätzt, als von uns; sein leichtes Wesen, seine Bons mots ꝛc. machen ihn fast zu einem Franzosen der früheren Zeit, und es könnte uns Deutschen gar nicht unlieb seyn, wenn er in Frankreich geboren wäre. Nicht nur so lange Kotzebue lebte, hat Deutschland durch ihn gelitten, auch jetzt noch thut er den Deutschen, den Schriftstellern wenigstens, in Frankreich Eintrag. (?) So hat dennerst in der vergangenen Woche der Epistelndichter und Deputirte Viennet in einer Gesellschaft seine Musen gegen die Teutonen in Bewegung gesetzt, und schloß einen Vers mit den lächerlichen Worten: Schiller ou Kotzebue! — Und in der That steht bei dem Marschall Soult Kotzebue zur Seite unseres — Göthe.

Anziehender noch als die Bibliothek des Marschalls ist seine Gemäldesammlung. Während seiner Feldzüge in der iberischen Halbinsel wußte er sich aus Klöstern, Kirchen u. a. m. eine große Anzahl Werke von den besten Meistern zu verschaffen. Als Privateigenthum blieben sie nach der Restauration in Frankreich. Schmerzt dieß den Spanier, so freut es doch die Franzosen und uns Fremde, die wir nicht geradezu nach Spanien reisen können, um so viele Murillo's zu sehen. Keine deutsche Gallerie, selbst die Wiener nicht, zählt so viele und so schöne Stücke von Murillo. Alle sind so unversehrt, als wären sie eben erst gemalt, und man versichert, der Firniß sogar sey nicht in neuerer Zeit erst aufgelegt worden. Mehrere Madonnen; die Engel bei Abraham; der verlorene Sohn; schalkhafte und naive Kinderköpfe, immer mit spanischen Zügen und immer voll Geist und Vollendung, kurz etwa zwanzig ausgezeichnete Stücke Murillo's geben hier einen Begriff von dem Genie und der Fruchtbarkeit des besten spanischen Malers. Und wer, wie kürzlich einem Kritiker begegnete, ferner behauptet: es gebe keine spanische Schule, der hat die Sammlung des Marschalls Soult nicht gesehen.

Sehr anziehend sind auch die Stücke von Velasquez, Herreira u. a. Neben denselben sind Gemälde von Guido, Titian, alle in ziemlich guter Beleuchtung in den geschmackvollen Sälen des Herzogs (Rue de l'Université) aufgestellt, und Jedem zugänglich, der den Herzog um die Ansicht derselben ersucht oder seine Familie kennt.

In England sind Privatsammlungen bei Weitem nicht so zugänglich als in Frankreich. Findet man hier nicht überall, wie in Dresden u. s. f. Kataloge, so hat doch auch der Fremde nicht die geringste Gebühr zu entrichten. Ein wohlunterrichteter Secretär vertritt übrigens bei dem Marschall die Stelle eines ausführlichen belehrenden Katalogs. Die Gemälde dienen endlich nicht bloß der Schwiegertochter des Herzogs (Marquise von Dalmatien, welche schöne Kunstkenntnisse besitzt) als Muster zum Zeichnen und Malen; durch nähere Empfehlung kann jeder gute Künstler desselben Vortheils genießen, und es wäre wünschenswerth, daß durch gelungene Skizzen die Hauptstücke der Gallerie dem ganzen kunstliebenden Publikum näher bekannt würden.

Die neuen brittischen Provinzen auf der hinterindischen Halbinsel.

Die Landschaften, welche durch den Frieden von Yandabu *) von dem Birmanen an das brittische Gouvernement abgetreten wu.. bestehen

1) im Süden von Rangun, aus der Hälfte der Provinz Martaban und den Provinzen Tavay, Ye und Tenasserim **), die sich längs der Bai von Bengalen 420 engl Meilen hin ziehen und bei einer Durchschnittsbreite von 50 Meilen einen Flächeninhalt von 21,000 ☐M haben. Die gesammte Bevölkerung besteht aus 5100 Seelen, so daß kaum $2\frac{1}{4}$ Individuen auf die ☐M. (engl.) kommen.

2) Im Norden von Rangun aus der Provinz Arracan. Länge 220 Meilen längs der Seeküste, Durchschnittsbreite über 50 ☐M., was einen Flächeninhalt von 10,000 ☐M. giebt. Bevölkerung auf 100,000 geschätzt, also ungefähr 9 auf die ☐M.

Die Länder, aus welchen außerdem die Birmanen vertrieben worden sind und auf welche der König von Awa allen Ansprüchen entsagt hat, bestehen aus Assam und den angrenzenden kleinen Staaten (Dschentia, Katscha und Munnipur) im Süden des Brahmaputra-Stromes, die einen Flächenraum von ungefähr 40,000 ☐M. einnehmen, vielleicht mit einer Bevölkerung von zwei oder drei Personen auf die ☐M. Die Ostgrenze von Assam, das gegenwärtig unter brittischem Schutz steht, soll an das chinesische Tibet stoßen und nicht über 200 engl. Meilen von der chinesischen Provinz Yunan entfernt seyn.

Arracan, das von einem eigenthümlichen den Birmanen feindseligen Volksstamm bewohnt wird, kann erst dann von hoher Wichtigkeit für das brittische Gouvernement werden, wenn der Plan diese Provinz durch eine Heerstraße, die von Chittagong in Bengalen nach Akjab in Arracan geführt werden soll, mit dem brittischen Reiche auf der vorderindischen Halbinsel in direkte Verbindung zu setzen, zur Ausführung gebracht worden ist.

Die südlichen Provinzen, durch den Fluß Martaban vom Reiche der Birmanen, durch Wälder und Gebirge von Siam geschieden, bilden eine starke militärische Position gegen diese beiden Staaten. Als diese Gegenden zuerst von Europäern besucht wurden, waren sie theils dem damals blühenden Königreiche Pegu, theils Siam unterworfen; seit dem Jahre 1760 standen sie unter dem eisernen Scepter der Birmanen, durch welche aller Handel vernichtet und die Bevölkerung während der Kriege mit Siam theils vertilgt, theils in die Sclaverei geführt wurde. Gegenwärtig sind sie dem brittischen Gouvernement von Penang einverleibt, wovon ihre äußerste südliche Grenze ungefähr 430 engl. Meilen entfernt ist. Das dazwischen liegende Land gehört zu Siam.

Vgl. Hamilton's East-India Gazetteer, Lond. 8. 1828.

*) S. Ausland, 1828, Nr. 74 S. 295.

**) Tenasserim, auch Mergui, obwohl unrichtig, nach dem Namen der Hauptstadt, welche nach der Zerstörung des alten Tenasserim durch die Siamesen, von den Birmanen erbaut wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 92. 2 April 1829.

Tunbuctu.

(Schluß.)

Wer Reisebeschreibungen zu bloßem Zeitvertreibe zu lesen wünscht, dem empfehlen wir das Werk von Robert Adams, welches im Jahre 1816 zu London erschienen ist. Aber dieser neue Damberger aus Hudson bei New-York war eben so wenig in Tunbuctu, als der eigentliche Damberger zu Haussa, oder Psalmanassar auf der Insel Formosa. Seine Erzählung beginnt mit dem Jahre 1810, während es notorisch ist, daß die Brigantine Charles, auf welcher er sich befand, erst am 11 Oktober 1811 Schiffbruch litt, was Rose (sein wirklicher Name) selbst angegeben, und mit einem Eide vor dem verstorbenen Konsul Simpson, der ihn aus der Sclaverei loskaufte, und der mir diese Erklärung des Rose drei Jahre nachher zu lesen gab, bekräftiget hatte. Später kam mir zu Gibraltar die offizielle Zeitung der Regierung zu Gesicht, in deren Blatt vom 4 Oktober 1811 die Abreise der Brigantine Charles angezeigt ist. Hieraus geht hervor, daß alle Begebenheiten, welche von jenem romantisirenden Autor als vor der bezeichneten Epoche geschehen angegeben werden, um so mehr als falsch und erdichtet anzunehmen sind, als zwei seiner Unglücksgefährten, die mit ihm als Matrosen auf demselben Schiffe dienten, die beiden Americaner Davidson und Clarke, letzterer sein Schwager, so wie ein Engländer, der mit einem andern Schiffe im selben Jahre 1811 gescheitert war, einstimmig ausgesagt und eidlich vor dem Konsul Simpson erhärtet haben, daß Rose die ganze Zeit ihrer Sclaverei über, stets bei ihnen, oder in der Nähe von Wad-Nun gewesen, und daß keiner von ihnen über das weiße Vorgebirge hinaus gekommen sey.

Der Konsul Simpson war aber nicht der einzige Besitzer eines von Rose gegebenen Berichtes, bevor der bewußte zu London erschien. Ein in Cadix ansäßiger americanischer Kaufmann, Karl Hall, bei dem Rose im Jahre 1814 in Diensten stand, verbreitete eine andere Erzählung, die er von ihm erhalten haben wollte. Der Zufall führte mir auch diese in die Hand. Ich verglich sie mit der frühern in Tandscher und mit der im Jahre 1816 gedruckten, von Samuel Core, dem Secretär der africanischen Gesellschaft in London herausgegebenen, welchem Rose, trotz aller Einwendungen des berühmten Joseph Banks, und des gelehrten John Barrow, seine Spechte für Papageyen verkaufte. Es ist kaum nöthig, zu versichern, daß ich im Verlaufe dieser Vergleichung bei jedem Schritte auf die gröbsten Widersprüche und Unwahrheiten stieß. So hat Rose z. B. dem Konsul Simpson, so wie dem Kaufmann Hall bestimmt versichert, niemals einen Elephanten gesehen zu haben, während er in seinem Buche eine Jagd auf diese stolzen Thiere, welcher er in der Gegend von Tunbuctu beigewohnt habe, zum Besten giebt. Ab uno disce omnes.

Ferne sey es jedoch von mir, seinem pseudonymen Berichte jede Art von Verdienst und Glaubwürdigkeit absprechen zu wollen. Da der Erzähler die arabische Sprache verstand und sich mit Leichtigkeit in ihr ausdrückte, da er mit einem ausgezeichneten Gedächtnisse und Forschungsgeiste begabt war, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er von Mauren und Negern, welche in Tunbuctu waren, dasjenige sammelte, was er später zu Mogodore, Tandscher, Cadix und London, als von ihm selbst gesehen, wieder erzählte. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet dürfen wir nicht alle von ihm verbreiteten Nachrichten schlechtweg als erdichtet annehmen, zumal wenn sie mit den Aussagen früherer uns bekannter Reisenden zusammentreffen. Alles, was er von Tunbuctu und dem Sudan, oder über Nigrizien sagt, kann recht gut der Hauptinhalt von dem seyn, was er zu Wad-Nun und zu Mogodore erzählen hörte, wie man mir selbst sagte, daß er an letzterem Orte bei den Reisenden und Einwohnern die sorgfältigsten Erkundigungen über jene geheimnißvollen Gegenden eingezogen habe.

Jedoch — man muß es mit Bedauern bekennen, daß es bis jetzt keinem christlichen Reisenden, mit Ausnahme meines unglücklichen Freundes, des Major Gordon Laing, und nun zuletzt dem Hrn. Caillé gelungen ist, in das Innere der Stadt Tunbuctu zu dringen. Was man von einem Deutschen erzählt, der daselbst im Jahre 1811 sein eigenes Haus gehabt haben soll, stützt sich bloß auf die Aussage eines Renegaten, welcher mit dem verstorbenen Röntgen zu Mogodore davon sprach. Daß aber Major Laing nicht nur wirklich in Tunbuctu war, sondern auch längere Zeit daselbst sich aufhielt, kann man nicht in Zweifel ziehen; allein ein undurchdringlicher Schleier bedeckt noch das Resultat seiner kühnen und gefährlichen Unternehmung, und dürfte wohl sobald nicht gelüftet werden. Ist er aber auch zu unserm Unglücke, ein Opfer mehr, auf dem Altare der africanischen Länderkunde

gefallen, so wollen wir doch nicht ganz auf die Hoffnung verzichten, über kurz oder lang zu den kostbaren Schätzen seiner schriftlichen Hinterlassenschaft zu gelangen.

Ein weiterer Widerspruch zwischen den Nachrichten Sidi Hhamed's und denen anderer Reisender, welche den Sudan besuchten, besteht darin, daß jener behauptet, die Bewohner Tunbuctu's seyen keine Mohammedaner, während es doch keinem Zweifel unterliegt, daß die Fürsten aller angrenzenden Länder sich zum Islam bekennen. Hassan Ibn Mohammed el-Gh'arnati, in Europa unter dem Namen des africanischen Löwen bekannt, nennt vor drei Jahrhunderten einen Fürsten jenes Glaubens, Mensi Suleiman, als denjenigen, der den Grund zu dieser berühmten Stadt im J. 610 der Hedschra (1213 nach Chr.) gelegt habe. Er gedenkt dabei eines Baumeisters aus Granada als des Erbauers einer großen steinernen Moschee. Nach der einstimmigen Aussage der Einwohner des Sudan's, auf welche Jackson sich beruft, steht es zwar, mit Ausnahme der Juden, Jedermann daselbst frei, die Gottheit nach eigener Weise zu verehren; aber die mohammedanische Religion ist die vorherrschende, und die bürgerliche Gerichtspflege in Tunbuctu wird ganz im Sinn und Geiste des Corans geübt. Wie will man nun damit zusammenreimen, wenn Sidi Hhamed versichert, daß das Volk zu Tunbuctu nicht allein Gott nicht nach Art der Muselmänner anbete, sondern daß es aus Heiden bestehe, welche beten, wann sie den Mond sehen, welche die ganze Nacht durch springen und tanzen, aber weder Moscheen noch sonstige heilige dem Gottesdienst geweihte Orte besitzen. Er fügt bei, daß sie weder lesen noch schreiben können, während der africanische Löwe, und mit ihm fast alle neuern Reisenden in Tunbuctu viele gebildete und gelehrte Männer, ja sogar eine Bibliothek von arabischen, hebräischen und andern Manuscripten, angetroffen haben wollen. Was arabische Uebersetzungen griechischer und lateinischer Autoren betrifft, welche man in Europa nicht kennt, die sich aber nach Jackson bei den Bewohnern des Sudan's vorfinden, so will ich zwar nicht die Unmöglichkeit ihrer Existenz behaupten; erlaube mir jedoch meinen bescheidenen Zweifel auszudrücken. Eine Sache von weniger zweifelhafter Art scheint mir dagegen die Hypothese zu seyn, für die sich die africanische Gesellschaft zu London erklärt hat, daß die Bewohner Tunbuctus sich in ihrer Schrift solcher Zeichen bedienen, welche von denen der Araber und Hebräer gänzlich abweichen. Wie es sich aber mit diesen Zeichen verhalte, bleibt uns noch zu entdecken übrig.

In Nichts stimmt Sidi Hhamed mit allen Nachrichten sowohl aus älterer als neuerer Zeit weniger überein als in seiner Beschreibung der Frauen. Sie genießen, sagt er, einer vollkommenen Freiheit, tragen ein äußerst feines Hemde und darüber ein grünes, rothes oder himmelblaues Unterröckchen, welches von der Brust bis an die Kniee reicht, und gehen gewöhnlich barfüßig. Zur Zeit, wo der africanische Löwe diese Stadt besuchte, bedeckten sie ihre Häupter mit sehr großen Schleiern, die sie von den Küsten des mittelländischen Meeres kommen ließen; und wenn wir den Neuern Glauben beimessen wollen, so sind die meisten Frauen von seltener Schönheit, ihre Männer aber so eifersüchtig, daß sie ihnen nicht gestatten, das Haus zu verlassen, um nur ihr Verwandten zu sehen, ohne daß sie, trotz der sengenden Hitze des Klima's, ihren Körper in eine Gattung wollener Decken hüllen, wie dieses bei den Frauen der Berberei der Fall ist. Es bleibt von ihrer ganzen Person Nichts unbedeckt, als ein einziges Auge, mit dessen Hülfe sie, in den Straßen herumtappend, ihren Weg von einem Hause zum andern finden müssen. Dieser auffallende Widerspruch läßt sich wohl nicht anders auflösen, als durch die Voraussetzung, daß Sidi Hhamed ausschließlich die Frauen in der großen Stadt der heidnischen Neger versteht, die andern Reisenden dagegen die, welche in der maurischen Vorstadt Milla wohnen. Die Angaben von Rose treffen mit denen Sidi Hhamed's im Punkt der Religion, wie der Frauen, zusammen. Der Herausgeber, Core, ist überdieß noch in eine lange und tiefe Erörterung eingegangen, um zu beweisen, daß das Heidenthum die herrschende Religion in Tunbuctu sey; ich gestehe aber offen, daß ich seine Beweise und Nachweisungen eben so wenig stichhaltend als entscheidend finden konnte. Eine andere Abhandlung, welche Rose's Werk begleitete, und die schon allein das Glück desselben sicherte, da sie für sich ein bedeutendes Buch gebildet hätte, ist ein vortreffliches Fragment über die Völkerschaften, welche das Königreich Marocco bewohnen, die der gelehrte Verfasser, der gegenwärtige brittische Consul zu Tripolis, Dupuis, mit allem Rechte in drei Stämme, die Berbern, Araber und Mauren, eingetheilt hat.

Ehe ich nun diese rasch entworfene Skizze schließe, vereinige ich hier meine Wünsche mit denen aller Freunde geographischer Forschungen, und namentlich der africanischen Ethnographie, daß Dupuis dem Publikum seine vielen und schätzbaren Notizen, welche er während seines langen Aufenthaltes im Staate Marocco und an der Goldküste, wo er sich als Gesandter an den Hof des Königs der Aschanti begab, zu sammeln Gelegenheit fand, nicht länger vorenthalten möchte. Man darf sich schmeicheln, daß seine Muße in Tripolis ihm erlaubt, die letzte Hand an ein Werk zu legen, dessen Nützlichkeit sich nicht auf ein einzelnes Land beschränken, sondern sich über das gesammte Reich der Wissenschaften verbreiten wird.

Ich fasse nur in wenige Worte das Resultat zusammen:

1) Die Bevölkerung Tunbuctus kann nicht hunderttausend Seelen übersteigen. Abd-es-Salam Schiabini giebt sie in seiner vor wenigen Jahren von Jackson herausgegebenen Schrift nur auf fünfzigtausend, und Neuere geben sie noch beträchtlich niederer an. Ein Kaufmann von Ghadama, der mehrere Reisen dahin gemacht hat, daselbst Häuser, Weiber und Sclaven besitzt, und zuweilen ein ganzes Jahr dort verweilte, hat mir mit Bestimmtheit versichert, daß sie um nichts größer sey, als Tripolis. Ich bin jedoch überzeugt, daß er damit bloß die eingeborene und ständige Bevölkerung verstand, daß aber höhere Angaben sich auf die Zeit beziehen, wann Tunbuctu von den Karavanen angefüllt ist, die aus allen Gegenden Africas daselbst zusammenströmen.

2) Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Regierung Tunbuctus unabhängig war und in den Händen der eingeborenen Neger und Heiden sich befand, ehe es von den Fellatas, einer neuen kriegerischen Nation, welche gegenwärtig eine große Rolle in Mittelafrica spielt, verbrannt wurde. Als Schiabini

seine Reise machte nämlich vor vierzig Jahren, fand er Tunbuctu noch abhängig von Haussa. Später war es dem König von Bambarra unterworfen.

3) Der Dscholiba, oder der Nil der Neger, fließt nicht bei Tunbuctu. Der berühmte Reisende Ibn Batuta hatte dieß bereits zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts bestätigt. Dagegen fließt ein anderer Fluß nahe an der Stadt und ergießt sich später in den Dscholiba, der in der Sprache der Eingebornen Guin heißt.

4) Tunbuctu ist nicht von Mauern umschlossen, hat auch nie Mauern gehabt. Die Häuser sind nur von einem Stockwerk, und regellos und unsymmetrisch. Die Mohammedaner wohnen in ihrer eigenen Vorstadt, und dürfen sich nicht in der Stadt einsiedeln.

5) Benjamin Rose war niemals in Tunbuctu, hatte aber vielen Umgang mit Leuten, die es kannten. Uebrigens ist die unter seinem Namen erschienene Beschreibung wegen der beigefügten Bemerkungen des Hrn. Dupuis, die beste, welche wir über jene berühmte Stadt haben; wenn man nicht etwa der Schiadini's den Vorzug geben will, welche schon ihrer gedrängten Kürze halber mehr Glauben verdient.

6) Die herrschende Religion war noch vor wenigen Jahren das Heidenthum. Ich glaube nicht, daß es den Fellatas bereits gelungen ist, das Gesetz des Propheten ganz an dessen Stelle zu setzen.

7) Die Frauen sind in Tunbuctu im Allgemeinen sehr schön und scheinen die größte Freiheit zu genießen. Abd-es-Salam Schiabini versichert dieß mit Bestimmtheit, und der Kaufmann von Gadama hat mir es wiederholt bestätiget.

8) Vor dem Major Laing war es keinem christlichen Reisenden gelungen, nach Tunbuctu zu kommen. Möchten daher die Erwartungen sich bald erfüllen, welche Caillé's Rückkehr nach Europa erwecken mußte!

Neu-Süd-Wales.

(Schluß.)

Bemerkungen über Ansiedelung. Cunningham's neueste Entdeckungen im Innern.

So mancherlei Vortheile Neu-Süd-Wales, vermöge seiner Lage, seines Bodens und seines Clima's, darbietet, so möchte es doch zunächst nur solchen Ansiedlern anzurathen seyn, die wenigstens so viel Capital zu ihrer Verfügung hätten, daß sie nicht in den Fall kämen, sich mit Arbeiten befassen zu müssen, die gewöhnlich nur von Sträflingen verrichtet werden. Am Sichersten scheint sich Fleiß und Talent in der Landwirthschaft zu verwerthen: es giebt Emancipatisten, die vor fünfzehn Jahren noch in der niedrigsten Dienstbarkeit lebten, und die jetzt ein so bedeutendes Einkommen besitzen, daß Cunningham die Summe nicht nahmhaft machen mag, weil, wie er sagt, man ihn der Uebertreibung beschuldigen würde. Was muß sich also erwarten lassen, wenn man mit einigen Mitteln anfängt? Mit einem Vermögen von 30 Pf. St. auf die Person, meint er, könnte eine Familie von der Krone, als der Eigenthümerin des gesammten Grund und Bodens, eine Pacht, oder wenn man lieber sagen will, ein Lehen erwerben, wodurch sie ihr anständiges Fortkommen fände. Doch verspricht sich Cunningham einen größeren Erfolg, falls Mehrere ein Unternehmen im Verein betrieben. Wenn z. B. Drei zusammenstünden und die ersten erforderlichen Bauten, Wohnhäuser, Scheunen, Stallungen u. s. w. vorerst gemeinschaftlich aufführten und benützten, bis sie so weit zu Kräften gekommen wären, daß sie sich einzeln setzen könnten, so würde — abgesehen von der wechselseitigen Unterstützung in Rath und That, die man von einander erwarten dürfte — eine große baare Auslage erspart. Angenommen, daß Jeder 400 Pf St. mitbrächte, daß sie also zusammen ein Capital von 1200 Pf. St. besäßen, so würden sie damit zum Wenigsten nicht nur viermal mehr ausrichten als Einer, der dieß Capital für sich allein besäße, sondern auch in einem Drittel der Zeit ihre Einrichtung vollenden. Auf diese Weise wäre es auch für kleine Capitalisten, die als Einzelne Nichts vermöchten, möglich, eine Niederlassung zu gründen. Sechs Individuen, von denen Jeder mit 100 Pf. St. in den Taschen an's Land steigt, werden, wenn sie arbeitsam sind, sich bald eine behagliche Existenz schaffen; und selbst, wenn nur Jeder über 50 Pf. gebietet, werden sie sich durchschlagen.

Das größte Quantum Land, welches bis jetzt an einen Ansiedler verliehen wurde, ist 2500 Morgen. Dazu ist ein Vermögen von 2000 Pf. St. erforderlich. Nach Ablauf von sieben Jahren muß man nachweisen, daß man den vierten Theil des Anschlagpreises auf die Bewirthschaftung des Guts verwendet hat, und man zahlt dann einen Erbzins von 5 Proc. Da der Morgen zu 5 Schill. berechnet wird, so betragen 2560 Morgen 640 Pf. St. und der Erbzins folglich 32 Pf. St. des Jahrs.

Da neue Ansiedler ihre Besitzungen oft ziemlich tief im Innern aufsuchen müßen, so wollen wir sie eine Strecke auf ihrem Zuge begleiten. Sieht man ein Pferd daher kommen, mit einem Queersack hinten über dem Sattel, mit einem Teppich unter demselben und einem Strick um den Hals — so ist der Reiter, der darauf sitzt, ein neuer Ansiedler; in dem Queersack führt er Kleider und Wäsche, der Teppich dient ihm bei Nacht als Lager und Decke, und den Strick braucht er, das Pferd anzubinden; geht es nach einer von andern Niederlassungen abgelegenen Gegend, so folgt noch ein Packpferd, das Lebensmittel trägt. Ein stämmiger Weißer, der zugleich ein tüchtiger Waldmann ist, und ein farbiger Eingeborner vollenden den Zug. Hört man die Stimme des Schellenvogels*) (bell bird), so kann man es in diesen dürren Wildnissen als ein gutes Zeichen be-

*) So giebt es auch einen Vogel, den die Kolonisten den Gefährten der Eingebornen nennen, weil man, wo er sich zeigt, auf deren Nähe schließen kann. Er ist von der Größe eines Fasans und der Farbe eines Rebhuhns, er fliegt nicht, läuft aber mit großer Geschwindigkeit und man hat ihn bis jetzt nur im Innern getroffen; er läßt sich jedoch zähmen, und als Hausgeflügel angewöhnen, wozu er sich wegen seines trefflichen Fleisches sehr empfiehlt. So schließt man auch aus der plötzlichen Erscheinung zahlreicher Papageien, daß ein naher Regen bevorstehe.

trachten, und in der Richtung dieses Schalls, der mit dem Klang einer dumpfen Schafschelle Aehnlichkeit hat, rasch vorwärts eilen: man befindet sich in der Nähe von Wasser.

Ein solcher Zug wäre gerade nicht so mühsam, wenn man jede Nacht bei Colonisten einkehren könnte, die im Ganzen sehr gastlich sind und bei der Bewirthung von Fremden thun, was das Haus vermag. Aber noch öfters ist man in dem Fall, in den Wäldern zu bivouakiren; mit Hülfe der Zunderbüchse oder des Pulverhorns macht man sich Feuer, aus einigen Streifen Rinde, die man von einem Baum abschält, ein Wetterdach; und von einem guten Feuer zu den Füßen, und einer Portion heißen Thee, die man vor Schlafengehen zu sich nimmt, erwärmt, bringt man die Nacht ziemlich behaglich zu. Ihre Flinten verschaffen den Wanderern Vögel die Fülle, und haben sie noch überdieß ein Paar tüchtige Schweißhunde bei sich, so fehlt es ihnen auch nicht an Kangarus und Emus, so daß ihre Waldfahrt ein wahres Jagdfest für sie ist.

Wir schließen diesen Artikel mit der Nachricht, welche das Sydneyer Blatt, der Australian, unterm 5 September 1827 über einen Ausflug Cunninghams nach dem Innern mittheilt. „Gestern,“ heißt es in diesem Blatt „kehrte Cunningham, der unermüdliche Sammler für die Königl. Gärten zu Kew, nach Sydney zurück, nach einer Abwesenheit von fast sechs Monaten auf einer Berufsreise in die nordwärts gelegenen Gegenden.

„Auf dieser Excursion war es keineswegs die Absicht Cunningham's westlich von den Liverpool Ebenen vorzudringen, wie man einstimmig glaubte, sondern hauptsächlich so viel als möglich nördlich vom Flusse Brisbane die Beschaffenheit des Landes zwischen 151° und 152° östl. Länge zu erforschen. Cunningham führte seinen Plan eben so befriedigend für sich als für das Publikum aus. Der unternehmende Botaniker ward hiebei von der Regierung durch jede Hülfleistung, der er bedurfte, auf's Bereitwilligste unterstützt. Er schlug zuerst so viel als möglich die gerade Richtung über das Gebirg nach den Liverpool Ebenen ein. Da es seit 15 Monaten nicht geregnet hatte, so nöthigte ihn die schreckliche Dürre, die überall herrschte, nach einigen Tagen, die er unter 29° Br. in einer wenig merkwürdigen, hügelichten, unfruchtbaren Gegend zubrachte, wegen des Mangels an gutem Grase und der zunehmenden Schwäche der Pferde östlich abzulenken, worauf die Gesellschaft zwischen dem 151° — 152° L. in paralleler Richtung mit dem Berge Warning abwechselnd durch schöne lichte Wälder und fruchtbare Niederungen kam. Von diesen Niederungen bildet diejenige, welcher Cunningham den Namen der Darlings-Ebenen beilegte, einen Landstrich von 28,000 Morgen, ohne Baum, achtzehn Meilen lang, zwei bis drei breit, und in der Mitte durch eine Reihe tiefer Teiche bewässert. Von gleicher, wenn nicht noch größerer Ausdehnung in die Länge sind die Peels- und Cannings-Ebenen, doch gewähren sie, weil sie breiter und zum Theil bewaldet sind, keinen so auffallenden Anblick. Ein herrlicheres Land als das, welches von dem umgrenzenden Bergrücken westwärts nach der Küste zu unter 28° und 29° Br. liegt, kann man nicht sehen. Weithin sich erstreckende Hügel, welche die trefflichsten Schafweiden darbieten, mit einem Boden von aufgelösetem Whinstone, bilden den allgemeinen Charakter der Gegend, während zahlreiche dem Norden und Westen zuströmende Bäche und reiche, des Anbaues fähige Flächen den Wanderer einladen, sich augenblicklich daselbst niederzulassen.

„Die Höhe der Hügel ist beträchtlich. Nach den angestellten barometrischen Beobachtungen sind sie freilich nicht so hoch als das Dorf Bathurst, aber doch 1,500 bis 1,800 Fuß über dem Spiegel der See erhaben, während die Liverpool Ebenen, welche so viel weiter in's Land hinein liegen, nur die Höhe von 900 Fuß erreichen. Der äußerste Punkt, den Cunningham erreichte, war 28° 6′ Br. und 152° L., ungefähr 70 Meilen von der Niederlassung am Brisbane. Dort hielt er es für rathsam umzukehren, weil die Pferde wegen der fortdauernden Dürre beträchtlich gelitten hatten, und das Fußzeug der Begleiter schon beim Beginnen der Wanderung, der felsichten Beschaffenheit des Grundes wegen, fast verschlissen war. Außerdem trat Mondswechsel ein, mit dem Anscheine eines anhaltenden Regenwetters, und vor Allem mußte doch das Wohlbefinden der Gesellschaft bedacht werden. Sonst würde Cunningham seinen Weg nordwestlich genommen haben; dennoch hat diese Reise die Kenntniß von Neu-Süd-Wales beträchtlich bereichert, wozu sie um so sehr geeignet seyn mußte, als sie einen Raum von dreihundert Meilen nördlich von den Liverpool-Ebenen durchschnitt. Auf dem Rückweg ging es in mehr westlicher Richtung bis an den Fuß des Bergrückens Hardwick, quer durch die Liverpool Ebenen und zurück nach Segenhoe.

„Auf dem ganzen Zuge traf Cunningham nur vier Mal auf eingeborne Farbige (blacks); und sobald diese die Pferde gewahr wurden, rannten sie mit dem größten Schrecken davon. Westwärts von 151° wird das ganze Land mit Ausnahme weniger Bergrücken augenscheinlich flacher, und senkt sich durchgehends nach Norden und Westen zu, wodurch die Hypothese vom Daseyn irgend eines großen Binnensees bestätigt zu werden scheint. Außer der Entdeckung jenes herrlichen Land an den obern Gewässern der Flüsse Logan und Brisbane, welche man Cunningham verdankt, wurde zugleich von ihm dargethan, daß sich eine gute Straße dahin anlegen lasse. Uebrigens genoß der Reisende der besten Gesundheit, nur daß seine Gesichtsfarbe etwas dunkler gefärbt ward.“

Sutties im brittischen Indien.

Die Zahl der Witwen, welche im britischen Indien sich nach dem Tode ihrer Männer selbst verbrannten, betrug ungeachtet aller Bemühungen der brittischen Autoritäten, diesem barbarischen Gebrauche Schranken zu setzen, nach officiellen Berichten im Jahre 1824 — 572, im J. 1825 — 639 und im J. 1826 — 518.

Asiatic Journal.

Romancero General.

Durch Don A. Durun ist so eben von dem alten seltenen Romancero General (von Cuesta, 1614) unter dem Titel „Romancero de Romances Moriscos“ zu Madrid eine neue Ausgabe veranstaltet worden, die nur den Anfang einer vollständigen Romanzen-Sammlung machen soll.

Foreign Review. N. V.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 93. 3 April 1829.

Muselmännischer Luxus und Aberglaube mit edeln Steinen. *)

Die Sitte, zum Ausdruck eines Gedankens oder zur Darstellung eines Gegenstandes sich der Steine zu bedienen, geht in das höchste Alterthum zurück. Man liest in der heiligen Schrift, daß in Moses Zeitalter der hohe Priester der Israeliten die Namen der zwölf Stämme auf eben so viel Steinen eingegraben vor der Brust trug. Dieser Geschmack an geschnittenen Steinen verbreitete sich allmälig unter alle civilisirten Völker und hat sich bis jetzt unverändert erhalten. Die Steine, welche die Muselmänner gewöhnlich zu diesem Zweck verwenden, sind der Jaspis, der Onyx, der Sardoner, der Hyacinth, der Karneol, der Amethyst, der Blutstein und die Jade, d. h. dieselben, welche wir dazu verwenden und welche die Alten dazu verwandten. Die Muselmänner machen aber auch Gebrauch von der Coralle, dem Glas und von einer Menge anderer Substanzen, die sich vermöge ihrer gediegenen Masse schneiden lassen; manchmal aus einem Sinne der Demuth gerade vorzugsweise von den am Wenigsten edeln und kostbaren.

Was diejenigen Steine betrifft, die sich durch ihre Durchsichtigkeit, ihren Glanz und ihre Härte besonders auszeichnen und die man vorzugsweise Edelsteine nennt, so pflegt man sie nicht zu schneiden, weil man sie dadurch eines Theils ihres Werthes beraubte; man begnügt sich, ihnen die passendste Form zu geben und trägt sie dann als Schmuck gefaßt in Fingerringen, Halsbändern, Ohrgehängen: so den grünen Smaragd und den himmelblauen Türkis. Letzterer scheint in einer gewissen Periode, wie auch noch heut zu Tage, bei den Persern sehr in Mode gewesen zu seyn; wenigstens tadelt der Philosoph Sadi die Damen seiner Zeit wegen ihrer leidenschaftlichen Liebhaberei dafür. Ueberhaupt schätzen die Orientalen Steine mit sehr lebhaften Farben, z. B. den Rubin und den Saphir, am Höchsten. Als Mahmud der Gaznevide im zehnten Jahrhunderte Indien eroberte, so war sein erstes Geschäft sich nach dem Vaterland der schönen Rubinen, die man allgemein bewunderte, zu erkundigen, und als man ihm die Insel Ceylan nannte, von der sie kämen, so bedauerte er, sie nicht erobern zu können.

Aber nicht bloß Steine, sondern auch Metalle, Gold, Eisen, Stahl, und namentlich Silber verarbeitet die muselmännische Kunst; ursprünglich war das Silber sogar die einzige erlaubte Materie. Uebrigens muß man bei den Arabern zur Zeit Mohammeds von geschnittenen Steinen eben noch nicht Viel gewußt haben, weil dieß Wissen schon einen Grad der Civilisation voraussetzen würde, welche die Nomaden der Wüste damals nicht besaßen. Ein Araber, dem bei einer Plünderung ein Beutel mit Perlen als Beuteantheil zufiel, hielt sie für Reis und wollte sie kochen. Mohammeds erstes Petschaft war von Gold; da ihm jedoch dieß Metall zu weltlich schien, so vertauschte er es mit Eisen und später, als seine Macht von Tag zu Tag zunahm, und ihm wieder das Eisen zu gemein schien, dieses mit Silber. Erst nachdem die Muselmänner sich zu Herren der reichsten Länder Asiens und Europa's aufgeworfen hatten, lernten sie den Werth der Edelsteine kennen: man sah jetzt die Nachkömmlinge der Hirten nach den kostbarsten Gegenständen der Art gierig haschen und enorme Preise dafür bezahlen. Sie blieben jetzt auch nicht mehr bei den Steinen stehen, die ihnen zu Petschaften dienten oder die sie in Ringe faßten, sondern sie wollten den Glanz und die Schönheit der Formen vereinigen.

Tavernier *), der selbst mit Edelsteinen handelte, berichtet, daß zu seiner Zeit, d. i. im siebenzehnten Jahrhundert, die schönen Steine im Orient besser als irgendwo bezahlt worden und daher selbst aus der neuen Welt dahin gewandert seyen. „Die Muselmänner," sagt er, „treiben gleich den Griechen und Römern einen allgemeinen Luxus damit, sie tragen sie am Hals, an den Armen, in den Ohren, am Gürtel, an ihren Waffen und am Geschirr ihrer Pferde; sie legen sie bei Festlichkeiten Personen, die sie ehren wollen, auf das Haupt oder zu Füßen." Sie huldigen dieser Liebhaberei um so mehr, als sie zugleich eine religiöse Pflicht durch dieselbe zu erfüllen glauben. Es sey nämlich unschicklich, mit einem schlechten Aeußern im Gebet vor Gott zu treten; nun verrathe aber Gold Ueppigkeit und Weichlichkeit, und mit Eisen beschmutze man sich. Mohammed habe zu einem seiner Jünger,

*) Description des monumens Muselmans du Cabinet de Mr. le Duc de Blacas; par M. Reinaud, Paris, 2 Vol. 1828. Ein Werk, das über die Sittengeschichte des Orients viel Licht verbreitet und sich seiner gewählten Form wegen einem größern Publicum empfiehlt.

*) Voyage de Tavernier, edit. de Rouen 1724 T. IV, p. 39 et 48.

bei dem er ein Petschaft von Erz sah, gesagt, es schmecke nach Abgötterei; zu einem anderen, der ein eisernes Petschaft hatte, er ahme die nach, welche dereinst im höllischen Feuer zu verbrennen bestimmt seyen; zu einem dritten, dessen Petschaft von Gold war, er kündige sich als einen wahren Feind Gottes an. So kommt es, daß man selten bei einem Muselmann ein Petschaft oder einen Ring von Metall trifft, außer von Silber; in der neuesten Zeit führt man nur die türkischen Sultane an, deren Siegelringe von Gold seyn sollen.

Noch giebt es mehrere andere Gegenstände, die in diese Rubrik gehören: z. B. der Amber und der Bezoar. Schon bei den Alten, zumal bei den Frauen, stand der Amber wegen seines balsamischen Geruchs und seiner Durchsichtigkeit in hoher Gunst und so noch bei den jetzigen Muselmännern. Man hat ihn sogar zuweilen, trotz seiner geringen Härte, zu Petschaften geschnitten. Fakr Eddolé, ein persischer Fürst des zehnten Jahrhunderts, hatte ein Petschaft von Bernstein. Den Bezoar gebrauchte man in der Form eines Rings als ein Mittel gegen den Natterbiß, und Teifaschi geht so weit zu behaupten, daß man ihn der Wunde nur nähern dürfe, um geheilt zu seyn. Eben so haben die sogenannten Bolus- und Siegelerden zu allen Zeiten im Orient eine große Rolle gespielt Die Boluserden wurden wegen ihres hohen Werthes in kleine Stücke (βωλοι) zerschlagen und so zuweilen in den Mund genommen. Die Siegelerden hießen so, weil man sie, um ihre Aechtheit zu constatiren, mit einem Siegel bezeichnete. Zum großen Theil besteht der Gebrauch noch fort, den man im Alterthum von diesen Erden in der Voraussetzung, daß ihnen gewisse heilsame Kräfte inwohnten, zu machen pflegte. Freunde schickten sie einander als Geschenk zu, und von dem berühmten Oberfeldherrn der muselmännischen Heere zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, Hedschiag, weiß man, daß er erkrankte, weil er davon zu Viel gegessen hatte. Am Häufigsten indessen trägt man sie gleich Steinen in Form von Kügelchen in Ringe gefaßt, und meist auch mit einem Gepräge und einer Aufschrift versehen; und da die Inschrift gewöhnlich die Worte „nach Gottes Willen" enthält, so sind diese Worte der Name für die Sache geworden. Endlich dürfen wir die gleichfalls mit einem Gepräge bezeichneten Erdscheiben nicht vergessen, auf welche die Perser beim Gebet ihre Stirn auflegen. Was jedoch diese Erde betrifft, so hat sie kein anderes Verdienst, als daß sie von der Grabstätte eines Heiligen gesammelt ist; auf dieser Erde zu beten gilt denn so viel, als wenn man es am Grab selbst thäte.

Ein wichtiger Punkt sind die geheimen Eigenschaften, welche die Orientalen den ächten Steinen beilegen, und wonach sie sich in der Wahl derselben zu Petschaften oder Ringen richten. Der uralte Glaube, daß die Vorsehung für jedes Uebel in der Welt auch ein Heilmittel geschaffen habe, führte den Gebrauch der Steine wie der Erde in die Medicin ein; dieser Glaube, den man bei Theophrast, Plinius und Galen findet, hat sich bis zu uns verbreitet, nirgends aber hat er größere Autorität erlangt, als im Orient.

Der Rubin, so liest man bei Teifaschi, stärkt das Herz, schützt vor der Pest und dem Blitz und stillt das Blut. Unter die Zunge gelegt, löscht er den Durst; noch mehr, er verwahrt vor der Anwandlung, sich zu ertränken. Die Orientalen gebrauchen ihn aber noch in vielen andern Fällen. Der Smaragd ist ein treffliches Specificum gegen den Schlangenbiß; zu Pulver zerstoßen und in Wasser aufgeweicht heilt er jede giftige Wunde. Man braucht ihn den Schlangen nur zu zeigen, um ihnen die Augen auszubohren; Teifaschi weiß dieß aus eigener Erfahrung. Eben so hilft er gegen Epilepsie und Magenübel, und stärkt das Gesicht. Schon nach Plinius suchten Künstler, deren Gesicht durch ihre feine Arbeit angegriffen war, die Schwäche desselben dadurch zu heben, daß sie einen Smaragd vor die Augen hielten. Der Diamant, auf den Unterleib gelegt, heilt Kolik und Magenkrampf; auch Epilepsie. Der Türkis theilt die Eigenschaft das Gesicht zu stärken mit dem Smaragd; er empfiehlt sich besonders bei Augenübeln und bei Skorpionbissen: er ist deshalb auch, wie Teifaschi bemerkt, einer der geschätztesten Steine. Der Karneol hat je nach Verschiedenheit seiner Farbe verschiedene Eigenschaften; der dunkelrothe sichert vor den traurigen Folgen des Jähzorns; der weißgestreifte fleischfarbene stillt Blutstürze; eine dritte Art lindert, als Pulver gebraucht, Zahnschmerzen. Diese Vorstellungen waren noch herrschend als Niebuhr Arabien bereiste. Um sich von der Güte eines Steines zu überzeugen, erzählt Niebuhr (Th. I, S. 200), wickelte man denselben in ein Papier, und berührte dieß mit einer glühenden Kohle: widerstand das Papier, so war der Stein gut. Der Blutstein befreit von der Gicht und erleichtert den Frauen die Niederkunft; als Pulver in Milch oder heißem Wasser aufgelöst zerstört er die Wirkungen des Gifts. Der Smirgel besitzt außer dem, daß er dazu dient, andere Steine zu poliren, die Eigenschaft, Magen- und Augenübel und alle Arten von Wunden zu heilen. Der Lapis Lazuli als Pulver gebraucht ist ein Mittel bei Augenübeln und bösen Säften. Der Jeschm oder die Jade leitet den Blitz und böse Träume ab. Gegen böse Träume ist auch der Bergcrystall gut.

Der Jesb, eine andere Art von Jade (lapis nephriticus) leistet bei Hals- und Magenübeln gute Dienste, und im Mittelalter galt er für ein Hauptmittel gegen Nierenschmerzen; von letzterer Eigenschaft ist jedoch bei den arabischen Schriftstellern nicht die Rede. Man könnte diesen Catalog des medicinischen Aberglaubens noch beträchtlich vermehren. Das Mineralreich bietet den Orientalen Mittel gegen alle Leiden des Lebens dar; ja sie nehmen keinen Anstand, gewissen Steinen selbst übernatürliche Kräfte zuzuschreiben. Der Rubin, am Finger oder am Hals getragen, soll bewirken, daß man größer erscheint, als man ist; der Smaragd soll Dämonen und Geister entfernen; das Katzenauge soll vor bösen Blicken behüten und gegen die Schläge des Schicksals schirmen: wenn man in der Hitze des Kampfes sich gedrängt fühlt, zeigt man es dem Feind und man wird unsichtbar. Der Türkis aber schützt gegen Ungnade und Tod. Man findet ihn deswegen auch am Hals und am Finger aller Reichen; namentlich sind es die Africaner, die ihn für ein wahres Universalmittel halten und den Säbelgriff damit zieren. Noch ein neuer persischer Schriftsteller, der ein Sittengemälde seiner Landsleute entwirft, hat den Eigenschaften der Steine, um derentwillen einer

dem andern vorzuziehen sey, ein weitläufiges Kapitel gewidmet, in welchem er zum Theil Teifaschi's Bericht auszieht, zum Theil aber auch Manches anführt, was sich bei dem arabischen Geschichtschreiber nicht findet, z. B. wer einen Ring von Carneol trage, sey sicher, immer glücklich zu seyn. Mohammed selbst soll gesagt haben: wer mit einem Carneol siegelt, wird nicht aufhören in Segen und Freude zu seyn. Wirklich beruft sich auch der Perser überall auf Sprüche des Propheten und anderer heiligen Personen: ein Beweis des großen Ansehens, dessen sich dieser Aberglaube im Orient erfreut. Von allen Steinen scheint nur der Onyx von böser Vorbedeutung zu seyn. Wenn man Teifaschi glaubt, so erzeugt er Traurigkeit und Schwermuth; was schon sein Namen im Arabischen andeutet. Einen Onyx zu tragen, meint Teifaschi, könne nur einem Narren und Unwissenden einfallen; doch setzt er hinzu, leite er, einem Kind um den Hals gehängt, böse Säfte ab; er erleichtere die Geburtsschmerzen und helfe selbst gegen Verwundungen und gegen Blutspeien. In Jemen aber hat man vor dem Onyx einen wahren Abscheu, und die Fürsten hüten sich wohl, ihm eine Stelle in ihre Sammlungen einzuräumen.

(Schluß folgt.)

Memoiren des Marschall Suchet.

Nach so vielen und zum Theil ausgezeichneten Werken, die über den Krieg in der pyrenäischen Halbinsel bereits erschienen sind, konnte kaum etwas Anderes als die Memoiren eines Feldherrn, der einen so ausgezeichneten Antheil an den Ereignissen hatte, als Suchet, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Die Memoiren des Marschall Suchet über die Feldzüge in Spanien von 1808 bis 1814 (**Mémoires du Maréchal Suchet, Duc d'Albufera, sur les Campagnes en Espagne depuis 1808 jusqu'en 1814, écrites par lui même, Paris et Londres**) sind durchgängig theils auf officielle Documente und die persönliche Correspondenz des Marschalls mit der französischen Regierung, theils auf seine eigenen Erinnerungen oder die Mittheilungen von Männern von Bedeutung gegründet und müssen daher als eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte der Zeit, welche sie umfassen, betrachtet werden; dennoch möchte ihr vorzüglichstes Interesse sich auf den militärischen Leser beschränken, da unsere Ansicht über den Character des Kampfes im Allgemeinen wenig wesentliche Berichtigungen erhält.

Bei dem Ausbruch des Krieges in der Halbinsel wurde Suchet mit einer Division von der großen Armee in Schlesien nach Spanien berufen, und seine erste Dienstleistung war, die Operationen der berühmten Belagerung von Saragossa zu decken. So kühn und blutig aber auch die Vertheidigung dieser Stadt war, so scheint Suchet doch die Art des Widerstandes, welche auf die Einnahme derselben folgte, für bei Weitem gefährlicher gehalten zu haben. Die Bauerschaft, die sich mit den zerstreuten Soldaten vereinigte und großen Theils von ihren Offizieren geführt wurde, begann jetzt jene Guerillas zu bilden, die den französischen Heeren bald mehr Abbruch thun sollten, als alle Schlachten im offenen Felde. Einer der ersten unter den Parteigängern, welche die Franzosen von allen Seiten umschwärmten, war der Neffe des berühmten Espoz y Mina.

„Ein junger Student, Namens Xaver Mina, der die Stadt im Jahr 1809 verlassen hatte, war der erste Anstifter dieser Unordnungen. Er stellte sich Anfangs an die Spitze einer geringen Anzahl bewaffneter Männer, erhielt einige unbedeutende Vortheile, die ihn zu größeren Anstrengungen ermuthigten und hatte das Glück, eine Menge Gefangener nach Lerida einzubringen. Seine Thätigkeit und sein Eifer erregten die Aufmerksamkeit des Gouverneurs dieser Stadt, der ihn mit Waffen, Kriegsvorrath und Verstärkungen versah. Bald darauf wurde er durch die Ausfertigung einer förmlichen Bestallung und durch Zugabe von ein Paar Fahnen, die er von der Junta zu Sevilla erhielt, befähigt, ein regelmäßiges Corps zusammenzubringen, mit welchem er seine kriegerischen Unternehmungen fortsetzte. Da er sich nie in ein ernsthaftes Gefecht einließ und nie einen Angriff wagte, wenn ihm nicht seine Stellung oder Uebermacht den Sieg sicherte, so sah er sich bald im Stande, seine Kräfte mit bedeutenden Detachemens zu messen und die französischen Convoys anzugreifen. Seine Thätigkeit, seine Energie, die unerbittliche Strenge, die er gegen jeden Spanier übte, der überführt oder angeklagt wurde, dem Feinde den geringsten Dienst erwiesen zu haben, wenn dieß auch nur zwangsweise geschehen war, machte es ihm möglich, eine furchtbare Stellung anzunehmen und sicherte das Geheimniß aller seiner Bewegungen. Ob er sich in dem Carrascal, einem gefährlichen Wald zwischen Tafalla und Pampelona, wo er öfters französische Truppenzüge angriff, in den Hinterhalt legte oder vorbrach, um die Vorposten des Feindes zu überraschen, oder sich zurückzog, um seinen Verfolgern zu entgehen, immer wurde er gefürchtet, und wo er sich auch zeigte, mit Achtung behandelt, nie entdeckt oder verrathen. Bald gewann er einen so ausgedehnten Einfluß über das Land, daß die Behörden von Navarra sich genöthigt sahen, Unterhandlungen wegen der Auswechslung der Gefangenen mit ihm, wie mit dem Heerführer einer regelmäßigen Armee, zu eröffnen und seine Parlamentärs in Pampelona zuzulassen."

Arragonien, wo Suchet commandirte, ist ein unfruchtbares und gebirgiges Land, und es war Grundsatz der spanischen Regierung, sich jedem Versuche, das Land zu verbessern, entgegen zu setzen. Piquatelli, ein Mann von Einsicht und Kraft, legte einen Canal von Tudela aus an, der das Wasser aus dem Ebro erhalten und die Producte des ausgedehnten umliegenden Districts verführen sollte. Es gelang ihm, den Canal zur Hälfte zu vollenden; dann sah er sich jedoch genöthigt, seinen Plan aufzugeben. Er sprach seinen Unwillen in einer Inschrift aus, die er auf einen Brunnen am Ende des Canals setzen ließ: **Viatorum commodo, incredulorum convictioni.**

Kein Krieg der neueren Zeit ist so reich an malerischen Scenen als der Unabhängigkeitskampf der spanischen Halbinsel. — Der Tremedal ist ein isolirter Berg in Arragonien von der Gestalt eines Halbmondes, ungefähr eine Stunde lang. Auf einem der Hörner des Halbmondes stand ein Kloster, von hohen Felsspitzen und furchtbaren Abgründen umgeben, welches einer der wichtigsten Waffenplätze der Insurgenten war. Ein französischer Obrist wurde zum Angriff commandirt, der während der Nacht ausgeführt werden sollte; nach einigen Manövres mit seiner Hauptmacht im Angesicht des Feindes entsandte er sechs Compagnien, um denselben unbemerkt in den Rücken zu nehmen. „In drei Colonnen getheilt, ohne Mäntel und Tornister, die Gewehre an ihren Schulterbändern

umgehängt, kommen diese schweigend die unzugänglichste Seite des Berges hinan, vor welcher sich noch nie ein Feind gezeigt hatte, und welche die Spanier wegen ihrer Steilheit für hinlänglich gesichert halten mußten. Als die kühnen Kletterer auf dem Gipfel angelangt waren, hielten sie inne, um Athem zu schöpfen und das Zeichen zu erwarten, worüber man übereingekommen war. Das Feuer hatte auf allen Puncten aufgehört; die Spanier standen in der Meinung, wir wären in vollem Rückzug und erfreuten sich ihres vermeinten Sieges. Plötzlich stürzten die sechs Compagnien, unter Capitän Parliers Anführung, durch die Zwischenräume zwischen den Felsen, griffen die Spanier mit gefälltem Bayonnet an und verwandelten ihre Siegesrufe in das Geschrei des Schreckens. Die, welche dem Tod entgingen, flohen nach allen Richtungen. Villacampa versuchte umsonst seine Leute zu sammeln; sie waren taub gegen seine Bitten, in dem Gedränge wurde sein Degen zerbrochen und er selbst durch den Strom der Fliehenden mit fortgerissen. Die Vorräthe, mit denen die Klostergebäude reichlich gefüllt waren, fielen in unsere Gewalt. Aber wir konnten dieselben weder mit uns führen, noch auf dem Puncte, den wir dem Feinde entrissen hatten, stehen bleiben; und wir sahen uns daher um unserer Sicherheit willen genöthigt, sie zu zerstören. Die Kirche enthielt eine beträchtliche Quantität Pulver und Feuerwerke; die Explosion war furchtbar. Die Funken wurden in eine weite Entfernung geworfen und setzten einen Theil der nahen Wälder in Brand; auch die Stadt selbst wäre von dem Feuer ergriffen worden, wenn nicht unsere Krieger in der Abwesenheit der Einwohner den Fortschritten der Flammen Einhalt gethan hätten. Dieser Vulcan, der seinen Schein weit über alle umliegenden Berge warf, war das Zeichen zur Zerstreuung aller der bewaffneten Banden, die sich in denselben gesammelt hatten."

Nach einer Reihe von Begegnissen jeder Art, die im Kriege möglich sind, schritt Suchet zu der Belagerung der unglücklichen Stadt Tarragona. Die Spanier widerstanden mit der Hartnäckigkeit der Verzweiflung, aber die Stadt war unhaltbar; der Sturm war einer der mörderischesten in der neueren Kriegsgeschichte. Die Bresche war bereits einige Zeit für zugänglich erklärt worden; aber der spanische Befehlshaber wollte sich dennoch zur Uebergabe nicht verstehen, und es wurde daher endlich beschlossen zu stürmen.

„Um fünf Uhr Nachmittags wurde das Zeichen gegeben. Unser Feuer verstummte und das des Feindes verdoppelte sich bei dem Anblick unserer Truppen, die sich aus den Transcheen vorwärts bewegten. Die Colonnen hatten einen offenen Raum von sechzig Faden zurückzulegen und stürzten dann die Bresche hinauf. Wenige Schritte vor derselben zwang ein unvorhergesehenes Hinderniß die Spitze der vordersten Colonne, sich ein Wenig zur Seite zu wenden. Im Augenblicke drängten die mit Musketen, Spießen und Handgranaten bewaffneten Spanier sich auf der Bresche zusammen und warfen, durch ein heftiges Gewehrfeuer der hinteren Reihen unterstützt, die Angreifenden zurück, die auf den Trümmern, auf welchen sie standen, keinen festen Stand fassen konnten. Ein unermeßlicher Kugelregen überschüttete die Stürmenden, und der Angriff war im Begriff fehl zu schlagen, als der General der Reserve anzurücken befahl. Alles stürzte jetzt gegen die Bresche; Hunderte fielen, aber die Colonne erkämpfte ihren Weg bis auf den Gipfel, vernichtete Alles, was ihr im Wege stand und brach dann wie ein Strom in die Stadt. Noch mußte der Sieg theuer erkauft werden. Die Spanier hatten mehrere der großen Gebäude befestigt und unterhielten ein tödtliches Feuer gegen die Truppen. Der Kampf in den Straßen kostete Ströme von Blut. Der letzte Platz, der erstürmt werden mußte, war die Kathedrale, zu der sechzig Stufen hinauf führten, und jede derselben wurde vertheidigt. Endlich waren die Thüren erbrochen und es sollte ein allgemeines Blutbad beginnen, als die Sieger sahen, daß sie in ein Spital gedrungen waren, in welches man während der Belagerung die Verwundeten gebracht hatte. Dieser Anblick entwaffnete die Mordlust, und bald darauf unterwarf sich die ganze Stadt."

Für diese Waffenthat wurde Suchet mit dem höchsten Rang eines französischen Kriegers belohnt; Napoleon ernannte ihn im Jahr 1811 zum Marschall.

Der Parlamentsreporter.

Es ist bekannt, daß die Berichterstatter oder Reporters der Parlamentsdebatten für die englischen Zeitungen mit den Reden, welche sie dem Publikum überliefern, sich nicht selten manche Freiheiten erlauben. Einen ausgezeichneten Gebrauch machte von diesem Vorrecht besonders einer der früheren Berichterstatter des Morning-Chronicle, Mark Supple, ein handfester Irishman, mit einer tüchtigen Stimme und gerade so viel Witz und Laune, als ein tüchtiger irischer Lastträger tragen konnte. Er trank täglich bei Bellamy sein Glas Wein und ging dann auf die Gallerie (des Unterhauses) und berichtete wie ein Mann von Erziehung und Genie. Die ehrenwerthen Herren erkannten oft ihre eigenen Reden nicht wieder; aber sie bewunderten die freie und kühne Manier, mit der er sie behandelte. Nie kam einer von ihnen in das Redactions-Bureau, um sich zu beklagen, daß der lange Irländer eine lahme, schleppende Auslegung seiner Meinungen gegeben habe; sie steckten den Schimpf der Metamorphose in die Tasche und standen zu Pathen bei Reden, die sie nie gehalten hatten. Mark's Hauptneigung war die Hyperbel, zu der sich immer eine starke Ader von Orientalismus und eine kleine Beimischung von Provincialismen gesellte. Diese Manier fand Beifall, und Mark wurde ein Liebling des Publikums, so wie des Hauses und that sich nicht Wenig darauf zu Gute. Eines Abends, als er auf seinem Posten in der Gallerie saß und den Ausgang der Dinge und einen Wink erwartete, seine Tropen und Figuren auszubreiten, herrschte zufällig ein allgemeines Stillschweigen im Hause. Es war zu der Periode, wo der berühmte Addington Sprecher war. Das kühne Haupt der Journalisten war nie besonders eingenommen für ernsthafte Geschäfte und gerade einmal ungewöhnlich voll süßen Weines. Erfreut über die Pause und doch unzufrieden, daß Nichts vor sich gehen sollte, rief er daher lustig aus: „Ein Lied von dem Herrn Sprecher!" Man denke sich Addington's lange, gezierte, steife Gestalt, seine Bestürzung und seine völlige Rathlosigkeit, wie er einer solchen Unterbrechung der Ordnung und Sitte begegnen sollte. Das Haus war in einem allgemeinen Aufruhr; Pitt konnte sich kaum auf seinem Sitz halten vor Lachen. Nachdem die erste Verwirrung vorüber war, kam der Zepterträger (the Macebearer) in die Gallerie hinauf und fragte unwillig, wer es gewesen sey. Aber Niemand wollte es sagen. Mark saß gleich einem Thurm auf der letzten Bank der Gallerie, unerschütterlich in seinem Ernst und sicher in dem Vertrauen der vereinigten Brüderschaft der Reporters, die allein in dem Geheimniß war. Endlich als der Diener nach vielen vergeblichen Nachforschungen unwillig wurde, zeigte Mark mit dem Finger auf einen feisten Quäker, der mitten in dem Haufen saß, und nickte dazu, dieser sey der Mann. Der Quäker wurde zu seinem großen Erstaunen sogleich in Verhaft genommen, nach einem kurzen Wortwechsel indessen wieder befreit und der übermüthige Angeber auf ein oder ein Paar Stunden festgesetzt, jedoch auf die Versicherung seiner Zerknirschung und das Versprechen, künftig weniger Witz und mehr Discretion zu zeigen, wieder entlassen.

Atlas.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 94. 4 April 1829.

Der Tower. *)

Die spanische Rüstkammer.

Ein Zufall veranlaßte mich dieser Tage, einen Besuch in dem Tower zu machen. Gut, rief ich, muß ich nach dem Tower, so soll mir nichts Sehenswerthes entgehen.

Mein Freund, den ich dort besuchte, hatte auch bei meiner Ankunft alle Vorkehrungen getroffen, daß ich die „Curiositäten" des Platzes, wie man es daselbst heißt, in ihrem stärksten Effekte zu sehen bekam — er hatte einen Aufseher gedungen, der selbst eine der ersten Curiositäten war. Er war das non plus ultra von einem Cicerone, wie man sich nur einen wünschen mochte. Seine Verehrung für Alles, was er uns wies — der hartnäckige Eifer, womit er seinen stereotypen Text vertheidigte, wenn kleine historische Widersprüche uns Bedenklichkeiten gegen die stehende Leseart entlockten, — vor Allem die Mischung von Kummer, Haß und Hohn, womit er Dr. Meyrick verwünschte, der sich unterfing, die Rüstungen in dem Pferdezeughaus in gewöhnliche Ordnung zu bringen — diese und andere Charakterzüge sollten ihm billig von Sir Walters Feder den Kranz der Unsterblichkeit verdienen. In der gothischen Halle irgend einer alten Burg würde er mit Ehren die erste Rolle übernehmen; — wenn er es nicht für eine allzugroße Erniedrigung hielte, vom königlichen zum Edelmannsdienst herabzusteigen — ein Unterschied, den er recht wohl zu würdigen weiß.

Zuerst wurden wir in die spanische Rüstkammer geführt, wo die Spolien der „Invincible Armada" zu sehen sind. Die Pforte bewachen zwei massive Gestalten, (ob von Holz oder Stein konnte ich nicht gleich erheben, da sie angestrichen sind), für deren Emblem mir weder die Rüstkammer noch die Armada den Schlüssel gab. Sie sind die Repräsentanten von Schnaps und Bier. Die eine hält ein Viertelnößel Schnaps, die andere eine Kanne Bier in der Hand, — ein treffliches Sinnbild für ganz London, wie aber für dieses Arsenal in specie, konnte selbst mein gelehrter Führer nicht interpretiren. Verirre sich nicht hieher dein verklärter Geist, unübertrefflicher Hogarth! Da findet sich keine Spur von dem schauderhaften Unterschied der Wirkungen dieser beiden Brudergetränke, wie in deinem Branntweingäßchen und deiner Bierstraße. Das würdige Musterbild der Biertrinker ist ein stämmiger, kernhafter Bursche, wie sichs erwarten läßt, allein der Schnapsengel ist es auch! Da sieht man Nichts von dem Unflat, der Misere, der entmenschten Raserei, die Hogarth's Pinsel in so schrecklichen Farben zeichnet. Wollte Gott, allen beginnenden Branntweintrinkern würde eine gut kolorirte Copie davon vor Augen gerückt, sie müßten Hals über Kopf aus allen Branntweinkneipen Londons Reißaus nehmen. Statt des Bildes jener Flüssigkeit sollten bloß die wirklichen Repräsentanten englischer Derbheit und Tapferkeit, Beef und Bier an den Pforten zu den Trophäen der glorreichsten Großthaten des Volkes zu sehen seyn.

Bei meinem Eintritt in die spanische Rüstkammer fand ich auch manche englische Antiquität — und zum Theil von älterem Datum, als die Armada. — Da ist vor Allem eine jener außerordentlichen Kanonen, mittelst deren vor Alters einmal die Engländer eine Stadt in Frankreich eroberten. Sie ist von Holz, aber so kunstreich gearbeitet, daß man sie selbst in nächster Nähe für eine eiserne hält. Karl Brandon, Herzog von Suffolk, ließ sie verfertigen, als er unter Heinrich VIII die Stadt Boulogne belagerte. Da er fand, daß das schwere Belagerungsgeschütz bei den schlechten Wegen nicht durchkommen konnte, so ließ er dergleichen Vexirkanonen in bedeutender Anzahl in die Batterien auffführen, und forderte die Besatzung zur Uebergabe auf. Die Stadt ergab sich ohne einen Schuß — und ersparte den Engländern eine große Verlegenheit. Diese Kanone führt den passenden Namen Politik.

Zwei andere Waffen, wenn ich sie so nennen darf, aus Heinrich's VIII Zeit zeigt man hier, die hinsichtlich ihres Gebrauchs und der Gedankenverbindungen, die sie erwecken, seltsam contrastiren. Die erste, ein großer schwerer Stock, dessen Knopf oben drei Pistolen mit Luntenschlössern und eine Art Dolch oder Bajonnet in der Mitte enthält — ist Heinrich VIII Spazierstock; mit ihm, sagt man, durchzog er Nachts die Straßen, um zu sehen, ob die Stadtwache in Ordnung sey. Man erzählt von ihm und seiner schreckhaften Waffe eine Anekdote, welche ihn mehr als den launigen, gutmüthigen König Heinz giebt, wie er in seiner Jugend geschildert wird, und wie ihn Shakespeare mit höfischer Gefälligkeit gegen seine königliche Gebieterin zeichnet, bevor ihn lange Befriedigung seines Eigenwillens zu dem

*) The London Magazine, January.

gefühllosen, blutdürstigen Tyrannen machte, als welcher er in seiner spätern Regierungsperiode erscheint. Als er nämlich in einer Winternacht gleich Harun Alraschid umherstrich, ward er an der Themsebrücke von einer Wache angehalten und befragt, warum er nächtlicher Weile mit einer so furchtbaren Waffe in der Stadt umherschlendre. Was der König antwortete, weiß man nicht: allein die Unterredung endete damit, daß er vor den Poultry Compter geführt und die Nacht über eingesperrt wurde. Das Seltsamste ist, der üppige Heinrich erklärte nicht, wer er war — denn er wurde ohne Feuer und Licht eingeschlossen — er fror, und, wie es schien, hungerte dergestalt, daß er, nachdem er am folgenden Tag durch Angabe seines Namens in Freiheit kam, jährliche 30 Chaldrons (zu 36 Schff.) Kohlen und ein großes Quantum Brod dem Poultry Compter für alle Zukunft aussetzte, damit unglückliche Nachtwandler ein warmes Quartier und einen Bissen Brod bei ihm fänden. Auch wies er dem Kirchspiel St. Magnus ein jährliches Gnadengeld von 23 Pfund an, und belohnte die zitternden Constabeln, daß sie ihre Pflicht gethan hatten. Man versicherte mich in dem Tower, daß diese Gnadenspenden immer noch verabfolgt würden — und eine noch bessere Autorität hiefür ist Maitland in seiner Geschichte von London, welcher sagt, daß sie zu seiner Zeit (1756) entrichtet worden seyen.

Dieser Zug von Laune und Gutmüthigkeit kontrastirt sehr mit der andern Waffe, von der ich gesprochen habe. Sie ist das Beil, mit welchem Anna Boleyn enthauptet wurde. Die Erinnerungen, welche diese Hinrichtung erweckt, sind immer äußerst peinlich; denn schenkt man auch den abgeschmackten, einseitigen Berichten über die damalige Periode, nach welchen sie zur Märtyrin gemacht wird, wenig Glauben, so kann man doch ihrem Schicksal das innigste Mitleid nicht versagen. Daß ihr Betragen leichtsinnig und unklug war, ist außer Zweifel, daß aber kein glaubwürdiges Zeugniß vorlag, um Mehr zu beweisen, und keines, die gegen sie vorgebrachten, ruchlosen Anklagen zu begründen, ist ebenso gewiß. Erinnert man sich auch nicht der standhaften, rührenden Betheurungen ihrer Unschuld bis auf den letzten Lebenshauch, so genügt schon die Art allein, wie die ganze Untersuchung geführt ward, für jeden so Gerichteten das stärkste Mitgefühl zu erwecken. Schuldig oder nicht — Heinrich hatte beschlossen, daß sie schuldig befunden werden sollte! — und war dieser Entschluß einmal bekannt, so blieb für die Angeklagte keine Rettung mehr. Er vermählte sich mit Jane Seymour den Tag nach Anna Boleyn's Hinrichtung.

Dieses Beil soll auch Lord Essex zum Tod gebracht haben! Das Mordinstrument fällt schon wegen seiner Form auf. Das Eisen ist breit und dick, und der Handgriff, sollte man glauben, für ein so gewichtiges Stück zu schwach; es ist überdieß auch für die linke Hand eingerichtet. Aber welch ein sittlicher Contrast liegt in den Begebenheiten, bei welchen es gebraucht wurde! Essex, dessen Trotz und Tollheit nach seiner Rückkehr aus Irland ins Unglaubliche ging, in Allem von Anna Boleyn das gerade Widerspiel! Und doch finden sich auch Aehnlichkeiten zwischen ihnen: beide von dem regierenden Souverän geliebt und von der höchsten Gunst plötzlich in gänzliche Hülflosigkeit herabgestürzt! So schuldig auch Essex war, so kann man ihn doch nicht ohne Mitleiden betrachten; seine Verbrechen sind nicht von der Art, daß sie das Gefühl wider ihn empören. Die Geschichte mit dem Ring, von deren Wahrheit ich vollkommen überzeugt bin, hat, so abgenutzt sie auch seyn mag, immer etwas äußerst Rührendes.

Die spanische Rüstkammer verdient ihren Namen mit vollem Recht, da sie beinah ganz mit Reliquien der Armada angefüllt ist. Zuerst erscheint — zwar kein Reliquienstück der Armada — die Königin Elisabeth zu Pferd, in der Kleidung, worin sie in die St. Paulskirche zog, um für die Vernichtung der Armada ein Dankgebet zu halten, aber in dem vollen Costüme, in dem sie ihre Truppen in dem Lager von Tilbury musterte und haranguirte. So versichert man uns wenigstens in einer „neuen und verbesserten Geschichte und Beschreibung des Towers in London.“ Dieses Bildniß der jungfräulichen Königin ist mit hochrothem Sammt und Seidestoff, grünem Sammt, Goldtressen, weißer Seide, Blumen, Flitterwerk, Diamanten, Perlen u. s. w. oder mit Surrogaten derselben überdeckt. Nach obbenanntem Buche befindet sich die Königin vor einem prachtvollen Zelt, und erhält eben die Botschaft von ihrem Sieg über die Spanier, indem sie — zwischen den bei St. Eustacia von Admiral Rodney und General Vaughan in dem amerikanischen Krieg erbeuteten Fahnen steht! Nichts geht über diese treffliche Anordnung, wiewohl die ärgerlichen Rechtsstreite, welche Jahre lang gegen diese ritterlichen Anführer wegen Herausgabe des mit dem holländischen zugleich geplünderten brittischen Eigenthums geführt wurden, dem kriegerischen Charakter dieses Paars in etwas Abbruch thun. Wir sehen uns jedoch gleich wieder zu den die Armada betreffenden Scenen zurückversetzt; denn wir finden, daß das Ganze von einem hübschen Modell des Tilbury-Forts mit täuschend nachgeahmten Back- und Mauersteinen umgeben ist, worauf zehn metallene Kanonen auf zierlich gearbeiteten Gestellen aufgestellt sind. Diese wurden dem neunjährigen Karl II von der Stückgießerei in London verehrt, damit er daran die Kriegskunst erlerne; was ich sehr gern glauben will, da Sr. Majestät Kriegsthaten mit diesem Erziehungssystem ganz in Einklang stehen.

Uebrigens werden in der That einige sehr schöne und merkwürdige spanische Spolien in dieser Rüstkammer aufbewahrt. Wie interessant lautet es in der Beschreibung wenn es heißt:

„Spanische Ranceurs, von verschiedenen Formen, bestimmt, die Leute auf den Rossen zu tödten, die Zäume der Pferde abzuschneiden, oder die Reiter von den Pferden zu stoßen; hinten sind zwei eiserne Spitzen, womit man den Engländern das Roast beef aus den Zähnen stochern wollte!“

Auch andere Instrumente zu minder freundlichen Zwecken, als zum Zahnstochern, findet man, als da sind: — Cravatten, nicht um den Hals, sondern, um „Füße, Arme und Hände der englischen Ketzer zusammen zu schnüren;“ — Daumschrauben, wovon die Armada mehrere Kisten voll an Bord gehabt haben soll. Am Interessantesten aber schienen mir Schilde mit einer im Mittelpunkt dergestalt angebrachten Pistole, daß der Schütze durch den Schild gedeckt war und mittelst eines kleinen Gitterchens zielen konnte; nächst diesen achtzehn Fuß lange Picken zum Widerstand gegen die Reiterey — ein Ende dieser

Waffe ruhte auf der Erde, der Griff war in der Mitte und mit der vorgestreckten andern Hälfte wurde der Angriff abgewehrt. Der Schild des spanischen Generals, der wahrscheinlich mehr zur Standarte, als zum Schutze diente und ihm vorgetragen wurde, ist gleichfalls ein schätzbares Antiquitätenstück. Die Arbeiten des Herkules nebst einer Menge Zierathen sind darauf ein- und ausgeschnitten, desgleichen eine Inschrift mit römischen Anfangsbuchstaben. Mehrere der spanischen Waffen sollen vergiftet seyn; und ich gestehe, ich mochte meine Zweifel dagegen nicht durch einen Ritz in meinen Finger erproben.

Zuletzt kam jene Fahne, welche der Pabst zum Siege eingesegnet hatte und überreichen ließ, als diese Expedition auslief, die in jeder Hinsicht so unglücklich ausfiel, als nur je eine vom Ufer stieß. Ich gestehe, ich bin stolz auf die Vernichtung der spanischen Armada. Mir ekelt sonst vor dem den Engländern von Kindesbeinen auf eingelehrten Geschrei von ihren Kriegstrophäen bei Cressy, Poitiers und Agincourt; allein hier wurden wir für Nichts und über Nichts angegriffen — waren bloß auf unsere Vertheidigung bedacht, und droschen (während uns freilich Wind und Wetter ein gut Theil sekundirte) wacker auf Burschen los, welche kamen, uns an Finger und Hände Schrauben und Manschetten anzulegen, und mit neuerfundnen Instrumenten — nicht aus Federkielen — die Zähne auszustochern. Da war von keinem langen Kriegsschauplatz die Rede. Wir schlugen sie; die einen kamen um — die andern entflohen, oder wurden vom Sturme vernichtet. Kein Flecken haftet auf diesem Sieg — der, obgleich sehr übertrieben, weil wir unsre Alliirten, die Stürme, zu vergessen beliebten, eine sehr ritterliche, mit vielem Geschick ausgeführte Kriegsthat ist, die unsern Nationalruhm aufs Glänzendste verherrlichte.

(Fortsetzung folgt.)

Verbindung zwischen Siam und Mergui.

Der Befehlshaber des siamesischen Grenzpostens Tsch'humphon hatte, als Tenasserim und Tavay von den Britten besetzt worden waren, einen Einfall in diese Provinzen gemacht und eine große Anzahl ihrer Bewohner als Gefangene davon geführt. Capitän Burney, der von dem brittischen Gouvernement an den Hof von Siam gesandt wurde, um eine Erklärung in Bezug auf diesen Vorfall zu fordern, erhielt jedoch die vollständigste Genugthuung, indem der straffällige Beamte abgesetzt und die Gefangenen, vierzehnhundert an Zahl, ausgeliefert wurden.

Mr. Leal, der Dollmetscher der Mission, welcher damit beauftragt wurde, die aus der Gefangenschaft Befreiten in ihre Heimat zurückzuführen, verließ mit der ersten Abtheilung derselben, die aus fünf bis sechshundert Personen bestand, Bankok am 13 Februar 1826 in sechs Junken. Sie gingen am 23 in See und erreichten am 1 März Bagnarom, einen Ort auf der Westküste des Golfs von Siam unter 11° 50' B. Von hier ging ihre Straße über Land. Am dritten Tage litten sie viel Beschwerden durch Mangel an Wasser, das sie erst am Morgen des folgenden Tages fanden. Am fünften Tage kamen sie an den Fuß des Kahun-Gebirges, dessen Abhang steil und rauh war; und nachdem sie, nach einer angestrengten Tagereise, dasselbe überschritten hatten, erreichten sie am Morgen des nächsten Tages die Grenze des (ehemaligen) birmanischen Gebietes, die durch drei Tamarindenbäume bezeichnet war. Am Abend hielten sie bei einer Pagode, wo die Birmanen ihre religiösen Ceremonien verrichteten. Die nächste Tagereise brachte sie an die Ufer des Tenasserimflusses, wo sie siebenzig Bambusflöße bauten und auf denselben den Fluß hinab nach Mergui gingen, das sie, ungeachtet die vielen Bäume, die von den Ufern in den Strom ragten, ihre Fahrt sehr erschwerten, am fünften Tage erreichten.

Die gegenwärtige Straße von Bagnarom nach Mergui ist von dem letzten König von Siam vor ungefähr dreißig Jahren angelegt worden, um die Invasion des birmanischen Gebietes zu erleichtern, doch finden wir schon früher Erwähnung einer Straße in dieser Gegend, welche sogar von Wagen befahren wurde.

Von Mergui ging Mr. Leal nach Tavai, von wo er nach Tsch'humphon gesandt wurde, um eine zweite Abtheilung birmanischer Gefangener abzuholen und dagegen eine Anzahl gefangener Siamesen auszuliefern. Er ging am 23 März mit sechzehn Booten, auf denen 109 Siamesen waren, von Mergui in See und erreichte am 25 die Mündung des Pak-tschamflusses, den er hinauf ruderte bis zu dem Dorf Pak-tscham (26 März), von welchem der Fluß seinen Namen hat. Dieser Fluß ist durchgehends sehr breit und von dem Tsch'humphun-Flusse, der auf der entgegengesetzten Küste in den Golf von Siam fällt, nur durch einen unbedeutenden Zwischenraum getrennt, welcher so flach und niedrig ist, daß bei hoher Fluth beide Flüsse oft sich vereinigen sollen. Beide Flüsse sind frei von Felsen und es scheint daher, daß sich hier leicht eine directe Wassercommunication zwischen dem Golf von Bengalen und dem von Siam herstellen ließe. Mr. Leal setzte seine Reise von Pak-tscham über Land nach Tsch'humphon fort, wo er am Nachmittag des zweiten Tages eintraf, jedoch, obwohl er nur von achtunddreißig Birmanen begleitet war, soviel Mißtrauen erregte, daß er keinen Einlaß erhielt. So wie er die Grenze überschritten hatte, kamen ihm drei Siamesen entgegen, die ihn um den Zweck seiner Reise befragten. Bei Anbruch der Nacht rückte ein Offizier mit 700 Mann an, alle wohl bewaffnet, die sich zurückzogen, nachdem sie seine Bestimmung vernommen hatten. Am folgenden Morgen kam der Untergouverneur mit 3000 Mann, und bat ihn, bis Nachmittag zu verweilen, damit man die nöthigen Vorbereitungen zu seiner Aufnahme treffen könne. Als er nach Verlauf der Stunde, die hiezu festgesetzt worden war, seinen Weg weiter fortsetzte, kam ihm der Untergouverneur aufs Neue entgegen, aber diesmal mit 8000 Mann, die auf die verschiedenste Art bewaffnet und in rothe, grüne und weiße Uniformen gekleidet waren. Sie berichteten Mr. Leal, daß der Gouverneur abwesend, doch von ihrer Ankunft bereits unterrichtet sey und daher bald eintreffen und ihre Wünsche befriedigen würde. Um zwei Uhr des folgenden Tages war der Gouverneur angekommen, aber nur, um der Aufnahme Leals neue Ausflüchte entgegen zu setzen. Dieser kehrte daher, da ihm zugleich eröffnet wurde, daß die Gefangenen bereits sämmtlich zurückgesandt wären, auf demselben Wege zurück, auf welchem er gekommen war.

Von Mergui begab sich Mr. Leal hierauf nach Martaban, wo er am 21 April ankam und am 24 aufs Neue nach Bangkok aufbrach. Er schiffte sich, von zwanzig Mons oder Peguern und drei

Birmanen begleitet, in Booten, auf dem Ataranflusse ein und erreichte am 30 Mykesath, wo die Schifffahrt auf dem Ataran aufhört und Leal sich daher genöthigt sah, seine Reise zu Lande fortzusetzen. Er brach am 1 Mai des Morgens um drei Uhr auf. Um zehn Uhr kam er zu einer Stelle, wo drei Steinhaufen, unter dem Namen der drei Pagoden bekannt, die Grenze zwischen dem siamesischen und dem (ehemaligen) birmanischen Gebiet bezeichneten (15° 6′ n. B. und 99° 7′ östl. L.); und am Nachmittag desselben Tages gelangte er nach Sungola, einem Dorfe mit 150 Einwohnern, an der Quelle des Me-klong-Stromes, der sich in den Golf von Siam ergießt. Am folgenden Tage erreichte er nach einer sehr ermüdenden Tagreise die Festung Lum-tsch'hang, die von einer Abtheilung Peguer (in siamesischen Diensten) besetzt war. An diesem Orte, wo einiger Handel getrieben wird, nahm Leal zwei Boote, auf denen er mit seinen Begleitern den Meklong hinabging. Am Morgen des dritten Tages kam er zu Menam-noi an, einem Platz von einiger Bedeutung, wo die Siamesen während des letzten Krieges der Engländer mit den Birmanen zwei Forts erbauten und eine Beobachtungsarmee aufstellten, die indessen, während sie hier cantonirt war, sehr unkriegerische Beschäftigungen trieb, indem der größte Theil derselben zum Anbau der Baumwolle verwandt wurde, welche in dieser Gegend vorzüglich gedeiht. Unfern Menam-noi ist der Militärposten Tschaijok, von welchem die Landverbindung mit Tavai ausgeht. Die Straße lauft über das Gebirg und durch dicke Wälder, wodurch dieser Weg sehr beschwerlich wird, doch ist die Entfernung unbedeutend. Zwei Sipays, die es übernommen hatten, Depeschen von Bankok zu überbringen, brauchten acht Tage Zeit, um von Tschaijok nach Tavai und zurück zu gehen.

Leal wurde auf seiner weitern Reise mehrfach von den siamesischen Behörden aufgehalten, die ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg legten; dennoch gelang es ihm, seinen Zweck zu erreichen. Nachdem er mehrere zum Theile bedeutende Ortschaften (Bantschiom, 5000 E., meist Peguer; Pakphreg, 8000 E., Siamesen; Ratphri, 10,000 E.; Ban-tsch'hang, 4000 E., hauptsächlich Chinesen) am Meklong gesehen hatte, fuhr er bei der Stadt Meklong (13,000 E., Siamesen und Chinesen) an der Mündung des Flusses vorüber und lief in die Mündung des Tha-tschin ein, der an demselben Puncte in die See fällt. Das Land zwischen dem Meklong und den Tha-tschin wird theils — an der Mündung dieser Flüsse — von ausgewanderten Peguern (16,000 an der Zahl), theils — höher hinauf — von Chinesen bewohnt, die mit der Zuckermanufactur beschäftigt sind und von denen der Tha-tschin seinen Namen hat. Unfern der Mündung dieses Flusses geht ein Canal aus demselben in den Menam bei Bankok, auf welchem Leal in der Hauptstadt anlangte, nachdem er einen beträchtlichen Theil der hinterindischen Halbinsel auf einer Straße durchschnitten hatte, auf welcher kein Europäer ihm vorangegangen war.

Calcutta Government Gazette.

Napoleon's Familie.

Die Mutter Napoleon's (Madame Mère, wie sie genannt wurde) bringt den Winter in Rom, den Sommer in Albano zu. Sie ist beständig mit Werken der Frömmigkeit oder der Wohlthätigkeit beschäftigt und lebt sehr zurückgezogen; selten erhalten Fremde den Zutritt zu ihrer Gesellschaft, nur ihr Bruder, der Cardinal Fesch, macht ihr täglich seinen Besuch. Den Rest seiner Zeit verwendet der Cardinal zur Ausübung der Pflichten seines Amtes und der Functionen, welche er bekleidet. Beide besitzen nur mittelmäßiges Vermögen; Madame hat einen großen Theil des Ihrigen ihrer Familie und den Armen gegeben, und der Cardinal hängt von den Zuschüssen des Pabstes und dem Verkauf seiner Gemäldegallerie ab, von welcher er ein Stück nach dem andern veräußert. — Der Graf von Survilliers (Joseph) ist bekanntlich seit 1814 ein Bürger der Vereinigten Staaten geworden und treibt daselbst die Landwirthschaft im Großen. Seine älteste Tochter, Zenaide, hat sich mit ihrem Neffen, dem Prinzen von Musignano (dem Sohne Lucian's), und seine jüngste Tochter, Charlotte, mit einem andern Neffen, Karl (dem Sohne Ludwigs und wenn wir nicht irren, Verfasser der „americanischen Ornithologie") vermählt. Diese beiden jungen Paare haben America verlassen und sich zu Florenz ansäßig gemacht, um in der Nähe ihrer Mutter, der Gräfin von Survilliers, zu seyn. Der Graf von Saint Leu (Louis) lebt abwechselnd zu Rom und zu Florenz. Sein Gesundheitszustand ist immer leidend, doch hindert ihn dieß nicht, seine Zeit hauptsächlich literarischen Beschäftigungen zu widmen. Er hatte aus seinen Privatmitteln sich mehrere Güter in Holland, in der Nähe von Haarlem, gekauft, die aber nach dem Sturz Napoleon's sequestrirt wurden und ihm nie zurückgegeben worden sind. Seine Gemahlin, Hortensia, die Tochter Josephine's, lebt den Winter über zu Rom und vor einiger Zeit brachte sie einen Theil des Jahres auf ihrem schönen Landsitze zu Aremberg, an den Ufern des Bodensees zu. — Der Prinz von Canino (Lucian) hat lange Zeit zu Rom und auf dem Gute, von dem er den Namen führt, gelebt. Im Jahr 1827 wohnte er mit seiner Familie in der kleinen Stadt Sinigaglia, bei Ancona. Er hat den größten Theil seines Vermögens durch unglückliche Speculationen verloren und seinen Palast in Rom seinem Bruder, dem Prinzen von Montfort, verkauft. Eine seiner Töchter (dieselbe, um deren Hand sich der König von Spanien bewarb, als er noch Prinz von Asturien war) hat den Fürsten Gabrielli, eine andere Lord Stuart geheirathet. — Der Prinz von Montfort (Jerome) bringt den Sommer in den Marschen bei Ancona, und den Winter in seinem Palaste zu Rom zu. Seine Verbindung mit der Prinzessin Catherina, Schwester des gegenwärtigen Königs von Würtemberg und Nichte des Kaisers von Rußland, macht sein Haus zum Rendezvous aller ausgezeichneten Fremden aus dem Norden, die Italien besuchen. Die Minister von Rußland und Würtemberg fehlen nie in den Gesellschaften des Prinzen. Seine Kinder werden in dem Kollegium zu Siena erzogen. — Die junge Prinzessin Elisa, Tochter der Prinzessin Borghese, heirathete nach dem Tode ihrer Mutter den Sohn eines italienischen Edelmanns, welcher der reichste Eigenthümer zu Ancona ist. Sie ist sehr lebhaft und witzig und soll die größte Aehnlichkeit mit Napoleon haben. Ihr Vater, Prinz Felix Baciocchi, lebt zu Bologna, reich und geachtet. Die Gräfin von Lepano (Madame Murat) hat aus politischen Rücksichten noch nicht die Erlaubniß erhalten können, sich ihren Verwandten in Italien anzuschließen. Sie lebt in Oesterreich. Ihre älteste Tochter ist an den Marchese Popoli, einen Edelman von Bologna, und die jüngste an Graf Rasponi verheirathet. Achilles, ihr ältester Sohn, ist nach Florida gegangen, wo er bedeutende Güter an sich gebracht hat. Lucian, der jüngste, befindet sich in Südamerica.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 95 und 96. 5 und 6 April 1829.

Eine Scene am Hofe Karls IX *).

Der Kapitän George begab sich zur bestimmten Stunde nach dem Louvre. Sobald er gemeldet war, öffnete der Huissier eine Tapetenthür und führte ihn in das Kabinet des Königs. Der Monarch, der die Feder in der Hand an einem kleinen Schreib-tisch saß, winkte ihm ruhig stehen zu bleiben, als ob er gefürch-tet hätte, wenn er spräche, den Faden der Gedanken, die ihn beschäftigten, zu verlieren. Während so der Kapitän sechs Schritte vom Tisch in ehrfurchtsvoller Stellung da stand, hatte er Zeit mit seinen Blicken das Zimmer zu durchlaufen und die Ausstaf-firung desselben zu mustern.

Diese war sehr einfach, denn sie enthielt Nichts als Jagd-geräthschaften, die ohne Ordnung an der Wand herum aufgehängt waren. Ein ziemlich gutes Gemälde — die Jungfrau darstel-lend — mit einem großen Buchszweig darüber hing zwischen einer langen Büchse und einem Hifthorn. Auf dem Tisch, woran der König schrieb, lagen Papiere und unter dem Tisch auf dem Fußboden Bücher, ein Rosenkranz, ein kleines Gebetbuch, Fal-kengarne und Glöckchen durcheinander. Ein großes Windspiel schlief auf einem Polster in der Nähe.

Auf einmal fuhr der König wüthend auf und einen derben Fluch zwischen den Zähnen murmelnd schleuderte er die Feder weit von sich. Mit gesenktem Haupte und unsicherem Gang schritt er drei Mal durch das Zimmer, blieb dann plötzlich vor dem Kapitän stehen und warf einen betroffenen Blick auf ihn, als ob er ihn jetzt erst gewahr würde.

„Ha! Ihr seyd's?" sagte er, indem er einen Schritt zurück-trat. Der Kapitän verbeugte sich bis auf die Erde.

„Es freut mich, Euch zu sehen. Ich wollte Euch sprechen ... Jedoch ...." Er hielt inne.

Mit halbgeöffnetem Munde, verlängertem Hals, den linken Fuß sechs Zoll dem rechten voraus — kurz in einer Stellung, die ein Maler einer Figur geben würde, welche die Aufmerk-samkeit darstellen sollte, erwartete George das Ende der königli-chen Rede. Aber der König hatte sein Haupt auf die Brust herabsinken lassen und seine Gedanken schienen eine Richtung ge-nommen zu haben ferne von dem Punkt, über den er im Begriff gewesen war, mit ihm zu sprechen. Es trat ein Stillschweigen von einigen Minuten ein, der König setzte sich nieder und fuhr mit seiner Hand nach der Stirn wie eine Person, die sehr müde ist.

„Diable de rime," rief er aus, indem er mit dem Fuß auf den Boden stampfte, daß die langen Sporen an seinen Stiefeln klirrten.

Das große Windspiel, welches durch diesen Fußtritt erwachte und denselben für ein Zeichen nahm, das ihm gälte, erhob sich, näherte sich dem Stuhl des Königs, legte seine beiden Pfoten auf dessen Knie und, seinen langen schmalen Kopf, der den des Kö-nigs weit überragte, emporrichtend, öffnete es seinen weiten Schlund und gähnte ohne alle Ceremonie: so schwer hält es ei-nem Hunde Hofmanieren anzudressiren.

Der König entfernte den Hund, der sich seufzend wieder niederlegte, und indem seine Augen denen des Kapitäns wie durch Zufall wieder begegneten, sagte er: „Entschuldigt mich, George; das ist ein Reim, bei dem man Blut und Wasser schwitzen möchte."

„Ich belästige vielleicht Euer Majestät," fragte der Kapi-tän mit einer tiefen Verbeugung.

„Nein, nein!" erwiederte der König. Er erhob sich und legte mit einer vertraulichen Miene dem Kapitän die Hand auf die Schulter; zugleich lächelte er, aber dieses Lächeln war bloß auf den Lippen, sein zerstreuter Blick nahm keinen Antheil daran.

„Seyd Ihr noch müde von der gestrigen Jagd?" sagte der König, augenscheinlich verlegen, wie er zur Sache käme. „Der Hirsch hat Euch die Zeit lang gemacht."

„Sire, ich wäre unwürdig eine Chevauxlegerscompagnie Eu-rer Majestät zu befehligen, wenn eine Partie, wie die gestrige, mich ermüdete. Herr v. Guise nannte mich in den letzten Krie-gen, weil er mich immer in den Steigbügeln sah, den Albaneser."

„Ja, man hat mir gesagt, daß Du ein guter Reiter bist. Aber, sag an, kannst Du auch gut mit der Büchse umsprin-gen?"

„So ziemlich, Sire; doch bin ich weit entfernt, mir die Geschicklichkeit Eurer Majestät zuzutrauen; diese ist nicht Jeder-mann gegeben."

„Siehst Du diese lange Büchse; lade sie mit zwölf Posten und ich will verdammt seyn, wenn auf sechzig Gängen nicht je-der die Brust des Heiden findet, die Du zum Ziel nimmst."

*) 1572. Chronique du temps de Charles IX, par l'auteur du Théatre de Clara Gazul et de la Jaquerie. Paris 1829.

„Auf sechzig Gänge? Das will Viel heißen... doch ich möchte es schon vor einem Schützen wie Euer Majestät auf eine Probe ankommen lassen."

„Nein auf zweihundert Gänge sollte sie mir Einem eine Kugel in den Leib jagen, wenn die Kugel das Kaliber hat."

Der König legte dem Kapitän die Büchse in den Arm.

„Sie scheint eben so gut als sie reich ist," bemerkte der Kapitän, nachdem er sie sorgfältig untersucht und den Drücker probirt hatte.

„Ich sehe, Du verstehst Dich auf die Waffen, mein Tapferer. Setze sie einmal an den Backen, damit ich auch sehe, wie Du Dich dabei benimmst."

Der Kapitän gehorchte.

„Es ist etwas Schönes um eine gute Büchse," fuhr Karl mit langsamem Tone fort; „eine Bewegung des Fingers und auf hundert Schritt entledigt man sich sicher eines Feindes, ohne daß weder Panzerhemd noch Cüraß ihn vor einer guten Kugel schützen."

Karl IX — sey es Gewohnheit von Jugend auf oder natürliche Furchtsamkeit — sah der Person, mit der er sprach, fast nie in's Gesicht. Dieß Mal heftete er seine Blicke mit einem außerordentlichen Ausdruck starr auf den Kapitän. George schlug unwillkürlich die Augen nieder und der König that es beinahe in demselben Augenblick. Es trat wieder eine stille Pause ein, die George zuerst unterbrach.

„Indessen so geschickt man sich auch der Feuerwaffen bedienen mag, so sind doch Schwert und Lanze sicherer..."

„Ja, aber die Büchse..." Karl lächelte seltsam, setzte aber schnell hinzu: „Man sagt, George, daß Dich der Admiral schwer beleidigt hat?"

„Sire..."

„Ich weiß es, ich weiß es gewiß. Aber es wäre mir lieb ... ich will, daß Du mir die Sache selbst erzählst."

„Es ist wahr, Sire, ich sprach mit ihm über eine unglückliche Angelegenheit, die mich sehr interessirte..."

„Das Duell Deines Bruders. Pardieu! Ein braver Junge, der Euch seinen Mann auf den Spieß nimmt; ich schätze solche Leute. Comminges war ein Geck und es ist ihm nichts Aergeres geworden als was er verdiente. Aber mort de ma vie, wie, zum Henker! kam der alte Graubart dazu, mit Dir anzubinden?"

„Ich fürchte, daß unglückliche Glaubensdifferenzen, daß meine Bekehrung, die ich vergessen glaubte..."

„Vergessen?"

„Wenigstens haben Euer Majestät durch Ihre seltene und unparteiische Gerechtigkeit das Beispiel gegeben, wie man religiöse Zwiste vergißt."

„Du mußt wissen, Kamerad, der Admiral vergißt Nichts."

„Ich habe es gemerkt, Sire..." (Die Züge des Kapitäns verfinstern sich.)

„Sage mir, George, was hast Du nun im Sinn zu thun?"

„Ich, Sire?"

„Ja; sprich offen."

„Sire, ich bin ein zu armer Edelmann und der Admiral ist zu alt, als daß ich ihn fordern könnte, und überdieß, Sire," (indem er sich verbeugte, als ob er durch eine höfische Wendung den Eindruck verwischen wollte, den seiner Meinung nach die Kühnheit, so Etwas zu sagen, auf den König hatte machen müssen) wenn ich es auch könnte, so fürchtete ich mir dadurch die Ungnade Euer Maj. zuzuziehen."

„Bah!" rief der König, indem seine Rechte George's Schulter berührte.

„Glücklicher Weise" fuhr der Kapitän fort, „liegt meine Ehre nicht in der Hand des Admirals; und wenn Einer meines Standes wagte in meine Ehre Zweifel zu setzen, so würde ich Euer Maj. bitten mir zu erlauben..."

„Gut, Du rächst Dich am Admiral nicht... freilich der ... wird grenzenlos unverschämt... (George macht große Augen) und er hat Dich beleidigt, beim Teufel schwer beleidigt, wie ich höre... Ein Edelmann ist kein Lakai, und es giebt Dinge, die man sich selbst von einem Prinzen nicht gefallen lassen kann."

„Wie könnte ich mich an ihm rächen? Er würde es unter seiner Würde finden, sich mit mir zu schlagen."

„Vielleicht. Jedoch... (der König nimmt die Büchse wieder und setzt sie an den Backen) Verstehst Du mich?"

Der Kapitän trat zwei Schritt zurück; die Geberde des Monarchen war bezeichnend genug und der satanische Ausdruck seines Gesichts gab dazu den Commentar.

„Wie, Sire! Sie würden mir rathen?"

Der König stößt den Büchsenkolben auf den Boden und ruft, indem er den Kapitän mit wüthenden Blicken durchbohrt. „Ich Dir rathen? Ventre de Dieu! Ich rathe Niemand!"

Der Capitän wußte hierauf Nichts zu erwiedern und that, was die meisten Leute an seiner Stelle gethan hätten, er schlug die Augen nieder und schwieg.

Karl fuhr bald darauf in sanfterm Tone fort: „Ob du deine Ehre durch einen guten Schuß an ihm rächen wolltest ... kann mir sehr gleichgültig seyn. Bei den Eingeweiden des Pabsts! Ein Edelmann besitzt nichts Kostbareres als seine Ehre, und um sie her zu stellen, darf er Nichts unterlassen zu thun. Zumal sind diese Chatillon so stolz und unverschämt, wie die Teufel; ich weiß es, die Schurken möchten mir wohl selbst den Hals herumdrehen, und sich an meinen Platz setzen. Wenn ich den Admiral sehe, so wandelt mich oft die Lust an, ihm alle Haare seines Bartes herauszureißen!"

Auf diesen Strom von Worten aus dem Munde des sonst ziemlich wortkargen Königs erwiedert der Kapitän keine Silbe. „Nun denn! Beim Blut und beim Kopf! was hast Du vor? Sieh — an Deiner Stelle würde ich ihm aufpassen, wenn er heraus kommt aus seiner ... Predigt, und ihm aus einem Fenster eine Kugel in den Leib schießen. Pardieu! Mein Vetter von Guise würde Dir es danken und Du hättest Viel für die Ruhe des Königreichs gethan. Weißt Du, daß dieser Schuft mehr König in Frankreich ist, als ich? Dieß werde ich zuletzt überdrüßig... Ich rede, wie ich denke, man muß diesem *)...

*) Karl bediente sich immer sehr energischer Beiwörter, die aber nicht immer sehr elegant waren, und die man daher leicht suppliren kann.

endlich zeigen, daß es ihm nicht so hingeht, wenn man einem Edelmann ein Loch in die Ehre macht. Ein Loch in die Ehre, ein Loch in's Fell, Eins gegen Eins."

„Durch einen Meuchelmord flickt der Edelmann seine Ehre nicht, sondern zerreißt sie vollends." Diese Antwort fiel auf den König wie ein Blitzschlag. Unbeweglich, die Hände ausgestreckt gegen den Kapitän, hielt er die Büchse, die er ihm als das Werkzeug seiner Rache anzubieten schien. Sein Mund war bleich, die Lippen halb geöffnet, und aus seinen großen starren Augen brannte eine zauberhafte Glut, die gegen George's Augen Flammen sprühte, wie sie Flammen aus ihnen sog. Endlich entsank die Büchse den zitternden Händen des Königs, daß das Gemach dumpf widerhallte von ihrem Fall; der Kapitän stürzte darauf los, sie aufzuheben, der König setzte sich in seinen Stuhl und senkte sein Haupt mit einer düstern Mieue. Die heftigen Zuckungen seines Mundes und seiner Brauen verriethen den Kampf, der in seinem Innern tobte. „Kapitän," sagte er nach einer langen Pause, „wo ist Deine Chevaulegers Compagnie?"

„In Meaux, Sire."

„In wenigen Tagen wirst Du zu Deiner Compagnie abgehen und Du sollst sie selbst nach Paris führen. In . . . einigen Tagen wirst Du Befehl erhalten. Adieu." Dieß sagte er in einem harten und zornigen Ton. Der Kapitän machte eine tiefe Verbeugung. Karl wies nach der Thüre und zeigte ihm dadurch, daß die Audienz beendigt sey.

Der Kapitän ging mit den gewöhnlichen Reverenzen rückwärts der Thüre zu, als der König ungestüm aufsprang, und ihn am Arm faßte: „Wenigstens den Mund gehalten! Du verstehst mich." George verbeugte sich und legte die Hand auf die Brust. Als er das Zimmer verließ, hörte er die rauhe Stimme des Königs, der mit der Jagdpeitsche knallend seinem Windspiel rief, als ob er Lust hätte, das unschuldige Thier seine böse Laune entgelten zu lassen.

Zu Haus angekommen, schrieb George folgendes Billet an den Admiral: „Einer, der Euch nicht liebt, der aber die Ehre liebt, fordert Euch auf, Euch vor dem Herzog von Guise in Acht zu nehmen, und vielleicht noch vor einem Mächtigern. Euer Leben ist in Gefahr."

Dieser Brief blieb ohne Wirkung auf Coligny's unerschrockene Seele. Aber bald darauf — es war der 22 August des J. 1572 — traf ihn der Schuß des verruchten Maurevel, der deshalb der Schlächter des Königs (tueur du Roi) genannt wurde. Es war der Vorbote der Bartholomäusnacht.

Englische Politik.

(Schluß.)

Die Regierung stand in dem Wahn, die Macht der Orangemen sey ihre Stütze; dieß mochte wahr seyn, wenn sie sich zu immer neuen Opfern gegen eine unersättliche Partei entschließen wollte; aber sie konnte diese Stütze wohlfeiler haben; sie brauchte sich nur gegen den katholischen Irländer gerecht zu zeigen, um sich seiner Treue zu versichern, da er, der bei seinem protestantischen Gutsherrn keine Hülfe fand, sich gerne an die Regierung anschließen mußte, die ihn gegen jenen schützte. Dem überschätzten Minister Pitt verdankten die Irländer die Union, welche sie noch unglücklicher machte, als sie schon waren, denn seitdem wanderte das Geld des Landes noch mehr in die weite Welt als vorher. Pitt vereinigte Ireland mit England aus Furcht vor der dortigen Volksbewaffnung, und der Invasion, womit die Franzosen Ireland bedrohten. Die Union betrieben hauptsächlich die protestantischen Gutsherren, welche Nichts sehnlicher wünschten, als die Interessen Englands und Irelands aufs Innigste verbunden zu sehen, weil ihnen ein gemischtes Parlament mehr Garantie versprach, als ein irisches Parlament allein, in welchem doch vielleicht einmal der katholische Einfluß das Uebergewicht bekommen konnte. Da Pitt nicht in Ireland ansäßig war, so war es sein ehrlicher Wille, den Irländern jedes Glaubens nach hergestelltem Frieden die völlig gleiche politische Freiheit zu verschaffen. Allein König Georg III, ein rechtschaffener religiöser, jedoch in Folge seiner nicht sehr königlichen Erziehung als Staatsmann etwas beschränkter Fürst, glaubte, daß es gegen seinen Krönungseid sey, den Katholiken in Ireland jene Rechtsgleichheit einzuräumen; die irisch-anglicanische Kirche — diese glänzende Versorgungsanstalt der englichen Aristokratie — fürchtete im Besitz ihrer großen Kirchengüter und Zehnten beeinträchtigt zu werden, sey es im Interesse des Armenwesens, der Dissidenten oder der Katholiken; und so vermochte Pitt, der wahrlich nicht gewohnt war, den Beutel der Britten zur Erlangung seiner Absichten zu schonen, den Irländern nicht augenblicklich zu helfen. Indessen da man wußte, daß der Minister helfen wollte, so blieb man in Ireland ruhig. Aus der Einsetzung eines Theils des irischen Volks in gewisse politische Rechte, wenn es sich bloß darum gehandelt hätte, würde die Partei, die kürzlich noch auch den Herzog Wellington den ihrigen nannte, sich gerade nicht so Viel gemacht haben, es sey denn aus Besorgniß, die Symmetrie des alten Gebäudes der englischen Verfassung, worin die Aristokratie so bequem haust, durch Concessionen irgend einer Art zu stören; aber die Frage der Emancipation ist ein Gegenstand, der eine Menge Familieninteressen unmittelbar berührt, worüber man sich nicht gerne deutlich ausspricht. Man bedient sich deshalb, um die Sache nicht beim rechten Namen nennen zu müssen, allerhand ausweichender Redensarten. Die Gegner der Emancipation beklagen z. B. mit scheinbarer Großmuth das Elend der untern Volksclassen in Ireland, ihre Verarmung und ihre Arbeitslosigkeit; sie geben die Nothwendigkeit einer Abhülfe zu, behaupten aber, daß es nicht die Herstellung einiger politischen Rechte sey, was Ireland Noth thue, dadurch werde höchstens der Ehrgeiz einiger vornehmen irischen Katholiken befriedigt. Sie meinen, Ireland würde damit ein wesentlicherer Dienst geleistet, wenn die Regierung den längst entworfenen Plan ausführte, die irischen Proletarier entweder im Lande selbst zu beschäftigen oder in Masse nach Kanada, dem Vorgebirge der guten Hoffnung oder Australien überzusiedeln. Diese Herren haben so Unrecht nicht, nur bedenken sie nicht, daß sie so dem Staat eine Last auflegen, die er nicht auf die Dauer ertragen könnte. Aber warum will man es nicht sagen, daß die Freunde wie die Geg-

ner der Emancipation diese bloß als den ersten Act in einem Drama betrachten, das noch verwickeltere Situationen herbeiführen dürfte — vor Allem die Vernichtung einer anglikanischen Staatskirche in einem katholischen Lande und die Austreibung einer eingedrungenen unnatürlichen Aristokratie?

Wenn demungeachtet der Herzog von Wellington Alles aufbietet, um die parlamentarische Sanction der politischen Gleichheit der katholischen Irländer durchzusetzen und im Unterhause bereits durchgesetzt hat: so hofft er ohne Zweifel durch den Sieg, zu dem er der katholischen Aristokratie verhilft, an ihr für die Regierung eine um so kräftigere Stütze zu gewinnen, als die protestantische Aristokratie ihren Einfluß verloren hatte, und diese beiden Aristokratien so zu verschmelzen, daß sie einen Damm gegen den Radicalismus bilden, der auch in England die alten Mißbräuche bedroht; während die Mehrheit der Irländer und viele aufgeklärten Männer in Großbritannien die Sache der Freiheit überhaupt dadurch gefördert sehen und auf den Beistand der emancipirten Irländer für umfassendere Reformen in Staat und Kirche rechnen.

Uebrigens liegt klar vor uns, daß an den Triebfedern, welche das englische Ministerium für die Emancipation gestimmt haben, die Gerechtigkeit den geringsten Antheil hat; es will Ruhe im Innern haben, um kräftiger seine Politik im Auslande auftreten lassen zu können. Aber in welchem Interesse? Der Türken? Wider welches Volk? Wider Rußland? Weshalb? Damit der englische Levantehandel nicht leide. Wie verhält sich dieser zum übrigen Handel der Britten? Man schlage den parlamentarischen Bericht der Aus- und Einfuhr Großbritanniens vom 5 Januar 1827 bis dahin 1828 auf, wo noch alle Verhältnisse des Verkehrs beider Nationen mit einander blüheten, und man findet, daß England in jenem Jahre einführte für 36,038,951 Pf. St. 8 Sh. 1 D. und ausführte für 50,399,356. 13 Sh. 1 D. Nach der Türkei und nach der Levante führte die Nation aus, für 818,516 Pf. St. 1 Sh. 1 D. und ein von daher 1,172,426 Pf. St. 10 Sh. 11 D.; und um dieser Kleinigkeit willen, um diesen für seines Vaterlandes Wohlstand unbedeutenden Handel auf seiner jetzigen Höhe zu erhalten, gäbe Wellington die erblichen Vorurtheile seines Hauses auf, und trotzte dem Haß seiner Partei und den Beschimpfungen des aufgehetzten Pöbels?

Was macht also den Herzog von Wellington so kriegerisch? Man sucht vergebens einen Grund, wenn es nicht etwa die Furcht vor einem neuen Continentalsystem ist, das sich bei dem vergrößerten Uebergewicht Rußlands unter dessen Auspicien bilden könnte. Denn die Gefahr für die ostindischen Besitzungen kann es nicht seyn, da ja kein Engländer zugiebt, daß sich Großbritannien an Ostindien bereichere. Freilich, was ein englischer Minister auch nicht vergessen darf, ist, daß er den Geldmännern immer Gelegenheit verschaffe, ihre Capitalien gut anzulegen. Und was müßte sich bei einem etwaigen Krieg nicht agiotiren lassen, da bekanntlich nur die Ungewißheit des Kriegs, nicht der Krieg selbst den Geldkurs drückt? Nur im Vorbeigehen wollen wir einiger Nebenmomente gedenken, die wenigstens rücksichtlich der Griechensache auf die öffentliche Meinung in England eingewirkt zu haben scheinen. Bekanntlich besteht in der Levante das Institut einer Art souveräner Consule mit Polizei und Justizverwaltung, unter deren Schutz gewisse Familien einen fast ausschließlichen Handel treiben, indem jene alle neuen Etablissemens äußerst erschweren. Durch die Griechen ist das Interesse dieser Monopolisten gefährdet, und dieß erregt in England um so mehr Theilnahme, als aller Reichthum daselbst auf dem Monopol beruht. Aber nicht dieß allein; sondern die Griechen sind auch in einer Weise Küstenfahrer und Handelsleute, die ganz antibrittisch ist. Denn während in England derjenige, der das Geld hergiebt, den Gewinn allein einsteckt, und diejenigen Personen, deren Kopf und Hände er zu dem Ende in Thätigkeit setzt, als Maschinen betrachtet, deren Räderwerk man eben schmiert, daß es nicht stille steht; so theilt der griechische Rheder den Gewinn der Unternehmung mit der Mannschaft bis zum Kajütenjungen hinab. Es liegt in dem brittischen Charakter etwas sehr Inhumanes, Egoistisches; Alles dreht sich um den Reichen, als um den Mittelpunkt des Gesellschaftswesens, und keine Regierung in der Welt erkennt dieß Prinzip in dem Umfang an, wie die englische, indem sie diese rein-individuellen Interessen oft auf Kosten des Ganzen schützt. Wegen einiger wenigen brittischen Handelshäuser in der Levante sollen daher die Griechen kein Handelsvolk von Bedeutung werden. Denn an ihnen selber ist wahrscheinlich sobald Nichts zu gewinnen; dieß hat man an den griechischen Anleihen gesehen, deren Unternehmer sich mit der Prellerei, die sie vorweg an den ehrlichen brittischen Geldgebern und der griechischen Nation verübt haben, wahrscheinlich begnügen müssen. Nun bei der Freiheit Griechenlands keine Procente zu verdienen sind, läßt sie die brittische Spekulation der Geldmänner als eine faule Waare liegen und Wellington mag damit beliebig schalten. Die Zeit ist vorbei, wo die brittischen Geldmänner auf die Freiheit der Völker speculirten; denn auch die goldnen Berge sind verschwunden, die sie sich früher von glücklichen Insurrectionen versprachen. Nichts ist unterhaltender, als die Reiseberichte der englischen Kapitäne aus den Seehäfen der neuen americanischen Republiken, wie sie solchen ihre Piaster abnehmen, und dafür englische Waaren zu senden versprechen, und hinterher beweisen, wie glücklich diese Völker geworden wären, weil sie ihre Kleidung jetzt wohlfeiler haben könnten als früher. Schmählicher Selbstbetrug des Egoismus! Die erste Wohlthat der Freiheit jener Völker ist, daß ihre arme Landleute, welche bisher durch Weberei sich genährt hatten (?), jetzt müßig gehen müssen, so daß sie jedem Unruhstifter, der sie anwerben will, in die Hände fallen. Timeo Danaos et dona ferentes.

Wäre eine großsinnigere Politik in England, so würde sie schon, um die russisch-türkische Frage zu vereinfachen, die griechische vollkommen zu lösen, und nicht durch provisorische und halbe Maßregeln hinzuhalten suchen. Rußland, sagen die englischen Ministerialblätter, wird durch die Eroberung, oder auch nur durch die Theilung der Türkei in mehrere Staaten unter russischem Schutz oder Einfluß viel zu mächtig auf dem Continent. Man begreift, daß Schweden, Preußen und Oesterreich etwa eine solche Besorgniß vor der Vergrößerungssucht Ruß-

landes hegen könnten. — Aber England? Und was besitzt es für Mittel, Rußland daran zu hindern? Wenn es aber den Untergang des türkischen Reichs unvermeidlich vor sich sieht, ist es denn klug, in der griechischen Frage die Integrität desselben geltend zu machen, damit es zuletzt Einem zur Beute werde? Der Kaiser von Rußland hat erklärt, er verlange keine Eroberungen zu machen. Aber er fordert eine Geldentschädigung, die um so größer werden muß, je länger der Krieg dauert. Da nun, wie sich voraussehen läßt, der Sultan mit Geld nicht zahlen kann, so zahlt er mit Provinzen. Auf jeden Fall muß der gegenwärtige Kampf die Türkei in ihrem Innersten erschüttern, und wenn sie auch nicht gänzlich unterliegt, so ist ihr letztes Schicksal nur weiter hinausgeschoben. Um die Türkei zu retten, müßte England im Stande seyn, die russische Macht so zu schwächen, daß sie schon deßwegen ihre Eroberungsplane nicht verfolgen könnte. Der natürliche Drang der nordischen Nationen gegen den Süden wird die Kraft des russischen Colosses immer gegen die Türkey richten, die sich gewiß zur Auflösung mehr qualificirt, als jemals Polen, oder als der 1806 aufgehobene deutsche Reichskörper. Es ist aber politischer, wenn man Etwas nicht mehr verhindern kann, lieber selbst mitzuthun als es bloß geschehen zu lassen.

Ist ein Marsch nach Konstantinopel, selbst nachdem Warna erobert worden, eine Sache mancher Bedenklichkeiten, so hat doch ein russisches Heer, ehe es den Indus erreicht, ganz andere Schwierigkeiten zu überwinden. Ein europäischer General, der den Indus bewachte, hätte blos die Zögerungsklugheit zu beobachten, und ein aus dem Norden oder Westen einbrechendes Heer würde durch das Clima selbst seinen Untergang finden. Oder sollte man in London im Ernst besorgen, daß die Russen dereinst eine Streifpartie nach dem Indus unternehmen möchten? In Calcutta kennt man diese Besorgniß gewiß nicht. Denn auf den Beistand der entmuthigten Hindus in Ostindien darf der Feind nicht zählen. Die in Gegenständen ihres wahren Interesse gar kluge ostindische Compagnie hat die muselmännische Kriegerkaste (?) außer in den Staaten der Vasallenfürsten vertilgt; aber sie erlaubt den Weibern sich auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer zu verbrennen, sobald die Verzweiflung eines ehrlosen Witwenstandes, der Rausch der Ehrbegierde oder die abergläubische Ueberredungskunst ihrer Priester es ihnen eingiebt. Dafür streuen diese der christlichen Regierung Weihrauch, weil dieselbe gegen sie duldsamer ist, als der Islam. Und dann ist das Loos der unteren Klassen in Ostindien, dem Vaterlande der Parias, so bejammernswerth, daß die wahrlich sonst nicht segenvolle brittische Kaufmannsregierung das goldne Zeitalter dieser Menschenklasse ist. Daher strömen dem unmittelbar-brittischen Gebiete unaufhörlich aus den Staaten der einheimischen Fürsten eine Menge brodloser Menschen zu, aus welchen die Regierung zu Calcutta, da sie dem Aberglauben ihrer Unterthanen keinen Zwang auferlegt, jede beliebige Anzahl, deren sie zum Krieg bedarf, mit verhältnißmäßig geringen Kosten ausheben kann. Sie darf endlich nur das Lehnwesen der Zemindars völlig aufzulösen, und den Ostindiern eine ewige Erbpacht gegen mäßige Abgaben bewilligen (eine Maßregel, welche kein indischer Fürst ergriffen hat) um sich auch die Klasse der Landeigenthümer aufs Innigste zu verbinden. *) Eine solche Regierung mit 250,000 Linientruppen sollte eine russische Heeresmacht aus Astrakans oder des Ararat Steppen fürchten?

Sehr wichtige Gründe könnten dagegen der englischen Regierung anrathen, grade jetzt die Auflösung des türkischen Reichs zu befördern. Unleugbar gab es eine Zeit, wo der Orient viel wohlhabender war, als jetzt. Damals war der brittische Handel viel einträglicher. Man vergleiche die ältern dem Parlament vorgelegten Register des englischen Handels nach der Levante mit den jetzigen! Es ist wahr, die Türken haben diesen Handel nicht erschwert, dagegen ihre Armuth, die Entvölkerung, die sie veranlassen, die Industrie, welche überall sinkt, wo ihr Scepter waltet. Was könnte Nordafrica seyn, was Syrien, Kleinasien? Die Geschichte ihres nordamerikanischen Handels könnte die Britten belehren, daß mit reichen und blühenden Staaten sich bessere Geschäfte machen lassen, als mit armen und unterdrückten. Aber freilich der Monopolhandel! Auf diesen muß man dann verzichten! Hätte der Feldmarschall Wellington seinen Landsmann Gibbon studirt, so würde er wissen, daß der levantische Handel unter andern Umständen England ganz andere Vortheile bieten könnte, als er jetzt bietet.

Mit mehr Würde trat die französische Regierung mit ihrem kleinen Heere in Morea auf. Sie hat Europa und den Türken gezeigt, was sie vermöchte, wenn sie so ehrgeizig und handelssüchtig wäre, als das brittische Kabinet, aber auch den Griechen, daß sie helfen kann, wenn der brittische Dreizack von den ionischen Inseln gegen Morea sich erheben sollte. In Anerkennung dieses Verdienstes wollen wir nicht mit ihr rechten, daß sie die Erwartungen der Welt im Ganzen doch getäuscht hat. Hätte General Maison mit einer reichen Kasse die Arnauten, die für hohen Sold jeder Macht dienen, wider die Pforte bewaffnet, so würde er jetzt seinen Banner bis Salonichi getragen haben, Griechenland hätte seine alten Grenzen mit Albanien, Illyrien und Macedonien wieder eingenommen und von keinem leidigen Ritterthum der Kapitani wäre dann mehr die Rede gewesen, wohl aber vielleicht von den Goldminen, aus denen die Römer und nachher die Byzantiner so viele Schätze erbeuteten! Allein kaum wollte General Maison den Isthmus überschreiten, um die klassischen Gefilde von Attika und den Thermopylen aufzusuchen; so donnerte ihm Wellingtons Halt entgegen, und die Bourbonen, scheint es, haben den Tribut der Dankbarkeit für die gastliche Aufnahme, die sie in England fanden, noch nicht abgezahlt, und wollen ihn durch ihre Nachgiebigkeiten gegen das englische Interesse entrichten. Frankreich erkläre seine wenige Colonien, die es noch besitzt, frey, so braucht es England nicht mehr zu fürchten.

*) Die größte Feindin des Islam ist England in Arabien im Kampf mit arabischen Seeräubern, und im Kampfe mit den Pindaris und Maratten in Ostindien. Welcher Staat beschützt aber den Seeraub der Barbaresken indirekt ärger als England, den es freilich an den Griechen ahndete! Duo cum faciunt idem, non est idem.

Natur-Religion und Philosophie in Persien.

(Schluß. *)

Wenn Zerdutsch jene Erhebung des Geistes und des Gemüths zu dem größten und besten Wesen, welche wir Gebet nennen, in dem Zendavesta voranstellt, so drückt er schon dadurch dem von ihm verkündigten Glauben den Stempel der wahren Religiosität auf. Noch mehr — wenn wir die Stufenleiter des gottseligen Lebens, auf welcher er den Frommen von dem rauhen Pfade der Selbstverleugnung bis zu jener geheimnißvollen Höhe emporführt, wo die Creatur dem Schöpfer sich nähert, wo der Mensch des stillen einsamen Umgangs mit Gott sich erfreut, bis zuletzt die menschliche Seele mit der Weltseele sich vereinigt — so nehmen wir keinen Anstand, die Ebenbürtigkeit Zerdutschs mit den großen Propheten des Alterthums, den Predigern göttlicher Offenbarung, anzuerkennen. Gleich einem Wesen aus einer andern Welt lebte Zerdutsch in der niedrigern Sphäre, in Bergen und Wäldern, wo er beinahe gar kein menschliches und irdisches Bedürfniß hatte, wo der Käse seine Hauptnahrung war, wie Mohammed hauptsächlich von der Milch sich nährte. Zerdutsch's Propheten-Amt ist gleichzeitig mit der königlichen Würde des Darius Hystaspis oder des Gustasp, eines der gefeiertsten Regenten Persiens; er kündigt sich ihm mit den Worten an: „ein Bote des Himmels bin ich, dir richtig zur Gottheit den Pfad zu zeigen; wähle die Weisheit, und halte Irdisches gering" welche Worte Ferdusi aufbewahrt hat, dessen Bemerkung noch diese ist, daß Alles nach dem Gebot des wahrhaften Gottesgesandten in Persien sey eingerichtet worden: als solchen ehrte ihn Gustasp's Sohn, ungeachtet man ihn als einen alten Zauberer bei ihm anschwärzen wollte: der König ertheilte dem Glauben des Zendavesta die Sanction als demjenigen Cultus, welcher mit Ausschließung aller andern in Persien bestehen solle. Zerdutsch durchwanderte jedoch auch die angrenzenden Länder, er nahm seine Richtung nach Osten, nach Indien und China, und später nach Westen; 65 Jahr alt lehrte er in Babylon, und Pythagoras genoß seines Unterrichts: sein Leben beschloß er aber in Persien, und zwar in derselben Provinz Aserbeidschan, in welcher er in dasselbe eingetreten war, in dem Alter von 77 Jahren.

Die erste genauere Kenntniß von der Lehre des persischen Weisen verdankt das Abendland den Bemühungen des Britten Thomas Hyde **) und des Franzosen Anquetil du Perron ***). Nur Schade, daß beide sosehr von einander abweichen, und dadurch dem Zweifel so großen Spielraum gestatten! Die Darstellung des erstern beurkundet neben einer seltenen Einsicht in den Charakter des Orients, orientalischer Bildung und Sprachen, neben einem scharfen kritischen Sinn, einen poetisch-religiösen Geist, aus welchem die Anklänge des Alterthums rein widerhallen. Dasselbe kann man nicht in gleichem Maße von dem letztern rühmen. Wenn Hyde in dem Orient gereist ist, vorbereitet auf diese Reise durch die erforderlichen Studien, so hat sich Anquetil als orientalischer Präparand und als Soldat der ostindischen Compagnie eingeschifft nach Pondichery. Er verweilte zwar acht Jahre in Surate und versichert dort im Zend und Pehlwi Unterricht genommen zu haben; wenn man aber bedenkt, daß auch Chardin, welcher eine lange Reihe von Jahren in Persien sich aufgehalten hat, das alte Buch nur in der neuern persischen Sprache auffinden konnte; so ist, selbst wenn wir die Zeugnisse der Griechen und der Kirchen-Väter nicht anführen wollen, unwahrscheinlich, daß der Zendavesta, welchen Anquetil übersetzt hat, das ächte Werk Zerdutsch aus seinem Zeitalter sey, vielmehr haben wir allen Grund zu vermuthen, daß er nur eine spätere Version vor sich hatte, um so mehr, da er selbst bemerkt, er sey nicht selten hintergangen worden; dieß führt ihm auch einer der gelehrtesten Kenner des Morgenlandes und der Sprachen desselben, William Jones, *) in einem Schreiben an ihn zu Gemüth.

*) S. Nr 68.

**) De religione Veterum Persarum. Oxon. 1700.

***) Zendavesta, ouvrage de Zoroastre, traduit par Mr. Anquetil du Perron. Par. 1771. 3 Voll. 4.

*) Works. Vol. 8.

Rettung zweier Matrosen von einer wüsten Insel.

Am 4 November bekam die Palmyra — ein Kauffahrer, der von Neu-Süd-Wales nach Bengalen segelte — die wüste Insel Amsterdam zu Gesicht, die zuweilen auch St. Paul genannt wird, indem man die Namen der beiden Inseln unter derselben Länge 77° 53' O. und dem 37° 52' und 37° 0' S. B. oft verwechselt. Die Insel, welcher die Palmyra sich näherte, war die nördliche; und als sie in einer Entfernung von ungefähr fünf englischen Meilen seewärts bei derselben vorübersteuerte, wurde auf dem Ufer ein großer Rauch bemerklich, der den Capitän veranlaßte, so nahe an die Insel heranzufahren, als möglich. Sie waren ungefähr noch eine Viertelstunde von dem Gestade entfernt, als man deutlich zwei Menschen wahrnahm, die auf einer kleinen Erhöhung standen. Ein Boot wurde hinabgelassen, und Mr. Addison, der erste Offizier des Schiffes, eilte, den Verunglückten, die auf der Insel zu vermuthen waren, Hülfe zu bringen. In weniger als einer Stunde kehrte das Boot mit zwei Männern zurück, die äußerst schmutzig und elend aussahen. Sie hatten lange Bärte, ihre alten, zerrissenen Kleider waren mit Seehundsfellen geflickt, woran noch die Haare waren; die borstige Haut eines wilden Schweins diente dem einen statt der Hosen; ihre Schuhe waren gleichfalls von Schweinsfellen gemacht. Beide waren Matrosen von Edinburgh, der eine James Paine, 22 Jahr alt, der andere Robert Prudfort, ungefähr 40. Sie waren vierzehn Monate auf der Insel gewesen.

Aus ihrer Erzählung ging hervor, daß sie zu Isle de France auf dem Governor Hunter, der nach Vandiemensland bestimmt war, Dienste genommen hatten und mit demselben im September 1826 auf der Höhe der nördlichen Insel angekommen waren. Es ist bei diesen Schiffen gewöhnlich, daß sie einen Theil ihrer Mannschaft an den verschiedenen Inseln, wo es Gelegenheit zum Seehunds- oder Seelöwenfang giebt, landen und nach einigen Monaten mit dem Thran und den Fellen, die sie sich indessen verschafft haben, wieder abholen. Paine und Prudfort wurden auf der Insel Amsterdam an einem Puncte gelandet, wo sie zwei Hütten fanden, die mit Gras

bedeckt und ohne Zweifel die Behausungen früherer Abenteurer waren. Das Boot, das sie ausgesetzt hatte, kehrte zu dem Schooner zurück; aber kaum hatte dieser dasselbe an Bord genommen, so erhob sich ein günstiger Wind, der das Schiff forttrieb; und es wurde von demselben auf der Insel Nichts mehr gehört noch gesehen. Die beiden Unglücklichen waren sich daher selbst überlassen, und als sie am Morgen ihre Hülfsquellen untersuchten, fand sich, daß das Salz, welches sie zur Bereitung der Seehundsfelle erhalten hatten, größten Theils von der Brandung hinweggespühlt worden war, und daß keiner von ihnen auch nur ein Messer besaß. Ihre einzige Kleidung war die, die sie auf dem Leibe trugen. Ihren Mundvorrath hielten sie sozu Rathe, daß sie damit fünf Monate lang auskamen. nach dieser Zeit blieb es aber völlig ihrem eigenen Scharfsinn überlassen, ihre Subsistenz zu fristen.

Um sich wenigstens einige Rechenschaft über die Zeit geben zu können, die sie auf der Insel verweilt hatten, machten sie jeden Morgen einen Kerb an einen Stab; sie hatten inzwischen einen Irrthum von zwei Tagen begangen, indem ihre Berechnung sie bloß bis zum 2 November gebracht hatte, während es der 4te war, als die Palmyra sie erlöste.

Sie fanden auf den Klippen zu verschiedenen Zeiten einmal eine Nadel, dann ein altes Messer und endlich einen Brettnagel, woraus sie mit Hülfe eines Stückes Tau eine Angel machten, die ihnen zum Fischfang diente. Nur entging ihnen ihre Beute häufig, weil kein Widerhacken an der Spitze war. Die einzige Art von Fischen, die sie fingen, war die, welche die Matrosen den Trompeter nennen. Häufig waren sie in großer Noth aus Mangel an frischem Wasser. Da die felsige Oberfläche des Bodens nicht tiefer als höchstens zwei Fuß mit Erde bedeckt ist, so war von Brunnengraben, selbst wenn sie die Mittel dazu gehabt hätten, nicht die Rede. Sie mußten daher die Stellen suchen, wo das Regenwasser stehen geblieben war, und oft mußten sie mehrere Meilen weit gehen, um ihren Durst zu löschen. Es gab auf der Insel eine Menge wilder Schweine, sie konnten deren aber nicht Mehr als fünf fangen; diese rannten sie nieder und erschlugen sie mit einem Stock, der nur drei Zoll im Durchmesser hatte. „Ihr habt schnell laufen müssen um euer Mittagessen," sagte der Kapitän zu ihnen. „Freilich liefen wir schnell um ein Mittagessen; aber die Schweine liefen noch schneller, denn sie liefen um ihr Leben." Das Fleisch der gefangenen Schweine war sehr trocken, und ohne das geringste Fett. Ein einziges Mal fingen sie einige Junge, die ihnen ein herrliches Mahl darboten.

Sie versuchten, sich Bogen und Pfeile zu machen; aber die Zweige und Sprößlinge des niedern Gebüsches, das sich auf der Insel fand, waren zu schwach, um zu diesem Zwecke dienen zu können. Sie lebten nur von der Hand in den Mund, als ihnen das Salz ausging, das sie in den Stand gesetzt hätte, einen Vorrath von Fischen zu sammeln; und mehrere Monate sahen sie sich genöthigt, die Speisen, die ihnen in die Hände fielen, ohne alles Salz zu genießen. Mehr als einmal traf es sich, daß drei Tage vorübergingen, ohne daß sie auch nur einen Bissen zu essen fanden.

Sie hatten ein Feuerzeug, als sie landeten; aber ihr Zunder war bald verbraucht, und auf der Insel fand sich Nichts, was seine Stelle hätte vertreten können. Das Feuer in ihrer Hütte zu unterhalten, war daher während der letzten Zeit ihres Aufenthaltes auf der Insel ihre wichtigste Aufgabe; denn wenn es ausgegangen wäre, so war keine Möglichkeit, ein neues anzuzünden. Die Erhaltung des Feuers scheint auch die einzige, wenigstens die hauptsächlichste Veranlassung zu Streitigkeiten unter ihnen gewesen zu seyn. Der Jüngere war ein großer Schläfer, so daß die unumgängliche Pflicht des Wachens meist Prudfort zur Last fiel; und wenn sie sich mit einander eine Strecke von der Hütte entfernten, so versäumten sie nie, das Feuer mit Torf und Moos zu bedecken; ja zuweilen nahmen sie wohl, zu größerer Sicherheit, ein brennendes Stück Torf mit sich.

Eines Tages erstiegen sie einen der höchsten Berge der Insel, auf welchem sie den Crater eines Vulcans von mehr als hundert Ellen im Durchmesser und unergründlicher Tiefe entdeckten

Als sie die Palmyra zuerst ansichtig wurden, war Paine sogleich ihrer Rettung so gewiß, daß er eine Wette darauf eingehen wollte; Prudfort, mißtrauischer als sein jüngerer Camerad, lachte ihn aus; als das Schiff sich indessen der Insel näherte, rannten beide von der Höhe, auf der sie standen, herab, und machten ein Feuer, so groß, als es irgend in ihren Kräften war, um zum Zeichen zu dienen, daß sich menschliche Wesen auf dieser Stelle befänden. In der Nähe der Insel zog das Schiff seine Flagge auf, und jetzt war ihr Glück vollkommen; denn nun wußten sie, daß ihre Leiden zu Ende waren.

Calcutta Government Gazette.

Die alte Stadt Anurajapura in Ceylan.

Anurajapura (Anuradschapura), einst die Hauptstadt der Könige von Ceylan, ist in der Provinz Neur Kalaver, ungefähr neunzig engl. Meilen nordwärts von Kandy gelegen. Nach dem singalesischen Radschavalli, oder Verzeichniß der Fürsten von Ceylan von dem Anfang ihrer Dynastie an, wovon Valentyn in seiner Geschichte von Ceylan eine holländische Uebersetzung gegeben hat, war die Stadt Anurajapura zuerst von Vijeuya Bahu und seinen unmittelbaren Nachfolgern gegründet und von Pundu Kabaja, der den Thron um das J. 246 n. Chr. G. bestieg, mit großer Pracht wieder hergestellt worden. Bei dem Tode des Königs Scratessanam Radscha, um das Jahr 389, belagerten die Malabaren, die damals großen Einfluß auf der Insel besaßen, Anurajapura, wurden indessen von Dutugenunu Maharadscha, dem Sohn und Nachfolger des eben genannten Fürsten, gezwungen, die Belagerung mit vielem Verluste aufzuheben. Später verlegten die Könige von Ceylan indessen ihre Residenz nach der Stadt Cotta, im südlichen Theile der Insel, und die alte Hauptstadt wurde daher vernachläßigt und sank allmälig bis zu ihrem gegenwärtigen Verfall herab. Jetzt ist die Stätte, welche sie einnahm, fast ganz mit Gebüsch und Wald bedeckt, die das ungestörte Besitzthum der wilden Thiere sind. In der Nähe ist ein kleiner Tempel, dem Buddha geweiht, und zu diesem gehört ein Pansalle oder Kloster, worin eine Anzahl Ganana ssis (Mönche) wohnen, welche die Opfer sammeln, die dem daneben stehenden Srimanabad (ficus religiosa) dargebracht werden. Unfern des Tempels sieht man eine unermeßliche Menge steinerner Pfeiler, die nach allen Richtungen zerstreut umherstehen, und mehrere ungeheure Pyramiden, welche zum Gedächtniß der Könige errichtet worden seyn sollen, die hier einst ihren Sitz hatten und deren Geister nach der Meinung

der Singalesen Heilige geworden sind, weil sie bei ihrem Leben religiöse Gebäude zu Ehren Buddhas bauten. Der Srimanabod, der hier steht, wird für den heiligsten aller Bäume in ganz Ceylan gehalten, und Buddhistische Pilger von nahe und fern versammeln sich jährlich hier, um ihre Feste unter diesem Baume zu feiern, der — wie sie sagen — Buddha kühlenden Schatten und sanfte Ruhe darbot, wenn er Zeit hatte, sich von den frommen Arbeiten seiner Sendung zu erholen. Die Singalesen behaupten, daß dieser Baum von königlichen Wanderern aus dem Lande Madanpudipe auf der südlichen Küste von Indien eingeführt sey; nach einer andern Sage (in dem Bericht über den Ursprung des Volkes von Mahabadu, s. Report of the Columbo Bible-Society von 1816) soll er indessen von Dhurma Soku, einem König von Putaliputra (Palibothra) in Dumbiwa nach Ceylan gesandt worden seyn.

Madras Gazette.

Nachrichten aus Neuseeland.

Die neuesten Blätter aus Australien (Sydney Gazette, May 26 1828) enthalten folgende Mittheilungen von der Wesleyanischen Mission in Neu-Seeland:

„Honghi, der Held von Neuseeland (der vor einigen Jahren in England war und die Ehre hatte, dem König vorgestellt zu werden), ist nicht mehr. Patuone, ein Eingeborner von Hokianga (dem Sitze der Mission) besuchte ihn während seiner Krankheit im März 1828 mit mehreren anderen Freunden zu Wangaroa; sie waren sehr betrübt, Honghi in einem so traurigen Zustande zu finden und erhoben ihre Stimmen und weinten, wodurch der kranke Krieger so gerührt wurde, daß er einige Zeit nicht sprechen konnte. Sie sagten ihm, daß sie fürchteten, er werde sterben, was er indessen nicht zugeben wollte, indem er erwiederte, daß er sich in seinem Leben niemals besser befunden habe. Am folgenden Tage wollten seine Freunde zurückreisen, da sie aber sahen, daß sein Zustand sich verschlimmert hatte, blieben sie bei ihm zurück: Honghi konnte sich jetzt selbst nicht länger verbergen, daß sein Ende herannahte, und er vermachte jetzt seinen Söhnen seine Waffen, worunter der Panzer war, den er vom König von England zum Geschenk erhalten hatte. Er sagte seinen Freunden: Er denke nicht, daß sie nach seinem Tode angegriffen werden würden; wäre dieß aber der Fall, so sollten sie nie ihren Feinden weichen, wie zahlreich sie auch wären; denn nur auf diese Weise könnten sie ein Hutu (Genugthuung) für seinen Tod erhalten. Am Morgen des dritten Tages rief er wiederholt aus! kia toa! kia toa! (Seyd muthig! seyd muthig!) und ähnliche Ermahnungen schwebten ihm auf den Lippen, bis er starb.

An demselben Tage, an welchem Honghi zu Wangaroa starb, wurde Tiki, ein Sohn des verstorbenen Pomane, in Waima (einem District von Hokianga) von einem Häuptling des Stammes Mahurihuri erschlagen. Es waren Tiki einige Schweine von Leuten aus Waima gestohlen worden und er suchte Hutu (Genugthuung) dafür, worüber er getödtet ward.

Die Fehde, die hierauf zwischen den verschiedenen Stämmen erfolgte, wurde von den Missionären beigelegt, obwohl die größte Erbitterung auf beiden Seiten herrschte. Wenn es zum Kampf gekommen wäre, würde derselbe vielleicht, da die beiderseitigen Streitkräfte ziemlich gleich und die Meisten mit Flinten bewaffnet waren, der blutigste geworden seyn, der jemals auf der Insel Statt gefunden hätte.

Auch in einem andern Fall zeigte sich — damit wir uns der vielleicht nicht allzuchristlichen Worte der Missionäre bedienen — die göttliche Vergeltung. Oro, ein Mann, der vor einiger Zeit die Plünderung der Mission zu Wangaroa veranlaßt hatte, wurde erschlagen und seine Freunde zerschnitten den Leichnam, den man einige Tage darauf fand, nach neuseeländischer Sitte in Stücke und trugen ihn in Körben nach seinem Geburtsorte, um ihn dort zu begraben. Einen oder zwei Tage zuvor sagte ein Neuseeländer, als er einen Hund mit vollem Bauch nach Hause kommen sah, zu einem Engländer: „Siehst Du diesen Hund? Er ist eben voll nach Hause gekommen, nachdem er sich an dem Leichname Oro's, des Burschen, der die Missionäre zu Wangaroa beraubte, satt gefressen hat."

Periodische Literatur in Spanien.

Außer den beiden Zeitungen von Cadix und Madrid, den einzigen, die in Spanien erscheinen, ist die periodische Literatur von Spanien größtentheils auf eine geringe Anzahl rein wissenschaftlicher Blätter beschränkt. Unter diesen verdienen die Decadas de Medicina y de Cirurgia practicas, ein medicinisches Journal, das dreimal wöchentlich zu Madrid erscheint, ehrenvoller Erwähnung. Der Herausgeber, Dr. Hurtado, ist einer der eifrigsten Anhänger des neuen Broussaisschen Systems. Ein anderes medicinisches Journal, das zu Barcelona angefangen wurde, mußte aus Mangel an Unterstützung wieder aufgegeben werden. El diario de Avisos ist ein bloßes Intelligenzblatt, und die einzige Merkwürdigkeit, die es etwa enthält, ist die regelmäßige Anzeige der Messen, die zum Heil armer Seelen im Fegefeuer gehalten werden. Eine neue periodische Zeitschrift, die dreimal wöchentlich herauskommt, Diario literario politico y mercantil beschäftigt sich hauptsächlich mit den schönen Wissenschaften und der Naturkunde; ungeachtet des Talentes der Herausgeber ist dieser in Spanien fremden Erscheinung indessen schwerlich langes Leben zu versprechen. El Mercurio de Espanna, eine Monatschrift nach dem Muster des Mercure de France, geht ununterbrochen fort, und da die Mittheilungen, welche sie bringt, sich meist auf fremde Länder und Welttheile beziehen, so steht ihrer friedlichen Fortdauer kein Hinderniß entgegen, außer etwa der Mangel an Abonnenten. Die zahlreichste Subscribentenliste hat die Biblioteca de Religion, eine Monatschrift, die ausschließlich von Geistlichen herausgegeben und daher von allen Klöstern in ganz Spanien gelesen wird. Der neunte Band enthält einen index librorum prohibitorum, welcher bei der großen Leselust, die seit den Tagen der Constitution unter den höhern Ständen Spaniens herrscht, wahrscheinlich eine Wirkung hervorbringen wird, die der von den frommen Vätern beabsichtigten gerade entgegengesetzt seyn möchte. — Alle hier angeführten Zeitschriften, außer der Cadixer Zeitung, kommen zu Madrid heraus; interessanter indessen als alle, und in der That in diesem Augenblick die einzige Quelle, aus welcher man einige Kenntniß des gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Lebens in Spanien schöpfen kann, ist die im October d. v. J. begonnene Gaceta de Bayona, die, obwohl ihre politischen Artikel sich ängstlich an die Gaceta de Madrid anschließen, den freien Boden, auf welchem sie erscheint, doch nicht ganz verleugnen kann.

Foreign Review, N. V.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 97. 7 April 1829.

Das Tagebuch eines englischen Lord auf dem Wiener Congreß.

Johnson sagt irgendwo, wer die chinesische Mauer gesehen, dessen Enkel habe einige Ursache darauf stolz zu seyn. Dieß ist ohne Zweifel eine eben so orientalische Hyperbel als der Gegenstand selbst, auf welchen sie sich bezieht; es liegt aber eine Bemerkung darin, die auf das Zusammentreffen mit großen Männern und bedeutenden Ereignissen angewendet wahr ist. Ich meines Theils gestehe aufrichtig, daß ich stolz darauf bin, auf dem Wiener Congreß gewesen zu seyn; denn wenn ich auch nicht die Ehre hatte, die nähere Bekanntschaft aller der erlauchten Individuen zu machen, die dieser merkwürdigen Versammlung beiwohnten, so kann es doch für mich nicht gleichgültig seyn, daß ich sie wenigstens gesehen habe, sofern es die Erinnerung an ihre Persönlichkeit ist, die mir ein bleibendes Bild von ihrem Charakter giebt.

Den Tag nach meiner Ankunft, machte ich dem Prinzen de Ligne meine Aufwartung, der als ein entfernter Verwandter von mir (mein Großvater, der Marquis von C * *, hatte eine Prinzessin de Ligne geheirathet) sich schon bei einem frühern Besuch in Wien im J. 1807 sehr gütig gegen mich bezeugt hatte und mein Führer und Wegweiser geworden war, so oft die Verhältnisse mich in seine Nähe brachten. Ich erkenne es als einen sehr glücklichen Umstand für mich, daß nur der Geist eines so großen Weltmannes bei der Beobachtung des interessanten Drama's, das um uns vorging, zur Seite stand und war deßwegen auch über die freundliche Aufnahme, die ich bei ihm fand, sehr erfreut. „Sie kommen gerade recht," sagte er, „um ganz Europa beisammen zu finden. Wenn Sie ein Freund von Festen und Bällen sind, so können Sie hier Ihre Lust büßen, das verspreche ich Ihnen zum Voraus; denn man könnte den Congreß eher einen tanzenden, als sitzenden nennen. Ein ganzes Publikum von Königen ist hier beisammen (there is absolutly a royal mob here); Jeder schreit: Friede! Gerechtigkeit! Gleichgewicht! Entschädigung! Wie man dieß Chaos entwirren und was man dem Strom der Ansprüche entgegendämmen wird, das weiß der Himmel. Was mich betrifft, so halte ich es mit den ruhigen Zuschauern. Die Entschädigung, auf die ich etwa Ansprüche zu machen hätte, wäre ein neuer Hut für meinen alten, den ich durch das Abziehen vor lauter Souveränen, denen ich an jeder Straßenecke begegne, zu Grund gerichtet habe. Doch zum Trotz unsers Robinson Crusoe *) soll ein allgemeiner Friede abgeschlossen werden, denn es gilt jetzt der Wahlspruch: Cedant arma togae."

Während einiger Fragen über Paris, meine Reise und meine Plane, die er an mich richtete, trat ein Diener ein, der meldete, daß sein Wagen vorgefahren sey. „Morgen speisen Sie bei mir, und auf den Abend gehen wir dann mit einander auf die Redoute, wo die Weisheit die Maske der Thorheit trägt. Ich werde Ihnen alle Curiositäten des großen Bildersaals zeigen. Sie werden viele Leute sehen, die Sie anderswo kennen gelernt haben, und sich überzeugen, daß, wenn Oesterreich besiegt wurde, dieß nicht in der Gastfreundschaft geschah."

Da der Prinz nach alter Sitte früh speiste, so begab ich mich um vier Uhr nach seiner Residenz auf dem Wall. Man setzte sich bald zur Tafel, woran die ganze Familie des Prinzen Theil nahm. Die Bewirthung erforderte gleich den Soupers der Madame Scaron **) die Würze der interessanten Unterhaltung. Seine Hoheit selbst erwies den leichten Schüsseln, die aufgetragen wurden, alle Ehre, und dabei besaß er die Kunst die Aufmerksamkeit seiner Gäste zu beschäftigen in so hohem Grade, daß sie erst, als man von der Tafel aufstand, die ganze Geistigkeit seiner Bewirthung zu schätzen wußten.

Im Gesellschaftszimmer trafen wir eine Menge Gäste. Es waren fast alle ausgezeichneten Personen aus den verschiedenen Theilen Europas, die sich damals in Wien befanden und sich bei diesem lebenden Denkmal der alten Zeit einführen ließen, bloß um sagen zu können: „Ich habe den Prinzen de Ligne gesehen." Sie horchten mit lebhaftem Interesse auf seine Anekdoten und Bonmots, mit denen sie nachher ohne Zweifel in anderen Salons glänzten. Von derlei Volk pflegte der Prinz zu

*) Napoleon auf Elba.

**) Madame de Maintenon gab als Frau des Dichters Scaron wöchentlich zweimal Souper, bei welchem sich alle schönen Geister der damaligen Zeit einfanden. Scarons Umstände erlaubten aber nicht immer eine sehr glänzende Bewirthung; daher, wenn das Mahl manchmal etwas gar zu sparsam ausfiel, ihr der Bediente in's Ohr zu raunen pflegte: Noch eine Geschichte, Madame, es fehlt noch der Braten. (Encore une histoire, Madame, le rôti nous manque.)

sagen: Nichts ist ein größerer Beweis von ihrer Geistesmittelmäßigkeit, als wenn sie unter den Fensterbögen zusammenflüstern, und mit Zeitungsneuigkeiten als Privatnachrichten heimlich thun. Wie unglücklich ist es, mit diesen Leuten in Berührung zu kommen, deren Unterhaltung einem Gemälde gleicht, das keine Breite hat.

Der Prinz war einer dieser albernen Gruppen entwischt und trat auf seinen Enkel, den Grafen von Clay, zu, mit dem ich in diesem Augenblick sprach. „Ich erinnere mich," sagte er, „daß ich einmal an Jean Jacques Rousseau einen Brief schrieb, der so anfängt: da ich weiß, daß Sie weder die Zudringlichen noch die Zudringlichkeit lieben rc. *) Diese Apostrophe möchte man an einige Personen hier richten; aber freilich die sind zu dumm, als daß sie den Wink verstünden. Was sagt Ihr dazu, wenn wir uns zu einer unserm Geschmack mehr entsprechenden Gesellschaft flüchteten? Folgt mir und ich will Euch zeigen, wie man à la Française Abschied nimmt." Mit diesen Worten trippelte der außerordentliche Mann, damals ein achtzigjähriger Greis, leicht wie ein Page aus dem Zimmer. Als wir in dem Wagen saßen, lachte er herzlich über den Streich, den er dem faden Volk gespielt hätte; besonders würden sich einige jener Beaux Parleurs ärgern, wenn sie sich umsähen und ihn nicht mehrunter ihren Zuhörern fänden.

Um 9 Uhr fuhren wir in die kaiserliche Burg, wo die Maskenbälle gehalten wurden. Rings um den großen glänzend beleuchteten Saal lief eine Gallerie, die man paßirte, wenn man nach den Speisezimmern ging. Ein eleganter Kreis von Damen, theils in Dominos, theils in Masken, saßen umher, während Musikbanden, die in gewissen Entfernungen aufgestellt waren, abwechselnd Walzer und Polonoisen spielten. In den anstoßenden Gemächern wurde Menuet getanzt — dieß geschah mit aller deutschen Gravität und bildete nicht den am Wenigsten komischen Theil der Scene.

Wien, wie der Prinz richtig bemerkt hatte, stellte gegenwärtig Europa im Auszug dar, und die Redoute wiederum Wien im Auszug. Etwas in seiner Art Eigenthümlicheres, Zauberhaftigeres kann man sich nicht vorstellen, als diese halb maskirte, halb unmaskirte Menge, in deren Mitte man die Herren der Welt bemerkte, die sich anspruchlos unter das Gedränge mischten.

„Sehen Sie," sagte der Prinz, „die schöne martialische Figur, die dort mit Eugen Beauharnais geht; es ist der Kaiser Alexander. Dort der große Mann von würdevollem Aussehen, dem sich der schöne Neapolitaner muthwillig an den Arm gehängt hat, ist keine geringere Person als der König von Preußen: die lebhafte Maske, welche die Gravität Sr. Majestät einiger Maßen auf die Probe zu stellen scheint, ist vielleicht eine Kaiserin, vielleicht ein Näthermädchen. In dem venetianischen Mantel, unter welchem die liebenswürdige Humanität des gekrönten Amphytrion sich nur schlecht verbirgt, sehen Sie unsern Kaiser, den Repräsentanten des väterlichsten Despotismus, der existirt. Hier ist Maximilian, König von Bayern, in dessen offenem Benehmen man den Ausdruck der trefflichsten Gesinnung erkennt. Auf dem Thron hat er den ehmaligen Obrist in französischem Dienst nicht vergessen, und er hegt dieselbe väterliche Liebe für seine Unterthanen, wie einst für sein Regiment. Neben ihm sehen Sie einen kleinen blassen Mann mit einer Adlersnase und schönem Haar: es ist der König von Dänemark, dessen munterer Sinn und glücklicher Witz die königlichen Gesellschaften belebt. Man nennt ihn den Bruder Lustig von dem souveränen Korps. Nach seinen einfachen Manieren und der allgemeinen Zufriedenheit zu schließen, die in seinem kleinen Königreich herrscht, würde man nicht glauben, daß er der absoluteste Monarch in Europa war. Und doch dürfen Sie daran nicht zweifeln: in Dänemark reitet ein Stallmeister mit geladenem Gewehr vor dem königlichen Wagen her, und wenn es dem König beliebte, so könnte er, während er so daher fährt, jenem befehlen auf einen seiner Unterthanen zu schießen, unbeschadet der Gesetze des Landes. Die colossale Figur, dessen Masse selbst unter den weiten Falten seines Domino noch groß genug erscheint, ist der König von Würtemberg; ihm zur Seite steht sein Sohn der Kronprinz, den seine Neigung zu der Großfürstin von Oldenburg am Congreß festhält, wo ihm Mehr an der Dame seines Herzens als an der Politik liegt. Diese zwei jungen Männer, die so eben vorübergingen, sind der Kronprinz von Bayern und sein Bruder, der Prinz Karl, ein wahrer Antinouskopf. Der ganze Haufen, so verschieden nach Tracht und Aussehen — der sich nach allen Seiten plaudernd durch den Saal bewegt, besteht aus regierenden Fürsten, Erzherzogen und Würdeträgern verschie-

*) Ich bin die Person, mein Herr, welche Sie am vorigen Tag besucht hat. Ich will meinen Besuch nicht wiederholen, weil ich weiß, daß Sie weder die Zudringlichkeit noch die Zudringlichen lieben. Haben Sie die Güte den Vorschlag zu überlegen, den ich Ihnen gemacht habe. Das Volk in meinem Land kann nicht lesen, darum werden Sie weder bewundert noch verfolgt werden. Meine Bibliothek und mein Gut stelle ich zu Ihrer Verfügung. Ob und wie oft Sie mich sehen wollen, oder nicht, das steht ganz bei Ihnen. Sie erhalten zu Ihrem Gebrauch ein kleines Landhaus, eine Viertelstunde von dem meinigen, wo Sie pflanzen und säen oder thun können was Sie wollen. Jean Baptiste und sein Talent starb in Flandern; aber er schrieb nur Verse; möchte Jean Jacques und sein Geist hier leben. Unter meinem Dach, oder sagen Sie lieber unter dem Ihrigen — fahren Sie fort — vitam suspendere vero. Zögen Sie etwa noch eine freiere Lage vor, so kann ich ein kleines gänzlich unabhängiges Grundstück anbieten, wo einige der schönsten Schafe in der Welt waiden. In der andern Behausung, von der ich Ihnen sagte, ist eine Colonie von Bienen; lieben Sie diese, so lasse ich sie dort, wo nicht, so sollen sie entfernt werden. Auf jeden Fall dürfen Sie sich von dieser Bienen-Republick eine bessere Behandlung versprechen als von Ihrer Genfer Republik, die Ihnen den Glanz, den Sie auf dieselbe zurückstrahlen, schlecht lohnt. Wie Sie bin ich kein Freund der Thronen oder der willkürlichen Gewalt. Sie wollen Niemand beherrschen und Niemand soll Sie beherrschen. Wenn Sie mein Anerbieten annehmen, so komme ich selbst, hole Sie ab und führe Sie in den Tempel der Tugend, welches der Name Ihres Asyls seyn wird, wenn wir es auch des bescheidenen Philosophen wegen nicht so nennen werde.

Sollte jedoch mein ganzer Vorschlag Ihren Wünschen nicht entsprechen, so betrachten Sie ihn als nicht gemacht. Ich werde Sie dann nicht sehen, aber nichts desto weniger fortfahren Sie zu lesen und zu bewundern, wenn ich es Ihnen auch nicht selbst sagen kann.

dener Länder; mit Ausnahme weniger Engländer, die sich durch den Reichthum ihrer Kleidung auszeichnen, sehe ich keine Individuen, die nicht einen Titel an ihren Namen angehängt hätten. Doch mich däucht, ich habe Sie hinlänglich mit dem Terrain bekannt gemacht und Sie mögen nun gehen und selbst Ihren Weg suchen. Erinnern Sie sich aber, daß ich in schwierigen Fällen immer bereit bin, Ihr Pilote zu seyn!"

Der Prinz überließ mich jetzt mir selbst. Ich schlenderte nicht lange umher, als ich auf eine Menge alter Bekanntschaften stieß, die sich aus den verschiedensten Theilen der Welt von Neapel bis Petersburg, von Stockholm bis Constantinopel herdatirten. Es war mir, als ob ich das erste Mal auf einem Maskenball wäre: ich glaubte mich in einen Feenpalast versetzt, wo das allgemeine Incognito mit den Intriguen, auf die es berechnet war, die rückhaltslose Lust, die herrliche Musik, der ganze Zauber der bunten Erscheinungen sich meiner Sinne und meiner Einbildungskraft wunderbar bemächtigte. Ich befand mich bald unter einer Gruppe von Freunden, wir beschlossen künftig zusammen zu speisen, um unsere Partien jeden Tag unsers Aufenthalts in Wien gemeinschaftlich verabreden zu können. Wie kommen Sie hieher? Wo sind Sie gewesen? Was haben Sie getrieben, seit der Zeit, da wir uns nicht sahen? Mit diesen und ähnlichen Fragen bestürmte man sich gegenseitig. Einer, der noch Lieutenant war, als ich ihn das letzte Mal sah, war jetzt General; ein Anderer, den ich als Attaché einer Gesandtschaft verließ, war jetzt selbst Gesandter. Die Meisten trugen Decorationen, die sie ihrem Muth und ihren Talenten verdankten, und unter der Aufwallung der Lust und des Champagners begannen Einige ihre Abentheuer zu erzählen. Da war Keiner, der aus der Glücksurne nicht seinen Preis gezogen hatte. Wie die Natur den Frühling mit Blumen bestreut, so schien das Glück am Liebsten seine Gaben der Jugend zu spenden: denn der älteste meiner Freunde zählte keine dreißig Jahre. Am Meisten intereßirte mich Zibini, und ich lud ihn auf ein Frühstück ein. Als ich gerade mit dem Ankleiden fertig war, trat er in den Hof, in der prächtigen Husarenuniform der kaiserlichen Garde, welche mit ihren lebhaften Farben und ihrer Verschwendung von Gold seiner kleinen netten Figur ungemein gut stand. Auf unserer Rückkehr von einer Reise nach der Krim, trennten wir uns in Tulczin, er um die Gräfin Potocka nach St. Petersburg zu begleiten, ich um den Herzog von Richelieu in Odessa zu besuchen. Seit jener Zeit, bis wir uns in Wien wieder begegneten, waren kaum achtzehn Monate verflossen. Damals war er noch nicht in die Armee eingetreten; als Oberstlieutenant und Adjutanten des General Ozarowski und geschmückt mit mehreren Orden fand ich ihn jetzt. „Ja," sagte Zibini, als ich ihm meine Verwunderung und zugleich mein Vergnügen über die mit ihm vorgegangene Veränderung zu erkennen gab; „ich bin noch nicht drei und zwanzig Jahr alt; aber wenn das Glück sich entschließt, uns in den Hafen zu bringen, so füllt es mit beständigem Wind die Segel und bekümmert sich nicht um das Alter oder selbst um das Verdienst seines Günstlings. Bei meiner Ankunft in St. Petersburg sah ich, daß das Herumschlendern in den vornehmen Cirkeln weder zu Ehre noch zu Glück führt. In der Armee dagegen boten sich schöne Aussichten dar, und ich trat als Freiwilliger ein. Meine Verwandtschaft mit dem Generaladjutanten Ozarowski verhalf mir bei Eröffnung des Feldzugs zu einer Fähndrichsstelle. Alles Andere that der Zufall." „Nicht doch so ganz der Zufall, Zibini," sagte ich, „wenn ich nach diesem Georgskreuz auf Ihrer Brust urtheilen darf, das, wie ich weiß, eine Belohnung ist, die in Rußland nur dem ausgezeichnetsten Verdienst ertheilt wird. „Ob ich gleich," entgegnete er, „es aus den Händen des Kaisers auf dem Schlachtfeld selbst empfangen habe, so ist es nichts desto weniger ein überzeugender Beweis von der Macht jener unvorhergesehenen Zufälle, auf die ich vorhin anspielte. Sie sollen hören, was es damit für eine Bewandtniß hat. Mein General sagte eines Morgens zu mir, nehmen Sie fünfzig Cosaken, Zibini, und durchstöbern Sie die Umgegend; der Feind zieht sich zurück und Sie können einige Nachzügler aufheben. Ich bestieg mein Pferd und ritt mit meinen Leuten die Straße hin. Wir waren aber noch keine Stunde vom Lager entfernt, als einer der Kosaken sich mir näherte und mich auf etwas Schwarzes aufmerksam machte, das aus dem Schilf hervorblickte. Ich hieß ihn hingehen und nachsehen. Er galoppirte auf den Sumpf los, bahnte sich einen Weg durch das Schilf und nach einigen Minuten hörte ich ihn rufen. „Kapitän! Kapitän! Hier ist Artillerie, welche der Feind im Stich gelassen hat." Wir eilten nach der Stelle, wo wir 16 Stück Geschütz im Schlamm vergraben entdeckten. Ich ließ meine Truppe absitzen, die Pferde vorspannen und so langte ich nach ein paar Stunden mit einem ganzen Artilleriepark im Lager an.

Der Kaiser befand sich in der Nähe und der General gab mir den Auftrag, ihm selbst den Bericht zu überbringen, in welchem er mir das Verdienst einer Sache beilegte, die einzig und allein ein Werk des Zufalls gewesen war. Alexander las den Bericht, stieg von seinem Pferd ab und reichte mir die Hand mit den Worten: Kapitän Zibini, ich ernenne Sie zum Major; zugleich knüpfte er sein Georgskreuz los und hängte mir es ins Knopfloch. Mein nachheriges Glück war die Folge dieses Ereignisses. Ich erhielt andere Decorationen und als ob das Glück mich mit seinen Geschenken überschütten wollte, ließ es mich fünfhunderttausend Rubel im Spiel gewinnen.

„Es ist zwölf Uhr," sagte endlich Zibini, indem er vom Tisch sich erhob; „im Vergnügen der Unterhaltung mit einem alten Freund hätte ich fast vergessen, daß heute das Ordenscapitel des heiligen Georgs ist, nach welchem der Kaiser den Rittern ein Gastmahl giebt. Da ich der Letzte bin, der diese Decoration erhalten hat, so liegen mir bei dieser Gelegenheit einige Pflichten ob, denen ich mich aus keiner Rücksicht irgend einer Art entziehen kann." Er nahm schnell Abschied; vor der Treppe wartete sein Pferd, er schwang sich auf und sprengte davon. Sein stattlicher Federbusch schwebte in der Luft wie der Schweif eines Kometen.

Dramatische Versuche des Mittelalters.

In Frankreich wird auf eine dramatische Tetralogie in lateinischen Reimen aufmerksam gemacht, welche sich in einem Manuscript

der ehemaligen Abtei Saint Benoit sur Loire aus dem dreizehnten Jahrhundert vorfindet. Die Komposition selbst, welche den heiligen Nikolas zur Hauptperson hat, soll nach Versicherung Raynouard's *) anerkannter Maßen noch bedeutend älter seyn, als die Handschrift, und wird von diesem in das eilfte, wenn nicht gar zehnte Jahrhundert gesetzt. Derselbe giebt uns folgenden Inhalt des einen der vier Stücke:

Drei reisende Geistliche suchen ein Nachtlager:

Primus Clericus:

. . . .
Dum sol adhuc extendit radium,
Perquiramus nobis hospitium.

Sie treffen einen alten Mann und reden diesen an:

Hospes care, quaerendo studia
Huc relicta venimus patria;
Nobis ergo praestes hospitium,
Dum durabit hoc noctis spatium.

Der Mann weigert sich, sie aufzunehmen; da wenden sich die Geistlichen an seine alte Frau und stellen ihr vor, daß Gott diesen Liebesdienst vielleicht auf irgend eine andere Art belohnen werde:

Forsan propter hoc beneficium
Vobis Deus donabit puerum.

Diese Vorstellung, bei welcher dem Dichter die Verheißung eines Sohnes an Sara, die Gattin Abrahams, vorgeschwebt haben mochte, wirkt; man nimmt die Reisenden auf. Während sie aber im tiefsten Schlaf liegen, schlägt der Alte, verführt durch den Anblick der strotzenden Geldtaschen, seiner Frau vor, die Gäste zu ermorden, und diese willigt ein:

Senex.

Non vides, quanta marsupia?
Est in illis argenti copia.

Vetula.

Evagines ergo jam gladium,
Namque potes morte jacentium
Esse dives, quam diu vixeris;
Atque sciet nemo, quod feceris.

Die Geistlichen werden getödtet, aber außerhalb der Scene.

Gleich darauf kommt der heilige Nikolas, dem Anschein nach ein gewöhnlicher Reisender, und bittet ebenfalls um ein Nachtlager:

Nicolaus.

Hujus ergo per noctis spatium
Mihi praestes, precor, hospitium.

Es wird ihm zugestanden; als die Rede auf das Essen kommt, weist er Alles, was man ihm anbietet, ab, und verlangt frisches Fleisch. Der Alte versichert, daß er kein frisches im Hause habe.

Senex.

Dabo tibi carnem, quam habeo;
Namque carne recente careo.

Da zeigt sich der Heilige plötzlich als Bote der göttlichen Nemesis:

Nicolaus.

Nunc dixisti plane mendacium,
Carnem habes recentem nimium,
Et hanc habes magna nequitia,
Quam mactare fecit pecunia.

Man muß gestehen, daß diese Herbeiführung der Katastrophe, so sehr sie an die Kindheit und Kindlichkeit der Kunst erinnert, dennoch keineswegs ohne dramatischen Geist ist. Auch der dichterische Zug, daß der Mörder sich Anfangs weigert, die Geistlichen in seinem Hause aufzunehmen, verdient Berücksichtigung.

Das schuldige Paar fällt dem Heiligen zu Füßen und gesteht die Missethat. Nikolas läßt die Körper der drei Ermordeten vor sich bringen:

Hi resurgent per Dei gratiam,
Et vos flendo quaeratis veniam.

Orationes Nicolai.

Pie Deus, cujus sunt omnia,
Coelum, tellus, aer et maria,
Ut resurgant isti, praecipias,
Et hos ad te clamantes audias!

Die Geistlichen leben wieder auf, *) und das Stück schließt mit den Worten:

Et post omnia chorus dicat: Te Deum laudamus!

So giebt sich die der Frau verheißene Belohnung des Himmels auf eine überraschende Weise. Freilich ist dieser innere Organismus des Ganzen vielleicht mehr Verdienst der vorgelegenen Legende, als des Dichters selbst.

Raynouard nennt den Alten wiederholt einen Wirth (aubergiste). Diese Ansicht, die wenn sie sich rechtfertigen ließe, der Rundung der Fabel einigermaßen Abbruch thäte, scheint jedoch den von ihm gegebenen Textworten geradezu entgegen. Die Person des Alten wird schlechtweg Senex betitelt, und die Geistlichen sowohl, als der h. Nikolas bringen ihr Gesuch um Beherbergung keineswegs als eine jenem Mann vermöge seines Standes zukommende Obliegenheit, sondern in Form einer Bitte vor, welche abzuschlagen oder zu gewähren bloß von der Humanität des Gebetenen abhängt.

Ueber die Persönlichkeit des Dichters selbst erfahren wir in keiner Beziehung etwas Näheres.

Bevölkerung von Bombay.

Die Zahl der Häuser zu Bombay beträgt dem neuesten Census zu Folge 20,195, die Zahl der Einwohner 162,570, nämlich 938 Engländer, 8020 Portugiesen, 10,738 Parsen, 1270 Juden, 39 Armenier, 25,920 Neger, 82,592 Hindus, 3005 Malabaren, 48 Chinesen, Militär 10,000 Mann, schwankende Bevölkerung 20,000. Unter der letzteren Rubrik scheint — aus welchem Grunde, ist freilich nicht abzusehen — auch die englisch-indische Bevölkerung, (d. h. die im Lande geborenen Nachkommen von Engländern, größtentheils mit eingebornen Müttern) gegen 5000 an der Zahl mit einbegriffen. Bombay Courier.

Nachricht.

Der Cardinal Xaver Castigliani, geb. den 20 Nov. 1761, ist Pabst geworden und hat den Namen Pius VIII angenommen.

*) Journal des Savans.

*) Vielfache Wunder zeichnen die Legenden des heil. Nikolas überhaupt aus, der deshalb vorzugsweise der Wunderthäter, Thaumaturgos, heißt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 98. 8 April 1829.

Die Memoiren des Herrn von Bourrienne.

Paris den 30 März.

Die Memoiren des Herrn von Bourienne sind eine neue Geschichte Napoleons; sie haben jedoch, nachdem so viele andere Schriften desselben Inhalts vor uns liegen, das ganz ausschließliche Verdienst, daß der Geschichtschreiber der Mitschüler, nachher der Freund, und endlich der Sekretär des großen Zeitgenossen war. Das Buch wird von nun an dazu dienen können, alle andern Erzählungen aus demselben Zeitpunkt, wo Bourrienne mit Napoleon lebte, zu beleuchten, und besonders stellt es den Mann aus dieser Zeit ganz anders dar, als alle bisherigen Maler des denkwürdigsten aller Bilder. Ohne Zweifel wird das Werk, das in 0 Bänden bestehen soll, wovon die erste Lieferung 2 Bände begreift, in den Sprachen der meisten großen Nationen erscheinen. Wir glauben jedoch, daß das Ausland seinen Lesern mit Vergnügen folgende Bruchstücke als Probe des Ganzen mittheilen wird; und wir erinnern dabei nur, daß Wir persönlich, obgleich mit unserem damals ganz ungeübten jugendlichen Auge, die Verhältnisse zwischen Napoleon und Bourrienne gesehen haben; wir erinnern uns auch sehr lebhaft, wie Bonaparte in den ersten Tagen seines Kriegsruhms, noch ehe er irgend eine der andern Bahnen der Ehre betreten hatte, auch in Bezug auf sein Aeußeres so ganz Anders war, als in seinem vierzigsten Jahre; noch in diesem Augenblicke sehen wir ihn, kaum eingetreten in das Mannsalter, noch schlank und ganz und gar nicht wohlbeleibt, raschen Ganges zu Fuß an uns vorübereilen; noch lebt in unserer Seele der Eindruck, welchen in den für die Einwohner der Stadt Paris so schreckenvollen Tagen Anfangs Octobers 1795, seine Erscheinung auf uns machte, als er so eben, angeblich unter dem Oberbefehl des damaligen Nationalkonvents-Deputirten und Generals Barras, aber in der That durch seine militärischen Anordnungen allein, über die aufgestandenen Sektionen der Stadt einen Sieg errungen hatte, der sich in seinen politischen Folgen von so ungeheurer Wichtigkeit zeigte. Ein Freund Bourrienne's war in jenen ersten Tagen der großen Geschichte Frankreichs unser vortrefflicher, unvergeßlicher, leider für die Menschheit und für seine Freunde so frühzeitig dahingegangener Landsmann, Doctor Kerner aus Ludwigsburg; Bourrienne führte damals den andern Namen Fauvelet; durch Fauvelet kannte Kerner einige andere Mitglieder des nachherigen Konsulat-Sekretariats, z. B. die Herrn Fain und Henoc; Kerner, der mit den meisten großen, edlern Namen jener Zeit in Berührung gekommen war, und in dessen Seele so mancher Mann von Bedeutung seine Beängstigung für das damals so bedrängte Frankreich niedergelegt hat, war selbst der damals kaum als ein Stern der zweiten oder dritten Größe aufsteigenden Bonaparte'schen Familie nicht fremd geblieben.

Bonaparte's Verhältniß zu Carnot und Berthier in den italienischen Feldzügen.

Bonaparte beklagte sich sehr über die Ungerechtigkeit, womit man in Paris über das Verdienst seiner kriegerischen Erfolge urtheilte, als wären die Pläne zu seinen Feldzügen ihm durch Carnot vom Luxembourg aus vorgezeichnet; man sagte, Berthier sey sein rechter Arm; es sey ein großes Glück für ihn, daß er diesen bei sich habe, und ohne ihn würde er, sogar bei den Planen Carnot's, die oft nur Romane gewesen, manchmal sehr in Verlegenheit gerathen seyn. Diese zweifache Dummheit erhielt sich einige Zeit gegen die handgreifliche Wahrheit. Sogar noch jetzt glauben Manche daran, und besonders hat sie Anhänger im Ausland gefunden. Man hat mich deßhalb überall mit Fragen belästigt. Es ist Alles ganz und gar ungegründet. Man gebe Cäsarn, was dem Cäsar gebührt. Bonaparte war in der Kriegskunst Schöpfer und nicht Nachahmer. Kein Mensch war ihm in diesem Fache überlegen, das ist unbestreitbar. Im Anfang dieses schönen Feldzugs, (der sich mit der langen Friedens-Unterhandlung und dem Tractat von Campoformio endigte) schickte ihm zwar das Direktorium einige Verhaltungsbefehle; aber er befolgte immer seine eigene Entwürfe, und er schrieb beständig, Alles würde verloren seyn, wenn man sich blindlings nach Befehlen richten müßte, welche in der Ferne von Ort und Stelle entworfen seyen; am Ende verlangte er dann seine Entlassung. Das Direktorium sah zuletzt ein, wie schwer es seyn würde, den Krieg von Paris aus zu leiten, und dann war weiter davon keine Rede. Als ich bei ihm ankam, fand ich eine Depesche des Direktoriums vom Monat Mai 1796, worin man ihm das Recht zugestand, in seinen weiteren Kriegsoperationen ganz nach freiem Gutdünken zu verfahren. Und gewiß ging auch keine Bewegung, keine Unternehmung vor, die nicht von ihm ausgegangen wäre. Carnot war genöthigt gewe-

sen, sich unter seine Festigkeit zu beugen. Als gegen das Ende von 1796 das Direktorium in Friedensunterhandlungen treten wollte, erhielt der mit Abschließung des Waffenstillstands beauftragte General Clarke Vollmacht, im Fall Mantua nicht schon vorher übergangen wäre, in dem Status quo, der in dem Waffenstillstand angenommen werden sollte, auch die Blokade dieses Platzes zu begreifen und man hatte eingewilligt, daß der Kaiser von Oesterreich die Besatzung der Festung und die Einwohner von Tag zu Tag verproviantiren könnte. — Bonaparte, überzeugt, daß ein Waffenstillstand ohne Mantua den Frieden nicht befördern würde, widersetzte sich dieser Bedingung lebhaft und wollte nicht darein einwilligen. Er behielt Recht; Mantua kapitulirte. Die Folgen davon sind bekannt. — Bonaparte, äußerst empfindlich über Alles, was ihm wegen des Geschwätzes über Carnot und Berthier zu Ohren kam, sagte mir einst: „Es ist doch gar zu dumm! Wohl kann man einem General sagen, geht nach Italien, gewinnt Schlachten und geht dann nach Wien, um den Frieden zu schließen. Aber die Vollziehung, das ist die Schwierigkeit. Nie habe ich mich um die Plane bekümmert, die mir das Directorium geschickt hat. Die Bewegung eines einzigen Armee-Corps kann einen ganzen Plan, den man in der warmen Stube entworfen hat, zum Scheitern bringen. An solche Possen können nur Mährchenträger glauben. Sie sehen selbst, seit Sie bei mir sind, was an Berthier ist; er ist ein Schwachkopf. Je nun, da hat Er Alles gethan, und Er ist es, dem ein großer Theil des Ruhms der italienischen Armee zukömmt." Ich gab ihm zu bedenken, daß am Ende die Wahrheit Jedem seinen Antheil zuwägen, oder daß wenigstens die Nachwelt die Theilung zu machen wissen werde. Das mißfiel ihm dann nicht.

Berthier war ein Mann voll Ehre, Muth und Redlichkeit; ein sehr regelmäßiger Arbeiter. Bonaparte hing mehr durch Gewohnheit an Berthier, als durch Neigung. Berthier wußte Nichts mit Freundlichkeit zu bewilligen, und wenn er Etwas abschlug, so that er es mit Härte. Sein barsches, selbstsüchtiges und unbekümmertes Wesen verfeindete ihn zwar nicht immer, machte ihm aber auch keine Freunde. Da wir ziemlich oft mit einander zu thun hatten, so gewöhnte er sich daran, mich zu dutzen, aber nicht, wenn er mir schrieb, sondern im Sprechen; diese Gewohnheit behielt er bis an seinen Tod. Er kannte aufs Genaueste den Standort eines jeden Corps, die Namen ihrer Anführer, ihre Stärke. Er hielt sich immer bereit, Tag und Nacht. Alle Anordnungen, die ihm vermöge seiner Stellung zukamen, diktirte er mit großer Klarheit. Ueberhaupt war er, man kann es nicht leugnen, ein guter Chef des Generalstabs. Aber dabei lasse man es bewenden. Er selber wollte nicht Mehr als das seyn. Man durfte ihn nicht dem Ideenkreis entrücken, der ihm durch beständiges Arbeiten und durch die Angewohnheit eigen geworden war. Er hatte ein so unbegrenztes Zutrauen zu Bonaparte und so tiefe Verehrung für ihn, daß er sich nie erlaubt haben würde, ihm in seinen Planen zu widersprechen, noch ihm einen Rath zu geben. Das Talent Berthier's war ganz einseitig, sein Charakter außerordentlich schwach: er war nur dadurch so bekannt geworden, daß Bonaparte Freundschaft für ihn hatte, und daß sein Name so oft in den Schlachtberichten und offiziellen Depeschen genannt wurde. Als Bonaparte dem Directorium seine Meinung über die bei seiner Armee angestellten Generale einschickte, sagte er von Berthier: „*Talent, Thätigkeit, Muth, Charakter, er hat Alles für sich.*" Das war im Jahr 1796. Damals war Berthier der König unter den Vögeln: in St. Helena nannte er ihn einen *Gänsekopf*. Er hätte ihn weder so hoch erheben, noch so tief herabsetzen sollen. Er verdiente keines von Beidem.

Bonaparte war ein Gewohnheitsmensch; er hing sehr an seinen Umgebungen; neue Gesichter liebte er nicht; Berthier liebte ihn; er besorgte die Ausfertigung seiner Befehle gut, und deshalb ließ er die Beschränktheit seines Geistes hingehen.

Was *Carnot* betrifft, wenn einst die Zeiten der Coterien vorüber seyn, die Ehrenpreis-Austheilungen in den Salons keinen Werth mehr haben, sondern die geschichtlichen Würdigungen eintreten werden, dann wird von seinem angeblichen Theile an den Triumphen des italienischen Heeres und an dem Ruhme ihres unsterblichen Generals, der gewiß diesem für seine Person ganz allein zugehörte, Nichts zurückbleiben.

Bonaparte beim Frieden von Campo Formio. Sein Republicanismus.

Das Directorium war gar nicht zufrieden über den (durch Bonaparte) abgeschlossenen Traktat von Campoformio, und hatte sehr große Lust, ihn nicht zu ratificiren. Vierzehn Tage vor der Unterzeichnung schrieb es an den General Bonaparte: es sey nicht gesinnt, dem Kaiser Venedig, das Friaul, Padua und das Festland mit der Grenze bis an die Etsch zu überlassen. „Das heißt nicht Friede machen, sagte es, das ist den Krieg vertagen. Dabei sehen wir aus wie Ueberwundene, geschweige der Schande, daß wir Venedig hingeben, das doch Bonaparte selber als der Freiheit würdig erklärt hat: Frankreich soll und will Italien nicht an Oesterreich liefern. Das Direktorium wird lieber das Kriegsglück noch einmal versuchen, als auch nur ein Wort an seinem für Oesterreich nur allzugünstigen Ultimatum ändern." Aber all das war vergebens; der General Bonaparte kümmerte sich Wenig darum, wenn er seine Verhaltungsvorschriften überschreiten wollte. Man hat davon gesprochen, der Kaiser von Oesterreich habe viel Geld und sogar ein Fürstenthum angeboten, um günstigere Bedingungen zu erhalten. Ich habe davon nie eine Spur entdeckt, und damals konnte mir auch nicht die geringste Thatsache unbekannt bleiben. Bonaparte's Charakter war in dieser Rücksicht zu groß, als daß er den Ruhm eines Siegers und Friedenstifters gegen einen persönlichen auch noch so großen Vortheil aufzuopfern im Stande gewesen wäre. Diese seine Gesinnung war so bekannt, und er wurde von den österreichischen Bevollmächtigten so sehr geschätzt und hochgeachtet, daß ich versichern kann, es würde sich Keiner unter ihnen erlaubt haben, ihm einen so entwürdigenden Vorschlag auch nur von Weitem zu machen. Dadurch wäre, ich bin überzeugt, jede Unterhandlung mit diesen Gesandten sogleich abgebrochen gewesen. Mit dieser meiner Angabe über den Herrn von Gallo wird vielleicht jene gehässige Beschuldigung in ihr wahres Licht gestellt seyn. Das Mährchen muß nebst vielen andern, wie mit dem Porzellan, das in Stücke gebrochen und dem Herrn von Lobenthal vor die Füße

geworfen worden seyn soll, dahin gestellt werden, wohin es gehört. Von einem solchen Austritt habe ich nie gehört. Man hatte etwas mehr Lebensart in Passeriano.

Es kam nichts dieser Art vor, als die gewöhnlichen Gesandtschaftsgeschenke; der Kaiser von Oesterreich hatte die Aufmerksamkeit, denselben sechs prächtige Schimmel beizufügen.

Damals folgte Bonaparte noch dem Impuls des Zeitalters. Er träumte von lauter repräsentativen Regierungen. Oft sagte er zu mir: Ich will, daß meine Zeit die Zeitrechnung der repräsentativen Regierungen bezeichne. In der That wurde die Aeußerung dieser seiner Gesinnungen durch sein Betragen in Italien und durch seine Proklamationen bestätigt, und es konnte auch nicht anders seyn. Aber man darf dabei glauben, daß dieser Gedanke sich mehr auf große ehrsüchtige Ansichten als auf wirkliche Liebe für das Menschenglück stützte; denn, in der Folge, stellte er dagegen folgende Phrase: „Ich will das Haupt einer Dynastie werden, welche einst die älteste in Europa seyn soll." Welche Verschiedenheit zwischen Bonaparte, als er die revolutionäre Schrift: Das Abendessen in Beaucaire *) schrieb; als er in Toulon den Royalismus besiegte; als er seine Bittschrift an Albitte und Salicetti abfaßte und unterzeichnete; als er am 13 Vendemiäre die Revolution glücklich überwand; in den Tagen des Fructidor sie anstiftete und stützte; endlich als er in Italien Republiken als Früchte seiner unvergeßlichen Siege stiftete; und zwischen Bonaparte, erstem Consul im Jahr 1800, lebenslänglichem Consul im Jahr 1802, und besonders dem Napoleon, Kaiser der Franzosen im Jahr 1804, und König von Italien im Jahr 1805!

Anfänglich wollte er in den durch ihn eroberten Ländern das noch nicht reife Jahrhundert in seinem Gang beschleunigen, was dann unklug und unzeitig war; einige Jahre nachher wollte er es rückwärts gehen lassen, und das war unmöglich. Er schwur den Glauben an die Freiheit ab für den Ruhm, und glaubte, es sey besser, Aufsehen zu erregen, als Gutes zu stiften. Wahrscheinlich war diese angenommene Liebe zu repräsentativen Regierungen für ihn ein Mittel, die Völker leichter zu unterjochen, indem er ihnen versprach, was sie gerne hörten, aber was er nicht zu halten gesonnen war, und indem er ihnen mit Gewalt aufdrängte, was nur die Zeit allein herbeizuführen vermag. Schon sah er seine großen Kriege in Deutschland voraus: er hat beständig daran gedacht; und darum sehen wir ihn, wie er von Cairo aus an das Direktorium schreibt, der schönste Tag seines Lebens werde derjenige seyn, wo man ihm die Errichtung der ersten Republik in Deutschland melden werde.

Man sah ihn, wie er in allen seinen Proklamationen gegen das Königthum donnerte, aber bald kam die Zeit, wo er der Aelteste unter den Königen, das älteste Oberhaupt der europäischen Dynastien seyn wollte, und für diese Träumerei, so wie für die der repräsentativen Regierungen, vergoß er Ströme von Blut. Welche Raserei, sich plötzlich und ohne Uebergang in eine von uns unabhängige Zukunft oder in eine dahingegangene Vorzeit werfen zu wollen! Wie viel Elend verursachten diese beiden Principien! (Schluß folgt.)

*) Diese wird von Herrn v. Bourrienne gegeben, man kennt sie aber schon längst aus andern Abdrücken; nur behauptet Herr v. Bourrienne, sie sey nirgends so getreu mitgetheilt als hier.

Fontanier's Reisen in Georgien, Persien und der Türkei.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Paris vom 20 Februar d. J. theilte Hr. Fontanier einen kurzen Bericht über seine Reisen in Georgien, Persien und der Türkei mit, der demnächst in dem Bulletin der Gesellschaft (Bulletin de la Société de Géographie) erscheinen wird. Der Globe giebt folgendes Bruchstück aus der ausführlicheren Reisebeschreibung, welche wir von Hrn. Fontanier zu erwarten haben:

Ein türkisches Wirthshaus nach der Unterdrückung der Janitscharen.

Ich hatte die dürren Ketten des Taurus, die sich nach dem S W wenden, verlassen, und war in das Gebirgssystem des Olympus eingetreten. Eine lebendige Vegetation, und unermeßliche Wälder erfüllten die felsigen Gegenden, die ich lange Zeit durchwanderte. Glücklich, der Pest entgangen zu sein, die an den Grenzen von Bithynien stehen geblieben war, nachdem sie den Pontus, Cappadocien und Caramanien verheert hatte, verfolgte ich meine Straße nach Constantinopel. Wir waren am frühen Morgen zu Pferde gestiegen, und Sapanscha sollte das Ziel einer angestrengten Tagereise seyn. Unser Weg nach diesem Orte führte uns durch junges Eichengebüsch von drei bis vier Fuß Höhe. Die Sonne neigte sich zum Abend; sie hatte nicht mehr jenen blendenden Glanz, den sie in einer reinen Atmosphäre bis an das Ende ihrer Laufbahn behält, sondern einen röthlichen Schimmer, der uns ein verschiedenes Clima und die Nähe von Wäldern und Morästen ankündigte. Meine Augen suchten den Ort, der zu unserem Ruhepuncte bestimmt war, als ich einen Haufen von ungefähr hundert entwaffneten Türken erblickte, die uns entgegen kamen. Einigen waren mit einem Strick, an welchem sie von den Cawas oder Garden des Pascha geführt wurden, die Hände auf den Rücken gebunden. Unsere kleine Truppe war Anfangs durch die plötzliche Erscheinung von Janitscharen erschreckt worden; denn wir hatten ihre Tracht erkannt; doch wurde sie bald durch die Gegenwart der Diener der Obrigkeit beruhigt. Alle zogen bei uns mit dem Ausdruck der Ergebung und mit einer Gleichgültigkeit vorüber, welche weder die Schadenfreude, mit der die Christen von unserer Caravane sie betrachteten, noch der Anblick der Tracht jener Europäer, deren Rathschlägen sie den Untergang ihres Corps zuschrieben, in Bewegung setzen konnte. Unser Maulthiertreiber hielt an, um mit ihnen zu schwatzen und zu rauchen, und von ihm erfuhren wir, daß die Regierung nach dem Gemetzel sie verhaften, oder vielmehr in den Straßen auffangen ließ, und daß man sie, ohne ihnen Zeit zu gönnen, ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, oder auch nur die Ihrigen zu sehen, nach Scutari einschiffte, mit dem Befehl, in das Innere von Kleinasien in die Verbannung zu gehen. Einige von ihnen waren nicht mit dem geringsten Gelde versehen, aber sie konnten auf die Gastfreundschaft der wahren Gläubigen rechnen. Diejenigen, welche wir

gefesselt sahen, waren bestimmt, durch ihr Beispiel vor der Strenge des Großherrn zu warnen und die Empörer zu schrecken. Zugleich kündigte der Maulthiertreiber uns an, daß eine andere Abtheilung die Nacht mit uns in Sapanscha zubringen würde. Diese Neuigkeit war mir nichts weniger als angenehm und verringerte sehr das Vergnügen, das ich gehabt haben würde, die Stadt zu betrachten, von der wir eben die Minarets, so wie den See, der ihre Mauern bespühlt und die grünen Berge entdeckten, die den Horizont begrenzen. Wir beschleunigten unsern Schritt, um noch ein Nachtlager zu finden und vor den Gästen einzutreffen. Endlich traten wir in die Stadt und ich eilte in ein Café, die einzige Art von Wirthshaus in diesen Gegenden. Nachdem ich hier meinen Teppich in Ordnung gebracht und mich auf die Fersen gesetzt hatte, ließ ich mich, meine Pfeife in der einen Hand und eine Tasse Caffee in der andern, in eine Unterhaltung mit dem Hausherrn ein, der nicht säumte, mir zu sagen, daß ich willkommen sey und darauf eine Reihe von Fragen an mich zu richten, an die ich bereits gewöhnt war, so daß ich um die Antworten nicht in Verlegenheit kam: „Was giebt es? Was giebt es nicht?" — „Wo kommst Du her? Wo gehst Du hin?" — „Hast Du ein Teskeri (einen Paß)?" — „Hast Du viel Geld?" — „Bist Du ein Spion?" —

Vier oder fünf reisende Türken, die von mir durch eine hölzerne Balustrade getrennt waren, welche den Café in mehrere Abtheilungen theilte, hörten mit der größten Gleichgültigkeit zu und rauchten mit unerschütterlichem Ernst ihre Pfeife. Darauf richtete jeder von ihnen, ohne die geringste Anstrengung seiner Denkkraft, dieselben Fragen an mich, auf die sie so eben die Antworten gehört hatten. Für mich war dieß eine bloße Gedächtnißsache, besonders aber eine wahre Aufgabe für die Geduld; denn wenn ihrer zwanzig gewesen wären, so würde ich ihnen zwanzigmal dieselben Antworten haben geben müssen. Nachdem meine Befragungen beendigt waren, bot ich ihnen Caffee an, in diesem Lande das untrüglichste Mittel, ein gutes Vernehmen herzustellen und sich Ansprüche auf die Rechte der Gastfreundschaft zu erwerben. Zu gleicher Zeit fragte ich sie, was in Constantinopel vorgegangen sey. Unser Wirth hob hierauf den Kopf etwas in die Höhe und schnalzte mit der Zunge; und nach diesem Zeichen mußten wir in Stillschweigen erwarten, ob es ihm gefallen würde, zu reden oder nicht. „Meine Seel," sagte er endlich, ohne indessen aufzuhören, sein Feuer anzuschüren und seinen Caffee zu wärmen, „der Sultan Mahmud, unser Herr, will keine Janitscharen mehr. — Was soll aus uns werden, wenn die Paschas und die Großen das Land nach ihrem Gefallen verzehren können? Wir werden fliehen und Curden werden müssen. — Unsere Rayas freuen sich jetzt, aber sie werden ihren Caratsch, das Ispentsch, das Miri wie vorher zahlen müssen. — Man wird die Abgaben erhöhen; vielleicht (was Gott verhüten möge!) wird man sogar den Muselmännern Steuern auflegen. — Ob diese Veränderungen gut sind, Gott weiß es! — Aber das Haupt der Hunde von Moscowitern hat diese Gelegenheit benutzt, um sich gegen den Sohn der Sclavin (den Großherrn) aufzulehnen, weil er ihn und seinen Bruder, den Narren Constantin, nicht hat zum König machen wollen. — Die sechs andern ungläubigen Könige werden auch revoltiren und die wahren Gläubigen zwingen, sie zu züchtigen. — Der Sultan Mahmud ist ein Ungläubiger geworden; er nimmt die Gebräuche und die Uebungen der Ungläubigen an; man sagt, daß er Quarantänen einführen wolle, als ob es keine Vorsehung mehr gebe. Das ist dieser Hund, der Sohn eines Hundes, Mehemmed Ali Pascha, der Alles dieses angestiftet hat. Gott gebe, daß man ihm die Augen aussteche!" — „Insch Allah! Insch Allah!" antworteten alle Anwesenden im Chor und fielen nach diesem Ausruf wieder in ihr voriges Stillschweigen zurück.

Inzwischen kam die Nacht heran, und jeder dachte an seine besonderen Geschäfte: die einen ließen sich rasiren, während die andern ihren Mundvorrath herbeibrachten und ihre Teppiche ordneten und andere Vorbereitungen für die Nacht trafen. Was mich betrifft, so konnte ich mich nicht enthalten, den gesunden Menschenverstand zu bewundern, der in den rohen und unzusammenhängenden Reden lag, die ich gehört hatte. Das ganze Volk bedauerte die Janitscharen; es fühlte gleichsam instinctmäßig, daß die einzige Schutzwehr, die es gegen die unbeschränkte Macht der Willkür besessen hatte, umgestürzt, daß seine Freiheit vernichtet worden war, ohne daß es dagegen die Wohlthaten der Civilisation empfangen hätte. Der Gang meiner Betrachtungen wurde durch die Ankunft eines Türken unterbrochen, der mit der Mine des Triumphes ausrief: „Noch reden die Muselmänner zu Constantinopel!" Und zugleich zeigte er uns einen Bischof und mehrere griechische Priester, die von Wachen umgeben waren, welche sie in die Verbannung nach Angora führten. Dieß war ein gutes Zeichen für unsere Cameraden; sie hofften, daß Seine Hoheit die Ungläubigen vertreiben und seine Macht von Neuem auf sie stützen werde. Aber als die Ankunft der zweiten Janitscharenabtheilung angekündigt wurde, gaben sie diese Hoffnung bald wieder auf. Doch bemerkte ich, als die neuen Ankömmlinge in dem Hause unterzukommen suchten, daß ihr Freund, der Wirth, sich beeilte, ihnen zu sagen, daß es keinen Platz mehr für sie gebe.

Le Globe, 14 Mars.

Tibet.

Tibet ist ein so wenig bekanntes Land, daß jede neue Nachricht über dasselbe in hohem Grade unser Interesse erregen muß. Ein im Laufe des vergangenen Jahres zu St. Petersburg erschienenes Werk, Opisanie Tibeta v' nynèchniem yegho sostoyanii (Beschreibung von Tibet, in seinem gegenwärtigen Zustande), von dem Archimandriten Hyacinth Petschulew aus dem Chinesischen übersetzt, giebt uns — außer einer bereits durch Klaproth's Magazin Asiatique (T. II. p. 97 ff.) bekannten Reiseroute von Tsching-fu-tu nach H'Lassa — eine gedrängte historisch-geographische Uebersicht von Tibet und eine kurze Beschreibung der Sitten und Gebräuche seiner Bewohner. Das chinesische Original führt den Titel: Ouei Tsang thou schy (Denkschrift über Ouei und Dsang). Ouei ist der chinesische Name des mittleren Theils von Tibet, dessen Hauptstadt H'Lassa ist, und Dsang der des westlichen, der sich bis zu den Quellen des großen Flusses Jàru-dsangbo-tschu erstreckt, welcher unter dem Namen Irawaddi in das Reich der Birmanen eintritt. Der Verfasser des Buches ist ein chinesischer Offizier, Namens Lu-hua-tschu; und eine militärische Expedition, welche der Kaiser Khian-lung im J. 1791 wider die Ghorka, die herrschende Nation in Nipal, aussandte, nachdem diese es gewagt hatte, räuberische Einfälle in Tibet zu machen, gab ihm Gelegenheit, diese Gegenden kennen zu lernen.

Nouvelles Annales de Voyages. Février.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 99. 9 April 1829.

The Great Agitator.*)

Es war ein milder Herbstabend; ich hatte einen Spaziergang nach dem glänzenden Landsitz des Lord *** in der Grafschaft W*** gemacht; mein Rückweg führte mich durch ein kleines Städtchen; ich kehrte in dem einzigen Wirthshaus, welches sich daselbst befand, ein, und setzte mich unter das Fenster, um eine Stunde auszuruhen und die „vorübergehenden Ereignisse" des Orts zu beobachten. Der Markt war vorbei; das Volk verlief sich nach Haus; allmälig erstarb das geschäftige Gelärm des Tages; einige wenige Gruppen, die durch die weite lange Straße, die einzige, deßen sich das Städtchen rühmen mochte, schlenderten, waren bald die allein übrigen Personen, auf die mein Auge fiel. Die Sonne — im Begriff unterzugehen — warf ihre letzten zögernden Strahlen in das niedliche, aber schlecht möblirte Gemach, in welchem ich saß. Um dem blendenden Lichtschimmer auszuweichen, veränderte ich meinen Sitz, so daß ich die fast gerad fortlaufende Straße bis auf die grünen ländlichen Umgebungen hinaus verfolgen konnte. Indem ich meine Augen in dieser Richtung hinschweifen ließ, bemerkte ich ein vierspänniges Gefährt, das, in eine dichte Staubwolke gehüllt, daher gefahren kam, und deßen Pferde mit außerordentlicher Eile angetrieben wurden. Diese Erscheinung an diesem Ort erregte meine Neugierde, ich lehnte mich aus dem Fenster und sah dem Fuhrwerk zu, bis es um die Straßenecke lenkte und mit beschleunigter Geschwindigkeit auf das Wirthshaus zusteuerte. Bekanntlich pflegen die Postillone in dem Augenblicke, wo sie das Wirthshaus, in welchem Halt gemacht wird, ansichtig werden, noch die ganze Kraft ihrer Pferde in Anspruch zu nehmen; dieß war auch jetzt der Fall, im vollen Rennlauf ging es daher und mit donnerndem Geraßel hielt der Wagen vor der Thüre.

„Schafft augenblicklich vier Pferde zur Stelle," gebot eine laute Stimme mit dem Ton der Eile und Autorität. Der Besitzer des Wagens war eine stattliche und kräftige Figur von gesundem und einnehmendem Aussehen, etwa fünf Fuß eilf und einen halben Zoll groß. So wie er da stand, breit von Schultern und stark von Gliedmaßen mit voller, hochgewölbter Brust und starkem, wohlgebautem Fußgestell, die eine Hand in der Seitentasche, die andere in der halbaufgeknüpften Weste, oder die Arme über die Brust gekreuzt, hätte er dem flüchtigen aber feinen Pinsel eines Harlowe den Typus zu einem öffentlichen Character gegeben. Eine leichte Pelzmütze bedeckte sein Haupt und zeigte — nachläßig zurückgeworfen — eine breite Stirne, die ich an wirklich geistreichen Menschen noch nie vermißt habe. Die Farbe seiner Augen hielt die Mitte zwischen Hellblau und Grau. Sein Gesicht war blaß und farblos, und es schien, als hätte unruhvolle Thätigkeit, mitternächtiges Studium und finstre Sorge die Frische der Jugend von seinen Wangen abgestreift. Um seinen Mund spielte ein sarkastischer Zug, welcher — verbunden mit seinem lebhaften Blick — den Satiriker verrieth und man sah es diesen Lippen an, daß sie sich leicht zu einem sardonischen Lächeln öffnen konnten. Sein Kopf hatte etwas mehr als mittlere Größe; sein Auge beschatteten Braunen, welche mehr Sonnenschein als Sturm verkündigten; seine Nase war weder römisch noch griechisch, aber groß genug, um ihn zu einer Stelle in der auserlesenen Schaar des unsterblichen Rebellen *) zu berechtigen, der zu seiner Leibwache Männer von starker Lunge und großer Nase wählte, weil er sie für Strapazen und Gefahren besonders befähigt glaubte. In seiner ganzen Person lag ein Ausdruck von großer physischer Kraft. Sein Anzug bestand in einem olivenbraunen Ueberrock, schwarzen Beinkleidern und schwarzer Weste; sein Halstuch hing leicht und fast los um, da es den Tag über sehr heiß gewesen war. Je länger ich ihn betrachtete, desto einleuchtender wurde mir die bedeutende Persönlichkeit des Fremden.

„Schnell mit den Pferden!" rief er, nachdem er eine Zeitlang wie in tiefen Gedanken versunken dagestanden, sprang auf und warf sich in den Wagen. Die Peitsche knallte und denselben Schnelllauf einschlagend und in dieselbe Staubwolke gehüllt, entrollte der Wagen bald meinem Gesichtskreis.

Ich hatte ihn Nichts bezahlen sehen; er trat nicht ins Haus; er ließ sich keine Erfrischung reichen und sprach auch mit Niemand ein Wort; während sein imposantes Wesen auf Jedermann die gleiche Wirkung instinktmäßig hervor zu bringen schien. Unglücklicher Weise mußte der Wirth abwesend seyn, und ich konnte ihn nicht fragen, wie der interessante Fremde hieße, der Kellner kannte ihn nicht und der Hausknecht wußte bloß von seinem Schnellfahren zu erzählen, das über alle Maßen sey.

*) New-Monthly Magazine March.

*) Cromwell — so nannte ihn Lord Byron.

Der folgende Tag brachte mich nach der Hauptstadt der Grafschaft, wo ich mich damals auf Besuch aufhielt. Es war die Zeit der Assisen (home circuit). Als Freund der Beredsamkeit ermangelte ich nicht, mich nach dem Gerichtshof zu begeben, um den Vorträgen daselbst beizuwohnen. Kaum hatte ich mich gesetzt, als dieselbe stattliche Gestalt mit der breiten Stirn und dem graulichen Auge meine Aufmerksamkeit fesselte. Nachdem er einen festen Blick auf die Richter geworfen hatte, begann er mit seiner kräftigen Stimme in irischem Accent: My Lurrd-Gentlemen of the Jury. „Wer spricht?" fragte ich schnell. „Advocat O'Connell," war die Antwort. „Ist er nicht letzte Nacht angekommen?" „Ja, gestern Nacht; er hatte kaum noch einen Augenblick Zeit zu seinem Entwurf. Doch wir wollen hören." Dieß that ich denn auch.

Wenn O'Connell vor einer gemischten Versammlung spricht, wo die niedern Stände vorherrschen, so wüßte ich kaum einen Redner, der sich einer solchen Gewalt über die Leidenschaften rühmen könnte. Als Volksredner ist er unübertroffen. Seine Manier erinnert zuweilen an Hunts rodomontirenden Schwulst; er ist ihm jedoch wegen seiner gewählten und ausdrucksvollen Sprache unendlich überlegen. Dieselbe Bemerkung gilt in Bezug auf ihn und Cobbett. In einer Volksversammlung, wo O'Connell diese beiden Demokraten zu Gegnern hätte, müßte er unfehlbar obsiegen. Ein Balcon vor einem hohen Fenster, unter dem eine zahlreiche Menge sich versammelt hat — da steht O'Connell auf seinem Platz; da nimmt sich seine Persönlichkeit am Vortheilhaftesten aus. Ob er aber in dem Haus der Gemeinen — selbst vorausgesetzt, daß das günstigste Vorurtheil für ihn wäre — als Redner sein Glück machen werde, möchte sehr zu bezweifeln seyn. Sein Vortrag ermangelt der Anmuth, einer Eigenschaft, in welcher das höchste Geheimniß der Beredsamkeit liegt, die aber dem Volksredner vielleicht entbehrlich ist. Seine Action ist zu scharf und eckig, namentlich die Bewegung seiner Arme zu schwunghaft, um edel zu seyn; auch hat er die üble Gewohnheit an sich, oft mitten im Strom der Rede mit der rechten Hand an der Uhrkette zu spielen. Und dann muß ich gestehen, wiewohl ich weiß, daß mir darin Wenige Recht geben werden, auch die Gabe der echten Satire scheint er mir nicht zu besitzen. Es fehlt ihm der feingesittete Ton seines Collegen Shiel, der Glanz der Metaphern, mit einem Wort, die Poesie der Beredsamkeit. Dagegen ist seine Sprache — wenn auch rauh und selten correkt und elegant — kraftvoll, stolz und selbst kühn; sein Witz ist zwar meist etwas derb, ohne jene leichte Einkleidung, an welcher man den Weltmann erkennt; aber der echte irische Humor, der sich darin ausspricht, wirkt auf das Volk, in dessen Sinn auch die beißenden Sarkasmen, in denen er sich gefällt, und die Persönlichkeiten, die er überall einfließen läßt, selbst der leidenschaftliche Ungestüm seines Vortrages, der die ideale Grenzlinie des Schönen nicht selten überschreitet, ihre Rechtfertigung finden. Den classischen Maßstab darf man an O'Connell als Redner nicht anlegen. Ich habe selten einen guten Eingang, oder einen gelungenen Schluß von ihm gesehen; an letzterem vermißte ich fast immer die concentrirte Zusammenfassung. Seiner Stimme möchte man mehr Rundung, Fülle und Weichheit wünschen. Die Stimme ist der Schlüssel zum Herzen. Wenn man nacheinander die schöne wohllautende Stimme des Lord Oberrichters Bushe und darauf die oft harte, kreischende Stimme O'Connell's hörte, so fiel der Unterschied sehr auf.

Ich folge ihm weiter.

Das nächste Mal, da ich das Haupt der Katholiken hörte, war in dem Rathszimmer auf dem Schlosse zu Dublin, wo er als Sachwalter vor dem damaligen Vicekönig, Marquis Wellesley, auftrat. Ich kann mir ihn noch heute vorstellen, als ob ich ihn vor mir sähe und seine damalige Rede war vielleicht eine der besten, die er überhaupt je gehalten hat. Lord Wellesley, der in seiner Staatsuniform am obern Ende der Tafel saß, schien ihm mit vielem Vergnügen zuzuhören. Seine Worte, der Ton seiner Stimme, selbst sein Gang, als er durch die Vorzimmer schritt, schien mir dieß Mal viel gehaltener und anständiger, als sonst; er konnte hier nicht in der nachläßigen Manier erscheinen, wie er es oft vor den Gerichtshöfen that. So wohnte ich eines Tages einer Gerichtssitzung in Dublin bei, als O'Connell durch den grünen Vorhang vor der Thüre hereinstürzte, über die Bänke vor den Schranken wegsetzte mit solcher Hast, daß ich glaubte, er würde die ganze dichte Schaar von Advokaten, Prokuratoren, Schreibern und Zeugen, die ihm im Weg standen, über den Haufen rennen.

So ist es auch, wenn er durch die Straßen geht; seine hohe, stämmige Gestalt setzt ihn in Stand, jedes Gedräng, das seinen Dauerlauf hemmte, mit den Schultern zu beseitigen. Er scheint zu vergessen, daß der langsame Schritt der Schritt des Gentleman sey. Wo er geht, trägt er seinen Beruf und die Emancipation mächtig auf seinen breiten Schultern; ohne sich einen Augenblick der Ruhe zu gönnen, eilt er in den Gerichtssaal, von dem Gerichtssaal in den Verein und wieder zurück, von da zu einer Volksversammlung oder zu einem Vergleich, dann nach Haus, wo ihn eine tüchtige Mahlzeit und ein mäßiges Glas Wein erwartet, aber auch wieder Geschäfte, Urkunden, Schriften, unflügge Advokaten (unfledged lawyers) und tausend andere Dinge, die ihm den Tag über vollauf zu thun geben, worauf er sich frühe zu Bett begiebt, um am nächsten Morgen dieselbe endlose Bahn einer rastlosen und gewichtigen Thätigkeit von Neuem zu durchlaufen.

Sein Auftreten für Clare war das kühnste Wagestück, welches dieser Mann unternommen hat oder je unternehmen wird, und würde er ein Jahrhundert leben, so könnte er die Meisterschaft seines Talents und seines Geistes nicht glänzender erproben. Man hat ihn wegen seines dortigen Benehmens tadeln wollen; warum sollte aber Muth und Kraft ein Verbrechen seyn? Er bestand damals einen Kampf, den gemeine Seelen verwegen, bessere Menschen kühn und groß nennen. Ganz Irland staunte und bewunderte.

Das letzte Mal sah ich ihn im St. James Park; vielleicht sehe ich ihn das nächste Mal an dem interessantesten Ort von London oder wohl von ganz England — in der St. Stephen's Capelle.

Clapperton.

(Fortsetzung.)

Der Sultan von Borgu. Abentheuer mit einer verliebten Dame.

Houtson verließ Katunga und kehrte nach der Küste zurück, wo er starb; Clapperton aber setzte seine Reise nach Kiama, einer Stadt in Borgu, fort, indem er die von den Fellatas verheerten Dörfer quer durchzog. Um die Dörfer in Brand zu stecken, binden diese Raubzügler den Tauben Feuerbrände an die Schwänze und lassen sie fliegen. Die Tauben dürfen sich dann nur auf die Strohdächer niederlassen, so setzen sie Alles in Feuer. Eine gut berittene Bedeckung, welche der Sultan Jarro von Kiama dem Reisenden entgegenschickte, traf solchen, nachdem er über die Moussa gesetzt, die sich in den Quorra ergießt. Diese Reiter plünderten ohne Erbarmen alle Dörfer, die sie auf ihrem Wege trafen.

Zu Kiama fand Clapperton bei Jarro gute Aufnahme und Herberge. Die Bewirthung bestand aus Eyern, Honig, Bananen, Käse, geronnener Milch und Buchwaizenbrod (Fusu). Auch erhielt er mehrere freundschaftliche Besuche von dem Sultan.

Jarro, ein starker Mann von gutem Aussehen, mit römischer Nase und kurzem krausem Haar, kam auf einem hübschen Fuchsen angeritten. Ein Gefolge Bewaffneter zu Fuß und zu Pferd umgab ihn; und neben ihm liefen sechs, fünfzehn bis sechzehn Jahr alte, ganz nackte Mädchen, welche bloß ein weißes Band um den Kopf gebunden hatten, dessen etwa sechs Daumen lange Enden auf ihre Schultern herabhingen; um den Leib hatten sie eine Schnur mit Korallen. Jede trug drei leichte Lanzen in ihrer Rechten. Ihre zierlichen, zarten Gestalten, die Lebhaftigkeit ihrer Augen und die Leichtigkeit, womit sie mehr zu fliegen als zu gehen schienen, indem sie kaum die Erde neben dem Pferde her berührten, das der Sultan bald galoppiren, bald Quersprünge machen ließ, dieß Alles verlieh ihrer Erscheinung einen gewissen magischen Reiz. Ein Mann mit einer Masse von Speeren begleitete den Zug von ferne, augenscheinlich um den Mädchen als Magazin zu dienen, wenn ihr Gebieter ihre Speere verschossen hatte. Bevor diese Mädchen die Schwelle des Reisenden betraten, warfen sie blaue Röckchen um. Jarro bot Clapperton aus Erkenntlichkeit für die ihm überbrachten Geschenke eine seiner Töchter zur Frau an. Der Engländer wurde sofort durch Abubekr, einen der Großen des Reichs, zu der Prinzessin geführt, welche mehrere von denen des Königs getrennte Gemächer bewohnte. „Es war ein hübsches Zimmer, wohin ich geführt wurde. Eine Matte lag auf dem Boden ausgebreitet; ich setzte mich, und die Dame trat ein und kniete vor mir nieder. Ich fragte sie, ob sie mit mir in meinem Hause wohnen wolle, oder ob ich in das ihrige kommen sollte. Sie antwortete, daß dieß ganz bei mir stünde. Gut, sagte ich, dann komme ich und wohne hier, weil Ihr das bessere Haus habt. Sie lag auf ihren Knien, so lange ich bei ihr blieb."

Das Königreich Borgu ist schlecht bevölkert, schlecht regiert und steht weit unter Jurriba; doch ist Kiama, die Hauptstadt davon, ein sehr bedeutender Ort. Clapperton schätzt die Bevölkerung auf dreißigtausend; aber, setzt er hinzu, bei Allen, die sie kennen, gelten die Kiamaner für die größten Diebe und Freibeuter in ganz Africa. Ein Eingeborner von Borgu und ein Dieb und Raubmörder ist gleichbedeutend. Die Regierung gewährt den Unterthanen keinen Schutz, und eine Stadt plündert die andere, wie es Gelegenheit giebt.

Am 18 März brach Clapperton von Kiama auf und erreichte am 21 Wawa, gleichfalls eine Stadt von Borgu, wo er auf's Gastfreundlichste aufgenommen wurde. Die Stadt ist reich; und da sie auf dem Weg von Bornu und Haussa nach Dahomey und Janna liegt, so findet man dort viele aus Europa gekommene Luxusartikel. Die Einwohner haben einen von dem ihrer Nachbarn in Kiama völlig verschiedenen Charakter; sie sind ehrlich, lebensfroh, gutmüthig; Bettler giebt es nicht bei ihnen. Allein sie sind auch eigensinnig, starrköpfig; Nüchternheit und Keuschheit sind unbekannte Tugenden. „Nie hab ich einen Ort gesehen, wo Völlerei so allgemein herrschend war. Gouverneur, Priester und Laien, selbst Frauenzimmer übernahmen sich im Trunk. Eine halbe Woche lang ward ich sehr belästigt durch die Tochter des Gouverneurs, welche mehrmals des Tags bemalt und geputzt nach der vornehmsten Art dort zu Land, aber immer halb betrunken zu mir kam. Ich konnte sie nicht eher los werden, als bis ich ihr versicherte, daß ich die ganze Nacht hindurch zu den Sternen bete und aufschaue, und nichts Stärkeres als mein Roa inzafir, warmes Wasser, wie sie meinen Thee nannten, trinke. Sie verließ mich zur selben Stunde und weinte bitterlich.

„Ein anderes Abenteuer mußte mich mit dem Gouverneur entzweien.

„Unter andern Besuchen bekam ich einen von der Tochter eines Arabers, welche für eine Weiße angesehen seyn wollte. Reich, Witwe, wünschte sie einen Weißen zum Ehemann. Sie galt für die wohlhabendste Person zu Wawa, da sie das schönste Haus und tausend Sclaven besaß. Anfangs wandte sie all ihre Aufmerksamkeiten meinem Bedienten Richard zu, welcher jünger und von besserem Aussehen war als ich; allein sie hatte bereits den Rubicon des zwanzigsten Jahrs überschritten, und konnte sich vermöge ihrer Beleibtheit eine vollkommene türkische Schönheit zu seyn rühmen, wenn man eine wandelnde Tonne so nennen wollte. Allein alle ihre Anziehungsversuche scheiterten an der Kälte Richards, welcher sich weigerte, zu ihr ins Haus zu gehen, ob ich ihm gleich darin Nichts in Weg legte. Die Witwe hatte die zuvorkommende Güte, mir jeden Tag völlig zubereitete Speisen zu senden. Nachdem sie bei Richard verunglückt war, warf sie ihr Augenmerk ganz auf mich, und bot Pascoe eine sehr hübsche Sclavin an, wenn er die Sache mit mir ins Geleise bringen könnte. Neugierig, die Einrichtung ihres Hauses zu sehen, willigte ich ein, ihr einen Besuch zu machen. Ich fand eine große Behausung voll Sclaven beiderlei Geschlechts. Die Männer schliefen in den äußeren Hütten, und die Frauen im Innern. In Mitte der Hütten war ein großer viereckiger Platz, über dem sich ein Zelt erhob, an welchem rings umher Matten nach Art von Vorhängen aufgehängt waren, ausgenommen eine Stelle, wo eine gegerbte Ochsenhaut hing. Ich wurde vorgeführt, der Ledervorhang that sich auf, und ich erblickte Zuma, mit gekreuzten Beinen auf einem kleinen türkischen Teppich sitzend. Ein gro-

ßes ledernes Polster lag unter ihrem linken Knie; ihr Napf mit Gura, ein großes zinnenes Gefäß von englischer Arbeit und alter Form, stand neben ihr nebst einer Kürbisflasche frischen Wassers, womit sie sich den Mund ausspülte, wenn sie abwechselnd Gura speiste oder Schnupftabak kaute, wie dieß bei allen Eingebornen beiderlei Geschlechts Sitte ist, wenn sie sich diese Gegenstände verschaffen können. Zu ihrer Rechten lag eine Peitsche. In geringer Entfernung war eine zwerghafte, ausgewachsene Sclavin auf der Erde niedergekauert; sie hatte keine Bekleidung außer einer Menge Glasperlen um Hals und Hüften, einen großen Mund, schöne Augen; sie vertrat die Stelle einer Klingel, wie weiland unsere Pagen. Ihre Gebieterin war in schönen Baumwollen- und Seidenstoff des Landes gekleidet, der von ihrer ansehnlichen Brust bis zu den Knöcheln hinabreichte; ein Turban von grobem weißem Musselin wand sich um ihren Kopf, und Schmuck von Korallen, Perlen, Gold nebst einer Rubinkette um ihren Hals.

„Die Wimper und Brauen ihrer Augen waren schwarz bemalt, ihre Haare in Indigo getaucht, Hände und Füße mit Henna gefärbt. In ihrer Rechten hielt sie einen viereckigen Fächer aus getrockneten Kräutern. Sie gab mir ein Zeichen, mich auf ihrem Teppich niederzulassen, was ich auch that. Jetzt begann sie mich zu fächeln und schickte ihre Mißgestalt ab, ihre Kleinodien zu holen, um sie mir zu zeigen. Sie bestanden in vier goldenen Armbändern, in zwei großen pappenen Toiletten, deren jede einen Spiegel in sich schloß, in mehrern Koralenschnüren, Ringen, silbernen Armbändern und einer Menge anderer Kleinigkeiten. Nach vielen Komplimenten, und nach Aufzählung all ihrer Schätze, ward ich in ein anderes kühles, niedliches, mit zinnenen Schüsseln und blankem Kupfergeschirr ausgeschmücktes Zimmer geführt. Ihr Gatte, sagte sie mir hier, sey schon seit zehn Jahren todt, sie habe nur einen einzigen Sohn, der aber viel schwärzer sey, als sie selbst; sie liebe die weißen Menschen, gerne würde sie mit mir nach Boussa ziehen, dort einen Malem oder Gelehrten kommen lassen, und mit mir das Fatha lesen. Ich fand allmählig, daß der Spaß zu weit führe, und wurde immer mehr ernsthaft. Da ließ sie einen Spiegel bringen, betrachtete sich darin, und reichte mir denselben mit den Worten, daß sie allerdings vielleicht ein Wenig älter sey, als ich, aber nur ein klein Wenig. Und was that sie weiter? Es kam noch bunter, ich erwischte daher so schnell ich konnte, fest entschlossen, meine Besuche nicht zu wiederholen."

Nach einem Ausflug in die auf einer Insel des Quorra gelegene Stadt Boussa, wo er Nachrichten über Mungo Park und seine Tagebücher einzuziehen hoffte, begab sich Clapperton nach Kulfu, wohin er seine Leute und Effecten voraus bringen hieß, als er zu seinem großen Erstaunen an der Fährte von Komie eine Botschaft von der Wittwe Zuma erhielt, die ihn im nächsten Dorf erwartete, und ihm gekochten Reis und Geflügel schickte, nebst einer Einladung, bei ihr seinen Abstand zu nehmen. Der Sohn des Gouverneurs traf dort ebenfalls bei ihm ein, um ihm zu erklären, daß sein Gepäck zu Wawa zurück behalten und nicht bälder verabfolgt werden würde, als bis er die Witwe wieder zur Stelle geschafft hätte. Endlich fand sich auch Lander ein, der seinem Gebieter nachgereist war, um ihn von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen, und dieser erklärte ihm gleichfalls, all dies habe er der Witwe zu verdanken, welche eine halbe Stunde nach ihm mit einem zahlreichen Gefolg, und mit Trommlern an der Spitze aus der Stadt gezogen sey. Sie hätte sich in die Wohnung des Engländers begeben, statt sich bei dem Gouverneur zu verabschieden, ohne Erlaubniß des letztern Pascoe eine Sclavin geschenkt und stolz erklärt, daß sie dem weißen Mann bis nach Kano folgen und von da zurückkehren werde, um gegen den Statthalter Krieg zu führen, wie sie schon einmal gethan hatte. Clapperton sah sich daher genöthigt, nach Wawa zurückzureisen, und seine Effekten zu reklamiren; kaum war er daselbst angekommen, als auch die kriegerische Witwe ihren Einzug hielt. Ein Trommler, den Hut mit Straußenfedern geschmückt, schritt voran, ein Bogenschütze vor ihrem Pferde her, und eine mit Bogen, Schwertern und Lanzen bewaffnete Menge folgte ihr. Sie selbst saß rittlings auf einem schönen, prächtig nach Landesart angeschirrten Renner. Der Kopf des Pferdes war mit Kupferblech bedeckt und sein Hals mit kupfernen Schellen behängt, und Zaubersprüche auf bunte rothe, grüne, gelbe lederne Riemchen genäht, waren über den ganzen Leib zu sehen. Ueber der Brust trug das Pferd ein Stück Scharlach mit einer Kupferplatte in der Mitte; die Schabrake war ebenfalls scharlachen und mit goldenen Borden besetzt. Zuma trug Pantalons von rother Seide, Stiefeln von rothem Saffian, auf dem Kopf einen weißen Turban, und über den Schultern einen seidenen, mit Gold verbrämten Mantel. „Wäre sie um Etwas jünger und weniger gut bei Leibe gewesen," bemerkt Clapperton, „so hätte man leicht versucht werden können, sich zum Herrn der Partie zu machen; denn sie hätte in einigen Theilen Europa's für eine Schönheit gegolten."

Zuma ward vor den Gouverneur entboten und, nachdem sie auf den Knien einen Verweis über ihre Eitelkeit und ihren Ungehorsam angehört, entlassen. Sie kehrte um und entfernte sich, nachdem sie in großer Entrüstung und tiefer Verachtung den Staub von ihren Füßen geschüttelt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Heilige Bücher der Buddhisten.

Sir Alexander Johnston ließ während seines Aufenthaltes auf Ceylan die heiligen Bücher der Buddhisten — Maha-vansi, Radschavali und Radscha-ratnacari — durch eingeborne amtliche Dolmetscher in das Englische übersetzen, und wir dürfen daher hoffen, binnen Kurzem die vollständigsten Aufschlüsse über die bisher so dunkle Lehre und Geschichte des Buddhismus zu erhalten. Das Buch Mahavansi, welches durchgängig im Pali, der heiligen Sprache der Buddhisten, geschrieben ist, enthält die Lehre, das Leben und den Stamm Buddhas und ist in unbekannter, aber jedenfalls uralter Zeit verfaßt. Das Radscha-ratnacari ist von einem Priester des Tempels Wagan-pawya-was geschrieben, und enthält Auszüge aus alten Büchern: die Geschichte Buddhas aus dem Mahavansi und die Errichtung der Tempel und die Geschichte der Könige von Ceylan, von dem ersten König Widschaya an, der vor 2369 Jahren regiert haben soll, bis zu der Eroberung der Insel durch die Portugiesen, aus anderen alten Werken, die verloren gegangen zu seyn scheinen. Das Radschavali ist von mehreren Verfassern aus den verschiedenen Localgeschichten zusammengetragen und enthält Zusätze und Erläuterungen zu den beiden wichtigern Werken, die wir bereits erwähnt haben.

Upham's History of Budhism.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 100. 10 April 1829.

Der Tower.

(Fortsetzung.)

Der Rittersaal.

Aus der spanischen Rüstkammer begaben wir uns in das Pferdezeughaus (horse armory), oder, wenn man lieber will, in den Rittersaal. Bald begannen die Wehklagen des Aufsehers über mißhandelte Größe. Ich für meinen Theil begreife nicht, wie Dr. Meyrick mit seinen Reformationen hier zu Recht kam; wie er in dem Tower Hände fand, welche den Königen ihre Rüstung nahmen, und sie Lords und Rittern anlegten. Es muß ein entartetes, des Tower's unwürdiges Volk in diesen Mauern gehaust haben, das, durch Belohnungen verführt, nicht genau untersuchte, was es that. Mein Führer wenigstens hätte gewiß seine Hand nicht befleckt. Den Augenblick, da wir eintraten, sagte er: „Dieß waren vordem lauter Könige, jetzt sind's zum Theil Lords und Ritter geworden." Wenigstens war seit meinem letzten Besuch, den ich noch als Knabe — ich weiß nicht mehr, vor wie viel Jahren — hier machte, in allen Dingen eine große Umgestaltung vorgegangen. Damals sah man eine stattliche Reihe von Königen, länger als die von Banquo's Kindern, von Wilhelm, dem Eroberer, bis auf Georg den Zweiten herab. Nun findet sich, ausser Eduard I, kein Fetzchen mehr vor Heinrich VI. — Wieder ein Unheil aus dem Gefolge der Aufklärung! Ist es nicht Jammerschade, daß die Behörden eines Landes wie Großbritannien sich schämen sollten, in einer öffentlichen Sammlung die Abbildungen ihrer Könige in kriegerischen Costümen aufzustellen, von denen die Hälfte, wie freilich ein Schulbube wissen konnte, erst Jahrhunderte später getragen wurden? — Die Regierung fängt in der That an, der historischen Genauigkeit einige Aufmerksamkeit zu schenken, und sich zu überzeugen, daß es dem Lande keine Ehre bringt, wenn wir Fremden unsre Nationaldenkmäler zeigen und sie darin bloß Denkmäler unsrer Nationalunwissenheit finden. Ja, und diesen trivialen Rücksichten hat man die Vollständigkeit unsrer Königslinie geopfert und einige bloße Ritter unter sie eingeschwärzt! Und hier steht noch überdieß eine Inschrift mit dem Datum — Georgio IV, Optimo Maximo Regnante; Arthuro Duce Wellington, Ordinationum Magistro. — Recht, wenn der Herzog von Wellington — schwarz auf weiß — sich zum Patron solcher Neuerungen erklärt, so unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß das Gerücht nicht lügt, daß er ein Radikaler wird, nun er Premierminister ist!

Von meinem Führer ließ sich nicht erwarten, daß er auf die Motive dieser Veränderungen eingehe, und es wäre wirklich unnatürlich gewesen, wenn er die Metamorphosen seiner alten Freunde theilnahmlos hätte ansehen können.

Der erste König in Hinsicht auf das Datum — und man darf sagen, sonst in jeder Hinsicht — ist Eduard I. Er war zwar durchaus kein guter Mensch, hatte aber nicht weit zu einem großen König, wenigstens in Bezug auf das Königreich, das er ererbte — kalt, ernst — vielleicht blutgierig — als Eroberer, allein seine Verdienste als Regent sind groß. Fast alle Könige in jener Zeit waren Krieger — aber wenige Könige jener Periode oder später haben zu der Bildung der Statuten von Westminster soviel beigetragen. Eduard hat eine Kettenrüstung mit einem Brustharnisch an.

Von hier machen wir einen Sprung bis zu Heinrich VI. — Eine seltsame Zusammenstellung — denn das Datum ihrer Lebensperioden ist kaum mehr verschieden, als ihr Charakter und Schicksal. Sehr auffallend scheint es, daß aus den Tagen der Kriege mit Frankreich sonst keine Rüstung mehr im Tower ist. Früher zeigte man den schwarzen Prinzen in einer über und über vergoldeten, sogenannten Russetrüstung, die nun zum großen Schrecken des würdigen Aufsehers auf Eduard VI überging. So ist die Rüstung, in welcher man Eduard III zeigte, jetzt Karl Brandon, Herzog von Suffolk — dem berühmtesten Kämpen in der frühern Periode Heinrichs VIII zu Theil geworden. Der Aufseher pflegt zu sagen: „Das da war Eduard's III Rüstung, ich weiß nicht, wie sie auf einmal zu der Weisheit kamen, daß sie jetzt diesem Lord gehört — seit Jahrhunderten war sie König Eduard's seine. Ich selbst wußte es so seit vierundvierzig Jahren." So weit theile ich die Gefühle des würdigen Veterans, daß ich gleichfalls sehr bedaure, daß sich aus einem so kriegerischen Zeitalter keine Rüstung in dem Tower findet. Ich hege alles Vertrauen zu Dr. Meyrick rücksichtlich seiner Alterthumskunde, und halte es nicht für möglich, daß er sich im Wesentlichen irrte, um so wunderbarer muß es scheinen, daß sich keine vollständige Rüstung aus einer Zeit vor Heinrich VI erhalten haben soll. Eduard's I Rüstung ward ohne Zweifel zusammen-

gesucht — allein selbst sein Vorhandenseyn in der Rüstkammer macht es um so auffallender, daß hier kein Waffendenkmal aus einem Zeitalter seyn soll, in welchem die Engländer kaum etwas Anderes thaten, als fechten.

Eben so auffallend fand ich's, daß bloß Einer in der ganzen Reihe einen Helmbusch hatte. Nach dem ersten Eindruck glaubte ich, daß es Eduard IV sey, mein Freund, das kleine Buch aber giebt Heinrich VI an. — Allein auch dieses erwähnt nur Eines Helmbusches. Ich will hier durchaus keine Stimme als Gelehrter haben — glaubte aber immer, daß man gewöhnlich einen trug, allein hier sucht man ihn umsonst sowohl bei Schlacht- als bei Turnirrüstungen. Fast durchgehends hat der Helm bei den letztern die Eigenthümlichkeit, daß das Visir auf der Linken eine vollkommene Platte ist und statt drei Stäbe auf der rechten Seite bloß Löcher hat. Diese sind so angebracht, daß der Ritter durch sie so Viel sieht, daß er seine Lanze, deren Schaft an der rechten Brust ruht, richten kann. Die Helme, wenigstens die aus der Zeit Heinrichs VIII, lagen nicht auf dem Kopf auf, sondern ruhten entweder unmittelbar auf den Schultern, oder, was ich nach den Formen der Rüstung wahrscheinlicher fand, auf dem Küraß, da wo sie unten an der Kehle zusammenstoßen. Da ich einen solchen Helm aufsetzte, und keine weitere Rüstung anhatte, fühlte ich seine Schwere auf dem Wirbel sehr bedeutend, und wahrscheinlich wäre sie bei längerem Tragen und in einiger Anstrengung unaushaltbar gewesen. Allein ich bin gewiß, daß mein Vorfahrer in diesem respectablen Helme nie dessen Druck unmittelbar auf seinem Sensorium fühlte. Damit will ich jedoch nicht gesagt haben, daß nie ein Helm auf dem Kopf auflag.

Ich glaube, es ist jetzt allgemein angenommen, daß die alte Geschichte von Entartung unsrer Gattung Altweibergeträsche ist, und gewiß geht Niemand durch den Rittersaal in dem Tower, ohne sich hievon zu überzeugen, wenn er nicht gar auf ganz gegentheilige Ansichten kommt. Diese Rüstungen würde im Durchschnitt Jeder von uns tragen können; nur sehr wenige fielen mir auf, welche größere Körper voraussetzten. In einem Punct namentlich scheinen mir fast allgemein diese Rüstungen nicht einmal für Männer von unsrem Schlag zu passen, und fast würde ich, wenn nicht Dr. Meyrick die Oberaufsicht dabei geführt hätte, auf eine Ungenauigkeit in der Art der Zusammenfügung geschlossen haben. Ich meine die außerordentliche Enge der Beinschienen, welche, mit sehr wenigen Ausnahmen, bei der ganzen Linie die gleiche ist. In einigen Fällen war die Dünnheit so groß, daß ich fast annehmen mußte, man habe einen Theil des Beins unbedeckt gelassen; allein die Rüstung schließt überall genau an.

Die Rüstung des Prinzen Heinrich von Wales und die seines Bruders Karl I sind vielleicht die prächtigsten unter allen — und beide hat man identificirt. Die imposantesten Figuren aber wegen ihres Umfangs, ihrer Zusammenstellung und vielleicht auch wegen ihrer Stellung in dem Mittelpunct des Reihengangs sind die von Heinrich VIII und dem Herzog von Suffolk, deren ich bereits erwähnte. Der letztere hat nicht die Corpulenz Heinrich's, aber seine Schulterbreite und die Verhältnisse seiner Gliedmaßen gleichen denen des Königs völlig; er ist vorgestellt, wie er diesen eben begrüßt. Beide Rüstungen sind von Blech und gehörten erwiesener Maßen Heinrich und Suffolk zu. Dieser Herzog war der erste Turnirheld seiner Zeit. Man erzählt sich ein merkwürdiges Histörchen von Franz I in Bezug auf ihn, das ich als würdiges Charakterstück des Ritterthums erzählen will, — kein Roman, sondern eine wirkliche Geschichte.

Der Vorfall begab sich, als Franz der erste, diese Perle der Ritterlichkeit, noch Graf von Angouleme war und sich auf einem Turnir befand, das am französischen Hofe, bei Gelegenheit der Vermählung Ludwigs XII mit der Prinzessin Mary von England gegeben ward. Der Graf von Angouleme erkor sich zu seinen zwei Aids, wie sie damals genannt wurden, den Herzog von Suffolk und den Marquis von Dorset. Als er nach einer Weile eine Wunde erhielt, entfernte er sich vom Kampfplatz und überließ den letztern das Geschäft gegen alle Gegner, die da kommen sollten, das Feld zu behaupten. Der Graf von Angouleme muß einigen Aerger über den Herzog gehabt haben — vielleicht hatte er ihn in den Schranken überstrahlt; kurz er suchte sich auf eine Weise, die man wohl nicht sonderlich ritterlich nennen kann, an ihm zu rächen. Es war damals am französischen Hofe ein Deutscher von außerordentlicher, riesenhafter Größe und Stärke, der, wie man glaubte, jeden Gegner mit Haut und Haar verschlingen müßte. Der Graf von Angouleme ruft diesen deutschen Tom Eridd — läßt ihn ordentlich bewaffnen und schickt ihn dem Herzog auf den Hals. Allein der Herzog, der selbst „ein übler Kunde" war, empfängt den Mann so derb, daß dieser mit zwei Gängen genug hat.

Wir kehren in die Gallerie zurück. Der vollständigste Panzer schien mir der von Sir Henry Lea's, Rüstmeister (Master of the Armoury) im Jahre 1570. Nach dem vorbenannten kleinen Buche ist dieser Sir Henry Lea derselbe, den Sir Walter in „Woodstock" aufführt, dieser aber nimmt es in solchen Stücken in der Chronologie nicht immer zum Genauesten — und ich erinnere mich auch nicht, ob er seinen alten Ritter als diesen Sir Henry, den Armourer der Königin Elisabeth, bezeichnet. So Viel ist gewiß, daß er ihn Sir Henry Lea von Ditchlen nennt — allein diesen Tauf- und Gutsnamen mochte er mit vielen seines Geschlechtes theilen. Dieser Sir Henry in dem Tower muß ein hübscher Bursche gewesen seyn — und seine Rüstung ist, wie es seinem Beruf geziemte, sehr sauber.

Die letzte Figur zu Pferd ist die Jakob's II — und die Art, wie sich mein Wegweiser über ihn äußert, ist eine ernste Lection für gefallene Monarchen. Die Figur steht nicht in der Linie, sondern am Ende, etwas vor, an der Wand gegenüber dem Eingang. „Seine Stelle," sagt mein Buch, „entspricht seiner bekannten Kronabdankung und Flucht nach Frankreich; er hat die Gesellschaft seiner Mitsouveräne verlassen, und stiehlt sich sachte, dicht an der Wand nach der Ecke hin, den Kopf seines Pferdes der Thüre zugewendet." Schließlich bemerkt es: „daß diese Gestalt gegen die übrigen Rittergestalten auffallend contrastirt." Wirklich Signor Wegweiser, das ist zu hart. Ich bin das gerade Widerspiel von einem Jakobiten, aber ich muß gestehen, König James ist hier schnöde behandelt, daß er ein Jahrhundert nach seinem Tod noch in dem Winkel stehen soll. Jedoch abgesehen von

den Sittenlehren, welche hier aus seinem Anzug und seiner Stellung gezogen werden, ist das Costüme der Figur wirklich interessant — indessen, wie ich glaube, sehr natürlich für einen König als Kriegsanzug, da es aus einer Mischung seiner gewöhnlichen Kleidung mit der Rüstung besteht. Die Tracht in jener Zeit war nichts weniger als malerisch und die Zugabe weniger Waffenstücke läßt sie in den Augen unserer Zeitgenossen ganz fantastisch erscheinen. Jakob wird in einem breitbebordeten hellgrauen Sammtrock mit Silberschnüren — einer blausammtnen Weste mit Goldtressen — einem sehr großen weißen, in eine ungeheure Schleife gebundenen Halstuch, weiten Courierstiefeln und goldnen Sporen vorgestellt. Er trägt eine lange in schwarzen Locken auf die Schultern herabfallende Perücke, über ihr einen Helm — über seinen Rock einen Küraß, einen Panzerhandschuh an der linken Hand und ein Schwert an der Seite. Die Mischung däucht mich etwas seltsam — allein da kein Zeichen der Authentie beigefügt ist, so dürfte sie wohl ein bloßes Fantasiestück seyn. Die Details mögen aber chronologisch richtig seyn.

Gegenüber der Mitte dieser Ritterlinie findet man in einer Vertiefung eine Menge sehenswerther Waffen von allen Arten und aus allen Zeiten. Da ist die Figur eines „Schwertmanns" vom J. 1506 in halber Rüstung, darunter eine gefaltete, sammtne Weste, deren Schöße, nach unten sich erweiternd, bis auf die Knie hinabreichen. Desgleichen ein Fußsoldat vom J. 1540 in schwarzer Rüstung, mit einem zweihändigen Schwert, und zu hinterst ein Bogenschütze vom J. 1590 im Lincolner Grün — und einem wattirten Wamms mit Eisenblech.

Hier befindet sich ein weiterer Stein des Anstoßes für den trefflichen Aufseher — eine Kindsgestalt in einer Rüstung, welche dem sechs Jahr alten Karl II zugesprochen wurde. Früher ward sie für die Richards, Herzogs von York, Sohns Eduards IV, gehalten. Er ist wegen seiner angeblichen Ermordung einer der Helden des Towers — und es ist wirklich traurig, daß er seinen Harnisch einem zweihundert Jahr jüngern Schufte abtreten mußte. Ich bedaure aber jedes Kind, das je in diese Rüstung mußte; sie ist so verdammt klein, daß dasjenige, für welches sie paßte, kaum, wie es mir scheint, stark genug war, etwas Anderes als das Flügelkleid auf dem Leib zu tragen.

Hinter der Pferdelinie sind Artilleriestücke, deren Datum bis in die Zeit Heinrichs VI hinaufsteigt. Viele derselben sind sehr hübsch, mit Schnitzwerk verziert und ausgelegt, und einige von bedeutender Größe. In ihrer Form und ihrem Aussehen unterscheiden sie sich nicht sehr von dem Geschütze unserer Zeit; außer daß die Kanonen größten Theils länger waren. Es scheint wirklich, als ob die Fortschritte der modernen Stückgießerkunst von den früheren Mustern nicht in dem Grad, wie bei den Flinten abgewichen seyen.

Der Rittersaal, meines Erachtens der sehenswertheste Theil des Towers — denn die moderne Gewehrniederlage daselbst will nicht recht in diese alte Veste passen, die in jeder Hinsicht an vergangene Jahrhunderte erinnert. Unstreitig ist die sogenannte kleine Rüstkammer mit ihren unermeßlichen in schönster Ordnung hergerichteten Waffenvorräthen für das Auge ein stattlicher Gegenstand. (Der Ausdruck klein gilt hier der Waffengattung, nicht dem Umfang des Zimmers, welches vielleicht das größte im ganzen Tower ist.) Der Kaiser Alexander soll hier mehr als bei allem Andern aufgeschaut haben. — Ganz natürlich — er hatte nicht die Erinnerungen aus unsrer alten Geschichte wie wir, und fühlte, in jenem Augenblick, für Alles, was die Kriegführung betraf, das meiste Interesse. Da ich aber nicht aus den Feldzügen von 1812, 13 und 14 komme, so sind es andere Dinge, die mich ansprechen, und ich sage von der kleinen Rüstkammer Nichts weiter, als daß sie einen imposanten Anblick gewährt.

(Fortsetzung folgt.)

Guatemala.

Unter den Republiken, die sich auf den Trümmern des ehemaligen spanischen America gebildet haben, ist Guatemala, obwohl weder an Bevölkerung, noch Umfang des Flächenraumes die letzte, vielleicht die am Wenigsten bekannte. Auf dem Isthmus, zwischen dem atlantischen und dem stillen Meere, welcher die beiden großen Continente von America verbindet, gelegen, nimmt sie einen Flächenraum von 16,740 □ Lieues ein, der unter fünf unabhängige, obwohl verbündete Staaten vertheilt ist; die Staaten Guatemala, San Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica. Von einer Bevölkerung von ungefähr zwei Millionen gehören 850,000 dem Staate Guatemala allein; doch ist im Allgemeinen die Bevölkerung dichter, als in irgend einer andern der spanisch-americanischen Republiken, *) und den neuesten Nachrichten zu Folge besteht ein Fünftheil aus Weißen und Creolen, zwei Fünftheil aus Indianern und zwei Fünftheil aus gemischten Racen. Aus einem Verzeichniß der Geburten und Todesfälle, das der Verfasser des officiellen Besuches in Guatemala, mittheilt, geht hervor, daß die ersteren sich zu den letztern wie zwei zu eins verhalten. Dieß große Uebergewicht der Geburten erklärt Thomson durch die Gesundheit des Climas, die Fruchtbarkeit des Bodens und die Unverdorbenheit der Sitten. Die Producte, welche dem ganzen Gebiet von Guatemala gemein sind und die Hauptquelle seines gegenwärtigen Wohlstandes bilden, sind Cochenille, Indigo, Taback, Baumwolle, Cacao, Waizen, Mais und Metalle und Edelsteine in den Gebirgen. Die Manufacturen beschränken sich auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens. Das Staatseinkommen der Föderation wird auf 800,000 Dollars geschätzt, wogegen die Ausgaben 878,586 Dollars betragen und also die Einnahmen um beinahe 80,000 Dollars übersteigen. An Abgaben kommen auf jedes Individuum im Durchschnitt nur vier Realen jährlich, während in den mächtigeren Republiken Mexico und Columbien auf jedes eilf Realen kommen. Die Bundesmacht beträgt, mit Einschluß aller Waffengattungen, 22,500 Mann, wovon jedoch der Verfassung gemäß nur 1800 das stehende Heer bilden.

*) Thomson giebt folgende Data über die Größe und Bevölkerung der südamericanischen Republiken:

		□ Lieues	Bevölkerung	Auf die □ L.
Mexico		75,830	6.800,000	89
Guatemala		10,740	2,000,000	119
Columbien	Venezuela	33,700	900,000	29
	Granada	58,250	1,800,000	
Peru		12,150	1,400,000	115
Chile		14,240	1,100,000	77
Buenos Ayres		126,770	2,000,000	15

Im Umfange des Staates Honduras, an der Ostküste, liegt die brittische Colonie Belize, ein Punct, der größere Wichtigkeit für den brittischen Handel besitzt, als man bisher allgemein anzunehmen gewohnt war. Von allen brittischen Waaren, die nach Südamerica gehen, nimmt Guatemala nach Thomson's Schätzung den sechsten Theil, wovon aber nur der geringste Theil direct nach den Häfen der Republik verschifft wird. Lebhaft ist der Verkehr zwischen Guatemala und Jamaica; man rechnet, daß die Einfuhren von dieser Insel nach Guatemala in einem Jahre 495,000 Pf. St. betrugen, während die Ausfuhren nach Jamaica sich nur auf 450,000 Pf. beliefen. Bei Weitem beträchtlicher ist indessen der Handel mit Belize und hier ist die Bilanz zu Gunsten der Republicaner. Brittische Kaufleute führten in diese Colonie Waaren zum Belauf von 1,500,000 Pf. St. ein, die in Indigo und Cochenille zu demselben Betrage bezahlt wurden. Außerdem führten sie aber noch Mahagony, 400,000 Pf. St., und Producte verschiedener Art, 200,000 Pf. an Werth, aus, so daß der gesammte Ausfuhrhandel sich auf 2,100,000 Pf. St. belief.

Santjago de Guatemala, die Hauptstadt der Republik, liegt mitten in einer großen Ebene, die in einer Entfernung von drei bis sieben Lieues von mäßig hohen Hügeln umgeben ist. Von allen Seiten sehen die grünen Abhänge derselben in die geradlinichten Straßen der kleinen Stadt, die mit ihren weißen Mauern und Thürmen in der Mitte liegt, hinein, und erfrischen den durch den Glanz einer tropischen Sonne geblendeten Blick. Die Häuser sind selten mehr als achtzehn bis zwanzig Fuß hoch und haben daher natürlich nur ein Stockwerk: eine Vorsichtsmaßregel, welche der häufigen Erdbeben wegen von den alten spanischen Gesetzen vorgeschrieben war. Die Straßen, die, rechtwinklich durchschnitten, von allen Seiten nach dem Mittelpunct zulaufen, sind gut gepflastert und meist rinnt klares Quellwasser in den Gassen, die daher von grünen Grasstreifen eingefaßt sind und der Stadt ein ödes Ansehen geben. Mehrere Kirchen sind groß und schön gebaut und eine neue, das Pantheon, war eben vollendet worden, als Thomson Guatemala besuchte.

Thomson's Official Visit to Guatemala.

Die Juden in Syrien.

Tiberias ist eine der vier heiligen Städte des Talmud. *) Es wird für heilig gehalten, weil hier Jacob seinen Wohnsitz gehabt haben soll und weil es an dem See Genezareth gelegen ist, wonach der Meinung der Talmudisten der Messias hervorgehen soll. Der größte Theil der Juden, die in diesen heiligen Städten wohnen, verzichtet auf alle weltlichen Geschäfte und bildet eine religiöse Gemeinde, die nur der Ausübung ihrer gottesdienstlichen Gebräuche lebt. Nur zwei von ihnen sind Kaufleute und Männer von Vermögen, und diese werden von den Andern, die Nichts thun, als beten und lesen, Kafern oder Ungläubige genannt. Aus allen Theilen der Welt kommen fromme Juden nach den vier Städten, um hier ihr Leben zu beschließen, indem sie für ihre im weltlichen Treiben befangenen Brüder beten. Eine Stelle im Talmud, wonach die Welt in ihr altes Chaos zurückkehren wird, sobald nicht wenigstens zweimal in der Woche der Gott Israel in diesen vier Städten angerufen werden wird, bringt den frommen Bewohnern derselben großen Vortheil, indem die Missionäre, die sie in alle Weltgegenden aussenden, Almosen für die Erhaltung ihrer religiösen Gemeinde zu sammeln, nur mit der Gefahr der Rückkehr des Chaos drohen dürfen, um ihre Glaubensgenossen stets zu reichen Gaben zu vermögen. Jedes Jahr senden sie drei oder vier solcher Missionäre aus: einen an die africanische Küste von Damiette bis Mogodore, einen an die europäischen Küsten des Mittelmeeres von Venedig bis nach Gibraltar; einen dritten in den Archipel, nach Constantinopel und Kleinasien, und endlich einen vierten durch Syrien. Auch die Milde der Londoner und Amsterdamer Juden wird von Zeit zu Zeit angesprochen; doch werden als die freigebigsten die Juden zu Gibraltar gerühmt, von denen allein jährlich 4000 bis 5000 span. Dollars eingehen sollen. Die polnischen Juden, die sich zu Tiberias niedergelassen haben, senden regelmäßig ihre Sammler nach Böhmen und Polen, und die reichen jüdischen Kaufleute dieser Länder haben ihre Pensionäre im gelobten Lande, die sie durch regelmäßige Geldsendungen erhalten.

Die frommen Juden bringen den ganzen Tag in der Schule oder Synagoge zu, wo sie das alte Testament und den Talmud recitiren, und mehrere von ihnen wissen beide Bücher vom Anfang bis zum Ende auswendig. Alle schreiben Hebräisch; doch scheint ihre Gelehrsamkeit auf derselben Stufe mit jener der Türken zu stehen, bei denen ein Ulema den Gipfel aller Wissenschaft erreicht zu haben meint, wenn er den Koran und einige Tausend Hadeath (Sprüche des Propheten) herbeten kann.

Sie beobachten bei ihren Gebeten eine sonderbare Sitte. Während der Rabbi die Gebete aus den Psalmen David's vorträgt, ahmt die Gemeinde mit Stimme und Geberden das nach, wovon gerade die Rede ist; wenn der Rabbi z. B. die Worte spricht: „Preiset den Herrn mit dem Schall der Trompete," so setzen sie alle die Hand an den Mund und ahmen den Schall der Trompete nach. Kommt ein furchtbarer Sturm vor, so blasen sie die Backen auf, um den Sturm vorzustellen; oder erwähnt er des Geschreis des Gerechten in der Noth, so erheben sie ein lautes Geschrei; und so geschieht es, daß, während einige noch mit dem Sturm heulen, andere schon das Geschrei des Gerechten angefangen haben, was natürlich ein Concert bildet, das nur der eifrige Hebräer mit ernsthafter Miene anhören kann.

Burckhardt's Travels in Syria.

Locke's Leben.

Ein interessantes Werk, das wir kürzlich von der brittischen Presse zu erwarten haben, ist das Leben des berühmten Philosophen John Locke, das zahlreiche bisher noch ungedruckte Auszüge aus seiner Correspondenz vom Jahr 1660 bis zum letzten Jahr seines Lebens, 1704, so wie aus seinen Tagebüchern und anderen Manuscripten enthalten wird.

London Weekly Review.

Unterirdische Hitze.

Nach Beobachtungen, die man in Paris angestellt hat, nimmt die Hitze in einer Tiefe von 51 Fuß um 1° Fahrh. zu; bis sie also die Temperatur des siedenden Wassers erreichte, müßte man 8212 Fuß tief unter Paris hinabsteigen.

Edinb. New Phil. Journ.

*) Die drei andern sind Jerusalem, Schaffad und Hebron.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 101. 11 April 1829.

Die Memoiren der Akademie der Wissenschaften in Batavia.*)

Die Insel Java.

Eine Bemerkung **), welche Sir Thomas Stamford Raffles über die physische Beschaffenheit Java's macht, ist nicht ohne Bedeutung für die Geschichte der Civilisation dieser großen Insel. Sumatra und Banda kann man als eine Fortsetzung der ungeheuren Gebirgskette betrachten, welche einen großen Theil Asiens durchschneidet, und zuletzt ihre Richtung von Nordwest nach Südost nimmt. Dagegen ist Java wahrscheinlich ganz vulkanisch, ohne Beimischung primitiver oder secundärer Gebirgsarten; statt südöstlich wie Sumatra und die Halbinsel Malacca, wendet es sich nebst Bali, Lombok, Sunabawa, Endi, Timor und mehreren andern kleinern Inseln ganz östlich. Alle die letztern Inseln scheinen einer vulkanischen Kette anzugehören, welche mit dem Aequator gleich läuft und mehrere Breitengrade einnimmt. Auch scheint Java, während Sumatra an Metallen Ueberfluß hat, davon ganz entblößt zu seyn; und während auf Sumatra beträchtliche Strecken ganz unfruchtbaren Landes sind, erfreut sich Java beinahe durchgehends des herrlichsten Bodens, der vier Millionen Menschen ernährt, und zugleich begreiflich macht, wie es möglich war, daß eine Civilisation, die sich in zahlreichen Denkmälern verherrlicht hat, schon in früher Zeit daselbst Wurzel fassen konnte. Die Glanzepoche von Java fiel etwa zwischen das 11 und 15 Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Damals standen die Javaner in einem lebhaften Verkehr mit Indien; ihr Handel blühte in hoher Thätigkeit; die Kunst verschönerte ihre Städte; ihr Geist schuf sich eine Literatur, reich an Werken in Prosa und Versen; Kolonien auf den benachbarten Inseln und Küsten nahmen die Ueberfülle ihrer Bevölkerung auf. Dieses schöne Leben verschwand oder verlor wenigstens seinen Schimmer, als Java, wie das übrige Indien, unter den Druck des stumpfsinnigen Despotismus der Moslimin sank. Gegenwärtig sehen wir kaum noch die Trümmer der alten Herrlichkeit Java's; allein diese Trümmer nehmen unsre ganze Theilnahme in Anspruch, weil sie bezeugen, zu welcher Höhe die Künste, die Wissenschaften, der Handel ꝛc. in Java sich gehoben hatten. Prambawa, Boro-Bodo und Singasari besitzen Pagoden, welche man den schönsten indischen Pagoden an die Seite stellen darf. In Prambawa, wovon Mackenzie *) eine ausführliche Beschreibung geliefert hat, sind die Denkmäler, namentlich die der Sculptur, wozu die schönen Steine des Landes das Material darboten, dergestalt angehäuft, daß man diesen Ort Tschandi-Sewo oder die tausend Tempel nannte. In Boro-Bodo trägt ein kleiner Hügel auf seiner Spitze ein großes Gebäude von sieben terassenförmig über einander emporsteigenden Stockwerken; ein mit mehreren Kuppeln geschmückter Dom überragt das Ganze. Ungefähr dreihundert Statuen (lauter sitzende Figuren) füllen die Nischen oder kleinen Kapellen in den Terrassenmauern; und alle Mauern wie die Kuppeln selbst sind von außen und innen mit Basreliefs, welche historische Scenen oder religiöse Gebräuche, vielleicht dem Ramajana oder Mahabarat entnommen, darstellen, überdeckt. Denselben Stil und dieselben Bilder, nur besser erhalten, findet man auch in den Pagoden von Singasari. Man sieht noch die Statuen einiger der Hauptgottheiten der Hindu, unter andern einen 12 Fuß hohen und im Rücken $9\frac{1}{2}$ Fuß breiten Coloß; er ist aus einem einzigen Blocke gehauen und liegt am Boden; es scheint, daß er auf einer 18 Fuß hohen Terrasse aufgestellt war. Im Norden der Insel erhebt sich der Berg Gonon-Brahu; hier soll ehemals eine solche Menge reicher Denkmäler vorhanden gewesen seyn, daß man behauptet, die Bewohner des Dorfes Kali-Babor, am Fuße des Berges, hätten lange Zeit so viel Gold aus den Ruinen ihrer Nachbarschaft ausgegraben, daß sie im Stande gewesen wären, ihre Abgaben ganz damit zu bestreiten. So sieht man auch unferne dem ehemaligen Krater des Vulkans Dengaran und den mit schwefelsaurem Gaz geschwänger-

*) Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Von den eilf Bänden, welche diese Akademie der Wissenschaften seit ihrem Bestehen (1778) zu Tage gefördert hat, gehören der siebente und achte, die besten der ganzen Sammlung, in die Zeit der englischen Herrschaft auf Java, während welcher Männer wie Sir Thomas Stamford Raffles (Präsident) Horsefield u. a. ihre Forschungen in den Archiven der Akademie niederlegten. In dem 9 Band trat die holländische Sprache in ihre Rechte zurück, aber die niederländische Regierung scheint den glücklichen Impuls, den die Engländer der Akademie gaben, erhalten zu wollen.

**) Tom. VIII A discourse on the 11 September 1815.

*) Tom. VIII.

ten Quellen daselbst mehrere kleine Pagoden, von denen einige mit Bildereien geziert sind, welche sich auf den Dienst der Braminen beziehen; und in der ganzen Umgegend mitten unter Reisfeldern und Kaffeepflanzungen entdeckt man noch immer Ueberreste von indischen Götterbildern, z. B. Ganesa's, Mahadewa's, Siwa's, denen man vermuthlich Menschenopfer gebracht hat.

Die Archäologie Java's, um welche die batavische Gesellschaft sich hätte verdienter machen können, als sie gethan hat, ist uns indessen durch mehrere Werke bekannt geworden. Engelhardt, Colonialbeamter der niederländischen Regierung, hat eine Sammlung, die theils Zeichnungen theils Originalien enthält, nach Europa geschickt und Reuvens, Mitglied der dritten Klasse des niederländischen Institutes, hat über drei alt-indische Idole aus Singasari, wo Siva eine Pagode hatte, eine ausführliche Abhandlung geschrieben *), die er mit Kupfern herausgab. Sie stellen Bairawa, die Göttin des Todes, Ganesa, und den Stier Nandi vor. Das Museum zu Leyden besitzt eine Menge javanischer Reliquien; eben so das brittische Museum und das Hôtel der ostindischen Kompagnie in London. Die besten Nachrichten in dieser Beziehung findet man bei Sir Stamford Raffles **) und bei Crawfurd ***).

Nicht minder kostbar für den Alterthumsforscher sind die in der Nähe des ehemaligen Königreichs Dschongolo entdeckten Inschriften, welche in einer längst verschwundenen Sprache geschrieben sind, und Gebete an die Götter nebst Angaben der Zeit ihrer Entstehung enthalten.

Einige Worte über die Sprache und die Literatur der Javaner mögen hier eine Stelle finden. Es giebt auf Java zwei Sprachen: nämlich die Sundasprache, welche man im Westen, und die javanische, welche man östlich von Cheribon spricht. Erstere, welche streng genommen nur dem Gebirgsstamme angehört, besteht zu einem Viertel aus javanischen, einem Viertel aus eigenen und zu zwei Vierteln aus malaischen Wörtern. Das javanische, hat zumal in den Grundsätzen der Wortfügung ebenfalls viele Aehnlichkeit mit dem Malaischen; und es scheint, daß selbst in den neuern Zeiten viele malaische Wörter sich mit demselben verbunden haben. Eine besondere Erscheinung im Javanischen ist der Unterschied zwischen Hof- und Volkssprache. Sonst hat wohl überall die Sprache des Hofes etwas Sorgfältigeres, Feineres als die des Volks; in Java dagegen drückt sich der Vornehme ganz anders aus, als der Geringere, dieselbe Redensart unterscheidet sich beträchtlich, je nachdem sie von einem Höhern an einen Niedern, oder vom Niedern an den Höhern gerichtet ist. Die batavische Gesellschaft hat ein kleines Wörterbuch herausgegeben, worin die Hof- und die Volkssprache verglichen werden. Auch Sir Stamford Raffles führt mehrere Beispiele beider Sprachen auf. Um zu fragen: „Ist dein Kind ein Knabe oder Mädchen?" bedient sich der Vorgesetzte gegen den Untergebenen folgender Worte: anak kiro wadon opo lanang? Erlaubte sich aber der leztere dieselbe Frage an den ersteren, so müßte er sagen: putro hischang'an diko, estri punopo? Und wollten sie diese Unterredung fortsetzen, so würde Jeder die Sprache seines Standes fortsprechen müssen. Das Bewundernswürdige an der Sache ist, daß sie sich so gut verstehen, da hierzu nothwendig erfordert wird, daß selbst der Pöbel zweier Sprachen mächtig sey, während er in der ganzen Welt bekanntlich Mühe hat, Eine gut zu erlernen. Was aber die Verständlichkeit beider Sprachen noch mehr erschwert, ist in Fällen, wo man besonders höflich seyn, oder eine ausgezeichnete Bildung zeigen will, die Einmischung von Worten aus dem Kawi, einer todten Sprache, die für die Javaner dasselbe ist, was das Sanskrit für die Hindus, das Pali für die Birmanen und Siamesen, und das Griechische und Lateinische für die Europäer. Sir Stamford Raffles glaubt, bei genauerer Kenntniß des Kawi müßte sich dessen Identität mit dem Sanskrit, wie sich denn dieses überhaupt im Gefolge der Cultur über den ganzen indischen Archipel verbreitet habe, nachweisen lassen. In diesem Kawi sind auch die Inschriften abgefaßt, welche man auf den alten Denkmälern Java's antrifft, und es ist dasselbe Idiom, in dem die alten javanischen Schriftsteller ihre Werke geschrieben haben. Die Charaktere des Kawi scheinen indessen sehr unter sich abzuweichen, und man hat bis zu sieben Schreibarten desselben aufgezählt; Sir Stamford Raffles betrachtete sie jedoch alle als bloße Modificationen einer und derselben Grundform.

Die javanische Literatur hat zwar noch keinen Platz in unserer Literaturgeschichte eingenommen; aber daran ist nicht sie Schuld, sondern unsere Unwissenheit. Die Javaner besitzen ihre Historiker, Dramatiker, Lyriker, Moralisten und Astrologen, deren Schriften für die meisten Javaner mehr Anziehendes haben, als die lehrreichsten Werke der Welt. Zwei ihrer epischen Gedichte stellen sie der Iliade und Odyssee im Westen an die Seite: das eine ist das Brata Youdha, oder der heilige Krieg; es besingt die Thaten Ardschuno's und anderer durch das Mahabarat berühmter Helden; es enthält nicht mehr als zweihundert Verse, allein das Kawi scheint so gedrängt zu seyn, daß man, um das Gedicht in die javanische Sprache zu übersetzen, dreimal mehr Verse brauchte. Wieviel man brauchen würde, um es in eine unserer Sprachen zu übertragen, läßt sich nicht wohl bestimmen, da man bis jetzt bloß Bruchstücke davon kennt. Das zweite Epos, Ronco oder Ranca genannt, feiert dieselben Helden, welche in dem Ramayana vorkommen. Man hat aus diesen Gedichten Stoffe zu Theaterstücken genommen, welche man hinter chinesischen Wänden oder mit Masken aufführt, oder durch Marionetten darstellt, und wobei die monotone Musik mehrerer bereits hinlänglich bekannter Instrumente zu hören ist.

In dem zweiten Bande der batavischen Memoiren hat man ein mythologisches Fragment aus dem Javanischen übersetzt, das mit der Geschichte der Fluth beginnt. Der orientalische Charakter ist in dieser Erzählung unverkennbar: die Fluth kam, weil Dewi-Siuta Tag und Nacht den Tod ihres Gatten Watoe Gonnong beweinte. Der Uebersetzer macht darauf aufmerksam, daß hier nicht von der allgemeinen Fluth, sondern von einer Ueberschwem-

*) Verhandeling over drie groote steenen beelden in den Jaar 1819 uit Java naar de Nederlanden over gezonden. Amsterd. 1820 in 4.

**) History of Java. London 1817 2 Vol. in 4. mit Kupfern.

***) History of the Indian Archipelago, Edinburgh 1820. 3 Vol. in 8.

mung auf der Insel Java die Rede sey. Wir lassen dieses dahingestellt seyn; auffallend bleibt es immer, daß in den religiösen und mythischen Ueberlieferungen der meisten Völker sich die Erinnerung an eine Ueberschwemmung im Lande selbst, oder an eine allgemeine Ueberschwemmung, so lebhaft erhalten hat. Das Buch, welches von der javanischen Fluth handelt, heißt Sadschara Radscha Dschawa; leider hat man es übersetzt, ohne uns mit der Autorität des Buches, oder seinem Verfasser bekannt zu machen. Wahrscheinlich ist indeß die Mythologie der Javaner indischen Ursprungs; vielleicht, daß sie durch Zugabe eigener Poesie die von dort empfangenen seltsamen Phantasiegeburten noch bunter ausschmückten; man müßte aber ihre Literatur genauer kennen, um darüber zu urtheilen. Darf man nach den Figuren schließen, welche ihre alten Götter vorstellen, so gab ihre Mythologie an monstruösem Mysticismus derjenigen Nichts nach, welche die Braminen an den Ufern des Ganges und des Indus ihre unwissenden Völker lehrten.

Auf diese Grundlage phantastischer Ideen impften die Muselmänner am Ende unsers fünfzehnten Jahrhunderts die etwas minder grassen Lehren des Islams, und Indiens Götter mußten dem Propheten Arabiens weichen. Gegenwärtig ist die mohammedanische Religion die vorherrschende in Java; indessen besteht in den Gebirgen des Teng'gar, in einer malerisch schönen, vom herrlichsten Clima begünstigten Gegend, ein alter Stamm, der in diesem einsamen Winkel der Insel den Glauben und die Sitten seiner Väter treu bewahrt. Die Bewohner der vierzig Dörfer des Teng'gar bauen ihre Häuser nicht im Schatten ihrer Bäume, sondern auf offenen Terrassen, immer eines das andere überragend. Jeder Ort wählt seinen Vorstand, Petenschi, welchem ein Gehülfe, Kabagan, beigegeben ist; vier Priester, Dukuns, deren Würde erblich und, wie sie versichern, uralt ist, besorgen die kirchlichen Verrichtungen, welche zahlreich seyn müssen, da man vier Individuen dazu bedarf. Die Engländer, wißbegieriger als die Holländer, suchten sich ihre heiligen Bücher zu verschaffen, und erkundigten sich bei ihnen nach ihrem Glauben. Sir Stamford Raffles ließ eine Uebersetzung dieser Bücher von sich erwarten, wurde jedoch vermuthlich durch den bald darauf erfolgten Abgang der Engländer von der Insel an der Ausführung verhindert; und nachher geschieht weder von dem Gebirge Teng'gar, noch den heiligen Büchern seiner Bewohner mehr Erwähnung. Wir müssen uns also mit den Nachrichten begnügen, die wir dem brittischen Forschungsgeist über die Gebräuche dieses der Religion der Hindus treugebliebenen Stammes verdanken. Derselbe besteht aus etwa 1200 Individuen, die in keinen andern Stamm heirathen. Ihre Sprache weicht vom Javanischen so wenig ab, daß unter hundert ihrer Wörter vielleicht kaum zwei nicht javanisch sind. Bei der Verbindung eines jungen Paares, spricht der Dukun einige Gebete, und der Bräutigam wäscht der Braut die Füße. Zwischen dem Hochzeitmahle und dem Vollzug der Ehe läßt man fünf Tage verstreichen: eine Sitte, die auch in den übrigen Theilen der Insel beobachtet wird. Man begräbt die Todten in der Art, daß ihr Kopf gegen Süden zu liegen kommt; sieben Tage lang stellt man ihnen Speisen und frisches Wasser aufs Grab. Nach dieser Zeit versammeln sich die Verwandten und Freunde des Verstorbenen zu einem Trauermahle, bei welchem sie sich in die Hinterlassenschaft theilen; auch bei dieser Ceremonie sind die Gebete des Dukun vonnöthen. Man wiederholt dieses Todtenfest nach tausend Tagen, wenn man das Andenken an den Verblichenen sehr werth hält, oder was wohl der Sinn seyn mag, wenn die Familie reich genug ist, um die Kosten eines zweiten Mahles zu bestreiten. Die Bewohner des Teng'gar versicherten den Engländern, daß der Diebstahl, der Ehebruch und andere Verbrechen ihnen unbekannt seyen, und daß sie keine Strafen für derlei Schuldige hätten. Begeht ein Teng'garer etwas Unrechtes, so hält ihm der Ortsvorstand dieß vor, und damit ist es gut. Man sieht selbst keine Zänkereien in den Dörfern; man ergiebt sich nicht dem Hasardspiel und dem Trunke, wie auf der übrigen Insel; Alles lebt in Friede und Eintracht. Welch' glückliches Plätzchen der Erde, wenn anders das Gemälde treu ist!

Ferner lebt auf Java ein fremdes Volk, das unter andern Beziehungen interessant erscheint, und welches sich zu Ausübung seiner Industrie angesiedelt hat. Dieß sind die Chinesen, welche seit mehreren Jahrhunderten diese Insel bewohnen oder dahin sich begeben, um Ackerbau und Handel zu treiben. Sie sind in den Umgegenden Batavias sehr zahlreich, und jedes Jahr kommen etwa zwölfhundert Arbeiter, um ihre Landsleute zu unterstützen. Sie pflanzen Zuckerrohr und bereiten Farin- und Kandelzucker, wie auch Arrak daraus; sie treiben die Indigokultur, ohne jedoch darin die Geschicklichkeit der Hindu zu besitzen; auch bauen sie viel Katschany oder Pistacien, aus welchen sie mittelst sehr einfacher Mühlen Oehl ziehen. Letztern Industriezweig scheinen sie aus ihrem Vaterlande mitgebracht zu haben. Die Memoiren der batavischen Gesellschaft *) beschreiben mehrere Verfahrungsarten, welche die Chinesen bei der Bereitung des Katschany, des Zuckers, Arraks und Indigo's befolgen. Einige Chinesen bereichern sich durch ihre Thätigkeit und ihre Unternehmungen; der größere Theil erwirbt sich aber nur seinen täglichen Bedarf, oder erspart sich höchstens so Viel, daß er Weniges ins Vaterland zurückbringt. Der Hauptgewinn fällt augenscheinlich auf die Seite der europäischen Regierung, welche alle Gegenstände der Kultur mit Abgaben belastet. Man erfährt aus den Memoiren, daß die Holländer in früherer Zeit jede Art von Bedrückung über diese betriebsamen Fremdlinge ausübten, welche den Ackerbau in den Umgebungen der Hauptstadt emporbrachten. Bald beschränkte man die Zeit des Arrakbrennens, bald erschwerte man ihnen das Brennen durch Auflagen, bald verbot man ihnen das Brennen ganz, oder man bestimmte willkürlich die Preise des Zuckers und zwang die Chinesen, ihn an die Regierung zu verkaufen. Dadurch verminderten sich die durch chinesische Industrie angelegten hundert ein und dreißig Zuckerraffinerien bis auf etliche fünfzig. Die Europäer, welche unfähig sind, die Erde unter diesem erschlaffenden Klima zu bebauen, hätten eher die Chinesen auf alle Weise aufmuntern sollen, allein die Habsucht der Handlungskompagnien trachtet nur so viel und so schnell

*) S. Tom. I — III Jan Hooyman über den Zustand der Landwirthschaft in den Umgebungen Batavias.

als möglich Geld zusammenzuhäufen; es bedurfte der Betriebsamkeit und vielleicht all der Verschmitztheit der Chinesen, um sich nicht durch so unbarmherzige Gebieter zurückschrecken zu lassen; doch sie waren ja diese tyrannische Behandlung bereits von ihrem eigenen Vaterlande her gewöhnt. Ueber den gegenwärtigen Zustand der chinesischen Kolonie besitzen wir keine Nachricht; doch läßt sich mit Recht erwarten, daß die Regierung der Niederlande nunmehr ein vernünftigeres administratives System für ihre Colonie angenommen haben werde, während die Compagnie von Amsterdam eher nach dem Haß, als nach der Liebe der Einwohner gestrebt zu haben scheint. —

(Schluß folgt.)

Hugo's Orientales.

Neben Beranger, Delavigne und Lamartine wird unter den Dichtern des heutigen Frankreichs als der vierte ihr jüngerer Nebenbuhler, Victor Hugo genannt, der durch eine Ode auf das Leichenbegängniß Ludwigs XVIII zuerst bekannt jetzt Lamartine bereits den Rang als Haupt der romantischen Schule streitig macht. Seine Romane: Hans d'Islande (4 Bde.), Bug Jargas (3 Bde.) und Le dernier jour d'un Condamné haben auch in Deutschland wenn nicht den Enthusiasmus der Pariser Salons, doch ein mehr oder weniger günstiges Publicum gefunden; sein historisches Drama, Cromwell, setzt ihn in den Augen seiner Freunde Shakspeare an die Seite, und seine lyrischen Gedichte sind, wenn wir dem Prospectus einer neuen Ausgabe glauben dürfen, das Einzige, was nach Pindars Hymnen in dieser Gattung Poesie genannt werden darf. Möchten wir auch auf keine Weise diese ungemessenen Lobsprüche unterschreiben, so können wir doch dem Dichter ein entschiedenes poetisches Talent nicht absprechen.

Das neuste Werk Hugos ist eine Sammlung von Gedichten, die sich mit wenigen Ausnahmen auf die neuesten Begebenheiten und Verhältnisse in Griechenland und der Levante beziehen und dadurch den Titel Les Orientales (Paris, 1829. 8.) rechtfertigen. Das zweite Gedicht in dieser Sammlung ist „dem guten Canaris" gewidmet, dem Schrecken der türkischen Flotten. Es ist so kühn, wie der Held, den es feiert. Canaris ist der reinste Patriot und zugleich der beste Mann, dessen die griechische Revolution sich rühmen kann. Merkwürdig ist, daß dieser Vernichter der osmanischen Admirale, den man seinen furchtbaren Thaten noch für den bösen Feind selbst halten könnte, sich im Privatleben als den sanftmüthigsten und gutmüthigsten Menschen zeigt, was um so auffallender ist, je seltner diese Eigenschaften sonst unter den Griechen sind. Hugo scheint seinen Charakter wohl gekannt zu haben, wenn er ihn le bon Canaris nennt.

Das nächste Gedicht „Les têtes du Serail" ist nicht weniger kühn, als das vorhergehende. Auch in diesem nimmt Canaris, der überhaupt den Geist des Dichters sehr beschäftigt zu haben scheint, eine bedeutende Stelle ein. Es wurde im Jahr 1826 nach dem Fall von Missolonghi geschrieben, während man allgemein in der Meinung stand, daß der Held vor der Feste, die er vergebens zu entsetzen gesucht, seinen Tod gefunden habe. Die Häupter des Canaris, Marco Bozzaris, dessen Leichnam nach der Einnahme von Missolonghi ausgegraben worden ist, und Josephs, Bischofs von Rhodus, der zu Missolonghi fiel, halten vor dem Thore des Serail, wo sie zur Schau gestellt sind, einen Dialog. Diesem dient eine sehr schöne und poetische Beschreibung des Serails zur Einleitung. Canaris eröffnet die Unterhaltung, und es möchte dem ehrlichen Seemann sonderbar zu Muthe seyn, wenn er sähe, wie schön er sprechen kann, sobald er den Kopf verloren hat, während er doch mit demselben, der Rede so wenig fähig ist, daß jeder Cajüttenjunge an Bord seiner Schiffe eine bessere Beschreibung seiner Thaten machen würde, als er selbst. La première Voix (Canaris):

Où suis je? — mon brulot! à la voile! à la rame!
Frères, Missolonghi fumante nous reclame,
Les Turcs ont investi ses remparts généreux.
Renvoyons leurs vaisseaux à leurs villes lointaines,
Et que ma torche, o Capitaines,
Soit un phare pour vous, soit un foudre pour eux!
Partons! Adieu, Corinthe et ton haut promontoire,
Mers, dont chaque rocher porte un nom de victoire,
Eccueils de l'Archipel sur tous les flots semés,
Belles îles des cieux et du printemps chéries,
Qui le jour paraissez des corbeilles fleuries,
La nuit, des vases parfumés! —

Außer diesen „Griechenliedern" enthalten die Orientalen Gedichte, die sich auf türkische Sitten beziehen, Nachahmungen der maurisch-spanischen Balladen und einiges Andere, was mit dem Orient sonst eben in keiner Verbindung steht. Eines der letzten und besten Gedichte in der ganzen Sammlung, „Lui" (das Pronomen bedarf keiner Erklärung) enthält folgende schöne Stelle:

Toujours lui! lui partout! — ou brulante ou glacée
Son image sans cesse ébranle ma pensée.
Il verse à mon esprit le souffle créateur.
Je tremble, et dans ma bouche abondent les paroles,
Quand son nom gigantesque, entouré d'auréoles,
Se dresse dans mon vers de toute sa hauteur.
Là, je le vois, guidant l'obus aux bonds rapides,
Là, massacrant le peuple au nom des régicides;
Là soldat, aux tribuns arrachant leurs pouvoirs;
La Consul, jeune et fier, amaigri par des veilles
Que des rêves d'empire remplissaient de merveilles,
Pâle sous ses longs cheveux noirs.

Puis Empereur puissant, dont la tête s'incline,
Gouvernant un combat du haut de la colline,
Promettant une étoile à ses soldats joyeux,
Faisant signes aux canons qui vomissent des flammes,
De son ame à la guerre armant six cent mille ames,
Grave et serein, avec un éclair dans les yeux,
Puis, pauvre prisonnier, qu' on raille et qu' on tourmente,
Croisant ses bras oisifs sur son sein qui fermente,
En proie aux geôliers vils, comme un vil criminel,
Vaincu, chauve, courbant son front noir de nuages,
Promenant sur un roc où passent les orages.
Sa pensée, orage éternel.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 102 und 103. 12 und 13 April 1829.

Die nordwestliche Durchfahrt.

Bemerkungen über den Charakter der Polarregionen.

(Fortsetzung.)

An die von uns über die Entdeckungsversuche einer nordwestlichen Durchfahrt gegebene historische Skizze schließen sich einige Betrachtungen über die Strömungen, das Eis, und die Lage des Landes im Norden des amerikanischen Continents an. Wir können nicht umhin, uns zu dem Glauben an das Vorhandenseyn eines Seewegs von der Behringsstraße durch die Prinzregenten-Einfahrt nach der Baffinsbai zu bekennen. Ob aber die ungeheure Anhäufung des Eises in der Polarregion je erlauben wird, von diesem Seeweg für den Handel einen vortheilhaften Gebrauch zu machen, ist eine Frage, die wir uns nicht zu beantworten getrauen. Die so kurze Dauer der Fahrzeit könnte für Reisen nach Ostindien leicht verderblich werden; dagegen sehen wir nicht ein, warum nicht zum Behuf des Pelzhandels mit den Indianern und Eskimos im Norden Americas eine Fahrt um das Eiscap fast eben so leicht werden sollte, als um das Nordcap nach dem weißen Meer in derselben Breite; da die westlichen Küsten bei gleicher Breite anerkannter Maßen gemäßigter sind.

„Das Clima in dem Innern des Kotzebuesundes," sagt Chamisso, „hat einen viel mildern Charakter als im Innern der St. Lorenzbai. Die Weiden stehen höher, der Graswuchs ist reicher, und die ganze Vegetation saftiger und kräftiger." In Uebereinstimmung damit macht Kotzebue auf den Unterschied zwischen dem Clima von America und Asien aufmerksam: während in Asien Alles von Eis und Schnee bedeckt war, fand er in America selbst die Gipfel der höchsten Berge von Schnee frei; während ihm von Asien schwarze Felsmassen mit Schnee und Eiszapfen entgegenstarrten, bot America's Küste den Anblick eines grünen Teppichs dar. Unter 66° 42′ 30″ trifft man in Kotzebue's Sund eine blühende Natur, unter 55° herrscht Verödung an der Küste von Grönland.

Vorausgesetzt, daß der Sommer nicht ungewöhnlich kurz wäre, könnte ein entschlossener Versuch, das Eiscap zu umsegeln, nicht wohl fehlschlagen. Die Seefahrer, welche diese Aufgabe hätten lösen können, scheinen wenig Lust zu einer Fahrt nach Osten, oder keine Instructionen hiefür gehabt zu haben. Cook hatte 70° 41′ erreicht, als ihn eine mauerfeste Eiswand aufhielt; er fuhr hierauf gegen Süden zurück und entdeckte unter 70° 29′ eine niedrige Landspitze, die er Eiscap nannte, ohne daß er jedoch einen Versuch machte, dieselbe zu umschiffen. So auch Kotzebue, der sich dem vorschnellen Glauben hingab, daß der nach ihm benannte Sund mit dem Nortonsund zusammenhänge und daß hier vielleicht eine Durchfahrt nach der Polarsee vorhanden sey.

Eine größere Schwierigkeit, als das Eis, scheint uns die Seichtigkeit der See. In der Behringsstraße hat das Meer ungefähr 25 Faden Tiefe, 4° weiter nördlich etwa halbwegs zwischen den beiden Continenten 28 — nördlich vom Eiscap 22 — und auf der Höhe des Nordcaps an der Küste von Asien 25. Ob die See mehr nordostwärts tiefer wird, bleibt noch zu erheben.

Wir sind überzeugt, daß die Fahrten auf Entdeckung eines Seewegs über diesen Theil der Polarsee bis jetzt immer begannen, wann sie hätten beendigt seyn sollen. Ferner sollte die Reise mit, nicht gegen die Strömungen gemacht werden. Es ist ein großer Unterschied, ob man gegen eine eistreibende Strömung oder mit ihr fährt. Parry brauchte von der Einfahrt in den Lancastersund nach der Melvilleinsel sechs Wochen: eine Strecke, die er auf seiner Fahrt nach Osten in sechs Tagen zurücklegte. Dieselbe Erfahrung machte Franklin, als er von dem Kupferminenfluß in zwei Kanoes 555 geographische Meilen längs der Küste mit wenig oder keiner Schwierigkeit hinschiffte; in gerader Linie würde er nach der gegenüberliegenden Küste der Repulsebai gekommen seyn. Wir besitzen jedoch bis jetzt keine genauen Beobachtungen über die Stärke der Strömungen inner und außerhalb des Polarkreises. Kotzebue's Berechnungen wenigstens scheinen uns übertrieben. Er vermuthet, daß die Strömung nordwärts durch die Behringsstraße zwei Meilen in einer Stunde betrage. Dieß ist mehr als das Doppelte von Cooks Angabe. Daß die Strömung immer nach dem Norden geht, kann nicht bezweifelt werden. Das Zeugniß der beiden vorerwähnten Seefahrer und das von Clarke und Glottof läßt an dieser Thatsache nicht länger zweifeln. Der Befehlshaber dieser russischen Expedition soll, nachdem er das Eiscap umsegelt hatte, besorgt haben, er möchte auf der Rückkehr nicht im Stande seyn, die Strömung zu überwinden.

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich, daß die Umschiffung des Eiscaps kein so schwieriges Unternehmen seyn dürfte; da

das Eis offenbar keinen der Seefahrer, die es bis jetzt versuchten, gehindert hat. Stürme sind nicht sehr häufig in diesen Regionen, der Regen sehr selten, und Schnee fällt auch nicht oft. Die Strömungen allein würden ein Schiff in 24 Stunden 25 bis 50 Meilen ostwärts führen.

Eine höchst interessante Erscheinung ist auch die ungeheure Anhäufung von Eis in dem Polarkreise, welche an manchen Stellen beständige Eisberge am Land, und beständige Inseln in den Straßen und Baien bildet, und ganze Baien den größten Theil des Jahrs mit ununterbrochenen Eismassen füllt. Wenn man sich erinnert, daß Parry in seinen Winterquartieren auf der Melvilleinsel zehn Monate lang von einem Eisdamm eingeschlossen war, so könnte man auf den Gedanken kommen, daß die zehn Monate außerordentlicher Kälte leicht über die zwei Monate Frühling, Sommer und Herbst den Sieg gewinnen und so jene Gegenden in ewiges Eis begraben könnten. Allein das in dem Seewasser aufgelöste Salz verhindert ewiges Eis selbst bei dem höchsten Kältegrad, den Parry und Franklin durchgemacht haben. Scoresby's Versuche *) über das Gefrieren des Wassers sind zu interessant und wichtig, als daß wir sie unberührt übergehen könnten. Ein Theil des Wasserschaums, welcher auf das Verdeck spritzt, bleibt stets ungefroren, und man findet, daß es einen sehr scharfen Salzgeschmack hat. Dieß kömmt daher, daß der Gefrierpunkt des Wassers durch seinem größern oder geringern Salzgehalt bestimmt wird. So gefriert reines Wasser bei einer specifischen Schwere von 1.0000 in einer Temperatur von 32°, Wasser bei einer specifischen Schwere von 1.0263 mit ungefähr $5\frac{3}{4}$ Unzen Salz in jeder Gallone zu 231 Kubikzoll, d. h. bei dem in den Meeren von Grönland gewöhnlichen Salzgehalt braucht um zugefrieren $28\frac{1}{2}$°; Seewasser, durch die Kälte verdichtet, bis es die specifische Schwere von 1.1045 erhält, erfordert schon eine Temperatur von $13\frac{3}{4}$°, indem sein Gefrierpunkt $18\frac{1}{4}$° unter dem des reinen Wassers steht; und Wasser, mit Seesalz gesättigt, bleibt flüssig bei einer Temperatur gleich Null.

Man kann also leicht entnehmen, daß ein immerwährendes Zufrieren der arktischen See, oder eines großen Theils derselben bei der uns bis jetzt bekannten Temperatur ungedenkbar ist. Wirklich sagt auch Parry auf seiner dritten Reise, er glaube nicht, daß die Barrow'sstraße während des Winters beständig gefroren sey. Am Lande aber ist in vielen Theilen der kalten Zone das Reich des ewigen Eises. In der Einfahrt der Fury und Hellastraße hatte sich, als Parry daselbst auf seiner zweiten Reise den zweiten Winter zubrachte, das Eis noch nicht von den Ufern getrennt, und schon begann neues sich zu bilden. In den Sümpfen, an der Mündung des Obi, eines der größten Flüsse Sibiriens, ist der Boden in der Tiefe eines Fußes stets gefroren, und dasselbe ist, wie Kotzebue berichtet, an den Küsten des Eiscaps der Fall. Kotzebue erwähnt auch einer Eisinsel in der Kotzebue's-Einfahrt, die er und seine Gefährten Anfangs für Land gehalten hätten. Moos und Gras bedeckten den Boden, eine Stelle ausgenommen, wo Zacken reinen Eises zum Vorschein kamen. Bei näherer Untersuchung entdeckten sie große Quantitäten Mammuthzähne und Mammuthknochen.

Man erhob schon Zweifel, ob sich das Eis im Meer selber bilde. Das Zeugniß eines sorgfältigen Beobachters der Erscheinungen des Polarmeers, Kapitän Scoresby's, scheint uns entscheidend über diesen Gegenstand. Er beobachtete nämlich das Eis von seiner Kristallisirung, bis es die Dicke von einem Fuß und darüber erreichte. Dieß geschah in einem Monat, während die See frei von exotischem Eise war.

Die Eisberge, welche sich majestätisch über den Wogen aufthürmen und den Stürmen des Oceans trotzen, hielt man für Lauwinen, auf dem Lande erzeugt, und in die Thäler herabgestürzt, aus denen sie durch Flüsse dem Meere zugeführt worden wären. Mit den kleineren Eisbergen mag es diese Bewandtniß haben, die großen aber können sich bloß an hohen, perpendikulären Felsenküsten gebildet haben; wo ihre Basis von der Fluth unterwaschen wird. Die seit Jahrhunderten angehäufte Masse fällt dann, durch ihre die Kraft der Cohäsion überwiegende Schwere abgelöst, mit furchtbarem Krachen in die Tiefe und die Strömung treibt diese „Donnerkeile des Schnees" nach dem Süden. Wie will man aber die Erscheinung großer Felsstücke und anderer fremdartigen Gegenstände auf diesen Eisbergen erklären? „Ich traf, erzählt Fox, „ein Eisstück, höher als die übrigen, auf welchem ein Steinblock lag, der mehr den fünf bis sechs Tonnen wog, nebst verschiedenen andern kleineren Steinen und Schlamm darüber." Parry wundert sich über die Menge von Steinen, Muscheln, Sand, Schlamm, Unkraut ꝛc., die er auf den Eisflößen fand. Dieß kann so zugehen, daß, wenn sich eine Lauwine von einer kahlen Felswand losreißt, große Felsstücke mitgehen, oder daß die Eisberge, die oft Jahre lang am Strande liegen, wenn sie endlich durch das Steigen des Wassers, durch die Gewalt der Stürme, oder durch Verminderung ihrer Massen von ihrer Stelle gerückt, in die Strömung stürzen, ihr Schwerpunct sich verändert, so daß das Unterste sich leicht zu oberst umkehrt. Die Sonnenhitze hat gewöhnlich auch ihren Einfluß auf diese Massen, die Seiten schmelzen ab und die Bruchstücke fallen mit furchtbarem Geräusch in die See, so daß man es oft mehrere Meilen weit hört. Während dieses Hinrollens zerfällt die Eismasse oft, gleich einem Schiffswrack, in tausend Stücke. Die Hudsons- und Davisstraßen, der Forkanal und die Bassinsbai liefern viel dergleichen Eisberge. Ellis sah einen, der 500—600 Yards dick war, und Frobisher beschreibt einen, der achtzig Faden über das Wasser emporstand. Kapitän Roß will sogar 700 auf einmal gesehen haben, und darunter einige von ungeheuerer Größe; einen, der auf dem Grund fest saß, schätzte Roß zu 150 und mehrere beisammen zu 250 Faden. Ein anderer, den Parry genau maß, ging 61 Faden in die Tiefe hinab und wog nach einer ungefähren Berechnung 1,29[illegible],[illegible]97,675 Tonnen. Es muß hier bemerkt werden, daß, da die specifische Schwere des Eises um ein Sechstheil geringer als die des Wassers ist, bloß ein Siebtheil der Masse über dem Wasser erscheint.

*) Arctic Regions Vol. I p. 231.
Scoresby berechnet die Eisauflösung in den Meeren von Spitzbergen jährlich auf ungefähr 10,000 Quadratmeilen; während die in den von Wallfischfahrern beschifften Seen gebildete Eismasse wahrscheinlich nicht mehr als ein Viertheil dieser Fläche beträgt.

Auffallend ist, daß man in den Gewässern von Spitzbergen selten Eisberge sieht, und die, welche man sieht, insgemein nicht bedeutend sind, obgleich der nördliche Theil der Insel unter 80° liegt. Nirgend wäre eine Annäherung an den Pol leichter und sicherer, als bei Spitzbergen. Es ist noch zweifelhaft, ob überhaupt Jemand bis jetzt den 83° der Breite erreicht habe. Daines Barrington sammelte mit Mühe alle von den Wallfischfahrern gegebenen Nachrichten und las das Ergebniß der königlichen Akademie zu London vor. Nach diesen Angaben wurde schon die Breite von 83°, 83° 50′, 86°, 88°, 89° und selbst 89° 30′ erreicht; allein wir theilen die Ansicht des sehr erfahrenen Beobachters Kapitän Scoresby, daß man auf Berichte von Reisen über 82° sich nicht verlassen darf. Die einzige Annäherung an den Pol über den 81°, die er als erwiesen annimmt, war die, welche seinem Vater gelang, der als Hauptmate auf einem Schiff diente, das mit viel Gefahr und Ungemach zu 81° 30′ vordrang; dieß war das einzige Mal, wo Kapitän Scoresby, der Aeltere, auf seinen vielen Seefahrten, so weit kam. Kapitän Phipps gelangte trotz allen Anstrengungen nicht über 80° 48′. Der ausdauernde, tüchtige Parry drang jedoch mit seinem Schiff auf seiner letzten Reise bis zu 81° 5′ 32″. In der Nähe dieser Parallele trat er hierauf nach den nöthigen Vorkehrungen seine Fußreise auf dem Eis an, die er 45 Tage nach Norden fortsetzte und die ihn vielleicht in die größte nördliche Breite brachte, unter der je ein menschliches Wesen athmete, d. h. bis zu 82° 45′ 15″; hier aber sah er sich zur Rückkehr genöthigt. Die höchst merkwürdigen Unternehmungen des ausgezeichneten Officiers Baron Wrangel dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Er reiste von der Mündung der Kolyma auf dem Eise nach Norden, bis er an eine offene See kam, wo nirgend weder Eis noch Land zu sehen war. Bei einer zweiten Reise brach ein frischer Wind das Eis auf, und er trieb auf einem kleinen Eisfloß umher, bis er endlich glücklich, aber halb todt an der Küste von Asien in der Nähe der Behringsstraße landete.

(Schluß folgt.)

Der Tower.

(Schluß.)

Die Reichskleinodien. Das Staatsgefängniß.

Aus der kleinen Rüstkammer ging ich in das Gemach, wo die Reichskleinodien aufbewahrt werden; und ich gestehe, daß ich nicht befriedigt wurde. Ich weiß zwar nicht recht, was ich eigentlich erwartete und nicht fand; denn die Diamanten glänzten und die Perlen waren größer, als die meisten, die ich bisher gesehen hatte; allein das Ganze fällt nicht ins Auge. Das Zimmer ist ein elendes Loch in einem Winkel, und die Kronjuwelen liegen da, wie auf dem Schaubrett einer Krambude; dann sind es auch der Stücke zu wenig, als daß sie imponirten. Um zu imponiren müssen Juwelen entweder in großer Masse vorhanden seyn, oder — getragen werden; was ihre eigentliche Bestimmung ist. Sie schimmern in glänzendem Haar oder heben einen reizenden Nacken; aber gleich diesen, bloß gesammelt, um angeschaut zu werden, sind sie auch nicht einmal ein Gegenstand für das Auge.

Mein Freund, der mich begleitete, spielte gegen die Frau, welche uns zu den Kleinodien führte, auf das Gerücht an, daß die dem Publikum gezeigten unächt, die ächten aber bei einem Juwelier wären. Sie beharrte aber pflichtgemäß steif und fest auf dem Gegentheil; und ich habe kein Urtheil in der Sache. Jedenfalls würde es äußerst erbaulich gewesen seyn, wenn Obrist Blood mit seiner Krone glücklich entkommen wäre und gefunden hätte, daß sie aus falschen Juwelen bestand.

In Maitland's Geschichte von London befindet sich eine sehr unterhaltende, characteristische Angabe über dieß berühmte Abenteuer. Der ganze Plan war, wie es scheint, aufs Beste angelegt und mißlang nur durch einen Umstand, den man unmöglich voraussehen konnte — nämlich die unerwartete Rückkehr eines jungen Offiziers in dem Augenblick, wo der Raub beinahe schon ausgeführt war.

Das Attentat geschah im Jahr 1673, als ein gewißer Edwards Aufseher der Reichskleinodien war. Blood machte in der (damals sehr auffallenden) Kleidung eines Geistlichen mit einer Lady, welche er für seine Gattin ausgab, einen Besuch in dem Tower, um die Kronjuwelen, wie gewöhnlich, sich zeigen zu lassen. Als diese gehörig eingesehen und bewundert waren, ward der Lady plötzlich unwohl, Miß Edwards sprang ihr bei, nahm sie auf ihr Zimmer und erwies ihr jede Aufmerksamkeit. Blood's Dankbarkeit war, wie sich denken läßt, unbegrenzt; er kehrte nach ein Paar Tagen zurück, wiederholte seinen Dank und versicherte, daß seine Frau die Freundschaft der guten Leute im Tower nicht genug rühmen könnte. Er machte Miß Edwards ein Geschenk mit weißen, französischen Handschuhen — so erfahren wir nebenbei das wichtige historische Factum, daß schon damals die bockledernen Handschuhe aus Frankreich von den englischen Damen vorzugsweise getragen wurden. — Blood setzte seine Besuche fort, und war am Ende von der Schönheit und dem anspruchlosen Wesen der Tochter des Hrn. Edwards so bezaubert, daß er davon sprach, wie glücklich er sich schätzen würde, als Brautwerber für seinen Neffen aufzutreten; einen jungen Mann, der seine 300 Pf. St. jährlich zu verzehren habe und im Begriff stehe, die Universität Cambridge zu verlassen. Blood spielte, wie es scheint, den Geistlichen mit großer Salbung. Er ward zu Tisch gebeten, und schenkte der Familie ungewöhnlich lang das Glück seiner Gegenwart; auch behauptete er in jeder Hinsicht die Decenz und Würde seines Amtes. Bei dieser Gelegenheit fand er großes Wohlgefallen an einem sehr hübschen Paar Pistolen, die in einem der Zimmer hingen, und kaufte sie „für einen jungen Lord in seiner Nachbarschaft.“ Man vermuthet aber, daß der wahre Grund seines Kaufes war, daß er meinte, sie würden für den Erfolg seines Angriffs auf die Juwelen anderswo besser, als bei Hrn. Edwards, aufgehoben seyn.

Man bestimmte dem Pseudokleriker einen Tag, an welchem er seinen Neffen bringen sollte, damit die jungen Leute sich kennen lernten. Blood erschien, aber zu einer, wie man glauben möchte, selbst in den Tagen Karls II, unhöflichen Stunde, d. h. Morgens sieben Uhr und in Gesellschaft von drei Andern, die mit Dolchen, Sackpistolen und Stockdegen bewaffnet waren. Sie möchten, sagte Blood, noch nicht die Treppen hinauf, bis seine

Frau nachkäme und wünschten indessen die Reichskleinodien zu sehen. Hr. Edwards führte sie natürlich sogleich selbst dahin. Sobald sie das sogenannte Kronzimmer betreten hatten, warfen ihm die Gäste einen Mantel über den Kopf und rißen ihn nieder. Sodann zwängten sie ihm einen Knebel in den Mund — ein großes Stück Holz mit einem Loch in der Mitte zum Athenholen, das sie an einem ledernen Riemen um den Hals befestigten — und legten ihm eine eiserne Klemme an die Nase, damit er auch auf diesem Weg keinen Laut von sich geben könnte. Sie erklärten ihm nun, daß sie bloß die Kronjuwelen haben, ihm aber, Falls er sich ruhig verhielte, Nichts zu Leide thun wollten. Allein der alte fast achtzigjährige Mann war ein wackerer, pflichttreuer Bursche und glaubte, die Welt falle ein, wenn er die Kronjuwelen abhanden kommen ließe. Er gehorchte nicht, sondern rührte sich so munter, als er konnte, worauf sie ihn mit einem Schlägel niederschlugen. Aber er fiel nicht so bald zu Boden, als er wieder zu lärmen begann. Da also der Knebel nicht half, so suchten sie ihn nun auf eine untrüglichere Weise zum Schweigen zu bringen, indem sie ihm neun bis zehn Streiche auf den Kopf versetzten und ihm einen Dolch in den Leib stießen. Halb besinnungslos lag er da, behielt aber doch noch so viel Bewußtseyn, daß er Einen, der sich auf ihn niederbückte, zu den Andern sagen hörte: „Er ist todt, ich stehe gut für ihn!" Diesen Glauben beschloß er ihnen durch Nichts mehr zu nehmen.

Die Mörder machten sich jetzt an die Kleinodien. Blood steckte die Krone unter seinen Mantel und einer der Spießgesellen, Namens Parrot, drückte den Reichsapfel in die mächtigen Pumphosen, welche man damals trug. Der Dritte versuchte den Zepter entzweizubrechen, um die Stücke in einen Beutel, den sie mitgebracht, zu stecken.

Mittler Weile traf sich, daß Edwards Sohn aus Flandern zurückkam, wo er mit Sir John Talbot gewesen, der ihm, als sie in England landeten, erlaubte, seine Familie zu besuchen. An der Thür von seines Vaters Haus ward er von dem Burschen, den die Gauner als Wache zurückgelassen hatten, angehalten und nach seinem Begehren gefragt. Der junge Edwards sagte, daß er zur Familie gehörte, und da er fand, daß der Mann selbst fremd war, sagte er, wenn er seinen Vater zu sprechen wünschte, so wollte er's ihm melden und ging weiter. Die Schildwache eilte bestürzt in das Kronzimmer, um ihre Genossen davon zu benachrichtigen. Diese hielten fürs Beste, mit dem bereits Eingepackten sich davon zu machen und eilten fort, indem sie den Zepter noch unzerbrochen im Stiche ließen.

Da sie den Mann für todt hielten, ließen sie ihn ungebunden zurück, sobald sie aber fort waren, befreite sich der alte Edwards von dem Knebel und schrie: „Mord! Verrath!" was seine Lungen vermochten. Seine Tochter, welche sich auf den erwarteten Besuch etwas herausgeputzt, und wie der Historiker mit gebührender Umständlichkeit berichtet, ihr Mädchen abgeschickt hatte, um von der Persönlichkeit des zugedachten Bräutigams Kunde einzuziehen — seine Tochter, sag' ich, war die erste, welche herbeilief, und das Vorgefallene muthmaßend, hinausrannte und schrie: „Verrath! — Die Krone ist gestohlen! Verrath!" Dieß brachte im Augenblick den ganzen Tower in Alarm; der junge Edwards und Kapitän Beckman, der sich auch im Hause befand, waren die ersten, welche die Räuber verfolgten und für ihren Eifer beinahe erschossen wurden. — Die Wächter an den nähern Posten, welche den anständig aussehenden geistlichen Herrn mit seinen Begleitern unangefochten passiren ließen, feuerten auf diejenigen, welche sie in voller Hast daherrennen sahen. Der Ruf war jedoch hingelaufen, ehe Blood die letzte Zugbrücke und die äußern Thore erreichte. Der Hüter an der Zugbrücke versuchte ihn anzuhalten — aber Blood schoß eine Pistole nach ihm, und der Mann stürzte, wie sich gebührte, zu Boden; obgleich er, wie sich nachher zeigte, nicht getroffen war. Die Wache an dem Thor, welche den ganzen Vorfall mit ansah, und daraus ihre Schlüsse zog, ließ Blood und seine Gesellen ungehindert durch. Schon hatten sie die offene Straße erreicht, als Beckman, Edwards und Andere herbeigelaufen kamen. Einer von ihnen ergriff Parrot, und entriß ihm den Reichsapfel; während Beckman Blood angriff, der, wie er näher kam, eine Pistole auf ihn feuerte. Aber Beckmann, ein kaltblütiger, besonnener Mann, bückte sich, um dem Schuß auszuweichen, und stürzte auf Blood los. Dieser hatte sich indessen auf sein Pferd geschwungen, mußte aber wieder herab, weil das loyale Thier auf die unwiderstehlichste Weise protestirte, eine Krone zu tragen, auf die es kein Recht hatte. Es erfolgte ein Kampf, in welchem Beckman zuletzt obsiegte. — Blood warf die Krone zur Erde, und rief: „Nun, 's war ein nobler Versuch, wenn auch unglücklich — es galt eine Krone!"

Blood aber wußte, scheint es, nicht übel mit den Kronenträgern, wie mit den Kronen selbst umzuspringen — sein Verhör vor Karl II ist äusserst interessant. Karl griff nämlich — um seinen Unterhaltungen mehr Wechsel zu geben, sich für den Augenblick zu beschäftigen und später darüber lustig zu machen — nicht selten in die Justizverwaltung ein. Dieser Vorfall war natürlich Tagsgespräch, und Karl hieß, statt der Sache ihren gewöhnlichen Gang zu lassen, in dem Rath zu Whitehall Blood vor sich führen.

Das Benehmen dieses Burschen ist ein unnachahmliches Muster von Frechheit, Gewandtheit, Kenntniß der menschlichen Natur und besonnener, furchtloser Selbstbeherrschung. Er gestand das Verbrechen, dessen er angeklagt war, unbedenklich ein, und ging eine lange Liste alter Ansprüche auf die Krone durch, welche, wie er angab, schändlicher Weise unberücksichtigt geblieben seyen, bis er sich entschlossen habe, sich durch Besitznahme der Krone selbst zu befriedigen. Um seine Mitschuldigen befragt, antwortete er, daß er über sich aussagen könnte, was ihm beliebe, nie aber einen Gentleman verrathen würde, der sich ihm anvertraut hätte. Zuletzt wandte er sich an den König selbst, schmeichelte dessen Eitelkeit und erregte Sr. Majestät Besorgniß für allerhöchst Ihre Sicherheit. Seinem Bekenntniß zu Folge hatte er es übernommen, den König zu erschießen; er hatte zu dem Ende unter dem Schilf an der Themse, oberhalb Battersea im Hinterhalt gelauert, als Karl dahin zu baden kam. Die edle Hoheit des königlichen Antlitzes aber hatte alle Mordgedanken in ihm bewältigt, und ihn so tief erschüttert, daß er nicht ruhte,

bis auch seine Kameraden ihre blutigen Vorsätze aufgaben. Auf der andern Seite bedauerte er, daß er, wenn er zum Tode verurtheilt würde, das Leben des Königs und seiner Richter nicht retten könnte, da Hunderte sich durch den feierlichsten, furchtbarsten Eidschwur verpflichtet hätten, den Tod jedes der Ihrigen zu rächen.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß diese Bekenntnisse reine Dichtung waren; allein sie thaten ihre Wirkung. Blood wurde nicht nur in Freiheit gesetzt, sondern erhielt auch jährlich 500 Pf., in Irland zu verzehren, woher er gebürtig war. Dieß war die Strafe für den Versuch, die englischen Reichskleinodien zu stehlen, begleitet von einem beinahe ausgeführten Mordanschlag gegen den Aufseher derselben. Der achtzigjährige Greis dagegen erhielt für die in Vertheidigung derselben erlittenen Unbilden ein Gnadengeschenk (keine Pension) von 200 Pfund, und dessen Sohn, der zur Rettung derselben mit persönlicher Gefahr mitgewirkt hatte, 100 Pf. So ward von Karl und seiner Regierung Niederträchtigkeit und Tugend im Verhältniß abgeschätzt. — Freilich ein Unglück, daß wir die Stuarts nicht mehr haben!"

Kein Gemach in dem Tower interessirte mich aber mehr, als das den Fremden sonst nicht zugängliche Staatsgefängniß, das jetzt von den dort stationirten Gardeoffizieren als Speisezimmer benutzt wird. Es ist von sehr mäßigem Umfang, war ursprünglich achteckig, und hatte geheime Vertiefungen — in neuerer Zeit aber wurden Fenster durchgebrochen, und seine Form ist jetzt höchst unregelmäßig. Die Mauern, aus ziemlich weichem Gestein, zeigen noch reichliche Spuren von den traurigen Pflichten, die sie vor Alters erfüllten. Sie sind mit Inschriften der seltsamsten Art, und in außerordentlicher Manchfaltigkeit von Sprachen bedeckt, und rühren augenscheinlich von deren unglücklichen Bewohnern her, — einige enthalten, wie es scheint, die bloße Angabe der Einkerkerung, mehrere aber müssen, wie aus der sorgfältigen Arbeit und ihren vielfältigen Verzierungen mit Bildern hervorgeht, als Beschäftigung in den langweiligen Stunden des Gefangenlebens gedient haben. Ich will damit nicht sagen, daß die an den Inschriften angebrachten Zierathen besonders schön ausgeführt seyen, aber man findet Waffenschilde und Denksprüche von jeder Art und Form — Kreuze, Blumen, Adler, Embleme der Zeit und des Todes — ja oft Versuche, die mehr als bloße Devisen betrachtet werden dürften, z. B. die Figur eines Mannes, der vor einem Grabe kniet — diese Gegenstände, sag ich, sind auf eine Art ausgeführt, die ich mit den Fähigkeiten der Gefangenen, die zwar insgemein den gebildeten Ständen angehörten, aber keine besondere Kenntniß der plastischen Kunst haben konnten, nicht vereinigen kann. Ich gebrauche den Ausdruck plastische Kunst, weil fast alle Dekorationen und selbst ein sehr großer Theil der Inschriften en relief — und also das gerade Gegentheil der gewöhnlichen Schreibart sind. Ich bin gewiß, daß sehr wenige Lords und Gentlemen heutigen Tags, würden sie in dem Tower eingeschlossen, ihre Wappenschilde, oder eine sittliche Reflexion, eine Stanze, in hervorstehenden Zeichen auf der Wand ausführen könnten, statt sie einzuschneiden. — Aus den Daten und anderen Umständen schließe ich, daß die meisten der hier Eingekerkerten wegen des Kirchenglaubens von der einen oder der andern Partei gefangen saßen; mehrere unter ihnen waren Geistliche und Studenten; diese mochten dergleichen Dinge aus Büchern studirt haben, und so im Stand gewesen seyn, die steinernen Wände ihrer Gefängnisse zu verzieren, wenn sie nichts Anderes zum Schreiben hatten. — Ich kopirte einige der Inschriften, die ich für die interessantesten hielt. Eine ist in fünf verschiedenen Sprachen abgefaßt. Auf einer länglichten grabsteinförmigen Figur, über und um dieselbe, finden sich nach allen Richtungen hin Betrachtungen und Sinnsprüche; zu beiden Seiten und oben steht das Datum des Jahrs und des Monats, 1571, 10 September. Die Jahrszahl 1571 erscheint häufiger auf Inschriften, als irgend eine andere. Vermuthlich waren diese Gefangenen Katholiken, da gerade in dieser Zeit die berüchtigte Bulle Pabst Pius VI, welche Elisabeth ihrer Rechte auf den Thron beraubte und ihre Unterthanen ihres Gehorsams entband, an den Palastpforten des Bischofs von London angeschlagen ward. Dieß veranlaßte eine große Gährung unter den Katholiken, des großen Complotts nicht zu gedenken, das in jenem Jahr zwischen den Häuptern der Katholikenpartei, der Königin Maria, dem spanischen Gesandten und dem Agenten des Pabsts angesponnen ward und mit der Hinrichtung Norfolks endigte. In die hieraus entstandenen Unruhen war, nach Allem zu schließen, unser Polyglottist verwickelt; obgleich er aber in vielen Zungen schreibt, sagt er doch Wenig; schwerlich dürfte man mehr als allgemeine Sentenzen aus Folgendem erheben:

Der unglücklichste Mensch auf Erden ist der, welcher im Unglück nicht geduldig ist, denn man unterliegt nicht den Widerwärtigkeiten, sondern der Ungeduld, womit man sie erträgt. — Tout vient a poient, quy puelt attendre, (tout vient à point, qui peut attendre). Gleich darunter klagt der Linguist Gli sospiri ne son testimoni dell' angoscia mia. Sodann folgt die Unterschrift Charles Bailly, — alt 29 Jahre. Der Name kann französisch oder englisch seyn, und die Gabe der Sprachen, welche der Schreiber besaß, läßt es nicht leicht entscheiden, welches Land mehr Ansprüche auf seine Heimath hat. Hierauf folgt ein lateinischer Kernspruch: Principium sapientiæ timor Domini. Nach einem kleinen Reim, mit einer Strophe zu beiden Seiten der Figur

Be friend to one
Enemy to none *)

kamen wir an eine Sprache, die weder ich, noch mein Freund, ein trefflicher Sprachkenner, genügend erklären konnten. „Hoepende Hebt Pacientie; was unsrer Ansicht nach entweder Holländisch(?), oder ein Bastarddialekt dieser Sprache seyn mußte. Wir riethen auf: Hoffnung hebt Geduld.

Die ganze Inschrift ist merkwürdig; da so viele Sprachen aufgeboten wurden, um — Nichts zu sagen. Es läßt sich wohl denken, daß eine deutliche Erklärung seiner Empfindungen über den Gegenstand der Gefangensetzung nachtheilige Folgen haben konnte. Einige andere deuten jedoch ihre Gesinnung etwas deutscher an; so fand ich z. B. unter einem Kreuz die Worte geschrieben: Staro fidele; so ein Eichlaub mit zwei Eicheln und

*) Sey Einem Freund
Niemanden Feind.

der Inschrift Sperando me godero, obgleich hier die Deutung von den Verhältnissen des Individuums und von der Zeit abhängt. Das Datum ist vom Jahr 1537 und das Ganze mit dem seltsamen Namenszug M E und einem kleinen b unterzeichnet.

Das Vorherrschen des Italienischen in diesen Inschriften ist sehr auffallend; woraus ich schließe, daß in den Stürmen des sechzehnten Jahrhunderts viele Geistliche aus jenem Land hier ingesessen haben müssen. Doch selbst dieß erklärt nicht folgende höchst seltsame Inschrift, deren Datum, so weit es sich entziffern läßt, vom Jahr 1428 ist. Das Italienische hat, wie es scheint, eine leichte Beimischung aus dem Lateinischen, oder ist wenigstens jetzt sehr obsolet. Die Charaktere sind ganz antik und seltsam geformt, aber sehr deutlich ausgeschnitten. Wir entzifferten sie mit vieler Mühe — das D namentlich glich mehr einem deutschen Anfangs-S als irgend einem andern Buchstaben, den wir kennen. Nach vielem Kopfzerbrechen lasen wir folgende Inschrift: „Dispoi che vole la Fortuna che la mea speranza va al vento! pianger ho volio el tempo perdudo; e semper stelme tristo, e discontento. William Tyrell." Etwa: „Weil das Schicksal es will, daß meine Hoffnung in den Wind geht, will ich die verlorene Zeit beklagen; mein Stern ist immer trüb und unzufrieden." Wir hielten Stelme für eine Abkürzung von Stella mea; denn die offenbare Beimischung des Lateinischen in der Sprache erklärt das mea statt mia hinlänglich — und die Zeichen der Zusammenziehung sind sehr deutlich.

Noch eins, und zwar etwas Englisches, dann sind wir fertig. Zwei Bären halten einen Stock zwischen sich, wie auf einem Wappen, obgleich nicht auf einem Schild, noch, so viel ich mich erinnern kann, mit dem auszeichnenden Merkmal eines Helmschmucks darunter. Unter dem Stock steht der Name John Dudley — ein ausgezeichneter Name in der englischen Geschichte — aber kein Datum giebt uns an, welcher seiner Besitzer gemeint ist. Unten stehen vier Verse, von denen leider einer unvollständig ist. Das noch Lesbare besteht in Folgendem

You, that these beasts do well behold and see,
May deem with ease wherefore here made there be,
With borders — — — — — — — — — —
4 Brothers' names who list to reach the ground.

Ich für mein Theil bekenne, daß ich nicht im Geringsten begreife, warum diese Bestien hier sind; allein sie sind sehr gut gemacht, und vielleicht hätte die dritte Strophe uns aufgeklärt.

Die Wasserscheu.

Ein an und für sich sehr unbedeutendes englisches Werk, „Militärische Memoiren von vier Brüdern im Dienste ihres Vaterlandes" (Military Memoirs of Four Brothers engaged in the Service of their Country, as well in the New World and Africa as on the Continent of Europa, by the Survivor. Lond. 1829. 8.) enthält folgende Beschreibung eines furchtbaren Anfalls von Wasserscheu, von welchem der Verfasser zu Dublin im Jahr 1816 Zeuge war.

Vor ungefähr drei Monaten bemerkte man, daß ein großer französischer Hund, der einem Offizier gehörte, ungewöhnlich mürrisch wurde und alle Hunde zu beißen versuchte, denen er auf der Straße begegnete. Diese Veränderung in der Laune des Thiers wurde von seinem Herrn dem Umstand zugeschrieben, daß es zu Viel von einem stark gepfefferten Gericht gegessen habe, welches ihm gegeben worden war. Gegen Abend desselben Tages, an welchem man zuerst auf diese Veränderung aufmerksam geworden war, wurde der Hund zuweilen völlig wüthend und biß seinen Herren, so wie zwei andere Offiziere, die sich im Zimmer befanden. Dessen ungeachtet glaubte der Herr, daß dieß Alles nur eine zufällige Unart sey, und es wurden daher keine Maßregeln getroffen, um sich des Thiers zu versichern. Ich wollte ihm schmeicheln, doch als ich es auf den Rücken schlug, fuhr es gegen mich auf, und heulte wild, obwohl es mich sonst recht gut kannte. Am nächsten Tage wurde es noch heftiger und biß wüthend nach mehreren Hunden, die ihm in den Weg kamen; aber immer noch blieb sein Herr bei der Meinung, daß dieß Nichts zu bedeuten habe. Am Abend lag es ganz ruhig im Zimmer, als der unglückliche junge Mann, welcher das Opfer wurde, eintrat. Er verweilte einige Zeit, ohne daß der Hund ihn zu bemerken schien; plötzlich sprang der Hund auf, ergriff ihn bei der Schulter, warf ihn zu Boden und riß ihm den ganzen Arm auf, und wurde nur mit Mühe von ihm gebracht. Ein Sergent des Regimentes trat eben in einem Dienstgeschäfte ein; der Hund faßte ihn beim Schenkel und riß ein bedeutendes Stück Fleisch heraus; außerdem biß er auch zwei Gemeine, einen in die Nase, den andern in die Hand. Dennoch wurde das Thier noch immer ohne Aufsicht gelassen, und schlief sogar in dem Schlafgemach seines Herrn neben seinem Bett und leckte ihm zu verschiedenen Malen das Gesicht. Am folgenden Morgen erst wurde der Herr des Hundes etwas unruhig, und bat mich mit ihm zu gehen, und zu sehen, was zu thun sey. Ich rieth ihm den Hund erschießen zu lassen, und er willigte ein. Als wir uns der Stelle näherten, wo es lag, fuhr er auf und schnappte nach Allem, was ihm in den Weg kam. Das Thier lief dicht an mir vorbei, ich rief es an, aber es bemerkte mich nicht. Es rannte durch die Straßen von Dublin, biß mehrere Hunde und ein Kind. Endlich fiel es einen Mann an, der zum Glück einen Hammer in der Hand hatte, mit dem er es auf den Kopf schlug und auf den ersten Streich tödtete. Die Zunge des Hundes wurde auf der Stelle von einem Arzte ausgeschnitten, der sie untersuchte und darauf erklärte, daß das Thier bereits im höchsten Grade toll gewesen sey. Keiner von den Offizieren oder Soldaten, die gebissen worden waren, erfuhren den Ausspruch des Arztes, so wenig als die übeln Folgen, welche sich bei den Gebissenen zeigten. Inzwischen starb das Kind, und eben so starben drei Hunde, die gebissen worden waren, binnen sechs Wochen, unter allen Zeichen der Wuth. Alles dieß wurde geheim gehalten, und es konnte daher das Gemüth des jungen Mannes, welchem dieser traurige Vorfall den Tod brachte, nicht beunruhigen. Er war vielmehr gutes Muths und bat um Urlaub, um seine Verwandten in Worcestershire zu besuchen, indem er damit umging, sich zu verheirathen. Der Urlaub wurde ihm gern bewilligt, in der Hoffnung, daß derselbe seine Aufmerksamkeit von seinem Zustande abziehen würde; und er verließ uns in der besten Laune von der Welt. Während seiner Abwesenheit wurde Alles vergessen, und die übrigen, die, gleich ihm gelitten hatten, wenn auch nicht so bedeutend, kehrten zu ihrer gewöhnlichen Lebensweise zurück. Die Zeit des Urlaubs, die meinem armen Freund zugestanden worden war, verstrich und er

reiste in vollkommener Gesundheit von Hause ab, um sich zu seinem Regiment zu begeben. Dieß erzählte er mir wenige Stunden vor seinem Tode. Als er nach Birmingham kam, sagte er, hatte er einen seltsamen Geschmack im Munde, um deswillen ihm das Frühstück nicht wie gewöhnlich schmeckte. Doch machte ihm dieß keinen Kummer, und er dachte nicht weiter daran, bis er nach Shrewsbury kam, wo es ihm auffiel, daß er einen großen Widerwillen gegen Speisen und Getränke hatte, sobald sie vor ihm standen, obwohl er Neigung zu essen und trinken fühlte, wenn er sie nicht vor sich sah. Er konnte sich dieß nicht erklären, doch hatte er noch immer keine Unruhe darüber, bis er ein Glas Porter verlangte, weil er Durst bekam. Als das Glas ihm gebracht wurde, setzte er es an den Mund; aber in dem Augenblicke, wo er einen Mund voll nahm, stieß er unwillkührlich das Glas von den Lippen und spie den Porter über den Tisch, und — ich glaube — die Passagiere standen auf und sagten, er sey toll. Dieser ungewöhnliche Umstand, daß er nicht im Stande war zu essen oder zu trinken, obwohl er dieß zu thun wünschte, machte ihn etwas bedenklich, doch beruhigte er sich bald mit dem Gedanken, daß er ein Halsübel habe. Er setzte seine Reise nach Holyhead fort und dachte darüber nach, was die Ursache seines Uebels seyn könnte, als die Kutsche bei einem kleinen Teich vorüberkam, dessen Oberfläche durch den Wind bewegt wurde. Er schauderte bei diesem Anblick und verbarg mit einem Gefühl, welches er nicht beschreiben konnte, sein Gesicht in seine Hände: zum ersten Male kam ihm die schreckliche Idee, daß er wasserscheu sey. Zu Holyhead wollte er vor Tisch sich waschen und verlangte daher Wasser; als aber dasselbe ihm gebracht wurde, und er im Begriff stand, das Gesicht damit zu befeuchten, schrie er laut auf, warf das Wasserbecken auf den Boden und hatte die heftigsten Zuckungen; der Wärter verließ in größter Angst das Gemach. Jetzt versuchte er seine Zähne zu reinigen, konnte aber wegen des Wassers, das daran haftete, die Bürste nicht in den Mund bringen. Das Packetboot ging bald darauf unter Segel, und er schiffte sich ein — der arme Mensch! Als er mir diese traurige Geschichte erzählte, saßen wir mit einander vor dem Kamin, indem er eben von Holyhead gelandet war, wo er in der Nacht zuvor sich eingeschifft hatte. Es war also erst der dritte Tage seit seinem Anfall bei Shrewsbury. Ehe er mir die Symptome seiner Krankheit zu erzählen anfing, begrüßte er mich: „Wie geht es Dir, lieber Camerad! Hier bin ich wieder, aber ich fürchte mit der Wasserscheu!“ Ich zwang mich zu lachen, war aber sehr erschüttert und erwiederte: es könne nur Einbildung seyn. Er sagte: dieß sey nicht der Fall; denn er wäre beinahe gestorben, ehe er in dem Boot an das Land kam. Er war von dem Anblick des Wassers so angegriffen worden, daß man sich genöthigt gesehen hatte, ihn mit Tüchern zu bedecken, damit er es nicht zu sehen bekäme. Ich war immer noch geneigt anzunehmen, daß das Meiste in der Einbildung meines armen Freundes liege und suchte ihn gleichfalls davon zu überzeugen. Während unserer Unterhaltung fingen einige Hunde im Hof zu bellen an; er sprang plötzlich vom Stuhl auf, sah mir über die Schulter und rief ängstlich aus: „Hunde!“ Wenn ich tausend Jahre lebte, würde ich nie diesen Moment vergessen; der Gedanke, daß dem Unglücklichen der Tod bevorstünde, drängte sich mir so unwiderstehlich auf, daß ich es vermied seinen Augen zu begegnen, damit er meine Erschütterung nicht wahrnehme. Er schälte eine Orange, welche er auf unser Zureden zu essen versuchen wollte, weil er seit dem Anfall zu Shrewsbury Nichts zu sich genommen hatte. Als er die Schale abgenommen, steckte er ein kleines Stückchen in den Mund, aber kaum fühlte er die Flüssigkeit, so verfiel er in Convulsionen, spie die Orange aus und gab einen furchtbaren Schrei von sich. Als er wieder zu sich kam, brach er in ein lautes Gelächter aus und sagte: „Da! war das nicht wie das Bellen eines Hundes?“ Bald darauf kam ein Arzt, einer der ausgezeichnetsten in Dublin. Sobald er in das Zimmer trat, bat der Unglückliche wiederholt um Entschuldigung, ihn bemüht zu haben, weil er in der Meinung stehe, Symptome der Wasserscheu gehabt zu haben; er glaube indessen, es sey nur die Folge eines schlimmen Halses, und er wolle ihn daher nicht weiter bemühen. Wir erwarteten ängstlich das Urtheil des Arztes, als er das Gemach verlassen hatte: er erklärte der Tod sey unvermeidlich. Er fügte hinzu, der Kranke befinde sich im höchsten Grade der Wasserscheu; das Einzige, was man für ihn thun könne, sey, ihm durch reichliche Aderlässe den Tod zu erleichteern. Ich blieb noch einige Zeit bei ihm und sprach mit ihm, so viel Zwang ich mir auch anthun mußte, über verschiedene Dinge, da er beständig gutes Muthes war. Als ich ihn verließ, fragte ich ihn, ob er mit uns an der Offiziertafel speisen werde. Er antwortete: heut könne er dieß nicht, aber in einem oder zwei Tagen, wenn sein Halsübel sich gebessert habe, glaube er es im Stande zu seyn. Nachdem ihm zur Ader gelassen worden war, fühlte er sich erleichtert und hoffte, gut zu schlafen und des andern Morgens sich gesund zu sehen. Aber kurze Zeit darauf wurde er wild und verwirrt und sagte einem Offizier: er solle ihm aus dem Wege gehen, oder er werde ihn beißen. Später wurde er wieder ruhiger und ließ sich von einer Dame seiner Bekanntschaft ein Gebetbuch ausbitten, mit der Bitte, dieß gegen Niemand zu erwähnen, damit er nicht ausgelacht werde. Um Mitternacht wurde er wieder unruhig und so wild, daß drei Männer ihn kaum halten konnten. — Bald darauf erholte er sich etwas und fiel in einen leichten Schlummer, der indessen dadurch unterbrochen wurde, daß er von Zeit zu Zeit aufsprang und hastig ausrief: „Hört ihr die Hunde?“ Um ein Uhr des Morgens bat er, man möge ihn allein lassen, worauf bloß sein Bedienter bei ihm zurückblieb. Nach ungefähr zehn Minuten sah er den Mann ganz ruhig und gesammelt an und sagte, es thue ihm leid, daß seine Mutter und seine Schwestern nicht bei ihm wären. Darauf betete er einige Augenblicke, wandte sich um, barg sein Gesicht in die Kissen und verschied ohne einen Seufzer. — Dieß war das melancholische Ende von einem der hübschesten jungen Männer in den Diensten Sr. Majestät.

Babylonische Inschriften.

Nach dem Schreiben eines brittischen Gelehrten, Mr. William Price im London Weekly Review, scheint es durch einen glücklichen Zufall endlich gelungen zu seyn, den Schlüssel für die Entzifferung der räthselhaften Keilinschriften von Babylon und Persepolis zu entdecken. Während des Jahres 1811 hielt Mr. Price sich als Gesandtschaftssecretär mit Sir Gore Ouseley, dem damaligen brittischen Geschäftsträger in Persien, längere Zeit in der Nähe von Schiras auf,

wo ihm häufig Besuche von persischen Gelehrten gemacht wurden, die ihm ihre Manuscripte zur Ansicht brachten. Unter andern brachte einer derselben eines Tages ein Manuscript in völlig unbekannten Characteren, die aber von zweierlei Art waren. Vergebens versuchte Mr. Price das Manuscript an sich zu bringen; der Eigenthümer erklärte, daß es ein altes Erbstück seiner Familie sey, von welchem das Glück und der Wohlstand derselben abhinge, und war auf keine Weise zu vermögen, sich von diesem Talisman zu trennen. Doch erlaubte er Mr. Price einen Theil des Manuscripts, welches in verschiedenen Sprachen, die eine der andern gegenüber, geschrieben zu seyn schien, zu copiren; und später, als bei Gelegenheit seiner Studien in Bezug auf die Guebern, Mr. Price seine während der Reise gesammelten Papiere durch ging, fand er zu seiner großen Ueberraschung, daß die Charactere seiner Copie die eine — eine Art Pehlwi, die andere die babylonische Pfeilschrift sey. Durch diese Entdeckung geleitet, gelang es ihm mehrere der Inschriften der letztern Art zu übersetzen, und in der neuesten Nr. des Week.y Review erhalten wir die Copie einer der Pfeilinschriften auf einem babylonischen Ziegel mit einer englischen Uebersetzung: „der Herr der Sphäre (die Sonne) so und so viel Grad*, *diesen* Morgen in einem glücklichen Moment der Umwälzung des Horizonts. Die Sonne mit G — (Gott?) über dem ersten tropischen Kreise, erste Stunde *und ein Bruch*, Mondesstandpunct, Stunde der Hemissphäre von dem Schwertfisch westwärts, Morgen *eine Zahl*. Die östliche Sonne so *und* so *viele* Grad von dem Schwertfisch, in einem glücklichen Moment der Umwälzung, die Sonne mit G —*). Die übrigen Inschriften, die Mr. Price bisher übersetzt hat, sollen ähnlichen Inhalts seyn.

*) Statt der unterstrichenen Worte stehen im Original Zahlen, die Mr. Price indeß nicht mit Sicherheit zu übersetzen vermochte.

Die Mohammedaner in Ceylan.

Die Anhänger Mohammeds hatten in früherer Zeit eine bedeutende Handelsniederlassung auf Ceylan. Seit sich jedoch die Europäer auf dieser Insel festgesetzt, verminderte sich der Handel, so wie überhaupt der ganze Einfluß der Mohammedaner, immer mehr; so daß gegenwärtig nur gegen 60,000 derselben auf Ceylan zerstreut seyn mögen, die übrigens noch jetzt größtentheils Kaufleute sind. Sie gehören der Sekte *Schafrian*, und haben einen eigenen Katechismus, den sie *Umda* (Säule) nennen. Es ist derselbe das Werk eines gelehrten Arabers, welcher Ceylan am Ende des zwölften Jahrhunderts besuchte.

Der ehemalige Gouverneur, Sir Alex. Johnston, versichert, daß er während seiner Amtsführung auf der Insel einen sehr hohen Begriff von dem moralischen und intellektuellen Werth dieses Theils seiner Untergebenen bekommen habe. Als er im Jahr 1806 die angesehensten Mohammedaner aufforderte, ihm mit ihrem Rath bei der Abfassung eines besondern Gesetzbuches für ihre Religions-Verwandten beizustehen, wurden ihm die genauesten Belehrungen und die glücklichsten Vorschläge gemacht. Im Jahr 1807 befragte er sie damals über die zweckmäßigste Art die Erziehung ihrer Glaubensgenossen zu verbessern, und fand nicht nur den größten Eifer seinen Plan zu unterstützen, sondern die Befragten zeigten sich sogar geneigt, auf eigene Kosten in allen Theilen der Insel Schulen für die mohammedanischen Kinder anzulegen. Als Sir Alex. Johnston im Jahr 1811 eine öffentliche Versammlung dieser Moslimin berief, worin er ihnen die Natur der Geschwornen-Gerichte und andere Vortheile, die ihm gelungen war, für sie zu erhalten, erklärte, erhielt er von ihrer Seite sehr brauchbare Fingerzeige sowohl wie dem Institut der Jury bei ihrer Sekte Eingang zu verschaffen, als wie der Zweck einer Gerichtsverfassung überhaupt am leichtesten zu erreichen sey, ohne bei den Meinungen und Vorurtheilen des Volkes zu sehr anzustoßen. Endlich faßten sie im Jahr 1815 auf seinen Vorschlag den auch von den übrigen Volksklassen auf Ceylan angenommenen Beschluß, die Kinder ihrer Sklaven für frei zu erklären.

Transactions of the Asiatic Soc.

Periodische Literatur in Finland.

Das älteste Journal in Finland ist die *Zeitung von Abo*: (Abo Tidningar) seit dem J. 1771, in welcher man — besonders in den älteren Jahrgängen — wichtige Notizen zur Geschichte und Statistik von Finland findet. Außer diesen bestehen in schwedischer: „die allgemeine Zeitung von Finland (Finlands almanna Tidning) das officielle Blatt der Provinz, seit dem J. 1820; die Nachrichten von Abo (Abo Underraettelser) seit 1824 und „die Berichte der kaiserlichen finnischen Haushaltungsgesellschaft" (Underraettelser fran Kaiserlige finska Hushallnings Saellskapet) ein ökonomisches Blatt; und endlich ein Wochenblatt in finnischer Sprache: Turun Wüklo Sanomat, redigirt von Prof. Becker, seit 1820.

Revue Encyclopédique.

Seemacht der V. St. von Nordamerica.

Die größte Zahl von Fahrzeugen, die während des americanischen Unabhängigkeitskrieges im Dienste des Congresses waren, belief sich nicht höher, als auf 25, worunter 5 Fregatten von 32 Kanonen, 12 Fahrzeuge von 24 bis 28 Kanonen und 8 von 10 bis sechzehn Kanonen. Am Schluß des Jahres 1828 zählte die americanische Marine dagegen.

	im außerord. Dienst	ord. D.	auf den Werften	Summe
Linienschiffe	1	6	5	12
Fregatten	6	5	6	17
Sloops	10	3	4	17
Schooners	4	3	0	7

Wozu noch drei Dampffregatten kommen.

Revue Encyclopédique.

Zahl der Aerzte in Frankreich.

In Frankreich, das eine Bevölkerung von ungefähr 32 Millionen hat, giebt es nahe an 40,000 Aerzte; ein Verhältniß, welches, da die Zahl der wirklichen Kranken im Durchschnitt zu 150,000 angenommen werden kann, auf 3—4 Kranke einen Doctor bringt.

Nouv. Bibliothque Medicale, Dec. 1828.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 104. 14 April 1829.

Die Memoiren der Akademie der Wissenschaften in Batavia.

(Schluß.)

Die Insel Bali.

Nahe bei Java liegt die kleine Insel Bali, die zwar kaum einen Platz auf unsern Charten findet, aber die Aufmerksamkeit der Europäer als letzter Zufluchtsort der Hindus in dem indischen Archipel in hohem Grade verdient. Die Religion der Braminen hat sich, nachdem sie von Java vertrieben worden, in Bali erhalten, und man findet daselbst die vier Hauptkasten der Hindus. Die Braminen genießen großer Auszeichnung und zeigen in ihrer Gesichtsbildung, in ihren Sitten, wie überhaupt in ihrem ganzen Aeußern eine überraschende Aehnlichkeit mit ihren Brüdern in Indien; die Pagoden und Dörfer erinnern an die auf der Küste von Malabar, und man ist, von Java kommend, erstaunt, sich mitten in einem malaischen Lande plötzlich unter die Hindus versetzt zu sehen. Sir Stamford Raffles und andere mit ihm reisende Engländer zogen bei den Braminen auf Bali sorgfältige Erkundigung nach ihrem Kultus ein. Sie glauben an Sang-Yang-Yunggul, das große und einzige Wesen; an Bitara-Gourou, den Gott Vermittler; an Bitara-Brama, den Geist des Feuers; Bitara-Wischnou, den Geist des Wassers; und Bitara-Siwa, den Geist der Winde. Sie erwähnten ferner mehrere untergeordnete Götter, die sie verehrten, als Dewa-Gidé-Segara, den Gott des großen Meeres; Dewa-Gidé-Dalam, den Gott des Todes; Gidé-Bali-Agung, den großen Nationalgott von Bali; und endlich Dewa-Gidé-Gunung-Agung, den großen Gott des Gebirgs; der ebenfalls Gegenstand des allgemeinen Kultus der Insel ist. Der einträgliche und bequeme Dienst der Braminen beschäftigt hier, wie in Indien, eine Menge Personen, so daß man deren in dem kleinen Staate B'liling allein über vierhundert zählt. Die Regierungsform auf der Insel ist eine Heptarchie in den Händen von sieben kleinen unabhängigen Fürsten, unter welchen die von Klangkong die mächtigsten sind und ihrem Vorgeben nach von den alten Königen Java's abstammen, die früher über die ganze Insel geherrscht haben sollen. All diese sieben Staaten seufzen unter dem Joche desselben Despotismus; die englischen Reisenden machten sich besonders mit dem Staate B'liling bekannt, dessen Einrichtungen übrigens mit denen der andern Staaten ziemlich übereinzustimmen scheinen. Der Fürst gebietet unumschränkt; er hat zwei Minister: einen für die Verwaltung des Innern, unter dem die Ortsobrigkeiten stehen; und einen andern für den Handel und die auswärtigen Verhältnisse. Der Anführer des Heeres ist ein Bramine. Jedes Dorf hat seinen Perbakal, Vorstand, nebst einem Gehülfen.

Dem Volk steht eigentlich das Recht zu, diese beiden Magistratspersonen zu wählen, allein ihre Stellen sind erblich geworden, und wenn der Sohn eines Perbakals nur einige Fähigkeiten besitzt, so darf er sicher seyn, mit Umgehung des Wahlrechts seinem Vater im Amte zu folgen.

Die Bevölkerung der Insel berechnet man in Bausch und Bogen nach der Zahl der Männer, welche gefeilte Zähne haben und zum Dienste des Fürsten tüchtig erachtet werden. Diese Zahl schätzt man auf hunderttausend; da aber das weibliche Geschlecht zahlreicher ist als das männliche, und jene Berechnung der männlichen Bevölkerung nur die zum Kriegsdienst brauchbaren Individuen in sich begreift, so darf man ohne Uebertreibung im Ganzen 800,000 Bewohner annehmen. Die Insulaner sind von mittlerem Schlage, allein kräftiger als die Javaner und Malaien; schon ihr unabhängiger Charakter unterscheidet sie von den Bewohnern Java's. Die Frauen zeichnen sich vor den Javanerinnen durch ein schönes Ebenmaß der Formen aus; sie leben im freien Umgang mit den Männern, ohne, wie in andern Theilen Asiens, eingesperrt zu werden; sie gehen nackt, und es scheint, daß man in Bali den Begriff der Schamhaftigkeit nicht kenne. Auch in manchen andern Beziehungen behauptet daselbst die Barbarei noch ihre alten Rechte. Das Schicksal der Kriegsgefangenen ist Sklaverei, und der Herr, der sie kauft oder dem sie auf Streifereien in feindliche Gebiete als Beuteantheil zufallen, schaltet frei über ihr Leben. Als Strafe findet der Verlust der Freiheit bei einzelnen Verbrechen gegen den Fürsten und bei zahlungsunfähigen Schuldnern (towang) Statt, wenn die Schuld über 10 Dollar beträgt, im letztern Fall jedoch mit der Möglichkeit, sich durch Tilgung der Schuld zu emancipiren.

Eine andere Art der Dienstbarkeit erinnert an die patriarchalischen Sitten. Der junge Gatte zahlt in Bali, wie in manchen andern Ländern, den Verwandten der Frau, die er heimführen will, eine gewisse Summe Geldes. Das Herkommen setzte diese Summe auf vierzig Dollars; allein, da die gemeinen Leute meist sie nicht zahlen können, so muß der Gatte so lange mit einer jun-

gen Frau bei dem Schwiegervater wohnen und ihm als Knecht dienen, bis er den Kaufpreis abverdient hat. Indessen schenkt der Schwiegervater, wenn er mit den Diensten seines Schwiegersohnes zufrieden war, ihm einen Theil der Summe oder das Ganze, und läßt ihn früher mit seiner Tochter ziehen.

Ungeachtet dieser und ähnlicher Barbareien legen die Bewohner von Bali in ihren geselligen Verhältnissen sehr zarte Gesinnungen an den Tag. Sie sind zärtliche Eltern, und die väterliche Autorität ist sehr ausgedehnt; sie leben mäßig, und wenn sie nicht so leidenschaftliche Hasardspieler wären, so würde gegen ihre Sitten nicht Viel einzuwenden seyn. Sie lieben die Wechselfälle des Glücks, welche ihr energischer Geist im Kriege, wie am Spieltische aufsucht. Diese Kraft scheint sich jedoch nicht gegen ihre despotischen Staatsformen zu richten; allein sie würden sich nie fremden Völkern unterwerfen.

Die Sprache, welche man gegenwärtig in Bali spricht, ist eine Vermengung des Nationalidioms und des javanischen Dialekts, welcher letztere vorherrscht. Die Schrift weicht Wenig von der javanischen ab, nur hat sie Buchstaben von älterer Form. Das Kawi ist die heilige Sprache und die Braminen allein gelten für ihre Ausleger.

Von Zeit zu Zeit macht der Vulkan Carang-Assam die Bewohner Bali's zittern. Mitten durch die vulkanische Kette der molukkischen Inseln zieht sich in einer Länge von etlichen hundert Stunden eine Reihe von Kratern, welche ganze Gegenden umgestalten; ihre furchtbaren Verheerungen, mit denen Europa keine Zeit findet, sich zu befassen, greifen weit und gräßlich um sich. Welche Schauder verbreitete zum Beispiel der Ausbruch des feuerspeienden Tomboro auf der Insel Sumbawa am 11 und 12 April 1815! Ungefähr zwölftausend Insulaner fanden ihren Tod unter dem Aschen- und Steinregen oder wurden in dem heißen Wind und Schwefelqualm erstickt. Allein die Nachwelt wird sich nicht um diese Ausbrüche kümmern; hier wurde kein Herkulanum, kein Pompeji unter den Lavaströmen verschüttet, nur unbekannte Insulaner fanden hier ihr Grab, und Niemand wird je Verlangen tragen, ihre ärmlichen Hütten aus dem Schutt zu ziehen.

Die nordwestliche Durchfahrt.

(Schluß.)

Die Strömungen des Polarkreisbeckens sind ein fernerer Gegenstand von hoher Wichtigkeit für alle diejenigen, welche die Geographie der kalten Zone studiren. Alle Befahrer dieser Meere, besonders die neuern, haben mit großer Genauigkeit Richtung und Schnelligkeit der Strömungen beobachtet. So Viel ist gewiß, daß die Strömung in der Behringsstraße über den Pol geht, und sich theilweis zur Rechten und Linken verbreitet. Links streift sie an dem Nordostcap vorbei und treibt das Eis nach dem Osten von Spitzbergen herab — rechts geht sie um das Eiscap herum und wahrscheinlich in nicht großer Entfernung von der Nordküste America's hin und findet einen Ausgang durch die Barrow'sstraße und die Prinzregenten-Einfahrt in die Baffinsbai und durch die Straßen der Fury und des Hekla in den Forkanal. Die Hauptströmung aber kommt zwischen dem östlichen Grönland und Spitzbergen hervor, die dort jedes Jahr Tausende meilengroßer Eisflächen, d. h. etwa fünf und zwanzig Meilen des Tags nach Süden entführt. Treibholz findet man in beträchtlichen Quantitäten in fast jedem Theile des Grönländer Meers. An den Gestaden der Inseln Jan Mayen und Spitzbergen setzen sich jährlich unermeßliche Vorräthe ab und die Baien von Island werden oft davon angefüllt. Seit einigen Jahren besitzt der Gouverneur von Disco, einer dänischen Niederlassung an der Westküste von Grönland, eine Mahagonitafel, die er aus einer ohne Zweifel durch eine Strömung vom Westen dahin getriebenen Planke verfertigen ließ. Dieses Mahagoniholz muß auf der Westseite Americas und innerhalb des Wendekreises gewachsen seyn. Auch ein Baum Blauholz ward unfern diesem Platze aufgefangen, und von Admiral Löwenhorn an der Ostküste Grönlands ein so großer Stamm Mahagoni, daß er ihn mußte entzwei sägen lassen, um ihn an Bord nehmen zu können. Dieses Holz aus warmen Klimaten, ist häufig von Würmern (vielleicht vermiculares und pholades) durchnagt, die den nördlichen Meeren fremd seyn sollen. An den südlichen Gestaden der Inseln des aleutischen (Katharinen-) Archipels setzt sich gleichfalls Treibholz ab. Forster berichtet: „Eine ungeheure Menge Treibholz findet man auf der See zwischen Kamtschatka und America und längs der Nordküste von Sibirien;" auch wird man sich erinnern, daß Cook sein Schiff mit Brennholz aus dieser Straße versah. Kotzebue fand es in bedeutender Quantität in dem von ihm benannten Sund; und Franklin sagt: „große Stücke Treibholz gaben uns endlich die Gewißheit, daß wir über den Bereich der Baien hinaus waren;" das heißt, da sie an der Turnagainspitze ankamen, wurden die Wirkungen der Strömung wieder sichtbar. Kotzebue bemerkte, daß sich die Fußböden in den Häusern der Eingebornen im Nordwesten von America drei Fuß über die Erde erhoben — sie bestanden aus dem von Süden hergeflößten Treibholz. Einige merkwürdige, wohl beglaubigte Thatsachen über den Zug der Wallfische, welche in den grönländischen Gewässern harpunirt worden waren, fand man im stillen Ocean bis zum Nutkasund hinab; Wallfische, in deren Fette Steinlanzen steckten (eine Art Waffen, deren sich keine (?) bis jetzt bekannte Nation bedient), wurden in der See von Spitzbergen und in der Davisstraße gefangen. In der tatarischen See fing man einen Wallfisch mit einer holländischen Harpune in dem Rücken, die mit dem Buchstaben W. B. bezeichnet war. Diese gehörte, wie sich erwies, dem Admiral der holländisch-grönländischen Flotte, Wilhelm Bastiaanz zu und war bei Spitzbergen nach dem Wallfisch geworfen worden. Ein Kapitän Franks harpunirte im Jahr 1825 einen Wallfisch in der Davisstraße, der nachher von dessen Sohn nahe bei Spitzbergen getödtet ward. In seinem Fette fand er die Harpune mit dem Namen seines Vaters. Der Wallfisch mußte sich nach dem Norden von Grönland gewendet haben, vielleicht durch den Wellingtonskanal, da man weiß, daß sie selten die Davisstraße hinab in den atlantischen Ocean kommen.

Betrachten wir die Lage des nördlichen Americas, so springen mit einem Mal vier Puncte ins Auge — das Eiscap, das

Cap Turnagain, das Cap Dundas und das Garrycap der Prinzregenteinfahrt. Diese dürfen als Leuchtzeichen für die mögliche Richtung eines Seewegs nach dem Westen dienen. Die Entfernung des Eiskaps von der Prinzregenteinfahrt beträgt ungefähr 1500 Meilen und könnte in fünfzehn Tagen gemacht werden, wenn nicht ein unbekanntes Hinderniß dazwischen träte. Die Entfernung des Eiskaps von dem Cap Dundas (der äußersten Südspitze der Melvilleinsel) beträgt wenig Mehr als 500 Meilen — die desselben Caps von Franklin's Turnagainspitze 350 und von dem Cap Garry nur sehr wenig weiter. Nach den neuerlichen Expeditionen Franklin's und Beechey's unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß ein Seeweg um das Eiscap in die Polarsee vorhanden ist. Die beiden Seefahrer waren bloß noch 130 Meilen von einander entfernt. Beechey verließ St. Paul's Hafen in Kamtschatka am 4 Juli und fuhr nach dem Kotzebuesund, wo er bloß vier Tage blieb und dann nordwärts segelte. Als er fand, daß sich das Eis wieder häufte, fuhr er am 14 October wieder nach dem Süden zurück. Nach Allem zu schließen, hatte er zwei Monate des günstigsten Fahrwetters in diesen Seen, und wir behaupten, daß sich aller Wahrscheinlichkeit nach eine Reise längs der Nordküste Americas von dem Eiskap aus in weniger als der Hälfte dieser Zeit zurücklegen läßt.

Kapitän Franklin fand, als er die Mündung des Mackenziesflusses am 2 Juli erreichte, die See offen und segelte nach Westen bis zum 15 August, so daß er über die Hälfte Wegs nach dem Eiscap zurückgelegt hatte. Keine physischen Hindernisse zwangen ihn zur Rückkehr. Weil er jedoch nicht wußte, ob die Blossom an den verabredeten Punct ihres Zusammentreffens gelangen würde, hielt er sich verpflichtet, an seine Sicherheit zu denken; da unvermeidliches Verderben ihrer wartete, Falls jenes Schiff ein Mißgeschick betroffen hatte. Die Küste von dem Eiskap nach der Turnagainspitze darf jetzt als entdeckt betrachtet werden, und wenn Kapitän Parry eine Fahrt um dieses Cap unternehmen sollte, so vorbereitet zu einer zweimaligen Ueberwinterung, wie er es auf seiner zweiten Reise war, so sind wir überzeugt, daß eine einzige Reise, verbunden mit einer Landexpedition, die so lang bestrittene Frage lösen wird. Wenn der Seefahrer Anfangs Augusts das Eiskap umsegelte, so hätte er wenigstens zwei volle Monate, die See nach Osten zu beschiffen. Bei Annäherung des Winters könnte er seine Winterquartiere in Georg's IV Krönungsgolf nehmen, und im folgenden Sommer verschiedene Excursionen nach dem Bank'sland, der Melvilleinsel, der Cockburninsel, der Halbinsel Melville, der Prinzregenteneinfahrt und der Fury- und Heklastraße machen. Die Landexpedition müßte von dem Wagerflusse oder der Chesterfieldeinfahrt nach Georgs IV Krönungsgolf — eine Strecke von 600 Meilen — gehen. Sollte diese Landexpedition als zu gefährlich erscheinen, da sich möglicher Weise Seearme in das Land herein erstrecken, dann wäre es von großer Wichtigkeit, wenn zwei solche Boote, wie Kapitän Franklin bei seinen letzten Entdeckungen hatte, nach jener Landenge, welche die Halbinsel Melville bildet, abgesendet würden, um die Untersuchung der Küste zu vollenden. Wir glauben, daß eine Reise, wie diese, leicht auszuführen wäre.

Erik Menveds Jugend.

Es ist nicht bloß eine Folge von Walter Scotts glänzendem Beispiel, sagt ein dänisches Blatt *) bei der Anzeige des neuesten Romans von Ingemann: Erik Menveds Jugend (**Erik Menveds Barndom, en historisk Roman af B. Ingemann, 3 D. Kjoebenhavn, 1828, 8.**) oder bloß eine Wirkung der allgemeinen Neigung des menschlichen Geistes, sich in neuen Richtungen sowohl im Gebiete der Kunst, als der Wissenschaft zu üben, was im neunzehnten Jahrhundert dem historischen Roman so großen Beifall bei den Schriftstellern wie bei ihren Lesern verschafft hat. Zwar sollte man meinen, daß das tägliche Leben mit seinem wechselnden Spiel dem erzählenden Dichter eine unübersehbare Mannigfaltigkeit darböte, doch, wenn wir den komischen Roman ausnehmen, sind es vornehmlich nur Liebesscenen oder Criminalgeschichten, die daraus entnommen werden. Wer daher in dem Romane das Menschenleben in anderen Richtungen zeigen wollte, wurde durch diese Beschränkung gewissermaßen gezwungen, in die Vergangenheit zurück zu gehen; und sollten die handelnden Personen nicht bloß die Maske der Vorzeit tragen, so mußte diese selbst historisch aufgefaßt werden, um sie darstellen zu können. Der mittelmäßige Romanschreiber versetzt uns entweder in ein fernes Zeitalter, welches er selbst nicht kennt, um mit gröbern Farben malen und gleichgültiger gegen die Wahrheit der Verhältnisse seyn zu können; oder er hat ängstlich alle Einzelheiten der Zeit studirt und vermag jetzt, von seinem Stoff überwältigt, die Geschichte nur mit einigen wenigsagenden Zusätzen auszuschmücken. Im ersten Falle war der Titel des historischen Romans nur ein betrügerischer Aushängeschild; im letztern erhält man eine romantisirte Geschichte, die ein Zwitter ist, der weder in dem ausschließlichen Gebiet des Romans, noch der Geschichte seine Heimat hat. Dergleichen Mißgriffe hat der historische Roman, und dieß mit Recht, übel entgelten müssen. Aber wenn der historische Stoff richtig aufgefaßt wird, so giebt er dem Dichter nicht bloß einen neuen Standpunct, von welchem er seinen Blick über das ganze menschliche Leben erheben kann, sondern zugleich eine Reihe von Studien nach der Natur, welche der Dichter eben so wenig, als der Maler entbehren kann, und welche, mit poetischem Sinn idealisirt und mit kunstreicher Hand verbunden, ein Kunstwerk von eigenthümlicher Schönheit bilden können. Wofern diese Eigenthümlichkeit den Bedürfnissen der Lesewelt und den Forderungen der Sprache entspricht, wird das Werk gewiß auch für seine historische Einkleidung auf einen günstigen Erfolg rechnen können. Gewiß mußte der historische Roman besonders in einem Lande Beifall finden, wo — wie in Schottland — die Parteien so gewaltsam, so lange wider einander gerast haben, wo die umständlichsten Ueberlieferungen von diesem Kampfe noch erhalten sind, und doch zur selben Zeit der Zustand sich so verändert hat, daß man mit Ruhe auf Etwas zurücksehen kann, was einige Menschenalter früher alle Gemüther aufregte. Aber die Chroniken eines jeden Volkes bieten dem Dichter einen reichen Stoff, wenn er ihn nur zu finden weiß, und in jedem Lande erweckt es Theilnahme, merkwürdige Begebenheiten aus dem Leben der Voreltern in dem verschönernden Spiegel der Dichtkunst zu sehen. Bei uns hatte die Dichter nur der reiche Sagenkreis des Heidenthums beschäftigt, als In-

*) **Dansk Literatur Tidende for 1829. N. 10, 11.**

genannt und in seinem Waldemar Seier (Sieg) den ersten historischen Roman gab, der den Beifall der dänischen Lesewelt in hohem Grade verdiente und fand. Derselbe Verfasser hat uns jetzt in Erik Menveds Jugend eine treffende Schilderung aus Dänemarks Mittelalter gegeben.

Das Zeitalter, welches geschildert wird, ist allerdings lange nicht so glänzend in den Jahrbüchern Dänemarks, als die Tage Waldemar Seiers, aber es ist ohne Zweifel mehr zu einer dichterischen Behandlung geschickt. Es gibt nämlich einen historisch bestimmten Grund, auf welchem die handelnden Personen vortreten können, und dessen bewegtes Leben eine Menge merkwürdiger Scenen darbietet, welche der Dichter nach seinem Bedarf anbringen kann; inzwischen sind doch die Begebenheiten, so wie die Hauptpersonen jener Zeit nicht von der Beschaffenheit, daß sie, indem sie den ganzen Gang der Erzählung voraus bestimmen, die Freiheit der dichterischen Behandlung hindern. Es ist auch nicht sowohl das Leben eines Mannes, als vielmehr ein merkwürdiger Zeitpunkt, den der Dichter schildern wollte, er kann daher seine Leser sogleich mitten in die Begebenheiten hineinführen und indem er dieselben näher zusammen rückt, das Ganze besser abrunden. Wir haben verschiedene Chroniken und eine Anzahl von Urkunden und historischen Volksliedern (Kaempeviser) aus Erik Menveds Zeit, wir sind hinreichend von der Verfassung, dem Leben, den Sitten und Gebräuchen unterrichtet, aber wir besitzen keinen Geschichtschreiber, wir wissen nur Wenig von dem innern Zusammenhang der Begebenheiten oder von dem Charakter der handelnden Personen, die meisten der letztern schweben uns als undeutliche Schattenbilder vor; der Verf. hatte also auch in der Charakterentwicklung die größte Freiheit. —

Nach der Ansicht des Rec. hat der Verfasser seinen Charakteren im Ganzen richtige Haltung, poetisches Leben und historische Wahrscheinlichkeit gegeben, dieß gilt im Allgemeinen auch von den beiden historischen Parteien, die hier einander gegenüberstehen. Die Verschwörung, welche König Erik das Leben kostete, war eine Folge des tiefen Gefühls erlittenen Unrechts und des gemeinschaftlichen Widerstrebens der Lehensaristocratie und der Hierarchie gegen die Königsmacht; die mißvergnügte Partei verstärkte sich durch Räuber und Verbrecher und wurde unterstützt durch die Politik fremder Fürsten. Auf der andern Seite war die Loyalität nicht bloß an ein Gefühl der Pflicht und Ehre geknüpft, sondern an das der Vaterlandsliebe im vollsten und edelsten Sinne und an den Abscheu vor fremder Herrschaft. Die Entwicklung dieser politischen Parteien hat besonders im ersten Theile einige der Gespräche ziemlich weitläufig gemacht, so wie auch die Beschreibung des dänischen Hofes etwas allzu umständlich ist. Die Stimmung des Volkes wird in mehreren Scenen aus dem niederen Leben gut geschildert; der Dialog ist natürlich und hat nach der Verschiedenheit der sprechenden Personen sowohl Kraft, als Feinheit. Sehr anschaulich sind besonders die gefahrvollen Situationen, in welche der Verfasser seine Helden versetzt. Aber indem der Verf. die Aufmerksamkeit des Lesers auf einzelne Beschreibungen und einzelne Scenen zu spannen weiß, ist es ihm vielleicht weniger gelungen, die Einheit des Interesses zu bewahren. Der junge König, von dem der Roman den Titel führt, kann doch das poetische Interesse nicht erwecken, welches der Drost Peter auf sich zieht und diesem macht Graf Gerhard wieder die Ehre streitig, der Held des Romans zu seyn. Inzwischen hat der Verfasser doch die Interessen dieser Personen eng mit einander verbunden, und scheint er einige Zeit eine seiner Hauptpersonen aus dem Gesicht verloren zu haben, so läßt er sie immer nach zur rechten Zeit wieder zum Vorschein kommen, bis am Ende gegen Alle poetische Gerechtigkeit geübt wird. —

In dem ganzen Werke findet man das umsichtigste Streben, die alten Sitten in Acht zu nehmen, und das äußere Leben des Zeitalters mit Wahrheit zu schildern. Die Kämpeviser, von denen mehrere in ihrer ursprünglichen Form ohne Zweifel gleichzeitig mit den Begebenheiten waren, sind hier noch glücklicher benutzt, als in Waldemar Seier; und wenn auch einige kleine Verstöße gegen das Costüm begangen werden, so kann dieß doch nur von einzelnen Alterthumsforschern bemerkt werden, und die Leser nicht hindern, sich im allgemeinen dieser lebendigen Schilderung, die sie in das Mittelalter Dänemarks versetzt, zu erfreuen. Am Meisten hat der Verf. dabei gewagt, daß er nicht selten Bezug auf das alte Recht nimmt, ohne selbst Jurist zu seyn. Die historischen Juristen werden es ihm sehr übel nehmen, daß der den Kieler Grafen Gerhard sich über Rechtsbestimmungen von Ribe verwundern läßt, die doch ohne Weiteres nur aus dem in Kiel geltenden lübischen Rechte entlehnt sind; daß der Domprobst Grand eine unrichtige Exception dagegen macht, den Königsmörder zum Tode zu verurtheilen u. s. w. Doch kann der Verf. sich damit trösten, daß der Rechtshistoriker nur Wenige sind.

Anhänglichkeit von Thieren.

Von der Anhänglichkeit, welche Thiere durch die Gewohnheit des Beisammenlebens gegen einander erhalten, werden manche merkwürdige Beispiele erzählt; so eines von zwei Straußen, einem Männchen und einem Weibchen, die in der Rotunde des Jardin des Plantes zu Paris gehalten wurden. Das Deckfenster über ihnen war zerbrochen, und die Glaser, die damit beschäftigt waren, ließen bei ihrer Arbeit ein dreieckiges Stück Glas hinabfallen. Nicht lange darauf wurde der weibliche Strauß krank und starb binnen wenigen Stunden in großen Schmerzen. Er wurde geöffnet und man fand, daß der Schlund und die Eingeweide durch das verschlungene Glas furchtbar zerrissen waren. Von dem Augenblicke an, wo sein Gesellschafter von ihm genommen wurde, hatte der andere Vogel keine Ruhe; er schien beständig Etwas zu suchen und schwand sichtlich dahin. Er wurde von der Stelle entfernt und ihm mehr Freiheit verstattet, in der Hoffnung, daß er seinen Gram vergessen würde, aber es half Nichts, und er grämte sich im wörtlichsten Verstande zu Tode.

In einem andern Falle wurde ein sonderbares Hülfsmittel angewendet, das einen ähnlichen Ausgang verhütete. Ein Engländer besaß lange Zeit zwei braune Kraniche (Ardea Pavonina), von denen endlich der eine starb. Der andere wurde hierüber untröstlich, und es war augenscheinlich, daß er seinem Cameraden folgte, als der Besitzer einen großen Spiegel in das Vogelhaus bringen ließ. Der Vogel sah nicht sobald sein Spiegelbild, als er sich einbildete, daß sein Gefährte, um den er trauerte, zurückgekehrt sey. Er stellte sich dicht vor den Spiegel, putzte sein Gefieder und gab auf jede Weise seine Freude zu erkennen. Bald erhielt er seine Gesundheit und Heiterkeit wieder; er brachte seine meiste Zeit vor dem Spiegel zu und lebte noch manches Jahr.

Magazine of Natural History, No. 6.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 105 15 April 1829.

Die Samojeden. *)

Das Land und seine Bewohner.

Die Samojeden wohnen im Norden des Regierungs-Bezirkes Archangel, und zwar in demjenigen Theile desselben, der zum Kreise Mesen gehört, und sich vom rechten Ufer des Flusses Mesen bis zu den Gebirgen erstreckt, welche Sibirien von dem übrigen Rußland trennen. Ihr ungeheures Gebiet zerfällt nach den zwei Hauptströmen, die es bewässern, in zwei große Abschnitte, von denen der eine das Land Mesen, der andere das Land Petschora begreift und von den Samojeden selbst Arkaja, d. i. das große Land genannt wird.

Das Land Mesen ist längs der Küste vom Kap Kanin bis zum Ufer der Goubista Gebirgsland, von da bis zum Kap Swiaetol-noß oder selbst bis zur Petschora eine ununterbrochene Ebene. Der nördliche Theil des Landes Petschora ist ein überall bemooster, bald fruchtbarer bald trockener Torfboden; er erstreckt sich von der Meeresküste beinahe 200 Werste ins Innere und heißt gemein hin die Toundra. Mitten in dieser Steppe erhebt sich eine nicht sehr hohe Hügelkette, welche ungefähr 200 Werste vom östlichen Ufer der Petschora anfängt und nordöstlich läuft, bis sie sich mit den sibirischen Gebirgen vereinigt. Sie heißt bei den Russen Bolschesmelskii Khrebet, die Berge des großen Landes. Im Süden der Toundra stößt man auf ziemlich ansehnliche Wälder, welche sich bis zum südlichen Ufer der Oussa hinziehen.

Das Gebiet der Samojeden schließt bei einer Länge von mehr als 1400 Werst eine Menge Seen, Flüsse und fischreiche Bäche in sich. Die Seen sind aber nur von mittelmäßiger Größe, indem sie meist nicht über 10 Werst im Umfange messen, einige größere im Lande Kanin ausgenommen, deren Umfang 50 Werst betragen mag. Oestlich von der Petschora, zumal an der Meeresküste, wird das Land so wasserreich, daß man nicht zehn Werst reisen kann, ohne auf einen Fluß zu stoßen; und eben so wird das Klima um so strenger, je weiter man gegen Osten vordringt. In der Umgegend des Flusses Wischas, kaum 100 Werst östlich von Mesen, spürt man diesen Unterschied schon auffallend. Alle Flüsse im Lande Kanin und Timani *), d. h. im östlichen und westlichen Theile des Landes Mesen, die ins Eismeer ausmünden, sind zu Ende Septembers, höchstens Anfangs Oktobers mit Eis bedeckt, während in Archangel die Dwina nicht vor Ende Oktobers oder Anfang Dezembers zufriert. In der genannten Zeit kann man dann mit vollkommener Sicherheit im Schlitten auf diesen Strömen reisen. Zu Ende Aprils oder Anfang Mais ist die Mündung der Dwina vom Eise frei, während die Ströme im Lande der Samojeden für die Schiffahrt vor der zweiten Hälfte des Mais nicht offen werden. Ungefähr dieselbe Temperatur herrscht noch einige hundert Werst weit jenseits der Petschora längs der Nordostküste; aber zwischen der Petschora und der Korotaikha steigt die Kälte bereits auf einen so hohen Grad, daß selbst die Samojeden, die sich sonst Wenig aus der Kälte machen, den Unterschied wahrnehmen. Die Korotaikha und alle die dortigen Flüsse thauen vor Ende Juni's und Anfang Juli's nicht auf und frieren schon um die Mitte Septembers wieder zu. Diese nördliche Gegend jenseits der Oussa ist demnach beinahe neun Monate lang gefroren. Die Rennthiere werden vor St. Peter nicht auf die neuen Walden gelassen. Das Land auf dem südlichen Ufer der Oussa hat jedoch in Vergleichung mit dem vorhergehenden ein gelindes und mildes Klima. Man findet hin und wieder schöne Wiesen und Stellen, auf denen Gerste gedeiht. Sonst bringt übrigens das Land wenig Gewächse hervor, die der Samojede zu seiner Nahrung gebrauchen könnte, denn längs der Küste wachsen außer Sauerampfer und einigen eßbaren Wurzeln Nichts als Zwergweiden, die jedoch zur Feuerung benutzt werden. Die Holzungen im Süden der Toundra und an den Ufern der Oussa bestehen vornehmlich aus Fichten, Birken, Erlen und Weiden.

Wenn indessen das Pflanzenreich arm ist, so ist das Thierreich desto fruchtbarer. Das Eismeer liefert den Samojeden Wallrosse, Seehunde, weisse Bären, Meerhasen (phoca leporina), und zu Zeiten auch große Störe (accipenser huso), die Toundra weiße Füchse (canis lagorus), gemeine Füchse, Wölfe, wilde Rennthiere; und außerdem ist die Küste Timani *) reich an gemeinen Bären, Hasen, Hermelinen, unzähligen Flügen von Gänsen

*) Der Verfasser, Wassili Krestinin (im 2ten Theil von Klaproths Magasin Asiatique) behauptet, bei seiner Arbeit mündliche Mittheilungen eines Samojeden, Jano Kuberoff, benützt zu haben.

*) Die Küste von Mesen gegen die Petschora hin.

und wilden Enten verschiedener Arten, Schwänen, Wasservögeln und Rebhühnern; die Wälder liefern Eichhörnchen, Hermeline, Hasen, Marder, Bären, Vielfraße, wilde Rennthiere und manchmal auch Wölfe und Füchse; die Flüsse und die Seen einen reichlichen Vorrath von Fischen, unter denen der Elg (salmo lavaretus), der Hecht, der Omul (salmo autumnalis), die Quappe, der Barsche und das Rothauge, der Nelma (salmo nelma) und der Thimlanfisch (salmo tymallus) die bemerkenswerthesten sind.

In dem Lande, wovon wir so eben gesprochen haben, wohnen aber nicht bloß Samojeden, sondern man findet in Mesen, dem Hauptorte des Kreises, auch Russen, so wie zu Poust-ozersk, Oust-tsulma und Ischma, und in den in der Nachbarschaft dieser drei Flecken gelegenen Dörfern an den Ufern des Wischas, der Oma, der Snopa, der Pascha und der Indega. Da diese drei Flecken mit den Samojeden die engste Verbindung unterhalten, so dürfte es nicht unzweckmäßig seyn bei ihrer Beschreibung tiefer ins Einzelne einzugehen.

Poust-ozersk liegt am sogenannten leeren See (Poustöe ozero), welcher mit der Petschora zusammenhängt. Dieser See ist im Sommer so seicht, daß er nur von sehr kleinen Schiffen befahren werden kann, wogegen er im Frühjahr große Lasten trägt. Von ihm bis zur Petschora sind zwanzig Werst, und bis zur Mündung dieses Flusses hundert. Poust-ozersk hat drei hölzerne Kirchen, ein Verwaltungsamt, ein Magazin für Branntwein, ein anderes für Victualien, ein drittes für Pulver, und etwa 50 Häuser. Ungefähr 217 Häuser rechnet man in 17 Dörfern, welche zu dem Flecken gehören. Die männliche Einwohnerschaft aller jener Orte zusammengenommen beläuft sich höchstens auf sechstausend; die Hauptbeschäftigung dieser Leute ist die Jagd, insonderheit aber die hier sehr einträgliche Fischerei; auch der Seehundsfang. Ackerbau treiben sie nicht. Ihren Bedarf an Getreide und andern Gegenständen im Betrag von jährlich 16 — 20,000 Pud erhalten sie durch Kaufleute aus Tscherdan, Nowoussol und Oust-sulssol zu Wasser auf Fahrzeugen, von denen jedes ungefähr 1000 Pud ladet. Es reisen Kaufleute aus Archangel, Kholmogor, Pinega, Mesen, ja selbst aus Wologda, und manchmal auch aus Moskau und verschiedenen anderen Städten nach Poust-ozersk, um daselbst große Ankäufe von Pelzwerk zu machen. Sie kommen gewöhnlich im October oder November und kehren vor Weihnachten wieder zurück. Die Einwohner in diesen Flecken haben nur zwergartiges und mageres Hornvieh, und elende Pferde, weil sie ihre ganze Sorgfalt auf die Rennthiere verwenden, welche ihnen zum Zugvieh dienen und von denen sie Milch erhalten; es giebt Eigenthümer, welche an 1000 Stück besitzen.

Oust-tsulma, auch Oust-tsulemskayawolost genannt, liegt 150 Werste von Poust-ozersk auf dem rechten Ufer der Petschora. Man findet daselbst eine hölzerne Kirche, eine Wassermühle, zwei Windmühlen und ungefähr 120 Häuser; vier kleine Dörfer, welche zu diesen Flecken gehören, zählen deren ungefähr zweihundert. In diesem ganzen Kanton ist die männliche Bevölkerung nicht stärker als 180 Seelen, welche von Einwanderern abstammen, die vor ungefähr 250 Jahren von Nowgorod hieher gezogen sind. Die Einwohner von Oust-tsulma bauen Gerste, aber doch nicht hinlänglich, und werden daher mit Getreide von Kaufleuten aus Sollkamsk versorgt. Ihr Vieh ist in der Regel klein und ungehörnt. Ihre Pferde sind nur von mittlerer Größe, aber von starkem Körperbau. Die Meisten haben Rennthierzucht, und Manche besitzen von diesen Thieren gegen 500 Stück. Die Fischerei ist sehr einträglich und die Quelle eines bedeutenden Handels. Man verkauft jedoch die Fische selten gegen baares Geld, sondern tauscht sie mit den Einwohnern von Oust-selsko gegen Getreide aus, oder bringt sie nebst Talg und Butter nach Mesen auf den Markt, welcher auf Mariä Verkündigung fällt, und setzt sie ebenfalls im Tausche ab. Auch Oust-tsulma wird wie Poust-ozersk oft von fremden Kaufleuten aus verschiedenen Städten besucht, namentlich aus Archangel, Kholmogor, Pinega, Mesen, Wologda und anderen noch entfernteren Orten, welche Ankäufe in Pelzwerk machen.

Der Flecken Ischma oder Ischemskaya slobodka mit einer hölzernen Kirche, einer Wassermühle und 64 Häusern, liegt auf dem rechten Ufer eines Flusses gleichen Namens 60 Werst von dessen Mündung auf der linken Seite der Petschora. Die ganze männliche Bevölkerung des Cantons giebt man zu 1000 Seelen und die Zahl der Häuser zu 242 an. Die ersten Ansiedler an diesem Orte waren Syrläner. Russen aus Oust-tsulma und selbst einige Familien Samojeden, die sich zum Christenthume bekehrten, sind in der Folge zu verschiedenen Zeiten hinzu gekommen. In der Gegend von Ischma wird Gerste gebaut, auch etwas Roggen, aber die Ernte ist natürlich des rauhen Klima's wegen gewöhnlich nicht reichlich, weshalb man sich fast alljährlich mit Hülfe von Kaufleuten aus Sollkamsk auf dem Wege des Tausches mit Getreide versieht. Die Einwohner treiben viel Rinderzucht; ihr Vieh ist schön, obgleich ohne Hörner; man trifft hier auch ziemlich große Heerden von Rennthieren. Die Fischerei ist weniger bedeutend.

Die Samojeden selbst haben keine Flecken und Dörfer oder festen Wohnsitze, sondern leben mit ihren Rennthierheerden nomadisch und wohnen in einer Art von Hütte, welche Aehnlichkeit mit einem Zelte hat. Die Samojeden, welche zum Kanton Poust-ozersk gehören und Poust-ozerski heißen, streifen im Lande Toundra und in der Gegend zwischen der Petschora und der Kara umher; die Oust-tsulmi halten sich im Sommer an den Ufern der Flüsse auf, welche sich in die Petschora ergießen, so wie an den dortigen Landseen; im Winter ziehen sie sich größtentheils nach den Moorgründen und Holzungen in der Nähe von Oust-tsulma, und manchmal wegen der Rennthierjagd selbst bis an die Ufer der Tsulma und Pischma, welche die Petschora auf ihrer rechten Seite aufnimmt. Die Ischmi wandern vom Monate Mai bis December im Lande Toundra und dehnen ihre Streifereien bis an die Seen und zahlreichen Bäche aus, welche in die Oussa, den Koschim, die Kossa und die Lomba sich ergießen. Während der übrigen drei Monate leben sie an den Ufern des Obisch, der Keoda, der Oukhta und der Ayouga, was lauter Zuflüsse der Ischma sind.

Die Samojeden im Lande Kanin bestehen aus 102 Familien; im Lande Timani aus 191; im Lande Petschora bis an die

Kawa, längst der Küste zusammengerechnet mit den Pousi-ozerski's in den südlichen Holzungen aus 137; die Ouftzuimi aus 104; und die Jschmi aus 102; im Ganzen also aus 636 Familien, nämlich aus 1349 Personen männlichen und 1417 weiblichen Geschlechts. Der einzige Tribut (Jassak), welchen jeder Samojede, der einen Bogen führt, an die Krone jährlich zu entrichten hat, sind drei Schwarzfüchse (pestsi); diese Pelze werden von den Aeltesten eingesammelt und in den Monaten December und Januar nach Mesen abgeliefert.

Der Name Samojede war den Russen seit dem eilften Jahrhundert bekannt, man liest ihn in Nestors Chronik *). So trägt auch die Meerenge, die das gegenwärtige Land der Samojeden von der Insel Waigatsch trennt, noch jetzt den Namen, welchen ihr Nestor beilegt. Es scheint demnach, daß die Samojeden wenigstens seit 1000 Jahren ihre dortigen Wohnsitze inne haben. Nehmen wir an, daß das Wort Samojed russischen Ursprungs ist, so kann es soviel als Lioudoyed, Menschenfresser, bedeuten; allein diese Benennung würde nicht auf die Barbaren des Nordens passen, welche zu allen Zeiten weniger roh und grausam waren, als die Barbaren des Südens. Fischer in seiner Geschichte Sibiriens leitet das Wort von dem lappländischen Samoyaedna her, welches das Land der Lappen bedeutet, und sucht zu beweisen, daß die Russen ehemals die letzteren und die Samojeden für ein und dasselbe Volk gehalten hätten, und daß in der Folge Samoyaedna in Samoyed abgekürzt worden sey. Indessen liegt die Wurzel dieses Wortes vielleicht näher, wenn man annimmt, daß es durch eine falsche Aussprache aus dem russischen Syroyöd entstanden ist. Syroyöd heißt ein Mensch, der sich von rohem Fleische nährt, ein Wort, welches die Samojeden sehr gut bezeichnet, da sie sowohl Fische als Rennthierfleisch eben so gern roh als gekocht essen. In ihrer Sprache nennen sie sich Khassova, Männer, und begreifen unter diesem Namen nicht allein die Familien, welche sich im Westen von den großen sibirischen Gebirgen niedergelassen haben, sondern auch alle die Samojeden des unermeßlichen Landstrichs längs den asiatischen Küsten des Eismeeres vom Ob bis zur Lena. So versicherte wenigstens der Samojede Jano Kouderov, welcher geraume Zeit unter seinen Landsleuten in Sibirien am Obdorsk gelebt hat.

Die Samojeden im Gouvernement Archangelsk betrachten sich als ein Volk aus drei Stämmen. Der erste heißt in ihrer Sprache Vanoita, der zweite Tyssia ilogheï, der dritte Khyrontschi. Der Stamm Vanoita lebt an den Ufern der Mesen, der Petschora und am Ob in der Gegend von Obdorsk; der Stamm Tyssia ilogheï im Innern des Gouvernements Archangelsk, und der Stamm Khyrontschi, oder wie die Russen es aussprechen Karatscheja, im Gouvernement Tobolsk jenseits der Berge in den Kreisen Berezov und Obdorsk. Die Verwandtschaft dieser drei Stämme beurkundet sich seit Jahrhunderten durch die Sitt, der zu Folge Jeder, der sich verheirathen will, seine Frau aus einem von den beiden andern Stämmen holen muß.

Nach Fischer wären selbst die Kamachen von Krasnoyarsk und die Ostiaken von Tomsk im südlichen Sibirien Stammverwandte der Samojeden: eine Vermuthung, die er aus der Uebereinstimmung ihrer Idiome nachzuweisen sucht; und wir müßten somit das Stammland der Samojeden im Innern von Sibirien suchen, das sie, durch gebieterische Umstände genöthigt, verlassen, und gegen denjenigen Theil von Europa, in welchem wir sie gegenwärtig antreffen, vertauscht hätten. Spuren einer von der Erde verschwundenen alten Bevölkerung, welche man an den Ufern von Flüssen und Seen auf Bergen und Hügeln in mehreren Kantonen des Kreises Mesen, auch im Lande Toundra und in den Holzungen des Innern vorfindet, beweisen unwidersprechlich, daß vor den Samojeden ein anderes Volk in diesem Lande gewohnt hat. Es sind höhlenförmige Wohnungen, in denen man Oefen und Bruchstücken von eisernem, kupfernem und irdenem Hausrath entdeckt hat. Sie heißen bei den Russen Tschudenhäuser, bei den Samojeden Sirten. Endlich haben die Samojeden in ihrer Sprache für die beiden größten Ströme ihres Landes keinen besondern Namen, sondern bedienen sich der russischen. Aus diesem Umstande scheint hervorzugehen, daß die Russen eher im Lande gewesen seyn müssen, als die Samojeden. In Nestors Annalen kommt der Name Petschora oder Petschera nicht als Name eines Flusses, sondern als Name eines Volkes vor, welches schon vor Rurik, dem Gründer der russischen Monarchie, nebst den übrigen Stämmen der Tschuden dem Scepter der Slaven von Nowgorod gehorchte, und eben dieser Name Petschora weist zugleich auf die obenerwähnten Höhlen zurück, denn im Slavonischen und Russischen heißt peschtschera, nicht sehr verschieden von petschora, eine Höhle. In welcher Periode das Volk Petschora seine Höhlen verlassen hat, ist ebensowenig als sein neuer Wohnsitz bekannt; auch schweigt die Geschichte über die Ursachen dieser freiwilligen oder erzwungenen Auswanderung. Nach Rurik verschwindet der Name Petschora als Volksname gänzlich aus der Liste der nördlichen Tschuden-Stämme.

(Fortsetzung folgt.)

Africa und seine Bewohner.

Von dem bekannten Zimmermann'schen Werke „die Erde und ihre Bewohner," das in einer holländischen Uebersetzung in den Niederlanden eben so viel Beifall gefunden hatte, als in Deutschland das Original, erscheint zu Haarlem unter dem Titel: **Afrika en deszelfs Bewoners, volgens de nieuwste Ontdekkingen, een Werk ter bevordering der kennis van Landen en Volken en van derzelver voort-brengsels en handel (door N. G. van Kampen, 1 D. Haarlem, 1828. 8.)** eine Fortsetzung von einem niederländischen Gelehrten, welche das durch Zimmermann fast ganz übergangene Africa umfassen soll. Der erste Theil, der uns bisher allein zugekommen ist, enthält, außer einer allgemeinen Einleitung die Capcolonie, das Land der Namaquas, Griquas und nördlichen Buschmänner (Bosehjesmannen) das Land der Kaffern, die Ostküste von Africa, die Comora-Inseln, Madagascar mit den umlie-

*) „Youri Torgowitsch aus Nowgorod," sagt dieser Geschichtschreiber, „erzählte mir, er habe vor einigen Jahren einen von seinen Leuten nach Petschora, einem dem Staate Nowgorod tributpflichtigen Lande, gesandt; dieser sey hierauf in das Land Yougra gekommen, wo ein Volk mit eigenthümlicher Sprache wohne, welches sich im Norden bis zu den Samojeden erstrecke."

genden Inseln, die Mascarenhas und Seychelles, St. Helena und Nieder Guinea.

„Den Namen," sagt der Verf. in seiner Einleitung, hat Africa wahrscheinlich von einem kleinen karthagischen District, Phrigi, an der Nordküste erhalten, aus welchem die Römer, denen dieß der zunächst gelegene Theil des ganzen Continents war, Africa machten. Ein berühmter Geograph nennt es einen Leib ohne Gliedmaßen, einen Stamm ohne Aeste; und in der That laufen seine Küsten beinahe rechtlinicht fort, ohne die geringsten Einschnitte oder Ausschweifungen durch Meerbusen und Halbinseln, und die geringe Zahl der Inseln im Verhältniß zu der von Europa und besonders von Asien und Nordamerica ist auffallend. Bloß auf der Südostseite hat Africa, sowie Neuholland und Südamerica, eine ansehnliche, vielleicht von dem festen Lande abgerissene Insel, Madagascar: die anderen, wie die Canarischen und Cap-verdischen Inseln scheinen durch die Wirkung des unterirdischen Feuers enstanden und nicht durch Gewalt des Oceans vom festen Lande getrennt zu seyn. Von allen Welttheilen hat es die meiste Aehnlichkeit mit Südamerica, welches auch wenig Inseln, Buchten und Einschnitte in der Küste hat; doch hat der berühmte Humboldt uns darauf aufmerksam gemacht, wie groß bei alle dem der Unterschied zwischen beiden ist."

Ueber die Bevölkerung der Capcolonie, welche mit besonderer Ausführlichkeit behandelt ist, lesen wir hier:

„Ursprünglich aus den Niederlanden und zum Theil kurze Zeit nach Stiftung der Colonie übergesiedelt haben diese Leute durch die Fruchtbarkeit der Frauen — ursprünglich Amsterdamsche Waisenmädchen — in diesem gesunden Clima sich so vermehrt, daß, da die meisten selten unter sechs, viele aber über zehn und zwölf Kinder zur Welt brachten, bald die Colonie sich ausdehnte und einen sehr großen Umfang erreichte. Bereits im J. 1769 wurden Bauern gefunden, die beinahe 200 holl. Stunden, 30 Tagereisen, von dem Cap ab wohnten, von welchen viele nie die Reise dahin machten. Dieß hatte denn zur Folge, daß bei ihnen — eben so, wie bei den Ansiedlern in Nordamerica und den Spaniern in Paraguay — Geistesbildung und die Mittel, sich geistig auszubilden, immer seltener wurden und zuletzt die entferntesten Bauern, wie Stavorinus sagt, eher Hottentotten als Christen glichen. — Der Reichthum an Vieh, welchen bei dem großen Landstrich, den jede Hausgenossenschaft zur Weide benutzen kann, viele Colonisten besitzen, giebt ihnen denn auch ein sehr gemächliches Leben. Seine Schafe liefern dem Pflanzer nicht allein Fleisch zur Speise, sondern auch durch den Fettschwanz, der wohl manchmal zwanzig und durchgehends zwölf bis sechzehn Pfund wiegt, Schmalz zur Bereitung derselben. Am Schneeberg (Sneeuwberg) im abgelegensten Theil der Colonie, hat ein Landmann selten weniger als drei oder viertausend Schafe, die aber zum Theil nur schlechte und grobe Wolle geben. Die allgemeine Veredlung derselben kann indessen leicht die Aufgabe einer Regierung werden, welche die Vortheile, die das Land darbietet, zu würdigen und zu benutzen weiß; denn Barrow meldet, daß die Wolle der spanischen Schafe in Südafrica sogar sich verbessert. Der Colonist hält auch Rindvieh und macht Butter und Käse, aber selten schlachtet er ein Stück Rindvieh für die Küche; er gebraucht die Ochsen als Zugvieh und nährt sich mit dem Fleisch seiner Schafe und Ziegen, welche letztere sehr schön und fruchtbar sind und zwei, drei, ja vier Junge gleichzeitig zur Welt bringen. Außer den besten Stücken, die der Herr für sich nimmt, dient dieß Fleisch meist für die Hottentotten und Sclaven, von denen einige Colonisten 40 bis 200 im Dienst halten, mehr aus Luxus und Prachtliebe, als daß sie wesentlichen Nutzen von ihnen hätten. Ein Bauer, Namens Jacob Laniescher, auf der Westküste hatte 80 Pferde, 690 Stück Rindvieh, 2470 Schafe, 230 Ziegen und Geflügel nach Verhältniß und mußte täglich 105 Personen, aus denen sein Hausgesinde bestand, verköstigen."

Das Amphitheater in Arles.*)

In Folge angestrengter Arbeiten, die von den Ortsbehörden mit Eifer geleitet wurden, ist das alte Theater in Arles endlich aus dem Schutt und den Bedeckungen aller Art, die es bisher verunstaltet hatten, hervorgegangen. Nicht nur wurde die Erde weggeschafft, sondern man hat auch an 200 Baraken, die nach und nach innerhalb seines Umkreises aufgerichtet worden waren, abgebrochen, so daß dieses herrliche Denkmal des Alterthums sich jetzt nach seiner ganzen Form und Größe dem Aug darstellt. Das Theater hat die Gestalt einer Ellipse von ungefähr 1200 Fuß Umfang, deren Außenseite zwei übereinander hinlaufende Säulenhallen von 212 Bögen bilden; während sie nach innen zu durch 43 Stufenreihen, auf welchen 25000 Zuschauer Platz finden, begrenzt wird. Die Lage des Gebäudes auf einem die Stadt beherrschenden Felsen giebt einen äußerst imposanten und malerischen Anblick.

Die Pilaster von dorischer Ordnung am ersten Stockwerk dienen den korinthischen Säulen des obern Portikus zum Stuhl. Weiter hinauf beginnen die Verjüngungen, welche jedoch dem durch die Verhältnisse des Ganzen hervorgebrachten Eindruck durchaus keinen Abbruch thun.

Die unterirdischen Theile des Theaters stehen über jeder Vergleichung mit irgend einem Werk ähnlicher Art. In den Räumen zwischen den Radien, welche die eiförmigen Gallerien durchschneiden, sind gewölbte Kammern angebracht, wo wahrscheinlich die für die Spiele bestimmten Thiere aufbewahrt wurden. Die großen Züge der obern Architektur finden sich in den Substructionen wieder.

Münzen, Gebeine, Stücke von Marmor und von verschiedenen Hausgeräthen werden aus dem Schutt fast täglich ausgegraben. Eine zeitgemäße Classifikation derselben würde beinah die Geschichte aller Jahrhunderte von Gründung des Gebäudes an enthalten, das seine ursprüngliche Bestimmung zuerst durch das Emporkommen des Christenthums verlor, und dann während des Mittelalters als eine Art von Festung dienen mußte.

Skizzen aus meinem javanischen Portefeuille.

Ein sonst äußerst unbedeutendes kleines Buch „Skizzen aus meinem javanischen Portefeuille" (Schetsen uit myne Javaansche Portefeuille, dor G. H. Nagel, Amsterdam, 1828. 8.) enthält eine Beschreibung der Flora des ausgebrannten Vulcans Tjerimai, S O von Batavia, von dem berühmten Naturforscher Dr. Blume, welchen der Verfasser auf einer seiner Excursionen begleitete.

Letteroefeuingen.

*) Journal des Artistes.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 106. 16 April 1829.

Reise-Bemerkungen.

Von Professor Dr. Wagler in München.

Paris.

In einigen Stunden breche ich nach Havre auf, und bald wird mir denn das längstersehnte Glück zu Theil werden, die See zu begrüßen! Schon regt sich Alles in mir, und kaum bin ich noch im Stande Dir von zwei merkwürdigen Gegenständen des Pariser Museums eine kurze Nachricht niederzuschreiben.

Die erste dieser Merkwürdigkeiten ist ein sonderbares Skelet einer an Rhachitis gestorbenen Frau, dergleichen Du wohl noch nirgends gesehen. Es wird im ersten Zimmer des Museums Parterre, in der Nähe des Gypsabgusses der famösen Hottentottin mit dem Fettsteiße aufbewahrt und hat folgende Unterschrift: La femme Sopiot, devenue en peu de temps toute contrefaite par le ramollissement général des os. An 1772. Morand Chirurgien. Alle Gelenke des Körpers, selbst die Nase sind verknöchert, und Arme und Füße so sonderbar, jedoch ganz regelmäßig, gebogen, daß es mir schwer fällt, Dir ohne genaue Zeichnung eine richtige Idee von der Gestalt dieses Wesens zu geben. Das Becken behielt außer einigen unregelmäßigen, unbedeutenden Krümmungen, seine natürliche Form und Lage, doch ist es durch eine ganz eigenthümliche Verhärtung so klein geworden, daß man es nicht leicht für ein weibliches ansehen würde. Die Schenkelknochen liegen zum Theil horizontal, indem sich der Hals, zunächst der Pfanne, auswärts krümmt. Von hier an steigen sie so gerade aufwärts, daß die beiden ganz geraden Schienbeine scheitelrecht emporgerichtet auf ihrer Gelenkfläche zu liegen kommen. Beide Knochen, welche einen fast rechten Winkel bilden, bestehen gleichsam aus einem einzigen Stücke, indem die Kniescheibe mit ihrer Articulation sich ganz verknöchert hat. Die beiden gleichfalls verknöcherten Füße (podaria) ruhen horizontal auf der Spitze des Schienbeines und zwar so, daß die Fersen beider nach Außen, die Zehen aber gegen das Oberbein gerichtet stehen. So erscheint der Körper wie ein Quadrat, welches durch die horizontalgestellten Oberarme in seinem obern Drittheile gleichsam durchschnitten wird. Vorderarme und Hände streben, der Richtung der Beine entgegengesetzt, abwärts.

Doch bei Weitem Mehr noch als dieses in seiner Art einzige Skelet überraschte mich das aus einer egyptischen — wenn ich nicht irre — von Geoffroy de St. Hilaire zurückgebrachten, Mumie genommene Gerippe, indem es einen sprechenden Beweis von dem chirurgischen Geschicke einer altegyptischen Priesterclasse, der Pastophoren liefert, welche, wie ich mich erinnere einmal gelesen zu haben, unter den Auspicien ihrer Gesundheitsgötter Osiris, Isis und Hermes die Heilkunde ausübten. Der Egyptier (denn das Skelet schien mir ein männliches zu seyn), hatte den Arm und zweimal den Fuß gebrochen. Diese Brüche, wovon man noch deutlich die Spuren bemerkt, sind trefflich geheilt, und zeigen, daß diese uralten Völker sich um die Heilkunde nicht weniger verdient machten, als um die Astronomie, Mechanik, Hydraulik, Chemie, Metallurgie u. s. w.

Havre.

Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet.

Vom Gipfel des Postwagens herab überschaute ich die unter mir vorüberziehende Menschenmasse, welche sich im Hofe des Pariser Posthauses voll Neugierde um unser abziehendes Räderhaus versammelt hatte, und versetzte mich so noch einmal recht lebhaft in die Mitte der lebensfrohen Pariser. Meinen Betrachtungen machten jedoch bald die muthigen Rappen, als sie das schwere Gebäude in Bewegung setzten, ein Ende, denn auf meinem erhabenen Thronsitz (impériale) erhielt ich solche Rippenstöße von allen Seiten her, daß ich Noth hatte, meine lärmende Umgebung, eine Gesellschaft von Papagaien, nur etwas zu besänftigen.

Es wurde eine helle Nacht; kein Wölkchen trübte den Himmel und der Mond stieg gleich einer Feuerscheibe empor, als wir auf der Höhe vor Havre ankamen. Welch' ein Anblick! Vor meinen Augen mit einem Male, wie durch einen Zauberschlag, die unübersehbare See! Ich fühlte Mehr noch als ich sah, und wünschte den Freund an meiner Seite, um mit ihm ein beglückendes und doch zu gleicher Zeit eine gewisse Wehmuth zurücklassendes Gefühl zu theilen.

Ich habe nie einen Abend erlebt, an welchem mir die Natur so harmlos und so ganz in sich selbst abgeschlossen erschien. Ihre Majestät gebot Stille, und beschwichtigte selbst die tobende Gesellschaft im Wagen, welche durch ein plötzliches Ah! ihre rege Empfindung zu erkennen gab. Krösus konnte sich auf seinem

goldenen Throne nicht glücklicher fühlen, als ich auf dem harten Ledersitze auf der Zinne des Wagens! Ich genoß ja die ganze Natur in ihrer üppigsten Pracht!

Leise Westwinde überzitterten den vom Monde versilberten Spiegel der See und kräuselten ihn in anmuthigen Schwingungen. Die Masten fernher ziehender Schiffe starrten am Horizonte empor, und in der Nähe des Ufers waren Schiffer in emsiger Bewegung, Fischen und Krebsen das Netz zu legen. Leider war dieser Genuß von kurzer Dauer, denn kaum vergingen zwei Stunden, und wir waren in — Havre!

Obgleich durch und durch geschüttelt, war es mir doch unmöglich den Rest der Nacht schlafend zuzubringen. Das Gesehene erfüllte meine ganze Seele, und kaum waren die goldenen Sternlein untergegangen, als ich schon mit zwei Matrosen, meinen fortan bleibenden Jagdgehülfen, in einem einfachen Nachen, das Doppelrohr um die Schulter gehangen, in die See stach. Ein Morgen war's! Schöner hat ihn wohl noch kein Dichter beschrieben! Gleich Diamanten blinkend tauchte die Sonne aus Thetis Schoße auf, und Aurora bekränzte sie mit purpurfarbigen Wölkchen, welche von ihrem unteren Saume goldene Strahlen auf Poseidons Reich herabsenkten. Okeanos erröthete und warf die leichten Nebel, welche den Tiefen entstiegen, weit zurück. Weiße Meven mit silbergrauem Rücken wogten mit ihren langen Schwingen über das vergoldete Wasser hin und strahlten von feinem Glanze; man hätte, abgesehen von dieser Form glauben mögen, sie wären von den Nereiden, welche ihren Eltern, Pontus und Doris, den Morgengruß brächten, indem sie den Kopf in die Fluthen hinabsenkten. Auf Felsblöcken erwarteten in abentheuerlicher Stellung schwarze Pelicane (Halieus Carbo) den erwärmenden Strahl der Sonne, und in Hast schwärmte, im Dreiecke geordnet, eine Horde schwarzer Enten (Anas nigra) an unserem Nachen vorüber, und vergrub sich, in geringer Entfernung von uns, in die Fluthen der See, um an einem entgegengesetzten Puncte wieder zu erscheinen und so den spähenden Blick des Feindes zu täuschen. Nichts regte sich in dieser heiligen Stille, und nur sanft ertönte der plätschernde Ruderschlag fernher segelnder Fischer! Das tödtende Geschoß ruhte unbenützt in meiner Hand! Es hätte ja seine donnernde Stimme den das Gemüth so froh ergreifenden Frieden unterbrochen!

Es wird Dir unglaublich scheinen, daß der leidenschaftliche Jäger unter so vielen Schätzen der Natur, nach welchen sein Auge lüstete, und welche ein leiser Druck des Fingers in seine Gewalt gebracht hätte, so ruhig bleiben konnte. Und doch ist es so! Die Natur ist in solchen Augenblicken zu majestätisch, zu gebieterisch, als daß es Jemand, welchem Empfindung in der Seele wohnt, wagen könnte, sie — ich möchte sagen — durch verruchte That zu beleidigen.

Nach Sonnenaufgang kehrte ich an den Strand zurück, um daselbst während der Ebbe von der Fluth ausgeworfene Zoophyten und Mollusken zu sammeln. Doch fiel diese Ernte nicht sehr ergiebig aus, denn das vor einigen Tagen tobende Meer hatte nur einzelne Bruchstücke von Krebsen, Muscheln und Seesternen ausgespieen. In zwei bis drei Fuß tiefen, senkrechten Sandlöchern fand ich indessen den einen bis zwei Finger langen Sandwurm (Arenicola piscatorum Lam., Linné's Lumbricus marinus), ein sonderbares cochenillerothes Thier, welches längs des Rückens zwei Reihen hornartiger Borsten mit zweigigen Kiemenbüscheln und einem Kiefer — Fühler — und einen augenlosen gelben Kopf hat, der nach Art der Spitze eines Handschuhfingers ein- und ausstülpbar ist. Dieser Wurm, welcher in den Dünen der Nordsee zu Millionen neben einander angetroffen wird, lebt hier ziemlich einzeln und wird auch nicht so häufig, wie dort, als Köder zum Fischfange benützt. Der Leib aller, welche ich öffnete, war mit Sand angefüllt.

Während ich mit meinen Matrosen die Würmer ausgrub, umkreisten uns viele graurückige Meven (Larus glaucus), und zwischen los liegenden Steinen suchten Steinwälzer (Strepsilas collaris) in emsiger Hast nach kleinen Thieren, welche die See an das Ufer spült. Alle Mühe, einen dieser schlauen Vögel vor das Rohr zu bekommen, war vergebens. Der Strand ist ziemlich reich an sehr reinen Hornsteinen mit Kreideüberzug, Chalcedonkrystallen, und in einer kleinen Entfernung davon fand ich ein mehr als ein Pfund schweres Stück Schwefeleisen von kugeliger Form mit schöner Krystallisation. Nur wenige Pflanzen gedeihen auf dem magern Sande, und selbst das am Strande aller Meere gemeine Eryngium maritimum entsproßte nur hie und da dem Boden.

Die Sonne war über den Zenith hinaus, als ich in den Gasthof zurückeilte, wo sich bereits viele Personen, besonders Schiffskapitäne, zur Tafel eingefunden hatten. Das waren Leute so recht nach meinem Geschmacke, gerade, offen und ohne Ceremonie! Ich nahm zwischen einem schnurbärtigen Capitän, welcher vor Kurzem Senegambien verlassen hatte, und einem von der Sonne braun gebeizten brasilischen Pflanzer Platz. Der letztere entfernte sich von Brasilien, um in Paris seinen von den Aerzten jenes Landes für unheilbar erklärten Arm curiren zu lassen. Dieselben hatten den durch einen Sturz vom Maulthiere gebrochenen Vorderarm ganz schief geheilt und nachher, den Fehler einsehend, noch einmal mit Gewalt abgeknickt! — Er kannte unsere verdienstvollen Reisenden von Spix und von Martius und hatte beiden einen Franzosen als Diener für ihre Reise nach dem Amazonenstrome mitgegeben. So niedergeschlagen dieser Brasilier, so aufgeweckt und heiter war mein linker Nachbar vom Senegal, denn ihm gegenüber saß, das Anmuthigste, was die Natur erschuf, ein reizendes — Mädchen, zwar keine Weiße, aber doch eine sehr schöne Mohrin! — Levaillant, wäre er zugegen gewesen, hätte sie gewiß seine andere Narina genannt! —

(Fortsetzung folgt.)

Die Londoner Universität durch sich selbst geschildert.

Mitgetheilt von C. N. Röding in Hamburg.

Der Professor, Thomas Hewitt Key, Esq., welcher auf der neuen Universität zu London, römische Sprache, Literatur und Antiquitäten (Roman Language, Literature and Antiquities) liest, hat im zweiten Bericht des Raths der Londoner Universität folgenden Studienplan einrücken lassen, den wir zur Berichtigung der

Vorstellungen, die man etwa auf deutschen Hochschulen von dieser neuen Schwester hat, wörtlich übersetzt, mittheilen. Ich habe diese Skizze entworfen, beginnt der Professor, weil es wünschenswerth scheint, daß Alle, welche dabei interessirt sind, einen deutlichen Begriff von dem allgemeinen Charakter jener Vorlesungen haben. Diese Skizze umfaßt vielleicht Mehr, als worauf die Studenten Anfangs vorbereitet seyn möchten, oder als die Zeit dem Docenten zu leisten gestatten möchte. Diese Hindernisse werden aber mit jedem Semester sich allmälig vermindern.

Der Hauptzweck meiner Arbeiten ist der Masse meiner Classe (the bulk of my class) eine dermaßen gründliche Kenntniß der lateinischen Sprache zu verschaffen, daß sie in den Stand gesetzt werde, jeden lateinischen Autor mit Leichtigkeit zu lesen. So weit es mit diesem ersten Zweck vereinbar ist, wird es mein nächstes Geschäft seyn, eine richtige Ansicht von der römischen Literatur und römischen Geschichte zu geben. Dieses Feld ist aber so groß, daß in einem „zweijährigen Cursus" es augenscheinlich unmöglich ist, jeden Theil gründlich genau vorzunehmen. Gewiß kann Viel geschehen, und es wird meine Aufgabe seyn, wenigstens eine sorgfältige Uebersicht zu liefern, welche sich nachher durch Privatstudien ausfüllen läßt.

In Betrachtung der zweifältigen Beschaffenheit meiner Pflichten, schlüge ich als Gegenstand, mit dem wir uns in den ersten Monaten zu beschäftigen haben, den Bau der Sprache (the structure of the language) vor und ich werde folglich bei der Auswahl der Autoren kaum Rücksicht auf die chronologische Ordnung nehmen können.

Mit dem gallischen Krieg von Cäsar, als einem der einfachsten und sorgfältigsten Schriftsteller beginnend, werde ich zuvörderst die etymologischen Grundsätze der Sprache entwickeln, und den Studenten lehren, diese Grundsätze synthetisch auf die Stammwörter anzuwenden, dabei werde ich darthun, wie wichtig es sey, auf die mit jedem Zweige der Etymologie und Grammatik so genau verbundenen Regeln der Prosodie zu achten und es soll uns namentlich die Lektüre von zwei oder drei Büchern der Aeneide und einigen wenigen (a few) Oden des Horaz Gelegenheit geben, die Beschaffenheit des virgilianischen Verses und der horazischen Metrik zu erklären. Ob es gleich hauptsächlich in meinem Plan liegt, meine Schüler zu zierlichen lateinischen Schriftstellern in Versen oder in Prosa zu machen — so setze ich doch bei den Stilübungen, die ich ausarbeiten lasse, voraus, nicht sowohl, daß sie Etwas taugen (for its own value) als daß es nützlich sey, sich neben den neuen auch in alten Sprachen zu versuchen, so wie ich auf der andern Seite solche Ausarbeitungen als das sicherste Mittel betrachte, die Fortschritte eines Studierenden zu prüfen. Darauf wird etwa ein Drittheil des Cursus verwandt werden. In den nächsten drei Monaten werden wir Anfangs Cicero's Abhandlungen über die Freundschaft und das Greisenalter lesen, indem wir unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich auf das Eigenthümliche seiner Sprache wenden, da Cicero als das Muster der reinen Latinität betrachtet wird. Dann lasse ich ein paar (one or two) Stücke des Terenz folgen, die mir Gelegenheit geben werden, die Gesetze der terentianischen Metrik, den Charakter der lateinischen Dramatiker und ihre völlige Abhängigkeit vom griechischen Theater zu erklären.

Ist sodann ein hinreichender Grund der Sprachkenntniß gelegt, so können wir im Verfolg unsers Cursus mit Sicherheit wagen, unsern Blick der römischen Geschichte zuzuwenden. Als Anleitung dazu dienen uns die Fasti des Ovids, dessen Dichtungen eben so gut eine Quelle für diese fabelhaften Zeiträumen sind, als des Livius erstere Bücher. Ich werde dabei die wichtigen Neuerungen andeuten, welche sich bei Niebuhr finden, dessen treffliche Versuche den Werth der früheren Commentatoren der Urgeschichte dieser Nation vermindert haben. Wenn der kleine Zeitraum der eigentlichen Geschichte vor dem punischen Kriege in Diktaten (by written lectures) mitgetheilt ist, schlüge ich vor, Abtheilungen aus der dritten Decade des Livius zu lesen, welche den herrlichen glücklichen Kampf des aufstrebenden Roms gegen die gereifte Macht Karthago's, die Märsche und Feldzüge Hannibals in Spanien, Gallien, Italien und Afrika bis zur Vernichtung des karthagischen Reichs auf den Ebenen von Zama schildert.

Im Anfange des zweiten Jahrs werde ich zu den verwirrten Zeiten Ciceros übergehen, eine Periode der römischen Geschichte, welche umsonst ihres Gleichen sucht, in Hinsicht der Wichtigkeit der Ereignisse und der Menge gleichzeitiger Zeugnisse, welche von allen Parteien auf uns gekommen sind. Für die ersten vier Monate schlage ich einige Reden Cicero's über Gegenstände von politischer Wichtigkeit vor, mit denen gegen Verres beginnend, dann Sallust's Catilina und Cicero's Briefe an seine Freunde in chronologischer Ordnung. Die historische Lücke von diesem Zeitraum wird, wie zuvor, mit Dictaten ausgefüllt.

In den beiden folgenden Monaten werden wir Abschnitte aus Cicero's Abhandlung vom Staat lesen, theils weil sie Licht über die politische Geschichte Roms verbreitet, theils weil sie als Autorität für die lateinische Orthographie gilt. Sowohl der Sprache als des dramatischen Verdienstes wegen werde ich eine von den am Wenigsten anstößigen Comödien des Plautus wählen. Einige Satiren und Episteln des Horaz, nebst Auszügen aus Cicero's philosophischen Werken und aus Lucrez werden uns in das Leben der verschiedenen philosophischen Sekten einführen.

Den kurzen aber bedeutenden Zeitraum bis zur Thronbesteigung des Tiberius füllen wir wieder mit Diktaten aus, bis zum Schlusse des Cursus lesen wir und zwar cursorisch einige Kapitel aus Tacitus, einige Satiren Juvenals und endlich eine Auswahl aus den Epigrammen Martials.

Bei jeder dieser drei Perioden der römischen Geschichte werde ich sorgfältig die Grenzen des Reichs anmerken, ferner die Regierungsform, sowohl der Stadt als der Provinzen, so wie die Hauptbülfsquellen des Staats und damit eine Darstellung des geselligen Zustands verbinden. Eine andere sehr wichtige Aufgabe der historischen Vorlesungen wird darin bestehen, den Charakter der verschiedenen Schriftsteller als Historiker zu würdigen, und ihre Quellen, in so ferne sie nicht Augenzeugen waren, und die Basis ihres chronologischen Systems zu untersuchen.

Die politische und physikalische Geographie des westlichen Theils der alten Welt, vornämlich soweit dieselbe mit der römischen Geschichte zusammenhängt, soll in mehreren Abtheilungen erläutert werden, je nachdem die verschiedenen Schriftsteller in unserm Cursus darauf unsere Aufmerksamkeit lenken.

Es möchte zweckdienlich seyn, anzumerken, daß alle „diese Vor-

lesungen nicht länger als eine halbe Stunde oder 20 Minuten dauern"*) und daß unmittelbar auf jede Vorlesung ein strenges Abfragen (strict examination) folgt. Der übrige, d. h. der größere Theil unserer Zeit in dem Hörsaale (lecture room) wird darauf verwendet, daß die Studenten jedes Werk, welches wir vorhaben, übersetzen, und mein Geschäft wird es seyn, jeden Fehler zu corrigiren (to correct any mistakes), ihnen Fragen vorzulegen, und ihnen die nöthigen Notizen zu geben. Ich würde es nicht für nöthig halten, dieses besonders anzumerken, wenn man nicht überall einer irrigen Vorstellung Raum gäbe, welche auch durch den ganz uneigentlichen Ausdruck Vorlesungen (lectures) genährt wird, aber in dem nur ein Theil meiner Pflichten begriffen ist.

Noch muß ich hin zu fügen, daß während des Cursus beiden Classen Exercitien aufgegeben werden, welche die Studenten in den Hörsälen aus zu arbeiten haben.

Der vorliegende Cursus umfaßt eine bedeutende Anzahl von Autoren, und ich fürchtete Anfangs, daß die mit ihrer Anschaffung verbundenen Kosten ein Hinderniß werden könnten. (Das schreibt der Herr Professor in dem reichen London!) Doch diese Schwierigkeit ist gehoben, durch die wohlfeilen correkten Ausgaben, welche in Leipzig erschienen sind. Es wird freilich noch rathsamer seyn eine Sammlung derjenigen Reden aus den Autoren, welche wir lesen wollen, drucken zu lassen. (Also eine Chrestomathie für die Londner Hochschule!) Dann aber wäre es manchmal unmöglich (impossible) dem Cursus die nöthige Abwechslung zu geben, und jeder Student, welcher privatim eine andre Schrift des Autors zu lesen wünschte, müßte sich denn doch das ganze Werk anschaffen, während er schon für die Chrestomathie Geld ausgegeben hätte! —

Außer den Autoren sind weiter keine Bücher nöthig als ein Wörterbuch (das von Dr. Adam ist wegen des bequemen Formats das beste) eine Chartensammlung z. B. die von Dr. Butler und eine Grammatik, welche die Declinationen und Conjugationen enthält! —

*) Wir bemerken hier für deutsche Leser, daß hier nicht von einer mit der Hochschule verbundenen lateinischen Schule, sondern von der berühmten Universität London selbst die Rede ist! —

Die Republik San Marino.

Das Städtchen San Marino liegt auf einem Berg in der Romagna, dessen ursprünglicher Name, Ritano, umgeändert wurde, als der Dalmatier Marino im vierten Jahrhundert hier die kleine Republik gründete, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Ihre Bevölkerung beläuft sich nicht über 7000 Individuen, ihr Flächenraum nicht über 3 Stunden im Durchmesser, und ihr Staatseinkommen nicht über 60,000 Franken. Bekanntlich bot der General Bonaparte San Marino eine Gebietsvergrößerung an wofür der hohe Rath aber dankte, und sich bloß die Erhaltung des Bisherigen ausbat. Im Jahr 1817 erkannte Pius VII die Unabhängigkeit des von seinem Gebiet umschlossenen Freistaates an, welche Großmuth die Bürger von San Marino durch Errichtung eines marmornen Denkmales vergalten. — Die gesetzgebende und verwaltende Macht hat gegenwärtig einen Rath von 300 Anziani (Alten); die ausübende Gewalt befindet sich in den Händen eines Senats, der aus 20 Patriciern, 20 Bürger und 20 Bauern besteht. Zwei Gonfalonieri (Bannerträger) die auf 3 Jahre gewählt werden, und während der Zeit ihres Amtes eine Leibwache von 30 Mann haben, führen den Vorsitz. Im Fall eines Kriegs ist jeder Bürger waffenpflichtig. (Annali univers. di statistica di Milano.)

A. d. C.

Größte Höhe der Apenninen.

Ungefähr in der Mitte der langen Gebirgskette, die von dem Col di Tenda sich bis zu dem Capo dell' Armi erstreckt, erhebt in Abruzzo ulteriore sein hohes Haupt der Corno, der in der Sprache des gemeinen Lebens sehr bezeichnend il gran Sasso d'Italia genannt wird. Große Massen von Kalkstein, die von Quarz durchsetzt sind, bilden diesen, so wie die ihm am Nächsten kommenden Berge il Velino, la Sibilla und la Majella. Die niedrigsten Kalkschichten haben eine Neigung von 45° gegen den Horizont; darauf folgen andere, welche vollkommen horizontal sind; auf diesen stehen perpendiculare, die wieder mit beinahe horizontalen Schichten wechseln, um in eine kleine geneigte Fläche zu endigen, welche den obersten Gipfel bildet, auf dem man an einem heitern Tage die wundervolle Aussicht über beide Meere und die entfernten Küsten Dalmaziens genießt. Diesem Gipfel hatte Reuß eine Höhe von 8255 Pariser Fuß über dem Meere zugemessen, während der dänische Botaniker Schouw sie auf 9000, Orazio Delfico auf 9577' schätzte. Der Unterschied dieser Angaben ist auffallend, aber erklärt wird er vielleicht einigermaßen durch die Behauptung, die man von mehreren Seiten hört, daß der erste der genannten Beobachter den gran Sasso nie besucht, ja nicht einmal von Weitem gesehen habe; und auf der andern Seite ist die Messung Delfico's, von den Messungen, welche Antonio Orsini, der Begleiter des dänischen Naturforschers, vier Jahre hintereinander machte, und deren Resultat einstimmig dem Corno eine Höhe von 9494 P. F. (3084 Metres) anwies, wenig verschieden. Im July 1825 entdeckte Orsini unter den Trümmern eines Bergfalls, der einige Jahre früher statt gefunden, eine Gebirgsart, die bisher die Geologen hier noch nie gesehen hatten, nämlich Gneuß, woraus Agostino Cappello, der zuerst eine genaue Beschreibung davon bekannt machte, Grund zu der Vermuthung nahm, daß die Basis des Berges eine Primitivgebirgsart sey, die nur von einem Kalkniederschlage durch die Fluthen bedeckt worden wäre. Giornale Arcadico, T. 40.

Die Blätter des Talipot.

Alle religiösen Schriften der Cingalesen sind auf den Blättern des Talipotbaumes (Corypha umbraculifera) geschrieben. Die Charactere sind mit einem eisernen oder ehrenen Griffel eingegraben, und einige der Bücher aus Talipotblättern, die sich in Sir Alexander Johnston's Sammlung befinden und noch vollkommen wohl erhalten sind, sollen zwischen fünfhundert und sechshundert Jahr alt seyn. Diese Blätter sind von so ungeheurem Umfang, daß das gemeine Volk in Ceylan sie statt der Regenschirme brauchen kann, indem ein einziges Blatt fünf bis sechs Personen Schutz darbietet. Vornehme lassen sich eine Anzahl derselben von ihren Dienern als Fahnen nachtragen. Sir Alexander Johnston machte im J. 1818 Sir Joseph Bankes ein Geschenk mit einem Zelte, das aus solchen Blättern gemacht und groß genug war, eine Tafel für zehn Personen zu enthalten. Gardiner's Magazine.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 107 17 April 1829.

Die Memoiren des Herrn von Bourrienne.

(Schluß.)

Bonaparte vor dem egyptischen Feldzug.

Ich weiß, daß die Meinung, als wäre der Feldzug nach Egypten bloß eine Art ehrenvolles Exil gewesen, wozu der Ostracismus des Directoriums Bonaparten hätte verurtheilen wollen, durch viele Schriften in vielen Ländern verbreitet und von ganz vernünftigen Leuten angenommen worden ist. Bonaparte sollte sich haben exiliren lassen? Dazu war er der Mann nicht. Eben so wenig war der Gedanke, eine Colonie in dem alten, fruchtbaren Egypten anzulegen, neu; wenn man sagen wollte, Bonaparte habe denselben zuerst gehabt, so wäre das eine Dummheit, eine niederträchtige Schmeichelei; aber seit dem Herzog von Choiseul, der Ludwig XV für eine solche Unternehmung zu gewinnen versucht hatte, ließ man das Project, so wie so manche ähnliche, im Staube der Kanzleien modern. Das Verdienst, es wieder ins Leben gerufen zu haben, gehört also ganz allein Bonaparte.

Passeriano war der Ort, von wo aus er im Ernste seine Blicke nach dem Orient richtete, als er sah, daß nun Nichts mehr in Europa für ihn zu thun seyn würde. Bei seinen langen Streifereien in dem prächtigen Park von Passeriano, des Abends, machte es ihm Vergnügen, alle Zeitmerkwürdigkeiten jener Gegenden sich ins Gedächtniß zu rufen, von den vielen berühmten Reichen zu sprechen, die dort nacheinander auftraten und wieder verschwanden, die aber noch jetzt im Angedenken der Menschen vorhanden sind; „Europa,“ sagte er dann, „ist ein Maulwurfshaufen; nur im Orient, wo sechshundert Millionen Menschen leben, gab es große Reiche und große Revolutionen.“ Er sah dort den Anfang aller Religionen, aller metaphysischen Ausschweifungen. Eine solche Unterhaltung war eben so anziehend als unerschöpflich; auch wiederholte sie sich alle Tage mit seinen vertrautesten Generalen, seinen Adjutanten und mir. Monge befand sich beinahe immer dabei; dieser Gelehrte, mit seinem warmen Kopfe und Herzen, gab dem Feldherrn Recht, und spannte mit seinem lebhaften Geiste die so rege Einbildungskraft Bonaparte's noch höher. Die Uebrigen fielen dann mit ihrem allgemeinen Beifall ein. Kurz, das Directorium hat keinen Antheil an dem Wiederaufleben des Plans einer so merkwürdigen Unternehmung, deren Ausgang freilich der kühnen Großartigkeit des Entwurfes nicht entsprach. Bei jeder andern Regierung wäre sie gewiß gelungen.

So wenig aber das Directorium den Entschluß Bonaparte's zum egyptischen Zug bestimmte, so wenig bestimmte es seinen Entschluß zur Rückkehr. Es war nur der passive Vollzieher der Wünsche Bonaparte's; höchstens, wenn die Regierungsform es heischte, kleidete sie das Directorium in Dekrete um. Die Eroberung Egyptens ist ihm eben so wenig befohlen, als der Plan zur Ausführung vorgezeichnet worden. Er war es, der die Armee des Orients aufstellte, das Geld anschaffte, die Oberhäupter ernannte, die Kriegs- und Transportschiffe zusammenbrachte. Er hatte den glücklichen und edlen Gedanken, eine Anzahl ausgezeichneter Gelehrten und Künstler beizuziehen, deren Arbeiten ein neues Licht über den ehemaligen und jetzigen Zustand des merkwürdigen Landes verbreiteten. Ohne diese Frucht, so unbedeutend sie auch seyn mag, wenn man sie mit dem Opfer vergleicht, das sie kostete, würden von der Unternehmung wenig Spuren geblieben seyn. Bonaparte war es, der die Männer ausgewählt hat, welche diesem Lande die köstlichen Vortheile der Kultur und des Kunstfleißes bringen sollten. Seine Befehle flogen gleich Blitzen auf dem Wege zwischen Toulon und Civita Vecchia. Den Einen bestellte er nach Malta, den Andern nach Alexandrien, und Jeden mit einer wunderbaren Bestimmtheit. Alle jene Befehle dictirte er mir in seinem Kabinete. Er, und nicht das Directorium, wie man so oft gesagt hat, beschleunigte die Unternehmung. Allerdings ging es ihm dabei sehr an die Hand, wozu die Furcht vor seinem großen Namen, seinem Character und seinem Ruhm das Ihrige beitrug. Froh, daß er sich entfernte, verweigerte es ihm Nichts; und doch glaube man ja nicht, es sey deswegen so gefällig gewesen, weil es seinen Ruhm noch zu vermehren gewünscht, oder weil es dabei das Vaterland im Auge gehabt hätte. Von ihm wurde so Viel gesprochen, daß man an das Directorium gar nicht dachte; sie wußten ganz wohl, wie er sie mit Strenge tadelte, wie er hart und mit Verachtung von ihnen sprach, wie er suchte, sie zu beherrschen, und sie sahen in der Ferne, was seine Ehrsucht, die er nicht immer verbarg, vorbereitete.

Also noch einmal — Wiederaufnahme des Plans, neue Vollziehungsmittel, Alles kömmt von Bonaparte. Er allein konnte

in den damaligen Umständen das Ungeheure wagen. Dazu gehörten sehr große militärische und politische Talente; er besaß sie in hohem Grade. Dazu die Energie der Jugend; noch war er keine neunundzwanzig Jahre alt. Dazu endlich ein großer Kriegsruhm, und Italiens Gefilde waren dessen Bürge. Bei der damals beginnenden Stellung Frankreichs gegen Europa mußte eigentlich das Directorium, anstatt diese Unternehmung zu begünstigen und zu beeilen, sich derselben entgegensetzen. Es würde für die persönliche Würde der Directoren, es würde für Frankreich vortheilhafter gewesen seyn, wenn man einen Sieg an der Etsch erfochten hätte, als am Nil. Ich glaube, nach dem, was ich gesehen habe, daß bei ihnen der Wunsch und die Zufriedenheit darüber, einen ehrsüchtigen jungen Mann, welchen seine Siege in der öffentlichen Meinung so hoch gehoben hatten, der sie aber beschränkte und beunruhigte, Frankreich verlassen und sich in eine abenteuerliche Unternehmung stürzen zu sehen, gar leicht das Vorgefühl der offenbaren Gefahr erstickte, die darin lag, daß sie sich auf eine unbestimmte Zeit einer vortrefflichen Armee nebst ihren mit so vielem wohlverdienten Ruhm bedeckten Generalen beraubten; der mehr als wahrscheinliche Verlust der französischen Flotte wurde auch dabei ganz außer Augen gesetzt. Dagegen blieb Bonaparte ganz überzeugt, daß er nur zwischen diesem gewagten Zuge oder zwischen seinem Verderben zu wählen hatte. Er hielt Egypten für geeignet, seinen großen Namen zu erhalten, und dessen Glanz noch mehr zu erheben.

Am 12 April wurde er zum Oberhaupt der Armee des Orients, die nun erst geschaffen wurde, ernannt.

Kurz vor der Abreise fragte ich Bonaparte, wie viel Jahre er in Egypten zu bleiben gedenke. „Einige Monate," antwortete er, „oder sechs Jahre; all das hängt von den Begebenheiten ab; ich will dort das Land colonisiren; ich werde Künstler, Handwerker aller Art, Frauenzimmer, Schauspieler u. s. w. dahin kommen lassen. Ich bin nur neunundzwanzig Jahre alt; dann fünfunddreißig; das will kein Alter heißen; die sechs Jahre sind mir hinlänglich, wenn mir Alles gelingt, um nach Indien zu gehen. Sagen Sie, wenn man mit Ihnen von der Reise spricht, auch Ihrer Familie, Sie gehen nur nach Brest." Ich that es, sowohl um ihm einen Beweis meiner Verschwiegenheit, als auch meiner wahrhaften Anhänglichkeit zu geben.

Bonaparte wollte sich eine kleine Feldbibliothek anschaffen, er machte darüber eine Note und gab sie mir, die Bücher einzukaufen. Diese Note ist von seiner Hand, und man kann daraus sehen, was er im Gebiet der Wissenschaften und der schönen Literatur vorzog.

Feldbibliothek. 1° Wissenschaften und Künste. 2° Geographie und Reisebeschreibungen. 3° Geschichte. 4° Dichtkunst. 5° Romane. 6° Politik und Moral.

Wissenschaften und Künste. Fontenelle's Welten 1 Band. Briefe an eine deutsche Fürstin, 2 Bände. Vorlesungen der Normalschule, 6 Bände. Hülfsbuch für die Artillerie, 1 Band. Abhandlung über die Befestigungen, 3 Bände. Abhandlung über das Feuerwerk, 1 Band.

Geographie und Reisebeschreibungen. Geographie von Barclay, 12 Bde. Cook's Reisen, 3 Bde. Die französischen Reisebeschreibungen, Sammlung von La Harpe, 24 Bände.

Geschichte. Plutarch, 13 Bde. Turenne, 2 Bde. Condé, 4 Bde. Villars, 4 Bde. Luxembourg, 2 Bde. Duguesclin, 2 Bde. Sachsen (Marschall von), 3 Bde. Die Memoires der Marschälle von Frankreich, 20 Bde. Präsident Heinault, 4 Bde. Chronologie, 2 Bde. Marlborough, 4 Bde. Prinz Eugen, 6 Bde. Philosophische Geschichte beider Indien, 1 B. Deutschland, 2 Bde. Carl XII, 1 Bd. Versuch über die Sitten der Nationen, 6 Bde. Peter der Große, 1 Band. Polybius, 6 Bde. Justinus, 2 Bde. Arrianus, 3 Bde. Tacitus, 2 Bde. Titus Livius, (keine Bändezahl.) Thucydides, 2 Bde. Vertot, 4 Bde. Daulna, 8 Bde. Friedrich II, 8 Bde.

Dichtkunst. Ossian, 1 Bd. Tasso, 6 Bde. Ariost, 6 Bde. Homer, 6 Bde. Virgil, 4 Bde. Henriade, 1 Bd. Telemaque, 2 Bd. Die Gärten (von Delille), 1 Bd. Die Meisterwerke der französischen Bühne, 20 Bde. Leichte, auserlesene Gedichte (poësies legères choisies), 10 Bde. Lafontaine, 10 Bde.

Romane. Voltaire, 4 Bde. Heloise, 4 Bde. Werther, 1 Bd. Marmontel, 4 Bde. Englische Romane, 40 Bde. Le Sage, 10 Bde. Prevost, 10 Bde.

Politik. Das alte Testament. Das Neue. Der Koran. Die Vedams. Mythologie. Montesquieu.

Ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß Alles, was von Bonaparte's eigener Hand ist, von Schreibfehlern wimmelt, die ganz unbegreiflich sind; diese Erscheinung erklärt sich vielleicht aus seinem ungeheuern Geschwindschreiben und der raschen Aufeinanderfolge seiner Ideen, oder weil er auf die sogenannte Rechtschreibekunst keinen Werth legte und sie nicht zur sorgfältigen Erziehung rechnete. In den Schriften, die ich von ihm aufführe, habe ich ohne Schreibfehler geschrieben. Eine Art Fac Simile würde bei seinen Abkürzungen und Auslassungen unerträglich geworden seyn; wenn er z. B. bei Schriftstellern, die er verlangte, und bei Generalen, deren Geschichte er so gut kannte, die Namen so sehr verkehrte, daß er statt Duguesclin, Duceling, und statt Ossian, Ocean schrieb. — Gewiß, um zu errathen, daß er den Ossian meinte, mußte man genau wissen, welche leidenschaftliche Vorliebe er für den caledonischen Barden hatte.

Unser übriger Aufenthalt in Paris bietet nichts Besonderes mehr dar, ausgenommen eine Aeußerung Bonaparte's gegen mich einige Tage vor seiner Abreise nach Toulon. Er fuhr mit mir in seinem Halbwagen (coupé) nach dem Luxembourg, um einige nothwendige Beschlüsse unterzeichnen zu lassen. Er war sehr stille. Als wir die Straße St. Anna hinunterfuhren, fragte ich ihn ganz absichtslos und gewiß nur, um mit einigen Worten das Stillschweigen zu unterbrechen, ob er noch immer entschlossen sey, Frankreich zu verlassen! „Ja," antwortete er, „sie wollen mich nicht. (Wahrscheinlich wollte er von der Stelle als Mitglied des Direktoriums sprechen.) Ich müßte sie stürzen und mich zum König machen; aber daran ist noch nicht zu denken, der Adel würde nie darein willigen; ich habe den Boden untersucht; die Zeit ist dazu noch nicht gekommen; ich würde

ganz allein da stehen bleiben.“ Je nun, so gehen wir nach Egypten, gab ich zur Antwort, und sprach von etwas Anderm.

Die Reise wurde durch den lebhaften Auftritt Bernadotte's in Wien um vierzehn Tage verzögert. Aus dieser Kleinigkeit hätten die traurigsten Folgen für das Schicksal des Geschwaders und der ganzen Flotte entstehen können; denn Nelson würde sie zwischen Malta und Sicilien erwartet haben, wenn er dort vor uns angekommen wäre. Walter Scott sagte hierüber ohne allen Beleg, Bonaparte habe geschienen, eine so ungewisse, gewagte Unternehmung aufgeben zu wollen, und er habe im Sinn gehabt, deshalb den Vorgang in Wien zu benutzen. Das Alles sind Mährchen, so wie auch die Sage von dem geheimnißvollen Besuch bei Barras, um ihm die Abänderung des Reiseplans mitzutheilen, oder dem ehrenvollen Ostracismus, welche das Direktorium Bonaparte bestimmt hatte. Das Gegentheil ist durch seinen Brief an Brueys vom 28 April 1798 bewiesen:

„Wegen einer Störung in Wien mußte ich einige Tage in „Paris seyn; dadurch wird für die Unternehmung Nichts ge„ändert. Ich ertheile durch gegenwärtigen Kourier den Trup„pen in Marseille den Befehl zur Einschiffung nach Toulon. „Den 30 Abends werde ich Ihnen einen Kourier mit dem „Befehl zur Abreise des Geschwaders und der Transportschiffe „nach Genua, wo ich zu Ihnen stoßen will, schicken. Die Ver„zögerung ist vielleicht nöthig gewesen, um Sie ganz in Stand „zu setzen.“

Wir verließen Paris den 3 Mai 1798. Zehn Tage vor der Abreise des Generals Bonaparte, der zur Eroberung Egyptens und Syriens ausziehen wollte, entkam aus dem Tempel ein Verhafteter, der so Viel zu dem dabei erlittenen Verlust beitrug. (Es war Sidney Smith.) Diese Flucht hat eine Revolution im Orient verhindert; daran war ein Versehen des Polizei-Ministers schuld. Auch hier entstanden große Dinge aus kleinen Ursachen.

Die Insel Bourbon.

Die Insel Bourbon, welche der Portugiese Marscarenhas im Jahr 1505 entdeckte und die Franzosen 1642 in Besitz nahmen, ist unter dem 20° 51′ 43″ nördl. B. und 53° 10′ östl. L. im indischen Ocean, südöstlich von Isle de France und östlich von Madagascar gelegen, und hat bei einer Breite von 45 und einer Länge von 68 franz. Meilen einen Umfang von 47¾ Lieues ($20\frac{73}{100}$ Myriametres) und eine Oberfläche von ungefähr 213 □Lieues, auf welcher sich eine Bevölkerung von 70,000 E. befindet, wovon 18,000 Weiße, 5,000 freie Mulatten und der Rest Schwarze oder Sclaven. Ihre Gestalt ist die einer Schildkröte; das Innere, von der Küste aus allmälig sich erhebend, ist unangebaut und unbewohnt, während der äußere Rand, der sich mehr oder weniger sanft gegen das Meer zu hinabsenkt, mit der reichsten Cultur prangt. Die Insel ist der erloschene Krater eines Vulcans; der ganze Boden ist vulcanisch und noch ist ein feuerspeiender Schlund in voller Thätigkeit. In der Gegend der periodischen Winde gelegen, zwischen dem Cap der guten Hoffnung, wo die Winde regelmäßig wechselnd von Osten nach Westen und dann wieder von Westen nach Osten wehen, und Indien, wo gleichfalls die Monsons herrschen, im Westen von der großen Insel Madagascar, im Osten von der Insel St. Mauritius oder Isle de France geschützt, kennt die Insel Bourbon allein nicht diesen Wechsel der Winde. Die Temperatur ist immer mild und angenehm; die Luft wird beständig des Tages durch den Seewind und in der Nacht durch den Landwind frisch erhalten. Die Länge der Tage ändert sich nur um ungefähr 2¼ Stunden, indem der längste Tag, der 16 December, 13 St. 16 M.; der kürzeste, der 12 Juni, 10 St. 44 M. dauert. Das Clima ist bei den geringen Unterschieden der Temperatur, die jeden Monat nicht über einen Grad betragen, sehr gesund. — Der äußere Abhang der Berge, welche die Insel einnehmen und deren Gipfel im Winter mit Schnee bedeckt sind und eine unendliche Menge von Bächen und kleinen Flüssen dem Meere zusenden, zerfällt in drei Regionen. Die höchste, die beständig der Einwirkung der Sonne, des Regens und der Winde ausgesetzt ist, wird allmälig immer mehr von Dammerde entblößt und ist daher völlig unfruchtbar. Der mittlere Strich hat im Allgemeinen den besten Boden, obwohl derselbe steinig ist; er wird von Wäldern eingenommen. Die dritte oder untere Region — gebildet aus ausgedehnten und fruchtbaren Ebenen — enthält eilf Gemeinden, die wie in Frankreich durch einen Maire, seinen Adjuncten und einen Municipalrath verwaltet werden und von denen die bedeutendste St. Denis, der Hauptort der Insel und der Sitz des Gouverneurs und der vornehmsten Behörden ist. Die Producte bestehen in Bauholz, Benzoe, Ebenholz, schwarzem Holz, dessen Blätter in den Kaffeepflanzungen statt des Düngers dienen, Mangobäumen, Tamarinden, Orangen, Granaten, Mangostans, Brodbäumen (rimas und jaquiers), Ouattiers, deren Hülsen eine seidenartige Wolle liefern, Pisangs, Palmen, Vacoas, Bancouliers, deren Nüsse Brennöl geben, Zuckerrohr, Arrak, Kaffee, Gewürznelken, Muscatnüssen, Cacao, Baumwolle, Getreide, Reis, Mais, Manioc, Bataten, Yams und andern Gegenständen. — Ungeachtet die Insel Bourbon den Nachtheil hat, keinen einzigen guten Hafen, sondern nur offene Rheden zu besitzen, von denen die Schiffe sich während eines Sturmes entfernen müssen, um die hohe See zu gewinnen, so ist sie doch, seit Frankreich die Insel Mauritius verloren hat, ein gewöhnlicher Ruhepunct für die französischen Ostindienfahrer. Die Einfuhren von Frankreich in die Colonie betrugen im Jahr 1824 8,351,327 Fr. und die Ausfuhren derselben 9,616,449 Fr. Zwei Drittheile der eingeführten Waaren sind französische Producte und werden fast ausschließlich auf französischen Schiffen aus den Häfen le Havre, Saint-Malo, Bordeaux und Marseille eingeführt; aber nur ungefähr die Hälfte wird auf der Insel selbst consumirt, die andere Hälfte verfolgt ihren Weg weiter nach Ostindien. Im Jahr 1825 betrugen die Einfuhren 9,044,033 Fr., wovon 4,352,335 französische Produkte, und die Ausfuhren 11,678,288 Fr., wovon 9,052,385 Fr. Erzeugnisse der Colonie und 2,126,603 durch Zwischenhandel. Die Bestimmung dieser Ausfuhren war

	Produkte der Colonie.	Fremde Produkte.
nach Frankreich	8,629,755 Fr.	286,991 Fr.
Indien	674,848 —	386,904 —
St. Mauritius .	137,754 —	638,984 —
Madagascar . .	60,028 —	863,724 —
	9,502,385 Fr.	2,170,003 Fr.

Aber nicht bloß mit Indien, St. Mauritius und Madagascar, sondern auch mit Sumatra und den dazu gehörigen Inseln, mit Zanzibar, Mascate, Mocka und den Anjouan-Inseln steht die Insel Bourbon in Handelsverbindung.

Essai de statistique de l'île de Bourbon, ouvrage couronné en 1828 par l'Académie royale des sciences, par P. P. U. Thomas, Paris 1828. 2 vols. 8.

Oehlenschlägers neue poetische Schriften.

Von allen Sagen aus Dänemark's Heidenthum ist die von Hrolf und seinen Helden zugleich eine der ältesten und berühmtesten und in ihren Hauptzügen eine der zuverläßigsten. Mehrere Menschenalter vor der Einführung des Christenthums im Norden waren Hrolfs Thaten so bekannt, daß die Skalden von Hindeutungen auf dieselben ihre poetischen Ausdrücke entlehnen konnten. Das alte Biarkamal, das Lied, womit Hrolfs Krieger zu ihrem letzten Kampf erweckt wurden, wurde in der Schlacht bei Stiklestad als ein bekanntes Lied gesungen, um König Oluf's Heer für seinen Fürsten zu begeistern. Das alte dänische Lied von Hrolfs und seiner Helden Fall lebte noch zu Saro's Zeit in der Erinnerung und ein Theil davon wurde von ihm in lateinischen Versen nachgeahmt. Es mußte wohl eine merkwürdige und zum Herzen sprechende Begebenheit seyn, von welcher ausführliche Erzählungen sich mehr als sechs Jahrhunderte hindurch im Munde des Volkes erhalten konnten, und in der That ist der Inhalt dieser Sage nicht weniger ausgezeichnet, als ihr Alter, indem sie das glänzendste Beispiel von der Treue und Liebe der Dänen gegen ihre Fürsten enthält, welches die Geschichte kennt.

Es war natürlich, daß ein Dichter, der so vertraut ist mit dem alten Norden, als Oehlenschläger, seine Aufmerksamkeit dem reichen Stoffe nicht entzog, welchen der Sagenkreis darbot, von dem Hrolfs und seiner Helden Untergang das letzte Glied ist. Bereits im Jahr 1814 hatte er unter dem Titel Helge in einer Reihe von Romanzen und in der Tragödie Yrsa die Begebenheiten dargestellt, welche, der Sage nach, Hrolfs Geburt vorangingen. Den Zeitraum zwischen der Geburt und dem Mannsalter Hrolfs, über welchen die Sage schweigt, füllte Oehlenschläger im Jahr 1817 mit dem Roman Hroar's Saga aus, dessen Fabel seine eigene Erfindung ist, worin aber der Ton des Ganzen, so wie die einzelnen Züge echt nordisch sind.

Hrolfs Regierung und Tod bilden den Stoff des epischen Gedichtes, welches der kürzlich erschienene erste Band der neuen poetischen Schriften Oehlenschlägers (Oehlenschlägers nye poetiske Skrifter, Förste Deel. Hrolf Krake, et Heltedigt, Kiöbenhavn, 1828. 12) enthält. Der Dichter stellt uns mit lebendiger Anschaulichkeit eine große tragische Katastrophe vor Augen, die ihm, indem er den Gang der Begebenheiten mit epischer Ruhe sich entwickeln läßt, zugleich Gelegenheit zu einer Schilderung des alten nordischen Heldenlebens giebt, die zwar im Ganzen idealisirt, aber darum keineswegs — wie bei Fouqué und anderen deutschen Dichtern, die ähnliche Gegenstände behandelt haben, modernisirt ist. Nur der siebente Gesang, der ganz des Dichters eigene Erfindung ist — die Liebe Hrolf's zu der schönen Sachsenkönigin Drifa — möchte sich vielleicht mehr dem Colorit des Mittelalters, als des alten Nordens nähern. Im Allgemeinen können wir indessen nicht sagen, daß Hrolfs Character modernisirt sey. Denn wenn es auch auffallend erscheinen muß, daß Civilisationspläne in dem alten heidnischen Leire zu Hause gewesen seyn sollten, und daß der kriegslustige Fürst wehmuthsvoll nach dem Monde sieht oder eine Locke von seiner Geliebten aufbewahrt; so dürfen wir doch nicht vergessen, daß — was für's Erste jene Pläne betrifft, welche bei Hrolf sich doch nur auf die Veredlung seiner Mitwelt beziehen können — der Dichter einen hinreichenden Grund für dieselben in den Ermahnungen an seine Kämpfer fand, welche die Sage Hrolf in den Mund legt. Auch ist kein Zweifel, daß der Bewohner des heidnischen Nordens Sinn für das Höhere im Leben hatte; die Stimme der Ehre war stark in ihm, die Macht des Gesanges begeisterte ihn, und die Liebe konnte ihn nicht bloß zu einer gewaltigen That, sondern zu großen und ausgedehnten Unternehmungen anfeuern. Seine Gefühle waren nicht bloß heftig, sie waren auch dauernd; oft warb er lange um sein Mädchen, oft ließ er seine Braut Jahre lang seiner warten und sang von ihr auf seinen Kriegszügen, wie Frithiof that und Harald Haardrade, den man in Hinsicht auf seine Gesinnung noch vollkommen zum heidnischen Zeitalter rechnen kann. Die Frauen des alten Nordens starben vor Gram, wenn sie den Gegenstand ihrer Liebe verloren hatten, wie Sigrun, die in der Edda besungen wird, wie die Königin Thyra und die Isländerin Helge. Starkes und dauerndes Gefühl wird immer auch tiefes Verlangen erwecken, und je fremder die Seele in der Welt der Ideen ist, je mehr sie an sinnliche Anschauungen gefesselt ist, um so inniger wird dieß Verlangen sich an ein sinnliches Zeichen knüpfen. Die Haarlocke ist das Einzige von der äußeren Gestalt, was das Gepräge der Individualität trägt und doch unverändert bleibt; sie ist daher das einfachste Denkzeichen, dessen die Sehnsucht sich bemächtigen kann und mag uns als solches in allen Zeitaltern natürlich scheinen, wenn wir auch mit Recht über die präparirten Locken lachen, die gegenwärtig förmlich als Manufakturwaare für Souvenirs verkauft werden. So seufzt jetzt ein verliebter Geck zum Monde hinauf, weil er gelesen hat, daß dieß bei Verliebten so der Brauch sey. Den alten Nordmann aber, der die Asche seiner Geliebten im Grabhügel eingeschlossen wußte, mochte es wohl drängen, seinen Blick zum Monde empor zu wenden, der Freias Strahlen herabsenden konnte, um die Nacht in seiner Seele auf zu hellen.

Eis im Sommer.

Die Memoiren der kaiserlich russischen Academie der Wissenschaften zu Petersburg enthalten eine Notiz, die zu wunderbar scheint, als daß man derselben ohne eine nähere Bestätigung unbedingten Glauben beimessen könnte. „In dem Distrikt Gori, am Fuß der Ossetischen Berge, zwei Werst von der kleinen Stadt Dzchinval, ist ein Hügel, auf dessen felsiger Oberfläche die Feuchtigkeit, die aus den Steinen sickert, im Sommer bei heiterer Witterung sich in Eis verwandelt, dessen Decke in demselben Verhältniß zunimmt, je größer die Sonnenhitze ist. Das Wasser, welches beim Schmelzen dieses Eises gewonnen wird, enthält nach chemischen Untersuchungen nur eine sehr geringe Quantität von Kalktheilen, ohne irgend eine andere Beimischung.
Revue encyclopédique.

Berichtigung.

S. 421 Sp. 1 Z. 7 v. u. st. Oberbein l. Ohr hin. Sp. 2 Z. 6 l. Iris st. Iris. S. 422 Sp. 1 Z. 25 v. o. st. dieser Form l. ihrer Form. Sp. 2 Z. 5 v. o. l. und einen Kiefer — Fühler — und augenlosen

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 108 18 April 1829

Madagascar. *)

M. C. T. Hilsenberg aus Erfurt, ein eifriger Naturforscher erhielt im Jahr 1821 den Antrag, eine englische Gesandtschaft nach Madagascar zu begleiten und ging mit solcher in Gesellschaft des Gärtners Bojer aus Kloster Pleß in Böhmen nach Isle de France ab. Die Expedition bestand aus einer Fregatte und einer Korvette. Obrist Hastings war das Haupt der Gesandtschaft, und im Gefolge derselben befanden sich eine Anzahl Künstler und Handwerker nebst Maschinen, Handwerkzeugen und Geräthschaften: Alles dieß bestimmt für Radama Mansaga, König der Huwas im Innern der Insel, einen Freund europäischer Gesittung, um ihn in Stand zu setzen, die dringendsten Bedürfnisse seiner Staaten zu befriedigen, in einem Zeitpunkt, da er mit denjenigen seiner Feinde im Kampf lag, welche er noch nicht mit Hülfe der Engländer bezwungen hatte. Der Gesandte sollte im Hafen von Tamatawi, unfern der französischen Faktorei Foulpoint, landen, und sich mit Gefolg und Effekten nach der zwölf Tagreisen im Innern gelegenen Residenz des Königs begeben. Die beiden Schiffe segelten am 1 Mai 1822 von Port Louis auf Isle de France nach der Insel Bourbon. Von da bekamen sie nach einer achttägigen Fahrt die malerischen Küsten Madagascars zu Gesicht und fuhren mehrere Tage längs denselben hin, bis sie an den zu Radama's Gebiet gehörigen Hafen von Tamatawi gelangten.

Kaum näherten wir uns, erzählt Hilsenberg, dem Land, und strichen die Segel, um langsam in den Hafen einzulaufen, als plötzlich aus der Menge der Zuschauer ein Trupp von sechzig hübschen Negerinnen — alle in der Blüthe der Jugend, wohlgebildet und mit ausdrucksvollen Gesichtszügen — sich hervordrängte und auf ein gegebenes Zeichen, unter großem Geschrei, in's Wasser stürzte und auf uns zuschwamm. Wie Sirenen unsre Schiffe umkreisend ergriffen sie Alles, was sich ihnen darbot, Segel, Taue, Steuerruder u. s. f. kletterten mit der Schnelle und Leichtigkeit von Eichkätzchen an Bord und warfen sich auf das Verdeck. Noch triefend vom Meerwasser fielen sie mit unglaublicher Lebhaftigkeit über die Schiffleute her, umhalsten, umarmten und liebkosten sie mit einer Zärtlichkeit, als ob sie die Geliebten ihres Herzens nach langer, schmerzlicher Trennung empfingen. Als unsre Schiffe vor Anker gelegt waren, vermehrten sich die weiblichen Besuche an Bord, und Alle mußten sich, vom Kommandanten bis auf die Offiziere, zu der Sitte bequemen, und abwarten, bis jene mit ihren Schmeicheleien und Liebkosungen bei dem Schiffsvolk die Runde gemacht hatten.

Der König, schon seit mehreren Tagen von der nahen Ankunft der Expedition unterrichtet, hatte befohlen, uns mit allen Ehren zu empfangen und unsrer Reise nach dem Innern den möglichsten Vorschub zu thun. Hunderte von Madegassen standen bereit, die ausgeschifften Päcken, Waaren und Geräthschaften auf Tragbahren und Schultern weiter zu schaffen. Alles war in Bälde ans Land gebracht. Der Obrist drängte sehr auf die Abreise, man brach nach wenigen Tagen auf. Ich hatte Empfehlungsschreiben an französische Kaufleute und Faktoren des Platzes abzugeben, die mir bei meinem dortigen Aufenthalt alle Aufmerksamkeit erwiesen und denen ich manche nicht uninteressante Aufschlüsse verdanke.

Die Flora dieser Gegend ist höchst mannichfaltig und interessant. An der Küste fanden wir die schönsten und seltensten Pflanzen, aber wenige von denen auf Isle de France, außer solchen, die seit langer Zeit eingeführt und gepflegt worden sind, unter andern die herrliche *Urania Speciosa*, den Baum des Wanderers oder die Ravenala, dessen häutige Afterblätter, durchstochen oder durchschnitten, dem dürftigen, von Quellen und Bächen entfernten Wanderer das reinste und frischeste Wasser bieten, das sie mittelst der flachen, größeren Blätter wie Thau aus der Luft angesogen haben. In Folge seines Auftrags für das brittische Museum alle Arten naturhistorischer Gegenstände zu sammeln, hatte der Gouverneur mehrere Leute zu unserer Verfügung gestellt und uns überhaupt in Allem freie Hand gelassen. Diesen Vortheil unsrer Lage benutzten wir denn auch und durchstreiften fleißig die Umgegend. In den Wäldern sieht man, wie auf Isle de France, eine Menge Bäume von gigantischen Dimensionen. Lianen, Epidendronen, Farnkrautgestrüpp, Palmbäume versperren überall den Weg. Die ganze Pflanzenwelt hat einen so dichten starken Wuchs und verrankt sich dergestalt, daß wir uns häufig mit dem Säbel in der Hand Bahn brechen mußten; dafür erhielten wir aber auch die herrlichste Ausbeute völlig unbekannter Pflanzenarten.

*) Nouvelles Annales des Voyages. Février. 1829.

Sobald die aus mehreren hundert Trägern bestehende Karawane beisammen war, traten wir unsre Reise an. Diese dauerte drei Tage und ging bald zwischen Felsschluchten hindurch über Hügel und Berge; den größten Theil des Wegs aber fuhren wir auf Kähnen große Flüsse hinan; die Effekten wurden bald aus= bald eingeladen, oft selbst die Kähne auf den Schultern unsrer Begleiter von einem Strom nach dem andern getragen. In Zwischenräumen wechselten auf Befehl des Königs die Träger des Gepäcks. Unter unsrer Zeltbedienung befanden sich zwei Neger von der Küste der Kafferei, die wir als zuverlässige Leute von Isle de France mitgenommen. Einem von diesen fiel es unterwegs ein, unsere Pakete zu öffnen, zu durchwühlen, und zwölf harte Piaster zu entwenden; er ward aber verrathen und die Sache kam vor den Obristen. Dieser ließ den armen Schelm zum warnenden Beispiel Angesichts der Karawane bis aufs Blut peitschen. Weil aber eine Verwundung in diesem Klima leicht einen Wundstarrkrampf nach sich zieht, trocknete man den Rücken sorgfältig ab, überstreute ihn dicht mit Kanonenpulver und zündete dieß an. Diese neue Marter entlockte dem Unglücklichen das fürchterlichste Klaggeschrei. In dieser frei wuchernden Schöpfung, durch welche unser Weg fortwährend führte, bot sich eine unendliche Mannigfaltigkeit der seltensten Formen und Erscheinungen aus allen Reichen der Natur dar. Voll Staunen und Bewunderung sahen und sammelten wir die herrlichsten Pflanzen, (welch interessante Pflanze z. B. ist der Nepenthes!) Vögel von dem glänzendsten Gefieder, das wir jemals gesehen hatten. Wir weideten und stopften aus. Von Stunde zu Stunde, von Schritt zu Schritt neue Gegenstände. Jetzt erhob sich das Erdreich, die Flüsse verringerten sich, die grünen, dichten Wälder wurden buschiger, niedriger, nur vereinzelt ragten noch größere Bäume empor, bald hatten wir nur noch Unterholz, Gesträuch, wir hatten den Fuß der Gebirge unter uns; der Abhang ward jäher, der Weg ging steiler nach den Bergspitzen zu, die wir in der Ferne vor uns erblickten; wir wurden eine schwere Bürde los, die drückende Hitze der Thäler war entwichen.

Endlich kündigte man uns an, daß die Hauptstadt nahe sey. Zahlreiche Dörfer gruppirten sich, und das ganze Benehmen der Bewohner, welche uns längs dem Wege erwarteten, und mit neugierigen Blicken musterten, so wie die Bauart und die innere Einrichtung ihrer Häuser verrieth einen höhern Grad madegassischer Civilisation, und folglich die Nähe der Residenz des Monarchen. Wir bemerkten Spuren europäischer Thätigkeit, Redouten, nach den Regeln unsrer Befestigungskunst angelegt, und mit Kanonen aus englischen Gießereien besetzt. Einige hundert madegassische Soldaten von schwarzbraunem Teint, halb nackt, wie die Sipays in Indien, leidlich eingeschult und mit europäischen Waffen ausgestattet, erschienen jetzt, und wir bemerkten mehrere Engländer unter ihnen. Eine ziemlich regelmäßige Salve aus grobem und kleinem Geschütz begrüßte uns. Die von Pallisaden und Gräben umgebene Hauptstadt mag etwa 80,000 Einwohner zählen. Das königliche Schloß liegt in einem abgesonderten Theile der Stadt und Schanzen, Gräben, Pallisaden, Wälle und Zugbrücken verwahren seinen Zugang. Wir zogen in unsern Festgewändern ein; nur mit Mühe gelangten wir durch die in stummem Erstaunen vergaffte dichtgedrängte Menge in den großen Palasthof, wo wir sogleich zur Audienz vorgelassen wurden.

Der Bruder des Königs empfing den Obrist mit aller möglichen Auszeichnung und führte ihn unter großem Gepränge in den Audienzsaal, wohin wir ihm alle folgten. Wie erstaunte ich, als ich den Glanz eines europäischen Monarchen, statt der rohen Prachtlust eines Königs von Madagascar fand! In keinem Salon auf Isle de France sah ich nur halb so viel Pracht vereinigt. Eine Reihe von Oelgemälden und Kupferstichen längs den Wänden hin aufgehängt, mächtige Spiegel, in goldene Rahmen gefaßt, vergoldete Armleuchter, Kronleuchter in antikem Geschmack, Draperien und Vorhänge von Seide, Brocat und dem kostbarsten Gewebe, Fußteppiche, über künstlich getäfelte Fußböden ausgebreitet, seltene Kunsttischlerarbeiten, von den tüchtigsten Händen in England gefertigt, und mit Gold und Silber überzogen, Statuen von Bronze und von Alabaster, in Nischen und auf Fußgestellen. — Etwas der Art hatte ich außerhalb Europa's noch nirgend gesehen!

Der König Radama saß, einfach gekleidet, auf seinem Thron, von einem glänzenden Hofe umgeben. Seine Gesichtsbildung ist schön, einnehmend, höchst ausdrucksvoll. Unstreitig ist er arabischen Ursprungs und höchstens sechs und zwanzig Jahre alt. Sein ausgezeichnet thätiger, feuriger Charakter, seine Geistesgegenwart, sein rechtlicher Sinn, sein Scharfblick, die Unmöglichkeit ihn zu täuschen, zu überlisten — All dieß hat ihn zu einem Gegenstand der Liebe, Achtung und Furcht seiner Unterthanen gemacht, so daß man alle wichtigern Streitfälle seiner Entscheidung unterlegt. Nach seines Vaters Tod hat er die wichtigsten und nützlichsten Reformen in seinem Reiche ausgeführt, einen öffentlichen Schatz angelegt, mehrere unruhige Völkerschaften zur Ruhe, Unterwerfung und zum Gehorsam gezwungen, in kurzer Zeit sein Gebiet und seine Macht bedeutend erweitert, und einen Handel mit den Engländern eröffnet, aus welchem er durch den Tausch oder Verkauf der kostbaren, vorzüglichen Erzeugnisse seines ergiebigen Landes die größten Vortheile zu ziehen weiß. Künstler und Handwerker sind ihm höchst willkommen und stehen in seinem Wohlwollen oben an. Jeder, welcher ankommt, erhält Wohnung, Dienerschaft und jegliche Bequemlichkeit. Handwerker jeder Art, Maurer, Zimmerleute, Schmide, Schlosser, Tischler, Gärber, Weber, Bäcker, Steinhauer, u. s. w. erhalten zur Beihülfe, oder zur Erlernung ihrer Kunst junge Madegassen, so viel sie nur wünschen. Der Madegasse ist gelehrig, geschickt, thätig, kräftig; er hat nicht die Indolenz des Negers von Guinea und Mosambick, von dem er sich schon durch sein Aeusseres unterscheidet, seine Farbe ist die der Bronze, und seine regelmäßigen Gesichtszüge geben ihm eine Aehnlichkeit mit den Arabern Kaffern und Abyssiniern. In Kurzem wird die Stadt Tannanariwa europäisirt seyn; Jeder beeifert sich, den Wünschen des Königs entgegen zu kommen, ihn sich in Allem zum Muster zu nehmen. Häuser, Brücken, Straßen sind nach den Planen und unter der Anleitung von Engländer angelegt, die sich daselbst angesiedelt haben, oder die von Staatswegen dahin gesendet wurden.

(Schluß folgt.)

Reise-Bemerkungen.

Von Professor Dr. Wagler in München.

(Fortsetzung.)

Sogleich nach der Tafel machte ich Herrn Boilleaud, Inspecteur principal des douanes welcher ein zoologisches Cabinet besitzt, meine Aufwartung. Ein trefflicher Mann, aus dessen Blick Muth und Trotz mit männlicher Festigkeit hervorlodern! Er war Obrist unter den rothen Husaren und hatte auch unserem Könige Maximilian gedient. So war ich ihm als Unterthan dieses unsterblichen, ihm unvergeßlichen Monarchen willkommen. Seine ornithologische Sammlung ist reich an seltenen und merkwürdigen Stücken, wovon ich Dir vorzüglich den Argus mit fast vier Fuß langem Schweife, den so hochberühmten Cundur oder Greifgeier aus den Gebirgen Peru's, von welchem die Naturgeschichtler so viele Mährchen schon erzählten und noch erzählen, den Ibis der alten Egyptier, den rothschwanzigen Tropikvogel (Phaëton aethereus), dessen lange Schwungfedern die Südseeinsulaner in ihren Federkronen tragen, und eine ausgezeichnete Folge von den metallisch glänzenden Pygmäen der Vögel, von Colibris, nenne.

Die äußeren und inneren Körpertheile des Argus (welche ich zu untersuchen Gelegenheit hatte) belehren mich, daß dieser prachtvolle Vogel von der Gattung Pfau (Pavo) nicht zu trennen ist. In seine seidenartig glänzenden, kastanienbraunen Schwanzfedern sind unzähliche blendendweiße Fleckchen, und große, augenförmige, himmelblaue Tupfen mit goldigen, schwarzen und weißen Sternen gleichsam eingewoben. Aus dieser reichen Federmalerei mit den vielen Augenflecken entsprang der Name des Vogels, anspielend auf Argus Panoptes. Die Pariser Modehändler treiben mit seinen Federn einen, wie es mir schien, nicht ganz unbedeutenden Handel, und lassen sie, diese „Panagen" der Hüte fürstlicher Damen an der Basis ihrer Schäfte mit goldenen, von kostbaren Edelsteinen besetzten Spangen zusammenfassen. Manche derselben wallen in reicher Fülle vom Haupte bis über die Hüften herab.

Ich habe aus Indien Briefe erhalten, welche mir das Leben des Argus schildern. Dort wohnt er mit dem wilden Pfau in den ungeheuren Wäldern, in denselben, wo noch Heerden wilder Rinder, und unter niederem Gestrippe das wilde Huhn (Stammrace unserer Haushühner) umherziehen. Beide Vögel leben in Polygamie und haben in ihren Sitten Vieles mit den Auer- und Birkhünern unseres Landes gemein. Am Fuße eines Baumes versammeln sich die dem Hymen huldigenden Witwen und Jungfrauen und erwarten hier, wenn die Sonne erwacht, unter beständigem Umherjagen auf der grasigen Matte und unter Zank und Hader (einem lauten schluchzenden Gekakel) die Liebkosungen des Bräutigames, welcher sie von einem Baumaste herab mit lauter, freilich nur solchem Hühnervolke verständlichen, Rede auf die Pflichten ihrer kurzen Ehe aufmerksam macht, und dabei das reiche Hochzeitgewand (Du erinnerst Dich, daß viele Vögel zu dieser Zeit ein festliches Kleid anziehen) den schleppförmigen Schweif, gleich einem Rade im vergoldenden Strahle der Morgensonne zwischen saftigem Blättergrün des riesigen Baumes, auf dessen Spitze ein ganzes Feld bunter Blumen benachbarter Pflanzen emporgehoben ist, entfaltet. Nicht immer vollendet der Großsultan die Rede, denn der dieser Handlung kundige Indianer schleicht sich leisen Schrittes unter dem Schutze einer ganzen Welt von netzförmig unter sich verschlungenen und üppig wuchernden Pflanzen herbei und schleudert auf ihn aus dem tobenden Metallschlunde das tödtende Blei; erschrocken fliehen dann beim Sturze des Herrschers die Favoritinnen seines Serails.

Hätte ich nicht Humboldt's treffliche Bemerkungen über den Cundur gelesen, und hätte ich ihn nun nicht selbst gesehen, fürwahr! ich hätte mich wohl am Ende selbst noch überreden lassen, dieser Ajax der Vögel sey ein wahres Ungeheuer! Kaum aber ist er etwas größer als der in Winterszeiten am Strande unserer Isar so häufige weißschwänzige Adler (Falco ossifragus) und seine gemeine Physiognomie, seine Trägheit verrathende Gestalt, besonders aber seine Schnabel- und Fußbildung geben deutlich zu erkennen, daß er sich, gleich dem Adler, nicht vom Raube großer, lebender Thiere, sondern nur von deren Aase ernähre!

Ich möchte auch wissen, warum man den Adler großmüthig und erhaben in seinen Handlungen, muthig und unerschrocken, und deswegen den König der Vögel nennt? Ich erzählte Dir schon einmal einen Adler beobachtet zu haben, welchen zwei Krähen von einem aus der Isar ausgeworfenen, halb vermoderten Hund, an welchen er sich gemacht hatte, wegjagten, und daß ich in einem Zeitraume von acht Jahren gegen dreißig Adler zerlegte, in deren Kropfe ich Nichts als die Ueberreste faulender Hunde und Katzen, auch Mäuse gefunden habe! Es ist Dir auch sehr wohl bekannt, daß die Jäger in der Münchener Gegend die Adler mit Aas anlocken, in Gegenden also, wo es doch diesen Vögeln gewiß nicht an lebenden Thieren, wie Rehen, Hasen, Fasanen u. s. w. gebräche. Ich finde es daher recht unbillig, diesen harmlosen, ja nützlichen Vögeln durch das Aufbot eines bedeutenden Schußgeldes so heftig nach dem Leben zu stellen. Die alten Egyptier erkannten den Nutzen solcher Vögel und züchtigten hart denjenigen, welcher einen Geier (Vultur percnopterus) oder einen Ibis tödtete, und noch jetzt in Holland werden die Adler geschont, weil sie durch die Vertilgung der von der See an das Land gespülten Cadaver der menschlichen Oekonomie von Nutzen sind.

Besser gefällt mir der Adler als König der Vögel in der Allegorie der bildenden Künste. Sein unermeßlich hoher und verwegener Flug bis in die Wolken (worin ihm jedoch kein Geier, Vultur, nachsteht) läßt ihn da als Ueberbringer des Blitzes, mithin als Vogel des Zeus auftreten, und ich finde ihn in diesem Sinne als Sinnbild der Völker, Fürsten und Heere recht passend, und auch der doppelköpfige Adler der Kaiser des Orients, ihren Anspruch auf das morgen- und abendländische Reich bezeichnend, ist glücklich ausgedacht.

Man spricht so Viel vom Ibis der alten Egyptier, daß ich nicht umhin kann, Dir, da er unserer Sammlung fehlt *), eine

*) Vor Kurzem erhielt ihn das Münchner Museum von Frankfurt her, eine Ausbeute des trefflichen Rüppell Tantalus ca'-

ganz kurze Beschreibung davon zu geben. Er hat den langen sichelförmig gebogenen Schnabel, die langen Wadfüße und ohngefähr die Größe der bei uns gegen Ende des Monates März eintreffenden Brachschnepfe (Numenius arquatus), und ist, mit Ausnahme der schwarzen Flügelspitze, einfärbig weiß. Kopf und Hals des alten Vogels sind nackt und schwarz, beim jungen dagegen sind diese Theile befiedert und weißgrau. Cuvier hat, wie Dir bekannt seyn wird, in den Annales du Muséum d'histoire naturelle darzuthun gesucht, daß dieser Vogel der wahre Ibis der alten Egyptier sey, indem er sich dabei auf die aus Theben gebrachte, von ihm untersuchte Mumie und auf die vielen Abbildungen dieses Ibis beruft, welche man auf Sarkophagen, Pyramiden und Obelisken findet. Indeß darf man mit Gewißheit annehmen, daß unter dem Namen Ibis mehrere Arten dieser Vogelgattung — selbst ein storchartiger, von Perrault in dem dreizehnten Bande der Histoire de l'Académie beschriebener, allgemein nachher für den wahren Ibis ausgegebener Vogel (Tantalus Ibis L.) — stecken, und daß allen diesen Vögeln gleiche Ehrerbietung von Seite der Egyptier widerfuhr. Der eine dieser Ibise, welchen man gleichfalls schon neben Mumien von Spitzmäusen, Krokodilen u. s. w. einbalsamirt aufgefunden hat, ist Linnés Tantalus Falcinellus, ein Vogel von Gestalt und Größe der Brachschnepfe, zimmtbraun mit metallisch grünen und purpur glänzenden Flügeln; der andere wurde von Gmelin unter dem Namen Tantalus calvus beschrieben, ist broncegrün mit einem seidenartigen Purpurflecke auf den Flügeln, und hat einen nackten, scharlachrothen Kopf. Eben so gefärbt ist sein Schnabel. Perraults Vogel ist etwas kleiner als ein Storch, weiß und rosenroth schattirt auf den Flügeln. Der nackte Kopf ist blutroth, der Schnabel gelb. Dieser Vogel wird häufiger am Senegal angetroffen, als in Egypten. Ich habe sehr gut ausgeführte Bilder dieser vier Vögel auf egyptischen Sarkophagen gesehen, und von ihnen, wenn ich nicht irre, den Tantalus calvus in der Nähe eines Mannes, von dessen Schultern das Fell des egyptischen Parders (Felis jubata) herabhängt. Sie alle stimmen in ihrer Lebensweise vollkommen miteinander überein, und ich vermuthe daher, daß keiner derselben als Hieroglyphe eine eigene, vom andern verschiedene Bedeutung habe. Aldrovand hat in seiner Ornithologie Alles sorgfältig zusammengetragen, was auf den Ibis der Egyptier Bezug hat.

Mit dem zu relativen Ausdrucke „der Sperber, der Habicht", sollte man es dagegen viel genauer nehmen, als die Paläographen, weil es in Egypten viele Arten von sperber- und habichtartigen Raubvögeln giebt, welche bald diese, bald

- vus, theilte uns Herr Professor Lichtenstein in Berlin, Tantalus Falcinellus, welcher auch in Bayern schon erlegt wurde, Herr Dr. Kollmann auf Java mit. Diesem letztern verdankt das zoologische Museum kostbare Schätze aus dieser an Naturproducten so reichen Insel. Mit einem prachtvollen Exemplare des Tantalus Ibis beglückte mich Herr Boilleaud. Ich habe es an unser Kabinet abgetreten. Der Paläograph findet also hier alle Ibise der alten Egyptier. Ich gedenke im nächsten Wintersemester über die heiligen Thiere dieser Völker Vorträge zu halten

jene, gewiß aber immer die im Einklange mit der Bedeutung der Hieroglyphen stehende Lebensart haben. Diese wird durch die Kenntniß der Geschichte des Raubvogels erörtert, und es wird dadurch möglich werden, manches Dunkle in der Zeichensprache dieser merkwürdigen Völker zu enthüllen. Der Paläograph kann auf diesem Felde der Forschung, ohne Zoolog zu seyn, oder diesen zur Hülfe zu haben, schlechterdings nicht auskommen, weil sich der Sinn so vieler, ich möchte fast zu behaupten wagen, der meisten Hieroglyphen auf die Sitten und Gestalt der Thiere bezieht.

Hr. Boilleaud überhäufte mich mit Geschenken, unter welchen sich ein ungemein großer, am Cap erlegter Albatros *) und eine Meerschlange besonders auszeichnen. Diese letztere interessirte mich um so mehr, als mir der Mann, welcher sie im indischen Meere gefangen, ihre Lebensgeschichte erzählte. Wirst Du wohl böse auf den Plauderer werden, wenn er Dir diese wieder mittheilt? Ich wage es!

Nicht von den zwanzig Fuß langen Meerschlangen oder Drachen des Plinius, welche mit emporgerichteten Köpfen von Aethiopien aus über das Meer hinzogen, und nicht von den famösen Seeschlangen, von welchen die nordamerikanischen Zeitungen in neuerer Zeit so voll waren, mithin von keinem noch unbekannten Thiere spreche ich hier, sondern von Schlangen, welche im Meere leben, einen ruderförmigen, plattgedrückten Schweif haben, bald giftig, bald nicht giftig sind, und wovon der englische, in Bencoolen lebende Arzt Partrick Russel (in seinem vortrefflichen Werke: (Account of Indian Serpents) viele Arten beschrieben hat. Auch diejenigen Schlangen, welche der treffliche Forster im Meere am Ufer der von ihm so reizend geschilderten Insel Otaheiti beobachtete, gehören hierher.

Bisweilen erblickt man diese Thiere, erzählte mir mein Indienfahrer, wie sie viele Meilen vom Lande entfernt in der See sich umhertreiben und Fischen und Seevögeln auflauern. Kaum entdeckt ihr Aug einen solchen, als sie ihn, dem Blitze gleich, ergreifen und in die Falten ihres langen Rumpfes versenken. Lange oft dauert der Kampf; der muthige Vogel, ob er gleich dem Angriff Nichts als die Kraft des Schnabels und die Schärfe seiner Krallen entgegen zu setzen hat, sucht sich, wie Laokoon, den Umarmungen der grinsenden Hydra zu entwinden, und beide, zu einem Knäuel verschlungen, erscheinen abwechselnd von den Wellen emporgetragen und vergraben.

(Fortsetzung folgt.)

Italienische Literatur.

Ein für Buchhändler, wie Gelehrte gleich nützliches Journal ist die seit dem Anfang des v. J. zu Parma herauskommende Bibliografia Italiana. Giornale generale di tutto quanto si stampa in Italia (Italienische Bibliographie, oder allgemeiner Anzeiger von Allem, was in Italien gedruckt wird.) Außer einer vollständigen Angabe aller literarischen Erscheinungen in Italien, enthält dieß Journal auch die Anzeige der wichtigsten Werke des Auslandes, die dem Herausgeber, Pastori, Besitzer eines Gabinetto di lettura zu Parma, zur Kenntniß kommen.

*) Bereits dem Münchener Cabinete einverleibt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 109 und 110. 19 und 20. April 1829.

Das Strafgesetzbuch der Vereinigten Staaten.

Von C. A. Mebold.

(Fortsetzung.)

Die Besserungsschule und das Zufluchtshaus.

Unseren meisten europäischen Staaten lassen die Etikette-, Finanz- und Militär-Sorgen nur wenige Zeit übrig, sich mit der Sittlichkeit des Volks oder vielmehr mit den Mitteln, durch welche der einreißenden Unsittlichkeit, worüber jetzt allgemeine Klage geführt wird, gesteuert werden könnte, zu beschäftigen; und wenn auf dem Weg zum Bessern in dieser Beziehung Etwas geschieht, so sind es Versuche einzelner Menschenfreunde, welche eben deswegen, weil sie nicht im Großen gemacht werden, entweder zu gar keinem oder wenigstens zu keinem bedeutenden Resultate führen. Ja die so häufig stattfindende unnatürliche Trennung der Regierungen und der Regierten mit dem damit verbundenen Mißtrauen der Bürger gegen die Inhaber der Gewalt macht es vielen der erstern und nicht dem schlechtesten Theil derselben wünschenswerth, wenn der Staat seine Thätigkeit auf das beschränkt, was ihm als rein politisches Institut zukommt; es ist die Furcht vor der Beeinträchtigung der Freiheit der Gewissen, welche jeder umfassenden Maßregel, die von oben anempfohlen wird, hemmend entgegentritt. So kommt es denn, daß der Staat sich begnügt, wenn er seine wachsame Polizey hat, welche das Verbrechen entdeckt und eine prompte Justiz, welche es bestraft. Die Moralität des Volks können und wollen wir nicht controliren, wir können aber die Leute zwingen, daß sie unsere Gesetze achten. Daß sie eure Gesetze achten? Nein, ihr Herrn, dazu könnt ihr sie nicht zwingen, aber ihr könnt sie strafen, wenn sie sie nicht achten und dieß mögt ihr immerhin, so oft Einer so ungeschickt ist, euern Wächtern in die Hände zu fallen. Aber die Ursachen des Uebels bleiben nicht nur, sondern sie vervielfältigen sich, indem nun der Haß gegen ein nach der Meinung des Volks ungerechtes Gesetz noch hinzukommt, welcher den Staat in einen ewigen Krieg mit der Demoralisation seiner Angehörigen verwickelt. Die Verbesserung der Volksschulen, welche man in neuerer Zeit als ein Mittel betrachtet hat, jenem Nothstande abzuhelfen, möchte in so fern unzureichend seyn, als die Jugend in guten Volksschulen zwar immer viel nützliche Kenntnisse, aber die nützlichste aller Tugenden, die Liebe zur Arbeit, nicht immer lernen kann. Und dann welche Lücke für jene gefährliche Periode zwischen dem Jünglings- und dem Mannesalter in unserem gegenwärtigen System der Erziehung! Die Erziehung hört auf, wo sie eigentlich — namentlich bei so Vielen, die sich etwas spät entwickeln — erst beginnen sollte. Allein freilich so lange die Mehrheit der Menschen dann schon um ihre physischen Bedürfnisse ringen muß, kann Nichts mehr für ihre geistige und sittliche Bildung geschehen. Die Staaten werden indessen früher oder später, um sich eines Krebsschadens zu entledigen, der an ihrem innern Leben zehrt, sich genöthigt sehen, dieser Altersklasse, die ihren Gesetzen am Meisten zu schaffen macht, eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet sind die Besserungsschulen und das Zufluchtshaus der Americaner ein des allgemeinen Interesses in hohem Grade würdiger Gegenstand; wiewohl wir keineswegs gemeint sind, zu behaupten, daß damit das schwierige Problem, welches wir oben angedeutet haben, bereits gelöst sey. Wir bemerken übrigens, daß Livingston's Strafgesetzbuch zunächst für das unmittelbare Gebiet der Vereinigten Staaten, d. h. für den Distrikt Columbia ausgearbeitet ist, daß aber der Congreß, wie es scheint, in der Anerkennung der darin aufgestellten rechtlichen und sittlichen Grundsätze den einzelnen Staaten ein großes Beispiel zu geben beabsichtigt.

Das Gesetz mag gegen das verhärtete Verbrechen unerbittliche Strenge üben, es mag von jener Humanität, welche bei der Bestrafung den Zweck der Besserung im Auge behält, gänzlich abstrahiren; es fragt sich aber, — ob es — ich will nicht sagen — human, sondern ob es politisch sey, auch das jugendliche Alter, welches durch Leichtsinn, Leidenschaftlichkeit und Verführung so leicht auf Abwege geräth, gleich bei dem ersten Fehltritt für die Gesellschaft verloren zu geben, ohne daß es sich der Mühe verlohnte, wenigstens einen Versuch zu seiner Rettung zu machen. Ein solcher Versuch soll in der **Besserungsschule** gemacht werden. Alle Personen zwischen 6 und 18 Jahren, die augenscheinlich keine Subsistenzmittel besitzen, oder Freunde und Verwandte, die sich ihrer annehmen, Bettler, Landstreicher, liederliche Mädchen *), (living by prostitution in a disorderly house), Verbrecher aller Art, sofern ihr Verbrechen kein solches ist, welches

*) Bei diesen ist die Zeit unter 17 Jahren angenommen.

sonst lebenslängliche Kerkerstrafe zur Folge hat, — spricht das Gesetz in die Besserungsschule; dagegen stellt es dem Gutdünken der Richter anheim, ob sie einen Verbrecher über 9 und unter 15 Jahren, den die Gerichte wegen anerkannter intellektueller Unzurechnungsfähigkeit frei lassen, oder einen Verbrecher unter 9 Jahren, der schon wegen seines Alters unzurechnungsfähig ist, oder endlich einen Verbrecher unter 18 Jahren, der sich bloß eine einfache Verurtheilung zu enger Haft zugezogen hat, der Besserungsschule zuweisen wollen oder nicht. Indem das Gesetz den Richtern diese Machtvollkommenheit zugesteht, giebt es ihnen zugleich zu bedenken, daß der Zweck der Besserungsschule nicht sey, durch Zwang zu strafen, sondern den jungen Uebelthäter aus der Gesellschaft des Lasters zu entfernen, seine sittlich-religiöse Erziehung zu übernehmen und ihm mittelst Erlernung eines nützlichen Gewerbes sein ehrliches Fortkommen möglich zu machen.

Fassen wir nun die innere Einrichtung der Besserungsschule etwas näher in's Auge.

Jedes Individuum, welches in die Besserungsschule kommt, wird vor allen Dingen des Schmutzes, den es mitbringt, entledigt, und empfängt die gleichförmige — immer der Jahreszeit angemessene — Kleidung der Anstalt. Ein Examen oder Verhör, welches der Kaplan oder der Lehrer, die Matrone oder der Aufseher mit ihm, je nachdem es weiblichen oder männlichen Geschlechts ist, vornimmt, wobei jedoch keine Art von Zwang Statt findet, giebt den Vorstehern Gelegenheit mit der Persönlichkeit des Ankömmlings näher bekannt zu werden, was um so nothwendiger ist, als in der Art der Behandlung wo möglich diese Persönlichkeit berücksichtigt werden soll. Die Notizen und Resultate, welche man auf diesem Weg erhält, werden in ein eigenes Buch eingetragen, welches gewissenhaft und gescheidt geführt mit seinen durch die Erfahrung bestätigten oder widerlegten Beobachtungen im Verlauf der Zeit ein interessantes psychologisches Archiv werden dürfte. Nach einigen, in keinem Fall über zwölf, Stunden einsamen Nachdenkens — gleichsam den Trennungspunkten zwischen Gegenwart und Vergangenheit — erscheint der Aufseher oder die Matrone abermals, um dem nunmehrigen Besserungsschüler seine Pflichten an's Herz zu legen, und ihn dabei auf die Vortheile des Fleißes und des Gehorsams, so wie auf die mit dem entgegengesetzten Betragen verbundenen Nachtheile aufmerksam zu machen. Er tritt jezt in die gewöhnliche Hausordnung ein. Hier gilt folgender Grundsatz: von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang muß gearbeitet werden. Die für Unterricht, Erholung oder Leibesübung bestimmten Stunden sind ausgenommen. Mit Tagesanbruch verläßt er seine Zelle, nachdem er diese zuvor gereinigt und sein Bett gemacht hat. Das Nächste, was ihm zu thun obliegt, ist, daß er sich wäscht oder badet: lezteres geschieht, wenn das Wetter es erlaubt, wöchentlich zweimal. Nun gehts in die Schule; zuerst wird ein Abschnitt aus der Bibel und ein Gebet vorgelesen; dann beginnt der wechselseitige Unterricht, der in Lesen, Schreiben und Rechnen, bei fähigern Köpfen auch in Geographie, Geometrie und Schifffahrtskunde besteht, und eine Stunde dauert. Es folgt das Frühstück — abwechselnd Caffee von geröstetem Korn und Mush, beide mit Zuckersyrup versüßt, nebst einem Stück Brod; — hierauf folgen die Turnübungen *) — stets unter Aufsicht — eine halbe Stunde lang als freies Spiel, eine zweite halbe Stunde als Arbeit an einer Maschine — nicht etwa an der stumpfsinnigen Tretmühle, sondern an irgend einer Maschine, welche durch die Hände in Bewegung gesezt wird, und dazu dient die Ausbildung der Muskelkraft zu befördern: eben so soll in dem Hof des Gebäudes ein Mast mit Segelstangen und Takelwerk errichtet werden, damit die Jungen daran jene Fertigkeit des Kletterns sich aneignen können, welche der Seemann braucht. Bei den Mädchen hat es die ganze Stunde über beim bloßen Turnspiel ein Bewenden. Der eigentlichen Arbeit bis zum Mittagessen sind 3½ Stunden gewidmet. Die Mädchen lernen Haushaltungsgeschäfte, Nähen, Stricken, Waschen, Bügeln und Kochen rc.; die Jungen Handwerker. Die verschiedenen Werkzeuge schafft die Anstalt selbst an; für die Lehre, die Lieferung des Materials, die Abnahme der Arbeit schließt sie mit den betreffenden Meistern Kontrakte ab, dergestalt, daß diese sich anheischig machen, tüchtige Gesellen (Foremen) in die Werkstätten der Anstalt zu senden, um während der festgesetzten Lehrstunden den Lehrlingen die nöthige Anweisung zu ertheilen. Sie haben nicht nur über die gute Ordnung zu wachen, sondern auch dem Aufseher täglich über jedes der ihnen anvertrauten Individuen, über deren Fortschritte, Fleiß oder Unfleiß Bericht zu erstatten; eine gewisse Strafbefugniß steht ihnen zwar auch zu, aber sie ist durch die Erlaubniß und die Gegenwart des Aufsehers bedingt, und darf das Maß, welches das Gesetz jedem Meister überhaupt in Bezug auf seinen Lehrling einräumt, nicht überschreiten. Das Mittagessen (viermal in der Woche Ochsen- oder Schöpsenfleischsuppe, nebst Gemüs und Fleisch — ein Viertelpfund die Portion — und einer hinreichenden Quantität Brod, dreimal Fisch oder Erbsensuppe ohne Fleisch), unterbricht die Arbeit; ehe man sich zu Tisch sezt, wäscht man sich; nach Tisch begiebt man sich an dieselben Leibesübungen wie Vormittags und dann wieder an die Arbeit, die bis zur Abendschule, eine Stunde vor Sonnenuntergang, fortgesezt wird; worauf das Abendessen — identisch mit dem Frühstück — und eine halbstündige Turnübung das Tagwerk beschließt, dessen Regel übrigens sofern die Jahreszeit oder die Gesundheitsumstände Einzelner es nöthig machen, auch im Ganzen oder theilweise Abänderungen erleidet. Die Entlassung aus der Besserungsschule hängt entweder von dem Termin des Erkenntnisses oder vom Wohlverhalten ab. Wenn ein Individuum nach einem zweijähren Aufenthalt in der Besserungsschule, Lesen und

*) Ob man von förmlichen Turnübungen in all der Kunstregelmäßigkeit, wie sie z. B. nach Bayern verpflanzt worden sind, sprechen könne, darüber läßt uns Livingston's Coder im Ungewissen. Indessen sind, wie man aus American Quarterly Review Philad. 1829. S. 126 folg. ersieht, einige Zöglinge der Berliner Schule als Lehrer der Turnkunst in America aufgetreten, und es steht zu erwarten, daß sie dieselbe frei von undeutscher und ungründlicher Ausländerei hinübergebracht haben, und ihr daselbst nach Form und Materie Eingang zu verschaffen wissen. Welche Aussicht für die deutsche Industrie — in allen americanischen Schul- und Zuchtanstalten deutsche Turnkunst eingeführt und vielleicht überall deutsche Turnmeister!

Schreiben gelernt, einen guten Grund im Rechnen gelegt, und ein gutes Sittenzeugniß sich erworben hat, so kann der Aufseher dasselbe auswärts zu einem Handwerker in die Lehre thun, oder auf das Land verdingen — bis zum einundzwanzigsten Jahr, wenn es männlichen Geschlechts, und bis zum neunzehnten, wenn es weiblichen Geschlechts ist, ohne daß jedoch der Verband mit der Besserungsschule dadurch früher aufgehoben wird; dieß ist überhaupt das Alter, vor welchem die Besserungsschule Niemand entläßt. Sofern aber der Termin erst später abläuft, so fragt sich bei dem männlichen Individuum in dem zweiundzwanzigsten und bei dem weiblichen im zwanzigsten, ob sie sich zur Empfehlung qualifiziren, d. h. ob sie sich Auszeichnungen, Beweise von Zutrauen ꝛc. erworben haben; in diesem Fall werden sie entlassen, und bekommen wie die vorigen zum Abschied noch eine passende Kleidung nebst einem Geschenk an Geld, Büchern oder Handwerkszeuge auf den Weg; wo nicht, so werden sie nach sechs Monaten in's Bußhaus geschickt, um den Rest ihrer Strafzeit dort auszustehen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf das Z u f l u c h t s h a u s. Es hat den zweifachen Zweck: einmal Armen, die zur Arbeit tüchtig und willig sind, Beschäftigung a n z u b i e t e n, so wie solchen, die es nicht sind, den freien Unterhalt; zweitens Bettler und Müßiggänger zur Arbeit a n z u h a l t e n. Dadurch zerfällt es von selbst in zwei Abtheilungen 1) in die der freiwilligen Arbeiter (Zufluchtshaus im engern Sinn). 2) in die der unfreiwilligen Arbeiter (Industriehaus). Die Anstalt soll so eingerichtet seyn, daß beide Abtheilungen sowohl unter sich als Männer und Weiber in derselben von einander getrennt sind, das Gebäude so groß, daß jedem Individuum seine abgesonderte Schlafzelle eingeräumt werden kann, und umgeben von einem Garten mit einem Areal von wenigstens drei Morgen. Sie soll namentlich für entlassene Sträflinge den Uebergang von der Zwangsarbeit zur Selbstarbeit bilden, und ihnen möglich machen durch Beweise von Fleiß und Ordnungsliebe das Zutrauen der Gesellschaft sich allmälig wieder zu erwerben. Wer die strenge ganz persönliche Aufsicht, der er sich hier unterziehen muß, nicht scheut, verdient doch wohl, daß man zuletzt an seine Besserung glaube. Für Müßiggänger und Bettler aber dürfte eine Anstalt, wo man im Schweiß des Angesichts sein Brod zu essen bekommt, nicht minder heilsam seyn, so wie der Umstand, daß hier Jeder Gelegenheit erhält, die Versäumnisse einer übel angewendeten Jugend nachzuholen. Den freiwilligen Arbeitern bleibt der Austritt unverwehrt, nur müssen sie ihn einen Monat zuvor anzeigen; den unfreiwilligen kommt diese Vergünstigung nicht eher zu Statten, als bis sie sich durch Wohlverhalten in die Classe der erstern befördert haben.

Wie die Besserungsschule ein Zufluchtshaus für die verwahrloste Jugend ist, so ist das Zufluchtshaus also, das man als den Schlußstein zu dem großen Gebäude des americanischen Zuchtwesens (reforme and prison Discipline) betrachten kann, eine Besserungsschule für das reifere aber entartete Alter — und so hat man einen in sich vollendeten Organismus, dessen einzelne Glieder mit so viel eigenthümlichen Leben ausgerüstet sind, als sie brauchen, ihre individuelle Bestimmung zu erfüllen, die aber erst als integrirende Theile des Ganzen in ihrem vollen Werth erscheinen. Die Pflichten der Humanität mit dem Rechte des Staats in Einklang zu bringen, war die Aufgabe des americanischen Gesetzgebers. Er dachte sich Keinen so lasterhaft und verworfen, daß demselben die Rückkehr zur Tugend und dadurch die Wiederaufnahme in die Gesellschaft nicht mehr möglich seyn sollte. Deswegen schloß er alle infamirenden Strafen aus, weil diese mit dem sittlichen Selbstgefühl die letzte Kraft des Guten zu vernichten drohen; deßwegen führte er auch keine Strafanstalten ein, auf denen der Begriff der Entehrung an sich haftet. Die Meinung der Welt straft ohnehin jede schlechte That mit Schande; warum sollte das Gesetz diese Strafe zur Höllenstrafe machen, wo keine Versöhnung ist, es sey denn, um den Haß eines Unglücklichen gegen den Staat, der ihn verstößt, zum ewigen Krieg zu reizen? Wie thöricht, wenn man einen solchen je wieder von der Kette losläßt! Die meisten Verbrechen entstehen aus Müßiggang. Gäbe es dagegen kein Mittel? Wäre der Müßiggang die einzige üble Gewohnheit, die nicht abgewöhnt werden könnte? — Lehrt die Menschen arbeiten, gern arbeiten, und ihr braucht sie nicht mehr zu fürchten!

(Schluß folgt)

M a d a g a s c a r.

(Schluß.)

Nach einem eilftägigen Aufenthalt in der Hauptstadt verabschiedete sich der Obrist Hastings, und begab sich auf einem andern Wege nach Foulpoint, wo eine Fregatte seiner wartete. Der König begleitete ihn persönlich und schied unter vielen Freundschaftsbezeugungen.

Bojer und ich blieben zurück. Der Obrist hatte uns dem König angelegentlich empfohlen, und ihm den Zweck unsrer Sendung aus einander gesetzt, daß wir nehmlich von dem brittischen Museum zu London abgesendet wären, die Mineralien, Pflanzen, Früchte, Insekten, Vögel, vierfüßige Thiere und andere Naturmerkwürdigkeiten des Landes zu sammeln und abzuzeichnen. Der König wies uns zu unserem Geschäft sogleich ein geräumiges Gemach in seinem Palast an; wir wurden dadurch die Nachbaren seiner Frauen, welche uns unbedenklich besuchten; auch der König fand sich mehrere Male des Tags bei uns ein. Als er sah, daß wir zeichneten, mußten wir ihm einen Riß von seinem Palast entwerfen. Auf unsern Exkursionen, wo wir mehrere Tage ausblieben, weil wir die tiefen Thäler, die Urwälder und die Stellen aufsuchen wollten, wo sich die Tropenvegetation besonders entwickelt, gab er uns Leute und Pferde mit. Die Hauptstadt selbst hatte eine gemäßigte Temperatur, wie ungefähr Erfurt, und ihre nächste Umgebungen boten nicht viel Sehenswerthes. So oft wir zurückkamen, besuchte der König uns sogleich, und ließ sich Alles zeigen; die Gestaltung, die Befruchtung der Blumen und Blüthen, u. s. f. mußte ich ihm aufs Genaueste erklären. Er schickte jetzt selbst Leute auf die Jagd, welche uns die merkwürdigsten Vögel und Vierfüßler todt oder lebendig bringen mußten. Mit großer Aufmerksamkeit sah er

uns beim Abbalgen und Ausstopfen der Vögel zu. Gleich in den ersten Tagen nach der Abreise des Obristen ließ er uns nicht mehr allein speisen, sondern zog uns zur Tafel, wo er uns über Alles befragte und sich zu unterweisen suchte. Bojer stand mir treulich bei, in Allem, was den Land- und Gartenbau, die Pflege der Bäume und Früchte u. s. w. betraf; ich erklärte ihm, was er zu wissen wünschte englisch (denn der König lernte mit Eifer englisch) oder mittelst eines Dolmetschers; hatte aber nach einigen Monaten durch unermüdlichen Eifer die Huwassprache selbst soweit erlernt, daß ich mich ziemlich schnell und leicht mit dem König unterhalten konnte. Europa war sein unerschöpfliches Thema, und ich wunderte mich selbst, wie ich ihm über so viele Dinge, Sitten, Gebräuche, Künste, Handwerke u. s. w. die nöthige Auskunft geben konnte. Nie betraf unsre Unterhaltung die Religion, und schlug sie zufällig dahin ein, so verfolgte der König den Gegenstand nicht weiter.

Kurz nach des Obristen Abreise erzählte man dem König, wir hätten ein Instrument in Form eines großen Stocks, das, wenn wirs an den Mund hielten, liebliche Töne von sich gebe, und man wußte ihm die Melodie so bezaubernd zu schildern, daß er uns auf der Stelle holen ließ und, ihm besagten Stock zu zeigen, bat. Dieß war eine Flöte, die ich nebst Musikstücken von Prag mitgenommen hatte. Der König hatte noch nie eine Flöte gesehen, noch gehört; ich spielte daher mehrere Stückchen. Er fand solches Gefallen an dieser Musikunterhaltung, daß ich ihm jedes Mal nach der Abendmahlzeit eine halbe Stunde vorflöten mußte. Nie konnte er die sanften, zarten, melodischen Töne lange genug hören. Ich spielte Alles, was ich wußte; einige Arietten aus der Zauberflöte und dem Don Juan gefielen ihm besonders, am Meisten aber ein Alpen- oder Tyrolerlied; dieß mußte ich ihm täglich blasen. Er blieb, so lang ichs spielte, athem- und bewegungslos. Da ich aus Mangel an Noten nicht mehr Variationen geben konnte, sagte ich ihm, daß ich eine Fortsetzung bei einem meiner Freunde zu Port Louis gesehen habe; worauf er mich an solchen zu schreiben bat, und als ich dieß gethan, mußte sogleich ein Eilbote mit dem Brief nach Tamatawi, wo er denselben einem nach Isle de France abfahrenden Schiffe übergab.

Nicht lange, so hörte er ein andres Liedchen von dem eignen Lande; benachbarte Stämme waren in sein Gebiet eingefallen. Er sammelte seine Truppen und Vasallen, zog gegen die Feinde, schlug sie, eroberte ihr Land und unterwarf sie seiner Botmäßigkeit. Er hielt nach drei Monaten seinen Einzug in die Hauptstadt.

Mitten unter dem Geräusche der Waffen hatte er unser und des Zwecks unsrer Reise nicht vergessen, und überschickte uns durch besondere Boten, was er an Thieren und andern merkwürdigen naturhistorischen Gegenständen fand. Meine Achtung für diesen Fürsten stieg mit jedem Tag; Alles ergriff er mit Scharfsinn und nicht leicht entgieng Etwas seiner Aufmerksamkeit; dabei lebte er in vollkommener Sicherheit und Sorglosigkeit; seine Brüder waren seine getreuen Freunde und die dienstfertigen Vollzieher seines Willens.

Ich kann nicht umhin, ein Familienereigniß zu erwähnen, das ihn tief in Trauer versetzte, aber auch die Festigkeit seines Charakters beurkundete. Er hatte einen talentvollen Neffen, der durch seine Bemühungen für die Gesittung der Huwas angefeuert, ihn bat mit einem zahlreichen Gefolge von Männern, die sich unterrichten, und die Sitten, Gebräuche, Künste und Wissenschaften der Engländer, kurz ihr ganzes Gesellschaftsleben studiren wollten, nach Isle de France gehen zu dürfen. Der Gouverneur empfing ihn zufolge seiner Empfehlungsschreiben mit größter Auszeichnung und brachte ihn sogleich mit den gebildetsten Franzosen und Engländern in Verbindung. Sey es nun aber, daß dieser schwarze Prinz schon mit einem geheimen Plane kam, oder solchen nach seiner Ankunft auf Isle de France entwarf, kurz nach Verlauf eines Jahrs, während dessen er in Allem, was er ergriff, bewunderungswürdige Fortschritte machte, hörte man von einer Verschwörung, die denn auch bald durch das Geständniß mehrerer Mitschuldigen erhoben ward. Die Bevölkerung besteht bekanntlich aus einem Viertheil Weißen und drei Viertheilen Negern, von denen ein Viertheil madegassische Sklaven sind, welche sich durch Intelligenz, Geschicklichkeit, Kenntniß der französischen und der englischen Sprache vor allen andern Sklaven und freien Negern von der Ostküste Africa's vortheilhaft auszeichnen. Da der Prinz diese seine Landsleute in Sklaverei sah, mochte ihm vielleicht ihr Schicksal zu Herzen gehen, und ihre Anzahl (sie beliefen sich auf 16,000) ihn auf den Gedanken bringen, sich ihrer zu einer Verschwörung gegen die Weißen zu bedienen. Nach Ermordung aller Franzosen und Engländer wollte er sich der Schiffe im Hafen bemächtigen, alle Kriegsvorräthe und sonstigen Habseligkeiten auf diese schaffen lassen, und, im Besitz dieser reichen Beute nach Madagascar absegeln, wo er sich dann in die Gebirge zu werfen gedachte. Bevor Hülfe vom Cap der guten Hoffnung, oder von Kalkutta kam, konnten sich alle Neger in ihr Vaterland flüchten; und Isle de France wäre verheert und verlassen worden. Schon waren die Madegassen gewonnen, und die Mehrzahl der andern Neger im Einverständniß, als das Complott durch getreue Sclaven an die französischen Kolonisten verrathen ward. Der Gouverneur Farquhar, welcher den Berichten Anfangs keinen Glauben schenkte, rührte sich nicht eher, als bis er unwidersprechliche Beweise erhielt, und bestimmte Angaben den Prinzen bezeichneten. In einer Nacht sollten lodernde Feuer auf dem Pouce, dem Pieterboof, dem Mornebrabant, dem Piton des Gardes und andern hohen Bergen der Insel das Signal zum Ausbruche geben. Die Nationalgarde, aus Franzosen bestehend, griff zu den Waffen, blieb den Tag und die Nacht über im Dienst, und verhaftete mehrere Neger, welche neue Geständnisse machten. Endlich hieß auch der Gouverneur seine Truppen unter die Waffen treten. Als der Prinz seine Plane entdeckt sah, wollte er sich mit einigen der Seinen in dem Bambusröhricht am Meere verstecken, um mit einbrechender Nacht auf einem Kanoe nach Madagascar zu flüchten, wurde aber entdeckt, nach Port Louis geführt, hier vor ein Kriegsgericht gestellt, und zum Tode verurtheilt. In Betracht jedoch, daß er von königlichem Geblüt und ein naher Verwandter Radama's war, verschob der Gouverneur die Vollstreckung des Spruchs und schrieb nach Madagascar an den König, wie er es mit dem Schuldigen

gehalten wünsche. Radama, höchst entrüstet, erklärte, daß er den Prinzen nicht mehr als seinen Verwandten anerkenne, noch gegen die Justiz der Europäer Einspruch thue, damit Niemand glaube, er selbst hätte an dem Verbrechen und der Treulosigkeit dieses Menschen gegen die friedlichen Bewohner von Isle de France Theil gehabt. Nach Empfang dieser Antwort ging die Hinrichtung vor sich und der Prinz ward mit acht Theilnehmern gehenkt. Dieß geschah im Jahr 1820. Wäre der Aufruhr wirklich ausgebrochen, so hätten die wenigen tausend Europäer gegen die 16,000 Neger einen harten Stand gehabt; und der Hafen, dessen diese sich zu bemächtigen gedachten, ihre Flucht begünstigt. Man bleibt nicht leicht beim ersten glücklichen Erfolge stehen, und Radama hatte eine zweite Verschwörung im eignen Reiche zu erwarten. Das Factum ist außer Zweifel, die erste Veranlassung aber unbekannt.

Madagascar ist ein sehr fruchtbares Eiland, und unter mehrere Könige getheilt, von denen Radama der mächtigste ist, und dieser wird nicht eher ruhen, als bis er wenigstens den größten Theil dieser ausgedehnten Insel sich unterworfen hat. Eine ungeheure Gebirgskette durchschneidet das Land der ganzen Länge nach; aber selbst die Bergrücken sind jeder Kultur empfänglich. Radama's Residenz Tannanariwa liegt, wie mir scheint, ihrer Vegetation nach viel höher, als der Pouce auf Isle de France und folglich mehr als 700 Toisen über dem Meer; die andern Bergspitzen sind noch höher. Nach allen Anzeichen muß die Insel einen großen Reichthum an seltenen Mineralien und edeln Metallen besitzen. Unsere Beobachtungen setzen uns in Stand, eine Menge irriger Ansichten über dieses in jeder Hinsicht merkwürdige Land zu berichtigen. So ist z. B. höchst lächerlich, daß es als ungesund und als das Grab der Europäer verschrien wird; dieß haben die fremden Ansiedler ihrer eigenen Thorheit zu verdanken; da sie, statt höhere Gegenden zu wählen, Wälder auszuhauen, und so offenes, kulturfähiges Land zu gewinnen, sich, um nur den Vortheil eines nahen, sichern Hafens zu haben, in den Niederungen, zwischen Sümpfen niederließen. Mit gleichem Recht ließe sich behaupten, weil die Umgebungen der Donaumündungen an dem schwarzen Meere in hohem Grad ungesund seyen und fremde Kolonisten daselbst gewöhnlich durch verderbliche Fieber hingerafft werden, so müßten alle Länder, welche die Donau von ihrer Quelle an bespült, unbewohnbar seyn. Der Irrthum ist zu handgreiflich, da Java, Borneo und Sumatra, die in Lage und Klima Madagascar so sehr gleichen, seit langer Zeit die blühendsten Kolonien besitzen. Man könnte zwar die ungesunde Lage des Seehafens Batavia anführen; dagegen lassen Mexico, Peru, Brasilien, welche viel größere Flüsse und eine ebenso reiche Vegetation haben, diese Anklage als wenigstens sehr übereilt erscheinen. Wir sind seit acht Monaten auf Madagascar und haben uns nirgend besser befunden. Die Länge der Insel beträgt 340 — 360 geographische Meilen und ihre höchste Breite vielleicht 70 Meilen. Radama herrscht über eine Bevölkerung von etwa einer Million, und die Zahl seiner Unterthanen nimmt täglich zu. Die Insel bringt Reis, alle Arten von Früchten und durch die Industrie ihrer Bewohner selbst Kaffee und Zucker für den Gebrauch der Civilisirteren hervor; überhaupt wäre sie für den Anbau der Colonialerzeugnisse ungemein geeignet. Wälder bedecken die Ebenen und erstrecken sich über die höchsten Berge, deren Rücken jedoch unbewaldet und mit dem trefflichsten Wiesengrund bewachsen sind. Die Wohlfeilheit der nothwendigsten Lebensbedürfnisse grenzt ans Unglaubliche. Ein fetter Ochse kostet nicht Mehr als e i n e n harten Piaster. Die Schiffe landen hier gewöhnlich, um Lebensmittel einzunehmen. Hühner, Eier, kurz alle Nahrungszweige sind um einen Spottpreis zu haben. Der Madegasse zerschneidet den spanischen Piaster und theilt ihn in kleine Theilchen, von denen einige kaum so groß als ein Walzenkorn sind. Jeder führt eine kleine Wage mit Gewichten bei sich, um beim Kauf oder Verkauf den Werth der Silbertheilchen gegen den Preis der Waare abzuwägen. Um ein paar solcher Silberstückchen von der Größe einer Bohne kauft man die halbe Bude eines Krämers aus; und doch scheint das Silber hier nicht selten zu seyn. — Die Madegassen arbeiten nicht ohne Geschick in Gold, liefern das feinste, kunstreichste Geschmeide, Ketten, Armbänder u. s. w. und ahmen überhaupt alle europäischen Manufakturartikel, die man ihnen zeigt, Vasen, goldene, silberne, eiserne Geschirre mit wirklich bewunderswerther Kunstfertigkeit nach.

Es war uns etwas bange auf die Regenzeit; wir haben sie aber ohne Unbequemlichkeit überstanden. Die Gewitter und Stürme sind dann äußerst häufig, und nirgend hallte mir der Donner majestätischer als hier; wenn der Regen aufhörte, strahlte die Sonne mit einem doppelten Lichtglanz und ich athmete eine Balsamluft, die ich nirgend so erquickend fand. In den höher gelegenen Landschaften erscheint dann auch die Pflanzenwelt in entzückender Schönheit; ersteige ich eine nur etwas bedeutende Höhe, so glaube ich mich in die Berge von Tyrol versetzt; *) denn es giebt hier eine Menge Pflanzen, die ich nur in Europa einheimisch glaubte. Uebrigens sind die Arten völlig verschieden; ich nenne hier nur galium, veronica, poa, festuca, saxifraga, campanula, alchemilla, cerastium, ranunculus, lamium, draba, trifolium. Wenn in den Niederungen die Tropenvegetation zu verschwinden anfängt, so findet man mit Verwunderung den unterscheidenden Charakter der Vegetation des Kaps. Gewiß ist Madagascar, in botanischer Hinsicht einer der interessantesten Punkte auf Erden, weil es, abgesehen von der immer merkwürdigen Tropenflora, die des Kaps mit der europäischen vereinigt.

In meinen Mußestunden, schließt Hilsenberg seinen Bericht, beschäftige ich mich mit einer madegassischen Sprachlehre, auch habe ich ein kleines Wörterbuch angelegt; was mir Lust macht, die andern Mundarten der Insel zu studiren, so wie mich meine Wanderungen in jene Gegenden führen, wo sie gesprochen werden.

Nach achtmonatlichem Aufenthalt auf Madagascar kam Hilsenberg im bestem Wohlseyn den 19 October 1823 auf der Insel Bourbon an, von wo er nach einem Monat nach Isle de France abging, um daselbst bei einem längern Aufenthalt mit Bojer

*) Hilsenberg hatte im Jahr 1820 dahin einen botanischen Ausflug gemacht.

seine naturhistorische Ausbeute in Ordnung zu bringen. Auf vielfaches Zureden des Kapitän Owen, Commandanten einer Fregatte, welche seit zwei Jahren die Ostküste Afrika's untersuchte, schiffte er sich mit diesem den 15 Juli 1824 ein, um die Stelle des zu Senna gestorbenen Botanikers der Expedition zu ersetzen, ward aber bald von dem Madagascarfieber befallen und starb den 11 September auf der Insel Sainte Marie, einer kleinen französischen Niederlassung, in der Nähe des nordöstlichen Theils von Madagascar. Der Kapitän hatte hier gelandet, damit er Pflanzen sammeln könnte.

Nach Berichten aus Isle de France ist auch Radama den 27 Juli 1828 gestorben, und sein ältester Sohn ihm unter der Vormundschaft der Mutter in der Regierung gefolgt; es steht indeß zu hoffen, daß die erprobte Anhänglichkeit der königlichen Brüder diese bestimmen wird, die Plane dieses Monarchen zu verfolgen und die Madegassen mehr und mehr mit den Wohlthaten der Gesittung vertraut zu machen.

Wir haben hier ein wackeres Beispiel eines Fürsten vor uns, der den edelmüthigen Entschluß faßte, sein Volk aus der Barbarei zu ziehen und sie der Vortheile, welche die Künste den Menschen bieten, theilhaftig zu machen. Wie Tameamea, König der Sandwichinseln, war auch Radama Eroberer. Sollten wir ihm dieses zum Vorwurf anrechnen? Um sein Werk zu sichern, mußte er die Hindernisse beseitigen, die dessen Ausführung im Wege standen, und gewiß durfte er auf keinen glücklichen Erfolg hoffen, so lang seine auf die Wohlfahrt seiner Staaten eifersüchtigen Nachbaren stark genug waren, ihn durch Einfälle zu beunruhigen.

Briefe über die Nilgherries.

(Uebersicht der neuesten englischen Literatur.)

(Fortsetzung.)

Noch vor wenigen Jahren waren die Gebirge im Innern des südlichen Indiens selbst den benachbarten Eingebornen nur unzulänglich bekannt und von Europäern selten oder niemals betreten. Gegenwärtig wird Kranken, welche das feuchtwarme indische Klima nicht ertragen können und die früher deshalb fast immer genöthigt waren nach Europa zurückzukehren, eine Reise in die „Nilgherries" empfohlen, wie in Europa eine Badereise. Aber für den Geographen sind diese Gegenden noch immer eine wahre terra incognita; und so unvollkommen die Nachrichten auch sind, welche wir in **Hough's Briefen über die Nilgherries** (Letters on the Climate, Inhabitants, Productions etc. of the Neilgherries or Blue Mountains of Coimbatoor, South India, by J. Hough, Lond. 1829. 8.) erhalten, so füllen sie doch eine wahre Lücke in unserer Kenntniß des brittischen Indiens aus.

Dieses Gebirge, sagt der Verfasser, ist zwischen ein und zweihundert engl. Meilen von den entgegengesetzten Küsten von Coromandel und Malabar unter dem 11° nördl. B. gelegen. Es hat wenig mehr als vierzig engl. Meilen in der Länge und ungefähr fünfzehn in der Breite. Der Zugang ist sehr felsig und beschwerlich, so daß die Regierung sich genöthigt gesehen hat, zur Bequemlichkeit der Reisenden einen Paß brechen zu lassen. Tiger, Bären und wilde Hunde werden unter den wilden Thieren genannt, doch sollen die Wälder ganz sicher seyn und für den Jäger nur wenig Anziehendes haben, da das Wild aus einer geringen Anzahl von Arten besteht. Die Hausthiere sind Büffel und Ochsen, Schafe giebt es nicht.

Die Vegetation hat eine außerordentliche Kraft. Ueberall findet man das trefflichste Bauholz, Laurus Cinamomum erreicht eine riesenhafte Größe und liefert Holz zu jederlei Gebrauch. Manche Hügel sind wörtlich mit Farnkräutern und Moosen aller Art bedeckt. Der Farnbaum (fern tree) wächst zu einer bedeutenden Größe und hat oft Zweige, die acht bis zehn Fuß lang sind. Alle Vegetabilien, die von Europa oder dem Cap der guten Hoffnung hierher verpflanzt wurden, sind vortrefflich gediehen; die aus England wurden viel größer als in ihrer Heimat. Hough maß rothe Rüben, die über drei Fuß im Umfang hatten, eine Rübe von drei Fuß, ein Radieschen von vier und dreißig und einem halben Zoll, spanischen Rettig von sieben und zwanzig Zoll im Umfang und drei Fuß lang, eine Kohlpflanze von acht Fuß Höhe, deren Strunk zehn Zoll im Umfang hatte.

Das Clima ist vortrefflich; und wie rein die Atmosphäre ist, kann man schon aus der außerordentlichen Weite schließen, zu welcher der Schall der Stimme gelangt. Man hört Eingeborne, besonders des Morgens und Abends, wenn die Luft ruhig ist, ihre Unterhaltungen von einem Berge zu dem andern hinüberführen, und dieß augenscheinlich ohne die geringste Anstrengung. Sie schreien nicht, wie Fremde in einer so großen Entfernung es für nöthig halten würden, sondern articuliren jede Sylbe eben so bestimmt, als wenn sie in der unmittelbarsten Nähe mit einander sprächen. „Oft, sagt Hough, wenn ich ihnen so zuhörte, erinnerte ich mich jener Stellen in der heiligen Schrift, wo wir lesen, daß Jotham die undankbaren Männer von Sichem von dem Berge Garizim anredete, daß David von dem Gipfel eines Berges zu Abner und dem Volke hinüberrief, das um seinen Herren Saul herumlag, oder daß Abner zu Joab von der Spitze eines Berges sprach. In der dichten Atmosphäre von England und selbst in der reineren Luft der indischen Ebene kann man sich nicht leicht eine Vorstellung davon machen, wie es möglich sey, eine Unterhaltung in einer so bedeutenden Entfernung zu führen; auf den Nilgherries wurden diese Stellen der Schrift mir indessen vollkommen klar." Ein anderer Beweis der Reinheit der Atmosphäre ist auch der größere Glanz, mit welchem die himmlischen Körper erscheinen. Man hat bemerkt, daß der Planet Venus, wenn er voll ist, auf den Nilgherries so viel Licht giebt, als (in der Ebene) der Mond in seinen Vierteln.

Die eingeborne Bevölkerung dieser Berge zerfällt in drei Classen, die **Buddagurs**, **Kothurs** und **Thodawurs**, von denen besonders die letztern eine merkwürdige Menschenrace sind. Ihre stark gezeichneten Gesichtszüge, ihre athletische Gestalt, die sie von allen asiatischen Stämmen unterscheidet, brachte Hough auf die doch wohl sehr unwahrscheinliche Vermuthung, daß sie die Nachkommen einer römischen Handelscolonie seyn könnten. Sie tragen keine Turbane, ihre schönen schwarzen Locken bieten dem Haupte hinreichenden Schutz, es sey gegen die senkrechte Sonne oder den wilden Sturm. Ihre Leibesbildung ist wohl proportionirt, ihre Gliedmaßen sind außerordentlich musculös, auch besitzen sie eine herculische Kraft. Zwei von ihnen trugen einen großen Baum fort, der für sechs Hindu zu schwer gewesen wäre, und warfen ihn mit der größten Leichtigkeit

ab. Oft versuchen sie ihre Kräfte gegen ihre ungeheuren Büffel. Es ist ein gewöhnliches Spiel, daß drei oder vier junge Bursche den größten aus der Heerde auswählen, ihn niederrennen und, indem sie ihn bei den Hinterbeinen ergreifen, auf den Boden bringen, was sie alles mit gleich großer Leichtigkeit und Gewandtheit thun. In ihrem Benehmen sind sie frei und offen und weit entfernt von der kriechenden Schmeichelei des Hindu. Die Weiber haben recht hübsche Züge, nur einen etwas großen Mund; ihre Zähne sind ausgezeichnet schön — eine wahre Anomalie in Indien — und Leben und Feuer leuchtet in ihren Augen. — Die Form, die sie bei ihren Vermählungen beobachten, ist sehr einfach und ohne alle religiösen Ceremonien. Der Bräutigam macht, nach seinen Umständen, den Eltern der Braut einen oder mehrere Büffel zum Geschenk; die Eltern berühren darauf nur sein Haupt und übergeben ihm ihre Tochter. Dieß ist hinreichend, um den Vertrag zu bekräftigen, und er nimmt darauf seine Braut mit sich nach Hause. Aber merkwürdig ist, daß sie jetzt nicht das Weib eines Einzigen, sondern das gemeinschaftliche Eigenthum aller Brüder der Familie wird, in welche sie heirathet; dagegen hat sie die Freiheit, sich auch aus jeder anderen Familie einen Galan zu wählen, dem ihre Männer bei jeder Gelegenheit das Vorrecht einräumen müssen. Ein anderer barbarischer Gebrauch, der früher allgemein war, ist der Kindermord. Nur die Knaben wurden erhalten und nach dem Alter unter die Brüder vertheilt; die Mädchen wurden (fast) immer getödtet. — Sie haben wenig oder gar keinen Begriff von Religion, jedoch Aberglauben genug, um zwischen glücklichen und unglücklichen Tagen zu unterscheiden. Der Donnerstag, Sonnabend und Sonntag werden als glücklich, die übrigen vier Tage als unglücklich betrachtet. Stirbt eine Person an einem unglücklichen Tage, so wird das Leichenbegängniß bis zu einem glücklichen verschoben. An diesem versammeln sich die Verwandten um die Leiche, und die Ceremonien beginnen mit lautem Klagegeschrei über den Todten. Darauf wird der Leichnam mit allem Schmuck des Verstorbenen verbrannt und am folgenden Tage die Asche mit einigen Gold- oder Silbermünzen begraben und ein großer Stein auf das Grab gelegt. Der Schädel und die Kniescheiben werden zwei bis drei Monate und zuweilen wohl auch ein Jahr lang aufbewahrt, bis die Verwandten eine hinreichende Anzahl Büffel und andere Gegenstände zusammengebracht haben, um dem Abgeschiedenen zu Ehren ein Leichenfest zu halten. Wenn Alles bereit ist, versammelt sich eine zahlreiche Gesellschaft, und die Gebeine werden hervorgeholt und in die Mitte gestellt. Alle setzen sich um dieselben herum auf den Boden zu einem Reisgerichte, oder was die Verwandten ihnen sonst zu essen geben. Die Reicheren vertheilen sogar auch Kleider unter ihre Gäste. Während dieß geschieht, springen von Zeit zu Zeit zwei oder drei von ihren Sitzen auf, führen einen Büffel bei den Hörnern um die Gebeine und fallen dann über das Thier her und schlagen es mit ungeheuren Keulen, bis es todt zur Erde fällt. Wenn dieß vorüber ist, wird der Schädel mit den Kniebeinen in einem Tuch verbrannt und neben der anderen Asche begraben.

Die **Buddagurs** sind gegen die Thodawurs eine sehr untergeordnete Race; wahrscheinlich vor einigen Jahrhunderten aus den benachbarten Ebenen eingewandert, sind sie, gleich den Bewohnern derselben, klein von Gestalt und haben weder das kühne Aeußere, noch das freie Benehmen der Thodawurs. Ihre Farbe ist licht und die Männer haben sanfte, zuweilen recht hübsche Züge. Die Mädchen sind nicht häßlich; aber angestrengte Arbeit entstellt sie bald und die Gesichter der älteren Weiber sind wirklich abscheulich. — Ihre Heirathsgebräuche sind von denen der Hindu wesentlich verschieden, indem der Mann seine Hälfte selbst wählen darf und das Mädchen die Freiheit hat, den Bewerber anzunehmen oder zu verwerfen. Wenn beide übereingekommen sind, besucht der Bräutigam mit einigen seiner Freunde die Eltern, um ihre Einwilligung zu verlangen. Sobald er diese erhalten und sich verpflichtet hat, eine gewisse Geldsumme, selten unter zehn oder zwanzig Rupien, zu zahlen, übergeben die Eltern dem Bräutigam ihre Tochter mit ihrer Aussteuer, die gewöhnlich in einer Kuh und einem Bullen nebst einer metallenen Schüssel besteht. Auch das Tally, das Zeichen der ehelichen Verbindung, besorgen sie; dieß ist ein goldener Zierat, der dem Weibe an den Hals gehängt und von allen Hindu im südlichen Indien zu demselben Zwecke gebraucht wird. Die Eltern ertheilen dem Bräutigam darauf ihren guten Rath, den er zu befolgen verspricht, und nachdem die Feierlichkeit mit einem fröhlichen Mahle beschlossen worden ist, verfügt sich das junge Ehepaar nach Hause. Sofern der Mann es versäumt, die ausbedungene Summe in einer bestimmten Frist zu zahlen, versuchen die Eltern sein Weib von ihm zu trennen, bis die Bedingungen erfüllt sind. Weigert sie sich indessen, ihn zu verlassen, so wird eine andere Auskunft getroffen und das Vieh oder anderes Eigenthum des Mannes bis zu dem Belaufe seiner Schuld verkauft. — Die Männer können so viele Weiber haben, als sie zu erhalten vermögen; und das Weib kann sich dagegen nach Gutbefinden von ihrem Manne trennen und mit einem andern verheirathen. In diesem Fall muß sie nur Alles zurückgeben, was sie von ihm erhalten; auch behält der Mann alle Kinder, die sie geboren hat. — Der vorzüglichste Gegenstand ihrer religiösen Verehrung ist Hettiedivu, wie sie behaupten, ein Mann aus ihrem eigenen Stamme, der vor tausend Jahren lebte und ein sehr hohes Alter erreichte. Bei seinem Tode beschloß sein Weib ihn nicht zu überleben; sie ließ sieben Gruben graben und mit Wasser füllen, ging um dieselben unter gewissen Ceremonien herum und erdrosselte sich darauf. Diesem bejahrten Paare zu Ehren wird jeder alte Mann Hettie-pageti und jedes alte Weib Hettie-mageti genannt. Sie bauen für Hettie-diu eine Hütte, in welcher beständig ein Licht brennend erhalten wird; oder sie haben kein Bild von ihm. Sie betrachten ihn als den Gott der Gesundheit und machen ihm jedes Jahr ein Stück Tuch zum Geschenk, das bis zum nächsten Jahrestage aufbewahrt und darauf zwischen dem Mann, der die Lampe besorgt, und dem Kurumbur, der die religiösen Ceremonien zu verrichten hat, getheilt wird. Einen andern Gott, Hiriardiu, verehren sie als die Gottheit, die sie zu den Nilgherries geführt habe. Sie besitzen einen alten Spiegel und einen ehernen Becher, den sie aus ihrer Heimat mitgebracht haben und mit vieler Sorgfalt, in einer besonders dazu gebauten Hütte, in einer Kiste verwahren, aus welcher sie diese Gegenstände jährlich einmal herausnehmen, um sie zu reinigen. Nachdem dieß geschehen ist, setzen sich alle nieder und essen, wobei der Spiegel und der Becher vor ihnen stehen. Der Mann, welcher mit der Aufsicht über diese heiligen Geräthschaften beauftragt ist, erhält zum Lohn für seine Mühe von jedem Felde eine kleine Quantität Getreide. Außer den genannten Gottheiten verehren sie Rungaswami, den Lingam, Narayana, und eine Menge anderer Göt-

ter. Sie nehmen an, daß diese menschliche Gestalt haben, machen aber keine Bilder von ihnen. Einer, der gefragt wurde, wo Gott wohne, antwortete, daß er es nicht sagen könne; wenn er es wüßte, würde er immer bei ihm seyn. — „Warum?" — Weil ich dann immer glücklich seyn würde.

Die Kothurs, die dritte Classe, essen das Fleisch von Thieren, ohne Rücksicht auf die Veranlassung ihres Todes; und es ist nicht selten, daß man sie Geier und Raubthiere von einem halbverzehrten Aas vertreiben sieht, um sich des Restes zu bemächtigen. Im Jahr 1825 brachte dieß Mehreren von ihnen den Tod, indem sie von verfaultem Fleisch, das sie gegessen hatten, vergiftet wurden. Ungeachtet einer so ekelhaften Nahrung findet man doch selten Krankheiten unter ihnen, und die Wenigen, welche sich des verderblichen Opiumessens enthalten, sind kräftige, gesundaussehende Gestalten.

Die Bhiels.

In Indien sind die Abtheilungen der Gesellschaft so stark bezeichnet, daß sogar die Diebe einen besondern und in gewisser Hinsicht anerkannten Stand bilden. Die Geschichten, die man von der Schlauheit und Gewandtheit dieser privilegirten Diebe, der Bhiels, erzählt, übersteigen allen Glauben. Da mit der Ausübung ihres Gewerbes, für welches sie von Jugend auf erzogen werden, keine Schande verknüpft ist, so haben sie kein Bedenken, dasselbe öffentlich zu treiben, und nächst der Mühe, ihre Beute in Sicherheit zu bringen, ist ihre einzige Sorge, sich nicht auf der That ertappen zu lassen. Der Gleichmuth, mit welchem sie bei der Verfolgung eines Planes jede Entbehrung, so wie jeden Schmerz ertragen, ist außerordentlich. Ein englischer Offizier, der krank in seinem Zelte lag, hörte in der Nacht ein Geräusch, als ob ein lebendes Wesen sich in dem Gemach herumbewege. Er glaubte, es sey ein Hund oder ein anderes Thier und rief seinen Sergenten auf, der in einem anstoßenden Zelt schlief. Der Mann besorgte Licht, untersuchte das ganze Zelt, konnte aber Nichts entdecken, und der Offizier versuchte, nachdem er ihm befohlen hatte, einen langen Dolch neben sein Bett zu legen, wieder einzuschlafen. Als Alles still war, hörte er aufs Neue dasselbe Geräusch und war überzeugt, daß sich Etwas seinem Bett nähere. Er konnte seine untern Glieder nicht bewegen, ergriff jedoch seinen Dolch und führte damit einen Streich nach der Stelle, woher das Geräusch kam, das dicht an seinem Bett war; er fühlte, daß er einen festen Körper getroffen hatte; er wiederholte den Stoß, ein unterdrücktes Aechzen folgte, worauf Alles still wurde und die Nacht ohne weitere Störung verging. Am Morgen fand sein Bedienter Blutspuren im Zelte, die zu einer Oeffnung führten, welche durch Entfernung eines der Zeltpflöcke gemacht worden war, und wenige Schritte davon fand man den Leichnam eines Bhiels mit zwei Wunden, die ihm durch den Blutverlust den Tod gebracht hatten. — Bei einer anderen Gelegenheit hörte der Zahlmeister der Compagnie, der ein Hindu und ein Mann von vielem Verstande war, daß sich Bhiels in der Nähe zeigten, und errieth leicht, daß er seines Amtes wegen der besondere Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit seyn werde. Er führte daher des Tages sein Geld beständig auf seinem Leibe mit sich, und des Nachts glaubte er ein Mittel gefunden zu haben, um die Diebe sicher in ihrer Hoffnung zu täuschen. Er grub ein kleines Loch in seinem Zelt, in welchem er den Geldsack verbarg, breitete seine Matte darüber und legte sich auf dieser schlafen, die Füße gegen die Oeffnung des Zeltes gekehrt, so daß Niemand, wie er meinte, in dasselbe eintreten konnte, ohne ihn zu wecken. Mitten in der Nacht schlich sich ein Bhiel in das andere Ende des Zeltes, indem er einen der Pflöcke losmachte; im selben Augenblicke steckte ein anderer, der auf allen Vieren herangekrochen war, seinen Kopf zu der Oeffnung herein, faßte eine der Zehen des Sergenten und biß sie bis auf den Knochen. Der Sergent sprang in voller Wuth auf, um seinen Feind zu ergreifen, bekam aber einen rasirten Scheitel zu fassen, der noch dazu wohl mit Oel gesalbt war und ihm durch die Hände schlüpfte, so wie er ihn berührte. Während er die Matte verließ, hatte der andere Bhiel, dessen Gegenwart ihm entgangen war, sich auf dieselbe geworfen, den Sack herausgeholt und sich aus dem Zelte auf demselben Wege entfernt, auf dem er gekommen war. Die ganze Begebenheit dauerte nicht so lange, als man braucht, um sie zu erzählen.

Monthly Magazine.

Lochaber nicht mehr!

Ueber dem glänzenden Wasserspiegel des Lochaber im nördlichen Schottland erhebt der Ben Nevis sein königliches Haupt, an dessen Fuße man in einem unfruchtbaren Moorgrunde ein Häuflein elender Hütten sieht. Diese Hütten sind aus Holz und Torf gebaut, ein Loch in der Decke bildet den Rauchfang, ein anderes in der Wand das Fenster und in vielen dient eine Oeffnung statt der Thür und des Fensters; weit und breit nicht ein Baum. Aber so theuer als sein Leben ist dem Hochländer die Erinnerung an diesen Ort, und das schöne rührende Lied vom Lochaber bringt in der Ferne eine ähnliche Wirkung auf ihn hervor, wie auf den Schweizer der Kuhreigen. — Ein Arzt, der ein hochländisches Regiment über das atlantische Meer begleitete, hatte zu seinem Erstaunen, ungeachtet die Truppen unter dem schönsten Clima einen nichts weniger als ungesunden Standort erhielten, sein Hospital voller Kranken, ohne daß er im Stande gewesen wäre, die Ursache zu entdecken.

Eines Abends schien der Mond so ungewöhnlich hell, die Strahlen spielten so einladend auf den rieselnden Wellen und durch die tiefen Schatten der majestätischen Waldbäume, daß er versucht wurde, einen einsamen Spaziergang zu machen. Der Ton der Sackpfeife traf sein Ohr und zog ihn zu den Casernen, wo der Pfeifer das schöne Nationallied spielte:

Lochaber no more!
May be, to return to Lochaber no more!

Er näherte sich unbemerkt dem großen Saal, in dem er, als er hineinsah, die ganze Mannschaft versammelt fand, alle in tiefer Bewegung, einige auf dem Boden liegend, andere gegen die Wand gelehnt, viele in Thränen. Er zog sich in seine Wohnung zurück; des andern Morgens sandte er nach dem Pfeifer und befahl ihm, indem er ihm gegen ein Geschenk das Versprechen des Stillschweigens abnahm, in Zukunft Nichts als lustige Weisen, Walzer, Märsche und Gassenhauer zu spielen, aber nie, bei Strafe seiner Ungnade, den Lochaber. Der Pfeifer gehorchte, und der Erfolg war wunderbar; die Kranken lebten wieder auf und in kurzer Zeit blieb nicht ein einziger im Hospital zurück.

Literary Gazette.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 111 — 21 April 1829.

Abel-Rémusat's neueste Schriften über China.*)

Paris im März.

Als es noch leicht war, nach China zu reisen, dachte das europäische Publikum nicht viel an dieß Land; erst seitdem China verschlossen ist, hat man in Europa begonnen, ernstlich das Chinesische zu studiren; erst seitdem keine neuen Quellen mehr fließen, hat man begonnen, die vorhandenen zu benutzen. Chinesische Schauspiele, Grammatiken, Romane, Geschichtsbücher, philosophische Systeme, Sprichwörter sind seitdem in Europa bekannt geworden, und keinem Manne verdankt man in diesem Fache so viel Belehrung und Unterhaltung als Abel-Rémusat.**) Rémusat, noch in den besten Jahren, hat sich selbst seine Grammatik und sein Wörterbuch geschaffen, hat sich vom Auffinden und Erklären der Bücher hinaufgeschwungen zur innigsten Vertrautheit mit chinesischer Geschichte, Naturkunde, Philosophie; durch Uebertragung des Romans „die beiden Bäschen" führte er uns das chinesische Leben und Treiben weit deutlicher vor's Auge, als dieß früher durch die Lettres Edifiantes der Reisenden geschah; und die tiefste Forschung, die verwickeltsten Studien legt er uns in einer so angenehmen, klassischen Sprache vor, daß man fast glauben sollte, die chinesischen Muster, welche er las, hätten es in Stil und Darstellung weiter gebracht, als wir Occidentalen; wüßte man nicht, daß unter den Händen eines geistreichen Schriftstellers der trockenste Stoff zu Etwas werden kann, was man nicht erwartet hätte.

Wer Extreme kennen lernen will, suche einen Paß nach China zu erhalten und halte so gut Diät, daß er einige Regierungen (sie dauern in der Regel ziemlich lange) daselbst erlebt. Unter Kaiser Schingzu — er starb am 20 Dezember 1722 nach einer Regierung von 61 Jahren — wurde ein Unterthan, wegen Mißbrauchs seiner Gewalt, verurtheilt, sammt einem Sohne geviertheilt zu werden, sieben andere seiner Söhne wurden enthauptet und die Geschichte rühmt die Gnade des Kaisers, welcher den Vater bloß — erdrosseln ließ. Vielmehr aber rühmt sie, und das mit Recht, die Gnade Taizu's. Ein Nachkömmling des von ihm gestürzten Herrscherhauses war in seine Hände gerathen; man fürchtete, er werde Unruhen stiften and rieth dem Kaiser, ihn in dem Vorfahren-Saale des Palastes opfern zu lassen. „Nein," sprach Taizu, „und wäre es auch von jeher Sitte gewesan, die Abkömmlinge gefallener Dynastien so zu behandeln, ich kann mich nicht dazu entschließen." Dieser Taizu lebte in den Tagen Tamerlans.

Taizu folgte seinem eigenen Geschmack. Er ließ in Peking die Thürme und die prachtvollen Paläste, welche von den Mongolen gebaut waren, niederreißen und die goldenen und silbernen Verzierungen der Wagen und Mobilien durch kupferne ersetzen. Ein Großer des Hofes wagte eine Einwendung: dergleichen überflüssige Sachen seyen doch nützlich, um den äußern Glanz der kaiserlichen Würde zu erhöhen. Ihm erwiederte Taizu: „der Ruhm eines Fürsten besteht nicht im Besitze von prächtigen, überflüssigen Geräthen, sondern in der Herrschaft über ein Volk, daß er glücklich macht. Und wenn ich das Beispiel zum Luxus gebe, wie kann ich ihn bei meinen Unterthanen rügen?"

Daß es in China keine Schmeichler bei Hofe gebe, wäre eine gewagte Behauptung; aber das historische Prädikat, das den Herrschern bleibt, bekommen sie erst nach ihrem Tode. Dann spricht sich die öffentliche Meinung über sie aus. Vielleicht rührt ebendaher die Vortrefflichkeit mancher chinesischen Kaiser und aus letzterer wiederum das Glück eines langes Lebens, das sich nicht gerne selbst überlebt. Kaozung's innigster Wunsch war es, eben so lange zu regieren, als sein berühmter Vorfahr Changhi, nämlich sechzig Jahre. Er schwur aber zugleich, auch nicht länger als jener zu regieren. Sein Wunsch und sein Schwur gingen in Erfüllung: am 8 Februar 1796 dankte er zu Gunsten seines Sohnes ab.

Die asiatischen Fürsten sind nicht immer so willkürlich gewesen, als man gewöhnlich glaubt, oder daß ein tüchtiger Minister nicht Viel vermocht hätte. Wenn sie auf den Thron kamen und ein Minister des Vorgänger brauchbar schien, behielten sie ihn bei. Das that selbst Tschinghiskhan, welcher den uigurischen Minister und Großsiegelbewahrer Thäthaitungo, einer treffenden Antwort halber, in Ehren ließ; ja er machte dessen Gemahlin zur — Amme des Kronprinzen, was damals keine

*) Nouveaux Mélanges asiatiques. Paris 1829. 2 Voll. 8.

**) Er hatte Medicin studirt, ist seit 1813 Dr. Med. und im Jahr 1814 kam seine ärztliche Hülfe den vielen Verwundeten in Paris zu statten.

kleine Ehre war und wohl eben so einträglich als bei uns manche Ministerstelle. Ein tatarischer Minister hatte sogar die Kühnheit, seiner Regierung zu bemerken, daß „die Fremden ein für allemal sich nicht in die Staatsgeschäften zu mischen hätten.“ Im Augenblick als Tschingbis (Chan) von seinem Feldzug im Abendland heimkehrte, hatte Jelu-Thsu-Thsai Gelegenheit, den Völkern Chinas einen wichtigen Dienst zu leisten. Die Vorrathskammern waren leer, kein Scheffel Korn, kein Stück Zeug war zu finden. Im Rathe des Fürsten machte man damals die Vorstellung, die Chinesen seyen von keinem Nutzen für den Staatsdienst, und wenn man die ganze Bevölkerung der unterworfenen Provinzen vertilge, könne man diese Länder in herrliche nützliche Walden umschaffen. Thsu-Tshai war vielleicht der Einzige, der diesen schrecklichen Vorschlag mit Erfolg bekämpfen konnte. Er machte den Kaiser darauf aufmerksam, daß, wenn er ins südliche China vordringe, seine Heere unzähliger Sachen bedürften, welche leicht zu verschaffen wären, wenn man die Grundsteuern und Handelstaxen, die Auflagen auf Salz, Eisen, Wein, Essig und auf den Ertrag von Bergen und Seen, auf billige Weise fixire; auf diese Weise könne man jährlich 500,000 Unzen Silber, 80,000 Stücke Zeug, über 40,000 Centner Korn, kurz alles zum Unterhalt der Truppen Nothwendige erhalten. „Wie kann man nun sagen,“ fügte er hinzu, „daß eine solche Bevölkerung von gar keinem Nutzen zum Dienste des Staates sey?“ Die Philosophie hätte freilich eindringendere Gründe gegen den unmenschlichen Vorschlag geben können; aber um auf den Sinn der Mongolen Eindruck hervorzubringen, hätte man schwerlich bessere Gründe gefunden, und wenn man der Menschheit geleistete Dienste in Zahlen schätzen könnte, so dürfte man vielleicht dem Thsu-Thsai den Ruhm zuerkennen, der größten Anzahl von Menschen das Leben gerettet zu haben. Denn man darf nicht vergessen, daß es sich um das Niedermetzeln von mehreren Millionen Chinesen handelte; und was die Mongolen anderer Orten thaten, beweist, daß sie die Leute waren, dergleichen zu unternehmen und durchzusetzen. Auch unter dem Kaiser Ogodai rettete derselbe Minister bei einer einzigen Gelegenheit 1,470,000 Familien.

Im Jahr 1224 drang Tschingbis bis zu den östlichen Hindus vor. Als seine Truppen am Eisenthor-Passe aufgehalten waren, gewahrte er ein Thier, ähnlich dem Hirsche, mit einem Pferdeschweif, den Leib grün und den Kopf bewaffnet mit einem einzigen Horn, ein Wunderthier, mit der Fähigkeit begabt, die Stimme des Menschen nachzuahmen, welches den Wachen des Kaisers zurief: Euer Herr ziehe sich schleunigst zurück! — Tschingbis, von diesem Wunder überrascht, fragte den Thsu-Thsai um Rath, und dieser anwortete ihm: „das Wunderthier heißt Kio-tuan; es versteht die Sprachen aller Welttheile. Es liebt die lebenden Wesen, und hat Abscheu vor Blutvergießen. Seine Erscheinung hat den Zweck, Ew. Maj. zu warnen. Du bist der älteste Sohn des Himmels, Fürst, aber die Völker sind auch deine Kinder, und sie erwarten von dir die Gefühle, welche der Himmel zu ihrem Heile einflößt.“ — Auf diesen Rath ließ der Kaiser sein Heer heimkehren.

Im Frühling des Jahrs 1236 hielt man eine große Versammlung aller Fürsten. Der Kaiser ergriff beim Schmause eine Tasse voll Wein, reichte sie Thsu-Thsai und sprach zu ihm: „Weiser Minister, ohne welchen China nicht in unserer Gewalt wäre, heutigen Tags hat man mir vorgeschlagen, ein Papiergeld zu schaffen.“ „Zur Zeit Tschang zung's“ entgegnete Thsu-Thsai,“ hat man angefangen, Papier in Konkurrenz mit der Münze in Umlauf zu bringen. Damals lebte ein Minister, welcher mit diesen Geldscheinen Viel gewann, und daher ist ihm der Beinamen Schein-Herr verblieben. Die Sachen kamen so weit, daß man für zehntausend Scheine kaum einen Kuchen kaufen konnte. Das Volk litt sehr, und der Staat ruinirte sich. Dieß Beispiel muß man vor Augen haben. Wenn man jetzt Papiergeld prägt, muß man nicht mehr ausgeben als für 100,000 Unzen Silber.“

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Bemerkungen.

Von Professor Dr. Wagler in München.

(Fortsetzung.)

Es blieb uns noch so viel Zeit übrig, daß wir die Stadt und ihre Umgebungen besehen konnten. Ich will aber in meiner Erzählung nicht bei der Rhede verweilen, welche schon Salis begeisterte, nicht den erhabenen Anblick schildern, welchen die stolzen, über den Giebel der Häuser emporstrebenden und bewimpelten Masten der bis in das Herz der Stadt bogsirten Schiffe erregen, nicht die Straßen messen und den Bau der Häuser beurtheilen, denn wer war nicht schon versucht, dieses reizende Städtchen, wenn er es gesehen, und das Lust und Leben athmende Gemüth seiner Bewohner, kräftiger Normannen, zu beleuchten?

Der Weg führte uns von den ziemlich hoch liegenden Schiffswerften, auf welchen man den colossalen Leib eines Dreimasters zimmerte, über den Abhang eines von saftigen Pflanzen dicht bewachsenen Hügels, wo ein Gotteshäuschen steht, von einfachem Bau, die Bescheidenheit seines Gründers lobend. Ein Knäblein war's, welches darin so eben getauft wurde. Der Taufstein ist eine ungeheuere große Riesenmuschel (Tridacna Gigas), von einem metallenen Rand umzogen. Der Strahl der Abendsonne, welcher hinter dunkelgrünen Ulmen die gemalten Fensterscheiben durchbrach, verlieh der Handlung des Priesters eine eigene, sehr ergreifende Würde.

Hesperus glänzte schon am fernen Himmelssaume, als wir von unserem Spaziergange in Havre, und zwar vor Thaliens Tempel anlangten. Die Vorhallen dort erklangen vor der sonoren Baßstimme Sarastros (denn man gab die Zauberflöte). Wer hätte Mozart nicht huldigen wollen? Wir traten in's Parterre, welches heute von Personen so überfüllt war, daß wir nur mit Mühe noch ein Plätzchen erhaschten. Es ist doch ein recht besondres Volk, die Franzosen! Wie sich hier Alles rührte und bewegte, wie Alles lärmte und mit einem Male wieder verstummte, je nachdem das Vorgetragene des Künstlers zu Herzen sprach oder mißfiel! Wie lärmte und tobte das Krethi und Plethi auf der Gallerie durch klappernde Instrumente und Pfeifchen, wenn nur der

Accent eines Wortes verfehlt wurde! Endlich allgemeines Mißfallen im Publikum über eine etwas veränderte Stelle! Jetzt sehe ich nur noch, aber ich höre Nichts mehr vom Gesange! Die fistulirende Stimme eines Sängers bringt in meinem Nachbarn, einem Mann mit Silberhaaren, einen solchen Unwillen hervor, daß er seinen Hut vom Kopfe zieht und auf die Bühne schleudert! Sogleich folgt der That ein allgemeines Bravo der jauchzenden Menge! — Das Schauspielhaus hat mich in Betreff seiner ungekünstelten aber freundlichen Bauart sehr angesprochen und ist ziemlich groß. Es steht in der Nähe eines Canals auf einem freien Platze. Ihm gegenüber befindet sich für den Besuch der Theatergäste ein wohl eingerichtetes Traiteurhaus. Die Künstler geben hier bloß Gastrollen, kommen größtentheils von Paris und werden nur auf eine gewisse Zeit engagirt. Von denen, welche ich heute sah und hörte, mag es hinreichendes Lob seyn, zu sagen, daß sie mich lebhaft an gewisse Truppen von Deutschland erinnerten. Morgen gehts auf eine Jagdpartie auf dem Meer, zu welcher Boilleaud mich eingeladen hat.

Die Sonne ist erwacht und Alles wird von ihrem Lichte umflossen! Alles, Alles lebt, und Alles drängt mir sein Daseyn auf! Selbst in diesem goldnen Strahlenbande, welches sich vom Winkel des Fensters über den Boden des Zimmers ausspannt, tanzt eine Welt von Stäubchen! Sei mir gegrüßt du blauer Morgenhimmel mit den Purpurstreifen in Osten, und du labende Kühle! Auch ich will der Frohen einer seyn, auch ich will dich genießen, dich Leben und Wonne ausgießende Natur!

Ein Matrose holte mich zur Jagd ab. Wir bestiegen ein dreimastiges Douanenschiff von einem Kahne begleitet. Das Wetter war zu heiter und die See zu ruhig, als daß wir schon in der Nähe des Strandes auf Seeschwalben und Meven hätten rechnen dürfen, denn zu solcher Zeit entfernen sie sich weit davon. Aber schon vom Hafen an umgaukelten Delphine unser Schiff und zeigten von Zeit zu Zeit ihren glänzenden sammetschwarzen Rücken. Endlich, nachdem bereits mehr als fünf außer Schußweite an uns vorübergezogen, näherte sich mir einer so sehr, daß wir, nachdem ich auf ihn die beiden Läufe meines Gewehres abgefeuert hatte, durch den gewaltigen Schlag seines Schweifes, von Wasser überschüttet wurden. Noch einmal tauchte das tödtlich verwundete Thier unter, und es war für mich — verloren! Leider hatte ich Kugeln mitzunehmen vergessen, denn der Kraft der Schrote, wenn sie nicht die Hirnschale durchbrechen und in ihr den Quell aller Nerven zerstören, unterliegt kaum das von speckigem Felle umwickelte Thier. Es war ein Delphinus Phocaena, welchen die Deutschen Braunfisch (bisweilen Meerschwein), die Franzosen Marsouin und die Engländer geradezu Dolphin nennen. Die Griechen nannten ihn Φωκαινα, scheinen aber auch bisweilen ihren Δελφις, (Delphinus Delphis) mit diesem Namen bezeichnet zu haben. Der Platanista des Plinius gehört nicht hieher, ist aber auch nicht, wofür ihn die Philologen erklären, ein Fisch, sondern gleichfalls ein Delphin, welcher einen zangenförmigen Schnabel hat, und im Ganges lebt. Lebeck hat ihn, so viel ich mich gegenwärtig erinnere, ohne Plinius zu berücksichtigen, in den Denkschriften der Berliner Gesellschaft als Delphinus gangeticus beschrieben. Im Pariser Cabinete kannst Du ihn haben. Die große, von den griechischen und römischen Dichtern so oft gepriesene, Zutraulichkeit dieses sonderbaren fischförmigen Säugthieres, welches so gerne dem Meereslauf der Menschen folgt, erklärte mir einigermaßen die Veranlassung der sich mir unwillkührlich aufdringenden Fabel von Arion und so manchen anderen abentheuerlichen Erzählungen, in welche die Alten seine Naturgeschichte einkleideten.

Ich kann Dir mit Bestimmtheit sagen, daß dieses Wallfischgeschlecht kein Wasser durch die Nase in die Höhe spritzt. Ich habe auf diesen Gegenstand meine besondere Aufmerksamkeit gerichtet, weil man auch von diesen Wallen erzählt, daß sie Wasser aus der Nase emporwürfen. Du weißt, daß die sogenannte Spritzröhre der Wallfische nichts Anderes als die Nase ist, welche man unnöthig und unpaßend mit jenem Namen belegte. Gar wunderliche Anekdoten erzählt man sich seit Aristoteles von den Wasserfluthen, welche das Thier, vermittelst eigener Hebel, aus diesem Organe hervorschleudere, und schwerlich wird Dir unter der Menge derselben diejenige entgangen seyn, welche der von seinen Landsleuten mehr gerühmte als mit Recht berühmte, im Geiste des unsterblichen Schreibers Buffon arbeitende Graf Lacépède in seiner Geschichte der Wallfische niederschrieb, und welche ohngefähr so lautet: Alte Wallfische sind wohl 100,000 Theil eines Erdquadranten, mithin über 200 Fuß lang! Ihr Ausstoßen des Wassers, fährt er fort, macht ein Getöse wie ein ferner Donner, oder wieder Knall einer Kanone von ziemlich starkem Caliber!! — „Wir wollen zu Gunsten Lacépède's glauben, daß es ihm, wie so Manchem Andern, eben auch einmal in den Kopf gekommen sey, sein Buch durch ein recht fürchterlich schönes Mährchen zu decoriren und anziehend zu machen! Wer Scoresby, den umsichtigsten Wallfischjäger, (Account of the Arctic Regions) gelesen hat, wird sich leicht überzeugen können, daß an dem Auswerfen von klafterhohen Wasserströmen und dem damit verbundenen kanonendonnerähnlichen Getöse nichts Wahres, und daß in dieser Beziehung den Erzählungen flüchtig beobachtender Reisenden kein, oder wenig Zutrauen zu schenken ist. Scoresby versichert, daß die Wallfische, wenn sie athmen, nur einen feuchten, mit Schleim gemischten Dunst aus ihren Nasenlöchern ausstoßen, und daß diesen kein Wasser begleite, im Falle nicht das Ausathmen unter dem Wasser geschieht. Sie blasen vier oder fünfmal in einer Minute mit einem lauten Geräusche, am Stärksten dann, wann sie auf der Flucht sind, oder beim Erscheinen auf der Oberfläche des Meeres, nachdem sie lange in der Tiefe gewesen. Der ausgestoßene Dunst steigt einige Ellen hoch und erscheint in geringer Entfernung wie ein hervorsprudelnder Rauch. Oft ist er, wenn das Thier verwundet ist, blutig; bei Herannahung des Todes desselben aber wird nicht selten Blut allein ausgeworfen.

Die Beobachtungen Scoresby's lassen, wie ich glaube, Nichts zu wünschen übrig, und sagen klar und deutlich: daß von den Wallfischen durch Unterstützung ihrer sehr derben Lungen nur solches Wasser von der Nase ausgepumpt werde, welches sich in ihr zufolge ihrer Lage auf die Oberseite des Kopfes (wie bei

Robben, Krokodilen und so vielen andern Wasserthieren, welche gezwungen sind, von Zeit zu Zeit an die Oberfläche des Wassers zu gehen, um frische Luft zu schöpfen) möglicher Weise sammeln konnte, aber keineswegs solches, das mit der Nahrung in den Rachen gelangte. Neuere Untersuchungen eines gelehrten Anatomen haben auch dargethan, daß die innere Vorkehrung am Kopfe und am Schlunde gar nicht dazu geeignet ist, große Wasserströme in den Nasencanal zu leiten, und daß ganz andere Vorrichtungen, als die in der Nase befindlichen Säcke, erforderlich wären, diese Ströme mit Gewalt in die Höhe zu treiben. Ich sehe aber auch nicht ein, warum das mit der Nahrung aufgenommene Wasser gerade durch die Nasenlöcher weggeschafft werden soll? Schlürfen denn nicht die Enten mit ihrem breiten Schnabel, die Krokodille u. s. w. Wasser mit ihrem Raube ein? Hier fließet es aber auf ganz gewöhnlichem Wege, nämlich zu beiden Seiten des Mundes wieder ab. Und warum sollte dieß nicht auch bei dem Wallfische der Fall seyn?

(Fortsetzung folgt.)

Cromwell und das Parlament.

In England wurde vor Kurzem ein Tagebuch des Grafen Robert von Leicester, Vaters des berühmten Algernon Sydney, bekannt gemacht, welches über die Schließung des Parlaments durch Cromwel im Jahr 1654 folgende Umstände enthält:

„Das versammelte Parlament war mit einer Berathung beschäftigt, als der Lord General Cromwell, in einem schwarzen Kleid und Strümpfen von grauer Wolle, hereintrat und sich setzte. Nach einiger Zeit stand er auf, nahm den Hut ab und sprach; indem er das Parlament zuerst wegen seiner Sorge für das allgemeine Wohl lobte, bald aber den Ton änderte, den Parlaments-Gliedern ihre Ungerechtigkeit, Eigensucht und andere Fehler vorwarf, und hinzu fügte: „Ihr denkt vielleicht, daß dieses eine Sprache sey, wie sie sich im Parlament nicht schickt; ich versichere Euch aber, daß Ihr keine andere von mir zu erwarten habt.“ Hierauf setzte er den Hut wieder auf, ging in der Mitte der Versammlung auf und ab und schalt sie sehr aus, besonders Sir R. Whitloch, einen der Kommissäre des großen Siegels, und Sir Henry Vane. Dann wandte er sich an den Obersten Harrison (damals Mitglied der Versammlung) und sagte zu ihm: „Laß sie herein kommen.“ Dieser ging hinaus, und kam mit dem Oberstlieutenant Wortley (welcher das Regiment der Garde zu Fuß des Generals befehligte) wieder herein, begleitet von 20 bis 30 Musketiren. Der General zeigte auf den, welcher auf dem Rednerstuhl stand, und sagte zu Harrison: „Nimm ihn herab!“ Harrison näherte sich dem Redner und hieß ihn weggehen, dieser aber blieb an seinem Platz, ohne ein Wort zu sagen. „Mach', daß er herabsteigt,“ sagte der General; da nahm ihn Harrison beim Kleid, und er stieg herab. Algernon-Sydney saß dem Redner zur Rechten; der General sagte zu Harrison: „Schaff ihn weg.“ Der Oberst hinterbrachte ihm diesen Befehl. Jener aber antwortete, er würde nicht gehen. „Schaff ihn weg!“ wiederholte der General. Da legten Harrison und Wortley die Hände an seine Schultern, wie um ihn zu zwingen, aufzustehen; er stand auf und ging nach der Thür. Hierauf trat der General zum Tisch, wo der Heroldsstab lag, den man gewöhnlich dem Sprecher vortrug, und sagte: „fort mit diesen Kindereien!“ Da nahmen die Soldaten den Stab weg und die ganze Versammlung brach auf. Als alle hinaus waren, wurde die Thüre geschlossen, und der Schlüssel mit dem Heroldsstab, wie ich höre, vom Oberst Otley mitgenommen.“

Ueber die Hinrichtung Karls I, und die Person seines verkappten Henkers, welche zu so vielen Muthmaßungen und schauerlichen Geschichten Veranlassung gegeben hat, giebt uns dieses Tagebuch folgende Notiz:

„Es waren zwei Nachrichter, in Matrosenkleidern, mit Larven und Perrücken. Einige glauben, daß der, welcher dem König den Kopf abschlug, ein Oberst Tare gewesen sey, und der andere ein Hauptmann Joyce; doch ist dieses nicht gewiß. Was ich bestimmt versichern höre, ist, daß Gregory Brandan, der gewöhnliche Scharfrichter von London, die Hinrichtung vorzunehmen, sich durchaus geweigert hatte; und sollte es ihm auch das Leben kosten.“

Armee der Republik Haiti.

Die Kriegsmacht von Haiti besteht aus einem besoldeten regelmäßigen Heere und der unbesoldeten Nationalgarde, oder Miliz. Der Präsident ist der Oberbefehlshaber der gesammten Nationalmacht, die ihm unbedingten Gehorsam schuldig ist. Außer den Linientruppen, die in dreißig Regimentern Infanterie (zu 612 Mann) und zwei Regimentern Cavallerie (zu 288 Mann) bestehen, hat der Präsident eine Leibgarde von zwei Regimentern Infanterie und drei Regimentern Cavallerie, die von gleicher Stärke mit denen der Linientruppen sind. Die Artillerie besteht aus fünf Regimentern (zu 900 Mann) und fünf Arbeitercompagnien (zu 50 Mann); das Ingenieurcorps aus sechs und zwanzig Pioniercompagnien zu 50 Mann. Die gesammte Militärmacht besteht, mit den Garden, aus 26,000 Mann. In der Nationalgarde ist jeder männliche Bewohner der Republik, vom fünfzehnten bis zum sechzigsten Jahre, eingetheilt. Jede Commune hat ihre besonderen Compagnien Infanterie und Cavallerie, deren Offiziere von dem Präsidenten ernannt werden; die Subalternen wählt die Compagnie. Die Polizei wird von sechs Legionen Gendarmen zu Pferde besorgt, welche in die sechs Departemens der Insel vertheilt sind und von denselben ihren Namen erhalten. Vier dieser Legionen bestehen aus zwölf Compagnien zu fünfzig Mann, die beiden andern aus acht Compagnien.

London Magazine.

Die Insel Oosima und Coosima.

Es ist bereits durch Krusenstern bekannt, daß der größte Theil der Felsen und Klippen, welche den Archipel zwischen der Halbinsel Kamtschatka und den japanischen Inseln bilden, mehr oder weniger vulcanischer Natur ist. Der kleinste unter den noch thätigen Vulcanen ist die Insel Coosima, nur durch eine schmale sechs engl. Meilen breite Straße von der Insel Oosima getrennt, die, etwas größer als jene, indessen gleichfalls nur als isolirte Bergspitze aus dem Meere hervorragt. Coosima zeigt sich in der Gestalt eines Pic, der beständig raucht und sich nicht höher als 150 Fuß über die Oberfläche des Meeres erhebt. Auf dem ganzen Felsen sieht man nicht die geringste Spur von Vegetation, stufenförmig erheben sich die Lavalagen über einander und bilden ein pyramidalisches Amphitheater, das sich bis zu der Mündung des Kraters erstreckt. Eben so nackt ist die benachbarte Insel Oosima; selbst die Meven lassen sich nur selten auf diesen traurigen Gestaden nieder, und nur die Wallfische scheinen sich ihnen mit Vergnügen zu nähern, indem der Seefahrer häufig die doppelten Wasserstrahlen, welche sie ausspritzen, aus den Fluthen aufsteigen sieht.

Revue encyclopédique.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 112. 22 April 1829.

Abel-Rémusat's neueste Schriften über China. *)

Paris im März.

(Fortsetzung.)

Von Kaiser Schingzu haben wir oben ein Beispiel von Grausamkeit angeführt; er zeigt sich aber in mancher Hinsicht als einen weisen Regenten. Ein einziger Feind beunruhigte zu seiner Zeit den Frieden des Staates: es war ein Seeräuber, bereit sich zum Königthum aufzuschwingen, der sich der Insel Formosa bemächtigt hatte, von da mit etlichen Barken alle Flotten des Reichs in Unthätigkeit setzte, und die am Meere gelegenen Provinzen bedrohte. Um diesem die Hülfsmittel, welche er aus seinen Verheerungen und dem Lande an den Küsten Su-kian's zog, abzuschneiden, ersann man nichts Besseres, als alle Dörfer, Flecken und Vesten in der Nähe der See zu zerstören und die Bewohner derselben in's Binnenland des Reiches zu versetzen. Seltsam ist allerdings ein solches Vertheidigungs-System; aber die Befehlshaber in China sind im Stande es zu unternehmen: denn die Völker unterwerfen sich blindlings ihrem Willen, und so bizarr das Mittel ist, führte es vielleicht am Besten zum Ziele, wenn die Europäer von der Meerseite aus ins Land dringen wollten. So würde man das Reich retten, indem man an der See einen Wüstenstrich bereitete, gleich denen, welche die Natur, wie zur Abwehr, im Nord und Nordwest dem Reiche ertheilt hat. Und in der That war der Seeräuber ein Opfer des Mittels, wodurch man von der Kraft der Trägheit so außerordentlichen Nutzen zog. Als er nicht mehr wußte, wohin er seine Gefährten zum Plündern führen sollte, verließen sie ihn.

In Schingzus Zeit war es auch, wo Pater Adam Schall aus Köln europäische Sternkunde nach China brachte, um dadurch zu imponiren und nebenbei desto leichter das Christenthum einzuführen. Viele chinesische Mathematiker fanden sich dadurch ohne Anstellung und schrien daher gegen die Fremden Die Großen des Landes gehörten ebenfalls zur Partei der Unwissenden und alle Gerichtshöfe machten zu Gunsten der guten alten Unwissenheit den Streit zu einer Nationalangelegenheit. Aber Kaiser Schingzu verstand selbst Etwas von der Gnomonik, war von den Vorzügen des europäischen Verfahrens überzeugt, und stellte den Missionär Verbusts an die Spitze der Sternwarte oder, wie die Missionäre sich ausdrücken, des mathematischen Gerichtshofs — nicht ohne großen Aerger der Chinesen, die es unmuthig vernahmen, daß so ein „Bonze des Abendlandes" ihre Astrologen ersetze. Die Missionäre waren in China von großem Nutzen und hielten sich in Ansehen, so lange sie hauptsächlich ihre Nebenzwecke, Sternkunde u. dgl. betrieben; als sie dagegen von Glaubenssachen lauter zu sprechen anfingen, erregten sie Argwohn, und in neuester Zeit sind vollends ihre Ueberbleibsel verdrängt und durch Astrologen ersetzt worden, die zwar Unwissenheit, aber keine Revolution mit sich bringen.

Unter Kaiser Schingzu verfaßten die Missionäre die Karte des Reiches. Nur auf die Gegenden an der großen Mauer sollte sich Anfangs die Arbeit erstrecken, aber die Missionäre waren zu eifrig, als daß sie nicht bald das ganze ungeheure Reich aufgenommen hätten. In acht Jahren war das Werk vollendet, und seit dieser Zeit ist außerhalb Europa's keine eben so vollständige geographische Arbeit ausgeführt worden, und eine eben so umfassende konnte in Europa nie versucht werden, weil ganz Europa nicht so groß ist als China.

Bouvet, Régis und Jartroux, so heißen die Männer, welche diese kolossale Arbeit unternahmen. Schon 1709, als sie nur erst die Länder an der Mauer gezeichnet hatten, brachten sie nach Peking eine über fünfzehn Fuß lange Karte. Zu ihnen gesellten sich noch Fridelli, Cardoso, Maillac, Henderer, Bonjour. Endlich legten Hallerstein und Bénoit die letzte Hand an die Arbeit und brachten sie dem Kaiser Kaozung 1761 bei seinem fünfzigsten Geburtstage zum Angebinde. *)

Die Chinesen selber sind keine sehr kritischen Geographen, wiewohl sie dreihundert Bände starke Geographien besitzen; sie zählen das, was sie über Erdkunde wissen, zuweilen eben so unkritisch auf, als das bekannte deutsche Industriekomptoir. Mancher Missionär sah sich genöthigt, China, das Reich der idealen Mitte, in die Mitte der Erde zu setzen. Die übrigen Länder erscheinen dann als zinspflichtig: die Chinesen glauben, die Fürsten derselben müßten ihrem Kaiser nothwendig Geschenke darbringen. Woran es liegt, daß die Chinesen keine besseren Geographen sind, ob an ihrer wissenschaftlichen oder an ihrer religiösen Beschränktheit, das weiß ich nicht. Aber gute Geschichtschreiber haben sie, weil große Thaten von

*) Klaproth wird die Karte Hallersteins bekannt machen.

ihnen ausgeführt worden sind. Der Fürst ihrer Geschichtschreiber, der Vater der chinesischen Geschichte und ihr Herodot, wie man sich ausgedrückt hat, ist Sema Thsian, Sohn eines andern Geschichtschreibers und Vorfahrer vieler andern, geboren 145 vor Chr. Geb. Wie Herodot reiste er, und wie Xenophon wäre er vielleicht ein großer Feldherr geworden, wenn nicht die Krankheit seines Vaters ihn vom Heere heimgerufen hätte. Die dreijährige Trauer um seinen Vater, während welcher Zeit er keine Funktion bekleiden, keine Gesellschaft besuchen und sich kein Vergnügen erlauben durfte, benutzte er zur Redaktion seines Werkes. Darin war er so offenherzig, daß er in Ungnade gerieth. Neben seiner Universalität zeigte er große Bescheidenheit. Seinem großen Werke gab er den einfachen Titel Seki (geschichtliche Memoiren); es besteht aus der Kaisergeschichte, chronologischen, wissenschaftlichen, und genealogischen Tabellen, Abhandlungen über auswärtige Erdkunde, Lebensbeschreibungen u. a. m., und die Geschichte seiner eigenen Familie erzählt er zu Ende bloß seinem Vater zu Ehren. Der Vortrag gilt für lebendig, einfach, edel, und Thsian war das Muster der folgenden Geschichtschreiber. Aber zu Ehren kam er nicht, weil er nach chinesischer Ansicht durch die Ungnade des Kaisers das Menschenrecht zum Theil eingebüßt hatte. In Paris ist eine Ausgabe seines Seki in kleinem Format; die Chinesen nennen dergleichen Ausgaben Aermelschatz und wir: Taschenbuch, Handbuch.

Von diesem Sema Thsian stammt, so behauptet man, Sema Kuang ab, welcher eilf- bis zwölfhundert Jahre später, gegen 1018 nach Chr. lebte und nicht bloß viele Ahnen zählte, sondern sogar Sohn eines Ministers war. Man braucht sich also nicht zu wundern, daß man über seine Kinderjahre nicht ohne Nachrichten geblieben ist. Mit etlichen Gespielen stand er eines Tages an einem jener großen Porzellangefäße, in denen die Chinesen so gerne rothe Fische bewahren, und zwar sind solche Gefäße von größerer Dimension, als die Glasvasen, in denen man in Paris Goldfischchen aufzieht. Da fiel ein Kind ins Gefäß und war im Begriff zu ertrinken. Alle Gespielen nahmen erschrocken die Flucht. Der junge Kuang aber suchte in der Nähe einen dicken Kieselstein und zerschlug damit das Gefäß, das Wasser lief ab, der Knabe war gerettet, und da Kuang ein berühmter Mann ward, so spielten von nun an die chinesischen Dichter auf diese Anekdote an, Maler stellten sie dar, und wir müssen gestehen, daß mancher erwachsene Mensch nicht auf einen eben so guten Einfall gekommen wäre. — Sein Fleiß trug aber besonders zu seiner späteren Größe bei. Man sah ihn nie ohne ein Buch in der Hand — um nicht zu lange zu schlafen, lehnte er des Nachts sein Haupt auf ein Holzkissen — und so bekam er endlich alle Jahreszahlen und Thatsachen in den Kopf. Sein Verdienst wurde anerkannt und man ernannte ihn zum Statthalter, Censor und kaiserl. Historiographen. Nun hatte er aber die Ansicht: „die erste Pflicht eines Censors sey, die Wahrheit zu sagen.“ Nachdem er durch dieselbe seine Stellen verloren hatte, zog er sich zurück und schrieb ein großes geschichtliches Werk, worin er sich merkwürdiger Weise nicht auf die Seite der Opposition schlug. Er begann es mit Erzählung von Bürgerkriegen und nannte es Regentenspiegel. Es ist nicht, wie Thsian's Aermelschatz, in mehrere Abtheilungen gesondert, sondern eine zusammenhängende Chronik. Kuang kam wieder zu Ehren und war fortwährend gegen alle Neuerung, gegen alle Reform, folgte aber hierin der öffentlichen Meinung China's, welche sich (anders als bei uns Abendländern) gegen jede Neuerung auflehnt. Sogar die Vorurtheile des Volks, welche der neuerungssüchtige Minister Wanganschi bekämpfen wollte, fanden in Kuang einen Vertheidiger. Als im Jahre 1069 Krankheiten, Erdbeben und Dürre das Reich verheerten, ergriffen dem Herkommen gemäß die Censoren diese Gelegenheit, um den Kaiser zu fragen, ob nicht in seinem Leben irgend Etwas zu tadeln, in der Regierung irgend einem Mißbrauche abzuhelfen sey, und in der That begann der Kaiser alsbald, sich manches Vergnügen zu versagen, als da sind Spaziergänge, Concerte, Fêten im Palast. Der revolutionäre Minister erkühnte sich, dem Kaiser einzureden, daß Erdbeben, Dürre, Ueberschwemmung u. dgl. Nichts mit den Handlungen der Menschen zu thun hätten; da erhob sich der mittelalterliche Geschichtschreiber Kuang, redete von der Gefahr solcher Grundsätze, von Furcht des Himmels und meinte, die Fürsten seyen zu beklagen, welche solche Neuerer wie Wanganschi zu Rathgebern hätten. Der Kaiser gab dem Neuerer nach: Kuang zog sich daher von den Geschäften zurück, schrieb Geschichte und der Kaiser verfaßte die Vorrede dazu. Vielleicht um das Volk zu befriedigen, mit dessen Ideen die des Geschichtschreibers in Einklang stunden, machte ihn Kaiser Schinzung zum Präsidenten der großen kaiserl. Akademie, welches Corps litterarisch und politisch zugleich ist und ungefähr eben die Befugnisse hat, welche das französische Institut ursprünglich erhalten sollte. Alle Ausflüchte Kuang's, welcher die Stelle nicht annehmen wollte, waren vergeblich; er mußte Präsident werden, gleichsam par lettre de cachet. Kaiser Schinzung wohnte persönlich seinen Vorlesungen bei; dieß benutzte der gelehrte Kuang zu anti-revolutionären Winken; er mochte sich aber nicht wenig ärgern, als der Kaiser diese Winke mit Wohlwollen anhörte und ihm seine Präsidentenstelle ließ. Nun wurde er auch wieder Censor, Staatsrath, aber sein Rath wurde darum nicht befolgt, und er durfte sich endlich, freilich mit Titeln, wieder zurückziehn. Wenn er darauf eine Reise machte, so glich diese dann einem Triumphzuge; zwar verstanden wenige Leute Etwas von seinen gelehrten Werken, aber Jedermann kannte seine anti-revolutionären Aufsätze in der Gazette von China. Nochmals nöthigte man ihn, wieder Stellen anzunehmen, er wurde Gouverneur eines jungen Kaisers, dann erster Minister, als Minister zugleich bevollmächtigter Botschafter und griff bei vielen Geschäften seine Gesundheit so sehr an, daß er 1086 starb. Da schloß alles Volk die Läden und legte Trauer an, Frauen und Kinder beteten vor seinem Bilde. Aber bald nach seinem Tode kam der Neuerer Wanganschi wieder ans Ruder und rächte sich grausam, Kuang verlor seine Ehrentitel, wurde zum Feinde des Vaterlandes und des Souveräns erklärt. Dreißig Jahre später jedoch (1126) machte die Regierung dieß wieder gut, 1267 schrieb man seinen Namen im Tempel des Confucius ein, und gab

ihm den Titel: Fürst der Wissenschaft, ja seit 1530 ist der Glanz seines Titels noch erhöht worden; und die schönste Ehre, welche ihm zu Theil werden konnte, war wohl die, daß Abel-Rémusat ihm einen so geistreichen biographischen Artikel widmete.

Diese Ehre wiederfährt von Abel-Rémusat auch dem Dichter Tufu. Der Dichter Tufu, aus dem achten Jahrhundert, aus guter Familie, ja aus einer Dichterfamilie, hatte, wie es scheint, als Candidat kein Glück in den Concursprüfungen. Es ging ihm, wie so Manchem in Europa, dem es in der Jurisprudenz oder in der Medizin nicht gelang, und der sich dann zu den Dichtern schlug, wo er es vielleicht weiter brachte als mancher Poeta laureatus, namentlich — im Satirisiren gegen Juristen und Mediziner und gegen die trockene Fachgelehrsamkeit. Unser Tufu konnte nicht Doctor werden, aber seine Gedichte machten ihn dergestalt berühmt, daß ihm der Kaiser eine Hofstelle anbot, oder, wenn er es vorziehe, die Verwaltung einer Provinz. Tufu schlug Beides aus, konnte sich aber nicht erwehren, einen Titel anzunehmen. Plötzlich kam dennoch eine Bittschrift in Versen an die Regierung, worin Tufu seine Armuth andeutete, und er bekam eine Pension. Da wurde sein Kaiser vom Throne gestürzt, und er selbst, als Protégé, mußte flüchtig werden; mußte auf dem Felde Reiser aufsuchen, um sich zu wärmen und sein Essen zu kochen; bekam hierauf eine Stelle bei den öffentlichen Bauten, und zwar ohne Hand ans Werk legen zu müssen; wurde wieder flüchtig, denn es brachen von Neuem Unruhen aus, und starb, wie seitdem ein englischer Dichter, des ärgerlichsten Todes. Er hatte lange Nichts gegessen und als man endlich seiner sich erbarmte, da aß er zu schnell und starb die Nacht darauf an den Folgen der Indigestion. Aber seine Gedichte nähren noch jetzt ein Heer von Nachahmern in China, man liest sie in den Salons beim Thee, in den Bibliotheken, ja in den Küchen; man liest sie in Form von Inschriften, auf spanischen Wänden, die man vielleicht besser chinesische nennen würde, auf Fächern und auf der Tusche. Tufu richtete sich nicht gerne nach alten Regeln, dennoch suchen die Chinesen in seinen Dichtungen Regeln, die sie befolgen zu müssen glauben. Und was das Sonderbarste ist, wenn ein chinesischer Schriftsteller von ihm spricht, vergißt er seinen Titel nicht: Tufu, vom Ministerium der öffentlichen Bauten!

So nannte ihn Matuanlin, ein chinesischer Archäolog aus dem dreizehnten Jahrhundert, Verfasser der gründlichen Untersuchung alter Denkmäler. Dieser Mann schrieb zwanzig Jahre an seinem Werke, war Kenner, und unparteiisch. Man vergleicht sein Werk mit den Mémoiren der Akademie des Inscriptions zu Paris, aber die Anordnung und die Methode sollen in den Schriften des Chinesen besser sein. Seine 348 Bücher, wovon zwei Exemplare in Paris, würden bei uns gegen 25 Quartbände füllen. Seine Anordnung hat das Eigenthümliche, daß ihr zugleich die Zeitfolge und der Stoff als Faden dient, und was eben so selten ist, sie zeigt eben so viel Klarheit als Gelehrsamkeit. Dieß Werk, sagt Abel-Rémusat, hat den Werth einer Bibliothek; und gäbe es kein anderes chinesisches Werk als dieses, so wäre es schon der Mühe werth, Chinesisch zu lernen. Nicht bloß China lernt man daraus kennen, auch einen großen Theil des übrigen Asiens, in Bezug auf Glauben, Recht, Landwirthschaft, Staatshaushalt, Handel, Ackerbau, Naturgeschichte, Geschichte, Erde und Völkerkunde. Die Abhandlungen sind von vollendeter Gediegenheit, man braucht sie nur zu übersetzen, dadurch kann man viele andre Forschungen ersparen und sich das Ansehn einer großen Belesenheit geben. Auch haben gar viele europäische Schriftsteller aus Matuanlin geschöpft und leider nur vergessen, ihre Quelle anzugeben.

Wenn ich ein Wort über die Philosophen China's hinzufüge, so thue ich es nicht, um ihre Ansichten auseinanderzusetzen; neuere, europäische Philosophen, welche ihre Ansichten darin wiederfinden würden, könnten mir sonst grollen und glauben, daß ich sie eines Plagiats beschuldige. Auch dann wäre freilich meine Entschuldigung leicht, denn diese neueren Philosophen verstehen kein Chinesisch und können vielleicht nicht einmal unterscheiden, welche Missionär-Kompilation die genauere und welche die falsche sei. Nur Einiges zur Ergötzlichkeit will ich erzählen.

Thsangzeu, ein Schüler des Confucius, war der einzige, welcher jedes Wort seines Lehrers nachschrieb, und ward auf diese Weise ein großer Philosoph. Er fand Nachahmer in einigen Schülern Wolf's, Kants ꝛc. Zeuße, ein Enkel des Confucius, bezeugte sein Erstaunen beim Anblick von Sachen, welche andere Leute mit Gleichgültigkeit ansahen, und fragte sogar einmal: „Warum bleiben die Gestirne nicht immer an ihrem Platze?" In Italien hätte er vor einigen hundert Jahren eine Ohrfeige für eine solche Frage bekommen können, auch dem Confucius schien die Frage vorwitzig, und Zeuße mußte sich auf Moralphilosophie legen. Er starb 453 vor Chr. als ein armer Mann, aber seine und somit des Confucius Nachkommen sollen noch vorhanden seyn. Dieß ist, sagt Rémusat, die älteste und am Bestimmtesten nachweisbare Stammlinie in der ganzen Welt: 23 Jahrhunderte und 74 Generationen hindurch knüpft sie sich an einen der größten Weisen an. Eine edle Abkunft!

Mengzeu (Mencius), aus dem vierten Jahrh. vor Chr., hatte ungefähr dieselbe Ironie, wodurch Sokrates die vollendetste griechische und einen Theil der neueren Philosophie stiftete. Er bestreitet Nichts von dem, was seine Gegner behaupten; aber indem er ihnen die Wahrheit aller Grundsätze einräumt, führt er sie ad absurdum. Und wie Sokrates den Athenern die Wahrheit sagte und zwar in einem Freistaat, so Mengzeu in seinem despotischen Lande. Ja letzterer war vielleicht noch liberaler als Sokrates; man höre nur, was er zu einem Fürsten sagte.

„Rühmen die Höflinge einem Könige einen Menschen als „Weisen, darf er sich nicht auf sie verlassen. Geben ihm alle „Obrigkeiten seines Reiches dieselben Versicherungen, darf er „sich nicht an ihr Zeugniß halten. Aber wenn alle Unterthanen „dasselbe Urtheil vernehmen lassen, dann prüfe er es selber und „wenn er erkennt, daß der Mann, welchen man ihm zuweist, „wirklich ein Weiser ist, so erhebe er ihn zu Aemtern. Desgleichen wenn alle seine Höflinge Etwas dagegen einzuwenden haben, „daß er einem Minister sein Vertrauen schenkt, höre er sie

„nicht an. Sind alle Obrigkeiten derselben Ansicht, sey er taub „gegen ihre Einwendungen. Aber wenn das ganze Volk sich zu „ihnen gesellt, dann prüfe er den, gegen welchen die Vorwürfe „gerichtet sind, und findet er den Menschen seiner Stelle un„würdig, so entferne er ihn. Schließlich, wenn alle Hofleute „sagen, ein Minister sey des Todes schuldig, hat sich der Fürst „nicht nach dieser Meinung zu richten. Wenn alle Großen die„selbe Ansicht theilen, möge sich der Fürst noch nicht darein „fügen; aber wenn das ganze Volk einen solchen Mann für un„würdig hält, ferner zu leben, dann soll ihn der Fürst selber „prüfen und findet er die Anschuldigung gegründet, des Schul„digen Todesurtheil aussprechen; in diesem Falle kann man „sagen, das Volk in Masse habe ihn sterben lassen. So han„delnd kann man Vater und Mutter des Volkes werden."

(Schluß folgt.)

Egyptier in England und in Frankreich.

In Egypten will man endlich im Ernst Kultur. Die vier Egyptier, welche sich gegenwärtig aus wissenschaftlichen Zwecken in England befinden, kamen vor Kurzem nach Portsmouth. Ali Effendi schifft sich auf dem königlichen Schiffe Schaenon ein, die Schifffahrtskunst zu erlernen, und Mohammed Effendi bleibt in Portsmouth, wo er sich mit dem Schiffsbau beschäftigt; Selim Aga studirt in Woolwich Mathematik und Geniewesen, Omar Effendi bereitet sich zur Diplomatik vor. Sie sprechen alle geläufig Englisch und sind mit ihrem Aufenthaltsort zufrieden. Diese vier in England und etwa sechs und dreißig in Frankreich scheinen bestimmt, dereinst als die Gründer einer neuen Zeitrechnung in ihrem Vaterlande aufzutreten, wo sie eine wahrhafte Akademie bilden können. Sie zeigen eine große Empfänglichkeit für das, was ihnen Europa bietet; man darf natürlich nicht erwarten, daß sie den orientalischen Charakter sobald gänzlich ablegen werden; aber schon ihr halb nationelles halb europäisches Benehmen beweist, daß sie nicht umsonst in die Schule gehen. Thut ihr Vorgesetzter den Schülern seinen Willen kund, so verneigen sie sich mit über den dicken Leib zusammengeschlagenen Händen und sind ganz Orientalen; unterhalten sie sich dagegen mit einem Franzosen über den egyptischen Krieg zu Anfang dieses Jahrhunderts oder über französische Sitten, so erstaunt man, wie der schwerfällige Egyptier die Leichtigkeit der pariser Manieren und die zuvorkommende Freundlichkeit angenommen hat, welche dem Franzosen trotz seiner gegenwärtigen Ernsthaftigkeit noch nicht fremd geworden ist. Die heutigen Egyptier sind nicht, wie man uns oft die alten schildert, lebendige Mumien, steif, unbildsam, alles Fremde zurückstoßend. Ihre Züge erinnern an die verschiedenartigen Völker, welche sich in Egypten mit einander vermischt haben. Die Einen sind ziemlich dunkelfarbig, fast gelb, und entstellt durch Pocken und ungeheure Höckernasen, die Andern dagegen sind weiß, beinahe blaß interessant, und mit ihrem ruhigen Blick und ihrer edlen Haltung könnten sie ein eben so gutes Modell für einen Apoll abgeben, als die meisten Franzosen.

Nach Europa brachten die jungen Afrikaner die gewöhnlichen muselmännischen Schulkenntnisse mit, d. h. sie verstanden, den Koran mit allen Pausen und Absätzen richtig zu lesen, Fehler der Abschreiber zu verbessern, die Kapitel und Wörter desselben zu zählen; sie etymologisirten; sie interpretirten Wortsinn, Anspielungen und Gleichnisse mit besonderer Rücksicht auf seltene, zierliche und erhabene Stellen; sie bewiesen die Inspiration und die Wunderthätigkeit des Propheten; sie polemisirten, dogmatisirten, sie kannten die Geschichte der heiligen Ueberlieferungen ꝛc. Wenn man nun bedenkt, welchen mächtigen Einfluß der erste Unterricht auf den Menschen äußert, und daß es dem unterrichteten Muselmann eben so schwer werden muß, unsre reellen Wissenschaften zu lernen, als es dem Europäer wird, die Schwierigkeiten der Korans-Kommentare oder den Talmud zu ergrübeln, so erstaunt man über die Schnelligkeit, womit die erwachsenen Egyptier in Frankreich alle Hindernisse besiegten und sich von so mancherlei Vorurtheilen befreiten. Mehrere derselben haben sogar mit Erlaubnis ihres Vorgesetzten nicht ohne Talent Köpfe gezeichnet, von Scipio z. B., ja von der heil. Jungfrau. In der Arithmetik, Geometrie, Chemie, Mineralogie, Fortifikationslehre u. s. w. haben sie es eben so weit gebracht, als ein fleißiger Europäer in gleicher Zeit gelangen kann; sie bewerben sich mit demselben Eifer als die jungen Franzosen um die Preise, schreiben französische Briefe, und man muß nur befürchten, daß die Kultur, welche sie heimbringen werden, ihren Landsleuten zu groß und zu gottlos erscheinen und der unglücklichen Egyptier-Akademie Unglück bringen wird.

Die Winde im nördlichen Europa.

Aus zahlreichen Beobachtungen des Prof. Schonen über die Richtung der Winde im nördlichen Europa scheint hervorzugehen, daß Westwinde im Allgemeinen häufiger sind, als Ostwinde. Doch nehmen diese Westwinde allmälig ab, jemehr wir uns dem Centrum und dem Osten des Continents nähern. Sie sind häufiger in England, in Frankreich und in Holland als in Dänemark und dem größten Theile von Deutschland, und in diesen Ländern wieder häufiger als in Schweden und Rußland. Zu London verhalten sich die östlichen Winde (NO, O und SO) zu den westlichen (NW, W und SW) wie 1 : 1,7; zu Kopenhagen wie 1 : 1,5; zu Stockholm wie 1 : 1,4; und zu St. Petersburg wie 1 : 1,3. Die Westwinde nähern sich immer mehr der Richtung der Südwinde, je näher wir an den atlantischen Ocean kommen, gegen das Innere des Continents kommen sie der W oder NW Richtung näher. Unter den Winden, die von W kommen, herrscht der SW in England, Holland und Frankreich, der W in Dänemark und dem größten Theil von Deutschland; zu Moskau der NW; zu St. Petersburg und Stockholm ist der Nordwind häufiger, als in den westlicheren Gegenden Europas. In den westlichen und nordwestlichen Theilen von Europa, wie England, Frankreich, Deutschland, Dänemark und Norwegen sind die westlichen Winde viel häufiger während des Sommers, als während des Winters und Frühlings. Dieß scheint in Schweden und Rußland nicht der Fall zu seyn. Im Winter neigen sich die westlichen Winde mehr nach Süden, im Sommer, wenn sie nicht direct wehen, nach Norden. Dieß scheint gleichfalls auf das östliche Europa nicht anwendbar zu seyn.

Monthly Magazine.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 113. 23 April 1829.

Windsor.*)

Meine frühesten Erinnerungen an Windsor sind von sehr angenehmer Art. Ich ward in Steinwurfs Weite von den Schloßthoren geboren und verlebte meine Knabenjahre in unbeschränktem Genuß jener ehrwürdigen und schönen Umgebungen, als ob sie mein Eigenthum gewesen wären. Der König mit seiner Familie hauste in einer einfachen Wohnung am Fuß seines Schlosses, welche nach ihrem Aussehen und ihrer innern Einrichtung ganz der schlichten Bürgerweise Georgs III entsprach. Der ganze Schloßraum mit Terrassen und Park diente zum Tummelplatz der Schuljugend. Kein Aufseher, keine Schildwache, kein Wildvogt trat unsern lärmenden Unterhaltungen in den Weg. Oft hallten die verlassenen Höfe des obern Vierecks an mondhellen Winterabenden vom Echo unsers Wu-wup, und zwischen den tiefen Strebepfeilern und den scharfen Winkeln der alten Thürme gab es treffliche Oerter zum Versteckspiel. Die Dohlen und ein paar verwitwete Hofdamen, die in einigen der einsamen Thürme dieses geräumigen Vierecks ihr Quartier aufgeschlagen hatten, waren die einzigen Personen, welche unser Jubel in ihrer Ruhe störte; aber diese guten Wesen führten keine Klage. Wenn aber die innern Höfe von Schloß Windsor von unsern Spielpartien belebt wurden, was war das erst für eine Lust auf dem prächtigen Spielplatz der Terrasse! Mit der Leichtigkeit der Gemsen ging's die schmalen Mauern entlang und troz der furchtbaren Höhe auf der Nordseite, wo man die Gipfel der höchsten Bäume unter sich sieht, dem Vormann nach. Wie oft ruhte auf der wunderherrlichen Natur, die zu meinen Füßen lag, versunken in den Anblick ihrer Schönheit, mein kindliches Auge und kein Gedanke von Landschaftskritik kam in meine Seele! Mit unbefangenem Gemüth und frischen Sinnen, ungestört durch diese künstlichen und angelernten Ideenverknüpfungen, welche das Wesen des Mannes bilden, überließ ich mich dem Genuß der heitern Gegenwart. Nicht weniger freute ich mich, wenn ich meine Blicke von der Ecke der östlichen Mauer über den schimmernden Wasserspiegel des Canals hinschweifen ließ und in der Ferne von zwanzig Meilen St. Pauls Dom aus dem Nebel sich erhob. Damals war mein Ohr noch nicht betäubt und mein Herz noch nicht verhärtet — vom Wohnen unter dem Schatten dieses Doms und ich dachte mir London als einen Siz der Größe und des Glücks für den Weisen und den Tugendhaften — nicht als eine Höhle, wo schmutziges und giftiges Gewürm unter und übereinander kriecht. Der Park! Welch eine Wonne, daselbst im Cricketspiel den Ball zu schlagen und den Drachen steigen zu lassen. Die schöne Fläche unmittelbar unter der östlichen Terrasse hieß die Kegelbahn, und in der That man konnte in keinem Wirthsgarten eine finden, die glätter und ebener gewesen wäre. Wir sorgten dafür, daß das Gras nicht zu stark unter unsern Füßen wuchs. Niemand genirte uns. Der König stand wohl auch eine halbe Stunde hin und sah unserm Cricketspiel zu und lachte herzlich, wenn einer von uns kleinen Fanten einen Bock schoß. Aber wir kümmerten uns wenig um Se. Majestät. Er war ein recht aufgeräumter Gentleman, in einem langen blauen Ueberrock, wir kannten ihn von Gesicht so gut als unsern Schreibmeister, und er bot uns manchmal einen guten Morgen, wenn wir im Frühthau auf Pilze ausgingen und ihm auf seiner Rückkehr von der Maierei zum Frühstück um acht Uhr in den Weg kamen. Ueberhaupt kannte Jedermann diesen achtbarsten und liebenswürdigsten aller Landjunker, Se. Majestät genannt; und nicht mit Unrecht, denn Se. Majestät kannte auch Jedermann. Es läßt sich zwar im Benehmen Georgs III ein gewisses politisch-berechnetes Paradiren nicht verkennen, welches jene Freiheit der Manieren etwas übertrieb und der Grund war, warum Peter Pindar mit seinen Satiren während des französischen Revolutionskriegs eine Zeitlang so viel Glück machte, ob er gleich seine Angriffe nicht immer bloß gegen diese liebenswürdigste aller Schwächen, sondern oft selbst gegen die wirklich edele Persönlichkeit der königlichen Familie gerichtet hatte. In mir hat jedoch diese ungezwungene anspruchslose Königserscheinung einen Eindruck zurückgelassen, der mir unvergeßlich bleibt. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit nicht, daß ich den König irgend einmal mit einem der Attribute des Königthums gesehen hätte, außer wenn er sich nach der Stadt begab, was er einmal in der Woche that, um Levee zu halten; zehn Dragoner ritten dann vor und eben so viel hinter dem Wagen, und in den Straßen, durch die er fuhr, standen die Kaufleute pflichttreu unter den Thüren, um sich mit einer tiefen Reverenz vor ihrem Monarchen zu produciren, der auf ein Haar einem König gleich sah (every inch a king)! Aber die Bücklinge waren weniger tief

*) London Magazine, February.

und von Bewunderung bemerkte man Nichts, wenn S. M., wie sie in den Sommermonaten pflegte, zwei Mal in der Woche mit ihrer ganzen Familie und einem beträchtlichen Gefolge von alten Hofdamen und Generalen auf halbem Sold nach dem Windsortheater, welches sich damals in der Highstreet befand, durch die Stadt ging oder in einem offenen Wagen langsamen Schrittes fuhr. Niemand kann sich eine Vorstellung von der Kleinheit dieses Theaters machen, wer nicht etwa in einem Landstädtchen gewesen ist, wo man das Gesellschaftszimmer des Hauptgasthofs mit Hülfe von braunem Papier und Ocher zur Kunstausstellung einiger Helden der Socke oder des Cothurns, vulgo fahrender Komödianten, hergerichtet hat. Meine Kenntniß des Drama datirt sich von meinem siebenten Jahr her, wo ich im Schlepp des königlichen Gefolges mitzog und meine Loyalität ermangelte nie in die echten Jubellaute des Herzens einzustimmen, mit welchen S. M, in ihrem weiten Armstuhl zurückgelehnt, das Haus erschütterte. Ich besinne mich noch genau auf jeden Umstand dieser königlichen Schauspielpartien. Das Theater hatte eine äußerst unzweckmäßige Bauart. Denn die Verhältnisse der Mitte zu den Seiten waren ganz scharfwinkelicht. Das Königthum nahm außer der großen Loge die ganze linke Seite der untern Gallerie ein. Nach halb sechs Uhr füllte sich das Haus. Präcis um sieben Uhr trat Hr. Thornton, der Intendant, in jeder Hand einen silbernen Leuchter durch eine kleine Thüre in die Loge, indem er sich mit so viel Zierlichkeit verbeugte als ihm seine Gicht nur immer erlaubte. Die sechs Geiger spielten nun das God save the King auf. Die Versammlung erhob sich, der König machte rings sein Compliment und rückte seinen Sitz so nahe als möglich gegen die Bühne, die Königin machte gleichfalls ihren Knicks und setzte sich in ihren Armsessel. Der grüne Vorhang ging in die Höhe. Die Stücke, die gegeben wurden, bestanden nach einer unveränderlichen Regel in einer Comödie und einer Posse oder noch gewöhnlicher in drei Possen, mit einer reichlichen Zugabe drolliger Lieder. Quick, Suett und Mrs. Mattocks waren die unbedingten Lieblinge des Königs, aber gegen das Jahr 1800 gingen Elliston und Fawcett als gelegentliche Lichter am Horizonte der königlichen Gunst auf. Doch hielt es der König immer am Liebsten mit seinem Quick und seinem Suett. Wenn der Goldlieb sein „'ne Nadel im Tag macht 'n Grot im Jahr" (a pin a day 's a groat a year) in seinem gedehnten Tone sang, wurde das Lachen im königlichen Zirkel schon laut; wenn aber erst Gevatter Dicky auftrat, und den Chor seines Gesanges: „Gevatter Dicky, Gevatter Dicky ist der Mann" mit der Bewegung seines Puderbläsers begleitete, da brach ein Sturm von Gelächter durch das Haus und dauerte fort, bis das Echo in der königlichen Loge erstarb. Am Schlusse des dritten Akts wurde in dem Hofzirkel Kaffee gereicht, und Punkt 11 Uhr endigte die Vorstellung, worauf man die Fackeln durch die düsterbeleuchteten Gassen von Windsor flimmern sah, indem die glückliche Familie nach ihrer stillen Behausung kehrte.

Es gab so manche Lustbarkeit — wenn man sich in diese alten Tage von Windsor zurückdenkt. Ich erinnere mich dunkel eines Balls in dem kleinen Garten, der einmal der Schloßgraben des runden Thurmes war, und aus dem Washington Irving einen Zeitgenossen Jakobs I von Schottland zu machen beliebte. Aber noch vollkommen erinnere ich mich eines Festes in Frogmore gegen den Anfang dieses Jahrhunderts: da war ein holländischer Markt, die Schönen der Stadt in weißen bocksledernen Handschuhen stellten ergötzlich genug eine Heuernte dar, Fawcett und Mrs. Mattocks, und wenn ich nicht irre, Mrs. Gibbs gaben unter der Colonnade des Hauses am hellen Tage die Wäschkorbsscene der lustigen Weiber von Windsor, unter Zelten wurde Thee getrunken, man riß sich um Butter und Brod, man unterhielt sich mit Schattenspielen rc. Bei all diesen Gelegenheiten herrschte guter Humor und eine zwanglose Fröhlichkeit, und wenn das Gras zu feucht war und die junge Lady sich erkältete, und die Gentlemen hungrig nach Hause kehrten, so bin ich überzeugt, daß diese kleinen Störungen nicht auf Rechnung des königlichen Wirthes kamen, der seine Nachbarn und Angehörigen am Liebsten glücklich und zufrieden sah.

(Schluß folgt.)

Abel-Rémusat's neueste Schriften über China.

Paris im März.

(Schluß.)

Was die Missionäre in Bezug auf China geleistet haben, ist bis jetzt nur zum Theil bekannt worden. Sie hatten den richtigen Weg eingeschlagen, europäischer Bildung *) in China Eingang zu verschaffen, indem sie sich wirklich den Chinesen nützlich machten, nur hätten sie ihnen nicht gerade die besten Kanonen zu gießen gebraucht. Ricci zeichnete eine Weltkarte für sie, worauf China in der Mitte stand und die andern Länder ringsum in verkleinertem Maßstabe (das war nicht klug); schrieb einen Katechismus in gutem Chinesisch; besonders aber rühmen die Chinesen seine Bearbeitung von Cicero's Schrift über die Freundschaft. Der Deutsche Schall war sehr beliebt bei dem Kaiser, welcher vier Mal des Jahrs zu ihm kam, sich auf sein Bett setzte, seine Kirche besuchte und von seinen Früchten aß. Schall durfte ungestört das Christenthum predigen, und taufte in vierzehn Jahren über hunderttausend Chinesen. Später aber klagte man ihn an, er wurde mit Ketten beladen, von Gerichtshof zu Gerichtshof geschleppt und endlich verurtheilt, erdrosselt und in zehntausend Stücke zerschnitten zu werden. Wäre nicht ein Erdbeben und ein Brand im Palast dem armen

*) Der erste aus Europa nach China geschickte Botschafter war der Portugiese Thomas Pires; sogleich machten andere Staaten den chinesischen Argwohn gegen Portugal rege, und dazu hatte der König von Portugal den Sohn des Himmels in seinem Briefe höchstens als ebenbürtig behandelt. Es wäre also nicht auffallend, wenn Pires (wie die portugiesischen Geschichtschreiber berichten) wirklich im Gefängnisse umgekommen wäre; man weiß jedoch, daß er seine Haft überlebte, so wie auch die grausame Tortur, worin fünf seiner Gefährten unterlagen; Pires selbst wurde verbannt, tröstete sich durch eine Heirath und bekehrte Frau und Kinder zum Christenthume. Von gleich und gleich hatte die chinesische Regierung nie einen Begriff; man muß als Herr oder als Vasall mit ihr reden.

Schall zu Hülfe gekommen, man hätte ihn erdrosselt und zerschnitten.

Allerdings haben mehrere Missionäre die gerechtesten Ansprüche auf unsere Bewunderung. Ihr religiöser Eifer ließ sie oft den augenscheinlichsten Gefahren trotzen, keinerlei Arbeit und Anstrengung scheuen. Man erzählt von Schall, daß er bald als Kaufmann, bald als Kohlenträger verkleidet sich in Gefängnisse schlich, um seinen Beruf als Beichtiger bei verurtheilten Gefangenen zu erfüllen. Der unermüdliche Gaubil sah ganze Nächte hinauf zu den Sternen, ging von der Sternwarte an den Altar, vom Altar auf die Kanzel, ließ beichten, stellte tiefe Forschungen über das Alterthum an, war Dolmetscher für das Chinesische, Lateinische, Tatarische. Er übersetzte die Depeschen des petersburger Senats aus dem Latein ins Mandschu, die pekinger Antworten aus dem Mandschu oder Chinesischen ins Latein; da mußte er denn die verschiedenartigsten Mundarten der Welt in Uebereinstimmung bringen; mitten unter Menschen, welche so sehr auf Pünktlichkeit, so sehr auf das Geringste in Sprache und Etikette sehen, mußte er schreiben, sprechen, abfassen, ordnen, und das zu jeder Stunde ohne Vorbereitung, vor den Ministern, ja vor dem Kaiser; alle die Mißverständnisse hatte er zu beseitigen, welche zwischen Russen und Chinesen nicht ausbleiben konnten, da sie beiderseits auf ihr Herkommen halten, und vom Herkommen des Volks, mit welchem sie unterhandeln, Wenig oder Nichts wissen. Alle diese Schwierigkeiten überwand Gaubil dreißig Jahre lang.

Aber zu welchem Endzwecke konnten in China die Bestrebungen Gaubil's und des großen Prémare, unsers Landsmannes Schall und Anderer führen? Was sie forderten, wurde rückgängig durch die unseligen Streitigkeiten, welche sich unter den Missionären selbst erhoben. Man kennt schon aus den Lettres Edifiantes manches Unerbauliche über die Streitigkeiten der christlichen Orden in China. Sie zankten sich so lange, bis man die Zänker sammt und sonders zum Lande hinausjagte. Ricci war so klug gewesen, den Chinesen einen Theil ihrer Vorurtheile vorerst lassen zu wollen. Fouquet, der 1690 nach China kam, schlug eine andere Manier ein: er will beweisen, daß in dem chinesischen Glauben die christliche Religion enthalten sey. Deutet ein chinesisches Buch auf einen Berg in China, so erscheint ihm dieser als der Hügel, worauf Christus gekreuziget wurde; das Lob der chinesischen Kaiser bezieht sich, Fouquet zu Folge, auf den Heiland; in der Analyse der Schriftzeichen findet er das Kreuz; die alten Kaiser China's sind ihm die Patriarchen, und er will ihre Genealogie eben so genau im Schu=king nachweisen, als in der Genesis. Zu Visdelou's Zeit (er reiste 1686 nach China) erreichten die Streitigkeiten der Missionäre in Ost=Asien den höchsten Grad der Wuth. Die besonnensten und gemäßigtsten waren die Jesuiten, und es ist ihnen nicht zu verargen, wenn sie die Dominikaner nicht als Mitarbeiter dulden wollten. Ein Jesuiten=Chinese war in den Augen der Dominikaner ärger als ein chinesischer Heide, und die Kapuciner hatten nichts Geringeres im Sinn, als die Chinesen zu vollkommenen Kapucinern zu machen. Während aber die Orden einander bekämpften, intriguirten die Portugiesen in Macao gegen alle Missionäre, und steckten Bücher und Gelder, die man denselben aus Europa schickte, in die Tasche.

Diese Streitigkeiten gingen in zu großer Ferne vor sich, als daß alle gehässigen Einzelheiten derselben uns bekannt seyn könnten. Zu welchen Verirrungen Sektenstreit führen kann, ist übrigens bekannt, und nur der besonderen Merkwürdigkeit halber will ich hier eine Anekdote über einen ähnlichen Gegenstand beifügen, welche, so viel ich weiß, noch nirgends gedruckt erschienen ist:

In der königl Bibliothek zu Paris habe ich einen mit lateinischen Lettern gedruckten neugriechischen Katechismus gesehen, welchen die Jesuiten für die katholischen Griechen von Chios verfaßten. Die Kapuciner (so berichtet eine handschriftliche Anmerkung in diesem Büchlein) griffen ihn an, weil er ketzerische Lehrsätze enthalte, und sandten einen ihrer Brüder nach Rom, um den Katechismus der Jesuiten verurtheilen zu lassen. Zu demselben Zwecke schickten sie ihn nach Paris, und Herr von Beaumont, Erzbischof daselbst, brachte den Kapuciner dahin, daß er ihm alle von der Levante mitgebrachten Exemplare auslieferte. Hr. v. Beaumont wollte alle Kunde von dieser Angelegenheit unterdrücken, damit das Parlament Nichts davon erführe, und ließ auf eigene Kosten eine veränderte Ausgabe machen. Aber das Exemplar der königl. Bibliothek, mit dem Titel: Didascalia Christianiki. En Zanclisi 1754, Superiorum permissu, ist den Nachsuchungen des Erzbischofs entgangen, und ist vielleicht das einzige Original=Exemplar in Frankreich.

Aus einer zweiten Anmerkung erfahren wir noch folgendes Nähere. — Michel Angelò hieß der Geistliche, welchen die Kapuciner nach Rom sandten, um bei der Propaganda die Jesuiten als Ketzer anzuklagen. Nach Rom gelangt, wandte sich der Kapuciner an einen Kardinal, der, wie man wußte, den Jesuiten abhold war, und theilte ihm seinen Auftrag mit. Der Kardinal hielt indessen für besser, daß der Abgesandte sich nach Paris begebe, wo die Jesuiten damals vom Parlamente verfolgt wurden. Auch gab er ihm ein Empfehlungsschreiben an Hrn. Marin, Secrétaire général de librairie, mit welchem ihn Herr v. Caylus in Briefwechsel gesetzt hatte. Hr. Marin sprach von der Sache mit dem Abbé Chauvelin, der gerade beschäftigt war, die Irrthümer der Jesuiten zu sammeln, und der Abbé hatte einen Tag zu einer Conferenz mit dem Kapuciner bestimmt. Aber an eben dem Tage kam dieser zu Hrn. Marin mit sehr trauriger und niedergeschlagener Miene, und auf Hrn. Marins Frage über die Ursache seiner Betrübniß erzählte ihm der Kapuciner: die Jesuiten hätten dem Guardian in der Nacht seine Zelle durchsuchen lassen; man habe seinen Kasten geöffnet, alle Exemplare des irrigen Katechismus herausgenommen, und dafür eine gleiche Anzahl veränderter Exemplare hineingelegt, an welchen Nichts auszusetzen sey. Den ganzen vorigen Tag und einen Theil der Nacht habe er in einem Katechismus studirt, um die strafbaren Stellen recht gut zu bezeichnen, vor dem Einschlafen habe er dieß Exemplar unter sein Kopfkissen gelegt, und er verehre es ihm nun als das einzig übergebliebene zum Danke für gute Aufnahme und für den Dienst, welchen er ihm habe erzeigen wollen.

Man muß wissen — fährt der Verfasser dieser Anmerkung fort — daß die Jesuiten erfahren hatten, der Kapuciner werde sie angeben, daß sie deswegen die Exemplare des strafbaren Katechismus bei Seite schaffen, einen anderen dafür drucken ließen, und dem Kapuciner nachschickten, um ihn der Verleumdung anklagen zu lassen, wenn er sie angäbe und den veränderten Katechismus vorzeigte. —

Diese Probe ihres savoir faire mochte den armen Kapuciner abhalten, die Sache weiter zu treiben, oder vielleicht wurde er selbst gewonnen, denn es blieb ihm ja ein Exemplar, auf welches er sich eben so gut hätte berufen können, als auf eine größere Anzahl.

Eine noch wenig bekannte Anekdote von Peter I.

Nach der Schlacht bei Pultawa (alle Russen sprechen die mittlere Silbe lang), als der Fürst Wolchonsky Karl XII nachsetzte, und nicht weit mehr von ihm entfernt war, brachte ihm ein Flügeladjutant vom Fürsten Mentschikow den Befehl, daß er halten sollte. Wolchonsky gehorchte, schickte aber sogleich einen Boten zurück, und ließ dem Fürsten Mentschikow melden, daß er hinter Karl her sey, und ihn gewiß in seine Hände zu bekommen hoffe. Menschikow, der von keinem solchen Befehle Etwas wußte, wunderte sich nicht wenig über diese Botschaft, auch konnte man den angeblichen von ihm abgeschickten Flügeladjutanten nirgends mehr finden. Man berichtete den ganzen Vorfall Peter I: allein er stellte keine Nachforschungen deswegen an, daher man nicht ganz ohne Grund vermuthet, daß er es selbst war, welcher aus Gründen der Großmuth oder Politik das Entkommen seines furchtbaren Feindes begünstigte.

Der Beobachter am finnischen Meerbusen.

Der Kampferbaum in Sumatra.

Eines der wichtigsten Erzeugnisse der Insel Sumatra ist der Kampfer, der für den besten der Welt gehalten und selbst häufig nach Japan verführt wird, indem er zur Bereitung des auf dem europäischen Markte so geschätzten japanischen Kampfers unentbehrlich seyn soll. Das Einsammeln des Kampfers ist mit viel Mühe und Kosten begleitet. Nicht selten begegnet es, daß man zwanzig, ja dreißig Kampferbäume fällen muß, ehe man einen einzigen findet, der diese Mühe belohnt; denn Niemand kann aus der äußeren Gestalt des Kampferbaumes erkennen, von welcher inneren Beschaffenheit derselbe ist. Die Eingebornen begeben sich zwar selten auf die Einsammlung des Kampfers, ohne Beschwörer bei sich zu haben, die es vorher zu wissen vorgeben, welche Bäume eine reiche Ernte versprechen; aber die Wissenschaft dieser Leute ist eine ähnliche, wie die unserer europäischen Schatzgräber. — Der Kampferbaum wird, nachdem er gefällt ist, gespalten, worauf die größten Stücke Kampfer sogleich zum Vorschein kommen, indem sie sich von selbst ablösen und auf den Boden fallen; die kleineren werden aus dem Baum herausgezogen und die noch fester haftenden Kampfertheile von demselben abgekratzt. Hierdurch ergeben sich drei verschiedene Arten, von denen die erste, Kapala, nicht selten zu 2000 spanischen Matten das Pikol verkauft wird; Awa, die zweite, und Kaklie, die dritte Art sind weniger geschätzt. Außer dem Kampfer und dem Kampferöl besitzen auch die Kampferplanken selbst einen gewissen Werth und werden, besonders im westlichen Indien, sehr gesucht.

Brieven over Bencoolen, door Nahuijs, Breda, 1827. 8.

Salzbereitung auf Java.

Auf der Südküste von Java wird das Salz auf folgende einfache Weise bereitet. Die Einwohner begeben sich an einem heiteren Morgen in großer Menge, von Weibern und Kindern begleitet, an den Strand und schneiden ein großes Viereck, so nahe als möglich an der See ab, in diesem graben sie darauf die Oberfläche des Sandbodens um und begießen dieselbe mit Seewasser. Nach Verlauf einer Stunde wird jetzt der losgemachte und besprengte Sand, welcher indessen durch die Wärme der Sonne ganz trocken geworden ist, in Haufen von zwei bis drei Fuß Höhe zusammengeschaufelt, durch welche man frisch aus der See geschöpftes Seewasser zwei bis dreimal durchsickern läßt. Dies hindurchgesickerte Wasser wird hierauf so lange gekocht, bis das kristallisirte Salz sich zeigt.

Nahuijs, Brieven over Bencoolen.

Sonderbares Erbrecht der Malaien auf Sumatra.

Eine merkwürdige Sitte unter den Malaien auf Sumatra ist, daß bei Sterbefällen mit Uebergehung der eigenen Söhne und Töchter die Kinder der Schwester des Verstorbenen zur Erbfolge aufgerufen werden und in Ermangelung derselben die nächsten Verwandten von der Schwester Seite, gleichviel in welchem Grade sie auch dem Verstorbenen angehören. Als Grund für diesen sonderbaren Gebrauch wird eine Sage erzählt, wonach derselbe einst, vor vielen Jahrhunderten, von einem Kaiser von Menangkabau eingeführt worden sey. Dieser hatte ein großes und schönes Schiff gebaut, dessen gleichen menschliche Augen nie zuvor gesehen hatten. Als er dasselbe aber vom Stapel laufen lassen wollte, wurde ihm geweissagt, daß dieß nie gelingen würde, wenn er es nicht über den Leichnam von einem seiner Söhne schleifen ließe. Die Söhne, welche hierauf vor den Vater gerufen wurden, erklärten aber alle, von dem ältesten bis zum jüngsten, einstimmig, daß sie keineswegs geneigt wären, ihr Leben auf diese Weise zu verlieren. Hierauf wurden die Neffen oder Schwestersöhne entboten; und da diese sich bereit erwiesen, zu vollbringen, was von ihnen gefordert wurde, so bezeugte ihnen der Fürst seine Zufriedenheit, nahm sie zu seinen Kindern an und erklärte seinen Willen, daß fortan in ewigen Zeiten durch das ganze Reich nicht die Kinder, sondern die Schwesterkinder, Neffen und Nichten, als nächste Erben gelten sollten, weil es sich an ihm bewiesen habe, daß mehr Liebe, Anhänglichkeit und Aufopferung von den Neffen, als von den eigenen Kindern zu erwarten sey. — In einigen Distrikten des Malabarischen, so wie in Tibet, herrscht derselbe Gebrauch, der sich wahrscheinlich aus einer Zeit herschreibt, wo die Frau mehr als einen Mann hatte oder die Gesellschaft vermischt unter einander lebte. Damals waren die Schwesterkinder die nächsten sicheren Blutsverwandten in absteigender Linie.

Nahuijs, Brieven over Bencoolen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sitlichen Lebens der Völker.

Num. 114.   24 April 1829.

Crawfurd's Gesandtschafts-Reise nach Siam und Cochinchina *).

Es ist noch nicht lange, daß die ganze Kenntniß des asiatischen und afrikanischen Continents, welche man in Europa besaß, fast bloß in Novellen und Legenden, oder in Berichten von einem eben so wenig belehrenden und authentischen Charakter bestand, und höchstens die religiösen Ansichten und Ueberlieferungen jener Völker nothdürftig berührte. In unserer Zeit dagegen hat die Erweiterung des Handels, der Sinn für wissenschaftliche Entdeckungen, der weltliche und geistliche Eroberungsgeist in einem höheren Grade unsere Aufmerksamkeit dem Osten zugewendet, und bereits eine reiche Ausbeute zu Tage gefördert. Kein Wunder, wenn sowohl der gewöhnliche Reisende wie auch der wissenschaftliche Forscher endlich des vielgeschilderten und in seinen einzelnen Theilen mehr oder weniger verwandte Erscheinungen darbietenden Europas müde wird und sich mehr von dem Studium entfernter und fremder Staaten und Völker angezogen fühlt. Werke, wie die von Malcolm, von Heber, von Fraser, von Morier, und — wir können hinzusetzen — von Crawfurd mußten diese Richtung des Geschmacks befördern. Crawfurd, die Hauptperson der vorliegenden Gesandtschaftsreise und der Verfasser der Beschreibung derselben ist kein Neuling auf diesem Felde der Literatur; wer kennt nicht seine vortreffliche Geschichte des indischen Archipelagus, eine von den Schriften, welche der Leser mit Dankbarkeit für den Genuß, den sie ihm in seinen Mußestunden gewährt hat, gerne seinen Freunden anempfiehlt?

Die Engländer haben mehr und bessere Reisebeschreibungen geschrieben, als irgend ein anderes Volk, aber ihre Vorurtheile, ihr Stolz und ihre böse Laune haben sie zu groben Fehlern und gehässigen Schilderungen verleitet, wenn sie von christlichen Nationen in Europa oder Amerika reden, von denen sie in Sprache, Religion und politischer Verfassung verschieden sind. Als Reisende im Osten verdienen sie mehr Zutrauen, weil sie diesen mit einem helleren Auge und kälterem Blute betrachten. Was Crawfurds Reise nach Siam und Cochinchina anbelangt, so setzen wir im Allgemeinen kein Mißtrauen in seine Angaben, ob er gleich z. B. die Bevölkerung dieses Reiches in einem anderen Lichte darstellt, als der nordamerikanische Reisende White **), und es nicht unwahrscheinlich ist, daß die Umstände, unter welchen Crawfurd reiste, unwillkührlich einigen Einfluß auf das Colorit seiner Schilderungen geäußert haben. Wenn eine Gesandtschaft unter der unmittelbaren Obhut einer Regierung, der Alles daran liegt, sich von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen, ein fremdes Land betritt, wie leicht geschieht es da, daß Manches ganz anders erscheint!

Crawfurd wurde im September des Jahrs 1821 vom Generalgouverneur des britischen Indiens zu einer Gesandtschaft an die beiden Höfe berufen, und im November darauf schiffte er sich mit einem Gefolge von Gelehrten und Aerzten und einer Bedeckung von dreißig Sipais ein. In der ersten Periode des europäischen Handels in Ostindien machte der Verkehr mit Siam und Cochinchina keinen unwesentlichen Theil desselben aus, aber nachmals sank er aus verschiedenen Ursachen bis zur Bedeutungslosigkeit herab, und wurde während der letzten 70 Jahre bis 1820 für eingegangen gehalten, als man sich überzeugte, daß in Betracht der Industrie und Civilisation wie der Lage und Fruchtbarkeit von Siam und Cochinchina eine Wiederanknüpfung commercieller Verhältnisse mit beiden Reichen höchst wünschenswerth wäre. Crawfurd, bekannt als ostindischer Geschäftsmann, als scharfer Beobachter und geschickter Berichterstatter, empfahl sich für diesen Zweck. Vermöge seiner Instructionen sollte er hauptsächlich die Abneigung der Regierungen und Unterthanen jener beiden Länder gegen die Engländer zu entkräften suchen: eine schwierige Aufgabe, wenn man die Lectionen bedenkt, welche die Britten der Unabhängigkeit so mancher Staaten Ostindiens gegeben haben. Ferner sollte er sich sorgfältig in Acht nehmen, jene Art von Privilegien zu fordern oder nur den Wunsch darnach blicken zu lassen, auf welche in älteren Zeiten die europäischen Kaufleute ihre Handelshoffnungen zu begründen pflegten, als da sind die Anlegung von Forts und Factoreien, die Befreiung von Zöllen, Abgaben und inländischer Gerichtsbarkeit. Auch sollte er nicht unterlassen, sich so lange an jenen Höfen aufzuhalten, als ihm erforderlich schiene, um den ganzen politischen und gesellschaftlichen Zustand dieser fernen Theile Hinterindiens gründlich kennen zu lernen.

*) Journal of an Embassy from the Governor-General of India to the Courts of Siam and Cochinchina; by John Crawfurd, late Envoy. pp. 598. London, 1828. 4.

**) History of a Voyage to the China Sea. Massachusetts 1823.

Bei Gelegenheit seiner Abfahrt macht der Verfasser in Bezug auf den Ganges eine Bemerkung, welche Beachtung verdient, daß nämlich die Engländer, wenn ihnen ihre indischen Besitzungen einigen Vortheil bringen, diesem Strome troß allen seinen Gefahren und Schwierigkeiten ebenso verehren sollten, als die Hindu selbst; weil er die große Hauptstraße ist, auf der sie in die reichsten Provinzen von Hindustan eindrangen, deren Besitznahme sie erst in den Stand setzte, in der Folge ihre übrigen gegenwärtigen Eroberungen zu machen und zu behaupten. Von den Punkten, die er auf der Reise berührte, giebt er unter anderen auch Nachricht von Pinang oder dem Prinz Wales Eiland, welches für den ostindischen Handel nicht ohne Bedeutung ist. In dem Anbaue von Produkten, bei denen Kunst natürlichen Mangel ersetzen kann, hat man es auf dieser Insel weiter gebracht, als in irgend einer andern Gegend von Asien. Im ganzen Osten findet sich kein so ausgebildeter und vollendeter Zweig der Landwirthschaft als der Pfefferbau in Pinang, der europäische Kenntnisse mit chinesischem Fleiße vereinigt. Die Bevölkerung beträgt über 60,000 und die größten Grundbesitzer sind Chinesen und Europäer. Auch Malacka wird beschrieben. Die Hindu auf Malacka gehören zu den wenigen überseeischen Kolonisten dieses Volkes, und die Nachkommen der kühnen Eroberer, welche an der Seite Albuquerques fochten, sind eine schüchterne unkriegerische und unterthänige Art von Menschen, ungefähr 400 an der Zahl. In Singapore widmete er einige Zeit der Besichtigung den chinesischen Junken.

Wenn von dem Handel und der Schifffahrt der Chinesen die Rede ist, darf man die eigene Art von Handelsfahrten nicht unerwähnt lassen, die sie in den Gewässern von Malacca auf großen Ruderboten (Prahu Pukat) machen. Eines von diesen Booten, das Crawfurd maß, hatte 65 Fuß in der Länge, 9 Fuß in der größten Breite, 4 Fuß in der Tiefe und führte eine Ladung von 180 — 190 Piculs d. h. ungefähr 20 Tonnen. Es wurde mit Hülfe von 12 langen und 14 Schaufelrudern fortbewegt, und konnte außerdem nach Umständen ein Segel aufziehn. Die Mannschaft bestand aus dem Capitän und 6 Ruderern. In der Regel ist das Boot das Eigenthum des Capitäns, und die Ladung gehört der gesammten Schiffsmannschaft nach Verhältniß der Summe zu, die Jeder zu dem gemeinsamen Unternehmen beigesteuert hat. Keine Person am Bord ist unbeschäftigt, denn der Schiffsherr führt das Steuer und die Theilnehmer haben lange Ruder in der Hand. Ihre Fahrten beschränken sich auf die Gewässer zwischen den Inseln am östlichen Endpunct der Straße von Malacca und der Stadt gleiches Namens, wo sie außer dem Bereich der Monsuns unter dem Schutze der verschiedenen dieser Breite eigenthümlichen Wechselwinde segeln. Die reißende Schnelligkeit, mit der sie ihren Weg zurücklegen, sichert sie vollkommen vor Anfällen von Seeräubern. Auch können sie demzufolge die Hinreise und Herreise zu jeder Jahreszeit machen. Bei schönem Wetter legen sie den Weg in zwei Tagen zurück, bei ungünstigem Wetter in 6 Tagen, im Durchschnitt also in 4 Tagen. Da nun die Entfernung dieser Orte von einander ungefähr 180 engl. Meilen beträgt, so machen diese Bote unter den günstigsten Umständen in einem Tage 90 solcher Meilen, d. h. beinahe 4 in einer Stunde, im Durchschnitte aber 45. In einem Monate können drei solcher Reisen unternommen werden, sofern nicht der Absatz auf den Märkten einen außerordentlichen Aufenthalt veranlaßt. Wenn die Ladung in Pfeffer besteht, gewinnen sie am Picul (zu 10 Doll.) gewöhnlich ¾ D.; sie begnügen sich also mit einem Gewinn von 7½ Proc.

Den 24 März ging die Gesandtschaft auf der Rhede von Bangkok vor Anker, und setzte den Hof von ihrer Ankunft in Kenntniß. Am Abende desselben Tages erhielt sie die Erlaubniß bei Pakham, der ersten Station landeinwärts am Menam, an's Land zu steigen, wo die hindustanische Dienerschaft der Engländer die Neugierde der Eingebornen im höchsten Grade erregte. Nicht minder überrascht aber wurden die Britten, als der Gouverneur sie an seine Tafel zog und sie hier in die Gesellschaft seines Vorgängers und Bruders kamen, der als Mumie daneben seinen Platz einnahm. Die schmackhaften Speisen wurden ihnen mit der siamesischen Höflichkeitsformel angeboten: „iß so viel du willst und genire dich nicht; eine passende Aufschrift für jedes Speisezimmer. Nichts, was Crawfurd in Pakham sah, brachte ihm eine vortheilhafte Meinung von den Fortschritten der Siamesen in den nützlichen Künsten des Lebens bei. Ein englisches Bauernhaus enthält mehr wirkliche Bequemlichkeiten, als die Behausung dieses Gouverneurs, der über 50,000 Menschen eine willkührliche Autorität ausübt.

Am 28 langte das Schiff vor der Hauptstadt an. Zahlreiche Tempel des Buddha mit schlanken Thürmen, welche nicht selten von Gold strahlten, ragten aus den niedrigen Häuschen und Hütten der Eingebornen hervor unter Palmen, Feigen (ficus religiosa) und andern fruchtbaren Bäumen. Auf beiden Ufern stand eine Reihe von schwimmenden Häusern auf Flößen von Bambusrohr, welche am Lande befestigt waren. Dieß schienen die besten Gebäude zu seyn; es waren gute chinesische Kaufläden darin. Dicht neben diesen Wasserwohnungen hatten die größten dortigen Fahrzeuge angelegt, unter denen sich Junken von ansehnlicher Größe befanden, die gerade von China gekommen waren. Der Strom selbst bot eine lebendige Scene dar, indem eine solche Menge von Fahrzeugen jeder Art und Form ab und zu ging, so daß die Britten sich nicht wenig verwunderten, da sie noch nicht wußten, daß es in Bangkok wenige oder keine Straßen für Fußgänger giebt, sondern daß die gewöhnlichen Wege für Waaren und Menschen der Strom und die Canäle sind. In manchen dieser Boote saßen Handelsleute mit irdnem Geschirr, gedörrtem Fisch, frischem Schweinfleisch rc., sie riefen ihre Waaren eben so aus wie in europäischen Städten. Auch sah man viele Weiber und Buddhapriester; letztere erkannte man an ihrem geschornen nackten Haupt und ihren gelben Kleidern. Es war gerade die Stunde, wo sie Almosen sammeln. Söhne und Deputirte vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten kamen hierauf an Bord, nicht um den Gesandten, sondern seinen Brief vom Generalgouverneur von Indien willkommen zu heißen, und das Pferd, welches zu den Geschenken für Seine Siamesische Majestät gehörte. Nach erhaltener Einladung begab sich die Gesandtschaft zur Audienz bei dem Minister. Die

Familie und Dienerschaft des Ministers, die diesem diplomatischen Akte beiwohnte, lag die ganze Zeit über auf Händen und Füßen auf dem Boden. Die nächste Verhandlung hatten sie mit dem Thronfolger, dem ältesten Sohne des Fürsten einer dicken unscheinbar gekleideten Gestalt in einem glänzenden Sale, dessen Boden mit hingestreckten Hofleuten bedeckt war. Während der zwei Stunden, welche diese Audienz dauerte, wurden ihnen keinerlei Erfrischungen angeboten, aber bei ihrer Rückkehr in die Wohnung, die ihnen angewiesen worden war, fanden sie acht große Schüsseln Confect, aus der Speisekammer des Prinzen. Endlich wurde ihnen am 5 April gemeldet, daß sie dem Könige selbst vorgestellt werden würden, nur war man noch nicht über die Anordnung des Zuges zum Palaste einig; Elephanten durfte in der Hauptstadt Niemand reiten, als Beamte der Regierung; Pferde zu reiten hingegen wurde für nicht ganz nobel gehalten; man wählte demnach Palankins oder Sänften, und hier stieß man auf ein neues Hinderniß. Es scheint, daß sich die Siamesen für das erste Volk in der Welt halten, und da sie demzufolge einen Dienst, den sie einem Fremden leisten, als eine der schimpflichsten und schmählichsten Handlungen betrachten, so erlaubte man nur mit genauer Noth einigen Botsleuten die Sänften zu tragen. — Die Siamesen hegen außerdem noch ein Vorurtheil, das sich wohl selten finden möchte: es ist ihnen nämlich ein wahrer Greuel, wenn Etwas über ihrem Haupte hinweggeht, oder ihr Haupt berührt, oder sie in eine Lage physischer Unterordnung versetzt werden, z. B. wenn sie unter einer Brücke durchgehn, oder in das untere Stockwerk eines Hauses, von dem das obere bewohnt ist, eintreten sollen. Aus diesem Grunde haben alle ihre Häuser nur ein Stockwerk. Nun war aber das Haus der englischen Gesandtschaft zu einem Waarenlager bestimmt gewesen und bestand aus zwei Stockwerken, von denen das zweite nur mitteist einer Fallthüre bestiegen werden konnte. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatte also eine harte Wahl, wenn er die Gesandtschaft mit einem Besuche beehren wollte, denn wenn ein Fremder über seinem Haupte gewandelt wäre, so hätte er in der öffentlichen Meinung sehr verloren. Er zog es also vor, obgleich er eine sehr dicke und unbeholfene Person war, auf einer Leiter, die man von außen anlegte, durch eine schmale Fensteröffnung ins Dachgeschoß des Hauses hineinzusteigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Raskolniken.

Im Ausland denkt man sich unter den Raskolniken gewöhnlich die Repräsentanten der altrussischen Zeit in Bezug auf Glauben und Sitte. Dieß ist im Ganzen wahr; es hat jedoch damit folgende nähere Bewandtniß: Der Name Raskolnik stammt von dem russischen Worte raskolo, Spaltung, und beide Wöter sind mit Schisma und Schismatiker gleichbedeutend. Sie sind die einzigen Sektirer unter den griechischen Christen in Rußland, Separatisten, wie die Herrnhuter unter den Protestanten, oder die Quäker in England. Sie selbst nennen sich Starowerzi, Rechtgläubige, Orthodoxen; denn Raskolnik ist eher ein Schimpfnahme, und so viel als Ketzer. Im eigentlichen Rußland findet man ihrer nicht viele, desto mehrere aber in Astrachan, Kasan, an der Wolga, in Staradub, (im Gouvernement Tschernigow), in Elisabethgrad (im Gouvernement Cherson), in Archangel und Sibirien, sowohl in den Städten als auf dem Lande. Viele leben zerstreut in Waldgegenden; auch gehört ein großer Theil von den don'schen und semeinow'schen Kosaken zu dieser Sekte; doch werden ihrer von Jahr zu Jahr weniger. In den vornehmsten Glaubenslehren stimmen sie größtentheils mit der orthodoxen griechischen Kirche überein, und es sind fast nur Aeußerlichkeiten und Nebendinge, eine strengere Kirchenzucht, abergläubische Gebräuche und Ceremonien, worin sie sich unterscheiden. So machen sie z. B. das Kreutz anders als die Russen. Diese segnen sich von der Rechten zur Linken, und mit 3 Fingern, jene aber von der Linken zur Rechten, bloß mit dem Zeige- und Mittelfinger, aus dem Grunde, weil auch Christus von der Linken zur Rechten erlöst habe, und 3 Finger ein Zeichen des Antichrists wären!! — Ein russischer Pope stritt einst mit einem raskolnik'schen Priester darüber, und foderte von ihm, er solle seine Meinung beweisen, worauf ihm dieser das Obige antwortete.

Die Raskolniken zeichnen sich ferner auch dadurch vor andern Russen aus, daß sie keinen Tabak leiden und nicht nur selbst weder rauchen noch schnupfen, sondern auch vor jedem Raucher und Schnupfer als vor dem Teufel fliehen, weil sie die Tabakspflanze für ein von Gott verfluchtes Kraut halten. Diese Meinung beruht auf einer lächerlichen Fabel, die sich durch Tradition bei ihnen bis auf den heutigen Tag erhalten hat, jedoch nach Einigen in einem altgriechischen oder slavonischen Religionsbuche stehen soll. Als Gott nämlich die Sündfluth über die Erde zu senden beschlossen hatte, und dem Noa befahl, die Arche zu bauen, um die zur künftigen Bevölkerung des Erdbodens nothwendigen Geschlechter zu erhalten, kam der Teufel unter allerlei Gestalten zu Noa ins Haus, und suchte unter diesem und jenem Vorwande von ihm zu erfahren, wie und wo er die Arche bauen würde. Noa aber gedachte des göttlichen Verbots, Niemanden Etwas davon zu sagen, und schwieg. Wie also Satanas sahe, daß er mit Worten Nichts ausrichtete, brachte er Tabak herbei und beredete Noa zum Rauchen. Dieser that es, ward dadurch betäubt und entdeckte in diesem Zustande der halben Berauschung Luzifern Alles haarklein. Der ging sogleich hin zur Arche und hinderte den Bau dergestalt, daß Noa an jedem Tage fast wieder ganz von vorn anfangen mußte. Seit der Zeit wurde der Tabak von Gott verflucht und Teufelskraut genannt. —

Man ist jetzt gegen die Raskolniken weit duldsamer, als man es früherhin, selbst noch unter der so toleranten, und in Absicht der Religions-Denk- und Gewissensfreiheit so liberalen und nichts weniger als despotischen Regierung der Kaiserin Katharina II war; wenigstens verfolgt man sie nicht mehr, ob sie gleich noch immer von Aemtern und Bedienungen ausgeschlossen sind. Manche eifrige und orthodoxe russische Theologen und Kirchenlehrer haben den Ursprung der Raskolniken und die nach der albernen Meinung dieser Zeloten entsetzlichen Lehren derselben geradezu dem Teufel zugeschrieben. Andere aber denken billiger und vernünftiger und leiten ihre Entstehung aus ganz natürlichen und wohl zu begreifenden Ursachen her, welche hier anzuführen zu weitläufig seyn würde.

Peter der Große verfuhr äußerst strenge und gewaltsam ge-

gen sie und versuchte Alles, sie in den Schooß der orthodoxen geistlichen Kirche zurückzuführen. Was ihn vornämlich zu diesen harten Maßregeln bewog und ein widriges Vorurtheil bei ihm gegen diese Sekte erregte, war die Handlung eines Schwärmers unter ihnen, der ihm einst mit einem Dolche auflauerte und ihn ermorden wollte. *) Von der Zeit an war er unerbittlich strenge gegen sie und ließ sogar die Folter gegen sie anwenden, ja einen Schwärmer und Fantasten, Namens Toma, den er hätte sollen einsperren, aber nicht hinrichten lassen, auf dem Scheiterhaufen lebendig verbrennen, weil er gegen die Anrufung der Heiligen gepredigt und ihre Bilder mit der Axt in der Kirche zerhauen hatte. Der Mann bestieg den Scheiterhaufen mit Muth und Unerschrockenheit und starb unter beständigen Strafreden gegen die unmoralischen Popen und die in der Kirche eingerissenen Mißbräuche, worin er nach dem Zustande der damaligen Zeiten wohl nicht ganz unrecht haben mochte.

Die Entschlossenheit und feste Fassung, mit welcher dieser Unglückliche starb, machte auf Peter einen solchen Eindruck, daß es ihn reuete, ein Bluturtheil gegen einen Raskolniken (wozu die Pfaffen ihn größtentheils mit verleitet hatten) unterzeichnet zu haben, und da er ohnehin sich überzeugte, daß sich mit Strenge gegen Schwärmerei Nichts ausrichten lasse, so ergriff er die vernünftigere Partie zu verordnen, daß man von der Verfolgung ablassen und jene durch sanfte Mittel auf andere Ueberzeugung zu bringen bemüht seyn sollte. Zugleich aber befahl er ihnen zum Unterschied von seinen übrigen Unterthanen einen rothen und gelben Tuchfleck auf dem Rücken zu tragen: ein Befehl, der jedoch in der Folge bald wieder zurückgenommen wurde. —

Im Jahre 1760 erschien ein Edikt der Kaiserin Elisabeth, wiewohl ohne Erfolg, in welchem den in Polen lebenden Raskolniken Verzeihung ihrer Entweichung angekündigt wurde, wenn sie zurückkehren würden. Katharina II erließ 1764 ein neues Proklama, worin diese Leute abermals zur Rückkehr nach Rußland ermahnt wurden, und ihnen freigestellt blieb, ihre künftige Lebensart selbst zu wählen, sich als Bauern, Bürger oder Kaufleute einschreiben zu lassen, und für ihre Anhänger Dörfer zu bauen, gleichwohl aber Rekruten zu liefern, wozu sie sich nach ihren Grundsätzen sonst nicht verstehen wollten, da sie Soldaten und Krieg für etwas Unrechtes und Ueberflüssiges halten. Eine große Anzahl kam zurück, und ließ sich im Kiewschen Gouvernement nieder, besonders bei Staradub, ihrem alten Wohnsitze. Viele blieben aber auch in Polen und beunruhigten sogar die russischen Grenzen. Dieß veranlaßte die Kaiserin im Jahr 1765 ein starkes Armeekorps in Polen einrücken zu lassen, und in kurzer Zeit wurden an 20,000 dieser Ruhestörer nach den neuen Kolonien in Sibirien geschickt, wo sie nach Belieben ihren Sektengeist nähren mochten.

Die, welche in Staradub sich angesiedelt hatten, erbauten daselbst eine prächtige Kirche und schickten 1780 Deputirte nach Moskau an ihre dortigen Brüder, wo ein Concilium gehalten ward, welches sich mit fast Nichts als unnützen Zänkereien über die Werke des Erzbischofs Saba, des Bischofs Martyrius von Antiochien ꝛc. beschäftigte. Man wollte eine gewisse Conformität in den raskolnikischen Kirchengebräuchen (deren es wohl mehr als siebzigerlei giebt) einführen, allein man kam nicht damit zu Stande, weil kein Theil in irgend Etwas nachgeben wollte; ein besonders heftiger Streit entspann sich wegen der Bilder. So sehr sie die Abbildungen der russischen Heiligen hassen, so hoch halten sie die von ihren eignen Malern verfertigten Bilder. Diese Maler müssen sich aber auch, als wie zu einer heiligen und religiösen Handlung, durch vielwöchentliches Beten und Fasten mit frommem und gottesfürchtigem Sinne vorbereiten.

In der Moldau und Wallachei, in Bessarabien, ja sogar in Konstantinopel befinden sich eine Menge dieser Sektirer. Sie rechnen sich mit zu den daselbst lebenden Griechen, und sie sind bis zu unsern Tagen nicht allein in der Residenz des Sultans geduldet, sondern auch durch verschiedene Fermans in ihren Gerechtsamen bestätiget worden; wahrscheinlich theilen sie jetzt das traurige Loos der Ausrottung mit ihren unglücklichen griechischen Mitbrüdern, sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen.

Eine Anzahl Raskolniken hat sich in sofern der orthodoxen russisch-griechischen Kirche unterworfen, als sie die neue russische Bibelübersetzung angenommen haben, da sie sich sonst blos an die alte slavonische hielten, überhaupt aber den geschriebenen Büchern vor den gedruckten den Vorzug gaben: auch läßt diese nachgiebigere, tolerantere Partei ihre Geistlichen von der Krone confirmiren, oder auch tolerirte Kirchen von russischen Popen bedienen; da hingegen diejenigen, welche sich nicht unterworfen haben, sich mit Kapellen zu ihrer kirchlichen Feier begnügen müssen.

Im Jahre 1785 erschien abermals ein Ukas, worin die Raskolniken zur Vereinigung mit der orthodoxen griechisch-russischen Kirche eingeladen wurden, was auch den erwünschten Erfolg hatte. Die im Jekatherinoslawschen Gouvernement unterwarfen sich fast alle, einige wenige in Elisabethgrad, Nikolajew und wenigen andern Orten ausgenommen. Alle Raskolniken in diesem Gouvernement haben ihre ordentlichen Kirchen und Priester, die unter der Inspection des Erzbischofs von Taurien stehen. Dieser war noch vor wenigen Jahren Ambrosius, ein Mann von edlem Charakter und hellem Geiste, so wie sein Coadjutor Moses, Bischof zu Theodosia und Marienpol, bekannt durch seine Uebersetzung der Fleuryschen Kirchengeschichte und des Aulus Gellius ins Russische.

Jetzt wagen es die Raskolniken so leicht nicht mehr, ihr Haupt öffentlich zu erheben. Die herrschende Katharina II und Alexander I haben die früheren strengeren Verordnungen und Gesetze gegen sie, wenn auch nicht der Form und den Worten nach aufgehoben, doch in der Praxis längst abgeschafft. Wenn unter dem Kaiser Paul wieder Gebote der Strenge gegen sie ergingen, so hatten sie sich durch Unvorsichtigkeit dieselben zugezogen; aber der Sturm war vorübergehend. Indessen giebt doch noch mancher Pope, wenn er zu einem Kranken gerufen wird, genau Acht, wie derselbe das Kreuz macht. Bekreuzigt er sich von der Rechten zur Linken und mit zwei Fingern, so läßt ihn der Pope, wenn er ein orthodoxer Zelot ist, nicht selten als einen Raskolniken und Ketzer liegen, oder donnert Flüche des Gesetzes auf ihn herab. —

Man zählt der Raskolniken gegenwärtig im ganzen russischen Reiche etwa 300,000, die auch einige Klöster und einen besondern Archimandriten zu Nikolajew im Gouvernement Cherson am Bug haben. Da aber die Raskolniken sonst recht gute Leute und eben so ehrlich und wacker wie die andern Russen sind, ihre Abgaben so gut wie diese bezahlen und sich nun auch nicht mehr vor der Muskete und dem Soldatenrock fürchten; so ist gewiß zu glauben, daß sie unter der gegenwärtigen Regierung nicht weniger Schutz genießen werden, als jene Russen, welche das Kreuz von der Linken zur Rechten und mit drei Fingern machen. —

Der Beobachter am finnischen Meerbusen.

*) Sie konnten es Petern nicht vergessen, daß er die russische Patriarchenwürde aufgehoben und in seiner Person mit der Kaiserwürde verbunden hatte. Er hatte also gerechte Ursache, auf sie aufmerksam zu seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 115. 25 April 1829.

Muselmännischer Luxus und Aberglaube mit edeln Steinen.

(Schluß.)

Ehe America entdeckt wurde, lieferte der Orient nicht nur seinen eigenen Bedarf an edeln Steinen, sondern versorgte auch Europa damit; sollte dieser Reichthum erschöpft seyn? Wir glauben nicht, aber die verhältnißmäßige größere Ergiebigkeit der Minen der neuen Welt bewirkt, daß man die der alten Welt weniger mehr benützt. Der Orient hat indessen sich im Ruf erhalten, daß er das Vaterland wenigstens der schönsten Edelsteine sey. Einer vorzüglichen Achtung erfreuten sich und erfreuen sich noch heutigen Tages die der Insel Ceylan, wo sie im Flußsand gefunden werden. Ein arabischer Schriftsteller, der die Geschichte Tamerlan's beschrieben hat, berichtet, daß dieser Eroberer, der ein besonderer Liebhaber von Edelsteinen war, den Balaßrubin aus dem Lande Badakschan von den Quellen des Oxus kommen ließ; den Türkis aus Nischapur in Khorasan und aus Kasrun in der Nähe des persischen Golfs; den Rubin aus Ceylan; den Diamant aus Indien und dem Sind; die Perle von Ormus und den Küsten des persischen Golfs; den Jaspis und die Jade aus Katai und der Tatarei. Man liest ferner in Teifaschi, daß man zu seiner Zeit, d. i. im XIII Jahrhundert den Smaragd aus den Gegenden zwischen Egypten und dem rothen Meer *); den Onyx und den Karneol aus Arabien; den Bergcristal aus dem Lande Gasna, nicht weit vom Indus; das Katzenauge von der Küste von Malabar und den Lapis Lazuli aus der Tatarei gewonnen habe. Alle diese Steine trifft man noch in denselben **) Gegenden. Wenn Teifaschi auf ihre Entstehungsart zu sprechen kommt, so bringt er alle die irrigen Vorstellungen, die man bei Plinius und den Alten findet, wieder zum Vorschein; er erzählt selbst von den Gefahren, die mit der Bearbeitung gewisser Minen verbunden seyen. Da diese Vorstellungen im Orient noch jetzt die herrschenden sind, so dürfen wir sie nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Der Rubin, sagt Teifaschi, wächst auf der Insel Ceylan, am Fuße eines Bergs, den man den Adamspik nennt, in der Mitte finsterer Wälder und gräßlicher Abgründe. Ungeheure Schlangen, die auf einmal einen ganzen Menschen verschlingen, bewohnen diesen Ort. In tiefen Thälern *), wohin noch nie der Fuß eines Sterblichen drang, befinden sich die Diamanten und zwar in solcher Menge, daß sie wie Körner auf dem Boden umherliegen; um sich nun deren zu verschaffen, wirft man Stücke Fleisch hinab, damit die Adler und andere Raubvögel angezogen werden — denn diese als Freunde des Glänzenden — ermangeln nicht sich mit Brillanten zu schmücken, sie lassen aber wohl auch einige davon fallen, die man dann schnell aufhebt. Dieß sind offenbar Sagen, welche durch die Furcht der Landesbewohner, daß man ihnen ihre Schätze entführen könnte, verbreitet wurden. Weiß ja die Geschichte des Orients von mehr als einem Krieg, der über dem Besitze von Bergwerken ausbrach. Dieselbe Sprache **) mußte Tavernier hören, als dieser unerschrockene Reisende in die Bergwerke Indiens eindringen wollte; er ließ sich jedoch dadurch von seinem Vorhaben nicht abschrecken, und seine Reisebeschreibung zeigt, was er damals zu beobachten Gelegenheit hatte. Der Philosoph Sadi verbindet ähnliche Vorstellungen mit den Perlen, wenn er sagt, es gebe kein Gutes ohne Mühe, keine Perle ohne ein Seeungeheuer daneben.

Mit der Liebhaberei für edle Steine hielt die Kunst sie zu schneiden und zu graviren gleichen Schritt. Surrogate von Glas und ähnlichen Substanzen, denen man die Politur und Form von Brillanten gab, waren den Alten und den Orientalen so gut bekannt als uns; nur hat man es darin freilich erst in der

*) Dieß sind dieselben Minen, aus welchen die Alten den Smaragd bezogen; erst im XIV Jahrhundert ließen sie die Moslimin eingehen, bis in der neuesten Zeit Cailliaud sie wieder auffand.

**) Es gab übrigens zur Zeit Teifaschis doch auch manche Steine, von denen die Minen nicht mehr existirten und die man nur aus einigen in alten Städten, namentlich in Alexandria, dem ehemaligen Mittelpunkt des Brillantenhandels, gefundenen Exemplaren kannte, so wie man z. B. in den Ruinen von Rom Marmorarten entdeckt hat, die nirgends mehr vorhanden sind.

*) Es befindet sich ein türkisches Manuscript auf der königlichen Bibliothek zu Paris mit einem Gemälde, welches das Diamantenthal darstellt.

**) Tom. IV. p. 1 folgg. Das Zeugniß Taverniers, gegen dessen Glaubwürdigkeit Anfangs verschiedene Zweifel erhoben wurden, hat durch die Reisenden, welche seither Brasilien besucht haben, seine Bestätigung erhalten.

neuesten Zeit so weit gebracht, daß ein Kennerauge dazu gehört, falsche und ächte Steine zu unterscheiden. Gewöhnlich sind die Steine bereits (mittelst verkalkten Zinns oder Trippels) geschliffen, wenn sie in die Hände des Graveurs kommen, so daß dieser sogleich seine Operation mit ihnen vornehmen kann. Die Form der Steine, der man sich bedient, wechselt nach dem individuellen Geschmack. Die meisten, die man sieht, sind rund oder oval, manche auch viereckig, sechseckig, achteckig, selbst von der Gestalt eines Herzens, einer Birn etc. Die Cylinderform, die indessen vor Alters im Abendlande beim Halsgeschmeide sehr gewöhnlich war, scheint den Orientalen fremd. Das Pettschaft der türkischen Großwessire ist in der Regel oval. In Persien führt der Staatsmann besondere Siegel für die verschiedenen Arten von Geschäften, bei welchen er sich zu unterzeichnen hat; für diplomatische Angelegenheiten ein viereckiges, für Finanzangelegenheiten ein ovales Siegel. Man findet jedoch selbst Muselmänner, die sich gravirter Steine bedienen, deren sich schon Römer und Griechen bedient haben, und auf denen noch römische und griechische Figuren zu sehen sind. Die Orientalen verstehen es auch, den Glanz der Steine durch die Form, die sie ihnen geben, zu erhöhen. Da z. B. der Sardonix aus mehrern Lagen besteht, so geben sie ihm nach dem Vorgang der Alten Reliefform, damit seine verschiedenen Farben sich zeigen können. Durchsichtige Steine von schönem reinem Feuer schneiden sie rautenweise, um die Stralenbrechung zu vervielfältigen, Steinen hingegen, die etwas trüb sind, geben sie abgerundete Formen und dadurch einen Brennpunkt, in dem sich die Strahlen sammeln — man nennt sie geschlägelte Steine (pierres en cabochon); ihr Licht hat Aehnlichkeit mit dem Licht von Katzenaugen in tiefer Dunkelheit, daher auch diejenigen Steine, welchen dieser Ausdruck natürlich ist, im Orient wie bei uns den Namen Katzenaugen erhalten haben. In allen einiger Maßen beträchtlichen Städten des Orients giebt es Steinschneider, sie haben hier ihre Buden an den Ecken der Straßen aufgeschlagen; am Liebsten jedoch lassen die Moslimin in ihren sogenannten heiligen Städten graviren, weil sie glauben, daß Steine, die sie von dort her bekommen, an den Segnungen jener glücklichen Orte Theil nehmen. Wenn es sich um eine grobe Arbeit handelt, oder wenn der Stein weich ist, so ist das Geschäft in einigen Minuten geschehen. Der Künstler zeichnet zuerst die Inschrift auf den Stein; hierauf gräbt er sie mittelst eines kleinen Drehrads hinein, zum Schneiden bedient er sich des Smirgels, von dem man im Orient zwei Arten kennt, den persischen und den indischen: ersterer muß, um gut schneiden, grob, letzterer umgekehrt, feingeschlämmt seyn; bei einer Arbeit, die eine feinere Ausführung erfordert, klebt man an den Smirgel etwas Lack, der aber sehr sorgfältig geknetet werden muß, daß er im Feuer Nichts an seiner Klebrigkeit verliert; man dreht nun das Rad an einem runden Schraubstock, mit der einen Hand setzt man den Stein an und mit der andern hält man den Drehbogen. Es hält zwar schwer bei diesem Verfahren eine schöne Raute zu machen, aber dafür ist der Schnitt schnell fertig und wohlfeil. Ist der Stein gravirt, so wird er gefaßt. Zuweilen sind der Kasten und der Ring von einem Stück: man hat dann das religiöse Gesetz, welches Gold und Silber verbietet, in seiner ganzen Ausdehnung erfüllt. Ist der Stein bloßes Petschaft, so läßt man einen metallenen Griff daran machen und legt ihn mit seinen übrigen Kleinodien in einen Beutel, den man an einer Schnur um den Hals hängt, um ihn bei der Hand zu haben, wenn man siegelt. So ist es wenigstens bei den Rechtsgelehrten und bei Männern von Stand Mode; denn da der Stein immer nur in Metall gefaßt werden kann, so fürchten diese Herren, wenn sie ihn am Finger trügen, Alles, was sie berühr- ten, zu verunreinigen. Der gemeine Mann weiß Nichts von derlei Skrupeln, er trägt seinen Siegelring wie Mohammed und die alten Moslimin. Ausgehölte (gravées en creux) oder als Cameen geschnittene Steine werden ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß, damit man die eingegrabenen Sentenzen immer vor Augen hat, meist auch als Ringe gefaßt und am Finger getragen; wenn nicht etwa ihre Größe oder Gestalt dawider ist, in welchem Fall man es bei der bloßen Einfassung bewenden läßt, und sie mit Bändern am Arm oder Hals befestigt. Nicht selten werden Steine auch durchbohrt und so an den Hals oder an die Brust gehängt. In welcher Form man sie aber tragen mag, darüber ist der Sinn des Gesetzes unzweifelhaft, daß man zu ihrer Einfassung bloß Silber nehmen und daß, wenn man je Gold dazu nimmt, man bloß den obern Theil damit verzieren darf, wenn man sich nicht den Zwang anthun will, jedes Mal, so oft man betet, was Tags fünfmal geschieht, seinen Schmuck abzulegen. In der Regel sind die Männer weit gewissenhaftere Beobachter dieses Gebots als die Frauen; während jene es schon bedenklich finden, Etwas von Silber an sich zu tragen, haben diese an ihren Kleinodien meist Gold. Sonderbar, daß gerade in dem Zeitalter, wo Jeder seinen Siegelring am Finger trug, der Luxus mit Ringen weit geringer war. Damals hatte man seinen Siegelring zum Gebrauch und steckte ihn an den Finger als an den natürlichsten Ort. In der Folge gehörte es zum guten Ton, sein Petschaft nicht mehr sehen zu lassen, zu gleicher Zeit aber belastete man seine Finger mit Steinen. In Persien trugen die Frauen zu Chardin's Zeit fünf bis sechs Fingerringe zumal. All ihre Finger, selbst die Daumen waren damit besetzt; derselbe Staat herrschte bei den Männern, man sah manchen mit fünfzehn bis zwanzig Ringen an den Händen, mit fünf bis sechs an einem Finger, aber nie an einem andern als an einem der drei mittlern. Außerdem hatten die reichen Leute sieben bis zehn Stück in ihren Beuteln und unterhielten sich damit, sie zu betrachten, oder Andern zu zeigen. Dieselbe Mode trifft man schon bei den Alten, und Plinius macht darüber seine Glossen.

Was diejenigen Personen anbelangt, die ihren Siegelring tragen, so stecken sie ihn gewöhnlich an ihre linke Hand. So haben es alle alten Völker gemacht. Woher nun diese allgemeine Uebereinstimmung in einer scheinbar so unbedeutenden Sache? Sollte nicht der Grund dieser seyn, daß, da die rechte Hand gewöhnlich beschäftigt war, der Siegelring daran der Gefahr, beschädigt zu werden, ausgesetzt gewesen wäre. Plinius macht zwar darauf aufmerksam, daß die linke Hand manchmal nicht weniger beschäftigt sey, als die rechte, z. B. in der Schlacht, wo die Krieger

in der einen Hand den Schild, in der anderen das Schwert hielten; aber Plinius hat nicht bedacht, daß man keine Siegelringe braucht, wenn man in den Kampf geht. Wiewohl der Umstand, daß Hannibal nach der Schlacht von Cannä die von den gebliebenen Rittern erbeuteten Ringe in Scheffeln messen konnte, dafür spricht, daß die Römer das Zeichen ihrer Würde nie abgelegt haben. Nach Sadi war Dschemschid, einer der ältesten Könige Persiens, der diese Monarchie auf eine hohe Stufe der Macht erhob und ihr Gesetze gab, der Erste, der die Sitte den Siegelring an der linken Hand zu tragen einführte. Da man Dschemschid fragte, warum er die linke Hand gewählt, da doch die rechte immer den Vorzug hätte, so erwiederte er: gerade wegen dieses Vorzuges. Sadi erkennt darin die sinnbildliche Hindeutung auf die Klugheitsregel, daß, soviel man auch den Tugendhaften Rücksichten schuldig sey, man die Schlechten doch nicht ganz verachten dürfe, damit sie sich nicht gegen uns erheben und unser Unglück verursachen. Und dieß sey auch das Bild der Welt: die Tugend sehe man vernachläßigt und das Laster mit Gunstbezeugungen überhäuft, das Talent bleibe im Dunkel und die Dummheit gelange zu Glück und Ehre. — Noch ist der Finger zu bemerken, an den die Orientalen ihren Siegelring vorzugsweise stecken. Chardin berichtet, daß dieser zu seiner Zeit bei den Persern stets einer der mittleren war. In der That hat der Finger, der dem kleinen der nächste ist, den Namen Ringfinger erhalten. Aber diese Sitte ist nicht an allen Orten und zu allen Zeiten dieselbe. In den Gemäldebüchern, die wir aus Indien haben, steckt der Ring immer am kleinen Finger, und man liest in einem persischen Dichter aus dem Anfange des XVI Jahrhunderts, daß es sich mit den Fingern verhalte wie mit den Kindern in einer Familie: immer sey das kleinste das liebste.

Tempel des Fo zu Canton.

Unter den Merkwürdigkeiten Cantons ist keine sehenswerther, als der große Tempel des Fo, bei den Europäern in Canton unter dem Namen der Dschoshäuser (von dem portugiesischen Deos, Gott) bekannt. Dieser Tempel liegt auf dem nördlichen Ufer der Insel Ho-nan, den europäischen Factoreien zu Canton gerade gegenüber, und soll einer der größten und schönsten im chinesischen Reiche seyn. In den Bezirk des Heiligthums tritt man durch ein großes Portal, in dessen Innern vier colossale sitzende Gestalten, zwei auf jeder Seite, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, alle vier prächtig gekleidet, mit ungeheuren Courierstiefeln an den Beinen. Die erste dieser Personagen mit wilden Gebehrden zieht den Degen aus der Scheide; die zweite spielt auf einer viersaitigen Guitarre; die dritte hält mit der Rechten eine goldene Kugel über dem Haupt, indeß die linke eine Schlange faßt; um ihren Leib schlingt sich ein großer grüner Strick, der vorn herabfällt, aus einem Stoff, in dem man, wie es scheint, einen Cactus nachahmen wollte; die vierte hat in der Rechten ein großes Parasol, in der linken ein Thier, das man für eine Ratte, ein Kaninchen oder Meerschweinchen nehmen kann. Jeder dieser vier Thürsteher, welche die vier großen himmlischen Fürsten vorstellen, die von den Buddhisten in China verehrt werden, hat eine Höhe von ungefähr zwanzig Fuß.

Nachdem man dieses Portal passirt hat, kommt man an ein zweites, wo sich zwei Statuen von gleicher Größe in ähnlicher Stellung befinden, der eine mit einer Keule, der andere mit einem Zirkel in der Hand. Diese, welche die beiden Heng-ha, zwei unter dem Namen von Tschinkhi und Thinglun vergötterte Helden, darstellen, werden als die eigentlichen Tempelwärter der Buddhisten betrachtet und fehlen deshalb in keinem Tempel.

Ist man auch bei ihnen vorüber, so tritt man in einen viereckten Hof, worin man rechts und links zwei kleine Tempel sieht, in welchen die Statuen der beiden vergötterten Helden Kuan-jun-tschang (der Patron der regierenden Dynastie) und Uei-tho aufgestellt sind, der erste links betend, der zweite rechts von Kopf bis zu Fuß bewaffnet. Die dritte Seite des Vierecks, dem Eingang gegenüber, bildet ein großes prächtiges Haus, das Dach, mit Drachen, Schlangen und Ungeheuern aller Art geschmückt, in der Form, die man so häufig auf dem chinesischen Porcellan abgebildet sieht. In dieses Gebäude ist Fremden der Eintritt nicht gestattet, doch sieht man durch die Thüren, deren es auf jeder Seite eine hat, daß es ein Monument von weißem Marmor mit dem viermal wiederholten Basrelief einer Frau, die auf einem Löwen sitzt, enthält.

Wenn man um diesen Tempel herum gegangen ist, so sieht man sich auf der andern Seite vor einem ähnlichen, zu welchem der Zugang gestattet ist. In einem großen Saal hängen hundert Lampen von den phantastischesten Formen von der Decke, überall sind Glöckchen und andere musikalische und religiöse Instrumente angebracht; und in der Mitte steht eine ungeheure Statue des Fo. Wie der indische Siwa hat er drei Augen — das dritte zwischen den beiden andern, — und hinter seinem Haupte sieht man mehrere kleinere, jedes mit einer hohen, vergoldeten und reichgeschmückten Tiare gekrönt; von den Achseln hängen lange blaue Epaulettes mit Schnüren; die übrige Kleidung ist von entsprechender Pracht: Alles mit vieler Sorgfalt in Marmor gearbeitet. Vor dem Gotte steht ein langer Tisch von polirtem Eichenholze, auf welchem eine Anzahl drei bis vier Fuß hoher kupferner und zinnener Gefäße beständig ihren Weihrauch duften. Opfer von Früchten und Blumen aller Art sind daneben ausgebreitet, ein großer Napf enthält geweihtes Wasser (Schanschei) für den Gott. Eine antike Lampe, welche über dem Tisch brennt, verbreitet eine schwache Beleuchtung über die Gestalt des Gottes. In einem kleinen Schränkchen auf dem Tische ist ein Broncebild mit einer großen Anzahl Arme, größtentheils kriegerische Instrumente in den Händen; zwei derselben heben ein Kind über das Haupt der Statue empor: dieses Bild stellt den Fo in einer seiner Incarnationen vor. Auf dem Schränkchen steht eine kleine Menschenfigur, nur mit einem Schurz um die Schenkel bekleidet: eine andere Incarnation des Gottes.

Ist man auf der entgegengesetzten Seite des Tempels aus demselben wieder herausgetreten, so befindet man sich in einem anderen Viereck, von welchem zwei Seiten von den Wohnungen heiliger Mönche (Bonzen) eingenommen werden, während die vierte, wie in den vorhergehenden Höfen, ein Gotteshaus bildet. Eine Marmorbrücke führt über einen Wasserbehälter, dessen Oberfläche mit Seerosen (Lotus) bedeckt ist, einer Blume, die dem Buddha (Fo) heilig, in der Poesie, so wie in dem Aberglauben des Orients eine große Rolle spielt. In dem Tempel jenseit der Brücke, der — ungleich den übrigen — als

zwei Stockwerken besteht und sowohl den Priestern, als der Gottheit zur Wohnung dient, wohnte Lord Amherst während seines Aufenthaltes in Canton, und eine große Anzahl untergeordneter Götter mußten auswandern, um diesem ausgezeichneten Sterblichen Platz zu machen. In einem Gemach im Erdgeschoß ist die Statue eines sitzenden Weibes in Hindutracht, den Kopf mit einer Tiare bedeckt, die Hände zusammengelegt und erhoben; die Priester (Ho-tschang) nennen sie die heilige Mutter. Gewöhnlich soll sie mit einem Kinde zur Seite vorgestellt werden.

In einem Saal im zweiten Stock sieht man drei colossale Statuen des Fo, in hindustanischer Tracht; die zur Rechten stellt den Omi-to-fo dar, oder den Fo der frühern Weltperiode, die mittlere den Tsche-kia-fo oder den Fo der gegenwärtigen Periode, und die zur linken den Mi-le-fo oder den, der noch kommen soll. Alle drei haben schwarzes Cafferhaar, ungeheure Ohren und entschieden äthiopische Züge, wie die kleinen Bilder des Buddah zu Gayah. Sie sitzen auf marmornen Löwen, die von richtigen Proportionen und nichts weniger als schlecht ausgeführt sind. Vor der mittleren Statue steht ein kleines Bild des Tschekia, eines Kindes mit gen Himmel erhobener Rechten, das den Fo bei seiner Geburt darstellt, wie er sagt: „Im Himmel und auf Erden ist Nichts außer mir, was geehrt werden darf.“ Rings an den Wänden des Saals sind die Standbilder der achtzehn Lohan, oder Schüler des Fo in Lebensgröße aufgestellt. Jeder hält in der Hand das Symbol des Verdienstes, durch welches er sich die Apotheose erworben hat; aus dem Munde mehrerer ging anscheinend ein Hauch hervor, der sich in ein kleines Haus, eine Stadt, einen Baum oder andere Gegenstände verkörperte, ohne Zweifel zum Zeichen, daß man diese oder jene Schöpfung, Erfindung oder Entdeckung als einen Ausfluß ihres Geistes durch Wort oder That zu betrachten habe. Die Physiognomie so wie die Bekleidung der meisten ist entschieden hindustanisch. Alle haben ungeheure Ohren und viele Ringe darin. Bei einem oder zweien nähert die Physiognomie sich mehr dem griechischen Charakter, und merkwürdig ist, daß bei diesen auch die Tracht mehr in occidentalischem Stile ist, als bei den andern.

Zu diesen Gebäuden gehört eine große Anzahl von Priestern, die durch fromme Beiträge erhalten werden. Gleich den Mönchen des Occidents haben sie das Haupt geschoren und sind in einen weiten Rock von einer Art von grauem Camelot gekleidet; auch tragen sie einen Rosenkranz am Halse, an dem sie gleich jenen ihre Gebete herzählen.

Der Engländer, dem wir die vorstehende Beschreibung verdanken, fand bei seinem Besuche alle Geistliche des Tempels im Speisesaal versammelt. Sie standen an zwei oder drei langen Tafeln, jeder vor seinem Platz. Der Da-lama, oder Oberpriester, begann die Ceremonie, indem er mit einem Glöckchen schellte, worauf alle im Chor die heilige Formel: **Om mani padma houm** (Auf indisch: O, köstlicher Lotus!) sangen. Nachdem dieß ungefähr fünf Minuten gedauert hatte, ertönte aufs Neue das Glöckchen, und alle fielen jetzt so gierig mit ihren hölzernen Stäbchen, deren die Chinesen sich statt der Gabeln bedienen, über die vor ihnen stehenden Speisen her, daß ihr unhöflicher Gast sich veranlaßt sah, sie mit einer Heerde Schweinen zu vergleichen, die sich zu dem gemeinschaftlichen Troge drängt.

Asiatic Journal; vergl. Nouvelles Annales des Voyages, Février.

Volkslieder der Chipeways.

Auch die wilden Stämme in America haben ihre Poesie, und vielleicht werden bei dem fortwährenden Umsichgreifen europäischer Civilisation die Bruchstücke derselben, die hin und wieder gesammelt werden, bald der einzige Rest der eigenthümlichen Geistesbildung dieser rohen Ursöhne des neuen Continents seyn. Obrist Mackenney, der vor drei Jahren eine Reise in das Gebiet der Chipeways „an den Seen“ machte, fand zu Sault de Ste Marie, einem Fort der Vereinigten Staaten in diesen Gegenden, in der Familie eines Irländers, Johnson, der mit der Tochter eines Chipeway-Chefs verheirathet war, Gelegenheit, mehrere Chipewaylieder zu hören, von denen er die beiden folgenden in seine Reisebeschreibung aufnahm:

Das O-dschib-wä Mädchen.

An dosch wien du win eni	Wie? was ist mit ihm geschehen,
Dschitschy Mucuman änci	Mit dem jungen Fischersmann?
Cah azha wuh da mudio!	Weinend sitzet er im Kahn,
Wi jie, jie hah ha!	Thränen in den Augen!
Wah ja born mad i	Sah die junge O-dschib-wä,
Odschib-wä quä ie on i	Seine schmucke Dirne gehn, (bis)
Wi ma dscha nied i,	Thränen in den Augen!
Wi jie, jie hah ha!	
Omuwi man i	Um das Mädchen seufzt er still,
Wi nimuschin jun,	Weil sie ihn verlassen will, (bis)
Wi ma ja nied i,	Thränen in den Augen!
Wi jie, jie hah ha!	
Ca wien gosch schä wien	Aber seufzt er noch so tief,
Kin wänigh i wi jio	Lange hält der Schmerz nicht an,
O guih na i ma sien,	Den ein Mädchen bringen kann,
Wi jie, jie hah ha!	Thränen in den Augen!
Mi gosch schà wien i jio	Denn sobald sie erst hinweg —
Ki bisch qua bom mad i	Anders ist's bei ihm nicht Brauch —
Tihe wun nen i mad i,	Hat er sie vergessen auch
Wi jie, jie hah ha!	Thränen in den Augen!

Kriegslied Wäbädschick's, eines Chipewäy-Häuptlings.

An dem Tag, wo unsere Krieger erlagen — erlagen —
An dem Tag, wo unsere Krieger erlagen,
Focht ich an ihrer Seite und dacht, eh' ich fiel,
Rache zu nehmen an dem Feind, an dem Feind —
Rache zu nehmen an dem Feind!

An dem Tag; wo unser Häuptling erschlagen, erschlagen —
An dem Tag, wo unser Häuptling erschlagen,
Focht ich Mann gegen Mann an der Spitze der Schaar,
Und hier an der Brust ward ich wund, ward ich wund —
Und hier an der Brust ward ich wund!

Unsre Helden kehren nicht wieder zurück — zurück,
Unsre Helden kehren nicht wieder zurück;
Und wer keine rühmlichen Narben zeigt,
Gleich Weibern bewein' ihren Fall —
Gleich Weibern bewein' ihren Fall.

Fünf Winter verweilen wir auf der Jagd, auf der Jagd —
Fünf Winter verweilen wir auf der Jagd;
Dann führt die erwachsene Jugend zum Streit,
Und gleich unsern Vätern zum Tod, zum Tod —
Und gleich unsern Vätern zum Tod.

Mackenney, Sketches of a Tour to the Lakes, p. 187 ff.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 116 und 117. 26 und 27 April 1829.

Reise von Mendoza nach Buenos Ayres über die Pampas. *)

Im Herbst 1824 wollte ich von Mendoza aus, nach vierjähriger Abwesenheit, wieder einen Besuch in Buenos Ayres machen und zwar meinen Weg über die unermeßlichen, pfadlosen Pampas nehmen. Bei solchen Reisen, die man auf Karren macht, treten immer mehrere Partien zusammen, um sich gegen die räuberischen Indianer, welche manche Punkte des Wegs, besonders aber die Pampas unsicher machen, wechselseitigen Schutz zu gewähren. Mein Fuhrwerk bestand in einem zweirädrigen, mit sechs Ochsen bespannten Karren, dessen plumpe, aus starkem Holz gezimmerte Deichsel, von 24 Schuh Länge und neun Zoll ins Gevierte, an Umfang und Gewicht dem Balken eines Hauses glich. Die beiden Seitenstücke waren von gleicher Form, aber nur vierzehn Fuß lang. Ueber diesem Gestell erhob sich ein plumpes gewölbtes Dach von Gebälk bis zu sieben Fuß, dessen Seiten mit Binsen, der Giebel aber mit rohen Häuten bedeckt war, so daß der Regen nicht eindringen konnte. Dieser ungeheuren Maschine diente zur Unterlage eine stämmige Achse mit zwei Fuß, sechs Zoll langen, und acht Zoll dicken Spindelarmen. Die Räder, von entsprechenden Dimensionen, waren neun Fuß hoch und mit massiven Naben und Felgen versehen, die, obgleich plump gearbeitet, so gut in einander paßten, daß sie einem englischen Wagner Ehre gemacht hätten. Hinten am Karren hing ein irdener Wasserkrug, der seine 25 Gallonen hielt, und unter demselben eine Nothachse, nebst Felgen, Speichen u. s. w. für den Fall einer Beschädigung. Die Ochsen wurden je zwei und zwei neben einander gespannt; die verschiedenen Paare von einem vor der Maschine sitzenden Automedon mittelst zweier Stachelstöcke gelenkt, deren einer sehr lang war und am Dach des Karrens hing, der andere viel kürzere für das Ochsenpaar nächst dem Karren bestimmt war. Die Fuhrleute thun sich Viel auf ihr Geschick in Handhabung derselben zu gut. Sie bestehen aus Rohr oder Weiden mit eisernen Spitzen, sind von unten bis oben mit Bindfaden umwunden, und mit Blut überfirnißt, oft auch mit Federn u. s. w. verziert. Zu unsrer Karavane gehörten sechzehn dergleichen Gefährte. Ich miethete das meinige für den ganzen Hinweg — eine Strecke von 300 Stunden — um 120 Dollars, und um ein paar Dollars mehr ein Pferd und einen Maulesel, falls ich Lust zum Reiten hätte.

*) Monthly Magazine, March, 1829.

Die Bemannung dieser Landschiffe (barcos de tierra) wie man sie nennt, bestand aus sechzehn Fuhrleuten, einem Oberaufseher (capataz), einem Supercargo, einem Zimmermann, vier Boyeros, welche, wenn man Halt machte, die Ochsen hüten und sammeln mußten, und drei Manseros, oder Mauleseltreibern, die denselben Dienst bei den Pferden und Mauleseln hatten. Unsre Reisegesellschaft belief sich also mit Einschluß von vier jungen Mulattenmädchen, welche Einwohner von Buenos Ayres als Sklaven gekauft hatten, auf 43 Köpfe.

An einem schönen sonnigen Morgen, den 20 August 1824, verließen wir die Stadt Mendoza. Die Scene war sehr belebt. Die Freunde der Scheidenden winkten mit Händen und Sacktüchern Lebewohl, drängten sich mit kleinen Geschenken durch und drückten alle die sorgliche Theilnahme aus, die eine lange nicht gefahrlose Reise so natürlich zu erregen pflegt. Mein Wagen war im Augenblick mit Geschenken meiner Mendozaner Freunde überladen, so daß ich sie am Ende zurückweisen mußte. Unsere Marschlinie nahm eine halbe Viertelmeile ein; denn, außer den Zugochsen, wurden noch über 100 Stück nachgetrieben, theils für Nothfälle, theils zum Unterhalt der Karawane, welcher von den Unternehmern der Partie für die ganze Reise geliefert werden mußte; die Fuhrleute nebst dem übrigen Dienstpersonal aßen nämlich Nichts als Ochsenfleisch, ohne Gemüse, Brod oder Salz.

Den ersten Tag ging es ziemlich schlecht; da die Ochsen, frisch von der Weide kommend, wild und unbändig waren, legten wir nur vier Stunden zurück. Bald fand ich, daß ich wohlgethan hatte, mich zum Reiten vorzusehen; denn mein plumper Rumpelkarren stieß so unleidlich, daß ich ihn bloß zum Transport des Gepäcks gebrauchen konnte. Am nächsten Morgen war unsre Truppe lang vor Aufgang der Sonne in Bewegung. Die einzelnen Fuhrleute hatten trotz der Finsterniß ihre Ochsen aus der Mitte der andern herausgefunden. Unser Weg führte jetzt durch eine öde, mit schlechtem Gestrüpp bewachsene Sandwüste, und mit Einbruch der Nacht waren wir noch keine acht Stunden von Mendoza entfernt. Am dritten Tage aber ging es weiter, da wir die Nacht zu Hülfe nahmen, und je nach vier Stunden eine Stunde Halt machten. Die Fuhrleute spannten sodann die Ochsen ab, und übergaben sie den Boyeros, indeß sie selbst ihr

Fleisch rösteten, und ihr Mahl mit einem Trunk Wasser würzten. Ich selbst fand in solchen Fällen den Paraguaythee als sehr erquickliche Zuthat zu meinem Tisch; nicht nur, weil er sehr erfrischt, sondern auch, weil es mit einem bloßen Aufguß von heißem Wasser fertig wird. Nie konnte ich die Augen zum Schlafe schließen, außer in den kurzen Haltfristen, oder wenn ich voraus ritt und einen Augenblick erhaschte, bis der Zug mich eingeholt hatte. Am Schlimmsten daran waren die Boyeros, die das abgespannte Vieh zu hüten hatten. Da sie bloß ihrer viere waren, so konnte der Einzelne nur wenige Minuten zum Schlaf erübrigen. Die Geschicklichkeit dieser Leute im Aufspüren des verlaufenen Viehs (was bei aller Vorsicht Nachts nicht selten geschieht) ist erstaunlich und muß dem Europäer fast unglaublich erscheinen. Natürlich leiten die Fußstapfen sie auf die Spur, und sie unterscheiden die der Ochsen von denen der Kühe — die der Stuten und Hengste — die der wilden und zahmen — der berittenen und der ledigen Pferde aufs Genaueste und zwar nicht bloß auf kahlem Erdreich, sondern auf Waidegrund und in dichtem Gebüsch. Ihr Auge ist beim Reiten immer auf den Boden geheftet, so daß sie von Zeit zu Zeit berichten können, welche Thiere vor ihnen den Weg betraten.

Am dritten Abend schliefen wir in dem Dorfe Retamo; von hier an legten wir je zehn Stunden in zwölf Meilen zurück. Zwischen Retamo und San Luis trafen wir die Luftpflanze (flor del ayre), welche an dem vielen niedrigen Buschwerk und Gestrüpp in üppiger Fülle wucherte. In der Nacht auf den 27 schlugen wir in einem höchst anmuthigen Channar-Wäldchen unser Lager auf. Die goldene Rinde der Channarbäume warf das zitternde Licht zurück, und die einzelnen Gruppen in ihren auffallenden, seltsamen Kostümen um die Feuer gelagert, und durch die vielen sie überragenden und umgebenden Baumstämme geschieden und theilweis verborgen, stellten eine Scene aus einem romantischen Melodrama, eine Horde nach gefahrvollem Strauß bankettirender Banditen dar. Der hin und wider mit dichten Heidebüschen bedeckte Boden diente uns zu einem sanften Lager, und in der milden Nacht genossen wir hier seit dem Beginn unsrer Reise die ersten angenehmen Stunden.

Tags darauf gelangten wir an die Ufer des großen Flusses Desaguadero, welche gegen die so eben geschilderte Scene auffallend kontrastirten. Diese — das eigenste Bild der Verödung und Unfruchtbarkeit — erinnerten mich an die Gestade des todten Meeres, oder an die fabelhaften Ufer des Höllenflusses. Da war keine Spur von Vegetation an den jähen Wänden des unheimlichen Flusses, dessen tiefes schwarzes Brackwasser unter unsern Füßen dahin brauste. Unsere Erscheinung lockte aus den wenigen elenden Hütten daselbst ein Dutzend schmutziger gespensterartiger Weibergestalten, deren schwarze Eisenlocken unordentlich über den Rücken hingen. Sie hatten uns Nichts zum Kaufe zu bieten, und außer einigen gleich ihren Besitzern halbverhungerten Ziegen sahen wir Nichts, keine Wurzel, kein Kraut, das ihnen Nahrung bot. Selbst die Sonne schien diesem traurigen Strand nur ungern ihre Strahlen zu verleihen. Zunächst jenen Hütten wohnte der Fährmann, dessen Wesen und Benehmen sehr geeignet war, den seltsamen Eindruck des Ganzen zu erhöhen. Argwohn und schmutzige Habsucht sprach aus Ton und Blick. Als wir in seine finstere Höhle traten, fanden wir in der Mitte einen runden, massiven Tisch, dem Hackblock eines Fleischers nicht unähnlich. Sonst unterschied ich in der Dunkelheit Nichts, als im Winkel die Ueberreste eines zerbrochenen Gewehrs. Die Fähre bestand in zwei zusammengebundenen Kanoes, über welchen ein zwanzig Fuß langes Gerüste befestigt war. Beim Uebersetzen wurden mehrere Karren mit Wein, getrockneten Früchten u. s. w. sehr beschädigt. Die Ueberschiffung dauerte bis zum Einbruch der Nacht, und unser alter argwöhnischer Charon war übelgelaunt, da er den Supercargo bezüchtigte, ihn um einen Theil des Fahrgelds verkürzt zu haben.

Am 31 erreichten wir San Luis de la Punta, dieß ist einer der jämmerlichsten Wohnsitze, wo jemals sich Menschen aufgehalten haben. Kein einziges Haus geweißt; der Marktplatz voll Schutt, die Kathedrale, das Stadthaus eine Masse von Ruinen, unter welchen eine einsame Schildwache ab- und zuschreitet.

Nach drei Tagen brachen wir von San Luis de la Punta auf und begrüßten mit Einbruch der Nacht die anmuthigen Ufer des Rio Quinto. Am folgenden Morgen ritt ich mit dem Supercargo, einem verständigen jungen Mann, Namens Blas Valder, voraus. Ueber den vereinzelten Berg Morro gelangten wir nach Portezuelo. Hier öffnete sich vor uns die schönste, nach allen Seiten unabsehbar Grasfläche, frei von Gebüsch, Gestrüpp und sonstigen Gegenständen, welche die Aussicht beschränken. Auf einem einzigen Punkt am Rande des Horizonts erblickten wir ein Haus, wo wir einen reichen Gutsbesitzer trafen, in dessen Familie wir drei angenehme Tage verlebten. Nachdem wir dieses gastliche Obdach verlassen, kamen wir am 9 September nach Villa del Rio Quinto, dessen wohl bebaute Umgebung ihren Flor dem bewässernden Flusse verdankt. Die Stadt gehört in den Gerichtsbezirk von Cordova und hat eine Bevölkerung von viertausend Seelen. Nachdem wir einen Tag und eine Nacht hier geblieben, gelangten wir nach dem malerisch gelegenen Dorf San Bernardo, wo wir übernachteten. Am 11 setzten wir bei Paso del Durazno über den Rio Quarto und gelangten am nächsten Tag in das kleine Dorf Reduction. Hier fanden wir die Einwohner, in Erwartung eines Angriffs der Indianer, eifrigst beschäftigt, einen Erdwall auszubessern. In geringer Entfernung hinter diesem Platz gewahrten wir Damhirsche, auf welche wir sogleich Jagd machten; einige derselben ritten wir mit unsern Pferden nieder, andere fingen wir mit Wurfschlingen (bolas), oder erlegten sie mit unsern Büchsen. Anfangs wollten meine Begleiter das Fleisch derselben nicht kosten, weil es ranzig und ungesund sey; mein Beispiel aber ermunterte sie, und jetzt zogen sie es jedem andern vor. Später entdeckte ich den Grund dieses Widerwillens der Südamerikaner vor dem Wildprät darin, daß sie es gewöhnlich gleich nach der Tödtung aßen; in welchem Zustand es nicht nur hart und unschmackhaft; sondern wirklich ungesund ist. Sie konnten nicht begreifen, daß ein mehrtägiges Aufbewahren keine übeln Folgen für das Fleisch haben sollte. Nachdem aber der Versuch gemacht war, erkannten und benützten sie den Vortheil.

Am 13 September kamen wir nach Punta del Sauce, einem armseligen Städtchen am Rio Quarto, der die Grenze des In-

dianergebiets, der Pampas, bildet, einer menschenleeren, vierzig Stunden breiten Ebene, die sich von Rio Saladillo bis Melinque erstreckt. Auf unserm ganzen Zug von San Bernardo bis hieher begleiteten uns fast immer so dichte Schwärme großer, wohlbeleibter Heuschrecken, daß sie oft buchstäblich die Sonne verdunkelten und einen Schatten auf die Erde warfen, als ob eine dichte Wolke vorüberzöge. Sie erhoben sich in fast ununterbrochenen Massen vor den Füßen unserer Pferde, wenn wir vorgaloppirten, so daß wir das Gesicht mit dem Poncho bedecken mußten, um uns vor ihrem Bisse zu verwahren, der oft von schlimmen Folgen ist, besonders, wenn er in die Augen geht. Obgleich Punta del Sauce in Folge wiederholter Raubanfälle der Indianer in Trümmern lag, so zeigten sich doch überall die Spuren der Handelsthätigkeit der Bewohner. Das Städtchen enthält nicht weniger als sechs Läden für europäische Waaren, die daselbst gegen Pferde= und andere Häute umgesetzt werden. Ein solcher Laden (pulperia) in den Pampas ist schon aus großer Ferne an der Fahne erkenntlich, die vor demselben an einer Stange aufgepflanzt ist. Der Gouverneur, ein wackerer junger Mann, hatte fünfzig Milizen unter seinem Befehl, an deren Spitze er von Zeit zu Zeit in einem Umkreis von hundert Meilen die Runde macht, um die Gegend von den Indianern zu säubern. Diese Streifzüge dauern oft einen ganzen Monat; man versieht sich aber bloß auf die ersten zwei Tage mit Lebensmitteln, in Hoffnung, durch die wild laufenden Thiere den fernern Unterhalt zu finden. Das Casuarfleisch wird allem andern vorgezogen, dann folgt das der Maulesel, nächst diesem das der Pferde, zuletzt das eigentliche Wildbrät. Hornvieh giebt es nicht in diesen Ebenen; zuweilen wird ein Kuguar erlegt, dessen Fleisch für einen Leckerbissen gilt. An dieser Stadt bemerkten wir ein verfallenes aus Lehm erbautes Fort mit einer einpfündigen Drehbasse, diese aber so verdorben, daß mehr Gefahr dem Abfeurer, als dem Feinde droht. Ein langer, unbrauchbarer Vierpfünder der in dem Montenerokrieg vernagelt worden war, lag auf dem Boden.

Verläßt man Punta del Sauce, so hört alle Bevölkerung auf; nur hier und da erblickt man eine Hütte (puesto), von Leuten bewohnt, welche sich in den Pampas durch die Jagd auf wilde Stuten (der Häute wegen) einen unsichern Unterhalt erwerben. Sie verlassen ihren Wohnsitz, sobald ihre Beute seltener wird, und verfolgen ihre Lebensweise nur so lang, bis sie eine Summe erübrigt haben, um damit anderswo Viehzucht zu treiben. Für die Stutenjagd selbst aber bedürfen sie bereits einer Heerde von zweihundert zahmen Pferden, welche so abgerichtet sind, daß sie einer am Hals des gelehrigsten aufgehängten Schelle — deshalb madrina genannt — folgen. Die Hengste dieser Heerde braucht man zum Reiten, die Mutterpferde bloß zur Zucht. Zwei oder mehrere Gauchos stehen zusammen und bauen in der offenen Wüste ein Lehmhaus, das sie mit Binsen überdachen; worauf sie mit unglaublichen Beschwerden aus großer Ferne Pfahlwerk herbeischaffen, um einen geräumigen Hof (corral) einzuzäunen. Von da aus durchziehen sie das Land, wo sie oft viele Tage lang unter kein Dach kommen, kaum etwas schlechtes Wasser für ihren Durst finden, und das Fleisch, das sie erbeuten, aus Mangel an anderem Brennstoff, an einem Feuer von Pferdemist oder Pferdeknochen rösten. — Die Art, wie sie die wilden Pferde fangen, ist ganz einfach und unbeschwerlich. Sobald sie eine Heerde ansichtig werden, treiben sie ihren zahmen Trupp unter sie, und, nachdem sie sich vermengt, alle zusammen nach dem Puesto in den Hof. Hier werfen sie den wilden Stuten der Reihe nach die Schlinge über, schleppen sie vor den Bezirk hinaus und schlachten sie ab. Da es ihnen bloß um die Häute zu thun ist, so bleiben die Reste als Fraß den Geiern und andern Raubvögeln, welche sich in zahllosen Schwärmen um diese ekelhaften Fleischbänke sammeln. Oft liegen nicht weniger als hundert solcher Kadaver beisammen. Sind die Pferde feit, so gebrauchen die Gauchos das Fett zu ihren Feuern und Lampen; gewöhnlich aber ist die Haut der einzige Gewinn. Auf unserer Reise über die Ebene konnten wir die Lage der Puestos immer schon von Ferne an der Vogelwolke erkennen, welche über ihnen schwebt. Wenn wir dann näher kamen, so stieg uns ein unausstehlicher Modergeruch in die Nasen, und der erste Gegenstand, der uns in die Augen fiel, war ein Haufe weißer Beinerasche in der Nähe der Hütte. Alle jungen Hengste, welche sie mit den Mutterpferden fangen, werden innerhalb einiger Tage gezähmt und an den Sattel gewöhnt; die Häute der Stuten aber, an der Sonne getrocknet, in der nächsten Stadt, das Stück zu einem halben Dollar, verkauft. Von da gehen sie in größern Vorräthen auf Karren nach Buenos Ayres ab, wo sie — das Stück zu einem Dollar und sechs Realen — abgesetzt werden. In dieser Gegend mußten wir uns stündlich auf einen Besuch der Indianer gefaßt halten. Unser Supercargo hatte daher zu Punta del Sauce einen flinken Gaucho aus Cordova und einen riesenhaften Mohren gedungen, welche beide mit dem Lande wohlbekannt waren und den Auftrag erhielten, vor der Truppe her Alles zu beobachten, damit wir von diesen Raubhorden nicht unversehens überfallen würden. Der Distrikt, durch welchen wir jetzt kamen, war ein flacher Waldegrund. Am 20 setzten wir über den tiefen Rio Saladillo und betraten das Gebiet der Indianer. Nachdem wir aus dem etwas salzigen Wasser des Flusses unsere Krüge gefüllt hatten, reisten wir mit möglichst geringer Unterbrechung Tag und Nacht fort, da es nicht sicher schien, einen Augenblick länger, als nöthig war, in diesen Wildnissen zu verweilen. Bei Tage gewährte uns die Jagd auf Damhirsche und Rebhühner einen angenehmen Zeitvertreib; von beiderlei giebt es hier Ueberfluß. Die Rebhühner fingen wir mit Roßhaarschlingen, die an einer Stange befestigt waren, oder indem wir sie schnell in immer engern Kreisen umritten, bis sie eingescheucht und schwindlicht wurden und mit der Reitgerte getödtet werden konnten.

(Schluß folgt.)

Crawfurds Gesandtschafts=Reise nach Siam und Cochinchina.

Die Audienz bei Hof. Die weißen Elephanten. Verfassung, Klima und Produkte 2c.

(Fortsetzung.)

Eine unermeßliche Volksmenge hatte sich in der Nachbarschaft des königlichen Palastes versammelt, um den Einzug der Gesandtschaft zu sehen. Nur die vier brittischen Offiziere, welche

sich in der Gesandtschaft befanden, erhielten die Erlaubniß, in den Audienzsaal zu treten, und zwar bloß baarfuß.

„Der Thür des Audienzzimmers gegenüber" erzählt Crawfurd, „stand ein ungeheurer chinesischer Spiegel, aus vielen Stücken zusammengesetzt, welcher einen Schirm bildete, der das Innere des Raumes vor unseren Blicken verbarg. Wir waren kaum an diesem Orte angelangt, als wir eine lärmende Musik von Blasinstrumenten mit einem lauten Geschrei oder Geheul hörten, welches, wie wir nachher erfuhren, die Ankunft Sr. Majestät verkündigte. Wir gingen auf der rechten Seite vor dem Schirm vorbei, nahmen unsere Hüte ab und machten nach europäischer Sitte, wie man uns zugestanden hatte, eine respektvolle Verbeugung. Jeder Fuß von dem großen Saale, in dem wir uns nun befanden, war im buchstäblichen Sinne so voll von hingestreckten Hofleuten, daß es eine schwierige Aufgabe war, sich zu bewegen, ohne auf einen Staatsmann zu treten. Die Rangordnung wird bei solchen Gelegenheiten nach dem näheren oder entfernteren Verhältnisse zum Throne bestimmt, so daß die Prinzen ihren Platz unmittelbar am Fuße des Thrones einnahmen, hinter ihnen die Minister u. s. f. bis herunter zu den untersten Beamten, die an der Audienz Theil nehmen durften. Wir setzten uns ungefähr in die Mitte vor dem Schirm, und machten mit den Hofleuten zusammen dem Throne unsere Ehrfurchtsbezeugung, welche in einer dreimaligen Erhebung der gefalteten Hände mit jedesmaliger Berührung der Stirn bestand. Zum vollständigen Komplimente der Siamesen gehört jedoch eine Verbeugung des Körpers, wobei man sich mit der Stirn auf den Boden wirft. Ich hielt unseren Platz zwar gerade für keinen Ehrenplatz, aber doch für den höchsten, den man Willens wäre, uns anzuweisen, allein wir hatten kaum unsere Huldigung dargebracht, als man uns ersuchte aufzustehen und zu folgen; nachdem wir dem Throne halbwegs näher gerückt waren, mußten wir uns wieder niedersetzen. Uns erst einen Platz anweisen, um uns dann nach einem zweiten ehrenvolleren zu führen, war offenbar nur ein Kunstgriff, wodurch wir zu einer größeren Anzahl von Reverenzen, als wozu wir uns verbindlich gemacht hatten, vermocht werden sollten; denn wir hatten uns kaum zum zweiten Male niedergelassen, als der ganze Hof neue Komplimente machte, in welche wir einstimmen mußten, wenn wir Lebensart zeigen wollten.

„Das Audienzzimmer schien mir ein großer Saal von schönen Verhältnissen zu seyn; er maß ungefähr achtzig Fuß in der Länge, etwa vierzig in der Breite, und dreißig in der Höhe. Zwei Reihen von zehn schönen hölzernen Säulen bildeten einen Gang von der Thüre bis zum Throne. Die Wände und die getäfelte Decke waren hochroth angestrichen, der Kranzleisten der ersteren vergoldet und die letztere reich mit goldenen Sternen besetzt. Zwischen den Colonnaden bemerkten wir einige hübsche Kronleuchter von feingeschliffenem englischem Glase. Die Dekoration war im Ganzen geschmackvoll, einige elende Zimmerlampen von batavischem Fabrikat an den Säulen abgerechnet, welche die Ehre, dem Könige zu leuchten, aller Wahrscheinlichkeit nach nur ihrer ausländischen Abkunft verdankten. Der über und über vergoldete, etwa fünfzehn Fuß hohe kegelförmige Thron nebst seinem Zubehör nahm das ganze obere Ende des Saals ein. Ein Paar Vorhänge von goldener Stickerei auf gelbem Grunde verhängten diesen Theil des Saales so weit, daß sie nur den Thron freiließen, vor den sie jedoch nöthigen Falls auch hergezogen werden konnten. Vor dem Throne standen auf dem Boden mehrere goldene Sonnenschirme von verschiedener Größe; sie bildeten Pyramiden von Baldachins, die sich manchmal in siebzehn Aufsätzen über einander erhoben. Der König auf dem Throne sah eher einer Bildsäule in einer Nische als einem lebenden Wesen ähnlich. Er hatte einen langen weiten Rock aus goldenem Zeuge mit sehr weiten Aermeln an. Sein Haupt war ohne Bedeckung, denn er trug weder eine Krone, noch irgend eine andere Auszeichnung darauf. Neben ihm lag ein goldener Scepter. Der Anblick des Audienzzimmers, die Menge von Hofleuten am Fußboden, die Stellung des Königs und das feierliche Schweigen vereinigte sich zu einer Scene von großer Wirkung, die uns mehr an ein Gotteshaus voll Andächtiger erinnerte, die im Begriffe sind, heilige Gebräuche ihrer Religion zu verrichten, als an das Audienzzimmer eines weltlichen Monarchen. Der König schien ein Mann von 50—60 Jahren, er war von ziemlich kleiner Statur und etwas untersetzt. Seine Gesichtszüge hatten einen sehr gemeinen Ausdruck, welcher der bekannten Stumpfsinnigkeit und Schlaffheit seines Charakters entsprach: wiewohl es schwer hielt, über diesen Punkt ganz klar zu werden, theils wegen unserer großen Entfernung vom Throne, theils wegen des Helldunkels, in welches derselbe, offenbar um uns zu mystificiren, gestellt worden war. Zur linken Seite des Thrones sahen wir die tragbaren Gegenstände von den Geschenken des Generalgouverneurs liegen: ein Sekretär las eine Liste davon ab, und ich zweifle nicht, daß man sie für einen Tribut oder ein Opfer erklärte. Der Brief des Generalgouverneurs aber wurde weder vorgelesen noch übergeben trotz der ausdrücklichen Zusage, die wir deshalb erhalten hatten. Hierauf geruhte Se. Siamesische Majestät einige Worte in einem tiefen orakelmäßigen Tone an uns zu richten. Einer von den ersten Staatsbeamten theilte sie einer Person von niederem Range mit und diese unserem Dolmetscher Ko-tschai-schai hinter uns, der sie uns ins Malaiische übersetzte. „Der Generalgouverneur von Indien (wörtlich der Herr von Bengalen) hat Euch nach Siam geschickt — was ist Euer Geschäft?" — Man gab als Antwort eine kurze Auseinandersetzung der Handelsangelegenheiten. — „Seyd Ihr mit Vorwissen des Königs von England geschickt worden?" — Man erwiederte, wegen der großen Entfernung von England habe der Generalgouverneur die Führung der Geschäfte mit den entfernten östlichen Völkern unmittelbar zu leiten. — „Ist der Generalgouverneur von Indien ein Bruder des Königs von England?" — Der Generalgouverneur sey von Jugend auf ein persönlicher Freund des Königs von England gewesen, aber kein Bruder. — „Wie weit sind der König von England und der Generalgouverneur im Alter von einander verschieden? — War der Generalgouverneur wohl, als Ihr Bengalen verließet? — Wohin seyd Ihr gesonnen von Siam zu reisen? — Besucht Ihr auf Eurer Reise alle Länder in friedlicher Absicht? — Seyd Ihr gesonnen Hué, die Hauptstadt von Cochinchina, zu besuchen?" — Nachdem Se. Majestät

auf diese verschiedenen Fragen, die zugleich vorgelegt wurden, Antwort erhalten hatte, schloß der König mit folgenden Worten: „Ich bin erfreut, die Gesandtschaft des Generalgouverneurs von Indien hier zu sehen. Alles was Ihr zu sagen habt, theilt dem Minister Surirwangkosa mit. Was wir hauptsächlich von Euch zu haben wünschen, sind Feuergewehre." — Se. Majestät hatten kaum diese Worte ausgesprochen, als wir einen lauten Schlag wie von einem Stecken gegen einen steinernen Fußboden hörten, worauf sich die Vorhänge mit Hülfe eines verborgenen Mechanismus vor dem Throne zusammenschoben. Dann folgte dieselbe Musik von Blasinstrumenten, und dasselbe wilde Geschrei, wie bei unserem Eintritte. Die Hofleute fielen mit dem Antlitz zur Erde, berührten sechsmal hinter einander den Fußboden, und wir machten der Uebereinkunft gemäß in aufrechter Stellung dreimal unsere Ehrfurchtsbezeugungen. Nunmehr setzten sich die Hofleute zum ersten Male aufrecht, und wir wurden ersucht, es uns bequem zu machen, uns unbefangen umzusehen, und den Glanz und die Pracht des Hofes zu bewundern, — so lauteten ungefähr die Worte unseres Dolmetschers, in denen er uns dazu aufforderte.

„Während der Audienz war ein starker Regen gefallen, und es regnete noch. Se. Majestät ergriffen diese Gelegenheit, jeden von uns mit einem kleinen Regenschirm zu beschenken, und zugleich ließen sie uns melden, daß wir die Merkwürdigkeiten des Palastes nach Belieben in Augenschein nehmen könnten. Als wir auf die Schwelle des Audienzzimmers traten, sahen wir, daß der Hofraum und die Wege vom Regen ungemein naß und aufgeweicht waren. Wir forderten natürlich unsere Schuhe, welche wir an der ersten Thüre hatten stehen lassen, allein das war eine Gnade, deren wir nicht theilhaftig wurden, indem man uns bedeutete, daß nicht einmal die Prinzen von Geblüte in dem Heiligthume, wo wir uns jetzt befänden, Schuhe tragen dürften. Da es unverständig gewesen wäre, darüber eine böse Miene zu zeigen oder Einwendungen zu versuchen, so blieb uns Nichts übrig, als unbeschuht der Befriedigung unserer Neugierde nachzugehen. Die größte von den Merkwürdigkeiten, die wir hier zu sehen bekamen, waren die weißen Elephanten, welche bekanntlich ein Gegenstand ausgezeichneter — man kann wohl sagen abgöttischer — Verehrung sind in allen Ländern, wo der Buddhismus herrscht. Der jetzige König besitzt nicht weniger als sechs solche Seltenheiten, also mehr, als je ein Siamesischer Monarch besessen hat, und dieser Umstand wird für besonders günstig für seine Regierung gehalten. Viere davon wurden uns gezeigt. Die beiden andern, hieß es, seyen so unbändig, daß man sie nicht ohne Gefahr zeigen könne. Sie kamen einer ächten weißen Farbe näher, als ich für möglich gehalten hatte. Sie hatten alle mehr oder weniger einen fleischfarbenen Anstrich, was von der Blöße ihrer Haut herrührt, weil die Elephanten von Natur nur sehr wenig Haare haben. Es zeigten sich keine Symptome von Kränklichkeit, Siechthum oder unvollkommener Ausbildung an ihnen; ihre Höhe maß 6 Fuß 6 Zoll. Als wir nach ihrer Geschichte fragten, erfuhren wir, daß sie sämmtlich aus dem Königreiche Lao und Kambodscha stammten, kein einziger aus Siam selbst oder den malaiisch-siamesischen Ländern, welche auch wirklich unseres Wissens nie einen weißen Elephanten hervorbringen. Die Seltenheit der weißen Elephanten ist ohne Zweifel der Grund von der Verehrung, die ihnen gezollt wird. Dem Buddhisten, der an die Seelenwanderung glaubt, liegt der Gedanke nicht fern, daß der Körper einer so seltenen Erscheinung die zeitliche Hülle irgend einer vornehmen Person auf ihrem Wege zur Ausbildung sey. Dieß ist der verbreitete Volksglaube, und demzufolge hat jeder weiße Elephant den Rang und den Titel eines Königs mit einem passenden Namen, der seine Würde bezeichnet, z. B. der reine König, der wundervolle König u. s. w. Ein Jesuit, der von diesem Gegenstande spricht, sagt daher naiv, der König von Siam reite auf keinem weißen Elephanten, weil dieser ein eben so großer Monarch sey, als Se. Majestät. Jeder von denen, welche wir sahen, hatte einen besonderen Stall, und nicht weniger als zehn Wärter. Die Zähne der Männchen waren mit goldenen Reifen verziert. Auf dem Kopfe trugen alle ein goldenes Netz und auf dem Rücken ein kleines sammetes Kissen mit Stickerei. Diese Verehrung scheint indessen doch in Siam nicht soweit getrieben zu werden, daß man sie deßhalb jeder gelegentlichen Züchtigung überhöbe. Ein Wärter stachelte in unserer Gegenwart den einen so lange mit einem scharfen Eisen in den Fuß, bis Blut kam, obgleich Sr. Majestät Verbrechen Nichts war, als einen Bananenbüschel gestohlen oder vielmehr ohne erhaltene Erlaubniß davon genascht zu haben. In den Ställen der weißen Elephanten befanden sich außerdem noch zwei Affen, deren Gegenwart, wie die Wärter versicherten, ihre königlichen Pfleglinge vor Krankheiten bewahrten. Sie waren ebenfalls von einer vollkommen weißen Farbe, von ansehnlicher Größe, und gehörten zur Gattung der langgeschwänzten Meerkatzen. Obgleich schon lange in Gefangenschaft, genossen sie der besten Gesundheit."

Die Mitglieder der Gesandtschaft hatten die Erlaubniß, sich in der ganzen Stadt und Umgegend nach Gefallen umzusehen; wenn sie sich auf einem volkreichen Platze sehen ließen, wurden sie mit Geschrei bewillkommt. Das Volk schien die Britten nicht anders als Wunderthiere zu betrachten, oder wie wir etwa einen afrikanischen Wilden oder einen Osagen, der sich auf unsern Märkten sehen läßt. Der vornehmste Mann bei uns kann nicht fester von seiner Ueberlegenheit über diese rohen Natursöhne überzeugt seyn, als es der gemeinste Siamese in Bezug auf die brittischen Offiziere und ihre hindustanische Dienerschaft war. An der Vollkommenheit der Staatsverfassung, an der unvergleichlichen Größe ihres Monarchen, an dem Glücke ihres Landes zweifelte Keiner. Sie fanden nicht Worte genug, Alles würdig zu schildern. Der König war der Herr der Häupter, untrüglich und unendlich mächtig, ein Wesen zu erhaben, um mit einem Namen genannt zu werden. Der Staub seiner goldenen Füße würde eine Zierde der größten Krone seyn, auf welche er fiele. Der Monarch, den Crawfurd sah, beschäftigte sich nicht, wie es sonst bei diesen Erdengöttern Mode seyn soll, mit Hemdenstickerei, sondern mit der Vergoldung von Bildern für die Tempel. Wann ihn eine unbezwingliche Prügellaune anwandelte, so gingen ihm die Prinzen und Minister aus den Augen, um der Bastonade zu entgehen. Sein Vater hatte sechsunddreißig Stunden nach dem

Hintritte seines Vorgängers hundert und siebenzig Große des Reiches und andere Personen hinrichten lassen, von welchen er glaubte, daß sie seine Ansprüche auf die Krone nicht günstig beurtheilten. Grundgesetz des Reichs ist eine allgemeine Conscription, kraft deren die ganze männliche Bevölkerung zu öffentlichen Arbeiten, oder zu Diensten am Hofe oder im Heere der Regierung zur Verfügung gestellt wird. Diese Dienstleistungen, von welchen bloß die 50,000 Geistliche ausgenommen sind, kosten den Unterthanen vier Monate im Jahre. Der König ist der größte Kaufmann und die königlichen Monopole begreifen die werthvollsten Gegenstände in sich. Dieselben vornehmen Personen, welche mit der Verwaltung des militärischen, Civil- und Finanz-Departements beauftragt werden, sind auch die einzigen Richter und Magistratspersonen. Alle Arten von Verbrechen werden mit dem Bambus bestraft, Empörer und Hochverräther ausgenommen, die man von Elephanten zertreten oder von Tigern zerreißen läßt. Es ist im Ganzen genommen ein recht artiger Despotismus, der, indem er die Zahl der Arbeiter schwächt, das Fortkommen derselben erleichtert. Indessen sollte man doch erwarten, daß bei dem gesunden Klima und dem fruchtbaren Boden von Siam etwas mehr als 14—15 Seelen auf die Quadratmeile kämen. Allein außer so manchen politischen und moralischen Ursachen, welche dem Wachsthume der Bevölkerung im Wege stehen, giebt es hier zwei physische Ursachen, die auf die Entvölkerung wirken — die Pocken *) und die Cholera Morbus. Im Jahre 1820 richtete die letztere entsetzliche Verwüstungen in Siam an, nachdem sie drei Jahre lang in Hindustan gewüthet hatte. Crawfurd bemerkt, daß diese Pest damals mörderischer gewesen sey, als irgend eine andere frühere. Sie erstreckte sich von Arabien bis nach China über 90 Grade der Länge, und von Java bis zum Himalaya über 40 Grade der Breite. Beinahe alle gebildeten und civilisirten Nationen des tropischen Asiens wurden in das allgemeine Verderben verwickelt und mehrere Millionen Menschen kamen um. Ein Chinese behauptete in einem Gespräche mit dem Verfasser, daß diese Pest eine nothwendige Maßregel der Natur gewesen wäre, das richtige Verhältniß zwischen Nahrung und Bevölkerung unter den Menschen herzustellen, da die größten Völker Frieden mit einander geschlossen gehabt hätten. In Bezug auf China mag der Chinese Recht haben; gewiß aber könnte das siamesische Reich, dessen Areal zu 190,060 geographischen Meilen (60 auf 1 Gr.) geschätzt wird, eine weit größere Anzahl von Menschen ernähren. Gegenwärtig ist es fast mehr ein Land der Thiere als der Menschen. Der Elephant wächst hier am Größten. Die Hauptstadt ausgenommen, wird er sowohl als Lastthier, als auch zum Reisen überall von Jedermann gebraucht. Die Hauptstadt von Lao, Lantschang, hat ihren Namen von der Menge von Elephanten, welche die Einwohner halten, indem das Wort im Siamesischen zehn Millionen Elephanten bedeutet. Die Elephanten-Jagd ist mühsam und gefährlich. Der Elfenbeinhandel ist ein königliches Monopol. Auch das Nashorn trifft man in Siam in ungewöhnlicher Anzahl. Die Chinesen legen dem Nashorn allerhand Heilkräfte bei, weshalb die Haut desselben beinahe zweimal soviel werth ist, als irgend eine andere Thierhaut. Der Theil von Kambodscha, welcher gegenwärtig zu Siam gehört, und einige Gegenden an der Gränze von Siam liefern das als Apothekerwaare und Färbestoff wohl bekannte Kambodscha-Gummi, das von einer Art von Garcinia gewonnen wird, die sonst nirgends vorkommen soll. Man macht Einschnitte in die Rinde des Baums, und läßt das Gummi in Gefäße tröpfeln, worauf es sich von selbst verdichtet, und ohne weitere Zubereitung auf den Markt gebracht wird. Vor Allem rühmt Crawfurd das siamesische Obst; er hält es für besser als im ganzen übrigen Indien. Die Hauptarten sind der Mango, der Mangustin, die Orange, der Durian, der Letschi und die Ananas. Die besten Sorten sind ausländischen Ursprungs. Die ganze Umgegend von Bankok ist ein Wald von Obstbäumen. In dem kühlenden Zucker dieser Früchte that sich die brittische Gesandtschaft vom April bis Juli gütlich.

Auf ihren Excursionen besuchten die Britten häufig die buddhistischen Kirchen; die alle zugleich Klöster sind. In einem dieser Tempel betrug die Zahl der ordentlichen Mönche (Talapoins) fünfhundert, und die Zahl der Novizen und Pfleglinge sieben hundert und fünfzig, und wie man versicherte, befanden sich daselbst nicht weniger als 1300 größere oder kleinere Bilder, darunter 400 Colosse. So stattlich und prachtvoll solche Gebäude sind, so werden sie doch nicht auf die Dauer gebaut, weil man es für verdienstlicher hält, neue zu bauen, als die alten auszubessern. Daher werden sie planlos vervielfältigt, um schnell wieder in Verfall und Vergessenheit zu gerathen. An Festtagen trifft man sie voll von Andächtigen beider Geschlechter; aber anstatt des feierlichen Ernstes, den Ort und Zeit erwarten lassen, herrscht überall Nichts als ein wilder Lärmen und eine ärgerliche Leichtfertigkeit. Die Kirchengänger lagen in dem einen Augenblicke andächtig vor ihren Götzen und machten in dem nächsten plumpe Späße oder sangen leichtfertige Lieder. So steckte z. B. der eine seine Cigarre an einem Rauchfasse an; der andere spielte auf einer Picciloflöte ein lustiges Liedchen vor einem Bilde und die Weiber mischten sich ohne Schleier unter das Gedränge, und lebten auf einem so vertrauten Fuße mit dem anderen Geschlechte, daß Crawfurd nicht umhin konnte, der Aussage seines Führers Glauben beizumessen, daß die Kirchen nicht selten zu verliebten Zusammenkünften gebraucht würden. Ohne Zweifel hat der Buddhadienst seinen Einfluß über einen bedeutenden Theil des Menschengeschlechts verbreitet, denn die Zahl seiner Anhänger mag leicht die größte seyn, deren irgend eine Religion in der Welt sich rühmen mag, aber daraus folgt nicht, daß die Buddhisten in der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten strenger seyen, als die Nachfolger anderer Glaubenslehren. Ihre Moral ist in folgendem Decalogus zusammengefaßt: 1) Du sollst keine Thiere tödten. 2) Du sollst nicht stehlen. 3) Du sollst nicht ehebrechen. 4) Du sollst nicht lügen und verleumden. 5) Du sollst keinen Wein trinken. 6) Du sollst nicht nach 12 Uhr essen. 7) Du sollst keine Schauspiele und öffentlichen Belustigungen besuchen, auch keine Musik hören. 8) Du sollst keine wohlriechenden Dinge gebrauchen, auch keine Blumen oder anderen Schmuck an dir tragen. 9) Du sollst auf keinem Bette schlafen

*) Die Einführung der Impfung hat diesem Uebel in neuester Zeit etwas Einhalt gethan.

oder liegen, welches mehr als eine Elle höher als der Fußboden ist. 10) Du sollst weder ausleihen, noch Schulden machen. —

Crawfurd macht hiebei die sehr richtige Bemerkung, daß der Abscheu vor Blutvergießen, welchen der Buddhismus seinen Anhängern einschärft, nicht im Geringsten vermocht hat, die Buddhisten menschlicher zu machen, denn die Geschichte der Cingalesen, Birmanen, Peguaner und Siamesen ist voll von Thaten der abscheulichsten Grausamkeit und Blutdürstigkeit; mit einem Worte, es giebt in Asien keine Länder, in welchen das menschliche Leben so gering geschätzt wird, als wo man Blutvergießen für eine Todsünde hält. In Siam fordert man ein strenges Halten der Gebote bloß von der Geistlichkeit. Die Laien glauben alle ihre Religionspflichten erfüllt zu haben, wenn sie die Geistlichen ehren, für ihren Unterhalt sorgen, in die Kirche gehn und die Feiertage halten. Jeder Siamese männlichen Geschlechts muß in seinem Leben einmal in den geistlichen Stand treten, wenn auch nur auf kurze Zeit. Dieser Schritt scheint eine Art von Confirmation zu seyn. Die Knaben erhalten beinahe ihre ganze Erziehung in den Klöstern. Unser Verfasser fand unter den Mönchen auch einen Javanesen, der ordinirt worden war, und befragte ihn um die Gründe seines Uebertrittes. Der Convertite ließ sich mit großer Lebhaftigkeit in eine ausführliche Beschreibung der Vortheile und Privilegien der siamesischen Geistlichkeit ein, als da sind Ansehen beim Volke, seine Kleider, Essen im Ueberfluß, und vor allen Dingen eine völlige Befreiung von Arbeit. Ein Prior lud Crawfurd zu sich ein: Alles zeugte von Wohlstand und Reichthum. An den Wänden hingen chinesische Bilder in goldenen Rahmen, englische Gemälde und Porträts von den berühmtesten englischen Schönheiten. Eine Anzahl von Geistlichen saß auf dem Fußboden und hatte auf zierlichen Lesepulten Bücher vor sich. Nonnenklöster giebt es nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Grattans Reisebilder.

(Uebersicht der neuesten englischen Literatur.)

(Fortsetzung.)

Denjenigen unserer Leser, denen Grattan's „Highways und Byeways" bekannt geworden sind, werden wir eine angenehme Botschaft bringen, indem wir ihnen eine neue Novellensammlung desselben Verfassers ankündigen. Seine genaue Bekanntschaft mit dem geselligen Leben im Auslande — welches, nach alle dem, was über diesen Gegenstand bereits gesagt worden ist, sey es durch die anziehende Fremdartigkeit der Formen, in denen es sich bewegt, oder der Charaktere, die es entwickelt, und der Katastrophen, welche es veranlaßt, immer den besten Stoff für den Roman darbietet — giebt ihm große Hülfsmittel, die nicht jedem Schriftsteller dieses Faches zu Gebote stehen. Das neueste Werk Grattans: „Reisebilder oder Erzählungen von Menschen und Städten (Traits of Travel, or Tales of Men and Cities. Lond. 1829. 3 volt. 12.) enthält ungefähr dreißig Geschichten und Skizzen in der bekannten Manier, welche zuweilen an die des geistreichen Verfassers der deutschen Reisebilder erinnert. Der dritte Theil beschäftigt sich ausschließlich mit Belgien; wo der Verfasser gegenwärtig lebt, und wir entlehnen aus demselben folgende Ansicht des Landes, welche dem Ganzen zur Einleitung dient. „Die Aussicht von Mont Cassel, auf der nördlichen Grenze von Frankreich ist, sollte ich meinen, in ihrer Art ohne Gleichen. Aussichten von unendlich größerer Mannichfaltigkeit und folglich auch von größerer Schönheit sind selbst im nördlichen Frankreich nicht selten. England besitzt Landschaften, die von einer Erhöhung gesehen, reichere Schätze zeigen. Gebirgsscenen lassen überall keine Vergleichung in Hinsicht auf wirkliche Ausdehnung zu; aber dennoch ist die Aussicht vom Mont Cassel ohne Gleichen.

„Das Auge, welches einen Umkreis von ungefähr zwanzig Meilen Tiefe, von dem Punkte der Beobachtung aus, umfaßt, ruht — besonders in der Richtung gegen Belgien — auf einem vegetabilischen Reichthum, auf einer Masse von dunkelem Grün, welches mit den Savanen am Susquehanna wetteifern könnte. Diese Verschwendung der Vegetation bezeichnet die Scene als einen von der Natur vorzüglich begünstigten Bezirk; aber der Mensch ist mit Beweisen seiner Vorliebe eben so wenig zurückgeblieben. Ueber dreißig Städte und dreimal so viel Dörfer, die von der Höhe aus unterschieden werden können, zeugen, daß die Civilisation in diesen grünenden Flächen lange ihre Heimat gefunden hat, und wir können uns denken, welche unermeßliche Bevölkerung auf diesem fruchtbaren Boden wimmelt.

„Dieser Verein ist es, welcher den außerordentlichen Reiz der Aussicht vom Mont Cassel bildet: der Verein von Ausdehnung und Reichthum, von Beweisen der Fruchtbarkeit und Industrie, die Verbindung, welche Natur und Kunst geschlossen haben. Aber beinahe Alles, was die Schönheit in einer Landschaft ausmacht, fehlt. Bäume und Spitzthürme giebt es, das ist Alles; und diese in so einförmiger Fülle, daß sie bald den Blick ermüden. Von Flüssen zeigt sich keine Spur; keine Erhöhung außer der, auf welcher wir stehen, keine Trümmer der Vorzeit, die sichtbar wären; mit einem Worte, kein Contrast, kein Wechsel; — und welche Aussicht kann ohne diesen schön seyn?

„Es war ein herrlicher Sommermorgen, als ich die gepflasterte Straße, die sich um den Hügel windet, herabstieg, und bald verlor ich die Vorstädte von Cassel aus dem Gesicht und trat in einen der Pässe dieser weiten und volkreichen Ebene, die nicht einen Gegenstand enthielt, der mein Interesse erregt, noch ein Wesen, das ich gekannt hätte. Da ich keinen anderen Zweck hatte, als den — neues Terrain zu suchen, so war es mir sehr gleichgültig, ob ich mich zur Rechten oder zur Linken wandte, und weder mit einem Reisehandbuch, noch mit einer Charte oder einem Führer versehen, war es reiner Zufall, daß ich die Straße nach Poperingues, dem nächsten Ort innerhalb der belgischen Grenze, einschlug. — —

„Indem ich so durch das sandige Defilé, welches von Cassel nach Poperingues führt, hinschlenderte, fragte ich umsonst nach der Grenze. Da die erstere Stadt — bis auf die letzte Theilung dieses Theils von Europa, welche sie zu Frankreich schlug — im belgischen Frankreich lag, so wird in der Umgegend ausschließlich flämisch gesprochen, außer etwa aus Gefälligkeit gegen Fremde französisch. So wie ich tiefer in das Land hineinkam, verstanden die Bauern keine andere Sprache; und ich hatte nicht wenig Mühe, mit der geringen Kenntniß derselben, die ich besaß, mich durchzuschlagen. Nicht ein Einziger von allen, die ich befragte, war im Stande mir den Gegenstand auszumitteln oder zu beschreiben, nach dem ich forschte. Einige gaben mir zu verstehen, daß sie mich nicht verstünden. Andere sagten mir: ich sey noch in Frankreich, wenn ich aber meinen Weg fortsetzte, würde ich ohne Zweifel nach Belgien kommen. Einer erklärte die Grenze für einen schmalen Graben irgendwo in der Gegend, aber nähere Auskunft, wo derselbe zu finden, konnte er mir nicht geben.

„Endlich gab ich diesen Punkt auf und ging meines Weges durch einen fruchtbaren Strich Landes, der indessen, ungeachtet seiner ausgezeichneten Cultur, einem eben erst trocken gelegten Moraste glich, welcher eine Fülle von Getreide, Flachs und Tabak, heraus-

sandte, während ringsumher Alles dicht von Hopfenpflanzen gedrängt war. Die ganze Scene war reich, bis zum Ueberfluß. Sie war völlig überladen. Er war „das Land des Honigs," in welchem Einem die Füße stecken blieben. Der abscheuliche Geruch des Flachses, welcher in den stehenden Pfützen weichte, mußte die übelsten Folgen für die Gesundheit mit sich bringen. Fieber und Seuchen waren auf allen Seiten sichtbar; und ich stürzte fort, als wenn ich aus einem Pesthause entfliehen sollte."

B i l d e r d i j k.

Mit Unwillen und — warum sollten wir es nicht sagen? — mit Schmerz hat es uns erfüllt, von dem neuesten Werke (Nieuwe Oprakeling, Dordrecht, 1827. 8.) von Wilhelm Bilderdijk, dem größten Dichter und einem der größten Gelehrten, deren die Niederlande seit mehr als einem Jahrhunderte sich rühmen können, in dem letzten Heft einer vielgelesenen niederländischen Zeitschrift (Letteroefeningen, April 1829) eine Anzeige zu finden, die zu keinem anderen Zweck geschrieben zu seyn scheint, als um jede Art von Hohn und Schmach über dem Haupte eines auch in seinen Fehlern achtungswerthen Greises auszuschütten. Auch in Deutschland sind wir es, und leider nur zu sehr, gewohnt, daß das ausgezeichnete Talent, daß das Genie, wo es sich zeigt, von den giftigen Zähnen des Neides zernagt, zerrissen wird; aber dieß ist doch selten mehr, als eine Prüfung, die zwar denen, von welchen sie ausgehe, auf keine Weise zur Ehre, dem Ganzen aber in den meisten Fällen zum wesentlichen Nutzen gereicht, indem echte Kraft sich zuletzt dennoch immer Bahn zu brechen weiß, wenn durch den Kampf erst die Spreu von den Kernen geschieden ist. Hier aber haben wir ein Beispiel, daß einem ausgezeichneten, ja erhabenen Geiste von seinem Vaterlande beharrlich Anerkennung versagt wird, während der literarische Pöbel von allen Seiten sein Jubelgeschrei darüber erhebt, daß dem greisen Haupte, welches noch immer, weder durch das Alter, noch durch langen Gram gebeugt, um mehr als Kopfeshöhe über die Menge emporragt, die wohlverdienten Kränze durch Afterrichter entrissen werden.

„Fast alle Stücke in dieser Sammlung, heißt es in der angezogenen Beurtheilung der „„Neuen Aufstörung,"" fast alle Stücke in dieser Sammlung sind Früchte der übeln Laune; einer Laune, wie sie dem bitteren Verdruß und dem Aerger über das Fehlschlagen und Unbefriedigtbleiben hoher Erwartungen eigen ist, zu deren Erfüllung das Alter und die Verzweiflung jetzt alle Hoffnung aufgiebt. Das Launige hat auch hier zwar viel Bitteres; aber es bleibt doch Laune und besitzt weniger Ungezogenheit, als Bilderdijk gewohnt ist, an den Tag zu legen. Die löbliche Gewohnheit des Mannes, gegen Jedermann ungezogen zu seyn, wird noch für ein vaterländisches Sprichwort eine Verbesserung nöthig machen. Da jetzt sogar ein Büttel seinen Zuschauern in einer artigen Zuschrift für die allgemeine Theilnahme dankt, die sich bei der ihm so wohlgeglückten Abthuung eines Mörders zeigte; — so wird ohne Zweifel das: „so brutal als ein Büttel" völlig unbrauchbar. Doch Bilderdijk hat dafür gesorgt, daß man dann wenigstens noch sagen kann: „so ungezogen als Bilderdijk!" Auch diese „Oprakeling" giebt hiezu einige Hoffnung, welche indessen anderwärts allerdings mehr, als hier (!) erweckt wird. Wo den brummigen Mann eigentlich der Schuh drückt, läßt er wider Willen in dem Gedicht „Erinnerung an das Anerbieten eines Lehrstuhls zu Kasan, im Jahr 1805" auf das Allerdeutlichste blicken. Hört nur den Anfang:

Voorzeker, 'k had my zelv' veel jammer mogen sparen, *)
Indien ik door d'Euxijn in 't midden der Tartaren
De toevlucht had gezocht, mij aangeboôn; waar rust
De hand my toestrekte en als aanloeg van de kust.
Daar had ik, en met nut, den Leerstoel mogen drukken,
Van onvermoeibre vlijt de zoete vruchten plukken,
En voor 't bereik te ver von nooit getemden haat,
Mijn kracht geeerd gezien, mijn zwakheid niet gesmaad;
't Uit zweet gewoekert brood, aan stillen haard gezeten,
Door d' afgunst niet vergald, als 't mijne mogen eten,
Niet nat van tranen, niet in 't barstend hart betreurd,
Noch aan mijn gade en telg als met den mond gescheurt etc.

„Hier hätte das Motto gepaßt, ruft der Beurtheiler aus;

O mihi praeteritos referat si Jupiter annos!

Könnte Bilderdijk doch das Jahr 1805 zurückrufen, vielleicht wäre er dann Professor geworden und Ritter u. s. w. u. s. w. Er ist, besonders nach seiner eigenen Meinung, zum Professor in omne scibile (sic!) geschickt und muß jetzt noch damit endigen, nach einem anderen Vaterlande, wäre es auch die Türkei, für seinen Sohn zu verlangen. Das ist recht ärgerlich. (!!) Eine Professur in der Hand, weggeworfen um einer unsichern willen, die jetzt wohl ausbleiben wird; wer kann da bei guter Laune bleiben? — Hört das Ende:

Geleid hem door dees tyd van gruwlen aan uw hand,
En schenk hem, waar't ook zij, een beter Vaderland! *)

„„Osten, Westen, zu Haus am Besten"" (Oost, west, t'huis best) ist also kein Bilderdijkscher Spruch."

„Bilderdijk scheint scheint selbst zu fürchten, daß seine Verse Langeweile erwecken werden, schiebt die Schuld aber auf Drucker und Herausgeber:

Schrikt dus vrij, mijn Tijdgenoten,
Van de verzen zonder end,
Die mij buiten wil ontvloten,
's Drukkers pers in 't daglicht zend.
Wijt aan die ze u mededeelen,
Niet aan my, zoo ze eens vervelen!
'k Weet het, alles heeft zyn maat;
Maar voor paarden, die, aan 't hollen,
In hun rennen suizebollen,
Weet de voerman hier geen raad.

By het scheemren van zijne oogen
Dravende over struik en hegg',
Blyft er niets in zijn vermogen
Dan te roepen, „Uit den weg!"
Nu dat roep ik. „Goede vrinden,
Die u niet bekocht wilt vinden,
By mijn oud eenzelvig lied!
Waar u 't boek op wil ont halen,
Hoordet gy reeds vijftig malen,
En, wat nieuw is, schaf ik niet. **)

„In dieser Recension der Gedichte, von Bilderdijk selbst, herrscht noch die meiste Wahrheit. Des Guten, und dieß ist zuweilen sehr vortrefflich, ist Wenig, in Vergleichung mit den vielen Versen, in denen Bilderdijks Pferde durchgehen. Hier heißt es beinahe überall: „„Aus dem Wege! Es sind Pferde durchgegangen!"" Schlimm ist es, daß dieß Rufen nur meist zu spät kommt und nur noch selten gehört wird."

Und auf diese Weise wagt ein Kritiker in einer Zeitschrift, die — obwohl im Auslande wenig bekannt — in den Niederlanden einer gewissen Achtung genießt, einen Mann abzufertigen, dessen Namen noch mit Ruhm genannt werden wird, wenn vielleicht alle seine mitlebenden Landsleute, gewiß aber alle die, welche jetzt über die vereitelten Hoffnungen des ehrenwerthen Greises spotten, längst in die ewige Nacht der Vergessenheit übergegangen sind!

*) Gewiß, ich hätte mir viel Jammer können sparen,
Hätt' ich die Zuflucht, die in Mitten der Tataren
Mir angeboten ward, durch den Euxin gesucht u. s. w.

*) Führ' ihn durch diese Zeit voll Greul'n an deiner Hand
Und schenk ihm, wo's auch sey, ein besser Vaterland!

**) Flieht nur, meine Zeitgenossen,
Vor den Versen sonder End,
Die, mir wider Will'n entflossen,
Druckers Preß' an's Tagslicht sendt. U. s. w.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 118. 28 April 1829.

Tagebuch eines englischen Lords auf dem Wiener Congreß.

Zweiter Artikel.

Ich zeichne bloß meine persönlichen Erinnerungen auf, und es liegt nicht in meinem Plan, mich mit den politischen Ereignissen jener Zeit zu befassen, die, so interessant und wichtig sie waren, zu sehr bekannt sind, als daß eine Erörterung derselben meinerseits der Mühe sich verlohnte. Außerdem gehören solche Gegenstände der Geschichte an, in deren Gebiet ich nicht gern eingreife; ich beschränke mich also darauf einige Cabinetgemälde zu liefern, die auf kein anderes Verdienst Anspruch machen, als auf das einer treuen Darstellung der Wirklichkeit.

Sobald Zibini fort war, beeilte ich mich der Gräfin von Fuchs, in ihrer Residenz zu Waldzell, meinen Besuch abzustatten, wo ich einen Kreis schätzbarer Freunde wußte. Die liebenswürdige Gräfin nahm mich mit derselben Güte auf wie im Jahr 1808. Ich fand sie jetzt umgeben von einem Haufen schöner Kinder. Sie führte mich bei ihrer Schwester ein, der Gräfin von Plattenberg. Hier wie auf der Redoute wurde ich mit Fragen bestürmt. Ich hatte meine Abentheuer in Rußland zu erzählen, meinen Schiffbruch auf dem schwarzen Meer, die Gefahr, in der ich während der Pest in Konstantinopel geschwebt; dafür theilte man mir Nachrichten von mehrern meiner Bekanntschaften mit, die, wie ich mich freute zu erfahren, das Glück nicht versäumt hatte. Nostitz, Tettenborn, Walmoden, Hessen-Homburg waren jetzt Generallieutenants; Borel, Balhem, Ompteda waren Minister; und Andere, obgleich weniger berühmt, hatten dem Schicksal nicht Weniger zu danken. „Ihr Freund Griffiths," „sagte die Gräfin," ist noch immer in Wien. Er wird hier von Banden festgehalten, die man nicht so leicht zerreißt. Aber was ist aus Ihrem Landsmann, dem jungen Sinclair geworden, dessen Abentheuer *) mit Bonaparte in Wien so viele Theilnahme erregt hat? „Ich habe ihn," erwiederte ich, „nicht mehr gesehen, seit wir von hier abgereist sind; aber Lady Davy, die ich voriges Jahr im Palast des Erzbischofs von Tarent in Neapel traf, sagte mir, daß er jetzt Parlamentsmitglied und ein ausgezeichneter Sprecher in den Reihen der Opposition sey. Das Eintreten der Prinzessinnen von Curland und der Stiftsdame Kinsky, mit welchen General Tettenborn kam, unterbrach unser Gespräch. Ich pries den Zufall, der mich mit der schönen Herzogin von Sagan und der lebhaften und geistreichen Stiftsdame zusammenführte. Die Unterhaltung wandte sich auf den Congreß, und eine Kritik der Fremden, die derselbe herbei gezogen hatte. Der Prinz von Hessen-Homburg und der junge Graf Woina wurden gemeldet; von ihnen vernahmen wir, daß große Zubereitungen zu einem Caroussel im Werk seyen, das in den kaiserlichen Marställen Statt finden und eines der schönsten Schauspiele werden sollte, von denen die Geschichte wüßte. Alle Abbildungen und Beschreibungen der gerühmten Caroussels unter Ludwig XIV, die man auftreiben könnte, würden zu Rath gezogen, um der Festlichkeit den möglichsten Glanz zu geben. Die Gräfin Edmund (vor ihrer Vermählung Prinzessin von Curland), die zu der Zahl der vierundzwanzig Damen gehörte, welche die Ehrenplätze einzunehmen bestimmt waren, bemerkte, daß, was bei dieser Gelegenheit von Putz zum Vorschein komme, Alles übertreffen müsse, was man sich von der Herrlichkeit der Damen des Hofs des „großen Monarchen" erzähle. „Ich glaube wirklich", fügte sie hinzu, „daß wir alle Perlen und Diamanten Ungarns, Böhmens und Oesterreichs tragen werden. Einige der präsidirenden Damen haben selbst den Schmuck ihrer Verwandten in Contribution gesetzt; so daß man darauf

*) Kurz vor der Schlacht von Jena wurde Georg Sinclair auf der Reise nach Wien von französischen Patrouillen verhaftet und in das französische Hauptquartier abgeführt. „Woher kommen Sie? und wohin wollen Sie?" fragte Bonaparte mit einem Ton der Stimme, der einem Todesurtheil vorherzugehen schien. „Ich komme von der Universität Jena" erwiederte der Jüngling, „und reise nach Wien, wo ich Briefe und Befehle von meinem Vater zu treffen hoffe." „Und wer ist Ihr Vater?" „Sir John Sinclair." „Sir John Sinclair? der über die Landwirthschaft geschrieben hat?" „Derselbe, Sire." Napoleon wechselte einige Worte mit dem General Duroc und setzte dann in milderem Tone seine Fragen fort. Sinclair, damals kaum achtzehn Jahr alt, verband mit einer einnehmenden Persönlichkeit ein umfassendes Wissen in Geschichte und Geographie und war namentlich mit den Verwandtschaftsverhältnissen der deutschen Fürstenhäuser aufs Genaueste bekannt. Er machte einen so günstigen Eindruck auf Napoleon, daß er, nach einer zweistündigen Unterhaltung mit ihm, Duroc befahl, ihn zu den Vorposten geleiten, und seine Reise fortsetzen zu lassen.

rechnen darf, Familien Juwelen zu sehen, die seit einem Jahrhundert das Tageslicht nicht mehr erblickt haben." „Nächst den Damen", sagte der junge Graf Woina, „deren Gegenwart natürlich den Hauptanziehungspunkt bildet, werden — ich bin es versichert — unsre prächtigen Pferde auch einen kleinen Tribut der Bewunderung ernten. Sie werden ihre Pas machen so anmuthig, als nur immer ein Hofcavalier seine Menuett tanzet." Während der Graf die Farben der verschiedenen Quadrillen beschrieb und von einigen der Ritter die Devisen nannte, zog mich Tettenborn bei Seite mit den Worten: wir haben einander Viel zu sagen und hier ist nicht der Ort dazu, unsre Mittheilungen zu beginnen. Aber wie wäre es, wenn wir uns um drei Uhr in der großen Allee im Prater träfen und dann im Augarten mit einander speisten? Dort könnten wir uns ungenirt unterhalten."

Die Prinzessinnen mit ihrem Begleiter Tettenborn verabschiedeten sich. Ich that dasselbe, da ich noch einen Besuch beim Prinzen de Ligne vor hatte, und mir daran gelegen war, jeden Augenblick zu benutzen, den er mir widmen wollte. Beim Abschied lud mich die Gräfin von Fuchs ein, meine Abende in ihrem Haus zuzubringen, wenn ich nicht sonst versagt wäre. Es war schon spät als ich hin kam, und ich traf ihn im Begriff in den Wagen zu steigen mit dem Prinzen Lambesc, der in der ersten Periode der französischen Revolution so viel Aufsehen gemacht hat. Er trat später mit Erlaubniß Ludwigs XVI in österreichische Dienste und führt noch jetzt den Titel Großstallmeister von Frankreich. Sie begaben sich nach Schönbrun, um den jungen Napoleon zu sehen, und luden mich ein sie zu begleiten. Diese Einladung mußte ich indessen ablehnen, um meiner Verabredung mit Tettenborn nachzukommen. „Ich bin morgen wieder dort," sagte der Prinz de Ligne, „und wenn Sie dann mitwollen, so melde ich Sie der Frau von Montesquiou; denn Sie müssen wissen, ich versehe — ad honores — das Amt des Großkammerherrn bei dem kleinen Herzog, der als König geboren wurde." „Um wie viel Uhr soll ich aufwarten?" „Um eilf Uhr."

Auf dem Weg nach Haus, wo ich mein Pferd holen wollte, begegnete ich dem Grafen de Witt, der umkehrte und eine Strecke mit mir ging. Ich drückte ihm meine Verwunderung über die Unzahl von Wagen aus, die an uns vorüberfuhren — einige zweispännig, andere vierspännig, alle von einer Form und Farbe und mit dem kaiserlichen Wappen geziert. „Der Kaiser von Oesterreich," sagte der Graf, „wünschte, daß alle Souveräne nebst ihrem Gefolge bloß seiner Wagen sich bedienen möchten — deswegen hat er dreihundert in Bereitschaft setzen lassen, die zu jeder Stunde bei Tag oder Nacht zur Verfügung unserer erlauchten Gäste stehen." Als wir über die Donaubrücke gingen, nahm General Uwaroff den Grafen am Arm, worauf ich mich empfahl und bald galloppirte ich nach dem Prater.

Eine Menge Hofkutschen, Gefährte aller Art, Reiter und Fußgänger belebten einen der schönsten öffentlichen Plätze, auf welchen eine Stadt stolz seyn kann. Kein Park oder Spaziergang in Europa bietet so viel Anziehendes dar als der Prater. Mit seinen vielen Kaffeehäusern, in welchen die Bewohner von Wien ihre Erholungsstunden nach den Arbeiten des Tages zubringen, mit seinem reichen Wechsel von Belustigungen und Genüssen, wo jeder Geschmack und jedes Alter das ihm Entsprechende findet, gleicht der Prater dem Schauplatz eines immerwährenden Festes, das im Schatten eines schönen Baumgartens gefeiert wird. Der Luxus der verschiedenen Erbstaaten des Hauses Oesterreich scheint sich unter diesen weiten Alleen von Kastanienbäumen zu vereinigen, die beinahe immer mit glänzenden Equipagen und mit Reitern auf Pferden von jeder Race, die mit echt ungarischen Reiterkünsten paradiren, bedeckt ist. In einem bescheidenen Phaëton sitzt der Herr dieser unermeßlichen Domänen mit seiner jungen reizenden Gattin, während ein Miethcabriolet ohne Ceremonie hinter ihm daher rasselt, und wieder von einem böhmischen Magnaten, oder einem polnischen Palatin, der mit Vieren fährt, überholt wird. Die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, das lärmende Getümmel, der durch die Anwesenheit der Fremden belebte deutsche Ernst — All dieß bildet ein sehr interessantes Gemälde. Man glaubt sich in eine Scene von Teniers, eine Landschaft von Ruysdael und unter einen Himmel von Claude versetzt. Am Ausgang der Allee wälzt die Donau ihre majestätischen Wogen, und wenn an einem schönen Frühlingsabend ein türkisches Kafé seine Rauchwolken durch die Bäume des Lusthauses wirbelt, so fühlt sich jeder Sinn befriedigt und der Gedanke drängt sich dem Gemüthe auf, daß, während in dem Kreis künstlicher Genüsse Alles sättigt und ermüdet, die Natur allein immer frische und unvergängliche Reize bewahrt.

Aus einer Träumerei dieser Art weckte mich die Erscheinung meines Freundes Tettenborn, der eine ganz verschiedene Ideenreihe in mir hervorrief. „Wir müssen eilen" sagte er, „daß wir nach dem Augarten kommen; ich habe dort ein Essen für uns bestellt. Es ist selten, daß man bei den Wiener Traiteurs gut speist, aber ich habe dießmal den kleinen Einfluß, den ich bei ihnen besitze, geltend gemacht, und Jean hat mir versprochen, sein Möglichstes zu thun." Nichts desto weniger zeichnete sich unsere Mahlzeit mehr der Quantität als der Qualität nach aus; doch war der Nachtisch gut, und als die Tockeierflasche aufgetragen wurde, begann Tettenborn seine Geschichte, wie folgt:

„Seit ich Sie zum letzten Male sah, folgten die Begebenheiten meines Lebens nicht weniger rasch auf einander als die Weltereignisse, aus welchen jene hervorgingen. Sie wissen, daß ich den Fürst Schwarzenberg auf seiner Gesandtschaft nach Frankreich begleitete. Ich befand mich in Paris zur Zeit der Geburt des Königs von Rom, und ich war der Courier, der diese Nachricht dem Kaiser von Oesterreich überbrachte." „Ich weiß es", bemerkte ich, „und ich erinnere mich in den Zeitungen gelesen zu haben, daß sie diese Reise in 4½ Tagen zurücklegten." „Allerdings," erwiederte er; „von Paris bis Straßburg ritt ich Fürst Schwarzenbergs Rennpferde, und von der österreichischen Gränze nach Wien hatte Fürst Joseph von Schwarzenberg auf allen Stationen für Unterlegepferde gesorgt. Ich brauche Nichts zu sagen von dem lustigen Leben, das ich nach meiner Zurückkunft in Paris führte. Frankreich stand damals auf der Mittagshöhe des Glücks und der Macht und die österreichische Gesandtschaft erfreute sich der besondern Gunst des Hofs. Zahllose Feste lösten einander ab mit der Geschwindigkeit wie gegenwärtig hier. In dem allgemeinen Jubel vergaß ich unglücklicher

Weise meine Ausgaben mit meinen Einnahmen ins Gleichgewicht zu setzen. Meine Gläubiger wurden ungeduldig, und ich überzeugte mich bald, daß es kein anderes Mittel gebe, mich aus der Verlegenheit zu ziehen, als den Schauplatz der Verführung zu verlassen. Aus den feenhaften Salons von Paris flüchtete ich mich nach den Kasernen meines Regiments, das damals in Baden in Garnison lag, und wahrhaftig, wenn ich mich in ein Trapistenkloster zurückgezogen hätte, konnte der Contrast nicht stärker seyn. In dieser fegfeuerartigen Quarantäne hatte ich einige Zeit ausgehalten, als die Fackel des Kriegs plötzlich über den ganzen Continent von Europa aufloderte. In Baden lebte ich zusammen mit Baron —, den ich von Jugend auf kannte und der in meinem Regiment Major war. Er theilte meine Ansicht, daß im österreichischen Dienste an schnelle Beförderung nicht zu denken sey. Baron, sagte ich zu ihm eines Tags, wir hätten jetzt eine schöne Gelegenheit unser Glück zu probiren. Gesetzt, wir treten in die russische Armee als Parteigänger. Der Dienst ist nicht hart, wir werden gut bezahlt, und aller Wahrscheinlichkeit nach rücken wir bald vor. Von Allem abgesehen aber will ich mich tausendmal lieber dem Schicksale in die Arme werfen, als das Leben fortsetzen, das ich hier führe. Ich wag's. Was sagen Sie dazu? Gehen Sie mit? Es geschieht oft, daß ein Augenblick im Leben *) über unsere ganze Zukunft entscheidet. Der Baron lehnte meinen Vorschlag ab und ich ging allein. Ach! wie oft hat er bedauert, mich nicht begleitet zu haben."

„Kein Zweifel", unterbrach ich ihn, „daß Reue und Verdruß ihm den Kopf verwirrten, als die Kunde von Ihrem Glücke sich verbreitete. Er bewohnte dasselbe Wirthshaus in Pesth, in dem ich auf meiner Rückreise von Konstantinopel einkehrte und das Zimmer, in welchem er sich die Hirnschale zerschmetterte, stieß an das meinige." „Ich beklagte mit tiefer Theilnahme sein klägliches Ende", sagte Tettenborn, „er war ein warmer Freund und ein braver Officier, und hätte er meinem Beispiele gefolgt, so zweifle ich nicht, daß das Glück gegen ihn nicht weniger wohlwollend gewesen wäre, als gegen mich. Wir müssen mit dem Strome schwimmen, wenn es vorwärts soll. Als ich zur russischen Armee kam, erhielt ich Befehl, ein Regiment Hanoveraner zu organisiren: ich entledigte mich schnell meines Auftrags. Das Regiment wurde unter mein Commando gestellt und drei Monate nach meiner Abreise von Baden nahm ich wieder denselben Rang ein, zu dem ich mich im österreichischen Dienst emporgeschwungen hatte. Ich wurde bald Generalmajor, und Sie werden in den Zeitungen gelesen haben, daß ich so glücklich war, Napoleons Militärcasse in meine Hände zu bekommen. Ein Theil ihres Inhalts fiel mir als Belohnung zu. Als Davoust Hamburg räumte, wurde mir das Commando dieses Platzes anvertraut. Ich schaffte manche der strengen Verordnungen ab, die der französische Marschall einzuführen sich bewogen gefunden hatte, und die Einwohner, um ihre Dankbarkeit zu bezeugen, überreichten mir das Bürgerrecht der Stadt in einer goldenen Capsel. Man überschüttete mich mit Ehren und Belohnungen. Ich erhielt die Decorationen der meisten militärischen Ritterorden und zuletzt krönten die alliirten Souveräne ihre Freigebigkeit gegen mich damit, daß sie mir die Güter von zwei westphälischen Klöstern verliehen, die mir jährlich 40,000 Gulden Einkünfte abwerfen. Diese Anhäufung von Glücksgütern hat mich aus allen Geldverlegenheiten erlöst, und meine Gläubiger waren nicht die letzten, die sich meines Glücks freuten. Ich bin jetzt ein bekehrter Roué und gedenke mich nächstens zu verheirathen. Meine Braut ist eine Dame, für die ich längst eine leidenschaftliche Zuneigung fühlte, und wenn auch der Knoten unsers Romans manchmal riß, so hoffe ich nicht, daß unsere Verbindung deswegen weniger glücklich seyn werde."

Wir plauderten in dieser Weise mit einander, ohne gewahr zu werden, wie schnell die Zeit entflieht, und es war schon 9 Uhr, als wir das Carlsthor Theater erreichten. Haydn's Schöpfung wurde gegeben, die Aufführung geschah mit all der Meisterschaft, der die Instrumentalmusik in Wien sich erfreut. Das Haus war glänzend beleuchtet und die Logen, von denen einige die Souveräne, den Rest die Mitglieder des diplomatischen Corps einnahmen, waren mit prächtigen Draperien behängt. Auf dem Parterre entfaltete sich ein Schimmer von Orden, daß man es das Parterre der Ritter hätte nennen können, wie man das Erfurter Theater das Parterre der Könige und Fürsten nannte. „Man darf sich indessen ja nicht einbilden," bemerkte Tettenborn, „daß diese Orden alle die Belohnung des Verdienstes seyen. Mit der Auszeichnung geht es wie mit den Pyramiden, die nur zwei Arten von Wesen zugänglich sind, dem kriechenden Gewürm und dem Adler."

Prinz-Wales-Insel.

Es war ein heiterer Nachmittag, sagt Obrist Nahuijs in seinen Briefen über die niederländischen Besitzungen auf Sumatra (Brieven over Bencoolen etc.), als wir auf der Rhede von Pulu-Pinang (Poeloe-Pinang, engl. Schreibart: Pulo Penang) vor Anker gingen, nachdem wir den ganzen Tag eine sehr angenehme Fahrt längs den hohen Bergketten dieser Insel und der gegenüberliegenden Küste von Queda gehabt hatten. Zwei Tage darauf saß ich an einer frühen Morgenstunde zu Pferde und ritt in langsamem Schritt den gewundenen Weg auf den hohen Erdbeerenberg (Strawberry Hill) hinauf, um mich an der kühlen und gesunden Luft, die auf dem Gipfel desselben weht, zu erquicken. Keine Feder vermag das große, entzückende, ja unvergleichliche Schauspiel, das sich hier meinen Blicken eröffnete, zu schildern. Auf einer Höhe von 2700 Fuß sitzt man in einem schattigen wohlriechenden Garten von Rosen und Erdbeeren. Unter sich sieht man, längs den vielen nach allen Richtungen sich durchkreuzenden Wegen, in einem schönen Thale die geschmackvollen Landhäuser der Europäer, weiter hin — vier Meilen von dem Fuß des Berges — die Stadt, das Fort Cornwall, die Rhede mit ihren

*) Graf Las Cases erzählt aus dem Munde Napoleons in seinem Tagebuche von St. Helena ein auffallendes Beispiel von sonderbaren Führungen des Schicksals: Serrurier und Hedouville waren im Begriffe nach Spanien auszuwandern, als sie auf eine Patrouille stießen. Der kraftvolle und junge Hedouville entkam über die Gränze und wähnte sich Wunder wie glücklich, in Spanien eine elende Existenz gefunden zu haben. Serrurier mußte in das Innere zurückfliehen, und wurde nachmals Marschall von Frankreich.

Schiffen, die Straße Malacca und jenseits derselben das feste Land der Küste von Queda, die nur durch eine Meerenge von sechs engl. Meilen von der Insel Pulu Pinang getrennt ist.

Es ist erst seit dem Jahre 1786, daß die Engländer auf dieser Insel, die einen Flächenraum von ungefähr 150 QM. (engl.) befaßt und unter dem 5° 26′ n. B. und 100° ö. L. (von Greenwich) gelegen ist, sich niedergelassen haben. In Folge einer Uebereinkunft mit dem Fürsten von Queda, welchem das Land gehörte, wurde gegen eine Summe von 6000 span. Matten die Insel den Britten abgestanden, und vierzehn Jahre später erwarben diese zu derselben auch noch gegen eine Kaufsumme von 4000 Matten ein Stück der gegenüberliegenden Küste, drei Meilen in der Breite und 20 Meilen in der Länge. Die Insel erhielt von den Engländern den Namen Prinz-Wales-Island, und während auf derselben zur Zeit ihrer Besitznahme nur wenige malaische Familien zu finden waren, hat sie gegenwärtig eine Bevölkerung von mehr als 60000 Einw. und ist der Sitz eines eigenen brittischen Gouvernements, dem außer der benachbarten Insel Singapore und den brittischen Besitzungen auf der Halbinsel Malacca neuerdings auch die von den Birmanen eroberten Provinzen Martaban, Ye, Tavai und Mergui untergeordnet worden sind. Die Stadt, die den Namen George-town führt, war bereits im Jahr 1823 von 13268 Seelen bewohnt, und das inländische Militär bildete ein Corps von 1600 Mann.

Die vorzüglichsten Erzeugnisse der Insel sind: Bauholz, Kokosnüsse, Ingber, Bataten, Jams, Pfeffer, Betelnüsse, Zucker und ein wenig Kaffee, der indessen nicht von der besten Qualität ist. Auch Reis wird gebaut, doch nicht in hinreichender Menge, um den Bedürfnissen der Einwohner zu entsprechen.

Der Besitz von Prinz-Wales-insel ist für die ostindische Compagnie in pecuniärer Hinsicht nichts weniger als vortheilhaft, indem die Ausgaben die Einkünfte aus den Zöllen ꝛc. um mehr als 150,000 span. Matten d. J. übersteigen; aber die commerciellen Vortheile, welche aus der Lage dieses Etablissements, halbweges zwischen dem brittischen Reiche in Ostindien und China, entspringen, wiegen die verhältnißmäßig geringen Administrationskosten (im J. 1822/23 331,138 span. Matten) mehr als hinreichend auf.

Ein chinesisches Gastmahl.

Ein chinesisches Gastmahl ist eine Merkwürdigkeit der ersten Größe, und es mußte für jeden Freund des Burlesken ein wahres Fest seyn, Zeuge eines solchen Schmauses seyn zu können. Einer der Hong-Kaufleute, Pan Kequa mit Namen, gab einer Anzahl von Beamten der ostindischen Compagnie ein Gastmahl, zu welchem auch der Verfasser der folgenden Skizze, die wir aus dem Calcutta-Oriental-Magazine entlehnen, das Glück hatte zugezogen zu werden.

Pan Kequas Behausung war auf der andern Seite des Flusses und bot uns ein treffliches Specimen chinesischer Baukunst dar: man konnte sie nicht eigentlich ein Haus nennen, denn sie bestand in einer Reihe von Gebäuden, die einzeln zerstreut waren, jedoch durch Seitenflügel zusammenhingen und zwischen denen man Blumenbeete und lotusbedeckte Wasserbehälter fand. Indem wir durch ein Labyrinth von Gemächern, Durchgängen, Hallen hindurchgeführt wurden, kamen wir mehreremale durch jene kreisförmigen Portale, die man auf dem chinesischen Porcellan so häufig gemahlt sieht. Eines von den verschiedenen Gemächern, die wir sahen, war zu einer Capelle eingerichtet und diente zum häuslichen Gottesdienst. Endlich gelangten wir in das Speisezimmer, das ein recht anständiger Saal war, und setzten uns, etwa fünfzehn an Zahl, zum Mahle nieder. Das Erste, was herumgereicht wurde, war Vogelnestsuppe, in kleinen Porcellantassen. Mir schien es eine recht wohlschmeckende Suppe, die ich mit Nichts so sehr zu vergleichen wußte, als mit Nudeln; aber mit Schildkröten- oder Wildentensuppe soll man sie nicht an einem Tage nennen. Es waren ungefähr zwanzig Gänge und unzählige Gerichte — ich zählte deren sechzig — die zu gleicher Zeit auf der Tafel standen. Die meisten waren in kleinen Schüsseln von dem schönsten Porcellan aufgetragen und in dreifacher Reihe mitten auf den Tisch gestellt. Man gab uns zu verstehen, daß wir mit gedämpften Taubeneiern, wilden Katzen, fricassirten Fröschen, gedörrten Würmern (die besonders beim Wein zum Nachtisch empfohlen wurden), mit Seeschnecken, Haifischen und ähnlichen Leckerbissen bedient wurden, denen das europäische Vorurtheil leicht einen andern Namen geben möchte; aber Alles war durch Beimischung von etwas wenig japanischer Soja — Kellerasseleessenz — äußerst schmackhaft geworden. Alles Fleisch, wie Fasanen, Rebhühner und Wildprett wurde in Stücke zerschnitten auf kleinen Tellern aufgetragen, was — da wir statt der Messer und Gabeln nur ein Paar kleiner runder und glatter Stäbchen hatten, die von Elfenbein gemacht und mit Silber besetzt waren — uns nicht wenig genirte. Plötzlich entdeckte ich indessen, wie durch Inspiration, die wahre Manier, wie man sich dieser Waffen bedienen muß, und griff nun mit denselben den Feind um so tapferer an, je unangenehmer mir vorher das Entbehren gewesen war. Alle Gerichte waren sehr fett, und es war daher nothwendig, eine bedeutende Quantität Seihing zu sich zu nehmen, um unangenehmen Folgen vorzubeugen. Dieß Seihing ist eine Art Wein oder vielmehr Liqueur, von weißer Farbe und nicht unangenehmem Geschmack. Die kleinen Tassen, aus denen man ihn trank, waren ungefähr von der Größe, wie sie zu dem Theegeräth einer Puppe passen würden. Die Ceremonie beim Gesundheittrinken ist die Tasse in beide Hände zu nehmen, sich gegenseitig mehrmahl zu verneigen und zu trinken; nachdem dieß geschehen ist, kehrt man die Tasse um, zu zeigen, daß Nichts mehr darin ist. Es wurden von unserem gastfreien Wirth mehrere Toasts ausgebracht, in die wir herzlich einstimmten. Wir tranken auf die Gesundheit des Kaisers, des Königs von England, der Compagnie, der Factorei, der Hongkaufleute und unsers ehrenwerthen Wirthes.

Vier Jahre in Morea.

Von Alexandrien in Aegypten erhalten wir die Nachricht, daß ein gebildeter und muthvoller Italiener, der sich seit eilf Jahren in den Diensten des Paschas befindet und Ibrahim Pascha auf seiner Expedition nach Morea begleitet hat, im Begriff steht ein Werk auszuarbeiten, das unter dem Titel: Quattro anni in Morea, ossia Ragguaglio veritiero de' fatti d'armi successi fra le due armate degli Egizi e dei Greci in quest intervallo, ed alcune osservazioni che determinano il vero carathere di queste due nazioni (Vier Jahre in Morea, oder wahrhafter Bericht über die Waffenthaten, welche in diesem Zeitraum von den beiden Heeren, dem der Egyptier und der Griechen, ausgeführt worden sind ꝛc.) im Druck erscheinen soll, sobald der Verfasser in sein Vaterland zurückgekehrt seyn wird.

Bibliotheca Italiana.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sitlichen Lebens der Völker.

Num. 119. 29 April 1829.

Windsor.

(Schluß.)

Einige Jahre flogen über mein Haupt dahin und die Scene veränderte sich. Der König und seine Familie verließen ihre kleine Behausung, um das alte Schloß zu beziehen. Dieß geschah ums Jahr 1804. Die niedern Gemächer und die finstern Gänge, die seit den Tagen der Königin Anna kaum einen Hausherrn gesehn hatten, wurden, so gut sichs thun ließ, in wohnlichen Stand gesetzt. Aber der Wechsel war keine Verbesserung, und ich hörte, daß die Prinzessinnen beim Abschied von ihren engen Schmollkämmerchen in den Zimmern der Königin Thränen vergossen. Es war eine arge Flickerei mit diesem Schloß Windsor. Elisabeth gab sich alle Mühe, eine königliche Residenz daraus zu machen — nach den Begriffen ihrer Zeit; aber da boten sich so mancherlei Schwierigkeiten dar, wenn die alte Veste in einen der Gallanterien eines Leicester und Eßer würdigen Schauplatz umgewandelt werden sollte. Ich habe in der Staatskanzlei einen Bericht der Schloßaufseher an Lord Burleigh gelesen, worin von verschiedenen nothwendigen Reparaturen und Veränderungen die Rede ist, unter andern von dem Uebelstand, dem abgeholfen werden müßte, daß die Abtheilung, wo sich die Schlafzimmer der Hofdamen der Königin befänden, von dem Hauptgang nicht getrennt wären, sintemal die Pagen Ihrer Maj. höchst unbescholtenem Hofe zum Aergerniß sich nicht erblödeten, diesen Gang zu passiren, während die ehrbaren Fräulein sich noch nicht aus den Federn erhoben hätten ıc. Karl II, der Verrio veranlaßte, das Getäfel in den Prunkzimmern mit seinen carmosinrothen und asurblauen Göttern und Göttinnen zu bemahlen, impfte dem alten gothischen Gebäude ein und das andere Bruchstück vom Versailler Geschmack ein. Anna brachte einen guten Theil ihres Lebens in Windsor zu. Aber von Bequemlichkeit wußte man selbst damals nicht Viel; und von ihrer Zeit an bis auf den verstorbenen König blieb Windsor vernachläßigt. Die ganze Anlage und Einrichtung des Schloßes war vor dessen neuster völliger Umgestaltung in furchtbarem Grade unzweckmäßig. Die Gänge finster; die Zimmer klein und kalt; die Plafonds nieder; und da die hohen Fenster zwei Stockwerken das Licht zuführten, so hörte man in den obern Zimmern jedes Wort, das man in den untern sprach. Georg III setzte sich's in den Kopf, das Schloß selbst zu bewohnen, als er James Wyatt als den einsamen Bewohner einiger prächtigen Zimmer auf der Nordseite entdeckte. Das Werk der Reparaturen begann; und der König, bereits auf der Neige der Jahre, ergriff Besitz von einem Palast, der voll glänzender historischer Erinnerungen, aber als Wohnsitz nichts weniger denn einladend war. Es waren der glücklichen Jahre nur wenige, die ihm hier blühten, und in der Folge wurde das Schloß für ihn ein Gefängniß unter den peinlichsten Umständen, die den Verlust der Freiheit begleiten können.

Georg III hatte beinahe dreißig Jahre in Windsor gelebt, ehe es ihm einfiel, sein eigen Schloß zu bewohnen. Er faßte diesen Entschluß in jener Zeit der außerordentlichen Aufregung, wo Napoleon England mit einer Invasion bedrohte, und das ganze Land sich erhob, wie Frankreich bei dem Manifest des Herzogs von Braunschweig. Die Persönlichkeit des Königs trug sehr Viel dazu bei, der öffentlichen Meinung diesen Schwung zu geben. Seine unerschütterliche Festigkeit, die Manche nicht uneigentlich Hartnäckigkeit genannt haben, seine einfachen Sitten, in welchen sich der Johnbullismus so sehr geschmeichelt fand, seine strenge und ungeheuchelte Religiosität, die Leichtigkeit, mit welcher er den Pächter auszuziehen und den Soldaten anzuziehen schien, all diese Eigenschaften harmonirten mit dem Geist der Zeit. Das Treiben in Windsor gewann in dieser Zeit mehr als gewöhnliches Interesse, und ich trat gerade in das Alter, wo man anfängt so Etwas zu verstehen. Ein Hauptehrentag war der Sonntag, und man braucht nur einen zu beschreiben, um sich eine adäquate Vorstellung von allen Sonntagen daselbst während zwei oder drei Jahren machen zu können.

Um 9 Uhr erschallten Pauken und Trompeten in den Gassen von Windsor. Die Blauen und die Stafforder zogen dann auf die Wache. Vor allen zeichnete Georg III die Blauen aus, gerne trug er die Uniform eines Kapitäns dieses Regiments und der aufgekrempte Hut und die hohen Courierstiefel nahmen sich an seiner derben Gestalt gut aus. Die Stafforder hatten zwar noch nie einem andern Feuer getrotzt, als etwa dem der Steinkohlen; aber sie bildeten ein sehr schönes Corps, an dem der König gleichfalls seine Freude hatte. Die Truppen stellten sich in dem Viereck des Schloßhofs auf, das sie ganz einnahmen. Um 10 Uhr erschien der König mit seiner Familie; die Soldaten salutirten, während er die Runde machte und einige rasche Fra-

gen an die Obristen richtete, die ihn begleiteten, ohne daß er jedoch immer auf Antwort wartete — denn dieses Fragen gehörte zum Königthum. Hierauf begab er sich nach der St. Georg's Capelle. Auf dem Weg dahin — in demüthiger Entfernung von den regulären Truppen — traf er die Windsorer Freiwilligen, und mancher gnädige Blick ward den wohlbekannten Tuchhändlern, Hutmachern und Fabrikanten zugewinkt, welche die Ehre hatten, in diesem stattlichen Bürgerregiment Offizierstellen zu bekleiden. Aber die Begrüßung war kurz, und vorwärts gings nach der Capelle, denn die Glocken läuteten, und der König liebte in allen Dingen Pünktlichkeit.

Ich betrachte es als eine der größten Segnungen des Himmels, daß ich an einem Orte lebte, an welchem der Gottesdienst mit angemessener Würde gefeiert wurde. Manchen frostigen Winterabend saß ich in dem kalten Chor von St. Georgs Capelle neben vielleicht zwei oder drei gaffenden Fremden und einer alten Frau, lauschend den süßen Orgelklängen oder entzückt von der göttlichen Melodie des Nunc dimittis oder einem feierlichen Wechselgesang von Händel oder Boyce. Wenn es Zweck der Religion ist, das Gefühl des Menschen zu erwärmen und seine Seele über das Gemeine und Irdische zu erheben, so haben augenscheinlich unsere feierlichen Kirchen-Gesänge ihren großen Nutzen. — Es ist nicht die ungeheure Masse und die Größe der Verhältnisse, wie bei der Kathedrale in York; nicht das hohe Alterthum, wie theilweise in Ely, sondern die vollendete und harmonische Schönheit des Ganzen, die herrliche Form des Dachs, eben so zierlich und einfach wie die Colonnade, auf der es ruht, das reiche Schnitzwerk an den Chorstühlen, die wallenden Fahnen, die bemalten Fenster, die in allen Theilen herrschende Sorgfalt und Nettigkeit, was St. Georgs Kapelle zu einem der schönsten Edelsteine der gothischen Baukunst des XV Jahrhunderts macht.

Als Knabe dachte ich mir immer den Hosenbandorden als ein glorreich Ding und glaubte — an was glauben Knaben nicht? — die goldene Ritterkette sey vom Himmel auf die Erde niedergelassen worden. Ich wußte damals noch nicht, daß Edward, der schwarze Prinz, ein wilder und grausamer Länderräuber war, und all seine gepriesene Demuth und Großmuth ein Probestück seines Zeitalters, an das man die Leute glauben machen will, wo der Sieger wie der Besiegte das Volk mit Füßen trat. Wenn ich nun in dem täglichen Kirchengebete die Worte hörte: Gott segne unsern gnädigen Souverän und alle Ritter des sehr geehrten und edlen Hosenbandordens — so meinte ich zwar, es sey etwas gottlos mit elenden Menschentiteln vor dem Fußschemel des Allerhöchsten zu prangen — aber ich betrachtete die geehrten und edlen Personen, für die so besonders gebetet wurde, als den auserkornen Theil der Menschheit, als das eigentliche Salz der Erde, und hoffte darum, daß der Himmel nicht zürnen werde über den Stolz seiner Geschöpfe. Da sah ich die Promotion von 1805; und von dieser Zeit an haßte ich diese Worte. Der König ging aufrecht einher; der Prinz von Wales folgte ihm in stolzer Haltung — aber Mylord Salisbury, Mylord Chesterfield und Mylord Winchelsea — welches klägliche Schauspiel fetter, hinkender, bleierner Vormänner des Ritterthums, welches diese vor meinen verwunderten Blicken aufführten! Dahin für immer floh die Vision von den Reihen kühner Ritter und Barone!

Doch ich vergesse meinen alten Sonntag in Windsor. Groß war das Gedräng des Volkes, das aus London hinausströmte, und auf die Stunde der Wiederkehr des Königs aus der Kirche wartete. Die Leute hielten manchen Puff aus, um zu sehen, wie ein Monarch lächle. Sie sahen ihn, und oft hörte ich den Ausruf der getäuschten Erwartung: „Ist das der König?" Sie sahen nämlich einen ansehnlichen Mann in einer schlichten Uniform und keine Krone auf seinem Haupte. Das war ja kein König aus den Historienbüchern. Der Hauptanziehungspunkt des Sonntags war übrigens die Terrasse, und obgleich der Bischof Porteus dem Könige zu Gemüthe führte, Se. Majestät sollten einen solchen Sammelplatz vor ihrem Schloß nicht dulden, so kann ich mir doch nicht vorstellen, daß der gutgelaunte Fürst gerade eine Todsünde beging, wenn er sich unter seine sonntäglich gekleideten Unterthanen mischte. Die Terassenscene bot einen sehr buntscheckigen Anblick dar. Hier neben dem Dechant, der schlechter Vermögensumstände halber seine hinteren Zimmer vermiethete, und da er nun hörte, daß der Bischof von Chester ernstlich krank sey, sich in die vordersten Reihen drängte, um einen Sonnenblick des königlichen Lächelns zu erhaschen, stand der Barbier von Eton mit seinen sieben Töchtern; dort der erste Minister, der des Augenblicks harrte, bis die königliche Gesellschaft nach der Tafel herabkäme, lächelnd — wenn er anders davon Notiz nahm — über die Neugierde des Actienmäklers von Change Alley, der seinen Nachbar in die Seite stieß, ob Mr. Pitt wohl mit seinem goldenen Stock vor dem König erscheinen werde. Das einzige Mal, da ich den Minister sah, war unter diesen Umständen — ein Jahr vor seinem Tod. Der Minister stand so ungefähr eine halbe Stunde mitten im Haufen und wahrlich, ohne daß er sich das Geringste vergab. Der König bemerkte ihn gleich und ging auf ihn zu; der Contrast in dem Benehmen des Königs und seines Ministers fiel sehr auf; Pitt zeigte mir zuerst ein Beispiel der Würde des Talents.

Ein oder zwei Jahre verflossen unter dieser Art von Aufregung, als der König erblindete; nach wenigen Jahren mehr erging ein noch härteres Unglück über ihn — und von dieser Zeit an wurde Schloß Windsor ein düsterer Aufenthaltsort. Die Terasse ward verschlossen, der alte Fußpfad, der unter den Schloßmauern und durch den Park führte, erhielt eine andere Richtung und eine asiatische Stille trat an die Stelle des freien heitern Verkehrs des Souveräns mit seinem Volke.

Ich war stolz auf Windsor, und es machte mir großes Vergnügen Fremden die Ortsmerkwürdigkeiten zu zeigen. Es gab zwei solche Partien — den runden Thurm und die Prunkgemächer des Schlosses, die ihre ursprüngliche Einrichtung unverändert behalten haben. Der runde Thurm hat ein gewisses historisches Interesse als das Gefängniß der Könige von Frankreich und Schottland unter der Regierung Edwards III. Je älter wir wurden, desto mehr verlieren derlei Dinge an ihrem Zauber; dem denkenden Manne kann an den Kriegen der Fanti und Aschanti so viel liegen als an jenem der Franzosen und Engländer, wo man sich um eine Krone stritt, ohne daß es dem Besitzer oder

Bewerber eingefallen wäre, daß man Pflichten gegen das Volk zu übernehmen hätte, dessen Huldigung man forderte. Damals jedoch, wenn ich die Rüstung Johann's von Frankreich und David's von Schottland sah, (mit deren Echtheit es sich ungefähr verhalten mag wie mit so manchen Rüstungen im Tower, welche Dr. Meyrick plebejischen Schultern und spätern Perioden zuerkannt hat) so fühlte ich mich nicht wenig stolz auf meine Vorfahren. Der runde Thurm ist eine elende Behausung und nur wegen der Aussicht von seiner Spitze verlohnt sich's der Mühe ihn zu besuchen. Aber er enthielt einmal einen Reiz, der wie so mancher unserer Knabenzeit für immer verschwunden ist. Es war eine junge Frau die Bewohnerin des edeln Bau's, die uns einließ und uns die wenigen Wunder des Orts erklärte — darunter einige Tapeten mit Darstellungen aus der Sage von Hero und Leander, die, so viel ich weiß, noch jetzt die Mauern zieren. Die schöne Führerin verbreitete sich mit der Geläufigkeit eines Abbé Barthelémy, obgleich mit etwas weniger Gelehrsamkeit über ihren Gegenstand: „Hier, meine Damen und meine Herrn, ist die ganze traurige Historie von Hero und Leander. Hero war eine Nonne. Sie lebte in dem alten Kloster, welches Sie sehen. Dort sehen Sie wie Hero von der Frau Aebtissin wegen ihrer Liebe zu Leander ausgescholten wird. Und jetzt meine Damen und meine Herrn, sehen Sie, wie Leander durch den St. Georgs Canal schwimmt, während Hero aus dem Klosterfenster eine große Fackel hinaushält. Dort sehen Sie die zärtliche Zusammenkunft der beiden Liebenden und jetzt die grausame Trennung. Meine Damen und meine Herren, Leander ertrank, als er zurückschwamm. Sein Leichnam wurde von Capitän Vanstom, Befehlshaber von Sr. Maj. Schiff Britannia aufgefangen und nach Gibraltar geführt, wo er anständig begraben wurde. Dieß, meine Damen und meine Herren, ist die wahre Geschichte von Hero und Leander, welche Sie auf dieser Tapete sehen.“ Ach! solche Führer werden mit jedem Tag seltener und für unsre Mühe, die Aufklärung zu verbreiten, bleibt uns zuletzt Nichts übrig, als über die nüchterne Prosa der Welt zu gähnen.

Die Gemälde in den Prunkgemächern sind immer sehenswerth. Die Zahl derselben hat in den letzten Jahren abgenommen. Die großen Männer in dem kleinen Boot bei dem wundervollen Fischzug machten mich stutzen; Paulus, der in Athen predigte und Ananias erfüllten mich mit Ehrfurcht und Bewunderung. Ich erinnere mich eines Murillo (ein Knabe mit jungen Hunden), den ich neuerdings nicht mehr vorfand, und der am Ende der Gallerie der Königin Elisabeth hing. Ganz außerordentlich zogen mich zwei alte Gemälde an, die Sporenschlacht (Battle of Spurs) und das Feld vom goldenen Stücke (Field of the Cloth of Gold), die nachher zu der Gesellschaft der Alterthumsforscher wanderten. König Karls Schönheiten konnte ich nicht bewundern. Ich möchte aber auf die Aehnlichkeit wetten; denn alle von der Lady Denham bis zur Herzogin von Cleveland sahen sehr frech und liederlich aus. Die Knicker (the Misers) gefallen wegen der Wahrheit der Zeichnung und der kräftigen Charakteristik Jedermann, und doch will die Geschicklichkeit des Künstlers in diesem berühmten Werke des Hufschmieds von Antwerpen nicht Viel heißen. Aber man erkennt darin den Geist, der sich selbst Bahn bricht und der mit unaufhaltsamem Enthusiasmus nach einem großen Ziele strebt. Ich möchte wissen, ob er noch so gut malte, als er das Mädchen geheirathet hatte, deren Hand er durch seinen Liebes- und Kunsteifer errungen haben soll.

Der St. Georgs Saal ist kläglicher Weise seines ritterthümlichen Gewandes fast ganz entkleidet. Verrio hat in dem verdorbenen Geschmack seiner Zeit die Wände mit einem Triumphzuge bemalt, in welchem Edward, der schwarze Prinz, und sein königlicher Gefangener die Hauptpersonen sind; und mit demselben Geiste der Albernheit und mit dem noch verächtlichern der groben Schmeichelei hat er alle Plafonds im ganzen Palaste mit Göttern und Göttinnen überkleckst, die Karl bei ihren Gastmählern bewillkommnen. In einer Hinsicht hatte er Recht; denn der elende und herzlose König war eine passende Gesellschaft für die Schandflecken der Mythologie — für den Tyrannen und Wollüstling, den Verräther und den Kuppler — möchte man ihn Jupiter oder Bacchus, Mercur oder Mars nennen. Aber lachen muß man, wenn man als Aufschrift des für hohe Festlichkeiten bestimmten Bankettsaals liest:

„Antonius Verrio Neapolitanus,
Non ignobili stirpe natus,
Molem hanc felicissima manu decoravit.

An den St. Georgssaal stieß eine Wachtstube voll Luntenschlösser, Patrontaschen und ähnlicher Curiositäten nebst einer flüchtigen Skizze von der Nördlinger Schlacht; sie ist von Rubens für einen Triumphbogen gemalt und mehr werth, als alle Werke Verrio's. Man sagt, es sey die Arbeit von vierundzwanzig Stunden. Das letzte Mal, daß ich die Wachtstube sah, geschah bei einer feierlichen Veranlassung. Georg hatte seine langen Leidensjahre beschlossen. Die Leibgardisten befanden sich in dem Zimmer; es war dunkel, kein Licht darin, als das von einem flimmernden Feuer, das auf einem alten Heerde brannte; auf dem Boden lagen die Betten, auf welchen die Gardisten die Nacht über geschlafen hatten; sie standen da in ihren alten Staatskleidern mit breiten Schärpen von Flor über die Brust und ihre Hellebarten mit Flor umwunden, und als nun die rothe Kien-Flamme aufschlug und ihre rauhen Gesichter beleuchtete, und als die Lanzen blinkten und die Panzer und die zerfetzten Fahnen, die umher hingen, da entschwand die Wirklichkeit meinen Blicken, und ich fühlte mich zurückversetzt in die ernste Gegenwart des letzten Heinrichs. Ich trat in das Todtenzimmer mitten unter schwarzen Sammt und Wachslichter.

Freimuth und Keckheit der Birmanen.

Die Engländer, welche aus ihren ostindischen Besitzungen nach den neueroberten Provinzen auf der hinterindischen Halbinsel kommen, werden durch Nichts so überrascht, als durch das kecke und freimüthige Benehmen der Eingebornen. Ein Birmane mit seinem Mantel, malerisch über die athletischen Schultern geworfen, bildet einen auffallenden Gegensatz zu dem brittischen Sipaih, der unter dem Gewicht seiner Waffen und Rüstung kaum seine zarten Glieder zu bewegen vermag. Während die Hindu schüchtern dem Europäer ausweichen, dem sie zufällig begegnen, sieht man in Tavai die Birma-

nen mit einem einfachen: Ho koth ihn! (Holla, Herr!) in das Haus treten und sich mit der größten Unbefangenheit auf den Boden setzen*). Auf die Frage: Badil lodschindi, Birmeh? (Was begehrst Du, Birman?) ist gewöhnlich die Antwort: Jet Jesa (Brandtewein, mein Herr!) Ihre Ehrlichkeit ist jedoch so groß, daß sie nie diese Gelegenheit zu Diebstählen benutzen. Nur Zigarren nehmen sie ohne Umstände in Besitz; denn sie sind ohne Zweifel die leidenschaftlichsten Raucher in der Welt. Ein kleines Kind, das kaum sich auf dem Boden fortschleppen kann, muß sein Tscherut bereits im Munde haben; und das Schauspiel einer ganzen rauchenden Familie, von der alten eingeschrumpften Großmutter bis zu ihrem unmündigen Enkel herab, kann man daher alle Tage haben.

Asiatic Journal.

Theepflanzung bei Canton.

Auf dem jenseitigen Ufer des Flusses, ungefähr vier engl. Meilen von Canton ist eine kleine Theepflanzung, die häufig von Europäern besucht wird. Die Theestauden sind von dunkelgrüner Farbe, sehr dicht gesetzt und ungefähr von der Größe eines Stachelbeerstrauchs. Sie sind regelmäßig in kleinen viereckten Beeten gepflanzt, und standen, als ich sie sah, in voller Blüthe. Die Blüthen sind weiß, mit einer großen Menge Staubfäden, denen des Weißdorns ähnlich, aber viel größer. In andern Theilen des Landes soll der Theestrauch zu einem Baume anwachsen, was aber wohl eine andere Gattung seyn muß. Der grüne Thee besteht aus den jungen Blättern derselben Pflanze, welche den schwarzen Thee liefert; er wird als die erste Sorte geschätzt und von den Chinesen selten getrunken. So lange ich in China war, habe ich nicht ein einziges Mal grünen Thee getrunken. Europäer wie Chinesen trinken fast ausschließlich den schwarzen. Als der beste schwarze Thee gilt der Pouchong, als der beste grüne der Hyson. Die Chinesen trinken unablässig Thee; in jedem Kaufladen sieht man einige kleine Theetassen auf dem Tische stehen. Sie thun die Theeblätter auf den Boden der Tasse, gießen heißes Wasser darüber, decken es zu und lassen es stehen, bis es hinreichend eingesogen ist; sie bedienen sich niemals der Milch und nur selten des Zuckers. Ihre eigene Vorliebe für diesen Trank, so wie ihr unermeßlicher Theehandel bringt ohne Zweifel sie auf den Glauben, daß der Thee das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Europäer sey; in einem der Edicte des Hoppo (Gouverneurs von Canton) läßt dieser würdige Beamte sich in ausführliche Betrachtungen über die Milde des himmlischen Reiches aus, welches „den fremden Schurken, die auf einer kleinen Insel mitten im Ocean leben" gestattet, „nach Canton zu kommen und Thee zu kaufen, um ihre Existenz zu fristen."

Calcutta Oriental Magazine.

Die Stadt Amritsir.

Die Stadt Amritsir, die Hauptstadt des Reiches der Sikhs, hat ungefähr vier engl. Meilen im Umfang. Der Palast des Fürsten (Rundschid Singh) ist ungefähr vierhundert Schritt von der Stadt entfernt und durch einen schmalen, nicht über vier Fuß tiefen Canal von derselben getrennt. Amritsir ist ungemein stark bevölkert; die Wälle der Stadt sind von Erde und ungefähr siebenzehn Fuß hoch; an einigen Puncten ist ein dreifacher Wall. Die Straßen sind schmutzig und die Häuser erbärmliche Hütten. Der heiligste Tempel der Sikhs ist der Hunnundeh, worin eine Art bewaffneter Mönche, die von ihrem Fanatismus oft zu den gröbsten Ausschweifungen hingerissen werden, die gottesdienstlichen Gebräuche besorgen. Die Insolenz dieser Accallies, wie sie genannt werden, ist so groß, daß sie sich nicht selten persönliche Beleidungen gegen den Fürsten erlauben, die dieser, um die Gunst des Volkes nicht zu verlieren, meist ungestraft läßt. Ihre Zahl beträgt an 1500. In keinem Tempel der Sikhs finden sich Bilder; doch ist der Hunnundeh mit sorgfältig gearbeiteten Zierrathen geschmückt.

India Gazette.

*) Dieß Niedersitzen geschieht indessen nicht sowohl aus Familiarität, als zum Beweise der Ehrfurcht, indem der Niedere bei den Birmanen in demselben Sinne sich vor dem Vornehmeren niedersetzt, als er bei uns vor ihm aufsteht und eine Verbeugung macht.

T e r c e i r a.

Die Insel Terceira, welche der einzige Punkt in Europa ist, auf welchem die junge Königin Maria da Gloria nicht bloß de jure, sondern auch de facto als Gebieterin anerkannt wird, ist die mittlere der neun Azoren; sie hat ungefähr 60 engl. Meilen im Umfang und enthält eine Bevölkerung von 40,000 Seelen. Die Stadt Angra, auf der Südseite der Insel gelegen, ist die Hauptstadt und der Sitz eines Bischofs, so wie die Residenz des Generalgouverneurs der ganzen Inselgruppe. Sie liegt an dem Ende einer Bai, zwischen zwei Bergen, auf deren einem, dem größten, die Cittadelle angelegt ist, ein Fort mit ausgedehnten Werken, welche die ganze Stadt beherrschen. Auch der Hafen ist gegen jeden Angriff von der Seeseite gesichert, indem mehrere Forts zu beiden Seiten desselben jeden Landungspunkt beschützen. Die Insel ist größer, als St. Michael, und obwohl sie gleichfalls Spuren vulcanischer Formation zeigt, so besitzt sie doch fruchtbare Ebenen, die nicht, wie dieß auf den übrigen Azoren der Fall ist, durch Krater und Spitzberge unterbrochen sind. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar und vereint alle Producte Europa's mit den schönsten der tropischen Climate; neben einem Orangenhaine sieht man ein blühendes Weizenfeld, und dieses ist von hohen Pinienwäldern, von Weingärten oder üppigen Wiesen umgeben. Die Einwohner sind ein thätiges und frugales Völklein, das sich theils der Viehzucht oder dem Ackerbau, theils der Fischerei ergiebt. Die Landleute führen, friedlich und zufrieden, ein patriarchalisches Leben. Der einzige entfernte Platz, mit dem die Einwohner bisher einen gewissen Verkehr unterhielten, war Lissabon; obwohl die Häfen der Insel häufig von fremden Schiffen, die den atlantischen Ocean durchschneiden, besucht werden.

M o n t i ' s   N a c h l a ß.

Die Wittwe des berühmten italienischen Dichters Vincenzo Monti beabsichtigt die nachgelassenen Manuscripte ihres verstorbenen Gatten, in einer durch anerkannte Gelehrte veranstalteten Auswahl, dem Druck zu übergeben. Der Anfang soll, bei der Herausgabe, mit dem Gedichte La Feroniade (in drei Gesängen, in verso sciolto) gemacht werden, das der Dichter selbst bereits für den Druck bestimmt und das Publikum schon lange mit Ungeduld erwartet hatte. Darauf sollen die Briefe und andere prosaische und poetische Aufsätze folgen.

Biblioteca Italiana.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 120. 30 April 1829.

Das Colosseum in London *).

Ob das große kreisförmige Gebäude mit einem massiven dorischen Porticus in Regents Park von dem Coliseum zu Rom, mit dem es nicht die geringste Aehnlichkeit hat, seinen Namen erhalten habe, oder ob mit diesem Namen nur überhaupt seine colossale Größe bezeichnet werden solle, wollen wir nicht entscheiden. Unsere Sache ist es, die Beschaffenheit und Bestimmung des Gebäudes und seiner einzelnen Theile zu beschreiben, soweit dieß bei dem gegenwärtigen noch unvollendeten Zustande desselben möglich ist.

Das Colossenm verdankt seine Entstehung einem sonderbaren Umstande. Horner, ein verdienstvoller und unermüdlicher Künstler und, wie es scheint, ein Mann von seltener Charakterstärke, benützte die Gelegenheit der Reparation des Kreuzes und der Kugel von St. Paul, um in dieser schwindelnden Höhe einige panoramische Skizzen von London aufzunehmen. Damit er eine reine Aussicht hätte, begann er seine Arbeiten jedes Mal unmittelbar nach Sonnenaufgang, ehe noch die zahllosen Feuerstellen ihren dicken Rauchqualm ausspeien, welcher sich wie ein finsterer Wolkenmantel über dieß unermeßliche Chaos menschlicher Wohnungen legt und den nur die Mitternacht lüftet. An einem schönen Sommertag, Morgens vier Uhr, bietet London ein außerordentliches Schauspiel dar. Der farbige Lichtglanz, den die aufgehende Sonne durch die Atmosphäre verbreitet, die Stille, die, mit Ausnahme der Nachbarschaft der großen Marktplätze, in den Straßen herrscht, die wenigen lebenden Wesen, die diese Linien, wo sich den Tag über anderthalb Millionen durcheinander drängen, einsam durchschreiten, — der schlaftrunkene Nachtwächter, der Reisende, der seinem fernen Heimwesen zueilt, der Arbeiter, der an sein frühes Tagwerk schleicht, oder der Wüstling, der nach seinem späten Lager taumelt — alle diese Umstände bilden ein Gemälde von tiefer Wirkung auf die Einbildungskraft. Einen Theil dieser außerordentlichen Scenerie hat Wordsworth in einem seiner schönsten Sonnette geschildert. Die Ungestörtheit, die vollkommene Abgeschiedenheit im Mittelpunkt des geräuschvollsten und rastlosesten Ortes auf Erden giebt dem denkenden Wanderer durch London in diesen Augenblicken der Stille ein Gefühl von Ueberlegenheit über die Tausende seiner Mitsterblichen, deren Sinne in den Schlaf der Vergessenheit versunken sind. Aber wie muß erst Horner in seiner erhabenen Höhe diesen mächtigen Eindruck empfunden haben! Mochten die Winde pfeifen noch so laut und ihn hin und her wiegen in seinem geflochtenen Korb — hier saß er in stolzer Sicherheit, emsig zeichnend, was Wenige gesehen haben — die ganze glänzende Stadt mit ihren Palästen und ihren Hütten, ihren Kirchen und ihren Kerkern, die von einem Ende zum andern wie ein Teppich ausgebreitet zu seinen Füßen lag. Allmälig wurden die Zeichen des Lebens hörbar und sichtbar. Der einzelne schwache Ruf des geschäftigen Handelsmanns schwoll zu einem Chor von Stimmen eifriger Bewerber um die Gunst des Publikums an, das Rasseln des fernen Wagens brachte jedes Echo von Minute zu Minute vervielfältigt zurück, bis zuletzt alles besondere Geräusch in dem allgemeinen Getümmel sich verlor, bis die erste Rauchsäule schneckenförmig sich emporwand, bis Säulen um Säulen aufstiegen und es immer dunkler und dunkler ward und zuletzt die Eine dichte Wolke über London sich zusammenzog und der Maler seinen Pinsel niederlegte: — dieß waren die täglichen Gegenstände jener Aussicht über die größte und wundervollste Stadt der Welt von den höchsten Zinnen des Tempels, der an Größe und Majestät nur Einen Nebenbuhler hat. Man kann sich denken, daß die Erhabenheit des Standpunkts sehr geeignet war, jene Begeisterung zu unterhalten, deren der Künstler zur Ausführung seiner außerordentlichen Aufgabe bedurfte.

Auf dem äußern etwa 70 Fuß hohen Kreise des Colossenm breitet sich Horners Panorama von London aus. Der Zuschauer steigt auf einer Reihe von Staffeln im Mittelpunct hinauf bis zu einer Höhe, welche der Lage nach der äußern Gallerie um die Kuppel von St. Paul entspricht. Nicht viele Personen zumal Damen können zu dieser Höhe in der Kathedrale gelangen, denn das Hinaufsteigen ist gefährlich wegen der finstern und schmalen Treppen (die man lieber Leitern nennen sollte) über das Gebälk der Kuppel. In dem Colossenm dagegen ist das Hinaufsteigen leicht und sicher; ja durch eine künstliche Maschinerie soll man späterhin bis zu einer mit der Kugel analogen Höhe hinaufgebracht werden können; doch wartet dieser Theil des Plans noch seiner Ausführung. Wohlan denn, wir stehen auf der Gallerie (die Höhe des Originals beträgt 290′, die

*) London Magazine, February.

Höhe der ganzen Kathedrale 365'*): unmittelbar unter uns der Theil des Doms, den man von der Gallerie aus sieht und darüber hinaus die großen westlichen Spitzthürme — mit überraschender Wahrheit dargestellt. Gegenwärtig zeigt sich die Treue des Gemäldes noch nicht vollkommen, denn der Künstler hat einzelne Theile desselben noch in Arbeit; aber wo das Panorama bereits fertig ist, läßt es Nichts zu wünschen übrig. Nun einen Blick auf Ludgate Hill! Wie die Straßen voll sind vom Getriebe der Käufer und Verkäufer! Wendet man sich rechts — da ist das Gewimmel noch im Zunehmen begriffen, wendet man sich links — dieselbe Erscheinung. Läßt man das Auge östlich längs der finstern und engen Gassen von Cheapside bis zur Themse schweifen — überall Nichts als Arbeit; dort füllen sie ihre Waarenhäuser mit den ausgesuchtesten Erzeugnissen der Erde, hier versenden sie die Fabrikate ihres Fleißes nach den entferntesten Ländern der civilisirten und selbst der uncivilisirten Welt. Und die Themse selbst und ihre Docks mit diesem Walde von Masten! Betrachtet man aber diesen Zusammenfluß des Reichthums, diese unablässige Mühseligkeit der Menschen für die Befriedigung von Standes- und Luxusbedürfnissen Einzelner, die Verlegenheiten des falschen Stolzes, die verzweifelten Anstrengungen abenteuerlicher Speculationswuth, den Spielgeist, welcher eben so leicht den Hochmuth zu Fall als die Armuth zu Ehre bringt, und begegnet man dann mitten unter dieser Fülle aller Erdengüter den trübseligen Gestalten des Elendes, den Nackten, den Verlassenen, den Verschmachtenden; so möchte Einem wohl der Wunsch nahe liegen, daß es eine gesellschaftliche Ordnung geben möchte, die den Sterblichen erlaubte, mehr Zeit auf die Bedürfnisse ihres geistigen Wesens zu verwenden, als bloß eitelm Schimmer nachzujagen; eine gesellschaftliche Ordnung, aus der einige der furchtbarsten Mißverhältnisse des Lebens verbannt wären, ohne daß deßwegen das Talent und das Verdienst der gebührenden Aufmunterungsmittel und Auszeichnungen entbehrte. Dieß mag ein frommer Wunsch bleiben. Doch ist in jeder Beziehung dieß Hin- und Herrennen der Söhne des Handels mit all dem Gelärm ihres Trödels und dem Schmutz ihres Geizes besser, als jene wilden Menschenjagden der bewaffneten Horden der guten alten Zeit.

Seht ihr dort das schwarze Gebäude mit seinen engen innern Höfen, ein Wenig rechts von dem nordwestlichen Spitzthurm der Kathedrale? Hättet ihr Euch Newgate so vorgestellt? Dreitausend Gefangene haben während des vorigen Jahrs hinter diesen furchtbaren Mauern gehaust, die meisten davon sind in die Verbannung gewandert, einige zum Tod. Vier Fünftel sind wegen Diebstahls aus der freien Gesellschaft ausgestoßen worden. Links von Cheapside liegt ein Schock elender Hütten. Das ist Spitalfields. Wie Viele von jenen Tausenden, die sich abquälen, damit ihre reichern Mitgeschöpfe herrlich und in Freuden leben können, finden hier ihr Unterkommen, wenn das tägliche Brod, das sie essen, plötzlich ausgeht! Seht Ihr diese geräumigen Höfe in der Nähe von Smithfield? Sie bilden das Bartholomäus-spital. So giebt es ein Dutzend eben so reichlich dotirte als weitläufig angelegte Anstalten in London. Dicht daneben — die Gebäude stoßen beinahe an einander — liegt ein Waisenhaus, Christusspital genannt, eins der fast unzähligen, welche die Hauptstadt besitzt; und doch reichen sie nicht für das Bedürfniß zu. Dort kommt eine Procession daher — glaubt Ihr es seyen Prätoren und Proconsuln, die in ihren Staatsröcken mit Lictoren und Fascen nach ihren Provinzen eilen oder daher zurückkehren? — nein es ist der Lord Mayor mit den Rathsherrn und den Gilden der City. Unermeßlich ist der Reichthum: bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten halten sie hohe Festtage, wo die goldenen Schüsseln von den köstlichsten Gerichten des Ostens dampfen, wo der Gaumen bis zu fantastischen Leckergenüssen gekitzelt, bis zur groben Sättigung abgestumpft wird. Sie führen gewaltige Zinsbücher; denn wenn der fromme Sinn der Altvordern ein Spital oder eine Schule stiften zu müssen glaubte, vertraute er den Händen dieser ehrenwerthen Corporationen seine heiligen Vermächtnisse.

In Zeiten, wo Häuser und Länder noch nicht den zwanzigsten Theil ihres jetzigen Werthes hatten, wurden ihnen manche Grundstücke gegeben, daß sie gewissen armen Personen zu deren Erziehung oder in Noth und Krankheit eine bestimmte Summe jährlich bezahlen sollten. Wie nun? Werden diese Renten der Witwe, der Waise, dem Kranken, oder dem, der kein Obdach hat, vorenthalten? Nicht doch! die Renten des vierzehnten Jahrhunderts werden entrichtet, aber den zwanzigfachen Ueberschuß der Renten des neunzehnten Jahrhunderts stecken die besagten Sippschaften in ihre Taschen und dafür riskiren sie ihre Gesundheit durch Heliogabalus-Gastmähler. Ob dieß gesetzlich ist? Ohne Zweifel, guter Herr! Ob aber gerecht? — Das ist eine andere Frage.

In einiger Entfernung seht ihr die Westminsterabtei mit jenem Rufussaal, in welchem der Monarch einmal in seinem Leben auf seiner Unterthanen Wohl trinkt, und die Herrn von der Justiz ewig arbeiten, es zu befördern. Groß sind die Mysterien, die unter diesem Dache verhandelt, und kunstreich die Verwandlungen der Handgreiflichkeit in Dunkelheit, des Trugs in Dichtung und der Wahrheit in Trug, die daselbst vorgenommen werden. Es ist ein ausgedehntes Gebäude, mein Freund! und den äussern Zugang findet man leicht; aber im Innern, wo die Gerechtigkeit sitzt, enthält es geheime Oerter, in denen man den Rückweg verlieren kann. — St. Stephans Capelle kann man — glaube ich — nicht sehen. Sie ist zwischen Westminsterhall und dem Hause der Lords eingezwängt. Hier zwischen den Privilegien der Aristokratie und der Justiz in der Mitte kann sie vernünftiger Weise keine große Figur auf dem Panorama von London spielen.

*) Diese Zahlen giebt Gladwin's „North Elevation of the Cathedrale", ein durch seine schöne und sorgfältige Ausführung ausgezeichneter Kupferstich. Der Künstler war zugleich Vermesser, Zeichner und Kupferstecher.

Crawfurd's Gesandtschafts-Reise nach Siam und Cochinchina *).

Ludwigs XIV diplomatische Verhältnisse mit Siam. Christen daselbst 2c.

(Fortsetzung.)

Auf einem ihrer Ausflüge am Flusse bemerkten die Britten das Fort, welches zu Ende des 17 Jahrhunderts die Franzosen

besessen hatten, als Ludwig XIV den Versuch machte, Siam in politischer und religiöser Hinsicht zu erobern. Die Geschichte dieses Unternehmens verdient besondere Aufmerksamkeit, sowohl weil sie einzig in ihrer Art ist, als wegen des Lichtes, welches sie auf den Charakter der Siamesen wirft. Der französische Monarch hatte seinem Geschäftsträger, Chevalier Chaumont, in der Instruktion ausdrücklich bemerkt, daß die Hauptabsicht der Mission die Bekehrung des Königs von Siam sey, und er drang sogar in seinem Briefe an Se. Siamesische Majestät selbst auf Annahme des Christenthums. Der Gesandte seiner Instruktion getreu belästigte in dieser Angelegenheit den Minister Phaulcon, und der verschmitzte Grieche machte in Erwiderung dessen dem Gesandten folgende Mittheilung von einer wirklichen oder vorgeblichen, auf jeden Fall aber interessanten Antwort Sr. Siamesischen Majestät, mit der er beauftragt worden sey.

„Um indessen dem französischen Gesandten Antwort zu geben" fuhr der König fort, „so sagt ihm von mir, daß ich mich seinem königlichen Herrn sehr verbunden fühle, indem ich durch seine Zuschrift von der Freundschaft überzeugt worden bin, welche Se. Allerchristlichste Majestät gegen mich fühlen. Die Ehre, welche dieser große Fürst mir angethan hat, ist bereits im ganzen Osten bekannt geworden. Allein es macht mir aufrichtigen Kummer, daß mein guter Freund, der König von Frankreich, mir einen so plötzlichen Vorschlag zu einer Sache macht, von der ich keinen Begriff habe. Ich überlasse es dem weisen Urtheile Sr. Allerchristlichsten Majestät selbst, über die Schnelligkeit eines so wichtigen Schrittes zu entscheiden, als die Veränderung einer Religion ist, welche in meinem Reiche zwei tausend zwei hundert und neunundzwanzig Jahre bestanden hat.

„Zu gleicher Zeit nimmt es mich Wunder, daß mein guter Freund, der König von Frankreich, sich in so hohem Grade für eine Sache interessirt, welche Gott allein angeht, an welcher Gott selbst keinen Antheil nimmt, und welche er gänzlich unserem eigenen Ermessen anheimstellt. Denn wenn dieser wahre Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde und aller Wesen, denen er so verschiedene Naturen und Gesinnungen verliehen hat, Einheit der religiösen Gesetze auf der ganzen Welt gewollt hätte, würde er nicht im Stande gewesen seyn, den Menschen gleiche Meinungen über die Religion und die Art des Gottesdienstes, welche ihm die wohlgefälligste ist, einzuflößen, indem er ihre Körper und Seelen nach Einem Maßstabe geschaffen hätte? Würde diese Ordnung unter den Menschen, diese Gleichförmigkeit der Werke der göttlichen Vorsehung sich nicht eben so leicht haben bewerkstelligen lassen, als jene Verschiedenheit, welche zu allen Zeiten statt gefunden hat? Ist es nicht vernünftig, anzunehmen, daß es dem wahren Gott ebenso wohlgefällig ist, von Millionen lebender Wesen verherrlicht zu werden, von denen ein jedes ihn auf seine eigene Weise lobpreist? Sollte die Schönheit und Mannichfaltigkeit, welche wir in der sinnlichen Welt anstaunen, weniger Bewunderung in der geistigen verdienen? Oder wäre sie der Weisheit Gottes weniger würdig? Dem sey nun, wie ihm wolle", schloß der König, „da wir wissen, daß Gott unumschränkter Herr der Welt ist, und glauben, daß Nichts auf der Welt gegen seinen Willen geschieht, so vertraue ich meine Person und mein Königreich dem allmächtigen Schutze seiner göttlichen Gnade und Vorsehung an, und bete von ganzem Herzen zu seiner ewigen Allwissenheit, mit ihnen zu thun, wie es seinem Rathschluss gefallen möge."

Im vierten Bande von Flassan's Diplomatie Française steht ein Auszug von diesen diplomatischen Unterhandlungen aus offiziellen Quellen. Im Jahre 1681 sandte der König von Siam, welcher von den großen Siegen des „großen Monarchen" gehört hatte, drei Gesandte an ihn ab, welche an Bord eines französischen Schiffes stiegen, von dem man nie wieder Etwas gehört hat. Im Jahre 1684 sandte er abermals in derselben Eigenschaft zwei seiner vornehmsten Würdenträger, die indessen bloß bei den beiden ersten Ministern Ludwigs Audienz erhielten; aber der französische Missionär, welcher sie begleitete, vermochte den König, einen Gegengesandten abzuordnen, indem er versicherte, daß der siamesische Monarch gesonnen sey, sich zum Christenthume zu bekehren. Der französische Gesandte, Chevalier de Chaumont, langte im Jahre 1685 an dem Ort seiner Bestimmung an, wurde mit größter Pracht am Hofe vorgestellt, hielt vor dem Throne eine künstlicheinstudirte Rede, und überreichte ein Schreiben, worin Ludwig seinem königlichen Bruder für den Schutz, unter welchen dieser die christlichen Bischöfe gestellt hatte, Dank sagte, und ihn einlud, sich in die Mysterien des christlichen Glaubens einweihen zu lassen. Man gab eine verbindliche, aber nichtssagende Antwort; der französische Gesandte und der griechische Wessir hielten häufige Zusammenkünfte, und reiche Geschenke wurden gewechselt. Endlich ward ein Vertrag unterzeichnet, in Folge dessen die Missionäre Erlaubniß erhielten, das Christenthum zu predigen. Auf seiner Rückreise im folgenden Jahre begleiteten zwei siamesische Abgesandte den Herrn von Chaumont. Sie hatten eine glänzende Audienz bei Ludwig und sagten ihm in prächtigen Redensarten viel Schönes über seine unermeßlichen Eroberungen und unschätzbaren Verdienste. Zum Andenken an diese Gesandtschaft, welche seiner Eitelkeit schmeichelte, ließ der König eine Medaille schlagen mit der Umschrift Fama virtutis und der Exergue Oratores regis Siam, 1686. Er ist auf dem Throne abgebildet mit den siamesischen Gesandten zu seinen Füßen. Die siamesische Revolution im J. 1688 vernichtete die Hoffnungen der französischen Regierung und setzte den erwähnten Vertrag außer Kraft. Ein eifriger Buddhiste empörte sich und bemächtigte sich nach dem Tode des legitimen Monarchen des Thrones. Der Usurpator ließ die Brüder seines königlichen Vorgängers in sammtne Säcke nähen, und in Rücksicht auf ihren hohen Rang mit Stöcken von wohlriechendem Holze zu Tode prügeln; alle Franzosen und Engländer verbannte er aus den Gränzen seines Königreichs.

Es besteht in Siam noch gegenwärtig ein katholisches Bisthum. Crawfurd besuchte den Bischof, welcher aus Avignon in Frankreich gebürtig war und vierunddreißig Jahre theils in Siam, theils in Cochinchina gelebt hatte, ohne daß während dem größten Theil dieser langen Zeit in einer Entfernung von tausend Stunden ein Europäer in seine Nähe gekommen wäre. In einem Alter von 60 Jahren besaß er noch immer die charakteristische Lebendigkeit seiner Landsleute. Der Gesandte erfuhr

von ihm, daß sich die Katholiken in Siam auf 3000 beliefen; daß die Siamesen es für unmöglich hielten, daß irgend eine Nation, am Wenigsten aber Europäer, sich mit ihnen messen könnten, daß sie nichts desto weniger die brittische Macht sehr fürchteten, von den Franzosen aber heutzutage Nichts wüßten. Ein eingeborner christlicher Geistlicher, der mit den Engländern gehen mußte, um ihnen die katholische Kirche zu zeigen, erwiderte auf die Frage: was die Siamesen hauptsächlich gegen die katholische Religion einzuwenden hätten, „sie hielten den christlichen Glauben für einen zu schwierigen und mühevollen Weg zum Himmel.“ Des Bischofs unmittelbarer Vorgänger bekam einen wunderlichen Streit mit dem Abentheurer, welcher sich nach der Vertreibung der eingedrungenen Birmanen im J. 1769 auf den Thron geschwungen hatte. Der König hatte die fixe Idee, daß ihm angestrengte Frömmigkeit die Gabe zu fliegen erwerben müsse, um sich sodann durch eine Art von Gewaltstreich in den Himmel zu versetzen. Er fragte seine Priester um ihre Meinung, welche nicht ermangelten, das Projekt für leicht ausführbar zu erklären. Als er hierauf dieselbe Frage dem Bischof und seiner Geistlichkeit vorlegte, so waren diese so ehrlich, Se. Majestät enttäuschen zu wollen, indem sie behaupteten, daß der Flug der Vögel mit dem Bau des menschlichen Körpers unverträglich sey. Die Armen! Für dieses kategorische Bruchstück von Philosophie wurden sie aus dem Lande gejagt, nachdem jeder von ihnen, sowohl der weise Prälat als alle seine Collegen, hundert Stockschläge mit dem Bambus erhalten hatte.

Zu den interessantesten Bekanntschaften, welche Crawfurd machte, gehört die, von welcher er in folgender Stelle spricht: „Heute (10 Juli) Nachmittag besuchte mich ein Mann von seltener Anspruchslosigkeit und Bildung, Pascal Ribeiro de Alvergarias, der Nachkomme eines portugiesischen Christen aus Kambodscha. Dieser Mann bekleidete in Siam ein hohes Amt und hatte bedeutenden Einfluß. Wenn man seine Lage und Hülfsmittel anschlägt, so besaß er Kenntnisse, die man bewundern mußte, denn er sprach und schrieb nicht allein geläufig Siamesisch, Kambodschanisch und Portugiesisch, sondern schrieb und sprach auch ziemlich gut Latein. Zwar ist ein lateinisches Kauderwelsch unter den portugiesischen Dolmetschern in Bangkok gar nichts Seltenes, aber Sennor Ribeiro war der Einzige, der sich rühmen konnte, es correct zu sprechen. Wir erfuhren von ihm, daß sein portugiesischer Ahnherr sich im J. 1685 in Kambodscha niedergelassen hatte; der Stammbaum seiner Frau hatte indessen für den Engländer mehr Anziehendes, als sein eigener. Ein englischer Kaufmann, Charles Lister, war im J. 1701 nach Kambodscha gekommen, und hatte sich am Hofe daselbst als Arzt geltend zu machen gewußt. Seine Schwester, die er von Madras mitgebracht hatte, heirathete einen Portugiesen aus Kambodscha, mit dem sie einen Sohn zeugte, der sich nach der Mutter nannte. Ihr Enkel, ebenfalls ihres Namens, zog während den Revolutionen in Kambodscha nach Siam, und da er, wie sein Großoheim Kuren machte, so schwang er sich bis zur Stelle eines Mahapet oder ersten königlichen Leibarztes empor. Dessen Sohn, Cajetanus Lister, ist gegenwärtig Leibarzt und zu gleicher Zeit Minister und geheimer Rath des Königs von Kambodscha, und dessen Schwester ist die Frau des Mannes, von dem in dem Vorhergehenden die Rede war.“

Ein Theil von Crawfurds Buch ist der Geschichte seiner häufigen und langen politischen Unterhandlungen mit dem siamesischen Minister und dem Kronprinzen gewidmet. Es waren dieß so mißtrauische und bedächtige Politiker, daß den Engländern ihr Plan eine freie Handelsverbindung herzustellen und die Abgaben zu vermindern, nicht gelingen wollte. Als man dem Prinzen sagte, daß das Einkommen von Ceylan, obgleich von Bedeutung, doch zur Erhaltung dieser Insel nicht hinreichend sei, weßhalb man sich genöthigt sehe, bedeutende Zuschüsse aus England zu beziehen, erwiederte er hastig: „Wenn dieß der Fall ist, so kann die Insel von keinem Nutzen für Euch seyn; zu welchem Ende ist sie also erobert worden, und warum gebt Ihr sie nicht zurück?“ Ein Mitglied der Gesandtschaft äußerte gegen den Minister mit Pathos, Großbritannien lebe mit der ganzen Welt in Frieden, und gieng hierauf zu einer Beschreibung der Macht und Größe der brittischen Flotte über. Der siamesische Diplomat bemerkte kaltblütig: „Wenn Ihr mit der ganzen Welt in Frieden lebt, warum haltet Ihr denn eine so große Flotte, als Ihr mir eben sagt?“ Als der Gesandte Sicherheit der Personen und des Eigenthums brittischer Unterthanen verlangte, wurde erklärt, daß der König von Siam sich nicht dazu verstehen werde, an dem bestehenden Landesrecht zu Gunsten von Ausländern Abänderungen zu treffen. Noch unumwundener äußerten sich diese Besorgnisse in einem Gespräch, das zwischen dem geheimen Vertrauten des Ministers und dem Dolmetscher vorfiel. Ersterer bemerkte: „Es sei nicht rathsam mit einem so gefährlichen Volke wie die Engländer in eine Verbindung zu treten, denn die Engländer wären nicht allein das klügste, sondern auch das habsüchtigste von allen europäischen Völkern, die den Orient besuchten.“ Der Dolmetscher erwiderte: „Die Engländer können unmöglich habsüchtige Absichten auf Siam haben, denn was sollten sie, die an bessere Länder gewöhnt sind und bereits so viel besitzen, mit Euerm Lande thun, das weder Straßen noch Brücken hat, und wo man bei jedem Fußtritte bis an die Fersen in Koth steckt?“ — Der Siamese entgegnete: „Sagt das nicht; sie sind ein thätiges, fleißiges Volk, und das Land würde nicht lange in ihren Händen seyn, so würden sie es so bearbeitet haben, daß Ihr auf der Straße und in den Reisfeldern schlafen könntet.“ Alles, wozu man sich nach langen Unterhandlungen endlich verstand, war, daß der König über den Inhalt des übersandten Schreibens seine Zufriedenheit auszudrücken, und dem Abgesandten ein Schreiben zuzustellen befahl, des Inhalts, daß, wenn englische Kauffahrer in den Hafen der Hauptstadt einliefen, der Oberzollbeamte sie in ihrem Handel und Wandel mit den siamesischen Kaufleuten auf jede Weise unterstützen würde, und daß die Zölle und Abgaben weder jetzt noch in der Folge erhöht werden sollten. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Etwa fünf Jahre später gelang es aber doch, was dieß Mal nicht gelang. Den 22 Februar 1827 wurde ein förmlicher Handelstraktat abgeschlossen. Wir werden die Hauptpunkte desselben mittheilen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sitlichen Lebens der Völker.

Num. 121. 1 Mai 1829.

Aufhebungsferman der Derwische Begtaschi. *)

Mitgetheilt von J. v. H.

Den großen Wesiren, (ihre Erhabenheit möge immer währen!) in den Oertern Rumili's, in welchen Klöster der Derwische Begtaschi — den dortigen geehrtesten Beglerbegen (ihr Glück möge immer währen!) — den hochwürdigsten Molla's (ihre Vortrefflichkeiten sollen sich immer mehren!) — dem El-hadsch-Alibeg, dem vormaligen Obriststallmeister Meines kaiserlichen Steigbügels, der nun von Meiner kaiserlichen Seite mit dem unten folgenden Geschäfte beauftragt ist (sein Lob soll immer währen!) — dem Muderris Ali Remsi, der auf Ansinnen des Scheichs des Islams dem Obigen beigegeben worden — den Richtern, Stellvertretern der Richter und den übrigen Gesetzgelehrten und in der Frömmigkeit Bewährten (deren Wissenschaft vermehrt werde!) — den Vornehmen und Vorgesetzten — allen Einwohnern und Geschäftsmännern, (deren Ansehen vermehrt werde!) sey bei Ankunft der erhabenen kaiserlichen Fertigung hiemit bekannt:

Seit einiger Zeit haben Ketzer und Gottlose, welche Sr. Heiligkeit, dem erhabenen Heiligen Hadschi Begtasch, anzugehören vorgeben, demselben verleumderischer Weise manche Dinge aufgebürdet, haben verbotene Dinge, deren Zulassung (was Gott verhüten wolle!) den Unglauben nach sich ziehen würde, für erlaubt erklärt und sich unterstanden, das Gebet zu unterlassen, und die rechtmäßigen Chalifen (Gottes Wohlgefallen sey mit ihnen Allen!) zu schmähen. Da diese Rotten sich in den islamitischen Landen vermehrten, wurden manche Gläubige aus Unwissenheit durch Possenreissereien dieser Freigeister und Gottlosen betrogen, wichen von dem Pfade des reinen Gesetzes ab, und geriethen auf Abwege. Da es Glaubenspflicht ist, die auf diese Weise wider das edle Gesetz im islamitischen Volke zum Vorschein kommenden Verderbnisse hintanzuhalten und alles Mögliche zur Befreiung der Rechtgläubigen von diesem Trug und Irrthum anzuwenden, so ist in einer Versammlung, in welcher die hochwürdigsten Muftis, der dermalige sowohl, als die vormaligen, die Scheiche des Islams, die bewährten, die Obristlandrichter, die geehrten, und alle Ulema, die gelehrten (Gott möge sie vermehren bis an den Tag der Auferstehung!) — dann die Oberen der in Klöstern wohnenden Orden der Mewlewi, der Nakschbendi, der Chalweti, der Saadi, der Kadiri und aller anderen der Sunna gemäß bestehenden Orden, gegenwärtig waren, die wahre Beschaffenheit jenes zusammengelaufenen Haufens vorgetragen und berathschlagt worden, was in Betreff ihrer des edlen Gesetzes Erforderniß sey. Die gesammten Ulema bestanden darauf, daß, da die obigen Ketzer und Gottlosen theils Verführer, theils Verführte, von denselben die Berüchtigtesten gesetzmäßig vernichtet und hingerichtet, die anderen aber an solche Orte, wo sie sich unter dem Auge der Ulema befinden, verwiesen, daß ihre Klöster, welche nur Versammlungsorte des Unglaubens und der Gottlosigkeit, zerstöret und geschleifet, und auf diese Art die Moslimen von ihrer List und Bosheit befreiet werden sollen. Demnach befahl Mein hohes kaiserliches Handschreiben, von den an Meiner hohen Pforte befindlichen Begtaschi die durch Unglauben und Verführung Berüchtigtesten dem edlen Gesetze gemäß hinzurichten, ihre übrigen Scheiche und Derwische aber als einen gottlosen Haufen an solche Orte zu verweisen, in welchen sie unter der Aufsicht der Ulema von ihren Irrlehren zurückkehren und ihr Glaubensbekenntniß erneuen mögen, die an Meiner hohen Pforte und in der Nachbarschaft bestehenden Klöster der Begtaschi endlich, sowohl alte, als neue zu zerstören und zu schleifen. Wie nun (Gott sey Lob!) Meine hohe Pforte und die umliegenden Oerter von der Makel ihres Daseyns gereiniget worden sind, so ist es nöthig, daß auch für die in Meinen übrigen wohlbewahrten kaiserlichen Landen bestehenden Klöster und Gemeinen der Begtaschi das Erforderliche veranlasset werde. Zur Zeit Meiner erlauchten Ahnen (Gott möge ihre Gräber erleuchten!) wurden Einigen, die in dem Ruf der Heiligkeit standen und sich bei den Eroberungen gegenwärtig befanden, und namentlich dem obgenannten Heiligen Hadschi Begtasch (dessen Andenken geheiliget werden möge!) Dörfer und Ländereien verliehen, und den Klöstern zugetheilt, welche nur zum Gebet und zur Andachtsübung errichtet worden waren; seit einiger Zeit aber hat der Haufen der Begtaschi sich an die Janitscharen haltend den Namen der Zellen und Klöster umgeändert, die Einkünfte sich selbst angeeignet, dieselben verpraßt und verschlemmt; sie haben sich unterstanden, um das Volk

*) Fortsetzung der Auszüge aus dem im vorigen Jahr zu Konstantinopel gedruckten Geschichtswerke des Reichshistoriographen Esseid Mohammed Esaad, genannt die Myrte des Sieges. S. Ausland Nr. 1 folgg.

irre zu führen, neue Klöster zu erbauen und dieselben auf unrechtmäßige Weise zu stiften; dieses ist mit Gewißheit zu Meiner kaiserlichen Kenntniß gekommen. Da Ich nun unter des Allmächtigen Leitung Meine hohe Pforte, deren Daseyn ewig verbürgt ist, durch die Grundfesten des reinen Gesetzes von Neuem befestiget und bekräftiget habe, da Ich zu jeder Zeit den festen Strick des Gesetzes anfassend, und von demselben nie ablassend mit Hülfe und Beistand Gottes des Allrächenden, und durch Zuthun der geistigen Hülfe des Propheten, des Herrn der Gerechten, die Bösewichte, die Janitscharen, welche seit so langer Zeit Verräther des Glaubens und des Reiches und Unheilstifter waren, von der Oberfläche der Erde vertilgt, und die Stützen des Glaubens und des Reiches erneuert und wieder erwecket habe, so liegt Meiner Chalifen-Majestät, als Fürst der Rechtgläubigen und Beschützer des wahren Glaubens, die hohe Pflicht ob, mit genauer Beobachtung der heiligen Schrift Gottes und der erhabenen Sunna des Propheten, jene verworfenen Rotten, welche inmitten des islamitischen Volkes sich in bösem Wahne der Ketzerei und Gottlosigkeit ergeben und wider den Sinn des edlen Gesetzes leben, hiemit aufzuheben, und dadurch Allen, welche recht handeln und den geraden Weg des Gesetzes wandeln, ein Beispiel zu geben. Es wurde bei der höchsten Behörde des Gesetzes um den entscheidenden Ausspruch (Fetwa) angefragt, was Rechtens sey in Betreff der Dörfer, Felder, Güter, welche von den vorigen Sultanen den Klöstern dieser Ketzer und Gottlosen als Wakf angeeignet, deren Einkünfte aber verschlungen und verfressen worden sind, und es wurde die Auskunft ertheilt, daß um die gesammte Menschheit von dem Fluche jener Rotten zu befreien, dieselben aus dem Lande verbannt werden sollen; daß, da diese Ketzer gelegenheitlich sich der Ländereien des Staates (Erasi mirije) bemächtigt, sich in den Besitz von Zellen gesetzt, und den Nutzen der Stiftungen sich angeeignet, so lange Staatsländereien nicht mit gültiger Besitzurkunde als Eigenthum überantwortet worden sind, das Wakf als solches nicht gültig sey, daß wenn aber auch eine gültige Ueberantwortung des Eigenthums vorhanden wäre, das Wakf für Neuerer nicht gelten könne, und daß endlich selbst bei gültigem Wakf, wenn das Bedungene nicht zugehalten wird, oder die Besitzer Gottlose und Ketzer sind, Alles Meinem gesetzlichen kaiserlichen Befehl zustehe, besonders, daß die Dörfer und Felder — ursprüngliche Staatsländereien — schon dadurch, daß die Besitzer des Wakfes die Bedingnisse nicht erfüllen, Meinem kaiserlichen Befehl anheimfallen.

In den geschätztesten Büchern der Rechtswissenschaft ist es ausdrücklich gesagt, daß es gesetzmäßig sey, Wakfe den Händen von Gottlosen und Freigeistern zu entreißen, es heißt: „Gestiftete Ländereien sind ungültig, wenn gestiftet für Neuerer des Gesetzes, denn die Bedingnisse des Wakfes können nicht im Widerspruche mit dem Gesetze erfüllt werden, und ebenso, wenn das Wakf nicht gültig, und der Besitzer desselben todt, so kehren die Ländereien zum Fiskus zurück, der Sultan mag sie in Besitz nehmen, und den Kornertrag derselben Verdienten zuwenden *). Außerdem, daß dieß auf die gültigsten Zeugenschaften gegründet ist, hat der Scheich des Islams und Mufti der Menschen „Kasisade Mewlana Mohammed Tahir (Gott wolle seinen Vortrefflichkeiten immerwährende Dauer geben!) folgende beiden Fetwa mit seiner Unterschrift versehen. Erstes Fetwa: Wenn Seid, einer der vorigen Sultane, Dörfer und Felder mit dem Bedingnisse gestiftet, daß der Korn-Ertrag dem Scheiche und den Bewohnern eines Klosters zu Gute komme; wenn Seid stirbt und der Scheich und die Zellenbewohner — als Religionsneuerer und dem Trunk und dem Laster ergeben — den obengenannten Kornertrag nicht verdienen; kann Se. Majestät der Padischa des Islams (Gott der Allmächtige lasse Ihn bis an's Ende der Tage glücklich regieren!) diesen Kornertrag einem Anderen zuwenden? Antwort: Er kann es. Zweites Fetwa. Wenn Seid, einer der vorigen Sultane, Dörfer und Saatfelder dem Amru als wahres Eigenthum zugemessen; wenn Amru, nachdem er davon Besitz genommen, den Kornertrag dem Scheich und anderen Bewohnern eines Klosters zuweiset; wenn er dann stirbt und die folgenden Scheiche und Bewohner des Klosters dem Laster sich ergeben und Religionsneuerer werden, und diesen Kornertrag nicht verdienen; ist es erlaubt, daß Se. Majestät der Padischa des Islams (Gott der Allmächtige lasse Ihn siegreich regieren bis an's Ende der Tage!) das obgedachte Kornerträgniß anders verwende? Antwort. Es ist erlaubt.

Dem Inhalte dieser Entscheidungen zufolge geht Mein hoher Wille dahin, daß verläßliche, geachtete, gottesfürchtige und eifrige Bestellte von Seite Meiner hohen Pforte mit Zuziehung frommer durch Wissenschaft und Tugend ausgezeichneter Mollas von Seite des glänzenden Gesetzes den Zustand der in Meinen wohlverwahrten Ländern befindlichen Begtaschi, und der in ihre Hände gerathenen alten und neuen Klöster und Zellen, und der dazu gehörigen Dörfer, Felder und Ländereien genau untersuchen; daß wenn diese Ketzer und Gottlose gesetzliche Verbannung oder was sonst für eine Strafe verdienen, man dieselbe an ihnen vollziehe; daß die auf diese Art geräumten alten und neuen Klöster für die Moslimen zu großen oder kleinen Moscheen, oder zu Schulen und Collegien verwendet, oder den Scheichen anderer Orden, welche die Sunna gut heißt, zum Aufenthalte angewiesen werden; daß der hierüber von den Gesetzgelehrten und Frommen erhobene Befund dem Begehren der Landschaft zur Begünstigung und Würdigung Meiner hohen Pforte förmlich vorgetragen; daß die zum Gebrauche der Moslimen nicht nothwendigen neuerbauten Klöster — welche nur ein Sammelplatz der Ketzerei und Gottlosigkeit — zerstöret und vernichtet; daß sowohl die Dörfer, Saatfelder, Ländereien, und alle anderen Stiftungen aus der Zeit Meiner erlauchten Vorfahren, deren Gebäude nicht angerühret werden, als auch die gestifteten Ländereien und Gebäude, welche zu den neuerdings erbauten und zu zerstörenden Klöstern gehö-

*) Diese Worte sind arabischer Text, nämlich: Amma el — erasi elletti tuwakkif li sewatihüm au li eschibassihüm fesch — schart li chiil — bedi batilun wel — wakfu ala wahidin minhüm kesalike batilun lienne esch — schartu la jachlu an kerahetin schereen we kefalike fe isa lem jassah el wakfu wel wakifu meitun fe taundel — erasi ila beitil — mali we jedschus tassarruf es — Sultan fiha we lehu juaaine ghulletiha li men jestehaku.

ren, alle genau aufgezeichnet, und die Verzeichnisse Meiner hohen Pforte vorgelegt; daß bei den in solchen Klöstern befindlichen Gräbern der im Rufe der Heiligkeit Verstorbenen mit Wissen der Ortsobrigkeit, des Mufti und der Ulema ein religiöser Grabhüter angestellt, und Alles Meiner glücklichen Pforte einberichtet werde. Da Du, der obgedachte Ali Bey, so beeigenschaftet bist, daß Du dieses Geschäft Gott zu Liebe ohne Groll und Vorliebe, frei von Ungerechtigkeit und begünstigendem Triebe schlichten und verrichten wirst, da Deine Gerechtigkeit und Fähigkeit Meiner einzigen kaiserlichen Herrlichkeit wohl bekannt, so habe Ich dich aus eigener königlicher Eingebung zum Bestellten in dieser Sache ernannt, habe dir auf Ansinnen des Scheich des Islams einen Molla und daneben einen Sekretär der ersten Rechnungskammer beigegeben, und zugleich in deine Hände die von Meinem kaiserlichen Finanzministerium aus der Rechnungskammer des Tagebuchs ausgezogenen Verzeichnisse und Listen übergeben. Du wirst also Deiner Bestimmung gemäß mit dem Molla und Secretär von hier Dich erheben, zuerst Dich nach Adrianopel begeben, wirst die in dem Kloster von Kisil Deli Sultan, über welches Mein geehrter Wesir, Mohammed Ssaad-Pascha, der Besitzer des Sandschaks von Tschirmen, vormals an Meine hohe Pforte Bericht erstattet hat, befindlichen Begtaschi mit des obgedachten Wesirs Wissen austreiben; wirst über die dazu gehörigen Dörfer, Ländereien, Mühlen und andere Vorräthe, welcher Art sie immer seyn mögen, genaue Erkundigungen einziehen; wirst mit Rücksicht auf die Größe, Geräumigkeit der Gebäude dieselben den siegreichen mohammedanischen Truppen, deren Werbung und neue Einrichtung Ich dorten angeordnet habe, einräumen; wirst den inneren geräumigen Saal in eine edle Moschee verkehren; wirst dich mit der Zerstörung nicht befassen, sondern Alles im vorigen Zustande lassen; wirst die Dörfer, Ländereien, Mühlen, Thiere und alles Andere einzeln beschreiben und die Liste an Meine glückliche Pforte einsenden. Du wirst sowohl die sechzehn Klöster der Begtaschi, welche der obengenannte Sandschak von Tschirmen angezeigt hat, als auch die übrigen in Rumili befindlichen Klöster der Begtaschi, welche in den Registern der Kanzleien nicht eingetragen sind, genau untersuchen, und über die dazu gehörigen Dörfer, Saaten und Ländereien und übrigen Besitzungen mit den obigen Beiden, dem Molla und dem Secretäre, mit Wissen des Sandschakbesitzers und der Obrigkeiten genaue Untersuchung anstellen; wirst ohne daß Jemand von den Benachbarten beeinträchtigt werde, die Schriften und Bücher durchsuchen, sie selbst gesetzlich zur Rede stellen; wirst alle die Gottlosen und Freigeister, welche in der Ketzerei und dem Unglauben verharren, gesetzlich aus jener Gegend verbannen, oder andere nothwendige Strafen vollziehen; wirst die leer gebliebenen Klöster für die Moslimen in große und kleine Moscheen oder in Schulen verkehren; wirst, wenn die Gesetzgelehrten und Frommen es für gut finden, dieselben einem Scheiche der übrigen von der Sunna gutgeheißenen Orden anweisen, und wenn die Landschaft darum bäte, deßhalb förmlich bei Meiner hohen Pforde um Erlaubniß ansuchen; wirst die neu aufgeführten unnöthigen schädlichen Klöster und Zellen zerstören und verderben; wirst bei den alten, wenn auch unnöthigen, über die Zerstörung hinausgehen, aber über die Dörfer, Saaten, Ländereien und andere dazu gehörigen — vermöge des Inhalts der obigen beiden Fetwa — dem Fiskus verfallenen Stiftungen, welche in die Hände der Gottlosen gerathen waren, das was Meine kaiserlichen Befehle anordnen werden, vollziehen; wirst Verzeichnisse an Meine glückliche Pforte einsenden; wirst an den Gräbern der im Rufe der Heiligkeit Verstorbenen mit Wissen der Obrigkeiten, des Mufti und der Ulema des Ortes einen religiösen Grabhüter bestellen, und zur Erwirkung der nöthigen Urkunden Alles, was nothwendig, einberichten. Kurz Du wirst in der genauen Untersuchung und Nachforschung Nichts unterlassen und dir keinen Mangel zu Schulden kommen lassen; wirst überall nur, was das edle Gesetz und die Gerechtigkeit erfordert, vollziehen; wirst diejenigen, welche der Ketzerei und des Unglaubens nicht schuldig, in ihren Dörfern, Stiftungen und Ländereien nicht beeinträchtigen; Du wirst Dich darnach achten, und diesen hohen Befehl zu erfüllen trachten.

Ein Ferman gleichen Inhaltes wurde auch nach Anatoli erlassen.

Amherst Town.

Die Stadt Amherst-Town, die unmittelbar nach der Beendigung des Birmanen-Krieges in dem den Britten abgetretenen Theile der Provinz Martaban, auf dem linken Ufer des Atteran, der birmanischen Stadt Martaban gegenüber, angelegt wurde, ist in commercieller Hinsicht, als Depot, von dem aus Birma, Laos und vielleicht Siam mit brittischen und indischen Waaren versehen werden können, eine Niederlassung von der höchsten Wichtigkeit. Vor dem Kriege kam jährlich eine Carawane von Pilgrimen aus dem Lande der Schens oder Laos nach Rangun, die z. B. 1823 aus nahe an 2000 Personen bestand und Waaren verschiedener Art, als Lack, Cardemummen, Pferde u. s. w. zum Tausch mitbrachte. Wie leicht wäre es, sobald zu Amhersttown ein großer Markt angelegt würde, diese Leute, die auf ihrem Wege nach Rangun die Provinz Martaban durchschneiden, nach diesem Punkte zu ziehen! Besonders wenn man, als Gegengewicht gegen die heiligen Reliquien des Gadema, die der goldene Tempel zu Rangun aufbewahrt, ein ähnliches Heiligthum aus Ceylan oder Guya einführte. Ein anderer Markt könnte mit Vortheil an der siamesischen Grenze gehalten werden, wodurch dem Eingang brittischer Waaren in das bisher so wenig gekannte Siam ein neuer Weg eröffnet werden würde. Aber auch die Provinz selbst, deren Hauptstadt diese neue Ansiedlung ist, bietet Hülfsquellen dar, die derselben einen ausgebreiteten Handel versprechen. Zwischen den Flüssen Geing, Atteran, und Saluen sind Teakwälder, die eben so gutes und vielleicht besseres Schiffsbauholz liefern, als bisher zum Behuf der englischen Marine auf dem Markte zu Rangun angekauft worden war. Außerdem ist das Land so fruchtbar an Reis, daß früher, ungeachtet der niederen Preise, um welche dieser Artikel in der Nachbarschaft von Rangun zu erhalten ist, eine zahlreiche Menge Boote in der Verführung desselben nach diesem Hafen Beschäftigung fand. Der Preis des Paddy (Reis in den Hülsen) überstieg unter der birmanischen Herrschaft selten zwölf Rupien für hundert Körbe, die ungefähr vierzig Körbe (à ½ Sack) gereinigten Reis ausmachen. Gegenwärtig

ist dieser Preis bereits bei Weitem gestiegen; da der Getraidehandel nunmehr völlig frei und unbeschränkt ist, während unter der birmanischen Regierung auch in den fruchtbarsten Jahren die Ausfuhr verboten war. Nächst dem Holz und Reis werden die wichtigsten Ausfuhrartikel von Amherst Indigo und Baumwolle werden. An den Ufern aller Flüsse blüht der Indigo, und wenn die gegenwärtige Art seiner Bereitung ihn auch für den europäischen Handel unbrauchbar macht, indem er mit einer unverhältnißmäßigen Quantität Lehm vermischt wird, so wird diesem Uebelstande, sobald einmal brittische Capitalien in dem Anbau angelegt sind, bald abgeholfen seyn.

Asiatic Journal.

Sitten in Sicilien.

Wenn ich nach dem urtheilen soll, was ich bisher gesehen habe, sagt ein neuerer französischer Reisebeschreiber, dessen wir schon öfter in diesen Blättern Erwähnung gethan haben, so würde ich sagen, daß die Sicilianer umgängliche gutmüthige Leute sind, und gleich den Italienern des Continents der Natur viel näher stehen, als wir übrigen Europäer. Aber ich fürchte sehr, daß die Natur ohne Bildung überall mehr Fehler, als Gutes hat. Die Lebensart der höhern Stände, welche alle angenommen haben, die es können, ist ungefähr dieselbe, wie in Neapel. Man steht spät auf, macht einen Morgenspaziergang, speist zwischen drei und vier Uhr und hält seine Siesta. Des Abends macht man eine Spazierfahrt an dem Gestade des Meeres, geht in die Oper und zum Spieltisch. Des Sommers geht man mit Sonnenuntergang zu Bett. Ein Theil des Adels verwendet in der That einige Zeit auf seine Geschäfte; aber um den Landbau bekümmert sich Keiner, und nie sieht man sie auf ihren Gütern. Die Landhäuser, wo sie im Frühling und Herbst einige Wochen zubringen, sind immer in der Nähe der Stadt gelegen, und sie führen daher dort dieselbe Lebensart, wie in dieser. Die Conversazioni sind, wie zu Neapel, Orte, wo die gute Gesellschaft zusammenkommt, um Karten zu spielen oder Eis zu nehmen; an eine Conversation ist dabei nicht zu denken.

Die Gerichtshöfe Siciliens haben ihren Sitz in der Hauptstadt, und Nichts kann verwirrter seyn, als die Compilationen von Gesetzen, Verordnungen und Gewohnheitsrechten, die wieder sämmtlich mit Bruchstücken aus dem römischen Recht vermischt sind, nach denen entschieden wird. Die Advocaten, die ungeachtet ihrer großen Zahl immer sehr beschäftigt sind, können natürlich nicht dieselben Untugenden haben, als der Adel; aber sie haben die ihrigen und stehen nichts weniger als im Geruche der Heiligkeit. Der Kaufmannsstand gilt noch für den, welcher am Wenigsten unmoralisch ist. Man macht hier einen großen Unterschied zwischen Ordens- und Weltgeistlichen. Die letzteren — die Pfarrherren — führen in der Regel ein wahrhaft exemplarisches Leben; die Mönche dagegen mischen sich in Alles, beherrschen die Familien, zerrütten den häuslichen Frieden und verderben die Sitten. Der Adel ist, ungeachtet seiner großen Einkünfte, häufig in Geldverlegenheit und macht dann Jedem, der aus der Noth helfen kann, den Hof, vergißt aber auch nicht selten, die Schulden, die er gemacht hat, zu bezahlen. Einer der beiden Staatssecretäre leiht auf wucherischen Zins und treibt Schleichhandel; ein Untersecretär wagte es ihn anzuklagen, aber von aller Welt verlassen verlor er seine Stelle. Jedermann kennt die Geschichte, und man erzählt sie Jedem, der sie hören will; der Schuldige lacht darüber, und es kommt ihm nicht in den Sinn, sich deshalb zu schämen oder zu erzürnen. — Die Verdorbenheit der Richter ist so groß, und sie bemühen sich so wenig, dieß zu verbergen, daß z. B. ihre Domestiken keinen andern Lohn haben, als die Geschenke der Rechtsparteien, und daß dieselben außerdem noch Heu und Hafer für den Stall ihres Herrn liefern müssen. Man weiß, daß die Gerechtigkeit dem Meistbietenden feil ist; und wenn man von beiden Seiten hartnäckig ist, übersteigen die Kosten gar oft die Summe, um die es sich handelt. Dieß hört man öffentlich von aller Welt, und es ist daher eben so schwer zu glauben, daß es rein unwahr, als daß es ganz der Wahrheit gemäß sey. — Die Lehrstellen an den meisten Schulen Siciliens sind mit Mönchen besetzt; aber man weiß bisher wenig Gutes, das von diesen Drohnen ausgegangen wäre. Die beiden Universitäten sind in bessern Händen. Die von Catania, gestiftet zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts von Alphons dem Großmüthigen, ist eine der ältesten Italiens; die von Palermo ist dagegen eine der neuesten. Als vor sechzig Jahren der Jesuitenorden aufgehoben wurde, errichtete man zu Palermo in dem Ordensgebäude eine gelehrte Schule; im Jahr 1814 fand die Regierung indessen für gut, die Jesuiten wieder einzuführen, das Gymnasium wurde aufgehoben und das Gebäude seinen alten Eigenthümern zurückgegeben. Die Unzufriedenheit, die dieß erregte, bestimmte die Regierung, statt des Gymnasiums eine Universität zu stiften, welche dem Convent eines anderen Ordens zugewiesen wurde. Die Universität hat ein Einkommen von 6000 Unzen (72,000 Franken) und drei und dreißig Professoren.

Wie groß auch die Fehler der Regierung, so wie des Volkes in Sicilien seyn mögen, so hat das letztere doch ein Gefühl der Menschenwürde, welches man bei den niederen Ständen in Neapel vermißt. Als ich von den Stockschlägen erzählte, die ich zu Neapel mit so großer Freigebigkeit ertheilen sah, versicherte man mich, daß dieß in Sicilien das Leben kosten könne, indem man für einen Schlag mit dem Stock leicht einen Stoß mit dem Messer erhalten würde.

Der Lohn eines männlichen Dienstboten ist zu Palermo drei Carlini des Tages (26 Sous), außer Kost und Livrée. Ein Tagelöhner verdient drei bis vier Carlini, aber er kann damit, bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel, schon auskommen. Weibliche Dienstboten sind schwer zu erhalten, was kein Zeichen von Armuth ist. Verpachtete Ländereien trugen früher dem Eigenthümer $4\frac{1}{2}$ p. C., gegenwärtig aber nicht einmal 4, weil die Abgaben gestiegen und die Getraidepreise gefallen sind. Der Pächter zahlt, nachdem er das von dem Eigenthümer vorgestreckte Saatkorn zurückgegeben hat, sein Pachtgeld in Naturalien, zu welchem Behuf in jeder Pfarrei eine besondere Schätzung getroffen wird. Diese Leute sind im Allgemeinen ein gutes Völkchen, aber außerordentlich unwissend; ihre Rechnungen führen sie z. B., wie die jüdischen Wirthe in Polen, durch Einschnitte in Kerbhölzer. Die Güter des Adels sind größtentheils Fideicommisse und können nur mit besonderer Bewilligung des Königs verkauft werden; diejenigen Güter, die einmal verkauft worden sind, können indessen immer wieder verkauft werden.

Simond, voyage en Italie. T. II.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 122. 2 May 1829.

Alterthümer am Mississippi und Ohio. *)

Es giebt in der Nähe von St. Louis am Mississippi etwas nördlich von der Stadt viele Grabhügel, die wie ungeheure Schober aussehen. Einer der merkwürdigsten mitten in Chillicothe wurde abgetragen, bei welcher Gelegenheit große Quantitäten von Menschenknochen zum Vorschein gekommen seyn sollen. Die Stadt Circleville wird von zwei solchen Grabhügeln begränzt, von denen der eine die Form eines Cirkels, der andere die eines Quadrats hat; beide hängen an einander. Die sonderbare Erscheinung, daß die Erde, aus der sie bestehen, eine andere ist, als diejenige, auf der sie aufgeführt sind, hat man sich bis jetzt noch nicht zu erklären gewußt. Weshalb sollten die Erbauer der ungeheuren Arbeit sich unterzogen haben, diese Massen von Erde von einem andern Orte herbei und zum Theil auf Berge hinaufzuschaffen? Sie befinden sich übrigens meist in fruchtbaren bewaldeten Gegenden, auf den fettesten, angeschwemmten Wiesengründen, wo wilde Früchte, Wildpret und Fische im Ueberfluße vorhanden sind. Die zahlreichste Urbevölkerung nahm gerade dieselben Gegenden ein, wo auch die stärkste Volksmenge für die Zukunft seyn wird. Unmöglich können so ungeheure Werke von Indianern angelegt worden seyn, die eine zu schwache, zu träge Bevölkerung bilden, als daß selbst von ihren Vorfahren zur Zeit des größten Flor's der rothen Menschenrace etwas Bedeutendes zu erwarten gewesen wäre. Wir kennen keine Denkmäler, die sie ihren Todten errichteten, mit deren Errichtung nicht wenige Personen in ein Paar Tagen fertig würden. Grabhügel sahen wir, welche die Arbeit Tausender von Arbeitern, so wie wir sie an unseren Canälen brauchen, mit allen ihren mechanischen Geräthen und erprobten Werkzeugen auf Monate in Anspruch genommen hätten. Wir haben öfter bei der Betrachtung dieser Grabhügel verweilt und uns die Frage aufgeworfen, ob sie nicht von der Natur gebildet wären; aber ihr Bau ist so einzig und gleichmäßig, daß das Auge nicht lange Anstand nimmt, sie zu den Werken der Kunst zu rechnen. Der größte, den man im Ohiothale gefunden hat, liegt in der Niederung des Grave Creek, unweit dessen Einmündung in den Ohio, vierzehn englische Meilen unterhalb Wheeling. Der Umkreis desselben auf seiner Grundfläche enthält zwischen dreißig bis vierzig Ruthen; seine perpendiculäre Höhe beträgt siebenzig Fuß, und auf dem Gipfel befindet sich eine viereckige Fläche, von sechzig Fuß im Durchmesser mit einer großen, regelmäßigen Höhlung in der Mitte. Eine einzelne Weißeiche erhebt sich aus dieser Höhlung wie ein Flaggenstock. Die zahlreichste, bei Weitem interessanteste Gruppe von Hügeln, die wir gesehen haben, ist bei Cahokia am Mississippi. Es sollen deren im Ganzen daselbst zwei hundert seyn. Der größte davon, welcher auf den Ufern des Cahokia Creek liegt, hat die Form eines Parallelogramms; sein Umkreis wird zu achthundert Ellen geschätzt, seine Höhe zu neunzig bis hundert Fuß. Auf der Südseite befindet sich eine Terrasse, und auf dieser Terrasse ein Garten, der einem daranstoßenden Trappistenkloster gehört. Die Mönche bebauen den Hügel. Die Erde hätte ihnen keinen bessern Platz bieten können, der sich mehr für ihre schweigsame Lebensweise, ihre ernst-religiösen Betrachtungen eignete, als hier in der blühenden Einsamkeit auf einem der fruchtbarsten Flecken der Erde, im Anblick einer wundervollen befruchtenden Natur, wo ihre Wohnung Nichts als majestätische Wälder oder üppige Wiesen überschaut. Einige alte träumende Leute, die dem Anscheine nach mehr einer andern Welt als dieser angehören, lassen sich auf einem dieser räthselhaften Denkmäler untergegangener Geschlechter nieder; kein Geräusch stört sie, weder am Tage, noch in der Nacht, als das Zirpen unzähliger Heuschrecken, das Geschrei der Eulen, das Heulen der Wölfe oder des Windes, der über das Gras der Wiesen streicht.

Ein Denkmal von ganz eigenthümlicher Art trifft man auf der Spitze eines Hügels am Ohio, von welchem man die Aussicht auf die Mündung des Flüßchens Langhery, unweit des Postortes Aurora im Staate Indiana, hat. Ob es bloß zu einem Begräbnißplatz oder vielleicht auch zu andern Zwecken diente, läßt sich nicht entscheiden; jetzt ist es zum Theil zerstört, doch ward es nie ganz geöffnet. Wie es scheint war die Bestattung so, daß man erst sechs Leichen auf den Boden in zwei Reihen legte, drei in jeder Reihe, Seite an Seite; und dann jeden Körper besonders mit Fliesen umgab, und mit Steinen zudeckte. Leider fanden sich von diesen Grabsteinen bei der Untersuchung nur drei ganz erhalten: der eine ungefähr 6′ lang, der zweite 7′ 5″ und der dritte 8′ 3″. Dieß war das Maß von den Haupt-

*) Von Timothy Flint in Cincinnati, im Western Monthly Review.

und Fußsteinen und man kann annehmen, daß es die Länge der Körper bezeichnet, die zwischen ihnen ruhten. Obgleich die Steine seit vielen Jahren auseinandergeworfen daliegen und die Skelette so sehr verwittert sind, daß keine unversehrten Knochen gefunden wurden, die zu irgend einem sichern Aufschluß über die Größe jener Leichname geführt hätten, war doch eine und zwar die größte Grabstätte noch nicht geöffnet, und man hat in dieser Haupt- und Fußknochen gefunden, die mit der Entfernung der Haupt- und Fußsteine übereinstimmten. Die sechs Leichen lagen sämmtlich mit dem Kopfe gegen Osten und darüber war ein ungeheurer Haufen bloßer Steine jeder Art gewälzt. Sonst giebt es manche solcher Denkmäler, die obgleich hauptsächlich aus Steinen zusammengesetzt, doch mit etwas Erde oder Asche beworfen sind. Die Steine müssen aus einer beträchtlichen Entfernung her geholt worden seyn, da der Hügel, auf welchem das Monument steht, und die nächste Umgegend keine liefert. Der Steinhaufen ist, was am Meisten auffällt, mit zerstreuten menschlichen Gebeinen dicht übersäet; an allen Steinen, sowohl an denjenigen, welche die Skelette unmittelbar umschließen, als auch an denen auf der äußern Oberfläche, sind unverkennbare Brandmerkmale wahrzunehmen, in der Art, daß sie nicht wohl von einer gewöhnlichen lodernden Flamme herrühren können; aber es erhellt nicht, daß dieses Feuer einen Einfluß auf die in den Gräbern ruhenden Gebeine selbst gehabt hätte. Man trifft zwar sonst Begräbnißplätze genug, die Asche und Holzkohlen enthalten, die aber augenscheinlich mit den Leichen hineingekommen sind; allein in dem obigen Falle muß man annehmen, daß der Brand nachher Statt gehabt hat. Wenn nun gleich die Entstehung dieses Denkmals in jenem undurchdringlichen Dunkel ruht, welches über allen Alterthümern America's schwebt, so kann man sich doch vielleicht Einiges dadurch begreiflich machen, daß man die sechs Skelette im Innern der Gruft für die Reste von Anführern erklärt, die in der Schlacht fielen, und die mit Steinen vermischten Knochen für Reste von Feinden, die lebend oder todt den Manen jener geopfert wurden. Schon die Länge dieser Steingräber würde beweisen, daß in allen Zeiten Riesen lebten, wenn man auch nicht in Petersburg an der südlichen Seite des Ohio im Staate Kentucky, zwei englische Meilen unweit Aurora, viele menschliche Gebeine noch unversehrt gefunden hätte, die Körpern von einer außerordentlichen Größe angehört haben müssen.

Nicht minder merkwürdig ist ein Festungswerk, im Canton Gallatin, Staat Kentucky, auf dem Gipfel eines Hügels gleichfalls am Ohiostrome, zwei bis drei Meilen oberhalb der Einmündung des Flusses Kentucky. Den zehn bis zwölf Meilen breiten Ohio und die Windungen des Kentuckyflusses, in einer noch größern Ausdehnung, übersieht man von dem Gipfel des Hügels, der vermöge seiner isolirten Lage zur Aufführung eines solchen Werkes nicht besser ausgewählt werden konnte. Ein kleiner Fluß fließt hinter demselben und bildet zwischen ihm und den benachbarten Hügeln ein breites Thal, einen Punkt ausgenommen, wo ein schmaler, sich bis an den Fluß ausdehnender Landrücken ihn mit den nächsten Hochlanden in einem ansehnlichen Zwischenraume verbindet, so daß etwa ein einzelner Wagen nach der Ebene oder der Ohio Niederung hinabfahren kann. Die Spitze des Hügels, die ungefähr 25 Acres enthält, ist ganz von einen Steinwalle in einem Umkreise von einer halben oder drei Viertel Meilen umgeben gewesen. Die Höhe und Dicke dieser Mauer läßt sich nicht bestimmen, da sie ganz, selbst bis auf das Fundament, eingestürzt ist, aber die noch in einem ungeheuren Haufen vorhandenen Steine beurkunden deutlich den Umfang derselben. Sie ward etwas unterhalb des Gipfels aufgeführt; kein Theil derselben stand auf ebenem Grunde; auch hatte sie keine regelmäßige Felsenunterlage, so daß sie deswegen wohl nicht sehr lange Zeit bestehen konnte. Die Böschung des Hügels bildet einen Winkel von 25—45 Grad, und derjenige Theil desselben, welcher dem Fluße Ohio zugewandt liegt, ist der steilste, wo nur eine geringe Spur der Mauer noch vorhanden ist. Die längere Seite der Mauer stand im Hintergrunde, wo die dazu gehörigen Steine nur wenig zerstreut sind und aus einer oberflächlichen Berechnung, die an Ort und Stelle gemacht wurde, geht hervor, daß noch hinreichend Steine übrig geblieben sind, um eine Mauer von 5 Fuß Dicke, und 40 Fuß Höhe aufzuführen. Die Mühe, jene Steine zu sammeln, welche deutliche Zeichen des Hammers an sich haben, muß erstaunlich groß gewesen seyn, denn obgleich die Grundlage aller benachbarten Hügel kalksteinig ist, so wird doch eine große Anstrengung erfordert, solche Steine zu brechen; hierzu kommt noch die Arbeit eines beträchtlichen Transports. Es scheint, daß an den beiden schwachen Punkten des Baues zwei Thorwege angebracht waren; auf jeder Seite derselben befinden sich weite Schluchten von Erde und Steinen, die nun aber zusammengefallen sind, so daß man sich nur noch eine schwache Vorstellung des ursprünglichen Planes machen kann. Innerhalb der Verschanzung ist kein Wasser, jedoch ist eine Quelle da, welche zwei hundert Fuß unterhalb der Mauer entspringt, und diese ist wahrscheinlich so geleitet worden, daß diejenigen, welche sich in der Festung befanden, dieselbe benutzen konnten. Eine von den höchsten Eichen erhebt sich auf einem Grabmale, welches innerhalb des Ganzen liegt. Beim Oeffnen der Gräber daselbst wurde keine erhebliche Entdeckung gemacht. Es sind so viele aufeinanderfolgende Menschenalter an den Ueberbleibseln derer vorübergegangen, die diese Befestigung errichteten und vertheidigten, daß es jetzt unmöglich ist, zu entdecken, wer sie waren oder wann sie lebten.

Crawfurds Gesandtschafts-Reise nach Siam und Cochinchina.

Aufnahme in Cochinchina. Der Tiger- und Elephantenkampf. Verhältnisse der beiden Geschlechter rc.

(Fortsetzung.)

Am 16 Juli schiffte sich die Gesandtschaft wieder ein, und setzte ihre Reise nach Cochinchina fort, woselbst sie im August ankam. Der erste Eindruck auf die Britten war günstiger, als der auf den Nordamerikaner White und fiel in Vergleichung mit den Siamesen ziemlich zu deren Nachtheil aus.

Den Cochinchinesen wie den Siamesen lag vor allen Dingen daran, zu erfahren, woher die Gesandtschaft käme, ob vom Könige von England oder vom Generalgouverneur von Indien. Keine von beiden Nationen hielt es für möglich, daß jene Gesellschaft von Kaufleuten souveräne Gewalt habe, und daß der Generalgouverneur etwas Geringeres seyn könne, als wenigstens der Bruder des Königs. Ehe die Gesandtschaft von Saigun nach der Hauptstadt aufbrechen konnte, mußte sie sich nach vielen langweiligen und drolligen Ceremonien unterwerfen. Saigun, der Hauptsitz des cochinchinesischen Handels, liegt ohngefähr 50 Meilen landeinwärts. Zu den Belustigungen, mit welchen man daselbst die Engländer unterhielt, gehört das Schauspiel eines Tiger- und Elephantenkampfes, zu welchem sie eingeladen wurden. Sie bestiegen zu dem Ende ihre Elephanten und verfügten sich auf das Glacis des Forts, wo der Kampf vor sich gehen sollte. Der Gouverneur befand sich bereits auf dem Platze, als sie daselbst anlangten. Ein Herold kündigte das Beginnen des Schauspiels an. Mit Ausnahme dieses Akts herrschte in der sehr zahlreichen Versammlung Ruhe und Anstand. Die Ceremonie aber, welche der Herold zum Besten gab, war wirklich wie bei den Wilden. Mit zurückgeworfenem Oberleibe, vorgestrecktem Bauche, die Arme in die Seiten gestemmt, stieß er einige langgehaltene, schreiende Mißtöne aus. Man hatte den Tiger — ein großes, ungemein kräftiges und feuriges Thier — in einem geflochtenen Käfig auf den Platz gebracht; zugleich hatte man die Vorsicht gebraucht, ihm die Krallen auszuziehen und einen Maulkorb anzulegen; bei den Hinterfüßen an einen ungefähr dreißig Ellen langen Strick an einen Pfahl gebunden, erwartete er seine Gegner, die nach und nach gegen ihn losgelassen werden sollten. Nicht weniger als 46 Elephanten sämmtlich von ansehnlicher Größe und männlichen Geschlechtes waren dazu bestimmt, und wurden in einer Linie aufgestellt. Der erste Elephant griff anscheinend muthig an, und es schien, daß er mit seinem Gegner in einem Augenblicke fertig seyn würde. Er faßte den Tiger mit seinen Zähnen, warf ihn in die Höhe, und schleuderte ihn wenigstens zwanzig Fuß weit. Trotz dem stand aber der Tiger wieder auf und sprang dem Elephanten auf den Kopf neben dem Wärter, welcher ihm auf dem Nacken saß. Der Elephant erschrak, wandte sich um, und lief davon, und der Tiger verfolgte ihn, soweit als sein Strick es ihm zuließ. Der Flüchtling heulte sehr kläglich, obgleich er nicht verwundet war, und Nichts in der Welt konnte ihn zu einem neuen Angriffe bewegen. Als eine Art Intermezzo sah man nun einen Mann mit gebundenen Händen unter Begleitung von zwei Officieren vor den Gouverneur führen. Er war der Führer des feigen Elephanten. Mit hundert Bambusschlägen büßte der arme Teufel die Schuld seines Thiers. Man legte ihn mit dem Gesichte auf die Erde; und während zwei Männer, von denen der eine zwischen seinen Schultern und seinem Nacken, der andere auf seinen Füßen saß, ihn festhielten, vollzog ein dritter und vierter abwechselungsweise die Strafe. Dieser Auftritt endigte damit, daß man ihn ohnmächtig wegtrug. Indessen sah der Gouverneur kaltblütig dem Kampfe zu, als wenn Nichts vorginge. Zehn bis zwölf Elephanten rückten nach der Reihe vor. Die Stärke dieser Thiere geht über alle Vorstellung. Einige von ihnen warfen den Tiger wenigstens dreißig Fuß weit; er wurde im eigentlichen Sinne zu Tod geprellt, und konnte zuletzt keinen Widerstand mehr leisten. Die Britten hörten nicht ohne Schauder, daß dieß dieselben Thiere waren, die schon seit vierzig Jahren auf solche Weise das Todesurtheil an Verbrechern vollstrecken. Man sagte, daß ein einziger Wurf hinreichend sey, dem Verbrecher das Leben zu nehmen. Auf das Tiegergefecht folgte die Darstellung eines kriegerischen Manövers, in welchem Elephanten eine Verschanzung stürmen sollten. Auf einer Linie von 40—50 Ellen waren spanische Reiter von sehr gebrechlichem Stoffe errichtet worden, auf welche man Heu geworfen hatte, während eine Anzahl von Männern, wie zur Vertheidigung, mit Speeren in den Händen dahinter stand. Plötzlich loderte das Heu in Flammen auf, Raketen zischten, Fahnen flatterten, Trompeten schmetterten, und die Artillerie, d. h. eine einzige Kanone, begann zu spielen. Jetzt wurden die Elephanten zum Angriffe ermuntert, allein sie bewiesen ihre gewöhnliche Zaghaftigkeit und erst als das Feuer beinahe niedergebrannt war, konnten einige der muthigsten bewogen werden, vorzudringen.

Dem Amerikaner White war in Saigun besonders aufgefallen, daß die Weiber einen großen Theil der Geschäfte besorgen, welche in andern Ländern von Männern besorgt werden. Diese Bemerkung bestätigt Crawfurd in Bezug auf ganz Cochinchina. Sie bestellen das Feld, bauen die Hütten, lenken die Flöße auf den Flüssen, besorgen die Reispflanzungen, verfertigen seidene und baumwollene Zeuge, tragen schwere Lasten und sind Kleinhändler und Geldwechsler. Sie gelten nicht allein für geschickter, als ihre Männer, sondern ihre Arbeit ist auch durchaus von gleicher Güte, und man kann sagen, daß sie es seyen, auf denen der Unterhalt der Familie liegt: ein Umstand, der indessen keineswegs ihrer Achtung gegen ihre Gatten Abbruch thut, von denen sie sich im Gegentheile mit Geringschätzung oder wirklich barbarischer Grausamkeit behandeln lassen. Während das Schiff der Gesandtschaft vor Candyu lag, sah einer von den brittischen Herren, wie ein Mann seine junge Frau auf offener Straße mit dem Gesichte auf die Erde drückte, und ihr mit einem Rohrstocke wenigstens 50 Streiche gab, ohne daß es unter dem Volke Aufsehen gemacht hätte. Barrow sagt in seiner Reise nach Cochinchina: „die Thätigkeit und der Fleiß der Weiber ist so unermüdet, ihre Geschäfte sind so mannichfaltig, und die Arbeit, welcher sie sich unterziehen, so anstrengend, daß ihre Männer ein Sprichwort von den Katzen auf sie anwenden, nämlich: „die Weiber hätten neun Leben, und vertrügen eine starke Portion, ehe sie daraufgingen.“ Bei der Stadt Saigun hat der Don-nai-strom viele Arme und Canäle, über die man in Fähren setzt. Das Fährgeld entrichten nur Weiber, die Männer dagegen gehen unter dem angeblichen Rechtstitel als Diener des Königs frei aus. Ein anderer Rechtsbrauch kommt jedoch auch den Weibern zu gut. Wenn sich Jemand gegen einen andern vergeht, so braucht dieser ihn nur beim Leibband zu fassen; dadurch erklärt er ihn in eine Art von Arrest, welchem man sich ohne

Widerstand unterwerfen muß *). Die Engländer sahen Weiber frischweg auf diese Weise Männer festnehmen, die sie des Diebstahls beschuldigten. Ein großes Glück für diese rüstigen Amazonen ist es, daß hierzulande die chinesische Mode der kleinen Füße nicht herrscht, da ein großer Theil ihrer Geschäfte ein starkes Fußgestell erfordert. Barrow ist so ungalant, zu erzählen, daß sie ungewöhnlich breite und große Füße hätten, weil sie auf den Straßen ohne Schuhe herumliefen. Kein einziger europäischer Reisende weiß übrigens die Schönheit oder Sittsamkeit der cochinchinesischen Weiber sonderlich zu loben.

Wir wenden uns nun mit der Gesandtschaft nach der Hauptstadt Hué, nach welcher sie sich in Tauran auf kleinen Galeeren oder gewöhnlichen Kriegsboten einschifften, welche die Regierung zu diesem Endzwecke hergab. Diese Boote sind 90 Fuß lang, sehr schmal und stark gebaut, haben zwei Schleppsegel, und jedes ist mit 5 Drehbassen bewaffnet, die eben so nett gegossen und gearbeitet sind, als irgend eine europäische Kanone. Die Ruderer, vierzig an der Zahl, arbeiten unaufhörlich, in völliger Uebereinstimmung; ein Officier deutet den Takt an, indem er zwei cylinderförmige Stäbe von klingendem Holze an einander schlägt und dem Schiffsvolk ein Lied zum Besten giebt. Im Hafen kam der Gesandtschaft ein königliches Fahrzeug mit der Einladung entgegen, auszusteigen und von dem Hause Besitz zu nehmen, welches für sie eingerichtet worden sey. Es war geräumig und bequem, aber jeder Zugang mit Bambusgittern gesperrt, und eine Wache von hundert Mann davor aufgestellt. Hier befanden sie sich eine Zeit lang in enger Gefangenschaft, während alle Personen zum Zeichen der Ehrerbietung vom Pferde steigen mußten, wenn sie vorbeiritten, und kein Vorübergehender stehen bleiben durfte, um seine Neugierde zu befriedigen: — ein unzweideutiger Beweis für die Bemerkung, daß die Cochinchinesen, wie die Siamesen eine wohldressirte (well flogged) Nation sind. Die Bastonade wurde auch wirklich sehr freigebig ausgetheilt, Falls ein Vorübergehender gegen das Verbot handelte; und gleich am ersten Morgen erhielten sieben Soldaten von der Wache jeder 15 Stockschläge, weil sie diesen Befehl nicht nachdrücklich gehandhabt hatten. Sie warfen sich selbst mit dem Gesichte auf den Fußboden, nahmen die Sache als ein nothwendiges Uebel hin, und machten ihre tiefe gehorsame Verbeugung, als sie wiederaufstanden. Alles geschieht unter dem Einflusse des Bambus. Als Crawfurd auf dem Wege zu dem ersten Minister in dessen Hof trat, sah er, wie eine Gesellschaft von Schauspielern mittelst des Bambus zu bessern Kunstleistungen aufgemuntert wurde. Der erste Gegenstand, der ihm im Vordergrunde der Scene in die Augen fiel, war der Held des Stückes, welcher mit dem ganzen Körper auf dem Fußboden lag, und in seinem vollen Theaterkostüme unter dem geschwungenen Rohr stöhnte. Die Nebencharaktere erhielten in gehöriger Rangordnung ihren verhältnißmäßigen Antheil, wie der Gesandte aus ihrem lauten Heulen schloß, welches er im Zimmer hörte, während er mit dem Minister in einer diplomatischen Unterhandlung begriffen war. Die Wirkung der Bambus-Disciplin auf die Bildung der Schauspieler mag allerdings nicht unbeträchtlich seyn. Alle Reisende schildern die Cochinchinesen als große Liebhaber von dramatischer Unterhaltung. *) Barrow beschreibt ausführlich eine Oper, deren Ausführung er beiwohnte. Er fand sowohl in Tauran als in China, daß die Schauspieler in der Ausübung ihrer Kunst sehr eifrig waren, denn sie traten zu allen Zeiten des Tags mit derselben Unverdrossenheit auf, ob sie vor einer kleineren oder größeren Versammlung spielten. Sie rechnen nie auf Eintrittsgeld. Ihre Bekleidung ist höchst phantastisch, und der Hanswurst darf nicht fehlen. Der Mandarin der Elephanten, d. h. der erste Minister, bei dem Crawfurd eine Audienz erhielt, war ein gutes altes Männchen in einem orangefarbenen reichen Seidenkleide mit Verzierungen von Blumen und Sprüchen. Zwei Franzosen vom Range der Hofmandarinen saßen auf beiden Seiten vor ihm. Der Minister gab die Versicherung, daß es den englischen Schiffen unverwehrt seyn sollte, in den Staaten des Königs freien Handel zu treiben, und in Bezug auf den Eingangszoll bemerkte er: daß in England eben so gut Abgaben von fremden Waaren erhoben würden, als hier; eine jede Nation habe dazu das Recht. Crawfurd wünschte sehr eine Audienz beim Könige selbst. Der Minister behauptete aber, dieß sey wider die Hofetikette, und als man ihm mit Gründen verschiedener Art schärfer zusetzte, erwiderte er mit dem gutmüthigen Lächeln der geschmeichelten Nationaleitelkeit: „es ist sehr natürlich, daß Ihr keine Mittel unversucht laßt, zur Ehre einer Audienz bei einem so großen Monarchen zu gelangen.“ Die Cochinchinesen stellen sich auf der Stufenleiter der Civilisation hoch über die Europäer, oder sind vielmehr der festesten Ueberzeugung, daß sie selbst und die Chinesen, von denen sie abstammen, die einzige civilisirte Nation auf der Erde sind. Während dieser Audienz, welche vier Stunden dauerte, wurde der Gesandtschaft eine gute Mahlzeit von Fleisch, Wein und Obst aufgetischt, und zu ihrer Unterhaltung ein chinesischer Tanz aufgeführt. Ein ander Mal waren Schüsseln mit bebrüteten Eiern darunter. Als die Engländer ihre Verwunderung darüber ausdrückten, sagte ihnen einer von ihrer cochinchinesischen Dienerschaft, bebrütete Eier seyen eine Leckerei, welche arme Leute nicht erschwingen könnten, und die nur auf die Tafel der Vornehmen käme. In der That kosteten sie, wie sich Crawfurd selbst überzeugte, auf dem Markte dreißig Prozent mehr, als frische; vor großen Gastereien werden zehn bis zwölf Tage vorher Bruthühner gesetzt, denn so lange brauchen die Eier, um einen cochinchinesischen Gaumen zu befriedigen. Dasselbe Volk, welches an dieser Speise Geschmack findet, hat einen Ekel vor Milch.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bei den Römern fand eine ähnliche Sitte statt: das rapere in judicium obtorto collo; der Kläger faßte den Beklagten beim Kragen, und dieser mußte ohne Widerrede folgen, denn daß der Kläger den Beklagten bei der Kehle ins Gericht geschleppt hätte, wie man es in Wörterbüchern erklärt findet, ist nicht wohl denkbar. —

*) Zu ihren Unterhaltungen gehören auch Hahnenkämpfe, die sie bei allen Gelegenheiten geben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sitlichen Lebens der Völker.

Num. 123 und 124. 3 und 4 Mai 1829.

Reise-Bemerkungen.

Von Professor Dr. Wagler in München.

(Fortsetzung.)

Havre.

Obgleich wir einige Meilen vom Ufer entfernt waren, so vernahmen wir dennoch von daher bis in unser Schiff, durch günstigen Wind getragen, laute Töne von Insekten, welche uns an die täuschenden Sirenen erinnerten, denn sie schienen der Tiefe des Meeres zu entsteigen. Ich konnte nicht ausmitteln, ob die Töne von Cicaden herrührten, jenen Lieblingen der griechischen Sänger, oder nur von Grillen. Die Beschreibung, welche mir jedoch der Steuermann und einige Matrosen von diesen kleinen Musikern gaben, ließen mich erstere vermuthen. Schon Langsdorf und Spix hatten mich versichert, daß es in Brasilien Cicaden gebe, deren Zirpen über eine halbe Stunde weit gehört werde, was gewiß außerordentlich ist, wenn man bedenkt, daß auf dem Lande der grasige Boden, Gesträuche u. s. w. der Stärke der Töne, aus bekannten Gründen, hinderlich sind.

Die musikalischen Instrumente dieser Insecten sind indessen geschickt, sehr laute Töne zu erzeugen. Du wirst wissen, daß sie die Männchen der Grillen (Heimchen) durch das Aneinanderreiben ihrer an der Wurzel trommelförmig erweiterten Flügeldecken hervorbringen. Sie sind das Liebeslied, welches besonders bei Sonnenauf- und Untergang dem nahen Weibchen gebracht wird. Die Heuschrecken (Grashüpfer), gleichfalls zur Familie der Grillen gehörig, musiciren auf andere Weise. Sie sind wahre Geiger, denn sie streichen mit den hinteren Schenkeln, die auf ihrem Grunde Schallkapseln haben, in regelmäßigen Pausen die Flügeldecken, als wären diese Saiten. Die Cicaden endlich besitzen Lauten am Leibe, welche durch Streckung und Verkürzung von gewissen Muskelbündeln verschiedenartige Töne von sich geben. Stille lauscht das Weibchen dem Klingklange des Männchens. Wir wollen es unentschieden lassen, mit welchem Rechte, hierauf anspielend, Xenarchus von Rhodus sagt:

„Glücklich leben die Cicaden,
Denn sie haben stumme Weiber."

Jetzt erblickten wir Alken und Lummen (Alca Torda und Uria Troile), welche sich unter beständigem Auf- und Untertauchen auf dem glatten Meeresspiegel umhertrieben; auch schwarze Pelicane strichen einzeln und paarweise an uns vorüber, und ein kleiner brauner Sturmvogel (Procellaria pelagica) lief mit halb entfalteten Flügeln und trippelnden Füßen über die See hin. Die Franzosen und Engländer nennen ihn Pétrel, d. h. kleinen Peter; ein Name, welcher sich, wie man sagt, auf den Apostel Petrus, wegen seiner Fahrt auf dem See Genesareth, bezieht. Hie und da schwebte die große Meve (Larus marinus) und die blaugraue (Larus glaucus) über uns hin.

Es war ein so fertiger Steuermann als der unsere nöthig, um mit dem Schiffe die schnellen bald nördlichen, bald südlichen Richtungen der erstgenannten Vögel zu verfolgen; doch binnen einer Stunde hatte ich drei Lummen und einen schwarzen Pelican erlegt. Es überraschte mich, Lummen und Alken, welche eigentlich dem höhern Norden angehören, dessen Bewohnern sie durch ihre Häute reichliches Material zu Kleidern liefern, hier zu finden. Sie hatten gewiß in den nahe gelegenen Felsen, ihren gewöhnlichen Brüteplätzen, genistet. Ein sehr lockeres, weitmaschiges Zellgewebe, welches die Haut mit dem Körper verbindet, und das Eindringen der Luft zwischen beiden Theilen gestattet, macht die Pelicane, wie ich mich heut durch Zergliederung des geschossenen Vogels selbst überzeugte, zu ausgezeichneten Schwimmern und zu noch geschickteren Tauchern. Gleich der Schwimmblase der Fische wird es im ruhigen Zustande des Vogels in dem Maße zusammengedrückt, als erforderlich ist, ihn mit dem Wasser in's Gleichgewicht zu setzen. Schwimmt der Vogel aufwärts, dann bläht es sich, wie die Fischblase, auf, um ihm die zum schnellen Emporsteigen nöthige Leichtigkeit zu geben; beim Abwärtsschwimmen wird es dagegen, gleichfalls wie die Blase des Fisches, zusammengezogen. Dieser ausgezeichnete Tauchapparat macht, daß diese Vögel nur höchst selten ihre Beute, Fische, verfehlen. Es ist aber eine allgemeine und längst bekannte Sache, daß sich die chinesischen Fischer dieser Pelicane zum Fischfange bedienen; sie stürzen sich mit demselben Muthe und mit derselben Sicherheit auf Fische, als abgerichtete Falken auf Reiger, Trappen u. s. f.

Gegen vier Uhr warfen wir den kleinen Anker und setzten uns auf dem Verdecke zu Tische. Hr. Boilleaud hatte die Küche trefflich bestellt. Auch vergaß man nicht einen gegen

drei Schuh langen Schellfisch (Gadus Morrhua), welchen wir, mit dem Tode ringend, auffingen. Das gefräßige Thier hatte einen jungen, spannenlangen Hayfisch verkehrt in den Rachen hineingewürgt, und dieser ihm den Stachel seiner Rückenflosse in den Gaumen gestochen. Der wolkenleere blaue Himmel über uns, fröhliche Menschen, die sich ihres Daseyns zu freuen wußten, und sich verstanden, in unserer Gesellschaft, Alles stimmte uns zur Freude! Ich gäbe sie nicht um Vieles, diese Meerfahrt! Ich gedachte der Urheber meiner Reise und brachte ihnen aus vollem Humpen, wie dem Freunde, ein herzliches Hoch. —

Invitus, regina, tuo de littore cessi.

In hiesigem Hafen laufen fast wöchentlich Schiffe von Senegambien, Guiana und Martinique, seltener von Brasilien, Virginien und Indien ein. Sie sind mit den gewöhnlichen Kaufmannsgütern, als Leder, Kaffee, Zucker, Gewürzen u. s. f. befrachtet, und gehören größtentheils Kaufleuten von Havre, Paris und andern Städten Frankreichs. Doch rüstet auch das hiesige Zollamt, aber wahrscheinlich nur zu Zwecken des Staats, einige Schiffe aus, welche bis an den Senegal vordringen. Alle diese Schiffe, selbst die des Zollamtes, haben gewöhnlich viele Reisende am Bord, deren einer bis nach Senegambien vier hundert Franken, mit Einschluß der Kost, zu entrichten hat. Unter so günstigen Umständen sind hier Reisen in die genannten Länder etwas so Alltägliches, daß Niemand mehr die Versicherung eines Reisenden „er sey ein halbes Dutzendmal in Afrika oder Amerika gewesen" in Verwunderung setzen würde. Ich habe dahier Kaufleute kennen gelernt, welche alljährlich zweimal nach Guiana oder Martinique reisen, wenn anders die Witterung so viele Ausflüge gestattet.

Dieses beständige Abgehen und Ankommen der Schiffe aus fernen Zonen hat für die Fremden etwas höchst Anziehendes und auch auf die hiesigen Einwohner, welche den fernher segelnden Schiffen im Hafen in großer Anzahl entgegensehen, zeigt sich die wohlthätige Wirkung davon in der regen Thätigkeit, die überall herrscht. Hier sind Matrosen beschäftigt, taktmäßig nach dem monotonen und heiseren Geschrei ihres Chefs die Güter des Schiffes aus seinem Raume emporzuziehen, während Andere Kisten und Fässer, unter ähnlicher Musik, in seine Tiefe versenken; an einem anderen Arme des Kanals wird ein umgelegter Dreimaster kalfatert oder bekupfert, und in einem eben eingelaufenen Schiffe sind die dienstbaren Geister des Zollhauses in emsiger Arbeit, alle seine Winkel und Fugen zu durchspähen. Nicht ferne davon erfüllt das Geschrei von Vogelhändlern eine ganze Straße. Mit keiner größeren Hast und mit keinem stürmischeren Uebermuthe überfällt der Habicht die Taube, als der Vogelhändler von Havre und Paris die Reisenden und Matrosen, welche lebende Vögel und Naturalien an Bord ihres Schiffes haben. Einer überbietet den Anderen, und oft kostet es alle Kraft des Armes, um sich von dem verwünschten Mitkäufer nicht vom Kaufplatze nicht hinwegdrängen zu lassen. Polizeiliche Vermittelung muß nicht selten die erhitzten Gemüther zur Ruhe bringen. Nach Havre, und von hier nach Paris, werden alljährlich, wie mich ein mit dem Vogelhandel sehr vertrauter Mann versicherte, gegen drei tausend Papageien und unzählige kleine Vögel verschickt. Die Pariser Vogelhändler treiben damit einen sehr bedeutenden Handel, und haben in Havre ihre eigenen Commissionäre. Hauptsächlich sind es die Conducteurs der Pariser Postwägen, welche sich mit diesem Geschäfte alltäglicher Vogel-Transporte gegen ein unbedeutendes Trinkgeld befassen. In Paris, dem Mittelpunkte des gesammten Handels, hat man eine größere Auswahl von Arten als hier, allein sie kosten dort wenigstens ein Drittheil mehr, als in Havre. Die meisten Papageien kommen von Africa und America; indische und neuholländische sind selten. Diese muß man in London suchen. Einen gewöhnlichen grünen Amazonenpapagei, von der Größe einer Taube, welcher in Deutschland 36—44 Gulden kostet, kannst Du in Havre für 15—20, den senegalischen Papagei mit grauem Kopfe und orangefarbenem Unterleibe für 12 Franken haben, während Du ihn bei uns kaum unter 44—50 Gulden im Kaufe erhalten wirst. Kleine sperlingartige Vögel von buntem Gefieder stehen, im Durchschnitte, zu 3—9 Franken im Preise. Dagegen sind die sogenannten ostindischen Raben oder Aras besonders theuer, weil sie gleichsam als Aushängeschild der Naturalienkrämer gebraucht werden, da sie durch ihre laute Stimme, durch die Eleganz ihres Körpers und die Pracht ihrer Farben das Auge der Käufer leicht auf sich ziehen. Sie werden für 2—300 Franken verkauft. Sehr wohlfeil sind die Affen; Niemand findet hier Geschmack daran. Auch dadurch giebt der Bewohner der Normandie seinen Charakter, der ernster als der der übrigen Franzosen ist, welche die Affen und Alles Frivole lieben, zu erkennen. Bisweilen reisen die hiesigen Vogelhändler selbst in andere Welttheile und bringen von daher eine unglaubliche Menge von naturhistorischen und ethnographischen Gegenständen zurück. Acaby, einer der vorzüglichsten dieser Leute dahier, hatte zu diesem Zwecke schon einige Reisen nach America und Afrika gemacht, aber auf seiner letzten an den Senegal den größten Theil seines Vermögens eingebüßt, denn die zügellosen Eingebornen hatten ihn aller seiner Habseligkeiten beraubt und bis auf den Tod gemartert. Ein Sturm auf dem Meere, als er schon Frankreichs Küsten vor Augen hatte, nahm ihm auch das Letzte, was ihm von dieser unglücklichen Reise übrig geblieben war, einen Löwen und zwei Strauße.

Es hält nicht schwer, sich in Havre in Kurzem eine naturhistorische Sammlung mit geringen Kosten zu verschaffen, allein diese wird immer nur einen Theil der Naturgeschichte, Zoologie, betreffen. So leidenschaftlich im Allgemeinen der Franzose die Thiere liebt, so wenig scheint ihn Botanik und Mineralogie anzusprechen. Pflanzen und Mineralien bleiben daher gewöhnlich von dem französischen Seefahrer unberücksichtiget, wenn nicht etwa solche, bei welchen sich mit Gewißheit der daraus zu ziehende Geldgewinn berechnen läßt. Sie haben einen gewissen Abscheu vor Sammlungen dieser Dinge, wie sie sie nennen, und schaudern vor einem trockenen, mit wenigen, mumienartig eingeschrumpften Blüthen und Blättern behangenen Reis zurück, welches, gleich einer Leiche im papiernen Sarge eingeengt, den wolkenanstrebenden Baum, den König des Waldes, in dessen Krone eine kleine Welt von Thieren lebt, und dessen Pracht und Herrlichkeit der Mensch anstaunt, kennen lehren soll! — Der nicht

aus innerer Kraft erstandene leb- und formlose Stein — wenn er eben nicht zum Krystall geworden — martert ihre Augen, und es scheint, es ärgere sie, daß aus seinem rohen Chaos sich sein Kern erst durch die Macht der Elemente mittelst Menschenwerks offenbaren kann und muß: auch scheint es ihnen allzuverwegen, aus einzelnen in Reih und Glied aufgestellten Steinbrocken die Bestandtheile und die Entstehung ganzer Gebirgszüge, zu welchen sie sich doch kaum wie microscopische Stäubchen verhalten, folgern zu wollen. Es entzücken sie dagegen die Thiere, weil sie in der Beschauung ihrer lebendigen, von einem Wollen abhängigen Bewegungen, ihrer manchfaltigen, von einer Seele gelenkten Lebensverrichtungen, ihrer in sich abgeschlossenen Gestalt mit dem selbstständigen Ich, welche, anders als bei Pflanzen und Steinen, für ihre materielle Darstellung die vollkommenste Integrität aller ihrer Theile erfordert, die empfindlichsten Seiten des eigenen Seyns ergriffen fühlen. Ja, die Betrachtung der mit der Gestalt so innig verwobenen Lebensäußerung der Thiere gräbt sich so tief in die Seele dieser Leute ein, daß sie in einem Vogelbalge und in einem angespießten Insekte nicht einmal mehr das Leben vermissen, sondern dieses mit der todten Hülle in den Kauf zu geben vermeinen.

In Havre suchte ich daher vergebens nach ausländischen Pflanzen und nach Steinen. Ich mußte mich begnügen einige aus dem Ballaste eines africanischen Schiffes hervorzuklauben. Nur gerollte Aquamarine, unter welchen sich faustgroße Stücke vorfanden, weingelbe und weiße Topasen, alle aus Brasilien, fand ich in großen Säcken in den Kramläden zweier Vogelhändler aufgehäuft, deren einer eben im Begriff stand von diesen Pseudo-Edelsteinen gegen einen Centner nach Paris zu schicken, wo sie nach seiner Versicherung zu Kronleuchtern und allerlei falschem Schmuck verarbeitet werden sollten. — Säugthier- und Vögelbälge, Amphibien in Weingeist, Insekten, Conchylien, Korallen, sowie Geräthschaften und Waffen fremder Nationen werden fast von allen Vogelhändlern feil geboten. Die Preise dieser Gegenstände sind höchst billig. So habe ich unter andern bei Acaby eine kleine Tonne mit brasilischen, sehr rein erhaltenen Amphibien, 72 an der Zahl, für 60 Franken an mich gebracht, welche an irgend einem andern Orte, z. B. in Paris, gewiß nicht unter 200 Gulden abgegeben worden wären.

Außer Hrn. Boilleaud besitzt auch Honward in der Vorstadt ein sehr sehenswerthes zoologisches und ethnographisches Cabinet. Er handelt mit naturhistorischen Gegenständen und theilte mir seine Addresse zur Bekanntmachung in Deutschland mit.

Der hiesige Fischmarkt ist groß und liefert dem Ichthyologen kaum weniger Stoff zu Beobachtungen und Sammlungen als der Triester. Hayfische, Rochen, auch Delphine, welche, in großen während der Ebbe eingepflanzten Steckgarnen gefangen, bisweilen zu Markt gebracht werden, genießt, wie in den meisten Seestädten, nur der gemeine Mann. Auf die Tafel der Vornehmen und die Gastgeber kommen fast täglich Meeraale, Hornhechte, deren Knochen im Finstern leuchten, Makrelen und Schollen. Diese Fische werden in großer Anzahl von hier nach Paris verführt. Eben dorthin versendet man täglich Seekrebse und eine ganz unglaubliche Menge von Austern und Mießmuscheln (Mytilus edulis). In Havre werden diese letztern gebraten und roh gegessen, sie sollen aber in zu großer Anzahl genossen, nicht selten Fieber und Kopfgeschwülste erzeugen. Um ihren Seegeschmack zu dämpfen, schütten die Fischweiber, welche sie feil bieten, etwas scharfen Essig zwischen die Schaale. So zugerichtet sind sie ein wahrer Leckerbissen, der an solchen Orten des Labsales umherschlendernden, ewig heißhungrigen Matrosen.

Viele dieser launigen Menschen, welche hie und da in den Straßen zur Belustigung des Publikums theatralische Vorstellungen geben, wobei gewöhnlich Neptunus oder ein grimmiger Capitän der Mittelpunkt des Stückes sind, um welchen sich ihre drolligen Erzählungen und Reden drehen, zeigen in einer gewissen Fechtmethode große Fertigkeit. Sie ergreifen mit der Rechten einen von hartem Holze geschnitzten, gegen drei Schuh langen Stab in seiner Mitte, und pariren damit, indem sie ihn im Halbkreise bald rechts bald links schwenken, so nachdrücklich die Hiebe und Stöße ihrer, oft in Mehrzahl auf sie eindringenden Gegner, daß die langen Stöcke derselben oft viele Fuß hoch emporgeschleudert werden. Ich habe zwei solchen gewöhnlich von Wetten begleiteten Stockkämpfen beigewohnt, deren einer, wie dieß nicht selten der Fall seyn soll, mit einer Rauferei endete. Ein englischer Matrose versuchte sich mit einem Franzosen in diesem Kampfspiele zu messen, allein er erhielt von diesem eine tüchtige Tracht Schläge und wurde deshalb von den Umstehenden weidlich ausgelacht. Nun fing der Matrose Feuer, und borte auf gut englisch den armen Franzosen in einem Augenblicke zusammen, daß dieser mit blutendem Gesichte zu Boden stürzte, und, um den Fußtritten des erhitzten Engländers zu entgehen, in's Wasser sprang. Allein dieser stürzte sich ihm nach, um auf dem jenseitigen Ufer des Canals den Kampf fortzusetzen. Diesem machte jedoch die herbeieilende Polizeiwache ein Ende.

Mein Nächstes von London. Ich habe Eile; denn schon mahnt die Glocke auf dem englischen Dampfschiffe Camilla, mit welchem ich reise, an die Abfahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Crawfurd's Gesandtschafts-Reise nach Siam und Cochinchina.

(Fortsetzung.)

Merkwürdigkeiten der Hauptstadt von Cochinchina rc.

Die Hauptstadt Hué ist vielleicht die einzige Stadt im Orient, welche in ihrer Umgebung gute Straßen, Brücken und Canäle hat. Die Chausseen sind gerade, breit und von guter Bauart, die steinernen und hölzernen Brücken ungemein zierlich und im brauchbarsten Zustande, die Canäle, welche zur Schifffahrt und Bewässerung des Landes dienen, tief und regelmäßig. Ungefähr im Jahre 1820 begann man einen großen Canal von Quedone, an dem Westufer des großen Flusses von Kambodscha, bis Athien am Golf von Siam, zu graben. Zwanzigtausend Cochinchinesen und zehntausend Kambodschaner wurden an die Ar-

heit gestellt. Da man für den Wasserbedarf der Leute nicht gesorgt hatte, so verdursteten zehntausend oder starben an Ermattung und Krankheiten. In einer romantischen Gebirgsgegend zehn Stunden von der Hauptstadt gegen Norden hat der verstorbene König ein prächtiges Mausoleum erbauen lassen mit einem großen Park, sowohl zu seinem als zu seiner Lieblingskönigin Begräbniß. Zur Ausführung dieses großartigen Unternehmens wurden Hügel geebnet, von einem Hügel zum andern Wälle aufgeworfen, Teiche, Canäle und Straßen angelegt. Als die brittische Gesandtschaft um die Erlaubniß nachsuchte, diesen Ort besuchen zu dürfen, erhielt sie höflich zur Antwort, daß der König Fremden den Eintritt nicht gestatte, da die Anwesenheit derselben, wie er sagte: „die Ruhe der Geister seiner Vorfahren stören könnte." Aber die Fremden wurden eingeladen, lieber das prachtvolle Wunderwerk der neuerbauten Festung in Augenschein zu nehmen, mit welcher, wie Crawfurd meint, Nichts im ganzen Orient in Vergleichung gestellt werden kann.*)

Die Stadt enthält eine Menge öffentlicher Institute, welche den Geist der Regierung charakterisiren: unter andern eine Reihe von Gebäuden von ungeheurer Länge, die mit Getreidevorräthen auf viele Jahre für die Stadt angefüllt sind. Es ist Maxime des Königs, jährlich zu den vorhandenen Magazinen noch zwei oder drei neue zuzufügen. Ohne Zweifel für eine despotische Regierung keine unzweckmäßige Politik! Noch interessanter waren den Reisenden die Kasernen. Es sind dieß herrliche Gebäude, welche in Absicht auf Einrichtung und Reinlichkeit, der besten europäischen Armee keine Schande machen würden. Sie nehmen einen großen Raum ein und bilden den ganzen äußern Theil der Cittadelle. Sie erfuhren, daß fortwährend zwölf bis dreizehn tausend Mann in der Hauptstadt stationirt sind. Von da ging's nach dem Arsenal. Trotz eines heftigen Platzregens und des Anbruchs der Nacht, die ihren Wanderungen ein Ziel setzte, sahen sie genug, um zu staunen. Zuerst wurden ihnen die eisernen Kanonen gezeigt. Sie bestanden aus einer Sammlung alter Schiffskanonen verschiedener europäischer Nationen, Franzosen, Engländer, Holländer und Portugiesen. Darauf folgte das schwere Geschütz aus Erz, Kanonen, Haubitzen und Mörser nebst Kugeln und Bomben, sämmtlich cochinchinesische Arbeit aus Materialien aus Tonquin nach französischen Modellen. Die Gestelle hätten in England nicht schöner und dauerhafter gemacht werden können. Die Kanonen haben verschiedenes Kaliber von 4 bis 68 Pfund, namentlich sind die Achtzehnpfünder sehr zahlreich. Neun Stücke hatte der verstorbene König gießen lassen, von denen jedes Kugeln von 70 chinesischen Katti d. h. 93 Pf. schießt, sie sind nach ebenso schönen Modellen gearbeitet und ebenso schön gegossen als die übrigen, und ruhen auf ungemein reich verzierten Gestellen. Auch ist der Name des verstorbenen Königs auf ihnen bemerkt, so wie das Datum und das Jahr, in welchem sie gegossen wurden. Der König pflegte zu sagen, daß es die dauerndsten Monumente seiner Regierung seyn würden, was für ihn eben kein großes Compliment ist. Die Kunst gute Kanonen von Erz unter Aufsicht und Anleitung von Europäern zu gießen, scheint in diesem Theil der Welt schon seit alten Zeiten bekannt gewesen zu seyn; dafür sprachen wenigstens im Arsenal die vielen Neunpfünder aus den Jahren 1664 und 1665. Sie hatten portugiesische Inschriften, welche das Datum und den Namen des Meisters angaben und besagten, daß sie in Cochinchina oder Kambodscha gegossen seyen. Sie kamen freilich den jüngeren, welche unter französischer Anleitung gegossen waren, nicht gleich, schienen aber recht gut gearbeitet zu seyn. Die Kugeln und Bomben waren, wie in europäischen Arsenalen zierlich aufgesetzt, die Gestelle des Geschützes alle bemalt; mit einem Worte das ganze Arsenal befand sich in jeder Rücksicht im besten Zustande. Der Oberaufseher der Artillerie hatte den Auftrag erhalten, den Fremden Alles zu zeigen, und er wartete bereits auf sie, als sie ankamen. Er war einer von den alten Kriegshelden des verstorbenen Königs, ein ehrwürdiger Greis von angenehmem Aussehen mit einem reichen Anzug von Sammt. Dieser Generalfeldzeugmeister verband mit seiner militärischen Würde das Oberhofmeisteramt, er hatte z. B. die Oberaufsicht über die königlichen Küchen und zur Sicherung der Legitimität ein Register von allen Geburten und Schwangerschaften im königlichen Serail zu führen. — Die Kanonen stehen nicht allein auf Platteformen, damit die Gestelle nicht leiden, sondern man hat sie auch vor der Witterung ins Arsenal geflüchtet, mit Ausnahme einiger wenigen auf den Mauern der Cittadelle. Die Kanonen, welche zu den 16 Basteien gehören, sollen sich auf 576 belaufen, und die ganze Festung braucht deren ungefähr 800. Der Vorrath im Arsenal liefert jedoch wahrscheinlich Mehr als nöthig. Das Pulvermagazin verdient rücksichtlich der Bauart dasselbe Lob, wie die übrigen Werke. Es wird durch eine starke Mauer und einen breiten und tiefen Graben, der es auf allen Seiten umgiebt, vertheidigt. Gleich daran stößt ein großer Paradeplatz. Gewiß kann Huè jedem asiatischen Feinde trotzen. Der größte Fehler der Festung ist ihr ungeheurer Umfang, denn ihre Vertheidigung erfordert wenigstens 50,000 Mann: eine Macht, welche sich mit weit größerem Vortheil gegen einen europäischen Feind, den sie allein zu fürchten hat, im offenen Felde zu ermüdenden Scharmützeln verwenden ließe. Eine europäische Macht würde durch ein Bombardement oder durch Laufgräben sich vielleicht in kurzer Zeit in Besitz der Stadt setzen, und der Verlust der Schätze der Magazine und des Hauptarsenals wäre für das Reich ein so harter Schlag, daß er wohl bald die Eroberung des ganzen Königreichs nach sich zöge.

Der König erkundigte sich nach dem Eindruck, welchen die Stadt auf die Fremden gemacht hätte, und es freute ihn, zu vernehmen, daß sie über das Gesehene sehr verwundert gewesen wären. Trotz dem hielt er es aus politischen Gründen für unthunlich seine Neugierde mittelst einer Audienz zu befriedigen. Diese Gnade, um die sie öfters baten, wurde unerbittlich von der Hand gewiesen unter dem vorgeblichen Grunde, daß sie in Handelsangelegenheiten und bloß von einem Statthalter oder Vizekönig kämen. Unter demselben Vorwande wurden auch die Geschenke des Generalgouverneurs für den König ausgeschlagen. Der wahre Grund konnte kein anderer, als die Scheelsucht seyn,

*) Die Beschreibung der Festung S. Ausl. vorigen Jahrgang S. 1200.

mit der die Cochinchinesen sowohl als die übrigen asiatischen Nationen auf die großen Eroberungen der Engländer in Ostindien blicken. Denn die Geschenke des Generalgouverneurs waren im J. 1805 angenommen worden. Der Engländer Gibson, der als Abgesandter Sr. Birmanischen Majestät im J. 1823 nach Cochinchina kam, erzählt, daß sich der Generalstatthalter in Saigun weitläufig über die Vergrößerungs-Absichten der Engländer ausließ: „Seine Excellenz, der Statthalter," sagt der angloбirmanische Diplomat, „schien sehr wohl von den Kriegen Napoleon Bonapartes unterrichtet zu seyn, namentlich auch von seiner Niederlage bei Waterloo und seinem Tode auf St. Helena. Er beklagte das Schicksal dieses großen Mannes und wandte sich mit der Bemerkung an die Mandarinen neben sich, daß der einzige Fehler, den er an ihm wahrnehme, sein unbändiger Ehrgeiz gewesen sey. Er fügte hinzu, nachdem er die Welt durch langwierige Kriege in Verwirrung gesetzt habe, sey von all dem, was er für die französische Nation gethan, am Ende nicht Viel übrig geblieben. Er schloß mit einer Lobrede auf die Britten, welche er jedoch gleichfalls eines unverbesserlichen Ehrgeizes beschuldigte." Seinerseits schlug auch Crawfurd alle Geschenke Sr. Majestät für den Generalgouverneur aus: ein Umstand, der den Stolz des Hofes kränkte, und alle Springfedern der cochinchinesischen Unterhandlungskunst in Bewegung setzte. Unter den freundschaftlichen Geschenken, die Se. Majestät für den Generalgouverneur bestimmte, war auch Zimmt von der besten Sorte, dessen Gebrauch ausschließlich dem König zusteht; ein Unterthan, der damit handelt, wird mit dem Tode bestraft, und der Katti (1¼ Pf.) kostet 320 Dollars. Die amtlichen und freundschaftlichen Zusammenkünfte des Gesandten mit den Mandarinen sind reich an interessanten Anecdoten und komischen Situationen. Zu den Gegenständen, an deren Aufklärung seinen neuen Freunden am Meisten gelegen zu seyn schien, gehörte der langwierige Krieg Englands mit Frankreich, und die Befreiung der Nordamerikaner, welche ihrer Bemerkung zufolge in Aussehen, Sitten und Sprache mit den Engländern übereinstimmten. Uebrigens stand die Meinung bei ihnen unerschütterlich fest, daß die Männer mit rothen Haaren und weißen Zähnen, d. i. die Europäer von Natur ebenso große Freunde des Krieges und des Raubes oder ebenso wilde Raubthiere seyen als die Tiger. Se. Majestät legte von Zeit zu Zeit seine huldreiche Aufmerksamkeit für die Gesandtschaft an den Tag; indem er ihr ein wohlservirtes Mittagsmahl überbringen ließ, welches von einer Militärwache und von militärischen und Civil-Mandarinen von hohem Range in ihren reichen Staatskleidern escortirt wurde. Jeder Mandarine trug auf der Brust das Abzeichen seines Standes, welches für Militärpersonen ein Eber, für die Gelehrten aber ein Storch ist.

(Fortsetzung folgt.)

Esopo, komisches Epos.

Das Leben Bertoldo's — des bekannten italienischen Eulenspiegels — das von mehreren Dichtern des verflossenen Jahrhunderts nicht ohne Geist versificirt wurde, brachte kürzlich einige venetianische Gelehrte auf die Idee, auf ähnliche Weise das Leben des Fabeldichters Aesopus poetisch zu behandeln. Mehr Werth indessen als sämmtliche zwölf Gesänge des komischen Gedichtes (Esopo, poema giuocoso in canti dodici, Venezia 1828. 2 vol. 16.), das wir diesem Einfall verdanken, dürfte die kurze Abhandlung des Ritters Mustoridi haben, die demselben vorausgeschickt wird und eine kritische Zusammenstellung der aus dem Leben Aesop's bekannten Thatsachen enthält. Aesopus war gebürtig von Cottina, einer Stadt in Phrygien, und seinem Stande nach ein Viehhirt. Von Seeräubern oder von den Eroberern seines Vaterlandes in die Knechtschaft verkauft, war er nacheinander Sclave des Xanthus von Samos und des Jadmon, seines Mitbürgers, der ihm die Freiheit schenkte. Darauf wurde er an den Hof des Königs Krösus berufen und von diesem, bei dem er in großer Gunst stand, als die überlegene Macht des Cyrus Lydien bedrohte, nach Delphi gesandt. Dort sollte er jedem Bürger eine Summe von vier Minen zum Geschenk machen; nachdem er aber die Einwohner in einem Gespräch kennen gelernt hatte, hielt er sie dieser Geschenke für unwürdig und sandte das Geld nach Sardes zurück. Die Delphier darüber erbittert klagten ihn an, ein heiliges Gefäß aus dem Tempel gestohlen zu haben, und stürzten ihn als schuldig von dem jampischen Felsen. Dieß muß sich um das Jahr 560 v. Chr. ereignet haben, da der Tod des Aesopus ungefähr zwei Jahre vor der Einnahme von Sardes angesetzt wird. — Das Verbrechen der Delphier wurde in ganz Griechenland so verabscheut, daß man die vielen Unfälle, die nach der Hand ihre Stadt trafen, allgemein einem göttlichen Strafgericht zuschrieb. Wie hoch Aesopus gehalten wurde, kann man daraus schließen, daß man lange an seinen Tod nicht glauben wollte, und deshalb behauptete, seine Seele sey in verschiedene andere Körper gewandert; und in einem derselben soll er der Sage nach bei den Thermopylen mit gegen die Perser gekämpft haben. Er war nicht der Erfinder seiner Fabeln, sondern bediente sich derselben nur häufiger und geschickter als andere, und übergab zuerst diese Lehren der Volksweisheit der Schrift. Von seinen Fabeln nahm wahrscheinlich die griechische Prosa ihren Anfang. Der Text des Aesop ist durch viele ihm nicht angehörigen Ausdrücke verfälscht; indem diese Fabeln in den Schulen zum Thema von rhetorischen Ausarbeitungen dienten und daher so allgemein im Gedächtniß waren, daß man das Original vernachlässigte. — Dieß ist in der Kürze der Inhalt des Aufsatzes von Mustoridi. Die Meinung jener Gelehrten, welche — wie Neander, Heumann, Vico u. a. — leugnen, daß überhaupt je ein Aesop gelebt habe, wird von Mustoridi mit Stillschweigen übergangen, indem sie durch die angeführten Thatsachen schon von selbst widerlegt wird.

Klöster der Birmanen.

Längs der Nordseite des Forts von Tavay erstreckt sich ein großes Dorf, welches gleich der Stadt von einer massiven Mauer umschlossen und ausschließlich von Ponghies oder buddhistischen Mönchen bewohnt ist. Die Kioums, oder Klöster, die hier, von hohen Bäumen beschattet, in einsamer Abgelegenheit sich an einander reihen, sind von Holz gebaut und oft mit dem schönsten Schnitzwerk verziert. Eines dieser Klöster besonders ruht auf mehr als hundert runden hölzernen Säulen von einem Umfang und einer Länge, wie man sie gegenwärtig kaum noch im Stande seyn möchte sich zu ver-

schaffen. Eine Doppeltreppe führt zu dem Haupteingang, wo man zu jeder Tagesstunde Eintritt erhalten kann. Alle diese Säulen, mit Ausnahme der dem Wind und Wetter ausgesetzten äußeren, sind auf das Reichste mit Arabesken geschmückt, die in phantastischen Mustern, Gold auf rothem oder schwarzem Grunde, einen prächtigen Anblick gewähren. Im Innern steht am Ende des Allerheiligsten, welches durch ein viereckiges Gitter abgesondert ist, ein colossales vergoldetes Bild des Gaudama. Vor dem Idol, so wie zu beiden Seiten desselben stehen goldne und silberne Geräthe, so wie Gegenstände aller Art, die aber sämmtlich reich mit Gold bedeckt sind, auf rothen Plattformen; das Ganze macht beim ersten Eintritt einen grossartigen Eindruck, wenn gleich bei näherer Betrachtung Alles sich als eitles Flitterwerk zeigt.

Die Priester liegen auf ihren Matten hingestreckt, in ihren heiligen Büchern vertieft und erheben nur selten das Auge auf die eintreenden Fremden, obwohl sie keineswegs abgeneigt sind, sich in eine Unterhaltung mit ihnen einzulassen, wie man behauptet hat. Nur Geld nehmen sie nicht an, weil es ihnen völlig unnütz ist, da sie von den freiwilligen Beiträgen des Volkes leben. Auch die klösterlichen Gebäude werden von diesem aus freiem Antrieb gebaut. Die Reichen liefern die Materialien, die Armen die Arbeit, und die Alten und Schwachen, die zu Beidem unfähig sind, bringen wenigstens einige Früchte, ein wenig gekochten Reis oder auch nur eine Blume zum Opfer dar.

Asiatic Journal.

Das Bureau eines Beamten in Indien.

Nichts kann einem Europäer auffallender und origineller erscheinen, als das Bureau eines Distriktsbeamten in Indien; so hörte man eines Tages in dem Amte zu Rutnagherry folgende Eingaben verlesen:

1) Von einem armen alten Bauern, der um das Hukom des Sirkars bat, um den Teufel aus einem Brunnen zu treiben.

2) Von einem alten Brahminen, der sich beklagte, daß sein Sohn ihn geschlagen und aus dem Hause geworfen und seines Eigenthums sich bemächtigt habe.

3) Von einem jungen Weib, das klagte, daß die erste Frau ihres Mannes, die nicht mehr hübsch sey, noch ihr altes Ansehen über ihren Mann behaupte und sie geschlagen, geschmäht und zur Thür hinausgeworfen habe; die alte Hexe und der Mann erklärten dagegen, daß der letztere durch das junge Weib vom Teufel besessen werde, indem er manchmal zwei Tage ohne Bewußtseyn läge, wenn der Dämon sich seiner bemächtige.

4) Von einem alten Mahratten, der den Beamten einen Awater des Wischnu und den Gott des Bittstellers nannte, und um eine Anstellung für seinen Sohn bat, indem er angab: Wischnu selbst sey ihm in der Gestalt des Beamten erschienen und habe ihn aufgefordert, diese Eingabe zu machen.

6) Von einem Hindu, der sich beschwerte, daß er von seiner Kaste ausgestoßen worden sey, weil er bei einem englischen Gentleman als Stallmeister gedient habe; man wolle ihn nicht eher wieder aufnehmen, bis er ein großes Fest gebe, das ihn ruiniren würde.

6) Von einem alten Brahminen, der um Erlaubniß bat, sich lebendig begraben zu dürfen. Die Regierung setzte diesem Mann vier Rupien monatlich aus, um ihn davon abzuhalten, diese That zu vollbringen.

Calcutta Oriental Magazine.

Die Kunst, in der Luft zu sitzen.

In Madras hat ein alter Brahmine die Kunst erfunden, in der Luft zu sitzen, oder wenigstens auf eine wirklich außerordentliche Weise sich in der Luft schwebend zu erhalten. Er zeigt dieses Kunststück öffentlich, wo es begehrt wird, doch nicht um Geld, sondern bloß aus Gefälligkeit. Ein Augenzeuge giebt in einem Blatte von Calcutta folgende Beschreibung davon. Der einzige Apparat, den man zu sehen bekommt, ist ein Stück Brett, aus welchem der Bramine mit vier Pflöcken eine Art Stuhl macht. Auf diesen stellt er, in einer kleinen kupfernen Schale, in senkrechter Lage einen hohlen Bambus, an dem er eine Art Krücke, gleich denen, deren man sich zum Gehen bedient, anbringt, und die letztere bedeckt er mit einem Stück Fell. Dieß sind die Materialien, die er in einem kleinen Sack mit sich führt, welcher denen vorgewiesen wird, die sein Kunststück sehen wollen. Seine Diener halten ihm eine wollene Decke vor, und wenn diese hinweggezogen wird, sieht man ihn ungefähr vier Fuß vom Boden in sitzender Stellung in der Luft schweben, indem er nur mit der einen Hand nachlässig die Krücke berührt, während er die andere frei empor hält. Nach einiger Zeit — 12 bis 14 Minuten — wird die Decke wieder vor ihn gehalten, man hört ein Geräusch, wie das von der Luft, die aus einer Blase herausdringt, und wenn die Decke hinweggezogen wird, steht er festen Fußes auf dem Boden; den Kunstgriff, dessen er sich bedient, hat bis jetzt noch Niemand entdecken können.

Calcutta Government Gazette.

Der Teufelstanz der Chipeways.

Um acht Uhr des Abends wurde als Vorbereitungsceremonie für das Fest, welches die Chipeways dem bösen Geiste feiern wollten, die indianische Trommel gerührt und ich begab mich zu dem Zelte, in welchem die Indianer, zwei und zwanzig an Zahl, auf Pechtannenzweigen, die auf dem Boden zerstreut waren, im Kreise saßen. Es waren zwei Weiber und zwei junge Mädchen unter ihnen; die übrigen waren Männer, alle den Leib bemahlt und mit Federn verschiedener Art geschmückt. Die Trommel ruhte keinen Augenblick, während Alles im Zelte still war und so ernsthaft aussah, als wenn es ein Leichenbegängniß gewesen wäre. Plötzlich sprang eines der Mädchen auf, trat in die Mitte und fing an zu tanzen. Der Tanz der Frauenzimmer hat bei den Chipeways das Besondere, daß sie nie den ganzen Fuß, sondern nur die Fersen vom Boden erheben, während die Füße einer an den andern geschlossen bleiben; und auf diese Weise bewegen sie sich nach dem Takt der Trommel erst zur Rechten und dann zur Linken und so fort. Das kleine Mädchen tanzte ungefähr fünf Minuten und saß dann nieder, worauf ein altes Weib an dem entgegengesetzten Ende aufstand und auf gleiche Art ungefähr eben so lange tanzte. Sobald sie sich niedergesetzt hatte, trat ein ungewöhnlich großer Indianer, in Felle gekleidet, ein, mit wilden Gebehrden, und blickte schnaufend in dem Zelte umher, indem er bei jedem Athemzuge ein Ih! ih! ih! ausstieß. Bald folgte ihm ein junger Indianer und ergriff ihn beim Arm, und nachdem jener sich gewaltsam

losgerissen, am Leibe, als wenn er ihn zwingen wollte, Etwas herauszugeben. Darauf nahm Jeder von ihnen eine Trommel und mit dieser gingen sie zusammengekrümmt, nach dem Takte schreitend, in dem Zelte herum und schlugen ihr Instrument dicht vor den Gesichtern der Sitzenden, zu denen sie sich herabbeugten. Nachdem dieser Umgang mehrere Mal wiederholt worden war, begann der ältere Indianer eine Rede, — es war eine Anrede an den bösen Geist, deren Hauptinhalt war, daß sie ihn baten, Mitleid mit ihnen zu haben und ihrer zu schonen. Dabei machte der Redner so heftige Bewegungen und Verdrehungen seines Körpers, daß der Schweiß in Strömen von ihm rann. Er ging darauf noch ein Mal auf dieselbe Art um das Zelt, wie vorher, doch jetzt von einem halben Dutzend Indianer begleitet, die alle sangen und halb zusammengekrümmt nach dem Takte schritten. Nach einer zweiten Rede des alten Mannes wurden die Tanzenden durch Andere abgelöst, und so ging dieß die ganze Nacht hindurch fort, indem abwechselnd getanzt und dann wieder eine Rede an den Teufel gehalten wurde, während diejenigen welche eben bei diesen Ceremonien Nichts zu thun hatten, unablässig rauchten. Zwei Feuer, welche von Zeit zu Zeit durch Stücke Baumrinde unterhalten wurden, erhellten den Schauplatz. Der alte Mann, der die Reden zu halten und den Vortänzer zu machen hatte, war der Dschossakied, oder Priester dieser mysteriösen Gebräuche. — Bei Sonnenaufgang verstummte die Trommel, der Tanz hörte auf und das Mahl wurde aufgetragen — ein gekochter Hund, der dem Teufel zum Opfer gebracht ward. Dieser wurde jetzt verspeist, und von der Zubereitung kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß das Thier den Stoff zu einer Fleischbrühe hatte hergeben müssen, die zwei Kessel, je zu ungefähr sechs engl. Kannen, kaum faßten. Mit dem Mahle hatte das Fest ein Ende.

Mackenney, Tour to the Lakes.

Die Halbinsel Malacca.

Seit der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien hat die Halbinsel Malacca häufig ihre Herren gewechselt. Im Jahr 1640 bemächtigten sich ihrer die Holländer und im Jahr 1795 die Engländer, die sie bis zu dem Frieden von Amiens behielten. Nach demselben wurde Malacca an Holland zurückgegeben, doch beim Wiederausbruch des Krieges besetzten die Engländer diese Halbinsel abermals und gaben dieselbe in dem Frieden von 1814 aufs Neue den Holländern zurück. Am 9 April 1825 wurde indessen ein Vertrag zwischen Großbritannien und dem Königreich der Niederlande geschlossen, dem zu Folge letztere Macht Malacca gegen die englischen Besitzungen auf der Insel Sumatra vertauschte. Seitdem ist Malacca im Besitz Englands. Diese Besitzung besteht aus der Stadt Malacca, die 12,000 Seelen zählt, und einem Gebiete von 800 engl. □M., das von ungefähr 22,000 Menschen bewohnt wird. Der Boden ist vortrefflich und das Clima gesund. Die öffentlichen Einkünfte betragen jährlich ungefähr 70,000 Dollars.

Asiatic Journal.

Generalcharte des Seeweges von England nach China.

Aeußerst wichtig, nicht bloß für den Seefahrer, sondern auch für den Geographen ist die kürzlich erschienene Generalcharte des Seeweges von England nach China von John Walker (General Chart from England to China, including the Indian Seas. Drawn by John Walker, Published by Parbury, Allen and Co, 1829). Diese Charte enthält den Raum zwischen den Meridianen des 50° w. L. und des 160° ö. L. von Greenwich und den Parallelen des 50° s. Br. und des 60° n. Br. Der Lauf, welchen die brittischen Schiffe bei Fahrten von England nach Indien und China, so wie die verschiedenen Punkte, welche ein Schiff in diesen Gewässern berühren kann, sind mit der größten Genauigkeit angegeben; und, wie wir vernehmen, sind die neuesten Aufnahmen der Capitäne Owen und Vidal an den Küsten von Africa, so wie die des Capitäns King an den Küsten von Australien bereits benutzt.

Asiatic Journal.

Siam.

Einem Schreiben aus Bangkok, vom 6 August d. v. J., zu Folge war eine birmanische Gesandtschaft an der Grenze von Siam angekommen und hatte von dort aus einen Brief des Königs von Awa nach Bangkok gesandt, in welchem die Siamesen zu einer Vereinigung gegen die Engländer aufgefordert wurden. Der Birmanenfürst erkannte in diesem Briefe an, daß seine Vorfahren Unrecht gethan hätten, die Siamesen zu bekriegen; er selbst habe dieß jedoch immer eingesehen und daher vermieden, ihrem Beispiel zu folgen, und vielmehr stets das beste Einverständniß mit seinen Nachbarn unterhalten. Was die Engländer beträfe, so könnten sie unmöglich länger in seinem Lande geduldet werden. Sie hätten zwar einen Theil desselben behalten; dieß sey aber nur geschehen, damit eine alte Prophezeiung erfüllt werde, daß die Birmanen von einem Volke besiegt werden würden, das Hüte trüge. Jetzt sey diese Weissagung erfüllt, und unmöglich könne es der Wille des Schicksals seyn, daß die Engländer, ein Volk von einer fremden Religion, länger in dem Lande blieben. Der Fürst bat daher die Minister des Königs von Siam sich bei diesem großen und mächtigen Monarchen dafür zu verwenden, daß die beiden Nationen sich zu einer beständigen Freundschaft verbänden, und in Fällen der Noth einander gegenseitig Hülfe leisteten. — Die birmanische Gesandtschaft soll, nach der Aussage der siamesischen Großen, von denen der Briefsteller diese Nachrichten erhalten hatte, eine sehr üble Aufnahme gefunden haben. Se. siamesische Majestät war Anfangs zweifelhaft, ob sie die Botschafter ihres königlichen Bruders gefangen nehmen und den Elephanten verwerfen, oder den Engländern ausliefern sollte; endlich entschloß sie sich jedoch, ihnen nur den Befehl zuzuschicken, sogleich sich von den Grenzen ihres Reiches zu entfernen.

Singapore Chronicle, Sept. 25.

Schifffahrt der Niederlande.

Aus folgendem Verzeichniß der in den vornehmsten Häfen der Niederlande während der letzten fünf Jahre eingelaufenen Schiffe, das aus niederländischen Journalen entlehnt ist, geht hervor, daß Seefahrt und Handel des Königreiches sich seit dem Jahre 1824 von Jahr zu Jahr mehr gehoben haben.

Eingelaufene Schiffe in	1824	1825	1826	1827	1828
den Hafen von Antwerpen	681	800	928	822	955
— — von Amsterdam	1,729	1,606	1,887	1,982	2,132
die Maas und Goeree . .	1,373	1,396	1,587	1,731	2 085
den Hafen von Ostende .	400	436	482	501	574
	4,183	4,238	4,864	5,036	5,746

Die Tarantella.

Von allen neueren Tänzen ist die neapolitanische Tarantella der lebhafteste und mannigfaltigste, doch hat sie, gleich der Sicilienne, viel Aehnlichkeit mit dem Fandango. Beide, besonders aber die erstere, sind eine Mischung von spanischem und italienischem Tanz und müssen zu einer Zeit entstanden seyn, wo überhaupt spanische Sitten in Italien Eingang fanden. — Die Tarantella ist der Nationaltanz der Neapolitaner. Sie ist ausgelassen lustig und sinnlich; Schritt, Haltung und Musik sprechen nach immer unverkennbar den Charakter der Erfinder aus. — Gewöhnlich nimmt man an, daß dieser Tanz seinen Namen von der Tarantel, einer giftigen Spinne in Sicilien, habe. Wer das Unglück hat, von diesem Insekte gebissen zu werden, kann nur durch heftiges Schwitzen, welches das Gift durch die Poren aus dem Leibe führt, gerettet werden. Da gewaltsame Bewegung am Sichersten eine so starke Respiration zur Folge hat, so fand man durch wiederholte Versuche, daß das einzige Reizmittel, um die Leidenden zur Anstrengung aller ihrer Kräfte zu vermögen, die Musik sey. Diese besaß die Kraft, sie zum Umherspringen zu vermögen, bis die äußerste Erschöpfung ihren Anstrengungen ein Ende machte. Dann fielen sie zu Boden, und der Schweiß, der auf diese Weise erzwungen wurde, verfehlte selten den glücklichsten Erfolg. — Die Musik, welche dieses Wunder wirkt, ist außerordentlich lebhaft; diese wiederholten Triolette im ⅝ Takt, der auf das Stärkste markirt wird, wären, mit der Lebendigkeit der Bewegung, im Stande, Sterbende zu electrisiren. Ob die Tarantella zuerst als Heilmittel gegen die Wirkungen des Spinnenbisses gebraucht worden sey, oder ob die krampfhaften Bewegungen, zu denen die Musik die Leidenden veranlaßte, zuerst auf die Idee brachten, dieselben zu einem Tanz zu vereinigen, möchte schwer zu entscheiden seyn; aber darin stimmen alle Nachrichten überein, daß dieser seinen Ursprung jenem Uebel verdanke. Liebe und Vergnügen sind der Inhalt des ganzen Tanzes. Jede Bewegung, jede Geberde wird mit der wollüstigsten Anmuth ausgeführt. Durch die begleitenden Mandolinen, Tambourins und Castagnetten erregt, sucht das Weib durch Anmuth und Lebhaftigkeit die Liebe ihres Tänzers zu erwecken, während dieser seinerseits sich bemüht, sie durch Gewandtheit, Zierlichkeit und Beweise von Zärtlichkeit zu gewinnen. — Die beiden Tanzenden vereinigen und trennen sich, kehren zu einander zurück, fliegen einander in die Arme, springen aufs Neue davon und zeigen in ihren Gebehrden abwechselnd Innigkeit, Sprödigkeit und Unbeständigkeit. Es kann unmöglich ein anmuthigeres Schauspiel geben, als diese eben so malerischen als ausdrucksvollen Gruppirungen. Bald halten sie einander bei den Händen, der Mann kniet nieder, indeß das Weib um ihn herumtanzt; dann erhebt er sich wieder, sie flieht wieder von ihm und er verfolgt sie mit eifriger Begierde. So ist der Tanz nichts als Angriff und Vertheidigung, und Sieg oder Niederlage scheint gleichmäßig der Zweck.

C. Blasis, the Code of Terpsichore. Lond. 1828. 8.

Circassische Alterthümer.

Ein Schreiben aus Anapa an der Küste von Circassien (13 Jan. d. J.) in der Literary Gazette giebt Nachricht von einigen merkwürdigen Monumenten, die ein russischer Offizier in der Nähe des Thals von Pschiate, bei Anapa, entdeckt hat. Die, welche er gesehen hatte, waren sechs an Zahl; aber wahrscheinlich mögen an der Küste, so wie im Innern des Landes noch mehrere vorhanden seyn. Jedes derselben besteht aus fünf großen Steinen, von denen vier die Seiten eines Parallelograms bilden, während der fünfte, der darüber gelegt ist und rings etwas vorragt, zur Decke dient. Die Steine sind ungefähr 15 Zoll dick. Der, welcher die Vorderseite bildet, steht ungefähr 2½ Fuß weiter zurück, als die beiden anderen, so daß dadurch eine Art von offenem Vorraum entsteht. In dem unteren Theil dieses Steines ist eine kleine runde Oeffnung, 1 Arschin (28″ engl.) im Durchmesser, durch die ein Kind eintreten könnte. Die Länge dieser sonderbaren Monumente beträgt 14′, die Breite 10½′. Die Höhe konnte nicht gemessen werden, weil dann zuvor die Erde hätte hinweggeschafft werden müssen, die vermuthlich den größten Theil bedeckt. Die Tscherkessen sagen: ihr Land sey vor Zeiten von einem Geschlechte von Zwergen bewohnt gewesen, die auf Hasen ritten; und da sie zu schwach gewesen wären, um sich selbst Wohnungen zu bauen, so hätten sie alles Ungemach des Wetters ohne Obdach ertragen müssen, bis einige Riesen gekommen wären, die sich ihrer erbarmt und diese Steinhütten für sie erbaut hätten. — Wahrscheinlich sind diese Monumente, die ungeachtet ihres hohen Alterthums noch vollkommen wohl erhalten sind, Grabmäler der früheren Bewohner des Caucasus. Pschiate ist der alte Sitz der Achäi Phthebes, die nach Strabo Jason begleiteten.

Ein Hund als Räuber.

Bewick erzählt in seiner History of Quadrupeds eine Geschichte von einem Hunde, der im Jahr 1784 von der Mannschaft eines Schmugglerschiffes auf der Küste von Northumberland zurückgelassen worden war. Da er sich verlassen und ohne Nahrung fand, fing er an, Schafe anzufallen, und war bald der Schrecken des ganzen Landes. Er biß ein Loch in die rechte Seite der armen Geschöpfe, fraß das Fett und die Nieren und ließ dann das Thier liegen. Die Pächter wurden durch seine Räubereien so beunruhigt, daß sie die außerordentlichsten Mittel zu seiner Vernichtung ergriffen. Sie jagten ihn mit Hunden, gleich einem Fuchs oder Wolf. Wenn die Hunde aber ihren schuldigen Kameraden erreichten, so legte er sich mit flehender Gebehrde vor ihnen nieder, und durch Nichts konnten sie dann vermocht werden, ihm Etwas zu Leide zu thun. Einst wurde er von Hawick aus an 30 engl. Meilen weit verfolgt, doch kehrte er sogleich nach diesem Platze zurück und tödtete noch an demselben Abend mehrere Schafe. Endlich wurde er, nachdem er sein Unwesen über drei Monate lang getrieben hatte, auf einer Anhöhe erschossen, von der man vier Straßen übersah. Hier saß er gewöhnlich, gleich einem entflohenen Verbrecher, um die Ankunft seiner Verfolger zu erspähen, und sobald sie sich näherten, ihnen zu entwischen.

Atlas von Indien.

Auf Kosten der ostindischen Compagnie wird gegenwärtig in London ein Atlas von Indien herausgegeben zu dem Maßstab von vier engl. Meilen auf einen Zoll. Zu diesem Zweck wird ganz Indien aufs Neue mit der größten Sorgfalt vermessen, und die Erdkunde darf sich daher von dieser Arbeit die wichtigsten Resultate versprechen.

Asiatic Journal.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 125. 5 May 1829.

Das Neujahr in Ostia.

Von Wilhelm Waiblinger.

Erster Brief.

Schon lange, lieber Freund, hatte ich mir einen Ausflug an die Seestädte Latiums vorgenommen. Aber eine heftigere Neigung zog mich bis jezt immer in's Gebirge hinüber, so oft ich von Rom loskommen konnte; sodann reist man in Rom ja sein Leben lang, wenn man anders weiß, wo man ist; und so kams denn immer nicht zu jenem Spaziergange nach den Mündungen des Tibers und dem Landungsplaze des Aeneas. Derlei kleine Pilgerungen improvisirt man am Besten; am vorlezten Tage des verflossenen Jahres kam mir's in Sinn, das Meer wieder rauschen zu hören, und ich hatte im Augenblicke die Gesellschaft meines Francesco und eines jungen Modenesers vom ungetrübtesten Humor. Beide sind Künstler, und mir aufs Innigste vertraut. Schon mit der Sonne waren wir des folgenden Tages auf dem Wege, frisch und rüstig, voll Heiterkeit und Lebenslust. Ein Dritter, der die Reise mitzumachen versprochen, traf nicht ein; aber wir machten uns wenig daraus und wanderten durch die Stadt. Als wir auf die freie Inselbrücke kamen, verkündete uns die Sonne den schönsten Tag von der Welt, und der Tiber mit seinen zertrümmerten Bögen, und die Massen von Häusern umher, der Vestatempel und drüben die wilden Paläste der Cäsarn waren in Einen blendenden Silberglanz getaucht. So befanden wir uns denn bald am Hafen von Ripagrande und marschirten zur Porta Portese hinaus.

Hinter uns tönten hundert Glocken von Bergen, Hügeln und Thälern zusammen, und wir gingen in raschem Schritte; hundertmal nach dem immer veränderten, immer vergrößerten Bilde der Stadt zurückblickend. Sie nimmt sich auch wirklich von hier aus recht grosartig und majestätisch aus, weil man die alten Sieben Hügel ganz vor dem Auge hat, und besonders der Aventin mit seinen Klöstern und das Kapitol sich durch einen ausnehmend malerischen Effect auszeichnen. Das neuere Rom liegt in der Ebene fast ganz durch die Abhänge und Weinberge des Janiculus verdeckt, an dessen Fuß man wandelt. Oben nun, zumal auf dem luftigen Hügel, eröffnet sich eine entzückende Aussicht, die sich der auf dem Monte Mario an die Seite stellt. Eine einsame Kapelle mit einigen gewaltigen Pinien steht an der Straße, und unten liegt das ungeheure Hügelwerk Roms, drüben sehen selbst noch die Riesenbilder auf der Façade des Laterans vor, die Campagna streckt sich in unübersehbarer Weite aus, und die Gebirge entfalten ihre bezaubernden Reize. Der Apennin war tüchtig beschneit, besonders die lange sargähnliche Leonessa glänzte milchweiß herüber, und da und dort ragten schimmernde Kronen und Spitzen über die blauen Vorberge hervor.

Es war ein sommerlicher Morgen, und dennoch der lezte Dezember. Meine Begleiter waren munter und fröhlich, wie die Vögel des Himmels, und sangen unabläßig die heitersten Lieder. Besonders der Modeneser Mainoni unterhielt mich durch seinen köstlichen Humor. Ich gehe mit diesem jungen Manne seit Monaten um, und habe ihn immer lachend oder wenigstens doch lächelnd gesehen. Es ist eine Freude, die Neid erweckt, bei einem etwas verschatteten Gemüthe, wie das meine, solch' eine immer heitere Seele zu beobachten, die sich immer gleich bleibt, nie aus dem glücklichen Gleichgewichte kommt, sich weder zu sehr erhebt, noch zu tief sinkt, und mit leichter sorgloser spielender Thätigkeit durch die Welt hingaukelt, und Ernst und Scherz mit einander verwechselt. Ein solcher Mensch ist gefällig, dienstfertig, nachgiebig, weil er für Nichts zu sehr ergriffen ist, und überall seine Nahrung findet, er ist darum ein angenehmer Gesellschafter, und besonders auf der Reise. Man trifft solcher Charaktere eine Menge unter diesem leichtsinnigen glücklich organisirten Volke, und der Deutsche lernt hier sich, zulezt wie ein monströses Wunder von vielseitiger Trübseligkeit, Tiefsinn, Bildung und Ueberbildung, schwerfälligem Ernst, Vielwissen und Schulgelehrsamkeit betrachten.

Es ist in der That eine Wildniß, eine düstere Einöde, in der man seinen Weg geht: Nichts als nackte traurige Gründe, wellenförmige Hügel, verlassene Halden und Gehege, nirgends ein Haus, selten ein Wanderer auf seinem Esel, selten einige Bäume. Erhebt man sich aber nur ein Wenig, so hat man hinter sich gleich wieder die schöne Bergkette. Die Peters-Kuppel ragt noch mächtig über die Berge empor, man erkennt noch, obwohl in einer Entfernung von sieben Miglien, den Pinienwald der Villa Pamfili, und das weiße Lusthaus auf dem Monte Mario. Sonst gewahrt man Nichts mehr von Rom.

Francesco hatte unterdessen den Tasso hervorgezogen, und

recitirte mit Enthusiasmus. Schon glaubte ich, es werde wohl so fortgehen bis ans Meeresufer, denn in Singen und Declamiren finden die Italiener kein Ende, als in gestrecktem Galopp eine Heerde Büffel die Straße herab auf uns zugestürzt kam, und hinter her einige Campagnareiter mit ihren Stangen. Weg also mit dem Tasso, kaum ist noch Zeit umherzusehen, wohin man flüchten wolle. Wir fliegen auseinander, die Italiener den Weeg hinauf seitwärts, und ich in einen Graben voll Strauchwerk. Schon hat uns die wüthende Heerde erreicht, und unglücklicherweise für meine Begleiter, laufen ihnen drei solcher schwarzen Ungeheuer nach, die Reiter kommen zu Hülfe, und rufen: niente paura! niente paura! mich glotzen einige mit ihren dummen Augen an, und rasen die Straße hinunter. Gott sey Dank, riefen wir lachend, indem wir von drei Seiten wieder zusammenkamen, das ging gut vorüber!

Noch lachend und plaudernd von diesem Abentheuer, erreichten wir die letzte Höhe, wo wir das weite Thal bis ans Meer hin vor uns hatten, und das Element selbst als ein blauer Streifen um die Hälfte des Horizontes herum lag. Eine Straße, so gerade wie eine Richtschnur, läuft vom Abhang des Hügels bis fast an die Küste hinunter, und die wohl noch zwei bis drei Stunden entfernten Häuser mußten wir für das erste Ziel unserer Wanderung, für Fiumiccino, halten. Rückwärts hatten wir alle die Gründe und kleinen Berge vor uns, die wir durchwandert hatten. St. Peter war noch sichtbar, obwohl der Meilenstein uns anzeigte, daß wir 9 Miglien von Rom entfernt waren, und die Sabinerberge, der Apennin und die albanesischen Paradiese lächelten uns freundlich über die weite Einöde an, Albano und Ariccia glänzten unter dem Monte Cavo im Sonnenschein und dem hellen Morgen deutlich erkennbar, und die Volskergebirge hinter ihm, gegen Neapel hin, schoben sich im blauen Dufte hervor.

Wir hätten uns an diesem schönen Platze gewiß noch länger aufgehalten, wenn wir nicht gehofft hätten, in einem einsamen Hause unten am Hügel eine Osteria und Erquickung für Hunger und Durst zu finden. Auch in den reinsten und geistigsten Genüssen, wie die ganze Welt weiß, fühlen wir ja diese Ebbe und Fluth unsers Wesens, und wenn sich die Seele gut befinden soll, so muß sie dem Magen seine Rechte treulich zugestehen. Die Reisegesellschaft eilt den Berg hinab, und wir treffen eine geräumige Osteria.

Der Wein ist leider so schlecht, als er nur in diesem Jahre im Römischen wachsen und mit Wasser verschwistert werden konnte. Von Fleisch giebt es Nichts. Der Wirth, ein Mann mit einem ausgezeichneten Spitzbubengesicht, sagt uns, die wenigen Fremden, die hieher kommen, bringen ihr Essen mit. Also müssen wir mit Eiern, einem Stück Schafkäs und Brod vorlieb nehmen. Eben sind wir beschäftigt dieses Campagnamahl zu verzehren, als unser Rossi, der zurückgebliebene Reisegefährte, zu unserm höchsten Erstaunen hereinkommt. Er war uns die zehn Miglien nachgelaufen. So trinkt man denn einige Gläser des schlechten Weines weiter, und scheidet endlich mit lustigem Gesang.

Die Straße führt zwei Stunden lang gerade fort, aber man achtet ihrer nicht, die Röcke auf der Schulter, laufen die tollen Menschen weg, und singen Dutzende von spaßhaften, schelmischen und sentimentalen Liedern. Francesco und Mainoni sind gute Sänger, und keiner kann einen Ton angeben, ohne daß der andere einfällt.

Zuletzt wurde das patriotische Lied: Cisalpino popolo, spezza le tue catene, angestimmt, und dieses gab Veranlassung zu einem Streit, worin sich der Deutsche gegen drei Italiener zu vertheidigen hatte, und worin ersterer sich heftig gegen den gegenwärtigen Zustand der Italiener ausließ. Es ist mir immer empörend, wenn ich die Verachtung bemerke, welche die Deutschen durchgehends in Italien trifft. Tedesco, Tedescaccio bedeutet etwas äußerst Niedriges, in den Anekdoten des Italieners erscheinen wir immer als dumme Pinsel, als Ignoranten und Barbaren, in Rom zuckt man die Achseln und sagt: Povero Tedesco; und nur auf dem Monte Pincio lobt man uns als die ersten Galantuomini der Welt, weil die Leute dort von uns leben. Unsere Sprache klingt ihnen so barbarisch, daß man ihnen nicht einmal einen guten Begriff von unserer Litteratur beibringen kann; erscheint man mit einigem Glanz und Putz, so wird man für einen Engländer gehalten, während jeder minder gut gekleidete Fremde ein Tedesco ist. Einer meiner Begleiter stellte uns als ein wildes Bärenvolk dar, das von ihnen einige Kultur erhalten habe, und ich entgegnete, daß es nur für die Italiener heilsam wäre, wenn sie zu uns kämen, und sich bei uns von dem Nöthigsten unterrichten ließen. Wie könnt Ihr, rief ich voll Hitze, über ein Volk urtheilen, das ihr größtentheils nicht einmal dem Namen nach kennt; denn Ihr seyd ja solche Ignoranten, daß Ihr nicht einmal wißt, was Tedesco heißt! Geb' ich mich für einen Prussiano aus, so meint Ihr, ich sey kein Deutscher, und Ihr schätzt mich mehr, als wenn ich mich Tedesco nenne. Ich will nicht sagen, daß Ihr unsere Litteratur und den ganzen Zustand unserer Bildung, unser Denken und Leben nicht von Ferne kennt, sonst würdet Ihr erstaunen, in welcher Unbequemlichkeit, Unreinlichkeit und Ignoranz ihr lebet; aber ihr habt ja nicht die geringste geographische Kenntniß von uns; während Ihr euch Nichts als Nebel, Wüsten, Sümpfe und Wälder jenseits der Alpen denkt, hat deutscher Fleiß den Boden fruchtbarer gemacht, als manche Strecken in Italien, die Eure Faulheit zu Einöden machte! Du wirst für einen der Gebildeteren unter deinem Volke gelten wollen, und Du bist's auch leider, lieber Chacco, und dennoch hast Du jüngst Berlin für die Hauptstadt von Rußland gehalten, und unser Freund Mainoni eben gesagt, daß der Po durch Wien fließe! Während jeder Schulknabe in Deutschland etwas von Tasso und Petrarca weiß, kennt Ihr unsern Göthe nicht dem Namen nach, und der ist gewiß ein anderer Mann, als jene Beyden! — Aber warum, rief mein Gegner, lauft Ihr denn alle in unser Italien? — Weil wir den entgegengesetzten Fehler haben, war die Antwort, und uns um alles Fremde und Ferne mehr kümmern, als um das Nächste und Vaterländische. Aber sey überzeugt, mein Chacco, daß wir nicht wegen Eurer nach Italien kommen, sondern daß uns bloß die großen Denkmale Eurer Voreltern, Eure Natur, und Eure Kunst anlockt, und daß wir wohl meist mit einem traurigen Eindruck über den traurigen Gegensatz Eurer herrli-

chen Vorzeit und Eurer jetzigen Unwürdigkeit über die Alpen zurückgehen!

Dieses und Anderes sagt' ich gegen meine Gegner, und wir wären nicht fertig geworden, wenn der immer lustige Mainoni nicht mit einigen Possen Frieden gestiftet hätte. Unterdessen waren wir an den wenigen Ueberbleibseln der alten von den Sarazenen zerstörten Stadt Portus und an dem Hafen des Trajan angekommen. Ein kleiner See, vielleicht vom Umfang einer Viertelstunde, der in heutigen Tagen süßes Wasser enthält, steht jetzt an dem Platze, wo vor siebenzehnthalb Jahrhunderten der große menschliche Fürst des Universums seinen Flotten eine Ruhestätte erbaute. Einige Bäume, frisches Grün, und ein kleines kastellartiges Gebäude beleben diesen Ort, und man sehnt sich jetzt mit größerer Ungeduld nach dem Meere, das noch eine halbe Stunde weit entfernt liegt. Das helle kleine Fiumiccino mit seinen Schiffen liegt vor uns, man erreicht den rechten Tiberarm, und jetzt hört man schon das Rauschen des Elementes.

Der rechte Tiberarm ist äußerst schmal und unansehnlich. Es lagen an die zwanzig Schiffe vor Anker, meist kleine Fahrzeuge von einem oder zwei Mastbäumen. Ein einziges war von bedeutender Größe, es kam mit sicilischem Wein, und konnte nicht vorwärts, weil das Tiberwasser zu klein war. Unter Fiumiccino hat man sich nichts Anders zu denken, als einen kaum entstehenden Ort. Früher waren hier nur Fischerhütten, deren noch viele umherstehen, und in ihrer Aermlichkeit, als niedere Strohzelte, der Gegend ein höchst melancholisches Aussehen geben. Jetzt ist eine Kirche von sehr edler und einfacher Architektur erbaut, der man mit Vergnügen die Nachbarschaft Roms ansieht. Eine hübsche schmucklose Façade erhebt sich über viele der modernen Kirchen daselbst, welche durch einen verkehrten Geschmack, Mangel an Einheit, überladene Ornamente, und fades Schnörkelwerk entstellt sind. Die Kuppel erfreut das Auge durch ihre heitere Zusammenstimmung mit dem Ganzen; und das Innere, wiewohl es eng und spärlich, über den vier Pilastern unter der Kuppel durch schlechte Fresco's noch mehr verkleinert wird, athmet doch einen guten Geist. An diese Kirche reihen sich einige neue hübsche kleinere gegenüber vom Tiber, von dem sie nur eine breite Straße scheidet. Die Einwohnerschaft wird sich, die Fischer mitgerechnet, nicht auf die zwei hundert belaufen. Was man von Menschen sieht, sind Matrosen und Schiffsleute, alle in rothen Mützen und braunen Kapuzen, Soldaten und Galeerensclaven. Die letztern, welche das geräumige Gebäude des Spitals bewohnen, und gegen 80 ausmachen, werden zur Vollendung der Kirche und der übrigen öffentlichen Bauten verwendet, geben aber diesem Ort ein äußerst unheimliches und trauriges Ansehen, besonders da man sie von den Schiffsleuten kaum durch etwas Anderes unterscheidet, als durch die angeketteten Füße, und man auf diese Art unter lauter Verbrechern zu seyn glaubt.

Ein Kastell, oder ein breiter gewaltiger Thurm, von sehr malerischem Aussehen, welcher zur Vertheidigung gegen die Sarazenen gebraucht wurde, und jetzt noch den Hafen beschützen soll, lockt den Wanderer an. Noch vor dreißig Jahren, sagten mir die Seeleute, stand er unmittelbar am Meere, und jetzt reicht keine Kanonenkugel mehr in die See hinein: so schnell tritt das mittelländische Meer zurück. Die Einwohner spotten über diesen Wachthurm, auf dem bei Nacht eine Faruslampe brennt, und sagen, es sey nur eine nachgemachte, und keine wirkliche Kanone oben.

Unser Francesco, der noch nie am Meere gewesen, hatte kein Auge für das Kastell, und eilte auf den kleinen armseligen Molo hinaus, wo sich denn das Meer in unsäglicher Pracht entfaltete, und die Mittagsseite so blendend strahlte, als die Sonne selbst. Der gute für alle schönen und großen Eindrücke wahrhaft empfängliche Italiener gerieth außer sich, und benahm sich natürlich und unverdorben, wie er ist, gleich einem Kinde. Mainoni lächelte wie immer, und Rossi schien ziemlich gleichgültig. Ich selbst fühlte mich innerlich froh und sprach Nichts.

Die Meeresfläche in Fiumiccino ist groß, und ähnlich dem Anblick des Meeres auf dem venezianischen Lido. An Genua und Spezzia darf man freilich nicht denken. Südlich hat man etwas nacktes Küstenland, und nördlich kleine Gebirge von nicht sehr malerischer Form. Wir saßen lange auf dem Gebälke des Molo, und sahen und hörten der Bewegung der heranwallenden Fluthen zu. Einige Segel, welche tief in der See glänzten, entzückten unsern empfindsamen Parmigianer ausnehmend.

Wir gingen endlich in eine hübsche und unerwartet freundliche Trattoria, erquickten uns daselbst, spazierten noch einmal ans Meer, und machten uns sodann, da es schon 23 Uhr war, und die Sonne bald zu verschwinden drohte, auf den Weg nach Ostia. Beim Uebergehen über den Tiber, welches vermittelst einer kleinen Schiffbrücke geschieht, begegneten wir dem ganzen Haufen der Galeerensklaven, welche allesammt in die Predigt getrieben wurden. So gern ich diese angehört hätte, so war es doch nicht mehr möglich, denn wir hatten noch vier Miglien zu gehen, kannten die Gegend nicht, hatten keine Straße, mußten uns über den rechten Tiberarm setzen lassen, und trauten der Nacht in dieser Gegend sowohl wegen der schlimmen Luft als wegen der schlimmen Menschen und Büffelochsen wenig Gutes zu.

Wir ließen uns die Gegend bezeichnen, und wandelten durch ödes Gestrüpp, das der Italiener Macchia nennt, durch unzählige Gehege, über die wir klettern mußten, unter beständigen Collisionen mit den verdammten Büffeln einem alten Thurme zu, an dem sich die Scaffa oder das Fahrzeug zum Uebersetzen über den andern Tiberarm befinden sollte. Schon ging die Sonne in goldenen Flammen über dem weiten öden Feld unter, und mit ihr der letzte Tag eines für mich so bedeutsamen und folgenreichen Jahres. Dafür schwebte aber schon der klare schöne Mond über den umdüsterten Bergen von Latium, meine Begleiter folgten meinem raschen Gange unter beständigem Singen, und wir kamen glücklich am Tiber und der Strohhütte an, wo der einsame Barcajuolo wohnt, der uns alsobald übersetzte.

Es entdeckte sich, daß auch er ein Lombarde war, und während meine Freunde mit ihm plauderten, und das Fahrzeug langsam an dem Seil über den Strom schwebte, erfreute sich mein Herz an den süßen Farben des Abendhimmels, und dem

wiederglänzenden Gewässer, in dem sich alle Farbentinten der Lüfte fast noch reiner abspiegelten. Dieser Arm des Tibers war viel breiter, als der von Fiumicino, wird aber nicht befahren, weil er nicht tief ist.

Die Insel, welche die beiden Tiberarme bilden, welche im Alterthum den Dioscuren geweiht war, und fast vier Stunden im Umkreise hat, lag schwarz und schattig an der hellen vielfarbigen Fluth. Jenseits erkannten wir in all der Einsamkeit die Ruinen des alten Portus, vor uns am Landungsplatze erhob sich unter wildem Strauchwerk der verwitterte Thurm Bovacciano, und drüben in der Entfernung einer Miglie sahen wir den runden Thurm und das romantische kleine Kastell von Ostia.

Wir stiegen aus und ließen ihm beim liebischsten Mondschein zu. Da und dort schauten uns schwarze Trümmerhaufen an, Ueberbleibsel des alten Ostia, das seine Entstehung dem Ancus Martius verdankte, und einst die Flotten des weltbeherrschenden Volkes aufnahm, bis endlich die Gründung des neuen Hafens durch Claudius und Trajan das Ansehen dieser Stadt vernichtete. Nun ist sie dergestalt zerstört, daß wir inmitten der hin und wider zerstreuten Reste gingen, ohne es zu wissen; wir stiegen über unzählige Hügelchen, trafen immer wieder ein Gehege, das wir zu überklettern hatten, und fanden allenthalben Büffel, die besonders unsern ängstlichen und furchtsamen Freund Rossi beunruhigten. Nach einer Viertelstunde erreichten wir Ostia, umgingen die Hälfte des kleinen Kastells, und kamen durch ein Thor in die Locanda, wo wir vergnügtes Volk und einen äußerst behenden und lebendigen Wirth antrafen.

Wir erhielten ein besonderes Speisezimmer, das für Ostia sehr ordentlich genannt werden mußte. Nun fügte sich's, daß eben einige Römer sich hier befanden, welche auf der Jagd waren. Es ist eine Leidenschaft der Italiener, und besonders der Römer, tagelang umherzustreifen, und Wild zu suchen. In der Gegend von Ostia und gegen Porto Anzio giebt es Schweine; sonst nehmen die Herren aber mit kleinen Vögeln, mit Schnepfen, Rebhühnern und Gänsen vorlieb, ja eine Schnepfe ist schon eine kleine Seltenheit. Hie und da giebt es einen Hasen, einen Fuchs. Diese Jäger sind lauter Dilettanten. Um einen Paoli erhält Jedermann überhaupt die Erlaubniß zu jagen. Sie haben eine schwerfällige Campagnakleidung, welche sich besonders durch die hohen ledernen Strümpfe auszeichnet, die sie umschnüren, weil sie oft durch Flüsse, Bäche und Sümpfe waten, um einem Vögelchen aufzulauern. Wie Campagnabauern gekleidet, ziehen sie von Rom aus bis ans Meer, bis nach Tivoli, Velletri, Cori und auf die benachbarten Gebirge. Alle Leidenschaften und Steckenpferde der Art sind freilich Narrheiten, aber die Jägerei ist immerhin zur Ehre ihrer eifrigen Priester eine der besten und verzeihlichsten: denn man gewinnt sich Gesundheit, Leibeskraft, Gewandtheit, man übt Aug und Ohr, führt einen kleinen Krieg, härtet sich ab, und stößt auf tausend interessante Dinge, die einem Andern unbekannt bleiben. So befinden sich auch unter unsern Landsleuten enthusiastische Jäger. Der alte vortreffliche Reinhardt ist ein Nimrod, und wird zu einem Jüngling, wenn er mit der Büchse durch die Vignen um Rom streift, ja er hat sich, wie vielleicht kein Römer, zu rühmen, daß er schon vier Schnepfen innerhalb der Stadt geschossen hat. Ohne seine Jagdhunde ist er gar nicht sichtbar, aber es ist gewiß, daß diese Lebensart, so viel sie ihm auch Zeit kostet, viel dazu beigetragen hat, daß wir noch den frischen, vollkräftigen, rüstigen, an Leib und Seele ungeschwächten Mann in ihm bewundern, und daß wir in seiner geraden, edlen und vollständigen Natur einen Künstler aus den Zeiten Benvenuto Cellinis und Bruneleschis zu sehen glauben.

Die beiden Römer, die wir in Ostia trafen, waren junge bedienstete Männer, von leutseligem munteren Charakter, zutraulich und gesellig, wie's die Römer eben gewöhnlich nicht sind. Wir speisten zusammen, erhielten eine gute Suppe, gutes Huhn, treffliches Lammfleisch, Meerfische und ziemlich süße Pomeranzen. Ja nach Tische brachten die Jäger eine Flasche Granatino hervor, und theilten brüderlich mit. Nach trauten Gesprächen mußte natürlich Gesang eintreten, sonst wären meine musikalischen Begleiter vor Langweile gestorben. Die Römer waren ebenfalls Freunde des Gesangs, und so wurden denn ein halb hundert Lieder durchgesungen. Die Gesellschaft wurde immer froher und lustiger, die Jäger zeigten endlich ihre Ausbeute, einige wilde Gänse, Wasservögel und anderes Gezücht, auch einen Fuchs, und da unser Rossi ebenfalls ein leidenschaftlicher Jagdfreund war, so hätte man wohl bis im andern Jahr von Nichts als Schnepfen und Rebhühnern gesprochen, wenn Maloni nicht immer wieder ein Lied aufgebracht hätte. Daß Rossini dabei bedacht wurde, und „Di tanti palpiti“ zum Vorschein kam, das war nicht anders zu erwarten. Tankred und Moses ist noch das non plus ultra der Italiener, und man kann sie keines Bessern belehren, weil sie weder ihre alte, noch die fremde Musik kennen. Von Mozart ist Nichts im Schwung, als einige lustige Arien aus Don Juan. So ists in Allem: Goldoni ist ihnen Aristophanes, Alfieri Shakspeare und Sophocles, ja sogar, wo sie es vor Augen haben, gefällt ihnen das Fremde nicht, und Canova gilt mehr als Thorwaldsen.

Ich zog mich etwas an das Kaminfeuer zurück, indem das ewige Singen und Jubeln eine Leere in mir hervorbrachte, die ich nur in der Einsamkeit ausfüllen konnte. Ich dachte an das verflossene Jahr, an Alles, was ich gehofft und gefürchtet, gethan und gelitten, versucht und ausgeführt, was mir gelungen und mislungen, und schlich mich endlich zu Bett. Leider folgte die tolle Gesellschaft nach und ließ mir die halbe Nacht keine Ruhe.

Verpflanzung des Haars.

In einem Schreiben an die Academie von Padua gab der Dr. Domenico Nardo im Jahr 1826 Bericht über seine Beobachtungen in Betreff auf den Wachsthum des Haares nach dem Tode und selbst nach seiner Trennung von dem Körper. Nardo versetzte ein mit der Wurzel ausgerissenes Haar aus seinem Haupte in eine mittelst einer Nadel erweiterte Pore auf seiner Brust, erregte in der letzteren durch Reibung eine kleine Entzündung und sah bald, daß das Haar aufs neue Wurzel faßte und fortfuhr zu vegetiren und zu wachsen.

Giornale dell' Italiana Letteratura, Parte Scientifica (Padova).

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sitlichen Lebens der Völker.

Num. 126. 6 Mai 1829.

Barba Jorgi, der griechische Pilot. *)

Während einiger Ausflüge an der Küste von Kleinasien im Herbst des J. 1827 schlug ich eine Zeitlang mein Quartier in dem Städtchen Tschesme auf. Tschesme (zu Deutsch, die Quellen) seiner Lage nach zwischen zwei der schönsten Städte des herrlichen Joniens, die nicht mehr sind, Erythra und dem Anacreontischen Teos, in der Mitte, ist durch Orlofs Sieg über die türkische Flotte vom 7 Juli des J. 1770 berühmt. Seine merkantilische Bedeutung, welche es seinem ausgebreiteten Handel mit Rosinen verdankt, möchte aber für Tschesme mehr Werth haben als seine historischen Erinnerungen aus alter oder neuer Zeit. Alles, was in Europa als Smyrnarosinen cursirt, ist Erzeugniß dieser Stadt und ihrer Umgegend und wird aus ihrem Hafen verschifft.

Durch die Güte eines Freundes erhielt ich eine erträgliche Wohnung in dem Hause eines Türken, der deshalb ausgezogen war. In diesem orientalischen Hauswesen gab es mancherlei seltsame Dinge; aber das seltsamste von allen war ein alter Grieche, der die Stelle des Bedienten, Kochs und Aufwärters bei uns versah, und den man Barba Jorgi (Onkel Georg) nannte. Wie ich in Erfahrung brachte, befand sich dieser Mann an Bord des Schiffs des Kapudan Pascha, als Canaris den übermüthigen Moslim bei dem von hier nur vier Stunden entfernten Scio in die Luft sprengte. Die Geschichte einer solchen Nacht von einem Ueberlebenden sich erzählen zu lassen, hat man nicht oft Gelegenheit; zu dem erregte die ganze Eigenthümlichkeit seiner Erscheinung und seines Benehmens, sein kluges Wesen und die rohe aber treffende Beredsamkeit, die er besaß, mein Interesse. Eines Abends lud ich ihn ein, zu mir aufs Zimmer zu kommen und mir sein Schicksal zu erzählen. In meiner asiatischen Einsamkeit hatte ich alle Muße dazu.

Seine Pantoffeln an der Thür zurücklassend trat Barba Jorgi ein, setzte sich mit unterschlagenen Beinen auf ein niederes Sofa am Ende des Zimmers, und nachdem er seine Kehle mit einem Glas Chier genetzt, begann er die Geschichte seines eben so abentheuerlichen als leidenvollen Lebens. Er war aus einer angesehenen griechischen Familie in Tschesme; zwölf Jahr alt verlor er seinen Vater und bald darauf seine Mutter. Als hülflose Waise nahm sich ein Verwandter seiner an und brachte ihn an Bord einer türkischen Saccoleva; wo es ihm aber nicht gut ging. Im Verlauf der Zeit schwang er sich indessen vom Schiffsjungen zum Seemann empor und besuchte in dieser Eigenschaft Smyrna, Scio und die meisten griechischen Inseln. Unter den Schwimmern und Tauchern der Inseln Calymna und Stanchio übte er sich in einer Kunst, die ihm auf seltene Art das Leben zwei Mal rettete. Das erste Mal in seinen jungen Tagen in Stanchio. In einen gefährlichen Liebeshandel verwickelt, war ihm, um der Verfolgung der rachsüchtigen Verwandten seiner schönen Insulanerin zu entgehen, Nichts übrig geblieben, als trotz der finstern Nacht in das Meer zu springen, und nach der gegenüberliegenden Insel Calymna hinüberzuschwimmen. Die Entfernung dieser beiden Inseln von einander beträgt mehr als zwei Stunden; da er jedoch auf einer der zwei kleinen Eilande in der Mitte etwas ausruhen konnte, so vollbrachte er seine Schwimmfahrt glücklich und verdunkelte dadurch das Andenken des kühnen Leander.

Dieses Abentheuer machte ihn vorsichtiger in der Liebe und richtete seine Gedanken mehr auf einen soliden Erwerb. Durch Fleiß und Sparsamkeit gelang es ihm auch mehr als einmal so Viel zusammen zu bringen, als nach seinen bescheidenen Vorstellungen zu einem ordentlichen Wohlstand gehörte; aber Unglück und Unterdrückung führte ihn immer wieder auf das Maß seiner ursprünglichen Armuth zurück. Zuletzt als er ohne einen Heller in der Tasche und auch fast ohne Aussicht war, hinterließ ihm ein Verwandter, der bei Lebzeiten ihm nie Mehr als höchstens einige Paras *) und seinen guten Rath gegeben hatte, ein Vermögen, das er nicht länger behalten konnte, und das er doch wohl lieber in Jorgi's Händen als in des Sultans Koffern wußte. Barba Jorgi wurde jetzt Schiffseigenthümer und Kaufmann und als ein gewandter Mann fand er bald auch ein Weib in dem Dorf Aja Paraskewi bei Tschesme, welche durch ihre Mitgift, die in einem guten Hause und einem großen Weinberg bestand, seine Güter vermehrte. Das griechische Paar hatte eine Tochter — ihr einziges Kind. Nach einer rührenden Schilderung seiner grenzenlosen Liebe zu dem Sprößling seines Alters und seiner glänzenden Entwürfe für das Glück desselben, fuhr der arme Jorgi in seiner traurigen Erzählung mit folgenden Worten fort:

*) London Magazine, April.

*) Ein türkischer Piaster zu 40 Paras ist gegenwärtig [illegible] 12 kr. werth.

Ihr sollt hören, Herr, wie grausam alle diese Hoffnungen vernichtet, wie meine stolze Zuversicht zu Wasser wurde, und ich der verlassene, elende bethörte Mann, den Ihr seht.

An einem unglücklichen Tage kam es in unserem Dorfe zu einer Schlägerei, in welcher ein vornehmer Türke blieb und einige seiner Begleiter verwundet wurden. Ich befand mich gerade mit meinem Schwager auf den Höhen von Alachitta auf der Schnepfenjagd; als ich nun nach Hause kehrte und den Vorfall vernahm, zitterte ich gleich vor den Folgen. Zwar hatte der Türke sein Schicksal wohlverdient: in einem frevelhaften Gewaltversuch gegen die Tugend einer schönen jungen Griechin war er von den Verwandten derselben und ihrem Liebhaber erschlagen worden, und die Thäter und sie, welche die unschuldige Veranlassung zur That war, hatten sich wohlweislich auf die Flucht begeben. Aber ich kannte den rachsüchtigen Charakter der Türken, das summarische Verfahren ihrer Justiz, ihre Habsucht, die jede Gelegenheit zu Plackereien benützt, und das Recht des Stärkern im weitesten Sinne geltend macht. Was wir jedoch höchstens befürchteten, ich und mein Weib, und was wir blinde und geizige Thoren schon für ein großes Unglück hielten, war, daß wir genöthigt seyn dürften, von unserem verhältnißmäßigen Reichthume einen guten Theil schwinden zu lassen, um zu einer Geldstrafe beizusteuern, die unserem Dorfe auferlegt werden würde — und zwar für eine Sache, an der wir so unschuldig waren, als wenn wir in des Sultans Palast in Stambul gelebt hätten. O Gott! dieß wäre Nichts — Nichts gewesen. In einer späten Abendstunde brach ein Schwarm wüthender Türken in's Dorf, indem sie nach ihrer Gewohnheit ihre Gewehre nach allen Richtungen abfeuerten. Da drang eine Pistolenkugel durch einen meiner leichten Fensterläden und traf meine Helenissa — mein liebes, mein unschuldiges — mein glückliches Kind, die den Grund der Bestürzung ihrer Eltern kaum ahnend ruhig auf einem Sofa am Fenster schlief. Ein lauter Schrei, den sie ausstieß und der mir noch in den Ohren gellt, daß das Blut in meinen Adern zu Eis gerinnt, verkündigte uns den unaussprechlichen Jammer. Sie raffte sich vom Sofa auf und lag entseelt zu meinen Füßen. O Herr! Ihr wißt nicht, was Leiden ist, wenn ihr nie die Seelenangst, die Verzweiflung eines zärtlichen Vaters gefühlt habt. Mehrere Stunden wußte ich nicht, was um uns vorging, und ohne die Sorge eines treuen Dieners und eines oder zweier Freunde, die zugleich ins Zimmer stürzten, wären wir in den Flammen umgekommen, die von dem verlassenen Haus der Flüchtlinge, welches die Türken angezündet hatten, bereits unsere Wohnung ergriffen. Wieder zu mir gekommen, nahm ich meinen Liebling in meinen Arm und wir gingen in den Garten hinter unserm Haus: da — mit dem kalten, blassen, blutigen Leichname auf den Knieen saß ich auf der bloßen Erde — in stummem Hinstarren, nicht achtend der Zerstörung meines Eigenthums und all der Schreckensscenen, deren Schauplatz das Dorf war. So brachten wir die Nacht zu. Als der Morgen graute — die Stunde, wo ich in meinen glücklichen Tagen aufzustehen, und ehe ich mich an meine Geschäfte begab, meine kleine süße Schläferin zu küssen pflegte — Himmel und Erde! welchen Anblick entdeckte mir das hassenswerthe Licht! Konnte sie es seyn? Meine Rose, meine glänzende Blume — mein Liebling — jüngst noch voll Leben — jetzt farblos, kalt — wie Marmor! War es möglich, daß Menschenkunst, daß ein Stück stumpfes Blei — kaum größer als der schwarze Apfel ihres Auges — eine solche Veränderung und so schnell bewirkt hatte? Doch es war so, sie war todt — todt! und das Blut, das über meine Hände, mein Gesicht, meine Brust floß, war ihr Lebensblut. Mein Gehirn brannte wild, und wenn meine Freunde mich trösteten, Helenissa sey jetzt eine Heilige im Himmel, so konnte ich nicht begreifen, wie ihr reiner heiliger Geist von der reinen englischen Form geschieden oder getrennt seyn sollte, die ich sonst in meine Arme schloß.

Noch an demselben Morgen kamen einige Nachbarn, mich von dem Befehle des Aga's in Kenntniß zu setzen in Betreff der Summe, die ich beisteuern sollte; denn selbst die Türken hatten nicht das Herz, das Elend mit anzusehen, das sie angerichtet hatten. Ich nahm das Geld aus meinem Kästchen, welches durch einen Diener oder Freund (nicht durch uns) dem Feuer entrissen worden war, und mechanisch zählte ich das Geld hin. Es war eine beträchtliche Summa, aber sie kostete mich keinen Gedanken; ich hätte Alles, was mir von meiner Habe übrig blieb, mit derselben Gleichgültigkeit zu den Füßen meiner Unterdrücker niederlegen können. Nachbarn führten uns, mich und mein Weib und die Reste meiner Helenissa, nach ihrem Haus, da unser eigenes ein Haufen von Ruinen war. Die Weiber machten die Vorbereitungen zur Leiche, und als die trübe Abendstunde niedersank, wankte ich hinter der blumenbestreuten Bahre meines Kindes zu seinem Grabe. Wie sie so dalag auf ihrer kleinen Bahre, neben der finstern Grube, welche die Priester mit Gebet, Weihrauch und Weihwasser weihten, fiel der rosige Schimmer der untergehenden Sonne auf ihr Antlitz: es war so ganz wie die Glut der kindlichen Gesundheit, daß ich wieder nicht begreifen konnte, daß sie nun für immer schlief; aber sie senkten sie hinab in die Gruft, legten das Ruhekissen unter ihr Haupt und das Kreuz auf ihre Brust, und verbargen mein Kind vor meinen Blicken. Mit Gewalt mußte man mich halten — so nahe grenzte mein Zustand an Wahnsinn — daß ich nicht die kalte Erde wieder aufriß und die verhaßten Bretter, um zu versuchen, ob des Vaters Umarmung — des Vaters Herz nicht sollte im Stande seyn, sie zu erwärmen und zum Licht und zum Leben zurückzurufen.

(Schluß folgt.)

Das Neujahr in Ostia.

Von Wilhelm Waiblinger.

Zweiter Brief.

Heute wollten wir unsere Reise nach Ardea und Porto Anzio antreten. Der Wirth sagte uns, daß wir am Meeresufer hin, Spiaggia, Spiaggia, wie sies nennen, schon bis Anzio gelangen können. Wir erhoben uns also mit der Sonne. Es war ein klarer, wiewohl sehr kalter Morgen, und die Felder waren ziemlich weiß von Reif. Wir nahmen von unserm Jäger Abschied, erkundigten uns nach dem Wege und verließen Ostia, um zuerst die Ruinen der alten Stadt aufzusuchen.

Das heutige Ostia ist ein kleiner Haufen Häuser, der nur einem großen Hofe gleich sieht. Das Kastell aber, das es umgiebt, mit seinem runden Zinnenthurm und den Befestigungswerken ist von einer ausnehmend malerischen Bauart, und bildet mit einigen großen Pinien, die ihm zur Seite stehen, ein so wunderbares und romantisches Ganzes, daß man ein Zauberschloß aus der Welt des Cervantes oder Ariosto vor sich zu haben glaubt, und sich weit hinüber in den Duft des Mittelalters und die Kämpfe der Sarazenen versetzt findet. In Ostia selbst wohnt Niemand, als der Wirth mit seiner Familie und Dienerschaft, und im Sommer schickt sogar jener alle seine Weiber und Kinder nach Rom, und bleibt allein mit einigen Leuten in der fürchterlichen Sumpf- und Fieberluft zurück. Man sieht an Festtagen freilich viele Menschen auf dem Platze vor dem Thor und der Schenke, aber die Fremden irren sich, die in ihnen Einwohner zu sehen glauben; es sind Fischer und Bauern, die aus der Nachbarschaft, vom Meeresufer und aus der Macchia der Campagna herbeikommen, um die Messe zu hören, und ein Glas Wein zu trinken. Nur bei Arbeiten von Bedeutung z. B. bei den Ausgrabungen im alten Ostia, sind etliche Hundert beisammen. So befanden sich bei den Nachsuchungen im Jahre 1825, wie uns der Wirth erzählte, der die Aufsicht über die Arbeiter gehabt haben will, gegen 500 Personen in Ostia.

Was die Aria Cattiva anbelangt, so mag es im Sommer allerdings hier gefährlich seyn. Oestlich und südlich von Ostia ist eine Menge stehenden Wassers, Stagno di Levante genannt, welches im Sommer austrocknet, und die Luft verpestet. Gesunde, starke junge Leute meinen freilich oft allem Unglimpf des Climas trotzen zu können; wer aber einen Augustmonat in Rom zugebracht hat, der wird sich gewiß von seinen Einflüssen überzeugen. Ein offenes Fenster, ein Zugwind, eine schnelle Abkühlung, das Liegen auf dem Grase, plötzlicher Uebergang von der Sonnenhitze in Schatten, Unregelmäßigkeit in der Diät, Ueberfüllung des Magens, schwere Speisen des Abends, heftige Anstrengung im Gehen, das sind lauter Dinge, die einen kerngesunden Menschen auf Monate ins Bett werfen und wie eine Leiche abzehren und unbemerklich entkräften können. Man kann sich nicht genug hüten, und thut am Besten, die strengste und regelmäßigste Diät zu halten, besonders Nichts zu Nacht zu essen. Wer das Fieber am Spätherbst erhält, kann es trotz Purganzen, Vomitiven und China leicht bis zum März behalten. Uebrigens um die Jahrszeit des Winters hat man auch in den Sumpfgründen der Campagna Nichts zu befürchten, wenn man anders einige Sorge für seine Gesundheit hat.

Nicht weit von dem jetzigen Ostia gewahrt man die Reste des alten, größtentheils unansehnliches Gruppen von Trümmern, die dermaßen verwittert und zerstückelt sind, daß man bei wenigen auf ihre ehemalige Gestalt und Bestimmung schließen kann. Es geht immer Hügel auf und ab, wie auf einem kolossalen Kirchhof, wo da und dort gewaltige Grabsteine mit Gesträuch hervorragen. Bei den obigen Ausgrabungen im Jahre 1825 hat man einige Gräber gefunden, welche prachtvolle, nun in Rom befindliche Sarkophage enthielten. Wir bemerkten die verwachsene Stelle, und sogar einige Graburnen. Eine Menge Säulenstücke von beträchtlicher Größe und herrlicher Arbeit, im Marmor und Granit, liegen in Gräben und Erdversenkungen umher, Gesträuche ist über sie hinverzweigt, und die Hügel darüber sind Schutthaufen der alten, in den Sarazenenkriegen zerstörten Stadt. Man trifft viele Gewölbe, versunkene, halbvorragende Bögen, und einige starke Pilaster, die man für Ueberbleibsel eines Theaters hält. Die größte Ruine auf dem weiten hügligen Felde nahe am Ufer des Tibers ist ein weit in der Campagna sichtbarer Tempel, von dem drei Seiten noch erhalten sind. Ueber Schutt und Mauer, Gesträuche und Hügelwege, Säulenstümpfe und Marmorblöcke gelangt man zu einer Schwelle, die vom schönsten Marmor ist, und tritt über die noch ganz erhaltene Treppe ins Innere. Zu beiden Seiten des hohen Zimmers befinden sich je zwei durchbrochene Oeffnungen, und in der Mitte eine kleine Kirche, den Boden füllen Marmorstücke und Gräser und Strauchwerke an, die offene Seite ist gegen Morgen.

Wer malerische Ansichten hier sucht, der findet sich getäuscht. Selbst der Tempel, den man dem Jupiter zuschreibt, gewährt nichts Pittoreskes, weder aus der Nähe, noch aus der Ferne; nur wenige Trümmerhaufen sind bedeutend und geben ein Bild. Es ist Alles öd und leer und traurig umher, der Gedanke an die Grabhügel eines Kirchhofs verläßt Einen nicht, selten etwas Bauwerk, melancholisch zieht der Tiber von dem Kastell bei dem See des Trajan die Ebene zwischen seinen öden Gestaden hinab, und die Meereslinie gewahrt man wohl in der Ferne. Von Menschen ist hier Nichts zu sehen, Büffelochsen sind das einzige Lebendige, was uns begegnet: blickt man zurück zum Kastell von Ostia, so scheint dieß kleine Haus in der unermeßlichen Wildniß selbst nur von einem Zauberer oder einem Raubritter bewohnt, oder eher ganz leer zu seyn.

Von der Hütte des alten Ostia schlugen wir den Weg nach der Meeresküste ein. Wir befanden uns auf dem Platze, wo der Kampf zwischen den Sarazenen und Neapolitanern vorfiel, den uns der unsterbliche Raffael durch sein Fresco verherrlicht hat. — Meine Begleiter unterhielten sich über die Späße des gestrigen Abends, und ich sann über eine Dichtung nach, die ich hieher versetzen wollte. Schon hörten wir das Meer rauschen, und der große Pinienwald des Casino Fusano kam uns immer näher.

Ein wahres Paradies entfaltete sein Grün, seine Schatten und Haine vor uns, und wir traten nach einem Wege von etwa 2 Miglien über die Canalbrücke in den Wald. Mit arkadischer Freundlichkeit sah uns das heitere Lusthaus inmitten der hochstämmigen Pinien an; ein weiter Rasen grünt umher, unter dem Dach einer Pinie ist unter dem Gezweige hoch in der Luft ein Tisch ausgehängt, kleinere Baulichkeiten liegen da und dort, ein gewaltiger Rauch steigt aus einer Hütte. Vieh ist auf der Wiese hin und wieder gelagert, und der Blick verliert sich im ewigen Dunkelgrün der Haine. Das Casino selbst ist befestigt, und hat den Charakter der romantischen Kastelle dieser Meergegenden. Es ist wahr, die römischen Villen, die Borghesi, Pamfili, Albani, Matthei und Lodovisi haben mehr Pracht, Glanz und Anlage,

aber dieser lange Pinienwald, der von Ostia aus gesehen, den ganzen Horizont begränzt, hat einen so natürlichen, freien und ungezwungenen Reiz, daß man alle jene Wunder italienischer Gartenkunst und römischer Pflanzer vergißt. Man gewahrt Wenig von Ordnung und absichtlichem Bau, man ist in unverdorbener, heiterer, freigeschaffener Natur, und fühlt sich innigst zufrieden und gestillt. Diese herrliche Besitzung gehört dem Prinzen Chigi, welcher hier die ganze Quadragesima oder die Zeit der vierzigtägigen Fasten nach dem Carneval zubringt, und sich ohne Zweifel hauptsächlich mit Jagen ergötzt. (Schluß f.)

Wissenschaftliche Expedition der französischen Gelehrten in Griechenland.

Modon, 7 März 1829.

Unsere Ueberfahrt war angenehm, aber langsam. Südostwinde hielten uns einige Zeit auf den Höhen von Corsica und der Insel Elba auf. Durch einen Wolkenvorhang erblickten wir die Campagna di Roma, — über Capri hin den Vesuv mit seiner in Schneckenform aufsteigenden Rauchmasse, — die himmlischen Gestade von Ischia. Die Blitze von Stromboli erschienen uns mehr in der Nähe; aber erst in dem Augenblicke, wo wir im Begriff standen, Italien zu verlassen und durch die Straße von Messina in die homerische Welt einzutreten, wurde das Schauspiel vollständig. Schnee bedeckte den Gipfel der Apenninen, wie zu den Zeiten des Sängers; am Fuß der sicilischen Gebirge entfaltete sich, dem Meerschaum gleichend, den ein Windstoß an das Ufer geworfen hat, Messina. Auf dem Felsen der Scylla hing mitten unter Olivenbäumen ein freundliches Dorf, und statt des Ungeheuers sah man nur einige gescheiterte Barken auf dem Strande liegen. Die Charybdis ist gegenwärtig eine freie Fläche. Die Stelle des wilden Feigenbaumes, der Ulysses zur Zuflucht diente, vertritt ein Leuchtthurm, der indessen eine ziemlich traurige Rolle spielt. Zahlreiche Heerden Pferde waiden umher. Der Aetna blieb uns verborgen. Allmälig schienen diese beiden so nahe benachbarten Länder, Großgriechenland und Sicilien, sich mit einander zu verbinden; und wie wir in der Geschichte beider Gestade, in den Colonien von Tarent und Messina, von Metapontum und Agrigent den gleichen Geist sehen, so nahmen wir jetzt auf beiden Seiten, hier wie dort, bald Schneegipfel, die mich an die Gebirgshäupter des Schwarzwaldes erinnerten, bald Feigen- und Olivengebüsche, oder nackte schimmernde Felsen wahr, wenn unsere Blicke nicht auf den azurblauen Fluthen des Meeres ruhten.

So wie wir aus der Meerenge heraustraten, fanden wir günstigen Wind, und binnen vier Tagen sahen wir die Küsten von Morea. Es war am 3 März des Nachmittags um vier Uhr, als ich zum ersten Male bestimmt das so ersehnte, verödete Gestade von Navarin erblickte. Um fünf Uhr lagen wir unter der Insel Sphacteria, dicht neben dem Admiral Miaulis, welcher dem französischen Heere den Dank des befreiten Griechenlands überbrachte, vor Anker. Wir würden von hier aus das Geschrei der Hopliten haben vernehmen können; wir befanden uns gerade dem Punkte gegenüber, wo sie zum letzten Male sich zum Widerstand ermannten. Der Wald, welcher in der Nacht verbrannt wurde, die ihrem Untergange vorherging, hat keine Spuren zurückgelassen, und weder auf der Insel noch auf dem weiten Sandamphitheater, welches diese einschließt, bemerkt man irgend die geringste Grüne, auf der das Auge sich erholen könnte. Links erhebt sich ein einsamer Palmbaum über den Ruinen der Moschee von Navarino. Ein feuchter Weg, der in die röthliche Erde gebrochen ist, führte uns bis an die Thore der Stadt. Wenn hier alles Trümmer war, so hörte man doch da und dort aus einigen Hütten Soldatenlieder, Trompetenschall und kriegerische Musik. Schon zeigte sich mitten unter diesen Steinhaufen ein Anfang von Ordnung. Jeder hatte einen Zufluchtsort gefunden und wandte alle seine Industrie daran, denselben möglichst zu verbessern. Als wir aus dem südlichen Thore hinaustraten, fanden wir uns zum ersten Male unter den armen Griechen. In allem ihrem Elende sind sie noch immer schön wie die Statuen von Olympia. Zweihundert Menschen, halbnackt, größtentheils mit Pistolen und Dolchen bewaffnet, arbeiteten mitten unter den französischen Soldaten an den neuen Festungswerken im Innern. Um sie her lagen Weiber und Kinder unter Steinhaufen, die sie mit einem Dach zu versehen gewußt hatten, indem sie Felle darüber ausbreiteten. Andere waren unter französischen Zelten gelagert. Höher hinauf, auf dem Berge, hatten einige Familien sich um große Kessel in Felsenhöhlen geflüchtet. Diesen Boden, den die Natur selbst zerrissen zu haben scheint, und der das Herz mit einer unwiderstehlichen Traurigkeit erfüllt, denke man sich nun durch die bewunderenswürdige Thätigkeit der französischen Truppen belebt: überall Gruppen von Menschen, die nicht einen Augenblick unbeschäftigt sind; gegen das Meer hinab eine Reihe hölzerner Häuser, zu denen der Rest einer Bevölkerung zusammenströmt, die sich von Tage zu Tage vermehrt; weiter hin das Geräusch von Trommeln, Trompeten und den Ruf zu den Waffen, und dieß Gemälde umschlossen von einem Amphitheater von Bergen, die bis auf den Gipfel hinauf verbrannt sind und einem Hafen, voll von Schiffen, und dem schroffen Strande der Insel Sphacteria; so erhält man eine Darstellung von dem gegenwärtigen Griechenland, wie es sich uns darbietet, nackt und hülflos und nur der Noth alle seine Reize verdankend. Der Weg nach Modon, der sich im Zickzack den Berg hinaufzieht, war einst mit Olivenhainen, mit Landhäusern und Dörfern umsäumt. Jetzt findet man hier Nichts mehr als verkohlte Baumstämme, verfallene Mauern und Reste von dem Lager Ibrahim's. In der Nähe der Stadt waiden zahlreiche Rindviehheerden auf den Flächen, auf denen einst Nestor's Heerden irrten. Weiße Wimpel wehen in der Ferne über den Zelten der Hirten und der Soldaten, welche sie bewachen.

Kaum waren wir in der Stadt angekommen, so liefen wir auf die Stelle des alten Methone. Einige Erhöhungen mit Blumenbüscheln bedeckt waren allein unser Wahrzeichen. An der Stelle der Tempel der Artemis und Athene fanden wir nur einige von den Arabern gebaute Backöfen. Gerippe von Pferden bleichten hier und da; und das Meer wälzte, statt der Steine, Menschengebeine, Ueberreste von Kleidungsstücken und Waffenbruchstücke, die es gegen den Damm einer venetianischen Wasserleitung warf.

Ein ander Mal werde ich Mehr über das griechische Volk sagen können. Das, was bei dem ersten Anblick auffällt, ist seine Gleichgültigkeit, mitten unter den neuen Dingen, die es umgeben; es hat so Viel gesehen, so Viel gelitten, so Viel vergessen, daß seine alte Neugierde endlich befriedigt ist. Seine Freundschaft gegen unsere Soldaten ist lebhaft und aufrichtig; man kennt in der letzten Zeit kaum ein Beispiel, daß die Sicherheit von Reisenden im Innern von Morea gefährdet worden wäre. Viele Schreckbilder verschwinden allmälig. Le Globe.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 127. 7 May 1829.

Das Neujahr in Ostia.

Von Wilhelm Waiblinger.

(Schluß.)

Wir irrten lange unter den Riesengewächsen der Pinien umher und gingen endlich in einer wunderschönen Olivenallee wohl von einer Miglie Länge dem Damme zu, auf dem wir plötzlich die See vor uns hatten. Mein Francesco hüpfte vor Entzücken in die Höhe, und wir verweilten nur eine Zeit lang oben, und schauten über die unermeßliche Fläche hin, wo in deren vielfach abgestreiftem Blau die süßesten grünen und röthlichen Tinten spielten. Nun stiegen wir im Meersand zu den Fischerhütten hinab, um welche große Netze ausgespannt waren. Meine Begleiter sammelten kleine Muscheln und Schalen, wie sie zu Tausenden im Sand umherliegen. Die Fischer, die in ihren über den Kopf geschlagenen braunen und spitzen Kapuzzen ein wirklich barbarisches Aussehn haben, und deren elende Strohhütten in Form eines Zuckerhuts in einen andern Welttheil versetzen, wohin noch keine Kultur gedrungen, gesellten sich zu uns, und wir fragten, ob es möglich sey, an der Küste bis Ardea und Porto Anzio vorzudringen. Sie schüttelten den Kopf, sprachen von Kanälen, die wir zu überschreiten hätten, sagten, daß es ein Weg von etlich und vierzig Miglien bis Nettuno sey, und daß wir Nichts zu essen und zu trinken fänden. Wir sahen uns bestürzt an, und es war so viel als ausgemacht, daß wir zurückkehren wollten. Aber das schöne Anzio, die uralte, nach der Fabel von einem Sohne des Ulyß und der Circe gegründete Vaterstadt des Caligula und Nero wollte ich doch dießmal sehen, und ich fragte daher meine Begleiter, ob wir den weiten Umweg über Albano machen wollten. Auf diese Weise hätten wir über eine Tagreise weiter gehabt, und noch dazu hätten wir fast an die zwanzig Miglien bis Albano durch die Wildniß der Campagna mit einem Führer gehen müssen. Es wurde aber bedenklich gefunden, und ich schlug vor, ein Frühstück zu nehmen, und zu sehen, ob uns dabei nichts Vernünftiges einfalle. Das ging durch. Aber die Fischer hatten Nichts, und schickten sich eben an, zur Messe nach Ostia zu gehen. Also kehrten wir um, überstiegen den Damm, durchwandelten den Wald des Casino, und langten nach einer Stunde in Ostia an.

Der Wirth war erfreut, uns wiederzusehen, wir fühlten uns etwas müde; denn wir hatten nüchtern einen Weg von wohl 9 — 10 Miglien gemacht, und wir ließen uns demnach ein Rückstück von Hasenbraten, Ricotta und Wein trefflich schmecken. Unsere Jäger waren schon nach Rom abgereist. Jetzt schlug ich meinen Freunden vor, nach Fiumicino zurückzukehren, und dort in aller Ruhe den Anblick der im Meere untergehenden Sonne zu genießen, weil es uns doch nicht vergönnt sey, für dießmal Anzio und Nettuno zu sehen. Ich aber entschloß mich, sobald als möglich die Reise dahin, und sogar aufs Vorgebirg der Circe zu machen, um die auf dem Wege nach dem Pinienhain und im Rauschen der Meereswogen schon halb ausgesponnene Dichtung an jenen zauberhaften homerischen Ort anzuketten. Man stimmte ein, und wir wollten vor dem Abgehen nur noch den Thurm besteigen.

Man führte uns durch halb zerfallene Höfe, Treppen, Gänge, Zinnen hinauf bis zum flachen Dach des alten ritterlichen Baues. Hier öffnet sich die Aussicht über die ganze latinische Campagna. Unten die wenigen Häuser und die verwitterten Mauerwerke des kleinen Ostia. Oestlich über einer Fläche von fast 40 Miglien die Sabinergebirge und der weiße Apennin, die Peterskuppel und die beiden Straßen nach den Thoren St. Paolo und Portese. Die albanischen Berge sind gar lachend und idyllisch, und dahinter die Volskergegenden. Zunächst an Ostia die Sümpfe, und sodann gegen Süd und West das mittelländische Meer, der Tiber, der sich durch die Einöde hinschlängelt, und die Trümmer des alten Ostia. Rechts der stundenlange Pinienwald von Fuseno, und links der alte Meerhafen von Trajan, die Ueberbleibsel von Portus, und ferne das kleine Fiumicino mit seinen Mastbäumen.

Sodann schickten wir uns zur Wanderung an. Am Thore standen an die Hundert Fischer und Schiffer in sonntäglicher Ruhe. Wir überstiegen die Hügel der ostiensischen Trümmer: Todtenstille überall, nur einen Hund hörten wir noch in weiter Ferne bellen; wir gelangten zu der Scaffa und dem abentheuerlichen Thurm Boracciano am Ufer des Tibers. Wir rufen hinüber, und ein Bauer, der einen Esel zur Seite hat, antwortet uns, daß der Barcajuol nicht da sey. Er werde wohl nach Fiumicino oder Ostia in die Messe und in die Schenke gegangen seyn, meinte er. Wir muntern den Eselstreiber nun auf, uns abzuholen,

allein er will sich nicht dazu verstehen. Er fürchtet sich vor dem Zorn des Schiffers und setzt hinzu, der Barcajuol wolle wissen, wen er überführe, weil viel schlechtes Volk in der Gegend sey. Darauf schrei ich ihm einen „Baron Fottuto“ zu, und er sagt, daß er uns schon für seine Person für Galantuomini halte, aber der Schiffer müsse eben daseyn, und vor 23 Uhr komm' er nicht. Das ist nun zum Verzweifeln, warten wir solange, so kommen wir vor Sonnenuntergang nicht mehr ans Meer. Was beginnen wir also? Francesco will geradezu dem Tiberufer nach laufen, aber dann hätten wir den weiten Weg bei Nacht zurück zu gehen, und das ist nicht gerathen. Es giebt einen Streit, den der immer friedfertige Mainoni versöhnt. Wir fallen auf eine Menge Gedanken, aber keiner gefällt. Eine Viertelstunde vergeht nach der anderen, und die Sonne steht immer niederer. Schon ists etwa 22 Uhr. Wir wenden alle Beredsamkeit an, um den vertrackten Campagnabauern zu erweichen, wir drohen, versprechen, wir sind eins, er müsse entweder ein Erzdummkopf oder ein Erzspitzbube seyn. Möglich scheint es auch, daß der Wirth in Ostia den Barcajuol zurückgehalten, um uns zur Rückkehr in seine Schenke zu bewegen. Endlich, nach einer Stunde kommt ein anderer Wanderer drüben an, und dieser ist unser Retter. Er ermuthigt den Eselstreiber, und sie fahren herüber. Froh steigen wir ein, und setzen unsern Weg durch das Feld und die Gehege in höchster Eile gerade nach der Richtung der Kastelle und Leuchthürme von Fiumiccino fort.

In einer Stunde sind wir glücklich angelangt, ohne daß uns die unzähligen Büffel, durch deren Mitte wir uns erst stehlen mußten, durch etwas Anderes als ihr wildes und dummes Glotzen beunruhigt hatten. Die ersten Personen, die uns begegnen, sind auch gleich wieder die ehrbare Gesellschaft der Galeerensclaven. Hätten wir geahnt, welch ein Mißgeschick uns in diesem verdammten Neste treffen sollte! Aber wir ahnten kein so schlimmes Abentheuer, kein so unheilvolles Zeichen am ersten Jahrestage, keine so erschöpfende Strapatze und dachten nur an die Gluth der untersinkenden Sonne.

Es wehte ein ziemlich starker Wind, und das Meer brauste gewaltig. Wir eilten der Tibermündung zu, gingen auf den Molo hinaus, und hatten ein Schauspiel, das sich unserer Einbildungskraft ewig einprägen wird. Die See war in ungeheurer Bewegung. Westlich lagerte sich ein regenverkündendes Scirockogewölke, über dem die Sonne mit Purpurflammen glühte. Tausend schäumende Wogen besäumte das scheidende Gestirn mit dem reinsten Gold. Nördlich aber war ein Farbenton übers Meer hingehaucht, der unbeschreiblich, für keinen Claude erreichbar ist. Das duftigste lieblichste Hellgrün, blaue und violette T[illegible]e spielten in den sanftesten schmelzendsten Uebergängen in einander hinüber. Diese Reinheit und Schönheit, diese süße zauberische Beleuchtung war für den empfänglichen Sinn unsers Francesco eine Wonne, wie er noch keine auf Erden gefühlt. Schon in das Gewölke versunken, drang die schimmernde Sonne noch einmal unmittelbar über dem Meereshorizont hervor, goß noch überschwengliche zitternde Purpurblüthen über die Wogen her und sank hinunter.

Nach und nach erblaßte die nördliche Seite der See, und schien endlich bei dem gewinnenden Licht des Mondes eine unübersehbare Eis- und Schneefläche, aber nur in der Entfernung von kleien Stunden. Denn in der Nähe betäubte der steigende Tumult des heranrollenden Wasser alle Sinne. Tief von der Höhe des Meeres her kamen lange Wallungen und stürzten in den schwarzen Abgrund. Wohl eine Viertelstunde lang mochten solche bergähnliche Anschwellungen seyn, die wieder vergingen, näher am Lande andere und höhere emportrieben, und diese rasten nun mit einem Ungestüm, als wollten sie die Erde verschlingen, gegen uns heran: bis sie sich unter emporspritzendem Schaum, mit fürchterlicher Gewalt, und unter dumpfem Donner überplatzten, und über die Wachhütten des Molo und die Fischernetze heraufwogten. Mit jedem Augenblick vergrößerte sich die Bewegung. Wir sahen ganze Schaaren von Seevögeln, die man pigliapesci oder Fischfänger nennt, über der rauschenden Empörung des furchtbaren Elementes flattern, und bald hoch auf den emporsteigenden Hügeln der Fluthen, bald in dem entsetzlichen Abgrund, über den sie hinaufschwebten, ihre Beute erhaschen. Immer mehr mußten wir uns auf dem Gebälk des Molo zurückziehen, denn die Wellen spritzten in ganzen Gewölken und Massen herauf, und so ging's unablässig fort, in ewiger immer wilderer Wiederholung, ja wir sahen zuletzt Schaumgebirge herankommen, welche so weit am Ufer hinliefen, als das Auge nur dringen konnte.

Die Schiffer sagten, daß vor Tagesanbruch noch Regen bevorstehe, kaum konnten wir uns aber trennen von diesem erhabensten aller Naturschauspiele, und schon war's eine Stunde in der Nacht, der Wind blies uns unheimlich ins Gesicht, und der hellste Mondschein zeigte die unzähligen Schaumlinien bis tief in die schwarze hohe See hinein.

Endlich kehrten wir zurück, links brannten die Lampen auf dem Leuchthurm, und wir wollten nun das Nachtquartier suchen, weil wir denn doch von dem unablässigen Gehen seit dem Aufgang der Sonne müde waren. Wir wollten uns bald zu Bett legen, und einige Stunden vor Tag aufstehen, um die Mondbeleuchtung der See zu genießen. Man kann die See ja gar nicht sattsam sehen, und immer entzückt und erhebt sie mit neuen Wundern.

Aber die Laune des Schicksals wollte es anders. Wir schienen recht dazu bestimmt, am Neujahrstage von ihr genarrt zu werden. Erst wurde uns die so lang ersehnte Reise nach Porto Anzio und Nettuno vereitelt, dann konnten wir nicht über den Tiber setzen, und zuletzt, um unser Mißgeschick zu vollenden, fanden wir nicht einmal ein Bett. Wir gingen von Haus zu Haus, aber man wies uns überall ab, mit der Bemerkung, daß man noch nicht für Fremde eingerichtet wäre.

Was wollten wir arme Wanderer also beginnen? Müde waren wir, und die Nacht war so kalt und unheimlich, daß sich die Fantasie mit nichts Anderm als einem warmen und wohlthuenden Bett beschäftigte. Eine Matrosen- und Fischer-Kapuzze, Stroh und dergleichen armselige Bedürfnisse des abgehärteteren Menschen schien mir dießmal nicht genug, denn ich fürchtete mich vor der Kälte, und wußte wohl, daß so an kein Einschlafen zu denken war. Ich habe schon mehr als Eine Nacht schlecht ge-

schlafen und mehr als Eine durchwacht. So rieth ich denn meinen Genossen, den Morgen an einem Kaminfeuer heranzuwachen.

Wir aßen zu Nacht und bekamen treffliche, aber unmäßig theure Meerfische und Lammfleisch mit Zitronen. Zuletzt, als uns das Mahl etwas erquickt und gestärkt hatte, mußten wir herzlich über unser Abentheuer lachen. Noch hofften wir ein Bett zu bekommen, strichen abermals herum, aber umsonst.

Wäre ich jetzt in der Gesellschaft von Deutschen gewesen, so hätte ich vorgeschlagen, beim Feuer zu sprechen und zu plaudern, bis der Morgen anbreche. Aber es fiel mir ein, daß ich das von Italienern nicht erwarten könnte. Denn obgleich diese weit mehr Talent und Gewandtheit haben, als wir, im Gespräch, sey es mit wem es wolle, frei und keck, auch geistreich und angenehm anzuknüpfen, während wir langsamer und schwerfälliger und selten so schnell in Allem bei der Hand sind, als die Italiener, so haben diese doch schlechterdings die Gabe nicht, sich lange und geduldig über einen dritten interessanten Gegenstand zu besprechen. Wir sind so reflektirender Natur, haben soviel Neigung zu Theorie, Systemen und Abstractionen, daß wir eine Nacht hindurch über das fichtesche Nicht-Ich, über einen historischen Charakter, ein Postulat der Moral, ja über die spitzfindigsten Definizionen streiten können. Wir sind in unsern Meinungen äußerst getheilt; in Philosophie, Politik und Geschichte, Kunst, Literatur und Leben haben wir die entgegengesetztesten Ansichten, und weil wir so viel Fremdes, ja mehr in uns aufnehmen, als wir verdauen können, so sind wir in endlosem Streite mit uns selbst und Anderen. Nicht so der einfachere, natürlichere, minder gebildete Italiener. Er begnügt sich mit dem, was er hat, das Auswärtige kümmert ihn nichts, er hat seine Dichter, Künstler, Geschichtschreiber, Staatsmänner und fragt nicht nach Anderem. Im Ganzen ist man über alle diese einig, bewundert und verehrt sie gleich: das Reich der Speculation aber ist nicht seine Sache, was soll er lange den Gründen nachspüren, sich mit unsern deutschen Subtilitäten plagen: genug, daß er Verstand, Geschmack und Urtheil genug hat, um im Augenblick nach Verhältniß der Umstände so oder anders zu denken und zu handeln.

So bestehen seine Unterhaltungen im Genuß der Autoren, nicht in der spekulativen Kritik über sie, und meine Begleiter nun, vollends kannten kein gesellschaftliches Vergnügen ohne Gesang, ja ihre eigentliche Lust ist das, was man Cagnara nennt. Was sollte ich also hoffen? Ich stand auf, und sagte: wisset Ihr, was das Rathsamste für uns ist? Machen wir uns ohne Weiteres auf den Weg nach Rom, und lassen wir dieses verwünschte Matrosen- Fischer- und Galliotennest. Wir haben Mondschein, sind zu vier, bis morgen vor Tagesandruch sind wir in Rom, und dann können wir schlafen, solang es uns behagt!

Mainoni war Alles gleichgültig. Nur der furchtsame Rossi hatte Bedenklichkeiten. Er brachte die böse Nachtluft, Erschöpfung, den weiten Weg von 18 Miglien, endlich auch die Büffel und Straßenräuber vor, ja er bat uns, die Abreise wenigstens geheim zu halten, damit uns kein Spitzbube und Mörder nachlaufe. Es ist nicht zu leugnen, daß des schlechten Volks unzählig Viel hier seyn mag, aber wird uns denn eben dieses aufstoßen. Sodann ist man um die Winterszeit sicherer, weil sich die Straßenräuber von Profession wegen der Kälte nicht gerne die Nacht durch am Weg aufhalten, sondern in einer Strohhütte schlafen, wie ehrliche Leute. Kurz Rossi ward verlacht, und die abendtheuerliche Rückreise beschlossen. Wir nahmen eine Bouteille Anisliqueur zu uns, Mainoni und Francesco gingen noch einmal an das stürmende Meer, und ich mit meinem zaghaften Freund in eine Osteria.

Hier hielten wir uns so lange auf, bis man schloß, und nun waren wir im eigentlichen Sinne des Worts ohne Dach und Fach. Wir trafen die Andern, und man wollte abmarschiren. Einer hatte Lust, sich etwas Brod mitzunehmen, aber alle Häuser waren geschlossen, und wir mußten also Rom zuwandeln.

Noch erkundigte sich der arme Rossi bei einer Wache, ob die Straße nicht gefährlich sey, und kein böses Gesindel dem Wanderer auflauere. Wir schämten uns wahrhaftig und gingen.

Die übrige Gesellschaft war so lustig, daß ich unter Narren zu seyn glaubte. Es wurde gesungen, declamirt und gepredigt ohne Unterlaß, und bald waren wir wieder am alten Hafen, den man heut zu Tage noch Lago di Trajano nennt.

Auf dem ersten Berge, in einer Entfernung von 8 Miglien oder drei Stunden, hörten wir das Meer noch deutlich brausen. Die 18 Miglien bis Rom begegnete uns kein Mensch, außer einem Bauern, der am Wege sich ein Feuer machte, von Rom herkam, und uns verkündete, daß morgen die große Säule für St. Paul durch den eigens für sie gegrabenen Kanal aus dem Tiber zur Ruine des Basiliks gezogen werde.

Man kann sich denken, daß wir zuletzt uns empfindlich geschwächt und erschöpft fühlten; denn wir waren nun schon bei zwanzig Stunden auf den Beinen, Rom wollte nicht erscheinen, und wir waren nahe daran, die Geduld zu verlieren. Endlich aber öffnete sichs, und wir sahen in tiefem Nachtdunst und Mondschein das ersehnte Kapitol und den Aventin unter uns liegen.

Die äußere Wache vor dem Thore, welche bei einem Feuer saß, rief uns ihr „chi è“ entgegen, und ließ uns auf unser „amici“ passiren. Jetzt entstand aber die Frage, ob wir durchs Thor könnten. Wir riefen und polterten. Nach einiger Zeit kam Antwort. Man rief, daß wir nicht herein kommen könnten. Aber per Bacco rief ich, sollen wir also außen bleiben? Sicuro! war die Antwort. Schon vor dem Thore Roms nach so erschöpfender Anstrengung angelangt, sollten wir also noch von der Laune unseres bösen Dämons leiden? Wir polterten abermals und versprachen das reichlichste Trinkgeld von der Welt. Dieß wirkte mit Zauberkraft, wir hörten Stimmen, und endlich ließ man uns ein. Die Soldaten sahen uns an, aber ein Zweipaulstück that Wunder, und wir sahen uns frei in Trastevere.

Freilich waren wir damit noch nicht zu Hause, und wir hatten trotz unserer müden Füße auf dem harten Pflaster noch eine gute Stunde am Tiber hin, über die Brücke, durch hundert Gassen und Straßen, bis nach Sta. Maria Maggiore zu gehen. Es war vier Uhr Morgens, als wir vor meinem Hause ankamen.

Müd zum Umsinken legten wir uns zu Bett, und als wir ein Paar Stunden vor Mittag erwachten, hatte es tüchtig geregnet. So kamen wir drei Tage früher in Rom an, als wir im Sinne hatten, wiewohl nicht ohne reichlichen Gewinn für Herz und Geist, für Leib und Gesundheit. Traurig wäre es jedoch, wenn uns die erste Nacht des neuen Jahres, da wir ohne Dach und Fach recht im Vertrauen unter freiem Himmel campiren mußten, ein weissagerisches Zeichen für ein so entscheidendes, der Willkühr des Glücks so sehr unterworfenes Jahr wäre.

Statistische Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Katholiken in Großbritannien und Ireland.

Die Gesammtzahl der Katholiken in Großbritannien wird (bei einer Bevölkerung von vierzehn Millionen) auf eine Million geschätzt, die in verschiedenen Verhältnissen durch England, Schottland und Wales zerstreut sind. Die Grafschaften in England, welche die größte Anzahl Katholiken enthalten, sind Lancashire, Staffordshire, Warwickshire, Worcestershire, Ceshire, Northumberland, Durham, Norfolk, Suffolk und Kent. Die katholische Bevölkerung der Hauptstadt und der unmittelbaren Nachbarschaft derselben wird zu 200,000 angenommen.

Die katholische Bevölkerung von Ireland ist seit mehreren Jahren ein Gegenstand des Streites gewesen, indem die Protestanten behaupten, daß sie sich nur auf vier und eine halbe Million belaufe, während die Katholiken sie zu sechs und einer halben Million und neuerer Zeit sogar zu sieben Millionen angeben. Im Jahr 1821 bestimmte eine protestantische Zählung die Gesammtbevölkerung zu 6,801,487, von denen 4,843,000 als Katholiken und 1,962,487 als Protestanten bezeichnet wurden. Shaw Mason's Berechnung nach den Kirchenbüchern im Jahr 1814 zeigte ein noch günstigeres Verhältniß, im Interesse der Protestanten. In den letzten Jahren ist es indessen bekannt, daß eine große Anzahl protestantischer Familien in Folge des unruhigen Zustandes des Landes ausgewandert ist, während die katholischen Eigenthümer, mit ihren Hintersassen, sich in den ländlichen Distrikten immer weiter ausbreiteten. Nur in den Corporationstädten — und diese sind gering an Zahl — so wie in dem Norden, in welchem der Nachbarschaft mit Schottland und anderer, historischer Ursachen wegen, fast ausschließlich Protestanten gefunden werden, bilden die Protestanten die Mehrzahl. Die katholische Gesellschaft ließ Volkszählungen durch die Geistlichen der Kirchspiele veranstalten, und aus einigen derselben wurde das Resultat gezogen, daß die Katholiken sich zu den Protestanten auf der Insel wie fünf zu eins verhielten. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die gegenwärtige katholische Bevölkerung von Ireland ungefähr fünf und eine halbe Million, und die protestantische, mit Einbegriff aller Sekten, 1¾ Million beträgt.

Die katholische Geistlichkeit steht in England unter vier apostolischen Vicaren, welche die Aufsicht über die Distrikte von London, dem Osten, dem Westen und dem Norden führen. Die Bischöfe werden von dem Pabst ernannt und üben gleichfalls Vicariatsvollmachten aus, die indessen nach Willkühr zurückgenommen werden können. Sie werden zwar in der katholischen Kirche als Bischöfe angesehen, besitzen aber keine bischöfliche Gewalt in Großbritannien und sind daher eigentlich Nichts als episcopi in partibus. Jeder Priester hat gleichfalls seinen besonderen Distrikt, jedoch nicht eine besondere Pfarrei, sondern eine Mission, weshalb er auch den Namen Missionär hat. Er erhält seine Sendung von dem apostolischen Vicar des Distrikts und kann von demselben nach Willkür entfernt werden. In Ireland dagegen kann kein Bischof nach dem bloßen Willen des Pabstes und kein Pfarrer nach dem bloßen Willen des Bischofs sein Amt verlieren. Um eine Entfernung von demselben zu bewirken ist ein kanonischer Rechtsgrund, ein Ankläger, regelmäßiges Gericht, Urtheil und Bestätigung desselben erforderlich. Man zählt in Ireland 32 katholische Bischöfe und Erzbischöfe, 52 Dechanten und Erzpriester, an 1500 Pfarrer und 3000 Vicarien. Die Zahl der Benefizien ist 984, und auf jedes kommen im Durchschnitt 6000 Seelen.

In Großbritannien giebt es 456 katholische Kirchen (Chapels), zu denen noch die Privatcapellen einzelner Vornehmen und Großen kommen. In Lancashire sind ihrer 84, in Yorkshire 47, in Wales 6 und in Invernesshire 17; in London und der Umgegend allein 25. In Ireland hat jedes Kirchspiel seine katholische Kirche, und in den größeren Städten finden sich deren mehrere, die in den letzten zehn Jahren beträchtlich zugenommen haben.

Außer zehn Frei- Kost- und täglichen Schulen in der Hauptstadt und anderen, die zu den Kirchen der größeren Distrikte gehören, sind durch ganz Großbritannien eine zahlreiche Menge von Collegien und Seminarien zerstreut, von denen die bedeutendsten das Jesuitencollegium zu Stonyhurst, bei Blackburn, St. Edmundscollegium bei Ware u. a. sind. Außerdem giebt es mehrere Mönchs- und Nonnenklöster, von denen indessen die ersteren nach einer neueren Parlamentsbill allmälig eingeschränkt und abgeschafft werden sollen. In Ireland zählt man 24 katholische Schulen, die der christlichen Brüderschaft und andern religiösen Orden gehören, 46 Mädchenschulen bei den Nonnenklöstern, und 352 gemeine Schulen, die ganz oder größtentheils durch Subscriptionen unterhalten werden. In diesen Zahlen sind Privatanstalten nicht mit einbegriffen. Hinzufügen müssen wir noch das katholische Collegium zu Mainooth, das Jesuitencollegium zu Clangowes und das Collegium zu Carlow.

Die englischen katholischen Pairs, welche ihren Sitz im Oberhause nehmen, sind an Zahl acht: der Herzog von Norfolk, der Earl von Shrewsbury, die Barone Stourton, Petre, Arundell, Dormer, Stafford und Clifford; die irischen welche durch Wahl in das Parlament kommen können, gleichfalls acht: Earl Fingal und Earl Kenmare, Viscounts Gormanstown, Netterville, Taafe (in Ungarn), Southwell und die Barone Trimlestown und French; die schottischen, gleichfalls wählbaren, zwei: Earl Tranquair und Earl Newburgh. Der katholischen Baronets sind in England sechzehn, in Ireland sechs und in Schottland einer. Außer diesem gehören aber noch viele der ältesten historischen Namen des vereinigten Königreiches dem katholischen Theile seiner Bevölkerung an.

The Atlas.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 128. 8 Mai 1829.

Reise von Mendoza nach Buenos Ayres über die Pampas.

(Schluß.)

In den acht Tagen, welche wir durch die Pampas reisten, konnte ich weder bei Nacht, noch bei Tag auch nur eine Stunde ruhig schlafen. Das einzige Mittel, einige Minuten zu erhaschen, war, daß ich vorausritt und mich, den Zügel des Pferds in der Hand, in ein tiefes Radgeleise warf, um gegen die kalten Winde geschützt zu seyn. In solchen Fällen schlief ich während des Gekrachs und Gerumpels der vorüberfahrenden Karren fest genug und erwachte erst beim Aufhören des Geräusches, wie der Müller, wenn seine Mühle stille steht. Einmal übernahm mich der Schlaf dergestalt, daß ich beim Erwachen die Karren nicht nur nicht hörte, sondern selbst nicht mehr sah. Zuerst kam mir keine Besorgniß, ich spornte mein Pferd und hoffte meine Gefährten in einigen Minuten einzuholen. Als sie aber immer noch nicht erscheinen wollten, sah ich an den Himmel hinauf, und der Orion stand mir auf der rechten Seite; ich ritt eilig zurück und erst nach einer vollen Stunde war ich wieder bei der Gesellschaft. Bei überwölktem Himmel hätte ich sicherlich den Weg ganz verloren, und wäre vielleicht mehrere Tage umher geirrt, bis ich mich zurechtgefunden hätte. Schon manche Europäer sind in diesen weiten Einöden Hungers gestorben. Durch meinen längern Aufenthalt in diesem Lande mit der Lebensart der Gaucho vertraut, hatte ich zwar Nichts dergleichen zu befürchten; immer aber wäre meine Lage höchst unerfreulich gewesen.

In den ausgedehnten Ebenen der Pampas beobachtete ich oft den seltsamen Effekt der Fata Morgana. Einmal erblickte ich scheinbar eine halbe Stunde vor mir zwei Bäume von eigenthümlichem Aussehen, die man mir als Quebrachos bezeichnete. Wie ich aber wieder nach ihnen ausschaute, war weit und breit Nichts mehr zu sehen. Zuerst traute ich meinen Sinnen nicht; man sagte mir aber, daß dieß etwas ganz Gewöhnliches sey. Wirklich fanden sich auch nach zwei Stunden diese Bäume; die wellenförmige Erhebung der Oberfläche hatte sie unserm Gesichtskreise so lange entzogen. Eines Morgens gegen eilf Uhr glaubten wir plötzlich in beträchtlicher Ferne die Gestalt eines Indianers zu erblicken. Wir setzten uns daher, da wir auf einen Angriff rechneten, in Vertheidigungsstand, und fuhren die Karren in doppelter Reihe auf, so daß sie eine Art Wagenburg bildeten, hinter welcher wir uns als Scharfschützen aufstellten. Als ich umherritt, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sey, überzeugte ich mich, daß wir von den linkischen Bewegungen unserer eigenen Leute, von denen viele an den Gebrauch von Schießgewehren nicht gewohnt waren, Mehr als von den Feinden zu befürchten hätten; und ich ward mit dem Supercargo einig, daß bloß sieben oder acht von uns sich mit Flinten bewaffnen, die übrigen aber ihre Messer an die Stachelstöcke binden und sich dieser als Picken bedienen sollten. Als ich überdieß bemerkte, daß unsere Fuhrleute mehr Lust bezeugten, sich mit den Pferden auf und davon zu machen, als bei uns getreulich Stand zu halten, so schwuren wir feierlichst, den ersten besten, welcher ausreißen wollte, über den Haufen zu schießen. Allein bald war jede Hoffnung zur Flucht abgeschnitten, die Indianer rückten von allen Seiten dichter auf uns zu und hielten die langen Picken in die Höhe. Unsere Vertheidigungsanstalten waren jetzt vollendet und wir erwarteten den Angriff der Feinde, jeder ein Paar geladene Büchsen neben sich, die wir jedoch nicht eher abfeuern wollten, als bis wir sie in Schußweite hätten. Plötzlich hielten unsere Gegner, als wären sie durch Etwas stutzig gemacht. Unsere bis jetzt kleinmuthigen Karrenlenker faßten Herz und forderten sie zum Kampfe heraus. Allein sie blieben bewegungslos — und schwenkten, wie uns schien, ihre Lanzen in der Luft. — Auf einmal schwand der uns umgebende Nebel theilweis, und siehe da — eine Schaar wilder Pferde, welche, durch den ungewohnten Anblick der Karavane aufgeschreckt, die Ohren spitzten und die Köpfe emporreckten, und, da der Nebel uns ihre Gestalten größer und gleichsam in der Luft schwebend vorbildete, einen Augenblick auf uns loszurücken schienen. Nachdem die Täuschung vorüber war, brachen unsere Streiter in ein lautes Gelächter aus; einige sprengten gegen die Schreckgestalten an, und diese flohen mit Windesschnelle über die Ebene hin.

Bald nach diesem Vorfall ritt ein Mann mit verhängtem Zügel auf uns zu; bei uns angelangt, gab er an, er sey uns von Punta del Sauce aus nachgeritten, um in unsrer Gesellschaft sicher durch die Pampas zu kommen. Da wir in ihm aber einen Spion der Indianer argwohnten, und unsere Lage uns nicht erlaubte, viel Umstände zu machen, so ließen wir ihn absteigen und quartirten ihn zur Sicherheit in einem Karren ein. Am nächsten Tag sahen wir einen Mann daherreiten, welcher zwölf

Pferde vor sich hintrieb. Auf unsere Frage, warum er so allein durch die Oede ziehe, wo Jeder den Andern als Feind behandle, erfuhren wir, daß er, ein sechzigjähriger Gaucho aus Rojas, nach San Ignacio in die Gebirge von Cordova reise, um seinen Sohn dort abzuholen. Diese Angabe schien uns etwas unwahrscheinlich; wir fanden sie aber durch seinen Paß bestätigt. Solche Erscheinungen einer kräftigen Persönlichkeit kommen nur in diesem halbwilden Leben vor. Wo würde es ein Einzelner wagen, siebzig Stunden lang über pfadlose Ebenen zu ziehen, ohne einen anderen Führer, als bei Tag die Sonne und bei Nacht die Sterne, und ohne einen anderen Mundvorrath als wenig geräuchertes Rindfleisch in den Satteltaschen nebst zwei kleinen Wasserhörnern und etwas Tabak! Außer der beständigen Gefahr, den wilden Indianern in die Hände zu fallen, war er stets in Sorge, die ledig laufenden Pferde zu verlieren. Diese ritt er abwechselnd, indem er dasjenige, auf welches er seinen Sattel übertragen wollte, mit seinem Lazo fing. Jedes Mal nach Sonnenuntergang machte er Halt, fütterte seine Pferde und legte sich einige Augenblicke zur Ruhe. Den Zaum des Pferdes, das er ritt, hielt er während des Schlafs in der Hand; von Zeit zu Zeit mußte er aber nachsehen und umherreiten, daß die anderen Pferde sich nicht verliefen.

Am 24 September litten wir geraume Zeit den brennendsten Durst, da unser ganzer Wasservorrath uns ausging, bis wir gegen Abend einen Teich entdeckten, auf den wir rasch zuritten. Aber obgleich von mehr als einer halben Meile im Umfang, hatte dieser Teich nirgends mehr als zwei Zoll tief Wasser, das gleich trägem Oel auf der Oberfläche schwamm. Wir ließen uns indessen hiedurch so wenig, als durch die Muskitosschwärme, welche darüber schwebten, abschrecken, breiteten unsere Taschentücher darüber hin und sogen die Flüßigkeit ein, die unserem brennenden Gaumen wie Nektar schmeckte. Im nächsten Augenblicke war die ganze Wasserfläche durch die Pferde und Maulesel, welche darauf zustürzten, und umsonst ihren Durst zu stillen suchten, in eine Pfütze umgewandelt. Erst gegen Mittag des 25 entdeckten wir etwa eine Stunde vor uns ein Binsengesträuch, wo wir zuversichtlich Wasser zu finden hofften. Wirklich glänzte uns auch, als wir näher kamen, ein gut Theil Regenwasser zwischen den Binsen entgegen, und wir waren schon im Begriffe, uns aus dem Sattel zu schwingen, als ein gewaltiger Löwe (puma) aus dem Dickicht aufsprang, und über die Ebene hinfloh. Diese unerwartete Erscheinung vertrieb für den Augenblick unsern Durst, und wir setzten sogleich dem Flüchtlinge nach. Der Cordover hatte im Nu den Löwen eingeholt, warf ihm seinen Lazo übern Kopf, und riß ihn beinahe erwürgt zu Boden. Das Thier raffte sich jedoch wieder auf und wollte auf seinen Gegner los; kaum aber war es auf den Füßen, als sich auch schon der Lazo des Capataz um seine Hinterbeine schlang. Von den beiden Schlingen gehalten lag es jetzt bewegungslos auf dem Boden, mit Blitzesschnelle warf sich der Cordover vom Pferde, und im nächsten Augenblicke verblutete es unter seinem Messer. Nun erst stillten wir unsern Durst in dem Sumpfe, und ehe eine Stunde verging, war der Löwe nach den Karren geschleppt, der Haut entledigt, in Stücke zerlegt und aufgespeist. Sein weißes Fleisch glich dem Kalbfleische, hatte aber einen Fischgeschmack. Dem ungeachtet zog es die Gesellschaft jenem des kurz zuvor erlegten Damhirsches, der zu gleicher Zeit geröstet wurde, bei Weitem vor. Am nächsten Tage trafen wir zu Melinquecito ein, wo wir eine Löwin mit zwei Jungen fingen. Die Mutter wurde abgeschlachtet und aufgezehrt; die Jungen wollte man mit nach Buenos Ayres nehmen, bald jedoch mußten auch sie, in Ermangelung anderen guten Fleisches, sterben. Dicht an Melinquecito stoßt ein sehr großer, salziger See, fast ein Binnenmeer, da wir das Gegenufer nicht erschauen konnten. Auf ihm sahen wir eine Anzahl Wasservögel, vorzüglich Flamingos, die vom Knall unserer Büchsen aufgescheucht, ihr wunderherrliches Gefieder in den Strahlen der Morgensonne entfalteten.

Am 27 gelangten wir nach Melinque, vor Zeiten eine bedeutende Niederlassung, jetzt aber wegen der wiederholten Räubereien der Indianer verlassen. Am Abend drohte ein Sturm (pampero); man band deshalb die Karren zusammen, so daß sie einen Kreis bildeten, in dessen Mitte man dem Zugvieh seinen Platz anwies. Der furchtbare Orkan, der sich mit Blitzen ankündigte, wüthete die Nacht über so heftig, daß unsere schwerfälligen Karren in Gefahr waren, umgeworfen zu werden. Aber trotz Wetter und Sturm blieben die Boyeros beständig im Freien, und umritten die Wagenburg, um zu verhüten, daß kein Ochs durch die Schranken bräche. Indessen konnte alle Vorsicht nicht verhüten, daß nicht am Morgen vier Ochsen fehlten. Es wurde ein Boyero darnach ausgeschickt; dieser verlor durch einen abermaligen Sturm den Weg und traf erst nach vier Tagen wieder bei der Carawane ein. Der arme Schelm hatte während seines ganzen Streifritts Nichts über die Zunge gebracht, und nur ein wenig Tabak gekaut; und doch fand man bei seiner Rückkehr dieß Alles in der Ordnung. Er hatte bloß seine Pflicht gethan, wofür er am Schluß der Reise für einen Monat oder sechs Wochen seine fünfzehn Dollars erhielt. Gleich nach seiner Ankunft erquickte er sich mit vier Pfund geräuchertem Rindfleisch, das er ohne Brod oder Salz hinunterschlang. Dieß nebst einem Trunk Brakwasser war seine ganze Mahlzeit; worauf er sich auf's Ohr legte, da er während seiner ganzen Abwesenheit die Augen nicht geschlossen hatte.

Nachdem wir an einem verfallenen Fort, Fortin de Mercedes, das früher zum Schutz der Grenzen gegen die Indianer gedient, vorbeigekommen waren, gelangen wir in eine Gegend, wo zum ersten Mal wilde Gerste an die Stelle des gewöhnlichen Binsengrases der Pampas trat. In der Nähe dieses Ortes stürzte einer der Karren während des Schmierens zu Boden und der muthmaßliche Indianerspion, den wir gefangen hielten, brach an zwei Stellen den Schenkel. Ich, bei dem man noch am Ehesten wundärztliche Kenntnisse voraussetzte, wurde sogleich gerufen, und fand, daß die Beinbrüche einfach waren. Ich ließ ein Hemde zerschneiden und Stücke davon zum Verband zusammennähen: aus einem Treibstock machte ich Schindeln und einer trockenen Haut gab ich die Form einer Schiene. Mit diesem Apparat suchte ich das gebrochene Bein, so gut es ging, wieder einzurichten. Der Patient wurde in einer Hängmatte aufgehängt, und wir setzten getrost unsere Reise fort. Da man

seinen Verband von Zeit zu Zeit mit Essig und Wasser befeuchtete, und er Nichts als ein wenig Wasser zu sich nehmen durfte, so hörte innerhalb drei Tagen das Fieber gänzlich auf, und der Verunglückte befand sich, soweit es die Umstände erlaubten, vollkommen wohl. Vier Tage nachher übergaben wir ihn der Fürsorge eines Menschenfreunds in Salto, welcher versprach, ihm bis zu völliger Genesung eine Freistätte zu gewähren. Den Tag nach unsrer Abreise aus diesem Städtchen fingen wir mehrere Gürtelthiere, und da hier zu Lande ein Geschöpf schon ein Unthier seyn müßte, um nicht gegessen zu werden, so fielen auch sie unsrer Küche anheim. Auf Reisen, wie die unsrige, ist es gut, wenn man je nach den Umständen bald Epikuräer, bald Cyniker ist. Ich für meinen Theil sehe keinen Grund a priori, warum nicht eine Schlange, ein Füllen, eben so gut, als ein Aal, ein Rehkalb schmecken sollte. So fand ich denn auch ein geröstetes Gürtelthier ebenso schmackhaft, ja noch schmackhafter, als ein Ferkel.

Am 29 kamen wir in die kleine Stadt Rojas; sie besteht, außer einem mit vier Kanonen besetzten Fort, aus lauter isolirten Häusern, deren jedes eine unüberwindliche Veste bildet — das heißt für diejenigen, deren Angriff sie ausgesetzt ist. Um jedes Haus zieht sich ein tiefer Graben, über den eine Zugbrücke geht, und innerhalb dessen eine vier bis fünf Fuß dicke Hecke von Distelstauden (tuna), so gepflanzt, daß die Stämme einander fast berühren. Eine Reihe von Pfirsichbäumen, welche die Hecke von außen umgiebt, trägt eben so wohl noch zur Befestigung als zur Verschönerung bei. Diese Hecken könnten nun zwar, da sie nicht stärker als Kohlstängel sind, leicht mit Aexten umgehauen werden; da die Indianer aber bei ihren Angriffen selten oder nie vom Pferde steigen, und die Hecke nicht Feuer fängt, auch durch dahinter aufgestellte Schützen vertheidigt werden kann, so wird sie faktisch unbezwingbar. Zur Zeit unsres Besuchs zählte Rojas 1500 Einwohner. Wir bemerkten unter den Einwohnern viel indianische Sclaven beiderlei Geschlechts, welche bei den verschiedenen Einfällen ihrer Landsleute in Gefangenschaft gerathen waren. Mir fielen ihre hinten plattgedrückten Köpfe auf; was, wie ich erfuhr, von ihrer Behandlung als Kinder herrührte. Da die indianische Mutter ihren Säugling auf jede auch noch so weite Fahrt mitnimmt, und sie nie anders als zu Pferde reist, so bindet sie ihn flach mit dem Rücken auf ein Brett und schlingt solches über die Schulter. So reitet sie den ganzen Tag; bloß Abends bindet sie ihn los, säugt ihn, und läßt ihn dann die Nacht über auf dem Grase liegen. Der Preis eines solchen Sclaven beträgt in dem Alter von acht Jahren gegen hundert Dollars.

Am 30 stießen wir auf eine Heerde von ungefähr 400 wilden Schweinen, auf die wir sofort Jagd machten. Anfangs rannte das Wild sehr schnell davon, es ermüdete aber bald in dem hohen Gras; wo dann mehrere Eber plötzlich hielten und sich zur Wehre setzten. Dieser Widerstand kam uns unerwartet, wir hatten unsre Gewehre nicht gleich in Bereitschaft, und mußten etwas zurück. Jetzt nahmen wir aber unsre Büchsen und griffen entschlossen an — und mit nicht geringer Gefahr vor den ungeheuren, weißen Hauern, welche mehrere unsrer Pferde bedeutend in die Füße verwundeten, erlegten wir zehn Stücke, von denen wir die vier schönsten nach den Karren schleppten und brieten. Obgleich unsrer vier und mit Flinten, Pistolen und Säbeln bewaffnet, hatten wir dennoch eine volle Stunde gebraucht, um das Feld zu gewinnen. Unsere Fuhrleute aßen wacker darauf los; obgleich das Fleisch ganz wie ranziger Wallfischthran schmeckte. Dieß kommt wahrscheinlich daher, daß die Thiere meist von Aas leben, welches sie jedem anderen Futter bei Weitem vorziehen. Diese Heerden gehörten, wie ich nachher erfuhr, obgleich sie wild umherlaufen, den großen Viehhaltern des Landes, welche man Estancieros nennt; wenn ihnen die Grasfütterung ausgeht, so schlachten sie wilde Pferde, und füttern damit ihre Schweine. Diese sind nämlich ein bedeutender Handelsartikel mit Buenos Ayres, wo die Schiffsagenten ganze Heerden, das Stück zu einem Real, aufkaufen, und, um dem Fleisch jenen übeln Geschmack zu benehmen, sie eine Zeitlang mit Getraide füttern. Nachmittags stieß unser Cordover allein auf einen mächtigen wilden Eber; alsbald warf er ihm mit unglaublicher Fertigkeit seinen Lazo um und trieb ihn so vor sich her. Eine solche Art zu reisen, wollte aber dem Eber nicht recht behagen: er wandte sich um, und sperrte sich gegen seinen Führer. Dieser setzte hierauf sein Pferd in Galopp und schleppte das Thier eine Viertelstunde weit den Karren zu, wo es erdrosselt, und auf einer Seite wund gerieben ankam.

Endlich verließen wir die Steppen und gelangten in eine reichlich mit Viehhöfen bevölkerte Landschaft; jede Meierei hat einen Pfirsichwald, da dieß der einzige Baum ist, womit man feuert. In der Nacht begab sich ein Vorfall, der für den Grad der Moralität meiner Reisegefährden sehr bezeichnend ist. Wir waren in den letzten Tagen größtentheils auf das Fleisch von unserm eigenen Vieh beschränkt; aber als „müdes Fleisch" (carne cansado) hatte es nach der Meinung der Gauchos an seinem Geschmack verloren. Einige machten sich daher, so wie es dunkel wurde, mit Lazos versehen, aus der Gesellschaft fort, und kehrten bald darauf mit einer schönen jungen Kuh zurück, die sie einem Estanciero gestohlen hatten. Sie ward geschlachtet, ausgehauen, und mit großem Wohlbehagen von der ganzen Karawane aufgezehrt; obgleich Alle, den Supercargo nicht ausgenommen, gar wohl wußten, wie man zu ihr gekommen war.

Am 1 Oktober gelangten wir nach Guardia del Salto, einer Stadt mit einem Fort und zweitausend Einwohnern. Unter Carrera hatten sie die Indianer eingenommen und abscheuliche Gräuel hier verübt. Zur Zeit unsrer Durchreise lagen 500 Husaren daselbst, welche die Umgegend beschützen sollten.

Am 2 zogen wir durch die Stadt Areko, welche Guardia del Salto sehr gleicht, — und am 4 durch die sehr hübsche Stadt Luran, welche mehrere schöne Gebäude, und eine Kirche mit einem Dome in sich schließt. Am nächsten Tag ereignete sich ein Fall, der in diesen Gegenden nicht ungewöhnlich und oft von den traurigsten Folgen ist. Das trockene Gras, welches einen Theil der Ebene bedeckt, hatte Feuer gefangen, und eine Flammensäule nahte sich unserer Karawane so unerwartet schnell, daß ein mit Wein beladener Karren in Brand gerieth, und die

andern nur mit genauer Noth entkamen. Oft geht alles dürre Gras in Feuer auf und die Flamme verbreitet sich so schnell (drei Lieues weit in einer Stunde), daß die Ochsenkarren nicht enteilen können. Erst vor einem Monat hatte eine Truppe von sechzehn Karren durch einen dieser Wanderbrände vier Karren verloren und den Rest nur dadurch gerettet, daß sie sich ins Wasser flüchtete. Zwei Karrentreiber kamen um, und die andern erlitten Verletzungen, deren Spuren sie Zeitlebens an sich tragen werden. In solchen Fällen ist es am Besten, wenn man die Flamme in einiger Entfernung kommen sieht, das Gras nach der Windseite selbst anzuzünden, und in der entgegengesetzten freien Richtung zu entfliehen. Doch auch diese Auskunft schützt nicht immer, weil die faserigen Graswurzeln das Feuer immer noch geraume Zeit fort erhalten, wenn man es bereits erloschen glaubt. Oft entstehen diese Brände durch die Nachlässigkeit der Reisenden und der Eingebornen, wenn sie ihre Speisen mitten im Grase kochen, nicht selten aber werden sie auch aus boshaftem Muthwillen angelegt.

Am 6 erreichten wir ohne weiteres Abentheuer Buenos Ayres, nachdem wir sieben Wochen unterwegs gewesen waren.

Die Pest.

Folgende Bemerkungen über die Pest sind die Frucht der Beobachtungen eines italienischen Arztes, der während eines fünfjährigen Aufenthaltes zu Alexandrien häufig Gelegenheit hatte, den Charakter dieser Seuche zu untersuchen und im Jahr 1815 selbst von derselben befallen worden war. Nach zwei Monaten der heftigsten Leiden, von denen unvergängliche Narben zurückblieben, genas er, blieb aber noch ein volles Jahr in der Reconvalescenz, welche Zeit er, da bei dieser Krankheit kein Rückfall zu besorgen ist, dazu benutzte, andere Pestkranke zu besuchen.

1) Die Pest ist in Egypten einheimisch; ihre Erscheinung ist indessen durch mehrere Ursachen bedingt, die zwischen den Monaten März und Ende Juli zusammentreten können.

2) Die Berührung ist an und für sich nicht hinreichend zur Ansteckung, sondern es muß bereits eine gewisse Disposition vorhanden seyn, welche die Entwicklung des Peststoffes begünstigt.

3) Wenn die Pest von einem Orte zum andern versetzt werden soll, so ist dazu nöthig, daß die Entwicklung des Giftes durch eine gewisse Beschaffenheit der Atmosphäre und das Zusammenwirken mehrerer anderer Umstände begünstigt werde.

4) Neger und neue Ankömmlinge sind der Ansteckung leichter ausgesetzt als Eingeborne, und solche, die an das Clima gewöhnt sind.

5) In gewissen Jahren ergreift die Pest vorzugsweise Kinder, Verwundete, Furchtsame und Schwache, und solche, die kürzlich eine physische Veränderung erfahren haben. In diesem Fall sind Personen, welche die strengste Quarantäne halten, kaum sicherer, als die, welche sorglos auf den Straßen umher gehen.

6) In andern Jahren ergreift sie vorzugsweise Erwachsene, und besonders starke, kräftige Männer; aber dann sind nur solche, welche sich der Ansteckung durch Unvorsichtigkeit aussetzen, die Opfer. Personen, die Viel mit Oel zu thun haben, haben Weniger zu fürchten, als andere.

7) Wenn die Pest mit ihrem asthenischen Charakter erscheint, ist jede Hülfe der Medicin unnütz; das Einzige, was der Arzt thun kann, ist die Natur in ihrer Crisis zu unterstützen.

8) Zeigt die Pest sich sthenisch, so können die heftigsten niederschlagenden Mittel, in sehr starken Dosen, aber mit Vorsicht, gegeben, in der ersten Krankheitsperiode, die gewöhnlich sehr kurz ist, die beste Wirkung haben.

9) Die Pest kann dieselbe Person mehr als einmal befallen, aber sehr selten geschieht dieß zweimal im selben Jahre.

10) Alle andern Krankheiten können zur selben Zeit mit der Pest bestehen, aber sie werden nicht zur selben Zeit sich äußern.

Bulletin universel.

Die Luftspinne.

Die feinen Spinnweben, die wir zu gewissen Jahreszeiten in der Luft sehen, und die besonders an thauigen Morgen die Felder bedecken, sind das Werk einer unzähligen Menge kleiner Spinnen, die den Tag über in der Luft schweben und des Nachts herabsinken, um die Feuchtigkeit einzusaugen. John Murray, ein englischer Naturforscher, theilt in einem naturhistorischen Journale folgende Beobachtungen über dieß merkwürdige Insekt mit. — Während des Tages erheben sich diese Luftspinner — je nachdem der elektrische Zustand der Atmosphäre dieß erlaubt — entweder senkrecht in die Luft, und dieß mit größerer oder geringerer Schnelligkeit, nach Maßgabe derselben elektrischen Einflüsse, oder sie schweben in mehr oder weniger gegen den Horizont geneigten Winkeln, oder in Parallele mit der Fläche desselben. Sie besitzen die Kraft, ihre Fäden in den verschiedensten Richtungen hervorzutreiben, sowohl in unbewegter, als in bewegter Atmosphäre und selbst gegen den Wind, indem die Fäden immer die Richtung beibehalten, in welcher sie hervorgesponnen werden und nie sich vermischen. Vergleicht man diese Operationen des Insektes mit dem elektrischen Zustande der Atmosphäre, so ergeben sich folgende Resultate. Wenn die Luft sich in dem Zustande positiver Elektricität befindet, wie bei schönem und heiterem Wetter, so steigt die Spinne mit der größten Schnelligkeit aufwärts; ist sie schwächer positiv, so erhebt sie sich mit Mühe zu einer beschränkten Höhe und die Fäden, welche sie hervorbringt, behalten eine leichte Neigung gegen den Horizont. Wenn dagegen die negative Elektricität vorherrscht, wie bei trübem Wetter, oder bei der Annäherung von Regen, ist sie völlig unfähig emporzusteigen: eben so, wenn gegen Abend die positive Elektricität der Luft schwächer wird; und in der Nacht, wenn sie in die negative umschlägt, senkt sich die Spinne zur Erde. In Bezug auf die Lebensart dieses kleinen Luftschiffers in anderen Rücksichten, ist noch zu bemerken, daß er, obwohl sonst sehr mäßig, ein großer Freund der Feuchtigkeit ist; seine Nahrung ist vielleicht eigenthümlicher Art und mag nur in den obern Regionen der Luft gefunden werden, doch ist er, wie alle Spinnen, ohne Zweifel fleischfressend und mag daher zur Vertilgung mancher schädlicher Insekten beitragen, wie z. B. der furchtbaren, obwohl fast nur durch das Microscop sichtbaren Furia infernalis, deren Biß tödtlich seyn soll und deren Existenz zwar schon mehrfach in Zweifel gezogen, aber noch nicht widerlegt worden ist.

Magazine of Natural History.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 129. 9 May 1829.

Ein Tag in Cambridge *).

Oxford gilt in England für die Königin der Universitäten, und es ist nicht zu leugnen, daß Europa keine andere aufzuweisen hat, welche sich ihr in Hinsicht der Werke der Baukunst und Malerei gleichstellen könnte. Indessen ist auch Cambridge, ihre Schwester, nicht ohne ähnliche Reize. Es giebt viele Sehenswürdigkeiten in dieser Stadt, von denen eine jede einen Besuch werth wäre, nimmt man aber Alles zusammen, so giebt es vielleicht keine Universität, mit beständiger Ausnahme von Oxford, welche einen kurzen Besuch so reichlich belohnte.

Um uns zu orientiren, stellen wir uns mit dem Rücken an das Hauptthor der Universitäts- oder Marienkirche. Rechts steht uns das Senatshaus entgegen, ein Gebäude, welches Einfachheit mit Eleganz glücklich verbindet. Es ist von antiker Bauart aus Portlandstein und kehrt uns auf unserem Standpunkte sowohl die Façade, als die schmälere Ostseite zu, weil es ein längliches Viereck ist. Auf letzterer Seite uns gerade gegenüber sind vier corinthische Säulen mit einem etwas niedrigen Gesims darüber und mit mehreren Fenstern übereinander in jeder Säulenweite, die mittlere ausgenommen, welche das eichene Thor einnimmt. Die Façade oder vielmehr die breite Seite — denn bei dergleichen Gebäuden sollte man eigentlich die schmalen Seiten Façaden nennen, wie bei den griechischen Tempeln, weil man hier eintritt, und hier sich auch die meisten architektonischen Zierathen befinden — die breite Seite hat also ebenfalls eine solche Colonnade in der Mitte, mit Flügeln auf beiden Seiten beinahe von der Ausdehnung des Centrums, aber ohne Säulen, bloß mit Pfeilern und einer Balustrade darüber, welche auf der ganzen Länge des Gebäudes hinläuft. Dieses schöne Gebäude steht ganz frei, und obgleich schon hundert Jahre alt, ist es doch so vollkommen erhalten, als wenn es erst gestern erbaut wäre. Auch nimmt es sich von allen Gebäuden, denen wir auf unserem Wege begegnen werden, mit Ausnahme von einem oder zweien, am Besten aus, und Freunden der antiken Baukunst, welche die gothische weniger schätzen, mag es leicht der liebste Gegenstand auf der ganzen Universität seyn.

In einem rechten Winkel mit dem Senatshaus, also uns gerade gegenüber, erblicken wir die Façade der Universitätsbibliothek. Dieses Gebäude ist, wie das vorhergehende, von römischem Stile, aber ohne Säulen, Pfeiler und Gesimse oder irgend einen Schmuck, der öffentliche Gebäude in der Regel auszeichnet, wenn man nicht etwa die Balustrade rechnen will, welche seine beiden Stockwerke umzieht und in großen Zwischenräumen sechs Urnen trägt, und einige Blumenguirlanden am obern Stockwerk, oder die kunstlosen Arkaden im untern; es thut daher auch nur schwache Wirkung.

Werfen wir einen Blick auf die linke Seite, so bleibt das Auge auf dem eigentlichen Stolze der Universität ruhen, einem Gebäude, welches zu dem Schönsten und Vollkommensten gerechnet werden muß, was in dieser Gattung existirt: wir meinen die Kirche des königlichen Collegiums. Kein Platz bietet vielleicht eine so günstige Gelegenheit dar, die gothische Baukunst mit der antiken zu vergleichen, als der unsrige, und wir können uns nicht erwehren, die siegreiche Ueberlegenheit der erstern über die letztere bemerklich zu machen. Natürlich kann nur von den modernen Bauten im antiken Geschmacke bei dieser Vergleichung die Rede seyn, und nicht von jenen stolzen Ruinen griechischer Tempel, die man noch hin und wieder in den Ländern des classischen Alterthums trifft. Niemand spricht dem Senatshause trotz seiner geringen Breite einen gewissen großartigen Totaleindruck ab. Aber das Auge mag nicht lange darauf verweilen, wenn es das eben so kunstlose als reichgeschmückte gothische Werk mit seiner luftigen Leichtigkeit und seiner wundervollen Festigkeit daneben weiß.

Es liegt in diesem Gebäude so zu sagen ein süßer Zauber verborgen, für den wir keine Analogie haben, als die lebenathmende blühende Liebenswürdigkeit einer gewissen Classe von weiblichen Formen. Ein solches Gebäude muß durchaus frei stehen, und dann muß man es von einem Standpunkte aus, der es uns von hinten und von der Seite zugleich zeigt, auf einmal überblicken können. Auch darf zwischen dem Beschauer und dem Gebäude in der Nähe kein Gegenstand seyn, aber eine Allee in einiger Entfernung erhöht die Wirkung bedeutend. Die Grundform der Kirche ist ein längliches Viereck, das spitzig zuläuft; auf jeder seiner Ecken erhebt sich ein gothischer, reichgeschmückter Spitzthurm, und auf jeder der beiden größeren Seiten füllen den Zwischenraum eilf kleinere Spitzthürmchen, wie

*) New Monthly Magazine.

sie in der gothischen Baukunst so gewöhnlich sind. Alle diese Thürme sind sehr rein gearbeitet, und auch am Dache, sowohl oben als an der Seite, ist weder Fleiß noch Kunst gespart; dagegen abwärts vom Dache ist das Steinwerk verhältnißmäßig ganz einfach, indem es aus Nichts als aus den eilf Pfeilern besteht, in welche die Thürmchen enden, während der unterste Theil des Gebäudes wieder eine so reiche Bekleidung hat, daß er gegen den oberen wie eine kostbare Einfassung von Gold und Juwelen an einem schlichten Gewande aussieht.

Unmittelbar an der Kirche fangen die vor kurzer Zeit erst vollendeten neuen Gebäude des königlichen Collegiums an; zur vortheilhaftesten Ansicht derselben treten wir etwas mehr links, dem neuen Portal gerade gegenüber. Dieses Portal und die Mauer, durch welche die Kirche und die Collegiums-Gebäude mit einander zusammenhängen, können als die glänzendste Partie davon betrachtet werden. Sie sind in demselben gothischen Stile erbaut, wie die Kirche. Nur ist das Portal nicht ohne Grund dem Vorwurfe ausgesetzt, daß es für sich allein von keiner besonderen Wirkung sey, außer wenn es von vorn gesehen wird, wo es die Aussicht auf die Universitätsgärten darbietet. Der Grund liegt in der Ueberladung der Kuppel mit Spitzthürmen, wodurch für das Auge eine vollkommene Verwirrung entsteht.

Treten wir durch diesen Eingang in den Hof des königlichen Collegiums selbst ein, so befinden wir uns in der Mitte eines Panoramas, nicht ohne eine angenehme Ueberraschung, welche indessen doch durch ein leichtes Mißbehagen gestört werden möchte, wenn wir auf der Westseite des Quadrats ein großes Gebäude im römischen Stile erblicken, während die drei übrigen Seiten gothische Bauwerke einfassen. Der Abstand ist gar zu groß und fällt zu grell in's Auge, obgleich das Gebäude an und für sich schön zu nennen ist, und alle Anerkennung verdient. Freilich steht es ganz allein, und kann mit seiner Aussicht auf den Universitätsgarten im Hintergrunde seines Hauptthores als ein Ganzes für sich betrachtet werden, allein sobald dieß der Fall nicht ist, stört diese Inconsequenz des Geschmacks sehr. Mit Ausnahme eines Kieswegs, welcher sich längs den Gebäuden hinzieht, nimmt den übrigen Raum des Hofes ein Rasenplatz ein, der von Menschen und Thieren wie heilig gehalten wird, und durch die Frische seines Grüns das Auge erquickt.

Gehen wir nun durch das Hauptthor des westlichen Gebäudes aus diesem äußeren Hofe in den inneren, so eröffnet sich vor uns eine neue Scene, wo die Natur im herrlichsten Vereine mit der Kunst erscheint: links das edle gothische Gebäude, worin der Probst wohnt, rechts ein Theil von Clarehall, vor uns die freie Aussicht auf die Universitätsanlagen über den Fluß Cam, mit seinen zwei eleganten Brücken und den überhängenden Thränenweiden. Dieser innere Hof ist wie der äußere ein Rasenplatz, an welchen sich die grünen Wiesen in der Ferne anschließen, die im Westen von stattlichen Ulmen und im Norden von Linden begränzt werden. Ueber die Mitte des Hofs verbreitet eine Gruppe von fünf oder sechs majestätischen Ulmen ihre breiten Schatten.

Ehe wir das königliche Collegium verlassen, dürfen wir nicht versäumen, das Innere der Kirche anzusehen, welches seinem Aeußeren durchaus entspricht. Das Innere der Kirche ist ein längliches Viereck ohne einzelstehende Pfeiler oder irgend eine Unterbrechung, eine geschnitzte Eichenholzwand ausgenommen, auf der die große Orgel ruht, und welche den Chor von dem übrigen Theile der Kirche absondert, so daß die reichverzierte Decke in der Luft zu schweben scheint, wie ein prachtvoller Baldachin. Schon dieß allein ist von der außerordentlichsten Wirkung, aber in Verbindung mit der alterthümlichen und reichen Arbeit an den Wänden, dem ausgezeichneten Schnitzwerke der Kanzel, Chorstühle, Orgel u. s. w., dem schönen Marmorboden, dem erhabenen Stil des Altargemäldes (einer Kreuzabnahme von Daniel di Volterra), und endlich den sechsundzwanzig glänzenden Fenstern, von denen fünfundzwanzig in Glasmalerei die bedeutendsten Ereignisse aus der heiligen Schrift darstellen, läßt sich nichts Erhebenderes denken. Jedes dieser Glasgemälde besteht aus einer unzähligen Menge von farbigen Glasstücken, von denen wieder ein jedes so klein und unbedeutend ist, daß es durchaus werthlos erscheint, und sind sie nun endlich zusammengefügt, so findet der erste gedankenlose Blick Nichts, als ein so plumpes Ganze, daß man nicht weiß, worüber man sich mehr wundern soll, ob über die Ungeschicklichkeit in der Anfangsperiode der Kunst, oder über den unendlichen Aufwand von Mühe und Arbeit, der so unnütz verschwendet wird. Wir nehmen im Anfange Nichts wahr, als eine glänzende Mischung von Farben, die wie zufällig zusammengeflossen sind, obgleich auch dieser erste Eindruck nie anders als angenehm, und dem Orte, wo wir uns befinden, vollkommen angemessen ist. Jetzt aber sehen wir schärfer hin und entdecken entweder ein Gesicht mit ausgezeichneten Zügen, oder eine Gestalt von trefflicher Zeichnung. Ueber dieser ersten Gestalt bilden sich nach und nach Umrisse von mehreren andern, ebenso interessanten. Wir fangen an, eine große, zusammenhängende und gelungene Composition zu erkennen, und endlich steht dann das Werk deutlich und klar vor den erstaunten Sinnen als ein großes, dauerhaftes Meisterwerk der Kunst, — vielleicht von der Hand eines Romano's oder Raphaels selbst entworfen. Und haben wir nun Geduld genug, so vergleichen wir diese ehrwürdigen Ueberreste einer verlorengegangenen Kunst mit den besten Arbeiten jetziger Künstler in dieser Art. Fassen wir z. B. irgend ein Gemälde an den Fenstern dieser Kirche recht lebendig auf, und stellen das Bild davon neben die beste Glasmalerei aus unserer Zeit, so wird uns ein schönes altes Fenstergemälde an seinem gehörigen Platze und unter den gehörigen Umständen wie ein dämmerndes Zaubergemälde von den Behausungen und Beschäftigungen seliger Abgeschiedener vorkommen, während die moderne Glasmalerei höchstens die schimmernden Transparens einer festlichen Beleuchtung darbietet. Merkwürdig, daß unsere beschämende Schwäche in dieser Hinsicht großentheils wo nicht größtentheils aus dem vorgeblichen Vortheile herrührt, die Verbindung der Glasstücke soviel als möglich zu verbergen, und diese statt klein so groß als möglich zu nehmen. Die alten Künstler hatten wohl, wenn nicht aus Erfahrung, doch, was noch unendlich mehr besagen will, vermöge eines freien Kunstsinns, das Resultat gewonnen, daß eine zarte Glasmalerei, welche gegen das Licht gesehen werden soll, ein Ding der Unmög-

lichkeit ist. Anstatt daher ihre Fenstergemälde groß zu machen, machten sie dieselben so klein als nur möglich; anstatt nach einer unsichtbaren Verbindung der einzelnen Stücke zu streben, legten sie eine dunkle Masse dazwischen, und trennten sie also zwar der Wirklichkeit, aber nichts weniger als der Erscheinung nach. In den besten Werken ist die Hand vom Arme, der Schenkel vom Leibe, ja selbst das Haar von seinem Haupte getrennt; nichts desto weniger zaubert aber die um so freier waltende Phantasie aus diesen einzelnen Theilen ein vollendetes Ganzes, weil sie die göttliche Kraft hat, Dinge hinweg oder hinzuzudenken, wie es gerade der Eindruck, der sie beschäftigt, erfordert.

(Schluß folgt.)

Der Seeoffizier.

(Uebersicht der neuesten englischen Literatur.)

Vor fünfzig Jahren, sagt ein englisches Blatt, wurde ein Seeoffizier als ein sehr gebildeter Mann betrachtet, wenn er nur seine Ordres aufschreiben und in seinem Logbuche lesen konnte. Nicht die Hälfte dieser Zeit ist vergangen, seit man noch eben so wenig von ihm erwartete, daß er ein Buch schreiben, als daß er zu Pferde sitzen könne. Wenn er gegenwärtig nicht Beides in größter Vollkommenheit gelernt hat, wird er als Nichts betrachtet. Aber, die Fähigkeit eines Seemannes ein Buch zu schreiben bei Seite gesetzt, so gab es eine Zeit, wo selbst die Materialien, welche möglicher Weise zu diesem Ende in seinen Besitz kommen konnten, als äußerst werthlos und unbrauchbar galten. Aus den Fahrten eines kreuzenden Kriegsschiffes eine Erzählung zu machen, kam unseren Erzählern nicht in den Sinn, wenn die Fahrt nicht etwa in einen Schiffbruch endete, in welchem Alle, die an Bord waren, umkamen; und daß ein Seemann eine Beschreibung seiner Abenteuer gegeben hätte — wenn er nicht so glücklich gewesen war, Einer von sechs oder sieben gewesen zu seyn, die vierzig Tage auf einem Floße auf offener See umhertrieben und zuletzt gezwungen waren, sich Einer von dem Leichnam des Andern zu nähren — lag außer aller Frage. Jetzt ist es damit ein ganz anderer Fall. Die „Fortschritte der Civilisation" haben auch auf den pfadlosen Wegen des Oceans Fuß gefaßt; mehrere der unterhaltendsten von den vorübergehenden Producten des Tages sind Erzählungen von Seemännern, welche sich auf die See und das Seeleben beziehen; zwei oder drei von diesen Geisteserzeugnißen haben das höchste Talent entwickelt und das allgemeinste und dauerndste Interesse erweckt. Wenn das neueste unter den Werken dieser Classe: „Der Seeoffizier, oder Scenen und Abenteuer aus dem Leben von Frank Mildmay (The Naval Officer, or Scenes and Adventures in the Life of Frank Mildmay, Lond. 1829. 3 vols. 8.) auch nicht gerade den letzteren beigezählt zu werden verdient, so nimmt es doch jeden Falls eine ausgezeichnete Stelle unter den ersteren ein. Es giebt sich — und die stärkste innere Evidenz spricht für die Wahrheit dieses Vorgebens. — für eine Erzählung wirklicher Begebenheiten, die während der letzten fünf und zwanzig oder dreißig Jahre statt hatten und in unmittelbarer Verbindung mit dem Leben des Verfassers und zum Theil mit den merkwürdigsten und wichtigsten Ereignissen der Zeitgeschichte standen.

Wir begnügen uns, als Probe — sowohl der Darstellung, als des Stoffes, eine der vielen Lebensgefahren oder hair-breadth escapes, wie die Engländer sagen, auszuheben, die nicht den uninteressantesten Theil dieser Bände bilden. Der Vorfall ereignete sich, während der Verfasser eine kurze Zeit der Unthätigkeit im Dienste zu New-Providence zubrachte.— „An einem schönen Nachmittage, in der Gesellschaft Karls, die steilen Klippen der Insel durchstreifend, kamen wir zu einer Stelle, wo die Ruhe und die heitere Durchsichtigkeit des Wassers uns zum Bade einlud. Es war nicht tief. Als wir oben auf dem Vorgebirge standen, konnten wir überall den Grund sehen. Unter der kleinen Landspitze, welche die andere Seite der Bai bildete, befand sich eine Höhle, zu welcher man der Steilheit des Ufers wegen keinen andern Zugang hatte, als durchs Schwimmens wir beschlossen, sie zu untersuchen. Bald erreichten wir den Eingang und wurden bezaubert durch die romantische Erhabenheit und wilde Schönheit der Höhle. Wir fanden, daß sie sich weit in den Fels hinein ausdehnte und mehrere natürliche Bäder enthielt, welche wir, eins nach dem andern, versuchten, weil sie, je weiter sie sich von dem Eingange entfernten, um so mehr an Kälte zunahmen. Die Fluth hatte, wie man sah, freien Eintritt und erneute alle zwölf Stunden das Wasser. Hier ergetzten wir uns einige Zeit und unterhielten uns, indem wir alle classischen Erinnerungen zurückriefen, welche auf die Scene anwendbar waren.

Endlich warnte uns die sinkende Sonne, daß es Zeit sey, Abschied zu nehmen, als wir, in keiner allzugroßen Entfernung von uns, den Rücken oder die Rückflosse eines ungeheuren Haifisches über die Oberfläche des Wassers emporragen sahen; seine ganze Länge war unter demselben sichtbar. Wir sahen auf ihn und dann auf einander in Verzweiflung; vergebens hofften wir, daß er sich entfernen und andere Beute suchen würde; der Schurke schwamm hin und her, wie eine Fregatte, die einen feindlichen Hafen blockirt; und unser Gefühl dabei glich — sollte ich denken — sehr demjenigen, welches wir während des letzten Krieges in den Franzosen und Holländern zu Brest und im Texel erregten.

Die Schildwache spazierte, ungefähr zehn oder fünfzehn Schritt vor dem Eingang der Höhle, gravitätisch auf und nieder und wartete nur auf den Eintritt der Fluth, um Einen von uns beiden oder beide zu bedienen, wie wir eine Seegarneele oder Auster bedient haben würden. Wir hatten in diesem, so wenig als in andern Fällen, Lust uns der Gnade des Gerichtshofes zu überlassen; aber umsonst sahen wir uns nach Hülfe um: das Vorgebirge über uns war unersteiglich, die Fluth schwoll und die Sonne berührte bereits den klaren blauen Rand des Horizontes.

Ich, als der Anführer, machte auf einige Kenntnisse in der Ichthyologie Anspruch und berichtete meinem Begleiter, daß die Fische eben so gut hören als sehen könnten; und daß es daher, je weniger wir sprächen, um so besser seyn würde, und je schneller wir unserem Feind aus dem Gesicht kämen, um so eher werde er seine Abreise antreten. Dieß war unsere einzige Aussicht zur Rettung, und wahrlich eine so gut als hoffnungslose; denn die Fluth würde dem Hai bald den Eintritt gestattet haben; und dann waren wir verloren, da er mit dem Locale vollkommen bekannt zu seyn und wohl

zu wissen schien, daß es keinen andern Ausgang gab, als den Weg, auf dem wir gekommen waren. Wir zogen uns daher zurück, um nicht mehr von ihm gesehen zu werden. Ich wüßte nicht, wann ich je eine unangenehmere Viertelstunde zugebracht hätte. Ein Rechtshandel in der Canzlei oder selbst ein kleiner Spaziergang nach Newgate müßte ein wahres Vergnügen gegen das Gefühl seyn, das ich empfand, als die Schatten der Nacht den Eingang der Höhle zu verdunkeln anfingen und dieß höllische Ungeheuer, einem Gefängnißwärter gleich, vor unserer Thür einher zu stolziren fortfuhr. Endlich sah ich die Flosse des Hais nicht mehr über dem Wasser und machte Karl ein Zeichen, daß wir coûte qui coûte davonschwimmen müßten; denn schon mahnte uns die Fluth, daß es hohe Zeit sey, und wenn wir uns nicht entfernt hätten, würden wir bald Execution im Hause gehabt haben. Wir hatten uns wohl gehütet, nicht ein Wort zu sprechen, und stillschweigend einander die Hand drückend, schlüpften wir ins Wasser, worauf wir, uns dem Schutze der Vorsehung anbefehlend, was ich wenigstens bei drohenden Gefahren selten vergesse, tapfer ausstrichen. Ich muß gestehen, daß ich mich nie meinem Ende näher fühlte, selbst nicht, als ich durch das Blut der armen Matrosen schwamm; denn damals hatten die Haifische doch Etwas zu ihrer Beschäftigung, aber jetzt hatten sie Nichts zu thun, als uns aufzulauern. Wir hatten das Vergnügen ihrer ungetheilten Aufmerksamkeit.

Meine Empfindungen waren unbeschreiblich. Ich kann zuweilen mit Leichtsinn davon reden oder schreiben, aber so oft ich mir diesen Vorfall mit allen seinen Umständen in das Gemüth zurückrufe, so zittere ich bei der bloßen Erinnerung an das schreckliche Schicksal, das unvermeidlich schien. Mein Begleiter war kein so geschickter Schwimmer als ich, so daß ich ihm mehrere Fuß vorauskam, als ich ihn plötzlich einen schwachen Schrei ausstoßen hörte. Ich wandte mich und war gewiß, daß der Hai ihn ergriffen habe; doch war dem nicht so; daß ich ihn hinter mir zurückließ, hatte nur seine Angst vermehrt und ihn vermocht, meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ich kehrte zu ihm zurück, hielt ihn empor und ermuthigte ihn. Ohne diese Hülfe wäre er ohne Zweifel gesunken. Er lebte wieder auf, als er mich neben sich sah, und wir erreichten wohlbehalten das sandige Ufer; indem unser Feind wahrscheinlich, als er uns nicht mehr hörte, noch sah — wie ich vorausgesagt — die Stelle verlassen hatte."

Vegetabilischer Ursprung der Seide.

Das Parenchyma des weißen Maulbeerbaumes besteht aus einem Gewebe der schönsten weißen Seidenfibern, die vollkommen der ungesponnenen Seide gleichen. Sollte man hieraus nicht schließen dürfen, daß die Seide ein vegetabilisches und kein animalisches Produkt sey? Die Basis des Materials ist nämlich aus dem Pflanzenreiche entlehnt, während das Ausspinnen desselben in einen langen Faden die Sache der mechanischen Functionen des Seidenwurmes ist.

Gardiner's Magazine.

Die venetianischen Provinzen.

Die venetianischen Provinzen, die jetzt einen Theil des lombardisch-venetianischen Königreiches bilden, enthalten auf einer Oberfläche von 6,902 ital. QM. eine Bevölkerung von 1,894,000 Individuen, oder 274 Einwohner auf der QM.: ein Verhältniß, das höher ist, als in irgend einem anderen Theile von Italien, wenn wir die Lombardei und Lucca ausnehmen. Die Bevölkerung ist seit einigen Jahren sehr im Zunehmen begriffen, was vorzugsweise der allgemeinen Einführung der Impfung zugeschrieben werden muß, da früher die Pocken große Verheerungen anrichteten. In dem alten venetianischen Gebiet starben jährlich zwischen 5000 und 6000 Personen an dieser Seuche, in der Stadt Padua, die 30,000 E. zählt, allein 500. Die verschiedenen Stände stehen in folgendem Verhältniß zu der Gesammtbevölkerung:

Grundeigenthümer	1	von je	5
Kaufleute und Krämer	1	— —	36
Handwerker und Künstler	1	— —	19
Beamte	1	— —	120
Pensionirte	1	— —	291
Seeleute und Schiffer	1	— —	241
Aerzte und Chirurgen	1	— —	926
Geistliche	1	— —	216
Advokaten und Rechtsgelehrte	1	— —	2476
Arme	1	— —	26

Die Gesammtzahl der Armen beträgt 70,961 Individuen. Ungefähr ein Dritttheil der ganzen Bevölkerung lebt in den Städten, der Rest auf dem Lande und in den Dörfern.

Ungefähr ein Fünftheil des venetianischen Gebietes ist unfruchtbar, theils der Moräste, theils der Gebirge wegen; die Getraideproduktion entspricht im Allgemeinen dem Bedarf. In der Viehzucht hat sich von den Jahren 1818 bis 1821 eine Vermehrung von 166,000 Stück ergeben, worunter 4000 Pferde und 6000 Maulthiere.

Die Einkünfte, die unter der Republik nicht 12,000,000 Franken betrugen, belaufen sich auf 50½ Millionen. Die Grundsteuer macht mehr als ein Viertheil des veranschlagten Ertrages; zwei Millionen gehen durch Personalsteuern ein. Die indirekten Abgaben sind aus Napoleons Verwaltung beibehalten worden. Die Bergwerke bringen etwas über eine Million und beschäftigen mehr als 1300 Menschen. Das Eigenthum von 356 aufgehobenen Klöstern, welches Nationalgut geworden ist, giebt eine Revenue von 3,800,000 Franken, wovon 1¼ Millionen in Pensionen ausgegeben werden. Die Kosten der Einziehung und Verwaltung der Staatseinkünfte belaufen sich auf zehn Millionen; das reine Einkommen des Staates ist daher 36,000,000 F., welche die Kosten der Rechtspflege, der kirchlichen Anstalten, des stehenden Heeres ꝛc. decken. Eine sehr bedeutende Ausgabe bildet die Erhaltung der Dämme und Canäle und besonders der berühmten Murazzi oder der großen Mauern, welche Venedig gegen die Einbrüche des adriatischen Meeres schützen. Die Summe, welche der Staat auf dieß Departement verwendet, beläuft sich allein jährlich auf 1½ Millionen, wozu noch die bedeutenden Ausgaben von Seiten der Gemeinen und Privateigenthümer kommen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 130 und 131. 10 und 11 Mai 1829.

Cornwall *).

Das Meer reißt von Tag zu Tag mehr Erdreich von den Küsten Cornwall's ab. Noch erinnern sich die ältesten Bewohner der Zeit, wo der Ball eines Kricketspielers nicht über das Plateau von Western-Green hinausflog, während es jezt nicht mehr als einige Fuß breit ist; auch weiß man, daß der Großvater des Pfarrers von Madron aus den Ländereien unter den Felsen von Penzance den Zehnten bezog. Die nördlichen Ufer des Vorgebirges zeigen gleichfalls Spuren vom Eindringen des Wassers. Nach alten Ueberlieferungen war ein Theil der jezigen Bai eine grasreiche Ebene, die durch einen plözlichen Einbruch des Meeres überflutet wurde. Auf der Nordküste zeigt die zurücktretende Flut einen breiten Streif, dessen zwei oder drei Fuß tiefe sandige Oberfläche eine schwarze Erde bedeckt, welche verschiedene Pflanzen, Zweige von Nußbäumen, Haselstauden mit Blättern und reifen Früchten, und große Baumstämme sammt den Wurzeln enthält, die zum Theil noch vollkommen erhalten und frisch sind: ein Beweis, daß das Eindringen des Wassers plözlich kam, und daß es im Herbst Statt fand. Für eine solche Annahme spricht auch die granitartige Beschaffenheit der Sandbänke an der Ostküste von Western-Green, gänzlich verschieden von der Formation des Meerbettes, welche nichts Anders als aufgelöster Schiefer ist. Zeit und Veranlassung dieser Katastrophe liegt im Dunkeln. Die Jahrbücher von Florenz, Worcester und die sächsische Chronik sprechen von einer Ueberschwemmung im November 1099, ohne jedoch etwas Näheres darüber anzugeben. Wir überlassen es den Geologen, nach genauerer Untersuchung der Küste zu entscheiden, mit welchem Rechte de Luc dieses Ereigniß dem Einsinken der Erde zugeschrieben hat, und bemerken nur, daß das ganze Faktum von mehreren Gelehrten bezweifelt wurde, in Betracht des Gürtels von Klippen, der sich um das Land zieht und der Wuth des Oceans ein unbezwingliches Bollwerk entgegenzustellen scheint. In der That, wenn der St. Michelsberg wirklich der Iktis des Diodor von Sicilien ist, so haben wir einen sicheren Beweis, daß seit 1800 Jahren keine Veränderung vorgegangen; denn seine Beschreibung paßt noch jezt auf die Begränzung der dortigen Küste.

Die Gewalt des Wassers und andere physische Ursachen haben an dieser Küste außerordentliche Wirkungen hervorgebracht. Eine ganz eigenthümliche Erscheinung bietet einer der Grottenfelsen von Kynance dar, unter dem Namen Teufelsblasbälge bekannt. Aus einer breiten Spalte steigt eine Wassersäule, gleich einer Wasserhose, in die Lüfte empor, während man ein Geräusch, wie fernen Donner, unter der Erde vernimmt. Die Erscheinung tritt besonders dann ein, wenn die Fluth im Steigen ist und die See hoch geht. Nach de Luc's Erklärung bringen die Meereswogen durch eine unterirdische Höhlung in den Felsen ein und brechen sich an dessen Wänden; hier entladet sich dann die zusammengepreßte Luft, welche durch den mit immer neuen Wogen gefüllten unterirdischen Gang nicht entströmen kann, mit Gewalt durch den obern Riß und stößt eine Wassersäule mit sich empor. —

Sennan Churchtown, das 391 Fuß über dem Meer und eine Meile von Landsend abliegt, hat durch sein Gasthaus, welches sonderbarer Weise die erste und lezte Herberge von England genannt wird, einige Celebrität erhalten. Auf der westlichen Seite des Schilds ist die Aufschrift zu lesen: erste, und auf der östlichen: lezte Herberge von England. Auf diesem berühmten Vorgebirge führt ein sehr steiler Pfad zu einer Klippenwand hinab, welche das Land im Westen begränzt. Vor einigen Jahren hatte ein Officier die Unbesonnenheit, den Abhang hinabreiten zu wollen. Das Pferd bäumte sich, schlug hinten aus, und stürzte in den Abgrund von Fels zu Fels, bis es zerschellt in dem Meere ankam. Der Reiter warf sich aber mit einer verzweifelten Kraftanstrengung auf die Seite, und blieb an einem Felsstücke am Rande des Abgrundes hängen, wo er besinnungslos lag, als man ihm zu Hülfe eilte. Die Stelle wird noch durch einen hufeisenförmigen Einschnitt in den Boden bezeichnet, und dieser von Zeit zu Zeit zum Andenken an die Tollkühnheit und die wunderbare Rettung des Abentheurers wieder ausgebessert. Man weiß nicht, warum dieses Vorgebirge vor anderen den Namen Landsend erhielt. Namen üben jedoch einen solchen Zauber über die Einbildungskraft, daß viele Reisende diesen Ort bloß seines bizarren Namens wegen besuchen. Für den gelehrten Wanderer hat indessen Landsend wegen seiner geologischen Schäze und der Spuren erlittener Erdrevolutionen nicht geringes Interesse.

Die Klippen, in welche die Küste ausläuft, sind mehr schroff

*) Guide to Mount's Bay etc. New edition, London 1828.

als hoch; denn sie ragen bloß sechzig Fuß über das Meer. Sie bestehen aus Granit-Massen, die an einigen Stellen Säulenschäfte bilden, als ob sie mit dem Meißel ausgehauen wären, an andern mit ihren horizontalen Durchschnitten das Aussehen von Basaltsäulen annehmen; oft hat das Meer gigantische Schwibbögen ausgehöhlt, durch die sich die Wogen mit Wuth wälzen. Einige dieser Klippen benannte man nach ihren phantastischen Formen, so heißt eine der gewappnete Ritter, eine andere, die Lady von Ireland, eine dritte Dr. Johnsons Kopf; und man muß mit Ueberraschung gestehen, daß die letztere wirklich nach den Zügen dieses berühmten Mannes ausgeschnitten zu seyn scheint. Nordwärts endigt das Riff in das Cap von Cornwall, das 229 Fuß über das Meer emporsteht. Zwischen diesem und Landsend weicht die Küste zurück und bildet die Whitesandbai, von ihrem weißen Sande so benannt. Die Natur erzeugt in diesen höher gelegenen Gegenden Nichts als einen mit Farn- und Heidekraut und stacheligem Ginster, dessen man sich zur Feuerung bedient, gemischten Rasen von seltenem Grün. Merkwürdig ist der Einfluß, den der Brennstoff in den verschiedenen Ländern auf die Küche äußert. So hat in Cornwall die Gewohnheit mit Ginster zu feuern bewirkt, daß man fast alle Speisen in Teig einschlägt: daher das Sprichwort: der Teufel wagt sich nicht nach Cornwall, aus Furcht, in eine Pastete gesteckt zu werden." In einem Jahre der Theuerung faßten die zu den Assisen versammelten Justizherrn den weisen Entschluß, keine Pasteten zu essen, was zu folgendem Epigramme Veranlassung gab:

Wenn unsrer Pasteten Ruhm, wie's Sprichwort sagt,
Den Satan aus unsrer Nähe jagt,
So haben seine Freunde, die Rechtsherrn, wohl bedacht,
Das Hinderniß in Miscredit gebracht.

In den eigenthümlichen Volksbelustigungen hier zu Land gehören die beiden am Abend vor dem Feste St. Johannes des Täufers, des Schutzheiligen der Stadt Penzance und am Abend vor dem Feste St. Peters, des Schutzheiligen der Fischer.

Mit einbrechender Nacht ziehen die Einwohner von Penzance und den benachbarten Dörfern, Männer und Weiber, Jung und Alt, mit Pechfackeln an den Hafendamm und auf den Marktplatz, wo man über Pfählen befestigte getheerte Fäßchen anzündet. Das Feuer wirft auf alle Gegenstände umher einen schwarzgelben Schein, und die bewegten Wogen strahlen ihn tausendfach zurück. Wenn ein Fremder die Stadt betritt, so glaubt er sich in eine Höllenregion versetzt, oder durch den Zauberspiegel des Cornelius Agrippa die schreckhaften Cerimonien des fünften Tags der eleusinischen *) Feste zu sehen: eine Täuschung, welche das Geschrei der Weiber, das Geheul der Fackelträger, die mit fliegenden Haaren ihre Brände über den Köpfen schwenken, noch steigert. — Sind die Fackeln abgebrannt, so nehmen sich die Leute bei der Hand und durchrennen die Straßen unter dem Geschrei: ein Oehr, ein Oehr! halten plötzlich, und die zwei Zugbeschließer bilden mit ihren Händen ein Oehr, d. h. eine Oeffnung, durch welches die ganze Festgenossenschaft schlüpft, und dieser Zeitvertreib wird so lange wiederholt, bis man desselben müde ist. Am folgenden Tag, um vier oder fünf Uhr Abends geht es aber nach dem Hafen, Nachen und Musikanten sind in Bereitschaft, im Augenblick ist die Bai mit leichten beweglichen Fahrzeugen übersäet und mehrere Stunden lang bietet sie das belebteste Schauspiel dar.

*) Der fünfte Tag der eleusinischen Feste hieß der Fackeltag, weil mit einbrechender Nacht Männer und Weiber mit Brandpfählen die Straßen durchliefen, Ceres nachahmend, welche an dem Feuer des Aetna ihre Fackel angezündet, um ihre Tochter Proserpina zu suchen.

Penzance verdankt seinen Platz in der Geschichte einer feindlichen Landung der Spanier im XVI Jahrhundert. Seit undenklichen Zeiten war prophezeit, daß Fremdlinge an den Merlinsklippen landen und die Stadt, die Kirche St. Pauls und Newlyn niederbrennen würden. Wirklich erschienen im Monat Juli 1595 200 Mann von einem spanischen Geschwader an der Küste von Moysehole, steckten die Stadt und die St. Paulskirche in Brand, nahmen, da sie nirgend Widerstand fanden, Newlyn und drangen bis Penzance vor. Die Einwohner, im Wahn, jede Gegenwehr sey vergeblich, da der feindliche Einfall schon aus der Vorzeit angekündigt worden, flüchteten von der ganzen Küste, und die Spanier, diesen Schrecken benützend, plünderten und sengten auf verschiedenen Orten, ehe sie sich nach ihren Galeeren zurück begaben; von wo sie am folgenden Tag ihren Unfug zu wiederholen gedachten. Allein die Einwohner erholten sich von ihrem panischen Schrecken, stellten sich am Gestade auf und setzten den spanischen Schiffen mit Pfeilen und Schießgewehr so wacker zu, daß diese das Weite suchten und nicht mehr wiederkehrten. Carew, der dieß erzählt, schließt seinen Bericht mit der Bemerkung, dieß sey das einzige Mal, daß die Spanier einen feindlichen Einfall in England gewagt hätten.

(Schluß folgt.)

Crawfurd's Gesandtschafts-Reise nach Siam und Cochinchina.

Politischer Zustand und Geistesbildung in Cochinchina. Diplomatische Verhältnisse mit Frankreich 2c.

(Schluß.)

Die größte Länge des Königreiches Cochinchina wird zu 900 engl. Meilen angegeben; die Breite ist ungleich, von 60 bis zu 180 Meilen. Einige Gegenden sind im höchsten Grade cultivirt. In der Provinz Fu-yin, wo die brittische Gesandtschaft die Küste bereiste, fand sie das Land vom Meer an bis zu den Spitzen der Berge angebaut; überall standen Häuser und Hütten zwischen den Feldern, wodurch das Ganze das Ansehen von einem großen Garten erhielt. So ist es aber nicht überall. Die Hauptstadt Huë zählt 50 bis 60,000 Einwohner, von denen der größte Theil in ärmlichen Hütten von Stroh und Bambus wohnt. Crawfurd schätzt die Bevölkerung des ganzen Königreichs nicht höher als zu 5 Millionen, während sie nach französischen Schriftstellern auf 15 bis 20, nach White auf 8 Millionen sich beläuft. Eigentlich ist Tonquin die erste Stadt des Reichs, denn sie ist wohl drei Mal

größer als Hué. Es war um das Jahr 1624, nach der blutigen Verfolgung der Portugiesen in Japan, als das Christenthum in Tonquin, Cochinchina und Cambodscha durch portugiesische Jesuiten aus Makao eingeführt wurde; französische Missionäre betrieben in der Folge das Bekehrungswerk mit großem Eifer; und noch gegenwärtig, nachdem das Christenthum in dem benachbarten China beinahe ausgerottet ist, sollen sich in der Statthalterschaft Tonquin 300,000 Christen, in Cambodscha 25,000 und in Cochinchina selbst 100,000 befinden. Zur Zeit Crawfurds begünstigte der König weder die Christen, noch verfolgte er sie. Auch hatte das Christenthum seit vielen Jahren keine Fortschritte gemacht, und die dortigen Christen gehörten zu der ärmsten und verachtetsten Volksklasse.

Mais wird in Cochinchina sehr stark gebaut; auch Baumwolle. Crawfurd erfuhr von Chinesen, daß die cochinchinesische Baumwolle auf dem Markte von Canton 20 pro Cent mehr als die bengalische gilt. Der Thee ist schlechter als der chinesische und Leute vom Stande trinken bloß chinesischen.

Die Cochinchinesen sind kleiner von Statur als alle andere Einwohner von Ostasien, aber kräftig, geschickt, thätig und unermüdet. Sie haben in den Künsten und Handwerken Fortschritte gemacht und besitzen ein besonders Nachahmungstalent, womit die Natur alle halbbarbarische Völker beschenkt zu haben scheint, um ihre Cultur zu befördern. Als Crawfurd nach der Gesandtschaftsreise im Jahre 1823 in Singapore lebte, schickte er dem Minister der Elephanten eine sehr schön gearbeitete englische Doppelbüchse nach Hué. In Zeit von vierzehn Tagen kam sie mit einer andern Doppelbüchse zurück. Die Nachahmung war so gut gelungen, daß man auf den ersten Blick die Copie vom Modell nicht unterscheiden konnte.

Die Cochinchinesen besitzen weder eine eigene Literatur, noch ein eigenes Alphabet, sondern erhalten beides von den Chinesen; von wissenschaftlichen Studien kennt man fast nur die Philosophie des Confucius und die Arzneikunde. Die Aerzte zerfallen in zwei Schulen, von denen die eine auf sthenischem, die andere auf asthenischem Wege wirkt. Sonderbar, daß in Cochinchina nicht das unbedeutendste Staatsgeschäft ohne Schrift abgemacht wird, während man in Siam einen Staatsbeamten auf keine Weise bewegen kann, auch nur das Geringste zu Papier zu bringen, es mag betreffen, was es will. Beinahe alle Werke in der Landessprache, auf welche die Siamesen Werth legen, sind auf Palmblätter mit eisernem Griffel geschrieben. Diese Palmblätter sind ein bis anderthalb Fuß lang. Sie werden in kleine Bündel zusammen gebunden, in der Regel reich vergoldet, und bilden auf diese Weise einen Band, der sorgfältig in ein Stück Seidenzeug oder Baumwolle gewickelt wird. Der größte Theil der Siamesen lernt — wenn auch unvollkommen — lesen und schreiben. Sie verfassen Romane von ungeheurer Länge. Ihr Lieblingswerk, ein historischer Roman, besteht aus ungefähr 400 Gesängen oder Theilen, und fordert, wenn er dramatisirt wird, 6 Wochen Zeit zur Aufführung. Sie arbeiten keinen Dialog zum Behuf ihres theatralischen Vergnügens vorher aus. Die Stücke werden sämmtlich aus Romanen entlehnt, und der Schauspieler improvisirt die Gespräche, während ein Souffleur mit dem geschriebenen Roman in der Hand seinem Gedächtnisse zu Hülfe kommt. Am cochinchinesischen Hofe ist ein ordentlicher Geschichtschreiber angestellt, und so verzeichnet auch in Siam ein Reichshistoriograph alle öffentlichen Begebenheiten und Verhandlungen. Crawfurd macht auf die Sorgfalt aufmerksam, welche die Siamesen, wie alle übrigen orientalischen Nationen auf die Aussprache, und auf den Reichthum und die Ausbildung ihres Alphabets verwenden: was mit der Armuth und Unbestimmtheit ihrer Begriffe in sonderbarem Widerspruche steht. Es scheine fast, fügt er hinzu, als wenn sie einen größern Werth auf den Klang als auf die Bedeutung der Worte legten. Unter Leuten von Stande wird es für bäurisch und gemein gehalten, sich unzweideutig und deutlich auszudrücken. Sie sprechen in dunklen Anspielungen und Laconismen, vermeiden übrigens alle starken Metaphern und hyperbolischen Redensarten. Wir wissen nicht, wiefern der Gebrauch des Tabacks für ein Zeichen von Civilisation gehalten werden darf, allein die Cochinchinesen sind dieser Gewohnheit in einem außerordentlich hohen Grade zugethan: sie kauen und rauchen, und die Leute vom besten Ton umhüllen sich bald mit einer Dampfwolke von Cigarren.

Die Regierungsform in Cochinchina ist ein in Theorie und Praxis vollendeter Despotismus, so daß den Willen des Monarchen Nichts beschränkt, als die Furcht vor einem Aufstande. Wie in Siam ist die ganze Bevölkerung zu militärischen und andern Diensten conscribirt. Der verstorbene König hielt ein stehendes Heer von 150,000 Mann mit Einschluß der Seesoldaten. Trotz dem meldet Crawfurd, daß eine europäische Armee von 4—5000 Mann mit ungefähr 5 Kriegsschaluppen vollkommen hinreichend seyn würde, das ganze Reich sowohl zu erobern als zu behaupten; er glaubt aber auf der andern Seite, daß, wenn Cochinchina mit seinen Provinzen die Segnungen einer gesetzmäßigen Regierung genöße, sich hier in kürzerer Zeit eine für die brittische Handelsmacht in Ostindien gefährliche Macht ausbilden könnte, als irgendwo. Der Schatz der jetzigen Regierung ist ungemein reich, theils durch Erpressung, theils durch Sparsamkeit und eine sorgfältige Verwaltung. Sollte man glauben, daß eine Regierung reich seyn könnte, welche den Menschen in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht, so niederdrückt, wie dieß in Cochinchina der Fall ist? Und doch ist die Lage der Siamesen noch bedaurungswürdiger. Nur selten steht oder geht ein Siamese aufrecht, der gemeine Mann thut es in Gegenwart eines Vornehmern nie: er kriecht oder rutscht vielmehr, und sein Gang und seine Haltung verliert alle menschliche Würde. Diese Mode auf den Knien und Ellbogen platt auf der Erde zu liegen, und den Kopf mit der Stirne gegen den Fußboden zu schlagen, verträgt sich durchaus nicht mit den Begriffen von Anstand und Feinheit der Sitten. Man nahm die Spuren des ewigen Niederfallens an den Gliedmaßen sogar der höchsten Würdenträger des Reichs wahr; sie trugen an Knien und Ellbogen unabwaschbare schwarze Flecken. Bei den Chinesen sind doch Polster erlaubt, aber eine solche Vorsicht würde bei den Siamesen für einen unverzeihlichen Frevel gegen den schuldigen Respekt betrachtet werden und dem Verbrecher die Strafe des Bambus zuziehen.

Der Unterschied zwischen Cochinchina und Siam fällt in der That sehr in die Augen. Wir haben gesehen, daß die Siamesen unter dem Einfluß einer zahlreichen Geistlichkeit und einer mächtigen Kirche stehen. In Cochinchina ist die Zahl der Talapoins dagegen so gering, daß die brittische Gesandtschaft nie einen zu Gesichte bekam. Die Diener der Religion sind vom untersten Range, und werden als eine Art von Wahrsagern oder Zigeunern betrachtet. Es giebt keine großen Gotteshäuser, worin sich das Volk versammelte und in Gemeinschaft seine Andacht verrichtete. Ihre Tempel sind im Verhältniß klein und armselig und nur göttlichen Wesen niederer Art, als Schutzgeistern und bösen Dämonen geweiht. Der einzige Punkt, wo der religiöse Glaube der Bewohner von Cochinchina und Tonquin, eine dogmatische Form annimmt und auf die Sitten und den Character des Volkes zu wirken scheint, ist die Pietät gegen Abgeschiedene, welche von der Regierung nicht nur als Sache der Religion, sondern auch als Bürgerpflicht eingeschärft, und als ebenso nothwendig zur Seligkeit der Verstorbenen als zum zeitlichen Glücke der Ueberlebenden erachtet wird. Zu den schönsten Partien in cochinchinesischen Landschaften gehören die kleinen dunkeln Haine zwischen den Dörfern und in der Regel neben den Begräbnißplätzen. Ein einziger Eingang führt auf einem gewundenen Pfade in der Mitte derselben auf einen freien Raum mit einem oder mehreren kleinern Tempeln oder vielmehr rohen Altären. Diese einsamen Orte sind den Seelen der Verstorbenen geweiht, und ihre düstere Beleuchtung, und die feierliche Stille, welche sie umgiebt, macht sie dazu sehr geeignet. Wenn der Verstorbene drei Jahre in der Erde geruht hat, so werden seine Gebeine wieder ausgegraben und zum zweiten Male in der Nähe seiner Wohnung begraben. Diesem zweiten Begräbnißort gebührt dann eine besondere religiöse Verehrung. Die Engländer sahen eine Menge von offenen Gräbern, welche auf diese Art ausgeleert worden waren. Hingegen in Siam verbrennt man die Todten, wobei zum Theil seltsame Ceremonien vorkommen. Die männlichen Verwandten schnüren ihre Kleider in einen Bündel zusammen, den sie sich über den Holzstoß hinweg sechsmal zuwerfen und auffangen, indem sie große Sorge tragen, daß er nicht auf die Erde fällt. Den eigentlichen Chinesen ganz unähnlich, wenden sich die Cochinchinesen fast nie ins Ausland, wozu die Verehrung für ihre Todten nicht Wenig beiträgt. An ihrem Neujahrstag, welches der 31 Januar ist, machen sie sich in ihren Staatskleidern von Haus zu Haus gegenseitige Besuche. Vor jedem Hause steht ein kleiner Tisch mit Zuckerwaaren und einer brennenden Wachskerze, welches ein Opfer zum Andenken der Verstorbenen vorstellt. So sieht man auch an Flüssen und Landstraßen Tempel von zierlicher Bauart, eine Art von Kenotaphen, die dem Andenken verdienter Gelehrten und Staatsdiener geweiht sind, von denen denn ein jeder eine kleine Säule mit seiner Namensschrift und einer Nachricht über sein Leben hat. Zum Zeichen der Verehrung muß jeder Reiter vor einem solchen Pantheon vom Pferde steigen.

Die Geschichte von Cochinchina gewinnt ein eigenthümliches Interesse für den Europäer durch die abentheuerliche Theilnahme der Franzosen an den Schicksalen dieses Reichs.

Im Jahre 1774 brach in Cochinchina eine Empörung aus, in deren Folge der regierende König mit seinem ältesten Sohne in zwei Hauptschlachten geschlagen, gefangen genommen und enthauptet wurde. Die Königin entkam mit ihrem zweiten Sohne Dschia-long durch die Flucht. Der Prinz stellte sich unter den Schutz des französischen Missionärs Georges Pierre Joseph Pigneau de Behaim, Bischofs von Adran, apostolischen Generalvikar's von Cochinchina. Dieser Geistliche wurde der Schutzengel der königlichen Familie und des Landes. Er theilte das Exil und das Asil des Prinzen, und unter seiner Leitung und mit Hülfe einiger französischen Abentheurer wurden mehrere militärische Expeditionen unternommen, um eine Contrerevolution zu bewirken. Nach abwechselndem Glücke übergab im Jahre 1787 der legitime Monarch seinen ältesten Sohn den Händen des Bischofs und bevollmächtigte ihn, mit seinem Mündel nach Frankreich zu reisen, in der Hoffnung, daß Ludwig XVI dem hülfeflehenden Kinde seinen Schutz nicht versagen würde. Der Gesandte langte glücklich am Hofe von Versailles an und brachte einen Offensiv- und Defensivtractat zu Stande, welchen Barrow zuerst vollständig bekannt gemacht hat. Unter dem Beistand von vierzehn bis fünfzehn französischen, englischen und irländischen Offizieren und Ingenieuren, welche in Folge dieses Tractates zu den Fahnen Seiner Cochinchinesischen Majestät fließen, sah sich der König zu Ende des vorigen Jahrhunderts in den Stand gesetzt alle seine Feinde zu demüthigen. Adran, von Ludwig XVI zum Gesandten mit unumschränkter Vollmacht in Cochinchina ernannt, kehrte mit dem Prinzen glücklich zurück.

Crawfurd schreibt die Restauration Dschia-Longs weniger seinen Talenten und seinem Anhang unter seinen Landsleuten, als dem Muthe und der Einsicht des französischen Bischofs und der europäischen Offiziere zu. Seine nachmaligen glücklichen Kriege, seine großen öffentlichen Werke und die Fortschritte seiner Unterthanen in der Mechanik und Manufactur verdankt Dschialong ebenfalls diesem aufgeklärten Freunde. Adran starb im J. 1800, ohne im Geringsten in der Gunst seines Monarchen gesunken zu seyn, der ihn fortwährend mit dem sonst ausschließlichen Titel des Confucius, Erlauchter Meister, beehrte, und ihm im Tode viele Ehren erwies, unter anderen, daß er 50 Familien einzig und allein zur Bewachung seines Grabes anstellte. Auch seine übrigen europäischen Freunde erhielten ihren Antheil an seiner Erkenntlichkeit. Dieser Monarch hat sich einen großen Namen erworben. Doch erfuhr Crawfurd von einigen französischen Offizieren, daß er zwar die Wissenschaften des Land- und Seekriegswesens möglichst unterstützt habe und mit Energie an die Gründung von Militärschulen und den Bau von Festungen, Straßen und Canälen gegangen sey, jedoch keineswegs ein Freund wahrer Aufklärung gewesen sey. Wenn man ihm die Beförderung bürgerlichen Wohlstandes und Gewerbfleißes und die Pflege von Künsten und Wissenschaften in seinem Reiche anempfahl, so pflegte er zu antworten, „er brauche keine reichen Unterthanen, die armen gehorchten besser;“ und wenn man dagegen anführte, daß in Europa unter armen Nationen leichter Empörung entstünde als unter den reichen, so entgegnete er kurz: das ist in China anders.

Der Traktat mit Ludwig XVI kam indessen nie zur ganzen Ausführung — ohne Zweifel zum Besten der Unabhängigkeit Cochinchinas, das sonst wahrscheinlich mit seinen Nachbarländern eine französische Provinz geworden wäre, wenn nicht gar eine englische. Denn England würde sich bald ins Mittel geschlagen, einen Insurrektionskrieg erregt und dadurch seinen Einfluß, wo nicht seine Herrschaft in diesem entfernten Theile von Indien dauernd begründet haben. Wirklich blickten die Engländer bereits mit neidischen Blicken auf die Fortschritte der Franzosen in diesem so sehr zur Schiffahrt geeigneten Lande, und ihre beiden ersten Versuche, diplomatische und merkantilische Verbindungen anzuknüpfen, waren durch französischen Einfluß am Hofe gescheitert. Allein zur Zeit Crawfurds war Dschia-Long, der Beschützer der Franzosen und der Christen todt, sein einziger ehlicher Sohn, der Mündel Adrans, war ihm ins Grab vorangegangen, und ein natürlicher Sohn hatte mit ganz anderen Gesinnungen gegen die acclimatisirten Europäer und inländischen Christen den Thron bestiegen. Er verhehlte seinen Widerwillen gegen die Europäer nicht, verbot die öffentliche Ausübung des Christenthums, versagte den beiden Bischöfen gegen die ältere Sitte die Audienz, und als sich einer später ihm vorstellen ließ, reichte er ihm wie einem gemeinen Bettler ein Stück Geld. Ueberhaupt lebten von allen jenen Freunden Dschia-Kings nur noch zwei, die beiden Mandarinen Chaigneau und Vanier, und in ganz Cochinchina befanden sich außer den Missionären nur fünf Franzosen. Mit ersteren unterhielt der brittische Gesandte einen sehr lebhaften und angenehmen Umgang. Der ältere von ihnen, Vanier, hatte 33 Jahre in Cochinchina gelebt, in allen Kriegen Dschia-Long's gedient, und sich zu hohen Ehren emporgeschwungen. Er hatte seine militärische Laufbahn in französischen Seediensten begonnen. Chaigneau ging nach einem Aufenthalte von etlichen und zwanzig Jahren 1819 noch einmal nach Frankreich, und brachte eine französische Frau mit zurück nebst dem Titel eines französischen Generalconsuls von Cochinchina. Vanier's Gattin war eine Cochinchinesin, ein schönes Frauenzimmer von schlankem Wuchse und eben so wohlgebildet als das weibliche Geschlecht im Süden von Europa. Sowohl die Herren als die Damen trugen sich nach dem Gebrauche des Landes, die Mahlzeiten aber, welche sie der englischen Gesandtschaft gaben, waren vollkommen französisch. Diese beiden Mandarinen, wie auch der größte Theil von ihren Landsleuten sollen nur aus Liebe zum Royalismus in diesem entfernten Theile der Welt ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, und so wäre es eigentlich die französische Revolution gewesen, die der Revolution in Cochinchina ein Ende gemacht, und den gegenwärtigen Zustand der Dinge daselbst begründet hätte.

Nachdem nun vollends auch diese Herren sämmtlich Cochinchina verlassen haben — Crawfurd sah sie nämlich im Jahre 1825 größtentheils in Singapore auf ihrer Durchreise nach Frankreich — so giebt es gegenwärtig in Cochinchina keine sogenannte französische Partei mehr, aber das Volk nennt man seiner Lebhaftigkeit, Munterkeit und anderer geselligen Eigenschaften wegen noch fortwährend die indischen Franzosen.

Am 17 Oktober verließ die Gesandtschaft die Hauptstadt Hué, reiste zu Land nach Tauran und schiffte sich dort nach Singapore ein. Man hatte vom cochinchinesischen Hofe Nichts erlangt. Es äußerte sich ein unüberwindlicher Widerwille gegen jede diplomatische Verbindung mit dem brittisch-indischen Gouvernement. Nach Ausbruch des birmanischen Krieges sandte der Generalgouverneur eine zweite Gesandtschaft nach Siam, um die dortige Regierung zu einer Allianz zu vermögen. Der König rückte auch mit einer Armee ins Feld, und machte Miene zum Vortheile der Engländer thätigen Antheil am Kriege zu nehmen; als sich jedoch keine reellen Vortheile zeigen wollten, änderte er seinen Sinn und blieb neutral mit den wärmsten Freundschaftsversicherungen gegen beide Parteien, eigentlich aber mit dem bittersten Hasse gegen seine Erbfeinde, die Birmanen, und mit noch größerer Furcht vor der Macht und Politik der Engländer. Ein geschickter und großartiger Versuch, dem brittischen Handel mit Siam durch eine directe Communication eine größere Ausdehnung zu geben, welche die Kaufleute von Singapore und im Hintergrund die von London und Liverpool um dieselbe Zeit machten, schlug gleichfalls gänzlich fehl.

Crawfurd gedenkt noch der eigenthümlichen und nahen Verwandtschaft der Völker, die den großen Flächenraum zwischen China und Bengalen bewohnen, mit Ausnahme von Anam, welches unverkennbar das Gepräge des chinesischen Charakters an sich trägt. Die Hauptvölker sind die Birmanen, Peguaner und Siamesen. Der Bau ihrer Sprache ist verwandt, sie selbst stimmen einerseits in allen wesentlichen Dingen mit einander überein, und unterscheiden sich andererseits von allen andern asiatischen Völkern: dieselbe Religion, dieselben Gesetze, dasselbe Recht, dieselbe Literatur, dieselbe bürgerliche und politische Verfassung. Sie scheinen nie von fremden Herren unterjocht worden zu seyn; aber ihre eigene Geschichte ist eine ununterbrochene Reihe von inneren Kriegen und wechselseitiger Unterdrückung.

Friedensfeldzüge eines Cornets.

(Uebersicht der neuesten englischen Literatur.)

Die Schreibseligkeit, welche seit der Beendigung der Continentalkriege sich der Helden der ci-devant grande Armée bemächtigte, hat bekanntlich auch ihre Nebenbuhler über dem Canale angesteckt, doch scheinen diese, nachdem sie, bei nicht weniger reichem Stoff, die kriegerischen Thaten aller Welttheile erschöpft haben, bereits wieder wie mit dem Degen, so auch mit der Feder in den Friedenszustand eingetreten zu seyn; und vielleicht können wir das Neueste, was wir dieser militärischen Industrie verdanken — die Friedensfeldzüge eines Cornets (Peace Campaigns of a Cornet, Lond. 1829. 3 vols. 8.) — der eben nicht allzubereitwilligen Aufnahme des englischen Publikums nach zu schließen — auch für einige Zeit als das Letzte betrachten. Wie alle Werke dieser Art sind auch die Friedensfeldzüge eines Cornets nicht ohne unerträgliche Längen, und wir wüßten das Ganze Niemand zu empfehlen, der nicht gerade absichtlich darauf ausginge, seine Zeit möglichst gedankenlos hinzubringen; aber einzelne Scenen verdienten in der That eine bessere Nachbarschaft, und eine derselben, welche, wenn auch etwas carricaturartig, uns den berühmten Demagogen Daniel O Connel in seiner Amtsthätigkeit vor einem irischen Gerichtshofe, den Assisen zu Clonmel, zeigt, wird auch den Lesern dieser Blätter willkommen seyn.

„Als Pierce eintrat, fand er den Gerichtsschreiber der Krone damit beschäftigt, die Gefangenen aufzurufen: Patrick Gilloughly, seyd Ihr bereit zu Eurer Vertheidigung? — Der Gefangene: Nein, mein Lord! Schreib.: Gut, so müßt Ihr Euch auf Morgen bereit halten. Timothy Spillaan, seyd Ihr bereit zu Eurer Vertheidigung? Gef.: Mein Lord, meine Zeugen sind noch nicht gekommen, sie werden auf den Montag hier seyn. Schreib.: Das Gericht kann nicht länger warten; Ihr verspracht schon gestern bereit zu seyn. Meine Herren Geschworne, Sie haben zu vernehmen, daß unter Nr. 201 Timotheus Spillaan angeschuldigt steht, wie daß er, die Furcht Gottes nicht vor Augen habend, sondern getrieben und verführt von der Anreizung des Teufels — Gef.: Ach, mein Lord! mein Lord! Ich bin so unschuldig, als ein ungebornes Kind! Schreib.: Haltet das Maul, Bursch; Se. Herrlichkeit wird Euch hören, wenn es Zeit ist. — Am dritten May ꝛc. ꝛc. mit einem eichenen Stab, Werth sechs Pfenninge — Gef.: Ach, mein Lord, mein Lord, ich habe es nicht gethan. Schreib.: Stille, Bursch! — welchen er, der besagte Timotheus Spillaan, damals und dort hielt, angriff den Patrick Hurlihy, und in und auf dem Haupte desselben ihm eine tödtliche Wunde beibrachte, Breite drei Zoll, Tiefe vier Zoll ꝛc. ꝛc.

Nachdem der Schreiber die Klage gelesen hatte, worin er von Zeit zu Zeit durch den Gefangenen unterbrochen wurde, erhob sich ein zierlicher, hagerer, kleiner, kahlköpfiger alter Herr, mit feinen, aber scharfgezeichneten Zügen, der durch seine überströmende Lebhaftigkeit und sein unruhiges Betragen bereits vorher Pierce's Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, um die Geschwornen von Seiten der Krone anzureden, indem er nach einigen einleitenden Worten mit halbleiser Stimme begann: Meine Herren Geschwornen, der verstorbene Patrick Hurlihy ging zu der in der Klage bestimmten Zeit auf den Markt von Thurleß in dieser Grafschaft, um, wie ich unterrichtet bin, einige Einkäufe zu machen. Der Markt war wie gewöhnlich sehr voll, und es waren zur Bequemlichkeit der Fremden daher eine Anzahl Zelte auf dem Felde aufgeschlagen. Wie wir vernehmen, saß der Verstorbene mit einigen guten Freunden in einem dieser Zelte, um sich an den Genüssen, welche dieser Ort darbot, gütlich zu thun. Nun trug der Verstorbene, meine Herren Geschwornen, eine Perücke, eine Wergperücke. Das Wetter war heiß, und der Verstorbene that, was Sie unter solchen Umständen sehr natürlich finden werden, er nahm seine Perücke ab und hing sie an einen Pflock des Zeltes, an einen Pflock des Zeltes. — Hier hielt der Redner inne und sah durch seine Lorgnette, die an einem schwarzen Bande auf seiner Brust hing, forschend erst nach dem Richter und dann nach den Geschwornen. — Nachdem dieß gethan war, meine Herren Geschwornen, was Sie unter denselben Umständen eben so gut gethan haben könnten, steckte der Verstorbene seinen Kopf zum Zelte hinaus, um zu sehen, was auf dem Markte vorginge. Sein Kopf — der Kronanwalt flüsterte: kahler Kopf — sagte ich nicht so, Herr? — Sein kahler Kopf war so ungefähr eine Minute ausgestellt. Der Kronanwald: Zwei Minuten. — Thut nichts, Herr, keine Unterbrechung, wenn ich bitten darf. — Als ein furchtbarer Schlag, der, wie ich unterrichtet bin, von dem Gefangenen vor den Schranken ausging, ihn, den verstorbenen Patrick Hurlihy, zur Erde fällte:

Sternitur, exanimisque tremens procumbit humi bos.

Ja, meine Herren Geschwornen, der Schlag war mit so kunstgerechter Geschicklichkeit ausgetheilt, daß der unglückliche Mann nachdem kein Wort mehr sprach. Ich weiß nicht, welche Vertheidigung für den Gefangenen vor den Schranken aufgeboten werden wird. Schwerlich wird man sagen können, daß die Versuchung unwiderstehlich war; daß ein Irischmann, ein Tipperarymann auf einem Jahrmarkt, vielleicht aus der berauschenden Atmosphäre einer Branntweinbude herauskommend, mit einem Schilileh in der Hand, in dem Ueberströmen seiner Kraft und des Branntweins bei einem so einladenden Gegenstande, wie ein Kahlkopf ist, der aus einem Zelte herausgestreckt wird, unmöglich ungerührt vorüber gehen konnte.

Der Schreiber der Krone rief jetzt den ersten Zeugen auf: Dennis Fogarty.

Der lauschende Haufe bewundert den Schall,
Und, Dennis Fogarty! so rufen sie all,
Fogarty! erdröhnet im Saale der Hall.

Aber kein Dennis Fogarty meldete sich. Und nachdem man eine beträchtliche Zeit gewartet hatte, wollte eben der Richter den Kronanwalt auffordern, seinen nächsten Zeugen vortreten zu lassen, als ein Kopf, der über alle seines Stammes emporragte, sich durch den Haufen drängte; und der bemeldete Dennis stand, nachdem er mit Mühe durch die dichte Menschenmasse sich einen Weg gebrochen hatte, vor den Schranken des Gerichtes. Er war nahe an sieben Fuß hoch, von ungeheuren Gliedmaßen; und ein langer weiter Friesmantel, der mit einem großen Kragen und Aermeln, die mehr zur Zierde, als zum Gebrauch gemacht schienen, da sie inhaltlos zu beiden Seiten herabhingen, setzte seine Gestalt in das vortheilhafteste Licht. Seine Beinkleider waren von antikem Schaffell, „reich durch die Spolien der Zeit,“ und auf den Knieen offen; während um seine braunen Waden in malerischen Trodbeln die traurigen Ueberreste von einem Paar Connemara-Strümpfen hingen. Der Ausdruck seines Gesichtes war wechselnd und widersprechend; der eine Theil seiner Züge schien in beständigem Krieg mit dem andern zu liegen; die schweren Brauen und das rastlose Auge deutete auf List, Betrug und Raub, während sich in den untern Regionen ein Paradies von Kurzweil und gutem Humor eröffnete. Kurz, er war schlich, wie man zu sagen pflegt, mit allen Hunden gehetzt; und in diesem Augenblicke wurde sein bizarres Aeußeres noch dadurch gehoben, daß er ein Gläschen zu viel genommen hatte. Nachdem Dennis geschworen — und ihn dazu zu bringen, war keine leichte Sache, denn zweimal ertappte man ihn, wie er statt des Buches seinen Daumen küßte — nahm er seinen Sitz ein und sah mit schlauer Mine den Gerichtsherrn an, der ihn zu verhören hatte, als wollte er sagen: Meiner Seele, Herr Rath, aber mir sollen Sie mit ihren Sprüchen nicht kommen. Das Verhör begann. Der Anwald: Kanntet Ihr Patrick Hurlihy? Zeuge, indem er den Schein annahm, als höre er nicht gut, und sich mit dem ganzen Leibe zu dem Advocaten hinüber neigte: Was soll das, Herr? Anwald: Kanntet Ihr Patrick Hurlihy? Zeuge: Ob ich ihn kannte? Anwald: Ja, kanntet Ihr ihn? Zeuge: Ob ich ihn kannte? — Richter: Warum antwortet Ihr nicht, Zeuge? kanntet Ihr ihn? Zeuge, mit größter Ungeduld, als wäre er der Meinung, daß der Advocat dieß so gut wisse, als er selbst, und es um irgend eines bösen Vorhabens willen verberge: Ei freilich kannte ich ihn. Anwald: Ist er lebend oder todt? Zeuge: Lebend oder todt? Richter: Warum beantwortet Ihr nicht die

Frage, Zeuge? Ich werde Euch festnehmen lassen, wenn Ihr dieß nicht thut. Wie, ist er lebend oder todt? antwortet diesem Herren. Zeuge: Dicht an den Anwald herantretend und ihm in das Gesicht sehend, als ob er sagen wollte: Jetzt sehe ich klar, daß Ihr mich hinter das Licht führen möchtet, aber ich werde Euch zeigen, daß ich kein solcher Narr bin, als Ihr glaubt: Ei, verdammt, Ihr wißt wohl, daß er todt ist. — Dennis wurde nun von dem Gericht zur Ordnung verwiesen und bedroht, wenn er sich nicht mit mehr Anstand benehme, in das Gefängniß wandern zu müssen.

Das Verhör dauerte indessen noch eine gute Weile auf dieselbe Art fort, indem Dennis, ungeachtet der Warnung, die er erhalten hatte, jede Frage wiederholte, ehe er sie beantwortete, bis er zuletzt aufgefordert wurde, den Gefangenen vor den Schranken heraus zu finden. Er stand jetzt auf und sah sich nach allen Seiten — nur nach der rechten nicht — in der Versammlung um, und stand lange, als ob er in großer Verlegenheit wäre, ohne ein Wort zu sagen. Endlich wurde ihm ein Stab in die Hand gegeben und der Richter forderte ihn auf, ihn demjenigen auf das Haupt zu legen, der den verstorbenen Hurlihy geschlagen habe. Dennis begann hierauf eine äußerst genaue Untersuchung, indem er den Stab nach allen Richtungen durch den Haufen streckte, als würde er den Schurken schon herausholen, wenn er sich irgend wo verborgen hätte, und nachdem er endlich die lange erwartete und gehoffte Entdeckung gemacht hatte, legte er ihn einem jungen Rechtsgelehrten auf den Kopf, der eben eingetreten war. Ein schallendes Gelächter folgte auf diesen handgreiflichen Wink des ehrlichen Dennis, in welches er auf das Herzlichste mit einstimmte; und der Anwald der Krone sah sich genöthigt, nachdem er ihn vergebens mit einer Anklage wegen Meineides bedroht hatte, wenn er den Gefangenen nicht richtig bezeichne, ihn unverrichteter Sache zu entlassen.

Obwohl die Krone hierin ihres Zwecks verfehlte, so war die Aussage des zweiten Zeugen doch hinreichend, um alle Klagpunkte zu beweisen, und damit war die Anklage geschlossen. In diesem Augenblick erhob sich ein allgemeines Geschrei: „Platz für den Rath!" und Pierce sah einen starken Mann, von massivem, obwohl nicht unverhältnißmäßigem Körperbau sich durch den Haufen bewegen. In der Glorie seiner Macht verschmähte dieser Erhabene es, seinen leiblichen Umfang den Oeffnungen anzuschmiegen, die sich ihm darboten, sondern drängte sich furchtlos durch die ihm entgegenstehenden Massen seiner Nebenmenschen, und drückte Alles vor sich nieder, während der Anwald des Beklagten, der bisher die Vertheidigung allein zu führen hatte, seine Fortschritte mit ängstlichen Blicken beobachtete. „Herr Rath, rief er ihm entgegen, ich wäre verloren gewesen, wenn Sie nicht gekommen wären; in der That, ich fürchte, sie sind zu stark für uns, wie es steht." — „Was haben sie bewiesen? Was haben sie bewiesen?" fragte der Rath heftig, und hierauf folgte eine geheime Unterredung zwischen dem Rath und seinem schlauen Geschäftsfreunde, welche in der Gallerie nicht gehört werden konnte, und hierauf erhob sich das beschriebene gewaltige Glied des Gesetzes:

Talis prima Dares caput altum in proelia tollit
Ostenditque humeros latos, alternaque jactat
Brachia protendens et verberat ictibus auras.

„My Lord," sagte dieser juridische Dares, indem er seine Perücke mit beiden Händen zerzauste, bis sie ihm völlig verkehrt auf dem Haupte saß, „ich unterlege demüthig Ew. Herrlichkeit den Antrag, daß der Gefangene vor den Schranken freigesprochen werde. Man hat Nichts gegen ihn erwiesen; wahrhaftig, nicht einmal die Länge und Breite der Wunde ist erwiesen, was durchaus wesentlich ist. Hale lehrt auf das Bestimmteste, daß die Länge und Breite erwiesen werden muß, sofern dies irgend möglich ist. Und hier, My Lord, haben wir über diesen Punkt nicht den geringsten Beweis." — Der gelehrte Rath fuhr sich aufs Neue in die Perücke. — „In der That, nach Allem, was Ew. Herrlichkeit gehört hat, kann mein Client, mein unglücklicher Client an der gegen ihn erhobenen Klage vollkommen unschuldig seyn." — („Den Teufel kann er das," sagte Pierce zu sich selbst.) — „Denn wie lautet die Klage? — Geben Sie mir die Acten! — Nun erbitte ich mir Ew. Herrlichkeit Aufmerksamkeit nur einen Augenblick: „Am 3 Mai und so fort, mit einem eichenen Stock, u. s. f., welchen er, der besagte Timotheus Spillaan hielt, angriff den Patrick Hurlihy und in und auf dem Haupte desselben ihm eine tödtliche Wunde beibrachte, breit drei Zoll, tief vier Zoll u. s. w." „Man hat den Beweis geführt, wie ich vernehme, — denn ich war in dem anderen Gerichtshof beschäftigt, als dieser Fall eingeleitet wurde, — daß der Gefangene vor den Schranken den verstorbenen Patrick Hurlihy geschlagen habe; aber dieß ist nicht genug; man hätte weiter gehen und erweisen sollen, daß die Wunde von denselben Dimensionen war, wie die in der Klage angegebene, denn non constat, daß es derselbe Vorfall ist. Ein solcher Beweis würde selbst in einem Civilproceß nicht hinreichend seyn; aber der Fall meines armen Clienten ist viel wichtiger, da es sich hier um eine Criminaluntersuchung handelt. Er ist nicht, das ist wahr, ein Mann von großem Vermögen; aber, guter Gott, soll denn immer in diesem unseligen Lande ein Gesetz für den Reichen und ein anderes für den Armen seyn? Soll das Leben des trefflichsten Landvolkes auf dem Erdboden auf diese nichtswürdige Weise hinweggeworfen werden? Sind die aufgeblähten, niederträchtigen Aristocraten, die — Hier wurde der beredte Herr von dem Gerichtshof zur Ordnung gerufen. — „Ich bitte Ew. Herrlichkeit um Verzeihung, vielleicht ließ ich durch mein Gefühl mich hinreißen, etwas Unpassendes zu sagen. Ich will die Zeit des Gerichtshofes nicht länger in Anspruch nehmen; aber ich fordere Ew. Herrlichkeit auf, kraft des gesunden Menschenverstandes und der Autorität Hale's, so wie aller Autoritäten der Welt den unglücklichen Mann vor den Schranken frei zu sprechen." — Damit hob der würdige Rath seine Schultern bis zu den Ohren, und bewegte seinen Leib, wie ein Mann, der in einer Sägegrube ein Stück Holz sägt: eine äußerst anmuthige Bewegung, die dem Redner eigenthümlich ist und von der er Gebrauch macht, um gelegentlich den Eindruck seiner Worte zu verstärken.

Das Gericht, die Geschwornenn und die Zuhörer werden insgesammt trefflich durchgenommen; aber wir haben dieser gerade nicht allzusehr übertriebenen Skizze bereits mehr Raum zugestanden, als wir verantworten können; und unsere Leser werden wahrscheinlich nicht unzufrieden seyn, wenn wir daher bei dem Portrait des großen Counsellor's abbrechen.

Scharfsinn des Wahnwitzes.

Ein Mann, Namens Wood, hatte den Dr. Munro, einen bekannten englischen Arzt, der eine Anstalt für Wahnsinnige unterhielt, angeklagt, ihn gefangen zu halten, während er vollkommen gesund sey. Er unterlag dem strengsten Verhör von Seiten des Advocaten des Beklagten, ohne im Geringsten seinen Geisteszustand zu verrathen. Endlich ließ ein Arzt, der ihn kannte, ihn fragen: was aus der Prinzessin geworden sey, mit der er in Kirschsaft correspondirte. Er antwortete: dieß könne ihm auf keine Weise zum Vorwurf gemacht werden; da er, wie Jedermann wisse, in einen hohen Thurm eingesperrt und des Gebrauches der Tinte beraubt sey, so habe er kein anderes Mittel, als seine Briefe mit Kirschsaft zu schreiben und in den Strom zu werfen, der den Thurm umgebe, worauf die Prinzessin dieselben in einem Boote auffange. Natürlich existirte weder Thurm, noch Fluß, noch Correspondenz, noch Boot; sondern das Ganze war nur ein Phantom seiner kranken Einbildungskraft. Lord Mansfield, der Richter, ließ den Beklagten sogleich freisprechen; aber der Wahnsinnige, der ein Kaufmann in Philpot Lane war und auf seinem Wege zu dem Irrenhause durch die City geführt werden mußte, benutzte diesen Umstand, um Dr. Munro noch einmal wegen frevelhafter Gefangenhaltung in London zu verklagen, indem er wohl wußte, daß er seinen Proceß vor den Assisen von Westminster verloren habe, weil er der Prinzessin erwähnte. Und dieß hatte sich seinem Gedächtniß so eingeprägt, daß bei seinem Verhöre vor dem Gericht in London alle List der Advocaten ihn nicht vermochte, auch nur eine Silbe über den Gegenstand zu äußern, welcher der Anklage früher ein Ende gemacht hatte, ungeachtet er doch denselben Eindruck unauslöschlich in seinem Gemüthe behielt, wie er Allen, die um ihn waren, bewies.

Monthly Review.

Wetterverbedeutungen.

Rothe Wolken im Westen, bei Sonnenuntergang, besonders wenn sie eine Purpurtinte haben, bedeuten schönes Wetter. Die Ursache hievon ist, daß die Luft, wenn sie trocken ist, mehr rothe oder Wärme tragende Strahlen zurückwirft; da nun die trockenste Luft nicht vollkommen durchsichtig ist, so werden diese Strahlen wieder am Horizonte reflectirt. Ein kupfriger oder gelber Sonnenuntergang bedeutet Regen; doch giebt es keine sicherere Anzeige feuchten Wetters, als der Hof um den Mond, der von präcipitirtem Wasser hervorgebracht wird. Je größer dieser Hof ist, um so näher sind uns die Wolken, und um so näher steht der Fall des Regens bevor. Das alte Sprichwort:

Regenbogen des Morgens ist Schäfers Warnung,
Regenbogen des Abends ist Schäfers Freude —

findet sich oft bestätigt. Ein Regenbogen kann nur erscheinen, wenn die Wolken, welche den Regen enthalten, sich der Sonne gegenüber befinden, und am Abend ist der Regenbogen daher im Osten, am Morgen im Westen. Da nun in unserm Clima die schwersten Regen gewöhnlich durch den Westwind gebracht werden, so bedeutet ein Regenbogen im Westen, daß schlechtes Wetter unter Weges ist, während der Regenbogen im Osten beweist, daß die Regenwolken sich von uns entfernen. Wenn die Schwalben hoch empor fliegen, so ist anhaltendes schönes Wetter zu erwarten, streifen sie dagegen dicht am Grunde, so kann man fast zuverlässig auf Regen rechnen. Dieß erklärt sich auf folgende Weise: Die Schwalben verfolgen Fliegen und Mücken, und diese Insecten lieben die wärmeren Regionen der Luft; da nun die warme Luft leichter und gewöhnlich feuchter ist, als die kalte Luft, so ist es weniger wahrscheinlich, wenn diese warmen Luftschichten sich in der Höhe befinden, daß die Feuchtigkeit derselben durch die Vermischung mit kalter Luft niedergeschlagen werde. Wenn dagegen die warme und feuchte Luft sich nahe an der Oberfläche befindet, so ist es fast gewiß, daß durch den Zufluß der kalten Luft ein Wasserniederschlag erfolgt.

Edinburgh New Philosophical Journal.

Die venetianischen Provinzen.

(Schluß.)

Die Anstalten für den öffentlichen Unterricht bestehen aus 1402 Elementarschulen, die von 62,000 Kindern besucht werden; doch giebt es noch vierhundert Dörfer oder Gemeinden, die aller Schulen entbehren. Man hat berechnet, daß immer nur ein Kind von Vieren öffentlichen Unterricht empfängt. Zum Zweck der wissenschaftlichen und gelehrten Ausbildung finden wir fünf und zwanzig Gymnasien mit 164 Professoren, die von ungefähr 5000 Zöglingen besucht werden. Von den Gymnasien gehen die Studierenden in die königlichen Lyceen über, um in denselben ihren philosophischen Cursus zu vollenden, der zwei Jahre dauert und die Religionslehre, Philosophie, Geschichte, griechische und lateinische Literatur, deutsche Sprache und Zeichnen einschließt. Dieser Lyceen sind vier: zu Venedig, Verona, Vicenza und Udine; sie werden von der Regierung unterhalten und zählen ungefähr 900 Studierende. Von den Lyceen gehen diejenigen, welche sich den gelehrten Studien widmen wollen, auf die Universität zu Padua, welche in vier Facultäten, die theologische, juristische, medicinische und philosophische, zerfällt. Sie besitzt 61 Professoren und zählt an 1000 Studenten. Für diejenigen, welche sich der Kirche widmen, sind außerdem noch eilf Seminarien bestimmt, die mit den verschiedenen Bisthumsitzen verbunden sind; und endlich giebt es noch sechzehn religiöse Anstalten zur Erziehung von Mädchen.

Wenn man aus den Tabellen von Verbrechen und Uebertretungen der Gesetze einen Schluß auf den moralischen Zustand im Allgemeinen ziehen darf, so hätte sich die Sittlichkeit seit dem Jahre 1818 ungemein verbessert. In jenem Jahre verhielt sich die Zahl der Gefangenen zu der der Bevölkerung überhaupt, wie 1 zu 515; gegenwärtig wie 1 zu 813. Hierbei muß man bemerken, daß der Grund, weshalb diese Sittenverbesserung erst seit dem Jahre 1818 eingetreten ist, besonders in der Theurung der beiden vorhergehenden Jahre gesucht werden muß, welche die guten Wirkungen der Wiederherstellung des allgemeinen Friedens verzögerte. Unter dem verdächtigen Titel schwerer Uebertretungen der Gesetze in polizeilichen Dingen finden wir eine Vermehrung während der Jahre 1822 — 23, die wahrscheinlich der politischen Gährung dieser Periode zugeschrieben werden muß.

Quadri, Prospetto statistico delle provincie Venete, Venezia, 1827, 3 vols. 8.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 132. 12 May 1829.

Barba Jorgi, der griechische Pilot.

(Schluß.)

Der Kummer über den Verlust ihres Kindes und ihres Vermögens, so wie über meine Zerstreuung und Verschwendung — denn nur, wenn ich mich in Wein betäubte, konnte ich Frieden finden, und für die Erhaltung der kargen Ueberbleibsel meines Eigenthums hatte ich keinen Sinn mehr — brachte bald mein Weib zu der Ruhestätte ihrer Tochter. Ich fuhr abwechselnd fort, zu schlafen und zu zechen; ich wagte es nicht, den Jammer meiner Verlassenheit anzusehen, oder mich auf mein Lager zu werfen, ehe die Gedanken meinem müden trunkenen Haupte entschwanden; und wenn der gütigere meiner Freunde, der Schlummer, von mir schied, gleich kehrte ich zu dem andern, dem Becher, zurück. Diese Lebensart trieb ich, bis mir kein Para mehr übrig blieb, und es war bloß der Drang der Noth, der nagende Hunger, der mich endlich aus dieser Erstarrung weckte und zum Bewußtseyn der Pflicht, zu den Beschäftigungen des Lebens eines armen Mannes rief; ob ich mich gleich oft gerne niedergelegt hätte zu sterben, und wäre es den qualvollen Tod des Hungers. Als ich mich umsah, was zu machen wäre, schlug mir ein ipsariotischer Kapitän, den ich seit Jahren kannte, vor, ich sollte Pilot werden: ein Posten, wozu ich mich durch meine Erfahrungen und meine vertraute Bekanntschaft mit den zerstreut liegenden Eilanden und engen Durchfahrten im Archipel eignete. Was sollte ich mich lange besinnen? Ich ging an Bord und trieb mich abermals zwischen den Cycladen herum — manchmal bei schönem Wetter, manchmal bei trübem; manchmal mit einem guten freundlichen Kapitän, der sein lustiges Glas Wein mit mir theilte; manchmal mit einem filzigen Grobian, bei dessen Hungerküche mein Leib einschrumpfte, und dessen schlechtes Wasser mir den Bauch aufblähte; mit Oesterreichern, Franzosen, Engländern, mit Italienern, Spaniern und Gott weiß, mit was sonst für Nationen. Im Ganzen ging's ziemlich erträglich: das thätige und gefahrvolle Leben, der rasche Wechsel der Gegenstände und der Vorstellungen, und mehr noch der Balsam der Zeit linderten den stechenden Schmerz meiner Leiden; ich hatte mir — es sind jetzt sieben Jahre — einiges Geld erspart, und mein Entschluß stand fest, nach meinem Geburtsort zurückzukehren, hier den Rest meiner Tage in Ruhe zu verleben, meinen letzten Athemzug auszuhauchen, wo meine Helenissa geathmet, und irgend ein menschenfreundliches Wesen zu bitten, mich an ihrer Seite zu begraben. Mit diesem Gedanken unternahm ich eine Reise — es sollte meine letzte seyn — nach den Dardanellen. Mein gewöhnliches gutes Glück begleitete mich; wir wurden von einer türkischen Fregatte angehalten; es fehlte der türkischen Flotte an Piloten, aber mir nicht an einem guten Freunde, der mich auf die schmeichelhafteste Weise dazu empfahl. Man befahl mir, an Bord der Fregatte zu steigen, und statt nach Tschesme zurück, durfte ich nach Konstantinopel, um von dort die Tyrannen, denen ich so viele Verbindlichkeiten hatte, zu führen, wohin es ihnen beliebte. Doch was sage ich führen, da es unter der Würde der Türken ist, auf ihre Piloten zu hören? Für meinen Theil bin ich überzeugt, daß sie keinen Piloten brauchen, es sey denn, um das Vergnügen zu haben, ihm den Kopf abzuschlagen, wenn ihre eigene Unwissenheit sie auf einen Felsen gelootset hat. Bald nach unserer Ankunft in Konstantinopel ward ich auf ein großes Linienschiff versetzt, das seit vielen Jahren im Hafen lag, das aber jetzt irgend wohin segeln und Etwas thun sollte, wiewohl das wo und das was noch nicht entschieden war; und wäre nicht die griechische Revolution ausgebrochen, so hätte ich können alt werden, ehe ich über die Dardanellen hinausgekommen, oder meine Pilotenkunst zu etwas Anderem in Anspruch genommen worden wäre, als zu einem gelegentlichen Abstecher nach den Prinzeninseln, oder zu Spazierfahrten an Festtagen.

Ihr wißt, Herr, daß vor unserer Revolution alle Matrosen auf der ottomanischen Flotte Griechen waren, indem die Türken den eigentlichen Seedienst verachteten und sich auf die edlere Beschäftigung die Kanonen loszubrennen beschränkten. Als der Aufstand unserer Nation allgemein bekannt ward, flüchteten sich viele dieser Seemänner bei der ersten besten Gelegenheit von den Schiffen ihrer Tyrannen auf die ihrer Landsleute. Die Lage derer, die nicht entwischen konnten, wurde dadurch um so schrecklicher. Die Türken vermochten eben so wenig der Dienste derselben zu entbehren, als ihren Haß und ihr Rachegefühl zu unterdrücken. Lief eine Nachricht von einem Erfolge ein, den unsre Brüder in Griechenland erfochten hatten, gleich setzten sie Pistole und Jatagan in Bereitschaft, um es uns büßen zu lassen. Selbst in einer Zeit einer nicht außerordentlichen Aufre-

gung sah ich einen Mann an meiner Seite niederhauen, bloß weil der Türke in seinen Mienen einen Ausdruck der Freude oder des Triumphes bemerkt haben wollte. Ein Wort der Theilnahme für die Sache seines Landes, das einem Griechen entschlüpfte, brachte unfehlbaren Tod. In der That, Niemand konnte schlimmer daran seyn als wir, und was uns noch am Meisten weheithat, das war das Bewußtseyn, daß wir in den Händen unserer Tyrannen die Mittel seyn sollten, Tod und Verderben über unsere Brüder und Landsleute zu bringen. Wandten sich unsere Augen gegen das Land, so gewahrten sie eine nicht minder unheilvolle Scene. Die meuterische Bevölkerung der unermeßlichen Hauptstadt, entbrannt von den wildesten Leidenschaften, dürstete nach Mord und Raub; jeden Tag fielen einige widerstandlose Opfer aus den Edelsten und Reichsten unseres unglückseligen Volks; das Blut der Diener unserer heiligen Religion, selbst des verehrten Hauptes unserer Kirche mischte sich in die frevelhaft vergossenen Blutströme. Es war das Schiff, an dessen Bord ich mit etwa hundert anderen Griechen diente, auf welchem der Kapudan Pascha im Frühjahre 1822 seine Flagge aufpflanzte. Der erste Ort, wo der langverhaltene Sturm losbrach, war Scio. Die Welt kennt die Schreckensscenen, die auf dieser bejammernswürdigen Insel innerhalb sechs Wochen vollführt wurden. Verbunden mit der noch neuern Zerstörung von Ipsara wird der Untergang Scio's als ein vollendetes Beispiel von Gräßlichkeit, das kein Teufel überbieten könnte, noch lange im Gedächtnisse der Menschen bleiben. Ich hörte das Zetergeschrei der Flüchtlinge und die Flüche der Verfolger; die flehenden Stimmen der Weiber, der Kinder und der Greise, die sie dahin mordeten, und das kurze gebrochene Angststöhnen ihres Todeskampfes. Den Tag darauf hörte ich unregelmäßiges Musketenfeuer — hin und wieder den Baß des schweren Geschützes; ich hörte das Krachen der stattlichen Häuser, deren Marmorwände zur Erde stürzten; ich sah den Rauch, der in dicken Wolken die schöne Stadt umzog, und in einzelnen Säulen über die lieblichen Villas und Olivenhaine, über die prächtigen Orangen- und Citronengärten und Mastixgebüsche aufqualmte. Und nun die Nacht — welch furchtbares Schauspiel! Die Mörder ruhten von ihren blutigen Thaten aus; rings herrschte Grabesstille, nur zuweilen unterbrochen von dem lauten Prasseln des Feuers, dem Einsturz eines Gebäudes, dem wilden Ruf einer asiatischen Schildwache. Die Flammen schlugen hoch über die Stadt und die Lustwäldchen empor und beleuchteten die Verwüstung, die sie anrichteten. Der Wind jagte große Brände über den Kanal, der die Insel von dem Festlande trennt, daß die Gluth den rothen Widerschein von den schwarzen Seiten und dem erhabenen Gipfel des Caps Karaburnu zurückwarf. In Asche sank die reizende Stadt, die schönste, die feinsittigste unter den Städten des Morgenlands, wo mir in verschiedenen Perioden meines Lebens so mancher glückliche Tag geworden war; in Asche sanken die lieblichen Bäume, deren Früchte mir oft ihre bezaubernden Wohlgerüche über die sanfte Fluth hin zugeweht, und mir die sichere Kunde gegeben hatten, daß ich mich der Heimath näherte. Oft und vielmal, wenn ich aus der Bai von Smyrna segelte, habe ich auf Meilenweite den süßen Duft der Orangen-, Citronen- und Mandelblüten gerochen, welche eine reiche Natur an die Bewohner des glücklichen Scio verschwendete.

Was haben diese Marmorhallen und diese harmlosen Pflanzen gethan, daß sie zerstört werden mußten! Hätte nicht die Liebe zum Besitze sie retten sollen, hätte man nicht denken mögen, daß die Türken zufrieden, sie denen zu entreißen, die sie gebaut und gepflanzt hatten, die Hand der Gewalt hemmen, und sie zu ihrem eigenen Gebrauche und Vergnügen erhalten würden? Aber es gehört zu ihrem brutalen Charakter, daß sie an der Zerstörung selbst Freude haben, vielleicht um Werke zu vernichten, die sie nicht nachzuahmen im Stande sind; vielleicht, daß sie diese symmetrischen, eleganten und bequemen Wohnungen als einen Vorwurf gegen ihre eigenen elenden Hütten von Latten und Mörtel betrachten; vielleicht — doch wozu von Beweggründen ihrer Barbarei sprechen? Es ist einmal Thatsache — und ach! wie oft hat es sich in den letzten Jahren erprobt, daß der Türke immer mit Feuer endet, was er mit dem Schwerte begann; hat er Geld und Juwelen geplündert, und von Weibern solche, die Reize genug haben, für seine viehische Lust, oder zum Verkauf, in Sicherheit gebracht, so beeilt er sich, den Schauplatz seines Triumphes in einen Trümmerhaufen zu verwandeln. Dieß in Scio zu thun erforderte ein gut Theil Arbeit, und man muß wahrhaftig den Fleiß bewundern, mit welchem sie ihr Vorhaben in's Werk setzten. Die aus harten Steinen und Marmor gebauten Häuser, die kaum ein Stück Holz außer Thüren und Fensterramen an sich haben, ließen sich nicht so leicht niederbrennen; nachdem sie mit einer barbarischen Beharrlichkeit oft fünf, zehn, vierzehn Tage nach einander an einem und demselben Gebäude sich verarbeitet hatten, standen doch fast noch überall die starken äußern Mauern. Ich nehme indessen den bischöflichen Palast aus, in welchem die kurzen Volksversammlungen Statt fanden, und das griechische Collegium, in welchem vor unsern Unruhen vier bis fünfhundert Jünglinge aus Scio und andern Inseln des Archipels ihre Bildung erhielten; diese beiden Gebäude wurden von Grund aus zerstört und kein Stein blieb auf dem Andern. Es ist ein trauriger Anblick, Herr, wie Ihr selbst gefühlt haben müßt, wenn man durch die verödete Stadt wandelt zwischen diesen angerauchten und ausgebrannten Gerippen von Häusern, die einst so schön waren. Als ich vor einigen Tagen dort war, ging ich von Straße zu Straße; kein menschliches Wesen begegnete mir. In der Contrada de Primati, die ich so volkreich, so lebendig kannte, stöberte ich einen Flug Rebhühner auf; eine halbverhungerte herrenlose Hündin säugte ihre elenden Jungen in dem Winkel einer marmorgepflasterten Halle, die einem reichen Kaufmann angehört und die ich in bessern Tagen von einer ansehnlichen Familie bewohnt und von zahlreichen heitern Freunden besucht gesehen hatte. Freche Schößlinge von wilden Feigen wuchsen mitten in der heiligen Kirche; Nesseln bedeckten das Estrich, Unkräuter ragten an den Wänden hinauf, Schwärme von Insekten umsausten die Ohren und flatterten nach ihren geheimen Löchern und eine garstige schwarze Schlange lag auf dem Altarstein. Ich hätte weinen können, als ich diesen Wechsel der Dinge sah!

Ehe ich in der Geschichte meiner Abentheuer fortfahre, muß ich eines besondern Falls erwähnen, der sich bei dem Blutbade auf Scio ereignete. Die Sache ist vielleicht nicht bekannt geworden, und ich kann ihre Richtigkeit verbürgen. Denn ich habe die Elenden selbst gesehen noch mit dem frischen Gepräge des giftigen Neids und des blassen Aergers in ihren Zügen; ich habe die Mörder ihren Frevel selbst erzählen hören — ohne ein Wort des Bedauerns oder der Reue. Einer Partie von etwa einem Dutzend Türken war unter andern weiblichen Gefangenen eine Dame von hoher Schönheit in die Hände gerathen; nun konnten sie aber nicht einig werden, wem sie zufallen sollte, da Jeder auf ein so kostbare Beute Anspruch machte, entschlossen, sie keinem Andern zu überlassen. Nach einem langen und heftigen Wortwechsel wurden sie wüthend und bereits zogen sie wider einander ihre Säbel, um das Recht des Stärkern entscheiden zu lassen, als Einer vorschlug, da sie die Sclavin nicht alle besitzen könnten, so sollte sie Keiner besitzen, und damit der Streit ein Ende hätte, sollten sie sie lieber todt schießen. Der Vorschlag ging einstimmig durch, sie traten in das Zimmer, wo die Arme, wartend der Dinge, die da kommen sollten, und wohl schon halb todt vor Angst, saß, feuerten zugleich ihre Pistolen auf sie ab und zerschmetterten die holde Gestalt.

Ich komme jetzt an die Nacht, Herr, wo unser tapferer Canaris seine glänzende Rache an den Türken nahm für die Grausamkeiten, die sie gegen uns verübt haben und noch täglich verüben. Herr, es war eine schreckliche Nacht. Wenn ich daran zurückdenke, so ist's mir wie ein furchtbarer Traum; ein Traum, wie er wohl eine schuldbewußte Seele heimsucht, die sich mit den Qualen eines bösen Gewissens und der Angst des ewigen Verderbens trägt; ein Gesicht vom Tage des jüngsten Gerichts; eine Scene aus dem tiefen Abgrunde des unauslöschlichen Feuerpfuhls, wovor uns die Jungfrau und die Heiligen bewahren mögen! Ruhig und sorgenlos lag die Flotte auf der Höhe von Scio vor Anker — in einer schönen Nacht; es war schon spät; die Kaffeebuden an Bord hatten ihr Geschäft eingestellt; die Türken wie eine Schaafheerde auf den Verdecken sich niedergekauert; der Kapudan Pascha hatte sich in seine Kajüte zurückgezogen; die Officiere waren seinem Beispiele gefolgt, da an eine regelmäßige Wache auf einem türkischen Kriegsschiff gar nicht zu denken ist. Ich nebst einigen andern griechischen Matrosen weilte noch auf dem oberen Verdecke, und in Ermangelung einer andern Unterhaltung beobachteten wir die Bewegungen eines dunkeln Segels, das von den spalmadorischen Inseln her durch den Kanal in unserer Richtung sich näherte, ohne daß wir jedoch Etwas befürchteten, bis wir ein zweites Segel wahrnahmen und bemerkten, daß das Fahrzeug, welches wir zuerst entdeckt hatten, sich so hielt, als ob es Lust hätte, seine rechte Seite an unsern hohen Dreidecker anzulegen. Dieß Manöver schien mir verdächtig und ich ging hinab, es einem der türkischen Offiziere zu melden. Dieser Herr donnerte mir statt alles Bescheides einige Flüche entgegen, daß ich ihn störe, nannte mich einen Narren, und entblödete sich nicht, die Mutter zu schmähen, die mich geboren; zuletzt brummte er, es würden Kauffahrteyschiffe von Smyrna seyn, legte sich auf das andere Ohr und fiel wieder in Schlaf. Indessen rückte das Fahrzeug immer näher und näher — ich sprach mit einigen von der Mannschaft, welche mir denselben Bescheid gaben, wie der Officier und meinten, daß ich verrückt seyn müsse, da ich umherrenne und den Leuten den Schlaf stehle. Was konnte ich Mehr thun? Als ich wieder auf das Hinterdeck hinaufstieg, befand sich das Fahrzeug schon so dicht am Hintertheil unsers Schiffs, daß man es preien konnte. Es war eine große Brigg, schwarz wie der Satan, aber keine Seele war darauf zu erblicken, außer dem Mann am Steuerruder. Ich rief ihm zu, er sollte sich entfernen, oder er würde an uns in Stücken gehen. Es erfolgte keine Antwort, statt dessen flog die Brigg, durch einen sanften Wind getragen, still und düster wie das Grab vollends an uns heran. Während ich meine Augen unverwandt auf diese unbegreifliche Erscheinung heftete, sah ich den Steuerman, nachdem er seinen Steuerbaum hart an eine Stückpforte gebracht, seinen Posten verlassen, den nächsten Augenblick hörte ich ein Geräusch — wie Ruderschlag, dann sah ich hinten unter der Leeseite der Brigg ein Boot in die See stechen, und ein Athemzug — da stieß die Brigg heftig an unser Schiff, klammerte sich daran fest wie ein Krebs oder ein vielarmiger Polyp, und ehe der dritte Theil der schlafenden Mannschaft erwachte, und ehe ein Dutzend von ihnen Picken und Stangen ergriff, um den gefährlichen Nachbar abzuschütteln, platzte sie, Salven, Feuerströme, Donner und Blitze gleich dem Ausbruche eines mächtigen Vulkans aus ihrem dunklen engen Schoß ausspeiend, und in tausend Splitter zerstreut fuhr sie empor in die erstaunten aber ruhigen Lüfte, weithin über das Meer und unter unsere Taue und Verdecke, selbst zerstört in ihrem Werke der Zerstörung, während wir die Hände sehen konnten, welche die entsetzliche Maschine gerichtet hatten, wie sie emsig wegruderten in ihrem Boote.

Sie mochten die Sache ganz kaltblütig betrachten, denn die Türken hatten an etwas Anderes zu denken als an's Verfolgen — unser Schiff loderte hell auf — die Flammen faßten mit Blitzesschnelle das Takelwerk und verbreiteten ihre Verwüstung so nach allen Seiten zumal, daß das verwirrte Schiffsvolk nicht wußte, wo es zuerst abwehren sollte. Der Kapudan Pascha stürzte auf das Verdeck, wie ein Mann, der den Schall der letzten Trompete vernommen hat; statt indessen sich vor den Kopf zu schlagen und den Bart auszuraufen, ertheilte er, mit großer Geistesgegenwart, die nöthigen Befehle, um dem Brand Einhalt zu thun, allein dieser hatte zuweit um sich gegriffen, und die Bestürzung hatte zu sehr überhand genommen, als daß von den besten Maßregeln irgend ein Erfolg zu erwarten gewesen wäre. Während er die Löschanstalten oben anordnete, wo bereits die große Stenge brannte, verkündigte ihm das Geschrei von unten, daß das untere Verdeck im Feuer stehe und eine Menge seiner Leute rannten davon und sprangen in die See. Umsonst, daß er von Platz zu Platz eilte, daß er durch Bitten und Drohungen einige Ordnung herzustellen suchte; gegen den Schrecken, der alle Gedanken fesselte, vermochte das Ansehen des Befehlshabers Nichts mehr. Umsonst, daß er seine reiche Börse zog und ihren glänzenden Inhalt vor ihnen ausschüttete — was sollte Geld einem Mann, der fühlte, daß, wenn er eine Mi-

nute zögerte, ihm eine Luftfahrt auf den Schwingen des Kanonenpulvers bevorstünde! Einige unserer Schaluppen brannten gleichfalls; andere wurde niedergelassen, aber Ihr dürft Euch nicht wundern, daß sie alle umschlugen oder untersanken wegen der Menge, die sich darin retten wollte. Mittler Weile griff das Feuer immer weiter und weiter um sich, in jedem Augenblick konnte es in die Pulvermagazine dringen — zu dem begannen die Kanonen, die alle doppelt mit Kugeln oder mit Kartätschen geladen waren, allmählig heiß zu werden, und als das Element seinen magischen Kreis immer enger zog, ging bald da bald dort eine mit fürchterlichem Knall los. Das wilde Geschrei, das Fluchen und gedankenlose Benehmen der Einen, und die sprachlose Verzweiflung und die dumme Gleichgültigkeit oder das krampfhafte wahnwitzige Lachen der Andern — wer will dieß beschreiben? Man hat gut reden von der mohammedanischen Ergebung und von dem bewunderungswürdigen Einfluß ihrer Schicksalslehre, ich für meinen Theil sah Wenig von ihrer gepriesenen Gleichmüthigkeit und Glaubensstärke; sie schienen so bestürzt, als andere Sterbliche unter ähnlichen Umständen nur immer hätten seyn können, und in der That bewiesen die verachteten Griechen unendlich mehr Charakter und Geistesgegenwart, als ihre Gebieter, wenn ich einige wenige der Vornehmern unter ihnen abrechne. Der bei Weitem größere Theil der Türken sprang in's Meer, ohne sich vorher zu besinnen, ob sie auch im Stande wären zwei Meilen weit zu schwimmen oder überhaupt zu schwimmen, (Ihr könnt Euch vorstellen, Herr! wie mancher unbehülfliche Bursche unter diesen achthunderten war) und ohne daran zu denken, daß, die empörten Feuerschlünde ihnen erst im Wasser sichern Untergang drohten. Meines eigenen Muthes will ich mich nicht rühmen: ich war ein vernichteter geistgebrochener Mann — schon im Begriff, mich über Bord zu werfen, als ein Grieche aus meiner Vaterstadt — ein so braver und tüchtiger Junge als irgend einer — mich am Arm hielt und auf die Seite zog. „Wie! bist Du verrückt, wie die dummen Türken?" sagte er zu mir mit gedämpfter Stimme; „wenn Du jetzt in's Wasser springst, so ersäufst Du entweder, indem ein schwerer Osmanli sich in der Todesnoth an Dich anhängt, oder ein Kanonenschuß zerschmeißt Dir das Gehirn — das Schiff springt noch nicht gleich auf; und siehst Du nicht, daß jetzt die Anker gekappt sind, daß der Wind der Küste zu weht, und daß wir mit jedem Augenblick näher gegen die Insel treiben? Komm mit, Jorgi!" Ich folgte meinem Führer nach dem Bug — hier fand ich eine Menge Griechen, die sich dort an das Spriet und an das Takelwerk hinausgehängt hatten. Wir nahmen unsern Standpunkt bei ihnen, in athemloser Stille den Augenblick erwartend, wenn das Pulvermagazin sich entladen würde. Ich muß Euch doch sagen, Herr, daß, ehe ich das Verdeck verließ, ich sah, wie der Kapudan Pascha einen Versuch machte, das Schiff in einem Boot, das nur Wenig gelitten hatte, zu verlassen. Es war seinen Dienern geglückt, seine Schätze und Kostbarkeiten einzuschiffen, und er stieg bereits die Schiffsseite hinab, als ein ganzer unsinniger Haufen in das Boot sprang, und dieses mit seinen Mahmudiers (25 Piasterstücken), goldenen Kaffeetassen, Bernsteinpfeifen, Shawls, Türken und Allem unterging. Es ist allgemein behauptet worden, der Kapudan Pascha sey in dem Boot durch den Ueberstürz eines Mastbaumes getödtet worden; es verhält sich aber nicht so, sondern er ist mit dem Schiffe in die Luft geflogen. Ich sah ihn darin vom Bug aus mitten durch Rauch und Flammen: er stand mit dem Rücken an die Bollwerke gelehnt, mit über einander gekreuzten Armen und gen Himmel gerichtetem Haupte — aber der Himmel blickte feurig drein und erbarmungslos; so stand er, wie mir einer meiner Gefährten versicherte, noch da in dem Augenblick vor der endlichen Explosion. Von der Explosion kann ich nur so Viel sagen, daß sie furchtbare war. Ich erinnere mich bloß eines entsetzlichen Knalls und Stoßes, eines Ausbruches von Flammen, die die Erde zu verschlingen drohten, und eines Regens von brennender Materie, die dicht und zischend wie zehntausend Schlangen in die aufgestörte See fiel. Die Kraft des Stoßes schleuderte uns beinahe alle von dem Bug; Einige, jedoch nicht Viele, wurden von den herabfallenden Trümmern getödtet, die übrigen erreichten schwimmend die Küste, von welcher wir noch über eine Meile entfernt waren. Meine Glieder hatten nicht mehr die Stärke und Gewandtheit wie in frühern Zeiten, wo ich von Stanchio nach Calymna schwamm; aber ich nahm ein Bruchstück, das auf den Wogen trieb, zu Hülfe, und so war ich einer der Ersten, die bei dem kleinen Leuchtthurm auf Scios altem zerstörtem Hafendamm landeten. Als ich zurückschaute nach dem Wrack, da erschien das Vordertheil des Schiffs noch flott und der Vordermast aufgerichtet, aber am folgenden Tag war von dem unermeßlichen Bau Nichts mehr zu sehen, als zahllose kleine Trümmer, die auf dem Wasser und auf dem Strande zerstreut lagen. Von ungefähr neunhundert Personen, die sich an Bord befanden, kamen nur drei und achtzig davon und unter diesen, wie ich bestimmt hörte, kein einziger Türke. Viele unglückliche griechische Gefangene oder Sclaven gingen mit den Schiff zu Grunde und darunter drei kleine Kinder aus Scio.

Meine Geschichte ist zu Ende; seit dieser grauenvollen Nacht sind meine Abenteuer von sehr häuslicher Art. Ich bin jetzt Euer Diener, Herr! und hoffe, daß die Rebhühner, die ich Euch für diesen Abend gebraten habe, nach Eurem Geschmack seyn werden.

Unterirdisches Feuer.

Die Einwohner von Viada, einem Dorfe, das ungefähr zehn Stunden NO von Madrid entfernt ist, wurden während des vergangenen Sommers und Herbstes wiederholt durch die plötzliche Erscheinung eines Feuers in Schrecken gesetzt, welches aus der Erde brach, in Flammen von fünf bis sechs Fuß Höhe emporstieg und Alles, was von brennbaren Materialien ihm in den Weg trat, in Brand steckte. Von der Mitte Sommers bis Ende Septembers brachen diese Feuer wohl mehr als dreißig Mal aus; und die Einwohner, welche sie mehrmals löschten, schätzen sich glücklich, daß dieß Phänomen sie nicht während der Ernte getroffen habe. Ob dasselbe vulcanisch oder meteorisch sey, war lange zweifelhaft, obwohl die Beschaffenheit des Bodens, der verbrannt und hohl ist, die erstere Annahme zu unterstützen schien. Die neuesten Ereignisse im südlichen Spanien haben indessen dieser Ungewißheit gegenwärtig wohl ein Ende gemacht.

Gazeta de Bayona.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 133. 13 Mai 1829.

Ein Ausflug auf dem schwarzen Meer.

Paris im Mai.

Wenig Gegenden sind so unbekannt, als die Ost- und Südküste des schwarzen Meeres. Zwar haben mehrere französische Konsuln und in der neuesten Zeit Jaubert, Dupré und Gamba manche Nachrichten über diesen wichtigen Theil der russisch-türkischen Grenzländer gegeben; zwar haben gelehrte Forscher die Geschichte einzelner Punkte dieser Küste aufgeklärt, aber in Bezug auf Erd- und Völkerkunde sind hier noch viele Lücken auszufüllen. Daher freue ich mich, aus den handschriftlichen Bemerkungen Fontanier's, der für seine Regierung und mit Instruktionen der geographischen Gesellschaft von Paris reiste, einige Notizen über jene Gegenden mittheilen zu können, um so mehr da sie gegenwärtig durch die politischen Verhältnisse die allgemeine Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich ziehen.

Zu Ende des Winters 1826 verließ ich Georgien, um mich in Redut-Kale nach Trapezunt einzuschiffen. Zu diesem Zwecke unterhandelte ich mit einem türkischen Schiffer, welcher nach dem Hafen gekommen war, um gegen türkisches Korn, welches die Mingrelier wohlfeil verkaufen, Citronen und trockenes Obst einzutauschen. Nach geschlossenem Handel begab ich mich in die Quarantäne und verbrachte die Nacht auf dem Schiffe. Den andern Morgen gab uns der russische Lazareth-Verwalter Erlaubniß zum Absegeln; da wir aber Tags zuvor ohne Anfrage und Bericht gekommen waren, so benutzte er die Gelegenheit, seine Macht zu zeigen, und vertheilte unter die armen Wächter etliche Stockschläge. Uns ließ er in Ruhe, nur warf er uns einige rohende Blicke zu.

Ein junger Konstantinopolitaner begleitete mich; er war einigen Kaufleuten als Dolmetscher nach Persien gefolgt und kehrte nun in seine Heimath zurück. Von Trapezunt, wohin er mich begleitete, wollte er längs der Küste weiter reisen, während ich selbst landeinwärts Erzerum zu besuchen gedachte. Unser Schiff hatte einen einzigen Mast mit einem großen Segel, außerdem mit einem Mars-Segel und zwei kleineren. Es war nicht ohne Etwas, was ein Verdeck vorstellen sollte, und am hinteren Ende hatte man eine Höle angebracht, welcher man den pompösen Namen — Cajütte gab, und worin wir einen Teppich ausbreiten durften, um uns auf dem Mais niederzulegen. Außer dem Kapitän waren fünf türkische Matrosen da, welche den Schiffsdienst besorgten und bei der Ladung mit interessirt waren. Bevor die Anker gelichtet wurden, verrichteten Alle ihr Gebet, und mit dem Rufe J Allah! J Allah! gelangte man durch die seichten Stellen an der Mündung der Copi. Die Segel wurden aufgezogen, ein frischer Wind trieb uns längs der Küste Georgiens hin. Bald waren wir auch über die Mündung des Phasis hinaus; gegen Mittag gewahrten wir den Berg, an dessen Fuße Batum liegt. Den Kaukasus ließen wir hinter uns, den hohen Ketten Kleinasiens kamen wir immer näher. Diese beiden großen Bergsysteme sind beinahe parallel, beide laufen von Nordost nach Südwest; ein Zweig des Kaukasus reicht durch Suram, um sich mit der entgegengesetzten Kette zu vereinigen, und am Fuße dieser drei Gebirge liegen die feuchten Sumpfebenen Mingreliens, die weiten Wälder von Guriel; hier fließen der Phasis und die Copi, welche beide dem Kaukasus entströmen. Die Berggipfel waren noch weiß vom Schnee, sonst aber war aller Orten der Pflanzenwuchs in voller Thätigkeit und bekleidete die Landschaft mit dunkelgrüner Farbe; diese blickte durch den dicken Nebel, welcher unaufhörlich die Ebene umhüllt, hindurch. Der Boden haucht einen üblen, ungesunden Dunst aus. Hier sind die Fieber einheimisch; die Bewohner sind hager und haben ein gelbliches Gesicht. Dieß Land ist das alte Kolchis, berühmt durch den Zug der Argonauten und durch den Handel, welcher hier blühte, als es der Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Europa und Asien war.

Da die Nacht über der Wind günstig blieb, so wagten wir mit unserm unbedeutenden Fahrzeuge den geraden Weg nach Trapezunt einzuschlagen, aber schon den andern Morgen zwang uns ein starker Nordwest, nach der Küste umzudrehen. Die Wolken wurden von den Bergen aufgehalten, häuften sich, und kaum befanden wir uns in Sicherheit, als ein heftiger Sturm ausbrach. Er dauerte zwei Tage und früher konnten wir nicht weiter fahren. Unterdessen besserten wir unsern Mast aus, welchen der Wind zerbrochen hatte. Die Gastfreundschaft ist aber dort zu Lande so ungewöhnlich, daß unsere Leute sich erst nach reiflicher Ueberlegung an's Land wagten. Besonders hüteten sie sich, uns hinzubringen, denn man hätte uns ohne Zweifel als Gefangene zurückbehalten. Anfangs fürchteten sie, in Batum

einlaufen zu müssen, wo es ihnen hätte übel ergehen können. Die vier oder fünf Bezirke von Batum bis Trapezunt sind nämlich meist in Fehde, und Fremde, ja Eingeborne selbst können nirgends ohne Gefahr landen. Die Stelle, wo das Fahrzeug lag, war durch einen Berg vor dem Winde geschützt; es war kein Hafen, nur ein Zufluchtsort für kleine Schiffe. Dergleichen Buchten giebt es viele längs der Küste; die Bergketten Kleinasiens laufen, wie gesagt, nach Nordwest, ihre in's Meer reichende Spitzen bilden Vorgebirge und bieten den Fahrzeugen Schutz.

Gegen Mitternacht segelten wir weiter und am Morgen wurden wir Risa oder Irisa ansichtig, einen Flecken, welcher bedeutenden Handel treibt und sich für eine Macht im Staate ansieht; er liegt am Meeresufer, und zählt gegen viertausend Einwohner. Die Häuser sind nicht, wie in andern Theilen der Türkei, zusammengehäuft; ein jedes ist mit einigen Bäumen umgeben, und manche haben einen umzäunten Raum, worin Mais gesäet wird. Auf dem Abhange eines Hügels nahmen sich einige kleine Häuser hübsch aus, aber das Angenehme der Ansicht verschwindet wahrscheinlich, wenn man näher kommt. Alle Städte der Türkei, alle Dörfer sogar, gewähren ebendenselben Eindruck. Ihre Lage ist gut gewählt; die geringe Thätigkeit der Bewohner, ihr Hang zur Anschauung flößt ihnen Vorliebe für die malerischen Landschaften ein, aber bei ihrer Sorglosigkeit findet man bald nur traurige Ruinen, wo man angenehme Wohnungen zu sehen hoffte. Kein Land wäre fruchtbarer als diese Ufer des schwarzen Meeres, wäre es nicht der Schauplatz fortwährender Kriege.

Sürmene, welchen Ort wir nach Risa gewahrten, war die Vaterstadt unsers Kapitäns und seiner Leute. Dieß war für sie das gelobte Land; so gleichgültig sie sonst aussahen, konnten sie sich jetzt der Ungeduld nicht erwehren, aber der schwache Windzug wollte sich nicht nach ihrem Wunsche richten „Gott ist groß" sagte der Kapitän, fürchtend, daß sein zu heißes Flehen die Gottheit beleidigen könne, und Alle wiederholten „Gott ist groß" und affektirten eine Gleichgültigkeit, in der sie aber nicht lange beharrten. Nachmittags endlich langten wir an; eine Barke kam vom Ufer auf uns zu. Der Fährmann trug eine Flinte auf der Schulter; an seinem Gurte hingen Pistolen, ein Dolch und mehrere Dampf-Kugeln. Er erkannte unsern Kapitän, der einen Monat lang abwesend war: O, rief er, Ali-Reis, Du bist willkommen; Mahmud, Du bist willkommen. Wer sind diese Ungläubigen? — Söhne fränkischer Großen, unsere Gäste, wir bringen sie nach Trapezunt. — Ihr seyd willkommen. — Was giebt es Neues im Land? — Nichts; der Sohn des Aga von Risa hat aus Eifersucht seinen Vetter umgebracht und ist zu uns geflohen; ein hübscher Junge; ach, ich habe vergessen, Hussein hat unter dem Hause deines Nachbarn Pulver angelegt, und es in die Luft gesprengt; fünf Menschen sind dabei umgekommen. — Das ist merkwürdig. — Was willst Du, es sind Kinder. — Während dieses Gesprächs setzte man die Schaluppe aus, unsre ganze Mannschaft bewaffnete sich und Alle begaben sich an's Land, wie zur Eroberung eines feindlichen Bodens. Bald hörten wir eine lebhafte Flintensalve, die übrigens nichts Gefährliches hatte; es geschah, um den Ankömmlingen eine Ehre zu bezeugen, die sie erwiederten. So sehr ich gewünscht hätte, die Höle, worin ich seit vier Tagen wohnte, zu verlassen, so mußte ich doch die Nacht an Bord zubringen und abwarten, bis unsre Führer zurückkämen. Ich staunte, daß in einem so wilden Lande der Kapitän sein Fahrzeug und die Ladung zu verlassen wagte, ohne die Hut einem andern anzuvertrauen, als Reisenden, die sich gegen einen räuberischen Angriff nur schwach hätten wehren können. Als ich dieß ihm bemerkte, schien er überrascht und antwortete, eine solche Gefahr sey nicht zu befürchten; sobald man Anker geworfen, stehe man unter unmittelbarem Schutze der Bewohner und brauche nicht zu wachen — eine eigenthümliche Mischung von Ehrlichkeit und Barbarei. — Den andern Tag kamen in aller Frühe die Matrosen mit einer Menge ihrer Landsleute, welche Mais kaufen wollten. Diese kamen auf uns zu, und musterten vor Allem unsere Kleidungsstücke; einer derselben, ein Färber mit indigo-gefärbten Händen bemeisterte sich meiner Brille, und da er nun seine Finger auf meinem Gesichte sah, so machte es ihm Vergnügen, die unwillkührlich begonnene Operation fortzusetzen, und wollte mein ganzes Gesicht blau malen. Er war nicht wenig stutzig, als ich es wagte, ihn zurückzustoßen, und besonders darüber, daß der Kapitän sich in's Mittel schlug und meine Partei ergriff. — Ist dieser denn kein Ungläubiger, sagte er, und habe ich also nicht das Recht, ihn zu malen? Thue ich ihm Etwas zu leide? Diese Gründe schienen schlagend, und der Vermittler mußte sich in eine ziemlich lange Rede einlassen, um den Unterschied zwischen einem Franken und einem Raya nachzuweisen; aber der beste Grund, welchen er beibringen konnte, war der, daß er bei seiner nächsten Fahrt dem Kommandanten von Redut-Kale die Bescheinigung mitbringen müsse, uns unterwegs gut behandelt zu haben, und daß er deßwegen einigermaßen für uns sorgen müsse. Von diesem Augenblicke an ließ man uns in Ruhe. Der Aga des Dorfes, welcher bei der Ladung interessirt war, fand sich in eigener Person an Bord ein, begleitet von jenem jungen Manne, der zwei Tage zuvor seinen Vetter ermordet und sich durch diesen Muth würdig gezeigt hatte, ihm als Leibwächter zu dienen. Er ließ sich während seines Besuches in tiefe politische Betrachtungen ein, stellte die unbestreitbare Ueberlegenheit der Türkei in Vergleich mit allen andern Mächten auf, ermangelte nicht, die Russen mit Schimpfworten zu überhäufen, und erlaubte uns darauf gnädigst, in sein Gebiet hinaufzusteigen. Wir beeilten uns, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen, und besuchten den Basar. Es ging hier ziemlich lebhaft her, denn es war eine Karawane von Balbut angekommen. Aber nirgends wollte man uns aufnehmen. In den Umgebungen des Orts hatte ich Ruinen bemerkt, ein Schloß auf einem Felsen; man erlaubte mir aber nicht, es in der Nähe anzusehen. Die Einwohner behaupteten, es lägen daselbst Schätze verborgen; auch hatten sie schon einmal nächtlicher Weile Nachgrabungen angestellt. Sie hatten Nichts gefunden, aber sie fürchteten sehr, der Pascha möchte dieß zum Vorwande nehmen, ihnen eine Steuer aufzulegen. Auch empfahl mir der, welcher mir die Sache vertraute, das unverbrüchlichste Stillschweigen an.

Sürmene enthält ungefähr zweitausend Einwohner, Türken

und Griechen. Die kleinen niedrigen Häuser sind von Stein; die Mauern dick genug zur Vertheidigung; und bei den meisten ist eine Umzäumung für den Mais, das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Einwohner. Sie backen daraus Brod und Kuchen in der Asche, was sie für einen Leckerbissen halten. Ich für meinen Theil aß lieber schwarzes Roggenbrod, das ich auf dem Basar kaufte. Man pflanzt auch Obst und führt es nach Baibut aus. Oelbäume sind hier weniger ansehnlich als zahlreich; Citronen gedeihen besser zu Risa, von wo man sie nach Trapezunt und Redut-Kale bringt. Auch mit Haselnüssen und getrockneten Feigen werden nicht unbedeutende Geschäfte gemacht. Die Kaufbuden sind schlecht versehen, und gehören meist Griechen, die mit Tuch, Baumwollenzeug, Tabak und Spezereien handeln. Jeder derselben hat eine geladene Flinte neben sich, und häufig muß er davon Gebrauch machen, wenn ein benachbartes Dorf einen Ueberfall wagt. Bei Streitigkeiten mit den Ortsbewohnern selbst können sie jedoch als Christen sich der Flinten nicht bedienen; sie thun klüger, geduldig den Streit durch Stockschläge beendigen zu lassen. So habe ich gesehen, wie einer dieser Unglücklichen gezüchtigt wurde, welcher zur Zeit des Feldbaues sich weigerte, einen Karst zu nehmen und mit seinen Glaubensbrüdern auf den Gütern des Aga's zu arbeiten. Die Berge sind von Kalkstein. Der Berg, worauf der Ort liegt, ist schwärzlich und hat ein schieferartiges Aussehen. Wo die Ruinen liegen, sind die Lagen fünfzehn Fuß dick. Am Ufer finden sich eine Menge Trümmer von Urgebirg. Die rollenden Kalkstücke sind weit größer als die anderen, und scheinen daher von einer geringeren Entfernung herzukommen. Grauen Granit und rothen Sienit giebt es nach dem Kalksteine in größter Menge.

Kein Türke bleibt bei Tage zu Hause; Alles versammelt sich auf dem Basar, raucht und unterhält sich. Erst des Abends begeben sie sich nach der Wohnung zu ihrer Familie. Unser Kapitän, der nicht das Ansehen haben wollte, daß er sehr ungeduldig wäre, seine Frau wiederzusehen, hatte sich am Tage seiner Ankunft seine Kinder zuschicken lassen, und begab sich erst am folgenden Tage in sein Haus, forderte uns aber nicht auf, ihn zu begleiten, so daß wir ganz allein in unserer fremden Tracht, welche großes Aufsehen machte, unter diesem mißtrauischen Volke zurückblieben. Um mehr Ruhe zu haben, gingen wir an Bord. Hier mußten wir zwei Tage warten, bis die Ladung vollends aus dem Schiffe herausgebracht und eine unvorhergesehene Schwierigkeit beseitigt war. Der Pascha von Trapezunt bekriegte einen Aga aus der Nachbarschaft der Sürmenioten, und diese hatten mit letzterem gemeinschaftliche Sache gemacht; sie wagten daher nicht, sich vor ihrem Feinde sehen zu lassen, um nicht Waaren und Schiffe einzubüßen; in dieser Verlegenheit ergriffen sie ein in der Türkei sehr gebräuchliches Mittel: schickten dem Pascha Vorschläge zum Vergleich, versprachen Unterwürfigkeit, Steuern, zugleich aber setzten sie auf die Barke, welche die Depeschen besorgte, etwa fünfzehn Mann, den Neffen des Aga an der Spitze, um dem Empörer beizustehen. Diese jungen Leute, ohne Zweifel die ersten unter den unruhigen Köpfen des Ortes, bekamen wir zu Reisegefährten nach Trapezunt; wir hatten eine große Barke mit einem einzigen Segel. Sie blieben aber nicht lange an Bord, denn der Wind wurde etwas heftig; und wir mußten beilegen, worauf sie es vorzogen, ihren Weg zu Land fortzusetzen. Der Kapitän war eben so froh als wir über ihre Entfernung und fuhr so schnell als möglich weiter, damit es ihnen nicht einfiele, wieder einzusteigen.

Die Küste des schwarzen Meeres bis Trapezunt gewährt einen reizenden Anblick: überall Häuser, Gärten, eine Bevölkerung, die zwar, dem wenig angebauten Boden nach zu schließen, nicht sehr bedeutend ist, aber doch eben, weil sie zerstreut ist, nicht unbedeutend erscheint; hie und da Ruinen, welche andeuten, daß man sich der Hauptstadt eines ehemaligen Reiches nähere. Wir fuhren um die kleinen vorspringenden Gebirge; ich erkannte einen basaltischen Boden, der den im Gebirge vorherrschenden Kalk bedeckt zu haben scheint. Etwa fünf Miglien von Trapezunt gewahrte ich zwei Pyramiden auf dem Gipfel eines Berges, sie dienten wahrscheinlich als Leuchtthürme. Erst mitten in der Nacht liefen wir in den Hafen ein und hier mußten wir den Tag abwarten, um in die letzte Hauptstadt des griechischen Reiches eintreten zu können. Trapezunt liegt am Meeresufer, der Hafen östlich von der Stadt hinter einem Vorgebirge, an dessen äußerstem Ende man einen Damm angelegt hat. Hinter diesem liegen die Schiffe im Sommer ziemlich sicher vor dem im schwarzen Meere furchtbaren Nordwest-Wind, im Winter aber muß man zu Platana, etwa zwei Stunden vorwärts, Schutz suchen. Die Hochebene, auf welcher die Stadt liegt, erhebt sich etwa neunzig Fuß über den Meeresspiegel; die Häuser der Griechen und Armenier reichen amphitheatralisch bis an die Küste herab. Die christliche Bevölkerung ist 5—600 an Zahl, die der Mohammedaner wird zu 60,000 angegeben. Die Häuser sind mit Ausnahme des französischen Consulats ziemlich schlecht gebaut, und sehen fast gefängnißartig aus; die Mauern sind fest, haben wenig Fenster, und diese Fenster größtentheils nach dem Innern des Hofraumes zugewandt. Die innere Einrichtung steht ebenfalls der nach, welche ich in anderen Theilen der Türkei sah. Alles deutet auf geringe Fortschritte in der Kultur und erinnert den Europäer an die Nothwendigkeit, immer auf seiner Hut zu seyn. —

Palembang auf Sumatra.

Palembang ist ein Königreich auf der Ostküste der Insel Sumatra. Im Jahr 1821 bemächtigte sich die Colonialregierung des niederländischen Ostindiens dieses Reiches, indem sie den mohammedanischen Sultan des Despotismus und feindseliger Handlungen beschuldigte und statt seiner einen andern Fürsten einsetzte, der nur dem Namen nach Herrscher ist.

Die Hauptstadt des Königreiches, die mit demselben gleichen Namen führt, liegt auf beiden Seiten des Flusses Moesie, ungefähr 30 Stunden von seiner Mündung. Dieser Fluß, der weiter abwärts den Namen Soensang erhält, ist von dem Meere bis zur Hauptstadt schiffbar. In der Mitte der Stadt liegen die beiden Paläste der Sultane; sie sind von wohlgebauten Häusern umgeben. Zu beiden

Seiten des Flusses sieht man Flösse, welche Häuser von Holz und Bambus tragen, die den reichen Europäern zur Wohnung dienen und in einem Lande, wo das Thermometer beständig zwischen 76° und 92° Fahrenheit steht, allerdings einen angenehmen Aufenthalt gewähren müssen. Ein wahres Vergnügen ist es, auf den Galerien dieser schwimmenden Häuser zu sitzen und die chinesischen Junken, die Pantiallanys und andere Fahrzeuge, die einen mit Passagieren, die anderen mit Kaufmannsgütern beladen, und noch andere, offene Läden mit Lebensmitteln und Waaren aller Art tragend, den Fluß herauf und hinab schwimmen zu sehen. Außer den beiden Palästen ist nur die große Moschee von Stein gebaut; alle anderen Gebäude sind von Holz.

Die Bevölkerung wird auf 20 bis 25,000 Seelen geschätzt, worunter ungefähr 800 Chinesen und 500 Araber sind. Die ersteren wohnen in einem Dorf oder Lager außerhalb der Stadt. Der Titel, den der Fürst in der Landessprache führt, ist Seesoehoenan (Susuhunan); die Araber nennen ihn Sultan. Es besteht eine Art Adel, dessen Mitglieder Priaijs heißen; diese zerfallen in Panghezans oder Gebietende, Radiens oder auserwählte und Mans-agus oder Wohlwürdige und sind Vasallen des Fürsten und verbunden, demselben im Kriege mit ihrer Mannschaft oder mit bewaffneten Fahrzeugen zu Hülfe zu ziehen und in Friedenszeiten ihm zu seinen Bauten Materialien und Arbeiter zu liefern. Auch das Volk, das von der Aristokratie sehr gedrückt wird, zerfällt in mehrere Klassen oder Kasten. Jeder Priaij hat mehrere Frauen, die außerordentlich eifersüchtig auf einander sind; auch die Männer sollen sehr eifersüchtig seyn. Im Allgemeinen herrscht große Sittenlosigkeit; übrigens sind die Einwohner von Palembang gute Arbeiter in Holz, Eisen, Kupfer und Elfenbein. Ihre Waffen sind vortrefflich; und man findet selbst Uhrmacher unter ihnen. Die Weiber weben Goldstoffe, sticken ausgezeichnet gut und malen goldne Blumen auf Baumwollenstoffe. Es giebt wenige unter den Eingebornen, die lesen können; sie haben so gut als gar keine Religion; ihr Aberglaube geht so weit, daß der Sultan Mahmud Badar Udien sein eigenes Kind tödten ließ, weil dasselbe auf der Zunge einen schwarzen Fleck hatte, den man zu Palembang als ein Zeichen des Unglücks betrachtete. — Der letzte Sultan hatte über 500 Weiber, welche die schönsten waren, die in dem ganzen Königreich gefunden werden konnten; aber die Zwietracht, die unter ihnen herrschte, würde den ganzen Palast in Unordnung gebracht haben, wenn der Despot durch seine Schreckensmaßregeln nicht bald die Ruhe wieder herzustellen gewußt hätte. — Die Priaijs sind meist arm; und ihre Frauen müssen daher weben und sticken, um durch den Ertrag ihrer Arbeit zur Erhaltung des Hauswesens beizutragen. Einige der Priays haben Lehen; die meisten derselben lassen ihre Güter durch Sclaven bestellen. Außerdem besitzen sie Fahrzeuge, die sie vermiethen. Diejenigen, welche in Aemtern und Würden stehen, ziehen eine nicht unbeträchtliche Rente aus den Geschenken, welche die Kaufleute, die mit Waaren nach Palembang kommen, der Regierung zu machen verpflichtet sind.

Palembang könnte seiner Lage nach ein wichtiger Handelsplatz werden; bereits gegenwärtig treibt es einen bedeutenden Handel mit Java, Banka, China, Singapore, Malacca, Linga und Siam; ohne die kleinen Inseln in der Nachbarschaft zu rechnen, mit denen die Stadt beständig durch Barken in Verbindung steht. Die Einfuhrartikel bestehen in javanischen Tüchern, europäischen Baumwollenzeugen, chinesischem Porcellan, roher Seide, Goldfäden, gegossenen Eisengefäßen, Specereien, Thee, Confituren und anderen chinesischen Waaren. Auch Oel, Zucker, Kupfer, Eisen, Stahl und Gewürze werden eingeführt. Im Jahr 1822, dem ersten der holländischen Herrschaft, betrug der Werth dieses Handels eine halbe Million Gulden, wobei der Opiumverkauf nicht eingerechnet war, der ein Monopol der Regierung ist und ihr in demselben Jahre 400,000 fl. eintrug.

Der Tuchhandel befindet sich hauptsächlich in den Händen der Araber, von denen einige eigene Fahrzeuge besitzen, während die übrigen die Commissionen der ersteren besorgen. Nach ihnen sind die vornehmsten Kaufleute die Chinesen, welche indessen sich begnügen, die zur See eingeführten Waaren aufzukaufen. Von diesen beiden Nationen erstehen die Kaufleute von Palembang jene Güter, die sie in das Innere einführen wollen, wohin weder die Chinesen, noch die Araber einzudringen wagen, indem sie besorgen müßten, von den Eingebornen geplündert und vielleicht gar erschlagen zu werden.

Das Königreich Palembang liefert für den Ausfuhrhandel die kostbarsten Artikel, als Elephantenzähne, Wachs, Lack, Benzoe, Drachenblut, Goldstaub, Pfeffer, Kaffee, Taback, Indigo rc.; doch belief sich der Werth der Ausfuhr im Jahr 1822 nicht auf die Hälfte der Eingangssumme.

Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, II T. p. 41 ff.

Das Crocodil und der Kiebitz.

Die so lange für fabelhaft gehaltene Erzählung Herodots, daß das Crocodil von der Bdella, die es quäle und beständig seinen Schlund bedecke, durch einen kleinen Vogel befreit werde, der dem Ungeheuer in den Rachen fliege, wird durch die neuesten Beobachtungen vollkommen bestätigt. Der bekannte französische Naturforscher Geoffroy Saint-Hilaire berichtet in einem dem Muséum d'Histoire Naturelle mitgetheilten Memoire, daß der von Hasselquist beschriebene egyptische Kiebitz (Charadrius Aegyptius) zuweilen sich in den Rachen des Crocodils wage, um die Nilschnaken darin aufzusuchen, welche ihm zur Nahrung dienen. So oft das Crocodil an das Land kommt, fallen diese Insekten in unzähligen Schwärmen über dasselb her und dringen in solcher Menge in seinen Schlund, daß der Gaumen, der gewöhnlich eine lichtgelbe Farbe hat, wie mit einer schwarzbraunen Schale überzogen wird. Dann kommt der kleine Kiebitz, welcher von diesen Insecten lebt, dem Crocodil zu Hülfe und befreit es von seinen Feinden, was ohne die geringste Gefahr geschehen kann, da das Thier, ehe es seinen Rachen schließt, seinen Gast immer erst durch eine vorhergehende Bewegung davon in Kenntniß setzt. Der Crocodilus acutus von St. Domingo, der auf ähnliche Weise, wie das egyptische Crocodil von den Nilschnaken, von den Maringounis geplagt wird, hat gleichfalls einen kleinen Vogel zum Freund, den Todus viridis, der ihm denselben Dienst leistet. — Nur darin irrte Herodot, daß er jene Insekten für Bdellen (Blutegel) hielt; denn diese giebt es im Nil nicht.

Bulletin Universel.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 134. 14 May 1829.

Historische Entwicklung der französischen Literatur.

Paris im April.

Gab es jemals ein Volk, welches nicht Tiefe des Geistes genug hatte, selbst viele Erfindungen zu machen, aber Verstand genug, fremde Erfindungen zu benützen, so sind es vorzugsweise die Franzosen. Die Literatur ihres klassischen Zeitalters verdankt das Leben den Lateinern, und die geistige Ausbildung den Griechen, gilt aber dennoch für originell. Und wie die klassische Schule eine Tochter des Südens, so ist ihre neuere, romantische Schule eine Tochter des Nordens, verleugnet aber gern ihre Abkunft und nennt sich originell.

Die englischen Dichter und die unsrigen sind die Fundgrube der französischen Romantiker, gleichwie ihre Klassiker einst aus der reinen Quelle der Griechen und dem unlauteren Brunnen der Lateiner schöpften. Den Alten entlehnten die Franzosen die Regeln der Einheit, im Mangel an Einheit schweben wir ihnen gegenwärtig als Muster vor. Den Alten entlehnten die Franzosen Sprache und Schreibart, ja es thut Voltaire leid, daß man in unserm Europa an der Stelle der schönen lateinischen Sprache ein halbes Dutzend sehr unvollkommener Kauderwälsche*) habe; und in Sprache und Schreibart richtet sich gegenwärtig ihre Romantik nach dem Norden.

Die letztere Richtung der französischen Schriftsteller ist noch im Entstehen, kann daher nur in der Zukunft deutlich nachgewiesen werden; die frühere Richtung, die der Klassiker, naht ihrem Ende und gehört dem Bereiche der Geschichte an. Aber nur einige charakteristische Punkte dieses geschichtlichen Schauspiels werde ich in den folgenden Zeilen hervorheben, um zu zeigen, was die Franzosen den Lateinern verdanken, was den Griechen; wie sie in der Nachahmung der Alten Anfangs ohne Geschmack, darauf mit Takt, endlich mit Uebertreibung verfuhren. Das Werk eines geistreichen jungen Franzosen**) wird mir dabei, wenn nicht als Leitfaden, doch als Quelle für viele Einzelheiten dienen, und ich will versuchen, an die Bemerkungen über klassische Nachahmung einige andere über den vielbesprochenen Romantismus der Franzosen anzuschließen.

So lange die Nachahmung nicht wenigstens gründlich ist, bleibt sie affektirt und ohne Geschmack. So ging es dem Dichter Marot, welcher zur Zeit Franz I lebte. Seine Uebersetzungen sind selten gelungen, und am Schlechtesten ist das Eigene, was er hinzufügt. Die Alten imponirten ihm zu sehr, als daß er sie nicht benutzt hätte; fast Alles entlehnte er aus ihnen, nur seinen Geschmack läuterte er nicht durch sie. Daher schimmert mitten unter dem Ernste, welchen ihm die Lateiner einflößten, die witzelnde Eigenthümlichkeit seines Zeitalters durch; die Alten, schreibt er an König Franz, m'ont espris (épris) mes esprits, mené ma main et amusé ma Muse.

Marot hatte von dem Charakter seiner Zeit nur die schlimmste Richtung beibehalten, seine Nachfolger opferten dem Einflusse der Lateiner alle Eigenthümlichkeit auf, um so mehr da die Kenntniß des Lateinischen gründlicher wurde. Selbst Montaigne, einer der größten unter den altfranzösischen Schriftstellern, giebt hiervon ein treffendes Beispiel. Von seiner frühesten Kindheit an lernte er Latein; sein Vater umgab ihn nur mit Leuten, welche diese Sprache redeten, und als er sechs Jahre alt war, kannte er noch keine andere Sprache. Daher die lateinischen Wendungen in seiner Schreibart, daher sogar ihre Lebendigkeit; Latein war für ihn keine todte Sprache. Noch Fenelon kannte Damen, welche nicht bloß in den profanen Schriften der Alten bewandert waren, sondern auch den heiligen Hieronymus, Paulin, Cyprian tüchtig studirt hatten. Bis zum Ende der Regierung Ludwigs XIV lernten die Knaben und Mädchen lateinische Bücher lesen, bis in die neuere Zeit blieb Latein die Sprache der Aerzte, und in der neuesten französischen Umgangssprache sieht man in Ausdrücken, wie alibi, status quo, sine qua non etc. die Spuren vom Einflusse des Lateinischen. Margareta von Valois, Schwester Franz I und Gemahlin Heinrichs IV, gleich berühmt durch Schönheit, Geist und Kenntnisse, war eine tüchtige Philologin und übersetzte unter andern Sannazar's lateinische Fabel über die in Weidenbäume verwandelten Faune und Nymphen der Diana in französische Verse. Die Gelehrten Frankreichs nannten sie ihren Mäcen. Maria Stuart war eine gelehrte Lateinerin. Dreizehn bis vierzehn Jahre alt, hielt sie öffentlich im Louvre, vor König Heinrich und seinem Hofe, eine eigene latei-

*) Voltaire, la toilette de Madame de Pompadour.

**) Recherches sur les sources antiques de la littérature française, par Jules Berger de Xivrey, à Paris, chez Chapelet. 1829. 8.

nische Rede, „behauptend und verfechtend, gegen die gemeine Ansicht, daß es sich für Frauen zieme, die Wissenschaften und freien Künste zu verstehen.“ „Denkt Euch, sagt der Höfling Brantome, welch' eine bewundernswerthe Sache, diese gelehrte und schöne Königin lateinisch peroriren (oder) zu hören, sie verstand und sprach es recht gut, ich habe es gesehen *).“ Bis auf Frau von Lafayette und Frau von Sévigné herab läßt sich derselbe Einfluß der lateinischen Studien nachweisen, und in Frankreich, wo die Macht des schönen Geschlechts nicht gering ist, mußten die Herren natürlich schon deßwegen Latein lernen, weil die Damen es thaten. Auch Griechisch konnten viele Französinnen. Vor Allem Madame Dacier. Die Frau und die drei Töchter des Philologen Morel schrieben griechische Verse; seine älteste Tochter, Camilla, verfaßte für ihn eine nicht üble griechische Grabschrift in zwei Distichen **).

Deutsche Damen, welche gegenwärtig Maria Stuart oder Fräulein Morel in Bezug auf die alten Sprachen zum Vorbilde nehmen möchten — in der That lernten in den letzten Jahren noch einige deutsche Damen Griechisch — würden sich mit Unrecht auf jene berufen; sie mögen bedenken, daß vor Boileau die Leute von Geschmack in Frankreich mehr Vergnügen an den lateinischen Versen fanden, als an französischen. Sogar nach Boileau hatten die lateinischen Dichter in Frankreich noch ihre Partei, und groß war der Streit über die Frage, ob die Inschriften auf den neuen Bauten in Paris, zu Ludwigs XIV Zeit, lateinisch seyn sollten oder französisch. Richter waren die Akademie der Inschriften und Colbert. Die berühmtesten Lateindichter der Zeit verfochten in Versen die Angelegenheit des Lateins, die französische Sprache fand, leider! keinen besseren Verfechter als Desmarets. Boileau, welcher selbst lateinische Verse schrieb, zog für Inschriften das Latein vor. Somit gewannen die Lateiner den Prozeß, und nicht zufrieden mit diesem Siege schrieben sie gegen die, welche es wagten, das Französische in irgend einen Vergleich mit dem Latein zu bringen und eiferten gegen die Neuerer: Ronsardus und Malherba.

Was nun gar das Gerichtswesen betraf, so gewann mancher Advokat seinen Prozeß durch eine gut angebrachte Citation aus dem Cicero. Es ist bekannt, welcher Mißbrauch hievon gemacht wurde. Ein Jurist, der seinen Pastetenbäcker gegen einen gemeinen Bäcker vertheidigte, begann seine Rede gerade so, wie Cicero für den Quinctius, und Racine benutzte ironisch dasselbe Mittel in seinen Plaideurs, in Angelegenheiten des Kapauns — wofür ihm die Juristen der Hauptstadt nicht wenig Dank zollten.

*) Maria Stuart war aber auch französische Dichterin. Wie schön ist folgende Strophe von ihr:

Adieu plaisant pays de France,
O ma patrie la plus cherie,
Qui a nourri ma jeune enfance!
Adieu France, adieu mes beaux jours;
La nef, qui dejoint nos amours,
N'a cy de moi que la moitié!
Une part te reste, elle est tienne;
Je la fie à ton amitié,
Pour que de l'autre elle te souvienne.

**) Berger de Xivrey, S. 128.

Selbst die trefflichsten französischen Schriftsteller schöpften nicht immer mit Takt aus dem Latein. Corneille übersetzte lateinische Bücher des Père de la Rue u. A. ins Französische, schrieb aber auch eigene lateinische Verse, und die über den flandrischen Feldzug (1667) gefielen so sehr, daß sie ins Französische übersetzt wurden und aus dem Französischen wieder ins Latein. Er übersetzte eine Scene aus Seneca, er hatte eine besondere Vorliebe für Lucan, übertrug sogar zwei Bücher des Statius, aber trotz allen Nachsuchungen hat man kein Exemplar davon vorfinden können.

Wenn man irgend Einem nachsagen kann, daß er selbst als Nachahmer originell bleibt, so gilt dieß von Boileau und Lafontaine. Wenn Horaz bereits sagte:

Ut Attica virgo
Cum Sacris Cereris, procedit fuscus Hydaspes
Caecuba vina ferens,

so verzeiht man gerne Boileau die Nachahmung (bei Gelegenheit eines Mainzer Schinkens)

Un valet le portait, marchant à pas comptés
Comme un recteur suivi des quatre facultés.

Boileau besaß eine gründliche Kenntniß der Alten, ja er war mit den griechischen Sammlern des Mittelalters fast eben so vertraut als mit Homer, Pindar, Horaz, Juvenal. Lafontaine, der seine Muster oft übertraf, war so vertieft in das Studium der Alten, daß er einst auf einer Reise, im Wirthshause angelangt, im Garten seinen Livius las, weder ans Essen noch ans Bezahlen dachte und beinahe im Wirthshause hätte zurückbleiben müssen.

(Schluß folgt.)

Cornwall.

(Schluß.)

Bergwerke und Fischerei.

Cornwall hat gegenwärtig hundert und dreißig Minen (Huels) in Thätigkeit, ihre Zahl aber wechselt oft, da man alte verläßt und neue öffnet. Außer den Bergwerken giebt es auch Flußwerke, die das reinste Metall liefern. Man leitet den Lauf eines Baches ab und führt ihn über ein Waschwerk, wo die reinen Metalltheilchen, die das Wasser enthält, zurückbleiben. Man heißt dieß Zinn waschen; obgleich auch das einzige Flitschgold, das Cornwall liefert, und das meist in kleinen abgesonderten Körnern besteht, zuweilen aber auch mit quarzigen Theilen zusammenhängt, in dieser Wäsche gewonnen wird. Die Arbeiter haben ein Rohr am Gürtel stecken, worein sie die aufgefundenen Goldflimmer werfen; ist dieses voll, so bringen sie es den Goldschmiden, und der Erlös kommt ihnen als Gehalt zu gut.

Der Bezirk von Bottallack ist der interessanteste Theil von Cornwall, theils wegen der vielen Minen, theils auch wegen des wilden großartigen Charakters der Landschaft. Wenn je eine Gegend den Anstrengungen des menschliches Fleißes zu trotzen schien, so ist es Bottallack, wo man eine Dampfmaschine zwei

hundert Fuß tief unter die Erde schaffen mußte, um die Bergarbeiten unter das Bette des Meers auszudehnen. Schon der Gedanke eines solchen Unternehmens ist schauderhaft; und der Anblick dieser Riesenwerke in den Eingeweiden der Erde, so wie das entsetzliche Getöse, wovon die Klippen ringsumher widerhallen, erfüllt den über diesem Abgrunde stehenden Zuschauer mit staunender Bewunderung. Die Bewunderung aber steigt, je tiefer er in diese unermeßlichen Höhlen hinab kömmt, wo sich eine erhabene Natur mit den Wundern der Kunst vereinigt. Aber wie soll man den Eindruck beschreiben, wenn man das Heulen der Wogen, welche über diesem unterirdischen Bau hinrollen, über sich hört, während man eine Reihe mit Kohlen für den Gebrauch der Bergwerke beladener Maulthiere unter der Peitsche der Treiber von der schwindelnden Höhe eines gekrümmten Felsensteigs herabtrotten sieht? Der Weg wird immer steiler, je weiter er abwärts führt, und nahe am Grund dieser Unterwelt, sind die Felsen in fast senkrechter Richtung ausgehauen, so daß man, um die Erze aus dem Schacht auszufördern, am obersten Rande des Absturzes eine von Pferden getriebene Maschinerie anlegte, die, von unten gesehen, in der Luft zu schweben scheint.

Die Erzgruben erstrecken sich gegenwärtig über 400 Fuß unter das Meeresbett, und doch finden sich Leute, die um geringen Lohn die Schrecken dieses unterirdischen Lebens bestehen; wir würden unser Mitleid Verbrechern nicht versagen, die zu diesem harten Tagewerk verurtheilt wären, dem sich der cornwaller Bergmann mit Freuden unterzieht. Ja so groß ist die Macht der Gewohnheit, daß nur selten Jemand diese Lebensart gegen eine andere vertauscht.— Die gewöhnlichste Art das Zinnerz zu schmelzen ist folgende. Man vermischt damit ein Achttheil sehr reiner nicht mit Schwefel zersetzter Schmiedekohle (culm), die man hiezu aus Wales bezieht. Nachdem das Erz sechs Stunden lang in einem Reverberirofen geschmolzen ist, und der Schwefel- und Arsenikgehalt sich verflüchtigt hat, läßt man das flüssige Metall durch eine Oeffnung im Boden des Ofens abfließen. Bevor man es aber in Barren gießt, wird es zu gehöriger Säuberung nochmals geschmolzen. Den Augenblick vor der Abgießung in die Formen hält man einen grünen Apfelzweig eine Zeitlang auf den Grund des Schmelztiegels, damit die starke Auswallung bei der Entladung des Dampfes die Schlacken nach der Oberfläche des flüssigen Metalles treibe. Aus 100 Theilen schwarzen (unreinen) Zinns werden 65 Theile reinen oder weißen Zinns gewonnen.

Am Ergiebigsten sind für den Augenblick diese Bergwerke in Kupfer, obgleich darauf erst seit einem Jahrhundert gegraben wird. Als Grund der so langen Nichtbenutzung des Kupfererzes giebt man die tiefere Lage der Kupferadern an, so daß in Ermanglung der zum Auspumpen des Wassers erforderlichen Maschinen die Zinnadern aufgegeben werden mußten, ehe man zu denen des Kupfers gelangen konnte. Pryce stellt in seiner mineralogia Cornubiensis die Behauptung auf, daß eine Zinnstufe in einer Tiefe von 50 Klaftern aufhöre, die gehörige Quantität Erz zu liefern. In den letzten Jahren aber haben die cornwäller Zinngruben in viel weiterer Tiefe noch die reichste Ausbeute gewährt. Die zu Treven sind bei 150, die von Hewas Downs und Poldice bei 140 und 120 Klaftern noch vollergiebig. Auch das Huel-Vor hat bereits eine Tiefe von mehr als 130 Klaftern erreicht. Als die Bergleute zuerst auf Kupferadern gruben, hielten sie sie für werthlos (podar in ihrer Sprache) und verließen die Mine, indem sie sagten, daß das Podar das Zinn verderbe. *) Im Jahr 1735 aber untersuchte der Mineralog Coster aus Bristol dieses Erz und benutzte die Unwissenheit der Bergleute, indem er geraume Zeit Alles aufkaufte, was sie davon zu Tage brachten, und große Summen damit gewann.

Cornwall bringt zwar vornehmlich Kupfer und Zinn hervor, es besitzt jedoch auch Minen, die blei-kobalt- und silberhaltig sind. Die Bleimine gibt 60 Unzen Silber auf die Tonne Erz. Die Adern der verschiedenen Erze heißen Loden; die ergiebigsten streichen von Morgen nach Abend, in der Breite wechseln sie von 36 Fuß bis zu der Dicke eines Gerstenkorns. Ihre mittlere Breite beträgt vier Fuß. Dieselbe Lode wechselt oft in einem Raum von wenigen Klaftern zwischen sechs Zoll und zwei Fuß. Man hat kein Beispiel, daß eine Ader senkrecht lief. Der tiefste Gang, welchen man gegenwärtig ausbeutet, ist der von Dolcoath, welch 235 Klafter unter die niedrigste Erdoberfläche fällt. **) Die Felsen, zwischen den die Loden streichen, sind verschiedener Art. Das Zinn und Kupfer findet man gleichmäßig zwischen Graudstein und Schieferlagern.

Die von Morgen in Abend streichenden Adern werden zuweilen von solchen, die von Mitternacht in Mittag streichen, durchkreuzt und heißen Kreuzadern; diese verwirren aber sehr oft die Bergleute und führen sie von der Hauptstreichlinie ab. Merkwürdig ist, daß man in dem Huel Peever vierzig Jahre brauchte um die rechte Ader wieder anzugraben.

Einen anderen fast nicht minder wichtigen Erwerbsquell dieser Landschaft bildet die Pilscherfischerei. Der Pilscher ***) hat in Gestalt viel Aehnlichkeit mit dem Häring; auch begriff ihn Linné mit unter dem Namen clupoea harengus; bei genauerer Untersuchung aber finden sich mehrere charakteristische Verschiedenheiten. Er ist etwas kleiner, weniger trocken, und die Flosse steht genau in seinem Schwerpunkt, so daß er an derselben gehalten, im Gleichgewichte bleibt; während der Häring mit dem Kopfe überwiegt; auch streift man des letztern Schuppen leichter ab, als die des erstern. Ihre Wanderung ist ziemlich dieselbe. Man glaubt allgemein, daß sie aus den nordischen Seen kommen. Gegen die Mitte des Juli erscheinen sie in ungeheurer Menge in den Gewässern von Cornwall und bleiben

*) Ein Gleiches thaten die sächsischen Bergleute, als sie auf Kobalt gruben. Sie fürchteten sich dergestalt vor ihm, daß man in den Kirchen betete, Gott möge das Bergvolk vor dem Kobalt so wie vor bösen Geistern bewahren.

**) Das Huel Sparnon, wo man auf Zinn und Kupfer gräbt, ist der einzige Punkt, wo man in einiger Quantität Kobalt findet. Ein aus dieser Mine gehauenes Kobaltstück wog 1533 Pfund.

***) Dieß ist eine Sardellenart, welche um Carnwall häufig gefunden wird, und heißt sonst auch die englische Sardelle.

bis Ende Septembers, wo sie wieder verschwinden. Diese Annahme hat aber wenig Wahrscheinlichkeit, da man sie nie auf der Höhe des Litorals von Schottland, noch an den Nordküsten Irelands und der Insel Man, noch selbst auf der Nordküste von Cornwall bemerkt hat. Wahrscheinlicher ist, daß sie aus irgend einem Theile des westlichen Ozeans einwandern und mit Anfang des Winters dorthin zurückkehren. In dem letzten Jahrzehnt sind sie, zur großen Besorgniß der Fischer, von ihrer Richtung merklich abgewichen und halten sich mehr von der Küste entfernt; weil sie entweder in der hohen See mehr Nahrung finden, oder die Strömung anders geht. Voriges Jahr näherten sie sich jedoch wieder mehr der Küste von St. Ives und zwar in solcher Menge, daß zwei Schleppnetze mit einem einzigen Zuge 3000 Mud Fische fingen. Auf andern Punkten der Küste waren übrigens die Fischbänke, wie man sagt, wieder beträchtlich.

Ende Julis beginnt man die Vorkehrungen zu dieser Fischerei; der Preis eines Schleppnetzes sammt Fahrzeugen, Rudern, Tauen, Segeln und dem zu 500 Mud Fischen erforderlichen Salz beläuft sich auf 1000 Pf. Zu jedem dieser Netze braucht man 3 Fahrzeuge, und auf die beiden größeren je 7 Menschen; der Führer besteigt mit einem Fischer und zwei jungen Burschen das kleinste Boot. Die beiden ersteren heißen der Schleppkahn und der Geleitskahn, der kleinste der Lurker oder der Wachtkahn. Da die Fische gegen Abend in der Bai erscheinen, stoßen die Kähne um vier Uhr Nachmittags vom Land, und kehren Nachts zehn Uhr zurück. Zuweilen macht man eine Vorexpedition mit Aufgang der Sonne. Die Fahrzeuge rudern in aller Stille in einiger Entfernung von einander hin und folgen der Richtung, welche ihnen die am Ufer hiezu aufgestellten sogenannten Huers durch Geschrei zu erkennen geben, wenn sie an dem röthlichern Wasser oder andern Merkzeichen eine Bank Fische entdeckt haben. Sobald die Stelle bezeichnet ist, senken die Fischer das Netz mehr und mehr in's Wasser, so wie der Nachen die Fischbank umfährt. Das Netz ist gewöhnlich 300 Klafter lang und ungefähr 10 breit. Das Manövre wird so schnell ausgeführt, daß das Schleppnetz in weniger als vier Minuten ausgeworfen und die Fischbank umschlossen ist. Der Fischer erste Sorge ist jetzt, das Netz von derjenigen Seite, gegen welche die Fische hinschwimmen, zu schließen. Das Netz dehnt sich von selbst aus; während Korkhölzer einen Rand desselben über dem Wasser halten, sinkt der durch Bleigewicht beschwerte andere Rand plötzlich auf den Meeresgrund. Es ist leicht begreiflich, daß es bei einer geringern Tiefe als der des Meergrunds, trotz einer noch so großen Menge Fische, wenig Hoffnung auf glücklichen Fang darbieten würde. Hat das Schleppnetz einen hinlänglichen Kreis gezogen, um die beiden Enden gehörig auszudehnen, so zieht man geschwind die Stricke an, und peitscht, so gut man kann, auf das Wasser los, um die Masse der Fische von der einzigen noch übrigen Oeffnung abzuwehren. Ist dieß geschehen, so befestigt man das Netz in seiner kreisförmigen Position durch Drege, die man nach allen Seiten auswirft, und sichert es so vor dem Treiben der Fluthen. Wenn die Seeküsten aber sandig sind und sich abdachen, wie in der Bai von St. Ives, so ziehen die sogenannten Blowsers das Netz in die Untiefen. Die Menge der Fische, welche man auf diese Weise fangt, hängt von den Umständen, der Stärke der Fluthung, der Beschaffenheit der Küste und der Geschicklichkeit der Fischer ab. Sind die Fische nach den Kellern gebracht, so schreitet man zum Einsalzen. Sie werden in Schichten übereinander, in Salz und auf einen abhängigen Grund gelegt, wo das Blut und Oel in untergestellte Behälter abrinnt. Hier liegen sie vierzig Tage, wenn nicht die Kaufleute auf schnelle Ablieferung dringen; verboten aber ist, sie vor dem dreißigsten Tage abzugeben. Schließlich werden sie in großen Trögen gewaschen, in die Presse gebracht, und das abträufelnde Oel wird sorgfältig gesammelt. Die Fischer behaupten, eine Tonne, welche vor Zeiten 10 Gallonen Oel gegeben habe, gebe jetzt nicht mehr als vier; ein Unterschied, der nicht leicht zu erklären wäre. Nach acht Tagen werden die Fischtonnen zur Versendung nach den verschiedenen Häfen des Mittelmeers, besonders nach den italienischen, eingerichtet. Die Regierung erhebt von dem Mud 10 Schilling 6 Pence. In England selbst werden jährlich über 50000 Mud consumirt; 100000 gehen in's Ausland. Von einem Mud, auf welches man drei Zentner Salz rechnet, belaufen sich alle Kosten der Zubereitung mit Einschluß der Tonne auf ein Pfund Sterling und einige Schillinge, welche sammt der Abgabe an die Regierung allein durch das Oel gedeckt werden sollen.

Der Ertrag dieser Fischerei ist um so bedeutender, da sie über 12000 Menschen beschäftigt, und die in diesem Industriezweige steckenden Kapitalien sich auf 350—400,000 Pf. belaufen. Der Abgang der Fische wird — zu 10 Pence den Scheffel — als Dünger verkauft, wobei sich der Ackerbau sehr gut befindet. Um durch zu schnelle Auflösung nicht das Wachsthum zu übereilen, vermischt man den Brack in der Regel mit Sand oder Düngererde. Man behauptet in Cornwall, daß ein einziger Pilscher einen Quadratfuß Land auf mehrere Jahre fruchtbar mache.

Napoleons Urtheil über den König von Spanien.

Die Kaiserin (Josephine) hatte eine sehr geringe Meinung von dem Prinzen von Asturien (dem gegenwärtigen König von Spanien), weil er in seinen Briefen an den Kaiser die Würde vergessen habe, die dem Unglück zukommt. Sie versicherte, er habe Napoleon gebeten, ihm eine Gemahlin unter den Mitgliedern seiner Familie auszuwählen. „Ist es möglich," rief Napoleon aus, „daß ein Mann sich so tief erniedrigen kann? Ich ihm ein Weib geben, das zu meiner Familie gehört? Wie, Madame? Ich würde ihm Ihre Kammerfrau abschlagen, denn ich bin überzeugt, daß sie viel zu edle Gesinnungen für einen solchen Mann hat. Er mag sich damit amüsiren, daß er zu Valençay Comödie spielt; ich werde seinem Volke einen Fürsten geben, der besser versteht es zu regieren."

Mémoires de l'Impératrice Josephine.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 135. 15 Mai 1829.

Einige Worte über Volksfeste *).

Man hat mehr als einmal geäußert, eine Nation zeige nie offener ihren Charakter und eigenthümlichen Geist, als bei ihren Vergnügungen, Spielen und allgemeinen Festen. Es fehlt nicht an Beispielen, diese Behauptung zu unterstützen. Die Juden und die Perser legten für ihre Feste prächtige Orangerien an; bei keiner feierlichen Gelegenheit durften Blumen und Wohlgerüche fehlen. Die Irokesen, Muscogulgen und Chactas lieben es, wenn das Pfeifen der Winde, das brüllende Toben des Bergstroms sich unter den wilden Lärm ihrer Gelage mischt. Die zartfühlenden geistreichen Athenerinnen erschraken, wenn die tragische Scene ihrem Auge die häßliche Gestalt der unterirdischen Gottheiten zeigte; die römischen Damen hörten kaltblütig den Schrei der verwundeten, der sterbenden Gladiatoren. Im Königreiche Dahomet, an der Küste Guinea's, endigt jede Feier, selbst die fröhlichste, mit einem Menschenopfer; ja Otaheiti nicht zu vergessen, wo zur Zeit der guten Königin Oberea die öffentlichen Feste durch ein ähnliches Opfer beschlossen wurden.

Es ist aber dennoch nicht sicher genug, die Nationen nach solchen Zügen zu beurtheilen. Der Character der Völker, wie der des einzelnen Menschen, ist ein Labyrinth von Widersprüchen, eine beständige unharmonische Verbindung von Licht und Schatten. Bei den Nationen, welche sich am Wenigsten gleichen, findet man häufig dieselben Gebräuche. Ueberall gehören Ringen, Faustkampf, Wettläufe, zu den Vergnügungen des Volkes. Die Birmanen und Neuseeländer haben diese Sitte eben so wenig von den Griechen gelernt, als letztere sie von den Scythen oder Celten entlehnt haben. Ueberall hat das Feuer, als das glänzendste und lebhafteste der Elemente, eine große Rolle bei den öffentlichen Belustigungen gespielt. Die Chinesen und Egyptier, von ihren ökonomischen und ordnungsliebenden Grundsätzen geleitet, haben zuerst statt der allen Völkern bekannten unregelmäßigen Beleuchtungen ein Laternenfest eingeführt. Wozu ein System über diese Laternen schaffen? Werden nicht einst die Gelehrten unternehmen, es uns zu erklären, warum der Fackeltanz auf den Carolinen- und Freundschaftsinseln und in einem europäischen Lande fast auf dieselbe Weise ausgeführt wird? Bei den Leichenfesten aller Nationen namentlich herrscht auch eine außerordentliche Aehnlichkeit. Wenn in der Wahl der Trauerfarbe einige Verschiedenheit statt fand; wenn unter den Arabern, Massageten, Canadiern einige Stämme waren, die ein eigenthümlicher Aberglaube bewog, ihre Todten nicht zu begraben; so haben doch die Menschen im Allgemeinen dieselben Begriffe von Pietät gegen Verstorbene, und zum Ausdrucke des Schmerzes und der ihnen beim Anblick der entseelten Reste ihrer Freunde eingeflößten Hoffnungen beobachten sie dasselbe Verfahren. Das düstre Laubwerk zapfentragender Bäume, die Cypresse, Fichte, Thuja sind überall gewählt worden, den Leichenzug zu schmücken.

Von dem stolzen Rom bis zu den anspruchlosen Dörfern Otaheiti's hat man durch gedungene Klageweiber den Schmerz an den Tag zu legen gesucht. Der Bewohner der Südsee, der die Leichname in den hoch in der Luft an den Bäumen der Haine schwebenden Betten aufbewahrt; der Egyptier, welcher sie einbalsamirte, und der Römer, welcher sie in Asche verwandelte, hatten einen und denselben Zweck: von denen, welche ihnen theuer waren, einige Reste übrig zu behalten. Plinius sagt, die älteste Art der Bestattung sey die Beerdigung gewesen; man habe aber die Scheiterhaufen eingeführt, als man sah, daß feindliche Völker die Todten selbst aus ihren traurigen Ruheplätzen rissen. — Diese Bemerkung eines Römers stimmt auffallend mit dem Zeugnisse der isländischen Geschichtschreiber überein: aus gleichen Ursachen ergaben sich in Skandinavien und in Rom gleiche Wirkungen.

Gar manche beim ersten Anschein außerordentlich scheinende Kontraste verlieren alles Wundersame, wenn man nur alle Umstände in's Auge faßt. Ein Tivoli-Besucher in Paris wird es ohne Zweifel lächerlich finden, daß man am chinesischen Hofe bei hellem Tage Feuerwerke abbrennt. Ein ernster Mandarin aber würde antworten: „Sonst beendigten wir unsre Feste um Mitternacht; damals kam also unsere Feuerwerk zur rechten Zeit; jetzt aber eröffnen unsre tatarischen Kaiser um zwei Uhr Morgens ihren Hof und um Mittag ist Alles fertig; andrerseits kann sich der Gang des Ceremoniels nicht ändern, das wäre etwas Unerhörtes in China. Wenn wir also nicht das Reich und die Gesetze des Confucius umstürzen wollen, müssen wir das

*) Melanges scientifiques et litteraires, par Malte Brun. Paris 1829. (geschrieben im Jahre 1806.)

Feuerwerk bei hellem Tage ansehen." Und solche Kraftschlüsse sind nicht bloß in China zu Hause.

Oft behält ein Volk in seinen Festen die auffallendsten Spuren eines nicht mehr vorhandenen sittlichen und politischen Zustandes bei. Was haben die barbarischen Stiergefechte mit den heutigen Sitten des ernsten Spaniers und des friedlichen Portugiesen zu thun? Diese Kämpfe der Menschen gegen Thiere danken dem Müßiggang barbarischer Stämme ihren Ursprung, welche, wie wir, der Schauspiele bedurften und unbekannt mit verfeinerten Neigungen, unsern kleinen verliebten Intriguen und unsern großen tragischen Gefühlen, Nichts als das Bild des Kriegs und der Jagd auf die Bühne zu bringen wußten. Diese Völker knüpften an jene Schauspiele nicht die Idee von Unmenschlichkeit. Der fromme Kaiser Heinrich II und seine Gemahlin, die heilige Kunigunde, fanden eines Tages unaussprechliches Vergnügen daran, den Kampf gegen einen Menschen anzusehen, dessen Körper man mit Honig beschmiert hatte. Der heilige Poppo machte seine Vorstellungen gegen dieß Schauspiel, das dem Geiste des Christenthums zuwider sey, und alsbald ließ der Kaiser dasselbe aufhören (Vita S. Popponis in den Actis sanctorum).

Die zierliche, edle Anordnung der Turniere kam allmählig an die Stelle jener gröbern Vergnügungen. Der Ursprung dieser Ritterspiele muß bei den skandinavischen und germanischen Völkern gesucht werden. „Die Gothen," sagt ein Schriftsteller der Zeit, Isidor in seiner Chronik, „die Gothen werfen gerne den Wurfspieß, handhaben das Schwert und stellen in ihren Alltagsspielen Gefechte vor." Alle Götter der Edda reiten auf hurtigen Rossen und vergnügen sich mit Scheingefechten. Die isländischen Geschichtschreiber zählen bei der Erziehung der skandinavischen Helden alle bei den Rittern des Mittelalters gebräuchlichen Uebungen auf, sprechen auch von Gelübden, vom Anrufen des Namens der Dame mitten im Kampf. Demnach waren diese Kriegsspiele längst vorhanden, ehe man ihnen den Namen Turnier oder Turniamentum gab, den man zum ersten Mal bei einem Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts *) findet. Die Turniere hörten gegen Ende des XVI Jahrhunderts in Europa auf, hauptsächlich wegen des bei einem im J. 1552 gehaltenen Turnier vorgefallenen Unglücks, welches dem Könige von Frankreich, Heinrich II, das Leben kostete. In Schweden hat man neuerdings versucht, jene Uebungen wieder aufzubringen, aber die Richtung unsrer sittlichen Bildung und das System der neueren Kriege haben ihnen ihr Hauptinteresse genommen. Seitdem wir Kanonen haben, giebt es keinen Roland mehr; unsere neueren Amadis laufen nicht Gefahr, daß ihre Damen sie aussenden, die Mauren und Sarazenen zu durchspalten; die einzigen Zauberwaffen unsrer Zeit sind die Goldstücke, und die Tafelrunde König Arthur's hat weniger Reiz für uns als der Spieltisch.

Auch gelingt es uns nicht, den Griechen und Römer nachzuahmen, wiewohl wir über ihre Feste und Spiele so viele Werke in Folio haben.

*) Otto Fresingensis, lib. 1 cap. 17.

Einst las ich mit Erstaunen in der hamburger Zeitung die Beschreibung eines „gewissen Nationalfestes," das zu Paris bei Gelegenheit eines gewissen „ewig denkwürdigen Tages" gefeiert wurde. Welch außerordentliches Volk, sagte ich mir, ist dieses Pariservolk, fähig, so viele erhabene Allegorien aus der griechischen Mythologie, der römischen, indischen, egyptischen ... zu verstehen! Es tanzt also nicht mehr, es denkt bloß; es frühstückt Ideologie, ißt Politik zu Nacht; und wie es in den Schulen die Kunst, Gesetze zu machen, lernt, so versucht es in seinen Vergnügungen das Weltall darzustellen. Die ganze griechische und römische Geschichte, alle Grundsätze der Freistaaten-Politik, alle Interessen europäischer Mächte sind also wiedergegeben in den „bloßen Spielen" dieses neuen König-Volkes! Und was mein Staunen zum höchsten Gipfel steigert, diese großen Ceremonien-Reden, worin vergeblich die besten Köpfe Europa's irgend einen Sinn suchen, diese Reden werden, so sagt man, vollkommen verstanden und gewürdigt von den Gerbern der Rue Mouffetard und den Müllern von Montmartre! Ei diese neuen olympischen Spiele, dieß auferstandne Griechenland muß ich doch sehen!

Bald aber überzeugten mich meine Augen und Ohren, welch ein Abstand zwischen einem wirklichen Feste sey und dem in den Blättern beschriebenen. Als unparteiischer Zuschauer habe ich aus der Nähe etliche zwanzig solche berühmte Nationalfeste beobachtet; ich habe sechs strohene Throne, zwölf hölzerne Scepter und zwanzig bis dreißig papierne Kronen brennen gesehen; ich habe das Herrschervolk an der Estrapade in den Fiaker steigen gesehen, um nach dem Champ de Mars zu fahren und dort eine hölzerne Bastille zu erstürmen; ich habe einen Feuerwerker die Figuren des Despotismus und Fanatismus mit flüchtigem Oehl begießen sehen, die vom Regen triefend dem himmlischen Feuer der Freiheit trotzten; habe englische Linienschiffe in der Seine in den Grund bohren, und die Bollwerke Gibraltars von Ruggieri in Staub verwandeln gesehen; habe bei einem Feste am 18 Fructidor alle Tugenden auf Leinwand gemalt gesehen, Lieferanten ohne Furcht zu den Füßen der Gerechtigkeit sitzend, und die Gnade, die ganz verblüfft aussah, in der Mitte des Direktoriums; ich habe Götter und Teufel gesehen; und wenn erstere einigermaßen aussahen als wären sie aus der alten Rumpelkammer der Oper gekommen, bewiesen doch die Darstellungen der Teufel, daß man vollkommene Muster derselben vor sich gehabt habe; ich habe beim Feste der Agrikultur eine Ceres ohne Brust gesehen, einen Bacchus, welcher vom Durste gequält vergeblich in einer Weinschenke um Kredit bat; einen Merkur, der trotz seiner Flügel langsamen Schritts einherging; einen Apollo mit Eichenlaub bekränzt statt des Lorbeers, gar nicht zu gedenken der neun sittsamen Schwestern; den ganzen Olymp endlich in Hosen und mit dreifarbigen Binden bunt durch einander bei Gärtnern von Montreuil, Kuchenhändlerinnen von Nanterre und Holzhauern von Clamart-sous-Meudon auf dem Wege nach dem Tempel der Cybele — ich glaube — durch eine Wolke, die nicht goldfarbig war und noch minder nach Ambrosia duftete.

Bolivar *).

Boston im Februar 1829.

Simon Bolivar, der bis jetzt bedeutendste Feldherr und hervorstechendste Charakter in der südamerikanischen Revolutions-Geschichte, wurde in Caracas den 24 Juli 1783 geboren. Sein Vater hieß Don Juan Vicente Bolivar y Ponte, und seine Mutter Donna Maria Concepcion Palacios y Sojo, beide von adelichen und bedeutenden Familien in Venezuela. Nachdem er in seiner Heimath eine für das Land gute Erziehung genossen hatte, ging er nach Europa, seine Studien zu vollenden; zuvor besuchte er noch die Havanna und Mexico. Er studierte in Madrid und bereiste dann vorzüglich Südeuropa. Paris zog ihn sehr an; hier war er noch Augenzeuge von einigen der letzten Ereignissen der Revolution, und wahrscheinlich belebte ihn hier zuerst der Gedanke, einst sein Vaterland von Spanien zu befreien. Er bewegte sich in Paris in den ersten Gesellschaften, zu denen der große Reichthum und das imposante Wesen des Jünglings ihm den Zutritt eröffneten. Nach einem Durchflug durch England und Deutschland kehrte er nach Madrid zurück, wo er die Tochter des Don N. Toro, Oheims des Marquis von Toro in Caracas, heirathete, und hierauf nach Amerika, in der Absicht, sich dort dem Familienleben und der Aufsicht über seine beträchtlichen Ländereien zu widmen. Indeß zerstörte der schnelle Tod seiner Gattin, welche am gelben Fieber starb, sein häusliches Glück, und er ging zum zweiten Mal nach Europa, um Zerstreuung gegen seinen Kummer zu finden. Ohne Zweifel hat sein Aufenthalt in Spanien Viel beigetragen, ihn später in seinem Unternehmen gegen Spanien kühner zu machen. Auf dem Rückwege besuchte er die Vereinigten Staaten. Hier mag sein Entschluß, sein Vaterland zu befreien, vollends gereift seyn; denn als er in Venezuela ankam, verband er sich sogleich mit den Patrioten und verpflichtete sich für die Sache der Unabhängigkeit. Da er einer der thätigsten Theilnehmer an den Unruhen in Caracas am 17 April 1810 war, welcher Tag als der Anfangspunkt der Revolution betrachtet wurde, so verlieh ihm die Ober-Junta eine Obristen-Stelle und gab ihm und Don Luis Lopez Mendez den Auftrag, das englische Cabinet vom Wechsel der Regierung zu benachrichtigen. Bolivar nahm Theil an den ersten Thaten der Patrioten von Venezuela, nach der Unabhängigkeits-Erklärung vom 5 Juli 1811, unter Miranda bei einer Unternehmung gegen eine Partei in Valencia, welche sich der Revolution widersetzte. Nach dem Erdbeben im März 1812 fing der Krieg mit Monteverde's Heranrücken ernstlich an, und der wichtige Posten von Puerto Cabello wurde Bolivar anvertraut; aber unglücklicherweise bestachen die spanischen Gefangenen im Schlosse San Felipe, welches die Stadt beherrscht, einen der Patrioten-Officiere; so daß Bolivar den Platz räumen mußte. Dieses Unglück trug sehr Viel zur Unterwerfung Mirandas bei, da Venezuela nun ganz Monteverde's Macht preisgegeben war. Viele, die tief in die Revolution verwickelt waren, suchten das Vaterland zu verlassen, und Bolivar gelang es, Pässe zu erhalten und nach Curaçao zu entkommen. Er konnte indessen nicht unthätiger Zuschauer bei den Ereignissen auf dem Continent bleiben und begab sich deswegen im September 1812 nach Cartagena zurück, wo er mit mehreren Emigranten von Caracas in den Dienst der Patrioten von Neu-Granada trat. Er erhielt das Commando in der kleinen Stadt Barranca, dem Namen nach unter dem Befehl von Labatut, dem republikanischen Gouverneur von Santa Marta. Bolivar's hochstrebendem Geiste konnte aber die Unbedeutendheit nicht genügen, in der er nothwendig in Barranca geblieben wäre. Er rüstete daher eine Expedition gegen Tenerifa aus, eine Stadt am Magdalenenfluß, nahm sie den Spaniern ab, und indem er seine Truppen auf dem Wege verstärkte, marschirte er auf eigene Verantwortlichkeit nach Mompox, warf die Spanier aus allen Posten am obern Magdalenenflusse und zog zuletzt in Ocanna im Triumph unter dem Freudenjauchzen des Volkes, das er befreiete, ein. Jetzt wandte sich die öffentliche Aufmerksamkeit auf Bolivar, und er wurde aufgefordert nach Cucuta zu marschiren und zu versuchen, die spanische Division unter Correa zu vertreiben. Er vollführte diese Aufgabe mit der größten Schnelle und Geschicklichkeit; und faßte nun mit seinem kleinen Heere den kühnen Plan zu einer Invasion in Venezuela. Der Congreß von Granada war dieß zufrieden und erhob Bolivar zum Brigadier; indeß legte ihm der Obrist Manuel Castillo, Obergeneral des Congresses der Provinz Pamplona, viele Hindernisse in den Weg, was zu einer unversöhnlichen Feindschaft zwischen beiden führte. Bolivar ließ sich aber nicht irre machen: mit wenig über fünfhundert Streitern, doch begleitet von vorzüglichen Officieren, von denen mehrere sich später auszeichneten, als Rivas, Jirardot, Urdaneta und D'Elugar, begann er seinen Marsch, und eröffnete, unbekümmert um die Anklagen über Tollkühnheit, die von allen Seiten gegen ihn erhoben wurden, den Krieg mit einem Einfall in die Provinz Merida. Die Einwohner der Hauptstadt dieser Provinz empörten sich gegen die Spanier, wie sie von Bolivar's Annährung hörten. Eilig stellte er hier die republikanischen Obrigkeiten her, während seine Vorhut unter Jirardot auf Trujillo marschirte. Ein einziges Gefecht fand in Carache statt, in welchem Jirardot ein starkes Royalistencorps

*) Es ist vielleicht mehreren unser Leser nicht unbekannt, daß einer unserer Landsleute, Dr. Franz Lieber, gegenwärtig in Boston, mit einer Bearbeitung des Conservationslexikons für die Nordamerikaner beschäftigt ist. Vorliegenden Artikel, der uns in der Handschrift zugekommen ist, theilen wir als Probe mit. Wir können uns indessen nicht verbergen, daß man auch jenseits des atlantischen Meers über manche Thatsachen aus dem Leben Bolivars und deren Motive nicht viel genauer unterrichtet zu seyn scheint, als diesseits. Unbefangene Mittheilungen von Augenzeugen, die vermöge ihrer Stellung geeignet waren, tiefer in das innere Räderwerk der Ereignisse hineinzublicken, fehlen noch. Um so erwünschter müßte die Erscheinung einer Biographie Bolivars aus der Feder seines mehrjährigen Chefs vom Generalstab, des Generals Ducoudray-Holstein seyn, die derselbe nach einem zu Ende vorigen Jahrs von ihm erhaltenen Schreiben aus New-York, wo er sich gegenwärtig aufhält, erwarten läßt. Nach den kurzen Andeutungen zu schließen, die er in diesem Schreiben giebt, würde erwiesen werden, daß Bolivar's ganzem Benehmen schon in der ersten Periode des Befreiungskriegs eine tiefberechnete Intrigue persönlicher Ehrsucht zu Grunde lag. A. d. R.

unter Cannas schlug und dadurch die Provinzen Merida und Trujillo gänzlich von Spanien befreite.

Bolivar hatte ein kleines Corps unter dem Oberst Bricenno entsendet, um Barinas zu besetzen. Bricenno wurde geschlagen und selbst gefangen genommen, worauf ihn der spanische Commandant Fiscar nebst siebenzehn seiner Gefährten und vielen Patrioten aus Barinas erschießen ließ. Mittlerweile kamen Bolivar von allen Seiten authentische Nachrichten zu über die entsetzlichen Grausamkeiten und Bedrückungen, welche Monteverde und seine Officiere verübten. Erzürnt über diese Barbaren erließ Bolivar das bekannte Decret Guerra à Muerte, wodurch er jeden Spanier, der in seine Hände fiele, zum Tode verurtheilte. Aber Bolivar ist nicht und war nie grausam oder blutdürstig, und es scheint, daß dieses Decret mehr die Royalisten einzuschüchtern, als mit der bestimmten Absicht es in Erfüllung zu bringen, gegeben wurde. Da sein Heer täglich wuchs, theilte er es in zwei Divisionen, von denen eine Rivas commandirte. Beide marschirten schnell durch die Provinzen von Trujillo und Barinas auf Caracas los. In mehreren Gefechten siegten die Patrioten, und zuletzt bahnte der vollständige Sieg bei Lastognanes, wo die Elite des Monteverdischen Heeres fiel, den Weg nach Caracas. Während Monteverde sich in Puerto Cabello einschloß, verlor Bolivar keine Zeit, sich in den Besitz der Hauptstadt zu setzen, welche ohne Kampf von den Spaniern verlassen wurde. Dieß geschah am 4 August 1813. Zugleich hatte Marinno die Befreiung der östlichen Provinzen von Venezuela bewirkt, so daß das Ansehen der Republik, die Festung Puerto Cabello ausgenommen, nunmehr wieder überall anerkannt ward.

Zu dieser Zeit vereinigten sich de facto alle Magistratsgewalten von Venezuela in Bolivar, als dem Befehliger des Befreiungsheeres, und obgleich die Bedrückungen einiger seiner untergebenen Officiere laute Beschwerde erregten, so bestätigte dennoch am 2 Januar 1814 eine Versammlung der obersten Militär- und Civilbehörden von Caracas diese Dictatur, welche die Umstände in Bolivar's Hände gegeben hatten, in der Ueberzeugung, daß sie bei dem Stande der Dinge und der Auflösung und Gährung aller politischen Elemente unumgänglich nöthig sey. Es begann nun ein verzweifelter Kampf zwischen den Royalisten und Republikanern, und wenn wir die ganze Rolle, welche Bolivar in diesem Kampfe spielte, erzählen wollten, so würde daraus vielmehr eine Geschichte des Kriegs als Bolivars Biographie entstehen. Erwähnen wir nur hier, daß nach manchem Wechsel des Kriegesglücks Bolivar in der Schlacht auf den Ebenen von La Puerta unsern Cura von Boves geschlagen und gezwungen ward, sich nach Cumana mit den geringen Trümmern seines Heeres einzuschiffen. Dieser Unfall hatte die Folge, daß Caracas im Juli 1814 von Neuem in die Hände der Spanier fiel, die noch vor dem Ende des Jahres unbestrittene Herren Venezuelas wurden. Noch einmal erschien Bolivar in Cartagena als Flüchtling; er machte sich nach Tunja auf, wo der Congreß von Neu-Granada saß, um Bericht von seiner glänzenden und doch im letzten Ergebniß unglücklichen Unternehmung zu erstatten. Obgleich dieser Ausgang nicht für ihn, seine persönlichen Feinde aber gegen ihn sprachen, wurde er wohl empfangen, und man entzog ihm den Beifall nicht, den ein Feldherr verdiente, welcher Nichts bedurfte als Mittel, die seinem Talente und Muth entsprachen, um sein Vaterland auf immer zu befreien.

(Fortsetzung folgt.)

Das Neujahr der Chinesen.

Bei den Chinesen fängt das Neujahr an dem Tage an, wo der Neumond der Zeit am Nächsten fällt, wann die Sonne im fünfzehnten Grade des Wassermanns steht. Es ist das größte Fest im Reiche. Alles, Regierung und Volk, Arm und Reich, erlauben am Neujahr sich eine längere oder kürzere Erholung von ihren gewöhnlichen Sorgen und Arbeiten. Der letzte Tag des alten Jahres ist ein unangenehmer Tag für alle Schuldner und Gläubiger; denn es ist ein allgemeiner Zahltag, und die, welche ihre Verbindlichkeiten nicht erfüllen, werden von ihren ergrimmten Gläubigern geschmäht und gemißhandelt; ja oft gehen die letzteren in ihrem Zorn so weit, alle Geräthschaften in dem Hause ihres Schuldners zu zertrümmern. Am 20 des zwölften Monats werden auf einen Befehl des Hofes alle Amtssiegel im ganzen Reiche verschlossen und nicht eher wieder geöffnet, als bis am 20 des ersten Monats. Durch diese Anordnung erhalten demnach alle Beamten eine dreißigtägige Ruhe in ihren Geschäften; doch sind außerordentliche Fälle von diesem Stillstande ausgenommen. Während der letzten Tage des Jahres werden verschiedene häusliche Gebräuche verrichtet. An einem Abend wird der Camin und der Heerd rein gefegt und der Gott des häuslichen Feuers verehrt. Am Abend vor dem Neujahr wird warmes Wasser durch die Blätter des Wongpi und Pimelu-Baumes wohlriechend gemacht und darin gebadet. Um Mitternacht steht man auf und kleidet sich in die besten Gewänder und Kopfbedeckungen, die man auftreiben kann; darauf kniet man nieder und verrichtet die große Ceremonie, dreimal mit der Stirn gegen den Boden zu schlagen. Hierauf folgt eine allgemeine Illumination, die Jeder so glänzend zu machen sucht, als in seinen Kräften steht; während derselben erflehen Alle vor den Idolen ihrer Hausgötter Glück und Segen für den Lauf des nächsten Jahres. Zuletzt werden alle Götter in den benachbarten Tempeln besucht, Kerzen, Weihrauch und vergoldetes Papier vor ihnen angezündet, Verbeugungen gemacht und feierliche Gebete gehalten. Nachdem diese religiösen Ceremonien vollendet sind, geht man mit Tages Anbruch nach allen Richtungen umher, um Freunde und Nachbarn zu besuchen, bei denen man eine rothe Visitenkarte zurückläßt; Viele bleiben zu Hause, um Besuche anzunehmen. In dem Hause erscheinen Kinder, Diener und Sclaven, alle in ihren besten Kleidern, vor den Häuptern der Familie und gratuliren zum neuen Jahr. Die folgenden Tage sieht man überall Nichts als Trinkgelage, festliche Mahlzeiten, Müssiggang und Verschwendung; alle Läden sind geschlossen, Niemand arbeitet, und es dauert z. B. in Canton einen vollen Monat, ehe das Geschäftsleben seinen gewöhnlichen Gang wieder annimmt.

Literary Gazette.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 136. 16 May 1829.

Michael Oginski's Memoiren über Polen *).

Der Fall eines alten, einst mächtigen Reichs, seine Ausstoßung aus der Reihe selbstständiger Staaten ist ein Ereigniß, das aller Zeitgenossen Mitgefühl in Anspruch nimmt. Ist aber sein Todesurtheil gesprochen und vollzogen, so wird es Pflicht der Ueberlebenden, zu untersuchen, ob nicht, wie es bei untergehenden Reichen gewöhnlich der Fall ist, die Keime des Verderbnisses und der Auflösung in seinem eigenen Lebensorganismus lagen. Polen und Venedig sind zwei merkwürdige Beispiele dieser Art in der Geschichte unserer Tage. In beiden Reichen war der Adel Alles, das Volk Nichts. In beiden Scheinkönige, Wahlfürsten ohne Macht und Ansehen. Beide fielen als Opfer fremden Ehrgeizes, aber nicht eher, als bis alle selbstständige Lebenskraft in ihnen erstorben war.

Die alte Regierung von Polen ward nicht mit Unrecht ein politisches Monstrum genannt. Sie vereinigte in sich alle Sünden der Oligarchie, der Sklaverei, der kirchlichen Unduldsamkeit und der Anarchie. Der einzige Bürger im Staate war der Edelmann. Der Adel belief sich auf eine Million und machte somit ungefähr den fünfzehnten Theil der Bevölkerung aus. In Fällen großer Noth stellte er ein Heer von 170,000 Mann Reiterei ins Feld. Adelserforderniß war der Besitz eines Freiguts oder Abkunft von Einem, der ein solches besessen hatte, Freiheit, seinen Aufenthalt zu wählen, und Enthaltung von allem Handel und Gewerbsbetrieb. Die Aermeren wurden von der reicheren Minderzahl unterstützt oder von der Regierung versorgt. Die großen Grundeigenthümer hielten ein zahlreiches Gefolge solcher adeligen Dienstleute. Alle Adeligen waren vor dem Gesetze gleich und zu jedem Staatsamte wählbar; da aber in Polen, wie überall, der Reichthum die Quelle des Einflusses war, so befand sich das Monopol der Ehrenstellen und Würden in den Händen einiger wenigen vornehmen Familien. Nach dem Adel — sed longo intervallo — kamen die Bürger oder freien Leute in denjenigen Städten, welche gewisse Corporationsprivilegien erhalten hatten. Die erste unter diesen war Krakau, deren Freibrief sich aus dem XIII Jahrhundert datirte. Sie unterlagen keinem Kriegs- noch Frohndienst, wählten ihren Bürgermeister und Stadtrath, und hatten ihre eigene Civil- und Criminalgerichtshöfe, von welchen keine Berufung statt fand. Klagte ein Bürger gegen einen Edelmann, so brachte er seine Sache vor einen der Provinzialgerichtshöfe, welche unter dem Einflusse des Adels standen; war er aber Beklagter, so wurde er von dem Magistrate seiner Stadt gerichtet. Anfangs schickten auch die Städte ihre Landboten auf den Reichstag, verloren aber allmälig dieses Recht, als der Thron ein Wahlthron und der Adel auf die gegenseitige Annäherung der Krone und der Gemeinen eifersüchtig wurde.

Eine dritte Classe bildeten die Pächter, welche die Güter der Edelleute in Bestand hatten, und obgleich von diesen abhängig, hinlängliche Achtung genossen und selbst an die Tafeln der Edelleute gezogen wurden; und zuletzt — als der bei Weitem zahlreichste und verachtetste Theil der Bevölkerung kamen die Bauern, welche an die Scholle, auf der sie geboren wurden, gefesselt und dem Gutsherrn leibeigen waren. Der Grundherr wies dem jungen Bauer bei dessen Verheirathung ein Stück Land, wovon er kärglich leben konnte, nebst Vieh, Haus- und Landwirthschaftsgeräth und dem Baumaterial zu einer Hütte an. Dafür arbeitete dieser dem Herrn drei Tage in der Woche. Wurde das Gut veräußert, so ging der Bauer als Eigenthum auf den Käufer über. Wenn ein Pächter ein Freigut bestand, so wurden die Bauern, welche darauf lebten, in den Pacht eingedungen, und dieser konnte dieselbe Arbeit, wie der Grundherr, fordern. Dieß ist bis auf den heutigen Tag in den meisten Theilen Polens und Rußlands das Loos des Landvolkes; und was das Schlimmste war, die Gesetze gewährten den Landleuten keine persönliche Sicherheit vor der Willkür ihrer Gebieter. Bis in's vierzehnte Jahrhundert übten diese eine unbedingte Gewalt über Leben und Tod ihrer Hörigen aus. Casimir der Große setzte zuerst eine Geldbuße auf die Ermordung eines Leibeigenen, gleich wie er auch den nächsten Verwandten eines verstorbenen Bauern ein Erbrecht auf dessen Mobiliarvermögen ertheilte. Ein anderes Gesetz erlaubte dem Bauer, dessen Frau oder Tochter von einem Adeligen geschändet worden war, das Edelgut als freier Mann zu verlassen. Allein die Gerichtshöfe, welche über die vom Gesetze bestimmten Fälle erkannten, waren in den Händen oder unter dem Einflusse des Adels, und es

*) Mémoires de Michel Oginski, sur la Pologne et les Polonais, depuis 1788 jusqu'à la fin de 1815. Paris 1827.

galt als Grundsatz in Polen, „daß kein Sklave wider seinen Herrn prozessiren solle." Erst auf dem Reichstage im Jahre 1768 ging ein Gesetz durch, welches den Mord eines Bauers zu einem peinlichen Verbrechen erklärte; in welchem Falle aber der Thäter in flagranti crimine ergriffen und die That von zwei Edelleuten oder vier Bauern bezeugt werden mußte. Selbst die freisinnige Verfassung vom Jahre 1791 mußte, indem sie vollkommene und gänzliche Freiheit Aller aussprach, noch ausdrücklich beifügen, daß alle Uebereinkünfte zwischen Gutsherren und Dorfbewohnern wechselseitige Verbindlichkeit nicht nur für die zur Zeit contrahirenden Parteien, sondern auch für deren Nachfolger durch Erb oder Kauf haben sollten, wodurch die Resumtion eines Freigelassenen für immer aufgehoben wurde.

Auch religiöse Zwiespalte trugen das Ihrige zu der Auflösung des polnischen Reiches bei. Die zahlreiche begüterte katholische Geistlichkeit widersetzte sich mit Macht den Lehren der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts. Allein die Zahl der Protestanten nahm fortwährend zu, besonders unter Sigismund August, der sie begünstigte; es gab Lutheraner, Calvinisten, Socinianer, Griechen, welche man sämmtlich unter dem Namen Dissidenten begriff. Die pacta conventa, auf welche die Polen im Jahre 1573 Heinrich von Valois schwören ließen, räumten denselben gleiche Rechte mit ihren katholischen Landsleuten ein; unter den folgenden Regierungen aber sahen sie sich allmälig von allen Staatsämtern ausgeschlossen, da der katholische Souverän dieselben immer nur an seine Glaubensgenossen verlieh. Ebenso setzten sich die Katholiken in den Besitz der meisten Gerichtshöfe, bemächtigten sich des Einflusses auf die Wahl der Landboten und erlaubten sich vielfache Bedrückungen und Plackereien wider den Dissidentenadel, wogegen dieser nirgends Genugthuung finden konnte. Die Geschäftigkeit der Proselytenmacherei, das Gesetz (de haeretico relapso) gegen den Rückfall in die Ketzerei, welches den Convertiten, der vom Katholicismus wieder zum Protestantismus überging, mit dem Verluste seines Vermögens bestrafte, das gegen die Dissidenten verhängte Verbot, neue Kirchen und Kapellen zu bauen, nährten den gegenseitigen Haß, und Verfolger wie Verfolgte trugen gleich Viel zum Ruine ihres Vaterlandes bei — bloß mit dem Unterschiede, daß die Verfolger, die das Recht eines Factums leugneten, die Initiative gaben. Peter der Große, die Höfe von Preußen, England, Dänemark machten verschiedene Male Vorstellungen zu Gunsten der Dissidenten, aber ohne sonderlichen Erfolg. Endlich brachte die Conföderation zu Thorn im Jahre 1765, unterstützt von russischen Bajonetten, die Sache zur Entscheidung; die Dissidenten wurden jedoch nicht ohne blutige Kämpfe in mehreren Theilen des Reichs wieder in ihre Rechte eingesetzt: eine traurige Erscheinung die Intoleranz und der Patriotismus auf der einen Seite, und die Sache des unterdrückten Volks und seine Beschützer — übermüthige Fremdlinge — auf der andern. Die geplagten Dissidenten, unvermögend, sich aus ihrem Nothstand selbst zu helfen, nahmen als Wohlthat den hinterlistigen Beistand Rußlands an, und dieß war einer der vornehmsten und plausibelsten Vorwände für fremde Einmischung in Polens Angelegenheiten. — (Fortsetzung folgt.)

Historische Entwicklung der französischen Literatur.

(Schluß.)

Mehr als den Lateinern verdankt die französische Literatur den Griechen, sowohl unmittelbar als mittelbar durch die Nachahmung der Lateiner; je ungenauer aber Anfangs die Kenntniß des Griechischen in Frankreich war, desto geschmackloser war die Nachahmung. Die ältern französischen Schriftsteller überlieferten einander, daß der Stamm ihrer Könige bis zum trojanischen Kriege hinausreiche — daß Anchises Troja verrathen — daß Aeneas, Stiefsohn des Anchises,

> Et son fillatre Eneas,
> Quar certes ses fils n'ert i pas (n'était-il pas),

und nicht sein Sohn, da er sanft und fromm war, nach Romanien gekommen sey, sich dort gelangweilt und daher die Reise nach Frankreich unternommen habe, wo damals eine vollkommene Egalité herrschte:

> Ni avoit roi, ne duc, ne contes,
> Prevoz, ne vaiers, ne viscontes;
> Chascun estoit et duc et roi.

Bald habe Aeneas die Landessprache gelernt, seine Geschichte erzählt, er sey König geworden und von ihm stamme Pharamond.*)

Mit nicht mehr Geschmack wurde Homer von den alten französischen Uebersetzern behandelt. Die schöne Stelle der Odyssee über die Aufnahme, welche Telemachos bei Helena fand, **) verstümmelt eine franz. Uebersetzung noch aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, wie folgt:

Hélène qui parut en ce moment interrompit le silence, Elle était habillée en Diane; et en quelque état qu'elle se mit, on était toujours charmé de la voir. En voyant Télémaque, elle eut la même pensée de lui que Ménélas.

In solchen Uebersetzungen wurde ein homerischer Held zum Sancho Pansa; ganze Stellen werden ausgelassen, abgekürzt, und man sieht weit mehr das Streben, den neuen Geschmack zu befriedigen, als den des alten Dichters rein wiederzugeben. Sogar Madame Dacier geht etwas zuweit, wenn sie in den Uebersetzungen aristophanischer Stücke einen alten Athener vom Teufel und von Kanonen sprechen läßt.

Die griechischen Schriftsteller wurden in Frankreich nicht so frühe gewürdigt als die lateinischen. Wenn Voltaire behauptet, Homer habe das hitzige Fieber gehabt, als er die Thaten von Kannibalen besang, so muß man es mit den Worten des witzigen Mannes nicht so genau nehmen. Aber aus früherer Zeit kennt man treffende Beispiele, wie sehr die Ungründlichkeit in der Kenntniß des Griechischen der Grund war, die Griechen herabzusetzen. Perrault glaubt in seiner Uebersetzung Homer's, Odysseus sey, als die Charybdis seinen Kahn wieder an's Tageslicht brachte, „so froh gewesen als ein Richter, der sich von seinem Stuhle erhebt, um zum Mittagessen zu gehen, nachdem er mehrere Prozesse entschieden." Im Homer liest man

*) Parthenopex de Blois, Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert.

**) Odyss. IV, 120—137.

aber nur, der Kahn sey zurückgekommen um die Zeit, in welcher die Gerichtspersonen heimgehen, um sich zu stärken, d. i. gegen drei Uhr Nachmittags. Wenn also ein Franzose früher in den Worten Homers eine impertinence gegen die Richter fand, so fällt offenbar der Tadel auf ihn selber zurück.

Uebrigens waren seit 1458 in Paris Professoren der griechischen Sprache angestellt. Einer der frühesten war der Deutsche Johann Stein, der so klug war, sich in Paris Lapierre nennen zu lassen und sich in seinen Werken Lapidanus schrieb. König Franz I that Viel für das Griechische, und erhielt den Ehrennamen: Vater der Wissenschaften. Der berühmte Stephanus (Etienne) gab schon den seitdem oft und immer vergebens wiederholten Rath, daß man das Griechische vor dem Latein lerne; er selber war auf diese Weise unterrichtet worden. Als die Anzahl der Gelehrten zunahm, erwachten die Streitigkeiten. Seitdem Ramus gegen Aristoteles geschrieben hatte, bekam er so viele Feinde, daß er seines Lebens nicht mehr sicher war. Man beschuldigte ihn der philosophischen Ketzerei, seine Bücher wurden verboten und verbrannt, man nahm ihm die Erlaubniß, Philosophie vorzutragen, und beinahe wäre er auf die Galeere geschickt worden. In der Bartholomäus-Nacht endlich wurde er umgebracht, aus dem Fenster geworfen, durch die Stadt geschleift, und, von den Lehrern aufgehetzt, rissen ihm die Studenten die Eingeweide aus dem Leibe. —

Immerhin wurde durch solche Gelehrte die Kenntniß des Griechischen gründlicher, und ihr verdanken die besten französischen Schriftsteller, von Boileau bis auf Rousseau, die Hälfte ihrer Gedanken und ihres Rufes. Sogar das Lustspiel, welches der französischen Literatur am meisten Ehre macht, entlehnte sie den Griechen: die erste in Frankreich aufgeführte Komödie war eine Uebersetzung des aristophanischen Plutus. Der feine Witz, welcher von jeher die franz. Schriftsteller charakterisirte, und welchen sie gewandt unter die ernsthaftesten Sachen mengen, ist von dem attischen Salze nicht sehr verschieden.*)

Selbst der Roman, welchen viele Leute für eine Erfindung des Mittelalters ansehen, ist zum Theil griechischen Ursprungs. Heliodor's Aethiopika, eine gut ausgedachte Schrift voll von sonderbaren Auftritten, lebhaft ausgesprochenen Gedanken, und ausgezeichnet durch die Reinheit ihrer Moral, waren das Muster späterer Romane, nur kam noch eine Mischung ritterlicher Ansichten hinzu. Kein Buch hatte für den jungen Racine so viel Anziehendes, als der Roman „Theagenes und Charikles." Sein Lehrer Lancelot nahm ihm mehrmals dieß unschuldige Buch aus der Hand und fand es immer wieder bei ihm. Dem Streit ein Ende zu machen, lernte Racine den Roman auswendig, brachte darauf stolz das Buch seinem Lehrer, und erklärte ihm, in Zukunft werde er den Roman nicht wieder in Händen haben, aber im Kopfe. Derselbe Roman gab Racine den Stoff zu seinem ersten dramatischen Versuche. Labruyère's Charaktere sind eine Nachahmung Theophrast's. Kurz die originellsten französischen Schriftsteller waren nicht viel mehr als Schüler und Uebersetzer der griechischen.

Racine übersetzte in seinen Stücken fast ganze Scenen aus Euripides und Aristophanes, und Molière hatte bald die Alten so vollständig benutzt, daß es ihm nicht darauf ankam, selbst neueren Schriftstellern ganze Scenen zu entlehnen. So benutzte er den Cyrano de Bergerac und und entschuldigte sich mit den Worten: Cette scène est bonne, elle m'appartient de droit; je reprend mon bien où je le trouve.

Bewundert, wenn sie die Alten gut nachahmten, angefeindet, wenn sie sich dem eigenen Genie überließen, wählten die französischen Klassiker gezwungen den leichteren und minder gefährlichen Weg der Nachahmung. Allmälig flossen die alten Quellen kärger, die Schicksale des Oedipus waren bereits von zu vielen Dichtern dem Publikum vorgeführt worden, als daß es noch Geschmack daran finden konnte; man sah ein, daß aristotelische Regeln allein den Dichtern nicht dieselbe Begeisterung einflößten als die schon benutzte sophokleische Dichtung. Daher plötzlich der Entschluß, die Alten zu verlassen, die Dichtung zu verjüngen:

Il nous faut du nouveau, n'en fut-il plus au monde.

Zur altgriechischen Einfachheit zurückzukehren, war nicht mehr Zeit, um so mehr als die Kenntniß der alten Sprachen in Frankreich abnahm, und eben so wenig wollte man ferner mit dem Schwulste der französischen Klassiker vorlieb nehmen. Gerne sah das Publikum dann und wann die Aufführung ihrer Stücke, es betrachtete dieselben als Reste einer frühern, glänzenden Zeit, und sah sie noch lieber der Schauspieler halber als wegen der Stücke: aber gegen ähnliche, neuere Werke erklärte sich der Geschmack der Zeit. Man dachte:

Depuis assez long-temps Racine est imité,
Admirons, adorons ce grand dieu du théatre,
Mais sans multiplier ses images en plâtre.

Lange ging man darauf aus, Neues zu finden, da begannen die Kriege gegen England und Deutschland; siegreich, dann flüchtig nahmen die Franzosen unsere Literatur mit nach ihrer Heimat, und ohne den Kanal zu passiren, eroberten sie einen Theil der englischen.

Die Anhänger des ancien régime littéraire erhoben ein Zetergeschrei und freuten sich innig, als die ersten Versuche der Neuerungssüchtigen oder Romantiker zum Theil mißlangen. Da waren manche Romantiker schwach genug, zum Klassizismus zurückzukehren und öffentlich, in den Zeitungen, ihre Bekehrung zu verkünden. Wer am besten Stand hielt, sich über die Kritiker lustig machte und auf ihren klassischen Rath desto romantischer dichtete, war Victor Hugo. Jede klassische Manier als solche ist ihm zuwider, alles Romantische als solches ist sein

*) Berger de Xivrey stellt in dieser Hinsicht Plato und Balzac neben einander. Plato spricht vom Philosophen Thales, der einmal, als er die Sterne angukte, in einen Brunnen fiel, und gegen die Philosophen überhaupt, welche die Metaphysik besser verstehen, als was sie vor Augen haben. Balzac erzählt von einem Menschen, welcher glaubte, Seneca sey Doctor des kanonischen Rechts gewesen und habe in seinem Werke de beneficiis über die geistlichen Pfründen gesprochen, demselben habe man eingeredet, Morea sey das Mohrenland, ja er habe einen ganzen Tag lang auf einer Carte die Lage der Democratie und Aristocratie gesucht, die er für Länder hielt, wie la Dalmatie und la Croatie.

Eigenthum. Gegen ihn richten daher alle Klassiker ihre Pfeile; scharf oder ungeschliffen, verwunden sie ihn niemals. Man nennt ihn einen Gothen (Hu Goth!), einen Ronsard, parodirt ihn

Ton
Ton
Etonne
Et tonne!
C'est là l'art
De Ronsard. *)

Von Hugo gilt, was Voltaire über Balzac bemerkte, mit welchem (zu Boileau's Zeit) die Akademie Nichts zu thun haben wollte. Die Akademie, urtheilt Voltaire, hatte Unrecht; seine Vorzüge sind durch Mängel entstellt, sie bleiben aber Vorzüge; während man den meisten Schriften dieser Zeit „weniger Fehler als Mangel an Gutem" vorzuwerfen hat. Mit Ronsard kann allerdings Hugo verglichen werden, in sofern jener für viele Leser dunkel war; gegen Ronsard ist Boileau's Vers

Ocymore, dyapoteme, oligochronien

gerichtet, gleichwie gegenwärtig die klassischen Kritiker in Hugos Versen Wörter aufsuchen, die dem ungebildeten Leser unverständlich sind. Auch Ronsard war ein Neuerer,

Fay nouveaux mots, rappelle les antiques;

achtete nicht auf Kritik,

— — — sans viser aux jalouses attaintes
Des malveillants — —

und fand, wie Hugo, Opposition bei der Menge,

— — — ce vulgaire,
A qui jamais je n'ay pu satisfaire;

denn frühe wollte die Menge in Frankreich ihre Dichter verstehen. Ma Muse, sagt Ronsard,

Ma Muse estoit blasmée à mon commencement
D'apparoistre trop haute au simple populaire.

Fast wären für Hugo Kommentare nothwendig, wie für Ronsard. Noch bei Lebzeiten des letztern verfaßten die gelehrtesten Kritiker Kommentare zu seinen Dichtungen (Muret, Belleau, Rubelet, Besly). Beide endlich hatten große Leichtigkeit im Dichten, und ihre Werke zeigen mehr Quellenstudium als Feile. Nur mit dem Unterschiede: Ronsard studierte das Griechische, Hugo kennt die neuern Sprachen. Hugo's Cromwell beruht auf Quellenstudium, und Ronsard, der mit Baif zusammenwohnte war so fleißig, daß er schon gegen drei Uhr des Morgens aufstand; seinerseits legte sich alsdann Baif schlafen, und so wurde das Bett nie kalt.

Beide, Ronsard und Hugo, wurden noch bei Lebzeiten als große Dichter anerkannt. Sogar die Fehler Ronsard's gefielen zu seiner Zeit. Da er am Tage der Gefangennehmung Königs Franz I geboren wurde, so wissen seine Lebensbeschreiber nicht, ob dieser Tag nicht eher ein Festtag für Frankreich sey, als ein Trauertag. Ronsard hieß bei Lebzeiten vorzugsweise „der französische Dichter." König Karl IX richtete eine poetische Epistel an ihn, worin folgende Verse auffallen:

Ronsard, je cognoy bien que, si tu ne me vois,
Tu oublies soudain de ton grand Roy la voie.
— — — — — — — —
Et croy, si tu ne viens me trouver à Amboise,
Qu'entre nous adviendra une bien grande noise.

Zu Ronsard's Zeit waren Dichter noch seltener als gegenwärtig; die Neuerung war für Ronsard leichter durchzuführen, insofern die Sprache noch nicht durch Schriftsteller so fest gestellt war, als später. Und sollte es Victor Hugo gelingen, seine neuen Wörter, Wendungen, Gedanken in Frankreich auf lange Zeit einzuführen, so steht er schon deßwegen weit über Ronsard, mit welchem die Klassiker ihn vergleichen, weil er weniger nachahmt und ein entschiedeneres Talent zeigt.

Mit Unrecht wirft man noch heutzutage den Griechen die Fehler der franz. Klassiker vor; allein der Schwulst in der Schreibart und die gezierte Regelmäßigkeit in dem Plane der Werke gehört den französischen Klassikern als Eigenthum an. Auf gleiche Weise werfen mit Unrecht die jetzigen Anhänger des Klassizismus in Frankreich uns und den Engländern die Fehler der franz. Romantiker vor. Sie vergessen, wie verschieden unsere Sprache von der französischen ist; was in einer wort- und bilderreichen Mundart einfach und zart ist, kann, in eine arme und präzise Sprache übersetzt, sonderbar, übertrieben erscheinen. Noch haben die franz. Romantiker große Mühe, unsern Schiller gegen die Angriffe der Klassiker zu vertheidigen; vor nicht langer Zeit meinte der franz. Kritiker Hoffmann, der Romantiker Schiller sey würdig „öffentlich durchgepeitscht zu werden." Jetzt ist das Urtheil schon etwas gelinder.

Aujourd'hui cet Hoffman — — — —
Ne repeterait plus que Schiller merita
D'être, pour avoir fait un drame romantique,
Fustigé sans remords sur la place publique *).

Immerhin ist noch Klassizismus der Weg, wenn nicht auf die Nachwelt, doch in die Akademie zu gelangen. Die Akademie wirbt Romantiker, die sich zur klassischen Schule bekehren wollen. Viennet sucht umsonst durch Klassizität Mitglied der 40 zu werden:

Oui, tu vaudrais en vain contre le Romantique
Conquerir — — la palme academique.

Hugo dagegen würde sogleich durch einstimmige Wahl aufgenommen werden, wüßte die Akademie nicht, daß er nur als Romantiker eintreten und seinen Mitstrebenden die Bahn öffnen würde. Die öffentlichen Blätter hängen wohl deswegen der Klassicität an, weil sie fürchten, unverständliche, phantasiereiche Sprache könne der noch so wenig vorgeschrittenen Bildung der Masse des Volks im Wege stehen. Und dennoch erhebt sich die romantische Schule, Victor Hugo an ihrer Spitze, immer rascher; und findet sie Männer von Talent, welche die leichte Nachahmung aufgeben, und denen eigene Begeisterung Stoff zu neuen Dichtungen gewährt, so wird sie die französische Sprache von dem Vorwurfe der Armuth befreien und der Literatur eine neue, originellere Laufbahn eröffnen **).

*) Poëme Visigoth en l'honneur du Goth in dem erzklassischen Blättchen le Corsaire.

*) La Muleide, Réponse à l'épître aux mules de Don Miguel, par M. Viennet. Paris, 1829. Aus dieser geistreichen gegen Viennet gerichteten Flugschrift, in welcher man die Ansichten des Globe wieder findet, habe ich schon oben einige Verse entlehnt.

**) Berger de Xivrey, aus dessen Recherches sur les sources classiques de la littérature française die Materialien zu einem Theile dieses Aufsatzes genommen sind, derselbe, welcher unlängst das im Morgen-Literaturblatt angezeigte Büchlein über die Aussprache des Griechischen verfaßt hat. Seine klassischen Grundsätze beruhen wenigstens auf gründlicher Kenntniß des Alterthums, und wenn man den Dichtern seines Vaterlandes einen andern Weg anrathen möchte als den, welchen er vorschlägt, so geschieht es grade aus dem Grunde, weil sie (wie die meisten jetzigen Anhänger des Klassizismus) zu gründlichem Studium des Alterthums keine Neigung haben. Auf jeden Fall ist es besser, einer neuen, überdieß originellen Richtung zu folgen, als daß durch halbes Verstehen der Alten die neueren Schriftsteller die Originalität aufgeben und nur einseitige, verfälschte Nachahmungen der Alten liefern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 137 und 138. 17 und 18 Mai 1829.

Bolivar.

(Fortsetzung.)

Als Bolivar in Tunja ankam, rüstete der Congreß gerade eine Unternehmung gegen die Stadt Bogota aus, um die Provinz Cundinamarca zu zwingen, sich dem allgemeinen Bunde der Provinzen von Neugranada anzuschließen, und so den Reibungen ein Ende zu machen, welche die Anstrengungen der Republikaner theilten und schwächten. Da jeder Weg der Ueberredung erfolglos geblieben war, sah sich die Regierung genöthigt, ihre letzte Zuflucht zu den Waffen zu nehmen; denn die Nothwendigkeit der Vereinigung aller Provinzen war klar. Bolivar unterzog sich diesem schwierigen Auftrage, und marschirte früh im Dezember 1814 nach Santa Fé mit ungefähr zwei tausend Mann. Er schloß die Stadt ein, eroberte die Vorstädte, und schickte sich an, die Stadt selbst mit Sturm zu nehmen, als der Dictator Alvarez, der sie mit den Truppen von Cundinamarca besetzt hielt, am 12 Dezember kapitulirte und sich der allgemeinen Regierung von Neugranada unterwarf, welche friedlich nach Bogota verlegt ward. Der Congreß erließ eine Dankadresse an Bolivar wegen seiner Klugheit und seines Muths, wodurch er den Feldzug so schnell zu Ende brachte, und die Einwohner selbst drückten gleiche Gefühle gegen ihn seines persönlichen Betragens wegen aus.

Noch vor dieser Zeit hatten die Royalisten in Folge der Unfähigkeit Labatut's sich Santa Marta's bemächtigt, und die Regierung hielt mit Recht die Wiedereroberung dieser Provinz für wesentlich nothwendig. Bolivar wurde wiederum hiezu bestimmt. Er sollte seine Munition von der Cittadelle von Cartagena empfangen; aber die Eifersucht des Commandanten Castillo zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit. Unwillig über Castillo's Weigerung, ihn mit dem nöthigen Kriegsbedarf zu versehen, fiel Bolivar, da die beste Zeit gegen Santa Marta bereits verstrichen war, in Cartagena ein; hoffend, daß er Castillo zum Gehorsam bringen werde, durch Ueberredung oder Gewalt. Aber während dieser unheilbringenden Zwiste landete Morillo auf der Insel Margarita mit einem überlegnen Heere. Bolivar, der einsah, daß vor der Hand Nichts zu machen sey, legte sein Commando nieder, und da er von keinem Nutzen in Cartagena seyn konnte, schiffte er sich im Mai 1815 nach Jamaica ein, um dort bessere Zeiten zu erwarten. Fast das ganze Jahr blieb Bolivar in Kingston, der Hauptstadt Jamaica's, und er mußte mit blutendem Herzen sehen, wie Morillo Cartagena wieder gewann und siegreich Neugranada überzog. In der Zeit seines hiesigen Aufenthaltes versuchte ein gedungener spanischer Meuchelmörder, ihn aus dem Wege zu räumen; aber zufällig schlief in der bestimmten Nacht ein Anderer in Bolivars Bett, den auch wirklich der Dolch des Mörders durchbohrte. Es war nie zu erwarten, daß sich Bolivar mit der spanischen Regierung, oder diese mit ihm versöhnt hätte; nun war es für immer fest entschieden.

Von Kingston segelte Bolivar nach Aux Cayes auf Hayti. Geldbeiträge von Privatleuten und ein kleines Corps, womit ihn Pethion unterstützte, machten es ihm möglich, wieder auf dem Kriegsschauplatze aufzutreten. Er und Commodore Brion beschloßen sich mit Arismendi zu vereinigen, der von Neuem die Fahne der Unabhängigkeit auf der Insel Margarita wehen ließ. Bolivar langte im Mai 1816 auf Margarita wohlbehalten an; von dort begab er sich nach dem Festlande, das er bei Cumana betrat; indeß wurde er in wenigen Monaten von den Spaniern unter Morales bei Ocumare gezwungen, sich wieder einzuschiffen. Aber ein Hauptzug in Bolivars Charakter ist eine nie zu erschlaffende Standhaftigkeit, eine zähe Ausdauer, in welcher ihm nur einer seiner Zeitgenossen gleichkam, der an Hülfsquellen unerschöpfliche und kühne Ali Pascha von Janina. Bolivar holte Verstärkung in Aux Cayes, und landete im Dezember desselben Jahres abermals auf Margarita. Hier erließ er eine Proclamation, durch die er die Repräsentanten von Venezuela zu einem Congresse zusammen berief, und setzte nach Barcelona über, wo er eine provisorische Regierung errichtete und Truppen sammelte, um Morillo, der mit bedeutenden Streitkräften heranzog, die Spitze zu bieten. Man focht am 16, 17 und 18 Februar in hartnäckigen Schlachten; Bolivar siegte. Morillo zog sich in Unordnung zurück, und ward vom General Paez mit seinen braven Llaneros noch einmal getroffen und geschlagen. Bolivar, auf's Neue als höchste Obrigkeit anerkannt, verfolgte seine Siegesbahn, so daß er noch vor Ende des Jahrs 1817 sein Hauptquartier in Angostura aufschlagen konnte. Das Nähere über die blutigen Siege dieser Zeit, von denen die wichtigsten Bolivar persönlich gewann, gehört

zur Geschichte Columbia's. Bolivar fand indessen Zeit, bei der Eröffnung des Congresses von Angostura, den 15 Februar 1819, zu präsidiren und in einem langen und wohlbearbeiteten Berichte seine Ansichten über die Regierung des Landes aus einander zu setzen. Er legte seine Dictatur in die Hände des Congresses nieder, der ihn aber aufforderte, sie so lange zu führen, bis die Unabhängigkeit des Vaterlandes vollkommen befestigt wäre.

Bolivar zog sein Heer wieder an sich und marschirte von Angostura über die Cordilleras, um dadurch eine Verbindung mit General Santander zu bewerkstelligen, der die Independenten in Neu-Granada befehligte, damit die verbundenen Heere beider Republiken kräftiger wirken könnten. Er erreichte Tunja im Juli 1819 und besetzte es nach einer Schlacht auf den benachbarten Höhen. Am 7 August errang er den erfolgreichen Sieg bei Bojaca und damit den Besitz von Santa Fé und ganz Neugranada. Der Vicekönig Samano floh vor ihm in Hast, und die Bürger Santa Fe's begrüßten ihn als Befreier, erwählten ihn zum Präsidenten von Neugranada, und setzten ihn durch Truppen, Geld und Kriegsbedarf in den Stand, nach Venezuela mit einem Heere zurückzukehren, das die Vertreibung der Spanier vollenden sollte.

Bolivars Rückmarsch nach diesem glücklichen Feldzuge war ein höchst erfreuliches Schauspiel. Die ganze Bevölkerung segnete ihn als den Befreier und Vater des Vaterlandes. Er benützte den günstigen Augenblick, und setzte das Grundgesetz vom 17 December 1819 durch, welches Venezuela und Neugranada fortan zu einem Staate, unter dem Namen Colombia, unter der Präsidentschaft Bolivars, vereinigte. Als Sitz der Regierung wurde einstweilen Rosario de Cucuta bestimmt, und Bolivar rückte wiederum in's Feld, dießmal mit dem größten Heere, das bis jetzt für die Sache der Unabhängigkeit gefochten hatte. Nach einer Reihe von vortheilhaften Gefechten über die Spanier wurde ein Waffenstillstand zwischen Bolivar und Morillo zu Trujillo am 25 November 1820 unterzeichnet. Morillo kehrte bald nachher nach Spanien zurück, wohin ihn der Krieg des Mutterlandes rief, und La Torre trat an seine Stelle. So wie der Waffenstillstand ablief, setzte Bolivar Alles daran, den Krieg durch einen entscheidenden Schlag zu enden. Er erreichte seinen Zweck in der Schlacht von Carababo, in der La Torre eine völlige Niederlage erlitt, so daß ihm nur wenige Trümmer seines Heeres blieben, mit denen er nach Puerto Cabello floh. Hier ergab er sich nach einer langwierigen hartnäckigen Vertheidigung von mehr als zwei Jahren an General Paez.

Der Sieg bei Carababo kann als das Ende des Krieges in Venezuela betrachtet werden. Bolivar zog in Caracas am 23 Juni 1820 ein, nachdem er das dritte Mal und zwar dießmal bleibend — seine Vaterstadt von den Bedrückern befreit hatte. Am Ende des Jahres waren die Spanier aus dem ganzen Lande vertrieben, ausgenommen von Puerto Cabello und Quito, und man hielt nun die Zeit für geeignet, dem jungen Columbien bleibende politische Institutionen zu geben. Die gegenwärtige Verfassung der Republik wurde am 30 August 1821 angenommen und Bolivar zum Präsidenten erwählt, General Santander zum Vicepräsidenten. Vom Präsidentenstuhle des Congresses trat Bolivar an die Spitze des Befreiungsheeres, welches der Herrschaft der Spanier in Quito ein Ende machen sollte. Das Schicksal Quito's entschied der tapfere Sucre durch den Sieg bei Pichincha im Juni 1822. Ueberzeugt, daß die südlichen Provinzen Columbiens nie sicher wären, so lange die Spanier noch Peru inne hätten, vielleicht den Wunsch hegend, die Freiheit über ganz Südamerika zu verbreiten, gewiß im Streben nach Ruhm — setzte Bolivar seinen Marsch nach Lima fort, und die unvorbereiteten Royalisten verließen Lima bei Bolivars Annäherung. Der republikanische Feldherr ward mit Vertrauen empfangen und auch hier mit der Dictatur bekleidet. Allein Factionen zerrissen Peru, so daß Bolivar sich genöthigt sah, sich nach Trujillo in Nord-Peru zurückzuziehen und Lima den Spaniern zu überlassen, welche es unter Canterac wieder besetzten.

So blieb der Stand der Dinge bis zum Juni 1824. Bolivar, des langen Zögerns überdrüßig, zwang den Feind endlich zum Stehen, und brachte ihm am 6 August eine harte Niederlage in der Ebene von Junin bei. Er ließ Sucre die Spanier auf ihrem Rückzuge nach Ober-Peru verfolgen, und ging selbst nach Lima, die Regierung zu organisiren. Während dieser Abwesenheit Bolivar's war es, daß Sucre bei Ayacucho siegte. Die Spanier hatten nun Nichts mehr in Peru als die Forts von Callao, welche Rodil über ein Jahr lang hielt, während Bolivar bis Januar 1826 Alles ausbot, die Uebergabe zu erzwingen. Im Juni 1825 besuchte Bolivar Oberperu, welches sich von der Regierung von Buenos Ayres trennte, und eine besondere Republik, unter dem Namen Bolivia, zu Ehren des Libertadors, bildete. Die Mitglieder des Congresses der neuen Republik versammelten sich im September 1825, miteinander wetteifernd, die ausschweifendsten Danksagungen für Bolivar und Sucre zu votiren. Der erste ward zum lebenslänglichen Protektor der Republik erwählt, und ersucht, eine Verfassung für Bolivia zu entwerfen, womit sich auch Bolivar, nach Lima zurückgekehrt, beschäftigte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag in Cambridge.

(Schluß.)

Nächst dem königlichen Collegium kommt das Dreieinigkeitscollegium. Treten wir in dasselbe von dem neuen Hof aus ein, weil wir hier nicht nur die hohe Lindenallee passiren, sondern auch die Ansicht der schönen Gebäude und Gärten von Clare-Hall gewinnen. Wir müßen über eine der steinernen Brücken des Kam, welche wir bereits vom königlichen Collegium aus bemerkt haben; hier gelangen wir in ein großes Viereck, welches auf allen Seiten, außer der, wo der Kam fließt, von hohen Lindenalleen eingeschlossen wird. Ueber diesem Platze in einem rechten Winkel mit der Brücke erhebt sich ein freistehendes eisernes Thor, das den Eingang zu einer Allee bildet, an deren Ende sich die einfache aber großartige Façade von Clare-Hall zeigt. Aber zuvor müssen wir über eine zweite Brücke. Welches prachtvolle Schauspiel! Zu beiden Seiten der durch tiefe schattige

Bögen von Ulmen und Linden zögernd dahin sich schlängelnde Kam, rückwärts einige der schönsten Partien des königlichen Collegiums, vor uns die ganze Gartenfronte von Clare-Hall und auf der ganzen rechten Seite so verschiedenartige Massen stattlicher Bäume, als sich in ganz Europa auf einem gleichen Raume nicht leicht vereinigt finden dürften. Gehen wir jetzt die Allee hinauf und wenden uns dann rechts, so befinden wir uns, zweihundert Schritt davon, wieder vor einem eisernen Thore, dem Eingange zu einer noch schönern Allee, an deren Ende ein einfaches steinernes Portal von gothischer Bauart mit Thürmchen auf beiden Seiten uns entgegenblickt. Dies ist der westliche Eingang zum neuen Hofe des Trinitätscollegiums. Am Eingang der Allee sieht man noch Nichts von dem Gebäude, aber thut man einige Schritte hinein, so erblickt man rechts die Außenseite des neuerbauten Vierecks und links die ihrem Zwecke angemessene Bibliothek des Collegiums. Vor dem gothischen Portal müssen wir über eine dritte Brücke, auf welcher wir zwar keine neuen Gegenstände sehen, aber doch eine schöne Aussicht genießen, indem sich vor unsern Augen zwischen unregelmäßigen Baumgruppen hohe Alleen von Kastanien, Linden und Ulmen durchkreuzen, von denen gewiß eine jede wenigstens drei Menschengeschlechter unter ihrem Schatten geboren werden, wachsen, blühen und hinsterben gesehen hat. Treten wir nun durch das gothische Portal in den neuen Hof des Trinitätscollegiums selbst. Es ist ein Viereck von eben nicht großen Verhältnissen und sieht vielleicht noch kleiner aus, als es wirklich ist, in Folge des kreisförmigen Rasenplatzes in der Mitte, der keinen sonderlichen Eindruck macht. Gehen wir über diesen Hof durch einen Bogen links, so befinden wir uns im mittelsten Hofe des Collegiums, an dessen Seiten, die Ostseite ausgenommen, ein Säulengang mit offenen Finstern und der Aussicht auf die Gärten läuft. Nichts paßt mehr zum Tone des Ganzen als ein solcher Säulengang, besonders wenn darin die Studirenden in ihrer Collegientracht erscheinen. Der Hof selbst besteht aus der alten Halle auf der Ostseite, dem herrlichen Bibliothekgebäude auf der Westseite, und den Wohnungen der Studierenden auf der Nord- und Südseite.

Verlassen wir durch einen Durchgang auf der Ostseite eine Treppe niedersteigend diesen Hof des Collegiums, so befinden wir uns in dessen großem äußerem Hofe. Dieser ist ein in seinen einzelnen Theilen unregelmäßiges Viereck, das aber einen guten Totaleindruck macht: einmal die Westfaçade der Halle, rechts und links das Herrenhaus (masters lodge) und die Versammlungssäle, gegen über die Wohnungen der Collegiaten, das mit Waffenschilden verzierte Hauptthor des Collegiums auf die Straße in der Mitte; auf der Nordseite die Kapelle mit gothischem Portal und einem Dach mit Spitzthürmen; auf der Südseite noch eine Reihe Zimmer zum allgemeinen Gebrauch. Der ganze Hofraum besteht aus vier Rasenplätzen mit gepflasterten Wegen dazwischen, und in der Mitte eine große Fontäne. Ehe wir vorübergehen, wollen wir eines der schönsten Werke des modernen Meißels in der Kapelle betrachten: die Marmorstatue Isak Newtons, von dem französischen Bildhauer Roubillac. Das Gepräge von Tiefsinn und Scharfsinn, welches der Künstler in Miene, Haltung und Stellung zu legen gewußt hat, ist bewunderungswürdig; dasselbe Lob gilt von dem kunstreichen Faltenwurf. Auch ist eine Büste Porsons, von Chantrey, da. Wenn wir förmlich den Cicerone machen wollten, so müßten wir wohl dem Leser auch den prächtigen Bibliotheksaal und das alterthümliche Innere des Collegiums zeigen: beide sind sehenswerth, zumal die Bibliothek, die außer vielen literärischen Schätzen noch manche Seltenheiten und Merkwürdigkeiten enthält: unter andern einige Marmorbüsten von Roubillac; einige sehr interessante Schnitzbilder von Gibbons; einige mathematische Instrumente aus Newtons Nachlaß nebst einer Haarlocke von ihm, und mehrere Manuscripte (unter andern den „Comus“) von Miltons Hand; nicht zu vergessen das schöne Fenstergemälde, vorstellend, wie Sir Isak Newton von Georg III (!) für seine Entdeckungen belohnt, und wie diese Begebenheit vom Lordkanzler Bacon aufgezeichnet wird.

Das St. Johannescollegium, welches rechts vom Trinitätscollegium am Flusse liegt, kann mehr als alle ähnlichen Anstalten in Cambridge für ein ächtes Collegium gelten: es ist weder modernisirt noch verschönert worden, und wenigstens seiner äußern Erscheinung nach ist es so von drei oder vier hundert Jahren her; an diese Mauern knüpft sich die Erinnerung an so manche bedeutende Namen aus der Literatur-Geschichte Englands, die sie gesehen haben, wie sie noch jetzt sind, an einen Ben Jonson, Roger Ascham, Cecil Lord Burleigh &c., ein Gedanke, der solchen Orten eine Art religiöser Weihe giebt. — Von der Straße führt ein altes Thor aus rothen Backsteinen, mit einem Mauerkranz, achteckigen Thürmen auf beiden Seiten und rohen Bildnereien an der Außenseite, in den Hof: ein unregelmäßiges Viereck, in welchem sich die einzigen Partien befinden, welche dem alterthümlichen Charakter des Ganzen nicht völlig entsprechen. Dieß sind die Kapelle auf der rechten oder Nordseite, welche barbarisch und geschmacklos mit Mörtel beworfen worden ist, und ein modernes Steingebäude auf der linken Seite, das zwar an und für sich recht schön seyn mag, aber hier nicht an seinem Platz steht. Die beiden andern Flügel sind von rothen Backsteinen; den Flügel dem Hauptthore gegenüber nimmt das alte hübsche Collegium ein, mit seinem kleinen, spitzigen Wartthurm: eine besonders charakteristische Zugabe zu solchen Gebäuden. Hier treten wir durch einen niedrigen Bogengang in das zweite Quadrat: es ist ein sehr großer Raum, wo das Auge durch keine Inconsequenzen des Geschmacks gestört wird, wo man jedoch auch Nichts von jener Eintönigkeit und Leere bemerkt, welche unvermeidlich aus einer zu großen Einförmigkeit entspringt. Die Nord- und Südseite sind sich durchaus gleich; jede besteht aus drei horizontalen Reihen von Quadratfenstern mit einem alterthümlichen Kranzleisten aus rothem Backsteine und einem Dach über jeder Reihe; im Mittelpunkt ein vorspringendes Fenster mit Verzierungen in Steinwerk. Der westliche Flügel hat im Mittelpunkt ein stattliches massives vierеckiges Portal, mit achteckigen Thürmen auf jeder Seite, ganz so wie der Haupteingang von der Straße. Die niedrigen, offenen und flachen Bögen, die in weiten Distanzen zu den verschiedenen Wohnungen führen, welche der Hof umschließt; der

Hofraum selbst mit seinen vier quadratförmigen Rasenplätzen und den mit schwarzen Steinen gepflasterten Gängen dazwischen — dieß Alles bildet ein Ganzes von imposanter Eigenthümlichkeit. Geht man durch das schon erwähnte Portal auf der Westseite, so gelangt man in den dritten Hof, der im Allgemeinen dieselbe Ansicht darbietet, wie der zweite, nur daß das Gesetz der Einheit darin weniger beobachtet ist.

Das St. Johannes Collegium enthält eine Sammlung von alten seltenen Gemälden, die in den Gemächern des Herrenhauses aufgestellt, aber mitteist besonderer Vergünstigung zu sehen sind. Auch ist zu erwähnen, daß auf dem westlichen Ufer des Kam gegenwärtig eine neue Reihe von prachtvollen Gebäuden errichtet wird, welche mit dem westlichen Flügel des dritten Hofes durch eine Brücke in Verbindung gesetzt werden soll.

Wenn wir durch den Haupteingang, durch welchen wir eintraten, das St. Johannescollegium wieder verlassen und vor dem Trinitätscollegium vorbeigehen, so sind wir am Cajuscollegium. Obgleich das kleinste und am Wenigsten imposante von allen Collegien der Universität, trägt es das Gepräge des Klösterlichen auf eine so einladende Art an sich, daß wir es zum Aufenthaltsorte wählen würden, wenn wir den Rest unserer Tage in einem Collegium beschließen sollten. Man tritt durch ein niederes Thor in eine Lindenallee, die zu einem zweiten Thor am andern Ende des ersten Hofes führt, einem hohen römischen Bogen. Die Gebäude in diesem ersten Hofe, alle auf der rechten Seite der Allee, sind ohne Bedeutung für das Ganze, von dem sie ohne Schaden getrennt werden könnten. Im zweiten Hof, gleich dem Eingange gegenüber, erblicken wir ein kleines Gebäude mit niedrigem Dache, worin einige Studirende wohnen, und welches so wohnlich und behaglich aussieht, daß wir es für kein Collegium halten würden. Den ganzen rechten Flügel nimmt eine kleine aber nette und wohlerhaltene Kirche ein; sie ist ganz aus Stein im modernen Style, und läuft längs dem Dache in eine Reihe von eleganten Vasen aus: was dem Gebäude einen Charakter von Leichtigkeit gibet, der ihm sonst seiner soliden Bauart wegen abgehen würde. Die Seite des Hofes, auf der wir eintraten, besteht aus einigen ziemlich unregelmäßigen Gebäuden. Die Aussicht rückwärts durch den Bogen auf die Allee und den Thorweg des ersten Hofes nimmt sich sehr hübsch aus. Den linken Flügel endlich bildet eine niedrige Mauer, welche jedoch keineswegs den Anblick eines der schönsten Theile der Stadt verhindert. Das hier in der Mitte angebrachte Portal ist eine phantastische Zusammensetzung von drei Bauwerken übereinander mit einer Kugel auf der Spitze, als wenn der Künstler Willens gewesen wäre, mehrere Bauarten in dem kleinstmöglichen Raum zusammenzudrängen: ein Einfall, dessen Seltsamkeit, besonders neben den großen Gegenständen umher auffallen müßte, wenn nicht Zeit und Natur zu Hülfe gekommen wären, indem sie um das Thor eine Draperie von Epheu ranken ließen, die sich von da über die Mauer zu beiden Seiten ja sogar bis zu den Schornsteinen des östlichen und westlichen Flügels hinauf ausgebreitet hat.

Ueber diese Mauer hin erheben sich in stattlichen Massen hinter einander einige der edelsten und schönsten Gebäude der Universität: links die westliche Hälfte des Senatshauses, weiterhin die drei ernsten gothischen Thürme der St. Marienkirche auf dem blauen Hintergrunde des Himmels; rechts ein beträchtlicher Theil der alten Schulgebäude und endlich beinahe die ganze königliche Kapelle, welche schief steht, und daher nicht allein das fein durchbrochene Dachwerk, sondern auch eine ganze Reihe seiner schlanken und hohen Pfeiler und Zinnen und einen ihrer schimmernden Thürme zeigt, der, wie im Stolz auf seinen Kunstreichthum, Alles überragt. Ein niedriger Durchgang auf derselben rechten Seite führt zu einem dritten Hofraum, dessen Stille und Abgeschiedenheit architectonische Schönheiten nicht ersetzen; auch dürfen wir nicht vergessen, daß in diesem Collegium einer der edelsten Männer und der ausgezeichnetsten Geister, Jeremias Taylor, seine Ausbildung erhalten hat.

Gehen wir jetzt weiter und zwar an der Vorderseite der neuen Gebäude des königlichen Collegiums vorbei und auf derselben Seite der Straße hinab, bis wir vor einer Reihe von ganz neuen gothischen Gebäuden, der gefälligsten Schöpfung des Verschönerungsgeistes neuerer Zeit in Cambridge, dem Corpus Christi Collegium, halten. Ein Uebelstand, welchen die Lage des Gebäudes mit sich bringt, ist, daß keiner seiner Hauptpunkte aus der gehörigen Entfernung gesehen werden kann, um diejenige Wirkung hervorzubringen, deren es fähig wäre. Die der Straße zugekehrte Façade des Collegiums zeigt ein hohes breites Portal, dessen Thürme mit Mauerkränzen auf beiden Seiten ziemlich schwerfällig erscheinen würden, wenn nicht die Höhe der Wölbung und die geschmackvollen Verzierungen von Nischen, Fenstern ꝛc. jenen Eindruck wieder verwischten. Von diesem Mittelpunkte gehen die beiden Flügel aus, jeder von drei Stockwerken, durch die Form der Fenster, welche im untersten Stockwerke viereckig, in den beiden obern aber Spitzbögen sind, unterschieden. An den Ecken der beiden Flügel stehen noch Vorsprünge, ähnlich dem Portal, jedoch ohne Durchgang, und mit einem großen viereckigen Fenster statt einer Nische zwischen zwei Spitzbogenfenstern; die Ecken selbst wie auch die Mitte gehen in abgesonderte Thürme aus. Längst dem Gebäude laufen zwei niedrige Staffeln hin, von denen die obere sehr breit ist, welche es von der Straße absondern und ihm ein in sich abgeschlossenes Ansehen geben, was man an dergleichen Bauwerken so oft vermißt. Einem großen Gebäude, dessen Mauern unmittelbar aus dem Boden steigen, scheint stets Etwas zu fehlen; es sieht aus, als wenn es in die Erde gesunken oder aus derselben emporgeschossen wäre. Aus demselben Grunde pflanzt man in England auch an Privathäusern Büsche und Blumenstöcke und zieht sie an Spalieren, aber auf große Gebäude läßt sich diese Abhülfe nicht anwenden.

Das Innere des Hofes steht in keiner Hinsicht der eben beschriebenen Außenseite nach. Der schönste Theil ist der gegenüberliegende, wenn man eintritt. Man hält ihn seinen Zierathen zufolge für eine Seite der Kirche, wir sehen aber in Wirklichkeit von der Kirche Nichts als das Thor mit seinen Spitzthürmchen, der durchbrochenen Brustwehr und dem tiefen Bogen. Von diesem Centrum gehen zwei Flügel aus mit Spitzthürmen und anderen Verzierungen, in Uebereinstimmung

mit dem Theile, welcher zur Kirche gehört, die aber lediglich zu Privatwohnungen benutzt werden. Die linke Seite des Hofes wird von der Halle nebst dem Versammlungszimmer eingenommen, die rechte von der Bibliothek ꝛc. Jede von diesen Seiten trägt ein eigenthümliches Gepräge an sich, jedoch ohne Beeinträchtigung des Charakters des Ganzen, welches von dem richtigen Geschmack und der Meisterschaft des Baumeisters zeugt. Nichts kann gefälliger seyn, als der Contrast zwischen den schönen Fenstern der Bibliothek, so wie überhaupt dem einfachen und ungekünstelten Aeußeren dieser ganzen Seite und zwischen dem reichen Schmuck von der Seite der Kirche sowohl, als der massiven Gediegenheit und dem würdevollen Ernste der Halle mit ihren vorspringenden Pfeilern. Betrachtet man aber aber drei Seiten auf einmal, so spielen sie so ineinander über, daß über die Einheit des Stils kein Zweifel obwaltet. In der Kirche findet sich ein schönes Glasgemälde, dessen Styl zwischen dem alten und neuen die Mitte hält, und auf der Treppe in der Halle ein anderes ähnliches; beide passen zu den halbmodernen Gebäuden, denen sie angehören, vielleicht um so eher, als wenn sie von der ganz alten Art derer in der königlichen Kirche wären.

Außer den bisher beschriebenen Collegien hat die Universität noch einige kleinere, namentlich das Petershaus mit seiner den Musen günstigen Stille; das Emmanuelcollegium mit seiner schönen modernen Vorderseite; das Collegium der Königin mit seinem Bogengange im Hofe; das Christuscollegium, mit dem Maulbeerbaum, den Milton selbst gepflanzt hat, und der noch steht; und das Downing Collegium, welches zum Beweise dienen kann, daß man ungeheuere Summen verbauen kann, ohne mehr zu Stande zu bringen, als eine Art von Spital auf der einen Seite und eine Art von Zuchthaus auf der andern mit einem netten jonischen Portikus, der, wenn er Verstand hätte, sich wundern müßte, wie er in so gemeine Gesellschaft gekommen wäre.

Schließlich wollen wir noch eine kurze Notiz vom Fitzwilliam-Museum mittheilen, einem Museum, wie es keine andere Universität in Europa aufzuweisen hat. Hat man sich vorher mit keiner geringeren Eintrittskarte als der Begleitung eines Doctors und Magisters der freien Künste von der Universität in propria persona versehen, denn anders wird Niemand eingelassen, so meldet man sich in einem Seitengäßchen der Benetstraße links an dem äußern Thore eines alten ungeschlachten Gebäudes, der ehemaligen Freischule, und jetzt der einstweiligen Niederlage dieses großmüthigen Vermächtnisses, welches der verstorbene Viscount Fitzwilliam der Universität vor ungefähr 10 Jahren nebst 100,000 Pfund Capital vermachte, das zu einem Museumsgebäude bestimmt ist. Diese Sammlung besteht aus einer ausgesuchten, wenn auch nicht großen Bibliothek von gedruckten Büchern und Manuscripten; einigen Zeichnungen; einer ungeheuern Sammlung von seltenen Kupferstichen, und einer Gemäldegallerie.

Das Hauptstück in der ganzen Gallerie ist vielleicht ein Gemälde von Ludovico Caracci am oberen Ende des ersten Zimmers zur rechten Seite, wenn man eintritt: eine Erscheinung Christi mit einem Engel vor Maria Magdalena. Der Heiland nähert sich auf der linken Seite mit liebreicher Würde Maria, welche auf der rechten Seite kniet; in der Mitte steht der Engel, und breitet seine Schwingen über die beiden Figuren, indem er sie auf diese Weise mystisch nicht allein untereinander, sondern auch mit dem Himmel verbindet, dessen Repräsentant er ist. In den Mienen der Figuren ist die Heftigkeit und Schärfe des Ausdrucks, ohne welche keine Wirkung möglich ist, durch jene heilige Ruhe geadelt, welche unumgänglich erfordert wird, wenn nicht solche Gegenstände einen Anstrich von Weltlichkeit erhalten sollen. Auch in ihrer Stellung, sowohl an und für sich, wie auch als Theile einer Composition betrachtet, liegt diese majestätische Ruhe. Diesem Kunstwerke gegenüber hängt ein Gemälde von ungefähr derselben Größe von Paul Veronese. Der Gegenstand ist Mercurius und Aglauros, aber die Behandlung desselben ist nichts weniger als classisch, und wir erwähnen des Gemäldes nur seines Colorits wegen, das von dem Colorit des erstern so verschieden ist, daß man zweifeln möchte, ob beide aus gleichen Stoffen seyen. Die Farben des letzteren Stückes haben eine Frische, als wenn sich zwischen uns und die Figuren eine kühle Morgenluft gelegt hätte, eine Frische, die in dieser Vollkommenheit kein Anderer als Paul Veronese hervorgebracht hat. Gleich zur rechten Seite am Eingange befindet sich ein Gemälde von Titian, welches Philipp II von Spanien mit seiner Mätresse, der Fürstin Eboli, vorstellen soll. Letztere erscheint als eine Nymphe oder Venus auf einem Ruhebette mit einem geflügelten Amor zur Seite, während der Erstere vor ihr auf einer Laute spielt und uns den Rücken zukehrt. Obgleich wir also Nichts von dem Gesichte sehen, so hat der Künstler der Figur doch einen so bewundernswürdigen Ausdruck von Leben zu geben verstanden, daß es uns vorkommt, als wenn sich der Unbekannte erst im Augenblicke von uns abgewendet hätte. Dieses Bild war eine der größten Zierden der berühmten Sammlung des Herzogs von Orleans.

Auf der obern Seite des Zimmers zur linken ist ein Werk von Palma, welches zu den größten Meisterstücken gehört, welche wir von diesem reinen und geschmackvollen Künstler gesehen haben. Er stellt eine Nymphe und einen Cupido in einer großen antiken Landschaft vor. Bewunderungwürdig ist das durchgehends bezaubernde reiche Colorit. Nicht weit von Ludovico Caracci's großem Werke hängt noch eine Anbetung der Schäfer von Giorgione: ein Composition, durch welche ein Ton so feierlichen Ernstes zieht, daß er durch die außerordentliche Lebendigkeit der einzelnen Figuren nicht beeinträchtigt wird. Außer den erwähnten Gemälden sind in dieser Sammlung wenigstens noch zwanzig Meisterwerke ersten Ranges, die alle ein besonderes Studium heischen, welches jetzt nicht mehr unmöglich ist, seit der Senat dem Fremden auch in Abwesenheit eines dasigen Doktors und Magisters erlaubt hat, die Gemälde mit beliebiger Muße zu betrachten, obgleich zur ersten Einführung die Empfehlung und Anwesenheit eines solchen noch immer erfordert wird.

Wir dürfen übrigens nicht schließen, ohne bemerkt zu haben, daß Cambridge außer den erwähnten Gebäuden ein Hospital hat, ein nettes Gebäude von Stuckaturarbeit am Eingange der Stadt; einen großen und schätzbaren botanischen Garten; und ein Obser-

vatorium ungefähr eine englische Meile von der Stadt auf der St. Neot's Straße, nebst einem schönen Gebäude mit dorischen Säulen zur Seite. Dieses Observatorium ist übrigens der einzige nur einigermaßen erquickliche Gegenstand für das Auge, dessen sich Cambridge in seinen Umgebungen zu erfreuen hat.

St. Petersburg, im April 1829.

Drei interessante Reisen, die zur Tendenz nur wissenschaftliche Zwecke haben, werden jetzt im Umfange unsers großen Kaiserstaats unternommen. Zwei von ihnen haben bereits begonnen, die dritte wird sich unmaßgeblich im May realisiren. Parrot, ein Sohn unsers Akademikers, Professor der Physik an der Universität zu Dorpat, bereist in naturwissenschaftlicher Hinsicht mit vier ihn begleitenden Studierenden jener Universität die jüngste Acquisition Rußlands, jenes durch sein geschichtliches Alter so merkwürdige Armenien — und somit auch den Ararat, jenen denkwürdigen Berg, auf dessen Gipfel von der Noachitischen Arche aus sich das Menschengeschlecht zum zweiten Mal regenerirte. Strojew, durch seine unermüdet beharrlichen Forschungen in der russischen Geschichte und den Landes-Alterthümern seit lange schon hier als Archäolog rühmlich bekannt, macht im Auftrage der Akademie der Wissenschaften die erste planmäßig geordnete archäographische Reise durch ganz Rußland. Beide sind von hier zu Ende des Februars mit den ihnen beigegebenen Begleitern zu der Jedem von ihnen aufgegebenen Bestimmung abgegangen. Hr. v. Strojew begab sich von hier nach Moskau, wo er und seine Reise-Expedition um die Mitte des vorigen Monats eintrafen, von dort geht die Expedition zuerst grade nach Archangel und dann mit der ersten Schifffarth nach der Insel Solowezkoi. — Alexander v. Humboldt hat sich endlich gewinnen lassen, den Ural zu bereisen, er wird ihn in allen seinen Richtungen strengwissenschaftlich untersuchen und bestimmt zum May hier erwartet. Aus allen diesen Reisen, vorzüglich aus der letzten, an deren Spitze der berühmteste Reisende der neuern Zeit steht, lassen sich eine Menge herrlicher Resultate als Ausbeute für Naturgeschichte, Geschichte und Statistik erwarten. Sie werden sämmtlich auf Kosten des Staats bestritten, Hr. v. Humboldt allein erhält (heißt es) während der Dauer dieser Reise jährlich die Summe von 10,000 Rubel Silber aus dem Reichsschatz ausgezahlt.

Der Zweck der archäographischen Bereisung des europäischen Rußlands von Seiten Strojews ist, soviel als möglich alle schriftlichen Denkmäler und Hülfsquellen über vaterländische Geschichte, Diplomatik, alte Statistik, Gesetzkunde rc. rc. kennen zu lernen, die noch jetzt in ungekannter und unbenützter Dunkelheit in den Bibliotheken der Klöster, Kirchen, geistlichen Schulen, auch in den alten Archiven der Städte und Gerichtsbehörden sich befinden. In Erwägung, daß die historischen und anderen Dokumente sich am Meisten in solchen Gegenden unsers Vaterlandes erhalten haben, die seltner als andre Theile desselben den in früherer Zeit häufigen Einfällen des Feindes, seinen Verheerungen durch Feuer und Schwert unterworfen waren, ist Hrn. v. Strojew die Aufgabe geworden, das an Einwohnern und alten Bücherschätzen reiche nordöstliche europäische Rußland zum Gegenstande seiner vorzüglichsten Forschungen zu machen; nächstdem aber auch die im Mittelpunkt des Reichs und gegen Westen zu liegenden Gouvernemens zu bereisen, mit Umgehung der südlichen, in welchen noch im vorigen Jahrhundert große menschenleere Steppen anzutreffen waren. Das Detail der Reise, welche Orte namentlich auf derselben zu besuchen und wie lange an ihnen verweilt werden soll, ist ganz dem Gutdünken des Hrn. Strojew überlassen. Die ihm von der Akademie beigegebene Instruktion legt ihm folgende Verhaltungsregeln auf: 1) Bei dem Besuche aller obengenannten Bibliotheken und Archive ist er bemüht, sich mit ihrem Inhalt möglichst genau bekannt zu machen. Von jeder geistlichen Behörden zugehörigen Bibliothek wird ein sorgfältiger Katalog nach dem Muster desjenigen angefertigt, der im Jahr 1825 er selbst mit Hrn. Kalaidowitsch über die merkwürdige Handschriften-Sammlung, in der Bibliothek des Senators Grafen Tolstoy zu Moskau, aufnahm. Aus diesen speziellen Verzeichnissen soll in der Folge ein allgemeines alle vom Archäographen besuchten alten Handschriften-Sammlungen umfassendes verfaßt werden. 2) Von allen unbekannten oder in irgend einer Hinsicht bemerkenswerthen Akten, Diplomen und Fragmenten besorgt der Archäograph an Ort und Stelle getreue und gleichlautende Abschriften zu mehrern Exemplaren, mit Beobachtung der Varianten. Aus größern gehaltvollen Werken liefert er Auszüge oder kritische Uebersichten. 3) Von alten Handschriften, die als Hülfsmittel zum Entwurf einer bis jetzt noch nicht vollständig existirenden slavonischen Paläographie, Diplomatik oder zu einer Autographie historisch-merkwürdiger Männer dienen können, besorgt er treu nachgeahmte Kopien (fac simile). Kirchengeräthe und andere beim Gottesdienste gebrauchte Sachen, so wie Ueberreste aus dem Heidenthume und der häuslichen Lebensweise der Alten, dürfen der Aufmerksamkeit des Archäographen keineswegs entgehn, sobald sie derselben werth sind. 4) Er ist gehalten, ein ausführliches Reisetagebuch über Alles zu führen, was er sowohl hinsichtlich des Hauptzwecks seiner Reise, als auch in Bezug auf die Erweiterung der geschichtlichen und altstatistischen Kenntnisse unsers Vaterlandes sehen und beobachten wird. Die Topographie der Annalisten, die alte Ethnologie, alterthümliche Kunsterzeugnisse, kritische Nachforschungen u. dgl. können darin Aufnahme finden. 5) Der Archäograph ist von der Akademie autorisirt, zur Ergänzung ihrer Bibliothek und ihres historischen Museums Handschriften, seltne durch Alter des Drucks merkwürdige Bücher, Münzen, Antiquitäten aller Art, wo er sie nur auffindet, anzukaufen.

Um der archäographischen Expedition alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, wirkte ihr die Akademie vor ihrem Abgange von hier einen höchsten Befehl aus, kraft dessen dem Hrn. Strojew überall, wo er hinkömmt, ein sicherer und ruhiger Aufenthalt gestattet werden soll, sämmtliche Stadt- und Landbehörden sind aufgefordert, ihm ihre Archive zu öffnen, ihm überhaupt auf seiner Reise alle mögliche von ihm gewünschte Hülfe zu leisten. Selbst Privatbesitzer historischer, numismatischer und andrer Sammlungen werden ersucht, ihm die Einsicht derselben nicht vorzuenthalten. Als Dauer dieser archäographischen Reise hat die Akademie zwischen 6 bis 8 Jahre angenommen, zwei darauf folgende Jahre sind zum Ordnen der gesammelten Materialien und deren Druck bestimmt. Nach einem Jahrzehnd wird also wohl erst das Publikum den aus dieser Reise reichhaltig hervorgehenden Resultaten entgegensehen dürfen; sie müssen unstreitig eine große Umgestaltung in der vaterländischen Geschichte bewirken und in viele bis jetzt noch dunkel bleibende Epochen derselben helles

res Licht hineinbringen. Schon im ersten Beginn dieser Reise möchte sich dem Hrn. Strojew, bei dem Besuch, den er der Insel Solowezkoy unfern Archangel machen will, im dortigen Kloster der beiden Heiligen Sossima und Sawwatti, beim Durchstöbern der Klosterbibliothek und des Archivs eine reiche Fundgrube für Geschichts- und Alterthums-Forschungen darbieten.

Die russische Literatur ward in der letzten Hälfte des vorigen Jahres mit einigen überaus gehaltvollen und schätzbaren Beiträgen über Länder- und Völkerkunde der außereuropäischen Welttheile, vornämlich aber des uns Russen so nahangränzenden Asiens bereichert. Der Pater Hyacinth allein hat drei Werke über Mittelasien erscheinen lassen, welche reiche, der Mehrheit nach bis jetzt noch nicht gekannte Beiträge über diesen Theil Asiens liefern. Er hielt sich zwölf Jahre als Mitglied unserer Mission in Peking auf, war in diesem langen Zeitraum eifrig bemüht, diesen in mannichfaltigen Beziehungen so ausgezeichnet merkwürdigen Staat genau kennen zu lernen, und es gelang ihm, nebst einer ausgebreiteten Kenntniß der Landessprache, sich genügende Notizen über die Literatur, die öffentliche Verwaltung, die Lebensweise und Sitten der Chinesen zu erwerben, was in einem Staate wie China gewiß äuferst schwer hält. Seit 1821 wieder in Rußland zurück, beschäftigte er sich während sieben Jahren mit Verarbeitung seiner Materialien. — Das erste der vom Pater Hyacinth aus dem Chinesischen übersetzten Werke führt den Titel: Beschreibung Tibets nach seinem heutigen Zustande, mit einer die große Fahrstraße von Tschendu bis Chlassy bezeichnenden Charte, in zwei Theilen. Der chinesische Verfasser war ein von seiner Regierung im Jahr 1786 in Geschäften des Proviantwesens nach Tibet geschickter Beamter, der während seines dortigen Aufenthalts über Alles, was ihm zur nähern Kenntniß dieses Landes nöthig schien, Beobachtungen anstellte, sie mit den bereits vorhandenen Nachrichten verglich, und bei seiner Rückkehr nach China daraus obiges Werk im Jahr 1791 verfaßte. Bei dem darauf ausgebrochenen Kriege der Chinesen mit den Ghorkali von Nepal diente es den chinesischen Offizieren als Handbuch und Wegweiser. Der erste Theil enthält des Verfassers Reiseroute; von vorzüglichem Interesse sind hier die wichtigen Aufschlüsse, die er von der physischen Beschaffenheit Tibets, von seinen Naturerzeugnissen und Bewohnern giebt, endlich die Beschreibung der beiden tibetanischen Hauptstädte Chlassy und Dschaschihlunbr; ein kurzer geschichtlicher Abriß über jeden vom Verfasser durchreisten Hauptdistrikt ist diesem Theile beigefügt. Der zweite, unstreitig der wichtigste, umfaßt die statistische Beschreibung dieses Reichs. Als dessen anziehendste Kapitel nennen wir hier den geschichtlichen Abriß über ganz Tibet; zwar ist er nach den parteiischen chinesischen Ansichten und Jahrbüchern entworfen, doch enthält er manches Neue; die jährlichen Feste der Tibeter, ihre Bewaffnung, ihre militärischen Einrichtungen, Criminalgesetze, Abgaben und Steuern, Kleidung und Putz, ihre Ehebündnisse; hier wird eine uns von frühern Reisenden schon gemeldete Sitte der Tibeter bestätigt, daß drei und vier Brüder häufig nur eine Frau haben und die Frauen in der Regel stärker und kräftiger als die Männer seyen; ihre Begräbnisse, die Bauart ihrer Häuser und Hütten, ihre Handels- und Manufaktureinrichtungen, Merkwürdigkeiten Chlassys 2c. 2c. Diesen Theil hat der Pater Hyacinth mit vielen eigenen interessanten Notizen und berichtigenden Anmerkungen bereichert.

Sein zweites Werk führt den Titel: Memoiren über die Mongoley in zwei Bänden, mit einer Charte dieses Landes und mehrern bildlichen Darstellungen seiner Volkstrachten. Als die anziehendsten Kapitel im ersten Bande dünkten uns: Klima, Eigenschaften und Erzeugnisse des Bodens, Volksstämme und Volksclassen der Mongolen, Verwaltung, Verfassung und Einkünfte ihrer Stammfürsten, Eigenthümlichkeiten des Volkscharakters, Bauart und innere Einrichtungen der Hütten und die von den Mongolen in und außer denselben geführte Lebensweise, ihre Ehebündnisse und Begräbnisse, ihre Literatur und geistige Ausbildung. — Der zweite zwei Hauptabschnitte in sich begreifende Band enthält im ersten die Geschichte des mongolischen Volks in fortlaufender Ordnung, von den ältesten Zeiten bis zur Eroberung Chinas durch die Mandschu; im zweiten das chinesische Gesetzbuch für die Mongolen und ihre Fürsten als Schutzunterthanen und Vasallen des chinesischen Reichs.

Des Pater Hyacinths drittes und neuestes Werk, erst in diesem Jahr erschienen, hat zum Titel: Beschreibung des vormaligen und gegenwärtigen Zustandes der Dschungarei (Söngarei) und des östlichen Turkistans, (der sogenannten kleinen Bucharei) in zwei Theilen, auch aus dem Chinesischen übersetzt. Der erste Theil ist freilich uninteressant und überaus trocken, indem er eine sehr detaillirte Beschreibung des vormaligen Zustandes dieser Länder vor Chr. Geb, wo die Chinesen schon Kunde von diesen Gegenständen besaßen, enthält. Von ungleich größerm Interesse ist aber dessen zweiter Theil, der den heutigen Zustand der kleinen Bucharei und der Söngarei beschreibt. Beide Länder sind von einander durch ein hohes Schneegebirge, das in vielen Verzweigungen von der chinesischen Gränze auf einer Strecke von 4870 Wersten nach Westen zu läuft, getrennt. Auf der Nordseite dieser Gebirge liegt die Söngarei, auf der Südseite das östliche Turkistan, bekannter unter dem uneigentlichen Namen der kleinen Bucharei. Der chinesische Verfasser hat hier überall seiner Beschreibung von beiden Ländern sehr interessante Notizen über Topographie und Ethnographie einzuweben gewußt, versucht sich auch in einer Beschreibung von Rußland, wo er aber nur grobe Unwissenheit verräth.

Noch erscheint nächstens von demselben Geistlichen ein lithographirtes Tableau von Peking, nebst einer Beschreibung aller Merkwürdigkeiten, die diese große und prachtvolle Hauptstadt China's in ihren Mauern birgt. Der Verfasser eröffnete schon dazu im vorigen Herbst eine allgemeine Subscription.

Vor einigen Wochen gab hier Hr. Jakob Schmidt eine Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses heraus. Das ursprünglich von Ssanang-Ssetzen verfaßte und ergänzte Werk übersetzte Schmidt aus dem Mongolischen in's Deutsche, mit vielen Anmerkungen, Erläuterungen und Citaten aus andern unedirten Originalwerken. Zufolge eines höchsten Befehls ist dasselbe auf Kosten der Regierung gedruckt worden und wird gewiß bald auch ins Russische übersetzt werden.

Das mit dem Beginn dieses Jahrs vereint erscheinende russische Journal *): der Sohn des Vaterlandes und das nordische Archiv, enthält in seiner zwölften Numer in fortgesetzten Lieferungen das sehr interessante Reisetagebuch des Kaufmanns Chlebnikow, gegenwärtig Direktors des in Neuarchangelsk bestehenden Comptoirs unsrer americanischen Handelscompagnie. Er ward von der Direktion dieser Com-

*) Bisher erschienen beide als zwei besondere Journale getrennt.

pagnie vor einigen Jahren mit Lieutenant Chromtschenko zum Ankauf von Lebensmitteln für die Kolonie in Neuarchangelsk nach Kalifornien geschickt. Unterwegs erkrankte Chromtschenko und Chlebnikow dirigirte unterdessen das Fahrzeug, führte alle Geschäfte der Compagnie mit vielem Vortheile für sie und entwarf bei seiner Rückkehr das vorhin erwähnte Tagebuch, das jetzt auf diesem Wege zur Publicität gebracht wird. Es liefert uns in mehrern seiner Abschnitte über diese den Europäern noch so wenig bekannte Halbinsel manche ganz neue Ansichten von den Erzeugnissen ihres Bodens, ihrem Thierreich, der Bevölkerung und deren Lebensweise, ihren Verbindungen mit dem Mutterstaate Mexico, der Armee, den Landeseinkünften und den angesiedelten Indianern.

B * * *

Das Vorgebirge Sunium.

Die Sonne sank langsam hinter der Bergkette des Hymettus und den Hügelreihen von Attica hinab, als wir vor Capo Colonna die Anker lichteten und nach der engen Straße zwischen Zea und Cythnos steuerten. Wir hatten den Morgen zugebracht, indem wir in den Pistacien und Mastixhainen umherirrten, welche das Vorgebirge Sunium bedecken, und unter den schnell vergehenden Resten des Tempels der Athene weilten. Zu den Füßen dieser majestätischen Ruine haben die Trümmer ihrer zerfallenen Fragmente den Umriß der Platteforme, auf welcher der Tempel an dem Rande der Klippe errichtet war, beinahe ganz unkenntlich gemacht; und der Umsturz von einer Anzahl Säulen kurze Zeit vor unserem Besuch hatte nicht nur den Schutthaufen vermehrt, sondern zugleich auch sichtbar den unsicheren Grund des Ganzen noch mehr erschüttert und geschwächt.

Die zerstörenden Wirkungen des Scirocco zeigten sich hier auf die auffallendste Weise: alle Säulen waren an ihrer Südostseite von der Base bis zum Capital zwei bis drei Zoll tief vom Rost zerfressen und verzehrt, während an allen übrigen Theilen des Schafts die Auskehlung noch so scharf und vollkommen erhalten war, als zu der Stunde seiner Errichtung.

Die Stadt und der Tempel von Sunium wurden in den glänzendsten Tagen Griechenlands erbaut, in dem Zeitalter des Perikles; von der einen ist keine Spur übrig geblieben, und Alles, was von der anderen noch erhalten ist, sind wenige einzeln stehende Säulen, die einen Fries tragen, der auf das inselbesäete ägeische Meer hinausschaut.

Ich hatte beinahe alle die Tempel gesehen, die in Griechenland noch übrig sind; aber keiner, selbst die von Athen nicht ausgenommen, hatte einen tieferen und lebendigeren Eindruck auf mich gemacht, als der von Sunium. Die größere Zahl derselben ist an vielbesuchten Orten gelegen und von dem Geräusch des Hausens umdrängt; Sunium steht allein; seine zerbröckelten Säulen blicken nur auf die blauen Hügel von Attica, oder auf die Azurwellen des ägeischen Meeres herab; Alles ist Einsamkeit umher, bis auf die Kreise des Seevogels über seinem Gipfel, oder das Wehen der Olivenhaine zu seinen Füßen; und der einzige Laut, welcher diese Stille unterbricht, ist das Seufzen des Sommerwindes oder das Murmeln der Wogen, die sich an den von der Zeit ausgewaschenen Höhlen des Felsens brechen.

Weit entfernt von jeder menschlichen Wohnung wird Sunium selten besucht, außer etwa durch die Mystik eines mainotischen Corsaren, die Kaique eines vorüberfahrenden Reisenden oder den Jäger, welcher die wilden Tauben verfolgt, die hier in Menge gefunden werden. Seine Aussicht ist die ausgedehnteste und interessanteste in Griechenland; von seiner Stirn wandert das Auge über die Gebirge von Argolis und die Hügel, die Athen umgeben, im Osten zeigen sich die Purpurebenen von Helena und Euböa, und im Süden die endlosen Massen der Cycladen durch enge Canäle getrennt, deren schimmernde, verwickelte Straßen die Labyrinthe des Archipels bilden, deren Schifffahrt nur den Piloten von Milo und Argentiera bekannt ist.

Selten bietet die Ansicht des ägeischen Meeres etwas Anderes als das Bild stiller Ruhe dar; seine blauen, spiegelgleichen Gewässer schlafen ruhig unter dem eben so wandellosen Himmel oder spielen in sanften Wellen mit den Sonnenstrahlen, die sie von ihrer gekräuselten Oberfläche zurückwerfen. Zuweilen wird eine Gruppe der weißen Levantesegel sichtbar, die Schwänen gleich von Insel zu Insel gleiten oder träge auf der athemlosen Fluth den Hauch des Abends erwarten. Erde, Luft und Himmel stehen in der vollkommensten Eintracht; nur dem Clima des Orients gehört diese ungestörte Ruhe an.

Als wir die Klippe herabstiegen und unser Schiff gewannen, wurden die Umrisse des verfallenen Tempels auf das Prächtigste von dem Carmin erhoben, mit dem der Sonnenuntergang den Himmel gefärbt hatte. Nicht ein Wölkchen brach die sanften Schattirungen des Westens, in den die Sonne einer Kugel geschmolzenen Goldes gleich hinabsank, während ihre Strahlen sich gleichmäßig über die ungeheure glühende Wölbung gleichsam in eine massive Platte verschmolzen.

Emerson's Letters from the Aegean.

Die Höhle des Yumuri auf der Insel Cuba.

Ein neues spanisches Journal, Anales de ciencias, agricultura, commercio, y artes, das der bekannte Botaniker Don Ramon de la Sagra unter Begünstigung des Gouvernements in der Havanna herausgiebt, enthält in seinem Juliheft vom Jahr 1827 die Beschreibung einer kleinen Excursion zu den Höhlen des Yumuri, eine Stunde von der Stadt Matanzas auf der Insel Cuba. Eine fröhliche Gesellschaft schiffte sich zu Matanzas auf dem Yumuri ein, dessen hohe Ufer mit der Ruselia sarmentosa und anderen Kriechpflanzen geschmückt waren, die in Blumengewinden herabhingen. Nachdem man an das Land gestiegen war, setzte die Gesellschaft sich zwischen Palmen und Orangen gegen den Eingang der Höhle in Bewegung; der Fels war mit versteinerten Korallen und Seesternen bedeckt, was den Marsch sehr beschwerlich machte. Der Eingang der Höhle ist niedrig, sie theilt sich im Innern in vier Aeste, von denen der eine in einen weiten Gang führt, der mit Incrustationen von außerordentlicher Art ausgelegt ist. Der Boden ist sehr uneben; bald erheben sich die Stalagmiten auf demselben, bald ist er tief ausgehöhlt. Nachdem man einen Raum von ungefähr 50 Varas durchstreift hatte, sah man sich vor einer unermeßlichen Gruppe natürlicher Säulen, die den Boden mit dem Plafond verbinden; von allen Seiten warfen Cristallisationen das Licht der Fackeln zurück. — Im Allgemeinen scheinen diese Höhlen von ähnlichen in Europa sich durch Nichts zu unterscheiden.

Bulletin universel.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 139. 19 May 1829.

Michael Oginski's Memoiren über Polen.

(Fortsetzung.)

Bemühungen der polnischen Patrioten um die Unterstützung Frankreichs und der Pforte.

Graf Oginski's Memoiren verbinden Geschichte mit Biographie; er selbst hatte in dem letzten Unabhängigkeits-Kampfe eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, und später verbannt, mehrere Länder durchreist, um für die Wiederherstellung seines Vaterlands Hülfe zu suchen. Ueberall getäuscht, stand er endlich von dem fruchtlosen Unternehmen ab, kehrte heim und unterwarf sich den neuen Herrschern; aber auch da blieb er für sein Vaterland nicht unthätig. Bei der ersten günstigen Gelegenheit sehen wir ihn als dessen eifrigen und unermüdlichen Sachwalter auftreten; da er durch seine Offenheit und liebenswürdige Persönlichkeit die Gunst eines jungen Monarchen gewann, der damals große Hoffnungen erregte. Ueberhaupt steht der Graf durch seinen Character bei Allen, mit denen er in Berührung kam, in hoher Achtung. In Frankreich, Deutschland, in der Schweiz und in Italien wird sein Namen mit Ehren genannt. Im eigenen Lande und auf seinen Gütern ist er seit langer Zeit als thätiger Menschenfreund bekannt. Schon vor der Theilung hatte er sich als Beförderer des Ackerbaues ausgezeichnet, und in dem ödesten Theile Polens eine Kolonie von hundert Familien gegründet, denen er zehnjährige Abgabenfreiheit bewilligte und Wohnungen bauen ließ. In Polessien (Volhynien?) trägt ein Kanal seinen Namen, der, zwei Flüsse verbindend, wovon der eine in den Niemen, der andere in den Dnieper fließt, eine Kommunikation zwischen dem baltischen und dem schwarzen Meere öffnet, welche für Polens Binnenhandel von großem Vortheil werden kann.

Es ist eine oft wiederholte Thatsache: daß die Uneinigkeit unter den Großen, die Schwäche des Königs Poniatowsky und seine Nachgiebigkeit gegen Katharina von Rußland sich vereinigten, die Berathungen der Nation zu verwirren und zu desorganisiren. Nachdem die drei Mächte den Zerstückelungstractat im Jahr 1793 geschlossen, blieb Wenig mehr als der Name von Polen übrig; doch entzündeten sich die letzten Funken des erlöschenden Patriotismus zu Krakau im nächsten Jahr und im Augenblick stand das ganze Land in Flammen. Kosciusko focht als der letzte Pole, manche ritterliche Edeln reihten sich an seine Seite und unter ihnen Oginski. Allein die Anstrengungen der Patrioten vermochten nicht, den bewaffneten Heermassen Preußens und Rußlands zu widerstehen. Kosciusko fiel in der Schlacht und ward gefangen. Warschau's Vorstadt Praga ward erstürmt, die Hauptstadt ging über, und der schwache Stanislaus stieg von einem Thron, den er nie hätte besteigen sollen. Der dritte und letzte Akt der Zerstücklung erfolgte.

Oginski scheint Jomini's*) Ansicht zu theilen, wornach Oesterreich diejenige Macht war, die zuletzt und am Zögerndsten in die endliche Auflösung Polen's willigte, und es im Jahr 1794 bloß deßhalb that, weil sie sich von der Unabwendbarkeit der Katastrophe überzeugt hatte. In der That verlor Oestreich bei der völligen Vernichtung dieses Reichs eine höchst wichtiges Grenzbollwerk, wofür ihm der Besitz von Gallizien durchaus keine hinlängliche Entschädigung ist; doch war es früheren Verstümmelungen keineswegs entgegen.

Wenn Oginski die Vernachläßigung der Infanterie in Polen rügt, so zeigt sich darin wieder eine Folge der Nichteristenz eines dritten Standes. Hier stoßen wir auf eines der Grundgebrechen von Polen. Es gab kein Volk; eine ungeheure Masse von Reiterei der Edelleute hatte zu Kriegszeiten eine Heerde schlecht bekleideter und schlecht bewaffneter Sclaven im Gefolge und auch diese nur auf kurze Zeit. Im Mittelalter bestand auch im übrigen Europa die Stärke der Staaten in der Reiterei, nach dem Verfall der Feudalinstitutionen aber wurde bei der wachsenden Macht der Könige und dem Emporkommen des Bürgerthums das Fußvolk bei Völkern und Königen die beliebtere Waffengattung. Polen allein nahm in Folge seiner ausschließlichen Aristokratie und der Sclaverei des Volks an diesen Fortschritten des europäischen Kiegswesens keinen Theil.

Nach der mörderischen Erstürmung Praga's und der Uebergabe Warschau's an Suwarow zogen sich viele patriotische Edeln und unter andern auch Oginski nach Venedig zurück, wo sie der französische Gesandte Lallemant schützte und begünstigte. Von hier aus unterhielten die Ausgewanderten einen Briefwechsel mit ihren Freunden in Polen. Ein anderer Klubb polnischer Flücht-

*) In seiner Histoire des Guerres de la Revolution.

linge bildete sich zu gleicher Zeit in Paris, wo sie den Beistand der französischen Republik für ihr Vaterland zu gewinnen hofften. Sie wurden mit schönen Worten abgespeist, und die französische Regierung versprach den Polen zu Hülfe zu ziehen; bis im April 1795 diese Täuschung mit der Nachricht von dem Baseler Vertrag zwischen Preußen und Frankreich dahinschwand. Kraft dessen garantirte der franz. Freistaat Sr. preußischen Majestät alle bisherigen Besitzungen, wobei natürlich der Antheil an Polen mit begriffen war. Die polnischen Patrioten geriethen in Bestürzung — ihre letzte Hoffnung versiegte, sie verzichteten auf jeden Beistand von außen. Oginski reichte im Namen seiner Landsleute durch den polnischen Agenten Barß zu Paris eine Vorstellung dagegen ein, worauf die französische Regierung antwortete: Frankreich bedürfe Frieden zur Heilung seiner Wunden und zur Aufhülfe seiner erschöpften Finanzen; zum Troste ward jedoch beigefügt, daß der Frieden mit Preußen nicht lange dauern könne; und dann werde die französische Republik unfehlbar Polen dem Griffe seiner Unterdrücker entreißen oder mit Waffengewalt die Wiederherstellung seiner Unabhängigkeit erkämpfen.

Gleich Schiffbrüchigen, die jedes Brett zu ihrer Rettung ergreifen, wandten sich jetzt die Polen von dem demokratischen Frankreich an die despotische Türkei und bildeten sich ein, daß die Pforte, ohne Rücksicht auf ihren eigenen unmittelbaren Vortheil, sie in Erkämpfung der Freiheit ihres Vaterlandes unterstützen würde. Wir hatten in den letzten dreißig Jahren Gelegenheit, manche merkwürdige Anomalien und Inkonsequenzen in den Meinungen und Schritten der Politiker zu bemerken; so wurde die ottomannische Pforte von denselben Personen und Parteien bald gehätschelt, bald abgestoßen und beschimpft. Oginski reiste auf den Rath der französischen Agenten selbst nach Konstantinopel in Hoffnung, wenigstens vor der Hand von dem Divan in der Moldau für die Polen eine Freistätte zu erhalten; von wo sie dann bei dem ersten Bruche mit Rußland die Befreiung ihres Vaterlands unternehmen könnten. Mit einem englischen Paß unter erdichtetem Namen begab er sich nach Neapel, um sich von da nach der Levante einzuschiffen. Zu diesem Zeitpunkt richtete die Polizei in ganz Italien ein scharfes Auge auf die polnischen Flüchtlinge; um so unvorsichtiger war es, daß er gleich am Abend seiner Ankunft in Neapel das San Carlotheater besuchte, den letzten Ort, wo ein Mann in seiner Stellung sich hätte blicken lassen sollen. Wirklich erkannte ihn auch der russische Gesandte Graf Golowkin, den er selbst seines kurzen Gesichts wegen nicht bemerkte. Golowkin hatte indeß die Schonung dem dänischen Gesandten, den er als Oginski's Freund kannte, zu vertrauen, daß er wegen Oginski's an seinen Hof berichten müßte, und wahrscheinlich Befehl zu dessen Verhaftung erhalten würde. Von diesem Augenblick an befand sich der Graf von Spähern umgeben; er entkam jedoch nach Rom, und von da nach dem neutralen und friedlichen Livorno.

Bei seiner Ankunft zu Konstantinopel setzte sich Oginski mit den französischen Agenten daselbst in Verbindung, und suchte durch diese mit den ottomannischen Ministern in Verkehr zu treten. Dieß war für ihn, der keinen offiziellen Charakter hatte, nichts so Leichtes. Oginski kam gerade nach Konstantinopel, um von dem ersten noch unsichern Versuche einer europäischen Organisation des türkischen Militärs Augenzeuge zu seyn. Viele Europäer, besonders franz. Offiziere, wurden hiezu in Dienst genommen; allein sie konnten oder wollten sich keine Mühe geben; nur die Artillerie hatte einige Fortschritte gemacht. — Bei der Reiterei entdeckte man keine Veränderung und von der Infanterie waren bloß 780 Mann in ein Regiment eingetheilt. Ihre Uniform war halb türkisch, halb europäisch. „Ich sah sie," erzählt er, „in Gegenwart des Sultans und des Großwesirs unter dem Commando einiger französischen Offiziere manövriren; es ging höchst linkisch. Nach allen Evolutionen machten sie Halt und ruhten aus; wobei ich bemerkte, daß mehrere Soldaten die Hände gegen ihre Offiziere ausstreckten und sie um Geld ansprachen, während ein Kärrner mit einem Schlauch Wasser durch die Reihen hinfuhr und solches unter die Erschöpften vertheilte." Wesentlichere Verbesserungen hatten in dem Material der Seemacht Statt gefunden; die Leitung der Docken war schwedischen und französischen Aufsehern anvertraut, und die Türken besaßen so gut gebaute und ausgerüstete Schiffe als irgend eine andere Seemacht.

Oginski erhielt endlich eine Besprechung mit dem griechischen Fürsten Morusi, dem ersten Dragoman der Pforte, einem wohlunterrichteten jungen Mann von 28 Jahren, der mehrere Sprachen mit Fertigkeit sprach und mit der europäischen Politik ganz vertraut zu seyn schien. „Er kannte, sagt Oginski, „den Stand der Parteien in Polen so gut als ich selbst." Nachdem Morusi sich über die unselige Uneinigkeit der Polen, die Ursache alles Uebels, geäußert hatte, warf er einige Hoffnungen hin, daß, im Fall einer Diversion Schwedens gegen Rußland, die Feindseligkeiten beginnen und so die polnischen Patrioten Gelegenheit erhalten dürften, von ihrer Seite mitzuwirken. Als Oginski dem schlauen Griechen ein Bild von der drohenden Stellung Rußlands entwarf, und von dessen wohlbekannten Absichten auf Konstantinopel sprach, indem er hinzufügte, um so mehr sollte der Pforte daran liegen, das Bollwerk des unabhängigen Polens wieder herzustellen, da lächelte Morusi und erwiederte ruhig, daß „noch viel Wasser die Donau hinabfließen dürfte, bevor diese traurige Weissagung in Erfüllung gehen würde. Die türkischen Besitzungen in Asien und Europa seyen so unermeßlich und böten so reiche Hülfsquellen dar, daß die Türkei der Gesammtmacht Rußlands siegreichen Widerstand leisten könne."

Während Oginski in Konstantinopel auf diese Art unterhandelte, war der russische Gesandte bei der Pforte von allen seinen Schritten unterrichtet und erhielt Kopien von allen seinen Briefen und Mittheilungen an die französischen und andern Agenten. Sein griechischer Diener nämlich erstattete jeden Morgen und Abend auf der russischen Gesandtschaft über seinen Herrn Bericht. Dieß erfuhr Oginski später aus dessen eigenem Munde.

Um diese Zeit (1796) war Bonaparte in das Herz von Italien vorgedrungen und nahte sich den westlichen Grenzen der Türkei; sein Ruf zog die Aufmerksamkeit des Divans auf sich. Auch Oginski wandte sich gegen dieses aufgehende Gestirn und suchte den jungen Eroberer in einem Schreiben aus Konstantinopel für

die Polen zu interessiren. Bonaparte's freundliche Antwort, welche ihm sein Adjutant Sulkowsky, der mit einer Botschaft nach Konstantinopel abging, überbrachte, ist sehr charakteristisch.

„Was kann ich versprechen?" sagte Bonaparte nachdenklich, als er Oginski's Brief gelesen hatte. „Sagen Sie Ihren Landsleuten, daß ich die Polen liebe und schätze; — daß die Theilung Polens ein Akt der Ungerechtigkeit ist, der nicht lange geduldet werden darf — daß ich selbst nach Beendigung des Kriegs in Italien an der Spitze meiner Tapfern hinziehen will, um Rußland zur Herausgabe von Polen zu zwingen. Alle schönen Worte, die man Ihnen zu Konstantinopel sagt, heißen Nichts; ich kenne das diplomatische Kauderwälsch und die Indolenz der Türken nur allzu wohl. Eine von ihren Nachbarn unterdrückte Nation kann sich nur durch eigne Kraft erheben!"

Müde der türkischen Unentschlossenheit verließ Oginski Konstantinopel um sich den Gränzen seines Vaterlandes zu nähern. Er reiste durch die damals von der Pest heimgesuchten Landschaften Rumelien und Bulgarien nach Bucharest, wo er einen andern Polen von tollkühnem Unternehmungsgeiste traf, der den Plan entworfen hatte, einen Einfall in Gallizien zu machen, zu einer Zeit, da alle reichen Grundeigenthümer zur Liquidirung ihrer Rechnungen in Lemberg versammelt sind und das meiste Geld vom Lande dort zusammenfließt. Er zählte darauf, Alles zu überrumpeln, die Zollhauskassen zu plündern, die jungen Studenten, die Diener, Lehrjungen ꝛc. unter das Banner der Freiheit und Gleichheit zu sammeln, die Gefängnisse zu erbrechen und die Missethäter in Freiheit zu setzen, kurz das ganze Land der Plünderung und der Anarchie preis zu geben. Oginski gelang es, den Abenteurer einzuschüchtern und die Ausführung dieses abscheulichen Projekts zu hintertreiben.

Von Jassy drang Oginski unter allerlei Gefahren und Entbehrungen nach österreichisch Polen, täuschte Spione und Polizei und reiste, nachdem er mehrere seiner Freunde gesprochen, über Sachsen und Berlin nach Paris, wo er im Jahr 1797 ankam. Hier hatte er einige kurze Unterredungen mit den Ministern des Direktoriums; allein der Friede von Campo Formio zerstörte jegliche Hoffnung auf französische Dazwischenkunft, der sich die Polen immer noch hingegeben hatten. Oginski sah Bonaparte bei seiner Rückkehr nach Paris, und bemerkte, mit welch hoher, fast gleichgültiger Miene er die Huldigung aller Parteien und Volksklassen hinnahm. In größern Gesellschaften schien er Aufsehen vermeiden zu wollen und ging daher schnell von Gemach zu Gemach. Bei einer dieser Feten rief ein Abgeordneter der Schweiz, Namens Ochs, ein großer Bewunderer des Siegers, der ihn in ein Zimmer treten sah, in der Wärme seines Enthusiasmus die Hand der zunächst sitzenden, ihm aber unbekannten Dame ergreifend, und auf den General deutend: „Sehn Sie, Madame, das ist Bonaparte!" „Ich weiß es, mein Herr," erwiederte ruhig die Angeredete, „denn es ist mein Mann." Es war Josephine. —

(Fortsetzung folgt.)

Johannes Capsi, König von Milo.

Johannes Capsi war seinem Stande nach ein Seemann und hatte, gleich vielen seiner Landsleute, durch die Dienste, die er fremden Schiffen als Pilot leistete, so wie durch glückliche Handelsspeculationen eine nicht unbeträchtliche Summe Geldes zusammengebracht. Von Natur kühn, unverzagt und unternehmend, hatte ein leichter guter Humor und eine zugleich gebieterische und einnehmende Leutseligkeit ihn unter seinen Landsleuten sehr beliebt gemacht. Türken gab es auf der Insel nicht, und sie wurde selbst durch gelegentliche Besuche derselben nur selten beunruhigt, seit die Wachsamkeit der Malteser Ritter die Expeditionen des Kapudan Pascha zu gefährlichen Unternehmungen machte.

So völlig sich selbst überlassen faßte Capsi zuerst den Entschluß, sein Vaterland von dem Sultan unabhängig zu machen. Er theilte allmälig seinen Plan einem seiner Freunde nach dem andern mit, bis er plötzlich, nachdem er sich des Bestandes Einiger und der Billigung Aller versichert hatte, die Maske abwarf, sich zum König von Milo ausrufen und von dem lateinischen Bischof Antonio Camillo krönen ließ. Während dieser in der Kathedrale ihm eine schwere goldene Kette um den Hals hängte, gab alles Volk durch lauten Zuruf seinen Beifall zu erkennen, und von allen Seiten erschallte das Geschrei: „Lange lebe Capsi! Lang lebe König Johann von Milo!"

Durch seine neue Würde nicht im Geringsten in Verlegenheit gesetzt, übernahm Capsi die Erfüllung seiner neuen Pflichten mit der weisesten Mäßigung. Er hatte die Freundschaft der vornehmsten Männer der Insel zu gewinnen gewußt, und durch ihren Einfluß wurde er mit dem schönsten Hause auf Milo beschenkt, erhielt eine Rente aus den öffentlichen Steuern und eine Garde von fünfzig Mann, die ihn auf seinen Ausgängen begleiten mußte, während andere fünf und zwanzig beständig sein Haus zu bewachen hatten. Er setzte bestimmte Tage zur Ausübung der öffentlichen Rechtspflege fest und wurde so zugleich der Gesetzgeber, Richter und Monarch von Milo.

Dieser Zustand der Dinge dauerte mit ungestörter Ruhe über drei Jahre, bis die Pforte, die mehr durch die Klugheit, als die Macht Capsis beunruhigt wurde und fürchtete, daß sein Beispiel in größerem Umfang nachgeahmt werden möchte, beschloß, ihn auf eine Weise zu züchtigen, die Allen, welche etwa ihm nachzufolgen geneigt wären, zur Warnung diente.

Es war indessen eine Sache von nicht geringer Schwierigkeit, sich der Person eines Mannes zu bemächtigen, der von Allen um ihn geliebt wurde und achthundert Bewaffnete unter seinen Befehlen hatte. Der Kapudan Pascha, dem alle diese Umstände bekannt waren, vermied es, Milo in Person zu besuchen, um keinen Verdacht zu erregen, und sandte nur zur Einnahme des jährlichen Tributs drei Galeeren dahin ab. Der türkische Befehlshaber landete ohne Bedeckung und ging allein zu dem Palaste Capsis, redete ihn als den Beherrscher der Insel an, sagte ihm tausend Schmeicheleien und versicherte ihn, daß die Pforte keinen Anstand nehmen werde, ihn als Fürsten von Milo anzuerkennen, sobald er sich nur als treuen Vasallen des Sultans zeige und den bisherigen jährlichen Tribut zu zahlen fortfahre.

Johannes, durch seine Eitelkeit verleitet, ging in die Falle und bereitete sich vor, als der Türk sich auf sein Schiff zurückgezogen

hatte, seinen Besuch zu erwiedern. Um dem Gesandten der Pforte an Höflichkeit nicht nachzustehen, stieg er, von nicht mehr als zwölf Bewaffneten begleitet, an das Gestade hinab und wagte sich unvorsichtig an Bord des verrätherischen Osmanen, der ihn sogleich in Eisen warf und ohne Verzug nach Constantinopel unter Segel ging, wo der Unglückliche im Jahr 1680 an einen Baum vor dem Thore des Bagnio gehängt wurde.

Emerson's Letters from the Aegean.

Der große Canal von Amsterdam.

Der große niederländische Canal, der im Jahr 1819 angefangen und 1825 beendigt wurde und den Zweck hat, Amsterdam in direkte Verbindung mit der See zu bringen, ist der breiteste Canal in Europa. Die Stadt Amsterdam hat auf der Rhede vor ihrem Hafen vierzig Fuß Wasser; ungefähr sieben engl. Meilen davon ist dagegen die Südersee — oder die Pampas (Untiefen) in derselben — nicht mehr als zehn Fuß tief: und es mußten daher alle einigermaßen schwerbeladene Schiffe von einem Theil ihres Cargos durch „Lichter" befreit werden, ehe sie in den Hafen gebracht wurden. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, wurde der Beschluß gefaßt, von dem Helder, der äußersten Nordspitze der Provinz Holland aus, einen Canal zu graben. Die Entfernung zwischen diesen beiden Punkten ist 41 engl. Meilen, die Länge des Canals beträgt aber 50½ M. Die Breite der Wasserfläche ist 124½ engl. Fuß; die Breite des Grundes 36 Fuß, die Tiefe 20' 9". Wie bei allen holländischen Canälen steht das Niveau gleich mit dem der hohen Fluth im Meere, durch welche der Canal sein Wasser empfängt; die einzigen Schleusen, deren derselbe bedarf, sind daher zwei Fluthschleusen an beiden Enden; doch sind außer diesen noch zwei andere Schleusen in dem Raume zwischen jenen angebracht. Auf der ganzen Länge des Canals sind nur achtzehn Brücken, Zugbrücken. Die Breite des Canals ist so groß, daß eine Fregatte darauf neben der anderen vorüberfahren kann. Von dem Y zu Amsterdam geht der Canal nordwärts nach Purmerend, von da westlich nach Alcmaar, dann wieder nordwärts bis zu einem Punkte, bei Petten, zwei engl. Meilen von der Küste, und von da an läuft derselbe mit dieser parallel bis zum Helder, wo er in dem schönen Hafen von Nieuwediep endigt. Hier ist eine ungeheure Dampfmaschine, die unter andern den Zweck hat, den Canal während der Ebbe zu füllen. Die Zeit, welche man dazu bedarf, um Schiffe von dem Helder nach Amsterdam zu ziehen, ist achtzehn Stunden. Die Kosten des Canals werden auf 10 bis 12 Millionen Gulden geschätzt.

London Magazine.

Die Höhle auf Antiparos.

Der alte Name von Antiparos war Oliaros, jedoch erwähnt kein älterer Geograph dieser Insel als eines Platzes von irgend einer Bedeutung. Es finden sich auf ihr keine Alterthümer, und ihre einzige Sehenswürdigkeit ist eine berühmte Höhle, deren Eingang ungefähr eine halbe Stunde vom Ufer am Fuße eines Hügels liegt. Den Eingang bildet ein niedriger Bogen, welcher von einigen — augenscheinlich natürlichen — Säulen gestützt wird. Auf einer derselben bemerkt man eine unleserliche Inschrift, welche nach der Erklärung eines Cicerone des Landes die Namen einiger gegen Alexander Verschworenen enthalten soll, welche in dieser Höhle Schutz gesucht hätten. Ist man durch diesen rohen Vorsaal hindurchgegangen, so kommt man durch einen krummen und holprigen Gang, in den man sich durch Strickleitern hinabläßt, zu dem eigentlichen Thore des Wunders der Cycladen, zu dem sogenannten Saale der Höhle.

Der Weg geht immer abwärts und ist so rauh und unbequem, daß man nicht selten in tiefe Löcher hinabsteigen, oder über große Massen von Stalactiten (Tropfstein) und hohe Felsenblöcke hinweg klettern muß. Eine frostige, kalte und ermüdende Arbeit, für die man durch die Ansicht des Saales entschädigt wird, obgleich nicht in dem Maße, als man nach ältern Beschreibungen erwarten möchte. Es mag seyn, daß der Rauch der Fackeln die Höhle nach und nach geschwärzt hat, aber soviel ist gewiß, daß man gegenwärtig Nichts von den spielenden Lichtern, Regenbogenfarben, schimmernden Crystallen und bunten Steinen sieht, von deren Anblick frühere Besucher so bezaubert waren. Es ist ein großer Raum von einer außerordentlichen Höhe, freilich noch vergrößert durch das Helldunkel des Fackellichts, allenthalben mit Tropfsteinformen bedeckt, die von der Decke herabhängen, oder sich am Boden angesetzt haben, und als Säulen, Kegel oder Vorhänge erscheinen. Tournefort nennt es Steinvegetation.

Es wäre merkwürdig, wenn diese interessante Höhle entweder von den Alten gar nicht gekannt, oder doch wenigstens nicht der Erwähnung werth befunden worden wäre; denn weder Strabo noch Plinius gedenken ihrer auch nur mit einer Silbe, obgleich beide die Insel Oliaros namentlich anführen. Wie es scheint, ist sie erst am Ende des siebzehnten Jahrhunderts näher untersucht worden, als der Marquis de Nointel, französischer Gesandter bei der hohen Pforte, im Jahr 1673 mit einer zahlreichen Dienerschaft in ihr Inneres eindrang, und die drei Weihnachtsfeiertage in dem Saale blieb, wo er auf einem großen Steine, der noch unter dem Namen des Altars bekannt ist, Messe halten ließ.

Bei dieser Gelegenheit hatte man die Höhle mit dem Glanze von hundert Lampen und Fackeln erleuchtet. In dem Augenblicke, wo die Hostie emporgehalten ward, wurde mit Hülfe einer ununterbrochenen Reihe von Signalen bis zur Mündung der Höhle auf der Spitze des Hügels eine Kanonensalve gegeben. Nach ihm besuchten Tournefort und Andere die Höhle, deren übertriebene Schilderungen von ihren Schönheiten und den entsetzlichen Gefahren, denen man sich beim Eindringen in dieselbe aussetze, ihr einen gewaltigen Ruf verschafft haben, so daß ein nahmhafter Reisende an seinen Freund schreibt, dem er eine umständliche Nachricht über die Wunder der Grotte mittheilt, er sey darum so ausführlich, weil er es für unwahrscheinlich halte, daß nach ihm Jemand in die Höhle hinabsteige, und sein Bericht daher der letzte seyn werde, den Jemand aus eigner Anschauung geben könne.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 140. 20 Mai 1829.

Gesetzgebung der Türken *).

Fast alles Gute und Große, wie alles Verwerfliche im Leben der Völker ist Folge und Resultat ihrer Gesetzgebung. Dieß bestätigt sich auch bei den Otomanen In ihrer Gesetzgebung liegt der Schlüssel zu ihrer Geschichte. Sie erklärt den reißend schnellen Anwachs ihres Reiches, ihre Erfolge, ihre ungeahenten Fortschritte; sie erklärt es aber auch, wie Volk, Reich und Regierung in der neuern Zeit so schnell sinken und auf den Punkt des Zerfallens kommen konnten.

Muradscha d'Ohsson, dieser geistreiche Schriftsteller, reich an gründlichen Kenntnissen über seinen Gegenstand, reicher als irgend Einer nach ihm, leitet türkische Sitten, Gebräuche, Künste und Macht lediglich von des Volkes politischer und religiöser Gesetzgebung ab.

Um sie zu begreifen und ihren Geist recht zu fassen, muß man einen Blick auf die Kenntnisse der Moslemin in der Zeit werfen, wo der bedeutendste Theil ihres Gesetzbuchs entstand. Wir müssen deshalb in die ersten Zeiten des Islam zurückgehen.

Die Nomadenstämme Arabiens zeigten vor Mohammed keine Neigung, die benachbarten Schulen von Damascus, Dschondisapur und Alexandria zu besuchen, obgleich letzteres noch eine reiche Schatzkammer griechischer Wissenschaft war. Nur Dichtkunst und Beobachtung des Himmels beschäftigte die Araber. Im Lauf der Sterne fanden sie die Richtung, den Compaß für ihr irrendes Leben in der Wüste, und die Dichtung war dem poetischen Volk die Fundgrube, aus der es seine Moral, Politik und Rechtswissenschaft schöpfte.

Nun erschien Mohammed und goß glühende Begeisterung in die Gemüther des armen wenig wissenden und fanatischen Kinder-Volks, das bald riesengroß aus seiner Wiege trat, gleich dem unbändigen Sturm in der Wüste, der Alles vor sich niederwirft, die grünenden Felder mit brennendem Sand übergießt und die Welt zu zerstören droht.

Bald aber kamen bürgerliche Kriege über das Volk. Die geschwächten Araber beschränkten sich nun auf ihr Land. Bald kamen sie auch wieder zur Ruhe, und statt zu neuen Eroberungen aufzustehen, wandten sie ihren reichen Geist auf Wissenschaft und Kunst.

Sehr unterstützt ward darin das Volk vom Kalifen Abu-Dschafar-Mansur, dem zweiten Abbassiden, der in diesem Streben der Nation den sichersten Schutz gegen bürgerliche Unruhen und eine wahre Stütze seines Throns erkannte. Bei den frühern Kalifen war es nicht eben so gewesen. Die vier ersten Nachfolger Mohammeds und die Ommajaden dachten nur darauf, den Glauben auszubreiten. Und da sie auch in bürgerliche Kriege befangen waren, so blieben ihnen die Kenntnisse ihrer griechischen Nachbaren und Unterthanen fremd. In den Abbassiden sah Arabien seine Antonine und seine Medici. Mit lebendigem Eifer übten und ermunterten sie Wissenschaft und Kunst und erfreuten sich an deren Fortschreiten. Abdulla-Mamun, der siebente Abbasside, überhäufte Gelehrte und Künstler mit Ehren und Reichthümern, er ging selbst in die Vorlesungen und setzte sich unter die Schüler.

So herrliches Streben konnte nicht ohne günstigen Erfolg bleiben. In weniger als Einem Jahrhundert war bei den Arabern keine Spur von Rohheit mehr zu sehen; wo sie von nun an hinkamen, zogen Wissenschaft, Dichtung und Kunst in ihrem Geleit, und selbst da erweckten sie Civilisation, wo die rohen Eroberer aus dem Norden sie zerstört hatten. So in Spanien.

Diese Lichtstrahlen, die aus Arabien zu kommen scheinen, sind aber eigentlich nur der letzte Widerschein des griechischen Geistes auf eine andere früher dunkle Stelle. Dieß gilt bloß in Bezug auf Poesie und Redekunst nicht. Für diese hatten sie wenig Sinn; der Islam erlaubte ihnen nicht, die Namen der falschen Götter auszusprechen, und stimmte überhaupt wenig zur Mythologie des Olymp's. Auch schickte sich der lebendige und zarte Geist der Griechen und die mannigfache Schönheit der jonischen Muse — fein und leicht wie das Lächeln der Grazien — wenig zu dem ernsten und düstern Charakter von Mohammeds Schülern. Ihre Beredsamkeit hat sich allein nach dem Coran gebildet, und ihn betrachten sie noch heute als das höchste Muster der Redekunst, wiewohl der glühendste Ausdruck oft leer an Gedanken ist, sich in gehäuften Metaphern verliert und nur zu einer verirrten Imagination spricht, während die griechische Beredsamkeit überzeugt und hinreißt. Aber Mathematik, Physik, Medizin,

*) Nach Mano's Vorlesungen über Griechenland und die Türkei, gehalten zu Genf.

Botanik und die Naturwissenschaften der Araber stammen großentheils von den Griechen; besonders ihre Philosophie, die offenbar von Aristoteles kommt, bei ihnen aber eine ungeheure Ausdehnung bekommen hat, da sie darin auch Militärdisciplin und Taktik begreifen.

Die Aristotelische Philosophie ist jedoch bei den Arabern stark verändert und umgestaltet worden, zumal, da sie dieselbe im wundervollen Geleit von Platon's metaphysischen Träumen erhielten. Die erste Aenderung geschah durch die Uebersetzung von Aristoteles Werken, welche von Zöglingen der alexandrinischen Schule ausging. Diese ungenauen und fehlerhaften Uebersetzungen konnten nur mit Hülfe von Commentarien gelesen werden. Ihre Verfasser aber waren voll abergläubischer Ideen und travestirten vollends die Philosophie, die sie erklären wollten. Gewöhnt an die mystischen Gesichte der Chaldäer und Magier, die dem Islam nicht wenig zusagten und ihm auch innig verwandt sind, war es den Arabern, bei ihrer Neigung zum Wunderbaren und Geheimnißvollen, leicht, noch neue Träumereien zu dem alexandrinischen Amalgama zu fügen, nachdem sie das Potamon und Vaccas aus den zerstreuten und ungleichartigen Trümmern ihrer ersten Studien gemacht hatten. Dabei war es sehr nachtheilig, daß nach der Ausdehnung des Worts Philosophie die Metaphysik und die Dialektik immer vorherrschen mußten. Deshalb hielt man auch beide für die Bildung eines Rechtsgelehrten, eines Publicisten und eines Staatsmannes u. s. w. für unentbehrlich. Bald zeigten sich die Folgen davon. Die Metaphysik häufte Grillen und Hirngespinnste in der Geschichte, der Medizin und der Chemie; von der Dialektik aber gingen eine Menge kindische Subtilitäten aus, die das arabische Wissen verdarben, und alle wissenschaftliche Diskussion in wahre Wortspiele ausarten ließen. Die vier scholastischen Zweige — materialis, efficiens, formalis und finalis — wurden auch auf die Heilkunst angewandt, und die Pharmazie mischte die Arzneien nach der Theorie der geometrischen Progressionen und musikalischen Harmonien. Auch die Jurisprudenz konnte so traurigem Schicksal nicht entgehen. Sie wurde den mohammedanischen Religionsgrundsätzen unterworfen und als integrirender Theil derselben betrachtet. Ueberdieß stützte man sie noch auf die lächerlichen und abgeschmackten metaphysischen Grundsätze, von denen eben die Rede gewesen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Bolivar.

(Schluß.)

Eine neue Periode in Bolivars Leben beginnt. Bis jetzt war es die militärische Laufbahn, die er verfolgte; man sieht ihn, wie er unter den größten Widerwärtigkeiten ungebeugt und unverzagt sein großes Ziel nicht aus dem Auge verliert, und ihm zuletzt für Kühnheit, Ausdauer und Umsicht die schönsten Siege zu Theil werden; Siege, deren auch ein Feldherr sich rühmen dürfte, der wohlgeordnete Truppen befehligt hätte, die aber um so mehr den Krieger ehren müssen, der in den traurigen Trümmern aufgelöster Staaten die Elemente zu einem Heere findet, womit er die Veteranen der alten Regierung im Felde schlägt und aus Städten und Festungen vertreibt. Künftige Zeiten werden diesen merkwürdigen Feldzügen, die von den europäischen wegen der örtlichen und climatischen Verhältnisse, der ungeheuern Ausdehnung des Kriegstheaters rc. so sehr verschieden sind, ein großes Interesse in der Kriegsgeschichte geben. Als Staatsmann begleitet ihn nicht dasselbe Glück, derselbe Beifall. Heftige Beschuldigungen gegen die Reinheit seiner Absichten erhoben sich, und noch in dem jetzigen Augenblicke ist die Welt unschlüssig, ob sie in ihm einen uneigennützigen Washington oder einen selbstsüchtigen Cromwell erblicken soll. Um indessen gerecht zu seyn, darf man den Unterschied zwischen Bolivar's und Washington's Lage nicht vergessen. In Nordamerica war der Act der Losreißung von Großbritannien bloß eine politische, keine bürgerliche Revolution. Unter freien Municipalverfassungen erfreute sich das Bürgerthum daselbst längst eines schönen Gedeihens, so daß die Emancipation dasselbe dem Wesen nach unverändert ließ. Wodurch wäre aber die südamerikanische Revolution vorbereitet gewesen? Hier, wo Alles unterging, mußte auch Alles umgeschaffen werden. Wie können wir nun den Baumeister beurtheilen, wenn wir nicht wissen, was ihm gegeben oder vorenthalten war?

Im Dezember 1824 erließ Bolivar ein Dekret, welches einen constituirenden Congreß in Lima für den nächsten Februar zusammenberief. In Folge des noch sehr bewegten Zustandes des ganzen Landes beschloß der Congreß die dictatorische Gewalt Bolivars auf ein Jahr zu verlängern, ohne daß ein Versuch zur Einrichtung einer bleibenden Regierungsform gemacht worden wäre. Eine Million Doll., die man Bolivar als Geschenk aufdringen wollte, schlug er aus. Ueberhaupt hat sich Bolivar immer stolz gegen Geld gezeigt. Der Congreß vertagte sich bald, und Bolivar blieb alleiniger und absoluter Gewalthaber von Peru. In dieser Zeit, wo er theils in Lima, theils in Magdalena wohnte, schlug er den bekannten Congreß zu Panama vor, um eine beständige und dauerhafte Allianz zwischen den unabhängigen Staaten Amerikas zu bewerkstelligen. Von hier sandte er der Republik Bolivia seine Verfassungsurkunde mit einer Addresse vom 15 Mai 1826, in welcher er feierlich seine Ansichten über die beste Regierungsform für die neuen Staaten Südamerikas niederlegte.

Unter mehreren Bestimmungen dieses Grundgesetzes, welche die Freunde der Freiheit beunruhigten, schien die verwerflichste die, durch welche die ausübende Gewalt in die Hand eines Präsidenten für Lebenszeit ohne Verantwortlichkeit und mit dem Recht den Nachfolger zu bestimmen gelegt wurde. Die Verantwortlichkeit eines jeden Staatsbeamten bleibt aber einer der Hauptunterschiede zwischen Monarchien und Republiken; so wie das stäte Anheimfallen der Wahl seiner Regenten an das Volk. So wie diese Verfassung in Südamerika bekannt wurde, erregte sie die größte Besorgniß bei den Republikanern, vorzüglich in Buenos Ayres und Chile, welche eine Invasion von Bolivar befürchteten; und nicht weniger in Peru, wo man ihn beschuldigte, daß er Colombia, Peru und Bolivia zu einer lebenslänglichen Dictatur für sich zu vereinigen beabsichtige. Dieser Argwohn wurde auch durch Bolivars Benehmen eben nicht widerlegt. Die Uebergabe Callao's erledigte das Geschäft des colombi-

schen Hülfscorps; denn Peru war nun völlig befreit; aber Bolivar zeigte keine Absicht, abzuziehen, oder seine Autorität aufzugeben. Im Gegentheile, als sich die Deputirten für den constituirenden Congreß von 1826 versammelten, hielten sie es für nöthig, oder sie wurden wegen vorgeblicher Unregelmäßigkeit bei ihren Wahlen und anderer Ursachen dazu vermocht, ihre legislativen Funktionen abzulehnen. Die Majorität machte eine Addresse bekannt, in welcher sie in Bolivar drang, das Steuer des Staates noch ein Jahr zu führen, um inzwischen die Provinzen einzeln zu befragen, welche Form der Regierung sie wünschten, und wer an die Spitze derselben gestellt werden sollte. Es wurden Rundschreiben im Namen Bolivars und seines Staatsrathes aus dem Bureau seines Ministers Pando an die Präfecten gesandt, worin sie angewiesen wurden, den Wahlcollegien eine Constitution vorzulegen, welche Nichts als eine Copie der Verfassung Bolivias war. Dieses Grundgesetz wurde von den Wahlcollegien angenommen, welche zugleich Bolivar zum lebenslänglichen Präsidenten erwählten, mit einer Einstimmigkeit, die zu groß war, als daß sie nicht die Folge von Furcht auf der Seite der Wähler, oder der Intrigue von Seite des Gewählten hätte seyn sollen.

Indessen hatte sich Manches in Colombia zugetragen, was die Gegenwart Bolivars in seinem eigenen Lande nöthig machte. Während seiner Abwesenheit hatte der Vicepräsident Santander die Regierung mit Gewandtheit und Rechtlichkeit verwaltet. Colombia war von andern Ländern als unabhängiger Staat anerkannt, sein Gebiet in Departemens eingetheilt und seine Regierung organisirt worden. Im April 1826 verweigerte General Paez, der in Venezuela commandirte, und vor dem colombischen Senate wegen willkührlicher Aushebung der Bürger von Caracas zur Landwehr angeklagt worden war, dem Senate Gehorsam und schritt zu offener Empörung. Diese Ereignisse benützten die Unzufriednen, welche zur alten Partei von Venezuela gehörten, d. h. Alle, die wider eine Centralregierung oder wider die gegenwärtigen Beamten der Regierung waren, um unter der Aegide von Paez die nördlichen Departemens für eine Zeit von der übrigen Republik zu trennen. Aber zugleich erklärten sie sich bereit, sich der Entscheidung Bolivars zu unterwerfen, und wünschten deswegen angelegentlich seine Rückkehr. Um dieselbe Zeit hielten mehrere Municipalitäten in den Südstaaten, wie in dem frühern Presidio von Quito, öffentliche Versammlungen, in welchen sie sich für das Grundgesetz von Bolivia erklärten; und zwar, wie die Beweise vorliegen, auf Veranlassung eines Leocadio Guzman, Emissärs von Bolivar, der die Beschlüsse, welche gefaßt werden sollten, angab. Auch hat es gar nicht an Gründen zu Verdacht gefehlt, daß Paez von derselben Seite her aufgefordert oder unterstützt ward. Diese Umstände natürlich verlangten Bolivar's Gegenwart dringend, war er nun die Ursache, der Gegenstand oder das Heilmittel gegen die bürgerlichen Zwiste. Im September 1826 verließ Bolivar Lima, indem er die Regierung einem von ihm selbst zusammengesetzten Rathe übertrug, der ihm allein verantwortlich seyn sollte. General Santa Cruz stand an der Spitze des Rathes. Das ganze colombische Hülfsheer blieb in Peru und Bolivia zurück.

Bolivar eilte nach Bogota, wo er am 14 November eintraf, und von da, die außerordentliche Macht, welche dem Präsidenten in Fällen einer Empörung zusteht, übernehmend, nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen nach Venezuela. Er kam, nur von einer kleinen Begleitung umgeben, obgleich Truppen in Bereitschaft waren, ihn zu unterstützen, wenn es nöthig seyn sollte; und jedes Zeichen von Insurrection verschwand bei seiner Ankunft. In Puerto Cabello, das er am 31 December erreichte, erließ er unter dem 1 Januar 1827 ein Decret, worin er allen Insurgenten, die sich unterwerfen würden, allgemeine Amnestie zusicherte. Er hatte eine freundschaftliche Zusammenkunft mit Paez und zog bald darauf in Caracas ein, wo er sein Hauptquartier aufschlug und die nördlichen Departemens, getrennt von der übrigen Republik, welche in dem gewohnten Geschäftsgange fortging, unter seiner unmittelbaren Autorität verwaltete.

Bolivar und Santander waren beide in ihren Aemtern wieder gewählt worden und sollten im Januar 1827 installirt werden. Aber im Februar 1827 sandte Bolivar von Caracas seine Abdankung an den Präsidenten des Senats, um, wie er sagte, die verleumderischen Gerüchte, die ihn des Ehrgeizes beschuldigten, durch gänzliches Zurückziehen von den öffentlichen Geschäften auf seine väterlichen Besitzungen zu widerlegen. Santander dagegen drang in ihn, sein Amt als constitutioneller Präsident wieder zu übernehmen, überzeugt, daß die Unruhen des Landes, wenn sie nicht durch Bolivars eigne Intriguen unterhalten würden, jederzeit leicht unterdrückt werden könnten, wenn Bolivar sein Ansehn der Sache der Constitution leihen wollte.

Als seine Entsagung dem Congresse vorgelegt wurde, bestanden viele Mitglieder darauf, dieselbe anzunehmen, indem sie ihn öffentlich anklagten, mit Paez im Einverständniß zu seyn und die ganze Nation absichtlich in Zwist verwickelt zu haben, um die irrige Meinung, daß seine Dictatur nöthig sey, zu verbreiten; wo nicht, so verlangten sie wenigstens, er solle nach Bogota kommen, um den constitutionellen Eid zu leisten. Ehe er aber dahin kam, hatte man ein Decret allgemeiner Amnestie, ein andres, eine National-Convention in Ocanna zusammen zu berufen, und ein drittes, die constitutionelle Ordnung durch ganz Colombia herzustellen, angenommen.

Bolivar's Ankunft war durch Ereignisse, welche ihn persönlich betrafen, in Peru und den südlichen Bezirken beschleunigt worden. Nicht lang nach seiner Abreise von Lima gingen die Resultate der Wahlcollegien ein, und ihnen zu Folge sollte das Bolivische Grundgesetz auch die Verfassung Peru's, und Bolivar dessen lebenslänglicher Präsident seyn. Die Verfassung wurde demnach offiziell bekannt gemacht und am 9 December, dem Jahrestage der Schlacht bei Ayacucho, beschworen. Das colombische Hülfsheer lag in drei Divisionen vertheilt in Peru, von denen eine in Ober-Peru und zwei in Unter-Peru, Arequipa und Lima cantonnirten. Die dritte Division bestand aus Veteranen und Gefährten Bolivars, welche von seinen persönlichen Freunden, Lara und Sando befehligt wurden. Aber trotz der Anhänglichkeit dieser Truppen an ihren alten Feldherrn, waren sie zuletzt mißtrauisch gegen seine Plane geworden, und wenn sie ihm vielleicht rücksichtlich Bolivia's und Peru's nicht hinderlich gewesen wären, so

empörte sie doch der Gedanke, daß er ähnliche Absichten auf ihr Vaterland habe. Die Folge war ein Aufstand, der in der kurzen Zeit von sechs Wochen nach der Annahme der bolivischen Verfassung gegen die peruvianische Regierung ausbrach. So wohl waren ihre Maßregeln berechnet, daß sie am 26 Januar 1827 ihre Generale festnahmen, ohne ihnen sonst irgend ein Uebel zuzufügen, sich unter den Befehl des Oberst Bustamente stellten und den Bewohnern von Lima anzeigten, daß ihr einziger Zweck sey, die Peruvianer von Unterdrückung zu befreien und dann nach ihrer Heimat zurück zu kehren, um auch diese gegen die ehrgeizigen Plane Bolivars zu beschützen. Die Peruvianer schworen sogleich die bolivische Verfassung ab, entsetzten Bolivars Ministerrath, und schritten zur Organisation einer peruvianischen Regierung. Nach Beendigung dieser blutlosen Revolution wurden Anstalten getroffen, die dritte Division, ihrem eignen Wunsche gemäß, nach Guayaquil zu bringen. Sie schifften sich zu Callao den 17 März ein und landeten im südlichen Theil Colombiens im April; ein Theil ging nach Guyaquil, ein anderer nach Cuença und Quito, einstimmig ihre Absicht erklärend, die constitutionelle Ordnung herzustellen. Als sie aber die Regierung in den Händen der regelmäßigen und constitutionellen Behörden fanden, unterwarfen sie sich friedlich dem General Ovando, der von Bogota abgeordnet war. Bolivar bezeugte inzwischen seine Zustimmung, das Präsidium noch einmal zu übernehmen und begab sich in dieser Absicht nach Bogota, wo er den 10 September anlangte und den verfassungsmäßigen Eid leistete. So schien es also äußerlich, als wenn Colombia wiederum dem constitutionellen Leben zurückgegeben wäre. Aber die Republik war in zwei große Parteien zerrissen, welche dieser Kampf zum Bewußtseyn ihrer Stellung gebracht hatte, und die sich fortan in ihren Ansichten über die Bedürfnisse ihres Vaterlandes die Spitze boten. Bolivar hatte das persönliche Vertrauen der Soldaten und Offiziere der dritten Division wieder gewonnen, welche die tiefste Reue über ihr Mißtrauen in seinen Charakter, und ihre gänzliche Ergebenheit für sein Interesse an den Tag legten. Was kann einem politisch vorwärtsstrebenden Mann aber erwünschter seyn, als wenn die Ereignisse den Schein des Fehltritts oder ehrsüchtiger Begierde von ihm nehmen und auf die werfen, gegen die er ankämpft?

Die neuesten Ereignisse sind noch in ein zu großes Dunkel gehüllt, als daß eine zuverlässige Darstellung schon jetzt möglich wäre. Ob die sogenannte Santandrische Verschwörung in Bogota nicht vielleicht auch eine Intrigue sey, bei welcher Bolivar selbst die Hände im Spiel hatte, muß die Zeit lehren. Immerhin wird das Publikum sich hüten müssen, Berichten, die aus der Feder Bolivar'scher Offiziere fließen, wie sie zum Theil in englische Zeitungen übergegangen sind, unbedingt Glauben beizumessen, wenn darin von dem Eigennutze der republikanischen Partei ein großes Gerede ist, und dagegen Bolivars eifriges Bestreben, die Verpflichtungen des Staats gegen die englischen Gläubiger zu befriedigen, angerühmt wird.

Die cisplatinische Republik.

Die cisplatinische Republik, der jüngste unter den Freistaaten des spanischen Südamerica's, liegt zwischen dem 32° 10' und 35° s. B. und zwischen den 319° und 325° 30' L. Die Spanier nannten diese Provinz das Grenzland, Banda, weil sie im Norden an das portugiesische America (Brasilien) stößt; sie theilten dieselbe in zwei Theile, die Banda occidental und die Banda oriental, die durch den Fluß Uraguay geschieden wurden. Die Banda occidental bildet gegenwärtig die Staaten de la Plata, Entrerios und Corrientes, die zu der Republik der vereinigten Staaten vom Rio de la Plata (Buenos Ayres) gehören; die Banda orientat, die im Laufe des Unabhängigkeitskrieges (im Juni 1817) von den Portugiesen besetzt und Brasilien einverleibt wurde, erhielt von diesen den Namen Cisplatina, wegen ihrer Lage auf der Nordseite des Rio de la Plata, und nahm bei ihrer Unabhängigkeitserklärung, in Folge des Friedenstractates zwischen Buenos Ayres und Brasilien, den Namen der cisplatinischen Republik an. Die südliche Küste der Banda oriental, am Ausfluß des Platastromes, ist auf eine Strecke von 335 engl. Meilen, mit Felsen bedeckt, die gegen Osten scharf abgeschnitten sind und viele treffliche Buchten bilden; die äußerste Spitze dieser Klippenreihe ist das Cap Santa Maria, auf der Nordseite der Mündung des Rio de la Plata. Die Ostküste der Banda am atlantischen Ocean erstreckt sich 240 Meilen weit bis zum Rio Grande do Sul de San Pedro, und ist neuerer Zeit besonders durch die deutsche Niederlassung bekannt geworden, die vor einigen Jahren bei Porto-Alegre angelegt wurde. — Beim Abschluß des Friedens hatten die Brasilier von dieser ganzen Provinz nur noch zwei feste Plätze auf der Südküste besetzt, Montevideo und Colonia de Sagramento, die seit dem gleichfalls von ihnen geräumt wurden, während die Republikaner bereits tief in die benachbarte brasilische Provinz Rio Grande eingedrungen waren und diese, gleich der Banda, zu insurgiren drohten. In den Händen der Insurgenten war der treffliche Hafen Maldonado, 88 engl. Meilen von Montevideo, der ihnen jeder Zeit die Verbindung mit dem atlantischen Ocean offen erhielt, ohne daß die brasilische Flotte sie daran hindern konnte. Montevideo, im Jahr 1731 von den Spaniern gegründet, nach Maldonado der erste Hafen am Rio de la Plata, und 170 M. w. von Buenos Ayres, zählte im Jahr 1823 an 16,000 E., die sich indessen in Folge der langwierigen Blockade von Seiten der Patrioten seitdem beträchtlich vermindert haben mögen. Die Banda Oriental, oder die gegenwärtige cisplatinische Republik hat einen Flächenraum von 10,500 engl. geogr. □Meilen *) und eine Bevölkerung von 175,000 E., die fast sämmtlich spanischen Ursprungs sind.

*) Mehrere Geographen sind in Verlegenheit gekommen, wenn sie in englischen Werken unter der Bestimmung geographische Meilen (geographical miles) Zahlen fanden, die mit ihren Berechnungen nicht übereinstimmten; man darf indessen die geogr. Meilen der Engländer nicht mit unsern deutschen geogr. Meilen verwechseln, indem die ersteren zu den gewöhnlichen engl. Meilen sich auf ähnliche Weise verhalten, wie die letzteren zu den gemeinen deutschen Meilen. Die engl. geogr. Meilen verhalten sich zu den deutschen, wie 4 : 1; d. h. es werden von den Engländern 60 geogr. Meilen auf einen Grad gerechnet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 141. 21 May 1829.

Die Serben und die serbische Revolution. *)

I. Stammverhältnisse der Serben.

Aehnlichen Einfluß, wie auf den Westen des römischen Reiches die Germanen, haben auf den europäischen Osten desselben die Slaven gehabt. Schon im zehnten Jahrhundert war Epirus, Macedonien, Hellas von Slaven besetzt, den Peloponnes nennt selbst ein oströmischer Kaiser dieser Zeit ein barbarisches, slavisches Land. Die Wallachen, ursprünglich Nachkommen einer römischen Colonie, haben drei Achttheile ihrer Sprache von den Slaven angenommen; auch auf die Bildung des Neugriechischen ist die Einwirkung des Slavischen unverkennbar.

Da es den Slaven jedoch nicht gelang, das oströmische Kaiserthum völlig zu überwältigen, so konnten sie nie eine so vollkommene Verjüngung des alten Stammes vollbringen, wie ihrerseits die Germanen; die verschiedenen im Kampf begriffenen Elemente traten in mannigfache Wechselbeziehungen, erhoben aber nie sich durch gegenseitige Ausgleichung und Verschmelzung zu einer höheren Einheit.

Erst im vierzehnten Jahrhunderte schien die Zeit gekommen zu seyn, daß die Serben, von welchem Stamme jene Slavisirung großentheils ausgegangen war, Herren des ganzen Reiches würden. Ihr König Stephan Duschan hatte einen Statthalter in Aetolien und beherrschte Macedonien. Schon nannte er sich auf seinen Münzen König und Kaiser und führte einen zweiköpfigen Adler in seinen Fahnen. Ein griechischer Geschichtschreiber vergleicht ihn mit einem Strome, der weit und breit aus seinem Bett getreten. Von der Herrschaft der Römer, sagt er, hat der Serbe einen Theil bereits überschwemmt und droht den andern noch zu überschwemmen. Da die Griechen uneins waren, er aber alle Woiwoden seines Reiches, so viele deren waren, im Zaume hielt, so erhob er sich im Jahr 1356 mit der sichern Hoffnung, den tödtlichen Streich zu führen, an der Spitze von 80,000 Mann. Jedoch den Serben war ein anderes Loos beschieden; er starb noch in demselben Jahre, sein Nachfolger war ein unmündiger Knabe, der den Verhältnissen nicht gewachsen war; drei und dreißig Jahre nach Duschan's Tode wurde die Schlacht von Kossowo das Ende serbischer Freiheit und Selbstständigkeit.

Das römische Europa, in das die Germanen und Slaven umwandelnd eingedrungen waren, bildete nur die nördliche Hälfte des großen Reiches. Der ganze Süden desselben in Asien und Africa und bald auch in einem Theile von Europa unterlag dem Schwerte des Islam, Arabern und Türken. Es konnte nicht anders seyn, als daß die in beiden Hälften gebildeten Staaten um das gemeinschaftliche Erbe in Kampf geriethen, um so härter, je feindseliger der Unterschied ihrer Religionen sie trennte. Zuerst

*) Je seltener in den letzten Jahren deutsche Originalwerke im Gebiete der neuern Geschichte und Völkerkunde geworden sind, um so erfreulicher ist es uns, unsere Leser mit einer so gediegenen Erscheinung bekannt zu machen, wie die Geschichte des letzten serbischen Aufstandes von dem geschätzten Verfasser der „Fürsten und Völker von Südeuropa" — Die serbische Revolution. Aus serbischen Papieren und Mittheilungen von Leopold Ranke. Hamburg, Perthes, 1829. 8. — von der wir einen so viel als möglich zusammengedrängten Auszug diesen Blättern einzuverleiben gesonnen sind. Die Anordnung und Darstellung der Begebenheiten ist lichtvoll, nirgend durch gesuchten Prunk überladen, oft herodotisch-einfach, nur stellenweise auf der einen Seite, aus Mangel an authentischen Nachrichten, durch unverhältnißmäßige Kürze, auf der andern durch überflüßige und zum Theil vielleicht etwas schielende Reflexionen trocken. Die Glaubhaftigkeit wird durch Ton und Zusammenhang des Ganzen hinreichend verbürgt. „Die Nachrichten, sagt der Verfasser in seinem Vorworte, aus denen unser serbisches Memoire erwachsen sind aus dem Munde der Theilnehmer geschöpft. Ueber die Zustände und Ereignisse vor den Bewegungen haben bejahrte, wohlbewanderte Leute, wie Johann Protitsch von Poscharewaz, Peter Schujowitsch von Waljewo, Knes Sima, ihre Erfahrungen mitgetheilt. Ueber die Verwicklungen der Revolution haben sich ehrenwerthe Männer, die zugleich zu den angesehensten und gemäßigtsten gehören, wie Prota Nenadowitsch, Buka Lasarewitsch, Stephan Schiwkowitsch — aus der Zeit der Revolution rühmlich bekannte Namen — vernehmen lassen. Die ersten Häupter der Nation, Mladen, Peter Dobrinjaz, Jakob Nenadowitsch haben von einigen Vorgängen Auskunft gegeben. Ueber den Aufstand des Milosch sind Blagoje, Dimitri und der Archimandrit Melenty, die vielen Antheil an demselben hatten, zu Rathe gezogen worden. Alle diese und andere Zeugnisse, erläuternde Briefe und Urkunden hat der getreue Sammler serbischer Lieder, Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, zusammengebracht. Er selbst, der schon 1804 in das öffentliche Leben trat und Anfangs als Schreiber bei Kjurtschia und Jakob Nenadowitsch, darauf in Diensten des serbischen Senats die Ereignisse in der Nähe sah, kann als vornehmster Zeuge betrachtet werden."

A. d. R.

haben die westlichen Stämme denselben bestanden und siegreich ihn — nachdem sie den Feind aus Spanien, Italien und Sicilien verdrängt — bis nach Syrien und Palästina getragen.

Anders erging es den Slaven, an welche dieser Kampf nunmehr kommen sollte. In demselben Jahre, in welchem Duschan starb, faßten die osmanischen Türken zuerst in Europa festen Fuß. Sie selbst haben ihre früheren Uebergänge vergessen; diesen vom Jahre 1356, in welchem sie Tzympi einnahmen, und der die erste Ansiedlung arabischer und türkischer Schaaren zur Folge hatte, nennen sie ihren ersten. Ihnen zu widerstehen, hätte vor allem Andern dem Heere des Duschan obgelegen. Aber Duschan's Sohn, ein Schwächling, den die Woiwoden eben so befehdeten, wie sie seinem Vater gehorsam gewesen waren, vermochte einem Fürsten, den sein Volk vor Anderen den Herrn, handelnd wie Gott, und den Sieger genannt hat, Murad dem ersten, nicht die Spitze zu bieten; und eben so wenig vermochten dieß, nachdem einmal die ersten Schläge geschehen waren, seine Nachfolger. Im Jahre 1389 ward die Schlacht von Kossowo geschlagen, und mit ihr, sagen die Serben, ging das Zaarthum an die Türken über. Man stritt wohl noch ein Mal und zwei Mal, aber bereits mit dem Gefühle, daß man unterliegen würde; wie es denn auch geschah.

Gerade zu der Zeit, als in dem westlichen Europa eine Geistesentwicklung begann, aus welcher Alles hervorgegangen ist, was die moderne Welt Großes und Ausgezeichnetes besitzt, in der Mitte des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, fiel der Osten völlig in die Hände der Türken und die Völkerschaften serbischen Stammes wurden beinahe ohne Ausnahme türkisch. Aber nicht alle fanden bei dieser Unterwerfung dasselbe Loos.

In Bosnien ging der Adel, wenn nicht insgesammt, doch großentheils zum Islam über. Das fürstliche Geschlecht schloß sich nicht aus: das Testament der letzten Fürstin erklärt ihre Söhne für unfähig sie zu beerben, weil sie mohammedanisch geworden. Ein Hauptgrund dieses Abfalls mag in den Streitigkeiten gelegen haben, welche die Kirche entzweiten, die zwischen römischen, griechischen, patarenischen Lehrsätzen schwankte. Jedoch geschah derselbe nicht auf einmal. Jahrhunderte lang ging der Uebertritt fort und umfaßte endlich den größern Theil der Nation. Gegenwärtig haben die Bosnier sich den Islam, den sie für den allein wahren Glauben halten, mit voller Ergebenheit angeeignet. Oft haben sie die christliche Lehre fanatisch bekämpft. Dabei aber haben sie ihre Sprache nicht verändert, von Tausend redet kaum Einer Türkisch; sie haben ihrer alten Herkunft nicht vergessen; noch immer blühen, wie zu christlichen Zeiten, die Brankowitsch, Widaitsch, Lubowitsch, und die Sokolowitsch rühmen sich, dem Reiche den trefflichen Großwesir dreier Sultane, Solimans I, Selim II, Murads III — Mohammed — gegeben zu haben; auch behaupten sie eine sehr unabhängige Stellung. Sandschaks und Begs sind erblich geworden; die Hauptstadt, Serajewo, ist eine Art oligarchischer Republik.

In demjenigen Theile von Bosnien, welcher die Herzegowina genannt wird, haben die alten Woiwoden, obwohl sie christlich blieben, durch Privilegien gesichert, meist sich in ihren Rechten erhalten. Unter deren Schutz, so weit als möglich von den Türken entfernt, sogar mit Waffen versehen, wohnt das Volk und waidet sein Vieh in den Gebirgen.

Auf ähnliche Weise wurden, bis zum Jahre 1807, Kraina und Kliutsch, regiert: dieses von wechselnden durch die Pforte bestellten, jenes von erblichen Knesen alten Stammes, den Karapantschitsch. Die Letztern genossen fürstliches Ansehen, und wenn auch nicht, wie die Sage geht, das Vorrecht, daß nie ein beschlagenes Türkenpferd ihren Boden betreten dürfe, doch die Befugniß, keinen Spahi, noch die Ansiedlung eines gebornen Türken in ihrem Gebiete zu dulden; einem Beg, der in Kledowo wohnte, zahlten sie den herkömmlichen Tribut. Nicht viel anders besaßen eine Zeit lang die Raschkowitsch Stariwla.

Beinahe völlig unabhängig haben sich die Gemeinden von Montenegro (Tschernagora) gemacht. Unbekümmert um die übrige Welt, ohne Gesetze, nur nach dem uralten Herkommen und den ererbten Sitten regieren sie sich selbst, unter dem Ansehen bald ihres Vorstehers aus dem Geschlechte der Radowitsch, bald des Wladika, ihres Bischofs, je nachdem Persönlichkeit oder Verdienst des Einen oder des Andern überwiegt.

Viele Slaven, serbischen Stammes, wohnen gegenwärtig unter Oesterreich. Theils sind diese durch das Kriegsglück der Herrschaft der Türken entrissen worden, theils aus Unzufriedenheit, um allzu harter Bedrängniß zu entgehen, in die ungarischen Grenzen eingewandert; da haben sie Landschaften, die früher unangebaut waren und daher lange Wüsteneien genannt wurden, wie die Bezirke von Warasdin und Karlstadt, oder Moräste, wie die der Glogonicza, urbar gemacht und wider die Türken oft gute Dienste geleistet. Sie wählen in öffentlichen Versammlungen ihren Erzbischof, sie haben ihren eigenen Landtag und werden bei der Reichsversammlung der Ungarn vertreten. Den größten Theil jener Grenzmannschaften, welche die Ufer der Donau und Sawe und die drittehalb hundert Meilen lange trockene Grenze Oesterreichs auf unzähligen Wachthäusern vor den Türken und vor der Pest zu schützen bestimmt sind, bilden Kroaten und Slawonier serbischen Stammes: das Land, das ihnen hiefür verliehen ist, bauen sie ganz wie ihre Landsleute, sie werden fast durchaus von eingebornen Offizieren zugleich angeführt und gerichtet. Mit Stolz sehen die Serben einige ihrer Stammgenossen in den höchsten militärischen Würden der Monarchie.

Alle diese, und mit ihnen die Dalmatier und Morlacken, welche einst den Venetianern gehorchten, machen ein einziges Volk aus, von der nämlichen Sprache, Sitte, Sinnesweise, obwohl durch Religion und Staat so mannigfaltig getrennt: über vier Millionen Menschen; die Einen Verfechter des Islam, die Andern Grenzbewahrer der Christenheit, und diese durch griechischen und lateinischen Ritus getrennt; Einige Herrscher, Andere unabhängig und zum Theil beinahe im Naturzustande verharrend, Andere unterworfen.

Vielleicht von Allen das ungünstigste Loos traf diejenigen, welche, gegenwärtig über 800,000 an Zahl, in dem eigentlichen Serbien, in dem Serfwilajeti, unter den Türken wohnen geblieben. Diese sind es, von deren Zustand und Schicksalen in der neuesten Zeit diese Blätter Auskunft geben.

(Fortsetzung folgt.)

Gesetzgebung der Türken.

(Fortsetzung.)

Im Staatsrecht spielen die vier Temperamente und die vier Elemente eine bedeutende Rolle. Emili theilt die bürgerliche Gesellschaft in vier Classen. In der ersten leben die Wissenschaftsleute, Gelehrten, Jurisconsulten u. s. w. Ihm zufolge ist dieß das flegmatische Temperament oder das Wasser. Zur zweiten Classe gehören die Wehrmänner, Vertheidiger des Vaterlandes, der innern und äußern Sicherheit, sie bilden das cholerische Temperament oder das Feuer. Die dritte Classe besteht aus dem Handelsstand, Handwerkern, Künstlern u. s. w. das ist das sanguinische Temperament oder die Luft. In der vierten Classe endlich finden die Grundeigenthümer und Bauern ihre Stelle, denn sie bilden das melancholische Temperament oder die Erde. Hätten die Araber fünf oder sechs Elemente gekannt, so hätte Emili die Menschen wahrscheinlich in ebensoviel Classen getheilt.

Die gesunde Vernunft gewinnt aber doch immer wieder in den Wissenschaften, die sich auf Beobachtung und Erfahrung gründen, die Oberhand: immer dringt sie durch die Irrthümer der bloßen Speculation. So machten sich denn die Medizin, die Chemie und die Mathematik frei von dem scholastischen Unrath und so gelang es den Arabern, in der Wissenschaft einige nützliche Entdeckungen zu bewirken, und die Algebra — wenn auch nicht zu erfinden, wie Manche glauben — doch wesentlich zu verbessern. Wenn auch den Arabern manche Vorwürfe gemacht werden können, so darf man doch nicht vergessen, daß sie nicht nur Erhalter und Pfleger der Wissenschaften waren, sondern daß ihnen auch die Philosophie ihre Wiedererstehung verdankt. Aber welch' unendlicher Abstand zwischen den Arabern und den Türken ihren Nachfolgern! Wesentlich wirkte das rohe Volk dahin, das arabische Wissen bei dem Erlöschen der Abbassidem zu erdrücken und die Unwissenheit an die Stelle des Lichts zu setzen. So zeigten sie sich überall, wo ihre wilden Waffen hinkamen.

Als die griechischen Kaiser noch Herren von Konstantinopel und Griechenland waren, schickten ihnen die Abbassiden-Kalifen mehrmals eigene Gesandtschaften, um sie für bedeutende Summen um die Sendung von Gelehrten und philosophischen Werken zu bitten, und ihnen die Allianz anzutragen. Solchem Beispiel folgten die türkischen Kaiser nicht. Sie begannen damit, alles Licht, alle Aufklärung und Wissenschaft, sowie die griechischen Gelehrten auszutreiben und ins Exil zu jagen. So ward denn bald ein Land von tiefer Nacht und Unwissenheit befallen, das seit undenklichen Zeiten und selbst in den Tagen seiner Unterjochung die Wissenschaften immer gehegt, gepflegt und geübt, ja andern Völkern in reichen Strahlen mitgetheilt hatte.

Die Legislation stammt im Ganzen von den Abbassiden und theilt sich in vier Bücher.

Das erste ist der Coran (Cur-ann), welcher die für Gotteswort ausgegebenen Gesetze enthält. Die Moslimin meinen, er stamme aus dem großen Buch der göttlichen Beschlüsse, das Blatt vor Blatt, Vers vor Vers vom Himmel herabgekommen seyn soll.

Das zweite Buch heißt Suna, oder die Ueberlieferung. Darin sind enthalten: die mündlichen Verordnungen, Rathschläge, Aeußerungen, ja die bloße Erzählung der Handlungen und Maßregeln des Propheten. Dasjenige menschliche Thun, worüber das Buch Nichts enthält, scheint dadurch allein schon die Billigung des Propheten erhalten zu haben.

Dem dritten ist Name und Bedeutung einer Concordanz gegeben. Es enthält eine Sammlung apostolischer Verordnungen nebst den Erläuterungen, Glossen und gesetzlichen Entscheidungen der Kalifen Nachedis und der vorzüglichsten Lehrer, Schüler des Propheten. Diese Entscheidungen gelten für einstimmig und ökumenisch, daher steht das Buch in eben so großem Ansehen wie Coran und Suna.

Das vierte Buch endlich heißt Kijaß und enthält die Entscheidungen der orthodoxen Imam's aus den ersten Jahrhunderten des Islam. Diese Imam's werden Mudjhtetis oder geheime Dolmetscher genannt. Das Buch führt den Namen Kijaß d. h. gleiche Entscheidungen, weil es Bestimmungen enthält, die mit den andern Büchern in vollem Einklang stehen.

Die Imam's, von denen der Kijaß herrührt, sind sehr zahlreich und bilden mehrere, scharf von einander geschiedene Classen. In der ersten steht Abu-Hanifah oben an, und drei andere Imam's folgen; von ihnen gingen die vier Gebräuche aus, welche für orthodox gehalten werden. Die zweite Classe enthält die Doctoren, fast alle Schüler Abu-Hanifah's, nach dessen Lehren sie in ihren Auslegungen sich richten. Die Imam's der folgenden Classen haben nur nach dem Geist jener ersten Imam's manche bisher unentschiedene Fragen beantwortet, sie folgen ihren Werken, discutiren ihre Varianten, und bestimmen, welche davon den Vorrang haben muß. Die Imam's der letzten Classe sagen bloß ihre Meinung über den Werth der canonischen Werke und Entscheidungen ihrer Vorgänger, oder sie haben über Jurisprudenz geschrieben. Die vier ersten Imam's stehen bei den Moslimin in großem Ansehen. Ghazal behauptet, diese vier großen Meister — deren Namen die vier Sekten der Jurisprudenz bezeichnen — wären mit fünf glänzenden Eigenschaften begabt gewesen, von denen ihre Nachfolger nur Eine erhalten hätten, wodurch sie jenen gar ungleich und tief untergeordnet wären, ja wollte man sie mit einander vergleichen, so sey dieß, als stelle man Grobschmide gegen Engel. Der erste und vornehmste der vier großen Imam's ist Abu-Hanifah-Noman, Haupt des Hanifiten-Stamms, geboren zu Cufah im Jahr 80 der Hedschra und gestorben im Jahr 150. Man nannte ihn den arabischen Socrates wegen seiner Kenntnisse und seiner festen Anhänglichkeit an die Wahrheit und an das Recht. Er starb auch, wie der athenische Socrates, als Opfer von Haß, Neid und Mißgunst. Besonders dadurch zeichnet er sich von den drei andern Imam's seiner Classe aus, daß er sich über die Vorurtheile seines Jahrhunderts und seines Volks erhob, und alle Werke des Aberglaubens der gesunden Vernunft opferte. Darum hießen auch seine Schüler, Zöglinge der Vernunft. Der zweite Imam dieser Classe ist Malu-Ebn-Anas geboren im Jahr 93 der Hedschra und gestorben 179 zu Medina. In ihm lebten die edelsten Gesinnungen, nie wollte er sich vor der Gewalt beugen. Deshalb wurde er ausgepeitscht,

denn er hatte gegen einen Fürsten einen Richterspruch (fethwa) gethan, der diesem sehr unangenehm und nachtheilig war. Der Kalif Harun-ar-Raschid berief ihn zum Erzieher seiner Söhne, er aber antwortete ihm: die Wissenschaft darf Niemanden folgen, sondern die Menschen müssen ihr folgen. Mohammed-Ebn-Edres-Shafei ist der dritte hohe Imam. Er wurde im Jahr 150 der Hedschra zu Gaza geboren, und starb 204 in Egypten. Schon in seinem zweiten Jahr kam er nach Mekka und wurde da erzogen. Ebn-Khalican hatte von diesem Imam prophezeit, er werde einst für die Wissenschaft seyn, was die Sonne für die Welt, und und die Gesundheit für den menschlichen Körper ist. Derselbe versichert auch, der Weise habe eine über Alles verbreitete Gelehrsamkeit gehabt, und habe zuerst den wahren Grund zu der Moslim-Jurisprudenz gelegt, und diese Wissenschaft der Methode unterworfen, die ihr bis dahin gemangelt zu haben scheint. Der vierte große Imam ist Ahmed-Ebn-Hanbal, der im Jahr 164 zu Bagdad geboren wurde und 241 starb. Der ketzerische Kalif Abdulla III ließ ihn stäupen und dann aus dem Land verweisen. Der Tyrann mußte aber selbst über die Ruhe erstaunen, mit der der Imam ein Stück Fleisch nach dem andern von seinen Rücken fliegen sah, ohne eine Miene zu verziehen. Er starb im Geruch der Heiligkeit, sagen die Moslim-Schriftsteller, und seinem Leichenbegängniß wohnten achtmalhunderttausend Männer und sechzigtausend Frauen bei.

Die Imam's der andern Classen hatten alle einem so unsäglichen Eifer in der Auslegung, Erläuterung und Commentirung der vier heiligen Bücher: Coran, Suna u. s. w., daß daraus ganze Bibliotheken entstanden sind, die als wesentliche Theile des Moslim-Rechts betrachtet werden müssen. Durch sie wurde aber das Studium der Wissenschaft und die Untersuchungen der Rechtsgelehrten und Richter unendlich schwierig und verwickelt.

Unter Mohammed II, der Konstantinopel eroberte, lebte ein berühmter Rechtsgelehrter: Molla-Khussrew. Er sammelte eine unsägliche Menge von Materialien, nahm aus allen das Beste, und bildete daraus eine vollständige Gesetzsammlung, betitelt Durar oder Perle.

Später, unter Suleiman I, unternahm Scheikh-Ibrahim aus Aleppo, ein anderer Rechtsgelehrter, abermals eine Gesetzsammlung, an der Klarheit und Bestimmtheit gelobt werden muß. Darin war aber keine Ordnung und Scheidung der Materien, daher erhielt sie in der Folge eine andere Gestalt und Einrichtung. Der Verfasser hatte seinem Werk den pomphaften Titel: Multeca ul ubhhur d. h. Zusammenfluß der Meere gegeben. Nach dieser Umgestaltung wurde es das allgemeine Gesetzbuch, das in fünf Theile zerfällt, nämlich in den religiösen, politischen, militärischen, Civil- und Criminal-Codex.

Im ersten wird vom Dogma, vom äußerlichen Cultus und von der Moral gehandelt. Der zweite spricht von vier wichtigen Gegenständen, vom Souverän, von den Fremden in Moslims-Land, von Moslimin in fremden Ländern, und von den Fiscalgesetzen. Im Militär-Codex ist die Rede von Kriegsgesetzen, Gefangenen, von der gesetzlichen Beute und von der Theilung derselben zwischen dem Monarchen und der Armee.

(Fortsetzung folgt.)

Jahresbiographie und Todtenliste für 1829.

Ein verdienstliches Werk, das mit Schlichtegroll's „Nekrologen" und mit den „Zeitgenossen" verglichen werden kann, ist die jährliche Biographie und Todtenliste (Annual Biography and Obituary for the Year 1829 Lond. 8.), die in diesem Jahre bereits bis zum 13 Bande vorgeschritten ist. Der Gedanke, was über das Leben ausgezeichneter Männer, die ihrem Vaterlande durch den Tod entrissen worden sind, zu sammeln, ist an und für sich ein so glücklicher, daß selbst die mittelmäßigste Ausführung auf die allgemeine Theilnahme rechnen kann; der englische Herausgeber scheint sich indessen seine Sache bei alle dem etwas zu leicht gemacht zu haben, denn er giebt uns wenig Mehr, als eine nachlässige Compilation der Panegyriken, die man dem Andenken verstorbener Freunde zu Ehren in Zeitschriften und Zeitungen einzurücken pflegt. Unter den Biographien, die wir in dem vorliegenden Bande erhalten, sind die beiden merkwürdigsten die Lebensbeschreibungen der einst berühmten Lady Caroline Lamb, der Freundin Byron's, und des schottischen Philosophen Dugald Stewart. Neben diesen finden wir mehr oder weniger ausführliche Notizen über den Premierminister Lord Liverpool, zwei Admirale, Strachan und Domet, zwei Viceadmirale, Rowell und Boulden Thompson, drei Generale, Sir Henry Torrens, Sir Neal Campbell und Burrell und mehrere andere ausgezeichnete Offiziere, worunter der unglückliche Capitän Clapperton.

Die Festung Ecluse.

Die Arbeiten an den Werken von Ecluse, auf der großen Straße von Genf nach Lyon, werden mit solchem Eifer fortgesetzt, daß dieselben in Kurzem vollendet seyn können. Außer dem Hauptfort, welches den Paß zwischen dem Fuße des Jura und dem Bette der Rhone beherrscht, sind auf dem Abhange des Berges noch eine Reihe kleinerer Forts erbaut worden, die durch bedeckte Wege zusammenhängen. Alle sind zur Aufnahme von schwerem Geschütz bestimmt und würden im Stande seyn, jede Batterie zu demontiren, die man auf dem gegenüberliegenden savoiischen Ufer errichten wollte. Wie groß auch der Umfang dieser Werke werden mag, so hat man doch berechnet, daß eine Garnison von 300 Mann hinreichen würde, die Fortschritte einer Armee, die den Paß erzwingen wollte, Wochen lang aufzuhalten.

Bulletin Universel.

Eßbare Vogelnester.

Die Insel Tavay, die bekanntlich zu den neuerworbenen engl. Besitzungen in Hinterindien gehört, wird nur von einer geringen Anzahl Chinesen bewohnt, welche damit beschäftigt sind, die eßbaren Vogelnester einzusammeln, die auf der Insel in unermeßlicher Menge gefunden werden. Diese Nester werden von einem Seevogel, der die Insel in zahlreichen Schaaren besucht, aus einer Art von Seegras gebaut und geben, wenn sie gekocht sind, eine Brühe, die äußerst nahrhaft seyn soll. In China werden sie so geschätzt, daß ein Chinese die Insel im ersten Jahre des englischen Besitzes für eine Summe von 16,000 Rupien jährlich pachtete.

Asiatic Journal.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 142. 22 Mai 1829.

Die Serben und die serbische Revolution.

(Fortsetzung.)

II. Das Land.

Um das alte Serbien zu übersehen, wie es in seiner Blüthe war, müßte man seinen Standpunkt in der Mitte des hohen Gebirgs nehmen, welches von den Alpen nach dem schwarzen Meer fortzieht und mit seinen Abhängen, mit den Flüssen und Bächen, die es aussendet, mit den Thalgeländen, die es dadurch bildet, das ganze Gebiet zwischen der Donau auf der einen, dem adriatischen Meere und dem Archipel auf der andern erfüllt.

Hier, am Schartag, hatten die alten serbischen Könige ihren Hauptsitz. Es ist die Schara Planina, das bunte Waldgebirg der serbischen Lieder, bald dunkel von der Waldung, bald weiß von Felsen und lang liegendem Schnee. Aus Schara Planina haben die Türken Schartag gebildet. Hier, in Pristina, schlug Nerman, der Stifter des Serbenreiches, seinen Königssitz auf. Von da aus hat er, haben seine Nachfolger ihre Herrschaft nach allen Seiten ausgebreitet. Sie herrschten an der Küste des adriatischen Meeres und nannten sich davon Romerski. An der Donau und Save, in Albanien und Macedonien, bis tief in Griechenland, war ihre Oberherrschaft anerkannt; in jenen Gegenden aber blieben ihre Wohnsitze. Hoch am Rücken des Gebirges, in Ipek, war seit dem dreizehnten Jahrhunderte das serbische Erzbisthum und Patriarchat. Da bauete ein König von der Beute, die er bei den Griechen gemacht, das Kloster Delschani, vielleicht das einzige von allen serbischen Klöstern, welches ungeplündert geblieben ist. Um Stephan Duschan zu begrüßen stieg Kantakuzeos das Gebirge hinan und traf den mächtigen Serben in einem schönen Lustort, unweit Pristina. Derselbe liegt schon auf der hohen Ebene Kossowo, auf welcher das Schicksal von Serbien zweimal ausgefochten worden ist. Wahrscheinlich ist von hier — denn an diese Ebene stößt der Berg Ratsche, an welchem der Fluß Raschka entspringt — der Name Rascien, für Serbien, ausgegangen.

Schon die Römer fanden in dieser Landschaft tapfre, freie, musikliebende, übrigens in einer Art von Naturzustand und Wildheit beharrende Völker. Man weiß, wie oft und hart die Dardaner Macedonien bedrängt haben. Und vielleicht ist selbst der Name der Serben, dessen Stamm Srbl ist, und der daher bei älteren Schriftstellern oft Serbler lautet, mit dem der Triballer, die schon Herodot erwähnt, in Verbindung zu bringen.

Gegenwärtig ist der Name Serbien nur dem nordwestlichen Gebirgsabhang, von dessen Höhe an bis zu der breiten Markung gegen Oesterreich, welche Donau und Save bilden, vom Einfluß der Drina bis zum Einfluß des Timok, eigen geblieben. Durch den tiefen Einschnitt, in welchem die beiden Morawen einander entgegenfließen, wird dieß ganze Gebiet in zwei Theile getheilt.

Den südlichern kennen wir nur wenig; doch wissen wir, daß auf der Höhe des Gebirges sich weite Ebenen ausbreiten. Bald sind sie dürr und öde, fast ohne Bebauung, geringes Waldeland, zu den Evolutionen der türkischen Reiterei und ihren Uebungen sehr geeignet, wie bei Sjenitza. Bald aber sind sie von anmuthigen Hügeln umfaßt, von Bächen bewässert und fruchtbar, wie Kossowopolje, dessen Ortschaften den größten Theil des Sandschakats Wutscheteru (Wolfsdorn) ausmachen. Von diesen weiten Hochebenen aus steigt man auf dem Wege von Sjenitza, sobald man an einem großen Bache, welcher der Raschka zufließt, angelangt ist, in dem Thale desselben drei Stunden lang nieder; von Kossowo aber gleich hinter Mitrowitz in die tiefen Schluchten von Banjska, worauf sich der Weg erst wieder zu freien Gebirgsansichten erhebt und dann mit der Raschka niedersenkt: so gelangt man von beiden Seiten ins Nowipasar. Hier hat das Land Waldungen von hartem Holze. Man sieht ackerbauende Dörfer um ihre Kirchen her. In der Stadt kreuzen sich die Straßen von Rumelien, Albanien, Serbien und Bosnien. Noch in dem siebzehnten Jahrhundert hatten die ragusanischen Kaufleute ihre eigene Kirche hier. Monte-Albano fand hier das Eisen wohlfeiler als an irgend einem andern Orte der Welt. Es war immer ein wichtiger Handelsplatz.

Von hier sinkt das Gebirg in jäherem Abfall. Zwischen hohen Ufern sucht der reißende Ibar das Morawathal. Das ganze Land, von Sjenitza bis zur Ibarmündung, wird von den entfernter Wohnenden unter dem Namen Stariwla zusammengefaßt; vielleicht weil sich in diesen Gegenden die christliche Bevölkerung, die bekanntlich, welchen Stammes sie auch sey, von den Mohamedanern mit dem Namen Wla, Wallach bezeichnet wird, etwa unter dem Knesen Isak, länger hielt, als anderswo. Gewiß sind alle Unterthanen von Nowipasar und Wutschetern, von Lesttowatz

und Nisch, sey es nun, daß man diese Sandschakate zu Bosnien, Scutari oder Rumelien (?) rechne, wahre Serben; diejenigen Orte etwa ausgenommen, in welche, nach der Auswanderung des Patriarchen von Ipek mit 37,000 Familien, Albanesen nachrückten.

Doch erst an der Morawa beginnt das eigentliche Serbien, das in der neuesten Zeit so bedeutend in der Geschichte des türkischen Reiches hervorgetreten ist, und das wir auch als das Paschalik Belgrad bezeichnen können. In diesem unterscheiden sich uns sowohl geographisch, als historisch vier Theile:

1) Die Bezirke Uschize und Sokol gehören dem Bergzuge an, an dessen Fuße auf bosnischer Seite die Drina fließt. Das Gebirg ist höher hinauf kahler Fels und niederes Gebüsch, tiefer herab Kieferwaldung. Die Einwohner haben herzegowinische Sprache, Tracht und Sitte; sie führen das Kienholz, das man statt der Kerzen brennt, in Saumlasten herab, um Wein dafür einzutauschen. — In den Bergen von Uschize entspringen die Bäche, welche die obere Morawa bilden. Der Fluß durchsetzt gewaltsam die Gebirge Kebler und Owtscher; nur mit Mühe und Gefahr kann man an seinem Bette reisen. Erst bei Tschaktschak erweitert sich das Thal, und man säet da Kukuruz; von hier an wird die Ebene immer breiter. Sie bildet den Bezirk Poschesga, von früher her so genannt, obwohl jetzt Tschaktschak in besserer Aufnahme ist. Bereits im zehnten Jahrhundert finden wir diese Ebene angebaut. Später hat der heilige Sawa eben hier, in dem leichter anzubauenden Thale, in der Mitte des Gebirgs, Schidsch zu seinem Sitze gegründet, wo er den König krönte. Drei Viertelstunden von Karanowaz sieht man noch die Ruinen des Klosters, eine Kirche mit runden Bögen und den Spuren von Heiligenbildern an den Säulen; umher Wohnungen für die Mönche und Nebengebäude für den königlichen Hof.

2) Weiter nach der Donau und Save hin, zwischen der Morawa und Kolubara, erstreckt sich das mittlere Land, das durch den Gesammtnamen Schumadia — von Schuma, der Wald — die Waldgegend, unterschieden wird.

Da die Morawa nur einen Einschnitt in die Berge macht, so erheben sich jenseit derselben die Höhen von allen Seiten aufs Neue. Auf dem Wege von Nisch nach Belgrad steigt man von Kiupria eine Bergstraße aufwärts, die, so wie man Jagodina erreicht hat, durch einen unabsehlichen Wald von Eichen und Buchen bis gegen Batotschina führt. Hier erst hat man eine freie Aussicht in das Land, das sich nunmehr tiefer und tiefer senkt. Dieser Bergzug reicht bis nach Rudnik und umfaßt die drei wichtigen Bezirke: Rudnik, Kragujewiz und Jagodina, die den höheren Theil der Schumadia bilden. Rudnik, dessen Name von Ruda, das Erz, kommt, hatte einst bedeutende Bergwerke; noch sieht man ungeheure Haufen von Schlacken. Man unterscheidet die Kneschinen Zernagora, Katscher und Morawa. Kragujewaz liegt beinahe in der Mitte des Landes, nach allen Grenzen können von hier aus die Befehle in zwei Tagen gebracht werden: daher war hier, seit die Serben sich zuerst gegen die Türken erhoben, immer der Sitz der Gewalt; auch Fürst Milosch hat hier seinen Sitz. Es enthält die Kneschinen Gruscha, Jeseniza, Lepeniza, wie die Flüsse dieses Namens nach verschiedenen Seiten von der Höhe der Morawa zufließen. Jagodina enthält die Kneschinen, Lewatsch und Temnitsch.

In dem niedern Hügellande, in welches die Höhen von hier aus sich allmälig abdachen — indem nur von Rudnik aus ein langer schmaler Bergrücken bis in die Nähe von Belgrad geht — unterscheidet man die Bezirke Smederowo, Grozka und Belgrad, die gleichfalls zur Schumadia gerechnet werden. Das Land ist fruchtbar und besonders Smederowo durch eine treffliche weiße Traube ausgezeichnet, die sich vielleicht seit den Pflanzungen des Kaisers Probus auf dem Mons Aureus rein erhalten hat. Von jenem Zweibrücken, welches um das Jahr 1720 deutsche Bauern anlegten, findet man keine Spur mehr.

3) In dem Lande jenseit der Morawa, zwischen diesem Fluß und der Donau, ist der merkwürdige Punkt, in welchem sich die Karpathen den von den Alpen ausgehenden Bergzügen, dem Hämus, nähern. Diese Verbindung mußte die Donau durchbrechen. Ihr Bett ist Felsen; und bei niederem Wasserstande sieht man so hohe Klippen hervorragen, daß es die Sage nicht unglaublich gefunden hat, ein kühner Jäger sey, von Klippe zu Klippe setzend, an das jenseitige Ufer gelangt. Man kennt die unsäglichen Schwierigkeiten, welche beide Demircaps oder eiserne Thore, oberhalb und vorzüglich unterhalb Poretsch, der Schifffahrt flußaufwärts entgegensetzen. Die Ufer sind steile Felswände, an denen oft nur der Gehorsam und die Unermüdlichkeit römischer Arbeiter einen Weg zu bahnen vermocht hat. So wohl auf der serbischen Seite, wie auf der entgegengesetzten, ist ein hohes wildes Gebirge, in welchem man noch heut zu Tage Bären jagt. Man hatte hier früher, in dem Bezirk Poscharewaz, so berühmte Bergwerke, wie bei Rudnik. — Gegen die Ufer der untern Donau, den Timok, die Morawa hin, senken sich die Berge und bilden fruchtbare anmuthige Landschaften. Zu dem Paschalik Belgrad gehören eigentlich nur zwei Bezirke: Poscharewaz, der größte des ganzen Landes, worin man nach Höhen oder Flüssen und Quellen die Kneschinen Mlawa, Pek, Swischt, Stieg, Retschka, Omolje und Branitschewo unterscheidet; und Ressawa an der Morawa, ein Bezirk, der auf die Reste altserbischer Herrlichkeit, welche er in den Klöstern Rawaniße und Manasia bewahrt, stolz ist; auch hat er die meisten nationalen Namen aufbewahrt, und zeichnet sich durch eine weichere Mundart aus. Die Serben besitzen jedoch (durch den Traktat von Akjerman) auch die drei Landschaften Klintsch, Kraina und Tzernareka, die durch den Timok von Bulgarien getrennt werden. Hier sind die meisten Reste des classischen Alterthums. Die Ufer der Donau sind mit den Trümmern der römischen Städte und Castelle, welche seit Trajan hier angelegt und von Justinian so sorgfältig erneuert wurden, bedeckt. Troß dem sind die Römer aus der Erinnerung des Volkes fast verschwunden; die Sage hat diese Trümmer mit nationalen Erinnerungen in Verbindung gesetzt.

4) Die beiden Bezirke jenseit der Kolubara haben eine gewisse Aehnlichkeit mit den übermorawischen. Der größere ist Waljewo, nächst Poscharewo der größte in ganz Serbien; man rechnet, daß er allein 10,000 Mann ins Feld stellen könne; der kleinere Schabaß. An dem Bergrücken Zer ist die Kneschina Potzerina. Von hier war der alte Nationalheld Milosch Obolitsch

gebürtig, der in der Schlacht bei Kossowo seinen Tod fand. Noch zeigt man in dem Dorfe, wo er wohnte, Dworischte, die Ställe seiner Pferde; und selbst den Namen des Baches, Netschai, bringt man mit ihm und seinem Tode in Verbindung. Seine Mutter, sagt man, waldete ihre Schafe an diesem Bache, als ein Kriegsmann aus der Schlacht anlangte. „Netschai, Bische," sagte dieser zu ihr, d. h. „Warte nicht mehr, Mutter; Milosch," fügte er hinzu, „wird Dir nicht mehr zurückkehren." Gegen die Sawa hinunter dacht sich das Land zu fruchtbaren Ebenen ab, Posawina und besonders Matschwa, welche die reichste von allen ist und den schönsten Waizen hervorbringt. Eine der ältesten Ansiedlungen in dieser Gegend mag Leschniza seyn, deren schon Konstantinos Porphyrogeneta gedenkt. Unmittelbar daran stoßen die bosnischen Bezirke Jadar und Radjewina.

Diese vier Landestheile, die wir hier beschrieben haben, haben dadurch eine gewisse Absonderung, daß jeder aus Berg und Thal besteht und Alles hervorbringt, dessen er bedarf. Zusammen aber gehören sie wieder zu einem größeren Ganzen, das nur durch Einigkeit im Innern einem äußeren Feinde zu widerstehen vermag. Die Einwohner unterscheiden nur das Hochland, wie die Herzegowina, und das Tiefland. Oft überwintern die Hirten der hohen Gebirge ihr Vieh in dem letzteren. Sonst war die Meinung, unten sey man reicher, oben freier; doch ist — und vielleicht eben deshalb — die Befreiung des Ganzen zuerst von dem Niederlande ausgegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Paris.

(Am 6 März.)

Es kennt wohl Jedermann zum Wenigsten eine Familie, deren Mitglieder einander inniglich lieben und dennoch zuweilen mit einander hadern; was sich liebt, neckt sich. Wenn aber mitten im Streit ein Fremder ins Zimmer tritt, oder wenn gar Fremde erwartet werden, so sucht alsbald jedes Gesicht eine ruhige Miene zu gewinnen und spielt Komödie, bis die Fremden wieder fort sind. Solche Kinder sind auch die gelehrten Gesellschaften. Ja diese kommen ausdrücklich jeden Monat oder alle so und so viele Tage zusammen, um sich zu zanken, und wenn sie sich öffentlich zeigen, erscheinen sie wie friedliche Brüder. Wer sieht, daß eine Familie vor ihm Komödie spielt, daß die Kinder in seiner Gegenwart ihren Lärm einstellen, kann getrost schließen, daß er als Fremder betrachtet wird, und wenn ihm dieß nicht recht ist, so bleibt er weg; und so möchte ich, der ich eingeweiht zu seyn mich rühme in die Reden und Antworten, in die Verwirrung und das Geklatsche, einigermaßen auch in die tiefen Absichten unserer gelehrten Gesellschaften, so möchte ich unmuthig werden, wenn nach aufgezogenem Vorhang eine solche Gesellschaft da sitzt wie ein Ministerium vor der Kammer, welches betheuert, es sey einig und unauflöslich, während es doch in verschiedene Faktionen getrennt ist. Denn wie ich in der Familie etwas Lärm ertragen kann, weil sich liebt, was sich nekt, so mag ich in der gelehrten Gesellschaft gern etwas Eifer und Discussion, weil hierdurch in der Wissenschaft eher Etwas zu Tage gefördert wird, als durch jene Einigkeit, welche nur zum Gehorsam führt.

Darum sey die geographische Gesellschaft von Paris gelobt! Sie ist es, welche allem Obigen zum einzigen Beweise dient; denn sie ist die einzige Ausnahme, und wer weiß nicht, daß durch die Ausnahme eine Regel bewiesen wird? Wenn in dem altmodischen pariser Rathshause die beleuchtete Hausuhr acht geschlagen, und auf den Ruf des Präsidenten vom Conseil „die Sitzung ist eröffnet" dreihundert Munde sich schließen, dann erkennt man auf den ersten Blick die Parteien, in welche die Gesellschaft sich sondert.

Liest der Erdumsegler Freycinet einen Brief über die Insel Vanicolo und ihre Klippen, wo Lapeyrouse seinen Untergang fand, über die ihm nachsegelnden d'Entrecasteaux und Blondin, theilt er sogar der Gesellschaft die während der Sitzung erhaltene erfreuliche Botschaft mit, daß Kapitän d'Urville, der neueste französische Erdumsegler, in Toulon eingelaufen sey — die Marins unter den Zuhörern sperren Mund und Ohren auf — liest Hr. Freycinet gar zum Ende den merkwürdigen Satz eines Erdumseglers: „Wenn ich krank bin, werd' ich des Reisens satt; sobald ich wieder gesund bin, möcht' ich wieder von vorn anfangen" — die Marins reiben sich die Hände und gedenken ihrer Seekrankheiten und ihrer künftigen Fahrten —: da schauen die Continentalen, welche kein anderes Meer kennen, als das Sandmeer Arabiens, blinzelnd in die Lichter und Lampen, und würden einschlummern, wenn die Reihe nicht bald an sie selber käme.

Kommt nun die Reihe an die Continentalen, und berichten sie Vieles über Mesopotamiens Flächen und die Gräber des heiligen Volkes, über die Beduinen, Mauren, und die „ehrlichen Menschen, welche so und so ihre Büchsen abschießen", und wie sie selber, immer zu Lande, nach ihrer Heimath zurückgekehrt: da schläft Hr. Freycinet ein, wie — in seinem großen Werke, und die andern Erdumsegler sitzen wie auf Nadeln. Ich hielt es mit den Erdumseglern und sprach zu meinem deutschen Nachbar: die Continentalen sind wasserscheu. Er gab mir zur Antwort: die Marins sind wassersüchtig.

Neue Spaltung: der Eine spricht nur von arabischen oder hebräischen Sachen, und dann sagt ein Anderer: C'est du grec pour moi; und spricht ein Dritter von griechischen Sachen, so klagt ein Vierter: C'est de l'hébreu pour moi. Da schlägt ein Redner sein Taschenbuch auf und liest über die Steppen Mittelasiens, diese sind für seinen Nachbar böhmische Dörfer, und kommen ihm spanisch vor; fällt es Einem ein, von China zu reden, so schreien alle Anderen: C'est du péquin *).

Denn so viele Köpfe in der Versammlung, beinahe eben so viele Beschäftigungen werden repräsentirt. Allgemeine Geographen giebt es nicht in Frankreich, jeder hat sein Land, worüber er sich die Herrschaft anmaßt; wehe jedem Prätendenten! Es geht hier wie in der Académie des Inscriptions, einem wahren Thurm von Babel, worin der Eine selten den Andern versteht; der Eine ist Chinese, der Andere ein wilder Americaner (der Sprache nach); der Eine ein Türke; Grieche der Andere; zuweilen schließen mehrere Völker untereinander Bündnisse, und da von jeher die Gelehrtesten sich am Unverständlichsten ausdrücken, so zieht hier immer den kürzeren der, welchen man versteht.

Dritte Spaltung: Jeder will Präsident vom Conseil werden. Der Conseil ist ein Ausschuß, welchen die Mitglieder der Gesell-

*) Ein Schimpfwort, das für ein französisches Ohr sehr unangenehm ist, da es Mangel an Verstand andeutet.

schaft wenigstens einmal des Jahrs wählen; eine Wahl-Aristokratie, welche durch ein demokratisches Scrutin Sitz und Stimme erhält; ein Adel, der jährlich um einen neuen Adelsbrief werben muß, und mit desto größerer Mühe, da die Anzahl der Adeligen fest bestimmt ist und Jeder gern selbst adelig werden möchte. An der Spitze des Conseils sitzt ein Präsident. Auch er wird von der Masse erwählt, aber der Adel macht ihm viele Vorrechte streitig. Zwar hat er die Initiative in den Gesetzesvorschlägen, aber die Aristokratie berathet sich darüber, und was schlimm ist, in einer einzigen Kammer; die Masse hat zwar ein Veto, aber sie berathet in der Regel nicht mit. Die Aristrokraten denken für's Ganze.

Nicht zu loben ist Vielherrschaft, nur Einer sey König — dieser homerische Satz, meinen sie, gehöre nicht mehr in unsere Zeit. Sie kennen die Vortheile der repräsentativen Verfassung, und benutzen sie. Allerdings bekleiden sie ihre Stellen unentgeldlich, aber wer kennt nicht das berühmte Wort Talleyrand's? Die Stellen der Deputirten fand dieser durchtriebene Mann zu theuer für die Regierung, weil sie ihnen — Nichts zu bezahlen habe. Der Eine wird Vicepräsident, der Andere Secretär, der Andere Schatzmeister u. s. w. Es ist eine Kammer, deren Mitglieder allesammt Stellen bekleiden, nur muß man bedenken, daß der Präsident über diese Stellen nicht geradezu verfügen kann.

Eine solche Gesellschaft bildet einen Staat im Staate. Damit der große Staat nicht argwöhnisch auf den kleinen werde, schließt sich dieser an jenen an. Früher war der Graf Chabrol Präsident; als dieser seine hohe Stellung im großen Staate verloren hatte und die Zeit zum neuen Präsidium in dem kleinen herbeikam, ließ er sich krank melden; nun wußte man nicht, ob das folgende (jetzige) Ministerium Bestand haben werde, und wählte daher einen Mann, an dem man auf jeden Fall gut wählte, da er nicht bloß einer der gelehrtesten Männer seines Landes ist, sondern auch, wie dieß jedem treuen Unterthan gebührt, es mit jedem Ministerium hält. Da aber das Ministerium Gottlob! Bestand zu haben scheint, so trat heute Abend um zehn Uhr Staatsrath Cuvier ab und der Marine-Minister Hyde de Neuville wurde Präsident.

Die Gesellschaft hält es mit dem Ministerium, und das Ministerium hält es mit der Gesellschaft. Schon vor mehreren Monaten haben sich J. J. Exc. die Minister des Innern und der Marine als Mitglieder der geographischen Gesellschaft aufnehmen lassen. Que ceux qui sont d'avis de recevoir comme membres de la société L. L. Exc. Mss. les ministres etc. veuillent bien lever la main! Mehrere Hände erhoben sich. Que ceux qui sont de l'avis contraire, lèvent la main! Es hat sich keine Hand erhoben, zum Glück. Denn Niemand kann einem geographischen Verein so nützlich werden als das Ministerium, zumal Hr. v. Neuville, der wahren Sinn für Wissenschaft haben soll, und dessen Reden aus seiner eigenen Feder, ja ungeschrieben aus seinem Munde fließen; der übrigens sich selber in der Welt umgesehen, in Amerika war, früher selbst Maria, eine bedeutende Partei in der Kammer und im Volke hatte, und daher Marine-Minister und Präsident der geographischen Gesellschaft geworden ist, und endlich seltener aus Gunst Stellen vergeben soll, als nach dem Verdienst. Man fand daher mit Recht für gut, den Mann, welcher unlängst dem Reisenden Caillé für die Entdeckung Tunbuktu's eine schöne Pension, die Erlaubniß, nochmals zu reisen, und das Band der Ehrenlegion verliehen hat, und in der Kammer der Abgeordneten auf der Bank der Minister sitzt, den Präsidenten-Lehnstuhl im Vereine des Rathhauses einzuräumen. Man konnte es um so eher thun, als das Ministerium bestehen wird, quand même . . . . Und weil es bestehen wird und nützlich seyn kann, darf man ihm schmeicheln. Somit wurde heute Abend als Präsident ausgerufen: Son Excellence Monseigneur . . . . Da aber in der Kammer der Abgeordneten erst vor wenigen Tagen ein Deputirter einen Minister Monseigneur nannte, und der würdige Präsident Royer Collard ihm mit Ernst bemerkte: man spreche in der Kammer das Wort Monseigneur nicht aus; so war es ganz natürlich, daß heute Abend bei diesem Ausdrucke einige Gesichter gezogen wurden. In Gedanken sprach der Verkündiger das Wort Monseigneur noch einmal zur Hälfte aus, die andere Hälfte blieb ihm auf der Zunge oder wurde durch das Murren der Menge unhörbar.

Mit der Zeit wird das Reglement der geographischen Gesellschaft bestimmter werden. Gegenwärtig reicht jede Anzahl bei der Wahl hin, um zu berathen; von mehreren hundert Anwesenden stimmten dießmal nur einige fünfzig, die andern verließen den Saal oder sahen unthätig zu, und man weiß nicht, ob sie nicht gestimmt waren, oder nicht zu stimmen wagten, oder als Fremde keine Stimme hatten. Die Stimmen sind gewöhnlich einstimmig; und wer nicht stimmen will, bleibt stumm.

Wenn mir unwillkührlich ein Wortspiel entschlüpft, und dazu ein schlechtes, so ist Hr. Fontaine daran Schuld. Er ist es, der mich in diese Laune versetzt hat, durch seine kurzweilige Vorlesung in der geographischen Gesellschaft über nicht geographische Gegenstände; denn was kann es die Erdkunde angehen, ob er bei dem und jenem Pascha im Vorzimmer lange warten mußte, was mir sogar in meinem Vaterlande einmal geschehen ist, und bei einem Manne, der noch weniger ist, als ein Pascha, aber ein Türkenfreund; was kann es die Erdkunde angehen, ob die Türken in Kleinasien unter einander Krieg führen, was doch auch in manchem andern Lande zwischen Nachbarn geschehen ist und nicht anders seyn konnte; daß er ferner so und so viele Tage auf einem Flusse gefahren, worin er wahrscheinlich seine Rede einweihte, ohne daß sie freilich durch seine witzigen Wendungen trocken geworden ist. Auch Hr. * * hat seinen Antheil an meiner strafbaren Laune. Dieser begann den Procès-Verbal mit den Worten: „Die vorige allgemeine Sitzung sey um so brillanter gewesen, als Damen dabei gewesen.“ Einen kleinen Damenzirkel sah ich allerdings in der vorigen Sitzung, aber keinen brillanten; dießmal war netto eine Dame da, eine Dame bei hundert unsterblichen Gelehrten, eine Lilie unter Immergrün, ein Diamant unter hundert Karfunkeln.

Scherz bei Seite, die Sitzung war interessant. Zwar machten einige Leute bitter-sauere Gesichter, aber sie hatten keinen Preis gewonnen. Hr. Lependry dagegen, welchem Cuvier ein Preis-Diplom überreichte für ein gut beschriebenes französisches Departement, machte, aus Bescheidenheit beschämt, ein herb-süßes Gesicht, wurde roth und freute sich innerlich. Aus ihm kann ein tüchtiger Geograph werden, wenn er sich mit einem Preise nicht begnügt. Die Sitzung war um so merkwürdiger, als der für die wichtigste geographische Entdeckung des Jahres 1827 bestimmte Preis einem Fremden ertheilt wurde. Freilich ist dieser Fremde Franklin, ein kühner, tüchtiger Reisender, welcher einen großen Namen erbte und diesem Namen Ehre macht. Er drang in Amerika bis zum Eismeere vor, und an seiner Seite war der wissenschaftlich gebildete Reichardson, der selber ein Accessit erhalten hat. Sie wären, sagte der französische Berichterstatter, auf ihrem Wege nach dem Nordpol, beinahe durch die Südsee zurück gekommen!

(Schluß folgt.)

München, in der literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 143. 23 May 1829.

Tagebuch eines englischen Lords auf dem Wiener Congreß.

Dritter Artikel.

Fast scheint es, daß die Sonne jeden Morgen nur aufgeht, um den Mißbrauch der Gewalt zu beleuchten, der in allen Lagen der menschlichen Gesellschaft herrscht. Der Mensch empfängt aus der Hand der Natur bei seiner Geburt den Instinkt zur Tyrannei, der, unterdrückt, ihn selbst unglücklich macht, befriedigt, eine Quelle des Elends für Andere wird. Souveräne, die sich dem Vollgenuß ihrer Macht hingeben, werden die Tyrannen ihrer Unterthanen, denen sie umgekehrt, nicht selten zum Opfer werden, wenn sie ihr Ansehen mit Mäßigung und Nachsicht gebrauchen. Die goldene Mittelstraße findet sich nirgend. Herren und Knechte, Tyrannei und Sclaverei, Schwäche und Unterdrückung — dieß sind die Elemente, aus welchen diese Welt zusammengesetzt ist!

Als ich mich verabredeter Maßen zum Prinzen de Ligne begab und mich melden ließ, erfuhr ich, daß er noch nicht aufgestanden war. Ich wurde auf die Bibliothek geführt, die er in sein Schlafzimmer verwandelt hatte, und hier traf ich ihn im Bett sitzend und schreibend; denn sein thätiger Geist ließ ihn keinen Augenblick unbeschäftigt. „Sie sind sehr exakt," bemerkte er, als ich eintrat, „und wenn wir auch nicht, mit Ludwig XVIII von uns sagen können, daß Pünktlichkeit die Artigkeit der Könige sey, so habe ich doch wahrgenommen, daß es eine Eigenschaft ist, mit der man sich überall empfiehlt; deswegen rathe ich Ihnen, sie nie aus den Augen zu verlieren. Erlauben Sie mir, dieß Kapitel über eines der Gemälde des Tages zu beschließen, und ich bin zu Diensten. Ich zeichne immer so meine Ideen gleich auf, wie ich sie habe, damit sie mir nicht so leicht wieder entfliehen. Ich fühle mich durch diese außerordentlichen Ereignisse in einen gewissen Schwung versetzt, und da mag denn doch manchmal ein Gedanke in mir aufsteigen, der Jemand nützlich oder unterhaltend seyn kann. Ich bin mehr Zuschauer als Mitspieler bei der rührigen Scene, die um uns her vorgeht und die mir wie ein Ameisenhaufen vorkommt, den man durch einen Fußtritt aufgestört hat." Er fuhr dann fort zu schreiben, als er nach einigen Minuten ein Buch citiren wollte. „Haben Sie die Güte," sagte er, „mir den Band zu langen, dort in der dritten Reihe." Ich sah nicht genau, welches Buch er meinte, und zauderte einen Augenblick. Plötzlich sprang der Prinz aus dem Bett, und indem er sich an einem Leisten des Schranks hielt, langte er das Buch herunter, worauf er sich wieder niederlegte. Auf meine Verwunderung, die ich ihm über dieses Kunststück von Behendigkeit zu erkennen gab, erwiederte er: „diese Rüstigkeit besaß ich immer und sie war mir in meinem Leben oft von Nutzen. Ich will Ihnen ein Beispiel erzählen: Sie wissen vielleicht, daß ich die große Catharina auf ihrer Reise in die Krim begleitete; man machte Ausflüge auf der See, und bei einer solchen Gelegenheit umsegelte die kaiserliche Jacht das Cap Parthenon, wo vor Zeiten der Tempel der Iphigenia gestanden haben soll. Wir unterhielten uns über den Grad der Wahrscheinlichkeit dieser Sage, als die Kaiserin, indem sie auf die Küste hinwies, sagte: ‚Prinz, ich gebe Ihnen das bestrittene Land.' Ohne mich zu besinnen, warf ich mich in der Uniform über Bord, schwamm nach dem Vorgebirge, sprang an das Land und rief aus: ‚Euer Maj. haben geruht — ich ergreife Besitz.' Dieses Felsengestade trägt seitdem meinen Namen und ist mein Eigenthum. So Viel für ein wenig Rüstigkeit." Während wir auf diese Weise plauderten, kleidete der Prinz sich an. Beim Anziehen seiner glänzenden mit einem halben Dutzend Orden geschmückten Trabanten-Obristsuniform, sagte er: „Wenn die Jugend mir ihren Zauberspiegel noch einmal vorhielte, wie gern würde ich all diesen Staat gegen die schlichte Uniform vertauschen, die ich als Fähndrich in meines Vaters Regiment trug. Ich war höchstens sechszehn Jahr alt, als ich sie zum ersten Mal anlegte; damals däuchten mich dreißig ein schönes Alter. Aber so sehr ändert Alles die Zeit, daß ich mich als Achtziger noch für jung halte. Bösartige Leute meinen zwar, ich thue nur jung. Doch ich kann nöthigen Falls beweisen, daß ich noch jung genug bin. Weniger Menschen Leben war glücklicher als das meinige; Gewissensbisse, Ehrgeiz oder Neid haben es in seinem sanften Gange nie unterbrochen. Ich habe mein Schiff so gut gesteuert als irgend Einer. Drum will ich auch, wenn ich endlich Charons Nachen besteige, mich noch immer jung denken, denen zum Trotz, die sagen, daß ich alt sey." Dieß sagte er in dem ihm eigenthümlichen Tone liebenswürdiger Munterkeit, von dem, wer ihn nicht kannte, keine Vorstellung hat.

Wie wir im Begriff waren auszugehen, kam ein Besuch; Einer von jenem widerwärtigen Volke, das den Prinzen stets überlief. Der Prinz entledigte sich des Menschen auf höfliche Manier und indem er sich gegen mich wandte, sagte er: „Wie verhaßt sind mir diese Leute, deren ganzes Wissen in Worten besteht. — Sie sind eine Art wandernder Wörterbücher, sie haben nichts Empfehlendes an sich als ihr Gedächtniß. — Und am Ende ist doch die Welt das beste Buch." Wir fuhren jetzt nach Schönbrunn, in einem Wagen, der beinahe so alt aussah, als sein Besitzer, der aber von der Zeit unendlich Mehr gelitten hatte, als dieser.

Das Vergnügen der Unterhaltung des Prinzen war eben so geeignet, Entfernungen abzukürzen, als die Mängel einer kargen Mahlzeit zu ersetzen. Wir erreichten Schönbrunn lange, bevor ich mir dachte, daß wir am Ende unserer Reise wären — denn er hatte mir tausend ergötzliche Anekdoten erzählt. Unter Anderm schilderte er den Enthusiasmus in Wien, den der Besuch der Frau von Staël im Jahr 1808 erregte. „Gleich nach ihrer Ankunft, machte ich ihr meine Aufwartung. Ich fragte sie um die Ursache ihrer Wiener Reise. ‚Ich bringe meinen Sohn in die Genieschule (école de génie) hier.' „Er war in der Schule des Genie's, Madame, seit seiner Geburt," entgegnete ich. Dieses kleine Compliment gewann mir ihre Zuneigung und sie affektirte all die Bewunderung für mich, die ich wirklich und aufrichtig für sie fühlte. Wenn Bonaparte auf ihre Frage, wer die größte Frau des Zeitalters sey, statt sie durch seine grobe Antwort zu beleidigen, ihrer unschuldigen Eitelkeit den Gefallen erwiesen hätte, zu sagen: Sie; so fragt sich, ob wir jetzt wegen des Gegenstandes, den wir zu sehen vorhaben, nach Schönbrunn fahren würden. Es kann nicht geleugnet werden, daß Corinna und ihre Genfer Coterie keinen geringen Antheil (?) an Napoleon's Sturz hat." Der Wagen hielt jetzt vor dem Schloß.

Als wir durch die äußerst geräumigen Schloßhöfe gingen, zeigte mir der Prinz die Stelle, wo ein junger politischer Fanatiker um die Zeit der Schlacht von Wagram einen Mordversuch auf Napoleon machte. „So unverzeihlich ein solches Verbrechen ist," sagte der Prinz, „so können wir doch dem kaltblütigen Muth, mit dem der junge Mann in den Tod ging, unsre Bewunderung nicht versagen."

Wir waren bald auf der großen Treppe des Palasts, welcher ein schönes Gebäude ist. Im Vorzimmer trafen wir einen französischen Bedienten, welcher noch Napoleons Livrée trug. Er kannte den Prinzen de Ligne und ging gleich hinein, ihn bei Frau von Montesquiou zu melden. „Wir werden nicht lange warten dürfen," sagte der Prinz, „wie ich Ihnen schon erzählt habe, ich bin so eine Art Graf Segur in Schönbrunn." Bald erschien Frau von Montesquiou selbst, sich höflich entschuldigend, daß sie uns nicht im Augenblick vorlassen könne. Der junge Napoleon sitze gerade Isabey zu einem Porträt, welches für die Kaiserin, seine Mutter, bestimmt sey; und sie wisse, daß die Erscheinung des Prinzen de Ligne, an dem er so sehr hänge, ihn nicht mehr ruhig sitzen lassen würde. „Wollen sie deswegen die Güte haben," fügte sie hinzu, „mittler Weile einen Gang durch den Garten zu machen und ich will dann die Sitzung aufheben, sobald es angeht." „Sehr gern, Madame," erwiederte der Prinz, „denn ich wünsche meinem jungen Verwandten, den ich Ihnen vorzustellen die Ehre habe, das Schloß und die Umgebungen zu zeigen. Er ist, wie viele Andere, sehr begierig, die Residenz Ihres interessanten Mündels näher anzusehen." „Da dieser Herr von Ihnen eingeführt wird, Prinz, so werde ich mir es immer zum Vergnügen rechnen, ihn bei mir zu empfangen. Wenn Sie denn Alles in Augenschein genommen haben, was Sie wünschen, so kommen Sie ohne die Ceremonie, sich melden zu lassen."

„Es wäre gut gewesen," bemerkte der Prinz, als Frau von Montesquiou fort war, „wenn ich bei meinem ersten Besuch hier diese Ceremonie unterlassen hätte; denn als der Knabe benachrichtigt wurde, der Marschall Prinz de Ligne sey da, ihn zu besuchen, rief er aus: ‚Ist dieß einer von den Marschällen, die meinen Papa verrathen haben? Wenn es einer ist, soll er nicht kommen.' Es hielt schwer, ihn zu überzeugen, daß es noch andere Marschälle gebe, als französische."

Nachdem wir eine Reihe großer und elegant möblirter Gemächer durchmustert hatten, die indessen nichts sonderlich Merkwürdiges darboten, traten wir in ein kleines Cabinet, dessen Wände mit Gemälden von den Händen der verschiedenen Erzherzoginnen geschmückt waren. „Hier," sagte der Prinz, „pflegte Napoleon während seines Aufenthalts in Schönbrunn sich jeden Tag mehrere Stunden zurückzuziehen, um zu lesen und zu schreiben. In diesem Cabinet sah er zuerst Marie Louisen's Porträt, und hier ohne Zweifel faßte er den ersten Gedanken an die Verbindung, die einen so mächtigen Einfluß auf sein Schicksal gehabt hat."

Eine Treppe führt von diesem Cabinet in sehr schön gelegene Gärten. Eine der Hauptzierden darin ist ein Lusthaus auf der Spitze einer kleinen Anhöhe. Es rührt von Maria Theresia her, die ihm den Namen La Glorielle gab. Wir besuchten die Gewächshäuser, die vielleicht die schönsten in der Welt sind und die botanischen Schätze aller Zonen in sich schließen. „Der Kaiser," bemerkte der Prinz, „der ein außerordentlicher Freund der Botanik ist, pflegt diese seltenen Pflanzen selbst." Die Menagerie, der nächste Gegenstand, den wir besichtigten, ist ein großer kreisförmiger Raum, mit einem Pavillon in der Mitte, an welchen die von den verschiedenen Thieren besetzten Behälter anstoßen. Jede Art hat neben ihrem Bau ihren Garten mit den Pflanzen und Bäumen ihrer Heimat, so daß die Thiere einen Grad von Freiheit genießen, der ihrer Gesundheit sehr zuträglich ist. Als wir nach dem Schloß zurückkehrten, machte uns der Gärtner auf ein kleines eingehägtes Grundstück aufmerksam. „Das ist," sagte er, „des Prinzen von Parma Garten. Hier unterhält er sich damit, Blumen zu ziehen, von denen er jeden Morgen für seine Mutter und für Maman Quiou, wie er seine Hofmeisterin nennt, Sträuße bindet."

Wir begaben uns nun nach den Gemächern der Frau von Montesquiou, die uns mit der damenhaftesten Artigkeit empfing. Sobald wir eintraten, sprang der junge Prinz von seinem Stuhl auf und auf den Prinzen de Ligne zu, den er umarmte. Es war gewiß das liebenswürdigste Kind, das man sich denken kann.

Seine herrliche Gestalt, seine hellen und verständigen Augen, sein schönes blondes Haar, das in reichen Locken über seine Schultern wallte — alles dieß machte ihn zu einem bewunderns-würdigen Gegenstande für Isabey's feinen Pinsel. Er trug eine Husarenuniform mit dem Kreuz der Ehrenlegion. Als mich der Prinz ihm vorstellte, fiel mir Rousseau's Bemerkung ein, daß Niemand, und am Wenigsten Kinder, sich gerne fragen lasse, und ich begnügte mich deswegen, mich niederzubücken und ihn zu umarmen. Er rannte dann in einen Winkel des Zimmers, ein kleines Uhlanenregiment von Holz zu holen, das ihm der Erzherzog Carl geschenkt hatte, und womit er Manöwers anstellte, während der Marschall den Degen zog und kommandirte.

Frau von Montesquiou, die durch ihre Ergebenheit für ihren interessanten Beruf Napoleons Wahl rechtfertigte, erzählte uns mehrere Bemerkungen, die das Kind gemacht hatte, und die für die Annahmen spreche, daß das Talent erblich sey. „Ein überraschendes Beispiel von seiner Geistesgegenwart," sagte sie, „ist gestern vorgekommen, als der Commodore — , der den Kaiser nach Elba begleitete, uns besuchte. ‚Freut es Sie nicht,' sagte ich zu ihm, indem ich ihm den Commodore vorstellte, ‚daß Sie diesen Herrn sehen, der Ihren Papa erst vor einigen Tagen verlassen hat?' ‚O ja,' erwiederte er; ‚ich bin sehr glücklich ihn zu sehen; aber, indem er den Finger auf seine Lippen legte, ich sollte nicht so sagen?' ‚Ihr Papa,' sagte hierauf der Commodore, indem er ihn in seine Arme nahm, ‚wünschte, ich sollte Sie umarmen.' Der Knabe, der gerade ein Spielzeug in der Hand hatte, warf es auf den Boden und zerbrach es; und in Thränen zerfließend rief er aus: ‚Armer Papa!' „Was ging wohl in diesem Augenblick in seiner Seele vor?" setzte Frau von Montesquiou hinzu. „Ohne Zweifel, dieselbe Ideenreihe, welche ihm den Widerstand eingab, den er an den Tag legte, als er aus den Tuillerien fort sollte. Er schrie, daß sein Vater verrathen sey, und daß er den Palast nicht verlasse. Er hielt die Vorhänge fest und klammerte sich an den Möbeln an, indem er sagte, es sey seines Vaters Haus und er verlasse es nicht. Ich mußte mein ganzes Ansehen aufbieten, ihn fortzubringen; und es gelang mir zuletzt nur dadurch, daß ich ihm versprach, wir würden bald wieder zurückkehren."

Wir gingen zu Isabey hinein, welcher das Porträt beinahe fertig hatte. Die Aehnlichkeit war täuschend und das Gemälde besaß all die Anmuth, welche die Werke dieses vortrefflichen Künstlers auszeichnet. *) „Was mich hauptsächlich an diesem Porträt interessirt," bemerkte der Prinz de Ligne; „ist die auffallende Aehnlichkeit mit dem Josephs II als Knaben. Ich möchte es mit dem Porträt Josephs vergleichen, das mir Maria Theressa geschenkt hat. Diese Aehnlichkeit, obgleich bloßer Zufall, ist von keiner glücklichen Vorbedeutung für die Zukunft. Der Prinz machte dem Künstler einige wohlverdiente Complimente. „Ich bin nach Wien gekommen," entgegnete Isabey, „in der Hoffnung all die Gefeierten zu malen, die hier beisammen sind und ich sollte mit Ihnen angefangen haben." „Gewiß wegen meiner Anciennität." „Nicht doch, sondern weil Sie das Modell all der erlauchten Personen des jetzigen Zeitalters sind."

Die Kaiserin Marie Louise wurde gemeldet und wir empfahlen uns, da Isabey ihr das Bild zeigen wollte. „Ach!" sagte der Prinz auf dem Heimweg, „als Napoleon die Unterwerfung der Stadt Wien in Schönbrunn empfing, und als er nach der denkwürdigen Schlacht bei Wagram über seine siegreichen Truppen in diesen unermeßlichen Hofräumen Heerschau hielt, da dachte er wohl nicht daran, daß dereinst in demselben Schloß der Sohn des Siegers und die Tochter des Besiegten als Geisel gehalten werden würden von dem Souverän, dessen Geschick damals in seinen Händen lag. Wie außerordentlich ist der Fall dieses Mannes! Der Königstitel genügte ihm nicht. Sein Ehrgeiz war wie der Alexanders, als er Jupiter's Sohn seyn wollte. In dem Verlauf meines langen Lebens habe ich viel merkwürdige Fälle von Glück und Unglück gesehen, aber keines vergleichbar mit dem, das jetzt die Aufmerksamkeit der Welt beschäftigt. Wenn die Vorstellungen von all dem, was wir wahrgenommen und gefühlt haben, unserer Seele immer gegenwärtig wären, wie weise müßten wir seyn! Ich konnte nicht umhin, den Prinzen zu fragen, warum sein militärisches Talent und seine Erfahrung während einer so langen Reihe von Kriegen nicht mehr in Thätigkeit gesetzt worden sey. „Ach!" erwiederte er mit einem Seufzer; „ich starb mit Joseph II." „Sagen Sie lieber gleich ihm, denn Europa nennt ihn unsterblich." Sein ist die Unsterblichkeit des Genius; aber die meine, wenn mir eine bestimmt ist, wird nur die einer Sibylle seyn."

Als wir über das Glacis zwischen den Vorstädten und der Stadt fuhren, sahen wir einen großen offenen Staatswagen auf uns zu kommen, in dem ein Herr von unmäßigem Umfang saß. „Halt," sagte der Prinz, „laßt uns unsere Reverenz machen. Dieß ist ein anderer König von Gottes und Napoleon's Gnade." Es war S. Maj. der König von * * *.

Eine Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Paris.
(Schluß.)

Die Franzosen sind national, aber sie fangen an, das Ausland kennen zu lernen, und werden gerecht gegen seine Verdienste. Dieß zeigte die Akademie, als sie Gruithuisen eine Medaille ertheilte; dieß zeigte das Ministerium oder vielmehr Hr. Saint-Martin und vielleicht Hr. v. Humboldt, als man Prof. Schulz nach Persien schickte. Hase hat unlängst eine höhere Stelle erhalten; Depping, der mehrere Preisfragen beantwortet, wird früh oder spät in die Akademie aufgenommen werden; Prof. Mohl giebt auf franz. Kosten den Firdusi heraus. Die Franzosen haben Nichts gegen fremde Gelehrte einzuwenden, vorausgesetzt, daß von denen, welche sie gut aufnehmen, jeder so viel werth ist, als zwei französische Gelehrte. Wie in der Wissenschaft, so in der Kunst. Hittorf und andere Deutsche sind königliche Architekten; ein siebenzehnjähriger Deutscher, Ferdinand Hiller, ist Professor der Composition geworden, fand neulich in einem Concert rauschenden Beifall und kann weit gelangen, er ist Schüler Hummel's; Kalkbrenner, Moscheles, Herz u. a. sind deutsche Namen. Wie in Kunst und Wissenschaft, so in allem Andern; Deutsche, welche sich leicht in französischen Sitten finden, das Tabaksmonopol nicht für unerträglich halten, Geld, Empfehlungen,

---

*) Es ist dasselbe Bild, welches Isabey Napoleon bei seiner Rückkehr von Elba überreichte.

besonders aber Talent mitbringen, können in Paris bleiben, so lange sie wollen.

Vielleicht löst Prof. Schulz en passant die Preisaufgabe der geographischen Gesellschaft über Karamanien in Kleinasien; der Preis ist auf mehrere Jahre hinausgesetzt, und Prof. Schulz ist lange in Constantinopel und an der Grenze der wilden Kurden aufgehalten worden. Aber warum löste noch Niemand die leichte Aufgabe über Guiana? Man braucht bloß nach Brest zu fahren, sich nach Amerika einzuschiffen, die Küste von Guiana und die Wilden zu besuchen, einige naturwissenschaftliche Beobachtungen anzustellen, eine Karte aufzunehmen und eine Wörtersammlung mitzubringen, so ist Alles vollbracht, wenigstens dem Willen der geographischen Gesellschaft ist genug geschehen.

Wer ein dreifach gepanzertes Herz hat und das Loos von Mungo Park, Hornemann, Clapperton, Laing nicht fürchtet, und nicht die Krankheit, welche den glücklich heimgekehrten Caillé so eben wegzuraffen drohte, wandere getrost nach Africa und suche, wo Marawi liegt. Zwar vermuthet man die Länge und Breite dieses Punktes (32° ö. L. v. P.; 10° süd. Br.), aber wenn man ihn kennte, brauchte man ihn nicht zu suchen. Jomard opfert sich in Europa für Africa auf. Er ist Lehrer der Egyptier, damit sie mit europäischen Kenntnissen und muselmännischen Gliedern und Kleidern Africa durchreisen mögen; wird die Aethiopier unterrichten, die man hier erwartet; giebt die Reise Caillé's heraus, studirt africanische Itinerarien, steht mit dem ganzen bekannten Africa in Correspondenz, war selbst in Egypten; munterte die Reisenden auf, die jetzt nach Bornu, Darfur wandern u. s. w. Gegenwärtig bietet man 2000 Franken für Marawi, und 500 giebt ein Privatmann dazu; wird die Reise erfolgreich, kann sie noch den jährlichen Preis erhalten; ein Buchhändler giebt dann 12,000 Franken, wie für Caillé's Werk; auch ist es eine Ehre, solche Reisen auszuführen, und wie Cuvier sich ausdrückte, „die Karten auszufüllen"; es ist also der Mühe werth, nach Marawi zu reisen.

Aber ein schreckliches Geschick waltet über den Europäern, die sich nach Africa wagen. Die Völker dort sind gutmüthig, aber der Despotismus bösartig. Die Mauren wollen keine europäische Handelsconcurrenten. Die heiße Sonne sticht, und läßt bei Manchen unvertilgbare Spuren. Pacho hatte Cyrenaica, das africanische Griechenland, wiedergefunden, zurückgekehrt, 4 Quartbände und viele Kupfer-Lieferungen darüber herausgegeben, ein Buch über die Nomaden geschrieben, und im Augenblicke, da er seine Arbeit vollendet, hat er selbst seinem Leben ein Ende gemacht. Die Pariser sagen Africa habe Schuld; aber ich vermuthe, Europa hat seinen Theil daran. Man spricht von Kritik, fehlgeschlagener Hoffnung auf Stellen, sogar von Schulden: lauter sehr europäische Uebel. Jetzt wird man ihm ein „bescheidenes" Grabmahl errichten. Pacho war ein eifriger, nicht sehr gelehrter, aber arbeitsamer junger Mann; nach seinem Tode schweigt die Kritik, es muß also wohl etwas Gutes an seinen Werken seyn. —

Wenn mein Bericht über die Sitzung der geographischen Gesellschaft mit den Artikeln der franz. Zeitungen nicht ganz übereinstimmt, so sind die Redactoren dieser Zeitungen daran Schuld. Ich habe der Sitzung beigewohnt, und jene nicht. Das Album national z. B. unterscheidet zwei Vorlesungen; die des Hrn. Jouannin (ehemaligen franz. Dragoman's bei der Pforte) und den des Hrn. Vidal (der von seiner Reise durch den Orient zurückgekehrt ist). In der That aber hat Hr. Jouannin nur die Abhandlung des Hrn. Vidal vorgelesen, weil der letztere heiser war. Der Fehler das Album ist um so merkwürdiger, als diese Zeitung neu ist. Die neuen pariser Blätter geben sich gewöhnlich die größte Mühe, um mit den andern concurriren zu können; je älter und abonnentenreicher die Blätter werden, desto mehr nimmt ihre Sorgfalt ab.

Die im April 1828 zu Berlin entstandene geographische Gesellschaft, von welcher hier wohl beiläufig ein Wort gesagt werden darf, wollte ohne Zweifel solchen cavalièrement abgefaßten Journal-Artikeln, wovon das Album national ein Muster giebt, vorbeugen, als sie in ihrer am 3 Januar 1829 octroyirten Karte erklärte:

§ 18. Die Gesellschaft wird von dem, was über sie in öffentlichen Blättern etwa gesagt werden möchte, in der Regel keine Notiz nehmen.

Ich kann nicht hoffen, daß man mit meinem Artikel eine Ausnahme machen wird; sollte ich aber dieses Glück haben, so würde ich der Gesellschaft rathen, folgende Theile ihres Gesetzes aufzuheben:

§. 6. Die Aufnahme neuer Mitglieder kann nur in halbjährigen Terminen geschehen.

§. 8. Zu Ehrenmitgliedern können hohe Staatsbeamte, wobei das Prädikat Excellenz als untere Grenze dienen soll, ernannt werden, jedoch ohne Ballotage, nach Entscheidung der jedesmaligen Beamten.

Durch §. 6 setzt die Gesellschaft ihrem Gedeihen Schranken; §. 8 zufolge hätte noch vor Kurzem der größte Reisende unserer Zeit nicht zum Ehrenmitglied ernannt werden können.

Andere Artikel im Reglement des berliner Vereins sind von der Art, daß man sie füglich den pariser gelehrten Gesellschaften vorschlagen könnte, z. B.

§. 11. Neben dem Zimmer, in welchem die Vorträge gehalten werden, wird ein zweites für diejenigen Mitglieder, welche kein besonderes Interesse an dem Gegenstande des Vortrages haben, in Bereitschaft gehalten.

Es scheint, daß die berliner Gesellschaft keine auswärtigen Mitglieder haben will, was doch für einen geographischen Verein sehr nützlich wäre. Denn sie bestimmt

§. 16. Jedes Mitglied erlegt bei jeder Sitzung für das Convert an der Abendtafel einen halben Thaler. Es ist jedoch festgesetzt, daß dieser Betrag auch dann entrichtet wird, wenn das Mitglied am Erscheinen verhindert seyn sollte.

Als Amendement schlage ich vor: daß etwa auswärtige Mitglieder einen Remplaçant bei Tische haben dürfen — aber ich vergesse, daß auf Urtheile in öffentlichen Blättern in der Regel zu Berlin keine Rücksicht genommen wird.

Nimmt man später darauf Rücksicht, so will ich noch andere Aenderungen vorschlagen. Obige mögen einstweilen genügen, da man ja in Deutschland Mißbräuche gern allmählig abschafft. Man will in Deutschland alles Gute, Edle und Schöne, und damit Alles stets besser werde, fängt man damit an, Mißbräuche einzuführen. Wenn ich eine Reform der erwähnten berliner Gesetze vorschlage, so werde ich mit Aenderung ihres Stils beginnen. Er ist in Manchem etwas undeutlich, z. B. in zweien §§. . . . „alle Bewohner Berlins, von denen bekannt ist, daß sie die ganze Erdkunde oder einen Zweig derselben zu ihrem wissenschaftlichen Studio gemacht haben." Bei allem dem läßt sich von der geographischen Gesellschaft nur Gutes und Tüchtiges erwarten; denn an ihrer Spitze steht Karl Ritter.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 144 und 145. 24 und 25 May 1829.

Michael Oginski's Memoiren über Polen.

Politische Verhältnisse der polnischen Nation vom preußisch-französischen Krieg bis zum Ausbruch des großen französisch-russischen Kriegs.

(Fortsetzung.)

Ohne Aussicht durch längere Wanderungen in fremden Ländern seinem Vaterland zu nützen, richtete Oginski seine Blicke nach der Heimat und hob seinen politischen Briefwechsel auf, da er zu Nichts diente, als ihn und Andere in Gefahr zu bringen. Er begab sich zuerst nach Hamburg und erhielt von dort durch Verwendung seiner Gattin von dem Könige von Preußen die Erlaubniß, mit seiner Familie in preußisch Polen zu wohnen. Hier lebte er ruhig bis zum Jahr 1802, wo ihm der junge Kaiser Alexander erlaubte, als lithauischer Unterthan die russische Grenze zu überschreiten. Nachdem er zu Grodno den Eid der Treue geschworen, begab er sich nach St. Petersburg. Hier beginnt Oginski's vertrautes Verhältniß zu dem verstorbenen Kaiser von Rußland, von welchem er stets mit großer Hochachtung spricht und dessen Tod er bedauert. Gefällig, gebildet und wohlgesinnt, ward Alexander in seinen frühern Jahren durch eine gewisse Schwäche und Unentschiedenheit, und in den spätern durch einen Anflug von Eitelkeit und Frömmelei in Bezug auf seine auswärtige Politik mißleitet; als Beherrscher von Rußland aber wird sein Andenken bei seinem Volk in hoher Ehre bleiben, und er immer als einer der größten Wohlthäter seines Landes betrachtet werden. „Ich war ihm," sagt Oginski, „nicht nur persönlich verpflichtet, ich dankte ihm als Pole den Schutz, welchen er meinen Landsleuten angedeihen ließ, das ehrende Vertrauen, das er in sie setzte, die Aufmunterung der Nationalerziehung in russisch Polen, und endlich das Wiedererstehen des Namens meines Vaterlands unter den Staaten Europa's."

Oginski befand sich zu Wilna, als zur Zeit des Krieges in Preußen französische Agenten russisch Polen durchzogen und das Volk zum Aufstand ermuntertyn, indem sie verkündigten, daß Kosciusko in der Vorhut der französischen Heere erscheinen werde. Napoleon hatte wenigstens diesen General in sein Hauptquartier eingeladen; allein der polnische Patriot, welcher wahrscheinlich die Plane des Kaisers durchschaute und befürchtete, zum bloßen Werkzeug seines Ehrgeizes dienen zu müssen, schützte eine Krankheit vor. Als Napoleon nach Polen kam, fand er den Enthusiasmus der Polen auf seiner höchsten Höhe und doch sprach sich das 67 Bulletin, das er aus seinem Hauptquartier erließ, noch räthselhaft genug aus. „Soll Polens Thron wieder aufgerichtet werden, soll diese große Nation wieder ins Leben treten? Gott allein lenkt die Schicksale der Sterblichen, er allein kann diese große politische Aufgabe lösen; aber gewiß war keine Periode — so wichtig und so reich an Interesse." Und doch entschloß sich Napoleon, die Aufgabe selbst zu lösen, indem er Alexander nicht nur seinen Theil garantirte, sondern ihm auch, bei ihrer Zusammenkunft in Tilsit, Warschau und das ganze preußische Polen anbot. Dieser aber schlug es aus, und dann erst bildete Napoleon das Herzogthum Warschau und gab es dem König von Sachsen. „Davon," sagt Oginski, „habe ich seitdem die glaubwürdigsten Documente zu Gesicht bekommen." Der Bezirk Byalistock ward jedoch an Rußland abgetreten. Allein dabei blieb es noch nicht; nach den Conferenzen von Erfurt theilten sich die Minister der zwei Cabinette ihre Belege über den Stand der Parteien in Polen und das Benehmen der Unzufriedenen mit. So wurden manche Bewohner Lithauens der russischen Polizei von denselben französischen Agenten denunzirt, die sie zur Empörung aufgestiftet hatten. Glücklicher Weise war Alexander nicht für Strenge gestimmt, und ließ vergangene Verirrungen größtentheils ungeahndet.

Im Jahr 1807 machte Oginski Gesundheits halber eine Reise nach Italien. Er befand sich gerade zu Venedig, als Napoleon diese Stadt besuchte, und erschien bei seinem Lever. Napoleon bemerkte die Insignien des alten polnischen weißen Adlerordens auf seiner Brust und drückte seine Verwunderung aus, daß Alexander seine Unterthanen denselben tragen lasse. Oginski erwiderte, der Kaiser wolle die Polen nicht dieser letzten Erinnerung an ihre frühere politische Existenz berauben, er bestrebe sich unablässig, seine polnischen Unterthanen zu versöhnen und den Schmerz über ihr Unglück zu lindern. Napoleon runzelte die Stirn, kehrte sich schnell von ihm ab und ließ der Reihe nach verschiedene Personen in dem Zirkel in mürrischem, ungnädigen Tone an. Zu einem russischen Fürsten sagte er, er thue wohl daran, sich in Italien an der Sonne zu wärmen, da dieses Lichtgestirn in seiner Heimat Fremdling sey; nächstdem drohte er einer Deputation venetianischer Juden, welche — nebenbei — große Summen zu seiner Aufnahme beigesteuert hatten, wenn sie

noch so fortwucherten, werde er sie hängen lassen, und dann wandte er sich wieder an Oginski mit der Bemerkung: „dieses Judengeschmeiß trifft man doch überall, aber nirgends in solchen Schwärmen, wie in Polen.“ —

Von Venedig reiste Oginski nach Toscana. Er fand dieses Land im Jahr 1808 in einer ganz andern Lage, als bei seinem Besuch vor zwölf Jahren. Die Franzosen hatten es in Besitz genommen, und ein französischer Commissär, Menou, mußte es zur Einverleibung mit dem französischen Reiche vorbereiten. Dieser General schlug seinen Sitz zu Florenz in dem Palast Pitti auf. Oginski, dem als Fremder keine Lokalvorurtheile zur Last fallen, macht über die Uebel, welche die Toscaner unter diesem Wechsel zu leiden hatten, folgende Anmerkung: „Zwölftausend Einwohner, welche sonst allein der Seidenhandel nährte, waren durch die Sperrung des Seehandels und die Ueberlegenheit der französischen Seidenfabrikanten an den Bettelstab gebracht. Schwere Auflagen auf Wein, Oel, Salz und Tabak wurden dem murrenden Volke aufgezwungen, während französische Beamte nebst einer kleinen Anzahl Eingeborner, die dem Eroberer anhingen, auf Kosten der übrigen Bevölkerung sich bereicherten.“ — Weshalb denn auch das Volk in Toscana jede wenn gleich unwahrscheinliche Nachricht, die den österreichischen Waffen günstig war, während des Kriegs im Jahr 1809, besonders bei dem Vorrücken des Erzherzogs Johann und der tyroler Hülfsvölker im nördlichen Italien nach der Schlacht von la Piave, mit Freuden aufnahm.

Nach dem Frieden von Schönbrunn ging Oginski auf die Einladung des russischen Gesandten, Fürsten Kurakin, wieder nach Paris. „Dieß war das siebente Mal,“ sagt er, „daß ich Paris besuchte, nachdem ich es in den verschiedensten Epochen und unter den verschiedensten Umständen gesehen hatte. Diese wundervolle Stadt besitzt vor allen andern die Eigenthümlichkeit, daß sie Fremden immer als dieselbe erscheint. Welche Veränderung auch immer selbst in den unheilvollsten Perioden der Revolution, und zur Zeit der entscheidendsten Feldzüge des Reichs in der Regierung Statt fand, immer bot Paris dasselbe heitere, unbekümmerte Ansehen, dieselbe Geschäftigkeit, Zerstreuung, dieselben Lustbarkeiten; dieselbe Sorgfalt ward auf öffentliche Anstalten, Gebäude, Wege verwendet. Die Restaurateurs, die Kaffeehäuser, die Theater zu allen Zeiten gleich stark besucht.“ Oginski bemerkte nirgend einen Unterschied; nur um die Tuilerien und noch mehr in denselben war ein seltsamer Wechsel vorgegangen. Sechs Könige und Königinnen brachten dem großen Kaiser ihre Huldigung; bei den Musterungen defilirten französische, italienische, holländische, polnische, deutsche, spanische und portugiesische Truppen vor Napoleon.

Bei seiner Rückkehr nach Wilna wurde Oginski von dem lithauischen Adel beauftragt, dem Kaiser Alexander eine Beschwerdeschrift gegen die Bedrückungen der Localregierung zu überreichen. Alexander nahm ihn freundlich auf und versprach Abhülfe; er begann damals bereits über Napoleons Absichten unruhig zu werden und äußerte sich darüber gegen Oginski; er solle, sagte der Kaiser, die Polen vor den Schmeicheleien Napoleons warnen; er selbst wolle etwas Erheblicheres für sie thun. Das Resultat dieser Unterredung war die Bewilligung des Gesuchs der Lithauer und die Ernennung Oginski's zum Geheimenrath und Senator von Rußland.

Von St. Petersburg begab sich Oginski abermals zu seiner Familie nach Paris; er erschien in den Tuilerien, wo sich Napoleon noch kälter als früher gegen ihn benahm. Napoleons Politik hatte sich merklich gewendet; er wurde Rußland abgeneigter. Oginski hatte eine merkwürdige Unterredung mit Duroc, in welcher ihm dieser sein Bedauern ausdrückte, daß er die russische Senatorwürde angenommen, statt sich an Napoleon anzuschließen, der weit aussehende Plane zu Gunsten der Polen habe. Oginski erwiderte, nachdem er alle Hoffnung auf die Wiederherstellung Polens verloren, sehe er nicht viel Unterschied zwischen einem Unterthanen des Herzogthums Warschau und einem Lithauer. Duroc entgegnete, die Wiederherstellung Polens als eines unabhängigen Staats sey eine Chimäre, ein Traum; wobei er sich über die frühere Anarchie Polens, die Sclaverei des Volks rc. ausließ. Oginski ging jetzt ernstlich mit sich zu Rath, welche Partei er bei dem bevorstehenden Kampf dieser Reiche ergreifen sollte. Er entschied sich für den Kaiser Alexander. Die Folgen seines Entschlusses werden in einer langen Reihe vertraulicher Mittheilungen zwischen Oginski und dem Kaiser in Betreff der Wiederaufrichtung des Königreichs Polen ausgeführt. Diesen Theil des Werks würden wir für den interessantesten halten, wenn das Ende den Erwartungen, welche die schönen Worte des russischen Monarchen erweckten, entsprochen hätte. Der Wille auch eines unumschränkten Herrschers wird zwar oft durch gebieterische Umstände gefesselt, urtheilen wir aber bloß nach den Thatsachen, so können wir nicht umhin, uns zu verwundern, wie der Kaiser, nach all den pompösen Planen und Verheißungen einer Wiederherstellung Polens, womit er sich vier Jahre lang trug, einen solchen Miniaturstaat zur Welt gebären konnte.

Oginski brauchen wir nicht zu entschuldigen, daß er dem Kaiser Alexander als lithauischer Unterthan den Eid der Treue schwor. Bei seinem spätern Aufenthalt in Paris überzeugte er sich immer mehr, daß Napoleon keine ernstliche Absicht hatte, Polen die verlorne Selbstständigkeit wieder zu geben. *) Napoleon hatte Galizien seinem Schwiegervater garantirt, und obgleich es am Tage lag, daß ein baldiger Bruch zwischen Frankreich und Rußland erfolgen würde, so war ebenso gewiß, daß Napoleon, falls er Rußland Lithauens berauben sollte, daraus höchstens ein von ihm selbst abhängiges Königreich machen würde, mit einer Art Unterkönig wie in Westphalen, Warschau und Neapel. Das Schicksal des Herzogthums Warschau zeigte den Lithauern, was sie im günstigsten Fall zu erwarten hatten. Man wußte, daß der König von Sachsen, bei dem besten Willen, Nichts für die Wohlfahrt seiner polnischen Unterthanen zu thun im Stande war. Seine weisesten Maßregeln wurden von Paris aus vereitelt. Das Land, durch Truppenaushebungen und Zwangsauflagen niedergedrückt, mußte ungeheure Streitkräfte unterhalten und war im Fall eines Kriegs den Einfällen feindlicher Heere ausgesetzt; bei ihrer unsichern Gegenwart, und noch un-

*) Die Partei, der O. angehört, muß uns indeß gegen Behauptungen dieser Art immer etwas mißtrauisch machen.

gewissern Zukunft, konnte die Warschauer nur die trügliche Hoffnung aufrecht halten, eines Tags mit dem Rest ihrer Landsleute wieder vereinigt zu werden. So gedrückt fühlten sich die Landbesitzer, daß mehrere von ihnen, unvermögend, die Steuern zu erschwingen, sich erboten, auf ihr Eigenthum zu verzichten, wenn sie die Hälfte der darauf lastenden Abgaben als Pension erhielten. Dieß war keine große Lockspeise für die benachbarten Lithauer. Noch eine andere Bedenklichkeit fand Oginski, trotz der imposanten Stellung Napoleons. Was sollte das Loos der Lithauer werden, wenn sie, durch die Einflüsterungen Frankreichs bethört, gegen ihren zeitigen Gebieter sich empörten, in dem Fall, daß die Russen Sieger blieben?

„Kurz, ich sah ein," sagt Oginski, „daß es Polen's Schicksal war, entweder von Frankreich oder von Rußland abhängig zu seyn, und ich hoffte von Alexander mehr für die Wohlfahrt und die Herstellung der Nationalität meines Volks als von Napoleon. Ich wußte, daß seit Alexanders Thronbesteigung von Wiederherstellung Polens die Rede war: ich wußte auch von Laharpe und Andern, daß selbst an Katharinens Hof der junge Prinz das Schicksal der Polen jederzeit bemitleidete und gegen seine Vertrauten die politische Vernichtung dieses Reichs mißbilligte." In dieser Ueberzeugung erbat sich Oginski bei seiner Ankunft in St. Petersburg im April 1811 eine Audienz beim Kaiser. Er ward zur Tafel geladen und nachher in das Kabinet des Kaisers geführt, wo er seine erste Unterredung über Polen mit ihm hielt. Er eröffnete ihm unverholen, was er von Napoleon's Absichten, und seinen ungeheuern Rüstungen denke, die nach allen Zeichen der Zeit Rußland gälten. „Auch ich glaube es, bin aber vielleicht der Einzige in Petersburg, der daran denkt," sagte Alexander und empfahl ihm Vorsicht. Ob nun gleich Alexander von seinem Vorurtheil (engouement) für Napoleon vollkommen geheilt war, so schien es ihm doch unklug, jenen anzugreifen, und einen gefahrvollen, verderblichen Krieg zu beschleunigen. „Aber," fuhr er lächelnd gegen Oginski fort, „Sie erwähnen aber all dem kein Wort von Polen gegen mich, obgleich ich gewiß bin, daß Polen die erste Stelle in Ihrem Herzen einnimmt. Sie können keine große Besorgnisse für Rußland haben, das sich zu vertheidigen wissen wird; allein Sie fürchten, daß Polen der Schauplatz des Krieges werden möchte." Oginski erwiederte, wenn er vor seinem Nebenbuhler ins Feld rückte, und durch das Herzogthum Warschau mit seinen Heeren nach Preußen vordränge, so dürfte er letzteres ermuthigen, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen; wenn er ferner seinen Entschluß ausspräche, die lithauischen Provinzen mit dem Herzogthum Warschau zu verbinden, so würde er ganz Polen für sich gewinnen. Doch das ist ein Traum," verbesserte Oginski sich selbst. „Und warum?" fragte der Kaiser. „Dieß könnte geschehen, ohne daß ich den Krieg begönne." Alexander bemerkte sodann, daß die gegenwärtige Stimmung der von Napoleon mit Versprechungen elektrisirten Warschauer für ein solches Unternehmen nicht günstig sey, und daß er für sein Theil Nichts verspreche, was er nicht zu halten gedächte, daß die Polen aber einst sehen sollten, wie hoch er sie schätze. Für jetzt müßte er sich damit begnügen, seine polnischen, oder vielmehr lithauischen Unterthanen so glücklich als möglich zu machen; er fragte Oginski, ob er ihm Andeutungen zu ihren Gunsten zu geben hätte.

Oginski schlug ihm vor, die Provinzen Lithauen, Volhynien, Podolien und Kiow unter dem Namen Lithauen in ein Gouvernement mit einer besondern Verwaltung, unter einem Gliede der Kaiserfamilie Rußlands, zu vereinigen. „Es freut mich," erwiederte Alexander, „daß unsre Plane zusammentreffen. Vor sechs Monaten habe ich einen ähnlichen Plan entworfen, der, wenn er reif ist, Ihnen mitgetheilt werden soll." Zugleich trug er Oginski auf, seine Ansichten über gedachte Provinzen in einer eigenen Schrift zusammenzustellen, um sich seines Raths bei der beabsichtigten Organisation zu bedienen.

Oginski überbrachte bald darauf dem Kaiser die verlangte Denkschrift und las sie ihm selber vor. Er zeigte das Benehmen Napoleons in Bezug auf die Polen, deren unabhängiger Sinn ihm nie zusagte, obgleich er sie, als brauchbare Werkzeuge, mit schönen Worte gängelte, bis die Errichtung des Herzogthums Warschau neue Hoffnungen weckte. Er zeigte sodann die Nothwendigkeit von Seiten Rußlands, diesem Einfluß entgegenzuwirken, die Bevölkerung Lithauens, Podoliens und Volhyniens für sich zu gewinnen, und sie gegen die Umtriebe Napoleons unempfänglich zu machen. „Es ist leicht," bemerkte Oginski, „einem mächtigen Reiche Provinzen einzuverleiben, aber nicht so leicht, zwei Nationen nach einem langwierigen Krieg oder langer Nebenbuhlerschaft zu verschmelzen. Der Kaiser Napoleon hat durch verschiedene Dekrete Toskana, Holland, einen Theil der Schweiz und Deutschlands Frankreich einverleibt, und doch können und werden die Italiener, die Holländer, die Schweizer und die Deutschen keine Franzosen werden. Wie sucht er sie aber nutzbar zu machen? Sobald er eine Provinz seinem Reiche verbunden hat, läßt er von der Stimmung, dem Charakter des Volkes, den Hülfsquellen und Bedürfnissen des Landes, von seinen Anhängern, welche belohnt, von den Unruhigen und Intriganten welche eingeschreckt, oder durch Anstellungen beschwichtigt werden müssen, genaue Kenntniß einziehen. Die Reichen und Vornehmen werden an den Hof gezogen, die Ehrgeizigen mit Titeln und Dekorationen geschmeichelt, dürftige Männer von Talent durch Gehalte unterstützt, Gelehrte und Künstler in Schutz genommen. Auf diese Weise hat Napoleon trotz seinen drückenden Verordnungen, Auflagen und Aushebungen in jedem neugewonnenen Departement eine Anzahl tüchtiger Männer, die ihm zugethan sind und die über die innere Ruhe des Landes wachen." Oginski forderte sodann Alexander auf, diesem Beispiel zu folgen, und seine polnischen Unterthanen durch wesentliche Wohlthaten, durch eine besondere, volksthümliche Verwaltung unter dem alten Namen Lithauen, durch Beibehaltung ihrer alten bürgerlichen und peinlichen Gesetze, denen sie so sehr zugethan sind, durch Einsetzung eines einheimischen Appellationsgerichtshofes, der den Lithauern die Mühe und die Kosten einer Reise nach St. Petersburg erspare; kurz durch Verleihung aller der Vortheile, durch welche er die eroberte Provinz Finnland an sein Interesse zu fesseln gewußt habe, zu gewinnen. Alexander billigte Oginski's Rathschläge und versprach im Fall ein Krieg ausbreche, ein mit Rußland

verbundenes Königreich Polen zu schaffen, im Fall der Erhaltung des Friedens aber, seinen Plan zu Gunsten Lithauens auszuführen.

Mittlerweile hatte Oginski Gelegenheit, sich in den Zirkeln St. Petersburgs von der Wahrheit der Behauptung Alexanders in Betreff der sorglosen Sicherheit der Hauptstadt am Vorabend des schrecklichsten Kriegs zu überzeugen. Die ganze Umgebung des Kaisers, außer diesem selbst, ließ sich nicht träumen von einem Bruche mit Frankreich. In den Salons von Petersburg hörte man von Nichts als Lobpreisungen des französischen Kaisers, von Schilderungen der Pracht seines Hofes, von den Reizen der Stadt Paris und Glückwünschen zu den Vortheilen, die der Frieden jetzt beiden Ländern sichere. Alexanders Benehmen gegen den französischen Botschafter Caulaincourt, der sich bei dem Kaiser in Gunst gesetzt zu haben schien, bestärkte das allgemeine Vertrauen. Alexander wollte, wie es scheint, durch Nichts kund geben, was in ihm vorging; Napoleon wenigstens hielt ihn für völlig unvorbereitet. Caulaincourt ward zurück berufen und durch Lauriston ersetzt, gegen den Alexander die größte Höflichkeit, aber wenig Vertraulichkeit bewies. Indessen lauteten die Nachrichten aus Paris immer bedenklicher, und schon zu Ende des Jahrs 1811 begann dem guten Volk in Petersburg von einem Kriege zu schwanen. Napoleon hatte in einem öffentlichen Zirkel in den Tuilerien seine üble Laune an dem russischen Gesandten ausgelassen. Alexander befahl dem General Kutusow mit den Türken Frieden zu machen; letztere wollten mit ihrer gewohnten Hartnäckigkeit von keinen Vorschlägen hören, bis sie tüchtig geschlagen waren. Uebermüthig auf den Rückzug der Russen, gingen sie über die Donau und rückten in die Wallachei ein, als Kutusow, um ihre Reserve und Communicationen abzuschneiden, ihnen ein Corps in den Rücken warf und zugleich von vorn entgegen zog. Das türkische Heer, so eingeschlossen, ergab sich mit Capitulation. Die Pforte entmuthigt durch diesen Unfall bat jetzt selbst um Einstellung der Feindseligkeiten, man trat im Dezember zu Bucharest in Unterhandlungen, welche, troß Napoleons Versuchen, sie zu hintertreiben, in den Frieden vom Jahre 1812 endigten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Samojeden.

(Fortsetzung.)

Physischer Charakter, Lebensart und Beschäftigung.

Die Samojeden aus dem Kanton von Mesen sind in der Regel von mittlerer Größe, sie haben runde, breite, flache Gesichter, braungelbe Gesichtsfarbe, kleine schwarze Augen, schwarze Haare und Augenbraunen und einen sehr schwachen Bart: alles Züge, die auf ihre Verwandtschaft mit den Völkern des nordöstlichen Asiens hinweisen.

Als gemeine Krankheiten herrschen unter ihnen das hitzige und kalte Fieber und die Pocken; besonders richten die letzteren schreckliche Verwüstungen unter ihnen an, wie unter den Russen aus demselben Canton. Sie kehren in der Regel alle acht oder neun Jahre wieder, befallen ohne Unterschied Kinder und Erwachsene, und sind nicht selten ungemein mörderisch, lediglich weil man keine Maßregeln dagegen ergreift. Hingegen verschont die Samojeden der Skorbut; was sie ihrer Gewohnheit, Rennthierblut zu trinken, zuschreiben. Auch die Russen, welche auf Reisen durch die Wüsten der Samojeden von diesem Uebel befallen werden, wenden dieses Mittel nicht selten mit Glück an, doch bleibt es manchmal auch ohne Erfolg.

Uebrigens erreichen die Samojeden, die jene Plage überstehen, meist ein hohes Alter, 60 — 70 Jahr ganz gewöhnlich und wohl zuweilen, jedoch selten, bis zu 100 Jahren.

Ihre Hauptnahrung sind Fische, Rennthierfleisch, und wildes Geflügel; auch haben sie Brod, verschiedene Sorten von Beeren und Schwämme, die sie im Sommer einsammeln und aufbewahren. In der Haushaltung eines Samojeden kann man auf einen Erwachsenen 5 — 15 Pud Roggenmehl rechnen. Alle Morgen und alle Abende machen sie kleine, ungesäuerte Fladen, die sie auf Platten am Feuer trocknen. Fische und Rennthierfleisch essen sie roh oder gekocht, getrocknet oder eingesalzen. Ihr Getränk ist Wasser. Branntwein, den sie leidenschaftlich lieben, bekommen sie selten.

Sowohl Männer als Weiber bedienen sich zur Kleidung der Rennthierfelle, die sie, statt zu gerben, eine Zeit lang in den Rauch aufhängen. Die Unterkleider der Männer sind der Malitsa, der Pima und Lipty, bei denen der behaarte Theil nach innen gekehrt ist. Das erste, welches die Stelle des Hemdes vertritt, bedeckt den Oberleib, das zweite den Unterleib und die Schenkel, das letzte die Beine. Als Oberkleid tragen sie den Sowik, eine Art langen Rock, und über die Füße kommt der Rivu, eine Art Stiefeln; bei diesen beiden letzten Kleidungsstücken kehrt man die rauhe Seite heraus. Die Winterkleidung der Weiber unterscheidet sich von der der Männer dadurch, daß jene ihren Malitsa und Sowik, statt offen, vorn zugenäht haben, und daß sie den Malitsa, Pany, und den Sowik, Kousch nennen. Im Sommer vertauschen die Männer den Malitsa mit einem Hemde von grober Leinwand oder Tuch, manchmal auch von roth- oder blaugewürfeltem Zeuge; bei den Weibern sind die Hemden entweder von grober Leinwand oder Rennthierfell, aber der Lipty fehlt.

Der Putz dieser Leute besteht in ihrem Pi, einem ledernen, dicht mit kupfernen Knöpfen übernähten Gürtel. Die Weiber besetzen ihren Kousch und ihren Sawa, d. h. ihre Mütze, mit bunten Tuchstückchen, und hängen einen Bündel von dünnen Metallplättchen, (maga-jessa) hinten daran, welche im Gehen aneinander schlagen.

Ihre Zelte oder Hütten (auf Samojedisch mekina, auf Russisch tschum) bauen sie aus drei Ellen langen oder noch längeren Stangen, welche sie schief in den Boden stecken, im Sommer in die Erde, im Winter in den Schnee, so daß die untern Enden derselben so weit als möglich von einander stehen, während die oberen sich gegeneinander neigen und durch Querhölzer verbunden werden; über diese Stangen werden nach Maßgabe der Jahreszeit und des Vermögens der Inhaber Aeste, grobe Friesdecken, Birkenrinde oder Rennthierfelle gelegt, um als Wand zu dienen.

Ein Theil derselben, welcher beweglich bleibt, bildet die Thüre. Ein solches Zelt ist ein Oval von 7 oder mehr Klaftern im Durchmesser, das oben spitz zuläuft. Im Giebel wird für den Rauch ein kleines Loch gelassen. Im Mittelpunkt befindet sich eine Eisenplatte, auf welcher gekocht und geheizt wird; bei kaltem Wetter läßt man das Feuer nie ausgehen. Ueber diesen Heerd erheben sich Pfähle, auf denen ein hölzerner Querbalken ruht mit einem hölzernen Haken, an dem der Kessel hängt. Auf beiden Seiten sind Breter gelegt, um sich ans Feuer setzen zu können, und weiter hin sind auf den Boden bis an die Wand Flechten aus Birkenzweigen oder Pflanzenstengeln (khoner) ausgebreitet, auf welche Rennthierfelle gedeckt werden. Dieß sind die Lagerstätten. Der Theil des Zeltes dem Eingange gegenüber, die Speisekammer (sinikoui), ist ein besonders wichtiger Punkt, namentlich für die Frauen, welche dort nie durchgehen, wenn sie auf die andere Seite wollen, sondern immer einen Umweg machen. Auch wagt es Niemand einen fremden Gegenstand hineinzustellen. Diese Hütte wird, beim Umziehen, abgebrochen; und dieß sowohl, als der Wiederaufbau, ist das Geschäft der Weiber, mit dem sie in der Regel in einer halben Stunde fertig werden. Denn die zur Jagd und Fischerei unentbehrlichen Geräthschaften abgerechnet, besteht ihr ganzer Hausrath in Nichts als einigen eisernen Kesseln, hölzernen Näpfen und Löffeln, Schaumlöffeln, Schüsseln, Krügen, Körben, Fässern und Töpfen. Das Mehl bewahren sie wie die Russen in Säcken von grober Leinwand oder Matten auf. Zu ihren guten Kleidern haben sie große Beutel von Rennthierfellen oder Vogelhäuten.

Der Boden eignet sich in der Regel nicht zum Ackerbau, daher sie beinahe all ihre Nahrung aus dem Thierreiche beziehen, d. h. vom Fischfang, von der Jagd und der Rennthierzucht. Die große Menge von Seen und Flüssen in ihrem Lande liefern ihnen nicht nur die größere Hälfte ihrer Nahrungsmittel, sondern auch Tauschartikel, mit deren Hülfe sie ihre übrigen Bedürfnisse bestreiten. Zu den Fischen, welche gefangen werden, gehören der Hecht, die Quappe und der Barsch, besonders aber der Kabeljan (omuli) und der Schnäpel (lavaret). Bei der Jagd kommen hauptsächlich kostbare Federn, Flaum und Pelzwerk in Betracht, womit sie ihren Tribut entrichten. Von mehr Belang als die Jagd auf Landthiere ist die Jagd auf Seethiere, von welchen sie das Fett roh oder ausgelassen nach Mesen führen, wo sie es an Kaufleute von Archangelsk verkaufen, die daraus einen einträglichen und ausschließlichen Handelsartikel machen, der stark ins Ausland geht. Die Korothaika kann man als den allgemeinen Sammelplatz der Seejäger betrachten. Man findet sich Mitte Mais hier ein und fängt mit der Seehundsjagd an. Das Eis ist noch fest, aber man schlägt Löcher hinein, und wenn die Seehunde auftauchen, um Luft zu schöpfen, erschießt man sie mit Flinten oder Pfeilen; diese Jagd dauert bis Johannis, also ungefähr 5 — 6 Wochen. Nun gehts auf die See. Einige harpuniren Wallrosse, Seehunde, weiße Bären und Meerhasen; andere durchstreifen in kleinen Barkenflotten das Meer und fangen Störe im Netz. Zu Anfange Septembers, wo die Jagd zu Ende ist, warten bereits russische Kaufleute *) an der nächsten Küste, um die Ausbeute in Empfang zu nehmen; hier bleiben sie bis zum ersten Frost, so daß sie ungefähr Mitte Novembers nach Haus gelangen. Die Samojeden hören indessen mit der Jagd nicht vor Mitte Novembers auf. Zur Heimreise von der Korothaika bis zur Petschora brauchen sie drei Monate, sofern sie die Jagd unterwegs fortsetzen; andere, die sich mit ihrer Beute unmittelbar nach Hause verfügen, brauchen jedoch nur einen Monat, und zwei bis drei Wochen weiter nach Mesen.

Das Grundeigenthum der Samojeden besteht in ungeheuern Ländereien; Flüsse und Bäche sind die Grenze; hier haben sich die Stammeltern dieser oder jener Familie niedergelassen, und hier leben ihre Nachkommen als Nomaden. Doch ist es eigentlich der Reichthum an Rennthieren, wornach das Vermögen einer Familie berechnet wird. Ein Samojede von Kanin, Timani und Poustozersk gilt für reich, wenn er 1000, 1500 bis 2000 Stück hat. Mit 500 bis 700 ist er wohlhabend; wer nicht mehr als 20 bis 30 hält, ist arm, und wer nicht mehr als 10 ernähren kann, ein Bettler, der sein Leben als Knecht oder Taglöhner fristen, oder, wenn er dieß nicht will, sich mit einem Andern in gleicher Lage zur Jagd und Fischerei verbinden muß. Das beste Rennthier kostet höchstens zehn, ein mittelmäßiges etwa fünf, und ein geringes zwei bis drei Rubel.

(Schluß folgt.)

*) Dieser Verkehr ist fast durchgängig Tauschhandel; selten kommt baares Geld ins Spiel. Die Artikel, welche die Russen den Samojeden liefern, sind: Mehl, Oel, Salz, Branntwein, Taback, rothes, blaues, grünes, weißes, schwarzes und braunes Tuch, Schafpelze, Decken von Schaffellen, hölzernes Hausgeräthe, kupferne Kessel, Eisenplatten, Beile, Messer, Pfriemen, Nähnadeln, Flinten, Pulver, Blei, Netze, Bogensehnen, Raschen, Pech, Knöpfe, Gürtel und andere Kleinigkeiten.

Schreiben des reisenden Botanikers Zippelius an Hrn. Professor Blume in Brüssel.

(Mitgetheilt aus Brüssel.)

(Im Angesichte von Timor, auf Sr. Majestät Corvette Triton, den 9 October 1828.)

Ich habe hiermit das Vergnügen, ihnen in der Kürze Einiges über unsere Reise nach Neu-Guinea mitzutheilen, die wir nach einem fünf monatlichen Aufenthalte auf Amboina, wo wir die Gegend nach mehreren Richtungen untersucht hatten, die Reise mit dem Triton und dem Schooner Iris antraten. Mit ziemlich günstigem Winde für diese Jahreszeit erreichten wir in 5 Tagen die Insel Banda, wo wir 3 Tage verweilten, und einige Ausflüge machten, die mir jedoch nicht mehr als 10 neue Pflanzenarten verschafften. Der größte Theil diesseits des Forts ist da, wo keine Plantagen sind, mit einer Species von Ischämum und einem Panikum dicht bewachsen; die Muskat-Pflanzungen sind auf dieser Seite meist durch den Vulkan zerstört, und die Canarienbäume geben durch ihre entlaubten weißen Stämme der Gegend ein sonderbares Ansehen. Jenseits aber stehen die Pflanzungen wunderüppig und laden den Wanderer eben so sehr durch ihren kühlen Schatten, als durch die aromatischen Düfte, die sie ringsum verbreiten. — Von Banda segelten wir dem wundervollen Neu-Guinea entgegen, indem wir

auf unserem Wege in der Ferne die Küsten von Ceram, so wie nach einigen Wochen die Aroë Eilande und einige Tage später die Papuas-Inseln erblickten, und immer westlich nach dem durch Lieutenant Kolff entdeckten Dourgafluß steuerten. Wir fuhren diesen hinauf, und sahen zur Rechten und Linken ein mit großen Bäumen bedecktes flaches Sumpfland vor uns, wo an den Säumen des Waldes Rhizophoren, Bruguieren, Avicennien, Petalomen, Sonneratien, meine Inga ochroloba und mein Ficus Novae-Guineae prangten. Wir fanden auch bald die von Kolff in seinem Reiseberichte angegebenen kleinen unbefahrbaren Süßwasserflüsse und legten uns daher vor Anker, um Wasser einzunehmen, an dem wir bereits fühlbaren Mangel zu leiden begannen. Den folgenden Tag wurde ein Boot ausgesandt, um die Flüsse zu untersuchen, es kam aber bald mit der Nachricht zurück, daß man zwar hinauf, aber nur mit rückkehrender Fluth wieder herabsegeln könne. Einige Stunden darauf entdeckten wir Wilde, die aus den Waldungen hervorkamen, Anfangs zwar sehr scheu waren, aber durch unser wiederholtes Zurufen beherzter wurden und sich dem Strand näherten. Sie waren ganz nackt, und mit Pfeilen und Bogen bewaffnet. Wir setzten eine Schaluppe aus, und sendeten sie mit 25 Mann und einigen Officieren sammt dem Commissär von Neuguinea van Dellen und dem Naturforscher Maclot nebst einigen Einwohnern von Ceram als Dolmetschern ihnen entgegen. Die Wilden konnten jedoch letztere nicht verstehen, daher wir ihnen Zeuge zuwarfen, die sie begierig auffingen, worauf sie sich der Schaluppe näher wagten. Zwei derselben stiegen sogar an Bord, und beschauten Alles mit lebhafter Neugierde. Doch als einige Officiere ihre Waffen näher besichtigen und betasten wollten, sprangen sie blitzschnell über Bord, und begrüßten uns, ehe wir dessen uns versahen, mit mehreren Pfeilschüssen, wodurch 2 Officiere und 2 Matrosen verwundet wurden. Zum Glücke waren die Pfeile nicht vergiftet, daher die Wunden keine üblen Folgen hatten; und auf einige Flintenschüsse, die wir, ohne jedoch Jemand zu beschädigen, gegen die Wilden richteten, zerstreuten sich diese, und flüchteten unter großem Geschrei, wie die Affen, auf die Bäume, während sie uns durch Zurufen, Winken und Zuwerfen abgebrochener Baumzweige zu verstehen gaben, zu ihnen zu kommen. Wir hielten es jedoch für rathsamer, die Anker zu lichten, und den Fluß weiter aufwärts zu segeln, und stiegen des folgenden Tages — unter Bedeckung von 50 Bewaffneten unter Anführung eines Officiers — wieder an's Land, wo wir den an einigen Stellen erhöhten Wald durchstreiften, der jedoch größtentheils auch aus Sumpfland bestand. Süßes Wasser fanden wir zwar nicht auf, allein die trockenen Waldstellen lieferten mir eine reiche Pflanzenernte (an 50 Arten!). Da der Platz sich unpassend für eine Niederlassung auswies, und wir vergeblich nach einem anderen besseren, so wie nach Süßwasser gesucht hatten, waren wir gezwungen zurückzukehren, und uns nach der Gegend von Ramatode zu begeben, wo wir nach einigen Tagen ankamen. Wir legten uns daselbst in einer kleinen Bucht vor Anker, und sendeten die Iris nebst einer Barkasse aus, um eine bequeme Bai aufzusuchen, was ihr auch in kurzer Zeit gelang, indem sie bei Lobo unweit Ramatode nicht nur eine treffliche Bay, sondern auch den für eine Niederlassung tauglichen Platz auffand, weßwegen wir des folgenden Tages dahin absegelten. — Auf Ramatode habe ich gute Ausbeute gemacht, und an 40 neue Pflanzen entdeckt. Besonders merkwürdig war mir eine Stelle auf einem kleinen Berge, wo dicht beisammen mehrere kleine javanische Pflanzen vorkommen. Ich bemerke unter diesen nur folgende: Melanthesa rhamnoides, Melastoma sylvaticum, Omolanthus Leschenaultianus, Rottlera paniculata und Mappa Tanaria Juss., Ruellia discolor, Strobilanthes virgata, Rottlera viscida, Adisca Zippelii, Erythrochilus Indicus et longifolius, Croton tiglium et argyratum, Ficus rubra, politoria, heteroneura, cuspidata etc. Bl. und mehrere andere. — In Lobo angekommen, dessen Bay den Namen Tritons-Bay erhielt, wurde sogleich der Anfang mit dem Etablissement gemacht, und zu diesem Zwecke riesenhafte Bäume von 120 und mehr Fuß Höhe gefällt, was mich mit mehreren Schätzen bereicherte, deren ich sonst nie habhaft geworden wäre. Ich nenne hier nur meinen Cnesmocarpus, den Dipterocarpus parviflorus, Unona glauca Zp., Sideroxylon orichalcium etc. Schade, daß diese Bäume nur in Masse und in wenigen Arten vorhanden waren, und daß das Fällen in solcher Hast geschah, daß man nicht sicher war, von einem Baume erschlagen zu werden. — An krautartigen Pflanzen sind diese Waldungen sehr arm, und man trifft im Urwalde kaum zwei kleine Pflänzchen, wovon am Gemeinsten die Ruellia mutabilis Zp. ist, die auch auf Makassar, Boeton, Amboina und Banda, vielleicht selbst auf Java wächst. Selbst die gebirgigen Stellen und die Klüfte der Berge enthalten nur wenige kräuterartige Gewächse, wie 2 Begonien, 2 Balsaminen, meine Carpocalymna, und die auf feuchten Felsen wachsende moosähnliche Lemnopsis mnioïdes Zp., so wie 2 Syngenesisten. — Von Palmen mögen sich ziemlich viele hier finden, wenn man einmal auf die steilen Felsenhöhen des Innern vordringen wird; ich fand eine 80—100 Fuß hohe Areca nebst 2 kleineren Arten, 2 Licuala, 1 Sagus von 100—120 Fuß Höhe, 2 prächtige neue Gattungen, meine Orania regalis nämlich, die durch dreimännige Blüthen und pomeranzenförmige Früchte sich auszeichnet, meinen Drymophloeus, der am Nächsten verwandt ist mit Areca, Caryota, Iriartea Humb., einsamige Beeren ohne Fasernetz, deren Saft äußerst juckend und brennend ist, und keilförmige am Rande ausgenagte Blätter hat, und von dem ich hier 2 Species und eine dritte auf Amboina fand. Rotange entdeckte ich 3, nämlich 2 Calamus und 1 Ceratobus Spr. — An Scitamineen ist dieser Landstrich sehr reich, besonders an Globben, Alpinien, Costen und Ammomen; parasitisch sind 2, eine Globba und meine Calypteris miniata. Für neu halte ich ferner eine Scitaminee, die zunächst an Hedychium zu stehen kömmt. Ihre weißen, in nackten Aehren an der Spitze des Stengels stehenden Blüthen öffnen sich Nachts, und fallen des Morgens gegen 5—6 Uhr ab, daher ich sie Nyctophylax alba genannt habe. Orchideen besitze ich an 50, und unter diesen wundervolle Species, z. B. eine außerordentlich große mit schuhförmiger Lippe, die an den Rändern mit 4 durch sternförmige Borsten bedeckten Drüsen besetzt ist. — Ihre Urticee, die Sciaphila und die niedliche blaue Cotylanthera tenuis finden sich auch hier, und letztere in Menge. — Farren sind hier nicht zahlreich, und mögen sich zu den javanischen wie 1 : 6 verhalten. Eben so sind die Moose sehr arm an Arten, und von Schwämmen fand ich noch kein Land so entblößt, als diese Gegend. — Pandaneen fand ich 6, wovon die meisten auch auf den Molukken vorkommen. Gräser sind äußerst

wenig anzutreffen; ich sammelte nur 2 Panicern, 1 Sacharinee, 1 Kastus, 1 Bambusa, 1 Cariece, 1 Juncee. Etwas mehr derselben als auf Lobo finden sich auf dem flachen Lande Utanatu. Die Felsen an der See sind mit Portlandia tetrandra und mehreren anderen kleinen Gesträuchen bewachsen; besonders finden sich hier 2 Taxeen, nämlich Podocarpus theoetiaefolia Zp. und meine neue Gattung Sarcocalyx miniatus, so wie das dem Leptospermum ähnliche Melanium rupestre. — Nach einem fast zwei monatlichen Aufenthalte gingen wir nach Vollendung des Etablissements den 30 August unter Segel, und komen den 5 September wieder nach Amboina, wo wir bis 5 Oktober verblieben. Wegen der Regenzeit machte ich dießmal hier nur eine geringe Ausbeute, entdeckte jedoch eine sehr merkwürdige Palmen-Gattung, deren einzelne peitschenförmige Blüthenähren von oben herab mehrere Ellen lang auf die Erde niederhangen. Schade, daß ich nicht alle Blüthen untersuchen konnte; denn sie scheint diöcisch-monogynisch. — Nun sind wir im Angesichte von Timor-Koupang, und werden morgen oder übermorgen an's Land steigen, und wenigstens 6 Monate, vielleicht ein Jahr, hier bleiben.

Die öffentlichen Bibliotheken zu London.

(Von Adrian.)

Unter den Bibliotheken in London, welche man mit mehr oder weniger Recht öffentliche nennen darf, behauptet die des britischen Museums bei Weitem den ersten Rang. Vorerst verdient bemerkt zu werden, daß die ganze Einrichtung in Hinsicht des Gebrauchs, Eintritts und der Benützung dieser Bibliothek sehr zweckmäßig ist. Inländer wie Ausländer erhalten ohne Schwierigkeiten eine Zulaßkarte, nach welcher in der Regel gar nicht gefragt wird. Die Bibliothek ist täglich (mit Ausnahme des Sonnabends, wo die Lesesäle gereinigt werden, und des Sonntags) von 10—4 Uhr offen; die Bibliothekare und ihre Gehülfen sind nicht nur sehr zuvorkommend, sondern auch größtentheils gelehrte Männer, welche den Wißbegierigen mit Rath und That an die Hand gehen. Das neue Lokal — zwei große, vortheilhaft beleuchtete Säle — für die Arbeitenden bestimmt, läßt Nichts zu wünschen übrig. Man findet da bequeme Sitze, geräumige mit grünem Tuche belegte Tische, Tintenfässer, Federn, Papierstreifen zum Aufzeichnen der Bücher, welche man zu haben wünscht; gedruckte und geschriebene Kataloge der Bücher und Handschriften der Bibliothek — von mehreren der Kataloge sind zwei und drei Exemplare zum Gebrauch aufgestellt —; an den Wänden der Lesesäle alle großen Encyclopädien, Dictionäre, Glossarien, biographischen Handbüchern und dergl.; überall aufmerksame Diener, welche gewöhnlich in der größten Schnelle das Verlangte herbeibringen u. s. w. Welche Schätze die Bibliothek des britischen Museums einschließt, wird aus nachstehender Darstellung hervorgehen.

Die Bibliothek des britischen Museums ist im J. 1755 gegründet worden. Robert Cotton und Hans Sloane können als die Gründer dieser herrlichen Anstalt betrachtet werden. Robert Cotton (lebte von 1570—1631), war ein Zeitgenosse von Bodley und unermüdet im Sammeln literarischer Schätze. Sein Sohn Thomas und sein Enkel Hans folgten dem Beispiele ihres Vorfahren. Im J. 1700 erklärte der Letztere, daß es der Wille der frühern Sammler gewesen sey, dem Publikum zu ihrer Sammlung den Zutritt zu gestatten. Von dieser Zeit an wurden die Büchersäle in Cotton-house regelmäßig geöffnet. Nach seinem Tode brachte man die Sammlung nach Essex-house (Essex-street, Strand) und von da in die Little Dean-street, wo 1731 Feuer ausbrach, und ein Theil der Bibliothek verbrannte. Was man den Flammen entriß, wurde in einen Saal der Westmünster Schule gebracht und da aufbewahrt, bis die Regierung (1753) Montagu-house kaufte, dieses Gebäude zu einem National-Museum umgestalten und 1755 eröffnen ließ. Die Sammlung, welche die Cottons der Nation schenkten, besteht aus 26,000 einzelnen Numern. Der Katalog wurde von Joseph Planta 1801 vollendet und erschien 1802 im Druck.

Der Arzt und Naturforscher, Sir Hans Sloane (lebte von 1560—1752) verkaufte der Regierung seine reiche Sammlung von Naturalien, Kunstgegenständen, Handschriften und Büchern um 20,000 Pf., und es war vorzüglich die große Menge der von ihm gesammelten Kostbarkeiten *), was der Regierung die Nothwendigkeit aufdrang, für ein passendes Lokal zu sorgen. Sloane's Handschriften belaufen sich auf 4100 Numern **); seine Büchersammlung beträgt gegen 48,000 Bände. Die Handschriften sind im Ayscaugh Katalog, die Bücher aber in dem allgemeinen Katalog des Br. Museums (London 1819) verzeichnet.

Die Sammlung von Handschriften und Büchern, welche man Harleyan Library nennt, stammt von Robert Harley (später Earl of Oxford and Mortimer; er starb 1724) her. Robert Harley begann im J. 1705 zu sammeln; im J. 1715 hatte er 2500 Bände Handschriften zusammengebracht; von jetzt an begünstigte der Zufall seine Liebhaberei mehr und im J. 1721 hatte er 6000 Bände Handschriften und 19,000 Urkunden. Sein Sohn Edward, Lord Harley, setzte die Sammlung nach des Vaters Plane fort, er sammelte nämlich mit Vorliebe solche Handschriften, die sich auf die englische Geschichte bezogen. 1741 enthielt die Zahl der Manuscripte 10,000, die der Urkunden 40,000 einzelne Numern. Den Katalog der Harleyan Library begann im J. 1714 Humprey Wanley; er war bis zur Nummer 2407 gekommen, als er starb (1724). David Casley (derselbe Casley, der 1734 einen Katalog der königl. Bibliothek herausgab) setzte die Arbeit fort, und ihm folgte Hocker. Nach der Vereinigung der Harley'schen Bibliothek mit dem britischen Museum (1755) wurden einzelne Abtheilungen der Handschriften von Dr. Kennicot, Dr. Brown, dem Israeliten Gomez und dem Unterbibliothekar, dem diese Sammlung unter besondere Obhut gegeben worden, katalogisirt und der vollständige Katalog, an den noch Stepping Shaw, Douce, Planta und Nares die letzte Hand gelegt hatten, erschien in 3 Bänden in Folio, London 1808 u. f. Der vierte Theil, einen vollständigen Index des Ganzen enthaltend, erschien 1812; der bekannte T. H. Horne ist Verfasser dieses vierten Theiles.

*) Darunter waren 32,000 Münzen; 700 geschnittene Steine; 2256 Edelsteine; 10,052 Thiere, 12,506 Pflanzen rc. Manches ist seitdem zu Grunde gegangen, wie man wohl begreift. Der Katalog der ganzen Sammlung besteht aus 28 Bänden in Folio.

**) Gewöhnlich giebt man 3516 Numern an; diese Angabe ist aber irrig, wie aus dem Ayscaugh Katalog zu ersehen.

Ferner bilden die Lansdowne-Handschriften einen Theil dieser Bibliothek. Diese kostbare Sammlung ist im J. 1807 mit Bewilligung des Parlaments um 4925 Pf. von dem Marquis Lansdowne für das brittische Museum angekauft worden. Sie zerfällt in mehrere Theile, nämlich: a) die Papiere des Lord Burgley, Urkunden, Freibriefe und andere Documente früherer Zeit enthaltend. Sie sind in 121 Foliobänden vereinigt. In dieser Sammlung sind sehr viele Briefe gemischten Inhalts, Staatsverhandlungen und Aehnliches aus der Zeit der König Elisabeth. Auch findet man hier das Memorandum-book (Denkbuch) des Lord Burgley. — b) Die ganze Correspondenz nebst anderen Papieren des Sir Jules Cesar, Richter am Admiralitätshofe zur Zeit der Königin Elisabeth. Diese Papiere sind in 50 Bänden verschiedenen Formats vereinigt. — c) Die Papiere des Bischofs White Kennet in 107 Bänden in 4. und Fol. — Den Hauptfond der Lansdowne-Sammlung machen historische, topographische, juridische heraldische und einige klassische und belletristische Handschriften aus; unter den letztern sind ausgezeichnet die Sonnette des Petrarcha, Perg. Handschrift aus dem 15 Jahrhundert. — Dante's Divina commedia auf Perg. aus dem 15 Jahrhundert. — Chaucer's Canterbury Tales auf Perg. unter Heinrich V geschrieben u. A. Das Ganze hat 1245 Numern, manche Numern enthalten jedoch 80—100 einzelne Artikel. Der gelehrte Francis Douce, ehemals Custos der Handschriften des Br. Museums, katalogisirte die Burgley Papers und einiges Andere; Henry Ellis, früher Custos der Handschriften und jetzt (seit Planta's Tod 1827) Director des brittischen Museums, revidirte und vollendete Douce's Arbeit. Der Katalog erschien 1819 in einem Foliobande.

Dr. Burneys Bibliothek, aus 13 bis 14,000 gedruckten und gegen 400 handschriftlichen Werken bestehend, wurde von der Regierung um 13,5000 Pf. gekauft. Unter den gedruckten Werken zeichnen sich besonders die Sammlung der Ausgaben griechischer Dramatiker, der Reihenfolge von Zeitungen von 1600 bis auf die neueste Zeit (7000 B.) und der Materialien zu einer Geschichte der englischen Bühne aus, welche in 300 bis 400 Quartbanden alles auf diesen Gegenstand Bezügliche, theils gedruckt, theils geschrieben enthält. Die Handschriften-Sammlung ist für Philologie, Exegese und Patristik höchst merkwürdig. Von den Kirchenvätern finden sich schätzbare Codices hier; die Zahl der Handschriften, welche griechische Schriftsteller enthalten, ist bei Weitem größer, als die der lateinischen. Der Katalog ist geschrieben und alphabetisch verfaßt. Der Verf. desselben hat zwar nie vergessen, anzugeben, ob eine Handschrift auf Pergament oder Papier u. s. w. geschrieben sey, und wie viele Blätter sie enthalte, auch findet sich nicht selten eine Notiz über die mit den Handschriften vorgenommenen Vergleichungen und der Inhalt ist manchmal, mit guten Ausgaben zusammengehalten, dargelegt; nicht selten fehlt aber auch, und dieß ist besonders bei neuern Handschriften der Fall, die Zeit der Abschrift, auch sind die Titel-Angaben manchmal sehr unvollständig. Nro. 70 z. B. ist verzeichnet: Platonis Epistolae. Lat. Ms. membr. Man findet in dem Manuscript jedoch nur einen Theil von Platon's Briefen und die Uebersetzung ist von Leonard Bruni. Nro. 307 ist eingetragen: Dictionarium. Ms. membr. a 1280 u. dgl. m.

(Schluß folgt.)

Der Sandwichs-Archipel.

Der Sandwichs-Inseln sind bis jetzt dreizehn bekannt, doch soll noch eine vierzehnte, Moonoopopapa, im Südwesten von Tahoora existiren, welche ich bis jetzt aber noch nicht besucht habe. Die größte der Inseln, welche am Oestlichsten liegt, heißt Owaihy, drei hohe Gebirgsketten durchziehen dieselbe, und erheben sich zu einer Höhe von 16,000 Fuß; obgleich einige Reisende, und unter andern selbst Cook behauptete, daß das höchste Gebirge sich 18,400 Fuß erhebe, so zweifle ich doch sehr an der Richtigkeit dieser Angabe, und hoffe, da ich mit Instrumenten versehen bin, in meinem nächsten Briefe einige nähere Aufschlüsse über die Höhen Owaihy's mittheilen zu können. — Owaihy, so wie fast alle Inseln der Sandwichsgruppe haben ihre Entstehung, oder wenigstens ihre jetzige Gestaltung vulkonischem Feuer zu verdanken, und auf dem Gebirge Wororay erblickt man noch jetzt einen rauchenden Krater von bedeutendem Umfange. Dennoch findet man in seiner Nähe schön begraste Hügel, herrliche Anlagen von Brodbäumen und reiche Felder voll Yoms.

Am Reichsten, Fruchtbarsten und Angebautesten ist der nordöstliche Theil der Insel, die Gegend um Apoona, sie ist ganz mit Cocospalmen und Fruchtbäumen bedeckt, und Quellen, kleine bei der Regenzeit anschwellende Flüßchen und stehende Gewässer findet man auf der ganzen Insel, aber keinen einzigen bedeutenden Strom. Die Hitze ist hier weniger drückend, als in Westindien, die herrschenden Winde sind Ost-Süd-Ost, und Nordost, und Ebbe und Fluth fallen und steigen hier sehr regelmäßig, letztere höchstens 2 Fuß 7 Zoll.

Brodfrucht, Zuckerrohr, Taumelpfeffer und Aaronswurzel (Tarro) so wie die meisten südlichen Gewächse findet man hier im Ueberflusse, und eben so fast alle unsere Hausthiere, obgleich nur der Hund und das Schwein, so wie einiges Geflügel und Wasserthiere, früher einheimisch vorhanden waren. Die Bewohner des Sandwichs-Archipels sind ein herrlicher Menschenschlag, von mehr als mittlerer Größe, und ihre Erzeugnisse (Fabrikate) zeichnen sich von denen der übrigen Australier durch ihre Güte vorzüglich aus.

Die Anzahl der Bewohner aller Inseln dieser Gruppe beläuft sich auf 450,000 Seelen, welche, obgleich noch hin und wieder in Rohheit versunken, doch einer hohen Cultur fähig, einst die civilisirteste Nation des großen Oceans werden dürften.

Aus Briefen von Tr. Bromme.

Der Schiumsu, ein berauschendes Getränk der Chinesen.

Ein äußerst verderbliches Getränk, das von den Chinesen zu Tavay statt des Branntweins verkauft wird, ist der Schiumsu, der seine berauschende Kraft durch die Beimischung eines giftigen Blattes, das die Birmanen Dutrienblatt nennen, erhält. Die Folgen dieses Getränkes für europäische Constitutionen sind so furchtbar, daß wenigstens der vierte Theil der englischen Truppen zu Tavay im Hospitale lag, und auch bei der Genesung die Gesundheit für immer untergraben blieb. Alle Versuche, den Verkauf des Schiumsu zu verhindern, waren fehlgeschlagen, weil der niedere Preis dieses Gifttrankes — eilf Flaschen für eine Rupie — den gemeinen Mann gegen alle schädlichen Folgen desselben blind macht.

Asiatic Journal.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 146.

26 May 1829.

Die Serben und die serbische Revolution.

III. Das Volk in seinen politischen Verhältnissen.

(Fortsetzung.)

In Serbien, unter dem Pascha von Belgrad, finden wir weder einen mohammedanischen Adel, wie in Bosnien, noch einen christlich gebliebenen, wie in der Herzegowina, sondern das Volk unter seinen Knesen schutzlos der Herrschaft und Willkühr seiner Besieger unterworfen.

In dem sechzehnten Jahrhundert, welches das älteste ist, aus welchem wir beglaubigte Nachrichten über diesen Zustand haben, waren die Serben ihren türkischen Herren als Knechte zu sächlichen und persönlichen Diensten verpflichtet. Dem Spahi gehörte die zehnte Garbe auf dem Felde; der Pascha ward zu Weihnachten aus jedem Hause mit Waizen, Gerste und Haber versorgt; dem Großherrn gebührte von Allem, was männlich, der Haradsch. Oft wurden die Bauern selbst von Belgrad und Smederowo her aufgeboten, um auf den Wiesen des Großherrn bei Konstantinopel das Heu zu machen; und wohl zwei Monate blieben sie von ihrer Heimat entfernt. Aus den Dörfern war eine bestimmte Anzahl dem Pascha hundert Tage lang auf dem Felde und bei der Ernte zu dienen gehalten; sehr hart war, daß Spahi und Janitscharen in den Dörfern lagen und eine unmittelbare herrische Gewalt ausübten. Dazu kam der Knabenzins, der alle fünf Jahre ihnen die Blüthe der Jugend entriß, für Jeden aber, der diesem entgangen war, da türkische Räuber, meistentheils entlaufene Kriegsleute, in dem Lande hausten, Menschen und Vieh wegführten und die erstern zu Sclaven verkauften, eine fortwährende Unsicherheit.

So lange die kriegerischen Einrichtungen, auf denen die Kraft des osmanischen Reiches beruhte, in voller Blüthe bestanden, war von diesem Elend keine Erlösung zu hoffen; erst, als im Verlaufe der Zeit jene allmälig in Verfall geriethen, athmeten die unterdrückten Unterthanen, die Raja's, wieder auf.

Im achtzehnten Jahrhundert wurde kein Knabenzins mehr gefordert; von Menschenraub gewaltthätiger Kriegsleute vernam man Nichts, und, was für das tägliche Leben das Wichtigste war, auch die persönlichen Dienste hatten aufgehört. Weder dem Pascha, noch dem Großherrn ward gefrohnt: weder Spahi noch Janitscharen waren in den Dörfern angesessen. Dem Großherrn ward zwar das Kopfgeld — der Haradsch — in der alten Weise entrichtet; der Pascha aber erhielt statt der Getraidelieferungen eine Geldzahlung, die Poresa, die er nach dem Rathe der Vorsteher des Volks, der Knesen, auf die zwölf Bezirke des Landes vertheilte. Von diesen wurde sie dann weiter auf die kleineren Kreise, Dörfer, Haushaltungen umgelegt; und so sah man sich aller der Bedrängnisse überhoben, welche ein Nachforschen gewaltthätiger Diener des Pascha nach dem Ertrage der Ernten und das Herbeiführen der jedesmaligen Gebühr veranlassen mußte. Der Spahi hatte zweierlei zu fordern: einmal den Zehnten von Allem, was Feld, Weingarten oder Bienenkorb ertrug; sodann eine Kopfsteuer, Glewniza, zwei Piaster von jedem Ehepaar. Jenen einzusammeln, erschien er selbst in dem Dorfe; aber bereits schlug man oft einen Theil davon zu der Glewniza. So machte man sich allmälig von dem willkürlichen Eingriff der Türken in den Erwerb, den Ertrag der Arbeit, frei.

Hierdurch geschah es, daß die beiden Bevölkerungen des Landes — die herrschende und die beherrschte — sich völlig auseinandersetzten und trennten. Wenn gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein Fremder Serbien betrat, so mußte ihm Nichts so sehr auffallen, als der Unterschied zwischen Stadt und Land. In den Städten, größeren und kleineren, Festungen und Palanken wohnten die Türken, auf dem Lande die Serben.

Die Grundlage der türkischen Bevölkerung bildeten die Spahi, zugleich Inhaber des Landes und Kriegsleute, zwar auch großentheils von slavischer Herkunft und Sprache, jedoch weder Abkömmlinge der alten Besitzer, noch Landeseingeborne. Der alte serbische Adel war entweder untergegangen oder ausgewandert; die Spahi, deren Besitz im Verlauf der Zeit erblich geworden, bildeten einen neuen Adel, der sich jedoch von dem, was sonst unter Adel verstanden wird, wesentlich unterschied. In den Dörfern, die ihnen verliehen worden waren, hatten sie weder eine Wohnung noch ein abgesondertes Gut; sie hatten keinen Anspruch auf Gerichtsbarkeit und Frohne, sie konnten die Unterthanen weder eigenmächtig verjagen, noch auch denselben verbieten, wegzuziehen und sich anderwärts anzusiedeln. Was sie zu fordern hatten, war gleichsam eine erbliche Besoldung, für welche die Verpflichtung in den Krieg zu gehen eben so erblich fortdauerte.

Dieser Adel und seine Untersassen wurden vornehmlich durch den Pascha und den Kadi an die Regierung geknüpft. Waren

auch die Besitzungen des Heeres erblich geworden, so hatte man doch zu bewirken gewußt, daß die Würde der Anführer, wenigstens der größern Pascha's, dieß nicht auch wurde. Die Pforte sendete dieselben und rief sie nach Gutdünken wieder ab; der Kadiasker schickte die Kadi nach den Hauptorten der Bezirke. Beide hatten über Moslimin und Raja's Gewalt, jedoch zogen sie ihre Besoldung allein von den letztern: der Pascha durch die Poresa, der Kadi durch einige besondere Gefälle, wie bei Todesfällen und Käufen und Verkäufen. Ihre Gewalt war nicht ganz getrennt, indem dem Kadi, als friedlichem Richter, ein von dem Pascha gesetzter Vollstrecker der Urtheile, ein Mussellim, zur Seite stand.

Auch die Bischöfe kamen von dem Mittelpunkt des Reiches. Lange haben die serbischen Patriarchen zu Ipek jene Unabhängigkeit von dem konstantinopolitanischen, die ihnen der heil. Sawa erworben und Stephan Duschan befestigt hatte, auch unter den Türken behauptet. Mit der Auswanderung des Patriarchen Arsenius, im Jahr 1690, verfiel die Selbständigkeit der serbischen Kirche; seitdem kommen meistens griechische Bischöfe von Konstantinopel in das Land. Diese, als Fremde, gewöhnten sich bald, ihr Amt nur als eine Pfründe anzusehen; sie zogen ihre Rauchfangsteuer (Dimniza) von jeder Haushaltung, regierten die Popen oft auf eine gewaltsame und drückende Art, wohnten in den Städten und hielten sich zu den Türken. Prächtig ritten sie einher, mit den Zeichen ihrer Macht, dem Schwert und dem Scepter, Busdowan, ausgerüstet; um die Noth des Landes blieben sie unbekümmert.

Dadurch, daß zuhöchst alle Gewalten von der Pforte zu Konstantinopel ausgingen, erhielt sich im Volke die Gewohnheit, den Großherrn als Nachfolger seiner einheimischen Fürsten, als seinen Zaar, anzusehen. Auch war in der That, so weit nicht das unmittelbare Eingreifen der türkischen Behörden und Lehensbesitzer die Lage der Dinge änderte, die alte Verfassung im Wesentlichen unverändert geblieben. Auch in dieser galt ohne Zweifel, wie jetzt, der Grundsatz, Land und Leute staatswirthschaftlich gleichsam als ein großes Kapital zu betrachten, dessen Zinsen in höchstem Bezuge der Regierung gebührten. Aus dieser Vorstellung erklärt sich das uralte serbische Gesetz, welches für eine Mordthat, ja für jeden ungewöhnlichen Todesfall, z. B. selbst wenn Jemand im Wasser verunglückte, die Gemeinde zu einem Blutgeld, der Krwnina, 1000 Piaster, verpflichtet: man will sich nur für den Verlust entschädigen und fernerem zuvorkommen; an die Bestrafung des Mörders denkt man nicht. — Auch der Bischof empfängt eine Art Kaufsumme von dem Popen, welchen er weiht, und weiset diesen dafür auf seine Pfarrgebühr an. Pascha, Bischof, Kadi bleiben in der Regel nur so lange, bis sie mit dem Erwerb in ihrem Amte sich den Weg zu einem noch einträglicheren in einer anderen Provinz des Reiches gebahnt haben.

Die einzige Beschränkung, welche der aus einem solchen Systeme hervorgehenden Bedrückung des Volkes entgegenstand, lag in der Spaltung, die in den Interessen der Beherrscher Statt fand. Auf der einen Seite konnten die Spahi, die immer im Lande blieben und auf den Ertrag desselben bleibend angewiesen waren, nicht dulden, daß Beamte, die sich bald wieder entfernen mußten, in der kurzen Zeit ihrer Verwaltung es zu Grunde richteten; auf der andern durften die, welche der obersten Staatsgewalt näher standen, vornehmlich der Pascha, im Interesse der letzteren, wie in ihrem eigenen, es nicht zugeben, daß die Unterthanen zu Knechten der Einzelnen gemacht und dadurch ihnen entzogen würden. Oft haben die Spahi wider den Pascha Partei genommen; und die vornehmsten Grundeigenthümer, Ayans, stellen sich demselben in dem größten Theil der Türkei mit erblichem Ansehen zur Seite.

Durch diese gegenseitige Beschränkung, auf welcher das Gedeihen, ja die Existenz der unterworfenen Nation beruhte, ward jedoch nicht verhindert, daß nicht alle Türken, sowohl die Vornehmen, als die ganze Bevölkerung, die sich allmälig um diese her zu ihrem Dienste gesammelt hatte, in Masse sich als Herren der Raja's betrachtet hätten. Einige Gewerbe behielten sie sich vor; Manchen sah man seinen seidenen Aermel zurückstreifen und das Pferd beschlagen: er schien sich dennoch eine Art von Edelmann; Andere überließen sie mit Verachtung christlichen Handwerkern, und kein Türke wäre z. B. Kürschner geworden. Alles, was gut läßt und anständig ist, schöne Waffen, reiche Kleider, große Häuser, nahmen sie ausschließend in Anspruch; ihnen blieb die grüne Farbe vorbehalten.

Am Drückendsten war die persönliche Begegnung. Nie durfte ein Serbe in die Stadt einreiten; nur zu Fuß zu erscheinen war ihm erlaubt, und jedem anrufenden Türken mußte er Handdienste leisten. Begegnete er einem Türken draußen, so mußte er anhalten, ausweichen, seine Waffen bedecken. Beleidigungen hinnehmen, war seine Pflicht, sie erwiedern, Verbrechen. Aber gerade an diesen härtesten Ausdruck der Unterwerfung knüpfte sich die Rettung der Nationalität. Glücklicherweise machte die Landesverfassung eine Trennung beider Bevölkerungen möglich. So wie der Pascha — vielleicht weniger zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, als um seines Vortheils willen — nicht duldete, daß einzelne Türken das Land durchstreiften; so ward mancher Serbe 60 Jahre alt, ohne je eine Stadt gesehen zu haben. Der Serbe wohnte so weit als möglich von dem Türken; in dieser Entfernung behauptete er seine eigenthümliche Lebensweise und Landesart.

(Fortsetzung folgt.)

Gesetzgebung der Türken.

(Fortsetzung.)

Nach den Gesetzbüchern kommen die Sammlungen der Fetwa's oder gesetzlichen Entscheidungen im Sinn der alten Imams-Gesetze. Diese Entscheidungen verbreiten sich über alle Gegenstände, die im allgemeinen Gesetzbuch (Multeca) vorkommen; sie folgen seiner Ordnung und sind in Fragen und Antworten abgefaßt. Alle sind in türkischer Sprache. Unter den zahlreichen Fetwas-Sammlungen werden die von Ancarewy-Mohammed, (gestorben im Jahr 1687) von Esseijd-Feiz-Ullah (im Jahr 1703 zu Adrianopel ermordet) und von Begdsch-Abdullah (abgesetzt 1730) als die vorzüglichsten betrachtet. Die Multeca oder das allgemeine Gesetzbuch ist in arabischer Sprache, dem canonischen und kirchlichen Idiome des Islams abgefaßt, unter Mohammed IV

wurde sie aber auch in's Türkische übersetzt von Mohammed-Mewcufary, der diese lange und schwere Arbeit nur darum unternommen zu haben versichert, weil ihm der heilige Imam Abu-Hanifa im Traum erschienen sey, und ihn dazu aufgefordert habe.

Werfen wir nur einen Blick auf die Grundbestandtheile der Moslim-Legislation, so erkennen wir in ihr zwar das Produkt der Unwissenheit und des Fanatismus, an der jedoch aufgeklärte und erleuchtete Männer gebessert haben. Sie zeigt daher auch einen ganz verschiedenen, oft entgegengesetzten Charakter: oft ist sie der Natur ganz nahe, oft weicht sie ganz von ihr ab, und verliert sich in abgeschmackte Träumereien, wenn sie der Vernunft folgen sollte.

Mohammed, der Gründer dieser Gesetzgebung, hatte die erste Schuld an ihrer Mangelhaftigkeit. Der außerordentliche Mann, der begeisterte und begeisternde politische Redner und Krieger vereinigte allerdings Viel: Unerschrockenheit, Standhaftigkeit und alle nöthigen Eigenschaften, um eine große und blutige Umwälzung in Asien herbei- und durchzuführen. Aber die so verwickelte und schwierige Kenntniß des Civilrechts, das sich auf eine unendliche Menge von Einzelheiten gründet, diese Kenntniß hatte er nicht. Dazu gehört ein ruhiger prüfender Sinn, ein langes, gründliches Studium. Auf der andern Seite stießen seine Gesetze auf heftige Leidschaften und auf grobe Vorurtheile seiner Nation und seiner Zeit. Oft — sagt Montesquieu — drangen seine Gesetze durch und das Volk nahm ihre Farbe an, manchmal verkörperten sie sich aber auch mit den bestehenden Vorurtheilen, und flossen mit ihnen in Eins zusammen.

Der Held von Mekka promulgirte seine Gesetze nicht auf Einmal, sondern nach und nach und zu verschiedenen Zeiten. Nicht Verordnungen waren es, die ihm für die Gläubigen nützlich schienen, sondern viel mehr Sentenzen, in Momenten der Exaltation ausgesprochen, je nachdem sie der Drang des Augenblicks oder die Umstände erforderten. So ist der Coran Blatt vor Blatt dem Testamente Cäsars zu vergleichen, das auch das Werk der Umstände war.

Hierzu genügt ein Beispiel. Im Anfang war Mohammed nur schwach, daher wurde erklärt, er sey nur der Apostel einer Religion des Friedens, der Krieg sey verdammt, und seine Jünger müßten geduldig die Unbilde ihrer Feinde ertragen. Bald darauf wuchsen des Propheten Kräfte, alsbald erhielt er vom Himmel die Erlaubniß sich zu vertheidigen. Als Er noch mächtiger geworden war, wurde ihm von oben verstattet, anzugreifen, ausgenommen in den zwei letzten Monaten des Jahres. Bald darauf wollte der Prophet auch diese Beschränkung nicht mehr, darum erklärt der Himmel, Krieg sey das vorzüglichste und heiligste Mittel der Gläubigen gegen die Ungläubigen. Es ist bekannt, daß die Gesetzblätter ihm immer nur in Momenten der Noth und der Verlegenheit vom Himmel fielen. Genau entsprachen sie Mohammeds Lebensumständen, und er machte sie nach und nach und in dem Maaß bekannt, als ein Projekt ausgeführt werden sollte, wozu ihm höhere Autorisation nöthig schien, wenn ein Schuldiger, dessen Er bedurfte, losgesprochen, oder ein Unschuldiger verdammt werden sollte, der ihm gefährlich werden konnte.

So haben Ehrsucht und Habsucht oft den Schleyer göttlicher Sendung zu nehmen verstanden. Immer spielten sie eine große Rolle bei neuen Lehren, und besonders waren ihnen die arabischen Propheten unterthan.

Mohammeds Gesetzgebung ist auch dadurch sehr fehlerhaft geworden, daß Er sie für ewig und unveränderlich erklärte, da sie ein Werk des Himmels und Gottes Wort sey. Dadurch hat Er alle Verbesserungen und Veränderungen der Folgezeit und der bessern Einsicht unmöglich gemacht: später erworbene Kentnisse und Erfahrungen konnten darin nicht bessernd wirken.

Die Kalifen Rachodis und die Ommajaden fügten sich in tiefster Ehrfurcht in diese Bestimmungen des Propheten. Als aber unter den Abbassiden die Bildung umfassender und allgemeiner wurde, fühlte man das Bedürfniß eines ausführlichern und für die neuere Zeit passenderen Gesetzbuchs, da das von Mohammed und seinen Jüngern kaum einem halbbarbarischem Volk genügen konnte. Bedeutende Lücken fanden sich im Coran und in den apostolischen Gesetzen, dadurch bekamen die Doctoren und Rechtsgelehrten der Abbassiden-Zeit ein weites Feld. In Arabien herrschte damals überhaupt große Geistesthätigkeit; und es hätte sich eine legislative Verbesserung erwarten lassen, da wissenschaftliches Licht nach allen Seiten ausging. Wirklich unternam man einige Arbeiten, die nicht ganz unnütz waren. Die damaligen Rechtsgelehrten schöpften an einer reinen Quelle, am — römischen Recht. Schon manche Gelehrte haben diesen Umstand besprochen, Andere haben ihn zu leicht hin geleugnet. Er wird aber ganz unzweifelhaft, wenn man das Moslim-Gesetzbuch aufmerksam betrachtet. Man findet darin nicht nur einzelne Verfügungen, sondern oft ganze Kapitel, die bei genauer Betrachtung ihren römischen Ursprung nicht verleugnen können: es sind oft bloße Uebersetzungen Justinianischer Gesetze; oft ist sogar die Eintheilung der Materien und ihre Stellung römisch.

Indessen blitzt das reinere Licht nur manchmal auf zwischen dem Dunkel und den Nebeln der alten Moslim-Gesetzgebung. Es ist wie die Sonne im Winter. Wenn sie auch einen Augenblick freundlich scheint und wärmt: so ziehen gleich wieder dichte Wolken vor. Die arabischen Rechtsgelehrten waren dem Islam zu getreu; denn sie beugten die Vernunft in der Regel unter die Entscheidungen ihres Propheten; überdieß trugen ihre scholastischen Studien auch Viel dazu bei, daß die Jurisprudenz ihre falsche Richtung nicht verlor.

Was konnte aber aus dieser Gesetzgebung werden? Auf der einen Seite nach der Hülfe des römischen Rechts greifend, auf der andern den Satzungen des Propheten zugethan, die doch ganz widerstreitende Grundsätze enthalten und zu ganz verschiedenen Zwecken führen, mußte die Legislation alle Einheit verlieren. Die Araber haben eine besondere Neigung, die ungleichartigsten Dinge zusammenzuwerfen. Diese zeigt sich auch bei ihren Rechtsgelehrten. Diese haben sich nicht weniger bemüht, ihren Propheten mit den römischen Jurisconsulten in Einklang zu bringen, als ihre Philosophen, Aristoteles mit Plato zu vereinigen. Eine andere wichtige Ursache des Mangels an Einheit in der Moslim-

Gesetzgebung liegt darin, daß die Kalifen in ihren Regierungs- und Rechts-Grundsätzen so unendlich von einander abwichen. Wie wenige hatten dieselben Ansichten!

Uebrigens haben die Moslim kein eigentliches Gesetzbuch, und besaßen nie eines. Der größte Theil ihrer Rechtsbücher ist von keiner höhern Behörde sanctionirt worden. Selbst die Multeka kann nicht anders angesehen werden, als eine Sammlung von Meinungen unzähliger Rechtslehrer, und wenn dieß Gesetzbuch vorzugsweise befolgt und darnach gesprochen wird, so geschieht es nur, weil es besonders gut, d. h. besser als alle anderen abgefaßt ist. Alle Moslim-Richter können bei ihren Entscheidungen einer Menge anderer Gesetzbücher folgen, die weder unter sich noch mit der Multeka übereinstimmen. Daher ist die türkische Justiz erstaunlich ungewiß und völlig willkührlich.

(Fortsetzung folgt.)

Leichenbegängniß eines birmanischen Oberpriesters zu Tavay.

Während meines Aufenthaltes zu Tavay, sagt ein englischer Officier, dessen Reisebemerkungen (Sketches of Burmah) wir in diesen Blättern schon öfters benutzt haben, hatte ich Gelegenheit, dem Leichenbegängniß eines Rhehien oder Oberpriesters beizuwohnen. Unter der großen Anzahl von Ponghies (Priestern) zu Tavay waren nur drei Rhehiens, und diese waren durch die Last der Jahre niedergebeugte Greise. Einer derselben starb gegen Ende des Jahres 1826; sein Leichnam wurde sogleich balsamirt und Vorbereitungen getroffen, ihn mit gebührendem Glanze zu verbrennen. Aber so eifrig die sämmtliche Bevölkerung auch die Materialien, so wie die Arbeit darbot, deren man benöthigt war, so dauerte es doch bis in den März 1827, ehe alle Vorbereitungen vollendet waren. Ein prächtiger Wagen war dazu bestimmt, den Leichnam auf den Verbrennungsplatz zu führen. Die Holzstücke, aus denen der Holzstoß zusammengesetzt war, schmückten buntes Papier und Vergoldungen mit grotesken Abbildungen von Menschen und Thieren aller Art. Ueber einem Baldachin waren elegante Papierpagoden angebracht, die durch Schnüre in ihrer Lage erhalten wurden. Unter dem Baldachin ruhte auf einer Art Plattform der Sarg, welcher die Reste des Rhehien enthielt. Auf dem Sargdeckel war ein reichvergoldeter Wachsabguß des Verstorbenen, in betender Stellung ruhend, aufgestellt. Ein anderer ungeheuer großer Wagen, der an Gestalt einem Kirum glich, war dazu bestimmt, den Leichnam vor seiner Verbrennung aufzunehmen. Außer diesen beiden sah man noch drei andere kleinere aber eben so reich verzierte Wagen, in deren einem die Tschambus oder ehernen Gefäße und Geräthschaften, die dem Rhehien gehört hatten, sich befanden.

Um acht Uhr des Morgens begann der Leichenzug sich in Bewegung zu setzen. Die Wagen wurden vom Volke gezogen, das sich an Rattans, von der Dicke eines Mannsarms spannte, die vorn und bei dem Leichenwagen auch hinten an den Wagen angebracht waren. Ich zählte mehr als zweihundert Personen, die sich an den Rattans des Leichenwagens — vorn und hinten — angespannt hatten; und es entstand, da jede Partei alle Kräfte anstrengte, ein gewaltiger Kampf, welcher Richtung der Wagen folgen sollte, und derselbe ging daher bald einige Schritte vorwärts, bald eben so viele rückwärts. Jeder Erfolg, auf einer oder der andern Seite, wurde von dem Volke mit unermeßlichem Geschrei aufgenommen; wie langsam indessen der Leichenzug auf diese Weise vorwärts kam, kann man sich denken. Obwohl von dem Thore bis zu dem Verbrennungsplatze nicht über zweihundert Schritte waren, wurde es doch drei Uhr Nachmittags, ehe der Streit um den Wagen sich zu Gunsten der Vorwärtsziehenden, die wahrscheinlich gute, so wie ihre Gegner böse Geister darstellen sollten, entschieden hatte.

Als der Wagen endlich hier angekommen war, wurden eine Menge Raketen von den verschiedensten Formen an dreißig Ellen lange Seile befestigt, die von dem Wagen nach verschiedenen Richtungen ausgingen und durch zehn Fuß hohe gegen den Wagen zu geneigte Bambusstöcke über der Erde schwebend erhalten wurden. Der Sarg ward hierauf, jedoch nicht ohne einen zweiten heftigen Kampf mit der widerstrebenden Partei in den Wagen gebracht, die Raketen angezündet, und in dem Lauf von wenigen Minuten stand das ganze prächtige Gebäude, an welchem eine Menge Menschen Monate lang gearbeitet hatte, in lichten Flammen.

Die Mantis.

Das merkwürdigste unter allen Insecten Ostindiens, wenigsten in Bezug auf äußere Form, ist das Geschlecht der Mantis. Lebend gleicht dasselbe so vollkommen einem Grasblatte, daß es von diesem, da es nach den Jahreszeiten mit ihm zugleich die Farbe wechselt, kaum unterschieden werden kann. Bei Regenwetter ist es nämlich grün und saftig, in der Dürre gleicht es vertrocknetem Stroh. Nur eine leichte Bewegung des Kopfes setzt den Beobachter in den Stand, das Insect von dem Blatte, auf welchem es sitzt, zu unterscheiden. Fest an das Blatt geklammert lauert es auf seine Beute, die in andern Insecten, besonders Mücken und Fliegen, besteht, welche in seine Nähe kommen. So wie eine unglückliche Fliege sich nähert, wirft es mit außerordentlicher Schnelligkeit seine bewaffneten Klauen aus, durchbohrt mit denselben sein Opfer und bringt es in eine ausgezähnte Höhle im Schenkel, die zu dessen Aufnahme bestimmt ist. Darauf verliert es keine Zeit seine Beute zu verzehren, in dem es mit dem Rumpfe anfängt und mit Kopf und Flügeln endigt. Auf diese Weise verspeist es auf eine Mahlzeit fünf bis sechs große Fliegen, deren jede an Größe seinen eigenen Umfang vielleicht um das Doppelte übertrifft. — Da dieß sonderbare Thier nicht bloß andere Insecten, sondern auch ihrer eigenen Gattung gefährlich wird, so dient es in China zu einem Hauptspielwerk der Knaben, die Mantis einander bekämpfen zu lassen, zu welchem Zweck sie dieselben in kleinen Kästchen aufbewahren und mit sich herumführen.

Calcutta Government Gazette.

Goldbergwerke in Siam.

Die einzigen Goldbergwerke, die gegenwärtig in dem Reiche Siam bearbeitet werden, sind die von Ban-taphan-nae, ungefähr in gleicher Breite mit Mergui (auf der entgegengesetzten Küste der Halbinsel). Das Gold wird hier theils als Goldstaub, theils mit einer röthlichen Erde vermischt gefunden, die man in Gruben von geringer Tiefe gräbt und dann dem Feuer unterwirft. Zwei bis dreihundert Arbeiter sind hier des Jahres drei Monate lang beschäftigt, un der Ertrag wird auf 15,000 Rupien geschätzt; doch würde wahrscheinlich bei einer zweckmäßigeren Bearbeitung auf einen viel bedeutenderen Gewinn zu rechnen seyn.

Calcutta Government Gazette.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 147. 27 Mai 1829.

Geographische Skizzen aus den Vereinigten Staaten. *)

Die vier obern canadischen Seen.

Das große Thalbecken, aus welchem der St. Lorenz seine Gewässer empfängt, begreift drei ungleiche Theile in sich, die man als den obern, mittlern und untern bezeichnen kann.

Der obere Theil bildet einen von Nordost nach Südwest 300 (engl.) Meilen langen und von Südost nach Nordwest ungefähr eben so breiten Rhombus mit einem Areal von 90,000 QM., die zu einem Drittheil der Obersee einnimmt. In diesen großen Wasserbehälter ergießen sich gegen fünfzig Flüsse, die jedoch mit Ausnahme zweier, St. Louis und Rivière au grand Portage, nicht sonderlich bedeutend sind. Ersterer mündet in dem äußersten südwestlichen Winkel des Obersees und ist der Vermittlungskanal zum obern Missisipi; letzterer, der auf der Nordwestseite in den Obersee mündet, öffnet einen Weg nach den nördlicher gelegenen Landschaften des amerikanischen Continents.

Der Wasserspiegel des Obersees liegt, zu Folge von Messungen, 641 Fuß über dem atlantischen Ocean und der äußere Rand des ganzen obern Beckens mag sich wohl wieder 600 F. über den Wasserspiegel des Obersees erheben. Diese gesammte Wassermasse entladet sich unter 46° 31′ n. Br. durch den Catarakt St. Mary in den Michigan- und Huronsee. Der Strom oberhalb und unterhalb des eigentlichen Cataraktes hat einen ziemlichen Fall, wiewohl die ganze Differenz der Lage beider Seen nur 23 Fuß beträgt. Die 15 Meilen lange Straße läßt sich mit Canoes und Booten nicht ohne Schwierigkeit beschiffen. Segelschiffe, die sechs Fuß tief gehen, gelangen bis an den Fuß der Fälle; größere Fahrzeuge müssen bei den Zuckerinseln halten. Unterhalb des Cataraktes erweitert sich die Straße und die St. Georgsinsel scheidet sie in zwei Canäle. Wie man annimmt, wäre der eine oder beide Canäle mit leichter Mühe so zu vertiefen, daß jedes Schiff, das den Huron befährt, bis zu dem Catarakt hinauf könnte. Im Jahre 1820 traten die Chipewayindianer den Vereinigten Staaten 4 QM. Lands daselbst ab, und am 17 Juli 1822 legte Obrist Brady mit einem Commando von 300 Mann die erste militärische Niederlassung an.

Mit derl geringen Senkung von drei und zwanzig Fuß beginnt der mittlere Theil: er bildet ein Viereck mit einem Areal von wenigstens 160,000 QM., welches die drei großen Binnenseen, den Michigan, den Huron und den Erie als niederere Thäler in sich faßt.

Der Huron und Michigan, durch eine kurze breite Strasse verbunden, haben so ziemlich gleichen Wasserspiegel, nämlich 618 Fuß über dem atlantischen Meere, denn wenn auch die beständige Strömung, die der Michigan gegen den Huron hat, eine gewisse Differenz bewirkt, so kann diese nicht bedeutend seyn.

Der Michigan ist eine ungeheuere Kluft, wenigstens 900 F. tief, 270 Meilen lang, und im Durchschnitt 50 Meilen breit. Die Zuflüsse des Michigans und Hurons sind wie die des Obersees einzeln unbedeutend, aber sehr zahlreich, und wenn der Frühlingsregen oder der Eis- und Schneegang sie anschwellt, so üben sie einen merklichen Einfluß auf die relative Höhe dieser Seen aus. Die Neigung des Landes auf beiden Seiten des Michigan hat man bis jetzt noch nicht genau bestimmt, aber schon der kurze Lauf der Flüsse läßt vermuthen, daß der Fall sehr mäßig sey. Diese Bemerkung gilt namentlich von der Halbinsel zwischen dem Michigan, Erie und Huron, die ganz als eine Fläche erscheint.

Der Huron nimmt in Bezug auf Ausdehnung und Masse die zweite Stelle ein. Wenige Inseln liegen im Obersee zerstreut, wenige von noch kleinerem Umfang auf der nördlichen Seite des Michigan; durch den Huron zieht sich eine beinahe regelmäßige Kette. Von Südost läuft eine Halbinsel in den See; und von dieser in süd-west-westlicher Richtung und fast parallel mit der Nordseite des Sees der Manatoulin-Archipel, der seine Zweige quer durch den See bis ungefähr in die Mitte zwischen der Straße St. Mary und den Michillmalinalbergen entsendet. Die zwischen dem Manatoulin-Archipel und der Nord-

*) View of the United States, Historical, Geographical and Statistical; Exhibiting, in a convenient form, the natural and artificial Features of the several States, and embracing those leading branches of History and Statistics, best adapted to develop the present condition of the North American Union. Illustrated with Maps etc. By William Darby. Philadelphia, published by H. S. Tanner, 182[illegible].

küste gelegene, gegen 200 Meilen lange und im Durchschnitt 30 Meilen breite Straße ist gleichfalls mit Inseln übersäet. Der übrige Theil des Dreiecks gegen den Michigan hin sinkt zu einer unergründlichen Tiefe; 900 bis 1000 Fuß sind eine mäßige Schätzung.

Ueberhaupt eine interessante Erscheinung — diese erstaunliche Tiefe der obern canadischen Seen! Man hat berechnet, daß die Oberfläche des caspischen Meers 321 tiefer liegt als die des schwarzen Meeres; aber da das caspische Meer sehr seicht ist, so kann man seine Grundfläche nicht sehr viel tiefer annehmen. Allem nach dürften also einzelne Theile des Michigan und Huron die tiefsten Klüfte auf der Continentaloberfläche der Erde seyn.

Der Obersee bietet meist zerrissene rauhe und steile Ufer dar; fährt man aber die St. Marystraße hinab, so wird der Charakter der Landschaft milder; sanft und mählig steigen die Küsten des Huron und Michigan empor, und selbst wo sie von Felsen umgürtet sind, bietet sich nicht die furchtbare Fronte von Klippen dar, welche die Beschiffung des Obersees so gefährlich und doch so anziehend für den wissenschaftlichen Reisenden macht. Einen eigenthümlichen Zauber auf die Einbildungskraft übt die Betrachtung dieser reinen durchsichtigen Wasser aus, wo das Auge in einer bodenlosen Tiefe, wie in einem unübersehbaren Horizonte, sich verliert.

Von dem Huron bis zum Eriesee sind es 89 Meilen, der Fall beträgt $52\frac{1}{2}'$, also $\frac{59}{100}'$ auf die Meile. Der Erie zeichnet sich durch seine verhältnißmäßig geringe Tiefe aus. Hier hat das Thalbecken des Lorenz seine südlichste Breite erreicht; nun folgt es einer nordöstlichen Richtung in auffallender Uebereinstimmung mit der Lage der gegenüberliegenden atlantischen Küste. Der Erie, der die Form einer sehr verlängerten Ellipse hat, dehnt sich 230 Meilen von SW nach NO; seine höchste Breite ist nicht viel über 50 Meilen, seine Durchschnittsbreite etwa 35. Der Boden des Erie scheint aus einem Alluvial von Schlamm und Sand auf einem unermeßlichen Lager von secundärem schiefrigem Sandstein zu bestehen. Die Tiefe überschreitet selten 200 Fuß und meist beträgt sie nicht so viel. Ueberhaupt hört vom Ausfluß des Huron an jene ungeheure Tiefe auf; denn alle Zuflüsse des Erie, den Verbindungskanal mit dem Huron nicht ausgenommen, sind nicht nur an ihrer Mündung durch Bänke versperret, so daß höchstens eine Tiefe von 8 Fuß übrig bleibt, sondern sie werden auch während ihres Laufs durch Stromschnellen unterbrochen. Im Erie selbst ist es die beständige und sogar bei ruhigem Wetter sehr merkliche Strömung, so wie das Vorherrschen der Nordwest- und Südwestwinde, was die Schiffahrt erschwert und wo nicht gefährlich, doch, wenigstens aufwärts, höchst langweilig macht. Man denke sich, welche Masse von Wasser sich dem Felsenthore von Niagara zudrängt!

(Fortsetzung folgt.)

Gesetzgebung der Türken.

(Fortsetzung.)

Um die türkische Legislation besser beurtheilen zu können, geben wir hier einen Auszug aus der Multeka, nehmlich die drei ersten Capitel des politischen Codex, und dann vom Civilgesetzbuch die drei ersten Bücher, die von der Ehe, von der Ehescheidung und von der Legitimität der Kinder handeln. Aus diesen Abschnitten spricht der Moslim-Geist am Bestimmtesten. Darum wählen wir sie vorzugsweise vor anderen.

Politisches Gesetzbuch.

I. Vom Landesherrn.

Das Haupt der Moslimin muß den Islam bekennen, muß großjährig, gesunden Verstandes, freien Standes und männlichen Geschlechts seyn. Als Stellvertreter Mohammeds und als erster Imam verwahrt der Sultan das heilige Gesetzbuch und wacht über die kanonischen Gesetze. Da ihm auch das Imametz gehört, so hat Er das Recht dem öffentlichen Gebet am Freitag und an den beiden Bairam's beizuwohnen. Und als Ober-Vormund herrscht er über die Gläubigen mit unbeschränkter Gewalt. Der Sultan allein hat das Recht öffentliche Beamten zu ernennen, sey's zu Richtern oder zu Vollstreckern. Er allein hat das Recht über die Einnahmen und Ausgaben des Landes, über das Commando der Armee, über Krieg und Frieden, über die Sicherheit und Ordnung zu wachen, mit Einem Wort Er allein ist berechtigt, das Reich zu regieren.

Die Macht des Sultans ist untheilbar, wie seine Person heilig und unverletzlich, seine Obergerichtsbarkeit erstreckt sich über Alle im Lande, und dadurch ist Er über alle Strafgesetze erhaben.

Aus dem Sieg geht die militärische Hoheit und sein Recht hervor das Heer anzuführen. Indessen darf der Sultan doch Nichts an der canonischen Gesetzgebung ändern, am allerwenigsten, wenn dadurch die Lage des Volks oder der Diener Gottes verschlimmert würde; denn dem Sultan sind Alle zur Obhut empfohlen.

II. Von den Fremden in Moslim-Ländern.

Der Fremde genießt in den Moslim-Ländern den Schutz der Gesetze, wenn er mit Erlaubniß des Sultans oder seiner Statthalter dahin kömmt.

Die Erlaubniß zum Aufenthalt ist auf zwei, sechs oder eilf Monate beschränkt, und erstreckt sich nie auf ein Jahr. Wenn der Fremde nach Ablauf der ihm bestimmten gesetzlichen Zeit noch im Moslim-Lande ist: so wird er steuerpflichtiger Unterthan, muß Kopfgeld zahlen und kann nicht mehr freiwillig das Land verlassen. So ist es auch mit den fremden Frauen, die sich mit Unterthanen des Reichs verheiraten.

Aber der Aufenthalt eines Fremden, der steuerpflichtig geworden ist, giebt ihm kein Recht auf die Wohlthat der Moslim-Gesetze hinsichtlich seiner Besitzungen außerhalb des Reichs. Ueberdieß ist die Frau, ihre Kinder und all ihr Eigenthum in fremdem Land zu Kriegszeiten den Gesetzen, betreffend die Feinde des Islam, unterworfen.

Der Fremde hat in einem Moslim-Lande so gut wie der steuerpflichtige Unterthan den bürgerlichen und Straf-Gesetzen des Islam zu gehorchen. Verläßt er das Land, nachdem er steuerpflichtig geworden: so wird dieß als Entweichung angesehen und bestraft, nämlich mit Proscription. Jeder Proscribirte aber ist außer dem Gesetz. Begiebt er sich zu den Feinden des Reichs, und wird da in einem Treffen getödtet oder gefangen genommen: so verfällt all sein Vermögen im Lande, und es wird in die Masse geworfen, die als rechtmäßige Beute den siegenden Moslimin zukömmt. Ein Gleiches findet statt, wenn sich außer dem Reich ein Streit zwischen Moslimin und Fremden erhebt.

Der Fremde muß sich sorgfältig vor allen unreinen Handlungen in Acht nehmen, und er muß sich sogar fern von seiner Gattin oder von seiner Freigelassenen halten, und darf in keine Berührung mit ihnen kommen, wenn sie als Gefangene dem Feinde in die Hände gefallen, noch mehr aber, wenn sie dort entehrt worden sind.

III. Von dem Moslim in der Fremde.

Ein Moslim kann nur dann in die Fremde reisen, wenn er die Versicherung erhalten hat, daß er daselbst Schutz finden wird. Jedoch kann er nur in Geschäften und mit der Absicht dahin gehen, einige Zeit da zu verweilen, nicht aber sich bleibend da aufzuhalten und festzusetzen. Nur dann darf er den Koran mit in die Fremde nehmen, wenn er gewiß ist, in voller Freiheit und Sicherheit da leben zu können.

Er kann da alle Rechte auf seine Frau oder auf seine nicht ganz Freigelassene ausüben, nicht aber über die, welche noch ganz Sclavin ist. Dieß geht aus dem Grundsatz des Moslim-Rechts hervor, daß die Eigenthumsrechte eines Moslim auf seinen Sclaven in der Fremde aufhören.

Civil-Gesetzbuch.

Erstes Buch. Von der Ehe.

Die Bedingungen in der Ehe sind: daß beide Theile volljährig und bei Verstand sind, daß sie die Absicht haben, dem Zweck der Ehe — d. h. der Fortpflanzung ihres Geschlechts — und allen andern Pflichten nachzukommen. Sie müssen auch ihre beiderseitige Einwilligung in den gesetzlichen Ausdrücken erklärt haben, und diese Einwilligung muß ganz freiwillig seyn: die Hochzeitfeier muß endlich nach der vorgeschriebenen Weise begangen werden.

Der Mann kann vier Frauen heiraten.

Das Versprechen bei der Ehe ist, daß die zwei Ehegatten für ihr ganzes Leben verbunden seyen.

Indessen kann der Mann doch seine Frau verstoßen, wenn er will.

Zu einer guten Heiratswahl gehört: Gleichheit der Geburt, der Religion und der bürgerlichen Lage, Gleichheit der Sitten, des Vermögens und des Standes.

Sind diese Bedingungen, auch bei einer volljährigen Person, nicht erfüllt, so hat ihr Vormund das Recht auf die Nichtigkeit der Ehe anzutragen, selbst wenn sie schon vollzogen ist, die Frau aber noch nicht empfangen hat.

Ein Moslim darf folgende Personen nicht heiraten:

1) Seine nächsten Verwandtinnen, d. h. seine Mutter, seine Großmutter, und seine andern Ascendentinnen, desgleichen nicht seine Tochter, seine Tante und seine Nichte.

2) Seine Verwandtinnen der Linie, d. h. seine Schwiegermutter, seine Schwiegertochter, seine wirkliche und seine Stiefmutter, seine Stieftochter u. s. w.

3) Die Verwandtinnen gleichen Grads von der Frau, deren Milch er genossen.

4) Die Verwandtinnen der Frau, gegen die er sich vergessen. Dazu genügt eine Lust, eine wollüstige Berührung, oder daß der Mann auf einen Theil ihres Körpers einen lüsternen Blick geworfen.

5) Die eigene Sclavin.

6) Die Sclavin eines Andern, wenn der Mann schon eine freie Gattin hat.

7) Die Frau von einer andern Religion.

8) Die Frau, die sich schon versprochen hat.

9) Die verstoßene Frau, die vor dem Ablauf der Bedenkzeit zurückkömmt, oder in derselben schwanger geworden ist.

Ueberdieß ist jede Ehe zwischen einer Moslim-Frau und einem Nicht-Moslim verboten.

Die Milch, welche eine Frau einem fremden Kind reicht, begründet eine so heilige Verwandtschaft zwischen ihnen, wie das Blut. Dazu bedarf es aber nur eines Tropfen Milch, den das Kind genießt: ja wenn von der Milch der Frau nur ein Tropfen in das Nasenloch eines Kindes spriezt, oder wenn es davon auf irgend eine Art genießt, ohne an der Brust zu saugen, so wird dadurch dieselbe Verwandtschaft begründet.

Der Mann muß alle seine Frauen in Beziehung auf Nahrung, Kleidung und Anstand gleich behandeln. Wenn er sie auf einer Reise nicht alle mit nehmen kann, so ist ihm freilich die Wahl erlaubt, am Besten aber thut er, wenn er das Loos entscheiden läßt.

Heiratet er eine Witwe oder eine Geschiedene: so muß er drei Nächte hintereinander bei ihr zu bringen, sieben aber, wenn sie noch Jungfrau ist.

Der Mann kann eine fast unbeschränkte Herrschaft über die Frau üben. Er kann ihr verbieten ohne seine ausdrückliche Erlaubniß auszugehen, er kann ein Haus oder einen Stadttheil bewohnen, welchen er will, hätte er selbst vor der Hochzeit das Gegentheil versprochen. Er kann ihr auch den häufigen Umgang mit ihren Verwandten beiderlei Geschlechts verbieten. Läßt sich die Frau einfallen, ihm im Geringsten zuwider zu seyn oder nicht zu gehorchen: so kann ihr der Mann allen Unterhalt versagen. Wenn jedoch die Frau ihre Hochzeitgabe zurückfordert, der Mann sie ihr aber nicht giebt, so verliert er seine ehliche Gewalt über sie.

Da die Fortpflanzung des Menschengeschlechts der Zweck der Ehe ist: so wäre der Mann strafbar, der bei seinen Umarmungen diesem Zweck entgegen wirkte, besonders gegen den Willen der Frau. Anders ist dies in Beziehung auf die Sclavinnen. Da können es die Männer halten, wie sie wollen.

(Schluß folgt.)

Die öffentlichen Bibliotheken zu London.

(Fortsetzung)

William Cole's Handschriften-Sammlung ist für die Special-Geschichte von England von dem höchsten Werthe. Während der zwanzig Jahre (1733—1753), welche Cole zu Cambridge zubrachte, sammelte er mit dem größten Eifer Alles, was sich auf die Geschichte dieser Grafschaft bezog, welche er zu bearbeiten beabsichtigte, wie er selbst (Tom. XXI pag. 65. Cole Mss.) sagt. Ueber die Collegien von Cambridge sind in Cole's Handschriften die ausführlichsten Untersuchungen niedergelegt. Er verschmähte aber auch nicht, Notizen und Urkunden über jeglichen Theil der englischen Geschichte überhaupt zusammenzutragen und Züge aus dem Leben seiner gelehrten Zeitgenossen oder früherer Gelehrten aufzuzeichnen. In seiner Schreiblust trug er in seine Bücher, was ihm in die Hände fiel und ihn anzog; er malte Grabsteine mit allen ihren Verzierungen, den Wappen, den Inschriften u. s. w., und wenn er von Kirchen, Kapellen und anderen Denkmalen der Vorzeit redete, so zeichnete er gern die Gegenstände seiner Untersuchungen an den Rand oder zwischen den Text. Auf diese Weise ist es nicht zu verwundern, wenn seine Handschriften neben dem Interessantesten manches Unbedeutende, selbst Läppische enthalten. Das Ganze besteht aus ungefähr 9,000 einzelnen Numern. Das Verzeichniß der ersten 46 Bände ist von Cole's überaus sauberer Hand geschrieben, und zeugt von dem großen Fleiße des Verfassers. Am Schlusse dieses Index, der 424 S. zählt, liest man die Worte: Finished this index, imperfect, at Milton near Cambridge, June 20, 1776, in a fit of the gout. Wm. Cole *)."

Die Mss. von Hargrave nebst dessen gedruckten Büchern kamen 1813 in das brittische Museum. Francis Hargrave sammelte besonders für Rechtswissenschaft, und da man in diesem Zweige bedeutende Lücken in der Bibliothek des Br. M. gewahrte, so ließ sich das Unterhaus bewegen, für den Ankauf dieser Sammlung zu stimmen. Das Ganze mag sich auf 8000 Bände belaufen. Der Katalog, dessen sich Hargrave bediente, wird noch in der Bibliothek aufbewahrt; seine Unvollständigkeit machte jedoch das Fertigen eines neuen Verzeichnisses nothwendig, das Henry Ellis aufgetragen wurde. Seine Arbeit ist 1818 (London, klein Folio) im Druck erschienen.

Die Handschriften von George Thomassen belaufen sich auf 1000 größerntheils kleine, aber sehr viel Seltenes enthaltende Schriften. Der Besitzer vermachte sie dem Br. Museum. Das Meiste ist historischen und politischen Inhaltes; sehr merkwürdig ist eine Sammlung satirischer Gedichte auf denkwürdige Personen und Begebenheiten aus den früheren Jahrhunderten.

Die Handschriften von Dr. Birch haben 378 Numern; die dem weiland Historiographen der K. Anna und Georg's, Thomas Mador, gehörige Sammlung von Mss. zählt 94 Bände in 4 und Fol., sämmtlich von seiner Hand geschrieben. Die Frau dieses Gelehrten vermachte sie dem Br. Museum. Charakter und Werth dieser Sammlung, an welcher Mador dreißig Jahre arbeitete, ergiebt sich von selbst, wenn man Mador's schriftstellerische Arbeiten kennt. Thomas Rymers Handschriften haben 58 Numern, viele einzelne Schriften enthaltend. Von Da Costa rühren eine Anzahl hebräischer Handschriften her; diese mit mehrfachen andern schätzbaren Geschenken belaufen sich bis jetzt auf 1860 Bände Handschriften, wovon jedoch viele Bände eine ganze Reihe einzelner Werke enthalten: Nro. 5540 z. B. hat 76, Nro. 6288 hat 123 einzelne Schriften. Der sogenannte Ayscaugh-Katalog enthält die Mss. von H. Sloane, Birch, Mador, Rymer u. A. und erschien 1782 in kl. Fol. Die späteren Geschenke (v. Nro. 5130 bis 6484) sind in fünf geschriebenen Foliobänden verzeichnet, wie sie eben eingegangen sind.

Endlich ist der schätzbaren Sammlung von Büchern und Handschriften zu gedenken, welche durch königliche Freigebigkeit diesem National-Institut zugeflossen sind. Von Heinrich VIII an, der eine Bibliothek zum Gebrauche der königlichen Prinzen stiftete, hatte sich die Royal Library bedeutend vermehrt. Als Georg II die Sammlung im J. 1757 in das brittische Museum gab, bestand sie aus 2000 Bänden Manuscripte und 9000 Bänden gedruckter Werke. Im J. 1762 kaufte Georg III für dieses Institut eine Sammlung von 32,000 Flugschriften, welche von 1564—1660 erschienen waren; diese sind in 2000 Bände zusammengebunden. Georg IV gab die von seinem Vater im Bukingham House angelegte Privat-Bibliothek, welche, wenn man die von Jos. Smith um 10,000 Pf. angekaufte Büchersammlung einschließt, sich auf 25,000 Bände belief, und die kostbarsten Werke aus allen Fächern des Wissens enthält, in das brittische Museum.

Wenn man zu den angegebenen Zahlen noch ungefähr 50 bis 60,000 Bände rechnet, welche gegen Dubletten eingetauscht (1767 schon ertheilte das Parlament dem Directorium das Recht, Dubletten zu verkaufen oder auszutauschen) und in England wie auf dem festen Lande angekauft wurden, so zählt die Br. Museumsbibliothek gegen 300,000 Bände *).

Die Bücher- und Handschriften-Sammlung im Lambeth-Palast ist von dem Erzbischof Bancroft gegründet und dann von seinen Nachfolgern Abbot, Juxon, Laud, Sheldon, Tennison und Secker vermehrt worden. Sie beläuft sich auf 25,000 Numern. Unter den Handschriften ist vieles Seltene und Unbenützte in Urkunden, normännischen Gedichten u. dgl. — Leider gehört diese Bibliothek zu denen, zu welchen man den Zutritt sehr erschwert findet und wo man sich mit gewichtiger Empfehlung versehen muß, um einen insolenten Bibliothekar geneigt zu machen, seine Pflicht zu erfüllen.

*) Um die von Baker herrührenden Handschriften im Br M. auszumitteln, dürfte man nur Cole's Mss. Tom. XXI, fol. 25—64 nachsehen und vergleichen, was davon in die Universitäts-Bibliothek nach Cambridge kam. Man that sehr Unrecht, diese Sachen, die sich gegenseitig ergänzen, zu trennen.

*) Bei einer Geschichte des Br. Museums ist besonders zu vergleichen Nro. 6179 Mss. mus. Brit. „Collections relating to the Br. Mus., consisting of Acts of Parliament, Statutes, and Rules, Notices of early Benefactions, Summons to the Trustees etc." folio.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 148. 28 May 1829.

Die Serben und die serbische Revolution.

(Fortsetzung.)

IV. Geselliges Leben.

Weit hinauf in den Bergschluchten, in den Thälern, welche durch Flüsse und Bäche gebildet werden, erstrecken sich die Dörfer der Serben; wenn sie bloß vierzig oder fünfzig Häuser zählen, oft über Meilenweite.

Die Häuser liegen einzeln, entfernt von einander; jedes ist gleichsam eine besondere Gemeinde. Um das eigentliche Haus her, einen von Lehmwänden umfaßten, mit getrocknetem Lindenbast und Heu bedeckten Raum, in dessen Mitte man den Heerd und das Feuer findet, sind Kammern angelegt, Klijet oder Wajat, oft von gehobelten Brettern, immer verziert, aber ohne Heerd. In jenem schlafen Vater und Mutter; die Kammern sind für die jüngern Ehepaare. Alle bilden eine einzige Haushaltung; sie arbeiten und essen mit einander, und sammeln sich in den Winterabenden um das Feuer. Auch wenn der Vater stirbt, bleiben die Brüder, indem sie den Geschicktesten aus ihrer Mitte zum Hausherrn, Starjeschina, wählen, so lange bei einander, bis eine allzugroße Vermehrung Absonderung gebietet. Oft bildet ein Haus eine ganze Gasse.

Der Bauer bedarf nur wenig fremder Hülfe. Die Männer bauen sich selbst Haus und Kammer, verfertigen sich in hergebrachter Weise Pflug und Wagen, schnitzen das Joch ihres Zugviehes, legen Reife um die Fässer und bereiten sich ihre Schuhe von rohem Leder. Für die übrige Kleidung sorgen die Frauen, welche Wolle und Flachs spinnen, Leinwand und Tuch weben, und mit Krapp zu färben verstehen. Für das Dorf ist vornehmlich ein Schmid nöthig, der die Werkzeuge fertigt. Die Mühlen gehören einzelnen Häusern gemeinschaftlich und jedes hat seinen Tag.

Ursache und Folge dieser Abgeschlossenheit ist ein Gefühl geschwisterlichen Zusammenhanges, das in dieser Art sich nirgend als bei den Serben findet. Der Bruder ist stolz auf den Besitz einer Schwester; die Schwester schwört bei dem Namen ihres Bruders. Den Verstorbenen beklagt nicht die Gattin; Mutter und Schwestern klagen um ihn und pflegen sein Grab. An einigen Orten hat sich der sonderbare Gebrauch erhalten, wenn von zwei Brüdern, deren Geburtstag in denselben Monat fällt, der eine stirbt, den Ueberlebenden an den Todten zu fesseln, so lange, bis er einen fremden Jüngling rufen läßt; diesen nimmt er an Bruders Statt an, und wird von ihm gelöset. Allenthalben feiert Niemand seinen Namenstag, seinen Geburtstag; jedes Haus hat seinen Schutzheiligen, dessen Tag begeht es mit Fest und Schmaus.

Eheliche Verbindungen machen die Hausväter beider Theile aus; durch eine Art von Kauf wird ein so nützliches Mitglied der Haushaltung, wie ein erwachsenes Mädchen ist, von einer Familie an die andere verabfolgt. Der Bruder überantwortet die Braut dem feierlichen Zuge, der sie nach dem fremden Hause abzuholen gekommen ist; hier wird sie von Schwester oder Schwägerin empfangen. Ein Kind schmücken, mit dem Spinnrocken die Wände berühren, welche sie oft bei diesem Werkzeug fleißig sehen sollen, mit Brod, Wein und Wasser unter dem Arm und in den Händen, an den Tisch treten, den sie so oft zu besorgen haben wird, das sind die symbolischen Ceremonien, mit denen sie in die neue Gemeinschaft hinüber geht. Der Mund, der Wenig und nur Gutes reden soll, ist ihr durch ein Stück Zucker gefesselt. Noch ist sie fremd; noch ein Jahr lang heißt sie Braut. Durch einen von der Sitte gebotenen Ausdruck fortwährender Verschämtheit ist sie selbst von ihrem Gatten getrennt. Indessen ist es doch ein Bund, der von Jahr zu Jahr enger und bedeutender wird. Er verknüpft die verschiedenen Familien durch Verschwägerung.

Eine eigenthümliche Art der Verbindung, welche, obwohl außerhalb der Familie, sich derselben doch zunächst anschließt, ist die Verbrüderung. Im Namen des heiligen Johannes verbinden Freunde, Freundinnen sich zu wechselseitiger Treue und Hülfe für das ganze Leben; bei den Griechen und christlichen Albanesen, wo derselbe Gebrauch herrscht, ist damit zugleich eine kirchliche Einsegnung verbunden, die man indessen in Serbien nicht kennt. Am Sichersten meint man den zu wählen, von dem man etwa einmal geträumt hat, in irgend einer Noth ihn um Hülfe gebeten zu haben. Die Verbundenen nennen sich Brüder in Gott, Wahlbrüder, Pobratimie. In Altorschowa und Negotie pflegt man am zweiten Montag nach Ostern des Morgens den Rasen auf den Gräbern zu erneuen; hierauf kommen Nachmittags die jungen Leute zusammen, und flechten

grüne Kränze. Ja zwei Jünglinge mit einander und zwei Mädchen mit einander verbinden sich dann, indem sie sich durch diese Kränze küssen und sie zuletzt tauschen. Ihre Verbindung gilt jedoch, da sie noch jung sind, nur bis auf das nächste Jahr; alsdann kommen sie wieder, und wenn sie einander kennen gelernt haben, so erneuen oder lösen sie den Bund.

Eine Gemeinschaft von größerem Umfange, in welcher auf ähnliche Weise das Familien-Leben aufgeht, wie in diesem das individuelle, bildet das Zusammenleben in dem Dorfe. Dieses hat theils eine bürgerliche, theils eine geistliche Bedeutung. Die erstere, indem jedes Dorf seine Aeltesten (Kmeten) und seinen Ortsvorsteher (Serski knes) wählt, und dadurch einen mittelbaren Antheil an der Gemeindeverwaltung nimmt, so wie es auf der andern Seite auch zu gemeinschaftlicher Leistung der Poresa und vor Allem des Blutgeldes verpflichtet ist. Merkwürdig, daß, sobald das letztere einmal erlegt war, der Verschulder, der Mörder, ungescheut zurückkehren durfte, ohne daß ein Anspruch auf Bestrafung gegen ihn erhoben worden wäre. Die geistliche Bedeutung der Dorfgemeinschaft liegt in der gemeinsamen Verehrung eines und desselben Heiligen. An dessen Festtag versammelt man sich auf einem geräumigen Platze; die Geistlichen erscheinen und weihen Wasser und Oel, unter ihrer Anführung zieht man mit Kreuzen und Bildern durch die Felder und an einigen Orten von Haus zu Haus.

Diese doppelte Gemeinschaft erweitert sich ferner. Mehrere Dörfer unter einem Oberknes — Baschknes, Oborknes — vereinigt bilden einen Kreis, Kneschina, und in dieser Gemeinschaft hangen sie mit der Regierung zusammen. — Nicht so streng geschlossen, aber wirksamer ist die geistliche Verbindung, in der mehrere Gemeinden mit dem Kloster stehen, das ihnen zunächst liegt. Es hat sich üblich gemacht, daß man die Beichte — welche ohne Zweifel von allen kirchlichen Handlungen am Meisten den Geistlichen in Ansehen zu erhalten und ihm Einwirkung auf die Laien zu verschaffen vermag — ausschließend bei den Mönchen ablegt. An gewissen Tagen versammelt man sich hiezu in den versteckten Schlupfwinkeln des Waldgebirgs, wo die Klöster einsam liegen. Auf Beichte und Communion des Morgens — oft ist man schon den Abend zuvor gekommen und hat die Nacht beim Feuer zugebracht — folgt Nachmittags Berathung der Aeltesten, Spiel und Tanz der Jugend, Markt und Verkehr. Haben die Knesen die Pflicht, dafür zu sorgen, daß das Kloster in baulichem Stand erhalten werde, so üben sie auch das Recht den Vorsteher, sey er Archimandrit oder Igumen, aus den Mönchen zu wählen.

Bei Weitem geringeres Ansehen, als die Mönche, obwohl auch diese tiefer auf die Gesinnung des Volkes einzuwirken nicht vermochten, hat die weltliche Geistlichkeit. Die Popen kauften unter der türkischen Herrschaft ihr Amt von dem griechischen Bischof und wurden von demselben wie Knechte behandelt. Sie hatten kein Geschäft, als etwa bei Taufe, Trauung und Todesfällen aus dem Ritual zu beten und aus dem Kalender die Festtage anzugeben; oft waren sie ohne Kirche. Ihre Rente, die Gebühr, die sie für ihre Pfarrhandlungen empfingen, ernährte sie nicht; ein Glück, wenn sie in ihrem Dorfe zugleich ihr Erbgut hatten, welches sie wie die Andern bestellten; sonst erging es ihnen übel genug. „Mein Vater," fragte ein Knabe den Popen, „hütest Du auch die Ochsen?" — „Mein Sohn," antwortet dieser, „wenn sie noch mein wären!"

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Skizzen aus den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Der Niagara.

In der Regel geben die Carten die Lage des Katarakts sehr mangelhaft an: so lassen sie z. B. den Strom ober- und unterhalb der Fälle in gleicher Richtung fortfließen; was so ganz falsch ist, daß derselbe vielmehr da, wo er hinabstürzt, einen nach der Seite von Canada vorspringenden spitzen Winkel bildet. Oben ist seine Richtung nördlich mit einer leichten Neigung gegen Osten, unten eine Meile weit ganz nordöstlich und dann vollends bis zum Ontario fast gleichmäßig nördlich. Die Breite wechselt *) von 7 bis zu ½ Meile: bei dem schwarzen Felsen, zwei Meilen unterhalb Buffalo am Erie (hier befindet sich eine Fähre über den Niagara, wo man um 50 Cents nach Canada überfährt) beträgt sie ¾ Meilen; eben so viel bei den Fällen selbst. Am Breitesten ist der Strom bei der großen Insel (Grand island), nämlich 7 Meilen breit und am Schmälsten beim Fort Niagara, ¼ Meile breit. Die große Insel erstreckt sich von 5 Meilen unterhalb dem schwarzen Felsen bis auf 1½ Meilen zu dem Katarakt; sie enthält ein Areal von 17,800 Morgen, mit einem trefflichen Boden, einen großen Sumpf in ihrem Innern abgerechnet. Weiter hinab, durch einen tiefen Canal getrennt, liegt die Navyinsel und beinahe unmittelbar vor dem Katarakt die Ziegeninsel, nach welcher man von der new-yorker Seite aus durch eine Brücke gelangt. Sämmtliche Inseln des Niagara **) gehörten den Senecaindianern, die sie im Traktat von Buffalo am 12 September 1815 an den Staat New-York gegen die Summe von 1000 Doll. und eine jährliche Rente von 500 Doll. abtraten. Für die Indianer hatte der Niagarastrom einen großen Werth wegen des Fischfangs, der daselbst eine reiche Ausbeute von Lachsforellen (unterhalb des Katarakts), von Stören, besonders köstliche

---

*) Einen Theil dieser Angaben haben wir aus folgendem Werk entlehnt: A Gazetteer of the State of New-York embracing an ample Survey and description of its Counties, Towns, Cities, Villages, Canals, Mountains, Lakes, Rivers, Creeks and Natural Topography, arranged in one Series, alphabetically; With an appendix, embracing the new Counties and Towns erected in 1823, a concise geography of the State, with all its civil divisions, to January I 1824, a table of all the postoffices in the State etc. With a new Map and Profiles of the Canals. By Horatio Gates Spafford. Albany 1824. Dieses Werk hat gewisser Maßen einen officiellen Charakter, indem es den höchsten Staatsbehörden im Msc. mitgetheilt und von diesen gut geheißen wurde.

**) Strawberry, Snake, Squaw, Bird Island etc.

Weißfische von 2 bis 6 Pfund, die vom Oktober bis May gefangen werden, Baß-, Muscalungafische ꝛc. liefert. Vom Fort Erie bis zur Mündung des Chipewa — auf einer Strecke von 18 Meilen — ragen die Ufer bloß zwischen 4 bis 10 Fuß über den Wasserspiegel empor; von da an bis zu dem Katarakt — die canadische Seite entlang 2½ Meilen — erhöhen sie sich bis zu 100 Fuß, und die Strömung wird so rasch, daß sie die ganze Oberfläche in einen Nebel von Dunst hüllt. Vom Katarakt bis Levistown erreicht das Ufer *) eine Höhe von 310 Fuß, der Strudel — eine halbe Meile unterhalb dem Fall — und das Teufelsloch — noch eine halbe Meile weiter hinab — zeichnen diesen Theil des Stromes aus. Das Teufelsloch besteht in einem tiefen Schlund, der sich etliche und dreißig Fuß über dem Wasser öffnet. Die Sage erzählt, daß dort im Jahr 1756 ein Trupp Franzosen und Indianer eine Abtheilung Britten überfallen und mit Gepäck, Roß und Mann in den Abgrund hinabgetrieben habe. Der Strudel ist das allgemeine Depot für Alles, was den Katarakt hinabkommt. Vor einigen Jahren sah man darin Hunderte von Lasten wilden Geflügels herumschwimmen, das wahrscheinlich in einem furchtbaren Sturm in den Katarakt gerathen war. Oft sieht man das Wasser und die Ufer wörtlich mit todten Fischen übersäet. — Von Lewistown bis zum Ontario — 7 Meilen — senkt sich die Höhe des Ufers bis zu 30 und 25 Fuß herab. Trotz der Schnelligkeit der Strömung sammelte sich in den Wintern von 1821/22 und 1823/24 nicht nur Eis im Fluß, sondern es legte sich sogar fest und verursachte dadurch ein plötzliches Steigen des Wassers um 15 bis 20 Fuß.

Man hat behauptet, daß der geschickteste Standpunkt, den man den Katarakt zu sehen wählen könne, die Ziegeninsel sey. Allein nach der Lage des Ganzen zu urtheilen, dürfte wohl der Teufelsfelsen (unterhalb des Falls auf der canadischen Seite) bei Weitem den Vorzug verdienen, indem derselbe die Vortheile einer Profil- und Frontansicht vereinigt. Dagegen stellen sich die Stromschnellen oberhalb des Katarakts von der Ziegeninsel aus betrachtet am Besten dar. Es giebt wenig großartigere und erhabenere Scenen als diese Stromschnellen, zumal auf der canadischen Seite; taumelnd von Fels zu Fels **) — manche von ihnen haben einen senkrechten Fall von 8 bis 10 Schuh bilden sie eine Reihe von Katarakten, die nur wegen der Nähe des großen einzigen weniger die Aufmerksamkeit erregen. Eben so eigenthümliche Schönheiten hat man auf der new-yorker Seite zu genießen, obwohl hier der Canal schmäler ist. Eine Menge kleiner Inseln mit zwerghaften Cedern liegen zwischen dem festen Land und der Ziegeninsel, umbrandet von dem dampfenden Gischt. Eines dieser Inselchen hängt auf der Spitze des Katarakts. Ein seltsamer Anblick — dieses 15 bis 20 Yards breite Ding — die zwei gigantischen Ströme auf beiden Seiten!

„Es war ein schöner Juliabend, erzählt Darby, als ich das erste Mal den Niagara besuchte; die Sonne stand bereits tief am Horizont; mit einem Gefühl von Ehrfurcht nahte ich mich diesem großen Weltgemälde, nach dessen Betrachtung ich mich seit Jahren gesehnt hatte; ich hörte das dumpfe entsetzliche Brausen der Wogen; ich unterschied das Bleibende, die Bäume und Felsen, und das Wandelbare und Unstäte, die Wolken, die in einem Augenblick aufwallten, in dem andern wieder dahinsanken. Mit Einbruch der Nacht zog ich mich zurück, entschlossen das Schauspiel im Strahl der Morgensonne zu wiederholen. Der Tag kam — ein heller, heiterer Morgen. Ich eilte nach der Höhe. Ich näherte mich von der new-yorker Seite her, wo die Aussicht dadurch, daß man sie bloß von der Seite hat, ihre beste Wirkung verliert; nichts desto weniger fand ich nicht nur Alles unendlich übertroffen, was ich je gesehen hatte, sondern selbst meine Erwartungen, die nicht gering waren. Wie spiegelte sich die Sonne auf den wirbelnden Wellen, die tief unten aus dem Abgrunde sich aufbäumten! Umsonst suchte mein Auge den Boden dieses grauenvollen Schlundes: es starrte in ein finsteres Chaos voll unbeschreiblichen Getümmels. Meine Gedanken weilten über diesem endlosen Kampfe der Elemente. Ich fühlte den abschüssigen Stein, auf dem ich stand, unter meinen Füßen zittern, der Felsen wich, und Stück um Stück rollte er hinab und der Strom mit seiner zerstörenden Kraft und seinem bergenden Schoße, mit seinen brausenden Wogen und seinen entfliehenden Wassern malte mir das Bild der Vergänglichkeit.

Zögernd wandte ich meine Schritte zurück, um die jähen Felsen hinabzuklettern, bis ich mich am Fuß des Katarakts befand; ich passirte den Strom ungefähr 250 Yards jenseits seines Sturzes. Noch hatte die ungestüme Brandung sich nicht gelegt, doch hatte ich sie mir wilder und reißender vorgestellt und man konnte ohne Gefahr übersetzen. Senkrecht und rauh ausgebrochen steigen auf beiden Ufern die Felsenwände weit über den Katarakt bis zu der schwindelnden Höhe von zwei bis dreihundert Fuß empor. Die Bäume, welche über dem obern Saum der Klippen ihre Häupter wiegen, erscheinen, von unten gesehen, wie Zwerge; die Fluthen übergossen mich mit Schaum; aber das Panorama, das sich vor mir ausbreitete, ließ mir keine Zeit, diesen Uebelstand zu bemerken. Die beiden Ufer gleichen sich auffallend: sie sind von oben bis zur Mitte herab massiv und senkrecht, während sie sich gegen die Basis hin abdachen und aus losgerissenen Trümmern zusammengesetzt sind.

Jede Beschreibung vermag nur eine unvollkommene Vorstellung von diesem Wunder des innern Nordamericas zu geben. Die Höhe des Falls *), seine Breite, die Geschwindigkeit und Quantität des Wassers, dieß alles läßt sich mit ziemlicher Genauigkeit bestimmen; aber um den Eindruck in seiner ganzen Fülle zu empfinden, muß man anschauen. Die Landschaft an sich bietet zwar außer dem Strom und den Felsenmassen, die seinen Strand umgürten, keine überraschenden Scenerien anderer Art dar. Aber wem sollte der Niagara in seiner einfachen Größe nicht genügen? Gewiß ginge von dem Eindruck Viel verloren,

*) Schichten von weichem Schlamm und Sand, Thon, Gips, Schiefer, Kalkstein mit einem Superstratum von Erde.

**) Der Fall der Stromschnellen ist in einer halben Meile 51 Fuß.

*) 158' 4'' nach der neuesten Messung, Philadelphia Sat. Eve. Post September 29 th 1827.

wenn die Umgegend kerzig und felsig wäre. So aber ist es ein Bild, dessen ganze Umrisse man mit einem Male ungestört durch fremdartige Gegenstände, übersieht, und ein Ton, den man hört, der ewige Donner des Katarakts. Ich hätte ihn im Winter sehen mögen — unter dem Heulen der schwarzen Nordweststürme. *)

Die Form des Katarakts ist die eines Halbzirkels, dessen längste Linie auf der Ostseite des Hauptstroms, des Hufeisenfalls (horse shoefall), sich befindet. Der Hufeisenfall hat etwa 680 Yards im Durchmesser, der „Hochfall" auf der new-yorker Seite etwa 380; die Ziegeninsel 330 und die kleine Insel rechts davon 20 — der ganze Katarakt also 1410 Yards. Bei dem Hufeisen-Fall, wo der Sturz bloß 150′ beträgt, macht derselbe einen 50′ weiten Bogen, ehe er in den 300′ tiefen Schlund hinabsinkt; auf der americanischen Seite, wo der Wasserstrahl dünner ist, fällt er fast senkrecht. Der Katarakt war ohne Zweifel ursprünglich 8 Meilen weiter unten, wo jetzt Lewistown ist: denn dieß liegt am Fuß der Terrasse und hier beginnt die Anschwemmungslinie des Ontario (Alluvial-Way oder Ridge Road). Im Jahr 1795 lößte ein Erdbeben ein mächtiges Felsenstück von dem Katarakt los und stürzte es in die Tiefe. Unterhalb den Fällen erscheint die Oberfläche in einer seltsamen Unebenheit, das Wasser und der Schaum treiben große sphärische Figuren in die Höhe, wo sie in Dunstwolken zerberstend niedersinken, während andere in unaufhörlichem Wechsel ihnen folgen.

Die Naturschönheiten um den Niagara beschränken sich indeß doch nicht auf den Katarakt und die Stromschnellen. Von den Höhen oberhalb Queenstown öffnet sich eine Aussicht, die nur der des Katarakts selbst nachsteht, wiewohl sie einen ganz verschiedenen Charakter hat. Unten liegt die weite vom Ontario angeschwemmte Ebene, bunt bedeckt mit Wiesen und Meiereien. Der tiefe und bewegte Strom tritt aus seiner finstern Bahn zwischen den Felsen hervor und fern im Hintergrund schließt der einem Meer gleich ausgebreitete Ontario die Perspektive. Auf diesen Höhen muß man stehen, um das Faktum anschaulich zu finden, daß hier vor Zeiten der Niagara überströmte, seinen rauchenden Sprudel mit den Wogen des Oceans vermischend. Es gab eine Zeit, wo kein Niagara vorhanden war, und die Zeit wird kommen, wo er nicht mehr seyn wird. Zu diesen mächtigen Revolutionen der Natur verhalten sich die Veränderungen der Reiche wie die zerfließende Blase eines Teichs, den ein Knabe mit einem Stecken rührt, zu der überwältigenden Wassermasse, welche die Klippen des Niagara umbrandet. Seit der Katarakt durchbrach, wo Queenstown jetzt steht, haben sich erhoben und sind gefallen Assyrien und Babylon; Persien und Macedonien; Karthago und Rom. Die Fluth der nordischen Barbaren stürmte aus ihren heimischen Wildnissen hervor und entweihte die Gräber der Fabier und der Scipionen, und die gesitteten Söhne dieser gepanzerten Krieger suchen jetzt mit religiöser Verehrung die Fragmente der Statuen auf, die ihre Väter zertrümmerten; und während dieser Strom des geistigen Lebens durch die Jahrhunderte ebbte und fluthete, brauste der Niagara in unaufhaltsamem Lauf. Und als die Geschlechter aus dem Schlummer eines Jahrtausends erwachten, da ging der menschliche Geist aus, neue Welten zu suchen; er entdeckte America und mitten in dieser neuen Schöpfung den Niagara.

Die Nachbarschaft des Niagara hat für die americanische Geschichte ein gewisses classisches Interesse. Der letzte Krieg zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten führte einige Ereignisse herbei, die man als Marksteine in der Geschichte bezeichnen kann. Die beginnende Größe unsrer Seemacht und die glorreiche Beendigung des Kriegs übertrafen alle Hoffnungen der Nation. Auf keinem Punkte des Kriegstheaters waren die Operationen der beiden Heere blutiger als am Niagara. Vielleicht wurde im Verhältniß der Zahl der Kämpfer nie hartnäckiger gefochten oder ein Sieg theurer erkauft, als in dem Treffen bei Queenstown am 8 October 1814, wo General Brock fiel, in dem am Chipewafluß am 5 Juli 1814 und in dem bei Bridgewater *). Doch wüßte ich keinen Ort, den der Reisende besuchte und wo seine Erwartungen weniger befriedigt würden, als ein Schlachtfeld. Nach den glänzenden Berichten von schönen Positionen, die besetzt, vertheidigt oder verloren wurden; von Bewegungen der Truppen, ihrem Zusammenstoßen, ihrem Sieg oder ihrer Niederlage ist man geneigt auch von der Scenerie der Gegend, wo diese Begebenheiten vorfielen, etwas Besonderes zu erwarten; wenn wir dann hinkommen, so schwindet diese Täuschung, und das Auge sieht Nichts als gewöhnliche Gegenstände." **)

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Unwillkürlich wird man durch den Niagara an Homers Scylla und Charybdis (Odyss. μ 73 sqq. 234 sqq.) erinnert oder an die Schilderung des Katarakts von Velino im Childe Harold (Gesang IV, Str. 69 — 72)

The roar of waters! — from the head-long height
Velino cleaves the wave-worn precipice;
The fall of waters! rapid as the light
The flashing mass foams shaking the abyss;
The hell of waters! where they howl and hiss
And boil in endless torture etc.

*) Poststadt im Südosten der Grafschaft Oneida.

**) Der Besuch des Niagara ist gegenwärtig eine Lustpartie für die New-Yorker. Der Obrist Whitney hat daselbst einen trefflichen Gasthof eingerichtet und eine bequeme bedeckte Treppe bis an den Fuß des Katarakts hinabführen lassen. Stappford gedenkt eines Winterbesuches, den er im J. 1822 hier machte. Er kam vom Erie her; schon auf einer Entfernung von 26 Meilen (der Straße nach 46) sah er die glänzenden Schaumsäulen aufsteigen. Es war ein kalter Januartag, der Wind bließ heftig aus Norden, die Sonne stand tief an dem unumwölkten Horizont — Alles begünstigte die Fernsicht. In den Umgebungen des Katarakts hatte der Schaum den Schnee mit einer dichten Eiskruste überzogen, deren Last die überhängenden Bäume niederdrückte Der Strom selbst war zu, wo nicht die Raschheit der Strömung das Gefrieren verhinderte, d. h. in den Stromschnellen und dem Catarakt, und hier taumelten sich Myriaden von wilden Enten, bald hinschwimmend, bald wieder zurückfliegend, lustig umher. Der Obrist Whitney, der seinen Gast begleitete, sagte, daß dieß in den kältesten Wintertagen mehrere Wochen lang eine ganz gewöhnliche Erscheinung sey.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 149. 29 Mai 1829.

Die Serben und die serbische Revolution.

(Fortsetzung.)

V. Volksglauben.

Frei von priesterlichem Einfluß verbindet die religiöse Sinnesweise des Serben den Glauben an eine allwaltende Versehung, den das Christenthum ihn gelehrt hat, mit einer Art von Naturverehrung, deren Gebräuche sich vielleicht aus der ältesten Zeit des Heidenthums erhalten haben.

In dem Winter, zuletzt vor den Fasten, hat man das große Todtenfest begangen; ein Jeder hat das Andenken seiner Verstorbenen gefeiert; sobald aber der Palmsonntag kommt, gedenkt man des erneuerten Lebens. Den Sonnabend zuvor versammeln sich die Mädchen auf einer Anhöhe und singen Lieder von der Erweckung des Lazarus; am Sonntag, früh vor Sonnenaufgang, versammeln sie sich an dem Orte, wo sie Wasser schöpfen, hier tanzen sie ihren Reigen und singen ein Lied, wie das Wasser trübe werde vom Geweihe des Hirsches und klar von seinem Auge. Frei von Eis und geschmolzenem Schnee ist das Wasser der erste Bote des verjüngten Jahres.

Am Vorabend des Georgitages suchen die Frauen schon junge Blumen und Kräuter; sie fangen das Wasser auf, das von dem Mühlrade abgespühlt worden, werfen jene hinein und lassen Beides die Nacht über stehen, um sich des Morgens darin zu baden. Dieß halten sie für sehr vortheilhaft für ihre Gesundheit.

Bald kommt Pfingsten, das Fest der Kralitze. Zehn bis fünfzehn Jungfrauen versammeln sich hiezu, eine den Fahnenträger, eine andere den König, eine dritte verschleiert die Königin, Kralitze, vorstellend, von einer Hofdame bedient; so ziehen sie durch das Dorf und verweilen tanzend und singend vor jedem Haus. Der Inhalt der meisten ihrer Lieder, die sich auf Vermählung, Liebeswahl, glückliches Beisammenseyn, Freude an den Kindern beziehen; der Refrain aller Verse, Beljo — ein Wort, das man für den Namen einer altslavischen Liebesgottheit hält; das Lied, welches ihren Umzug begleitet, von den Wilen, die unter dem wachsenden Fruchtbäume tanzen, und von Radischa, der, vor ihnen her den Thau von den Blumen trocknend, um eine der Wilen wirbt: „Bei seiner Mutter in der Kühle sitzend solle sie am goldenen Rocken Seide spinnen;" Alles athmet frische Frühlingsluft, verhüllte, sittige Liebesregung, genährt von dem Mitgefühl der jetzt in ihrer Blüthe stehenden Natur.

Mit der Jahresentwicklung schreitet man weiter. Das St. Johannisfest wird für so groß gehalten, daß man glaubt, die Sonne bleibe an demselben dreimal vor Ehrfurcht stehen. Den Vorabend begehen die Hirten, indem sie Birkenrinden zu Fackeln binden und mit den brennenden zuerst die Hürden der Schafe, die Umzäunung, innerhalb deren die Ochsen stehen, umschreiten, alsdann auf die Berge steigen und sie dort, ihre Spiele treibend, verbrennen lassen.

Zweierlei ist für die Ernte zu fürchten: allzugroße Dürre und heftige Ungewitter. Fast unverholen tritt hier eine Art heidnischer Vorstellungen hervor. Bei anhaltendem Mangel an Regen wird ein Mädchen, unbekleidet, mit Gras, Kräutern und Blumen dergestalt umwunden, daß man selbst von ihrem Gesichte beinahe Nichts sieht. Sie ist gleichsam ein wandelndes Gras und zieht von Haus zu Haus; sie heißt die Dodola. Symbolisch gießt die Hausfrau einen Eimer Wasser über sie aus; ihre Begleiterinen singen ein Gebet um Regen. Dieser kann nun auch nicht ausbleiben, und ein Lied ist ausdrücklich darauf berechnet, daß die Wolken den Zug übereilen und vor ihm her Reben und Korn benetzen.

Während man auf diese Weise um Regen bittet, hat man auf der andern Seite die Ungewitter den größten Heiligen anheim gestellt. Elias, der im feurigen Wagen gen Himmel fuhr, ist hier zu einer Art von Donnergott geworden: er heißt der Donnerer; die feurige Maria sendet die Blitze; Pantelleimon beherrscht die Stürme. Die Tage, die der Verehrung dieser Heiligen besonders gewidmet sind, fallen zwischen den 20 und 28 Juli.

Hierauf ist man in Feld und Garten beschäftigt, die Frucht, die das Jahr getragen hat, einzubringen; wird es Winter, so denkt man an ein künftiges Jahr. Am Abend vor St. Barbara kocht man allerlei Getraidearten in einem Topf und läßt ihn die Nacht über beim Feuer stehen; am andern Morgen sieht man nach, auf welcher Seite des Gefäßes die gekochte Masse höher emporgetrieben worden ist; nach dieser hin beackert man das brachliegende Feld.

Auf diese Weise fühlt das Volk sich abhängig von den Gewalten der Natur. Noch schwört man sogar bei Sonne und Erde: „Tako mi Sunza! Tako mi Semlje!" (So mir Sonne! So mir Erde!) ist eine sehr gewöhnliche Betheurung.

Dabei zweifelt man aber nicht, daß Alles von Gott unmittelbar abhänge; nicht leicht fängt man eine Arbeit anders als im Namen Gottes an. Man würde es für eine Sünde halten, Etwas zu versprechen, ohne den Zusatz: „Wenn Gott will!" die Sprache selbst hat in diesem Sinne sich ausgebildet; und wir bemerken in derselben eine der sonderbarsten Auslassungen. Den Reisenden fragt man nicht: „Wo willst Du hin, wenn es Gott gefällt?" sondern man sagt nur: „Wenn es Gott gefällt," und läßt die eigentliche Frage ganz weg. Wenn man das dreimalige Gebet des Tages hält: früh, bei Tisch, und zu Nacht; so bedient man sich nicht herkömmlicher Formeln; man gedenkt selbst bei Tisch nicht etwa des Gedeihens der Speise, sondern ein Jeder sucht dem höchsten Wesen sein Anliegen, seinen besonderen Wunsch in eignen Worten vorzutragen. Der Trinkspruch der Serben lautet: „zum Ruhme Gottes;" bei keinem Weingelag dürfte der oben an zu sitzen wagen, der nicht ein schönes Gebet zu sprechen wüßte. Immer indeß denkt man sich unter besonderer Protection seines Heiligen. Zu dem Fest des Hauspatrons ladet man mit den Worten ein: „Auch Euer Haus ist Gottes, wir bitten Euch zu Abend zu kommen; was der Heilige gebracht hat, werden wir nicht verbergen."

An dem Christabend, wenn die Arbeiten gethan sind, geht der Hausvater in das Holz und haut sich eine gerade, junge Eiche. Diese bringt er mit dem Gruß: „guten Abend und glückselige Weihnachten," in das Haus. Man antwortet ihm: „Gott verleihe sie Dir, du Glücklicher und Ehrenreicher," und überschüttet ihn mit Getraide. Dann legt man den Baum, den man Badajak nennt, in die Kohlen. An dem Morgen, den man mit Pistolenschüssen begrüßt, erscheint der für jedes Haus schon im Voraus bestimmte Besucher; aus einem Handschuh wirft er Getraide durch die Thür und ruft: „Christ ist geboren!" Wer getroffen worden, antwortet: „In Wahrheit, er ist geboren!" Darauf tritt Jener näher, und indem er mit der Schürzange auf den noch in den Kohlen liegenden Badajak schlägt, daß die Funken umhersprühen, ruft er aus: „Wieviel Funken, so viel Rinder, Pferde, Ziegen, Schafe, Schweine, Bienenstöcke; so viel Glück und Segen!" Die Hausfrau verhüllt den Besucher; den Badajak trägt man in den Baumgarten. In die Kirche geht man nicht; zur Mahlzeit aber stellt sich ein Jeder mit der brennenden Wachskerze in der Hand ein. Diese haltend betet man, man küßt einander mit den Worten: „Gottes Frieden! Christ ist in Wahrheit geboren, wir beten ihn an." Gleichsam um die enge Vereinigung aller Glieder des Hauses anzuzeigen, sammelt der Hausvater die Kerzen noch brennend, klebt sie aneinander, steckt sie in eine Schüssel, die man eben, mit der Tschesnitza und allerlei Getraide angefüllt, hereingebracht hat, und löscht sie mit Körnern aus. Die Tschesnitza ist ein ungesäuerter Laib Brod in herkömmlicher Form; wer, wenn man sie bricht, das Stück Geld bekommt, das hinein geknetet worden, für den hofft man vor allen Andern auf ein glückliches Jahr. Der Tisch wird nicht abgeräumt, noch die Stube gekehrt; es ist ein dreitägiger Freitisch für Jedermann, der da kommt. Bis Neujahr bleibt der Gruß: „Christ ist geboren," und der Gegengruß: „In Wahrheit, er ist geboren!"

Man kann wohl denken, daß ein Volk auf der Bildungs-Stufe der Serben von dem Glauben an bezaubernde Mächte voll seyn wird. Am Meisten ist die Phantasie geschäftig gewesen, sich plötzlichen Tod zu erklären. Man glaubt an Wjeschtizen, Hexen, die ihren Körper verlassen: feurig fliegen sie daher, kommen zu dem Schlafenden, öffnen ihm mit dem Zauberstabe die linke Brust, nehmen das Herz heraus und fressen es. Doch kann der Beschädigte, da die Brust sich wieder schließt, noch so lange leben, als ihm die Hexe, sein Herz verzehrend, zugedacht hat. Vornehmlich Kindern sind diese gefährlich. Erwachsenen droht der Vampyr, Wukodlak. Ein bösartiger Mensch kann im Grabe lebendig werden, durch die kleinste Oeffnung hervorgehen, und indem er sich dem Schlafenden fast unsichtbar nähert, ihm die Lebenskraft entziehen, so daß dieser von Stund an dahin welkt. Auch die Pest denkt man sich persönlich. Frauengestalten, in weißem Schleier, tragen die Krankheit von Ort zu Ort, von Haus zu Haus; und viele Pestkranke verschwören sich hoch und theuer, solche leider gesehen, ja mit ihnen gesprochen zu haben; diese Frauen sind die Pest. Gott sendet sie, wenn die Sünden zu groß geworden, aus fernem Lande.

Das eigenthümlichste Gebilde serbischer Phantasie, und nur etwa den Walküren des Nordens vergleichbar, bleiben indessen die Wilen. Schnell und schön, die Haare im Winde flatternd, hat man sie gesehen; in tiefen Waldungen, an den Flüssen wohnen sie. Man weiß nicht recht, ob man sie für unsterblich halten, oder ihnen die Möglichkeit des Todes zugestehen soll; aber sie sind mächtiger als die Menschen und wissen die Zukunft. Es giebt Menschen, die mit ihnen umgehen können; schon bei der Geburt waren sie bezeichnet: sie wissen Mehr, als andere Leute. Diejenigen, welche die zwölf Schulen durchgemacht haben, werden auf We..inokolo von ihnen eingeweihet; dann können sie Wetter machen und Wolken führen. Auch den Helden der Nation finden wir mit der Wile verbrüdert. Andere aber müssen sie meiden. Sollte man auf den Platz gerathen, wo sie unsichtbar den Kolo tanzen oder essen, so hat man ihren Zorn zu fürchten. Von den Schülern, welche sie weihen, ist ihnen der zwölfte verfallen, und gleich bei der Weihe behalten sie ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Skizzen aus den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Der Ontario.

Die Berglehne, welche der Niagara passirt, beginnt in Obercanada, gegen den Huron hin, und nach Einigen wären die Manatoulin-Inseln im Huron eine Fortsetzung davon; sich südöstlich

wendend erreicht sie den Niagara, den sie durchkreuzt, sie tritt in die Vereinigten Staaten ein, wo sie eine ganz östliche Richtung einschlägt und dadurch die untere Terrasse des mittlern Thalbeckens des Lorenzgebiets bildet. Der Ontario selbst ist die obere Terrasse des untern Thalbeckens; wenn man vom Eriebecken zum Ontariobecken hinabsteigt, zeigt sich, obwohl die Differenz beider Wasserspiegel bloß 330′ 4″ *) und die Entfernung in gerader Linie bloß 10 Stunden beträgt, eine durchgehende Veränderung in der ganzen Physiognomie des Landes. Die Zuflüsse des Erie zeigen sehr Wenig von Seecharakter, während es mit denen des Ontario, den Genesee ausgenommen, der entgegengesetzte Fall ist; von den letzteren ist namentlich kein einziger auf eine bedeutende Strecke schiffbar, ohne daß ihn Stromschnellen und selbst Wasserfälle unterbrächen; alle münden sich durch felsige und abstürzige Kanäle; der schwarze Fluß am Ausgang des Ontario hat bei einem Lauf von 70 Meilen einen Fall von 100 Fuß: man kann ihn einen fortlaufenden Wasserfall nennen. Betrachtet man das untere Thalbecken näher, so findet man, daß es aus zwei sehr ungleichen geneigten Flächen besteht, von denen die südöstliche 750 Meilen lang und im Durchschnitt 60 Meilen breit, die nordwestliche aber 900 Meilen lang und im Durchschnitt 270 Meilen breit ist.

Das Clima längs den Ufern des Erie und Ontario bietet einige Anomalien dar, die sich jedoch leicht aus der relativen Höhe der jedesmaligen Umgegend erklären. Der Erie und der Ontario begrenzen ihrer ganzen Länge nach eine angeschwemmte Ebene von mehr oder weniger Breite, nur Wenig höher als der Wasserspiegel dieser Seen. Von dieser ausgedehnten Anschwemmungslinie erhebt sich die Landschaft in Ohio zu 400 bis 500′, in Pennsylvanien und New-York zu 800′ über den Erie und zu 1000′ bis 1200′ über den Ontario. Daher kommt es denn, daß auf der ganzen südlichen Seite des Lorenzbeckens von den Quellen des Maumee in Ohio bis zum Mohawk in New-York die Ab- oder Zunahme der Temperatur in umgekehrtem Verhältniß zur Breite steht. Die Milde des Winters unmittelbar an den Seen sticht sehr ab gegen die Strenge desselben landeinwärts in einer um 30 bis 40 Meilen südlicheren Breite.

Eine merkwürdige Erscheinung am Ontario ist die unverkennbare Senkung seines Wasserspiegels — eine Folge der Anschwemmung seiner Küsten. Zwar findet dasselbe auch bei den übrigen großen Seen des Lorenzbeckens Statt, doch weniger auffallend als hier. Vom Genesee bis Lewistown — 80 Meilen — zieht sich eine Anhöhe in der Richtung von Osten nach Westen hin etwa 30′ über dem übrigen Land und gegen 160′ über dem Wasserspiegel des 10 Meilen entfernten Ontario, gegen den sie in einer mäligen Böschung abfällt; die Breite wechselt beträchtlich; an einzelnen Stellen verringert sie sich bis auf 40 Yards. Allem nach war diese Anhöhe die alte Grenze des Sees. Der Sand, welcher sie bedeckt, die Steine umher weisen durch Form und Abglättung darauf hin. An allen westlichen Flüssen und Seen trifft man kleine Dämme oder Sandhaufen von conischer Form, welche den Fischen zum Schutz ihrer Brut dienten. Diese Fischbänke trifft man auch hier am Fuß der Anhöhe, aber nur auf der Seeseite. Eben so haben alle Flüsse und Ströme, welche von Süden in den See ausfließen, ihre Mündungen mit Sand angefüllt, was von der Gewalt der Nordwestwinde herrührt; dieselbe Anhäufung von Sand läßt sich auch an den buchtenartigen Einschnitten dieser Anhöhe wahrnehmen. Diese Thatsachen beweisen zur Genüge, daß der Ontario von seinem höhern Grunde zurückgewichen ist, sey es nun, daß er seine früheren Abflüsse erweiterte, oder daß er (wahrscheinlich mit Hülfe eines Erdbebens) sich durch den jetzigen St. Lorenz einen Weg öffnete *) und jene Menge von Inseln im nordöstlichen Theil des Sees, bis 50 Meilen den St. Lorenz hinab, übrig ließ, denen der hier 10 bis 2 Meilen breite Strom seinen Namen „die tausend Inseln" **) verdankt. Als der Ontario 170′ über seinem jetzigen Wasserspiegel stand, gab es keinen Niagara!

Ohne Zweifel sind die canadischen Seen die größten Behälter süßen Wassers auf der Erde; aber man beginge einen großen Irrthum, wenn man den Obersee das americanische caspische Meer nennen wollte; die ganze Wasserfläche der canadischen Seen beträgt 72,930 □Meilen; das caspische Meer (nach Harrisson's und Arrowsmith's Karten) 124,000 □Meilen: folglich verhalten sie sich zu einander wie 73 : 124. Eine Vergleichung zwischen beiden läßt sich indessen wohl anstellen. Den Küsten des caspischen Meeres fehlt es an guten Häfen, das Wasser ist seicht und die Schiffahrt schwierig und gefährlich; die Mündungen des Ural, der Wolga, des Kur, des Kisilosein ꝛc. sind durch Sandbänke und zuweilen durch Felsen verdaut; dagegen sind es in den canadischen Seen oberhalb des Niagara meist nur die Flüsse, wo der Seefahrer sicheren Ankergrund findet, den er an den Ufern oft weit hin umsonst suchen würde. So sollte nach den Gesetzen der Natur die Küste bald ein Asyl zur Rettung, bald eine Klippe zum Untergang seyn. Manche Gründe machen eine allmälige Verminderung des caspischen Meeres wahrscheinlich; verschiedene Reisende, untern andern der scharfsinnige Pallas, erklären sich für diese Annahme; de Witt Clinton äußert dieselbe Ansicht in Bezug auf die canadischen Seen, bei welchen jedoch die Verminderung weniger eine Folge der Verdünstung des Wassers als der Vertiefung der Ausflußcanäle seyn dürfte. Diese Erscheinung beschränkt sich aber nicht auf die canadischen und caspischen Becken. Die parallelen Marken in den Thälern des schottischen Hochlandes, der obern Rhone, entsprechen ganz den Parallelen am Anschwemmungsrand des Ontario. Die Senkung des baltischen Meers endlich um 3, 5 — 6 Fuß in einem Jahrhundert ist an-

*) Früher hatte man 334′ herausgebracht, als man noch den Katarakt zu 162′ berechnete.

*) De Witt Clinton in Collections of the New-York Historical Society; and Introductory Discourse to the literary and Philosophical Society of New-York pag. 52.

**) Es sind ihrer eigentlich gegen 1500, wenn man jeden nackten Felsen rechnen will. Die ganze Gruppe nimmt von Prinz Edwards Halbinsel bis zu Sackett's Hafen am Ausfluß des schwarzen Flusses eine Strecke von 100 Meilen ein.

fer Zweifel. Auf beiden Seiten des atlantischen Oceans zeugen eine Menge Thatsachen, die zu augenscheinlich sind, als daß man sie unbemerkt lassen könnte, dafür, daß im Beginn der jetzigen Ordnung der Dinge auf unserm Planeten die Wasser mehrere hundert Fuß über ihrem jetzigen Spiegel standen, daß eine Zeit war, wo kein St. Lorenz, kein thrazischer Bosporos existirte; wo die Appalachen, die Alpen rc. den Kern großer Inseln bildeten und das schwarze, das caspische und das baltische Meer zusammenhingen. Ein Steigen von 90 Fuß würde die Fluthen des atlantischen Meeres mit dem Champlainsee *) vereinigen; ein Steigen von 140 Fuß würde den Theil America's, der zwischen dem St. Lorenz, Sorrel und Hudson liegt, in eine Insel verwandeln; und ein Steigen von 231 Fuß die Verbindung des Ontario mit dem Ocean, des mittelländischen Meers mit dem caspischen und indischen und des baltischen mit dem Eismeer herstellen.

Die Berechnung großer Verhältnisse in der Natur ist eine Aufgabe von eigenthümlichem Reiz für den menschlichen Verstand, selbst wenn deren Lösung nur annähernd seyn kann. Eine solche Aufgabe ist die Frage nach dem Wasserquantum im großen St. Lorenzbecken.

I. Obersee. II. Huron. III. Michigan. IV. Erie. V. Ontario. VI. St. Lorenz nebst den kleineren Seen.

	Mittlere Tiefe in Fuß	Areal d. Oberfl. in QM.	Areal der Oberfläche in QFuß	Inhalt in Cubikfuß
I.	900	24,000	669,081,600,000	591,173,440,000,000
II.	900	19,000	529,689,000,000	476,720,640,000,000
III.	900	15,000	418,176,000,000	376,358,400,000,000
IV.	120	8,030	223,863,552,000	26,063,620,240,000
V.	492	5,400	150,543,360,000	74,059,334,120,000
VI.	20	1,500	41,817,600,000	836,352,000,000
		72,930	2,033,171,712,000	1,545,211,792,360,000

So unermeßlich dieß Resultat ist, so bleibt es ohne Zweifel weit unter der Wirklichkeit und doch gäbe diese Wassermasse eine Cubiksäule von fast 22 Meilen, oder wenn man sie gleich vertheilt rings auf beiden Seiten des Aequators ausgösse, so würde sie einen Fuß tief die heiße Zone bedecken, oder drei Zoll tief die Erde. Ohne Uebertreibung läßt sich behaupten, daß das Lorenzbecken von allem süßen Wasser, das sich auf unserm Planeten befindet, mehr als die Hälfte in sich begreife.

Was dasjenige Quantum betrifft, welches hievon jährlich in das Meer ausfließt, so entspricht es keineswegs dem Gehalt des Becken. Es zeigen sich drei Punkte, welche geeignet scheinen, um daselbst eine Berechnung anzustellen: 1) bei dem schwarzen Felsen in der Niagarastraße; 2) oberhalb der Odgen's Insel im St. Lorenz in der Nähe von Madrid; 3) bei Point Iroquois zwei Meilen weiter abwärts. Auf diesen sämmtlichen Stellen ist das ganze Volumen des Wassers in ein weniger als ¾ Meilen breites Strombett zusammengedrängt. Gesetzt nun, der St. Lorenz sey ¾ Meilen breit, habe eine mittlere Tiefe von 50 Fuß und fließe 3 Meilen in einer Stunde, so ergeben sich für den Abfluß in je einer Stunde 1,672,704,000 Cubikfuß. Diese Schätzung übersteigt das Quantum des Mississippi, welches von Darby gleichfalls berechnet ist, über die Hälfte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Er bildet die Grenze zwischen New-York und Vermont. Bei einer Länge von 120 Meilen hat er nirgend über 12 Meilen Breite; seine Tiefe ist sehr beträchtlich. Auf diesem See wird mittelst zwei Dampfboten der Haupthandel mit Niedercanada getrieben. Im Februar 1810 fing man hier einen 4' 5" langen Seehund.

Das Schloß Doune.

Diese ehrwürdige Ruine, sagt Walter Scott in einer Anmerkung zu der neuen Ausgabe seiner Werke, ist meiner Erinnerung durch Verbindungen theuer, die lange und schmerzlich gebrochen sind. Die Burg Doune hat eine vortheilhafte Lage auf den Ufern des Flusses Teith und war einst eines der größten Schlösser in Schottland. Murdock, Herzog von Albany, der Erbauer dieses stattlichen Gebäudes, wurde auf dem Schloßberge von Stirling enthauptet, von wo er die Thürme von Doune, dem Denkmal seiner gefallenen Größe, sehen konnte. In 1745—46 wurde eine Garnison von Seite des Chevaliers in das Schloß gelegt, das damals weniger verfallen war, als jetzt. Sie stand unter dem Befehle Stewart's von Balloch, als Commandanten für den Prinzen Karl; er war ein Gutsbesitzer, der bei Callander angesessen war. Dieß Schloß wurde damals der Schauplatz einer romantischen That, indem John Home, der Verfasser des Trauerspiels Douglas, und einige Andere, die von den Insurgenten in der Schlacht bei Falkirk gefangen genommen worden waren, sich aus ihrem Kerker zu Doune durch die Flucht retteten. Der Dichter, der in seinem Gemüthe einen reichen Vorrath jenes romantischen und enthusiastischen Unternehmungsgeistes hatte, den er in dem jugendlichen Helden seines Dramas schilderte, faßte zuerst den gefährlichen Plan, aus dem Gefängniß zu brechen. Er begeisterte seine Gefährten mit denselben Gesinnungen, und da jeder Versuch zur offenen Gewalt für hoffnungslos gehalten wurde, so beschlossen sie ihre Bettücher zu Seilen zusammen zu knüpfen und sich so herabzulassen. Vier Personen, unter diesen Home selbst, erreichten wohl behalten den Boden. Mit dem fünften, der ein großer, beleibter Mann war, brach das Seil. Der sechste war Thomas Barrow, ein braver junger Engländer und ein besonderer Freund Homes. Entschlossen, auch bei diesem unglücklichen Umstande, die Gefahr zu bestehen, vertraute Barrow sich dem gebrochenen Seil, glitt an demselben so weit hinab, als es reichte, und ließ sich dann fallen. Seine Freunde unten vereinigten sich, die Gewalt seines Sturzes zu brechen. Dennoch verrenkte er sich den Knöchel und brach mehrere Rippen; seine Gefährten waren indessen im Stande, ihn in Sicherheit zu bringen. Des andern Morgens suchten die Hochländer ihre Gefangenen mit großem Eifer. Ein alter Herr erzählte dem Verfasser, daß er sich noch recht gut erinnere, wie der Commandant Stewart, blutig bespritzt und feuerroth vor Haß, wüthend durch das Land geritten sey, um den Flüchtlingen nachzusetzen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 150. 30 May 1829.

Die Serben und die serbische Revolution.

(Fortsetzung.)

VI. Volkspoesie.

Wie der Schnee den zarten Keimen der Vegetation, welche die Winterkälte vernichten würde, zur schützenden Decke dient, so hat die türkische Barbarei die Keime eigenthümlicher Volksbildung, die das einseitige Gelehrtenwesen in dem ganzen übrigen Europa erstickte, bei den ihr unterworfenen Völkerschaften gesund und rein erhalten. Noch stehen die Serben in ihrer Geistesbildung, so wie in ihren geselligen Verhältnissen, auf jener niedrigsten Stufe, auf welcher das halb bewußtlose Leben des Gemüthes vorwaltet: alle Gedanken, alle Worte des Serben sind Poesie, so wie sein ganzes Thun poetisch ist. Mit Recht hält daher das Volk seine Lieder, die in allen Thälern des Gebirges, in allen Dörfern der Ebene gesungen werden, für natürliche Erzeugnisse, deren Urhebern es nicht nachfragt, weil sie in der That ihren wahren Ursprung in dem Gefühle haben, das allen gemeinschaftlich ist und nur zufällig hier oder da zuerst sein Wort gefunden hat. Auch von den jüngsten dieser Lieder weiß Niemand den Dichter anzugeben, und dieser selbst vermeidet, in schöner Scham, dafür zu gelten.

In dem Gebirge findet sich die Gusla, die serbische Geige, mit welcher man das Lied begleitet, in jedem Hause. Wenn man in den Winterabenden sich um das Feuer sammelt und die Weiber spinnen, stimmt den Gesang an, wer es am Besten versteht. Die Greise, welche erwachsene Söhne haben und sich der angestrengten Arbeit entziehen dürfen, tragen die Lieder ihren Enkeln vor, die sich mit Freuden diesem Eindruck hingeben, durch welchen ihnen zuerst das vielfarbige Leben der Welt eröffnet wird. Selbst dem Igumen des Klosters ist es keine Schande zur Gusla zu singen. Es ist indeß fast mehr ein Sagen, als ein Singen; der eintönige Klang des Instrumentes, das nur Eine Saite hat, fällt erst zu Ende des Verses ein. In dem Gebirge, wo die Menschen einfacher, größer, wilder sind, hört man das Heldenlied unveränderlich in seinen fünf Trochäen mit dem bestimmten Einschnitt nach dem zweiten Fuße, fast jeder Vers mit geschlossenem Sinne; je tiefer man kommt, nach der Donau und Sawe hinunter, je enger beisammen das Dorf, je geschmeidiger, freundlicher und auch kleiner der Menschenschlag wird, desto mehr verschwindet die Gusla und es tritt, vornehmlich zum Tanz, das Liebeslied hervor, gelenker und flüßiger, indem es den Dactylus auf mannigfaltige Weise dem Trochäus hinzufügt, in seiner Art nicht minder volksthümlich.

In den größern Versammlungen herrscht das Heldenlied; in den Wirthshäusern, wo man das Kartenspiel noch nicht kennt, bildet es die vornehmste Unterhaltung, und derjenige singt, wer die Gusla zuerst ergriffen hat, oder ihr die schönsten Töne zu entlocken weiß. Bei den Festen, bei den Zusammenkünften an den Klöstern treten dann diejenigen hervor, welche sich dem Gesange ausschließend gewidmet haben, in Serbien, wie in dem alten Griechenland und Deutschland, die Blinden; zuweilen, wie Philipp Wischnitsch aus Bosnien von außerordentlichem Talent. Sie versammeln ihren Kreis um sich und rühren ihn oft bis zu Thränen.

Noch haben sich auch jene Serben, welche zum Islam übergingen, der Neigung zu dieser Poesie nicht entziehen können. Oft haben beide Theile das nämliche Heldenlied, nur daß jeder seine eigenen Glaubensgenossen siegen läßt. Die Herren würden sich zwar nicht mit dem Gesange befassen; allein sie hören ihn gern, und in Sarajewo haben sie einen gefangenen Christen bloß darum vom Kadi losgebeten, weil ihnen seine Lieder gefielen. Den Unterschied der Religion überwindet die Poesie; sie verknüpft den ganzen Stamm, sie lebt in dem gesammten Volke. Die Berge, auf denen der Knabe das Vieh weidet, die Ebenen, wo man das Getraide mäht, die Wälder, durch die der Reisende seinen Weg nimmt, erschallen von Gesang. Er begleitet alle Geschäfte.

Ueberall ist die Poesie das Bild des Lebens. Das serbische Lied führt uns zunächst in das Haus ein. Nicht lange verweilt es bei dem Ackersmann, „der schwarze Hände hat, aber weißes Brod ißt;" lieber bei dem Greise, dessen Seele, wenn er von dem Kirchgange kommt, so rein gestimmt ist, daß sie dem Hauch der Blume, einem Duft, verglichen wird; am Liebsten aber bei jenen Neigungen, welche die Familie erbauen und zusammenhalten. Mit Wohlgefallen erfreut man sich der Jungfrau, die noch tanzt und spielt und der unentknospten Blume gleicht; man begleitet ihre aufkeimende Neigung von dem Augenblicke an, wo sie sich derselben zuerst bewußt wird und sie nur dem Kranze an-

vertraut, den sie in den Bach wirft, bis dahin, wo sie dem Jüngling gesteht, auf ihn schauend sey sie so schlank emporgewachsen, und bis zu der innigen Zufriedenheit des Beisammenseyns, die auf unübertreffliche Weise geschildert wird: reizende Bilder auf dem leichten Hintergrunde einer Landschaft reinlich ausgeführt. Doch verheimlicht die Poesie auch nicht, wie anders es darnach wird; wie die Hausfrau den Strauß, den sie sonst des Abends in's Wasser steckte, wo er sich entfaltete, jetzo dem Kind giebt, das ihn in den Kehricht wirft; wie bös wohl die Schwiegermütter sind; das Gezänk der Schwägerinnen. Die Schwalbe preist den Kuckuck glücklich, daß er's nicht zu hören brauche. — Ein durchgehender Zug ist die Vergleichung der verschiedenen Neigungen. Der Geliebte trägt es wohl über den Bruder davon, der Bruder aber über den Gatten. Die Eifersucht der Gemahlin gegen die Schwester sehen wir bis zu Mord und Entsetzen fortgehen. Lebhaft wird uns die Heiligkeit der Bundesbrüderschaft vorgestellt. Wehe dem, der seine Bundesschwester zu verführen, oder sich der ähnlichen Verbindung der Pathenschaft zu unlautern Zwecken zu bedienen suchte. Genug Alles, was in dem Leben eigenthümlich hervortritt: Hochzeitzug und Hochzeitgeschenk, das Fest im Dorfe, wo die Männer sitzen und zechen, die Knaben ihre Wurfsteine schleudern, die Mädchen den Kolo tanzen, wird uns hier vorgeführt. Die Verhältnisse des Hauses trägt man auf die himmlische Familie über.

Erhebt sich alsdann das Gedicht, das Heldenthum zu preisen, so kann dieses allerdings kein anderes seyn, denn man kennt kein anderes, als ein räuberisches. Es ist dadurch gerechtfertigt, daß es sich gegen die Türken richtet, welche nicht nur irrgläubig, sondern unzuverläßig, voll Trug und unrechtmäßiger Weise reich geschildert werden: Raub, sagt man, brachte ihr Gut zusammen, Raub nimmt es wieder. Auf dem Grenzland lebt der Räuber, wie der Falke, der durch die Luft fliegt: man vergegenwärtigt sich die tausendfältige Gefahr, in der er lebt, die Felswand, hinter der er lauert, den Versteck, in welchem er bis nahe zum Hungertode aushält, und sein siegreiches Hervorbrechen. Die Flinte ergreift er in der Mitte, fällt auf das rechte Knie, legt das Gewehr auf das linke, sicher zielt sein Auge: mitten auf der Brust ist die Todeswunde. Oft wird auch dem Unterliegenden eine schöne Aufmerksamkeit gewidmet. Der Herr pflegt seinen Gefangenen, führt ihn heraus, daß er sich an der Sonne erwärme, und entläßt ihn endlich, wie es heißt, mit der einzigen Bürgschaft Gottes für sein Lösegeld. Die junge Gemahlin, die er nach Hause führt, steigt nicht eher vom Rosse, als bis man ihr die Schlüssel zu dem Kerker überliefert, aus dem sie die Gefangenen befreien will. Diese Gesinnung, in der sich das Entgegengesetzte vereint, — in welcher etwa Bundesbrüder ihren Dolch zugleich in den Leib der Türkin senken, die sie beide lieben, um sich nicht ihrethalb zu entzweien, — in welcher der Greis, indem ihm der Kopf dessen gebracht wird, der seinen Sohn gemordet hat, ausruft: „Heil mir heute und ewig!" und in Frieden verscheidet — wird uns in ihrer ganzen unverhüllten Wahrheit vor die Augen gelegt.

Wohl werth der Betrachtung ist, wie gleich dem Leben auch die Geschichte von der Poesie ergriffen und durch das Lied erst in ein bleibendes Besitzthum des Volkes verwandelt wird. Frühere Zeiten sind vergessen; die Erinnerung haftet an dem letzten Glanz des Volkes und seinem Untergange. In einigen großen Liederkreisen werden diese uns geschildert.

Zuerst stellt sich uns Stephan Duschan dar. Wie man ihm wohl den Vorwurf gemacht hat, daß seine Einrichtung großer Statthalterschaften das Unglück des Reiches gewesen sey, so finden wir ihn hier in der Mitte einiger großen Geschlechter, mit denen er wohlbedächtig umzugehen hat. Sie werden sogleich in dem Charakter dargestellt, den die folgende Entwicklung fordert: die Jugowitschen stolz und heftig, die Merljawtschewitschen mit Dämonen, mit der Wile im Bunde. Die letztern sehen wir unmittelbar nach Duschan's Tode sich der höchsten Gewalt bemächtigen. Die Geschichte meldet, daß dieß der Unfähigkeit des schwachen Urosch zuzuschreiben war: das Lied stellt ihn als ein Kind von vierzig Tagen bei seines Vaters Tode dar. Nicht aber allen aus jenem Geschlechte gefällt die ruchlose Gewalt. Aus seiner Mitte tritt der Held der Nation, Marko Kraljewitsch, der sich vor Niemand fürchtet, außer allein vor dem wahrhaftigen Gott. Dieser spricht dem Vater und den Oheimen das Reich ab und giebt es dem, welchem es gebührt. Kann man einen Helden glänzender einführen? Ihm wird dafür Fluch und Segen, die sich beide erfüllen, und eben dadurch wird uns die weitere Entwicklung in der Ferne gezeigt.

Es ist ihm gedroht, daß er den Türken dienen soll: ein zweiter Kreis, die Lasaritza schildert uns, wie das Land in die Hände derselben gerieth. Wie die Geschichte, so gedenkt auch das Gedicht des innern Zwiespaltes und des Verrathes, der an diesem größten Unglück Schuld war. Zugleich aber liegt ein schmerzliches Gefühl der Unvermeidlichkeit in dem Ganzen. Der tadelloseste, schönste und edelste Held Lasar's, Milosch, kündet es an; dem König wird es durch himmlische Boten gemeldet, und er entsühnt sein Volk vor der Schlacht; — nichts desto minder wird die Tapferkeit der Streiter herrlich gerühmt und der Verräther verflucht. Rührend wird der Tod der Gefallenen besungen.

Marko war nicht in der Schlacht; es bleibt uns verborgen, weßhalb nicht; ihm ist ein dritter Kreis dieser Lieder gewidmet. Nicht wie ein Mensch, gleich den übrigen Helden, sondern wunderbar wird er geschildert; er lebt 160 Jahre, eben so lange reitet er sein Pferd, das er aus seinem Becher mit Wein tränkt, und auf dem er sitzt: Drache auf Drachen; ihn kann kein Säbel und keine Keule tödten; der Wile, die ihm den Gefährten zum Tode verwundet, setzt er auf seinem Thier viele Lanzen hoch in die Luft nach, erreicht sie mit dem Kolben und läßt sie nicht los, bis sie ihn um Bundesbrüderschaft ersucht, ihm Hülfe in jeder Noth gelobt, und ihm den Freund geheilt hat. Nachdem die Sage diesen Helden so wunderbar ausgerüstet hat, was läßt sie ihn vollbringen? — Er dient den Türken. Wir hören, daß er von andern benachbarten Königen in demselben Augenblick zu gottesdienstlichen Festen eingeladen wird, wie ihn der Sultan zum Krieg auffordert; seiner Lehenspflicht eingedenk, geht er in den Krieg. Dabei läßt er sich nun nicht, wie Andere, ungleiches

Recht gefallen; er tödtet den Wesir, der seinem Falken den Flügel gebrochen, sammt dessen zwölf Begleitern; er rächt seines Vaters Tod an dem Mörder, dann tritt er wohl noch in Zorneswuth mit verkehrtem Pelz und seinem Kolben in das Zelt des Sultans, der vor ihm erschrickt, zurückschreitet und ihn mit Worten und Geschenken zu begütigen sucht. Allein, wie dem auch sey; er dient. In mannigfaltigen Abenteuern wird dieß uns wiederholt. Bald ist es ein Mohr, der dem Sultan Tribut und Tochter abzwingt, bald ein Albaneser, mit dämonischer Kraft, der aus seinem Thurme Schifffahrt und Pilgerschaft und die Herbeiführung des Tributes hemmt, — mit welchem Marko einen Kampf bestehen muß, den kein Anderer bestehen will. Er folgt dem Heer bis nach Arabien. Es ist, als habe die Nation in diesem Helden ihre eigene Dienstbarkeit in der ersten Zeit ihrer Unterwerfung darstellen wollen. Nach der Schlacht bei Kossowo zog das serbische Heer — wie die Chronik sagt, fast alle Jahre in die Kriege Bayazeth's; aus der Schlacht von Angora hat es den Sohn desselben, Soliman, mit den Resten der türkischen Macht fast allein gerettet; doch wie es dem Einen half, wie es auch zur Wiederherstellung der türkischen Größe unter Mohammed I sehr Viel beigetragen, so war es dem Andern nicht minder furchtbar; jener Soliman und Musa haben es erfahren. Auch die Nation war voll unermeßlicher Kraft; ungebrochen an Muth: aber sie diente. Dieß stellt sie an ihrem Helden dar, den sie mit allen Zügen der nationalen Gesinnung ausgerüstet, auf den sie vielleicht auch den Ruhm älterer Helden gesammelt hat. Einige singen, wie der Unverwundbare endlich von Gott „dem alten Tödter" getödtet worden, ein Lied voll Einfalt und hinreißenden Gefühls. Andere hoffen, er lebe noch: als Marko die erste Flinte gesehen und ihre sichere Wirkung gewahr geworden, habe er sich in eine Höhle im Waldgebirg zurückgezogen, da hange sein Säbel und fresse sein Pferd Moos, und er sey entschlafen. Falle der Säbel nieder und habe das Pferd kein Moos mehr, so werde er erwachen und wiederkommen.

Alle diese Sagen treten uns nicht in zusammenhängender Aufeinanderfolge entgegen, sondern in Liedern, deren jedes seinen eigenen Mittelpunkt hat, die nie von dem bewußten Geist eines einzigen Dichters durchgebildet und vereinigt worden sind; obwohl in allen e i n Ton, e i n Sinn, eine einzige zugleich tief poetische und volksthümliche Weltansicht ist. Gar manches spätere Ereigniß hat man in ähnlicher Weise angeschlossen. An die Thaten Hunyads, den die Serben als ihren Landsmann ansprechen, ist in einigen Liedern voll sinnreicher Mythe die Erinnerung aufbehalten. Der ältesten Räuber hat man nicht vergessen; den Ukoken, insofern sie wider die Türken gekämpft haben, — denn von ihren Seefahrten finden wir Nichts — sind einige Lieder gewidmet; bis zu den Siegen der Montenegriner hat das Lied die Geschichte begleitet; auch der letzten Erhebung des Volkes hat es sich sofort bemächtigt.

(Fortsetzung folgt.)

Die öffentlichen Bibliotheken in London.

(Schluß.)

Die Bibliotheken der Inns of Court befassen sich, wie sich von selbst versteht, nur mit Werken, welche die Glieder der Inns vordersamst interessiren. Man hat mit Recht bedauert, daß die Bibliotheken der vier Inns of Court nicht vereinigt worden sind: kleinliche Eifersucht ist Ursache, daß man vier unbedeutende Bibliotheken hat, die mit einander verbunden und gehörig beaufsichtigt, etwas Vorzügliches seyn könnten, da diese Gesellschaften unermeßlich reich sind. Außer dieser Zersplitterung sind die Schwierigkeiten tadelnswerth, welche mit dem Besuche und dem Gebrauche dieser Bibliotheken verbunden sind. Die Glieder eines Inns können die Bibliotheken der andern Inns nicht besuchen ohne besondere Erlaubnißscheine, welche nach besondern Formen ausgestellt seyn müssen; auch ist der Eintritt auf wenige und sehr unpassende Stunden in der Woche beschränkt.

Die Bibliothek in Doctor's Commons ist gleichfalls zum größeren Theil der Rechtsgelehrsamkeit geweiht, und nicht nur zahlreich an Bänden, sondern sehr gehaltvoll. Man findet Schätzbares aus dem Fache der brittischen Geschichte hier. Auch in diese Bibliothek erhält man nur mit Mühe den Zutritt.

Die Bibliotheken des College of Physicians und des College of Surgeons sind sehr reich ausgestattet; die erstere wird aber wenig benützt und die letztere ist seit langer Zeit geschlossen, da ein Katalog gefertigt werden soll. Man erzählt, ein Mann von mehr als gewöhnlicher Wißbegierde habe in der Bibliothek des College of Physicians ein bekanntes Werk gesucht; dieß sey eingeschlossen und der Schlüssel zum Schranke verlegt gewesen; der letztere fand sich endlich nach langem Suchen und es zeigte sich, daß er gegen achtzehn Jahre an dieser Stelle gelegen hatte.

Wenn Rechtsgelehrte und Aerzte ihre geistigen Schätze so sorgsam verschließen, wie wir eben angedeutet haben, so läßt sich erwarten, daß die Theologen ihre Weisheit auch für sich behalten, und das ist in der That mit der an alten, seltenen Drucken sehr reichen Bibliothek im Sion College der Fall. Es ist um so unverzeihlicher dem Publikum hier den Zutritt so gänzlich zu versagen, da von jedem neu erschienenen Werke gesetzlich ein Exemplar in diese Bibliothek abgegeben werden muß. Der alte Katalog ist von Reading verfaßt; das Neueingehende wird bunt zusammen eingetragen.

Die Bibliothek der London Institution besteht aus ungefähr 30,000 Bänden; der berühmte Porson stand ihr bis zu seinem Tode vor. Man findet hier wissenschaftliche Werke aus allen Fächern und eine vollständige Sammlung von Zeitungen, Reviews, Monatsschriften u. s. w. Das schöne Lesezimmer faßt 750 Personen und ist beständig (Sonntags ausgenommen) von 10 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends (am Samstag bis 3 Uhr Nachmittags) offen. Eintaßkarten erhält man leicht von einem der Mitglieder, deren die Gesellschaft über 1000 zählt. Auch kann man sich für ein Jahr einschreiben lassen, und erlegt dann 3 Pf. 3 Sch.

Die Bibliothek der Medical Society umfaßt gegen 35,000 Bände aus dem Fache der Medicin und deren Hülfswissenschaften,

namentlich Naturgeschichte. Der bekannte Dr. Sims hat sich um diese schätzbare Büchersammlung sehr verdient gemacht.

Die Bibliothek in der Paulskirche ist ein Geschenk des Bischofs Compton und nicht bedeutend; man denkt weder daran, sie zu benutzen, noch sie zu vermehren.

Die Metropolitan Institution sammelt erst seit 1823; ein Theil der Bücher zirculirt bei den Mitgliedern, andere können nur in dem Institut benützt werden.

Um die Bibliothek in der Royal Institution haben sich die zwei berühmten Chemiker Davy und Brande sehr verdient gemacht. Man findet hier eine reiche, besonders durch Astley's Bibliothek sehr vermehrte Sammlung von historischen, (namentlich was die Landesgeschichte betrifft) philologischen und naturhistorischen Werken, und erhält ohne Schwierigkeiten die Erlaubniß, diese Schätze zu benützen. Der Katalog ist von Harris (Lond. 1821. 8.)

Im Russel Institution findet man eine auserwählte Bibliothek (gegen 20,000 Bände) besonders im Fache der schönen Literatur älterer und neuerer Zeit.

Die Red-Cross-Street-Library hat gegen 18,000 Bände, worunter viele theologische Streitschriften, einige seltene Ausgaben z. B. eine Folge der frühesten Editionen von Milton's Paradise Lost ꝛc. und mehrere Handschriften. Sie wurde 1716 von Dr. Williams gestiftet und dem Publikum geöffnet. Im August ist sie geschlossen, sonst aber jeden Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag von 10—3 Uhr geöffnet. Die Custoden haben Befehl, Niemanden eine Einlaßkarte zu verweigern.

Die Bibliothek und Handschriften-Sammlung im ostindischen Hause ist weltbekannt. Die Zahl der Handschriften mag sich auf 8000 belaufen *); in der Bibliothek fehlt kaum ein bedeutendes auf Asien bezügliches Werk. Die Gesellschaft ist gegen Gelehrte, welche diese kostbare Sammlung benützen wollen, äußerst zuvorkommend.

Die Royal Society (in Somerset-House) hat gegen 50,000 Bände gedruckter Werke und über 1000 Handschriften. Sie wurde durch den Herzog von Norfolk begründet, der seine Bibliothek dahin schenkte; dazu kamen die Sammlungen von Aston und Banks. Dryander hat sich durch seine Nachrichten über die Handschriften in dieser Sammlung verdient gemacht und auch die Bibliothek von Banks katalogisirt.

Die Society of Antiquaries benützt nicht nur die Bibliothek der ebengenannten Gesellschaft, sondern hat eine eigene auf 8000 Bände sich belaufende Bibliothek, in welcher sich viel Seltenes findet.

Die Surrey-Institution und die Gesellschaft zur Beförderung für Künste, Manufacturen und Handel haben angefangen, Bibliotheken zu begründen, welche sich, wie die in der Guildhall 1827 begründete, schnell vermehren.

Die Bibliothek des Dr. Tennison, in der Castle-street, steht dem ganzen Pfarrspiel von St. Martin offen und wird häufig benützt. Endlich ist die Bibliothek des Lord Spencer zu nennen, welche man aus Dibdin's bibliographischen Werken kennt: in seinem Hause zu London hat der Lord nur einen kleinen aber höchst kostbaren Theil seiner Büchersammlung. Der Gelehrte findet hier leicht Zugang, besonders wenn er sich unmittelbar an Lord Spencer oder an Dibdin wendet, welche beide sehr zuvorkommend sind.

*) Wir wollen einiges Merkwürdige hier namhaft machen. Unter den Handschriften zeichnen sich durch ihre reichen goldenen Gemälde, die aus dem Grunde hervorzutreten scheinen, besonders aus: Schah Nameh, gr. Fol., Tippu Sultan's Kuran, 8, dessen Traumbuch, kl. 4. Die Blätter wie die Decken dieser Werke zeigen die schönsten Farben; der Grund ist golden, mit Blumen und Verzierungen bunt glänzend. Ein siamisches Ms. auf schwarzem Grund, die Schrift in grüner Farbe und sehr zierlich, Folio in 2 Spalten. Ein Birman Ms., im Pali geschrieben, gr. Folio. Geschenk von Clifford. Die Blätter dieses Mss. sind in 3 Spalten getheilt; die mittlere enthält den Text, die beiden andern zeigen Opferfeste, mythologische Darstellungen ꝛc. Ein anderes Birman Ms. ist auf Palmblätter geschrieben und in der Landessprache abgefaßt. Die Form der Buchstaben ist rund und die Schrift mit feiner schöner Hand auf die 2½ Fuß lange und 3 Zoll breiten Blätter gegraben; beide Seiten des Blattes sind beschrieben; die Leisten der Blätter haben oben und unten einen dunkelrothen, an der Seite einen goldenen Schnitt. — Eine große Seltenheit ist der Koran auf einer kaum zwei Zoll breiten Rolle von unbedeutender Länge, ein Geschenk von Sir Jos. Bankes. Die Anfangszeilen sind roth und schwarz, Alles in Goldsäume eingefaßt und Verzierungen wie ein buntes Band durch die ganze Rolle hinlaufend; die Kapsel dazu ist ein kleines Kunstwerk zu nennen.

Anne von Geyerstein.

Der neueste Roman Walter Scott's Anne von Geyerstein, der sich noch in der Presse befindet, scheint nach den Proben, welche Londoner Blätter aus demselben geben, eine der vorzüglichsten Leistungen des unerschöpflichen Dichters zu seyn. Die Scene ist dießmal die Schweiz; die Begebenheiten fallen in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, — „jene wichtige Periode", um uns der eigenen Worte des Dichters zu bedienen, „wo das Ritterthum noch in seinen letzten Strahlen erglänzte, aber bald völlig verdunkelt werden sollte — in einigen Gegenden durch die Einführung einer freien gesellschaftlichen Ordnung, in anderen durch willkührliche Gewalt, welche auch die Dazwischenkunft dieser Schirmer des Rechts unnütz machte, deren einziger Vollmachtsbrief ihr Schwert war." Die Vehme, Karl der Kühne und Margareta von Anjou spannen abwechselnd unsere Neugierde; in dem ganzen Werke zeigt die Phantasie des Dichters sich auf's Neue in ihrer vollen jugendlichen Kraft.

Toleranz der Muselmänner.

In der berühmten Sammlung muselmännischer Rechtsfragen, die im November 1827 in Constantinopel gedruckt wurde, finden wir in dem zweiten Buche — von dem Almosen — folgende merkwürdige Stelle: „Ist es erlaubt, daß die Moslimin, Hind Seid's Weib, den armen Mönchen einer christlichen Kirche, Almosen geben?" — Antwort: Ja! (und wir fügen hinzu: Erröthet ihr christlichen Dunkelmänner und Vertheidiger der Unduldsamkeit! Gehet und thuet desgleichen!)

Literary Gazette.

Berichtigung.

S. 592, Sp. 2, Z. 16 unten lies Spafford. S. 595, Sp. 1, Z. 16 oben statt 100 lies 1000.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 151. 31 Mai 1829.

Gesetzgebung der Türken.

(Schluß.)

II. Von der Ehescheidung.

Das Recht zur Ehescheidung steht nur dem Mann zu. Er kann das eheliche Band trennen, wenn es ihm nur beliebt; jedoch muß er majorenn und bei Verstand seyn.

Ein einziges Wort des Mannes: Du bist verstoßen, oder ern von mir deine Fruchtbarkeit, oder zähle deine Monate, oder ich verstoße Dich mit deinem Schooß, mit deiner Brust, mit deinem Kopf, oder mit deinem Gesicht, reicht hin. Von dem Augenblick an, wo dieß Wort ausgesprochen ist, darf aber auch der Mann keine Berührung mehr mit der Frau haben. Hierauf muß die Frau während der drei nächsten Monate, oder eigentlich während der nächsten drei Menstruationen, ganz zurückgezogen und einsam leben. Solange dauert das eheliche Band in Beziehung auf das Erbrecht und die Gewalt des Mannes fort. Nur darf er seine Frau nicht berühren. Indessen hat der Mann das Recht, sie ohne eine neue Verehelichung wieder zu nehmen, selbst wenn sie nicht wollte, denn in diesem Fall kann er sie so lange ins Gefängniß schicken, bis sie einwilligt, wieder bei und mit ihm zu leben. In dieser Zeit darf der Mann auch von Zeit zu Zeit zu der verstoßenen Frau gehen, um zu sehen, ob keine Versöhnung möglich ist. Dabei aber muß er sich auf das Sprechen beschränken, und nie eine Umarmung wagen. Ueberschritte er aber doch die Gesetze der Zucht, so hat die Frau das Recht ihn umzubringen, selbst durch Gift.

Die Auflösung der Ehe erfolgt erst nach den drei gesetzlichen Monaten. Wollen sich aber dann die beiden Ehegatten wieder vereinigen: so muß eine neue Verehelichung vorausgehen. Eben so ist es nach einer zweiten Verstoßung der Frau. Nach der dritten kann jedoch der Mann sie nicht eher wieder nehmen, als bis sie vorher an einen Andern verheiratet gewesen.

III. Von der Rechtmäßigkeit der Kinder.

Die Schwangerschaft dauert von sechs bis zu vier und zwanzig Monaten.

Legitim ist also das im Anfang des siebenten Monats geborne Kind, und ebenso dasjenige, welches eine Frau vor dem Ablauf von zwei Jahren nach der Verwittwung oder Verstoßung zur Welt bringt, vorausgesetzt, daß sie während dieser Zeit in dem Zustand war, der die Schwangerschaft andeutet, und wenn sie nicht erklärt hat, sie lebe nicht mehr in der Zurückgezogenheit. (Die türkischen Rechtscommentatoren entscheiden hier Folgendes: wenn eine Frau, die zur zweiten Ehe schreitet, schwanger wird, ohne vorher ihre Zurückgezogenheit erklärt zu haben, so wird ihr in den ersten sechs Monaten gebornes Kind nach vollem Recht dem ersten Mann zugeschrieben, und dieser Umstand bewirkt zu gleicher Zeit die Auflösung der neuen Ehe.)

Wenn aber eine Witwe erklärt hat, sie sey nicht schwanger, und dennoch vor Ende des eilften Monats nach dem Tod des Mannes niederkommt, so wird das Kind nichts desto weniger als ehelich und dem Verstorbenen angehörig betrachtet. — —

Wir schließen diesen Artikel mit einigen allgemeinen Bemerkungen.

Unter allen Wissenschaften werden allein Theologie und Rechtswissenschaft von den Moslimin mit einigem Eifer betrieben. Alles übrige Wissen wird ganz vernachläßigt, weil es denen, die sich damit beschäftigen, gar keinen Vortheil gewährt. Auf diese beiden Wissenschaften waren die Moslimin vor der Erhebung und Bildung der Araber beschränkt und sind es jetzt wieder, seit osmanische Fürsten sie beherrschen.

Theologie und Jurisprudenz werden von den Vielen getrieben, die Ulemas werden wollen.

Wenn ein Schüler der ersten Classen zu einer gewissen Ausbildung gelangt ist, so steht es ihm frei, zum Religionsdienst, zur Auslegung der Gesetze oder zur Justizverwaltung überzugehen. Da letztere aber die Bahn zu den höchsten Stellen ist, so werden ausgebreitetere Kenntnisse von denen gefordert, die sich ihr widmen wollen. Auch finden bei ihnen strenge Förmlichkeiten statt.

Zuerst kommen einige Prüfungen in der Schule, dann ein feierliches Examen bei dem Mufti und in seiner Gegenwart. Diejenigen, welche hier gut bestehen, treten in ein Collegium, das bloß dem Rechtsstudium gewidmet ist. Hier erwarten sie lange und langwierige Arbeiten, und die Candidaten, welche nach hohen Stellen streben, werden einem mühsamen Noviziat unterworfen. Sieben Jahre müssen sie studiren, dann kömmt wieder ein Examen vor dem Mufti. Bestehen sie darin, so ernennt er sie zu Doctoren

und Professoren (Mudderris). Aus diesem Gremium von Professoren und Doctoren werden die höchsten Justizstellen besetzt. Dieß geht aber nicht schnell. Vorher müssen sie langsam noch zehn Grade durchgehen. Der höchste dieser Grade ist der eines Professor's von Suleiman's Schule. Wenige erreichen ihn vor dem vierzigsten Jahr.

Aber mit so viel Mühe und Studium lernen sie Nichts als leeres Controversenwerk. Das ist der vorzüglichste Doctor und Professor, der genau angeben kann, ob Abubekr, Omar und Osman Betrüger oder wirkliche Nachfolger des Propheten waren? — Ob eine Flüssigkeit, wovon ein Tropfen in das Ohr, in eine Wunde oder in einen andern Theil des Körpers eindringt, das Fasten unterbricht und nichtig macht? Ob man beim Verlassen des Betts am Morgen die Füße mit Wasser waschen, oder mit der bloßen Hand reiben muß? Ob das Gebet eines Mannes, der nicht gesetzlich gereinigt ist, oder der in seidenem, in rothem oder gelbem Kleid betet, gültig ist? u. s. w. Solche Dinge beschäftigen die Gelehrten höchlich und stören bei ihnen oft den Frieden so stark, wie bei andern Völkern die wichtigsten Fragen über Volks- und Staatsleben.

Die Organisation des Justizwesens stammt noch von den Khalifen her. Die osmanischen Fürsten haben nur einige Veränderungen damit vorgenommen, die durch die Lage ihres neuen Reichs und durch die Umstände nothwendig wurden.

Der Sultan vereinigt die geistliche und weltliche Macht in seiner Person. Als Depositär des heiligen Gesetzbuchs ist er Pontifex maximus in Religionssachen, Verwalter der Justiz und Ausleger der Gesetze. Für alle diese höchsten Würden gebraucht er jedoch nur Stellvertreter und Vorgesetzte Zu jenen gehören die Imams oder Diener der Religion, die Mufti oder Doctoren der Rechte und die Kadi oder Richter. Alle zusammen bilden das Corps der Ulemas, das ein hohes Ansehen und große Vorrechte genießt und sich dadurch dem Sultan selbst furchtbar macht. An der Spitze steht der Mufti von Konstantinopel, der bei den Türken gewöhnlich Scheikh ul-islam, d. h. der Alte des Islam, heißt. Dieses Haupt der Gesetze, der Obrigkeit und der Kirche hat keine richterliche Gewalt. Die Priesterfunctionen übt er nur selten, wie bei dem Regierungsantritt eines neuen Sultans, bei dessen Krönung, oder um bestimmter zu sprechen, wenn ihm der Säbel umgegürtet wird, und wenn ein Sultan stirbt; in diesen Fällen versieht er die Stelle eines Imam. Sein gewöhnliches Geschäft beschränkt sich auf Auslegung der Gesetze. Da diese theokratisch sind, so ist sein Einfluß auf die Reichsverwesung sehr groß. Unter ihm arbeiten zahlreiche Beamte, von denen besonders vier zu bemerken sind: der Stellvertreter des Mufti in den öffentlichen Geschäften; sein Agent bei der Regierung; sein Kanzler und das Haupt der Fethwa's. Dieser steht zwanzig Unterbeamten vor, welche die Entscheidungen im bürgerlichen Recht und in politischen Angelegenheiten abfassen. Indessen fragt der Sultan den Mufti doch nur aus Klugheit und Gewohnheit um Rath, denn er ist weder durch Gesetz noch durch Religion dazu verbunden. Das Amt der Gesetzauslegung hat in der Hauptstadt den Scheikh ul-islam an der Spitze, in den Provinzialstädten die Mufti's: nur in einigen der weniger bedeutenden übt der Kadi auch die Muftifunktionen. Alle Mufti's stehen unter dem Scheikh ul-islam, sind sich aber unter einander an Rang gleich. Sie und ihr Chef haben die Fethwa's in Civil-, Religions- und Sittengegenständen auszufertigen. Jeder Türke kann sie unentgeldlich um Rath fragen.

Das Justizministerium begreift die obrigkeitlichen Personen der Städte und der Provinzen, welche in verschiedene Ordnungen getheilt sind. Die im ersten Rang werden alle vom Scheikh ul-islam ernannt, sind sich aber doch unter einander nicht gleich. Die zwei vornehmsten heißen Kadi-askier's (Armen-Richter) wovon der eine in Rumelien, der andere in Anatolien seinen Sitz hat. Jener ernennt die Kadi's und Naib's (Substitute) der europäischen Provinzen, der anatolische aber die in Asien und Egypten. Beide sprechen auch Recht in den von der Regierung an sie gewiesenen Sachen, besonders der Kadi-askier von Rumelien. An der Spitze des zweiten Rangs steht der Kadi von Konstantinopel: Istambol-Kadessi oder Istambol-Effendissi. Er ist nicht nur Richter in der Hauptstadt, sondern als erster Municipalbeamter hat er auch die Aufsicht über Alles, was den Handel, die Künste und Lebensmittel betrifft. Nach diesen Magistratspersonen kommen die Molla's oder Richter der großen Städte. Unter ihnen stehen die Kadi's oder die gewöhnlichen Richter in den Städten zweiten Rangs. Ihnen stehen die Kadi-askier's vor. Den untersten Rang nehmen endlich die Naib's ein, die als Subdelegirte oder Gehülfen der Molla's und der Kadi's angesehen werden können, und bloß in Dörfern und Flecken ihr Amt üben. Gesetzlich gehört ihnen nicht der Titel Molla, der hoher Herr und Meister bedeutet: deshalb werden sie in amtlichen Schriften nur Kadi genannt. Mündlich aber nennt sie selbst der Sultan und die Großen, so wie das Volk Molla. Diese obrigkeitlichen Personen sprechen in Civil- und in Criminalsachen alle in letzter Instanz. Alles, was Religion, Sitten und kirchliche Disciplin betrifft, hängt gleichfalls von ihnen ab. Sie richten immer allein, ohne Gerichtsbeisitzer; nur ein Schreiber, der Vekava-Klatibi ist bei den mündlichen Verhandlungen gegenwärtig und führt über Alles das Protokoll, auch über die Rechtsmittel, welche von den Parteien gebraucht werden. Dieser Schreiber ist gewöhnlich wohl erfahren in der Rechtswissenschaft und Chikane. Er sitzt am Fuß des Sofa, das der Richter einnimmt, und leitet ihn mit gutem und schlimmem Rath, nachdem sich's trifft und die Parteien ihn gewonnen haben.

Ungebildete Völker hassen alle Rechtsformalitäten, und diese nehmen mit der Ausartung der Nationen zu.

Mithridates wußte recht gut, wie ganz Asien die Formalitäten der römischen Justiz haßte, die er calumniae litium nennt. Den Germanen war Nichts so unerträglich als Varus Gerichte. Als Justinian ein Tribunal bestellte, um den Mörder des Lazier-Königs zu richten, schien ihnen dieß abscheulich und barbarisch. So auch bei den Türken. Nichts ist einfacher und geschwinder als ihre Justiz. Fast Alles wird ohne Formalität und ohne Schrift abgemacht. Jeder spricht ohne Beistand und Advocaten über seine Sache, nur sehr selten sehen sich die Leute nach

weiterer Rechtshülfe um. Zwei Zeugen geben selbst in Criminalsachen gesetzlichen Beweis. Ist also der Kadi bestechlich — und wer weiß nicht, daß nur wenige türkische Beamte dem Reiz des Goldes widerstehen können? — so ist Nichts leichter als richterliche Ungerechtigkeit, und dergleichen werden unzählige begangen.

Das größte Unglück türkischer Länder ist keinesweges der Despotismus des Sultans, wie man gewöhnlich meint. Dieser lastet viel mehr auf den Hofleuten und auf den Verworfenen, die sich zu dem Herren drängen, als auf dem Volk. Das wahre Unglück liegt in der Rechtspflege. Auch ist nicht die Moslim-Legislation daran schuld, wiewohl sie sehr unvollständig ist, sondern die Bestechlichkeit und Käuflichkeit der Richter. Sie ist unstreitig die größte Schmach der osmanischen Regierung. Die Gesetze sind in den feilen Händen der türkischen Richter ein scharfes, schnellwirksames Schwert, dem Leben und Güter unterliegen.

Alle Umstände eines Processes werden durch Zeugen dargethan, daher giebt es eine Unzahl von Moslimin, die — zu faul zur Arbeit — aus falscher Zeugschaft ein einträgliches Gewerb machen. Man weiß es, Jedermann kennt sie, Niemand aber will ihnen darum übel. Da sie und ihr Wesen fast ganz straflos sind, so giebt es nichts Schamloseres als diese Leute. Die Strafe des falschen Zeugnisses ist an sich sehr gering, und wird überdieß fast nie angewendet, weil die Richter mit den falschen Zeugen gewöhnlich in gutem Vernehmen stehen.

Ein anderes großes Uebel der türkischen Justiz liegt in der Schnelligkeit und Eile der richterlichen Entscheidungen. Demungeachtet hat sie Lobredner in den Abendländern gefunden: denn man meinte, sie sey bei aller Möglichkeit zu irren doch besser, als eine Justizverfassung, wo nach langer Zeit trotz Hoffnungen und Kosten doch am Ende die Chikane siegt. Dabei vergißt man aber, daß die Justizförmlichkeiten Gewährleistungen für die Freiheit und Sicherheit der Bürger sind, besonders in den Fällen, wo ein Irrthum im Richterspruch nicht mehr gut gemacht werden kann. Hier können nicht genug schützende Formen Statt finden. In solchen Fällen aber sind gerade die orientalischen Richter in ihren Urtheilen und Entscheidungen furchtbar schnell und übereilt. Davon nur einige Beispiele.

Unter den Augen des Khalifen Harun, des Gerechten, wird ein Mann verhaftet und des Diebstahls beschuldigt. Der Khalife verhört die Zeugen und glaubt bei dem Verhafteten Zeichen von Unruhe zu bemerken. Er läßt ihm sogleich die rechte Hand abhauen und in die linke legen, um ihm dadurch bemerklich zu machen, daß Niemand fremdes Gut nehmen darf. Am folgenden Tag wurde der wahre Dieb entdeckt. — Bei einer Feuersbrunst in Konstantinopel ließ der Wesir einen Menschen in die Flammen werfen, der die Gelegenheit zum Stehlen benutzt hatte. — Einige türkische Soldaten hatten Cavaliere von der russischen Gesandtschaft beleidigt, deren Chef damals der Fürst Repnin war. Während der Fürst mit dem Wesir darüber sprach, machte dieser eine leise horizontale Bewegung mit der Hand, die seine Umgebungen so gut verstanden, daß sie, solange der Gesandte noch gegenwärtig war, einen Sack brachten, aus dem sieben Köpfe zu seinen Füßen rollten. Was in diesen Fällen Khalife und Wesire thaten, geschieht häufig von einem untergeordneten Beamten als bloße correktionelle Polizeimaßregel. Dahin gehören auch die abgeschnittenen Ohren, die an die Thüren der Kaufleute mit falschem Maß und Gewicht genagelt, die Bäcker, die in den brennenden Ofen geworfen werden, wenn sie ihre Kunden übervortheilen; so werden für das geringste Vergehen heftige Stockstreiche auf die Fußsohlen gegeben, und trägt Einer eine Kopfbedeckung von verbotener Form oder Farbe, so wird ihm zur Nachachtung ohne Weiteres der Kopf abgeschnitten.

Neue Ausgabe von Walter Scott's Romanen.

(Uebersicht der neuesten englischen Literatur.)

Von der neuen Ausgabe von Walter Scott's oder den „Waverley Novels", wie sie noch immer in England genannt werden, ist die erste Lieferung erschienen, und wir theilen von dem Neuen, was sie uns bringt, Einiges des Interessantesten unseren Lesern zur Probe mit. So erhalten wie zu der Stelle in Waverley, wo bei dem ersten Besuche des Helden der Wirth sich selbst einen Herrn (Gentleman) nennt und grob wird, weil sein Gast ihn nicht zum Nachtessen eingeladen hat, folgende Note, die „Schottische Wirthshäuser" überschrieben ist.

Die Höflichkeit einer Einladung, an dem Mahle des Reisenden Theil zu nehmen, oder wenigstens die Getränke zu theilen, welche der Gast sich geben ließ, wurde selbst in der Jugend des Verfassers noch von vielen alten Gastwirthen in Schottland erwartet. Zur Erwiederung war der Wirth immer mit allen Neuigkeiten des Landes ausgestattet, und wahrscheinlich war er ein Humorist oben drein. Daß dabei das ganze wirkliche Geschäft und alle Plackerei der Wirthschaft der armen Hausfrau zufiel, war unter den schottischen Bonifazen etwas sehr Gewöhnliches. So war in alten Zeiten in der Stadt Edinburgh ein Mann von guter Familie, der, um sich ein bequemes Auskommen zu sichern, sich herabließ, der nominelle Besitzer eines Caffeehauses zu werden, — eine der ersten Anstalten dieser Art, die in der Hauptstadt eröffnet wurden. Wie gewöhnlich wurde das Geschäft ausschließlich von seiner sorgsamen und thätigen Frau besorgt; während ihr Gemahl sich mit der Jagd ergötzte und die Sache unbekümmert ihren Gang gehen ließ. Eines Tages, als in dem Gebäude Feuer ausgebrochen war, sah man den Mann, mit seinen Flinten und Fischereigeräthen, wohlgemuth die High Street heraufkommen; und auf die Frage nach seiner Frau antwortete er mit der größten Gemüthsruhe, „das arme Weib suche noch einige Stücke Geschirr und ihren Plunder von Büchern zu retten"; die letzteren waren nämlich jene, welche zu der Geschäftsführung des Hauses dienten. In den jungen Tagen des Verfassers gab es noch manche ältliche Herren, die es mit zu den Vergnügungen einer Reise rechneten, „sich mit dem Wirth zu unterhalten, der oft an komischem Humor dem Wirth zum Hosenband in den „lustigen

Weibern von Windsor", oder Blague vom St. George in dem „lustigen Teufel von Edmonton" glich. Zuweilen hatte auch die Wirthin ihren Theil an der Unterhaltung der Gäste. In beiden Fällen erregte es indeß Mißvergnügen, wenn ihnen nicht schuldige Aufmerksamkeit erwidert wurde, und nicht selten zog es dem Straffälligen eine Züchtigung zu, wie bei folgender Gelegenheit. Eine lustige Dame, die vor noch nicht sechzig Jahren das Hauptcaravanserai zu Greenlaw in Berwickshire hielt, hatte die Ehre, unter ihrem Dach einen würdigen Geistlichen mit drei Söhnen desselben Standes aufzunehmen, die jeder eine Seelsorge hatten; im Vorbeigehen gesagt, keines von den Mitgliedern der Partie galt für einen besondern Helden der Kanzel. Nachdem das Mittagsmahl vorüber war, fragte der würdige Senior, in dem Stolz seines Herzens, Frau Buchan, ob sie wohl je zuvor eine solche Gesellschaft in ihrem Hause gehabt habe? „Hier sitze ich, sagte er, ein bestellter Diener der Kirche von Schottland, und hier sitzen meine drei Söhne jeder ein bestellter Diener derselben Kirche. Gesteht, Lucie Buchan, Ihr habt nie zuvor eine solche Gesellschaft in euerem Hause gehabt." Da der Frage keine Einladung, sich an den Tisch zu setzen und ein Glas Wein oder dergleichen anzunehmen, vorausging, so antwortete Frau Buchan trocken: „In der That, Herr, ich kann gerade nicht sagen, daß ich eine solche Gesellschaft schon in meinem Hause gehabt hätte, außer fünfundvierzig einmal, wo ein hochländischer Pfeifer hier war, und mit ihm seine drei Söhne, alle hochländische Pfeifer."

Ein merkwürdiger Traum.

Die Geschichte von Frau Grisel Oldbuck ist zum Theil einer wirklichen Begebenheit entlehnt, die sich vor ungefähr siebenzig Jahren in dem südlichen Schottland ereignete und allen ihren Umständen nach hier wohl eine Erwähnung verdient.

Mr. R—d von Bowlard, eine Gutsbesitzer im Galathale, hatte einen Proceß wegen einer bedeutenden Summe, die aus den Rückständen des Zehnten erwachsen war, auf den eine adliche Familie Anspruch erhob. Mr. R—d stand in der festen Meinung, daß sein Vater die gesetzpflichtigen Ländereien von dem Inhaber des Zehnten unter einer dem schottischen Recht eigenthümlichen Form erkauft habe, welche jene Ansprüche aufhebt; aber vergebens durchsuchte er alle Papiere seines Vaters, so wie die öffentlichen Acten, es war ihm unmöglich, die Documente aufzufinden, welche den Beweis für seine Meinung enthielten. Der Zeitpunkt kam jetzt heran, wo er den Verlust seines Processes unvermeidlich voraussah, und er hatte schon den Beschluß gefaßt, des andern Tages nach Edinburgh zu reisen und einen Vergleich zu treffen, so gut er konnte. Mit diesem Entschluß ging er, alle Umstände seines Rechtshandels lebhaft vor Augen, zu Bett und hatte folgenden Traum. Sein Vater, der viele Jahre todt war, erschien ihm und fragte ihn, wodurch sein Geist beunruhigt werde. Im Traume haben solche Erscheinungen nichts Befremdendes. Mr. R—d unterrichtete seinen Vater von der Ursache seiner Besorgniß und fügte hinzu, daß es ihm um so drückender sey, eine so bedeutende Summe zu verlieren, da er die festeste Ueberzeugung hege, daß er sie nicht schulde, obwohl er umsonst Beweismittel gesucht habe, die er vor Gericht geltend machen könne. „Du hast Recht, mein Sohn, antwortete der väterliche Schatten, ich erwarb das Recht auf diesen Zehnten, zu dessen Zahlung man dich jetzt zwingen will. Die Papiere, die sich auf diesen Fall beziehen, sind in den Händen des Mr. —, eines Schreibers, der sich jetzt von den Geschäften zurückgezogen hat und zu Inveresk bei Edinburgh lebt. Dieser Mann wurde, obschon ich sonst keine Geschäfte mit ihm hatte, aus besonderen Gründen gerade in diesem Falle von mir gebraucht. Es ist sehr möglich, fuhr die Erscheinung fort, daß Mr. — eine Sache, die so lange her ist, gegenwärtig selbst vergessen hat; aber Du kannst sie ihm dadurch in das Gedächtniß zurückrufen, daß Du ihn daran erinnerst, daß wir Schwierigkeiten fanden, ein portugiesisches Goldstück zu wechseln, und daher genöthigt waren, das Aufgeld in einem Wirthshause mit einander zu vertrinken." — Mr. R—d erwachte des Morgens, alle Worte der Erscheinung treu in seinem Gedächtnisse, und hielt es der Mühe werth, statt gerade nach Edinburgh zu gehen, den Umweg über Inveresk zu machen. Als er dort anlangte, besuchte er den Herrn, auf welchen der Traum sich bezog, einen sehr bejahrten Mann, und fragte ihn, ohne seiner nächtlichen Erscheinung im Geringsten zu erwähnen, ob er sich nicht erinnere, für seinen Vater dieses und dieses Geschäft geführet zu haben. Der alte Herr konnte sich Anfangs nicht gleich entsinnen, bei der Erwähnung des portugiesischen Goldstückes kehrte ihm aber das Ganze in das Gedächtniß zurück; er suchte sogleich nach den Papieren und fand sie; und Mr. R—d brachte die Documente, durch welche er einen Proceß gewinnen mußte, den er schon verloren glaubte, nach Edinburgh mit. Der Verfasser hat diesen Vorfall oft von Personen erzählen hören, welche die beste Gelegenheit hatten, genau von den Thatsachen unterrichtet zu seyn, die nicht leicht hintergangen werden konnten, und unfähig waren, selbst zu hintergehen; er kann daher nicht umhin, demselben vollen Glauben zu schenken, so sonderbar auch die damit verbundenen Umstände seyn mögen. Die Umständlichkeit der in dem Traume gegebenen Auskunft unterscheidet denselben von jener allgemeinen Classe von Eindrücken dieser Art, die durch das zufällige Zusammentreffen wirklicher Ereignisse mit unseren Gedanken im Schlafe veranlaßt werden. Auf der andern Seite werden Wenige glauben wollen, daß die Gesetze der Natur aufgehoben und eine besondere Unterhaltung zwischen Todten und Lebenden verstattet worden sey, um Mr. R—d eine Summe von einigen hundert Pfund zu retten. Die Ansicht des Verf. ist, daß der Traum die Rückkehr einer Mittheilung war, die Mr. R—d wirklich von seinem Vater zu den Lebzeiten desselben erhalten hatte, und deren er sich Anfangs nur in dem allgemeinen Eindrucke erinnerte, daß die Ansprüche wider ihn abgethan wären. Es ist nicht selten, daß man während des Schlafes den Faden von Gedanken wiederfindet, den man während des Wachens verloren hat. Wir können noch hinzufügen, daß dieser Traum von übeln Folgen für Mr. R—d begleitet war, dessen Gesundheit und Heiterkeit durch die Aufmerksamkeit litt, die er seitdem sich für verbunden hielt, den Erscheinungen der Nacht zuzuwenden.

The Waverley Novels (Antiquary) New Edition, Lond. 1829. 8.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 152. 1 Juni 1829.

Geographische Skizzen aus den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Der St. Lorenz.

Wie der Mississippi sich durch den immerwährenden Wechsel seines Wasserstandes auszeichnet, so der St. Lorenz durch die Gleichmäßigkeit desselben. Ein Steigen von drei Fuß wäre in dem letztern eine größere Revolution als es in dem erstern ein Steigen von 30 Fuß seyn würde. Entspringend auf demselben Hochlande, in dessen grenzenlose Flußgebiete sie sich theilen, unterscheiden sie sich so wesentlich von einander, daß man auf Erden nicht leicht zwei Flüsse von so ungleichem Charakter finden dürfte. Der Mississippi ist trüb, ja nicht selten schlammig, und in seinem Canal sind unzählige Seen zum Theil von unermeßlicher Ausdehnung; umgekehrt ist der St. Lorenz klar wie Kristall und kein See von Bedeutung in seinem Bett; der Mississippi tritt jährlich aus seinen Ufern und überschwemmt weit umher das Land; bei dem St. Lorenz kommt ein Steigen des Wassers um zwei oder drei Fuß in fünfzig Jahren zwei oder dreimal vor. Der Mississippi fließt auf seinem Lauf von Norden nach Süden durch eine Reihe wechselnder Himmelsstriche, während sein Nebenbuhler zwar anfänglich eine südöstliche Richtung einschlägt, in welcher er sich dem 41 Breitegrad nähert, dann aber wieder gegen Nordost umlenkt und unter seinem ursprünglichen schneeigen und beeisten Clima den Ocean erreicht. Der Mississippi scheidet sich vor seinem endlichen Eintritt in den mexicanischen Golf in zahlreiche Canäle, die ihre besondern Ausflüsse haben; der St. Lorenz erweitert sich unmerklich zu einer weiten Bai, welche sich zuletzt in den Golf gleichen Namens öffnet. Die Ufer des Mississippi bieten, zumal gegen die Mündung, eine Fläche dar, die sich kaum über die höchste Springfluth des Stroms erhebt. Die Ufer des St. Lorenz senken sich in malerischem Abhang an den Wasserrand hinab und gewähren, wenn sie von Holz gesäubert sind, die Aussicht auf das herrliche Strombecken. Im Mississippithal finden wir meist offene begraste Ebenen, wo wenig Sträucher oder Bäume die düstere Einförmigkeit der Landschaft unterbrechen; die Umgebungen des St. Lorenz sind mit fortlaufenden beinahe undurchdringlichen Urwaldungen bedeckt.

So unermeßlich das Wasservolumen des St. Lorenz oberhalb der von Darby für seine Berechnung angenommenen Punkte ist, so ist doch der Zuwachs unterhalb dieser Punkte noch außerordentlicher. Wenn der Strom aus dem Ontario tritt, so verengt sich sein Bett 75 M. bis zu Point Iroquois hinab mehr und mehr, und die Strömung nimmt in demselben Maße zu; sie bleibt aber noch 65 M., bis zu den Galloupe-Inseln, sehr gemäßigt. Von da beginnt eine Reihe von Stromschnellen, nur wenig unterbrochen durch den 30 M. langen und 1—6 M. breiten St. Francis See, darauf fortgesetzt — unter dem Namen der Rapides aux Cedres — bis zum St. Louissee, in dem die großen Inseln, Montreal- und Jesusisland, liegen. Der Ottawa, einer der bedeutendsten Zuflüsse des St. Lorenz aus dem nördlich vom Huron (48° n. Br. 6° w. L. Wass.) hinlaufenden Gebirgszug vereinigt sich hier. Eine heftige Strömung, zahlreiche Wasserfälle und Stromschnellen und ein im Verhältniß zur Ausdehnung seines Laufs ungeheures Wasservolumen charakterisirt den Ottawa, wie alle nordwestlichen Zuflüsse des St. Lorenz überhaupt. Man hat 200 M. am Ottawa hinauf Niederlassungen angelegt; indeß sind die Gegenden längs seinen Ufern noch weithin völlig unbekannt; aber wo sie durchforscht sind, ist der Boden überall vorzüglich und mit hochstämmigem Holz bewachsen. Einen solchen reichen Wechsel der Scenen wie in den Canada's hat die Natur nirgend aufzuweisen. Etwas Wilderes, Oederes, als die „tausend Inseln“ kann man sich nicht denken. Das stille tiefdurchsichtige Wasser spiegelt Nichts als zerrissene Felsen und einige Stauden und Bäume in deren Ritzen. Keiner menschlichen Wohnung begegnet man in der traurigen schweigsamen Wüste, die bei Brockville endet. Die Ufer erscheinen jetzt als eine regelmäßige, sanft abfallende Hügelkette, und man sieht sich in die lieblichste Landschaft versetzt. Vier Meilen unter Ogdensburgh beginnt die Gruppe der Galloupeinseln; man zählt ihrer mehr als dreißig; meist haben sie elliptische Form; ihr Durchmesser wechselt zwischen ½ M. und 20 Yards. Das sind nicht mehr die kahlen Felsen der tausend Inseln; eine jugendliche Generation von Eschen, Linden, Espen und Kirschbäumen, hervorgegangen aus der Asche abgebrannter Urwälder, nimmt den Wanderer in ihre frischen Schatten auf, blühende Fluren bekränzen das Gestade und der majestätische Strom ladet zum Bad ein oder zu einer Lustfahrt in der milden Sonne eines canadischen Sommer-

abends. Diese heitere Physiognomie behält die Landschaft weit über Montreal hinaus, nur daß sie von hier an durch die Schifffahrt — denn bis dahin gehen Schiffe von 600 Tonnen, weiter hinauf nur kleinere — mehr Leben gewinnt, wie sie auf der andern Seite der geringern Erhebung des Bodens wegen von ihrem Reichthum an überraschenden Scenen verliert. Sie nimmt aber später ihre ganze Großartigkeit wieder an, indem sie sich auf beiden Seiten des St. Lorenz zur Höhe des Diamantcaps erhebt, von dessen Spitze die Hauptstadt von Canada, Quebec, herabschaut.

Bereits halbwegs zwischen Montreal und Quebec, bei Trois Rivieres, 432 Meilen von der Mündung des Stroms, wenn man diese bei der Insel Anticosti annimmt, wo sich die großen Straßen trennen, zeigt sich die Erscheinung der Fluth, die eine Kette von Urgebirgen passirt, viermal weiter landeinwärts als im Hudson und in einer Entfernung vom Meere, wie sie, außer dem Marannon, in keinem Strome der Welt vorkommt. Vorausgesetzt, daß die Fluth nicht über ihr Niveau hinausgeht, so hätte also der St. Lorenz dort gleichen Wasserspiegel mit dem Meer, und sein ganzer Fall von 231 Fuß käme auf die Strecke von 217 M. zwischen Ogdensburgh, unterhalb den tausend Inseln, wo die Strömung erst sichtbar wird, und der Stadt Trois Rivieres. Wenn es nun eine Zeit gab, wo das Diamantcap bei Quebec, das bedeutend genug ist und dessen nördlicher und südlicher Abschnitt sich genau correspondiren, eine zusammenhängende Kette bildete, welche das Wasser gegen seinen jetzigen Ausfluß umdämmte, so mußte ein See entstehen, dessen Wasserspiegel die Mündung der Niagarastraße erreichte. Allein da der Champlainsee und der Hudson sich nur 140 Fuß über das atlantische Meer erheben, so hätte in jenem Fall der St. Lorenz durch den Hudson einen Ausgang gefunden. Einst vielleicht bespühlte der Rand des atlantischen Meeres den Fuß der Apalachen, und Neuengland, Neubraunschweig und der südöstliche Theil von Untercanada waren Inseln; als sich nach und nach das Meer zurückzog, trat ein Becken um das andere mit seiner Felsenbegrenzung über die tiefern Wasserschichten hervor, und die Strömung, die den Ocean suchte, brach sich Bahn. Natürlich, daß zuerst die äußerste Barriere weichen mußte — im vorliegenden Falle die Quebeker — aus dem einfachen Grunde, weil die inneren so lange unter Wasser blieben. Als aber auch die zweite Granitwehr — bei den tausend Inseln — fiel, war eine Senkung des Betts und eine Verminderung der Ausdehnung des Ontario die nächste Folge. Nach dem, was man bei vielen Flüssen wahrgenommen hat, giebt secondäres Schiefergebirg der Kraft des Wassers weit langsamer nach, als Urgebirg, obgleich das letztere von viel stärkerer Textur ist. Wasser- und selbst Eismassen gleiten sanft und fast spurlos über eine horizontale Schieferlage hinweg, während das Urgebirg mit seiner bruchartigen Oberfläche Widerstandspunkte entgegensetzt; und indem das Fluidum gegen diese ankämpft und sie überwindet, gräbt es sich einen ununterbrochenen Canal.

Quebec, das einen vortrefflichen Hafen besitzt, der an seinen tiefsten Stellen 28 Faden hat und Linienschiffe aufnimmt, liegt schon ganz im Bereich der Springfluth, die hier von 17 bis 24 Fuß steigt. Die Aussicht, die man auf der Höhe von Quebec oder gegenüber auf Point Levi am südlichen Ufer genießt, ist einzig. Die Stadt, das herrliche Thal, welches der St. Karlsfluß durchfließt, die Fälle des Montmorenci, die Insel Orleans, die wohlbebauten Ansiedlungen aller Art, die weißen Kirchen, Weiler, Dörfer, Landhäuser und Meiereien, gehoben durch den Contrast der Nachbarschaft undurchdringlicher finsterer Wälder — den Hintergrund scharf begrenzt von hohen Bergen — dieß Alles übersieht man in einem Blick.

Schifft man von Quebec 120 Meilen weiter hinab, so gelangt man an die Mündung des Saguenai *), des mächtigsten der Flüsse, die ihren Tribut dem großen Strome zollen. Er bezieht seine Wasser aus dem See St. John, dem Sammelplatze vieler großen Flüsse von Nord und Nordwest aus unermeßlichen Fernen im Innern — wovon der Piecougamis, der Pariboaca und der Zobel (the Sable) die bedeutendsten sind. An seinem östlichsten Ende entsendet der See zwei große Ströme, der eine der große Ausfluß (the Great Discharge) genannt, der andere Kinogami oder der Landfluß. Nachdem sie einen im Durchschnitt 12 M. breiten Landstrich umschließend 75 M. zurückgelegt, vereinigen sie sich zu dem unwiderstehlichen Saguenai, der sich nach einem östlichen Laufe von 100 M. in vielen Krümmungen in den St. Lorenz ergießt. Die Ufer dieses Flusses sind überall sehr felsig und von einer steilen Höhe, die von 170 bis 430 Yards über den Wasserspiegel aufsteigt; da giebt es 50 bis 60 Fuß hohe Abgründe, in die er mit unbeschreiblicher Wuth und entsetzlichem Donner hinabbraust; seine Strömung ist breit, tief und ungemein felsig; zwei bis dritthalb Meilen breit dehnt sich sein Bett, es verengt sich aber seine Mündung bis auf eine Meile. Hier (bei Pointe aux Allouettes) senkt das Blei mit 500 Faden (3000 F.) sich in eine bodenlose Tiefe; zwei M. höher findet es erst mit 130 bis 140 Faden, und noch 60 bis 70 M. vom St. Lorenz erst mit 50 bis 60 Faden Grund. Die Springfluth geht 70 M. weit den Saguenai hinauf; aber seine vielen Vorgebirge machen, daß die Ebbe in ihm viel später als im St. Lorenz zurückkehrt, wo man dann, bei dem niederen Wasserstand des letztern, die Wirkung des erstern mehrere Meilen weit bemerkt. Pointe aux Allouettes gerade gegenüber liegt der Hafen Tadeusac, welcher, von Hochland umschlossen, einer guten Anzahl der größten Schiffe hinreichend Schutz gewährt.

Nach dem Wenigen zu schließen, was die Geographie von den andern Flüssen in dieser Region weiß, so tragen sie alle entschieden die Merkmale der Verwandtschaft an sich; aber außer der Umgegend der Handelsstationen, der großen Ströme und Seen ist alles Land nach Labrador zu terra incognita. Die starke Erhebung des Bodens macht das Clima gegen den 52° sehr rauh und winterlich. In einer höhern Breite als der von Mingan auf der Nordküste am Ausfluß des St. Lorenz zwischen 50° und 51° giebt es keine Ackerbauniederlassung auf dem americanischen Continent. Ein Binnenland, an Raum gleich der Entfernung der Westküste Frankreichs von den Quellen des Dnie-

*) Vergl. Bouchette's Werk über Canada.

per — wo Nichts als Wildniß herrscht! Sollten diese ungemessenen Ländergebiete von der Natur zur Unfruchtbarkeit verdammt seyn? Nein, gewiß wird der Tag kommen, wo die Civilisation auch sie erreicht. Welche ungünstige Meinung hatte man vor nicht langer Zeit von dem Boden und Clima der Canada's, und wie ist diese widerlegt worden? Den Winter nennen die Quebeker die Jahreszeit ihrer Thätigkeit, ihrer Unterhaltung und ihres Vergnügens. So ungeheuer sind die von Wind und Strömung nach allen Seiten umher getriebenen Eismassen, daß der St. Lorenz fast ein halbes Jahr unbeschiffbar wird, wenn gleich die Fluth unterhalb Quebec ihn nicht zugefrieren läßt; in dieser Zeit nun ersetzt der Schlitten die Stelle von Segel-, Ruder- und Räderfuhrwerk, und die glatten Flächen der zahlreichen Flüsse verwandeln sich in eben so viele der trefflichsten Kunststraßen, auf denen der Canadier seine Geschäfts- oder Vergnügungsreisen rasch vollbringt. So gewöhnt sich der Mensch an Alles!

Englische Gesandtschaft an Rundschiet Sing.

Im vergangenen Jahre wurde von dem brittisch-ostindischen Gouvernement eine Gesandtschaft an den Fürsten der Sickhs, Rundschiet Sing, geschickt, über welche die India Gazette folgende nähere Nachrichten bringt.

Nachdem die Gesandtschaft über den Sedledsch gekommen war, ging ihr Weg, der sandig und für Zugvieh äußerst beschwerlich war, meist durch hügelichte Waldgegenden. Mehrere kleine schmutzige Städte mit engen Gassen lagen an der Straße; je tiefer man in das Land hineinkommt, um so volkreicher wird es. In geringer Entfernung von der Stadt Kapathalah wurde die Gesandtschaft von einer Deputation des Futty Singh, eines Radschah, der früher mit Rundschiet Sing in Mißhelligkeiten gestanden hatte, jetzt aber mit demselben versöhnt war, eingeholt. Vier oder fünf Elephanten waren von 250 schlecht gekleideten und schlecht berittenen Reitern gefolgt, die eine Gasse bildeten, durch welche die Engländer hindurch ziehen mußten. Sie geleiteten dieselben in das Lager des Radschah, der sie noch an demselben Abende besuchte und nach einigen Stunden ihren Gegenbesuch annahm. Er empfing seine Gäste in einem großen schönen Garten, in welchem ein Wohnhaus von zwei Stockwerken mit mehreren Flügeln war. Sein Gefolge war eben nicht auf das Glänzendste zusammengesetzt; die Hauptperson desselben war Sirdar Dschewatta Singh, ein Befehlshaber der Reiterei, über 1500 Mann. Er trug einen weißen Turban von konischer Form, vor der Stirn mit Edelsteinen besetzt, mit einem stattlichen Busch von Reiherfedern, die durch goldene Spangen zusammengehalten wurden. Um den Hals hatte er eine doppelte Schnur von großen Perlen, die mit Smaragden von der Größe eines halben Zolls in's Gevierte abwechselten; dieß Halsband lag dicht an, während eine andere noch kostbarere Juwelenschnur leicht über die Brust hing. Keine einzige der Perlen war kleiner, als eine große englische Bohne. An den Armen hatte er prächtige Bracelets, die aus drei Smaragden von der Größe eines Zolls bestanden, und mit unzähligen kleinen Diamanten, Rubinen und Perlen besetzt waren. An den Händen trug er eine Menge massiver goldener Ringe, mit flachen Diamanten; das Schwert hatte einen goldenen Griff. — Die Stadt Kapathalah ist klein und schmutzig und nur schwach bevölkert. Viele der Gebäude waren dem Verfall nahe, andere nicht ausgebaut. Die Regenzeit über ist die ganze Ebene bis zum Hyphasis eine Wasserfluth, und die Verbindung zwischen den verschiedenen Orten wird nur durch Bote erhalten. Das gewöhnliche Bett des Hyphasis ist ungefähr 300 Ellen breit, zur Regenzeit kann indeß seine Breite leicht 1½ Meile betragen; der Lauf dieses Flusses ist sehr langsam, und die Tiefe wechselt zwischen fünf und zehn Fuß.

Auf der letzten Tagereise nach Amrilsir kam den Engländern bei Tagesanbruch ein Zug von mehreren hundert Menschen zu Fuß und zu Roß entgegen, unter denen mehrere Große waren; an der Spitze stand Schier Singh, Rundschiets zweiter Sohn, ein hübscher junger Mann von sechsundzwanzig Jahren. Der Prinz, so wie die übrigen Großen saßen auf Elephanten; ihre prächtig geschmückten Rosse wurden nebenher geführt. Alle, welche sich dem Zuge angeschlossen hatten, trugen Kleider von gleicher Farbe. Der Elephant des Prinzen hatte ein kostbares Halsband, das aus Ringen von ungefähr achtzehn Zoll im Umfange bestand. Die Kopfbedeckung war von dem schönsten rothen Sammt und reich mit Gold besetzt, der schön gearbeitete Schmuck, der darüber emporragte, war von Gold.

Des nächsten Tages hielt die Gesandtschaft ihren Antrittsbesuch bei Rundschiet Singh. Die Hauptpersonen der Gesandtschaft saßen auf Elephanten, eine Abtheilung brittischer Reiterei eröffnete, und eine Compagnie Infanterie, die ihnen, gleich jener, zur Bedeckung gedient hatte, schloß den Zug. Auf ihrem Wege zu dem Palaste wurden sie von Radschah Dhan Sing, dem Schwager des Fürsten, einem hübschen jungen Manne in einer Rüstung von glänzend polirtem Stahl, und einer Abtheilung Lanciers empfangen, die ihnen bis auf zweihundert Schritt vor dem äußeren Thore das Geleit gaben. Hier wurde von einem Bataillon disciplinirter Infanterie und einem Regiment abgesessener Reiterei ein Spalier gebildet, durch welches die Gesandtschaft hindurchzog. An der Spitze desselben standen zwei Stücke Geschütz, welche sie, so wie sie unter das Thor traten, begrüßten. Eine Brücke führte sie hierauf in einen offenen Hof, in welchem die Bedeckung zurückblieb, während die Mitglieder der Gesandtschaft durch ein zweites Thor in den Garten kamen, in welchem der Palast steht. Der gepflasterte Weg, der zu diesem führt, war zu beiden Seiten mit Schranken von Scharlachtuch eingefaßt, und von Zeit zu Zeit mit schönen Baldachins bedeckt. Zwanzig Schritte von dem Palaste stiegen die Engländer von ihren Elephanten und wurden hierauf zur Audienz bei dem Maha-Radscha geführt. Dieser saß unter einem prächtig gearbeiteten Thronhimmel in einem offenen Gemach. Bei der Annäherung der Engländer erhob er sich, ging Capitän Wade, dem Haupte der Gesandtschaft, einige Schritte entgegen und umarmte ihn, worauf die Uebrigen, einer nach dem andern, doch alle bedeckten Hauptes, dem Fürsten ihre Verbeugung machten. Sie ließen sich hierauf auf silbernen Stühlen, mit carmosinrothen und gelben Sammtpolstern, Rundschiet auf einem in erhabener Arbeit elegant mit Gold verzierten Stuhle nieder. Nach einer kurzen Pause wurde Jeder besonders dem Fürsten vorgestellt; nach dieser Ceremonie wurde das Schreiben des Generalgouverneurs in offenem Hofe verlesen, und der Inhalt des-

selben von Allen, besonders aber von Rundschiet selbst, mit sichtbarer Zufriedenheit vernommen. Darauf wurden die Geschenke des Gouverneurs vorgelegt, unter denen eine Anzahl Shawls für den Beherrscher von Kaschmir wahrscheinlich weniger Werth hatten, als eine vierläufige Flinte, ein Putztisch mit einem musikalischen Mechanismus und ähnliche englische Manufacturwaaren. Zur Rechten des Maha-Radschah saß der Sohn Dhan Singhs, ein allerliebster fünfjähriger Knabe, der aber mit Edelsteinen und Schmuck aller Art zum Ersticken überladen war; zur Linken saß der fünfzehnjährige Sohn des Futty Singh, der weniger reich, aber geschmackvoller gekleidet war. Alle Anwesende schienen in Pracht und Kostbarkeit ihres Schmucks mit einander zu wetteifern; die Hoftracht war von goldgelber Farbe, was die Wirkung der Edelsteine ungemein erhöhte. Von dem Turban des Fürsten strahlte ein kostbarer Schmuck, der aus verschiedenartigen Edelsteinen zusammengesetzt war, und von dem an einem goldenen Ringe ein unschätzbarer Diamant von der Form und Größe eines Taubenei's herabhing. Um den Hals hatte er eine Perlenschnur, die bis auf die Brust herabreichte und aus Perlen von der Größe einer Bohne bis zu der einer Flintenkugel bestand. Eben so prächtig waren seine Arme und Hände geschmückt. — In Bezug auf die Vertheilung der Ehrensitze wurde eine merkwürdige Etiquette beobachtet. Radschah Dhan Singh, der begünstigteste Vertraute Rundschiets, saß nach orientalischer Sitte auf dem Boden, während seinem Kinde ein Ehrensitz angewiesen war. Dieselbe Ehre wurde dem Bruder Budh Singhs, des Eroberers von Attock, erwiesen, während dieser selbst auf einem Fußteppich saß. Von den europäischen Offizieren im Dienste des Maha-Radschah (Ventura, Allard ꝛc.) war kein Einziger gegenwärtig; als Grund wurde angegeben: da sie als Diener des Fürsten, dem Hofceremoniell nach, in seiner Gegenwart nicht hätten sitzen dürfen, habe man ihnen die Anwesenheit erlassen, um sie nicht in den Augen der Britten herabzusetzen.

Verbreitung und Alter des Buddhadienstes.

Ein Religionssystem, das seit vielen Jahrhunderten die Denk- und Handlungsweise von dreihundert Millionen des menschlichen Geschlechtes bestimmt, ist, selbst abgesehen von seinem geistigen Gehalte, im höchsten Grade unserer Aufmerksamkeit würdig. Keine andere Religion, selbst die brahmanische nicht, mit welcher er so lange um die Herrschaft kämpfte, übt einen großartigeren Einfluß auf die Sinne, als der Buddhadienst: eine unerschaffne Welt; ein ewiger Fortschritt des Werdens, Wechsels und Verfalls; Feuer, Wasser und Wind, die periodisch das ganze Weltenall zerstören; ein Keim der Fortdauer, unter den Trümmern verborgen, allmählich wachsend, sich ausdehnend und in einen neuen Himmel und eine neue Erde sich entfaltend; ein anderer Kreislauf von Weltaltern, eine neue Vernichtung und eine neue Wiedergeburt dieser sterblichen Unsterblichkeit, und auf dieselbe Weise ein neuer Kreislauf, ein neuer, ein neuer — bis die ermüdete Einbildungskraft sich in den Abgrund der Ewigkeit verliert. Dieß sind die Lehren des Buddhismus über die Existenz der Welt. Eben so sehr, als diese Lehren die Einbildungskraft blendeten, mußten die practischen Vortheile, welche der Buddhismus versprach, die Neigungen der Menschen gewinnen. Die verhaßten Schranken des Kastenwesens wurden niedergebrochen; auf gleiche Weise breitete die Religion ihre Arme gegen das ganze menschliche Geschlecht aus und erhob den Menschen selbst über die Götter, da nur auf der Erde und unter der Familie der Menschen ein unsterblicher Geist sich der Ehre, ein Buddha zu werden, würdig machen kann. Diesen Eigenschaften müssen wir die Ausbreitung einer Religion zuschreiben, die gegenwärtig beinahe den dritten Theil der Menschheit umfaßt.

Von welchem Punkte diese Lehre auch immer ursprünglich ausgegangen seyn mag, so war doch Indien das Centrum, von dem sie ihre Strahlen nach dem übrigen Asien aussandte. Wenden wir von hier unsere Augen in Gedanken nach dem Norden, so haben wir zu unserer Rechten die drei Reiche Awa, Siam und Cochinchina auf der östlichen Halbinsel, das alte und mächtige Kaiserthum China mit allen seinen mongolischen Provinzen und Japan mit seinen Inselgruppen, in welchen so viele sonderbare Erscheinungen vor uns verschlossen sind. Vor uns liegt jene wunderbare Bergkette, welche Indien im Norden begränzt, und jenseits derselben das merkwürdige Tibet und die weiten Wüsten der Tartarei. Zur Linken haben wir, an dem entgegengesetzten Ende Indiens, die Insel Ceylan, als den äußersten Punkt ausgebreiteter buddhistischer Colonien im Süden der Halbinsel.

Die Sage, daß der Stifter des Buddhadienstes ein Kschetrya; ein Mann aus der Kriegerkast, war *), weist — gegen die Meinung der meisten europäischen Gelehrten — darauf hin, daß diese Lehre sich im Gegensatz gegen die Ansprüche des Priesterstandes aus dem Brahmanischen entwickelt habe. Der Glaube an Buddha, als den Mensch gewordenen Gott, war keine Neuerung; denn nach der Lehre der Brahmanen ist Buddha die neunte Incarnation Wischnu's; und in dieser Beschränkung bildet Buddha noch gegenwärtig einen Theil der Hindureligion. „Du verwirfst, o Wunderbarer — redet ein Hindudichter Wischnu an, du verwirfst die ganzen Weda, wenn du, o Mildsinniger, den Tod des Opferviehs vorgeschrieben siehst, o Gesawa, annehmend den Leib Buddha's. Sey siegreich, o Herr, Herr des Weltalls!" Wenn wir hiezu nehmen, daß die heiligen Bücher der Buddhisten im Pali geschrieben sind, einer Tochter des Sanskrit oder der heiligen Sprache der Brahmanen, so kann uns kein Zweifel über das verhältnißmäßig geringere Alter des Buddhismus übrig bleiben.

Ansicht des Bodens von Hinterindien.

Im Allgemeinen bilden den geograph. Charakter der hinterindischen Halbinsel die Gebirgszüge, die sich in mehreren Reihen hinter einander von dem Vorgebirge des erhabenen Himalaja beinahe in gerader Richtung von Norden nach Süden durch die ganze Halbinsel ziehen und in Thäler von verschiedener Breite hinabsenken, die von großen Flüssen durchströmt werden. Die bedeutendsten dieser Gebirgszüge sind die, welche Assam vom Reiche der Birmanen trennen, dann die Gebirgskette zwischen Awa und Siam und zwischen Awa und Cambodscha, so wie zwischen Cambodscha und Siam. Das breiteste Thal ist das von Awa, welches das Reich der Birmanen bildet, das schmalste das von Cambodscha. Diese Gebirge, die von bedeutend minderer Höhe sind, als selbst die Vorgebirge des Himalaja, von denen sie ausgehen, sind mit dichtem Wald bedeckt, und ihre geologische Structur kann daher nur in den Schluchten der Bergströme erkannt werden, die von ihnen herabfallen, gegenwärtig aber der Wildheit des Landes, so wie der barbarischen Bewohner dieser Gegenden wegen, von Europäern nur selten besucht werden können.

Calcutta Government Gazette.

*) Crawfurd's Embassy to Siam and Cochinchina p. 360.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

# Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 153. 2 Juni 1829.

Michael Oginski's Memoiren über Polen.

Die Polen während des französisch-russischen Kriegs.

(Fortsetzung.)

Im Dezember 1811 finden wir Oginski mit Entwerfung eines zweiten Memoires über die Organisation einer lithauischen Armee beschäftigt, worin er Alexander wiederholt anrieth, im Fall eines Kriegs den Titel eines Königs von Polen anzunehmen. Der Kaiser blieb jedoch immer unentschieden, ließ aber Oginski im Verein mit einigen seiner Landsleuten den Plan zu einer Verfassung von Polen entwerfen. „Doch," sagte er, „vergeßt mir das Landvolk nicht; es ist der nützlichste Stand im Staate, und ihr habt es bisher wie Heloten behandelt." So beschäftigte sich denn während des Winters vor dem Beginn des denkwürdigen russischen Feldzugs Oginski nebst seinen Landsleuten Lubomirsk, Lubecki, Plater und andern polnischen Edeln mit Entwürfen für die künftige Wohlfahrt ihres Vaterlandes.

Alexander ging im April 1812 von Petersburg nach Wilna ab und hieß Oginski ihm dahin folgen. Dieser kam im Monat Juli an. Die Franzosen waren eben über den Niemen gegangen, und der Krieg hatte bereits angefangen, aber erst bei Oginski's zweiter Audienz ließ der Kaiser einige Worte fallen, welche das Geheimniß (denn ein solches war es selbst im Hauptquartier) entdeckten. Natürlich wurden jetzt alle lithauischen Plane bei Seite gelegt, Alexander brach nach dem Lager bei Dryssa auf. Wilna ward von den Russen geräumt, und bald darauf von den Franzosen besetzt.

Es ist nicht unsre Absicht, Oginski durch den wohlbekannten Feldzug vom Jahre 1812 zu folgen, obgleich seine Berichte nicht der Neuheit ermangeln, da sie uns die russische Perspektive in jener wichtigen Periode geben; wir erwähnen bloß, daß er behauptet, der Plan der russischen Kriegsoperationen sey den Winter zuvor zu Petersburg in einem geheimen Kriegsrath entworfen und beschlossen worden.

Am ersten November äußerte Alexander gegen Oginski: „da die Franzosen nahe bei Kaluga sind, so wäre es nicht an der Zeit — es wäre Prahlerei von mir, den Titel eines Königs von Polen anzunehmen — der gegenwärtige Krieg kann sobald nicht vorüber seyn; entweder Napoleon oder ich muß fallen; sobald die Franzosen fern genug sind, werde ich Polen wieder herstellen. Ich weiß, ich werde bei Ausführung meiner Absicht manche Hindernisse finden, aber wenn ich am Leben bleibe, soll es schon zu Stande kommen."

Einige Wochen nach dem Rückzug der Franzosen erfuhr Oginski, daß mehrere lithauische Edelleute, welche während der Invasion in den napoleonischen Heeren Dienste genommen, auf Befehl der russischen Generale verhaftet, und als Staatsverbrecher nach Petersburg abgeführt worden seyen. Sogleich schrieb er zu Gunsten seiner Landsleute an den Kaiser. Eine Woche später erhielt er mit Fürst Lubecki die Weisung, sich zu dem Staatssekretär Schischkoff zu begeben, welcher ihnen den Plan einer allgemeinen Amnestie zu Gunsten derjenigen Lithauer, die sich während der französischen Besetzung des Landes compromittirt hatten, mittheilte.

Der Kaiser wollte volle und ausschließliche Verzeihung bewilligen, wogegen aber der Minister bemerkte: er halte es für angemessen, zwischen denen zu unterscheiden, welche unter den Feinden bloß Dienste genommen, und denjenigen, welche durch Schriften oder thätliche Schritte sich mehr persönlicher Feindseligkeiten gegen die russische Regierung schuldig gemacht hätten. Oginski bestritt diesen Rath mit allen ihm zu Gebot stehenden Gründen; aber damit nicht zufrieden, wiederholte er seine Gründe in einem eigenen Schreiben an Alexander. Die Amnestie ward hierauf im Dezember, voll und ohne Ausnahme, nach des Kaisers ursprünglicher Absicht bekannt gemacht. Vor seiner Rückkehr zur Armee sagte Alexander noch zu Oginski: „Ich hoffe, Sie sind mit der Amnestie zufrieden. Sobald unsre Truppen das Herzogthum Warschau besetzt und wir die Rückkehr Napoleons nicht mehr zu fürchten haben, werde ich wieder an unsre polnischen Plane denken. Indessen — patience et confidence!" —

Der russische Monarch folgte dem Laufe des Kriegs zuerst nach Polen, dann in das Herz von Deutschland, und erst im folgenden August wandte sich Oginski wieder in Betreff Polens an ihn. Sein Schreiben schilderte die jammervolle Lage, worin die Bewohner Lithauens in Folge des Krieges versetzt worden seyen. Viele Gutsbesitzer wären gänzlich zu Grunde gerichtet, die Reichen sähen den Werth ihrer Besitzungen auf die Hälfte reducirt, und sich außer Stand, Vieh, Pferde und Ackergeräthe zu kaufen, oder genöthigt, auf hohe Interessen Geld zu borgen. Alexander, der sich damals bei der Armee in

Sachsen befand, ersuchte mit umgehender Post Oginski, ihm einen Entwurf zur Erleichterung der Leidenden vorzulegen. Dieß geschah, ohne daß die Sache jedoch, wie es scheint, während der wechselvollen Ereignisse zu einem Resultat geführt hätte.

Nach der Kapitulation von Paris und seinem Besuche in England kehrte der Kaiser im Sommer 1814 nach Rußland zurück. Er schien damals tief ergriffen von dem Ernst der Zeit, in der er eine eben so hohe als unerwartete Stellung gefunden hatte. Er ließ die Zurüstungen der Hauptstadt zu seinem Empfang abstellen, lehnte ein Denkmal ab, das ihm der Senat und die Synode zugedacht hatten, indem er sie bat, ihm ein wohlgefälligeres in ihrem Innern aufzurichten, und auf ein Ansuchen, (dessen Schmeichelei nur die Aufregung des Augenblicks entschuldigen konnte), den Beinamen, der Gesegnete, anzunehmen, erwiederte er: er wünsche von seinem Volk im Herzen gesegnet zu werden, so wie auch er es aus der Tiefe seines Herzens segne. Wenige Tage nach seiner Rückkehr empfing der Kaiser in feierlicher Audienz die Glückwünsche der Abgeordneten aller polnischen Provinzen unter russischer Hoheit, aus Wilna, Grodno, Minsk, Witepsk, Mohilow, Kiow, Podolien, Volhynien und Byalistock. Selbst das einst Polen unterworfene Kurland hatte seine Deputirten gesendet. Oginski war von Wilna abgeordnet. Alexander schien ihm um Vieles ernster und verschlossener als im Jahr 1812. Diese Veränderung erklärt sich aus den furchtbaren Eindrücken der ungeheuren Revolution, der er beigewohnt, der Kenntniß der Welt, die er gewonnen, und den religiösen Gefühlen, die ihn aufregten. Er nahm jedoch den gewohnten Ton der Leutseligkeit wieder an, als er einige freundliche Worte über seine Landsleute zu Oginski sprach. Die Deputation verabschiedete er mit der räthselhaften Aeußerung: „Ein wenig mehr Zeit und Geduld, meine Herren, und Sie sollen alle weit mehr mit mir zufrieden werden.“

Seit dieser Zeit kam das Gerücht aus, Alexander habe die Wiederherstellung Polens beschlossen; ein Gerücht, das er durch Andeutungen begünstigte, die er namentlich gegen polnische Damen bei Partien und auf Bällen fallen ließ. Am Abend vor seiner Abreise nach Warschau ließ er Oginski rufen und sagte ihm, daß er ihn in dieser Stadt erwartete, daß er bis jetzt keinen Augenblick Zeit gehabt, sich den polnischen Angelegenheiten zu widmen, daß er jedoch Befehl zur Entschädigung derjenigen Bewohner von Lithauen gegeben, die durch den Marsch der Armeen im Jahr 1812 am Meisten gelitten hätten, und daß er jetzt bestimmt für die Polen wirken werde.

Wir müssen hier auf die Begebenheiten zurückgehen, welche das Herzogthum Warschau mit dem Rest seiner Armee in Alexanders Hände lieferte. Als das erste Gerücht eines Kriegs mit Rußland sich verbreitete, faßten die Warschauer große Hoffnungen; sie hatten ihren gegenwärtigen Zustand als bloße Probezeit betrachtet und ihn nur in der Aussicht auf dereinstige Wiederherstellung der alten Selbstständigkeit Polens unter Napoleons Schutz erträglich gefunden. Sie proklamirten nun die Wiederherstellung der polnischen Nation, versammelten einen Reichstag, riefen aus russischem Dienst alle Offiziere und Civilbeamten polnischer Geburt zurück, kurz sie warfen Rußland den Fehdehandschuh hin. Alles dieß trug sich zu im Jahr 1812, während die Franzosen den Niemen passirten. Der Reichstag begrüßte Napoleon durch Abgeordnete in Wilna, und der Sprecher derselben erklärte dem Kaiser unverholen, daß die Interessen seines Reichs, ja die Ehre Frankreichs die Wiederherstellung Polens erheischten.“ „Wäre ich Pole, erwiederte Napoleon, so würde ich denken und handeln wie Sie, in meiner Stellung aber habe ich vielerlei Interessen zu versöhnen, vielen Pflichten zu genügen. — Wenn Ihre Anstrengungen einstimmig sind, so dürfen Sie hoffen, Ihre Feinde zur Anerkennung Ihrer Rechte zu nöthigen; denn in so ausgedehnten, auseinander gelegenen Ländern, wie diese, kann bloß die einstimmige Zusammenwirkung der Bevölkerung einen glücklichen Erfolg versprechen. Ich habe gegen Sie seit meinem ersten Erscheinen unter Ihnen dieselbe Sprache geführt, und muß jetzt hinzusetzen, daß ich dem Kaiser von Oesterreich die Integrität seiner Staaten garantirte, und daher eine Bewegung nicht unterstützen kann, die ihn im ruhigen Besitz seiner gegenwärtigen polnischen Provinzen stören könnte.“ Diese ausweichende Antwort kühlte den Eifer der Warschauer ab und bei den Lithauern ließ sie jeden Gedanken an eine Emancipation von Rußland verschwinden. Napoleon bestellte eine abgesonderte, provisorische Verwaltung in Lithauen, die meist aus Einheimischen zusammengesetzt war, denen er aber einen kaiserlichen Kommissär (Bignon) beigab, nebst vier französischen Intendanten, lauter sehr jungen Männern, wovon Einer kaum seine zwanzig Jahre zählte. Napoleon hatte in dem Tagsbefehl vor dem Uebergang über den Niemen seinen Soldaten erklärt, daß sie jetzt in Feindesland kämen — ein Ausdruck, der den Lithauern deutlich zu verstehen gab, was sie zu erwarten hätten. Wirklich bezeichneten auch die französischen Soldaten ihren Einmarsch mit Niederbrennen von Dörfern, Plünderung der Edelsitze, Benützung des grünen Korns zum Pferdefutter, Wegnahme der Vorräthe, Entfernung der Weiber und Mißhandlung der Männer. — Zum Beweise, daß immer die Oberoffiziere an solchen Gräueln Schuld sind, dient, daß das erste von Marschall Davoust befehligte Corps keinen Theil an diesen Unordnungen nahm. „Dieser General, der von seinem Paschalik Hamburg aus ganz Norddeutschland zittern machte, war menschlich, selbst gütig in Polen; er hielt unter seinen Truppen die strengste Zucht, hatte viel polnische Offiziere um seine Person und in seinem Stab; wie man muthmaßte, weil er Hoffnung hegte, mit der Zeit den polnischen Thron zu besteigen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Carneval in Paris.

Wir werden, und zwar durch eine nicht geringe Autorität, belehrt, daß es einen Schritt zwischen dem Erhabenen und dem Lächerlichen gebe: du sublime au ridicule il n' y a qu'un pas. Dieß ist indessen ein Irrthum, es giebt keinen solchen Schritt. Das Erhabene und das Lächerliche sind eines und dasselbe: beide sind ein Ding, vielleicht mit verschiedener Färbung, je nachdem dasselbe unter diesem oder jenem Lichte betrachtet wird; aber so innig verbunden, daß es nur einer geringen Wendung bedarf, um das Eine in das Andere zu verwandeln. Vollkommen überzeugt hievon wurde ich erst vor wenigen Tagen, indem ich dem Carneval beiwohnte, um dessenwillen

mich ausdrücklich nach Paris gekommen war. Meine Wanderungen in den Provinzen hatten meine Garderobe in einen Zustand versetzt, welcher der Pracht, die ich bei dieser Gelegenheit zu sehen glaubte, wenig angemessen war; mein erstes Geschäft, nachdem ich den Staub der Diligence abgeschüttelt hatte, war daher, mich nach einem Schneider umzusehen; denn die Wichtigkeit des Aeußeren war mir so gut bekannt, als sie es nur irgend jenem ehrlichen alten Degen seyn konnte, der uns in seinem Handbuche der guten Lebensart berichtet: „wie der Leib die Schale der Seele, so sey die Kleidung die Hülse dieser Schale; oft aber zeigt die Hülse an, was der Kern sey.“ Von diesem Grundsatze ausgehend, beschloß ich, mich nach französischem Geschmack zu kleiden. Den Tag darauf ging ich im modernen Geschmack, schwarzer Sammet-Weste, mit einer weißen, rosenrothen und blauen seidenen darunter, weiten Pantalons, Stiefeln à la Wellington und vergoldeten Sporen — jeder Zoll ein Franzose — daran, meine Empfehlungsschreiben an einen guten Freund eines meiner guten Freunde, den Herrn Vicomte de Vaurien, abzugeben, der mir als ein Mann aus einer der ältesten Familien in Frankreich, voll von Kenntnissen, Geschmack, Talent und kurz als ein waher Spiegel des bon ton geschildert worden war. Er hatte sich, während der Emigration, eine Reihe von Jahren in England aufgehalten und war à la folie — wie dem acien régime — so Allem, was englisch hirß, ergeben. Dieß ist mir eine angenehme Bekanntschaft, dachte ich, als ich mich seiner Wohnung näherte; wo könnte ich einen besseren Führer finden durch dieses Labyrinth von Merkwürdigkeiten und Vergnügungen? Als ich zu der Straße gelangte, auf welche die Handschrift meines Freundes auf der Adresse des Briefes mich verwies, wurde ich durch den Anblick derselben eben nicht zum Angenehmsten überrascht. Sie war in der Mitte der Stadt, eng, finster und schmutzig; aber, da ich das Pflaster von Paris bereits einigermassen kannte, so ließ ich mich nicht lange stören. Numéro 18, le voilà! sagte ich, indem ich in die porte cochère eines finsteren aber anständig aussehenden Hauses trat. Meine Hemdkragen zurecht zupfend und mein Haar ajustirend marschirte ich daher den Landungsplatz des premier etage hinauf, warf einen schnellen Blick auf das Wappen an dem Schlage einer ungeheuren alten Familienkutsche, die in der Remise stand, und wollte eben den Glockenzug ergreifen, als eine verschrumpfte alte Hexe aus einer abscheulichen kleinen Höhle in dem Entresol unter mir ihr Gesicht herausstreckte und schrie: Diable donc! où allez vous? — „Qui, moi!“ antwortete ich halb unwillig, Je vais chez M. le Vicomte, Madame. — „Monsieur le Vicomte! qui est cela? — Eine dumme Frage das, dachte ich; ich kann unmöglich falsch seyn: Le Vicomte de Vaurien, Madame. — „Vicomte! Bah! et c'est là que vous le cherchez! montez au sixième.“ Au sixième, seufzte ich, indem ich die abscheuliche alte Wendeltreppe hinaufblickte, welche gleich Jacobs Leiter in den Himmel zu führen schien, der durch das Deckfenster von oben hindurch blinzte. Ich holte aus tiefster Brust Athem, um mich zu meiner Unternehmung vorzubereiten, und hörte die Alte unten murmeln: Diable l'emporte! c'est toujours comme cela. vous passez partout à gauche et à droite, sans rien demander à la portière, vous autres Anglais! — Vous autres Anglais, wiederholte ich, verdammt, das ist zu schändlich; aber — sie hat mich herausgefunden, trotz Frack, Weste und Pantalons! Doch laß es gut seyn! Au sixième, courage! Als ich endlich, athemlos und erschöpft, auf dem Gipfel ankam, den Kopf schwindelnd von einem Blick über das Geländer in den Abgrund unter mir, lehnte ich einen Augenblick gegen die Wand und zog an einem schmierigen Stück verschossenen rothen Bandes, das neben einer kleinen schmutzigen Thür herabhing. „Qui est là?“ fragte eine schwache Stimme. — „Moi“ antwortete ich. = Aha! an Englishman! wait, wait for one leetee bit, saer“, antwortete die Stimme in heiterem Tone. Ich wartete, wie verlangt worden war, über die Massen beschämt, daß die Aussprache einer einzigen Silbe mich zum zweiten Mal verrathen hatte. Während ich hierüber mir noch den Kopf zerbrach, öffnete sich die Thür, und eine schwarze seidene Nachtmütze kam außerhalb derselben zum Vorschein. Unter dieser Mütze war ein blasses Gesicht, und der Kopf, dem dasselbe gehörte, wurde von einem engen Paar Schultern getragen, die von einer kurzen braunen Wollenjacke bedeckt waren und an ein Paar Pantalons von gleichem Zeuge hingen; diese dienten zugleich statt der Strümpfe und endigten am Fuße in ein Paar schäbige Maroquin-Pantoffeln. „Walk in, saer! Walk in, saer! sagte der Eigenthümer dieses seltsamen Costümes und der noch seltsameren Physiognomie. Er würde etwa fünf Fuß und einen Zoll oder so ungefähr gemessen haben und schien ein gutes halbes Jahrhundert alt. Seine Oberlippe war furchtbar mit Tabak bedeckt und in seinem Munde konnte er nicht mehr als zwei oder drei einzelne Zähne haben. „Ist Euer Herr zu Hause?“ fragte ich. — „Mein Gott, Sir, wofür halten Sie mich? Ich bin selbst mein Herr.“ — Ich bitte um Entschuldigung, Herr, erwiederte ich, ich wünschte den Vicomte de Vaurien zu sehen.“ — „Wie, das bin ich, mein Lieber! Treten Sie ein, bester Herr!“ — Da er meinen Mißgriff nicht übel zu nehmen schien, so kam ich dießmal unverletzt davon; aber meinen Verdruß, während ich die Person und die Wohnung meines Cicerone betrachte e, kann man sich denken. Ich will dem Mitgefühl meiner Leser nicht zu nahe treten, indem ich ihnen Vauriens Dachstübchen im Detail schildere. Ein Rollbett, zwei wackelnde Stühle, ein zerbrochener Eßtisch, ein fleckiger Mahagony Waschtisch, mit einem vergoldeten Porcellan-Wasserbecken und Porcellankrug, die beide Sprünge und Ausbrüche hatten, und gleich Goldsmiths berühmtem zerbrochenem Theeservice zur Schau standen. Diese und ähnliche Geräthschaften sind kein Gegenstand, bei welchem man mit besonderem Wohlbehagen verweilen könnte; ich ziehe daher, da weder Schleier noch Vorhang zur Hand sind, die Bettdecke über die Mysterien der Höhle des Vicomte. Wenige Minuten machten uns vollkommen bekannt mit einander. Er las meinen Brief aufmerksam durch, schüttelte mir warm die Hand, erklärte sich für meinen treuesten Freund und ergebensten Diener und endigte eine Menge angenehmer Redensarten, indem er mich mit der Miene der größten Nonchalance bat, Platz zu nehmen, während er sein Frühstück verzehre. Dieß war bald abgemacht; denn es bestand nur in einer kleinen Tasse Caffee ohne Rahm, der in einem Töpfchen am Feuer kochend gestanden hatte, und in einer Semmel, die ungefähr die Form und Festigkeit eines getrockneten Härings hatte und neben den Kleidungsstücken des Vicomte auf einem Sims lag. Sein Mahl erforderte wenig Vorbereitungen, und nachdem dasselbe zu Ende war, bat er mich um Erlaubniß, seine Toilette machen zu dürfen.

Erfreut über diese Gelegenheit, in die Geheimnisse eines Petit-maitre von Paris eingeweiht zu werden, gestand ich gern auch diese Erlaubniß zu. Er begann, indem er seine Nachtmütze abwarf und einen Kopf zum Vorschein brachte, der vollkommen mit Papillotes bedeckt war, die er ohne Scham oder Ceremonie aus ihren respectiven Locken wickelte und zum Gebrauche für die nächste Nacht zusammenfaltete. Bei seinem ersten Anblicke hatte ich geglaubt, daß er kahlköpfig sey, denn auch nicht ein einziges Haar verirrte sich unter seinee Nachtmütze hervor. Jetzt entwickelte sich eine Fülle dunkelbrauner Locken, und, hätte ich den Progreß der Entmützung nicht mit angesehen, so hätte ich darauf geschworen, daß er eine Perücke aufhabe, so sehr war er auf die eine wie auf die andere Weise von allem natürlichen Aussehen entfernt. „Verzeihung für zwei kleine Augenblicke, sagte er, indem er meine Hand in seine beiden drückte, und in einen Verschlag dicht an dem Hauptende seines Bettes hüpfte. In zwei Minuten war er zurück, aber der Gestalt, unter der er eingetreten war, nicht ähnlicher, als ich dem Hercules. Seine Umwandlung war ein Wunder: es war Hyperion gegen einen Satyr. Eine rosige Röthe verbreitete sich über sein Gesicht und schien an den Spitzen seiner Nase und seines Kinns allmählig zu verschwinden, wie die Strahlen der untergehenden Sonne auf den Gipfeln eines Berges. Ein Paar falsche Backenbärte, von derselben Farbe wie seine Seitenlocken, kräuselten sich auf seinen Wangen, und sein Mund zeigte eine regelmäßige Reihe der schönsten Elfenbeinzähne; der Kopf, in seinem Ensemble, schien eben von den Schultern eines hübschen jungen Mannes von dreißig oder so ungefähr auf die seinigen geglitten zu seyn. Ich trat erstaunt zurück. Er lachte: „Ha! ha! Vous ne me connaissez pas?“ sagte er, indem er mir auf die Schulter schlug, „mein guter Herr, über alles das dürfen Sie sich nicht verwundern. Wir Franzosen sind philosophisch genug, um wegen unseres Aeußern zu Hause uns nicht zu kümmern und zu wissen, daß dieses auf der Straße ein Anderes ist.“ Ich war erstaunt über die Metamorphose und so ergetzt über den Aphorismus, der mich so sehr an mich selbst und mein „Handbuch der guten Lebensart“ erinnerte, daß ich den ferneren Fortgang seines Ankleidungsprocesses nicht mehr so genau beobachtete. Ich folgte ihm während desselben mit den Augen, sah ihn indessen nur unbestimmt und hörte ihn schwatzen, ohne darauf zu achten, was er sagte. Als ich aus meinen Traume wieder zu mir gekommen war, sah ich ihn vollkommen angekleidet, bis auf den Mantel; er wischte mit dem Handschuh das halb zerbrochene Goldbecken sorgfältig aus und stellte es an seinen gehörigen Ort. „Allons!“ rief er, als er zum Schluß seinen Mantel vor dem Spiegel geordnet hatte, und stand in der vollen duftenden Blüthe eines eitlen Stutzers vor mir. „Nun, Herr, wollen wir gehen, um die Masken auf den Boulevards zu sehen?“ — „Masken“, rief ich aus, „wie, ist es nicht Carneval?“ — „Allerdings“, erwiederte er, „und noch dazu Mardi gras, der fröhlichste aller fröhlichen Tage. Nichts als Vergnügen und Spaß und Hocus-Pocus!“ — Ich war wie electrisirt, als ich hörte, daß der Carneval wirklich vor sich gehe; denn das ganze Aussehen von Paris war wirklich so düster, so schmutzig und neblig, daß ich mir unmöglich irgend Etwas, was der Freude gleichen sollte, hier hätte denken können. „Ah, vous verrez, vous verrez bientôt“, sagte der Vicomte, als wir die steinerne Treppe hinabstiegen und in ihrem ewigen Zwielicht behutsam unsere Schritte setzten und nach dem eisernen Geländer unsere Richtung nahmen. Einmal auf dem Boulevard angekommen, schien mein Freund ganz in seinem Elemente; und obwohl ich von einer Erhöhung von einem halben Dutzend Zoll auf ihn herabsah, und mein Anzug als ein erträgliches Specimen der Kunst oder Mode gelten konnte, so gestehe ich, es war Etwas in seinem prahlerischen Wesen, seiner schönen Farbe, seinen reichen Locken und dem rothen Band im Knopfloch, was mich völlig in den Schatten zu stellen schien. Er sprach die ganze Zeit über englisch, möglichst laut, um seinen Landsleuten seine Fertigkeit zu zeigen; und seine Bemerkungen waren unterhaltend genug. Der Tag war düster, kalt und unbehaglich, doch war alle Welt auf den Beinen. Während der anderthalb Stunden, die ich in dem Dachstübchen des Vicomte zugebracht hatte, schien ganz Paris von der Lust angesteckt worden zu seyn, zu gehen, zu fahren oder zu reiten. Die Trotoirs waren gedrängt voll von Fußgängern, manche berittene Stutzer galoppirten in der Mitte der Straße zwischen den beiden Wagenreihen, die gleich den Bewegungen von zwei Eimern in einem Ziehbrunnen in entgegengesetzten Richtungen gingen. Diese Wagen, obwohl von allen Gattungen und Arten, offen und geschlossen, spielten eine schlechte Rolle vor dem, der an die glänzenden Equipagen des Parks in London gewöhnt war. Fast alle waren französisch, flitterhaft, schäbig und zerbrechlich. Es schien, obwohl ganz Paris hier versammelt war, daß das schlechte Wetter alle guten Pferde zu Hause halte; denn eine so ärmliche Sammlung von abgetriebenen Miethgäulen hat Niemand je in einem Christenlande gesehen. Die Masken waren gering an Zahl und unbedeutend. Hie und da tauchte einmal ein Cabriolett auf, das mit plumpen Harlequins, erbärmlichen Marktschreiern ohne einen Scherz oder zwei oder drei dummen Carricaturen von alten Weibern gefüllt war. Ein verkleideter Bauer ritt hier und dort schweigend seines Weges; nirgend das Geringste, was nach Scherz, Humor oder Freude ausgesehen hätte. Der Vicomte machte mich auf einige berühmte und berüchtigte Personnagen in den Wagen aufmerksam, die vorüber kamen; unter andern, in seiner himmelblauen Staatskutsche, auf seinen Mitvicomte, den Romanenschreiber, der in der Heldin seines letzten Werkes eine bessere Masqueradengestalt geschildert hat, als der ganze Carneval aufbringen konnte: „Chargée de plumes, de fourrures, de fleurs, de pierreries, et de gaze, enveloppée d'un manteau à triple collet, et sa robe bordée d'images.“ Ich meinerseits nannte meinem Begleiter die Namen von einigen meiner Landsleute; aber ich sah keinen, der dem Carneval sonderliche Ehre machte, außer dem berühmten Squire Holdemtight, der auf dem Bock einer Calesche sitzend, im ungeheuern Kutschermantel, ein Paar jämmerliche Gäule dahertrieb, und, indem er mit seinen aufgeblasenen rothen Backen muthig gegen den Wind steuerte, einer Gruppe neben mir Gelegenheit gab, in das Geschrei auszubrechen: „Voilà! voilà le boeuf gras!“ Und fürwahr nie habe ich ein schöneres Specimen vom echten John gesehen. Während die Wagenreihen so, einer gewundenen Schlange gleich, sich langsam einherschleppten und jedes Gesicht mir ein Bilder der Traurigkeit oder Unbehaglichkeit schien, traf der Schall kriegerischer Musik mein Ohr und mehrere Regimenter Infanterie zeigten sich, die von den Tuilerien, wo sie eben vor ihrem Aufbruche nach Spanien die Revue passirt hatten, die Boulevards herauf marschirten. Ein Artillerietrain folgte; und das schwere Rollen des Geschützes über das Pflaster, vermischt mit den Tönen der Musikbanden, führte mir plötzlich eine Reihe furchtbarer Combinationen vor das Gemüth, die sich auf den Schauplatz des Kampfes bezogen, an dem diese Truppen bald Theil nehmen sollten. Hier waren sie, mitten unter den phantastischen Thorheiten der Menge, dem bunten Haufen von Masken und Aeffereien, mit schwerem Herzen und trüben Ahnungen. Ich sah auf diese Scene mit einem sarcastischen Lacheln und unwillkührlichem Schauder und rief, als wir uns die Rue de la Paix hinabwandten, Napoleons Triumphsäule vor Augen: Nein, nein, es giebt keinen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen.

Traits of Travels or Tales of Men and Cities, by the Author of Highways and Byeways. Lond. 1829. 12.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 154. 3 Juni 1829.

Die Serben und die serbische Revolution.

(Fortsetzung.)

VII. Zustand vor der Revolution.

So tief unter der Herrschaft der Türken die Serben unterdrückt waren, und so sicher die Gewohnheit diesen Zustand begründet zu haben schien, so lagen darin dennoch die Elemente einer Volksbewegung, die, je nachdem dieselbe von dem christlichen oder dem mohammedanischen, dem unterworfenen oder dem herrschenden Theil der Bevölkerung ausging, auf zweifache Weise eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen konnte.

Das vornehmste und vielleicht das einzige Element unter den Christen war die Existenz der Räuber, der Heiducken. Wer vor dem Kadi nicht erscheinen mochte, wen die Türken — sey es, daß er Etwas verbrochen hatte, oder, daß man ihm ohne rechtlichen Vorwand übel wollte — mit dem Tode bedrohten, der floh in die Wälder. Es kamen nicht Zwei zusammen, ohne daß der Eine Arambascha, Hauptmann, geworden wäre: oft aber sammelten sie sich zu kleinen Schaaren. Sie sind mit den Bandolieren einiger spanischen Provinzen, mit den Banditen der Italiener zu vergleichen, welche ebenfalls, um der Rechtspflege oder übermächtigen Feinden zu entgehen, dieses wilde Leben wählten. Nur daß die Heiducken, weil sie ihren Krieg wider Oberherren einer andern Religion führten und vornehmlich den Türken, welche diese Straße zogen, den Geldsendungen der Pascha's nach Constantinopel auflauerten, noch volksthümlicher waren, als jene. Das Lied verband den Begriff des Heldenthums mit ihrem Handwerk; in der That machten sie auf das Lob der Treue, Ehrlichkeit, Großmuth, Anspruch. Den Winter über feierten sie; sie hatten ihre Jatakl, Hehler, bei denen sie dann einzeln Aufnahme fanden und die Dienste von Tagelöhnern oder Hirten versahen. Mit dem Frühjahre begaben sie sich wieder in die Wälder, sammelten sich zu ihren Schaaren, und wenn aus ihrer Zahl Einer fehlte, hielten sie sich Alle in Gemeinschaft für verbunden, seinen Tod zu rächen.

Man würde jedoch irren, wenn man glauben wollte, daß sie von den friedlich wohnenden Serben gern gesehen worden wären. Wenn eine Geldsendung geraubt wurde, mußte doch am Ende das Land sie ersetzen, und oft ward unter diesem Vorwand eine neue Poresa gefordert. Die Nachsuchungen der Türken bei den Verwandten und Hehlern der Heiducken waren eine drückende Plage. Auch blieben die Räuber nicht sehr ängstlich bei den Türken stehen: nicht selten plünderten sie auch christliche Handelsleute; häufig hatten die Klijet der Serben selbst mit Schießscharten versehen werden müssen, um zur Vertheidigung gegen die Räuber zu dienen. Deshalb war jeder Knes von einer Anzahl Panduren umgeben, mit welchen er die Heiducken zu verfolgen nicht abließ. Zuweilen brachte er sie gefangen ein, und dann war ihr Leben verfallen; zuweilen, wenn sie sich freiwillig ergaben, verschaffte er ihnen einen Freibrief von dem Pascha, so daß sie wieder zurückkommen durften und straflos blieben. Welchen Ruhm sie sich aber auch erworben haben mochten, der Ruhigwohnende hatte immer eine gewisse Scheu vor ihnen; ein Makel war es doch; und so konnten sie zwar zu einer Bewegung helfen, dieselbe aber hervor zu rufen, ward ein anderer Anlaß erfordert.

Weit gefährlicher war das Element der Zerstörung und Umwälzung, das sich unter den Türken fand. Die Janitscharen, deren nicht wenige in dem serbischen Lande Güter und Besitzthümer hatten, behaupteten nicht allein ihre Vorrechte eifersüchtig; sondern, so wie man jede Bewegung, welche sie im Mittelpunkte des Reiches unternahmen, in allen Provinzen von Erzerum bis Belgrad nachfühlte, so hatte jeder Pascha in seiner Hauptstadt ebenso Viel von ihnen zu fürchten, als der Sultan in Stambul. In Serbien begnügten sie sich nicht, die Raja zu bedrücken, sondern sie waren auch mit den Spahi in offenem Kampfe. Durch den Ausbruch des letzten österreichischen Türkenkrieges wuchs die Macht der Janitscharen, indem ihr Anführer bei manchen Thaten gesetzloser Gewalt, Achmet, wegen seiner Verwegenheit Deli-Achmet genannt, den Oesterreichern bei Kjupria als Heerführer entgegengestellt ward.

Als der Vertrag von Szistowa (1791) dem belgrader Paschalik wieder den Frieden gab, war die Lage des Pascha allerdings bedenklich. Die Entzweiung zwischen den Janitscharen, die überdieß, die Barbaresken vor Augen, nach der höchsten Gewalt strebten, und den Spahi, die von jenen beleidigt, gefährdet und nach Rache begierig waren, — die Lage der Serben, von denen eben eine nicht geringe Anzahl in den Reihen der Oester-

reicher an dem Kriege wider die Pforte Theil genommen hatte. Alles schien eine friedliche Verwaltung sehr schwierig zu machen. Wem von diesen sollte der Pascha sich zugesellen oder beistehen? Ebn Bekir, der das Paschalik empfing, zweifelte nicht lange. Durch die Amnestie, welche der Vertrag gebot, wurden die Serben leicht befriedigt. Die Spahi sammelten sich um den Pascha, so wie er an die Grenzen des Landes, nach Nisch, gekommen war. Wider die Janitscharen aber galt Gewalt und List. Deli-Achmet ward, als er in Nisch erschien und, durch seinen ersten Empfang bei dem Pascha sicher gemacht, zu einer Audienz mit wenig Gefolge die Treppe hinaufstieg, von einem Diener des Pascha meuchlerisch erschossen. Alsbald ward ein Ferman verkündet, welcher den Janitscharen Belgrad und das Paschalik zu meiden gebot; sie wichen sämmtlich in die benachbarten Provinzen, ihre Güter wurden eingezogen. Hierauf kehrten die Spahi zu dem Genuß ihres Zehnten und ihrer Glewniza zurück; ruhig wohnten die Raja. Eben so friedlich verwaltete Hadschi Mustapha, Ebn Bekir's Nachfolger, das Land. Serbien blühte, und ward durch Viehzucht reich; bloß in seinem Verkehr mit Oesterreich gewann es durch dieselbe jährlich über 1,300,000 Gulden. Hadschi Mustapha zeigte so viele wohlmeinende Fürsorge, daß man ihn Srpskar Maika, die serbische Mutter, genannt hat. Wäre das Reich in sich selbst ruhig, sicher in seiner Ordnung gewesen, hätte die Pforte das Land in diesem Zustande zu erhalten gewußt, so würden niemals Unruhen in demselben ausgebrochen seyn.

In dem letzten Kriege hatten sich, tiefer in den Gebirgen von Bulgarien und Macedonien, Söldnerschaaren gebildet, Krdschalien genannt, welche, ungeneigt von den Waffen zu lassen, entweder, wo ein Pascha mit dem Großherrn, eine Landschaft mit dem Pascha zerfallen war, ihre Dienste anboten, oder auch auf eigene Hand plünderten und brandschatzten. Als sie erst eine der größern Städte von Macedonien zerstört hatten, eilten die andern, sich mit ihnen durch eine Art Tribut abzufinden. Ihr Stolz war, auf stattlichen Pferden, in Gold und Silber, mit kostbaren Waffen daher zu reiten; in ihrem Gefolge waren Sclavinnen, Gjuwendi, in männlicher Tracht, die sie nicht allein in den Stunden der Muße durch Spiel und Tanz vergnügten, sondern die ihnen auch, als Dienerinnen, in die Schlacht folgten. Da diese Truppen nie Gottesdienst hielten, so nahmen sie Jedermann auf, Christ, wie Mohammedaner. Sie standen, wie anderes Kriegsvolk, regelmäßig unter ihren Bimbaschen, Anführern über Tausend, und Buljukbaschen, kleinen Hauptleuten; einem Jeden, welcher gewaltsame Herrschaft aufrichten wollte, waren sie willkommen, so wie er ihnen.

Da fand sich in Widdin ein junger Mensch, Paßwan Oglu, Sohn Paßwans, eines Ayan von Widdin, der trotz des Verdienstes, im vorigen Kriege Freiwillige in's Feld geführt zu haben, von dem Seraskier getödtet worden war. Paßwan Oglu sammelte bei 10,000 Krdschalien um sich, bemächtigte sich des Paschalik's und fand durch Raub und Gewaltthat Mittel, diese Macht zu erhalten. „Euer sey die Beute,“ sagte er zu seinen Kriegern, „mein bleibe der Ruhm.“ Die Pforte sendete ein bedeutendes Heer unter mehreren Paschas wider ihn; er wußte diese zu entzweien und den günstigen Augenblick zu erwarten: als einst ein anhaltender Regen die unter Hütten und Zelten lagernden Feinde übel zugerichtet hatte, brachen die Krdschalien, die in der wohlverwahrten Stadt frisch und muthig geblieben waren, hervor und sprengten die Ermatteten aus einander. Paßwan Oglu behauptete sich in seiner unabhängigen Stellung.

Dieser war es, bei dem die aus Belgrad verjagten Janitscharen Zuflucht und Aufnahme fanden. Sie bildeten seine Leibwache. Wie Paßwan Oglu die Grenzen von Widdin weit und breit überschritt, so geschah es, vielleicht auch auf ihren Antrieb, daß er die Bezirke von Belgrad angriff und sich vor Allem der wichtigen Donauinsel Poretsch zu bemächtigen suchte.

Da trug Hadschi Mustapha kein Bedenken, die Raja wider den bösen Nachbar zu bewaffnen. Besser sey es für sie, sagte er, einen Theil ihrer Viehheerden zu verkaufen und sich dafür mit Waffen zu versehen, als Alles an den Feind zu verlieren. Die Knesen selbst rüsteten ein Heer aus; vereint wehrten Pascha und Landschaft Paßwan Oglu und seine Janitscharen ab.

Unglücklicher Weise fand es die Pforte endlich gerathen, mit dem Empörer gütlich zu verfahren, sie sandte ihm die Roßschweife. Um ihn indessen zu schwächen und ihm die Gehülfen zu entziehen, erließ der Mufti eine Erklärung: es laufe wider das Gesetz, Gläubige zu Gunsten der Raja aus ihrem Eigenthum zu vertreiben. So kamen diejenigen, die es im Kriege nicht vermocht hatten, im Frieden zurück; Hadschi Mustapha konnte sich nicht länger weigern. Der Diwan befahl ihm, die Janitscharen, obwohl sie durch einen Ferman verbannt und Gehülfen eines Empörers in offnem Aufruhr gewesen waren, wieder aufzunehmen.

Anfangs zwar drangen die Zurückgekehrten bei dem Pascha nicht viel auf die Rückgabe ihrer Güter, drohten nicht mit Gewalt und waren zufrieden, bei der Mauth oder dem Hofstaate eine Anstellung zu finden. Aber bald legten sie die Maske ab und wie natürlich zuerst gegen die Raja. Ein Janitschar von Schabatz, dem der Oberknes des Bezirkes von Swilenwa eine Erhöhung der Poresa zu seinen Gunsten abgeschlagen hatte, erschoß diesen, als er in Schabatz erschien, im Wirthshaus. Der Pascha, der solchen Frevel nicht ungestraft lassen wollte, sah sich genöthigt, 600 Mann auszusenden; er mußte den Janitscharen, der sich der Feste zu Schabatz bemeistert hatte, geradezu belagern, und am Ende entkam dieser dennoch nach Bosnien.

Schon jetzt waren die Gewaltthaten der Janitscharen ungestraft; es verging einige Zeit, so wagten sie sich an den Pascha selbst. Als dieser neuerdings genöthigt war, seine Grenzen wider Paßwan Oglu zu vertheidigen, und hiezu seinen Sohn, Derwisch Bey, mit Türken und Serben in's Feld gesendet hatte, ergriffen jene den Augenblick, bemächtigten sich Belgrad's und schloßen den Pascha in der obern Stadt ein. Durch Verrath in die Festung eingedrungen, zwangen sie den Pascha erst das Heer, das zu seiner Hülfe herbei eilte, durch einen eigenen Befehl zu entfernen, und darauf, nachdem dasselbe auseinander gegangen war, erschlugen sie ihn. Der Pforte meldeten sie: „Hadschi Mustapha sey ein Ungläubiger gewesen, der es mit den Raja ge-

halten, und jetzt seinen Lohn empfangen habe." Sie baten um einen neuen Pascha; nicht, als ob sie diesem zu gehorchen gedacht hätten, sondern nur um den Schein des Rechts für ihre Gewalt zu haben. Diese theilten vier ihrer Häupter: Fotschitsch Mehmed Aga, Aganlia, Mula Jussuf und Kutschuk Ali, die sich — vielleicht von den Dey's der Barbaresken — Dahi nannten. Zu Belgrad hatten sie ihren Sitz und beherrschten von hier aus gemeinschaftlich das Land. Dem neuen Pascha, Aga Hassan, gestatteten sie, so viel ihnen beliebte; sie bestimmten und erhoben Poresa und andere Abgaben und führten eine neue Regierung ein, indem sie in alle Bezirkstädte Kabadahien und in alle Dörfer Tschitlukfahibien sandten, die in denselben, Anfangs ohne die Spahi zu verdrängen, ihre Wohnsitze nahmen, Grund und Boden als ihr Eigenthum ansprachen, außer den frühern Lasten das Neuntel des Ertrags forderten und die Einwohner zur Frohne zwangen. Neben den Tschitlukfahibien kamen, als Inhaber der richterlichen und obrigkeitlichen Gewalt, Subaschen, die unmittelbar von den Dahien abhängig den Zusammenhang des Ganzen erhielten: meist loses Gesindel, das von den Bauern sich nährte und bereicherte und auf den ersten Wink den Gebietern zuflog.

Dem Beispiel der Dahien in Serbien folgte, wie diese ihren frühern Gebieter Paßwan Oglu sich zum Vorbild nahmen, der benachbarte Ali Bey Widalitsch von Swornik in Bosnien. Er durchzog die Dörfer, ließ die Einwohner binden und gebunden durch einen Schein erklären, sich an ihn verkauft zu haben, hierauf stellte er allenthalben Tschitlukfahibien und Subaschen auf. Einen Aufstand, den seine eigenen Verwandten wider ihn erregten, unterdrückte er mit Beihülfe der Dahien.

Auch gegen diese wurde ein Aufstand vorbereitet, indem Asam Bey, ehemals in Hadschi Mustaphas Diensten Defterkiaja, (Sachwalter der Kammer) Anstalt traf, die Spahi und die Raja gegen sie zu vereinigen. Allein ein Bruder Asam Bey's brach allzufrühe los, und Alles wurde vereitelt. Die Spahi mußten fliehen; sie wurden ganz verjagt, wie früher die Janitscharen. Gegen die Raja erlaubten die Subaschen sich jede Gewaltthat. Oft nahmen sie dem Bauer sein Feierkleid, um ihr Pferd damit zu decken; sie zwangen die Frauen, den Kolo vor ihrem Hause zu tanzen und schleppten die schönsten fort.

Vergebens sandten die Knesen, wie früher auch die Spahi schon gethan hatten, eine Klagschrift nach Konstantinopel. Der Großherr hatte zu Gunsten seiner Unterthanen bloß Drohungen, durch welche die Dahi nur zu wilderer Wuth gereizt wurden. Da eines Heeres von Ungläubigen erwähnt worden war, das wider sie gesandt werden sollte, so beschloßen sie, dieß auf die Raja deutend, die schon einmal unter Hadschi Mustapha wider sie gestritten, dem zuvorzukommen, in die Nahien zu gehen und Alle zu tödten, die ihnen gefährlich seyn könnten.

Es war im Februar 1804, als sie zu diesem grausenvollen Werke schritten. Sie vollzogen es Anfangs ohne Schwierigkeit. Sobald entweder sie selbst oder ihre Schergen in ein Dorf kamen, gingen ihnen die Einwohner wie gewöhnlich entgegen, um sie mit Lebensmitteln zu bedienen, oder ihre Pferde zu besorgen. Hiebei hatten sie gute Gelegenheit, wen sie wollten zu ergreifen. Es war ihnen nicht an den Knesen, den Kmeten genug; sondern wer irgend Ansehn besaß, sey es, daß er dieses durch Tapferkeit, oder Beredsamkeit, oder Reichthum erworben, war ihnen verfallen. Entsetzen verbreitete sich durch das ganze Land. Da man nicht wußte, wer zum Tode bestimmt sey, und das Gerücht ging, die ganze Bevölkerung solle ausgerottet werden, fürchtete auch der Aermste für sein Leben. In den Dörfern gingen nur Greise und Kinder den Türken entgegen, die rüstigen Männer flohen in die Gebirge, in die Schlupfwinkel der Heiducken.

(Fortsetzung folgt.)

Michael Oginski's Memoiren über Polen.

Napoleon und die Polen.

(Fortsetzung.)

Die Russen hatten bei ihrem Rückzug keine Magazine hinterlassen; weshalb der Unterhalt der Franzosen, die Mehr noch verderbten, als verzehrten, den Eingebornen zur Last fiel. Die französischen Intendanten bekamen die schwierige Aufgabe, diese Uebel zu erleichtern. Das erste Auftreten dieser jungen Unbärtigen in pariser Tracht erregte bei dem Volke dieses Landes, wo Bärte und weite Gewänder noch in Ehren stehen, und Alter Achtung giebt, nicht geringes Aufsehen. Die jungen Intendanten jedoch zeigten, bei der ihrer Nation eigenthümlichen Lebhaftigkeit, die größte Thätigkeit und errichteten große Magazine, die nicht lange nachher den Russen zu Gut kommen sollten. Noch mehr aber empfahlen sich diese in ein fremdes, erobertes Land gestellten, mit großer Gewalt bekleideten jungen Männer durch ihre Rechtlichkeit, indem sie selbst die gewöhnlichen Geschenke der Provinzen von sich wiesen. Ueberhaupt muß man sagen, daß Napoleon, so unumschränkt er auch oft, theils aus Politik, theils nothgedrungen, seine Militärmacht in eroberten Ländern gewähren ließ, von der Civilverwaltung, war sie einmal organisirt, den regelmäßigsten Geschäftsgang, die genaueste Rechnungsführung, und die strengste Beaufsichtigung der einzelnen Verwaltungszweige unter sich verlangte. Die geringste Unregelmäßigkeit zog einen ernstlichen Verweis vom Minister, Entlassung und selbst schlimmere Folgen nach sich. Der Kaiser ließ sich von jeder Pflichtverletzung Bericht erstatten. Außer dem Civilintendanten hatte jede Provinz Lithauens ihren Militärgouverneur, und diese standen unter dem Generalgouverneur Hogendorp, einem holländischen Offizier, der früher in Indien gedient hatte. Der Herzog von Bassano, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, repräsentirte zu Wilna den Kaiser und zeichnete sich durch einen Grad von Höflichkeit und Milde aus, der sich von einem streng militärischen Hofe kaum erwarten ließ.

Trotz den ungünstigen Verhältnissen und der Ungewißheit, worin Napoleons ominöses Stillschweigen die Lithauer ließ, waren die Franzosen im Allgemeinen wohl gelitten; die Excesse der

Soldateska entschuldigte man mit den unvermeidlichen Folgen des Kriegs, und Napoleons gemessene Befehle zu ihrer Verhütung stellten das Volk zufrieden. In mehrern Städten, z. B. Minsk wurden die Franzosen sogar mit Enthusiasmus aufgenommen, weil die Offiziere, aus eigener Autorität, die Wiederherstellung Polens angekündigt hatten. Mehrere hundert Studenten der Universität Wilna traten als Freiwillige ein, und viele Edelleute aus den ersten Familien thaten das Gleiche.

Alles dieß war jedoch für Napoleon nicht genug. Er bemerkte bei der Mehrzahl des lithauischen Adels einen Kaltsinn, der ihm nicht gefiel; er hätte gewünscht, daß das Volk sich in Masse erheben und seine Unabhängigkeit proclamiren sollte. Die Lithauer harrten aber auf das Signal von ihm, und er hatte statt dessen gleich die erste Aufwallung durch seine Antwort an die warschauer Deputation erstickt. Die Folge war gegenseitiges Mißtrauen, während beide Theile den Verlauf der Begebenheiten abwarteten. Die entfernten, aber wichtigen Provinzen Podolien und Volhynien blieben in passiver Unentschiedenheit. Das schreckliche Schicksal eines lithauischen Edeln, der von seiner Tochter, seinen Vasallen und übrigen Dienstleuten begleitet heranzog, um Napoleon seine Dienste anzubieten, aber einer Streifpartie Maraudeurs aus dem französischen Lager in die Hände gefallen, all des Seinigen beraubt, und nicht mehr Vater, in höchster Verzweiflung, fast nackt, vor dem kaiserlichen Hauptquartiere stand und Himmel und Erde zur Rache für seine Unbilden aufrufst, giebt einen Beweis von den über Einzelne ergangenen Drangsalen, derenAndenken sobald nicht erlöschen wird. So blieben denn die Lithauer theilnahmlose Beobachter der Ereignisse jenes denkwürdigen Feldzugs und kehrten bei der Ebbe des Kriegsglücks der Franzosen ruhig unter die Herrschaft von Rußland zurück.

Mit noch schmerzlichern Gefühlen der Täuschung sahen sich die Warschauer von den Franzosen ihrem Schicksal überlassen. Als Napoleon nach seinem Verluste an der Berezina nach Warschau zurückkehrte, führte er eine höchst leidenschaftliche Sprache. De Pradt theilt in seiner Ambassade de Pologne eine komische, aber wie Oginski behauptet, treue Schilderung von Napoleons seltsamem Benehmen bei dieser Gelegenheit mit. Als eine der Extravaganzen, denen Napoleon sich überließ, vielleicht um seine Zuhörer zu mystificiren, oder gefährlichere Gedanken zu verbannen, führen wir an, daß er in allem Ernst dem Rathe von Warschau den Vorschlag gemacht haben soll, ein Corps von 10,000 mit Piken bewaffneten Kosaken zu errichten, um damit den Marsch der siegreichen russischen Heere aufzuhalten. —

Die Russen rückten im Februar 1813 in Warschau ein. Die Verwaltung ward aufgelöst, und ein aus Russen und Polen zusammengesetzter Staatsrath gebildet, der bis zu Beendigung des Kriegs in Thätigkeit blieb.

Das ehrenhafte Betragen der polnischen Truppen im Dienste Napoleons verdient eine besondere Erwähnung. Das Herzogthum Warschau hatte im Jahr 1812 eine Streitmacht von 85,000 Mann, 90 Bataillone Infanterie und 69 Schwadronen Reiterei, ins Feld gestellt. Von diesen befanden sich unter Fürst Poniatowski in dem 5 Armeecorps 24,000 Mann beisammen. Der Rest war in Regimentern oder Brigaden unter den verschiedenen französischen Armeecorps zerstreut. Sie hatten, besonders die Reiterei, während dieses mörderischen Feldzugs mit Auszeichnung gedient und bei dem Uebergang über die Milla und Berezina die größten Dienste geleistet, und doch bemerkte Napoleon, bei seiner Rückkehr nach Warschau, im Unmuth, er habe während des ganzen Feldzugs keine Polen gesehen. Nichts desto weniger folgten diese ihm, dem sie Treue geschworen, auch das nächste Jahr, fochten bei Leipzig, als Alles von ihm abfiel, aufs Tapferste, und verloren mehrere tausend Mann, nebst ihrem ritterlichen Anführer Fürst Poniatowski, welcher beim Uebersetzen über die Elster ertrank. Endlich glaubten diejenigen, welche noch übrig geblieben, (sie waren an den Ufern des Rheins auf wenige Tausend zusammengeschmolzen) genug für ihre Ehre gethan zu haben, und nachdem sie Napoleon sicher innerhalb der Gränzen seines eigenen Frankreichs wußten, an die Rückkehr in ihre Heimath denken zu dürfen. Napoleon erfuhr es und vier Tage nach der Schlacht bei Hanau, der letzten, die er auf deutschem Grund und Boden schlug, versammelte er auf einer Anhöhe neben der Heerstraße die polnischen Offiziere und erklärte ihnen, daß er sich nicht über sie beklagen könnte, sie hätten treulich bei ihm ausgehalten. — es stünde ihnen frei, heimzukehren; zwei oder drei tausend Krieger mehr oder weniger, wenn auch noch so tapfere, seyen für ihn nicht von Belang; nur würde er freilich, wenn sie ihn verließen, kein Recht haben, beim nächsten Friedensschluß für sie oder für Polen das Wort zu nehmen. — Ohne Bedenken folgten ihm diese Tapfern in seinen letzten Feldzug und bis an die Barrieren von Paris.

(Schluß folgt.)

Geographische Ansicht von Siam.

Das Thal von Siam ist größtentheils — so weit die jährlichen Ueberschwemmungen des großen Flusses von Siam, des Menam, reichen — angeschwemmtes Land. Die erste Spur einer Gebirgsformation ist die Höhe von Prebi, drei Tage zu Wasser, n. ö. von der Hauptstadt Bangkok, wo in dem Felsen, den man für Granit hält, ein berühmter Abdruck des Fußes eines Buddha ist, zu welchem man auf einer in den Fels gehauenen Treppe emporsteigt. Weiter nordwärts findet man Arsenik und Eisenbergwerke. Eine Wassercommunication quer durch das Land scheint nach den Berichten eingeborner Reisenden nicht zu bestehen, so daß der Fluß Anam, den Pinkerton u. A. angeben, nur in der Phantasie existiren dürfte. Der Menam wurde von dem Capitain Low, dem wir die ersten Grundzüge der geologischen Beschaffenheit der hinterindischen Halbinsel verdanken, bis zu dem 21° N. B. verfolgt, wo hohe Berge mit vielen heißen Quellen waren. Der nördlichste Theil von Laos soll reich an Gold und Edelsteinen seyn: vielleicht ist es das Mohomyeleng des du Halde, wo sich Gold, Silber, Kupfer, Zinn und Schwefel finden soll.

Calcutta Government Gazette.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 155. 4 Juni 1829.

Michael Oginski's Memoiren über Polen.

Wiederherstellung des Königreichs Polen.

(Schluß.)

Nach dem Traktat von Fontainebleau bedeutete der Kaiser Alexander den polnischen Truppen in französischem Dienst, sie sollten nach Hause kehren, wo es ihnen dann frei stünde, Dienste zu nehmen, oder sich zurückzuziehen. Die Befehlshaber der verschiedenen Regimenter wurden dem Kaiser zu St. Denis vorgestellt. Zwölf Generale und sechshundert Offiziere waren noch am Leben. Im August 1814 kam der Ueberrest der polnischen Armee unter den Befehlen des Generals Krasinski in Polen an.

„Wir sind gerechtfertigt in den Augen von Europa, sagt dieser Offizier in einer Adresse an seine Landsleute, „wir haben für unser Vaterland gethan, was in unsern Kräften stand und kehren mit unzerstörten Hoffnungen zurück. Der polnische Soldat hörte nie auf Bürger zu seyn. — Getreu unsrer Pflicht, verließen wir nicht einen wankenden Thron, bis Er, der ihn errichtete, ihn selbst verließ, und mit seiner Erlaubniß wendeten wir uns an den Kaiser Alexander, der uns seinen Schutz anbot."

Der Großfürst Konstantin reorganisirte die polnische Armee und lud all diese wackern Veteranen ein, sich wieder um dieselben Chefs zu sammeln, um „über die neue Bestimmung ihres Vaterlands zu wachen. Dieser Aufruf fand allgemein Gehör."

Im Mai 1815 entschied der Kongreß zu Wien das Schicksal des Herzogthums Warschau. Der König von Sachsen hatte förmlich Verzicht geleistet, das Herzogthum ward der russischen Krone einverleibt, nur die Provinz Posen fiel wieder an Preußen zurück. Oesterreich behielt Gallizien nebst den Salzbergwerken von Wieliczka. Die Stadt Krakau ward für unabhängig erklärt, der Lauf der Weichsel und des Bugs als Gränze zwischen österreichisch und russisch Polen festgesetzt. Der Kaiser von Rußland sollte den Titel eines Königs von Polen annehmen. Dieser Traktat ward von den Ministern der drei Mächte Rußland, Preußen und Oesterreich unterzeichnet. Alexander erklärte den Bewohnern des Herzogthum's Warschau in seiner Proklamation, daß das Königreich Polen wieder hergestellt sey. „Polen," sagt der Kaiser, „neue Bande werden Euch so enger mit einer Nation verknüpfen, die derselben großen Slavenfamilie, wie Ihr, angehört. Als wir aber dieses neue Glied in die Kette der europäischen Staaten einfügten, durften wir uns nicht durch die Interessen von Polen allein leiten lassen. Wir konnten deswegen auf manche Wünsche der Polen nicht Rücksicht nehmen, sofern wir dadurch mit den Grundsätzen des allgemeinen Interesses und des europäischen Gleichgewichts in Widerspruch gerathen wären. Diejenigen Theile Polens, welche unter preußischer und österreichischer Hoheit bleiben, sollen, gemeinschaftlicher Uebereinkunft zu Folge, unter einheimischen Obrigkeiten stehen." —

Am 20 Juni 1815 verkündigte eine Artilleriesalve der Bevölkerung Warschaus die Wiederherstellung des Königreichs Polen an. Ein aus Polen bestehendes Ministerium ward von dem Kaiser eingesetzt, eine Verfassungsurkunde entworfen und von Alexander im November desselben Jahrs unterzeichnet. Die russischen Truppen erhielten Befehl, das neue Königreich zu räumen. — Nirgends aber war der Lithauer Erwähnung geschehen. General Kosciusko machte daher in einem Schreiben an Alexander aus Wien auf diese wesentliche Auslassung aufmerksam.

„Ein Punkt allein stört meine Freude über die Wohlthaten, welche Ew. Majestät den Polen erwiesen haben. Ich bin ein geborner Lithauer und habe nur noch wenige Jahre zu leben; immer noch liegt ein Schleier der Ungewißheit über dem Schicksal meiner Heimat und vieler anderer polnischen Provinzen. Noch habe ich die hochherzigen Verheißungen nicht vergessen, die Ew. Majestät mir und andern meiner Landsleute über diesen Punkt ertheilten; ich unterfange mich nicht, die Ausführung Ihrer Entwürfe beschleunigen zu wollen, sondern wünsche nur, beruhigt zu seyn; ein Wort von Ihnen, Sire, und der ganze Rest meiner Existenz ist dem Dienste Ew. kaiserlich königlichen Majestät geweiht. Dann bin ich sicher, daß alle Ihre polnischen Unterthanen Sie für Ihre Wohlthaten segnen werden."

Auf dieses Schreiben scheint Alexander nicht geantwortet zu haben. Der offenherzige Freimuth des polnischen Veteranen paßte nicht zu den geheimen Ansichten der russischen Diplomatie, und Kosciusko spricht sich bald darauf in einem Brief an den Fürsten Adam Czartoriski hierüber folgendermaßen aus. „Wir haben dem Kaiser Alexander zu danken, daß er den Namen Polen wieder erstehen ließ; allein der Name macht noch nicht die Nation. Der Umfang des Gebiets und die Zahl der Einwohner muß auch in Betracht kommen. Ich hätte nicht erwartet, daß mein Va-

terland auf den kleinen Fleck Land zusammen schwände, der nun den stolzen Namen eines Königreichs Polen führt. Er hatte uns versprochen, die Gränzen Polens an die Dwina und den Dnieper auszudehnen, was ein Königreich von 10 — 11 Millionen, ein Königreich wie Ungarn, gegeben hätte, mit eigener Verfassung und eigenen Gesetzen unter Rußlands Zepter. — Ich unterscheide jedoch nothwendig zwischen den humanen großherzigen Absichten des Kaisers und der Politik seines Kabinets. Ich werde diesem Fürsten bis in den Tod dankbar verpflichtet seyn, daß er den polnischen Namen, wenn auch in so beschränkten Gränzen, wieder ins Leben rief. Möge die Vorsehung Ihre Schritte leiten, mein theurer Fürst; ich für mein Theil werde, da ich mich nicht im Fall sehe, meinem Vaterland ferner nützlich zu werden, in der Schweiz eine Freistätte suchen." Kosciusko hielt Wort; er zog sich in die Schweiz zurück und starb dort nach wenigen Jahren.

Die scheinbare Inkonsequenz Alexanders in Betreff der lithauischen Provinzen klärte sich bei seiner nächsten Unterredung mit Oginski etwas auf. Der Graf begab sich im November 1815 als Abgeordneter von Wilna mit den Abgeordneten des Adels von Grodno und Minsk nach Warschau, wo er eine Privataudienz bei dem Kaiser in dem Schlosse der alten Könige von Polen erhielt. Bei seinem Eintritt in das kaiserliche Kabinet fand er Alexander in der Uniform eines polnischen Generals, mit dem polnischen weißen Adlerorden. Der Kaiser sah nachdenkend und ernsthaft aus, nahm jedoch Oginski bei der Hand und sprach zu ihm mit gewohnter Leutseligkeit. „Ich habe für die Einwohner dieses Landes Alles gethan, was möglich war. Adam (Czartoriski) wird Ihnen all die Schwierigkeiten und Hindernisse auseinandersetzen, die ich in Wien zu bekämpfen hatte. — Doch, ich habe dieses Königreich geschaffen, und auf die festesten Grundlagen gegründet, da ich die europäischen Mächte seine Existenz durch Traktate garantiren ließ. Ich werde das Uebrige thun, so wie ich es versprochen habe, aber es kann nicht auf Einmal seyn. — Ich verlange Zutrauen und glaube es zu verdienen, nach Allem, was bereits geschehen ist. Meine Entschließungen verändern sich nicht so leicht." Oginski bemerkte, daß der Kaiser weniger schnell als gewöhnlich sprach, als ob er seine Worte abwägen müßte. Endlich fragte Alexander, ob er nicht als Abgeordneter von Wilna hier sey, und drückte seine Bereitwilligkeit aus, alle Abgeordneten Lithauens zu empfangen. „Aber," fuhr er fort, „Sie dürfen in Ihrer Adresse eine delikate Saite nicht berühren, da mich dieß bloß compromittiren würde. — Ich kann Ihnen nicht erlauben, mich um die Vereinigung Ihrer Provinzen mit Polen zu ersuchen; weil man nicht vermuthen darf, daß Sie mich um Etwas gebeten haben. Im Gegentheil muß das Geschenk von mir, von meinem eignen Impuls ausgehen. Ich weiß, daß Ihre gegenwärtigen Verhältnisse zu Rußland Ihnen nicht zusagen können. — Sie können in Lithauen nicht zufriedengestellt werden, so lange Sie nicht mit Ihren Landsleuten vereinigt sind und die Vortheile einer Verfassung genießen; dann wird Ihre Verbindung mit Rußland von vollkommenem Zutrauen begleitet seyn. Meine Gründe für die Ausführung dieses Plans werden sich verstärken, wenn ich mit einiger Erfahrung die Regierung dieses Königreichs als Muster für die übrigen anführen kann, und wenn die Leute sehen, daß sich daraus kein Nachtheil für Rußland ergiebt; dann wird es mir leicht, das Uebrige zu vollenden. — Ich weiß, daß Ihre Provinzen Viel gelitten haben, und habe befohlen, daß nur sehr wenige russische Truppen darin bleiben. Hier giebt es Nichts als Polen. Noch einmal! Vertrauen und Discretion!" —

Hier schließen Oginski's Memoiren. Alexanders Zusage ging nicht in Erfüllung; vielleicht stand ihm die Besorgniß, gegen seine russischen Unterthanen zu verstoßen, in dem Weg. Die Unruhen in den Jahren 1820 und 1821 im südlichen Europa, und die Angelegenheiten der Türkei gaben seinem Geist eine neue Richtung, bis endlich sein unerwarteter Tod in Taganroc allen weiteren Entwürfen ein Ende machte.

Das jetzige Königreich Polen (der Mittelpunkt des alten Polens), dessen Krone von dem regierenden Beherrscher Rußlands auf seine Erben und Nachfolger übergeht, begreift einen Flächenraum von 6340 □Lieues mit einer Bevölkerung von 3,700,000 E. Es ist in acht Woiwodschaften, Warschau, Sendomir, Kalisch, Lublin, Plotzk, Masowien, Podlachien und Augustowo, eingetheilt. Die Staatseinkünfte betragen 50 Millionen polnischer Gulden*), von denen 7 für die Civilliste ausgesetzt sind. Die Kriegsmacht besteht in 30,000 Mann Infanterie und 20,000 Mann Cavallerie. Die Hauptstadt Warschau zählt 100,000 Einwohner, und ihre Bevölkerung nimmt fortwährend zu.

Die von dem Kaiser Alexander gegebene Verfassung sichert den Polen gleiche bürgerliche Rechte und freie Religionsübung. Das Gesetz schützt alle Bürger ohne Unterschied des Rangs oder Standes. Die Behörden können Niemand anders, als in den Fällen und nach den Formen, wie sie das Gesetz vorgesehen hat, verhaften lassen. Die Verhaftgründe müssen sie dem Gefangenen sogleich schriftlich mittheilen. Vor Ablauf von drei Tagen muß dieser vor seinen ordentlichen Richter gestellt und, ergiebt sich nicht bei der ersten Untersuchung seine Schuld, wieder in Freiheit gesetzt werden. In bestimmten Fällen wird Bürgschaft zugelassen. Das Eigenthumsrecht ist unverletzlich. Jeder Pole kann nach Beobachtung der gesetzlichen Förmlichkeiten sich mit seinem Eigenthum begeben, wohin er will. Oeffentliche Geschäfte jeder Art werden in der Landessprache verhandelt. Alle Civil- und Militärstellen werden mit Eingebornen besetzt, die Senatoren, und Landboten, die Präsidenten der Gerichtshöfe und die Mitglieder der Kreislandtage aus der Klasse der Landbesitzer gewählt.

Der Reichstag, der aus einem Senat und einer niedern Kammer besteht, versammelt sich alle zwei Jahre zu Warschau. Die Sitzung dauert dreißig Tage, der König allein kann sie verlängern, vertagen oder auflösen. Die Sitzungen sind öffentlich. Die Initiative der Gesetze geht vom König aus, der einen Staatsrath zur Seite hat. Wenn der Reichstag ein neues Budjet nicht bewilligt, so bleibt das frühere bis zu Ablauf von vier Jahren in Wirksamkeit, wo es aufhört gesetzlich zu seyn, falls in der Zwischenzeit kein Reichstag versammelt worden wäre.

---

*) Ungefähr 12 Millionen Conventionsgulden.

In der zweiten Kammer sitzen 77 Landboten, welche von den Landtagen oder Adelsversammlungen in den betreffenden Kreisen, und 51 Abgeordnete der Gemeinen, die von den Gemeindeversammlungen gewählt sind. Jeder Grundeigenthümer, Manufakturinhaber oder Handelsmann mit einem Kapital von 10,000 polnischen Gulden (2,500 Conventionsgulden), Geistliche, Professoren, öffentliche Lehrer, Künstler, Besitzer von Erfindungspatenten u. s. w. haben ein Stimmrecht.

Man sieht auf den ersten Anblick, daß diese Verfassung der Krone ein großes Uebergewicht und dem Volk nur geringen Antheil an der Landesvertretung einräumt. Größern Nachtheil aber bringt es, daß sie die Krone dem unumschränkten Beherrscher eines unermeßlichen Nachbarreiches zuspricht, und so die Einrichtungen in dem kleinen Staate von der Gnade desselben, von seinem persönlichen Charakter und Gutdünken abhängig macht. Dieses Mißverhältniß zwischen den beiden Ländern macht die Lage Polens in dieser Hinsicht noch schlimmer als die von Ungarn in Bezug auf Oesterreich. Unleugbar aber hat das Volk, oder der dritte Stand unter den neuen Gesetzen bedeutend gewonnen.

In denjenigen Theilen, welche den Gebieten von Rußland, Oesterreich und Preußen einverleibt geblieben sind, finden wir, daß der Adel Etwas von seinem Feudaleinfluß verloren und die Gemeinen einige Vortheile gewonnen haben. Das Eigenthum er letztern erfreut sich eines höhern Grades von Sicherheit; die Veräusserung des Landbesitzes ist erleichtert; die Bauern sind jetzt in den Stand gesetzt, die Freilehen ganzer Bezirke und Dörfer an sich zu bringen, wogegen sie unter der alten Aristokratie Erpressungen und Bedrückungen unterlagen, deren sie sich auf dem Rechtswege nicht erwehren konnten, weil die Edelleute bei allen hohen Gerichtsbehörden die Jurisdiction in Händen hatten.

Der Oesterreich unterworfene Theil von Polen führt den Titel Königreich Gallizien und Lodomirien. Seine Bevölkerung beläuft sich auf 3,873,000 Einwohner, die sich in zwei Völkerstämme theilen, in Polen und Rusniacken, letztere ein Zweig der Malorussen. Lemberg ist die Hauptstadt von Gallizien. Das Land gehörte vor Zeiten den Königen von Ungarn, welche es zu Anfang des XV Jahrhunderts an Polen abtraten und zur Zeit auf ihre Rechte verzichteten. Diese zweideutige Erklärung diente dem Haus Oesterreich zum Vorwand, bei der Theilung Polens seine Ansprüche auf Gallizien zu begründen. In diesen Ländern herrscht strenge religiöse Duldsamkeit, auch erhielt der Gewerbfleiß durch deutsche Kolonisten Aufmunterung; die Abgaben sind mäßig, aber die Lage der Bauern oder des Landvolks ist beinah noch immer dieselbe wie früher. Gallizien stellt eilf Regimenter Fußvolk und fünf Regimenter Reiterei zur österreichischen Armee. Ueber die Erpressungen der adeligen Verwalter, meistens fremder Abenteurer, wird vielfach geklagt.

Die unabsehlichen Länderstrecken Lithauens, Volhyniens und Podoliens mit einer Bevölkerung von 8 Millionen sind unmittelbar russisch, haben aber ihre herkömmlichen Gesetze und Gebräuche gerettet; die meisten Verwaltungsbeamten werden von den Eingebornen selbst gewählt. Der Adel besitzt noch meistens seine Vorrechte; die Bauern sind immer noch Sclaven, ihre Personen aber mehr vom Gesetze beschützt. In diesem Theile Polens hat sich das Volk vielleicht noch am Ehesten mit der stattgehabten Staatsveränderung versöhnt und sich einigermaßen mit Rußland amalgamirt.

Preußen ist von all seinen polnischen Eroberungen bloß das Großherzogthum Posen geblieben, das seine Provincialstände hat. Nach Oginski sind die preußischen Polen, insbesondere der Adel, am Wenigsten mit ihrer Lage zufrieden; wofür er die Bevorzugung deutscher Beamten vor den Eingebornen, die Einführung der deutschen Sprache und die lästigen Förmlichkeiten der preußischen Gesetze als Hauptgründe anführt. Wir glauben jedoch, daß in der letzten Zeit auch Preußen Etwas zur Zufriedenstellung seiner polnischen Unterthanen gethan hat.

Die Grenze des chinesischen Reiches und des Landes der Birmanen.

In dem kürzlich erschienenen zweiten Bande der „Versammlungen der königlichen asiatischen Gesellschaft von Großbritannien und Ireland" (Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. Vol. II. p. 1. Lond. 1829. 4.) befindet sich unter Anderem eine geographische Notiz über die Grenzen des birmanischen und des chinesischen Reiches, die von einer chinesischen Carte der Provinz Jun-nan begleitet ist, welche mit einer vor Kurzem in Calcutta erschienenen von dem Lande der Birmanen in den Hauptpunkten vollkommen übereinstimmt. Der große Fluß Lukiang bildet, nach beiden Carten, die Grenze des chinesischen Reiches vom 27° bis zum 28° B., darauf tritt derselbe in die Provinz Junnan ein, die er unter dem 29° d. B. wieder verläßt, um auf seinem ferneren Laufe, der beinahe in gerader Richtung südwärts geht, zwischen Birma und Siam und zwischen dem birmanischen und britischen Martaban die Grenze zu bilden, und, nachdem er eine Strecke von mehr als 160 geogr. Meilen durchmessen hat, unterhalb der neuen Stadt Amhersttown in die See zu fallen. — Die Provinz Junnan, die erst in einer verhältnißmäßig neueren Zeit dem chinesischen Reiche unterworfen ward, wird als gebirgig und ungesund beschrieben; die chinesischen Heere, die zu ihrer Eroberung ausgesandt wurden, erlitten durch den tapfern Widerstand der Eingebornen und durch ansteckende Krankheiten ungemeinen Verlust. Der Berg Puzurh, in der Nähe der Stadt gleichen Namens, unter dem 101° O. L. und 23° 15′ N. B., ist wegen einer Art von Thee berühmt, der hier gewonnen und zum Gebrauche des Kaisers nach Peking geführt wird. Die Provinz ist reich an Minen. In einer Entfernung von zwanzig bis dreißig Tagereisen südwestlich von der Hauptstadt Jun-nan-fu ist das Land der Eingebornen, welche noch bis auf diesen Tag ihre eigenen Häuptlinge wählen, jedoch dem Kaiser, zum Zeichen der Anerkennung seiner Oberhoheit, einen jährlichen Tribut entrichten.

Schreiben aus China.

Canton, 14 December 1828.

In dem „himmlischen Reiche" war während des vergangenen Jahres die Aufmerksamkeit der Regierung hauptsächlich auf die An-

gelegenheiten der westlichen Tatarei gerichtet. Im Frühjahre breitete sich das Gerücht aus, daß die Empörer sich aufs Neue gesammelt hätten und im Begriffe wären, Kaschgar anzugreifen. Es war ohne Zweifel Tschangkihur's oder — wie die Seinigen ihn nannten — des Fürsten Dschanghier Absicht, sobald die Hauptmacht der kaiserlichen Truppen zurückgerufen worden wäre, die Feindseligkeiten zu erneuen; er begann sich hie und da unter seinen Freunden zu zeigen, um seine zerstreuten Anhänger zusammenzuziehen. In einer unglücklichen Stunde wagte er sich indessen in eine Gegend, in welcher er sich vollkommen sicher glaubte, weil sie ausschließend von Mohammedanern bewohnt wurde. Diese schlugen sich aber aus Furcht oder Gewinnsucht auf die Seite der Chinesen und verriethen ihn an den Feind, der ihn im Triumph nach Peking führte; und hier wurde er am 26 August 1828 in Gegenwart des Kaisers und des ganzen kaiserlichen Hofes auf die schmachvollste und grausamste Weise hingerichtet. Er wurde nämlich langsam Glied für Glied in Stücke gehauen. Sein Herz wurde ausgerissen und zwei jungen Männern gegeben, deren Väter im Kriege geblieben waren, um es den Geistern derselben zum Opfer zu bringen.

Der König von Korea hatte eine Gesandtschaft geschickt, um dem Kaiser Glück zu wünschen; und dieser, seine Brüder, Söhne, so wie der ganze Hofstaat brachten dem Himmel, den Göttern und den Vorfahren des kaiserlichen Hauses zahllose Dankgebete für den Sieg der kaiserlichen Waffen dar.

Viele, welche Theil an dem Aufstande genommen hatten, wurden hingerichtet und ihre Häuser und Ländereien confiscirt. Die Verwandten Tschang-kihurs, die auf dem chinesischen Gebiete betroffen worden waren, wurden in die südlichen Provinzen des Reiches nach Junnan, Kevangtony u. s. w. geschickt, um dort einzeln bis zu ihrem Tode im strengsten Gefängnisse gehalten zu werden, ohne Pinsel, Tinte und Papier, und ohne allen Verkehr mit menschlichen Wesen, außer ihren Gefangenwärtern. Die Weiber wurden von ihren Männern, die Kinder von ihren Eltern getrennt und als Sclaven an Militärbeamte vertheilt. Tschangkihur soll von dem Augenblick seiner Gefangennehmung bis zu seinem Tode sich mit großer Standhaftigkeit benommen und gegen den Kaiser selbst, als dieser zu dem Schloßthor herabstieg, um unter demselben über den Rebellen zu Gericht zu setzen, mit vieler Kühnheit sich ausgesprochen haben. Er wies den Ausdruck „Empörer“ zurück und sagte: er habe gekämpft, um das Erbe seiner Voreltern wieder zu erhalten.

Nach der Hinrichtung Tschangkihur's wandte die Aufmerksamkeit des Kaisers sich auf Tschang-king, den Oberbefehlshaber im letzten Kriege, welcher mit Gnaden und Ehren überschüttet wurde. Fürst Tschang-king ist jetzt Staatsminister für die Grenzprovinzen. In der Verwaltung der kleinen Bucharei wurden bedeutende Veränderungen und Verbesserungen vorgeschlagen und angenommen. Rajentsching, der frühere Gouverneur von Peking, ist kaiserlicher Bevollmächtigter zu Kaschgar. Die Mauern von Jarkend sollen wieder aufgebaut und die Stadt erweitert werden; die Fonds dazu fließen aus dem confiscirten Eigenthum der Rebellen. Aehnliche Verbesserungen sollen auch in Kaschgar statt finden.

Chinesischer Atlas.

In der Magliabechi-Bibliothek zu Florenz befindet sich ein chinesischer Atlas, der im J. 1601 von einem Italiener, Francesco Carletti, aus China nach Europa gebracht wurde und nächst dem Werke des Ptolemäus eines der merkwürdigsten Denkmäler der Geographie ist. Der Atlas besteht aus zweiundvierzig Carten, die von geographischen und statistischen Tabellen begleitet sind. Der Verf. Tschü-sze-pany lebte zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts und bereiste, um die verschiedenen Provinzen aufzunehmen, in den Jahren 1311 und 1312 das ganze chinesische Reich. Statt der Längen- und Breitengrade sind Abtheilungen von 100 □Li (chin. M.) angenommen; die Gebirge werden, wie auf den alten europäischen Carten, durch ein Hügelchen, Ströme durch zwei Linien, Wege durch eine punctirte Linie, Grenzen durch einen dicken Strich bezeichnet; die Fu oder Städte des ersten Ranges durch ein Quadrat, die Tschow oder Städte des zweiten Ranges durch ein verschobenes Viereck, die Hien oder Städte des dritten Ranges durch einen Kreis u. s. w. Die Carten umfassen außer dem chinesischen Reiche auch die Nachbarländer, nämlich: Corea; den indischen Archipel mit einem Theile von Australien, oder, wie es hier heißt, die Barbaren der östlichen See; die Barbaren der südwestlichen See, oder Südasien; die Königreiche Anan und Tunkin; die westlichen Landschaften; die Gegenden im Norden; die große Insel Liu-Tschiu und das Königreich Japan, mit seiner Eintheilung in Provinzen und Districte. Diese Carte lag allen späteren bis zu der Regierung des Schingzu, zu Grunde, d. h. bis zu der Periode, wo jener große Fürst von den Jesuiten, die sich damals in seinem Reiche befanden, eine neue officielle Carte desselben zeichnen ließ.

Nouvelles Annales des Voyages.

Die Ghias.

Einen auffallenden Beweis dafür, daß man in Folgerungen aus Namensähnlichkeiten der Völker nicht vorsichtig genug seyn kann, giebt Klaproth in seinen „Bemerkungen (Observations etc.) über Schröter's tibetanisch-englisches Wörterbuch“ (Serampore, 1826. 4). Schmidt in St. Petersburg hatte den Hindu und den Chinesen dieselbe Abkunft zuschreiben wollen, weil beide Völker in Tibet Ghia genannt würden; nun beweist aber Klaproth, daß außer den genannten noch eine große Anzahl anderer Völker im Tibetanischen den Namen Ghia führen. Ohne Beisatz bedeutet Ghia gewöhnlich einen Chinesen; Ghia-nay oder schwarze Chinesen werden jene Völker genannt, welche seit dem Mittelalter sich über einen großen Theil von Mittelasien, namentlich die Bucharei und Dsongarei, verbreitet haben: die Karakital der Mongolen. Die Hindu heißen dagegen Ghiaghar, oder weiße Ghias; die Russen Ghia-ver, oder gelbe Ghias.

Die Sandwichinseln.

Auf den Sandwichinseln scheint die Civilisation immer festeren Fuß zu fassen. Der Handel blüht, und vor Kurzem kam sogar zu Canton ein Häuptling an, welcher einer der Begleiter des verstorbenen Königspaares bei ihrem Besuche in England gewesen war, in der Absicht, wie es hieß, eine directe Handelsverbindung zwischen den Sandwichinseln und China zu eröffnen.

Canton Register, Nro. 3.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 156. 5 Juni 1829.

Die neu entdeckten hetrurischen Begräbniß-Grotten.*)

Ungefähr zwei Meilen von dem Städtchen Corneto befindet sich ein Hügel, dessen zahlreiche Grotten wahrscheinlich Begräbnißplätze der alten hetrurischen Stadt Tarquinium waren, deren Spuren man noch in den Ueberbleibseln einiger Ringmauern auf einer zweiten, diesem Hügel nah gelegenen, von ihm durch ein ziemlich tiefes Thal getrennten Anhöhe bemerkt. Die Mehrzahl dieser Grotten, die zu verschiedenen Zeiten geöffnet und durchwühlt wurden, ward aufs Neue verschüttet, sobald die Habsucht, die statt der vermutheten Schätze meistens nur irdene Gefäße, oder Geräthe und Waffen von werthlosem Metall darin vorfand, weggeschafft hatte, was von dergleichen Dingen sie einigermaßen befriedigen mochte. Einige, die man erst in neuerer Zeit öffnete, wo denn auch die darin befindlichen Wandgemälde ein Gegenstand der Aufmerksamkeit wurden, haben, eben weil sie nun für die Augen der Neugierigen offen blieben, durch Einwirkung der Atmosphäre und menschlicher Hände, ihre Gemälde verloren, oder die Malerei ist wenigstens vollkommen unkenntlich geworden. So ist es mithin nur allzuwahr, daß bis jetzt über diese hetrurischen Malereien, besonders was Charakter und Stil der Zeichnung betrifft, nur falsche oder unzulängliche Ansichten in Umlauf sind, ohne daß wir hoffen dürfen, die so lang und lebhaft besprochene Frage über das Verhältniß hetrurischer Kunst zu Griechenland und zum Orient sobald entschieden zu sehen. Indessen möge man nicht verzweifeln, vermittelst der Ausgrabungen, die gegenwärtig in der alten Nekropolis von Tarquinium vorgenommen werden, dennoch zu dem gewünschten Erfolg zu gelangen. Bereits haben drei Grotten, die im Mai 1827 geöffnet wurden, über anderweitige zur Entscheidung jener Frage gehörige Punkte Licht verbreitet, und auch die dort befindlichen Gemälde sind mit beinah vollkommener Integrität und Frische erhalten.

Diese Grotten haben eine viereckige Form mit pyramidalischem Gewölbe, nach Art der Gräber bei Pästum. Alle sind auf 8—10 Fuß Tiefe in sehr groben Tufstein gehauen, und nach außen mit einer Schichte von Erde, Sand und Kies bedeckt; ein Umstand, wodurch sich diese hetrurischen Grabmäler von den griechischen unterscheiden, die man zwar ebenfalls häufig in Felsen gehauen trifft, aber über dem Boden, (à la surface du sol, — nicht in den Hügel hineingearbeitet —) und ohne daß sie wieder mit Erde überdeckt worden zu seyn scheinen; wenigstens findet sich von einer solchen Bedeckung jetzt nirgend mehr eine Spur. — Das Innere ist an Wänden und Gewölbe mit mehr oder minder sorgfältig gearbeiteten Gemälden geschmückt. Diese sind, wie es scheint, in Wasser mit einfachen Farben und glatten Tinten gemalt, und ohne Abstufung oder Mischung auf eine Art Anwurf aufgetragen, dessen Feinheit und Dichte im Verhältniß der Sorgfalt, mit welcher das Bild selbst gefertigt ist, wechselt; ein Verfahren, das ganz demjenigen entspricht, welches bei den sogenannten egyptischen Gemälden beobachtet wurde, die nicht sowohl Malereien, als Zeichnungen mit farbigem Strich sind. Die vorkommenden Farben sind: weiß, schwarz, gelb, roth, blau und selbst grün: eine Reihenfolge, welche, gesetzt das Alter der Bilder ließe sich mit einiger Gewißheit ausmitteln, in Bezug auf die Zeit von Wichtigkeit seyn würde, bis zu welcher, nach dem Zeugniß des Plinius, die griechischen Künstler sich bloß der weißen, schwarzen, rothen und gelben Farbe bedient haben sollen. Allein die Meinung des Plinius ist schon an sich

*) Journal des Savans. Wir fügen aus einem Brief aus Rom vom Febr. dieses Jahres Folgendes bei:

„Zwei dieser Grotten waren von einem Privatmann der Stadt Corneto bereits aufgedeckt, als zwei Kunstfreunde aus Rom, der esthländische Baron von Stackelberg, und der hanöversche Geschäftsträger Legationsrath Kestner durch eine Reise nach Corneto Aufforderung zur Würdigung und Erhaltung jener herrlichen Reste des Alterthums fanden. — Das eine der aufgedeckten Wandgemälde war von einer Zeichnung, die man außerhalb ihrer etruskischer Umgebung überall altgriechisch genannt hätte, und das andre zeigte, bei einer gleichfalls vorzüglichen, obwohl jener ersten untergeordneten Zeichnung, eine reiche Beigabe etruskischer Inschriften. Die Aufdeckung des dritten Grabmals, dessen merkwürdige Darstellung nicht von gleichem Kunstwerth begleitet wird, war eine Ausbeute der HH. Kestner und von Stackelberg, welche jedoch vom Reiz neuer Entdeckungen weniger, als von der Wichtigkeit der noch unbenutzten gefesselt, die ihnen vor Augen lagen, ihre angestrengten Kräfte zur Würdigung, Erhaltung und Bekanntmachung jener drei großen Wandmalereien aufboten. Die Bekanntmachung der von ihnen mit dem bayr'schen Architekten, Hrn. Thürmer, vollführten, so sorgfältigen, als gelungenen Zeichnungen, ist nun in Deutschland hoffentlich schon erfolgt."

so unwahrscheinlich, und hat so viele Thatsachen gegen sich, daß, wenn es uns auch gelänge, das hohe Alter dieser hetrurischen Gemälde zu erweisen, es nicht erst eines von ihnen hergenommenen Zeugnisses bedarf, jene Behauptung zu widerlegen.

Die beiden Grotten, die hier beschrieben werden sollen, scheinen im eigentlichen Sinne hetrurisch, sowohl zufolge der Gegenstände, die in der einen abgebildet sind, als nach der Inschrift mit hetrurischen Buchstaben in der andern. Auch sind die Gemälde bei Weitem nicht mit der Sorgfalt ausgeführt, wie in der dritten. Diese, in welcher die dargestellten Gegenstände und alles sonstige Beiwesen rein griechisch erscheinen, ist in einem Geschmack gezeichnet, der ganz den griechischen Vasen alten Stils, wie sie aus den sicilischen Werkstätten hervorgingen, entspricht. Auch ist hier der Farbenreichthum größer. Der Anwurf, worauf die Farben liegen, kommt an Feinheit und Glanz dem schönsten Stucco von Pompeji gleich, und die Farben selbst sind an vielen Stellen so frisch und lebhaft, als auf den pompejanischen Gemälden, wann diese zum erstenmal ans Tageslicht gebracht werden.

Erste Grotte. Zu beiden Seiten der rechteckigen Thüre, durch welche man eintritt, sind ein Tiger, ein Delphin und mehrere Bäume mit kleinen Bändern an den Zweigen abgebildet; Bäume, wie es scheint, von verschiedener Art, aber von grober Zeichnung und ohne genaue Nachahmung der natürlichen Form. Ueber der Thüre befindet sich ein viereckiger Altar, der sich in zwei jonische Säulenschnecken endigt, wie man diese Vorstellung auf vielen griechischen Vasen als Bezeichnung eines Grabes und der den Manen gebrachten Libationen bemerkt. Die Verlängerung des Altars auf dem Gewölbe bildet die Kante desselben, und endigt sich an der dem Eingang entgegenstehenden Wand in einen Altar von ähnlicher Form, der mit denselben Säulenschnecken geziert ist, und zu dessen Seiten, auf einer Art Giebelfeld oder dreieckigem Raume, der Thür gegenüber, ein Seepferd und zwei Delphine abgebildet sind. Diese Meerbewohner haben hier ohne Zweifel dieselbe Bedeutung, wie die Tritonen und Nereiden auf manchen Sarkophagen, d. h. sie enthalten eine Anspielung auf den Glauben, daß der Sitz der Seligen jenseits des Meeres liege. Der Tiger, das dem Bacchus geweihte Thier, welches in Gesellschaft der Delphine vorkommt, dürfte nach der Analogie so mancher Beispiele auf griechischen und römischen Monumenten, ein Sinnbild der Weihe sein, die in das Glück des andern Lebens einführt.

Links, wenn man eintritt, ist die erste Figur ein männlicher, aufrechtstehender Genius von rother Körperfarbe, mit einem schwarzen Mantel; mit der einen Hand führt er ein schwarzes Pferd am Zügel, die andere ist ausgestreckt und, mit Ausnahme des Zeigefingers, geschlossen. Diesem Genius entgegenkommt eine ähnliche, ebenfalls roth gemalte und auf gleiche Weise bekleidete Person, die wie Jener, ein Pferd am Zügel führt; das Pferd aber ist nicht, wie das erstere schwarz, sondern roth. Dieser Gegensatz der Farben, den man auf den Gemälden von Corneto häufig trifft, hatte ohne Zweifel dieselbe Bedeutung, wie auf den ältesten Denkmalen der Griechen, wo die Genien des Todes und des Schlafes durch ein schwarzes und ein weißes Kind vorgestellt wurden, wie Pausanias bei Beschreibung des Schreines von Cypselus erwähnt. Auf diese Autorität hin dürfen wir denn auch hier die rothe und die schwarze Figur als die Genien des Lebens und des Todes annehmen, welche durch die Gegenwart des Pferdes, des auf hetrurischen Denkmalen so häufig vorkommenden Sinnbilds der letzten Reise, vollends auf eine ganz unbezweifelbare Art bezeichnet werden. Auch wird diese Ansicht durch eine dritte weibliche Figur bestättigt, welche zwischen beiden Genien steht. Sie ist mit einer weißen, in gerade und regelmäßige Falten gelegten Tunika und mit einem rothen Peplus bekleidet, der ihr den ganzen Kopf einhüllt und so jene Art Müze bildet, die man die phrygische nennt, und die man bei fast allen hetrurischen Gottheiten findet. Ueber die Tunika ist ein Stück grünen Zeugs geworfen, das von der linken Schulter hängt, den Leib unter der Brust umschließt, und in Form von Fransen auf beiden Seiten des Körpers sich herabsenkt. Das Ausgezeichnetste aber an dieser Figur ist die Haltung des rechten Arms, den sie in der Höhe des Kinns dergestalt vorgebeugt hat, daß die Hand rückwärts hinter die Schulter zu liegen kommt, während die andre Hand geschlossen und an den Körper gedrückt, die Falten des Gewands aufhebt; eine bekannte Stellung einiger Figuren alten Stils, welche man gewöhnlich als die Hoffnung bezeichnet. Wir erkennen an der Bekleidung, und vorzüglich an der eben genannten Stellung in jener weiblichen Gestalt die Nemesis der Griechen, welche zwischen den Genien des Lebens und Todes stehend durch ihren aufgehobenen Ellbogen anzuzeigen scheint, daß das Maß des Lebens für denjenigen voll ist, welchem diese letzte Wohnstätte bestimmt war. Die Göttin hat nackte Füße — eine Eigenthümlichkeit, die ohne Zweifel von Bedeutung, aber schwer zu erklären ist. Die beiden Genien tragen jene Art von Fußbekleidung mit hinten sehr emporstehendem Quartier und vorne umgebeugter Spitze, welche man, mit geringen Verschiedenheiten, bei einigen Merkur- und Bacchus-Figuren vom ältesten Stil und bei fast allen hetrurischen Göttern wieder bemerkt. — Noch muß auf einen Umstand aufmerksam gemacht werden, welcher in der genannten Composition einen symbolischen Werth hat: unmittelbar nämlich vor dem ersten Genius, nach der Wandecke zu, stehen zwei Bäume, deren besondre Art man zwar wegen der groben Zeichnung nicht unterscheiden kann, die aber durch ein weißes Bändchen vereinigt sind, was uns vielleicht ein Sinnbild der beiden Welten, die durch die Weihe verbunden werden, geben soll; wenn man nicht lieber die abgekürzte Darstellung der elysäischen Felder darin erkennen will, wie man sie auf römischen Monumenten häufig wahrnimmt.

Die dem Eingang entgegenstehende Wand bietet ein größeres Ganzes dar. Man gewahrt sogleich die beiden Genien wieder, auf dieselbe Art dargestellt, und von derselben Farbe, mit dem einzigen Unterschied, daß hier beide reiten, der er-

*) Pausan. V, 17.

auf einem schwarzen, der andere auf einem rothen Pferd. Zwischen ihnen befindet sich eine sehr bemerkenswerthe Gruppe von drei Personen: die eine derselben, ein Mann von hohem Wuchs und vorgerücktem Alter mit roth gemaltem Leib, schwarzem Bart und einem Lorberkranz, gekleidet in eine kurze schwarze Tunika und grüne Chlamis, drückt mit der rechten Hand einen Jüngling an die Brust, der eine einfache, gelbe, weiß eingefaßte Tunika trägt und auf der Doppelflöte bläst, während der Alte mit der linken Hand einen Becher einer dritten, stehenden und gegen Beide gewandten Figur hinreicht, die nach Kleidung und Kopfschmuck ganz jener vorgenannten weiblichen Figur entspricht, außerdem aber noch die schon beschriebenen hetrurischen Halbstiefel trägt und die Arme, nach Art der egyptischen Bilder, vorausstreckt. Offenbar ein Opfer, irgend einer Gottheit der Unterwelt von einem ihrer Priester dargebracht — wahrscheinlich für das Wohl des Jünglings in der kurzen Tunika der hetrurischen Camille (junger Eunuchen), den der Alte, Vater und Priester zugleich, so fest an die Brust drückt. Der Lorbeerkranz auf dem Haupt, und der Becher in der Hand des letztern können nur einem Priester im Augenblick des Opfers zukommen. Die Doppelflöte bildet die nothwendige Begleitung dieser Handlung auf dem größten Theil griechischer und römischer Denkmale. Endlich läßt die Gottheit, welche die Huldigung empfängt, über die Bedeutung der Gruppe gar keinen Zweifel. Ein Umstand zwar dürfte dieser Ansicht entgegen scheinen: die Figur, welche hier als eine Gottheit angenommen wird, ist mit einer Art Wolke umgeben, die sich durch einen grauen Ton von dem weißen Grund absondert und daher mit irgend einer Absicht beigefügt worden seyn muß. So könnte man denn vermuthen, der Künstler habe auf diese Art den Schatten einer Person darstellen wollen, welche ein Todtenopfer erhält. Allein fernere Betrachtungen berechtigen uns, diese Vermuthung von der Hand zu weisen. Die Bekleidung, die der Tracht jener frühern Figur, in welcher man die hetrurische Nemesis nicht verkennen kann, vollkommen gleicht, einer Tracht, die überdieß allen, als solchen mit Gewißheit anerkannten, hetrurischen Gottheiten zukommt; die Halbstiefel, die einer solchen Personeigen sind; die Ohrringe, welche für den Schatten einer Verstorbenen eine übel angebrachte Zierde wären; endlich die Bemerkung, die sich aus mehreren hetrurischen Monumenten, welche den Uebergang der Schatten in die andere Welt darstellen, leicht erweisen läßt, daß diese Figuren immer von Kopf zu Fuß in ein langes Gewand, oder eine Art Leintuch verhüllt, und ohne allen Schmuck vorgestellt werden: alle diese Umstände bewähren, daß die fragliche Figur nur eine Gottheit seyn kann. Vielleicht wollte der Künstler, indem er sie mit jener Art Wolke oder Schatten umgab, ein Zeichen beifügen, woran sie als die Göttin der Schattenwelt erkannt werden sollte: denn eine weitere Beigabe zeigt diese Figur sehr deutlich als die hetrurische Proserpina: wir meinen hier einen Granatzweig, mit einer Granatblume an der Spitze, der zwischen dieser Gottheit und den zwei andern Personen emporragt. Ebenso sieht man zu beiden Seiten der ganzen Gruppe mehrere Granatbäume, welche nicht wie die früher genannten Bäume, die ohne Zweifel keine nähere Bedeutung hatten, nur ins Grobe gezeichnet sind, sondern sich durch Blatt und Frucht sehr genau aussprechen. In der wohl nicht zu bestreitenden Ueberzeugung, daß das Symbol des Granatbaums nicht rein willkürlich seyn könne, reihen wir denselben als einen neuen bekräftigenden Umstand zu den Attributen, an welchen wir die Proserpina erkannt haben, und ziehen den Schluß, daß hier ein Opfer vorgestellt sey, das dieser Todesgöttin gebracht werde.

Die dritte Seite der Grotte bietet außer mehrern Bäumen verschiedner Art, die jedoch wegen der großen Nachläßigkeit der Zeichnung nicht mit Sicherheit zu erkennen ist, und an welchen Kränze und Bändchen hängen, wieder die beiden Genien dar, in derselben Kleidung und abermals zu Pferd; diesesmal jedoch, wie auf dem ersten Bild, einander entgegenkommend. Der, welcher auf dem schwarzen Pferd sitzt, oder der Genius des Todes, streckt die Hand gegen den andern aus, wie um ihm zu verbieten, sich weiter zu nähern; während der Genius des Lebens seinen Kranz abnimmt, als trauerte er darüber, daß er mitten in seiner Laufbahn aufgehalten wird. Anders möchte der Sinn dieser Gruppe wohl nicht zu deuten seyn: diese Deutung aber scheint mit den beiden vorhergehenden Bildern so in Uebereinstimmung, daß, wenn uns nicht Alles täuscht, eben die gegenseitige Aufklärung, die sie auf diese Weise durch einander erhalten, die vollkommenste Bestätigung unsrer ganzen bisherigen Interpretation wird.

Werfen wir jetzt einen Ueberblick auf diese Gemälde, so finden wir darin trotz der Inkorrektheit der Zeichnung die Hauptmerkmale der, wenn auch nicht frühesten, doch wenigstens sehr alten griechischen Schule. Das Kostüm bildet eine Mischung griechischer und hetrurischer Formen, unter welchen jedoch die erstern häufiger vorkommen: die Tunika, die Chlamis, der Peplus, das Gefäß mit doppeltem Henkel und aufrechtstehendem Fuß, nach Art derjenigen, welche man gewöhnlich Calices nennt, der Lorbeerkranz, die Doppelflöte, die Bändchen und Kränze, sind sämmtlich griechischem Gebrauch entlehnte Gegenstände. Die Bilder selbst, deren Fehler wir keineswegs verhehlt haben, entsprechen gleichwohl durch den Anwurf, auf welchem sie gezeichnet sind, den Gemälden auf den ältesten griechischen Vasen, so wie der Mehrzahl der pompejanischen Gemälde. Nur der Typus der Figuren bietet jene feststehenden Züge, die man als ausschließliches Eigenthum des egyptischen Stils betrachten zu müssen glaubt, die aber in der That jeder sich erst bildenden Schule, jeder noch in der Kindheit begriffenen Kunst eignen, und sich auch in den verschiedenen Schulen der Griechen wieder finden; so daß man wohl mit der größten Wahrscheinlichkeit in diesen hetrurischen Gemälden eines der merkwürdigsten und ältesten Denkmale des Einflusses erkennen kann, welchen griechische Kunst auf hetrurische ausübte; während sie zugleich eines der zuverläßigsten Wahrzeichen der schon in sehr alter Zeit stattgefundenen Ideen- und Religionsvermischung beider Völker sind, da wir hier neben den beiden Genien — einer griechischen Erfindung obwohl unter hetrurischer Form — die griechische Nemesis und Proserpina, beide umgewandelt nach den Forderungen des Gedankenkreises, in welchen sie eintreten mußten, antreffen.

(Schluß folgt.)

Clima von Neu-Süd-Wales.

Der Winter beginnt zu Sydney im Mai, der Frühling im September, der Sommer im November und der Herbst im März. Nur während der Sommermonate wehen die heißen Winde, die in Neusüdwales so sehr gefürchtet werden. Sobald diese Winde sich erheben, wird der Himmel trübe, die Sonne entzieht sich den Blicken, der Wind schlägt plötzlich in N W um und kann seiner Gewalt und Wirkung nach nur dem feurigen Hauch verglichen werden, der aus einem ungeheuern Ofen herausschlägt. Das Quecksilber steigt, wenn es dem Winde ausgesetzt ist, auf 120 Grad. Unermeßliche Staubwolken werden emporgewirbelt; in der Ferne hört man das Rollen des Donners, des Nachts setzen unablässige Blitze den ganzen Horizont in Flammen, die Wälder werden ein weites Feuermeer, und nicht selten richtet der electrische Feuerstoff, da er überall Nahrung findet, furchtbare Verheerungen an. Kornfelder, die zur Ernte bereit standen, werden in Stoppeln, Häuser und Hausvieh in Aschenhaufen verwandelt. Zum Glück dauern diese Winde nur selten lange, selten länger als zwei Tage hintereinander. Ihr Aufhören ist auf eben so entschiedene Art bezeichnet, als ihr Anfang. Die Luft wird verdunkelt, ein furchtbares Gewitter, begleitet von Regen und Hagel, erhebt sich, der Wind schlägt in S O um, und ein kalter Südwind tritt ein, der nur einige Stunden dauert, worauf der Himmel seine gewöhnliche blaßblaue Farbe wieder annimmt und die Atmosphäre ihre gewöhnliche Heiterkeit erhält. Nach Collin's sollen diese Winde Vögel, Thiere und Menschen tödten, die der Wirkung derselben ausgesetzt sind; ein neuerer Beobachter indessen, Dr. Martin, dem wir diese Mittheilungen verdanken, ist in einer solchen Atmosphäre zwölf deutsche Meilen durch den Wald geritten, während die verkohlten Holzstücke unter den Hufen seines Pferdes glühten und Feuersäulen von den Bäumen auf ihn herabfielen, ohne nach vollbrachter Reise etwas Anderes als außerordentliche Erschöpfung zu empfinden.

Regenwetter ist am Häufigsten im Monat März, zuweilen im Februar oder Januar; es hält ungefähr zwanzig Tage an, und die Flüsse werden durch die Gebirgswasser dann oft so hoch geschwellt, daß ihre Ueberschwemmungen bedeutenden Schaden verursachen. Der April, welcher der Herbstmonat Australiens ist, hat in vieler Beziehung Aehnlichkeit mit demselben Monat in England: des Morgens und des Abends ist ein Caminfeuer recht angenehm. Der Mai ist herrlich. Die Wintermonate, d. i. Juni, Juli und August, haben eine außerordentlich spannende Wirkung auf geschwächte Constitutionen, da sie der Feuchte entbehren, welche den englischen Winter charakterisirt; der höchste Grad des Thermometers ist 60°, der niedrigste 27°. Der Boden ist des Morgens mit Reif bedeckt, und selbst in den Häusern wird nach Sonnenaufgang Eis von der Dicke eines Thalers gefunden. Auf dem Bergwege nach Bathurst ist zuweilen zwei Fuß tiefer Schnee mehrere Tage lang liegen geblieben, und kleine Seen sind dick genug zugefroren, um beladene Wagen darüber passiren zu lassen. Im Allgemeinen sind indessen die Winter in Neusüdwales außerordentlich mild; häufig fangen die Bäume aufs Neue zu blühen an, und man hat nicht selten im Winter eine zweite Ernte von Birnen und anderen Sommerfrüchten.

Das Clima von Neusüdwales ist vielleicht das gesundeste in der Welt. Viele von den Krankheiten, welche die größten Verheerungen anrichten, sind hier völlig unbekannt. Individuen, welche mit geschwächter Gesundheit ankommen, werden bald wieder hergestellt und erreichen ein kräftiges Greisenalter. Die Kinderpocken, die bald nach der ersten Niederlassung im J. 1788 die Eingebornen in der Nachbarschaft von Sydney haufenweise hinrafften, haben unter den Colonisten sich bisher noch nicht gezeigt. Masern, Scharlachfieber, Keichhusten, Wasserscheu sind unbekannt, Hautausschläge selten; nur unter den Eingebornen zeigt sich ein eigenthümlicher Ausschlag (scaly disease), den sie ihrer beständigen Nahrung von Fischen zuschreiben.

Die Frauen scheinen hier von den Leiden, welche der Mutter des Menschengeschlechts verkündet wurden, zum größten Theil befreit zu seyn. Die Eingebornen treten, wenn sie auf einer Reise die Wehen fühlen, etwas bei Seite, der Mann besprengt sie mit Wasser, bis die Geburt vorüber ist; darauf wird das neugeborne Kind in eine weiche papierähnliche Baumrinde gewickelt, und die Mutter steht auf und setzt mit der größten Unbefangenheit ihren Weg weiter fort.

Die außerordentlich schnelle Vermehrung der Bevölkerung erklärt sich durch den auffallenden Umstand, daß die weiblichen Geburten sich zu den männlichen wie drei zu eins verhalten. Noch größer ist das Uebergewicht des weiblichen Geschlechtes bei den Hausthieren, wodurch uns die zahllosen Viehheerden begreiflich werden, welche über die ganze Colonie zerstreut sind.

Calcutta Government Gazette.

Aufstand in Siam.

Den neuesten Berichten aus Bangkok gemäß hatten die Laos (eine den Siamern unterworfene Völkerschaft, auf der Grenze gegen Cochinchina) sich empört und in einem Gefecht die Truppen von Siam, die gegen sie abgesandt worden waren, geschlagen. In einem zweiten Gefecht behielten aber die Siamer, die indessen verstärkt worden waren, die Oberhand, und die Empörer sahen sich genöthigt, eine Zuflucht in Cochinchina zu suchen. Man erwartete, daß der Fürst dieses Landes ihre Partei ergreifen und, sobald die Regenzeit vorüber wäre, einen Einfall in Siam unternehmen würde, weßhalb zu Bangkok große Rüstungen zu Wasser und zu Land gemacht wurden. Im September des vorigen Jahrs kam jedoch eine cochinchinesische Gesandtschaft an, die ein Schreiben von ihrem Fürsten brachte, worin dieser sich für den König von Laos bei dessen Oberherrn, dem Könige von Siam, verwandte, um für denselben Begnadigung und Verzeihung des Geschehenen zu erwirken. Es wurde hinzugefügt, daß der straffällige Fürst eine zweite Gesandtschaft selbst begleiten und sein Haupt vor dem König von Siam auf den Boden schlagen — oder, wie diese Ceremonie genannt wird, das Tok-fue machen würde. Der König von Siam blieb indessen unerbittlich, und die Gesandtschaft kehrte unverrichteter Dinge zurück. Die Rüstungen zum Kriege dauerten hierauf mit unterbrochenem Eifer fort, und man rechnete darauf, daß die Flotte, die unter den Befehl des Fürsten von Ligor gestellt werden sollte, über tausend Segel zählen würde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 157. 6 Juni 19.

Der Bairam. *)

Nach einer Reise von neun Tagen oder vielmehr von neun Nächten durch die üppigen Ebenen von Klein-Asien schifften wir uns endlich in dem Hafen von Bursa ein, einem kleinen, zwischen niedlichen Gärten gelegenen Seestädtchen am südlichen Ufer des Meeres von Marmora. Wir reisten während dem Ramadan, der Zeit, in welcher, so weit sich der Islam erstreckt, gefastet und gebetet wird. Es läßt sich keine erbaulichere Kasteiung denken als die der Muselmänner. Unser Janitschar war der Inbegriff der Heiligkeit: er war ein abgemagerter, knochiger Mann von gelber Gesichtsfarbe, der das fünfzigste Jahr zurückgelegt haben mochte, seine Zeit abwechselnd mit Beten und Reiten zubrachte, und seinen festen Glauben auf die Gefälligkeit und Reize der Houris setzte. Ich wünschte, ein Benedictiner aus den marmornen Klöstern von Catania möchte ihn gesehen haben: er würde etwas gedemüthigt durch die geistige Vervollkommnung des Zöllners zu seinem Sommer-Refektorium oder zu einem Spaziergang auf dem Corso zurückgekehrt seyn. Hassan aß und trank Nichts, und, was einen Mahommedaner am Sauersten ankommt, er enthielt sich des Rauchens. Alles dieses hätte sich übrigens sehr wohl thun lassen, denn es ist mit der Aufklärung in der Türkei weit gekommen, und man hat den Koran für alle wahren Gläubigen so bequem als möglich gemacht. Der reiche Türke schläft den Tag über, bei Nacht aber thut er sich gütlich, denn er hat vor den Giaurs den Vortheil voraus, daß das Verbot sich nicht über Sonnenuntergang hinaus erstreckt. Hassan machte von diesem Privilegium keinen Gebrauch und ließ sich kaum überreden, des Abends einige Tassen Kaffee zu sich zu nehmen. Die Nacht über hielt er sich an seine Pfeife, und in den heißen Stunden lag er auf seinem Teppich ausgestreckt da, alle Sorgen vergessend. — Unsere langen nächtlichen Märsche waren äußerst ermüdend. Wenn wir dann gewöhnlich um 10 oder 11 Uhr Morgens in der brennendsten Sonnenhitze ankamen und unsere Pferde tüchtig abgemattet hatten, fanden wir kein anderes Obdach als die schwachen hölzernen Hütten, welche in diesem Theil der Türkei gleich den Zelten einer campirenden Armee umherliegen. Aber unsere Ruhe war gesund, und um 4 Uhr standen wir gestärkt auf, um uns am Anblick von Landschaften zu walden, deren vielseitige Reize keine Feder schöner beschreiben und kein Pinsel schöner malen könnte. Nach 3 Uhr wird die Hitze gewöhnlich durch die etesischen Nordostwinde gemildert; sie wehen periodisch, und erzeugen selbst mitten im Sommer eine Frische und eine Kühle, wie sie sonst nur dem Frühling angehört. Alle Blumen öffnen ihre Kelche, mit dem Fallen des Thaus wird die ganze Atmosphäre von den herrlichsten Wohlgerüchen geschwängert; jeder Hufschlag unserer Pferde entlockte dem Boden einen neuen Duft. — Die ambrosische Nacht mit ihrem ganzen reichen Himmel athmete um uns her. Während dem Ramadan werden die Minarets der Moscheen nach Sonnenuntergang mit vielfarbigen Lampen geschmückt, und aus jedem Dorfe ertönt Freude und Jubel. Man entschädigt sich für die Entbehrungen des Tages so ziemlich durch die Genüsse des Abends. Man hört die Gesänge der Carawanen, die Glocken der langen, langsam einherziehenden Reihen von Kamelen — Alles ist einschläfernd, mild und balsamisch. Dann erhebt sich der Sommermond — solch ein Mond, wie Homer ihn beschreibt; und die zarten, milchweißen Sterne, schwach flimmernd durch die emporsteigenden Dünste, verschmelzen das Ganze zur reizendsten Landschaft. Unerwartet wurden hie und da die Ebenen durch Hügelrücken unterbrochen, die von den größern Gebirgsketten ausliefen und dicht mit Niederholz bewachsen waren, das nur einen mühsamen Durchgang gestattete. Je weiter wir vorrückten, desto häufiger wurden sie. Bursa selbst, welches am Abhang des alten Olymps liegt, ist vom reichsten Grün umgeben. Unser Weg nach dem Ufer hinab führte uns durch Haine von Granat-, Myrten- und Tamarisken-Bäumen, die von allen den verschiedenen blühenden Gesträuchen durchwachsen waren, welche den Gärten des Orients eine so ausnehmende Ueppigkeit verleihen. Nach einem Aufenthalt von einigen Stunden in den Hallen eines zerfallenen Carawanserai schifften wir uns in begeisterter Erwartung nach Konstantinopel ein.

Die Boote, deren man sich für die Ueberfahrt am Häufigsten bedient, gewähren, so schön sie auch sind, dem Reisenden wenig Sicherheit. Es sind lange, sechsruderige Barken, vorne und hinten sehr hoch, äußerst enge, mit einem einzigen Segel. Sie sind mit den seltsamsten in Holz geschnittenen und vergoldeten

*) New-Monthly Magazine, April.

orientalischen Figuren verschwenderisch ausgeziert. Gegen Abend legte sich der Wind, wir strichen die Segel und fuhren fort am Ufer hin, bis der Mond aufging. Die See war wie geschmolzenes Blei, so rein und ruhig wie Marmor, ausgenommen wo die Ruder und der Nachen lange Spuren phosphorischen Lichtes im Dunkel zurückließen. Nach einigen Stunden sahen wir den Mond allmälig über den Gipfel des hinter dem alten Chalcedon gelegenen Berges heraufsteigen, und die leichte Bewegung des Wassers zeigte uns, daß mit ihm auch der günstige Morgenwind zurückgekehrt sey. Wir näherten uns bald der Prinzen-Insel und landeten bei einem kleinen Dorfe. Ueber das Ufer ragt eine große Felsenmasse, die mit einer durch das Innere laufenden Gebirgskette verbunden ist. Wir fanden die Griechen, wie gewöhnlich, vor der Thüre des ersten Kaffeehauses sich mit allem Ungestüm dem Albanatiko überlassend. Diesen Tanz, welcher äußerst lebhaft ist, ohne jedoch so kriegerisch zu seyn wie der Pyrrhicus, begleitete ein seltsames Charivari von Tamborinen, Trommeln, Triangeln, näselndem Gesang ꝛc. Der dunkel belaubte Platanus, welcher sich am Eingang über eine kleine Terrasse ausbreitete, lud uns zum Niedersitzen ein. Mit unserem Kaffee und unsern Pfeifen brachten wir eine Stunde ganz angenehm zu. Die Bootsleute hatten inzwischen an den Belustigungen ihrer Landsleute Theil genommen; ihr Palinurus, der ein Türke war, machte mit dem gewöhnlichen phlegmatischen, gebieterischen Wesen der Muselmänner den Zuschauer, und zeigte kein Verlangen, sie zur Fröhlichkeit zu ermuntern oder sie darin zu stören. Endlich erweckte ihn der volle Glanz der Nacht, die Stille des Wassers und der günstige Wind aus seiner Träumerei. Er sammelte sein zerstreutes Schiffsvolk, zog sein Segel auf, und wiederum steuerten wir den weißen Mauern der gläubigen Stadt zu.

Wir ruderten die ganze Nacht, und die Bewegung des Fahrzeugs, das schläfrige und abgemessene Schlagen der Ruder und das sumsende Gebet der Türken über uns lullten uns bald in den Schlaf. Wir legten uns nieder, warfen unsere Burnus über den Kopf, und richteten uns so gut für die Nacht ein, als die Umstände und unsere Philosophie es zuließen. Eine Zeit lang ging dieß ganz gut, aber ungefähr um zwei Uhr Morgens wurden wir durch das beängstigende Geschrei Allah!, welches das ganze Schiffsvolk ausstieß, aus dem Schlummer geweckt. Wir glaubten nicht anders als unser Steuermann sey, gleich seinem Vorgänger, mitten in einer Ekstase über Bord geglitten, oder er sey, wie es wohl auch in andern Ländern zu geschehen pflegt, aus Devotion eingeschlafen. Der Türke nahm jedoch seinen Platz noch ein, hätte aber beinahe etwas Schlimmeres gethan als über Bord zu fallen — er hätte nämlich beinahe uns Alle ertränkt. Er hatte das Segel unter seine gedankenlose Leitung genommen und dasselbe sammt uns bei der Hersagung seines Korans vergessen. Das Wasser schlug in das Fahrzeug und überströmte unsre Lagerstätte; aber mitten in unserm Zorn verließ uns unser Griechisch, und wir konnten keine Art von Rechenschaft aus unserem Gegner herausbringen als ein mürrisches „Ain'shallah.“ Dieses und einige andere kleine Unannehmlichkeiten ausgenommen, ging unsere Farth ziemlich gut von Statten. Bei Tagesanbruch sahen wir die Minaretts der Stadt, die sich gleich dünnen Pfeilern von Rauch im rothen Dämmer erhoben — nun entfalteten sich auch die Gebäude, auf denen sie ruhten, vor unsern Augen. Im Hintergrund dehnte sich die thracische Halbinsel als ein matter Streif in die Ferne, und vor uns lag die schöne Propontis, bunt belebt von unzähligen Segeln, welche von allen Punkten der asiatischen Ufer Ladungen von Eis der schwelgerischen Hauptstadt zuführten. Kurz nach 10 Uhr landeten wir den sieben Thürmen gegenüber, setzten unsere Reise zu Lande fort und befanden uns eine Stunde später in der Mitte von Konstantinopel.

Der Ramadan war dem Schluß nahe, auf welchen sogleich die Festlichkeiten des Bairams folgen. Der Bairam ist das türkische Ostern; und wenn es darauf ankommt zu essen und zu trinken, Lämmer zu schlachten und sie zu verschlingen, durch ausgesuchte Schwelgerei die für solche Genüsse während dem letzten Monat verlorne Zeit wieder herein zu bringen, so thut es der Türke gewißlich dem Christen zuvor. Als wir durch die engen Gäßchen von Galata und Pera gingen, fanden wir die Hausthüren der Türken mit Blumenkränzen und Lampen, und anderm Festschmuck behangen. Meinen christlichen Augen ward dann und wann die Freude, zu sehen, wie denn doch der Geschmack der Ungläubigen schon manche Eroberung in dem Gebiet der Moslimin gemacht hatte.

Die Jungen lagen in den Fenstern; die Alten rüsteten ihr Pfeifen; das gemästete Osterlamm wurde in stattlichem Aufzuge zur Schlachtbank geschleppt; die Moscheen erglänzten in prachtvoller Beleuchtung; die reichsten Stoffe des Orients prangten in den Kaufläden; sogar die Griechen mußten so freudige Gesichter zeigen wie ihre Herren, und jeder Mund, jedes Ohr und jedes Auge schien nur von Einem Gedanken eingenommen zu seyn — dem Entschluß, sich des Festes so gut als möglich zu erfreuen.

(Fortsetzung folgt.)

Die neu entdeckten hetrurischen Begräbniß-Grotten.

(Schluß.)

Die zweite Grotte bietet uns auf ihren vier mit grobem Stucco angeworfenen Wänden wiederum jene mit Strichen gezeichnete und bemalte Figuren, aber von mächtigeren Verhältnissen, als in der vorhergehenden Grotte, dar. Sie bilden eine Art Prozession oder dionysischen Festzug, in welchem jede Figur von der andern vollkommen isolirt ist. Beinah über jeder befindet sich eine hetrurische Inschrift, die zu ihnen jedoch in keinem Bezug steht. Noch stärker, als in der vorigen Grotte, bemerken wir hier jene Mischung des Griechischen mit dem Hetrurischen; denn die hier vorgestellten Personen haben alle Züge und Attribute der Satyrn oder sonstigen Begleiter des Bacchus, welche man auf so vielen griechischen wie römischen Monumenten findet; und gleichwohl läßt die Anwendung hetrurischer Buchstaben und Inschriften kaum einen Zweifel darüber, daß wir ein Werk hetrurischer Hände vor uns sehn.

Man bemerkt sogleich über der viereckigen Thür, welche in die Grotte führt, und zu beiden Seiten dieser Thüre, zwei nackte Satyrn mit schwarzem, spitz auslaufendem Bart, und dem langen Pferdeschweif, der diesen Wesen eigen ist, welche sich als solche überdieß durch eine obscöne Beziehung zu erkennen geben, wie man sie auf griechischen Vasen vom ältesten Stil, auf welchen Bacchuszüge dargestellt sind, häufig findet. Was auch der mystische oder volksthümliche Sinn jener Bezeichnung seyn mag — hier, wo dieselbe an einem Begräbnißort vorkommt, erscheint sie gewiß als neu und bemerkenswerth. Die Satyrn, gewissermaßen Wächter des Thores zu dem Grabe, füllen hier den Platz, den in der andern Grotte der dem Bacchus geweihte Tiger, und der Delphin, ein anderer Bewohner des Aufenthalts der Seligen, einnehmen; und vielleicht haben in beiden Gräbern diese verschiedenen Darstellungen einen analogen Sinn.

Die Prozession beginnt unmittelbar rechts vom Eingang. Die erste Figur ist ein nackter, aufrechtstehender Mann, welcher die linke Hand mit einem Band umwunden hat, und in der rechten ein Scepter trägt. An dem Bande, dem unzweifelhaften Zeichen der Einweihung, und an dem Scepter, das eben sowohl dem Priester einer Gottheit, als dieser selbst zukommt, kann man in der besagten Gestalt einen Eingeweihten nicht verkennen; vielleicht Denjenigen, oder einen von Denjenigen, für welche dieses Grab bestimmt war. Was unsrer Ansicht noch zu Hülfe kommen möchte, ist eine zweite Figur, der erstern entgegengesetzt und vor ihr niedergebeugt, welche derselben unter allen Zeichen der Ehrfurcht mit der linken Hand einen Delphin, mit der rechten einen kleinen wagrecht gehaltenen Stab hinreicht. Diese zweite Figur ist wegen der Symbole, die sie trägt, höchst bemerkenswerth. Die Verbindung des Delphins, dessen symbolischer Sinn bereits angegeben wurde, mit dem kurzen Stabe, welchen man auf hetrurischen Monumenten stets in der Hand des guten Genius wahrnimmt *), enthält offenbar eine Anspielung auf das Glück, das den Eingeweihten im andern Leben erwartet, und welchem diese charakteristischen Zeichen hier als Pfänder der Unsterblichkeit überreicht werden. Der Umstand, daß auf dem ganzen Bild diese beiden Personen allein in einen gegenseitigen Bezug zu einander gesetzt sind, giebt jener Ansicht beinah vollkommene Gewißheit.

Die eben beschriebene Gruppe nimmt den ganzen Raum rechts zwischen der Thür und dem Winkel der Wand ein. Von da an erblickt man bloß Figuren, die einander nachschreiten, wie bei einer Prozession, ohne gegenseitigen Bezug, obwohl sie durch ihre ganze Haltung und die Bewegung der Köpfe, die bald nach dem Vorangehenden gekehrt sind, bald nach dem Nachfolgenden sich umsehen, deutlich zu erkennen geben, daß sie zu einem und demselben Ganzen gehören. Die erste trägt den Ast eines Baumes, eine Anspielung auf die Dendrophorien, an welche wir auf römischen Ueberbleibseln so manche Erinnerung bemerken; die andere hält mit der Linken einen Calix, mit der Rechten ein Präfericulum, Beides für die Bacchischen und Todten-Libationen bestimmte Gefäße. Die dritte, die ebenfalls ein Präfericulum in der Hand hat, trägt noch überdieß auf der linken Schulter eine große Diota (zweihenkliges Gefäß), in welcher die Libation für Bacchus enthalten ist, wie man ein solches Gefäß häufig auf Denkmalen sieht, welche dionysische Feierlichkeiten zum Gegenstand haben. Diese drei Figuren scheinen mithin nur untergeordnete Diener des Bacchusdienstes; die vierte, die in der Richtung der vorgenannten geht, giebt durch ihre beiden ausgestreckten Arme, durch einen reichen Halsschmuck, der ihr auf die Brust herabhängt, und durch die auffallende, oben beschriebene Fußbekleidung eine Person höheren Rangs und wahrscheinlich ein eigenthümliches hetrurisches Amt zu erkennen. Vielleicht ist sie einer der Oberpriester des hier vorgestellten Cultus.

Die zwei hierauf folgenden Figuren sind durch Bekleidung und Haltung von noch ausgezeichneterer Eigenthümlichkeit. Die eine, mit weißem Bart, den Kopf mit einer Art Tiara oder Mütze nach der Weise der Dioskuren geschmückt (welche Kopfbedeckung ebenfalls weiß mit rothen Verzierungen ist;) und die Füße mit rothen Halbstiefeln bekleidet, ist tanzend, in sehr lebhafter Bewegung, vorgestellt. Das linke Bein hält sie in die Luft, die linke Hand hat einen Calix, während die rechte nach vorne ausgestreckt und offen ist. Die andere Figur, die letzte auf dieser Seite der Grotte, ist ein alter Satyr mit weißem Bart, und mit derselben Mütze, welcher hier noch ein Kranz beigegeben wurde. An den Füßen trägt er die genannte hetrurische Bekleidung, in der rechten Hand hält er eine Patera und einen Kranz, in der linken zwei andere Kränze. Der Calix, die Trinkschale und die Kränze — Gegenstände, die bei den Dionysosfesten gebraucht wurden, so wie der sie begleitende Tanz, hier sämmtlich Attribute von Personen, die ihre Tracht als Hetrurier bezeichnet, geben ein neues und schlagendes Beispiel jener Vermischung griechischer und hetrurischer Sitten, die als eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten dieser Grabstätten bereits genannt wurde.

Der Rest der Prozession, deren letzter Theil von den Einwirkungen der Zeit und der Nässe am Meisten gelitten hat, giebt nur die Wiederholung derselben Personen, in verschiedenen Stellungen, aber so ziemlich mit denselben Attributen. Doch müssen noch auf der dritten Seite, welche dem Eingang gegenübersteht, zwei weibliche Figuren bemerkt werden, von welchen die eine, ganz nackt, mit einem reichen Halsschmuck, tanzend vorgestellt ist, wie sie eben beide Arme über den Kopf erhebt. Die andere, die ebenfalls tanzt, und die Hüften mit einem Stück rothen Zeugs umgürtet hat, schlüpft aus einem Gewand heraus. Sie trägt einen blauen Halsschmuck und eine weiße Tiare mit rothen Verzierungen, und hält den rechten Schenkel über ein kleines vierfüßiges, ziemlich grob gezeichnetes Thier, über welchem die hetrurische Inschrift ΛΣΦΗΣΛ steht. Die zwei Weiber scheinen nach dem Ton einer Doppelflöte zu tanzen, auf welcher eine zwischen beiden befindliche Person bläst. Diese allein unter dem

*) Es ist die Ruthe des Hermes Psychopompos; der Caduceus nach seiner ursprünglichen Gestalt. Vgl. Böttiger, Vasengemälde Thl. 2 S. 99 — 109; Amalthea Bd. 1 S. 109 ff.

ganzen Bacchuszug zeigt uns jenes auf griechischen und römischen Monumenten sonst so häufige Instrument.

Richten wir jetzt unser Augenmerk auf die hetrurischen Inschriften, die mit Ausnahme von nur zwei Personen über jeder der vorbesagten Figuren stehen. Schon Lanzi hat bemerklich gemacht, und später wurde dieß über allen Zweifel erhoben, daß auf den hetrurischen Denkmalen die Inschriften in dieser Sprache sich stets nur auf die Personen beziehen, für welche das Monument bestimmt war, nie aber auf Personen oder Gegenstände, welche dort vorgestellt sind. Die wenigen Ausnahmen von dieser Regel verdienen kaum angeführt zu werden. Die merkwürdigste ist ohne Widerrede die schöne, kürzlich in Toskanella entdeckte und von Campanari *) scharfsinnig gedeutete hetrurische Urne, worauf sich ein Basrelief und eine Inschrift befinden, welche allem Anschein nach in Bezug zu einander stehen. **) Die Inschriften über unseren Gemälden dagegen fallen ganz unter jene Regel, da dieselben, wenigstens so weit es möglich war, sie zu entziffern, nichts als hetrurische Familien-Namen, und durchaus keinen Titel oder Namen enthalten, den man auf die Personen des Bacchuszuges anwenden könnte.

In einem so schwierigen Studium, wie das der hetrurischen Inschriften, ist es gewiß nöthig, mit der äußersten Behutsamkeit zu Werke zu gehen und sich jeden Schritt durch Bezugnahme auf diejenigen Wörter zu sichern, die eine deutliche Wurzel haben. Zufolge dieses Grundsatzes weisen wir zuerst auf die Worte FETHUN, LARIS LARTHIA hin, als welche den unzweifelhaften Sinn geben: Veturia. Laris (Filia) Larthia; eine Lesart, die uns durch diese wohlbekannten, auf einer Menge hetrurischer Monumente vorkommenden Namen beweist, daß die Inschriften in unserer Grotte sich auf hetrurische Personen beziehen, und zugleich zeigt, daß die Namen selbst im Nominativ geschrieben sind, ein Gebrauch, der bei diesem Volke zwar nicht allgemein war, vom welchem jedoch Beispiele genug vorkommen.

Das Wort Veturia ist neu in den hetrurischen Inschriften, und muß von nun an dem zahlreichen Register derjenigen römischen Familiennamen, die aus Hetrurien entsprungen sind, beigefügt werden.

Das schon genannte Wort AFP.HLA dürfte von dem allgemeinen Gesetz, daß die Inschrift in keinem Bezug zu dem Gegenstand stehe, vielleicht eine Ausnahme machen, und mit dem lateinischen Avila oder Avilla, Schaf, gleich bedeutend seyn, da es über jenem kleinen Thier angeschrieben ist, welches seiner undeutlichen Zeichnung wegen wirklich eben so gut für ein Schaf, als für irgend ein andres Quadruped gelten kann. Vielleicht war auch Avilla die allgemeine Benennung jedes Opferthiers. Will man aber zwischen der Inschrift und dem darunter angebrachten Thier keinen Bezug statt finden lassen, so kann man in jenem Wort auch bloß einen hetrurischen Familiennamen sehen, und in diesem Fall AQUILA für AQVILIA nehmen, ein Name der im Zusammenhang mit den beiden vorgenannten den Sinn geben würde: Aquilia Veturia Laris (Filig) Larthia. *)

Ackerbau in Frankreich.

Nach dem Bericht, den Hr. Jacob im April v. J. dem brittischen Parlement vorlegte, ist der Ackerbau in Frankreich auf einer bei Weitem niedrigeren Stufe als in den Niederlanden, dem größten Theile von Deutschland, Dänemark und Polen, obwohl zwei Drittheil von der gesammten Bevölkerung damit beschäftigt sind. Die Hauptursache dieses Zurückbleibens ist ohne Zweifel die Vernachlässigung der Erziehung, die auf dem Lande so groß ist, daß nach Dupin von 40,000 Gemeinen volle 15,000 aller Unterrichtsanstalten entbehren, und von 25 Millionen Einwohnern, die ein unterrichtfähiges Alter erreicht haben, nicht mehr als 10 Millionen lesen können. Da nun die Zahl der kleinen Grundeigenthümer sich auf vier Millionen beläuft und die ihrer Familienglieder auf zwölf oder vierzehn Millionen mehr; so ist es offenbar, daß unter diesen Umständen jene Vernachlässigung von viel nachtheiligeren Folgen seyn muß, als wenn sie z. B. in demselben Grade in England vorhanden wäre, wo das gesammte Grundeigenthum sich in den Händen von 32,000 großen Landbesitzern befindet, und es folglich weniger darauf ankommt, daß unter der Masse der Landbewohner, welche doch nur die Befehle ihrer Herren zu vollziehen haben, Bildung verbreitet sey.

Foreign Quarterly Review.

Viehzucht in Frankreich.

Wie der Landbau im Allgemeinen, so ist insbesondere — mit Ausnahme einzelner Theile von dem französischen Flandern, der Normandie und Elsaß — die Vieh- und Schafzucht in Frankreich sehr vernachläßigt. Zwei und eine halbe Million Pferde, sieben Millionen Hornvieh und zweiundvierzig Millionen Schafe und Ziegen sind gewiß kein verhältnißmäßiger Viehstand für ein Land, welches 53½ Millionen Hectaren einnimmt. Eine bedeutende Verbesserung der Viehzucht ist indessen von der Gesellschaft zu erwarten, die sich vor Kurzem gebildet hat, um die vier Millionen Hectaren unangebauten Marschlandes, die sich in Frankreich finden, für die Landwirthschaft zu gewinnen und in Waideland zu verwandeln.

Foreign Quarterly Review.

*) Dell' urna con basso rilievo ed epigrafe di Arunte etc. dissert. di Vinc. Campanari, Roma 18 5.

**) Man kann noch die schöne hetrurische Urne aus dem Museum von Volterra anführen, auf welcher Orests Muttermord und Verfolgung durch die Furien dargestellt sind. Hier stehen die Namen Orestes, Klytemnästra und Pylades neben den bezüglichen Personen. Vgl. Uhden über die Begräbniß-Urnen der alten Hetrurier, in den Verhandlungen der philologischen Section der berliner Akademie, Jahrg. 1816—17 S. 25 u. f., und Creuzer, Symbolik und Mythologie. B. II S. 955.

*) Die ganze Inschrift wäre nach Raoul Rochette, dem Verfasser unseres Artikels, folgendermaßen im Zusammenhang zu lesen: Cleophas, die Mutter, hat gebaut und geweiht [dieses Grabmal für ihre Familie, nämlich für] Cleophas Phetrich (sic), ihre Tochter (Gemahlin) des Veteranius . . . Sohns des Aruns; Titia, die Tochter der Arunthina, (Gemahlin) des Aquilius . . . ., Larthia die Mutter, (Schwiegertochter) der Lar (Gemahlin) des Arunthillus . . . . .; Aquilia Veturia, (Tochter) der Lar, Larthia.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 158 und 159. 7 und 8 Juni 1829

Der neueste Zustand der orientalischen Studien.

Eine Vorlesung Abel-Rémusat's vor der asiatischen Gesellschaft.

Aus Paris, im Mai.

Jeder Gebildete, welcher Abel-Rémusat's geistreiche Schriften über das ferne Ostasien gelesen, und jeder Gelehrte, welcher dessen tiefe Forschungen über die Sprache und Geschichte von China und anderen asiatischen Ländern kennt, wird sich lebhaft über die angenehme Nachricht freuen, daß derselbe, durch einstimmige Wahl, zum Präsidenten der asiatischen Gesellschaft zu Paris ernannt worden ist. Dieser Verein, in welchem bisher der wegen Altersschwäche ausgetretene berühmte Orientalist Silvestre de Sacy den Vorsitz führte, hat sich durch siebenjähriges Bestreben zum ersten Range unter den gelehrten Gesellschaften der Hauptstadt Frankreichs emporgehoben. Sie ist, neben der Akademie der Inschriften, die Pflanzschule, worin für das Aufkeimen und die Dauer des in der Wissenschaft nothwendigen und in Frankreich noch auf einen engen Kreis beschränkten Ernstes Sorge getragen wird. Durch die Wahl Abel-Rémusat's zeigte die Gesellschaft, welchen Weg sie für die Zukunft zu wählen gedenkt. Wenige Gelehrte des Landes vereinigen wie dieser Lebendigkeit mit Scharfsinn, Universalität mit gründlichem Betreiben einzelner Studien, und damit das Streben, sich von literarischen Vorurtheilen frei zu bewahren.

Als Sekretär der Gesellschaft hatte Abel-Rémusat bisher jährlich über die Fortschritte der orientalischen Literatur Rechenschaft abgestattet, bald nach den Sprachen, bald nach den Gegenständen, aber immer mit Hervorhebung des wahren Talents und der neuen Forschungen, die seinigen ausgenommen, welche keiner Empfehlung bedurften. Sein diesjähriger Vortrag war der letzte, er ist noch unter der Presse, und ich freue mich, daraus einen ziemlich vollständigen Auszug mittheilen zu können. Man wird darin eine Anerkennung des ausländischen, namentlich des deutschen, Verdienstes finden, welche aus dem Munde Rémusats schmeichelhaft ist; man wird erkennen, welche erstaunlichen Fortschritte die Kunde vom Orient in den letzten Jahren gemacht hat, und zu welchen neuen Forschungen diese Weltgegend einladet.

Wenn Ihnen eine neue Arbeit vorgelegt wird, wenn der Rath der Gesellschaft, dem Sie die Sorge für die Verwendung Ihrer Fonds anvertrauen, im Verlauf des Jahrs für gut fand, einen oder den andern Vorschlag zu genehmigen, so ist das Mitglied, welches Sie mit den Beweggründen bekannt zu machen hat, fast sicher, mit Interesse angehört zu werden: ich habe nur dasselbe vor Ihnen zu wiederholen, was die in den einzelnen Fächern bewandertsten Männer in ihren Berichten ausgesprochen haben. Man folgt gerne den Forschern, welche ungebahnte Wege betreten, betrachtet gerne mit ihnen auf den neuen Bahnen die sich erweiternde Aussicht. Es ist auf dem Felde der asiatischen Literatur noch so Viel zu entdecken übrig, daß sich der Blick mit Vorliebe nach den Gegenden richtet, in deren Gebiete jetzt erst die Wissenschaft eindringt.

So groß auch der Eifer ist, so sind doch Jahre nothwendig: die bereits begonnenen Werke zu vollenden. Es treten viele unerwartete und unvermeidliche Hindernisse ein, und die Rechenschaft, welche Ihnen jährlich über den Fortschritt solcher Werke abgestattet werden soll, beschränkt sich daher großentheils auf die Andeutung des davon zu erwartenden Nutzens oder der mit der Ausführung verbundenen Schwierigkeiten. Unmöglich aber kann der Berichterstatter, wenn ein Werk noch in der Arbeit begriffen ist, immer von Neuem zurückkommen auf die Gründe, welche die Bekanntmachung desselben bedingt hatten; z. B. man kann nicht füglich dieses Jahr zum vierten Male von dem besondern Nutzen reden, welchen das Mandschu-Wörterbuch, die georgische Gramatik*) die Uebersetzung des Mencius und des Drama Sacontala gewähren werden.

Die georgische Grammatik ist nicht fortgesetzt worden; um so mehr wünscht sich der Ausschuß Glück, das Vocabularium davon gesondert zu haben, um indessen wenigstens Etwas den Freunden dieser Sprache anbieten zu können.

Typographische und andere Schwierigkeiten haben das Erscheinen des Mandschu-Wörterbuches**) verspätet; ein Theil der Abschrift ist verloren, und man hat die schwierige Arbeit einer Ergänzung unternehmen müssen. Gegenwärtig ist dieses Geschäft vollendet, und der glückliche Umstand, daß die königl. Druckerei hinfort die Werke der Gesellschaft besorgt, wird zur Beschleunigung eines

*) Von Klaproth.

**) Von Klaproth.

für die chinesischen Studien so unentbehrlichen Werkes beitragen.

Das Drama Sacontala *) ist bereits völlig gedruckt. Nur einige Kleinigkeiten, die Episode des Bhagawata-purana, deren Uebersetzung Sie angehört haben, und die Vorrede kommen erst in die Presse, werden aber wahrscheinlich in einigen Wochen erschienen seyn.

Der Druck des Mencius **) ist gleichfalls vollendet. Der Verfasser fügt ein Verzeichniß der schwierigen Redensarten in den 4 Büchern des Confucius hinzu, wodurch seine Arbeit für die, welche ein gründliches Studium der alten literarischen Denkmäler China's unternehmen, desto brauchbarer wird.

Ein anderes neues Werk ist an den Ausschuß gelangt und erhielt leicht die Auszeichnung, welche jeder nützlichen Arbeit in einer von Franzosen noch nicht behandelten Gattung gebührt. Hr. Brosset füllt durch sein Studium des Georgischen eine in den Forschungen über Asien merkbare Lücke aus; bereits in mehreren Sitzungen theilte er uns Bruchstücke, Auszüge, Uebersetzungs-Versuche mit; und jetzt hat er eine neulich in der königl. Bibliothek gefundene, in der Vulgärsprache geschriebene Chronik übersetzt, welche 330 Jahre der Geschichte von Georgien begreift. Der Ausschuß läßt die Uebersetzung drucken, sammt einem geograpischen Index und einer Notiz über die andern georgischen Handschriften der königl. Bibliothek.

Außer den Werken, für deren Druck die Gesellschaft alle Kosten bestreitet, giebt es andere, für welche man bei ihr nur um eine mehr oder minder beträchtliche Subscription eingekommen ist. So die Sammlung arabischer Dichtungen, betitelt Hamasa, wovon Hr. Freytag zu Bonn eine Ausgabe vollendet hat, welche zu den besten Werken in diesem Zweige orientalischer Literatur gehören wird. Die Anzeige dieser Ausgabe war mit außerordentlichem Interesse aufgenommen worden, freilich auch mit unwillkürlichem Bedenken vor der großen Schwierigkeit des Unternehmens, dem sich der Professor von Bonn unterzog. Desto größer die Ehre, diese Schwierigkeit überwunden zu haben; die Gesellschaft, welche durch ihre Subscription eines der hauptsächlichsten Hindernisse hob, kann ihren Theil erwarten von dem Dank, welche man der trefflichen Arbeit dieses auswärtigen Gelehrten schuldig ist.

Der gewöhnliche Druck und die autographische Lithographie, von welcher man glauben könnte, sie sey erdacht, um die Fortschritte der asiatischen Literatur zu begünstigen, sind mit Wetteifer zur Bekanntmachung von Büchern angewendet worden, an deren Herausgabe man vor wenigen Jahren in Europa kaum hätte denken können, oder welche ungeheure Kosten erfordert hätten. Von diesen Bekanntmachungen sind die einen begonnen oder vollendet, die andern nur angezeigt, aber vom Ausschuß angenommen und zum baldigsten Erscheinen bestimmt.

Die Institute Menu's sind ohne Widerrede das merkwürdigste und wichtigste aller Bücher, welche man bis jetzt der Samscrit-Sprache verdankt. Man findet darin den Brahmanismus mit der ganzen Bildung der Hindus, ihrem Glauben, den kleinsten Zügen ihrer Nationalität. Man kann von diesem Buche sagen, daß es aus Indien gemacht hat, was es seit vier tausend Jahren ist, oder daß es wenigstens ein lebhaftes Gemälde bietet von dem, was jenes Land in einem der ältesten Zeitpunkte seines gesellschaftlichen Zustandes war. Es ist bloß nicht ein geschichtliches Denkmal ersten Rangs, sondern auch ein treffliches Mittel zu literarisch-philosophischen Studien. Vor mehr als dreißig Jahren machten die Gelehrten Calcutta's dieß Hauptwerk bekannt, Anfangs den Grundtext, darauf eine englische Uebersetzung davon, welche als die merkwürdigste Arbeit des berühmten W. Jones betrachtet werden kann; im J. 1825 ließ Hr. Haughton den Samscrit-Text und die Uebersetzung von W. Jones zu London wiederauflegen. Diese Ausgabe, von welcher ich im J. 1826 Bericht erstattete, ist fast ausschließlich für die Zöglinge des ostindischen Collegiums bestimmt und auf dem Festlande leider sehr selten.

Ein ausgezeichneter Schüler der Samscrit-Anstalt zu Paris, Hr. Loiseleur Deslongchamps, hatte, um die Studien seiner Mitschüler zu befördern, die Absicht, einen indischen Classiker herauszugeben. Anfangs wählte er den Hitopadesa; da aber zu Bonn eine Ausgabe dieses Buches (s. unten) erscheinen wird, so entschied er sich für eine neue Auflage der Gesetze Menu's, und diese Wahl, wodurch die pariser Anstalt ein in jeder Hinsicht anziehenderes Uebungsmittel erhalten wird, ist um so mehr zu loben, da der Verfasser in seinen Anmerkungen die wichtigsten Stellen des Kommentars von Kulluka mittheilen will. Eine gute franz. Uebersetzung dieses berühmten Buches wird auch eine wahre Bereicherung unserer Literatur seyn. Der Ausschuß billigte übrigens nicht bloß die Unternehmung Loiseleurs, sondern er wollte auch zur Ausführung derselben beitragen, indem er ihm die Benutzung der Devanagari-Charaktere, welche der Gesellschaft gehören, überließ und eine Subscription verwilligte. Dieser junge Gelehrte hat mit Eifer und Thätigkeit dieser ehrenden Aufmunterung entsprochen, da er in weniger als vier Monaten die erste der vier Lieferungen des Werkes vollendete: sie enthält 10 Blätter Samscrit-Druck, ebensoviel als auf den ersten 158 Seiten von Haughton's Ausgabe. In weniger als einem Jahre kann also die Arbeit vollendet seyn, und eine solche Schnelligkeit ist um so mehr anzuerkennen, als sie bei Unternehmungen dieser Art selten ist.

Ein noch berühmteres Besitzthum, als Menu's Gesetze, hat der alte Orient uns in dem Werke des Religionsphilosophen und Gesetzgebers Hochasiens, Zoroaster's, hinterlassen, der in uralter Zeit, zwischen dem Indus und Euphrat, zwischen Indien und Chaldäa, Bactriana und Phönizien lebend, keiner von den religiösen, philosophischen, politischen Lehren und Meinungen fremd bleiben konnte, welche damals von der einen dieser Gegenden zur andern wanderten und gewissermaßen das Band der Kultur zwischen den beiden Theilen der alten Welt bildeten. Die Bruchstücke des Zend-Awesta, welche der muthige Anquetil

*) Von Chezy.

**) Von Stanislas Julien, einem der ausgezeichnetsten Schüler Remusats.

den verdunkelten Nachfolgern der Magier entriß, üben seit vierzig Jahren den Fleiß und den Scharfsinn der Gelehrten; aber die franz. Uebersetzung, welche er mit Hülfe persischer Lehrer verfaßte, giebt bei Weitem nicht hinlänglichen Aufschluß. Selbst die Sprache, in welcher Zoroaster's Bücher geschrieben sind, ist noch stets der Gegenstand vieler schwierigen Fragen. Mehrere unterrichtete Männer haben es gleichzeitig unternommen durch Analyse der Zend-Texte das grammatische System einer Muttersprache des Persischen und Schwestersprache des Samscrit wieder aufzubauen. Hr. Olshausen zu Kiel kündigt die baldige Bekanntmachung der Arbeiten an, mit welchen er seit zehn Jahren über diesen wichtigen Gegenstand sich beschäftigt, und Hr. E. Burnouf zu Paris, durch Studien anderer Art auf ähnliche Untersuchungen geleitet, brachte dazu einen Vortheil mit, dessen Wenige vor ihm sich rühmen konnten. Dieß war die Kenntniß der alten Sprachen Indiens. Er hatte sich die Aufgabe gesetzt, die Grenzen zu finden, wo sich im Süden der Stamm der Eroberer von den Ueberbleibseln der eingebornen vorbrahmanischen Stämme getrennt; nachdem er diese Aufgabe zu lösen versucht hatte, blieb noch nachzuweisen übrig, ob im Nordwesten eine ähnliche Begränzung der Samscrit-Sprache Statt finde. Dieses Studium eines der Hauptbücher des Zend-Awesta konnte hierüber allein Aufklärungen herbeiführen.

Die lithographirte Ausgabe des Wendidad-Sadé, nach einer der schönsten Handschriften der königl. Bibliothek, wird einen Foliobaud von 560 Seiten ausmachen; sie enthält zugleich einen Kommentar, worin die Vergleichung der anderen Handschriften desselben Buches; eine neue Uebersetzung; eine grammatische Analyse des Systems der Zend-Sprache, besonders in ihren Verhältnissen zum Samscrit; und einen allgemeinen Index von sämmtlichen Wörtern des Textes. Eine vorzügliche Zierde dieses Kommentars ist eine vollständige Uebersetzung des Izeschne, die vor 300 Jahren vom Parsi Neriosingh im Samscrit geschrieben wurde. Diese Uebertragung, ein Denkmal von höchstem Interesse, gab Hrn. Burnouf das Mittel, die neuere, minder vollständige Uebersetzung Anquetil's durch Vergleichung mit der mehrere Jahrhunderte ältern Erklärung eines Parsi zu prüfen. Die ganze philologische Arbeit, auf welcher diese neue französische Uebersetzung beruht, wird endlich zeigen, ob man den Ursprung der Kultur und der Sprache der Brahmanen außerhalb Indiens, bei den alten Magiern zu suchen hat oder nicht. Solche Anwendungen des Studiums orientalischer Sprachen auf große geschichtliche Fragen können des allgemeinen Beifalls gewärtig seyn. Unser junger Kollege geht auf der Bahn, welche wir ihn vor mehreren Jahren mit Vergnügen betreten sahen, auf eine würdige Weise vorwärts. Die von dem Ausschuß demselben gewährte Subskription ist nur ein erstes Zeichen des Interesses, welches zu erregen seine Forschungen nicht ermangeln können.

Die Autographie, zu welcher in Ermanglung gestochener Typen H. Burnouf bei Herausgabe des Zend-Textes vom Wendidad-Sadé seine Zuflucht nehmen mußte, ist unter seiner Leitung von einem jungen Kalligraphen, Hrn. Jouy, in Anwendung gebracht worden. Hr. Jouy scheint sich diesem höchst nützlichen, wiewohl undankbaren Geschäft widmen zu wollen; nicht beim Nachbilden asiatischer Schriften stehen bleibend, hat er das Chinesische studirt und als ersten Versuch wird er seinen Mitschülern und der gelehrten Welt ein wahrhaftes Geschenk geben: in einem einzigen nicht dicken Oktavbande eine verbesserte und vermehrte Ausgabe des chinesisch-lateinischen Wörterbuches vom Pater Basil von Glemona, dessen erste Ausgabe 1813 in einem sehr starken Foliobande erschien. Es scheint, der frühere Herausgeber habe mehr auf typographischen Luxus als auf den literarischen Nutzen gesehen und wohl gar den Gedanken gehegt, Niemand werde sein Buch benutzen. Hr. Jouy dagegen will, daß sein Band leicht zum Durchblättern, zum Aufschlagen, zum Tragen sey. Er glaubt, und viele Literatoren theilen seine Ansicht, wenn noch Etwas fehle, um das Studium des Chinesischen in Frankreich volksthümlich zu machen, so sey es der Besitz eines genauen Wörterbuches von bequemem Format und sehr billigem Preise, welches den Studirenden die ersten Fortschritte erleichtere. Alle diese Vorzüge fand der Ausschuß in der Arbeit des Hrn. Jouy, und er übernahm die Kosten, welche nicht sehr beträchtlich seyn werden, da der Herausgeber mit uneigennützigem Eifer sich der ganzen Mühe ohne anderen Vortheil unterzieht, als den, für den Fortschritt der orientalischen Literatur von Nutzen zu seyn.

Die Lithographie scheint für die chinesische Schrift sehr geeignet, der Druck mit beweglichen Lettern bietet dagegen zu beschränkte und zu kostspielige Hülfsmittel. Zwar hat Klaproth durch eine eigenthümliche Vorrichtung die hauptsächlichen Hindernisse bei dem Stechen und dem Gusse chinesischer Schriftzeichen zu beseitigen gesucht. Unterstützt wurde seine Bestrebung durch den Direktor der königlichen Druckerei, welcher für diese wichtige Vervollkommnung das größte Interesse zeigte. Allein bis diese neuen Versuche zu entschiedenen Resultaten geführt haben, kann man sich vor der Hand der Autographie bedienen. Hr. Levasseur benutzte sie zum Drucke des Textes der „Unwandelbaren Mitte," einer literarischen Merkwürdigkeit in Form eines Taschenbuches oder, wie die Chinesen sagen, eines Aermelschatzes. Der Ausschuß hat dieß Erzeugniß eines noch vor fünfzehn Jahren in Frankreich unbekannten kalligraphischen Mittels begünstigt, und der Verfasser wird sich dadurch zu ähnlichen und wichtigeren Arbeiten aufgemuntert fühlen. In der That scheut er nicht die umfassendsten Arbeiten dieser Art; schon denkt er an eine europäische Ausgabe der moralischen Bücher von Confucius Schule, eine Riesenarbeit, welche vor den neueren Fortschritten der chinesischen Literatur als leere Träumerei erschienen wäre. Unterdessen hat Hr. Levasseur seinen Pinsel zu mehreren nützlichen Bekanntmachungen hergegeben. Im Verein mit einem andern jungen Philologen, Hrn. Kurz, welcher im Verständniß des Chinesischen überraschende Fortschritte gemacht hat, bereitete er eine Tabelle der Aussprache der Grundzeichen vor, wodurch die Aussprache von drei Viertein der Charaktere bezeichnet wird. Er hat eine Ausgabe des Textes von dem Roman Ju-Kiaoli begonnen, dessen Uebersetzung vor zwei Jahren hier erschienen ist. Eine erste Lieferung dieses Werkes liegt gegenwärtig der Gesellschaft vor, und Sie werden nicht ohne Erstaunen das Buch zu

Paris so wiedergegeben sehen, daß äußere Form, Papier und besonders die genaue und zierliche Nachahmung der chinesischen Kalligraphie die Hand eines Künstlers vom Lande selbst anzudeuten scheinen. Hr. Levasseur suchte das Studium der Vulgärschrift zu erleichtern, indem er eine große Anzahl abgekürzter Vulgärformen (eine große Schwierigkeit für diejenigen, welche die Werke der schönen Literatur, worin die Chinesen gerne solche Formen anwenden, zu studiren anfangen) mit den nothwendigen Erklärungen in seine Ausgabe brachte. Die Ausgabe des Jukiaoli wird das erste chinesische Buch aus der Umgangssprache seyn, das in Europa erscheint, und bei Weitem das beträchtlichste von allen, die in Europa erschienen sind, da es etwa 120,000 Zeichen enthalten wird. Die Gesellschaft wird nicht ermangeln, diesem Werk, für welches der Verfasser die Unterstützung des Ausschusses nachgesucht hat, ihre Theilnahme zu schenken.

Endlich hat sich noch eine Gelegenheit gezeigt, durch Subscription die Ausführung eines wahrhaft nützlichen Unternehmens zu erleichtern. Unsere Bibliotheken enthalten eine große Anzahl Abhandlungen und Uebersetzungen aus der Feder der alten Missionäre China's, Werke, welche man viel zu sehr geneigt ist, in Vergessenheit zu lassen. Die königliche Bibliothek besitzt in dieser Art wahre Schätze — unter andern mehrere jener Klassiker, welche die Chinesen King nennen, namentlich das Buch der Verse, übersetzt von Pater Alexandre de la Charme, und das Buch der Trigrammen von den P. P. Mailla, Jartoux und Regis. Hr. Mohl theilte mit mehreren Freunden der Geschichte orientalischer Philosophie das Bedauern, daß so schätzbare Arbeiten versteckt und fast unbekannt bleiben sollten, während sie in so mancher Hinsicht zur Vervollkommnung und Berichtigung der Ideen über die alten Doktrinen Asiens beitragen könnten; er suchte daher Mittel, sie ans Licht zu bringen und fand in Deutschland, was er heut zu Tage schwerlich in Frankreich gefunden hätte, einen Verleger *), der nicht zurückbebte, drei bis vier lateinische Bände über gelehrte Gegenstände herauszugeben. Dem Schi-king wurde der erste Rang zu Theil, und für den Druck desselben brauchte die Gesellschaft kein Opfer zu bringen. Dagegen für den Yiking, welcher unmittelbar folgen und sammt den langen Kommentaren und den Abhandlungen des Pater Regis wenigstens zwei dicke Bände füllen wird, verlangte Hr. Mohl eine Subscription, und es schien um so geeigneter, sie zu bewilligen, als uns, nachdem wir die Ehre, das Werk mehrerer unserer gelehrten Landsleute bekannt zu machen, an einen deutschen Herausgeber und einen Verleger derselben Nation abtraten, nur dieses Mittel übrig blieb, jene Anerkennung zu bezeugen, welche ein französischer Verein den alten von unsern Geistlichen der asiatischen Literatur und der philosophischen Forschung geleisteten Diensten schuldig ist. Spätere glänzende Leistungen können zur Folge haben, daß man ältere einige Zeit aus den Augen verliert; aber es wäre nicht ehrenvoll, sie ganz zu vergessen.

*) Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obgleich ihrem Umfang nach von minderer Wichtigkeit, haben doch die Schriften, welche im Journal Asiatique ihre Stelle finden, kein geringeres Interesse für die Gesellschaft in ihrer Gesammtheit, wegen der Bestrebungen, wovon sie das Zeichen und das Resultat sind, wegen der Hoffnungen, welche sie erwecken und oft eben so schnell verwirklichen. Die neue Form dieser Sammlung seit dem vorigen Jahre macht sie zur Aufnahme von ausführlicheren Versuchen geeignet, und hebt jene Zerstückelung auf, welche dem Auffassen einer gelehrten Arbeit schadet, indem sie in mehrere Hefte zerstreut, was nach einander gelesen werden muß, indem sie die Behauptungen von den Beweisen, die Gedankenfolge von ihrem Schlusse trennt. Man konnte die Folgen dieser Verbesserung in den hauptsächlichen Artikeln bemerken, welche der Zeitschrift mit der gewöhnlichen Bereitwilligkeit von Seiten der HH. Amédée Jaubert, Frähn, Hammer, Klaproth, E. Burnouf, Brosset, Dumoret, Eichhoff, Garcin de Tassy u. A. zugingen. Ohne uns zu weitläufige Einzelheiten zu erlauben, nennen wir nur von den merkwürdigsten Artikeln: Zwei Briefe E. Burnouf's in Bezug auf Tamul-Schrift und Sprache, A. W. Schlegel's Bemerkungen über bactrische und indoscythische Münzen; eine Abhandlung Neumann's über die armenischen Uebersetzungen der Schriften des Aristoteles *); mehrere Abhandlungen Klaproth's in Bezug auf Japan, Georgien, die Geographie der Länder in der Nähe des schwarzen Meeres, die tibetanische Sprache und das zu Sirampur herausgegebene Wörterbuch dieser Mundart; eine Uebersetzung von Bruchstücken aus Ibn-Kaldun's Geschichte der Berbern, von Schulz; die Notiz über die neuesten Entdeckungen dieses Reisenden, von Saint-Martin. Man wird auch ohne Zweifel mit Vergnügen in dem ersten Hefte des Nouveau Journal Asiatique vom Januar 1829 des Redakteurs **) Fortsetzung jenes chronologischen Jahrbuches sehen, welches den politischen Zustand der verschiedenen Länder Asiens, ***) die Namen und Regierungsjahre ihrer Fürsten kennen lehrt. Eine solche Tabelle entspricht bei den europäischen Staaten nur einer unwissenschaftlichen Neugierde, welche jeder Almanach befriedigt; in Bezug auf den Orient dagegen findet der, welcher eine solche Tabelle verfaßt, manchen interessanten chronologischen Punkt aufzuklären: so Wenig wissen wir noch über Asien, und so unbekannt sind die neueren Umwälzungen in diesem Welttheil sogar denen, welche in die Alterthümer derselben Licht zu bringen suchen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus der Vergleichung unserer griechischen Ausgaben des Aristoteles mit der armenischen wörtlichen Uebersetzung fand Neumann, daß alle im letzten Kapitel des Buches über das Universum (περὶ κόσμου) angehäuften Beiwörter (sie werden vorzüglich Zeus beigelegt) wirklich von einem späteren Grammatiker herrühren müssen. Sie finden sich in dem armenischen Texte, welcher pünktlich dem Original folgt, nicht vor. Einf.

**) Saint-Martin, besonders durch Forschungen über die armenische Sprache und die Keilschrift bekannt. Einf.

***) Und des nördlichen Afrika's. Einf.

Die Serben und die serbische Revolution.

(Fortsetzung.)

VIII. Empörung wider die Dahi.

Als durch die Gewalt der Dahi in ganz Serbien nur in der Flucht, oder in gesetzlosem Räuberleben Sicherheit war, trafen zuerst in der Schumadia sich drei Häupter des Volkes: Georg Petrowitsch, von den Türken Kara Georg genannt, Janko Katitsch und Wasso Tscharapitsch. Der erste war in dem Augenblick entronnen, als man ihm ergreifen wollte. Er war eben im Begriff, Schweine, die er aufgekauft hatte, um sie nach Oesterreich zu verhandeln, zusammen zu treiben, als er die Türken, die ihn suchten, kommen sah. Er ließ sein Vieh auseinanderlaufen; mit den Hirten, die er zu seinem Geschäfte gemiethet, floh er in die Wälder. Er war schon früher Heiducke gewesen, und als einer der unternehmensten Männer des Landes angesehen, wie er denn einer der reichsten war. Der zweite, Katitsch, hatte als Buljukbascha wider Paßwan Oglu den Krieg und die waffenfähigen Leute seines Landes kennen gelernt; er war weise und beredt. Der dritte hatte den Tod eines Bruders zu rächen. Diese drei kamen überein, nicht zu warten, bis sie von den Henkern der Dahi gebunden den Tod erleiden würden, sondern ihn lieber als freie Männer zu suchen. Viele andere sammelten sich zu ihnen. Freudig kamen von ihren Bergen die Heiducken herab — die berühmtesten von ihnen Glawasch und Weliko. Weliko hatte während des Winters als Schafknecht gedient und als solcher eine Frau genommen. Jetzt suchte er seine Waffen und seinen Heiduckenschmuck hervor. „Wehe mir," rief die Frau aus, als sie ihn darin sah, „ich habe einen Heiducken geheiratet!" Er tröstete sie damit, daß jetzt Jedermann ein Räuber geworden sey, und brach auf, seine Gefährten zu suchen. Es war ein nicht unbedeutender Haufen Heiducken und Flüchtlinge, der sich zuerst auf das Dorf Sibnitza warf. Man zündete die Wohnung des Subaschen an, tödtete und plünderte die Türken, die man fand, und führte die waffenfähigen Serben mit sich. Nach allen Seiten flogen Eilboten: Wer eine Flinte tragen könne, solle zu einem bewaffneten Haufen stoßen; die Wohnungen der Subaschen solle man zerstören, Weiber und Kinder nach den Bergen in die Verhacke bringen.

Dieß war der Anfang des Aufstandes. Auf die Nachricht von demselben erhoben sich auch die Gegenden jenseit der Morawa und der Kolubara; hier unter Jacob Nenadowitsch, dort unter Milenko. In einem Augenblicke war das ganze Land in Waffen. Die kleinen Städte, genannt Palanken, wurden ohne Widerstand eingenommen und verbrannt; die türkische Bevölkerung eilte sich in den festen Plätzen zu sichern.

In Sturm und Eile ward dieß vollbracht; da sagten die Serben untereinander: Jedes Haus hat ein Haupt, auch die Nation muß wissen, wem sie zu folgen hat. Hiezu schlug man in der Versammlung der Vornehmsten aus der Schumadia Anfangs Glawasch vor, der sich bei der Verjagung der Türken fast am Thätigsten erwiesen hatte; doch dieser entgegnete: Einem Heiducken, wie er sey, der weder Haus noch Feld, noch sonst Etwas zu verlieren habe, werde die Nation niemals vertrauen. Man verfiel auf den Knes Theodosi von Oraschje im Kragujewatzer Bezirk: „Gott mit Euch," sprach dieser, „was fällt Euch ein? Dem Heiducken können wohl die Knesen einen Freibrief verschaffen; wer nimmt sich aber, wenn die Türken wieder kommen, der Knesen an? „Da nun weder die Heiducken genugsames Vertrauen genossen, noch auch die Knesen ihren friedlichen Ruf daran wagen wollten, so mußte man wohl auf Einen verfallen, der Heiducke gewesen und friedliches Gewerbe getrieben hatte. In dieser Lage war Kara Georg; ihn schlug Theodosi vor. Zwar wendete Georg ein: Er verstehe nicht zu regieren; die Knesen versetzten, sie würden ihm Rath ertheilen; wiederum sein Jähzorn mache ihn ungeschickt, er werde nicht lange reden, sondern immer auf der Stelle umbringen wollen; diese versicherten ihm: solche Schärfe sey eben jetzt vonnöthen. So ward Kara Georg Commandant der Serben; zwar weder mit einer fürstlichen Gewalt über das Land, noch auch nur mit einer feldherrlichen über das Heer, denn viele Gleiche waren um ihm, und nur in der Schumadia erkannte man ihn eigentlich an; aber er war der Mann, seine Gewalt zu erweitern.

Indeß dachten auch die Dahi auf Maßregeln zu ihrer Rettung. Als alle Versuche zu gütlicher Ausgleichung fehlschlugen, nahmen sie eine Schaar von tausend Krdschalien in Sold, die unter ihrem Anführer Guschanz Ali an der Landesgrenze erschienen waren ihre Dienste anzubieten; von der andern Seite zog ihnen Ali Beg Widaitsch zu Hülfe, um ihnen zu vergelten, was sie vor einem Jahre für ihn in Bosnien gethan. Weder er selbst, noch seine Mannschaft, hatte den geringsten Zweifel, daß sie den Aufruhr ohne Mühe dämpfen würden. „Sind das die nämlichen Serben," sagten sie, als sie durch Lesnitza kamen, „deren fünzig, wenn sie bewaffnet eine Braut zur Hochzeit führen, sobald sie mich sehen, die Pistolen mit dem Mantel bedecken, oder von den Pferden steigen? Ein einziger Türke wird genug seyn gegen ihrer fünfzig." In dieser Meinung blieb Ali Beg in Schabatz und überließ den Subaschen die Züchtigung der Empörung. Aber nach wenigen Tagen kehrte kaum der zehente Mann von dieser Rüstung auf dem Heimwege nach Bosnien durch Lesnitza zurück. Jeder Serbe, erzählten sie, habe seine Flinte auf einen in die Erde geschlagenen Pfahl gelegt und so unaufhörlich geschossen, als hätte er allein einen Sack voll Munition vor sich.

Nach dem Abzug des Ali Beg ward jetzt Schabatz von Jacob Nenadowitsch berennt; gleichzeitig lagerte das Heer der Schumadia sich vor Belgrad und jenseit der Morawa griff Milenko Poscharewaz an. Zuerst fiel, nachdem ein Haufe von tausend Türken, den ein Kabadahia der Dahi zum Entsatz aus Bosnien heranführte, zum Rückzug gezwungen worden war, Schabatz. Nur ungefähr zweihundert Heiducken standen bei dem Kloster Tschokeschina den Türken gegenüber. Jacob, der ihnen zu Hülfe eilte, kam mit so geringer Begleitung, daß Kjurtschia, ihr Führer, das Kloster zu halten verzweifelte: „Ein verbranntes Kloster," sprach er, „kann man aufbauen, einen getödteten Menschen nicht in's Leben rufen." „Glaubst Du," versetzte Jacob

„daß des Menschen Same in Dir untergehen werde?" Kjurtschia wandte ihm entrüstet den Rücken, verließ das Kloster und begab sich in's Gebirge. Aber auch die Andern wollten die Mauern nicht vertheidigen; sie wollten nicht, sagten sie, eingesperrt, wie die Weiber, den Tod erwarten. Sie begaben sich auf einen nahen Berg und erwarteten die Türken. Hier schlug man vom Morgen bis in den Abend, bis den Heiducken das Pulver ausging, die Flinten unbrauchbar wurden und Viele getödtet, die Meisten verwundet waren. Da griffen die Türken in ernstlichem Sturme an, und erschlugen die tapfern Räuber bis auf den letzten Mann; sie selbst aber waren so geschwächt, daß sie nicht hoffen durften, vor Schabatz Etwas auszurichten. Da ergab die Stadt sich an die belagernden Serben. Diese wandten jetzt mit allem Volk, das man von Schabatz abführen und vor Belgrad entbehren konnte, sich gegen Poscharewaz; die Besatzung sah nicht sobald sich von allen Seiten umschlossen, als sie auf die Bedingung freien Abzuges den Platz übergab. Zu Smederowo versprachen die Türken sich ruhig zu verhalten, und sich in Allem nach dem zu richten, was man in Belgrad ausrichten würde. Und nunmehr mit gesammter Macht warfen die Serben sich auf Belgrad. Das ganze Feld von der Sawe bis zur Donau ward von ihrer Mannschaft bedeckt.

Noch glaubten die Serben nur für den Großherrn zu streiten. Nicht anders sagten ihnen die Spahi, die ihre Rückkehr an das Gelingen dieser Unternehmung geknüpft sahen; einige Türken stritten in ihren Reihen, andere unterstützten in Konstantinopel ihre Sache. Wider eine Usurpation, wie sie in Widdin, Belgrad und Swornik in das Werk gesetzt worden, mußte jeder Widerstand erwünscht seyn, von welcher Seite er auch kommen mochte. Der Großwesir hoffte, die Erhebung des Volkes durch die Theilnahme einer höhern Gewalt in den Weg der Ordnung zu leiten; dieß übertrug er dem Pascha von Bosnien, Bekir, der den Befehl erhielt, die ganze Sache zu Ende zu bringen, die Dahi zu entfernen, das Land zu beruhigen.

Mit allen Ehren empfingen den Pascha, der mit 3000 Mann von Bosnien aufbrach, die Serben. Sie sendeten ihm die Knesen an der Landesgrenze entgegen, sie setzten ihm die Nachtquartiere in Bereitschaft; in ihrem Lager empfingen sie ihn mit einer Salve, gleich den andern Anführern lagerte auch er, unfern des Wratschar, am weißen Brunnen.

Allerdings fand er die Lage der Dinge etwas anders, als er sich vorgestellt hatte. Er war gerade nach Schabatz gekommen, als auch Kjurtschia, zu dem auf's Neue sich eine Schaar gesammelt hatte, mit seiner Fahne dort einzog. Ein alter Türke rief aus: „Mein Bart ist weiß geworden, und muß ich jetzt zum ersten Male Räuber's Fahne fliegen sehen?" Auch an den Andern bemerkte man eine schmerzliche Verwunderung. Statt einer gehorsamen Raja *) traf Bekir vor Belgrad ein zu allem Widerstand gerüstetes Kriegsheer.

Wie aber auch seine Gesinnung seyn mochte, den Dahi ward bange genug, als sie nun einen Pascha mit der Raja verbündet sahen. Da überdieß ihr eigener Söldner, Guschanz Ali, mit beiden Feinden unverholen unterhandelte, so hielten sie es für einen Gewinn, mit dem Rest ihrer Schätze zu entfliehen. Auf einem Schaik fuhren sie die Donau nach Neuorschowa hinunter; und Guschanz, der diesen Augenblick benutzte, um sich der Stadt zu bemeistern, nahm den Pascha von Bosnien ohne Weigerung in dieselbe auf.

Umsonst hatten die Dahi sich geflüchtet; da die Serben sich nicht zufrieden geben wollten, wenn sie nicht die Köpfe der feigen Tyrannen sähen, so befahl der Pascha den aufgebrachten die Feinde des Großherrn Preis zu geben. In einer Nacht wurden die Serben unter Milenko von dem Commandanten von Orschowa in die Feste gelassen; ein helles Haus ward ihnen gezeigt, darin die Dahi waren; sie griffen es an; einige Schüsse fielen; bald brachte Milenko die Köpfe der vier Dahi in's serbische Lager.

(Fortsetzung folgt.)

Americanischer Handel mit China.

Nächst der englisch-ostindischen Compagnie haben, ihres unermeßlichen Theebedarfs wegen, die Nordamericaner den bedeutendsten Antheil an dem chinesischen Handel, der indessen durch neuere Verordnungen des Gouverneurs von Canton große Beschränkungen erlitten hat, und, wenn die Chinesen nicht so gut, als die schlauesten Europäer nachtheilige Gesetze zu umgehen verstünden, vielleicht ganz zu Grunde gerichtet worden wäre.

Sobald der Handelsverkehr von China mit den Europäern einige Bedeutung zu erhalten anfing, kurze Zeit, nachdem die innern Kriege im chinesischen Reiche aufgehört hatten, unterwarf die Regierung den auswärtigen Handel denselben Bestimmungen, wie alle übrigen größeren Zweige des Staatseinkommens z. B. den Salzverbrauch. Sie übertrug das Vorrecht, diesen Handel zu treiben, einer Gesellschaft angesehener chinesischer Kaufleute, im Chinesischen: einem Hang (oder nach dem Dialect von Canton einem Hong,) der, um ihn von den Salz- und anderen Monopolisten zu unterscheiden, Jang-Schang-Hang (auswärtige Handelsgesellschaft) genannt wurde. Diese kaufmännische Gesellschaft, auf welche aller Verkehr mit den Europäern und andern auswärtigen Nationen ausschließlich beschränkt ward, wurde der chinesischen Regierung für die Hebung und Erlegung der Zölle, mit welchen alle Handelsgegenstände belastet waren, so wie überhaupt für alle Ansprüche, die gelegentlich von dem Gouvernement an den auswärtigen Handel erhoben werden mochten, verantwortlich gemacht; eben so mußte sie für die gesetzmäßige Aufführung aller Fremden, die in diesem Handel beschäftigt waren, während deren Aufenthalt zu Canton haften. Dagegen waren dem Hang auf der andern Seite außer seinem Handelsmonopol aber auch außerordentliche Vorrechte bewilligt worden. — Anfangs war dieser Hang eine geschlossene Gesellschaft, die ihre Geschäfte mittelst eines gemeinschaftlichen Fonds trieb. Da den Europäern indessen diese Art des Verkehrs lästig wurde, so wußten ihre Agenten es im J.

*) Die Raja, so nennen die Türken das Gemeinwesen ihrer andersgläubigen Unterthanen.

1770 durch Bestechungen dahin zu bringen, daß der Kong-Hang, wie sie als geschlossene Gesellschaft hießen, aufgehoben wurde, und die Hang-Kaufleute, obwohl sie noch immer eine Corporation bildeten, und ihre Versammlungen hielten, um gemeinschaftliche Angelegenheiten, wie die Erlegung der Abgaben, Geschenke an die Beamten u. dgl. zu berathen, doch die Erlaubniß erhielten, ihre Geschäfte einzeln, jeder auf eigene Rechnung, zu treiben.

Wenn ein fremdes Schiff in den Strom von Canton einläuft, so wird ihm nicht eher gestattet, zu landen oder den geringsten Verkehr mit den Eingebornen zu eröffnen, bis eines der Mitglieder des Hang für dasselbe gut gesagt hat: dann kann das Schiff mit jedem Mitgliede des Hang verkehren. So wenig die chinesische Regierung je geneigt seyn kann, eine Anstalt, die dem Charakter der ganzen Verwaltung so entsprechend ist, wie der Hang, aufzuheben, so hat die Strenge des Monopols in der neueren Zeit, bei dem ungeheuren Umschwung, welchen der Verkehr des Abendlandes mit China erhielt, in der Praxis doch bedeutend nachgelassen. Eine Menge chinesischer Kaufleute haben, ohne Mitglieder des Hang zu seyn, unter der Hand an dem Handel mit dem Auslande Theil genommen, ohne die Dazwischenkunft eines Hangkaufmannes anzusprechen. Doch mußte zu diesen Geschäften immer ein Mitglied des Hang den Namen hergeben, da keine Güter gelandet oder eingeschifft werden dürfen, außer wenn dieß im Namen Eines vom Hang geschicht. Einige der letztern, die wegen Verarmung oder aus andern Gründen selbst keine Geschäfte hatten, ließen sich vermögen, diesen unregelmäßigen Verkehr zu unterstützen, doch wurde derselbe immer als gesetzwidrig und folglich als gefährlich betrachtet.

Die ostindische Compagnie erhielt, theils durch den Umfang und die unwandelbare Regelmäßigkeit ihrer Geschäfte, theils durch die lange Dauer ihres Verkehrs mit China, allmählig einen Einfluß, der allen nachtheiligen Folgen, welche das Monopol des Hang, so wie der daneben bestehende Schleichhandel für den Verkehr im Großen hätte haben können, hinreichend entgegenwirkte. Mehrere der Hangkaufleute, die insolvent geworden waren, wurden durch den Credit der Compagnie gehalten, zugleich aber auch eben deshalb bis zu einem gewissen Grade von derselben abhängig, was die Compagnie benutzte, um jeden Versuch, den Handel drückenden Beschränkungen zu unterwerfen, oder die Preise zu erhöhen, zu vereiteln.

Als der Handel der Americaner mit China größere Ausdehnung erhielt, fanden sie das System, welches die englisch-ostindische Compagnie mit ihren Interessen zu vereinigen gewußt hatte, den ihrigen äußerst nachtheilig. Auf der einen Seite mußten sie den Hangkaufleuten höhere Preise bezahlen, als die Compagnie, auf der andern wurden sie mit schlechteren Waaren bedient; es war daher natürlich, daß sie Alles aufbieten mußten, um mit Umgehung des Hang in unmittelbare Verbindung mit den Kaufleuten von Canton zu treten. Dieser Verkehr gewann, nachdem derselbe einmal eröffnet war, von Jahr zu Jahr größeren Umfang, bis die Unordnungen, welche hieraus hervorgingen — Defraudationen der Zölle, Einfuhr verbotener Waaren u. dgl. — die Aufmerksamkeit der chinesischen Behörden auf sich zogen, und im vorigen Jahre der Hoppo oder Gouverneur von Canton die alten Gesetze in Bezug auf den Handel mit dem Auslande aufs Neue in Kraft setzte.

Als die americanischen Kaufleute dagegen protestirten und eine Eingabe einreichten, worin sie ohne Weiters auf Herstellung der bisherigen Handelsfreiheit antrugen, erhielten sie folgenden Bescheid: „Im fünfundvierzigsten Jahre des Kaisers Kienlong, und im dreiundzwanzigsten von Kiaking hielt der Schatzmeister von Canton eine Berathung und berichtete das Resultat an die höheren Provinzialbehörden. Ich, der Hoppo berieth mich gleichfalls mit meinem Vorgänger, dem letzten Hoppo, und erließ eine Bekanntmachung, welche bei den Acten liegt. Mehrere Jahrzehnte sind diese Anordnungen in Kraft gewesen und sollten ohne Zweifel bekannt und befolgt seyn. Die darin erwähnten Barbaren übergaben vor Kurzem wiederholt ungestüme Bittschriften um gesetzwidrige Dinge, welche nur ein Beweis ihrer dummen Tollkühnheit sind. Aus Mitleid mit diesen weit entferntern Barbaren ertheilte ich ihnen keine Züchtigung, sondern befahl den Kaufleuten, weislich zu überlegen und darnach zu handeln. Zugleich gebot ich ihnen, meine Befehle den erwähnten barbarischen Kaufleuten mitzutheilen, damit sie den bestehenden Anordnungen gehorchten.

„Nun haben sie wieder plötzlich eine neue Eingabe gemacht, in welcher sie sagen: ‚Bisher kannten wir das Gesetz nicht', und: ‚Möge es uns erlaubt seyn, Thee, Seide, Zucker, Porcellan &c. von den Kaufleuten einzukaufen und für sie in den Zollbüchern eintragen zu lassen.' Dieß ist in der That ein muthwilliger Ungehorsam gegen die Verordnungen des himmlischen Herrscherhauses. Ihre Hartnäckigkeit und Dummheit hat den Gipfel erreicht. Offenbar sind es die Kaufleute, welche mit diesen Barbaren verkehren, die sie getrieben haben, diese jämmerliche unverschämte Eingabe zu machen. Dieß zeigt von diesen eine noch größere Verachtung gegen die Gesetze an.

„Es soll sogleich zur Verhaftung und Untersuchung gegen diese Menschen geschritten werden. Außerdem ertheile ich diesen öffentlichen Verweis und verlange, daß die Barbaren künftig die alten Verordnungen beobachten. Alle größeren Handelsartikel müssen von den Mandarin-Kaufleuten erstanden werden. Es ist nicht erlaubt, zu fremden Waarenhändlern zu gehen und heimlich mit ihnen zu verkehren. Dieß ist eine schwere Uebertretung der Gesetze. Wenn die erwähnten Händler die barbarischen Kaufleute ferner zu Eingaben ermuntern, oder mit den Barbaren Handel treiben, so soll ihr Verbrechen, so wie dasselbe entdeckt wird, sogleich mit Strenge bestraft werden.

„Den Hangkaufleuten mache ich es zur Pflicht, nach den Uebertretern zu forschen und sie der Regierung anzuzeigen, damit sie — wenn Beweise vorliegen — ergriffen und angeklagt werden können. Wenn die Hangkaufleute sie unterstützen, so haben sie, sofern dieß entdeckt wird, ohne Nachlaß dieselbe Strafe zu gewarten.

Dritter Monat, zwei- und zwanzigster Tag." —

Welchen Ausgang diese Sache genommen hat, ist uns noch nicht bekannt geworden, vorauszusetzen ist indessen, daß der americanische Handel auf die alte Weise, als Schleichhandel, fortgetrieben wird. Dieser scheint in China eben so unvermeidlich zu seyn, wie unter ähnlichen Umständen in Europa; aller Strenge der chinesischen Regierung, welche die härtesten Strafen auf den Verkauf und Gebrauch des Opiums gesetzt hat, ungeachtet, ist es derselben bisher noch nicht gelungen,

die Einfuhr ungeheurer Quantitäten dieses Berauschungsmittels zu verhindern. So hat auch der americanische Handel, obwohl größtentheils auf verbotenen Wegen, einen Umfang erreicht, der americanische Blätter veranlaßt, ihn dem Gesammthandel der englisch-ostindischen Compagnie gleich zu schätzen. Dieß ist jedoch offenbare Uebertreibung. Nach dem Singapore Chronicle betrug der Werth der americanischen Einfuhr in Canton an Handelswaaren 2,051,101 Dollars, an baarem Gelde: 5,725,200 Dollars; und die Gesammtausfuhr von Canton 8,752,562 Dollars. Im demselben Jahre führte aber die ostindische Compagnie, allein aus Großbritannien, an Waaren zum Werth von 744,858 Pf. St. ein, also beinahe das Doppelte von der americanischen Einfuhr. Die Ausfuhr der Compagnie aus Canton nach Großbritannien betrug 4,435,949 Pf., also mehr als das Doppelte von der americanischen.

Asiatic Journal.

Oeffnung einer Mumie.

Eine englische Dame, welche die Reise von Calcutta nach Europa — über Egypten — zu Lande gemacht hat, giebt uns folgende Beschreibung ihres Besuches bei Hrn. Piccinini, einem Luccheser in den Diensten des schwedischen Consuls zu Alexandrien, der sich seit neun Jahren mit dem Aufsuchen egyptischer Alterthümer in den Trümmern des alten Thebens beschäftigt.

„Ich nahm die Einladung des Hrn. Piccinini an, bei der Eröffnung einer Mumie gegenwärtig zu seyn, um selbst den Scarabäus oder irgend einen andern heiligen Schmuck dieser Art, der sich in dem Sarge finden würde, herauszunehmen. Die Behausung des Signors war nichts Anders als eine Lehmhütte auf den Hügeln von Gurnu. Einige Stufen führten in das einzige Gemach hinauf, welches alle seine Erdengüter enthielt; merkwürdig war mir darin die reiche Verschwendung von Materialien, mit denen ich gewohnt war, den Begriff eines gewissen Werthes zu verknüpfen, weil ich sie bisher nur in Museen und Alterthumssammlungen gesehen hatte. Ich hatte Hrn. Piccinini mit vielem Vergnügen begleitet, indem ich mich schon im Voraus darauf freute, wie hübsch es seyn würde, wenn ich meinen Freunden in England erzählen könnte, daß ich eine Mumie öffnen gesehen habe. Was meine Vorstellung von der Oeffnung einer Mumie war, kann ich selbst nicht angeben; doch schwebte mir irgend etwas unendlich Classisches und Antikes vor, das eher alles Mögliche war, als was im Entferntesten der Wirklichkeit glich. Ein halbes Dutzend Araber standen umher, mit Schweis und Staub bedeckt und zitternd vor Hitze und Erschöpfung. Sie hatten eben ihre Last hereingebracht und starrten mit gierigen Blicken auf die Untersuchung des Inhaltes, indem ihr Gewinn von dem Werthe desselben abhing, während die Kerzen, welche sie hielten, um die Nachforschung zu erleichtern, ihren blassen Schein auf die ängstlichen Züge warfen. Die Außenseite des Sarges war mit Hieroglyphen bedeckt, und das Innere bestand in einer menschlichen Figur in Lebensgröße, die Gesicht und Augen gleich einer Maske gemahlt hatte. Als diese Decke aufgehoben wurde, zeigte sich nichts als eine Masse dunkelgelbes Tuch, welches, obwohl es wenigstens fünfzigfach zusammengefaltet seyn mußte, den Händen nicht anders als wie Spinnenweben nachgab und das nackte Skelett enthüllte. Ich bedurfte einige Zeit, um von dem Grausen zurückzukommen, mit dem diese Scene mich erfüllte. Das ganze Geschäft schien mir eben so abscheulich, als das der Auferstehungsmänner (resurrection-men), und die Art, wie dasselbe verrichtet wurde, nicht weniger gefühllos. Sobald es sich zeigte, daß die Mumie keinen Schmuck enthielt, wurde das Skelett, mit der Papyrusrolle, auf welcher zahlreiche Hieroglyphen waren, und allen übrigen Materialien, als werthlos bei Seite geworfen. Scarabäen sind selten; einige wurden uns zwar, während wir in den Ruinen umher wanderten, von den Fellahs gebracht, aber kein einziger von Werth. Alte Münzen dagegen kann man in Ueberfluß erhalten; aber eben deshalb verlieren sie, da sie durch Schönheit eben nicht ausgezeichnet sind, alle Merkwürdigkeit. Signor Piccinini hatte an einer Mumie mehrere Armbänder gefunden, die ungefähr einen Zoll breit und aus kleinen farbigen Kügelchen zusammengesetzt waren. Diese Kügelchen, die aus Korallen, Carniol, Granaten, Amethysten und verglastem Porcellan von glänzend blauer Farbe bestanden, waren an einander gereiht und jedes Glied einen Zoll von dem andern durch Golddrath getrennt. Der Italiener hielt sie für ausgezeichnet schön, mir schienen sie indessen, außer dem Alter, keinen besonderen Werth zu haben. — Die Berge in der Nähe — Gurnu genannt —, sind viele Jahrhunderte lang Grabstätten der Todten gewesen; und ungeachtet der Verheerung, die seit einigen Jahren unter ihnen angerichtet worden ist, scheint ihr Inhalt doch noch immer unerschöpflich. Die Särge dienen der ganzen Nachbarschaft statt des Brennholzes; ich sah nichts Anderes brennen, und ich muß gestehen, das es mir eben kein Vergnügen machte, mein Mittagsmahl mit diesem Sargholz angerichtet zu sehen. Die meisten Särge waren aus Sycomorenholz gemacht, und dieß mag vielleicht die beinahe gänzliche Ausrottung dieses Baumes in Oberegypten erklären; denn der, unter welchem man mein Zelt aufgeschlagen hatte, war der einzige weit und breit."

Mrs. Lushington's Journey from Calcutta to Europa. Lond. 1829. 8.

Chinesische Bettler-Gesellschaft.

Die Bettler in Canton haben sich zu einer Gesellschaft vereinigt, die den Namen der himmlischen Blumen-Gesellschaft führt und an tausend Mitglieder zählt. Bei dem Eintritt in dieselbe werden acht Thaler Eintrittsgeld entrichtet. An der Spitze derselben stehen vier Vorsteher, die das Recht haben, jedes Mitglied der Gesellschaft, das ihre Gesetze übertritt, hart zu strafen. Diese Bettler erhalten bei allen großen Familienereignissen — traurigen sowohl als erfreulichen — bei Heirathen, Geburten, Todesfällen, Begräbnissen — Geschenke, um dadurch gutes Glück auf das Haus zu bringen. Jede Straße oder Nachbarschaft kann sich völlig von Bettlern befreien, wenn den Vorstehern der Gesellschaft eine gewisse Summe bezahlt wird; dieser erläßt dann einen Befehl, daß Niemand mehr dort um Geld betteln dürfe. Nahrungsmittel zu erbetteln, bleibt indessen unbenommen.

Canton Register.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 160. 9 Juni 1829.

Karawanenreise durch Mesopotamien. *)

Jahr aus Jahr ein pflegen von Bagdad aus durch die große Wüste eine oder zwei Karawanen mit Kamelen nach Alep und Damas zu ziehen; sie wählen dazu den Frühling, um reichliche Walde zu finden, und kehren oft im Sommer zurück, in welcher Jahreszeit die Reise sehr beschwerlich ist. Oft führt eine solche Karawane Waaren von 10, 15, ja 20 Millionen Piaster an Werth, und wenn sie geplündert wird, so bringt der Verlust fast immer einige der europäischen Kaufleute in der Levante um ihr Vermögen. Zur Zeit als das Gebiet von Bassora ein besonderes Paschalik bildete, und sogar lange nach seiner Vereinigung mit Bagdad durch Hassan Pascha im Jahre 1702, wurde sein ganzer Handel mit Syrien direkt und vermittelst seiner eigenen Karawanen betrieben; aber seit etwa vierzig Jahren faßte und vollführte Suleiman Pascha II den Entschluß, Bassora dieses Vortheils zu berauben, um seine eigenen Einkünfte zu vermehren; und seitdem finden sich die Erzeugnisse Indiens bei ihrem Durchgang durch Bagdad, außer bedeutenden von den Stämmen am Stromufer gefoderten Zöllen, einer Douane unterworfen, wodurch für die Kaufleute die Hälfte ihres Gewinns aufgeht.

Wenn eine Karawane zusammentritt, sind mehrere Formalitäten zu beobachten: die Wahl des Oberhaupts, für welche man von der Ortsregierung die Genehmigung einzuholen hat; **) die Bestimmung des Transportpreises der Waaren nach Ladungen, ***) und die Angabe des einzuschlagenden Weges, ob durch die große Wüste, oder ob durch die mesopotamische, wo man den Berg Sindschar zur Rechten läßt und erst bei Bir über den Euphrat setzt; oder endlich ob mitten durch längs den Ufern des Chabur und in der Nähe von Mardin. Der letztere Weg ist wegen der barbarischen Stämme, deren Gebiet man berührt, gefährlich; und die dort zu entrichtenden Zölle sind äußerst schwer.

Die Führung einer Karawane kann niemals einem Andern anvertraut werden, als einem Egueli-Araber, von einem Stamm aus Nedschd, der die ältesten und berühmtesten Kamelführer liefert, die zu Bagdad, Sobeir oder Bassora verheirathet und ansässig sind. Diese Araber, auch unter dem Namen Ewlad-ali bekannt, sind tapfer, von wunderbarer Stärke; sie versprechen „im Angesichte des Ewigen, welcher der beste der Zeugen ist" und man kann sich auf ihr Wort verlassen. Eine bedeutende Anzahl derselben steht im Solde des Pascha's von Bagdad, welcher sie als seine besten Truppen betrachtet; sie bilden die Bedeckung der Karawanen, und die Kamele sind ihr Eigenthum, so daß sie zugleich „ihre Person, ihr Gut und ihren Ruf" zu vertheidigen haben. Man kann gewiß seyn, daß sie sich nie feig zeigen, und nur da weichen, wo der Widerstand unmöglich ist. Gleich allen Arabern sind sie mäßig, an Entbehrungen gewöhnt, sie fügen sich in den Willen der Vorsehung, und ihre Ehrlichkeit besteht jede Probe. Sie wandern zu Fuß, fast nackt mit einer Luntenflinte bewaffnet und mit einer einfachen Tunica von grobem Linnenzeuge bekleidet. Auch tragen sie einen zwiefachen Gurt; der eine, den sie nur zuweilen um das Gewand haben, ist von Leder oder Leinwand; der andere, den sie niemals ablegen, von geflochtenen Riemen, 2 bis 3 Finger breit, und am Leibe unterhalb des Magens zugeschnallt. Ihre Kopfbedeckung besteht in einem großen viereckigen Stück Zeug von Baumwolle und Seide, welches man Egueile nennt. Das zusammengefaltete Tuch wird durch einen Turban von einem einzigen Stücke oder auch nur durch eine wollene Schnur am Kopfe befestigt. Diese Araber scheeren nie den Bart; und manche sind von den Muselmännern in den Städten noch dadurch verschieden, daß sie ihr Haupthaar wachsen lassen und flechten.

Wenn eine Karawane sich auf den Weg begiebt, so ist sie in eben so viele Haufen von Kamelen getheilt, als Scheichs da sind, jeder Haufen mit seiner angemessenen Bedeckung (Egueli's); da die Kamele zu langsam gehen, so haben die Häuptlinge in der Regel Pferde oder Dromedare, auf denen sie voraus reiten, und eine Art Vorpostendienst versehen. Sind sie etwa 2 Stunden voraus, so steigen sie ab, lassen die Pferde waiden, setzen sich auf die Erde, rauchen, und trinken Kaffee; so in Einem fort bis zur Stelle, wo man die Nacht zubringt.

Außer der erwähnten Bedeckung hat eine Karawane in der

*) Aus dem handschriftlichen Werke Vidals, vieljährigen französischen Dragomans und Agenten in Bagdad und Trapezunt.

**) Sein gewöhnlicher Titel ist Scheich ül Korwân.

***) Man unterscheidet sägh und sakat, d. h. solche, welche gemessen und solche, welche gewogen werden.

Wüste ihre Regeln in Bezug auf Lager, Zeitvertheilung und Kriegszucht. Auf dem Wege trägt ein Reiter, welcher den Titel Beirakdar führt, eine Fahne, die nur bei Gefahr, und wenn man Halt macht, entfaltet wird. Um die Tapferkeit der Eguell's richtig zu beurtheilen, muß man sie im Kampfe gesehen haben; ohne Kopfbedeckung, mit entblößter Brust, fliegenden Haaren stürzen sie unter dem Schall der Trompete auf den Feind, Kriegslieder singend, worin sie einander Verachtung des Todes, und Durst nach dem Siege einflößen. Bei einem bevorstehenden Angriffe schließen sich die zerstreuten Schaaren der Karawane dichter an einander; im Nothfall ladet man die Kamele ab und macht aus den Ballen eine Art Bollwerk, in dessen Mitte man die Thiere sich niederkauern läßt, worauf man ihnen die Füße fesselt, damit sie nicht durch den Lärm scheu werden und durchgehen. Bei einer Niederlage flüchten sich die Eguells hinter das Bollwerk, wo sie oft den verzweifelten Kampf fortsetzen, bis kein Mann mehr übrig ist. Wenn man sich lagern will, so wird die Fahne eine halbe Stunde zuvor entfaltet, und die Karawane zerstreut sich durch die Umgegend so weit als möglich, um einen guten Lagerplatz auszuspähen; die von der Last niedergedrückten Kamele verdoppeln dann ihren Schritt, um, wenn die Fahne aufgepflanzt ist, auf den Ruf ihrer Herren gewärtig zu seyn, und sich ihrer Last entledigen zu lassen. Man giebt ihnen indeß zum Ueberfluß noch einige Stockschläge auf den Hals, ein Zeichen, das man mit einem sehr gutturalen ch begleitet: das Kamel legt sich auf die Vorderknie, dann auf die hinteren Kniekehlen, und mit zwei weiteren Bewegungen bringt es die gebogenen Beine in gleiche Linie mit dem Leibe. Nach Abnahme der Last erheben sich die Kamele von selbst und zerstreuen sich zur Waide auf eine halbe Stunde im Umkreis: jede Schaar wird einem oder mehreren Hütern anvertraut, welche sie bei Sonnenuntergang in das Lager zurückführen. Es herrscht viel Ordnung und Symmetrie in der Anlage der Zelte, man schlägt sie übrigens nur beim Haltmachen auf kurze Zeit auf, da man unter freiem Himmel schläft. In die Mitte kommt das Zelt des Ober-Scheichs zu stehen, welcher der Karawane den Weg angiebt, und die Abgaben an die Araber besorgt, und bei dem die Scheichs täglich Rath halten; drauf zur Rechten und Linken im Kreis die andern Zelte je nach Rang und Alter der Inhaber.

Bei Sonnenuntergang wird das für diese Stunde vorgeschriebene Gebet öffentlich verrichtet. Nach dem Abendessen versammelt sich die ganze Gesellschaft, man zündet ein großes Feuer mit Kameldünger an und um dieses herum kauert man sich nieder und plaudert, während der Kaffee des Oberscheichs wiederholt die Runde macht; die Wachen, die mit Einbruch der Nacht ausgestellt und um Mitternacht abgelöst werden, führen um den äußern Kreis, die Flinte in der Hand, Tänze auf und singen heroische Lieder dazu.

Im Jahr 1824 benutzte Vidal, da in Jerusalem die Pest wüthete, und politische Unruhen den Weg an der syrischen Küste gefährdeten, die schnelle Vereinigung mehrerer Kaufleute, die sich von Alep nach Diarbekr begaben, um seine Reise von Konstantinopel nach Bagdad fortzusetzen. „Unsere kleine Karawane,“ erzählt er, „konnte wegen der Verwirrung, die im ganzen Lande herrschte, keinen bestimmten Weg einschlagen, er st zu Bir entschloß sich mein Führer, über Suerik zu reisen, um Mahmud, dem ältesten Sohne und Nachfolger des durch Räuberei berüchtigten Tamer Pascha, auszuweichen. Diesem Umstand verdankte ich es, daß ich einige Stunden das Ostufer des Euphrat hinauf verfolgen konnte und die am entgegengesetzten Ufer gelegene Vaterstadt Lucians, Samosata, zu Gesicht bekam. Bis etwa 8 Lieues von Suerik zogen wir nach Nordost, aber darauf nach Mardin zu ging der Weg bald nach SSO, bald nach O.

Die Stadt Mardin liegt an dem Abhang eines Hügels, die Häuser in amphitheatralischer Lage bieten eine malerische Ansicht und man überschaut von der Höhe aus eine weite fruchtbare Landschaft. Zwölf Lieues von Mardin auf einer herrlichen Ebene liegt Nissibin; statt der alten und berühmten Stadt sieht man aber gegenwärtig nur wenige elende Kurdenwohnungen und einige Trümmer, welche anzeigen, was sie ehedem war. In dieser Gegend war der Al-Tai, einer der edelsten und ältesten Araberstämme gelagert. Der Scheich, an den ich Empfehlungen hatte, gab mir einen Reiter mit, welcher mir zugleich als Führer und als Bedeckung dienen sollte.

Man rieth mir, den Weg über Dschesir zu nehmen; dieser schien damals der sicherste zu seyn. Ich war erfreut, eine Gegend besuchen zu können, wohin die europäischen Reisenden fast niemals vordringen. Unterwegs lernte ich die Yesidis kennen, ein mächtiges Volk, welches den Schaitsan (Dämon) verehren soll. Diese Sekte, deren Hauptsitz der Berg Sindschar ist, scheint gegen die Christen keine so feindliche Gesinnungen zu hegen, als man gewöhnlich glaubt; aber der Mohammedaner betrachtet sie als ihre Todfeinde. Dschesir mit seinen schwarzen Felsen gewährt einen traurigen Anblick. Die Stadt liegt in einem kleinen Thale am rechten Ufer des Tigris; der Kanal, welcher sie umgiebt, erhält sein Wasser aus dem Strome, wenn derselbe anschwillt. Die Luft ist hier ungesund und verursacht im Sommer, besonders aber im Herbste, Fieber. In der Citadelle wohnt der Gouverneur, welcher den Titel Bei führt und sich als unabhängig von der Pforte betrachtet. Er zeigt sich selten öffentlich. Ohne seine Erlaubniß darf kein Fremder Dschesir betreten oder wieder verlassen. Als ich abreiste, mußte ich über eine enge hölzerne Schiffbrücke ziehen; man brauchte eine halbe Stunde, um mein Gepäck hinüberzuschaffen. Von da nach Sacho rechnet man 12 Lieues; es geht eine Strecke längs dem Tigris fort. Das Städtchen Sacho (nicht zu verwechseln mit Seham, einem Städtchen im türkischen Kurdistan) hängt von Imadieh ab, dessen erbliche Fürsten von den Abbassiden stammen und allein das Recht zu haben behaupten, der Dynastie Osman's, wenn sie erlöschen sollte, nachzufolgen. Von hier sind es 22 Lieues — durch das Gebiet mehrerer Kurden-, Yesidis- und christlichen Stämme — nach der großen Handelsstadt Mosul, der Nachbarin des alten Ninive, dessen Standpunkt noch gegenwärtig mit dem Namen Ninawa oder Nunija bezeichnet wird. Hier schiffte ich mich auf dem Tigris (arabisch Didschl) nach Bagdad ein. Ahmed Pascha ließ

mir einen guten Platz auf einem Kalak anweisen. Der hohe Wasserstand begünstigte die Fahrt. Auf dem Schiffe befanden sich fünf arabische Frauen und drei ehrwürdige Pilger. Der Kalak war mit Nelkenvasen geschmückt, die auf Marmorstücken standen; wie die Araber sagten, vereinigten unsre Flösse: Grün, Wasser und Schönheit. Um einen gewöhnlich viereckigen Kalak zu bauen, bindet man Schläuche an einander, wirft darauf dicht zusammengeflochtene Zweige und auf diese vier lange Holzblöcke, zwei bis drei Fuß von einander, daß ringsum ein bequemer Weg offen bleibt. Drei oder vier Ruderer bilden die Mannschaft; die Ruder vorne zu beiden Seiten laufen in zwei bis drei Fuß lange Spitzen von Schilf aus. Auf diesen dem Tigris eigenthümlichen Flössen, ohne Segel, Masten, Steuer und Nagel fährt man nach allen Richtungen. Man bläht die Schläuche von Zeit zu Zeit auf und bessert die aus, welche bersten. Die Ufer erblickt man überall mit Lagern und Dörfern besetzt; oft schwammen die Frauen bei der Annäherung unserer Flösse auf Schläuchen herbei, verlangten Rauchtabak, Brod von Mosul u. a. m. Dieß Schauspiel, das zu Mosul begann, nahm immer mehr zu, je näher wir Bagdad kamen. Hier boten uns die Nymphen des Tigris Milch, frische Butter, besonders mir, da meine Geräthschaften am meisten Luxus verriethen. Sie trugen nur ein Hemd von blauem oder rothem Linnenzeuge über den Leib, und manche hatten keinen andern Kopfputz als das zierlich geflochtene Haar. In der Stadt tragen sie über dieser Tunika einen Aba oder wollenen Mantel, womit sie sich von der Stirn bis zu den meist bloßen Füßen einhüllen. Den Kopf schmücken sie gewöhnlich mit einem großen, viereckigen schwarzseidenen Tuche, Boschije genannt; ein Theil davon flattert über den Rücken. Die letzte Nacht vor Bagdad brachten wir vor Assad-Pascha's Garten zu, von wo ich den Dom gewahrte, der das Grabmal der berühmten Fürstin Sitt Sobeida, der Gemahlin Harun al Radschid's bedeckt. Am folgenden Morgen verließ ich das Fahrzeug an der Douane der Stadt, Dar Essalâm, der Wohnung des Heiles." —

Die Nesserie oder Ansari.

Die Nesserie sind ein ackerbauendes Völkchen, welches die Gegend zwischen Antiochien und Tripolis bewohnt und beinahe das ganze Gebirge im Osten von Lattakia nebst einem Theil der Ebene einnimmt. Dieß Gebiet ist in 16 Moukatah oder Cantons getheilt, die jeder 20 bis 25 Dörfer zählen und unter Mouadenen stehen, welche jährlich von dem Mutselun zu Latakia die Bestätigung erhalten und dafür 400 Beutel Miri zahlen. Die Gebirgs-Nesserieh belaufen sich auf ungefähr 40,000 Individuen, die in 182 Dörfer vertheilt sind. Sie zerfallen in mehrere Secten, von denen die Einen die Sonne, die Andern den Mond, die Dritten einen unbekannten Weltschöpfer anbeten, Andere die Gottheit als membrum femininum symbolisiren und noch Andere gar keine Gottheit glauben. Ihre Religion ist ein sonderbares Gemisch von heidnischen, jüdischen und mahommedanischen Gebräuchen, zu denen noch einige Lehren des Christenthumes kommen; in die Geheimnisse derselben wird ihre Jugend nicht vor dem 15 Jahre eingeweiht, was durch mündlichen Unterricht von den Aeltesten des Dorfes geschieht. Sie haben geheime Zeichen, an denen sie einander erkennen, und müssen schwören, die Mysterien ihres Cultus keinem Fremden zu verrathen. Sie sind beschnitten und verrichten ihre Waschungen gleich den Türken; ihre Gebete, in denen sie Alle, die sich den Bart scheeren, die Unfähigen und die Kalifen Omar und Abu-bekr verfluchen, werden um Mitternacht und vor Sonnenaufgang gehalten. Sie trinken Wein und andere geistige Getränke, aber nicht öffentlich. Die Weiber werden als ein Theil des Hausviehs betrachtet und vollkommen als Sclavinnen behandelt; sie erhalten nicht die geringste religiöse Bildung. An einem ihrer Feste, zu welchem die Nesserieh sich um Mitternacht versammeln, werden zum Schluß der Ceremonie die Lichter ausgelöscht, und dann sämmtliche verheirathete Frauen des Dorfes eingeführt. — Ihre Heirathen werden ohne schriftlichen Contract, mit der bloßen Einwilligung des Scheich geschlossen. Der Ehebruch wird durch Verstoßung der Frau bestraft, die der Verführer heirathen muß, ja zuweilen mit dem Tode. Sie waschen ihre Todten, und ihre Trauer besteht darin, daß sie vierzig Tage lang die Kleider nicht wechseln und das Gesicht schwärzen.

Bulletin universel.

Weinbau in Frankreich.

Ungeachtet der vielfachen Entmuthigungen, die den Weinbau in Frankreich getroffen haben, hat derselbe doch seit dem Jahre 1789 mehr als ein Drittheil seines alten Umfanges an neuem Terrain gewonnen. In dem genannten Jahre wurde die Oberfläche der Weinberge auf 1,200,000 Hectaren geschätzt, im J. 1808 auf 1,600,000 und im J. 1824 auf 1,728,000 Hectaren. Der Weinbau beschäftigt gegenwärtig an zwei Millionen Menschen, und sein Ertrag wird zu 40 Millionen Hectolitres berechnet, deren Werth, zu 15 Franken das Hectolitre, sich auf sechshundert Millionen Franken beläuft. Der Stillstand, der in der neuesten Zeit sich gezeigt hat, möchte hauptsächlich den unverhältnißmäßigen Steuern, mit denen die Consumtion des Weines in Frankreich belastet ist, zuzuschreiben seyn. Außer den Abgaben an die Regierung oder den droits généraux verfällt der Wein noch, sobald er unter die Barrieren einer Stadt gebracht wird, dem Octroi einer Municipalsteuer, die sehr verschieden und an manchen Orten so ausschweifend ist, daß man den Wein oft außerhalb Frankreich wohlfeiler trinken kann, als im Inlande. Das Octroi von Paris beträgt 21 Franken für das Hectolitre, während der größte Theil des consummirten Weines im Durchschnitt nicht über 15 Franken das Hectolitre werth ist. Wer daher zu einem mäßigen Preise guten Wein trinken will, ist genöthigt, sich außerhalb der Barrieren der Hauptstadt zu begeben; hier ist er auf einmal in dem Lande, wo Bordeaux und Macon fließt — in einem Lande, welches die Steuerfreiheit zu dem erkornen Sitze aller jener Freunde des Bacchus macht, die es vorziehen, den göttlichen Trank zu einem Preise zu erhalten, den sie bezahlen können. Zu Bordeaux, wo die Abgabe die Hälfte weniger beträgt, als zu Paris, wird im Verhältniß zu der Einwohnerzahl zweimal so viel Wein genossen, als dort.

Foreign Quarterly Review.

Fernando Po.

Die neuesten Nachrichten aus dieser neuen brittischen Niederlassung — in der Bai von Biaffra, auf der Westküste von Africa — setzen uns in Kenntniß, daß in derselben eine große Anzahl Handwerker, nebst andern Ansiedlern und einem Theile des Negerregiments von Sierra Leone, angekommen war. Die Eingebornen hatten sich mit Lanzen und andern Waffen versehen, indem sie einen Theil ihrer Feldprodukte gegen Eisen vertauschten; sie waren gegen die fremden Ansiedler sehr unfreundlich gesinnt und schienen nur auf eine Gelegenheit zu warten, um einen allgemeinen Angriff zu wagen. Ihr König, der bald nach der Landung des Capitäns Owen mit einem Spanier und einer Anzahl seiner Unterthanen in die Gebirge floh, war noch nicht zurückgekehrt. Die Erwartungen, die von der Gründung dieser Niederlassung in Bezug auf den Sclavenhandel gehegt wurden, dürften schwerlich in Erfüllung gehen; da die portugiesische Regierung wenige Grade weiter südwärts zu St. Paul de Leondo eine ihrer bedeutendsten Sclavenfactoreien hat. Nicht wenige Sclavenschiffe waren indessen aufgebracht, und ihre Cargo's nach Sierra Leone gesandt worden, von wo die unglücklichen Sclaven nach gefälltem Urtheilsspruch in die neue Niederlassung zurückkehrten. Wahrscheinlich werden wir in Kurzem sowohl über Fernando Po, als im Allgemeinen über ganz Südafrica die interessantesten Aufschlüsse erhalten, da einer der Officiere, welcher an der jetzt vollendeten Aufnahme der Ost- und Westküsten Africas — von dem persischen Meerbusen bis zu dem Gambia — Theil nahm, im Begriff stehen soll, die Beobachtungen, zu denen jene Arbeit ihm Gelegenheit gab, zum Druck zu ordnen.

Literary Gazette.

Das Leuchten des Meeres.

Nur ein einziges Mal, sagt der Verfasser eines kürzlich erschienenen geologischen Werkes, welches sich hauptsächlich mit den noch so wenig bekannten Seethieren ohne Wirbelbeine beschäftigt — Zoological Researches and Illustrations, or Natural History of non-descript or imperfectly known Animals; by J. V. Thomson, Cork, 1829. 8. — nur ein einziges Mal hatte ich Gelegenheit, ein Phänomen zu beobachten, das seiner Seltenheit wegen die Seeleute in nicht geringen Schrecken setzt. Ich kehrte an einem stillen Abende von einer kleinen Fahrt zurück, die ich in Gesellschaft mehrerer Seeofficiere in der Bai von Gibraltar unternommen hatte. Die Bote konnten, obwohl in beträchtlicher Entfernung von einander, in der Finsterniß durch den schneeweißen Streif, den ihr Lauf bildete, deutlich unterschieden werden; und das, in welchem wir uns befanden, schien durch eine See geschmolzenen Silbers zu schwimmen: diesen Anblick bot wenigstens das durch die Bewegung des Botes und das Schlagen der Ruder bewegte Wasser dar. Die Hand, ein Stab oder das Ende eines Tau's, welches in das Wasser getaucht wurde, fing sogleich zu leuchten an; und wenn man es herauszog, so zeigten sich unzählige leuchtende Punkte, kleiner als der kleinste Stecknadelkopf und von der weichsten und zartesten Beschaffenheit, die bei näherer Betrachtung außerhalb des Wassers als hemisphärische Körper von farbloser Gallerte erschienen und ohne Zweifel organisirte und in eine umhüllende Haut geschlossene Wesen waren.

Geisterbeschwörung in China.

Es giebt in China Leute, welche behaupten, die Kunst zu besitzen, die Geister der Abgeschiedenen oder Siens zur Erscheinung zu zwingen. An dem Tage vor der Beschwörung badet, wer eine Geistererscheinung zu haben wünscht, sich in wohlriechendem Wasser, des Abends schmückt er sein Haus mit duftenden Blumen, Gold- und Silberpapier, Kerzen, Früchten, fegt das beste Gemach rein, stellt darin zwei Tische auf und streut auf dieselben ein weißes Pulver, von dem er noch ein Päckchen im Vorrath behält. Dann verschafft er sich einen Stecken mit einer horizontalen Handhabe, welchen er einem Knaben, der weder lesen noch schreiben kann, wie einen Griffel in die Hand giebt. Kommt nun die Zeit, am Abende des bestimmten Tages, so erscheint der Beschwörer und spricht seine Zauberformeln; zeigt sich dann der Geist, so bewegt sich der Griffel in der Hand des Knaben unwiderstehlich und schreibt Antworten in Versen oder Prosa, wie es die Gelegenheit eben mit sich bringt. Kein Weib darf bei diesen Beschwörungen zugegen seyn. Zuweilen will der angerufene Geist sich nicht zeigen, manchmal findet aber selbst Confucius es nicht unter seiner Würde zu erscheinen und Antworten zu ertheilen. Nach den Gesetzen sind diese Beschwörungen nur dann verboten, wenn Aufschluß über Staatsangelegenheiten oder das Geschick des regierenden Hauses verlangt wird.

Canton Register.

Chinesische Gelehrtengesellschaft.

Ein Gelehrter in Haongschan, mit Namen Tsching, dessen Familie seit der Dynastie der Sung (im zwölften Jahrhundert) bekannt ist, stiftete im verflossenen Jahre eine Gesellschaft, die den Namen der Verehrer der Rechtschaffenheit führt. Es ist die Absicht derselben, eine Halle zu errichten, in welche 350 Ahnentäfelchen zugelassen werden sollen, die dann alle nach dem Range und Verdienste des Verstorbenen geordnet werden. Jede der Familien, die für ein solches Ahnentäfelchen einen Platz verlangt, hat 100 Taels in die Hände des Schatzmeisters zu entrichten. Die Summe, welche auf diese Weise erhoben werden soll, beträgt 35000 Silbertaels, die auf Interessen auszulegen sind. Mittelst derselben werden die Opfer bestritten, die den Geistern der in die Halle aufgenommenen Ahnen regelmäßig, jeden Frühling und Herbst, dargebracht werden. Doch auch die Lebenden sind nicht vergessen. Im Falle einem der Subscribenten irgend ein Unfall begegnet, sind die 350 Mitglieder der Gesellschaft verbunden, ihn gemeinschaftlich zu unterstützen, seinen Feinden sich entgegenzusetzen und ihm auf jede Weise förderlich zu seyn; und wenn ein Glied ihrer Familien eine literarische Auszeichnung erhält, ist die Gesellschaft verpflichtet, ihm 300 Taels zu geben, um ihn in den Stand zu setzen, seine Studien weiter zu verfolgen.

Canton Register.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

Num. 161. 10 Juni 1829.

Die Esmeralda.*)

An einem sonnigen Sommerabend zog eine seltsame Cavalcade aus Lima's Thoren und nahm ihre Richtung nach Callao. Sie bestand aus beurlaubten Matrosen der im Hafen liegenden amerikanischen Fregatte, des Macedoniers. Ein Schwarm peruanischer Knaben folgte, und selbst die Schildwachen konnten sich, ihres soldatischen Ernstes vergessend, eines unwillkührlichen Lachens nicht erwehren. Zuerst kam Arm in Arm ein Dutzend weinseliger Matrosen, die ein winziger Seekadet vergeblich in Ordnung zu halten suchte; auf sie folgte ein Dutzend Maulesel, deren jeder zwei betrunkene Matrosen trug, welche gleich Körben auf beiden Seiten festgebunden von einem hintenaufsitzenden peruanischen Burschen eskortirt wurden. Zwei bis drei Seekadeten nebst einigen und zwanzig stämmigen Schiffsleuten beschlossen den Zug. Die gefesselten Theerer (tars) hatten keine Idee von der Zweckmäßigkeit eines solchen Transportes und ergossen all ihre trunkene Wuth gegen die Hinterhut, wie sie den Treiber nannten. Nach dreijährigem Kreuzen auf der hohen See waren sie zum ersten Mal ans Land gestiegen, von dem Extrem der Mäßigkeit und Entbehrung auf das andere übergeschweift, und wurden jetzt, nachdem sie ihren letzten Dollar verschlemmt, auf diese Weise wieder zu Schiffe gebracht. Als die Vordersten an den Soldaten vorüberzogen, warfen sie die Augen in die Höhe, bliesen die Backen auf, streckten ihre Beine in horizontaler Richtung aus und stellten die vollkommenste Carrikatur eines steifen Landsoldaten dar, worauf sie über die eigenen Einfälle eine Lache aufschlugen, sich auf die Fersen traten und einander in die Beine stießen und riefen: „Köpf' in die Höhe, ihr Lümmel!" und was des Unfugs weiter war. Die lebenden Körbe machten weniger Lärm; sie stöhnten und schalten, daß sie den Schwerseglern, wie sie die Maulesel nannten, aufgefrachtet wären, stießen den Thieren in die Seiten und zielten mit unwirksamen Streichen nach der „Hinterwache," indem sie jeden Augenblick Gefahr liefen, Hals und Beine zu brechen, da einige störrische Bestien hinten ausschlugen und sie abzuwerfen drohten. Die vom Nachzug, aufgeräumt, aber nicht betrunken, hatten gerade so Viel an Bord, um den Matrosen in optima forma zu repräsentiren, rissen Possen, trillerten ihr Liedchen, spotteten über die Betrunkenen und zogen lustig ihres Weges. Unter beständigem Treiben und Fluchen kam die Prozession in dem sieben Meilen entfernten Callao an, als eben die Sonne ihre letzten Strahlen auf die chilesische Brigg warf, welche mit eingenommenen Segeln auf der hohen See dahintrieb. Auf dem Werft oder Kai, an welchem die Boote der Fregatte die Ankunft der Beurlaubten erwarteten, hatte sich eine große Menschenmenge versammelt. Matrosen, Soldaten, Guardacostas, Indianer und Müssiggänger jeder Art waren hier beisammen. Das Geräusch der Ruder der ab- und zufahrenden Boote, der Commandoruf, das englische und amerikanische God damn', das Coramba der Spanier, das französische Sacre und das holländische den Duivel hörte man aus dem allgemeinen Wirrwarr von Tönen am Schluß dieses Tages. Dieses Stimmenchaos erstarb jedoch, als die Amerikaner dem Kai sich näherten; und nachdem die Beurlaubten an Bord des Kutters und der Pinasse getaumelt waren, blieb Niemand Zeuge ihrer Abfahrt als wenige Guardacostas, deren Beruf sie in der Nähe der Küste hielt.

Es war eine herrliche, ruhige Bai, über welche jetzt die Boote des Macedoniers steuerten. Zur Rechten die Forts von Callao, und die lange Reihe von Wällen mit Bajonetten spanischer Soldaten besetzt. Zur Linken, vorn und hinten, geankert, die beiden Fregatten, der Macedonier und die Esmeralda; letztere ein neues, gut equipirtes und auf sechs Monate Kreuzens mit Mundbedarf versehenes Schiff, und ein wenig weiter ab die brittische Fregatte Hyperion; alle drei in halber Kanonenschußweite von den Festungswerken. Unter den Kriegern verkehrten sorglos die Handelsleute. Einige schwarze Wallfischfahrer punktirten hin und wieder die Bai, und fern in dem Schatten der Insel San Lorenzo lag das Blokadegeschwader der Patrioten unter Lord Cochrane.

Im Hinterschiffe bei den Tauen saßen in der Pinasse zwei Seekadetten. Zu Haus an dem väterlichen Kaminfeuer in Roanoke hätte der Jüngste noch für einen Knaben gegolten; aber hier im stillen Meere, als Offizier auf einer Yankeefregatte

*) Die glänzende Waffenthat, auf welche sich vorliegende aus dem Atlantic Souvenir for 1829 (Philadelphia) entnommene Erzählung gründet, fällt in die erste Zeit der peruanischen Revolution. San Martin hatte, nachdem er Chili vom spanischen Joche befreit, bald nachher die alte Hauptstadt Perus in Besitz genommen.

mußte Schwert und Pistole gewarten, wer ihn nicht als Mann wollte gelten lassen. Es lag etwas Gebieterisches in seinem Wesen, und die Matrosen an den Rudern betrachteten ihn mit achtungsvoller Freundlichkeit und bereitwilligem Gehorsam, was ihn als Liebling der Schiffsmannschaft beurkundete. Statt des Chapeau bas, den sein Gesellschafter trug, lag ein großer peruan'scher Strohhut neben ihm, während ein schwarzes um den Kopf gewundenes Halstuch ihn gegen die feuchte Luft schützte, welche bereits über das Wasser zu streichen begann. „Ums Himmels willen, Heinz," sagte sein Nebenmann, indem er den Sombrero aufhob und den ungeheuern Rand gegen den Himmel maß, „woher bekamst Du diesen Segelschirm? Was mußtest Du gegen deinen Hut in den Kauf geben?" „Ein zu langes Garn, um es jetzt auszuspinnen!" versetzte der Virginier, sichtbar nicht gemeint, sich darauf einzulassen, „laß Du den Strohhut ruhen, und hab auf's Tau des Ruderstockes Acht. Wir liegen quer vor den Klüsen des Kauffahrers." Der plötzliche Stoß, der die Ruder aus den Riemklampen riß, brachte solche Verwirrung an Bord der Pinasse hervor, daß ihre Unterredung unterbrochen ward. Der Ruf von dem Kauffahrer ward beantwortet. Die Commandoworte: „Back gebraßt!" „Sachte!" „Rojet die Steuerbordruder!" „Fort, Bursche!" folgten rasch auf einander, und die Pinasse schoß an dem Schiffe hin, das ihren Lauf für den Augenblick aufgehalten. Alle Fahrzeuge, an welchen das Boot bis jetzt vorbeigefahren war, hatten es in der gewohnten Entfernung begrüßt, und es war jetzt gerade unter dem Bug der Esmeralda. „Sonderbar, daß die spanische Fregatte nicht grüßt!" bemerkte der Virginier. „Ein so schönes Schiff sollt' auch eine munt'rere Wache an Bord haben. Eine Schlafhaube ist's, deren Bajonett ich hinter dem großen Mast erblicke." „Die lassen sich's wohl seyn," entgegnete der Erste; „ich traf einen Trupp spanischer Gentlemen, welche zu einem Mittagsmahl an Bord gingen, als ich diesen Morgen landete, und der Guardacosta sagte mir, daß sie mit Sonnenuntergang noch nicht zurück wären." „Um so toller von ihnen," antwortete der Andere, „es so zu verpassen, da Cochrane auf zwei Kanonenschüsse nahe ist." „Der wird ihnen Nichts in den Weg legen," meinte jener; „er liegt so müssig, daß seine Leute bald nicht mehr die Brasse von dem Bauchgurt unterscheiden." „Ich weiß nicht," fuhr der Virginier fort, „seine Boote wiesen uns deutlich genug die Zähne als wir hier landeten, und sein Flaggenschiff segelte uns so ritterlich in den Weg, als ich's nur je gesehen." „Bloß zur Schau," versetzte der Andere. „Der Commodore," erwiederte der Virginier, „war dieser Meinung nicht; sonst hätte er nicht Alles auf die Posten gerufen und sich schlagfertig gehalten. Nein, nein! Cochrane wird sich, ehe viel Zeit vergeht, an die Esmeralda machen. Schilt mich abergläubisch, aber ich möchte nicht um die breiten Wimpel eines Commodore heute Nacht auf ihr meine Hängmatte an die beste Schalme hängen. Mir sieht sie aus, als wäre ihr Schicksal schon bestimmt. Ihre Segel gespannt, die Kanonen aufgepflanzt, und doch so todtenstill; keine lebendige Seele auf dem Verdeck, uns anzurufen, kein Laut um sie her, als das Spülen der Fluth an die Klüse." Die weitern Bemerkungen des Virginiers unterbrach der laute Anruf von dem Macedonier. Er ward schnell beantwortet, und in kurzer Zeit standen die Matrosen mit ihren Offizieren auf dem Verdeck der Fregatte.

Das Geräusch bei der Ankunft der Boote war schnell vorüber, die Matrosen gingen nach dem Vorderkastell und hörten einem unendlichen Minnelied zu, das eine sentimentale Blaujacke ihren Genossen vortrillerte. Nachdem die Offiziere auf dem Halbverdeck Bericht erstattet, begaben sie sich für die Nacht hinein, oder traten zu den verschiedenen Gruppen, die auf dem Hinterschiffe lungerten. Auf dem Gestell einer Kanone, seinen Sombrero auf dem Knie und von einem Trupp Seevolk umgeben, saß der Virginier. Der peruanische Hut war von einem Matrosenkopf auf den andern gewandert, und hatte manchen derben Scherz veranlaßt; und mit all der Würde, die das Interesse seiner Erzählung ihm gab, begann sein Eigenthümer die Art, wie er in seinen Besitz kam und warum er ihn trug, zum Besten zu geben.

Seht, Kameraden, der Zahlmeister und ich hatten unsre Rechnung abgeschlossen, und ich wollte einen Ausflug nach Lima machen, nicht um einen Rausch zu holen, versteht mich, sondern um Etwas zu haben, das mich an Roanoke und Alt-Virginien erinnerte. Ich stieß ab auf dem Kutter, und miethete mir am Strand das Pferd eines Guardacosta, den ich als Wegweiser mit mir nahm und neben mir hertrollen ließ. Die Sonne war untergegangen, als wir den Kai verließen, und ein Nebel ergoß sich von der See her, der selbst die Bäume an den Seiten der Strasse vor uns verhüllte. Wir waren die einzigen Reisenden; nur einige Maulesel zogen an uns vorüber. — Ich unterhielt mich mit dem Guardacosta in gebrochenem Spanisch, bis wir plötzlich Pferdehufschlag hinter uns vernahmen. Nach einer Weile sprengte ein gut berittener, in den Poncho und den Sombrero des Landes gekleideter Reitersmann in vollem Galopp an uns vorbei. Kommen und Verschwinden war eins. Seine Erscheinung fiel mir auf. Er ritt mit gewöhnlichen Steigbügeln, nicht in den Holzschuhen der Peruaner. Auch glaube ich, daß er Pistolenhalfter hatte, und auf das lange gerade Schwert, das an seinen eisernen Bügeln klirrte, wollte ich schwören; der Guardacosta beobachtete alle seine Bewegungen. „Bravo!" rief er, als der Unbekannte bei einem weiten Seitensprung, den sein scheues Roß neben uns machte, unbeweglich im Sattel sitzen blieb. „Bueno caballero, der Bursche sitzt nicht übel, Sennor." „Wie ein Held!" versetzte ich, gleich erfreut über die Geschicklichkeit des Reiters; ehe ich jedoch ausgesprochen hatte, war er verschwunden, und wir setzten unsre einsame Wanderung fort. Als wir ungefähr eine Meile weiter geritten, sprengte der Reiter zu unsrem großen Erstaunen mit verhängtem Zügel wieder an uns vorüber. Dieß Mal aber kam er in der Richtung von Lima und ritt so wüthend daher, daß er beinah den Guardacosta über den Haufen warf. Als er hinter uns war, wandte er sich plötzlich, und sprengte linkwärts hin. Kaum war er im Nebel verschwunden, als eine spanische Reiterwache mit beinah gleicher Schnelle auf uns zuritt. Der kommandirende Offizier schwenkte sein Pferd mir zur Seite und fragte mich in gebieterischem Ton, welche Richtung der einzelne Reiter, dessen Aus-

sehen er beschrieb, genommen hätte. Ich war nicht gemeint, den Angeber zu machen, und sprach eben so schnell Englisch, als er Spanisch. Er fluchte die Kreuz und die Quere und wiederholte endlich seine Frage gegen den Guardacosta. Ich fürchtete, daß dieser mit Allem hervorplatzen würde, und berechnete den Vorsprung, den jener gewonnen hätte, als mein Führer versicherte, daß der Caballero die Richtung nach Callao eingeschlagen hätte, und im Nu sprengten ihm die Sbirren dahin nach. Wir setzten unsre Reise fort. Der Peruaner lachte aus vollem Hals und verhehlte auf keine Weise seine Freude, ihre Fährte also durchkreuzt zu haben. „Santa Maria! wie der ritt, und die verwünschten Spanier wollten ihn überholen!" sprach er laut für sich hin. „Ihr sprecht nicht sehr liebreich von Euern Freunden," bemerkte ich. „Freunden," wiederholte mein Begleiter in einem so feindlichen Ton, als ich jemals hörte. Er legte seine Hand an den Sattelknopf, warf den breiten Rand seines Strohhuts zurück, und erhob seinen Körper um mehrere Zoll höher, als er mir mit seinen scharfen, durchdringenden Augen voll ins Gesicht schaute, um in der tiefen Dämmerung den Ausdruck derselben zu erspähen. Einen Augenblick schaute er vorsichtig um sich und flüsterte dann schnell: „Ich bin ein Peruaner, Sennor, aber kein freigeborner Mann. Wer machte mich, wer machte die Incas zu Sclaven? Die Spanier!" der Guardacosta hielt inne; und fuhr dann zuerst auf San Martin's Lager, dann nach der chilesischen Flotte deutend in nachdrücklichem Tone fort: „Nein, Sennor, dort sind unsre Freunde!" Kaum erkannte ich den stupiden Zollhaussclaven in dem Manne wieder, der mit mir sprach. Sein ausgestreckter Arm — seine kühne Haltung — seine aufrechte Gestalt, die sich in dem Abendnebel sehr groß ausnahm, gehörte, schien es mir, einem andern Wesen an. Doch die Veränderung war nur augenblicklich. Der Soldat war verschwunden, und bevor ich ihm erwiedern konnte, war er wieder das, wofür ich ihn genommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bairam.

(Fortsetzung.)

Der Donner von hundert Kanonen kündigte den Morgen des Bairam an; hundertfach erwiederten den Gruß des Geschützes die zahllosen Schiffe der Nationen des Morgen- und des Abendlandes, deren bunte Flaggen im ganzen Umfange des goldenen Horns wehten. Einen herrlicheren Anblick als Konstantinopel in solchen Momenten giebt es nicht. Von dem Boot, welches uns von Galata nach dem entgegengesetzten Ufer übersetzte, hatten wir eine vollkommen umfassende Aussicht auf das Amphitheater. Die über die Stadt aufwirbelnden Rauchwolken trieb der Wind landeinwärts; durch die düstern Säume derselben erblickte man zuweilen, wie in einem flüchtigen Traum, Bruchstücke von Moscheen, Minarets, rothen Häusern, dunkeln, grünen Gärten, den großen Cypressen der Kirchhöfe, und alten rothen Zinnen, unter und übereinander, je nachdem die Wolken darüber hinzogen; und dieses Alles schien vom Mittelpunkt aus betrachtet, in einem ungeheuern Chaos sich zu verlieren. Als wir landeten, waren wir im buchstäblichen Sinne des Wortes geblendet durch das Farbenspiel der Kleidung der Einwohner. Der Reichthum und die vollendete Arbeit dieser Kleider ist etwas ganz Außerordentliches. Von Armuth — Lumpen — sieht man kaum eine Spur. Das Bairamskleid, ein Staatsanzug in jeder Familie, ist ein Erbschaftsstück; manche, deren Besitzer nicht über die Gebühr lange leben, vererben sich bis auf die dritte oder vierte Generation. In der Türkei weiß man von keiner Mode im europäischen Sinn, und Trachten aus den Zeiten Mohammeds II oder des Sultans Orchan sind immer noch die ächten, und die Leute können sich recht schön darin ausnehmen, wenn es ihnen beliebt. Dennoch ist Putz und Ziererei nirgend in der Welt so sehr zu Hause wie hier, da das Zustutzen des kohlschwarzen, dreieckigen Bartes, die Sorge, daß der Turban leicht sitze — was dem Moslim ungefähr dasselbe ist, was bei uns dem Stutzer seine Cravatte — der gelben Papanschen, der dreifach mit Edelsteinen besetzten Pistole und des mit Bildnerei verzierten Handschars nicht zu vergessen, lauter eben so ernsthafte Gegenstände der Berathschlagung an der Toilette sind, wie die Morgen-Beschäftigungen unserer glänzendsten Merveilleur. Wie in Italien, so erkennt man in der Türkei beim ersten Blick auf einen Volkshaufen die Provinz, aus der Jeder ist: am gestreiften Shawl den Syrier, an der grünen Farbe den Emir, an der weißen den Mamelucken 2c. Der Sultan hält am ersten Tag des Bairam gewöhnlich einen feierlichen Zug durch die Stadt von der Moschee des Sultan Achmet über den Atmeidan nach der hohen Pforte des Serails. Wir nahmen unsern Stand in einem kleinen türkischen Kaffladen am Eingang einer der Straßen, durch die er kommen mußte. Die Straße war so enge, daß die gegenseitigen Bewohner sich aus ihren Häusern beinahe die Hände hätten reichen können. Sie war überdieß ganz ungepflastert, und hatte so viel Staub als die trockene Hitze des Augusts und der Trott der hier den ganzen Morgen über fast ununterbrochen defilirenden Reiterei nur immer hervorbringen konnten. Um zwölf Uhr verkündete das entfernte Gesumse der Menge, daß der Bruder der Sonne und des Mondes herannahe.

So prächtig indeß der Zug ist, so hat er doch auch seine Makel und Blößen. Das Erste was ich bemerkte, war eine dieser Blößen. Ich machte mir immer einen sehr hohen Begriff von den Janitscharen. Ich hielt sie für so tapfer und für beinahe eben so gut discipliniert als die Orange-Yeomanry von Ireland. So wußte ich auch, daß sie sehr fromm waren, und nie einem Menschen den Hals abschnitten, außer aus Gottesfurcht und Achtung gegen den Koran, welchen sie verstanden, ohne daß sie ihn zu lesen brauchten; daß sie ferner eine seltene Loyalität besaßen und ihrem Souverän unverbrüchlichen Gehorsam leisteten, so lange als der Souverän selbst ihnen gehorchte. Natürlicher Weise kleideten sie sich wie Herren, und waren die einzig tüchtigen, guten und weisen Leute im Lande. Indem ich so weise Betrachtungen anstellte, erschien die Elite der türkischen Nation. Aber was sah ich? Ich glaubte mich auf eine Dorfmusterung versetzt, denn diese furchtbaren Janitscharen verwandelten sich auf einmal in eine Rotte schmutziger Handwerker, mit hohen Mützen

auf dem Kopf, von welchen der berühmte Canesaß-Aermel *) herabhing, und mit langen, weißen Stäben in der Hand, die Jedermann — Gläubigen oder Ungläubigen ihr „Mohammed Resaul Alla" ins Ohr raunten. Dieses Falstaffs-Regiment von Rekruten also sollte das Corps seyn, das einst ganz Europa zittern machte. Sie schlenderten einher ohne Reihe und Glied, hielten inne oder marschirten wie es ihnen einfiel, und schienen nicht den geringsten Begriff von Ordnung und Disciplin zu haben.

An dieses Gesindel schlossen sich einige besser aussehende Truppen an, nämlich die Delis, die „Tollen" **), und hinter diesen die Topdschi's, (die Artilleristen). Sodann folgten die Großwürdenträger des Reichs in ihrer von Gold- und Silber-Brokat starrenden altbyzantinischen Tracht, die mit Nichts verglichen werden kann als mit dem Staat des römischen Senators am Ostertag, wenn er die Ehre hat, an den Stufen des päpstlichen Throns den Dienst zu verrichten.

Von Wägen bekommt man in Konstantinopel Nichts zu sehen, als etwa Sänften, wenn man diese so nennen will, deren sich die Haremsdamen bedienen und die bedeckten Ochsenkarren, die bei den Armeniern so hoch in Gunst stehen. Die vornehmen Herren ritten alle und sie blickten von ihren Pferden mit einer so wichtigen Miene herab, als ob sie ihren Posten gerade erst angetreten hätten und denselben nie wieder verlassen würden — ein gewöhnlicher Irrthum bei Ministern, besonders bei den türkischen. Ohne Zweifel sind seitdem die meisten von ihnen gleich ihren europäischen Standesverwandten in die gewöhnliche Vergessenheit versunken, nachdem sie zuvor den Kopf verloren. Der Mufti, die Ulemas und der Kislar Aga bezauberten mich besonders. Diese so verschiedenartigen Subjecte findet man in keinem anderen Lande so nahe beisammen. Der Kanzler — Erzbischof — man denke sich! mit der Ernsthaftigkeit und dem geheimnißvollen Wesen des Oberhofgerichts zur Seite, und das Ganze angeführt von dem Oberhaupt der schwarzen Verschnittenen! Eine solche Zusammenstellung würde jedem unserer Kirchen- und Staats-Männer großes Aergerniß gegeben haben; zumal, wenn ihr Oberhaupt nicht bloß am Häßlichsten, sondern auch am Gescheidtsten ausgesehen hätte, wie es bei dieser Partie mit dem Kislar Aga der Fall war. Obgleich ein dickköpfiger Caliban mit gelben Augen wie ein Südsee-Götzenbild, und sauertöpfisch wie ein Cerberus, nahm sich der Halbmann stattlich genug aus. Sein Benehmen gefiel mir, und ich glaube, er könnte, was das Aussehen anbelangt, mit Vortheil in Europa eingeführt werden. Der Kislar Aga ist Herr von Athen (freilich gegenwärtig in Partibus), hat den großen Harem in Konstantinopel, und kommandirt sein Departement so gut als ein General die Schatzkammer.

Der Mufti war ein Modell für Kanzler und Erzbischöfe; er hatte keine Perücke, aber einen Bart, der, so wie seine Entscheidungen, ihm selbst angehörte. Dann kam der Reis-Effendi. Ich weiß nicht ganz gewiß, ob er nicht damals seinen ersten geographischen Cursus machte: aber das Regieren geht hier, wie anderer Orten, gleich einem Dampfwagen, der eines Fuhrmanns nicht gerade bedarf. Die „großen Ungelehrten" sind bei dieser besten aller möglichen Regierungen zahlreich, und sie gestehen es so ehrlich und geradezu, als hätte man sie im Verdacht, sie seyen unterrichtet. Unmittelbar neben dem Wesir ritt ein wohlgenährter, nachdenklicher, steifer Mann, der sich so wenig um die Köpfe anderer Leute als um seinen eigenen zu bekümmern schien; eine militärische Person und der wahre Minister, welchen das Schicksal hätte zu einem Sultan machen sollen. Der Sultan selbst kam zuletzt. Schon damals las man in seiner äußerst ausdrucksvollen Gesichtsbildung den hohen und entschlossenen Charakter, welcher ihn seitdem ausgezeichnet hat. Das Auge war ruhig, tief, und herrschend; die etwas aufgestutzte Nase trug das Zeichen eines unerschrockenen kühnen Geistes; seine, unter dem starken, kohlschwarzen Bart kaum sichtbaren Lippen waren aufgeworfen und gebieterisch: die ganze ruhige, konzentrirte Physiognomie, welche nicht den geringsten Zug menschlicher Leidenschaft verrieth, war in die feinste Form verschmolzen, und von einem sanften, gleichfarbigen Olivengelb ohne eine Spur von Blut. Wenn man ihn mit denen verglich, welche voran ritten, so fiel seine Ueberlegenheit an Geist und an Würde auf. Nur die Augen schienen zu denken. Alles Andere war stier und blaß und marmorn wie der Tod. Er hielt das Schicksal von Millionen in seinen Händen, und er fühlte dieß. Er trug sich wie ein Herr der Menschen, wie ein König der Könige. So wie er an seinen Unterthanen vorbei kam, verhüllten sie sich vor ihm. Seine Kleidung war edel einfach. Der schwarze Marder- oder Zobelpelz und die diamantene Aigrette waren die einzigen Insignien seiner Macht. Vor ihm ritt sein Schatzmeister, der neugeprägte Para's auf die Köpfe seines treuen Volkes regnen ließ (und flogen selbst einige ins Gesicht), hinter ihm sein Secretär, welcher die Bittschriften der Unglücklichen und der Bedrückten in sein gelbes Portefeuille aufnahm. Seine Leibgarde umgab ihn. Ihre fantastischen Helme, ein anderes verdorbenes Denkmal des oströmischen Reichs, warfen einen so seltsamen als prächtigen Glanz auf die Scene. Eben so zahlreiche Abtheilungen wie diejenigen, welche voran gegangen waren, schlossen den Zug und so hielt der Sultan den Einzug in sein Serail, nicht unter dem Freudengeschrei, sondern unter der Verehrung seiner ihn begleitenden Unterthanen, denn Vivatrufen wäre dem Türken zu unanständig und zu mühsam. Während der ganzen Zeit hielt er sich bewegungslos auf seinem Pferd, da die Etiquette einem Bruder der Sonne und des Mondes nicht gestattet, ein Zeichen der Sterblichkeit von sich zu geben.

Der Rest des Tages wurde zugebracht mit Opfern und Beten, in pflichtmäßigem Genuß des Lamms, und mit vielen Albernheiten zu Ehren Mohammeds und des Propheten Abraham. Der Hausvater schlachtet das Thier, und macht alle Ceremonien des alten Gesetzes durch, so blutig und widrig sie auch sind. Sonderbar, daß bei einer Religion, welche sich auf ihre Geistigkeit so viel zu gut thut, ein so materieller Gebrauch bestehen konnte, wie dieses Glieder-Abschneiden und Blut-Ablassen. Sehr wahrscheinlich hat man, ohne eigentlich sagen zu können, warum, die alte orientalische Gewohnheit beibehalten, so wie man oft mitten unter dem gebildeten Dialekt der Ebene noch einen eigenthümlichen Gebirgsausdruck vernimmt. Es mag sich damit verhalten wie es will, so hörte ich keinen Türken sich darüber beklagen: es ist so bequem, zu essen, und zu gleicher Zeit den Gottesdienst zu verrichten.

(Schluß folgt.)

*) Scheich Hadschi Begtasch hatte von Murad I 1362 den Auftrag erhalten, das neuerrichtete Corps der Janitscharen zu weihen. Da schnitt er den Aermel seines weißen Oberkleides ab, stülpte denselben auf den Kopf eines der Soldaten und sprach: „So sollen sie die Feinde schrecken und Jenitscheri heißen." Seitdem blieb dieß die Form der Ceremonienmütze der Janitscharen, welche einem auf den Kopf gestülpten und hinten breit herabfallenden Aermel glich, und vorne, wo sie senkrecht in die Höhe stieg, für den Löffel, womit der Pilaw oder gekräuselte Reis gegessen wurde, ein messingenes Futteral hatte.

**) Freiwillige (Serdengetschdi), die auch Seelenspieler (Dschanbaßi) genannt wurden und täglich 10 Asper mehr Sold bekamen.

München, in der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 162. 11 Juni 1829.

Die Wasserjagd in England.*)

Ich will damit beginnen, meinen Vogeljäger, sobald er seine vollen 15 Jahre hat, in ein irelándisches Moor zu versetzen, worin er bis an die Knie nach Schnepfen watet. Dieses betrachte ich als das Abc des Waidwerks. Er sieht dort das Wasserhuhn seine Kreise ziehen, hört das Rauschen der Rohrdommeln, den Aufschrei des Reihers, das Pfeifen des Brachvogels; bemerkt den Reigen der wilden Gänse; die List des Kibizes, das einzelne Umherkreisen des Regenschreiers, den schnellen Flug der Kriechente; und lauscht auf den lieblichen Ruf des Rothhalses. Dergleichen Abwechselung bringt die glimmende Asche in Feuer: Adieu jetzt Ruhe, Tisch, Kleiderstaat, Wärme! Der junge Waidmann steht, sobald der Herbstnebel sich aufhellt, auf einem Hügel und spürt Brauch und Art der wildesten Natur nach. Wirklich giebt es kaum Leute von größerer Hartnäckigkeit, von mehr natürlichem Verstand und mehr Beobachtungsgabe, als diejenige Klasse der Irländer, die unmittelbar hinter ihren Kartoffeln und Ferkeln aufwächst; da ich jedoch in England schreibe, so will ich geziemender Maßen, meinen Schauplatz an die Sümpfe von Lincoln oder Cambridge, an die Küsten von Norfolk oder Essex, verlegen.

Schon mit Anfang des Augusts beginnt um die Seen (broads) von Norfolk, welche der Mehrzahl nach mit einem starken Dickicht von Schilf oder Binsen umgeben sind, als die einfachste und leichteste Vorübung — das Knatter-Schießen, (Flapper Shooting), eben wenn die Wasserhühner flügge werden. Ein Tag mag bei dieser Arbeit leicht aufgehen. Die jungen Vögel fliegen bloß von einer nahen Stelle zur andern, ab und zu am Schilfrohr. Der Rohrhahn, die Tauchente, das Wasserhuhn, der Eisvogel bieten sich fortwährend dem Schuß dar und machen die Jagd für Aug und Hand angenehm und ermunternd.

Aber es giebt um diese Jahrszeit noch ein anderes Waidwerk, das vielleicht noch anziehender seyn möchte, weil die Lust heimlicher und verstohlener ist. Die Seen in Norfolk sind voll herrlicher Fische, welche jenen Vögeln zur Nahrung dienen; und die Ufer bilden ein treffliches Lager für verlaufene Phasanen. Bei Frost und Schnee werden die größern Flüsse, nebst den angrenzenden Buchten, von Wasserhühnern, Rothhälsen und anderm Geflügel dieser Art als ein Schutzort gesucht. Hat man also Muth genug, die Stunden an dem Gestade des Flusses zu verschandern, oder halbe Nächte lang im pfeifenden Wind einer kleinen Insel vor Anker zu liegen; so kann es nicht fehlen, daß die Waidtasche mit auserlesener Beute gefüllt werde und Gelegenheit genug sich darbiete, den Freunden bei der Flasche Geschichten zu erzählen, welche unsre Ausdauer und Kühnheit in beneidenswerthem Glanze zeigen. Man denke sich einen Marsch, bis an die Knie im Schnee, über ein weites Moorland, sobald die Dämmerung einbricht; der bleiche Mond dringt durch ein schwarzes Gewölk im Osten, und giebt gerade genug Licht, um das Geflügel durch die matte Helle des Westens hinstreifen zu sehen. Man stelle sich die Flocken vor, die in düstern Massen auf das Ufer herabsinken; ihr Rieseln in dem Gewässer; den Schrei der wilden Ente; das Klappen der Flügel; dann den Jäger, wie er auf den Knien zu einem vortheilhaft gelegenen Busch, oder in das Schilfrohr kriecht, vor ihm eine Aussicht von fünfzig Schritt auf den beschneiten Grund, eine sichere Flinte zur Hand, einen muthigen Hund zur Seite: — und Keiner, der für Natur und Waidwerk Sinn hat, wird sich nach dem Haus und seiner Bequemlichkeit umsehen.

Soll dieß jedoch mehr Arbeit, als Zeitvertreib scheinen, und der Gedanke daran selbst vielen Großprahlern Herzfrösteln machen, so läßt sich die Sache freilich auch auf mildere, annehmlichere Art unternehmen: da wandert man, nach einem guten Frühstück von Sumpf zu Sumpf, von Bach zu Bach; kriegt wohl, wenn Einem kein anderer Feiertagsschütze dazwischen kommt, ein oder zwei Vögelein weg; zieht mit der 12 Fuß langen Flinte und seinen Neufoundlandshunden, mit Wasserstiefeln und Munition in ein Wirthshaus; hört dort einen geschwätzigen Gesellen an; glaubt ihm, wie einem Evangelium; folgt seinen langen Beinen meilenweit; schießt auf 200 Schritt Entfernung; kehrt endlich verdrüßlich und todesmatt mit Einbruch der Nacht nach Hause, und ist, um die Ehre zu retten, genöthigt, alte Vögel, das Paar um sieben Schillinge, zu kaufen, und 5 Pfund für das Vergnügen des Tags sich anzurechnen.

Noch aber giebt es, um zu den muthigen Nachtmännern zurückzukehren, eine Jagd, welcher nur die kühnsten Fischer und die auf Moor und Sumpf ausgelerntesten Veteranen sich unter-

*) The Sporting Magazine, Decemb. 1828.

ziehen können; nämlich an den großen Flüssen, da wo sich dieselben in die See einmünden, oder auch wohl an der Seeküste selbst. Diese Jagd, bei der man vom Nachen aus schießt, ist mit vielem Geschäft verbunden, und erfordert eine eigene Genossenschaft, die sich wechselseitig unterstützt: nie darf ein Nachen allein abstoßen, oder es muß wenigstens, falls dieses geschieht, eine zum Voraus mit den Andern verabredete, besondere Unternehmung vorliegen. Gewöhnlich findet eine solche Jagd in strengen Winternächten statt, wenn die Sterne im hellsten Glanze scheinen und der Mond sein Licht dazu wirft. Das Federvolk des hohen Nordens hat sich um diese Zeit von den Polargegenden in unser milderes Klima herabgezogen. Endlos würde es seyn, alle Abtheilungen dieser Einwanderung aufzuzählen. Die zahlreichste Klasse der Fremdlinge bilden die Schwarz- oder Rothgänse. Diese erscheinen in so ungeheuren Schaaren an den Küsten von Norfolk und Essex, daß sie fast die Luft verfinstern und in einer zusammenhängenden, endlosen Fluglinie wahrgenommen werden. Wenn die Fluth des Meeres wächst, steigen sie allmählig am Horizont auf, und wenn die Ebbe eintritt, kann man in dem Zug dieser Thiere mehrere Lücken wahrnehmen, und so die einzelnen Geschwader unterscheiden, welche ihre Richtung nach verschiedenen Gegenden der schlammigen Küste nehmen. Eine Schaar derselben zu erkennen, erfordert keine Kunst; denn immer sind sie in großen Massen beisammen; lassen sich mit einem gewaltigen Getümmel nieder, und erheben, wenn sie wieder aufsliegen, ein Geschrei, das man, verbunden mit dem Geräusch ihrer Flügel, in einer stillen Nacht auf zehn Meilen weit hört. Dann kommt der wachsame Schütze aus seiner windsichern Stelle am Ufer hervor, und sein Gefährte bleibt ihm in der nöthigen Gesichtsferne. Beide legen sich platt auf den Boden des Kahns, Gestalt und Feuergewehr dicht vom nahen Schilf bedeckt; Nichts ist ihnen selbst sichtbar, als das kurze Ruder, das von ihrer Hand gelenkt wird. Sie richten sich ganz nach dem Wind, der Anzahl, in welcher die Vögel sich niedergelassen haben, der Zeit der Fluth, und selbst nach den Stimmen des Schwarms bei ihrer Annäherung, welcher, wenn alle Umstände günstig sind, ungefähr 60 Schritt Schußweite läßt. Sind dann zwei Kähne glücklich genug, dem schnatternden Hansen in beide Seiten zu kommen, so haben die beiden Flinten die Kähne bald gefüllt. Im Augenblick, wo das gröbere Geschütz abgefeuert wird, beeilt sich das Gefolge, mit leichterem den Fliehenden nachzuschießen, oder den Verwundeten vollends den Rest zu geben. Dieß ist, besonders bei den nur unbedeutend verletzten Vögeln, eine sehr schwierige Arbeit; denn diese ziehen sich nach dem gefährlichen Schlamm, und zerstreuen sich bald nach allen Seiten. Die Jäger mit ihren Schlammschuhen oder Schlammbrettern versinken oft tief, und gerathen nicht selten in ernstliche Gefahr; aber die Beute steht in gleichem Verhältniß mit dem Wagestück, und darum weg mit jeder Besorgniß!

Der Bairam.

(Schluß.)

Der zweite Tag des Bairam übertraf an Glanz den vorhergegangenen bei Weitem. Das große Dscheredspiel sollte in Gegenwart des Sultans in der Ebene bei Foudonkly Statt finden. Foudonkly ist eine schöne Villa Seiner Hoheit, gegenüber der Spitze des Serails unter der Höhe von Pera. Hier bringt der Sultan einen Theil seiner Sommermonate zu, wenn er der Staatsgeschäfte und seiner stolzen Hauptstadt los seyn will. Der ganze Bosporos ist mit solchen Landsitzen übersäet, und wenn man gegen das schwarze Meer hin segelt, geräth man jeden Augenblick in Versuchung vor ihren langen weißen Façaden zu halten, um sich an der ausnehmenden Schönheit der umgebenden Gehölze, der Lebhaftigkeit und dem Reichthum ihrer Köschk und Fontänen, und der Einfachheit und dem ausgesuchten Geschmack der ganzen Anlage zu waiden. Keine Nation hat einen so tiefen und innigen Sinn für das Pittoreske wie der Türke. Ich kann nur den benediktiner Mönch mit ihm vergleichen. Wo man eine türkische Fontäne oder ein Benediktinerkloster erblickt, kann man überzeugt seyn, daß Etwas abzusehen ist. Man beobachte sie auf ihren Reisen: wenn sie absteigen, so geschieht es stets wegen des dichten Schattens des prächtigen Gebirges gegenüber, des herrlich fließenden Stromes in der Tiefe. Die Hälfte des Tages bringen sie in dem Genuß dieser Naturscenen zu: sie saugen eine Art düsterer Ruhe ein, die sie ganz hinreißt. Dem Türken ist das Leben ein Traum, und der Tod ist für ihn nur ein gesünderer Schlaf.

Frühe am Tag strömten alle Bewohner von Konstantinopel nach dem Schauplatz ihrer Lieblings-Unterhaltung. Der Dscherid ist ein stumpfer Wurfspieß, verfertigt aus den schweren, elastischen Aesten des Palmbaumes. Man wirft ihn zu Pferd, und zwar mit einer Geschicklichkeit und Gewandtheit, die in Europa ihres Gleichen nicht fände. Das Spiel scheint saracenischen Ursprungs zu seyn; in Egypten, Bagdad ꝛc. ist es weit gebräuchlicher als in dem nördlichen Theile des Reichs. Von dem Alter von zwölf Jahren an bildete es die Hauptübung der jungen Mameluken, die sich in den Ebenen bei Boulak und Cairo Tage lang damit zwischen den Gräbern der Kalifen umher trieben. In Spanien hatte es eine vollkommenere Form angenommen; und noch immer hallen die Lieder der ältern Minnesänger wieder von den Thaten der maurischen Ritter. In wie weit dieses Spiel auf andere Länder Europa's Einfluß hatte, bleibt zweifelhaft. Ich möchte jedoch unsern nordischen Rittern nicht zu nahe treten, indem ich annähme, sie hätten solcher Eingebungen von der Ritterschaft der Ungläubigen bedurft.

Der für diese Darstellung bestimmte Circus war sehr gut eingerichtet. Er hatte ganz den Charakter der alten Turnier-Schranken. Gleich den Logen in einem Schauspielhaus erhoben sich vier Erdaufwürfe, wovon einer für die Männer, der andere für die Frauen, der in der Mitte für den Sultan und seinen Hof bestimmt, der vierte ein mit einer Reihe von Bäumen umschlossener Platz war. Es war wirklich ein großartiges Schauspiel. Die Bevölkerung einer unermeßlichen Hauptstadt in vollkommener Ordnung umhergelagert, die Gegenwart ihres Souveräns, ein Himmel vom schönsten Blau, ringsum eine Natur voll Reichthum und hehrer Schönheit, Alles Gegenstände, welche den Geist in eine erhabene Stimmung versetzten, und ihn auf die hohen Thaten vorbereiteten, welche folgen sollten. Die Frauen, viele

Tausend an der Zahl, trugen alle gleiches Costüm, und der weiße Schleier und Mantel, jede Verschiedenheit in den Formen verwischend, verliehen ihnen auch allen gleiche Gestalt — im auffallendsten Contrast mit der mannigfaltigen Pracht der gegenüber befindlichen Gruppen, welche, soweit das Auge ihre ausgedehnte Reihen entlang lief, von Scharlach, Gold, Stahl und Silber flimmerten. Der Sultan saß etwas höher als die Andern; er war von vierhundert Jünglingen umgeben, alle in weiße Leinwand gekleidet, und in symmetrischen Reihen um die vier Seiten des Thrones sitzend. Dann kamen die hohen Staatsbeamten, welche ungefähr das nämliche Costüm hatten, wie den Tag zuvor. Seine Hoheit hatte gerade ihre Huldigung empfangen, und war von ihnen mit einer Jungfrau beschenkt worden, der schönsten, welche in seinen Staaten zu finden war — eine alljährige Gabe für seinen Harem von den Großen seines Hofes. Kurz nachdem er sich niedergelassen, wurde das Zeichen gegeben, und man sah von unten eine reich gekleidete Schaar Edler des Hofes anrennen. Sie waren zwar nicht auf ein besonderes Costüm beschränkt, aber der allgemeine Charakter des Anzuges neigte sich zum Mameluckischen. Da war das prächtig geschmückte Streitroß von Yemen oder Dongola, oder vielmehr der bessere Mischling von diesen beiden Racen; der hochcarmoisinrothe Sammet-Sattel, die vergoldeten Steigbügel, die Brustschilde von erhabener Arbeit in Gold, die Ataghans mit diamantenem Griff, die blumichten Caschmir-Turbane 2c. Dann folgte ein Anderer und wieder ein Anderer, ähnlich den Vorigen, und alle rückten in ziemlich guter Ordnung nach dem Mittelpunkt des Hippodrom's vor. Rings herrschte vollkommene Stille, bis sie, Front gegen Front, ihre weißen Dscherids richteten und als Vorspiel des allgemeinen Angriffs eine leichte rückgängige Bewegung machten. Es war mir, als befände ich mich in der Mitte jener berühmten Tourniere der Blume der Ritterschaft von Granada, welche Hita mit so viel Begeisterung beschreibt, und als sähe ich die Zegris und die Abencerragen in lebendigere Gestalt und Kraft vor mir. Dann erwachten die noch glänzendern Erinnerungen an die Bajasids Ilderim, die Saladins, die Timurs; und ich nahm meine Zuflucht zu der Beschreibung von Ibn Arabscha *), die ich einige Tage vorher gelesen hatte. — „Die Spitzen ihrer Wurfspieße zitterten," sagt er, „und ihre Dscherids flogen durch die Lüfte, und die Banner ihrer Schwadronen entfalteten sich, und ferne auf dem Gipfel der Hügel erschienen die ruhmbedeckten Helden. Und gleich den blinkenden Schwertern dieses Heeres sind Deine Blitze, o Frühling, und ihr Geschrei gleicht Deinem Donner; und Deine dicken Wolken sind wie der Staub, so sich unter ihren Füßen erhebt, und Deine Gärten und kleinen Hügel sind wie ihr Sattelschmuck und ihre Sättel, und Deine Anemonen wie ihre leuchtenden Banner, und Deine schwankenden und weit ausgebreiteten Bäume wie ihre Zelte, und deren Aeste wie ihre Wurfspieße. Deine mächtigen Winde — das ist Timurs stolzes Herrscherwort, Deine grünen Blätter — das sind seine dunkeln Schaaren; Deine blauen Blumen — seine Vasen, Deine rauschenden Ströme — sein anziehendes Heer; die bewegte Fluth seiner Legionen gleicht Deinen Gärten, wenn der Abendwind über sie hinweht. So schreitet Timur seine Bahn" 2c. Kaum ein Zug des Dichters mangelte hier — jede Zeile war in der Wirklichkeit zu sehen. Nach einer kleinen Pause gaben die Mißtöne der türkischen Trommel das Signal, und sie ritten gegen einander an, das erste Mal aber ohne Heftigkeit. Dieser Angriff war bloß eine Darstellung der Reitkunst. Ihre Reihen mengten sich unter einander, entwickelten sich wiederum und vermischten sich abermals; und dieß geschah mit einer Gewandtheit und Geschicklichkeit, welche die strengste und beharrlichste Uebung nicht immer erreicht. Endlich wurde der erste Dscherid geworfen, und Alles nahm eine ernstere Gestalt an. Die Reiter warfen sich plötzlich herum, indem sie die Wurfspieße über ihren Köpfen schwangen und sie auf den ersten Gegner schleuderten, der ihnen in den Weg kam. In einem Augenblick war der Boden wie mit einem Regen dieser Geschosse bedeckt. Aber dieß brachte eine neue Abwechslung im Gefecht hervor. Jeder Streiter hatte sich außer dem Dscherid mit einem Spieß versehen, welcher am Ende einen eisernen Haken hatte. Wenn der Dscherid geworfen war, so wurde er mit diesem Werkzeug wieder aufgenommen, und die außerordentliche Sicherheit, mit welcher dieß vollbracht wurde, war oft der Gegenstand des Beifalls der Menge. Während des ganzen Kampfes, der mehrere Stunden dauerte, gab es bloß einige Contusionen, aber keine Verwundungen, die eine Unterbrechung der Belustigung zur Folge gehabt hätten. Dieß ist jedoch nicht immer der Fall, und oft nimmt dieses Schauspiel ein schlimmes Ende. Schon am nächsten Tag kostete seine Wiederholung zweien der ausgezeichnetsten Theilnehmer das Leben. Unter dem Schall der nämlichen abscheulichen Musik, mit welcher das Tournier angefangen hatte, wurde es geschlossen; und als Anhang folgten verschiedene theatralische Vorstellungen, als Komödie, Posse, Bärenhatz 2c. Fünf oder sechs Knaben in einer Art von halbweiblicher Tracht und einige Schauspielerinnen gruppirten sich auf dem Rasen gegenüber vom Thron. Von Bühne, Scenerie, Einfassung oder Dekoration durfte man Nichts erwarten. Nach verschiedenen unerklärlichen Bewegungen und einem türkischen Gemurmel, welches bloß Seine Hoheit vernehmen konnte, endete der traurige Versuch, und sie hatten den guten Einfall, ihren Platz einem lebhafteren Schauspieler, dem Bären, einzuräumen. Dieser gefiel dem Mufti besonders wohl, und er schien der Meinung des Lord Sussex in „Kenilworth" zu seyn, welcher gegen Shakspeare und zu Gunsten des Bären entscheidet. Der Führer war ein Türke, welcher seine Schuldigkeit aufs Gewissenhafteste that, indem er nicht mehr lachte als der Bär selbst, und sich oft mit instinktartigem Respekt gegen die von oben herab beifallnickenden Großen verbeugte. Endlich wurden sie auch dieser Belustigung müde, und als der Sultan seine Langeweile mit Etwas, das einem Gähnen glich, andeutete, gähnte der Hof zum Zeichen seiner Beistimmung ebenfalls. Einen Augenblick nachher stand der Sultan auf, und Bär und Führer, Hof und Zuschauer gingen nach Haus.

---

*) Vita Timuri.

Die Lotterie in Paris.

Wer „die letzten Tage eines Verurtheilten", von Victor Hugo, gelesen hat, erinnert sich des Gendarmen, welcher den Helden der Geschichte ersucht, ihm als Geist zu erscheinen, und die Treffer für die bevorstehende Lotterieziehung gefälligst anzudeuten. Der Courrier des Tribunaux, 15 März 1829, giebt eine Darstellung von der Wuth, mit welcher Leute jedes Alters und Standes in Paris den durch jene gefährliche Institute vorgespiegelten Weg verfolgen, ohne Arbeit reich zu werden; so wie von dem Aberglauben, welcher hier sein Spiel treibt, und dessen sich manche Personen als eines eigenen Erwerbszweiges bedienen.

Man hat, sagt der Verfasser des Artikels, Viel von den geheimen Gesellschaften gesprochen; und doch giebt es eine sehr eigenthümliche, deren Daseyn bis jetzt noch Niemand zur Kunde gebracht hat. Ich kann den Anfang damit machen, da man ja doch heut zu Tage die Hexen nicht mehr verbrennt, aus dem trefflichen Grunde, weil man nicht mehr an sie glaubt. — Ja es hat sich eine geheime Gesellschaft, und was mehr sagen will, eine Gesellschaft von Weibern in der Hauptstadt gebildet; die Mitglieder nennen sich Lotteriefrauen (loterières), und versammeln sich an bestimmten Tagen, nicht etwa auf einem Kirchhof oder unter der Erde, sondern in dem Saal eines bescheidenen Speisewirths, und um einen mit Gerichten besetzten Tisch. Man fängt mit der Mahlzeit an, und jede liefert ihren Beitrag an Träumen und Begebenheiten, die nach dem Wörterbuche der Gesellschaft in Lotterienumern übersetzt werden. Die wesentlichen Operationen aber beginnen erst am Ende des Schmauses. Man läßt den Kaffee, und zwar in der Kanne selbst, worin er gekocht worden, hereinbringen. Ist dann der Kellner hinaus, und sind die Thüren von den Damen wohl verschlossen worden, so beginnt das große Werk. Mit dem flüssigen Theile des Getränks füllt man die Tassen, welche die Gäste alsbald leeren; der Satz hingegen, welcher auf dem Boden der Kanne bleibt, wird auf einen Teller geschüttet. Dann zeichnet jede der Genossinnen, ihren Eingebungen folgend, mit der Messerspitze Ziffern in den Satz, worauf der Teller umgewandt, und, um dem Schicksal Zeit zu lassen, einige Gläschen parfait amour getrunken werden. Kommt endlich der rechte Augenblick, das Orakel zu befragen, heran, so faßt die herzhafte Lotteriefrau den Teller, und bringt ihn wieder in seine gewöhnliche Lage; alle Augen wenden sich erwartungsvoll auf den Kaffeesatz, und diejenigen Ziffern, welche nach so vielem Umherrütteln in demselben sich erhalten haben, werden gläubig als Treffer für die nächste Ziehung angenommen.

Die Damen aber haben nicht aufs Gradewohl geschrieben, sondern vorher das Considéré général um Rath gefragt, und ihre Kabbala gemacht. Unter ersterem Ausdruck versteht man ein Verzeichniß derjenigen Zahlen, welche seit Langem im Innern des Glücksrades geblieben sind, und von denen sogleich zu hoffen ist, daß die Reihe des Herauskommens sie bald treffen werde. Je älter eine Zahl, desto höher steht sie im Ansehen. Kabbala heißt die Zusammensetzung von vier Zahlen, so daß zuerst zwei Ziffern einzeln, dann beide zusammen, und dann beide nach umgekehrter Ordnung genommen werden, wie z. B. 4—8—48—84.

Um furchtsamen Spielern Muth zu machen, bezahlen die Lotteriebeamten Weibern von fertiger Zunge einen Taglohn, daß sie vor der Thüre Parade stehen, und den versammelten Gimpeln den Glücksstern des Hauses und die Gefälligkeit seines Directors anpreisen.

Man glaubte, viele der kleinen Lotterieunternehmer aus dem Wege zu räumen, indem man das Minimum des Einsatzes auf 40 Sous festsetzte; aber es giebt Mittel für Alles. Bereits unterziehen sich eine Menge Mäkler dem Geschäft, von vier verschiedenen Personen je ein Zehn-Sous-Stück aufzubringen, welche sie dann zusammen unter ihrem eigenen Namen einsetzen.

Psychische Heilung einer Epidemie.

Zu einer Zeit, als das Nervenfieber in Edinburgh herrschte, wurde in dem Magdalenen-Asyl ein Mädchen von dieser Krankheit ergriffen, und obwohl sie sogleich mit allen ihren Betten und Kleidungsstücken entfernt wurde, so waren doch schon am nächsten Tage zwei andere angesteckt, und Angst und Schrecken verbreitete sich durch das ganze Haus. Am dritten Tage waren nicht weniger als sechzehn im Krankenzimmer, und binnen vier Tagen zeigten von ungefähr 50 Individuen, die sich in der Anstalt befanden, zweiundzwanzig alle Symptome der Krankheit. Es fiel jetzt Dr. Hamilton, dem Arzte der Anstalt ein, daß viel Täuschung hiebei seyn müsse; er ging daher in das Krankenzimmer und sagte den armen Geschöpfen, daß eine so schnelle Verbreitung der Krankheit etwas ganz Unerhörtes sey. Sie befänden sich unter einer Selbsttäuschung, indem sie der Furcht nachgäben und sich dadurch in den Zustand derer versetzten, die jetzt alle Qualen des Aderlassens, Blasenziehens und Purgierens aushielten. Er versicherte sie, daß das Räuchern und andere Vorkehrungen jeden Krankheitsstoff zerstört haben müßten, und wenn sie nur gutes Muths seyn und alle Furcht fahren lassen wollten, so stehe er dafür, daß das Fieber bald verschwunden seyn werde." Die Wirkung dieser Rede glich der eines Zauberspruches. Mehrere der Patienten, die sich in dem Krankenzimmer befanden, genasen noch vor dem Abend und in einem oder zwei Tagen waren sieben von acht vollkommen gesund. Von allen übrigen Bewohnerinnen des Hauses wurde von diesem Tage an keine einzige mehr krank. Die Patienten, die vorher in das Hospital gebracht worden waren, mußten den regelmäßigen Gang des Fiebers durchmachen, und Hamilton war überzeugt, daß dieß mit allen, die sich in dem Krankenzimmer befanden, als er seine Anrede hielt, ohne die Wirkung derselben der gleiche Fall gewesen seyn würde. Monthly Review.

Die Guaco-Pflanze.

Während meines Aufenthaltes in Südamerica, sagt ein ungenannter Arzt in einem Aufsatze über die heilsamen Wirkungen der Guacopflanze, hatte ich häufig Gelegenheit, die furchtbarsten Ausbrüche der Wasserscheu zu beobachten, ohne je im Stande zu seyn, derselben durch die Mittel, die man gewöhnlich in Europa anwendet, zu begegnen. Zum Glück kam ich darauf, daß die Guacopflanze, die so berühmt ist wegen ihrer Heilkraft bei dem Bisse giftiger Schlangen, vielleicht auch gegen die Wasserscheu wirksam seyn möchte. In wiefern meine Ansicht richtig war, daß eine Analogie zwischen dem Biß einer giftigen Schlange und dem eines tollen Hundes statt finde, lasse ich dahin gestellt: genug ich bediente mich, von derselben ausgehend, der Guaco-Pflanze, und immer mit dem glücklichsten Erfolge. New Monthly Magazine.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 163. 12 Juni 1829.

Skizzen aus Rußland. *)

St. Petersburg.

Diese Stadt ist neu, schön, reinlich; regelmäßig, ohne einförmig zu seyn. Die Straßen sind sehr breit, die Häuser gerade so hoch, um Luft und Licht einzulassen; die Façaden schmuckreich. Man kann Petersburg die Säulenstadt nennen.

Im Jahr 1820 war die Zahl der steinernen Gebäude 3102, und die der hölzernen 50,283, worunter 230 Fabrikgebäude. Die Stadt hat 33½ Werst im Umkreis, und 9 im Durchmesser. Sie schließt 7 durch die Newa gebildete Inseln ein und zerfällt in 12 Theile, welche zusammen 54 Quartiere und 431 Straßen enthalten. Zu den 10 Armen der Newa werden 3 große Canäle gerechnet, welche die auf dem linken Ufer des Flusses gelegene Stadtseite durchziehen. Man zählt 156 Brücken, wovon 12 gegossen, 31 von Granit und die übrigen von Holz sind. Kirchen für den griechischen Ritus giebt es 115, die Kapellen nicht mitgerechnet. Die Heiligenbilder schimmern von Gold, Silber und Edelsteinen; das Kirchengeräthe ist von ungemeiner Pracht. Die anderen Confessionen haben 33 Kirchen und Tempel.

Dem Bericht des damaligen Generalgouverneurs, Grafen Miloradowitsch, zu Folge, hatte Petersburg zur Zeit, als der Verfasser sich dort aufhielt, eine Bevölkerung von 365,000 Seelen, ohne die kaiserlichen Garden.

Kaiser Alexander.

Alexander bediente sich häufig der Miethwagen. Einst ließ er sich in einem solchen nach seinem Palast fahren. Beim Aussteigen sagte er zum Iswotschik (Kutscher): „wart' einen Augenblick, ich will dir dein Geld schicken." — „„Das heißt Sie wollen mir keines schicken; ich weiß wie das geht; so oft ich Jemand hieher fahre, so oft seh ich ihn nicht wieder. Suchen Sie nach, Sie werden wohl Etwas finden, um mich zu zahlen."" — „Nein; aber hier ist mein Mantel, ich lass' ihn dir zum Unterpfand." — „„Meinetwegen; er ist schön und neu', Sie werden ihn nicht im Stich lassen"" — Der Kaiser ging lachend hinweg; bald erschien ein Diener, das Versatzstück zu holen, und dem Kutscher 100 Rubel als Entschädigung für Diejenigen, welche nicht bezahlt hätten, einzuhändigen.

Als Alexander vor einer Stadt in Kleinrußland ankam, ließ er sein Gefolge zurück und trat ganz allein, in einem militärischen Ueberrock, durch das Thor. An einer Straßenecke bemerkte er unter einer Hausthür einen Mann in einem Kaputrock, der eine Cigarre rauchte. Er näherte sich demselben, um sich zurecht weisen zu lassen. Der Offizier antwortete mit saurem Gesicht. Der Kaiser fügte die Frage bei: Erlauben Sie mir, mich zu erkundigen, was Ihr Offiziersgrad ist? — Nun rathen Sie einmal! — Der Herr ist vielleicht Lieutenant? — Höher hinauf! — Hauptmann? — Höher, höher! — Major? — Noch höher! — Nun also Obristlieutenant? — Endlich einmal; das hat Mühe gekostet. (Mit süffisantem Ton, und immer fort rauchend.) Aber jetzt ist die Reihe an mir, Herr Reisender; was ist Ihr militärischer Rang? — Nun, rathen Sie. — Oh, das ist bald errathen; Sie sind Hauptmann? — Höher hinauf, wenn ich bitten darf. — Major? — Noch nicht am rechten Punkt. — Obristlieutenant? — Noch ein Wenig höher! — Obrist? — Höher. (Der Offizier nahm die Pfeife aus dem Mund.) Generalmajor? — Höher, mein Herr. — (Der Offizier nahm eine ehrfurchtsvolle Stellung an.) Euer Excellenz ist also Generallieutenant? — Sie kommen etwas näher. — So habe ich gar die Ehre Seine Hoheit den Feldmarschall (Bruder des Kaisers) zu begrüßen....? — Nur noch einen kleinen Schritt, Herr Obristlieutenannt. — Ach Euer Majestät, Verzeihung! konnte ich annehmen der Kaiser....— Sie haben mich nicht beleidigt, und um Ihnen hievon einen Beweis zu geben, werde ich mir, wenn Sie sich eine Gnade ausbitten wollen, ein Vergnügen daraus machen, dieselbe zu gewähren.

Der Verfasser sah den Kaiser in Zarkoe-Selo sich oft lange mit seinem Gärtner unterhalten. Sein Gesicht hatte dann einen Ausdruck von großer Ruhe. Sonst sollen seine Züge häufig etwas Trauriges und Nachdenkliches gehabt haben, was man auch bemerkte, wenn man dem Kaiser auf offener Landstraße begegnete, wo dieser allein in seiner Kutsche fuhr, und folglich nicht wohl darauf denken konnte, sein Gesicht in bestimmte Falten zu le-

*) L'Hermite en Russie, ou observations sur les moeurs et les usages Russes etc, par E. Dupré de Saint-Maure.

gen. Die Lebensart Alexanders stach gegen die frühern Jahre seiner Regierung so sehr ab, daß man auf eine wirkliche Melancholie schließen mußte. Um sechs Uhr stand er zu jeder Jahreszeit auf und arbeitete bis acht Uhr; dann ging er spaziren, und von da zum Frühstück. Mittags stieg er, bloß von Einem Diener begleitet, in eine Kalesche, und machte den Prinzessinnen einen Besuch. Nach seiner Zurückkunft speiste er allein oder mit der Kaiserin und machte dann abermals einen Spaziergang; worauf er sich in seine Zimmer zurückzog, und man ihn nicht weiter zu sehen bekam. — Man bemerkte an ihm eine übertriebene Einfachheit, welche sein Mißfallen an dem fürstlichen Ceremoniel deutlich zu erkennen gab; man hätte sagen mögen, er habe, was diesen Punkt betrifft, so wenig als möglich Kaiser seyn wollen. Obwohl er mehrere Sprachen redete und schrieb, soll er doch sehr gleichgültig gegen die Literatur jedes Lands, und auch die seines eigenen, gewesen seyn.

Diese Umwälzung in dem Geschmack und den Gewohnheiten des Kaisers leitet der Verfasser von einer Kunde der mörderischen Plane her, welche wenige Tage nach seinem Tod zur theilweisen Ausführung kamen, und von der traurigen Ueberzeugung, daß der Augenblick da sey, wo er entweder Gewalt brauchen, oder der Gewalt erliegen müsse.

Katharina II.

Noch jetzt regiert diese Kaiserin in Petersburg: der Große, der Kaufmann, der Landedelmann, der Bauer, der alte Soldat, der Handwerker, Alle sprechen mit Begeisterung von ihr, und segnen ihr Andenken. „Ich war zwanzig Jahre um sie," sagte eine alte Hofdame zu unserem Reisenden; „nie habe ich einen Eigensinn, nie auch nur jene leichten Regungen von Ungerechtigkeit und Ungeduld, welcher sich oft die besten Fürsten nicht erwehren, bei ihr bemerkt. Die Personen, welche ihre Umgebung bildeten, waren so glücklich, daß sie, um die Kaiserin nur nicht verlassen zu dürfen, lieber nicht höher befördert seyn wollten."

Katharina, die unumschränkte Herrscherin, liebte nichts desto weniger die Wahrheit. Der Graf Panin erhob sich einmal in einer Senatssitzung muthig gegen ein von der Krone vorgeschlagenes Gesetz, das er als verderblich für den Staat darstellte. Diese kräftige, ziemlich ungewohnte Opposition, machte Anfangs einen unangenehmen Eindruck auf die Kaiserin; doch ließ sie der Debatte ihren freien Gang. Am folgenden Tag mußte der Graf wegen einer Unpäßlichkeit zu Hause bleiben und schrieb ihr einen Brief, der mit den Worten anfing: „Madame, ich schreibe an Eure Majestät nicht aus Rücksicht für Sie, sondern bloß aus Rücksicht für das Vaterland." Nach diesem Eingang entwickelte er seine Ansicht mit edler Freimüthigkeit. Katharina, getroffen von der Wahrheit seiner Einwendungen, versammelte ihren geheimen Rath; das Gesetz wurde besprochen und gemißbilligt. Sogleich stieg sie in ihren Wagen, fuhr zu dem Kranken und redete ihn mit den Worten an: „Graf Panin, ich komme Ihnen zu danken, nicht für mich, sondern für das Vaterland."

Einmal that die Kaiserin durch die Nachlässigkeit eines Bedienten, welcher vergessen hatte, einen schadhaften Sessel wegzubringen, einen Fall, wobei sie sich leicht verletzte. Die Heftigkeit des Schmerzes entriß ihr einen Schrei. Man umringte sie und drückte den lebhaftesten Unwillen gegen jenen Bedienten aus. Katharina bedauerte nun, sich beklagt zu haben, und befahl, daß dem Manne Nichts zu Leide gethan werde. Der Hofmarschall aber war nicht zugegen; er konnte erfahren, was geschehen, eh' noch das Verbot Ihrer Majestät ihm zu Ohren gekommen war. Dieser Gedanke quälte sie; sie ließ daher den Bedienten rufen, der mit dem Ausdruck der Bestürzung herzutrat. „Du bist ein braver Mann," sagte sie, „dein Fehler ist ein bloßes Versehen; Du sollst ihn nicht entgelten. Sollte man dich strafen wollen, so komme nur zu mir; sage, daß Du das auf meinen Befehl thuest, und wenn die Thür geschlossen ist, so stoße sie ein."

(Fortsetzung folgt.)

Die Esmeralda.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile nahten wir uns der Stadt. Der Guardacosta schien eine unangenehme Gedankenreihe zu verfolgen; denn er schritt hastig daher und murmelte unwillkürlich von Zeit zu Zeit einige Töne der Unzufriedenheit vor sich hin. Ich versuchte, jedoch ohne Erfolg, ihn auszuholen. Seine mürrischen Antworten verhinderten jede Unterhaltung, und ungesellig zogen wir weiter, bis wir am Thor von der Wache angerufen wurden. „Que viva?" tönte es heiser unter dem alten Thorweg hervor. „San Martin!" entgegnete trotzig mein Führer. Im Augenblick klirrte das Gewehr in den Händen des Soldaten; ich hörte den Schlag am Hahn. — Eine Sekunde, und der Guardacosta wäre ein Mann des Todes gewesen. Ich sprang noch zeitig genug vom Pferde, um in das schon gefällte Gewehr zu greifen, indem ich ein so lautes viva el rey, rief, daß die ganze Besatzung unter die Waffen eilte. Mein Führer war mehr bestürzt als ich. San Martin schwebte ihm im Sinn, und sich vergessend hatte er den Namen des Patriotenchefs, vor dem die Einwohner von Lima bebten, statt der gewöhnlichen Antwort auf den Anruf der spanischen Wache ausgesprochen. Wir wurden jetzt vor die wachhabenden Offiziere geschleppt und nach einem unverschämten Verhöre durfte ich als Nordamerikaner weiter ziehen; mein Führer aber wurde zurückbehalten. Dieß war für mich höchst mißlich. Ich war in Lima nicht bekannt, und Keiner von denen, die herbei geeilt, schien geneigt, mir beizustehen. Ich erinnerte mich an Frank Lindesay's Rößlein in alt Virginien, das vor allen Branndtweinschenken stille stand, warf meinem Pferde den Zügel auf den Hals und hoffte, es werde mich dahin bringen, wo sein Herr gewöhnlich abstieg. — Die Absichten des Thiers mochten ganz gut seyn; allein ich befand mich in Mitte eines Limaer Volkshaufens angeführt von einem kleinen schlechten Schufte, der sie überredete, daß ich der Hauptspion von San Martins Heere sey. Anfangs stellte ich mich, als ob ich nicht verstünde, was er sagte; zuletzt aber gewann es mein Muth über

meine Klugheit, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, dem Schurken mit der Faust eins zwischen die Augen zu versetzen. Dieß gab den Ausschlag: a la muerte schrie man von allen Seiten, und das letzte, dessen ich mich erinnerte, war ein Schlag an die Schläfe, der mich zu Boden stürzte.

Wie lange ich bewußtlos da lag, kann ich nicht genau sagen. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich an der Thür einer mächtigen Kirche, wohin man mich wahrscheinlich, in der Voraussetzung, daß ich todt wäre, gelegt hatte. Ich fühlte mich entsetzlich steif und kalt, und versuchte erst nach einigen Minuten, mich zu rühren; endlich nach zwei oder drei vergeblichen Anstrengungen kam ich auf meine Füße und vergewisserte mich, daß meine Beine unzerbrochen, und meine Dublonen immer noch in meine Uhrtasche eingenäht waren. Ein peruanischer Gentleman hatte Gefallen an meiner Uhr und meinem neuen Hute gefunden; woran er nicht wohl that, da beide erborgte Artikel waren. Doch war der Verlust nicht so groß; die Uhr war innen leer, und der Hut mußte bei dem Handgemeng bedeutend gelitten haben. Das Erste, was ich nun that, war in die halboffne Kirchthür zu sehen. Wie ich hineinschaute, schaute Jemand heraus; denn ich stieß meine Nase in das blasse Gesicht eines großen, mönchisch aussehenden Burschen, der im Begriff war, das Gebäude zu verlassen. Wir erschraken beide, fuhren zurück und starrten einander im Sternenlichte an; ich erholte mich zuerst von dem panischen Schrecken über die unerwartete Begegnung, wandte mich um, und eilte so schnell davon, als meine steifen Glieder mir erlaubten. Endlich hielt ich, um zu lauschen. Kein Laut kam von der Kirche her, aber aus der entgegengesetzten Richtung vernahm ich die Tritte und das Waffengeklirr einer Wachenablösung. Ich stand an einer niedrigen Gartenmauer, und im Augenblick war ich jenseits derselben. Die Wache zog vorbei, und das Geräusch das sie machte, verlor sich bald in den Windungen der Straße. Die hübschen Gänge, der Springbrunnen, der seine Wasser in die kühlen Nachtlüfte emportrieb, die beiden Rasenplätze, die Blumenreihen, die schön gezogenen Hecken unterhielten mich eine Zeitlang, und mit dem Entschluß hier die Rückkehr des Tags zu erwarten, warf ich mich auf eine Gartenbank und rief mir alle Bilder vergangener Freuden zurück, um mir die langen Stunden zu verkürzen. Doch die Zeit ging ihren eignen Gang. Ich stand auf — trank aus dem Brunnen — ging umher und setzte mich endlich von Musik angezogen, nieder, um zu entdecken, woher sie kam. Ich befand mich unter der Veranda des Hauses, zu welchem der Garten gehörte, und das ich vor einigen hohen Hecken bisher nicht bemerkt hatte. Neugierde brachte mich an das Haus, dicht an das Fenster des Zimmers, aus welchem die Musik mir entgegen tönte. Ich ging auf den Zehen, und kaum Athem holend guckte ich in das Gemach, in der Absicht, wo möglich mich zu entdecken und um ein Nachtlager und irgend einen Hut zu bitten. Das Zimmer war groß, und erleuchtet durch eine Lampe, die von der Decke hing und über Alles ein sanftes Mondscheinlicht verbreitete. Zunächst dem Fenster, woran ich saß, war die Thür in die Veranda, ihr gegenüber eine zweite, und in der Wand zur rechten Seite eine dritte, kleinere, die in das Schlafgemach führen mochte. Eine mit karmoisinrothem Tuch bedeckte Tafel stand in der Mitte und auf einem Sofa daneben, gegenüber der kleinen Thür, lehnte die Sängerin. Die Guitarre, die mich angezogen, lag auf dem Tisch; die Sängerin, welche auf ihr gespielt hatte, las, wie es mir schien, einen Brief. Ich sag' Euch, Kameraden, sie war ein sehenswerther Gegenstand; ihre Augen waren abgewandt, aber ihre feingebildete Gestalt, und der schönste kleine Fuß, den Ihr je gesehen habt, im vortheilhaftesten Lichte auf der dunkeln Bekleidung des Sofa's, ihr glänzend schwarzes Haar, ihr reizender Mund und ihre gebietende Stirn — kurz ein Ausbund von Liebenswürdigkeit, wie ich Nichts gesehen habe, seit ich alt Virginien verließ.

Denk' ich, sie kann nicht so hartherzig seyn, dir ein Obdach zu versagen, und war auf dem Sprung, mich durch ein Hem! Hem! bei ihr einzuführen; als ein leiser Schlag an die Thür einen Besuch ankündigte. Ruhig legte die Dame den Brief bei Seite, und auf den Ruf: herein, producirte sich ein schlanker, stattlicher Bursche, in der Kleidung eines Guardacosta. Diese Umstände, dachte ich, versprechen ein schönes Abenteuer; ich zog mich ein Wenig vom Fenster zurück und erwartete es. Der Guardacosta setzte sich ohne viele Umschweife nieder und hatte noch keine zwanzig Worte gesprochen, als ich mitten im Geheimniß war und die schönsten Liebesworte vernahm, die je an eine Sterbliche gerichtet wurden, soweit mich meine Kenntniß des Spanischen sie begreifen ließ. „Gebt sie 'mal preis, Heinz," sprachen die Zuhörer und rückten dichter um den Sprecher. Er schüttelte den Kopf und fuhr fort: Solche Dinge verlieren immer in der Erzählung und sind, beim Lichte betrachtet, blanker Unsinn, nur nicht für die Betheiligten. Der Peruaner nahm seinen Strohhut ab, und zeigte edle Gesichtszüge und einen Kopf voll üppigwogender Locken. Er warf den Poncho von der Schulter, und ich erkannte deutlich genug die Uniform eines von San Martin's Offizieren; ein zweiter Blick überzeugte mich, daß es der Unbekannte war, dessen Reitkunst ich auf meinem Wege von Callao so sehr bewundert hatte. Es war nicht ganz ehrenvoll, den Lauscher zu machen, ich gesteh es, allein ich betrachtete den Peruaner als einen Freund, da ich seine Bekanntschaft schon vorher gemacht, und die Neugierde überwand bald alle Gewissensskrupel. Nach Allem zu schließen, war die Lady die Tochter eines spanischen Royalisten und der Liebhaber von beispielloser Treue. Pflicht gegen sein Vaterland hatte ihn auf die Seite der Patrioten gestellt; und Pflicht gegen ihren Vater die Lady in Lima zurück gehalten, während ihr Liebhaber mit dem siegreichen San Martin sich Peru's Hauptstadt näherte. In der Nachbarschaft angekommen und für ihre Sicherheit besorgt, falls der Platz mit stürmender Hand genommen würde, hatte er sich verkleidet Eingang in die Stadt verschafft, und in dem schon erwähnten Briefe die gegenwärtige Stunde zu einer Besprechung bestimmt, und suchte sie jetzt zu einer schnellen unmittelbaren Flucht mit ihm nach Valparaiso auf einem in dem Hafen liegenden Schiffe zu vermögen. Sie sprach von ihrem Vater, von dessen Haß gegen die Sache der Patrioten und seiner daraus hervorgehenden Abneigung gegen ihren Liebhaber, und hieß ihn ihre Pflicht und die Gefahr einer Flucht bedenken. Wider

alle diese Bedenklichkeiten kämpfte mein Freund wie ein Held, und ich zweifle nicht, daß er wirklich einer ist. Sie erhob sich von dem Sitze, den er neben ihr eingenommen hatte, — alle Farbe wich aus ihrem Gesicht, und sie sah aus, als ob sie schreien wollte und nicht könnte. Ihr Liebhaber trat ängstlich auf sie zu und fragte um die Ursache ihrer plötzlichen Bestürzung. Ich sah diese, und in einem Augenblick war ich in das gefährlichste Abenteuer verwickelt. Während der ungestüme Liebhaber seine Plane detaillirte, hatte sich die kleinere Thür leise geöffnet, und ein Mann — ihr Vater, wollte ich schwören — stürzte, gefolgt von zwei andern Bewaffneten, in das Zimmer und auf den Peruaner los. Ich schrie laut auf, bevor sie ihn erreichten, und er wandte sich noch zeitig zur Gegenwehr. Im Augenblick zückte sein breites Schwert über dem Haupt des Begleiters von dem alten Mann und hätte ihm den Tod gebracht, wenn es nicht an das einzige Licht im Zimmer, das von der Decke hing, gestoßen und dieses ausgelöscht hätte. Ein lautes, verwirrtes Geschrei erfolgte; da sprang plötzlich Jemand aus dem offenen Fenster, warf mich über den Haufen und huschte in den Garten. Ich ward stark gequetscht, und als man Lichter brachte, fast bewegslos in der Veranda liegend gefunden; der Peruaner aber war auf und davon. Das zerbrochene Lampenglas und ein ungeheurer Strohhut war Alles, was von dem Scharmützel übrig blieb.

Der alte Don fluchte sich über mich heiser und sperrte mich für die Nacht als Mitschuldigen des Peruaners in den Keller ein. Am Morgen stellte er mich vor einen Richter, der mich in das Gefängniß geworfen haben würde, wenn nicht ein Spanier, welcher mich früher auf der Fregatte gesehen, für mich gut gesprochen hätte. Durch seine Verwendung ward ich in Freiheit gesetzt und schloß mich mit dem Sombrero des flüchtigen Liebhabers, der mich für meine Beulen und zerstauchten Knochen entschädigen sollte, an die beurlaubten Matrosen an; und hier bin ich und spinne langes Garn vor einer Gruppe schläfriger Theermänner.

(Schluß folgt.)

Moldau und Wallachei.

Zu Bucharest erscheint seit dem 20 April in wallachischer Sprache wöchentlich zweimal eine politische Zeitung, unter dem Titel der „Wallachische Kurier.“ Im Blatte vom 4 Mai enthält dieselbe folgenden Artikel: „Se. Excellenz der Präsident des Divans der Wallachei und der Moldau, Peter Theodorowitsch Scheltuchin, hat, in Voraussicht eines Mangels an Lebensmitteln, wenn die Felder nicht zur rechter Zeit bearbeitet würden, unterm 23 April sowohl an den Divan, als an die heilige Metropole (den Metropoliten), eine Vorstellung Behufs der Saat im Frühling erlassen. Wiewohl nun der Inhalt dieser Vorstellung im ganzen Lande sowohl von Seite des Divans, als der heiligen Metropole publicirt worden ist, so publiciren wir sie doch auch hier, damit sie immer bekannter werde. — Der Inhalt dieser Vorstellung besteht in folgenden vier Punkten: 1) Alle Grundherren sind gehalten, den Einwohnern, nach Verhältniß ihrer Gründe, Mais-, Gersten-, Hafer- und Hirse-Samen zu verabfolgen, und darauf zu sehen, daß zu seiner Zeit gesäet werde. Haben sie keinen Samen, so sollen sie ihn von Andern borgen, und die Einwohner ihn jenen schulden, bei denen er entlehnt wurde. 2) Alle Grundherren, mögen sie nun selbst haben oder nicht, müssen den Einwohnern unweigerlich besonders Mais-Samen verschaffen, und sie bereden, auch Kartoffeln zu pflanzen. 3) Sollten die Einwohner kein Vieh haben, um ihre Aecker zu bestellen, so halte man sie an, dieselbe mit der Haue zu bearbeiten, und nach Möglichkeit mit Mais und Kartoffeln zu besäen, mit Kartoffeln solche Stellen, die früher beackert worden waren. 4) Wo der Gutsherr sich nicht anwesend befindet, sind die Pächter anzuhalten, den Einwohnern den nöthigen Samen zu verabreichen und sich hierüber mit den Gutsherren zu vergleichen.“

Auch in Jassy war in den letzten Tagen des Aprils die Erscheinung eines politisch-literarischen Journals, gleichfalls in wallachischer Sprache, unter dem Titel: „Die wallachische Biene“ angekündigt worden. In dem hierüber durch den Druck bekannt gemachten Prospectus heißt es: „Hr. Aga Assaki hat die Direction des Geschäftes übernommen, und die Redactoren der Zeitung, d. h. die Societät der Verfasser, beeilt sich, den P. T. Bojaren und allen Landsleuten bekannt zu machen, daß benanntes politisch-literarisches Journal. unter dem Namen die wallachische Biene, auf nachstehende Bedingungen in Jassy erscheinen soll: a) Vom 15 Mai angefangen, wird die wallachische Biene wöchentlich zweimal erscheinen; b) Größe und Form wird wöchentlich 1½ Bogen in Quart seyn; c) sie wird politische und andere interessante Neuigkeiten von allen Theilen der Welt, Kriegs-Bülletins, historische, moralische, literarische, philologische Notizen, Erfindungen, besonders ökonomische, Artikel aus allen Zweigen dieser letzteren Wissenschaft, die in fremden Ländern so weit vorgeschritten ist, liefern; auch Privat-Inserate von Kauf und Verkauf ꝛc. werden gegen Gebühr extra beigelegt; d) der Preis ist 4 Dukaten jährlich, sehr gemäßigt im Vergleich mit anderen Zeitungen, deren wahre Nachrichten sie alle aufnehmen wird. Da sie aber erst mit dem 18 Mai beginnt, so ist die Pränumeration für 7½ Monate, bis Ende 1829 nur 75 Löwen und 30 Paras. — Mit Anfang 1830 aber wird Alles neu und schöner, neue Lettern, feineres Papier ꝛc. — Was den Stil dieser Zeitung betrifft, so wird die Redaction den Regeln folgen, welche die Grammatik erheischt, die jeder denkende Philolog überall beobachtet finden wird; denn es ist einmal Zeit, eine von mehr als vier Millionen gesprochene Sprache zu dem Grade der Vollkommenheit zu führen, zu dem ihr erlauchter Ursprung (von den Römern) sie berechtiget, und das Beispiel ihrer cultivirten Schwestern sie auffordert. Mit dem ersten Blatte der Zeitung wird, zum Andenken, eine Beilage mit dem Namen der Pränumeranten erscheinen, die einem gemeinnützigen Unternehmen diejenige Unterstützung und Aufmunterung werden gewährt haben, ohne welche es nicht ins Werk gesetzt werden könnte. Jassy den 29 April 1829. Die Redaction der wallachischen Biene.“

Da man in diesen Ländern Zeitungen zu schreiben und von Verbesserungen der Landwirthschaft zu sprechen anfängt, so scheint es, daß man nicht mehr auf die Rückkehr unter die türkische Herrschaft rechne.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

Num. 164. 13 Juni 1829.

Skizzen aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Aberglauben und Wohlthätigkeit der Russen.

Ein Mann ging auf dem Markt von Käfig zu Käfig und kaufte Vögel, wobei er denen aus der Gegend selbst den Vorzug gab, sich den Preis seiner Einkäufe mit einem Bleistift aufzeichnete, und endlich dem Verkäufer drei Banknoten von 50 Rubeln einhändigte; hierauf öffnete er die Käfige, und gab den kleinen Gefangenen die Freiheit. Ich näherte mich demselben, sagt der Verfasser, und machte ihm ein Kompliment für sein gutes Werk, welches ich für eine eigenthümliche Art von Mildthätigkeit hielt. — Sie irren, mein Herr, erwiederte der Käufer, wenn Sie mir das, was ich so eben gethan, als eine Eigenthümlichkeit anrechnen. Kämen Sie öfter hieher, so würden Sie viele Russen solche Vögel kaufen sehen, bloß um ihnen die Freiheit zu geben: es ist dieß eine Handlung, die uns gefällt, und die uns Glück bringt!

Nicht selten soll es seyn, daß ein Mugik (reicher Bauer) 50, ja 100,000 Rubel zur Gründung einer Kirche, eines Spitals, oder sonst eines öffentlichen Gebäudes hergiebt; und zwar aus freiem Antrieb, ohne dazu aufgemuntert worden zu seyn, oder damit groß thun zu wollen.

Religiöse Gebräuche.

Die Bischöfe, Archimandriten und Mönche sind die einzigen Geistlichen, die nicht heirathen. In den Kirchen findet man weder Stühle noch Bänke; Jedermann steht, ohne Unterschied des Ranges. Keine Instrumente, selbst keine Orgel; ein Mangel, der jedoch durch die Vollkommenheit des Gesangs ersetzt wird. Im Uebrigen zeichnet sich der griechische Ritus durch Pracht und Majestät aus. Die Kirche schreibt vier große Fasten vor, welche das Volk im Allgemeinen sehr streng beobachtet, besonders während der Charwoche. Die Schauspiele sind während der Fasten geschlossen, die in folgende Jahreszeiten fallen: das erste, welches Ostern vorhergeht, beginnt um Mitternacht, am Sonntag vor unsrer Fastnacht, und dauert sieben Wochen; das zweite geht dem Fest Petri und Pauli voran und dauert bald 14 Tage, bald 3 Wochen; das dritte beginnt am 1 August und endigt am 15, als dem Tag der Himmelfahrt; das vierte, oder Adventfasten, fängt mit dem 14 November an und endigt mit Weihnachten. Groß und Klein nimmt das Abendmahl wenigstens einmal im Jahre. Während der Charwoche hören alle gesellschaftlichen Verbindungen auf; Jeder lebt in seine Familie zurückgezogen und weiht diese acht Tage ausschließlich der Erfüllung religiöser Pflichten. Selbst Concerte finden nicht Statt.

Landvolk.

Eine Aufhebung der Leibeigenschaft würde wohl zum Theil bei den Bauern nicht geringeren Widerstand finden, als bei dem Adel. „Wie wird es uns in den schwarzen Jahren ergehen, wenn Theurung eintritt? wo sollen wir Holz fällen, uns zu wärmen und unsre Häuser zu bauen? wozu wird uns die Freiheit verhelfen, als zu einem Mangel an Allem?" So sollen ganze Dörfer gesprochen haben, als man ihnen die Emancipation anbot. Und wirklich, wenn Dürre oder Regen die Hoffnung des Landmannes zerstört, braucht er sich deshalb wegen des Winters nicht zu beunruhigen: sein Herr sorgt für seine Bedürfnisse. Der Herr räumt den Bauern drei Tage in der Woche für ihre eignen Angelegenheiten ein und nimmt die drei andern für sich in Anspruch. Der Boden des Landes ist leicht und fruchtbar und erfordert im Allgemeinen keine so mühsame Bebauung, als in Frankreich. Selten sieht man auf dem Lande Leute zu Fuß: jeder Mugik hat sein Reitpferd, seinen Sommer- und Winterwagen. Gehört er nur nicht zur allerärmsten Klasse, so trifft man Thee, Zucker und Kaffee bei ihm an. Er ist fröhlich und unbesorgt; stapelt er bisweilen Geld auf, so geschieht dieß weniger um groß zu thun, als aus Vorsicht. Der Viehhandel ist für einen thätigen und verständigen Mann ein reicher Erwerbszweig; besonders auf den Gütern, die viele Wiesen haben, und in Großrußland, wo es nicht selten Millionärs unter den Bauern giebt.

Allein dieß Gemälde hat auch seine starke Schattenseite: ein Herr z. B. besitzt zwei Güter in großer Entfernung von einander. Das eine hat wenig Bearbeiter, das andere zu viele; man schickt also eine kleine Kolonie auf das nothleidende Gut. Die Bauern verkommen in der schlechten Gegend, und der Herr wird durch die Sterbefälle selbst arm. Verkauft er sein Gut, oder wird es nach seinem Tode vertheilt, so giebt dieß natürlich Veranlassung zu einer Menge Unannehmlichkeiten für die Bauern. End-

lich steht der größte Theil der Utpravitels (Aufseher), welche selbst Leibeigene sind, keineswegs in dem Ruf, dem Glück ihrer Untergebenen förderlich zu seyn; und man weiß, was es heißt, Dienern gehorchen zu müssen.

Jeder Herr kann übrigens seinem Sklaven die Freiheit zur Belohnung geben. Theilweise Befreiung findet auch gegen Erlegung einer gewissen Summe, von Seiten der Hörigen, Statt. Der Eintritt in ein Regiment macht nicht nur frei, sondern ist sogar ein Weg, den Adel zu erlangen. Bringt es ein Bauer zum Grad eines Fähndrichs, so ist er von diesem Augenblick ein Edelmann. Freilich wird diese Freiheit und die Aussicht auf derlei Ehrenstellen theuer erkauft durch die großen Beschränkungen, denen sich der gemeine Soldat unterwerfen muß, und die lange Dauer einer fünf und zwanzigjährigen Dienstzeit; so daß man wirklich nur selten einen Leibeigenen findet, der sich durch diese Uebel nicht abschrecken ließe, die Muskete zu nehmen.

Frauen.

Auf die Erziehung des weiblichen Geschlechts wird in Rußland mit außerordentlicher, vielleicht allzugroßer Sorgfalt gehalten. Denn da man zuviel verlangt, so entspringt aus dieser Anspannung eine Ermattung, die nicht selten in einen förmlichen Widerwillen gegen Literatur, Kunst und jede ernsthafte Beschäftigung übergeht. In Bezug auf die Hauswirthschaft zeigen die Frauen einen solchen Grad von Gleichgültigkeit, daß es, mit Ausnahme Italiens, vielleicht kein Land in Europa giebt, wo die Kunst der Haushaltung so ganz und gar fehlte, wie in Rußland. Daher in Rußland wie in Italien so viel gestörtes Glück, so viel Reichthum ohne Genuß; daher der Mann in beiden Ländern so oft eine Rolle übernehmen muß, die für ihn durchaus nicht paßt, und welche die Natur dem Weib zugewiesen hat. — Jede Mutter glaubt sich überdieß ein Wunder im Fach der Erziehung, und das Wörtchen: „es ist so Sitte" zieht eine eherne Wand gegen jede bessere Neuerung.

(Schluß folgt.)

Die Esmeralda.

(Schluß).

Während des letzten Theils der Erzählung des Virginiers war die Aufmerksamkeit mehrerer Zuhörer auf einen Trupp abgelenkt worden, der sich auf dem Hinterdeck gesammelt hatte, und über den Backbord des Schiffs lehnte. Der Virginier trat zu ihnen mit der Frage: „Nun was giebt es, Reefers? Habt Ihr zum ersten Mal Wallfischfahrer ihre Fäßchen nach acht Uhr an den Wasserplatz ziehen sehen?" „Verdammt dicke Fäßchen, die das Boot vorn im Schlepptau hat," bemerkte ein Matrose, der ein paar Fuß hoch an der großen Wand emporgestiegen war. „Fäßchen!" wiederholte ein Seekadett und steckte ihm ein Fernrohr in die Hand. „Wenn diese schwarzen Dinger nicht mit Menschen angefüllte Boote sind, so soll dieses Glas kein mürbes Trumm Kabelgarn werth seyn." Jedes Auge strengte sich jetzt an; das Glas ging von Hand zu Hand und in wenigen Minuten waren alle auf dem Verdeck überzeugt, daß eine lange Reihe stark bemannter Barken gerade nach dem Hintertheil des Schiffs zuruderte. „Der Schottländer ist heute Nacht auf dem Wasser," flüsterte der Virginier," sagt' ich's Euch nicht auf dem Boote? Ich will mich hängen lassen, wenn nicht Cochrane in der vordersten Barke ist; und seht, wie er uns zwischen sich und der Esmeralda hält." Sein Nebenmann antwortete nicht, sondern schaute nach den hohen Masten und von da auf die nahenden Boote. Die Marsgasten (Mastklimmer) stahlen sich stille empor und die meisten Matrosen und Offiziere stellten sich instinktmäßig in die Nähe ihrer Posten. Keine Woge kräuselte die See, und die Nachtlüfte, die vor und hinter dem Schiffe hinstrichen, fühlte man kaum an der Wange. Die Chilesen nahten mit umwickelten Rudern, und ihre langen, gezogenen Ruderschläge brachten sie bald unter das Hintertheil des Macedoniers. So stille bewegten sie sich dahin, daß, während sie vorbeisegelten, kein Laut einer Stimme oder eines Ruders sich vernehmen ließ, und da sie weiß gekleidet waren, schienen sie mehr wie ein Trupp Geister, als wie Sterbliche, auf der Tiefe zu schweben. Kein Anruf geschah von dem amerikanischen Schiffe. Offiziere, Schiemänner, Matrosen waren durch den Anblick wie von einem Zauber befangen; selbst die Schildwachen starrten, ihrer Pflichten vergessend, sprachlos auf die Chilesen hin, deren unbemerkte Annäherung an das spanische Schiff immer unzweifelhafter wurde. Endlich waren sie vorbei und umringten wechselsweise nach dem Backbord oder dem Steuerborde hinfahrend, das Schiff von allen Seiten. Die letzten von Cochrane's Booten aber hielten, statt in der Linie nachzufolgen, unter den Kajütenfenstern des Macedoniers. Der kommandirende Offizier bat, flehte, drohte seinen Leuten. Sie wollten nicht weiter; in verdrossener Feigheit hielten sie sich fern während des folgenden Kampfes. Umsonst befahlen ihnen die Offiziere auf dem Macedonier, sich von dem Schiffe zu entfernen, und stellten ihnen ihr schimpfliches Benehmen vor; der Schiffsprediger selbst verschwendete seine Ermahnungen, sie schwiegen und rührten sich nicht von der Stelle — die einzigen Feigen in dieser abentheuerlichen Nacht. Als das Gefecht vorüber war, steuerten sie in aller Stille nach der Esmeralda, um die Ehren des Sieges zu theilen.

Mittlerweile schlich eine der Barken sich an ein Kanonenboot, unter dem Bug des Spaniers. Säbelgeklirr — die Worte Silencio o muerte — Gesumm von Stimmen — wiederum Todtenstille — das Kanonenboot hatte seine Herren gewechselt; noch ein Augenblick — und die Esmeralda war ein Schauplatz des wüthendsten Kampfes. Der Erste, welcher an Bord sprang und die Schildwache auf der Laufplanke zusammen hieb, ward von der Schildwache auf dem Vorderkastell niedergeschoßen; Cochrane war der Nächste, und in wenigen Minuten hatte sich das Verdeck mit seinen Leuten gefüllt. Die Spanier schliefen unter den Waffen, und als sie von unten heraufdrangen, entspann sich ein wilder Kampf. Einmal entstand eine Pause, in der die Angreifer in dem Gemetzel inne hielten, indem sie mit gespannter Erwartung die Wirkung des Windes auf den Klüver beobachteten. Hätte sich das

Gallion nach dem Ufer gedreht, so mußte das Schiff von den Chilesen verlassen und in Brand gesteckt werden; allein das Schicksal wollte es anders und ein lautes Hurra erfolgte, als die Backen sich mächtig gegen die Insel San Lorenzo wendeten. Die chilesischen Matrosen auf den Spieren hatten das Schiff bald mit ihren Segeln bezogen. Von dem Oberbram bis auf die untersten war jedes Segel aufgehißt; die Esmeralda trieb hinten an dem Macedonier vorüber und langsam von der Küste ab.

Das Gefecht dauerte fort, während das Schiff weiter fuhr, und in dem Chaos des Schlachtgeschrei's unterschied man: „Jesus!" „Santa Maria! Caramba!" und einmal die Stimme Lord Cochrane's, wie er seine Leute anfeuerte und befahl, mehr Segel aufzuziehen. Dann folgte ein Gewehrfeuer, das alle andern Laute übertäubte und, das Verdeck beleuchtend, den flüchtigen Flimmer der gezückten Säbel zeigte. Jetzt entstand wieder eine Pause, so wie der eine oder andere Theil einen augenblicklichen Vortheil gewann, und dann schwoll der Aufruhr wieder mit verdoppelter Wuth empor. Endlich sammelten sich die Chilier in eine dichte Masse auf dem Hinterdeck und machten einen raschen und ungestümen Angriff auf ihre Gegner. Diese leisteten Widerstand und für den Augenblick mit Erfolg; aber die Stärke der Spanier war gebrochen, und im nächsten Moment hörte man sie in die See stürzen, so wie sie von ihren Feinden über die Backen gedrängt wurden. Oben war nun Ruhe, unten aber noch Alles Verwirrung. Ein Kanonenboot, welches sich der Angreifer erwehrt hatte, feuerte sein einziges Stück Geschütz gerade unter die Kajütenfenster der Esmeralda und warf Feinde und Freunde nieder. Doch dieß machte keinen Eindruck auf die Kämpfenden und der Sieg auf dem Kanonenverdeck war immer noch ungewiß, als Cochrane mit seinen siegreichen Genossen den Gang hinabstürzte und mit einem Mal das Schicksal der Spanier entschied. Die See blieb ihre einzige Zuflucht; sie sprangen in wilder Hast über Bord und schwammen ans Ufer oder fanden in den Wellen ihren Tod.

Der Virginier und sein Begleiter im Kutter hatten den Fortgang des Gefechts von dem Fockmars des Macedoniers beobachtet und schauten immer noch unverrückt nach dem Verdeck der Esmeralda, als ein Blitzen vom Ufer her, das Pfeifen einer Kugel zwischen den Masten und der dumpfe Knall einer Kanone ihre Aufmerksamkeit nach einer andern Seite richtete. Man sah Lichter auf den Wällen der Festung Callao hin und her eilen und vernahm fernen Trommelschlag. Blitz auf Blitz folgte zuerst schnell nacheinander, bis sich ein fortlaufender Feuerstrom von den langen Reihen der Batterien ergoß. Jede Kanone schien ihnen auf sie gerichtet. „Was! noch keine Spier weg? und bloß e i n Loch durchs große Bramsegel geschossen?" rief der Virginier endlich, nachdem er mit ruhigem Blick das Segelwerk des Schiffes gemustert hatte. „So kann's jedoch nicht in die Länge bleiben; die untern und Marssegel hängen bleischwer herab. Da geht gerade die Bagienraa zum Teufel," fuhr er fort, als man das Krachen zersplitterten Holzes auf dem Halbverdeck hörte. „Die Laternen auf dem Mast und am Klüverbaumende hätten uns von der Esmeralda unterschieden, wenn sie nicht auch Cochrane gleich nach uns aufgezogen hätte." „Bei Gott!" da trifft's sein Licht auf dem Mast," rief der Begleiter, als ein Schuß das Tau abriß. Die Laterne fiel in die See, schwamm einen Augenblick oben und erlosch.

Sey es, daß die spanischen Kanoniere besser zielten, oder daß das Schiff allmälig mehr in den Bereich einer Batterie auf der Festung kam, kurz seine Lage war gefährlicher, als je; drei oder vier Kugeln flogen dicht über den Köpfen der Vormarsgasten hin; doch blieben Spier und Segel unbeschädigt, und der Schuß hatte die einzige Wirkung, daß er die Unterhaltung unterbrach.

Das Stillschweigen löste endlich ein wiederholtes Pfeifen des Virginiers, als unmittelbar über ihm eine Kugel durch das Segel fuhr. „Dieses Schießen schwächt den Wind, bis kein Segel ihn mehr fassen kann; und der Schottländer hängt sich an uns, als sollten wir, wenn er sinkt, mit ihm verderben!" „Pfeift nicht nach dem Wind, Schiffer" — sprach ein alter Matrose in abergläubischem Tone; „er kommt nie, wenn man ihm ruft, und wir bedürfen seiner zu sehr, um ihn zu verlieren." „„Dieß Pfeifen bracht' ihn doch,"" rief ein Anderer. „„Der Esmeralda Untersegel stehen voll und unsre schweren Segel beginnen ihn zu spüren; es geht schon noch, wenn er anhält."" Diese Mittheilung begleitete eine sichtbare Veränderung in den Mienen der Seeleute, da die Segel, nach ein paar Schwellungen, sich allmählig füllten. Immer noch entfernte sich aber das Schiff nur langsam, wiewohl die Gefahr mit jedem Augenblick sich minderte, und erst nach einer Stunde waren sie außer dem Schusse. Die beginnende Dämmerung zeigte die drohenden von einer schwarzbraunen Wolke überhängten Batterien über dem Hintergrund der Bai, welche sie fruchtlos zu schützen versucht hatten. Der Macedonier ging fern außer ihrem Bereiche vor Anker und die Esmeralda zog unverletzt und stattlich nach der Insel San Lorenzo.

In dieser erfolgreichen Nacht ward der Kapitän der amerikanischen Fregatte zu Lima festgehalten, und am zweiten Tag nach dem Gefecht wurden mit Sonnenaufgang das lange Boot und die Gig nach Chorillos an ihn abgesandt, um ihn und die Amerikaner, welche die Folgen der ersten Aufregungen in der Stadt nach der Wegnahme der Esmeralda fürchten mochten, an Bord zu nehmen. Die Gig befehligte unser Freund, der Virginier, und nach langem, schwierigen Rudern gelangte er unter die hohen und schroffen Felsen von Chorillos. Hier blieben die Boote außerhalb der Widersee, während die Indianer, durch solche watend, die Passagiere an Bord trugen. Schon erscholl der Ruf: „Alles an Bord! und zur Rückkehr die Riemen klar gemacht," als das Erscheinen eines Trupps von San Martin's Reiterei am Gestade und ihr lautes Rufen und dringendes Bitten die Abfahrt verzögerte. Als die Matrosen mit den Rudern inne hielten, eilte ein Offizier, der Befehlshaber der Reiter, mit einem Frauenzimmer, (dessen Roß er, als seine Leute in vollem Galopp daher sprengten, geführt hatte) auf den Armen ans Gestade. Er übergab sie dem stämmigen Indianer, der seine Dienste anbot, und folgte ihm in die Brandung. Nach einer kurzen Unterhandlung mit dem amerikanischen Kapitän kehrte

jener ans Ufer und letzterer gab Befehl, ungesäumt nach Callao abzusteuern.

Am Abend befand sich die Partie wieder auf der Fregatte und bald hatte sich eine Gruppe um den jungen Virginier gesammelt, wie den Abend zuvor. Er schien auf einem zweifelhaften Punkt mit besonderm Nachdruck zu bestehen. „Ob ich sie gleich kannte? Sah ich ihn nicht nahe genug in dem Zimmer, und hörte ich nicht seinen Plan, sie nach Valparaiso zu bringen? Der Kapitän beorderte mich auf das lange Boot, aber nicht eher, als bis ich ihr ins Gesicht geschaut hatte. Nein, nein, Reefers, dieß Mal hat treue Liebe dem alten Don, ihrem Vater in Lima, den Wind abgewonnen.“

Das Riesenrohr.

Die americanische Arundo Gigantea, oder Miegia Macrosperma, ist eine Rohrart, die an Größe sich mit dem Bambus vergleichen läßt und in America häufig zu Angelruthen verwendet wird. Sie wächst in den Niederungen des Mississippi, Arkansas und Red River und erreicht eine Höhe von fünfzehn bis dreißig Fuß. Die Blätter sind von einem schönen Grün, lang, schmal und lanzenförmig. Die Pflanze wächst in gleichweit aus einander stehenden Büschein, vollkommen aufrecht und beinahe in einer compacten Masse: besonders im Winter steht sie in ihrer reichsten Vegetation. Dann würde der kleinste Vogel es schwer finden, hindurch zu fliegen, und mit seinen tausend Stämmen, die beinahe unmittelbar neben einander stehen, und der undurchdringlichen Laubbekleidung, die diese Rohrart bis zu dem Gipfel bedeckt, gleicht das ganze Feld einer massiven Vegetationsschicht. Ein Mann könnte an einem Tage kaum eine Stunde weit durch einen dichten Rohrbusch machen; daher dienen dieselben Bären und anderen Raubthieren, die das Rohr niederbrechen, zu sicheren Zufluchtsörtern. Wenn das Rohr geschnitten und so trocken ist, daß es brennt, so ist es die größte Belustigung der Neger, den Busch anzuzünden; die verdünnte Luft in den hohlen Abschnitten des Rohres bricht dann mit einem Knall, der dem einer Muskete gleicht, hindurch; und das Verbrennen eines Rohrbusches macht ein Geräusch, wie das Getümmel einer Schlacht, in der unaufhörlich tausend Gewehre abgefeuert werden. Die Vegetation dieser schönen Pflanze soll fünf Jahre dauern, und nach dem Ende dieser Periode bringt sie, wenn man sie ungestört gelassen hat, in ihren Aehren (heads) eine reiche Samenernte. Die Samenkörner sind mehlig und werden daher von den Indianern, so wie zuweilen von den ersten europäischen Ansiedlern, statt des Getraides gebraucht. Ausgesäet gedeihen sie auf jedem fetten Boden; die jungen Pflanzen keimen Anfangs wie Spargel mit einem dicken saftigen Stengel hervor und werden sechs Fuß hoch, ehe sie ihre Zartheit und Saftigkeit verlieren. Ein reicheres und vortheilhafteres Futter für das Vieh kann man sich nicht denken.

London Magazine.

Vulcan in Neu-Süd-Wales.

Die Existenz eines Vulcans, in der Nähe des Hunterstromes in Neu-Süd-Wales, ist den neuesten Briefen aus Australien zu Folge kürzlich durch einen Einwohner von Sydney, Mr. Mackie, der denselben besuchte, außer Zweifel gesetzt worden.

Der Vulcan liegt in nordnordöstlicher Richtung fünfundzwanzig englische Meilen von Mac-Intyre's Ansiedlung zu Segenho, am Pages Flusse. In der Entfernung scheint der Berg völlig dunkel, sobald man sich demselben aber auf ungefähr eine Viertelmeile nähert, so sieht man plötzlich eine dichte Feuer- und Rauchmasse herausbrechen, die, wenn das Wetter trüb ist, eine schwärzlich rothe Farbe hat. Bei Nacht sieht man die Flammen in einer schwefelblauen Säule emporsteigen und sich hoch in die Luft erheben. Die Mündung des Vulcans ist zwischen zwei Bergspitzen, denen die eingebornen Schwarzen den Namen der Fittiche (Wingen) gegeben haben. Von Lava fand sich weder am Fuße, noch am Abhange dieser Berge die geringste Spur. Der Krater, zu dem Mr. Mackie die steile Höhe hinaufstieg, hatte zwölf Fuß in der Breite und an dreißig Fuß in der Länge. Der Boden bestand eine bedeutende Strecke umher aus einer schwarzen losen Erde, die vollkommen ohne Feuchtigkeit war. Einige verbrannte Baumstämme, die keinen Halt in dem Boden hatten, konnten mit Leichtigkeit umgestürzt werden. An einer Seite ließ Mr. Mackie fünf Fuß von dem Krater einen Wall aufwerfen, um zum Schutz gegen die furchtbare Hitze des Vulcans zu dienen, während man eine Nachgrabung in dem Boden anstellte. Die Arbeiter konnten es hiebei nicht länger als fünf bis sechs Minuten jedesmal aushalten, weil mit jedem Fuß, den man tiefer kam, auch die Hitze zunahm. Endlich hatte man mit vieler Anstrengung acht Fuß tief gegraben, als die Hacke auf den Felsen stieß; in diesen arbeitete man sich hinein. Durch Hülfe des Schießpulvers gelang es, einen Theil des Substratums fortzuschaffen, worauf sich eine stark mit Bitumen geschwängerte Kohlenschicht zeigte, die alle Zeichen einer in der Nähe befindlichen Schwefelader darbot. Der Boden der beiden Berge, zwischen denen der Krater liegt, war locker und vertrocknet, von Wasser keine Spur, die Vegetation anderthalb Meilen hinab völlig ausgestorben, bis auf einige verkohlte Baumstämme Alles kahl, dürr und wüst. Der Krater schien sich stündlich zu erweitern. So lange Mr. Mackie mit seinen Leuten an demselben verweilte, ging das Werk der Verbrennung rasch vor sich, das Erdreich bebte und borst rings umher; von Zeit zu Zeit wurden Erdmassen von dem Vulcan emporgeworfen, die, wenn sie in denselben zurückfielen, die Flammen höher aufschürten. Als eines Tags Mr. Mackie an einer Stelle nachgraben lassen wollte, und über das zerborstene Erdreich ging, sank er plötzlich in den Boden, und nur durch die äußerste Anstrengung seiner Leute wurde er gerettet, jedoch nicht, ohne durch die Hitze beträchtlich gelitten zu haben. Alles deutet darauf hin, daß dieß Phänomen noch nicht von langer Dauer seyn kann. Die schwarzen Eingebornen, die schon früher oft in der Nähe „sich gesetzt“ haben sollen, blickten mit Staunen und Furcht auf den Vulcan, als ob derselbe ihnen eine neue Erscheinung wäre; sie nannten ihn „Deebil, Deebil“. Es scheint nicht, daß bereits früher einmal ein Ausbruch statt gefunden habe, da man, wie gesagt, nirgend Lavaspuren sieht.

Australian, July 30, 1828.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 165 und 166. 14 und 15 Juni 1829.

Die russisch-türkische Frage vom Standpunkt des englischen Interesses *).

Die Heere Rußlands haben es nun troz Rodomontaden, Entwürfen und Erwartungen doch nicht anders gemacht, als jene Soldaten des französischen Königs, deren Thaten in unsern Ammenmährchen eine so höchst possierliche Rolle spielen. Vorsicht ist der beste Theil der Tapferkeit — dieser goldenen Regel haben die Russen unbedingt und, wie es dieß Mal scheint, aus zureichenden Gründen beigepflichtet. Ihre rückgängigen Bewegungen geschahen indessen nicht, wie es bei dem gallischen Könige der Fall war, mit Begleitung lieblicher Flöten und Schalmeyen, sondern sie hatten ziemlich viel Aehnlichkeit mit Milton's trefflichem Originalgemälde von einer Niederlage.

Erschlagen ihre Besten in der Schlacht,
Durchbrochen Reih' und Glied, in schmählicher
Verwirrung zuchtlos aufgelöst; das Land
besä't mit Waffentrümmern; über'n Haufen
Gestürzt die Wagen mit der feu'r'gen Rosse
Gespannen und den Führern; was noch stand
Von dem sarmat'schen Heer, zog sich zurück
in schwacher Nothwehr oder floh gejagt
von Furcht: solch grauenvollen Untergang
bracht' ihr Erob'rungswahnwitz über sie.

*) Die Herzensergießungen der englischen Politiker gegen Rußland sind aus dem Morning Journal, den Times ꝛc. dem Publikum bekannt. In dem obigen aus Black's Foreign Review Nro. VI entnommenen Artikel legen wir unsern Lesern eine Art Resumé dieser leidenschaftlichen Polemik vor, die um so charakteristischer für den Johnbullismus ist, als er sich darin gleichsam in Flagranti ergreifen läßt. Um ein Beispiel anzuführen: Der Hauptanstoß, den die Engländer an dem gegenwärtigen Krieg nehmen, ist die russische Blockade der Dardanellen; die Russen, wiederholen alle englischen Blätter, haben kein Recht, ganze Meere zu verschließen. Gut, ihr Herren! Aber habt Ihr denn schon vergessen, daß Ihr einst unsern ganzen Continent in Blockadestand erklärtet? Gewiß hattet Ihr das Recht dazu, weil Ihr die Macht dazu hattet; aber macht uns nicht glauben, daß Ihr die Philosophie des Rechts vor den Russen voraus habet! Anm. d. Red.

Daß jeder ungerechte Angriff ein gleiches Ende nehmen möge, wünschen wir aus innigstem Grunde unsrer Seele.

Die neueste Bewegung gegen die ottomannische Pforte ist keineswegs ein isolirter Fall, worin Rußland seine Eroberungs- und Vergrößerungssucht zu erkennen giebt. An sich betrachtet ist es ein muthwilliger, unmännlicher, unverantwortlicher Angriff; aber die moskowitischen Annalen bieten derlei Fälle in Menge dar, nicht bloß in Bezug auf die Türkei, sondern in Bezug auf jede Macht, mit welcher Rußland — sey es durch offenen Kampf, sey es durch geheime Befehdung — in Berührung kam. Rußlands politische Kindheit war von sehr schwächlicher Art und erregte nur geringe Erwartungen für die Periode künftiger Reife der Kraft und gediegener Mannheit. So viel indeß frühe Pflege vermochte, das geschah für dieses außerordentliche „Fürstenthum;" und jezt in dem frechen Uebermuth seiner Titanenstärke schwingt es hoch seine Waffen, erhebt das Schlachtgeschrei und fordert die Pygmäennationen der Erde zum Streite heraus. Doch das Glück des Wettlaufs ist nicht immer bei dem Schnellen und das Glück der Schlacht nicht immer bei dem Starken; und so war es auch der Arm des Schwachen, der den nordischen Riesen seines Ehrengewands entkleidete, und der ungeschickte Mund des Verachteten, der ihm die Lehre der Demuth predigte.

Rußland, durch seine Lage zu einer asiatischen Macht bestimmt, konnte sich nur durch unberufene Einmischung eine europäische Bedeutung geben. Ohne jenes System, die Gelegenheit zu Händeln vom Zaune zu brechen, hätte es nie in Europa eine Aussicht auf Ländererwerb gehabt; aber von jeher ist es dieses System gewesen, dem es auf unzweideutige Weise huldigte: eine Wahrheit, die selbst ein Schriftsteller, wie Graf Segur, so entschiedener Lobredner Rußland's er ist, nicht umhin kann, durchblicken zu lassen.

Werfen wir, um diesen Satz zu erörtern, einen Blick auf die Geschichte der russischen Eroberungen, mit Finland beginnend. *)

*) Eine vollständige Uebersicht der fortschreitenden Vergrößerung des russischen Reiches fügen wir bei aus: La Russie et les Polonais en 1829. Tableau historique de l'Empire de toutes les Russies en Europe, en Asie et en Amerique," einer der kürzlich in Paris erschienenen politisch-statistischen Tabellen

Einzelne Stücke dieses Landes wurden schon in den Jahren 1721 und 1743 von Schweden losgerissen. Wir wollen uns jedoch, da wir genug neuere Kapitel abzuhandeln haben, mit diesen Aneignungsakten der russischen Politik nicht befassen; aber wollte man alle Jahrbücher der Welt durchsuchen, so würde man eine solche Gemeinheit und eine so grobe Tyranney, wie die, welche im Jahr 1809 die Abtretung der noch übrigen Provinzen von Finland herbeiführte, nirgend finden. Es war — wir wiederholen es — die schwärzeste Verrätherey, die schamloseste und frevelhafteste Verkennung göttlicher und menschlicher Rechte, ein ausgedehntes Gewebe von Trug und Lüge — diese Ausplünderung eines schwachen Nachbars, der ein so großes Recht auf die aufrichtige Achtung und Bewunderung jedes edeln Feindes hatte. Allein Adel der Gesinnung war eine Pflanze von zu zartem Wesen, um ihre liebliche Blüthen an den eisigen Ufern der Newa zu entfalten; der Ruhm der Treue, der Standhaftigkeit, der Heilighaltung eines verpfändeten Worts ein zu strenger Vorwurf für die empfindsame Seele eines nordischen Autokraten — folglich erklärte Alexander, Kaiser aller Reußen, Krieg gegen Gustav von Schweden, wegen dessen beharrlicher Anhänglichkeit an seinen Freund und Verbündeten, den Monarchen von England! „Wir sind von Sr. Maj. beauftragt,“ sagten die Commissäre bei Eröffnung des Parlaments, „Sie zu benachrichtigen, daß die Bemühungen Frankreichs zwischen Sr. Majestät und ihren vormaligen Alliirten, den Kaisern von Rußland und Oesterreich und dem Könige von Preußen, Feindseligkeiten zu erregen, nur zu erfolgreich gewesen sind. Von Seiten Rußlands hat man versucht, sich deshalb durch eine Darlegung zu rechtfertigen, in welcher von angeblichen Beleidigungen und Beschwerden die Rede ist;“ nachdem sie hierauf erwähnt haben, wie das Benehmen des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen gegen England unter keinerlei Vorwand zu beschönigen sey, und wie an den Machinationen Frankreichs die Herstellung des Friedens mit der Türkei gescheitert; so fahren sie fort: „Während es dem französischen Einfluß unglücklicher Weise also gelingt, die Beendigung alter Feindseligkeiten zu hintertreiben und neue gegen dieses Land anzufachen, widersteht der König von Schweden mit Festigkeit jedem Versuch, ihn dem Bündniß mit Großbritanien zu entfremden; und Se. Maj. ist von Ihnen überzeugt, daß Sie das Gefühl einer heiligen Verpflichtung gegen einen solchen Alliirten mit Sr. Majestät theilen und daß Sie Se. Maj. bereitwillig unterstützen werden, sich dieser Verpflichtung auf würdige Art zu entledigen.“ So — sehn wir — wurde Treue gegen England Schuld an Schwedens Unglück. Dabei ist nicht zu vergessen, daß, wenn sich eigentlich Jemand über Schweden zu beklagen hatte, dieß bloß Frankreich und Napoleon, der herrschende Geist der damaligen Periode, seyn konnte, nicht aber der Kaiser aller Reußen, der die Execution übernahm. Welchen Grund hatte dieser? Keinen andern als den des Raubthiers, wenn es sein harmloses Opfer wittert. Wahrhaftig man wird an die Moral in der Fabel von dem Wolf und dem Lamm erinnert. Die russische Kriegserklärung gegen Schweden verräth ganz jenen Wolfsappetit nach Eroberung, der die Czaren von Moskau zu allen Zeiten charakterisirt hat. Es ist ein feines Gewebe, so fein als nur immer ein florentinischer Schlaukopf eines in seinem vertrackten Gehirn ausspinnen mochte. „In gerechter Entrüstung,“ heißt es in dem kostbaren Aktenstück, „über die von Großbritannien gegen Däne-

---

nach dem Plan von Lesage's Atlas. Hier werden sechs Hauptepochen angenommen:

	Oberfl. in □M.	Wachsende Bevölkerung.
I. Rußland im Mittelalter 863 — 1462. Von Rurik bis Iwan II, dem Befreier Rußlands von dem Joch der Tartaren. Folgende eilf Gouvernemens bildeten das ursprüngliche Rußland: 1. Moskau 5. Tambow 9. Jaroslaw 2. Kaluga 6. Pensa 10. Kostroma 3. Tula 7. Nischninowgorod 11. Wologda. 4. Riäsan 8. Wladimir	44,004	23,328,700
II. Erwerbungen unter den beiden Iwans 1462 — 1535: 12. Twer 18. Wiätka 24. Caucasus 13. Pskow 19. Perm 25. Tobolsk } Si- 14. Nowgorod 20. Orenburg 26. Tomsk } bi- 15. Olonez 21. Simbirsk 27. Irkutsk } rien. 16. Archangel 22. Saratow 17. Kasan 23. Astracan	728,465	12,723,750
III. Erwerbungen unter Alexis Romanow 1535 — 1676: 28. Smolensk 31. Ukräne 34. Kursk 29. Orel 32. Kiew 35. Woronesch 30. Tschernikow 33. Pultawa 36. Jlaterinoslaw.	26,822	12,220,200
IV. Erwerbungen unter Peter dem Großen 1682 — 1725: 37. Ingermanland 38. Esthland (Die Provinzen Daghestan, Schir- 39. Liefland. wan, Ghilan, Mahanderan und Asterabad, welche Peter Persien abgenommen, gab Anna 1732 zurück.)	5,857	1,901,500
V. Erwerbungen unter Catharina II 1762 — 1796: 40. Witepsk 44. Curland 48. Cherson 41. Mohilew 45. Wilna 49. Tauris mit den Cosacken d. schw. Meers 42. Minsk 46. Grodno. 43. Podolien 47. Volhynien 50. Donische Cosacken.	39,699	10,245,600
VI. Erwerbungen unter Alexander I 1801 — 1825: 51. Finland 53. Georgien 55. Imiretien 52. Bessarabien 54. Circassien 56. Daghestan 57. Schirwan. Königreich Polen.	37,530	6,765,600
	882,377	57,185,350

Da jedoch diese Berechnung schon von einigen Jahren her ist, so kann gegenwärtig die Bevölkerung mit Einschluß der Provinz Armenien (200,000 Einw.) bei der jährlichen Zunahme von ½ Proc. wohl 60,000,000 betragen, und am Ende dieses Jahrhunderts wird sie 100,000,000 zählen.

mark verübte Gewaltthat, thut der Kaiser von Rußland, treu seinem Charakter und den Grundsätzen einer steten Sorge für die Wohlfahrt seines Reichs, kund und zu wissen dem Könige von Großbritannien, daß er nicht gleichgültig bleiben könne bei einem so ungerechten, beispiellosen Angriff (Se. Kais. Majestät spricht von den brittischen Expeditionen nach der Ostsee) wider einen Souverän, mit dem er nicht nur durch Bande des Blutes und der Freundschaft verbunden, sondern der Rußlands ältester Alliirter sey." (Waren alle Schritte des Kaisers vor und hernach immer streng gerichtet auf den Pfad des Rechtes? Hat er nie sein Wort gebrochen? War er immer ein genauer Beobachter seiner Eide? Hat er nie mit seinen Alliirten ein schelmisches Spiel getrieben? Hat er immer seinen Freunden und Verwandten einen von zärtlichen Neigungen überfließenden Busen dargeboten?) Das Manifest fährt fort: Der Kaiser habe diese seine Gesinnung dem König von Schweden in einer Note mitgetheilt und ihm die zwischen Rußland und Schweden vermöge der Traktate von 1783 und 1800 bestehende gegenseitige Verbindlichkeit das baltische Meer geschlossen zu halten ans Herz gelegt, vermöge dieser Traktate betrachte Se. Maj. von Rußland sich nicht nur ermächtigt, sondern verpflichtet die Mitwirkung Schwedens gegen England in Anspruch zu nehmen." Kurz zuvor hatte Rußland es nicht verschmäht, auf die Unterstützung eben dieses Schwedens, eben dieses Englands seine Hoffnungen zu bauen. Sollte es etwa die schlechteste Art von Neid, die es giebt, der Neid auf die Ehre eines Andern gewesen seyn, die Rußland zu diesem widersprechenden Benehmen veranlaßte? Denn freilich als es — ein Werkzeug geworden in den Händen Napoleons — seine eigene Ehre in den Wind geschlagen, mußte es ihm wehe thun, daß der Monarch von Schweden die seinige rein und unbescholten gerettet hatte. Ohne Zweifel aber war es dieses Gefühl nicht allein, welches in des Kaisers Brust Raum gewann, sondern die Ländersucht schwamm oben in dem Strom seiner Gedanken. Die Aussicht auf den Rest von Finland bot sich nunmehr dar. Auf diesen Zweck geht dann auch das Manifest los. „Se. schwedische Maj. stellte zwar die durch die obigen Traktate ihr auferlegte Verpflichtung nicht in Abrede, aber sie verweigerte ihr Mitwirkung, bis die französischen Truppen von den Küsten entfernt und die deutschen Häfen den englischen Schiffen geöffnet seyn würden. Aber es handelte sich darum, die Angriffe zurückzuweisen, die England begonnen, und durch die es ganz Europa in Verwirrung gebracht hat. — (Wohlverstanden, weil Europa in dem schändlichen Continentalsystem sich gegen England verschworen, und dafür von diesem einige derbe Rippenstöße bekam. Napoleon hatte, wie der Kaiser von Rußland meint, natürlich keinen Antheil an der allgemeinen Verwirrung des Continents!)

„Der Kaiser forderte von Sr. schwedischen Maj.," so lautet es ferner, „Nichts, als wozu die Verträge ihn berechtigten; dagegen wollte der König von Schweden in seiner Antwort die Erfüllung dieser Verträge auf eine andre Zeit hinausgeschoben wissen, während er sich indessen mit der Sorge belästigte, England die holländischen Häfen zu öffnen, oder mit andern Worten, während er sich demselben England dienstbar machte, gegen welches Vertheidigungsmaßregeln ergriffen werden sollten. Braucht es einen schlagendern Beweis für die Partheilichkeit des Königs von Schweden für Großbritannien, als den, welchen er abgelegt hat?" Der Teufel — wie sich ein meisterhafter Zeichner menschlicher Leidenschaften gut ausdrückt — kann für seine Absichten sich auf die heilige Schrift berufen, und irdische Potentaten — scheint es — können den heiligen Namen der Gerechtigkeit zu den unheiligsten Absichten mißbrauchen. Die Adresse des Kaisers war übrigens für die Augen von Leuten bestimmt, die gottloser waren als er, erpichter auf Plünderung, Verwüstung, Mord und Thronraub, bloß weil sie kräftiger waren, und diese hatten kein so verzärteltes Gewissen, daß es sich nicht bei einem Schatten von Recht beruhigt hätte. Das Wort Ehre hat eine so prägnante Bedeutung, daß man es immer als das andere Wort aus dem Munde von Räubern vernimmt; ein Stück höchst lustiger Rhetorik that also in einer russischen Proclamation schon seine Dienste: man rechtfertigte sich vor sich selbst, machte sich Napoleon und seinen Verehrern angenehm und tröstete den König von Dänemark.

Wir wollen den Leser nicht länger mit Auszügen aus diesem Manifest behelligen, nachdem wir ihm davon ein so schönes Probstück gegeben haben: auf jeden Fall stellt es einen Grundsatz der furchtbarsten Art auf, den Grundsatz der Nichtigkeit moralischer Verpflichtungen, der Unterordnung der Nationalehre unter den Nationalvortheil. — Schweden war unser Alliirter durch die Heiligkeit der Verträge; es hatte alle Ursache mit unserem Benehmen zufrieden zu seyn. Es hatte von England Subsidien erhalten, um seine Unabhängigkeit zu behaupten; und wir hatten somit ein Recht auf seine Dankbarkeit. Zwar hatte es zuvor gegen Rußland traktatmäßige Verpflichtungen zu einem erlaubten Zweck eingegangen; aber wenn es sich durch Rußland bewegen ließ, diese fest zu halten, mußte es zu Maßregeln von schreiender Ungerechtigkeit mitwirken. That Schweden also nicht Recht, wenn es sich dessen geradezu weigerte? wenn der A sich anheischig macht, dem B zur Erreichung eines gewissen Zwecks behülflich zu seyn, und der C den A benachrichtigt, daß dieß, ohne ein Verbrechen — Mord oder Raub — zu begehen nicht geschehen könne, wenn dann der A zurücktritt, handelt der A schlecht? Nein, gewiß nicht; denn es handelt sich hier unbedingt um eine Pflicht, die Jeder seinem Gott schuldig ist.

Auf der andern Seite hatte auch Rußland in Verpflichtungen gegen England und Schweden mit seiner Ehre eingestanden — da fand es in Tilsit, daß es durch einen Wechsel der Partei große Vortheile gewinnen könne, und siehe! es wechselte. War nicht dieser Wechsel eine schamlose Selbstentehrung? Wir zweifeln keinen Augenblick. Obgleich die Erklärung Schwedens an Rußland offen, männlich, ehrlich und in jeder Hinsicht genügend war, so vermochte sie doch keinen Eindruck auf Wesen von schiefem Blick, welche das Licht der Wahrheit fliehen und nur die Thaten der Finsterniß vor Augen haben. Ein russisches Heer besetzte Finland, die Kornkammer Schwedens; Gold, der unentbehrliche Gefährte bei russischen Eroberungen, arbeitete wundersam für den Kaiser bei diesem ruchlosen Angriff: durch einen elenden Verräther ward, wie in neuester Zeit Warna, so damals die Festung Sweaborg, das Bollwerk des Nordens, an Rang nur Gibraltar und

Malta nachstehend, den Russen in die Hände geliefert. Von Finland aus hoffte Rußland sich Norwegens zu versichern (dieses Norwegens, welches es als Preis für den Abfall von seinem Alliirten Schweden angeboten hatte, einen Preis, den Schweden damals in edlem Stolze ausschlug) hierauf Schweden umschließend, dieses zu vernichten; endlich in Dänemark und im Norden von Deutschland Fuß zu fassen, so daß seine Heere Hanover, Westphalen, den Rhein und die Niederlande bedroht hätten. (??) Kein Wunder, wenn Napoleon mit seinem tiefpolitischen Verstande die Nothwendigkeit einsah, diesem Potentaten in einer persönlichen Zusammenkunft einzuschmeicheln, welche dann wirklich in Erfurt zu Stande kam, und wo der hochfliegende Genius des fränkischen Despoten den stumpfen Witz des nordischen Autokraten in weiter Ferne hinter sich ließ. Im Jahe 1812 sah sich der Kaiser von Rußland genöthigt, sich mit Schweden zu versöhnen, dessen Beistand er bedurfte, zugleich aber wollte er auch die gestohlene Provinz Finland behalten. Da wandte er sich an den König von Dänemark, „den Blutsverwandten, Freund und ältesten Alliirten,“ dem zu lieb er gegen England in die Schranken getreten war, und ersuchte ihn, gefälligst sein norwegisches Reich an den Monarchen von Schweden abzutreten — denn es würde ihm leid thun, wenn er ihn mit Feuer und Schwert dazu anhalten müßte. So zeigte sich bei dieser Gelegenheit der unpartellische Rechtssinn des Kaisers aller Reußen. Im Jahr 1813 erkannte England die Vereinigung Norwegens mit Schweden an. Dänemark, der treue Alliirte Napoleons und der erbitterte Feind Englands, verdiente diese Züchtigung. Abgesehen davon sprach — als ein secundärer Grund — das Interesse Englands für diese Vergrößerung Schwedens, das dadurch allein so viel Selbstständigkeit und materielle Widerstandsfähigkeit gegen Rußland gewinnen konnte, als erforderlich war, um das baltische Meer nicht zum Binnensee werden zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Der neueste Zustand der orientalischen Studien.

(Fortsetzung.)

Eine der stärksten Gewährleistungen für das Wohl der Gesellschaft ist die Gunst des Königs, deren sie sich erfreut. Ein einsichtsvoller Minister, *) welchen der Ausschuß unter seinen Mitgliedern zählt, hat Sr. Majestät vorgestellt, welche wichtige Dienste Sie bereits der Wissenschaft geleistet, welche andere Sie von sich hoffen lassen, und der wohlwollenden Verwendung des Obersiegelbewahrers verdanken wir es, daß die königl. Druckerei eine jährliche Summe für die Herausgabe des asiatischen Journals zur Verfügung erhalten hat. Jene prächtige Anstalt wird in Zukunft den Druck aller Werke, welche die Gesellschaft herausgeben will, besorgen und alle ihre Druckwerkzeuge werden dort niedergelegt. Nur in der königl. Druckerei können die typographischen Schätze, welche anzuschaffen im Interesse der Gesellschaft liegt, bequem und sicher verwahrt werden; keine andere Offizin würde den orientalischen Druck so zierlich und korrekt ausführen. Nichts kann also der asiatischen Gesellschaft schmeichelhafter und von größerem Vortheil seyn, als eine Uebereinkunft, welche gewissermaßen ihre Arbeiten unter den unmittelbaren Schutz der Regierung setzt; Nichts bewährt in höherem Grade die Achtung, welche jene Arbeiten den durch des Königs Vertrauen an die Spitze der Verwaltung gestellten Männern eingeflößt haben. Jene allgemeine Achtung, welche die Gesammtheit der von einem literarischen Verein geleisteten Dienste begründet, steigert sich gewöhnlich durch die besondere, welche Arbeiten einzelner Mitglieder gebühet. In dieser Hinsicht haben mehrere Gelehrte, wenn gleich ohne unmittelbaren Antheil an den vom Ausschuß geleiteten Unternehmungen, darum nicht minder zum Ruhme der Gesellschaft im verflossenen Jahre beigetragen. Hr. de Sacy hat die zweite Ausgabe seiner Chrestomathie durch einen neuen Band vervollständigt, der unter dem Titel Anthologie grammaticale eine Sammlung der merkwürdigsten Stücke arabischer Grammatiker enthält, und namentlich ein schönes Bruchstück Ibn Chalduns über die Geschichte der arabischen Sprache. Der gelehrte Uebersetzer krönt hierdurch auf eine würdige Weise seine vieljährigen und erfolgreichen Arbeiten über die orientalische Literatur mit einem Werk, welches uns die Redekunst bei einem dem nomadischen Leben fast gänzlich ergebenen Volke zu einer hohen Stufe der Ausbildung gediehen zeigt. Hr. Caussin de Perceval, welcher seine Sorgfalt fortwährend auf das Werk von Ellius Bocthor richtet, hat bereits zwei Lieferungen des französisch-arabischen Wörterbuches herausgegeben und ist bis zu dem Buchstaben P vorgerückt; in wenigen Monaten kann das Werk vollendet seyn. Das französisch-türkische Wörterbuch von Hrn. Bianchi wird sich vor Ende des Jahres vollständig in den Händen des Publikums befinden. Hr. Trébutien hat nach der deutschen Uebersetzung des Hrn. von Hammer ein neues Supplement zu Tausend und eine Nacht herausgegeben. Hr. de Sacy hat über den Ursprung dieser Mährchen-Sammlung eine gelehrte Abhandlung vor der Akademie d. B. Lettres gelesen, und Hr. Marcel eine ganz neue Sammlung übertragen. Hr. E. Burnouf ist bis jetzt mit 16 Faszikeln der Inde française zu Stande gekommen; Hr. Langlois hat eine gute Uebersetzung der Meisterwerke des indischen Theaters nach der englischen von Wilson geliefert, und seine Ausgabe besitzt das eigenthümliche Verdienst, daß sie die von dem ersten Uebersetzer in drei Bänden zerstreuten historisch-literarischen Anmerkungen in Form eines leicht zu befragenden Registers redigirte. Hr. Klaproth setzt sein Supplement zum Wörterbuche des Pater Basil fort, welches Supplement den Studierenden seit der übereilten Bekanntmachung der letzten Bände von Dr. Morrison's Glossarium so unumgänglich nothwendig geworden. Durch die Vollendung der Mandschu-Chrestomathie hat er sich um die Studierenden des College Royal, bei der Seltenheit gedruckter Mandschu Texte, ein gleichfalls wesentliches Verdienst erworben. Derselbe Verfasser endlich hat den dritten Band seiner Mémoires relatifs à l'Asie bekannt gemacht unter andern merkwürdigen Stücken dieses Bandes findet man ein lateinisch-persisches und romanisches Vokabularium, welches

*) Graf von Portalis.

letztere ein Spezimen von einem berühmten türkischen Dialecte giebt. Man glaubt, die Originalhandschrift dieses Vokabulariums sey von der Hand des Dichters Petrarca. Hr. Eichhoff hat unter dem Titel Synglosse Indo-Européenne eine Vergleichung der vornehmsten Sprachen Europa's unter einander und mit dem Samscrit versucht. Hr. Reinaud hat durch Herausgabe eines letzten Theiles sein wichtiges Werk über die Inschriften und Bilder-Denkmäler der muselmännischen Völker vollendet. Hr. Jouy unternimmt außer den erwähnten beiden autographischen Arbeiten eine dritte: die treue Reproduktion einer schönen Handschrift von Abulfeda's Geographie in der königlichen Bibliothek. *)

Die Druckereien zu Bonn waren mit nicht geringerem Erfolge thätig: außer der Ausgabe des Hamasa, deren Beendigung wir angezeigt haben, ist die neue Auflage des Textes vom Hitopadesa durch die HH. Schlegel und Lassen vollendet; bald werden auch die zweite und dritte Abtheilung erscheinen, welche die lateinische Uebersetzung mit erklärenden und kritischen Bemerkungen über den Text enthalten. Der erste Band des Ramâyana, (die zwei ersten Bücher) wird unverzüglich an uns gelangen. Schon haben wir die Vorrede desselben, in lateinischer Sprache von Hrn. v. Schlegel mit der Zierlichkeit geschrieben, an welche dieser Gelehrte seine Leser, welcher Mundart er sich auch bediene, gewöhnt hat; sie enthält Betrachtungen vom höchsten Interesse über das indische Epos, eine ausführliche Notiz über die vom Herausgeber untersuchten Handschriften und kritische Betrachtungen über die frühern, dem Ramayana gewidmeten Arbeiten. Demselben Verfasser verdankt man den ersten Abschnitt einer ausführlichen Abhandlung über das allmählige Zunehmen und den gegenwärtigen Zustand unsrer Kunde von Indien, welche in einem Almanach **) in der Hauptstadt Preußens erschienen ist.

Berlin ist mit Bonn einer der Punkte in Deutschland, wo die Literatur des Orients, Indiens besonders, mit dem wärmsten Eifer und mit dem größten Erfolge betrieben wird. Von Hrn. Poley, Zuhörer des Hrn. Bopp, wird eine Ausgabe des Dewimahatmayam, einer Episode des Markandaya-Purana, erscheinen. Hr. Bopp selbst verspricht die baldigste Bekanntmachung einer Samscrit-Grammatik in latrinischer Sprache; sie wird das Praktische aus frinem deutsch geschriebenen grammatischen Werke mittheilen. Unterdessen hat derselbe mehrere Episoden aus dem Mahabharata bekannt gemacht, worunter eine besonders merkwürdige über den indischen Mythus von der Sündfluth. Ueberdieß hat er in Form eines Lexikons die wissenswerthesten Wörter zusammengestellt aus jenen Episoden, dem Nalus und der Reise Ardschuna's, welche er schon früher herausgab, und aus noch anderen auf dem Festlande erschienenen Werken; den ersten Theil dieser für die Studirenden höchst nützlichen Sammlung hat er uns zugesandt. Endlich ist auch derselbe unermüdliche Philologe in der gelehrten Vergleichung des Samscrit mit den verwandten Mundarten fortgefahren, wovon er den zweiten und dritten Abschnitt der Akademie zu Berlin vorgelegt hat.

In anderen Theilen Deutschlands werden andere, nicht minder wichtige Arbeiten begonnen oder vollendet. Hr. Hoffmann in Jena hat in einer gelehrten Grammatik gründliche Bemerkungen über die syrische Sprache niedergelegt. Hr. Ewald hat in Form eines praktischen Handbuches einen gedrängten Auszug seines großen Werkes über die hebräische Sprache mitgetheilt. *) Der Wakedi desselben Verfassers, die Chrestomathie des Hrn. Kosegarten sind für die semitische Literatur Bereicherungen von großem Interesse. Hr. Rosenmüller hat den dritten Band seiner Analecta Arabica herausgegeben, worin zwei geographische Bruchstücke über Syrien. Hr. Rhode hat sich mit der Religion und den Wissenschaften Indiens beschäftigt, und sich bemüht, die alte Ansicht, die Buddha-Religion sey älter als der Brahmanismus, zu verjüngen. Hr. Vüllers kündigt die Erscheinung der ersten Lieferung seiner Ausgabe der Moallaca Tarafa's an, deren Vollendung er zu Ende des nächsten Monats hoffen läßt. Er wird überdieß im Laufe dieses Jahres ein persisches Wörterbuch herausgeben, worin alle Wörter des Gulistan von Sadi, des Gedichtes von Dschami über die Liebe Josephs und Zuleika's in des Hrn. de Sacy Ausgabe des Pend-nameh, und einiger Stücke von Mirchond's Geschichtswerke. Ein junger Bayer, Hr. Kurz, welcher sich seit zwei Jahren in Paris mit vielem Erfolge auf das Studium des Chinesischen grlegt hat, wird den Kia-lü, eins von den Büchern, worin die merkwürdigsten biographischen Nachrichten über Confucius, übersetzen und hat unterdessen für mehrere deutsche Zeitblätter **) Stücke aus dem Schu-King und dem Buche der Lieder aus der Ursprache übertragen, wie auch mehrere andere Stücke von ziemlicher Ausdehnung,

---

*) Sie war bisher vollständig nur in lateinischer Sprache durch Reiske bekannt. Die Exemplare dieser Uebersetzung scheinen ziemlich selten geworden zu seyn. Hr. Jouy sagt mir, er werde die arabische Ausgabe zu 12 Frank liefern; bei Bestellungen vieler Exemplare treten noch billigere Bedingungen ein. Deutsche Orientalisten, welche genaue Abschriften orientalischer Hdschr. aus der pariser Bibliothek zu haben wünschen, können sich an Hrn. Jouy zu Paris, rue Guénégaud n. 9. wenden. Eins.

**) In ebendemselben findet sich eine sehr anziehende Abhandlung über die Geographie Indiens, von Prof. C. Ritter, die als Ergänzung seines wichtigen Werkes: Vergleichende Erdkunde und somit als Vorläufer der zweiten Ausgabe seines Asiens betrachtet werden kann.

Eins.

*) Die zu Leipzig erschienenen grammatischen Werke des Prof. Ewald zu Göttingen zeigen, wie vieles noch für die seit Jahrhunderten eifrig studirten alten Sprachen zu thun übrig ist, wenn nur die Gelehrten durch Erlernung der bisher wenig beachteten Mundarten neue Gesichtspunkte gewinnen, von welchen aus das Dunkle Aufklärung erhalten kann. Ewald's Grammatik ist ein rationelles Werk, welches den Maßstab gibt, wie hoch die neuere philosophische Grammatik sich über die früheren compilirenden Sprachform-Tabellen erhebt. Der gelehrte Verfasser kehrt so eben von Paris nach Göttingen zurück und bringt dahin die Kenntniß mehrerer Sprachen, in welchen man sich nur in wenigen Bibliotheken Europa's einweihen kann. Eins.

**) So viel uns bekannt, nur für das „Ausland." (Jahrg. 1828 Nr. 256 — 260.) A. d. R.

welche noch in keiner europäischen Sprache wiedergegeben waren. Ein anderer bayrischer Gelehrter, Hr. Neumann, der während seines Aufenthaltes in Venedig aus den reinsten Quellen der armenischen Literatur schöpfte, ist seitdem nach Paris gekommen, mit dem Zwecke, sich den chinesischen Studien zu widmen, und hat dieselben mit so warmem Eifer betrieben, daß er nach sehr kurzer Zeit sich nicht scheute, die Uebersetzung eines durch den Gegenstand nicht minder als durch den Stil schwierigen Werkes, einer von den metaphysischen Abhandlungen des berühmten Tschu-hi, zu unternehmen.

Hr. Habicht zu Breslau hat fortgefahren, mehrere Bände von seiner Ausgabe des Textes und der deutschen Uebersetzung von tausend und eine Nacht zu liefern. Hr. von Hammer in Wien verspricht, ohne sich durch eine vielleicht zu strenge Kritik entmuthigen zu lassen, seine schöne Unternehmung der Geschichte des osmanischen Reiches zu vollenden, und hat in diesem Jahre den dritten Band herausgegeben. Eine unerwartete Polemik, vier Jahre nach dem Erscheinen seiner Bruchstücke orientalischer Schriftsteller in Bezug auf die früheste Kunde von Rußland, beschäftigte ihn einige Zeit; der Angriff war heftig, die Vertheidigung war es nicht minder; mehrere Flugschriften, lange Artikel in den literarischen Blättern haben die Aufmerksamkeit der Gelehrten von Neuem auf eine schon alte Schrift des wiener Philologen gerichtet. Seine Gegner und Vertheidiger haben bei den lebhaften Formen, welche sie, um das Interesse rege zu halten, für nothwendig erachten mochten, nicht bedacht, daß unter einer leidenschaftlichen Streitigkeit so leicht die gute Sache, d. i. die Wissenschaft, leidet. Aber, wo man so wenig wirklich competente Richter vor sich hat, sollte man das rationelle Forum nie verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Volkslieder.

(Erster Artikel. Lieder aus Béarn.)

Es verhält sich mit den Völkern, wie mit den Individuen. Jedes hat seine besonderen Sitten, seine besonderen Neigungen, ja sein besonderes Temperament. Und nicht allein Nationen, welche ein Staatsganzes bilden, sondern eben so auch die einzelnen Provinzen und Gaue, alle haben ihre eigenthümlichen Züge, die ihren allgemeinen Charakter bestimmen und sie von ihren Nachbarn unterscheiden. Diese Eigenthümlichkeit hängt von dem Clima, der Verfassung, der Abstammung und jenen Ueberlieferungen ab, die als heiliges Unterpfand von Geschlecht zu Geschlecht übergehen und Aenderungen erleiden, aber nie erlöschen. Nirgend findet man merkwürdigere Spuren dieser verschiedenen Einflüsse, als in den Volksliedern. Die Weisen und Lieder des Volkes sind nicht die unmittelbare Volksthümlichkeit, sie sind, gleich dieser, das Ergebniß aller der verschiedenen Umstände, die zu der Bildung derselben zusammenwirken. — Besonders scharf prägt sich das Clima, prägt sich die Lebensart aus, die durch das Clima nothwendig gemacht wird. Bewohner des Gebirgs und des flachen Landes können dieselben bürgerlichen Einrichtungen haben; selten werden sie dieselben Lieder und dieselbe Mundart haben. Vielleicht möchte es sogar schwieriger seyn, den Charakter eines Volkes aus seiner Gesetzgebung, als aus seiner Musik und seinen Idiotismen zu erkennen. Doch werden ihrerseits die Gesetze und die bürgerlichen Institutionen immer einen bedeutenden Einfluß üben und oft den Charakter von unmittelbaren Nachbarvölkern auf das Verschiedenste färben. Der Neapolitaner und der Venetianer leben beide auf demselben italischen Meere, unter demselben Azurhimmel, und doch zeigen die Lieder des neapolitanischen Fischers Nichts als eine oberflächliche Lustigkeit, eine träge Laune, während die venetianischen und so auch die sicilischen Barcarollen Schwermuth und Liebe athmen.

Die Calabresen, Gebirgsbewohner gleich den Schweizern, sind versteckt und ihre Lieder sind ernst und schleppend. In der Schweiz dagegen drücken alle Kuhreigen, die von Appenzell ausgenommen, Heiterkeit und Zufriedenheit aus. Bald anmuthig, bald lebhaft und leicht haben sie immer eine einfache und bestimmte Harmonie, während die von Sicilien und Calabrien unaufhörlich von halben Tönen zu halben Tönen übergehen, als wenn der Sänger ein keckes Intervall nicht wagen dürfte.

Ein ähnlicher Gegensatz besteht zwischen den Volksliedern der Perser und der arabischen Beduinen, zwischen denen von Norwegen und Island.

Die alten schottischen Lieder haben stark bezeichnete Rhythmen, aber sie sind ernst, und ihre Intervallen folgen dicht auf einander. Sie drücken Muth und Selbstvertrauen, zugleich aber auch die rückhaltende Klugheit des Häuptlings aus, der in der Nacht von seinem Clane umgeben die Seinigen zum Kampf ermuthigt, ohne den Feind zu wecken, den er überraschen will.

In Frankreich hat seit seiner neuen Eintheilung, seit es in der That einen Staat bildet, unter der Herrschaft derselben Gesetze, das Volk überall Viel von seinem eigenthümlichen Charakter verloren und einen gleichartigen Anstrich angenommen. Aber diese Mischung ist noch nicht vollkommen durchgedrungen; einzelne Ueberlieferungen und Gebräuche bieten diesem Einflusse der politischen Verhältnisse noch immer Widerstand. Selbst die Sprache hat ungeachtet ihrer schnellen Fortschritte noch nicht alle Spuren der Volksmundarten verwischt, die früher die ausschließliche Herrschaft besaßen. In den Provinzen des Südens und des Nordwestens von Frankreich haben die ursprünglichen Formen sich noch am Treusten erhalten.

Die Bretagner, mit ihren Schaffellen bedeckt, sprechen in ihren eingeräucherten Hütten noch immer die alte celtische Sprache. Ein Theil der Provence hat noch sein Fischerstechen und seine Stiergefechte beibehalten. Auch die Normandie, Auvergne, Languedoc und Béarn haben noch zum Theil ihre alten Sitten bewahrt.

Hier ist es, wo man die Volkslieder, welche ein eigenthümliches Gepräge an sich tragen, suchen muß. Im Allgemeinen sind die französischen Volkslieder leicht und lustig, oft mehr als lustig; aber dieser Grundton nimmt in jedem Gebietstheile Frankreichs andere Schattirungen an.

In der Normandie sind die Lieder galant; aber sie haben noch Etwas von dem historischen Charakter beibehalten, der in den alten Liedern Scandinaviens herrschte. Viele erzählen eine Anecdote, die mit dem Glück des jungen Burschen oder tapfern Ritters, oder wie in den Sagas mit dem Tode eines Verfolgers endigt.

Die von Poitou sind eine Art Satiren, „wie die lustigen Weihnachten" (les Noëls gaillards). Stadtklatschereien oder die al-

dernen Streiche eines Dummkopfes sind der gewöhnliche Gegenstand. Wenn sie erzählen, so ist dieß nichts Romantisches, sondern das Unglück eines jungen Mädchens oder die Prellerei eines Bauern, wie in Porro chez son Procureur. Dieß ist der allgemeine Charakter der mittleren Provinzen Frankreichs.

Einen ganz anderen Charakter haben die Lieder der Bewohner oder Nachbarn der französischen Grenzgebirge. Diese sind fast alle schwermüthig, sanft, schmachtend, zuweilen durch kühne Bilder gehoben, aber selten epigrammatisch.

Dieß ist die Farbe, welche die Volkslieder des Jura, so wie die von Béarn haben. Man höre z. B. die erste Strophe eines Liedes aus dem Jura, was man fast für ein suliotisches nehmen könnte:

On dzor d' adéri
Que la na vola viul,
Las ouazes deny
Caderont se redzoi.
Isan si butas
Tot en ouna cha.
Quand i se volaïan posa,
Cruvivan non pra;
Et quand da' iro de conta laon
Lion cha mi fassa paou.

Selten findet man etwas so Düstres in den béarnischen Liedern. Die Béarner sind lebhaft, thätig, fröhlich; aber diese Frölichkeit ist eine rein natürliche, und, so zu sagen, physische, die sich leicht den Freuden und Leiden der Liebe ergiebt. So sind auch ihre Lieder zärtlich und sanft. Der Gegenstand derselben ist beinahe immer derselbe: ein Schäfer, der die Härte und noch öfter die Unbeständigkeit seiner Geliebten beweint; aber seine Schwermuth ist ohne Schmerzen und seine Klagen sind ohne Bitterkeit. Man dürfte nicht viele von ihnen hören, um von dieser Eintönigkeit ermüdet zu werden; aber einige können ihrer Natürlichkeit und Einfalt wegen, die durch die Naivität ihres Patois noch stärker hervortritt, gefallen.

Einen Tag des Herbstes,
Als der Schnee wollte fallen,
Die Wandervögel
Dachten sich zu vergnügen.
Sie haben sich gesetzt
Alle auf einen Haufen.
Als sie sich wollten lagern,
Bedeckten sie ein Feld,
Und als ich bei ihnen vorbeiging,
Machte ihre Menge mir Furcht.

Es giebt in Béarn eben so viel Ackerleute, als Hirten; aber die Rolle der Troubadours ist gewöhnlich nur den letztern vorbehalten. Einige ihrer Lieder sind gesammelt und unter dem Titel Astrées béarnaises herausgegeben worden. Unter diesen Gedichten sind einige von neuerer Composition, andere aber wahre alte Volkslieder; und unter den letztern wollen wir unsere Proben wählen.

Eine Romance, die seit uralter Zeiten im Lande gesungen wird, ist folgende. Ein Hirt, ein verlassener Liebhaber klagt sein Unglück

La haût sus la mountagne, û pastou malhurous,	Da droben auf dem Berge ein unglücklicher Hirt
Ségut aû pé d' û haû, négat de plous,	Gesessen am Fuß einer Buche, gebadet in Thränen,
Sounyabe aû cambiamen de sus amous.	Träumte von dem Wechsel seiner Liebe.
Cô lheûge, cô boulatye, disé l'infourtunat,	Leichtes Herz, flüchtiges Herz, sagte der Unglückliche,
La tendresse et l'amou qui t'ey pourtat	Die Zärtlichkeit und Liebe, die ich zu dir getragen,
Soun aco lous rebuts qu'ey méritat?	Sind dieß die Belohnungen, die ich verdiente?
Despuch que té fréquentes la yen de condition,	Seit du die Leute von Stande besuchest,
Qu' as présû ta haût bôl, qué ma maison	Hast du deinen Flug so hoch genommen, mein Haus
Ney prou haûte en ta tu d'û cabiron.	Ist nicht mehr hoch genug für dich um eine Sparre.
Taas aouilles dap las mies, nous dégnen plus mesela;	Deine Schafe würdigen die meinen nicht mehr, sich mit ihnen zu vermischen,
Tous superbes moutons, despuch ença,	Deine stolzen Widder, von dem an,
Non s'approchen deûs méés, quèn taûs tuma.	Nähern sich den meinen nicht mehr, als um sie zu stoßen.
De richesses mé passi d'aûnous, de qualitat,	Reichthümer habe ich nicht, Ehren, Stand,
You non soy qu' û pastou, més non n'y a nat,	Ich bin Nichts als ein Hirt; aber es giebt Keinen,
Que n'eûs surpassi touts en amistat.	Den ich nicht übertroffen hätte in der Freundschaft.
Encouere qué sû praûbé, dens noun petit estat,	Ob ich auch arm bin, in meinem geringen Stand,
Qu' aïmi meï moun beret tout espélat,	Lieber ist mir meine Pelzmütze,
Que n'on pas lou plus bet chapeû bourdat.	Als der schönste Treffenhut.
Las richesses deû mounde non hen que da tuemen,	Die Reichthümer der Welt haben Nichts als Plagen,
Et lou plus bet seignou, dab soun argen,	Und der schönste Herr mit seinem Geld
Non ban pas lou pastou qui bici counten.	Ist nicht so gut als der Hirt, der zufrieden lebt.

Adiei dounques, tygresse, pastoure chens amou,
Cambia, bépots cambia de serbidou:
Yamei noun trouberas û tan coum you.

Lebewohl also, Tigerin, Hirtin ohne Liebe,
Wechsle, Du kannst es, wechsle deinen Diener,
Nie wirst Du einen finden, der so gut ist, als ich.

Es liegt etwas Rührendes in diesem Liede; die dritte Strophe besonders drückt einen originellen Gedanken kräftig aus. Die Weise ist einfach und anmuthig, wie die meisten des südlichen Frankreichs, aber traurig, wie das Lied, welches von ihr begleitet wird.

Wir lassen noch einige Strophen aus einem anderen Liede folgen, das wir weit entfernt sind, als ein Muster des guten Geschmacks zu geben, dessen Bilder indessen einen originellen Charakter haben:

Deus attraits d'ûe youenne pastoure,
Moun praoubé cô s'ey embescat.
Noueït et die souplre et ploure
Pons charmes qui l'an encontate.

An den Reizen einer jungen Hirtin
Ist mein arm Herz hängen blieben.
Nacht und Tag seufze ich und weine
Um die Reize, die es bezaubert haben.

Nun folgt die Beschreibung der reizenden Schönheit:

Souns oueillons non soun que dûes âmes,
Dus honecs alneats prés et prés,
D'aquion en là bolen las flames,
Que l'amou tire à maû rebès.

Ihre Augen sind Nichts als zwei Seelen,
Zwei Feuer, die bei einander brennen,
Und hin und wieder fliegen die Flammen,
Welche die Liebe gewaltig wirft.

Soun nasillon, dessus sa care,
Yogue dap lous arraïs deû sou;
Et de l'oumbrette qu' in debare
Marque las ores de l'amou.

Ihr Näschen in ihrem Gesichte
Spielt mit den Strahlen der Sonne,
Und der Schatten, der davon herabfällt,
Zeiget die Stunden der Liebe.

Je mehr man sich den Pyrenäen nähert, um so allgemeiner finden sich diese Lieder verbreitet. Auf den Bergen werden sie von allen Hirten gesungen, und sie haben bereits Etwas von dem Ausdrucke und den eigenthümlichen Wendungen der spanischen Romanzen.

Es sey uns erlaubt, noch einige kurze Bruchstücke aus einer Romanze bekannt zu machen, die für eben so alt gilt, als das erste Lied.

Ein junger Bursch, den seine Geliebte verstoßen hat, macht ihr Vorwürfe über ihre Grausamkeit, schildert dabei aber zugleich ihre Schönheit:

Coum lou sou, claroyant qûere,
Taû médich tendre coum l'arrous,
Malhaye qu'estousse ta bère,
Ou qué you honya tan amourons.

Wie die Sonne glänzend war sie
Und so zart, als der Thau;
Wehe, daß sie so schön war,
Oder daß ich so verliebt seyn mußte.

Qué ma bannit de sa présence,
Que noun poinch esta de l'aïma;
Countré l'amou qué pot l'absence?
Ere noa hé qué l'aügmenta.

Sie verbannte mich aus ihrer Nähe,
Und ich kann nicht aufhören sie zu lieben;
Was vermag gegen Liebe die Abwesenheit?
Sie kann Nichts, als sie vermehren.

Pastourets qui n'abet encouère
Goustat ni plasés ni doulous,
Gouardat pé sustout d'aïma hère,
Si loungtemps boulet bibe hurous.

Hirten, die ihr noch nicht habet
Gekostet nicht Freuden noch Leiden,
Hütet euch vor Allem, nicht zu sehr zu lieben,
So lange ihr glücklich leben wollt.

Dieß ist genug, um über die Art von Poesie zu urtheilen, die man in den bearrischen Volksliedern findet. Fast beständig auf denselben Gefühlen und denselben Bildern ruhend, haben sie nicht das lebendige Interesse, welches die Volkslieder des nördlichen und östlichen Europas erregen: aber sie besitzen dagegen einen eigenthümlichen Reiz und sind das heiterste Bild von der Natürlichkeit und Naivetät eines Hirtenvolkes, das keine heftigen Leidenschaften und keinen Ehrgeiz kennt.

Himmelskugeln der Mohammedaner.

In einem Aufsatze über die Himmelskugeln im Besitz der Asiatic Society zu London, den Hr. Dr. Dorn kürzlich in dieser Gesellschaft vorlas, wird unter Anderm behauptet, daß die mohammedanischen Araber ihre Kenntnisse der Astronomie nach Persien gebracht und daher die Hindu die ihrigen entlehnt hätten. Von mohammedanischen Himmelsgloben sind gegenwärtig nur die bekannt, die sämmtlich in derselben Periode verfertigt wurden: der erste, der in Egypten im J. 622 der Hedschra verfertigt wurde, befindet sich in dem Museum des verstorbenen Cardinals Borgia zu Velletri; der zweite, im J. d. H. 635 zu Maragha, der Residenz Halagon Khan's, gemacht, gehört dem astronomischen Museum zu Dresden, und der dritte, zu Mosul im J. H. 674 verfertigt, der asiatischen Gesellschaft.

Literary Gazette.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 167. 16 Juni 1829.

Die russisch-türkische Frage vom Standpunkt des englischen Interesses.

(Fortsetzung.)

In Bezug auf Polen trägt das Benehmen des russischen Kabinets die dunkelste Farbe der Niederträchtigkeit, Verrätherei, Treulosigkeit und Barbarei an sich. Für den König von Preußen mögen sich Entschuldigungsgründe finden, Maria Theresia und Joseph handelten ohne Zweifel sehr strafbar, aber die Schuld Rußlands ist von so ungeheurem satanischem Charakter, daß die menschliche Natur schon bei der Erinnerung schaudert. Peter der Große hatte das Beispiel der Unterdrückung gegen die Polen gegeben und Catharina II wurde darin die treue Nachfolgerin dieses rohen Monarchen. In den drei Akten der Zerstückelung Polens erscheint sie als Anstifterin und Vollführerin, als der zerstörende Dämon, als das verkörperte böse Princip (great incarnation of mischief). Es ist behauptet worden, daß Preußen den Russen den Impuls zum Untergange Polens gegeben habe; allein der erste Gedanke kam von den Lippen der Kaiserin Catharina. „Es scheint," sagte die Autokratin mit einer angenommenen Miene von Naivetät, mit niedergeschlagenen Augen und einem ausdrucksvollen Lächeln, „es scheint, daß man sich in Polen nur bücken und zugreifen dürfte;" dann hielt sie inne und schwieg, und erwartete, hinterhaltig wie eine Schlange, Antwort von dem, an den sie diese Worte gerichtet hatte, dem Prinzen Heinrich von Preußen, daß er sie überredete und sie die ganze Gehässigkeit der ersten Eingebung auf das unbesonnene Haupt des königlichen Diplomaten abladen könnte; aber weder ihre niedergeschlagene Augen, noch ihre stockende Zunge, noch ihr gezwungenes Lächeln haben ihr sonderlich gefrommt vor der Nachwelt, die ihr Andenken mit der Schande der Urheberschaft jener abscheulichen Gewaltthat gebrandmarkt hat. Die Kunst des russischen Kabinets, sich Einfluß auf dieses unglückselige Land zu verschaffen, bestand in der massiven Dialektik von 60,000 Bajonnetten und gezogenen Säbeln. Nachdem es sich zum unberufenen Bürgen der polnischen Verfassung gegen das Volk aufgeworfen, ließ es einige Wähler geschnürt und gebunden nach einem Wald in der Nähe von Warschau schleppen, welche die Wahl seines Candidaten, König August's IV, bestätigen mußten. Doch dieß war nur ein schwaches Vorspiel zu den nachmaligen Schändlichkeiten der Zarin, die noch immer vor Länderdurst verschmachtete, ob sie gleich bereits so weite Gebiete besaß, als der aufgeblähteste Monarch in seinen kühnsten Träumen sich nur wünschen mochte; es war die Gier des vollen übersättigten Tigers, mit dem sie ihre Blicke auf Polen warf, um sich zu walden an den Blut- und Mordsceenen, die an den Ufern der Weichsel aufgeführt werden sollten. Im Hintergrund zwar lag die Eroberung von Konstantinopel immer noch, der geheime, langgehegte Lieblingsplan, welchen zur Vollendung zu bringen ihr kein Opfer zu theuer gewesen wäre; aber da standen ihre Nebenbuhlerin Maria Theresia und der große Friedrich im Weg, die bei diesem Unternehmen Nichts hätten gewinnen können. Was blieb also übrig als Polen? Die Kaiserin hatte einen zu thätigen mit einem ruhigen Leben unverträglichen Geist, und wo es Kronen zu gewinnen gab, ein Herz und eine Hand stark wie Shakspeare's Heldin, wenn sie ihren Muth zum Zenith aufschraubend ausruft: *)

Die ihr in Menschenbrust
Die Mordgedanken pflanzt, kommt, Geister, kommt,
Entweibt mich jetzt; füllt mich vom Wirbel bis
zur Zehe voll mit Grimm; verdickt
mein Blut; sperrt jeden Weg der Reue, daß
kein Stich der wiederkehrenden Natur
Erschütttre meinen gräßlichen Entschluß
und trete friedlich zwischen Wunsch und That.

Russische Drohungen setzten die Erhebung des jämmerlichen Stanislaus Poniatowski auf den erledigten Thron durch. Er empfahl sich durch das dreifache Verdienst — als einer von Catharina's verabschiedeten Liebhabern, als verächtlicher Feigling und als niederträchtiger Verräther an seinem Vaterland. Die Wahlkomödie diente bloß dazu, die frechen Gewaltthätigkeiten eines Saldern, Repnin und Keyserling zu verschleyern, eines würdigen Trio's, das mehr jenen geschlechtlosen Furien der Hölle als menschlichen Wesen glich. Meuchelmord und Verbannung nach Sibirien waren fortan an der Tagesordnung, der König war eine Null, der Senat verkauft, das Volk Sklaven, das Land eine

*) Makbeth, Akt I, Scene V.

Beute der mitleidlosen Moscowiten, welche, um ihre Raublust zu befriedigen, ungestraft die gräuelvollsten Verbrechen verübten. Nach der grausam gewonnenen Ueberzeugung, daß es in der russischen Sprache kein Wort für Ehre gebe, nach vergeblichen Anstrengungen das fremde Joch abzuschütteln, nach Beweisen von Kraft, Ausdauer und Muth, nach Thaten, werth des alten Griechenlands oder der wackersten Helden des Ritterthums — unter einem Führer, dessen Namen gleichbedeutend ist mit Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Redlichkeit, dem unsterblichen Kosciuszko — unterlag das polnische Volk, seine Freiheit ward in den Staub getreten und sein Name ausgethan aus der Liste der Nationen. Ist es nun möglich, daß nach all diesem Alexander so viel dünkelhafte Großmuth erübrigen konnte, um bei der Eröffnung des ersten Landtags in seinem neugebackenen Königreich zu seinen um ihn versammelten neuerworbenen Sklaven zu sagen: „er wolle ihnen im Geiste christlicher Vergebung Gutes für Böses erweisen."

Die Grenzen dieser Blätter erlauben uns nicht, die Ereignisse in chronologischer Ordnung zu verfolgen; doch die Geschichte der Jahre 1806 und 1807 erfordert eine kleine Beleuchtung — als ein auffallender Beweis für die russische Ruchlosigkeit und Raubsucht. Jahre waren entschwunden, die brüderliche Liebe, mit der sich die drei Intestaterben Polens über die Theilung der reichen Verlassenschaft verständiget hatten, war erloschen, das durch keinen wechselseitigen Vortheil mehr ermäßigte und bedingte Interesse trat in seine alten Rechte zurück, und unbedenklich streckte Rußland jetzt die Hand aus nach dem Erbtheil seiner Genossen, die mit ihm geschmauset an dem Todtenmahl der tapfern, ritterlichen und stolzen Nation, der Vorstreiterin des Abendlandes gegen die Ungläubigen seit Jahrhunderten. — Preußen hat damals eine unglückselige verderbliche Neutralität beobachtet, welche für diesen Staat ein wahrer Selbstmord war; aber wie konnte es anders seyn, wenn man Verräther, gemästet mit fremdem Golde, Rath pflegen, und wilde Träumer die Zügel der Verwaltung an sich reissen läßt? Diese Neutralität wurde indeß in Anspach verletzt, und Preussen entschloß sich, ins Feld zu rücken. Nach den harten Schlägen, welche Oesterreich im mährischen Feldzuge erlitten hatte, stand Preußens Macht noch unversehrt und wirklich furchtbar da. Preußen gebot über den ganzen Norden von Deutschland; selbst Napoleon fühlte dieß, was man aus den Anerbietungen sieht, die er dem berliner Cabinet machte, um dessen Opposition gegen seinen Rheinbund zu beschwichtigen. Nach dem Zusammentreffen der drei Kaiser wurden die Entschließungen des preußischen Monarchen durch die kopflosen Rathschläge seiner feigen Rathgeber paralysirt, und einer derselben verrieth seinen hochgesinnten Fürsten durch den ehrlosen Vertrag von Wien. Der Monarch selbst erschrack über diese Einleitungen zu Preußens Entwürdigung und schickte Haugwitz nach Paris, um von Napoleons Ministern ehrenvollere Bedingungen zu erhalten. In jener Periode spielte Rußland eine höchst intrigante, kunstreiche Rolle. Es wünschte sich auf einen freundschaftlichen Fuß zu stellen, und zwar zu gleicher Zeit mit König Friedrich Wilhelm und Napoleon. Denn schloß sich Preußen an Frankreich und die Conföderation an, so mußte Rußland zermalmt werden; trat aber Frankreich für sich allein gegen Rußland auf, so blieb diesem für den Augenblick noch die Hoffnung auf Preußen, welches eine schöne Armee in Bereitschaft hatte, während Rußland selbst eine zweite Scharte wie die bei Austerlitz nicht mehr auszuwetzen im Stande war. Rußland führte deshalb gegen Preußen die Sprache der Allianz, jedoch zu gleicher Zeit ertheilte es dem Ritter D'Oubril geheime Instruktionen, in Folge derer dieser sich nach Paris begeben sollte, um, so viel sich eben bei den obwaltenden Umständen für den Kaiser machen ließ, herauszuschlagen. Als hierauf Preußen über Murat's Belehnung mit Berg und Cleve wüthend wurde, ermangelte Rußland nicht seine schmeichlerischen Freundschaftsversicherungen zu wiederholen, ließ aber D'Oubril seine Unterhandlungen in der französischen Hauptstadt fortsetzen. Zuletzt entschloß sich Preußen zum Krieg, der Kaiser von Rußland machte gemeinschaftliche Sache — es geschah für seinen theuren Freund, den König von Preußen; aber das Wahre an der Sache ist, daß D'Oubrils Arbeiten nicht den erwünschten Erfolg gehabt, daß beim Gegenparthalten gegen den französischen Kaiser Mehr zu gewinnen schien, sollte auch Preußen am Ende zu Grunde gehen, was sehr wohl möglich war, da es in der ersten Linie focht und Rußland als den für Auszeichnung und Tapferkeit geeignetsten Standpunkt die Nachhut sich vorbehielt. Man verleugnete folglich die Bemühungen des treuen D'Oubrils; ein gehorsamer Staatsrath erklärte, der Gesandte habe in dem von ihm abgeschlossenen Traktat seine Instruktionen überschritten (wie wohl wir uns überzeugten, indem wir uns die Mühe nahmen, einen Blick auf beide zu werfen, daß der Unterhändler unbeschränkte Vollmacht hatte) und ein kaiserliches Dekret verbannte den armen D'Oubril als einen Verräther an der Ehre seines Herrn vom Hof, ohne daß ihm übrigens der Kopf oder gar eine seiner Bedienstungen an diesem Hofe genommen worden wäre, den er durch so grobe Infamie beleidigt hatte. Nein, Rußland lag bloß daran, daß Preußen seine Hülfsquellen erschöpfte, und diesen Zweck zu erreichen scheute es die unwürdigsten Mittel nicht. Noch im Einverständniß mit Frankreich hatte man in Preußen gedrungen, daß es die Eroberung von schwedisch Pommern unternehmen sollte, während der Kaiser des Westens und der Kaiser des Nordens nicht daran dachten, Preußen eine solche Eroberung zu lassen. Dieß Benehmen Rußlands hatte zwei Gründe: einmal wollte es, daß ein gefährlicher Nachbar geschwächt würde; zweitens, hoffte es, daß die Besitzungen, deren man Preußen bei dieser Gelegenheit entledigte, doch am Ende ihm zufielen.

Die Schlacht von Jena schlug Preußen — ohne die Hülfe des moscowitischen Hofes. Nach der Schlacht hätte Napoleon mit Lucchesini unterhandelt, wenn der preußische Monarch das Vorrücken der Russen in seinen Staaten hätte verhindern können. War Friede und freundschaftliche Hülfeleistung Alexanders Absicht, was war leichter, als dieß zu thun,

*) Am 10 Oktober 1794, bei der Niederlage von Maciejowitsch ward Kosciuszko gefangen. Mit dem Ausruf: „Finis Poloniae" zerbrach er seinen Degen.

da er seinen Alliirten auf die tiefste Stufe der Erniedrigung gesunken sah? Allein dem Moscowiter war an der Vernichtung dieses Alliirten mehr gelegen, als an dessen Rettung, und Etwas konnte doch auch bei diesem Schiffbruche abfallen, wogegen der Friede zwischen Preußen und Frankreich keinerlei Gewinn voraussehen ließ. Es folgte der Tractat von Tilsit, welcher so lange Wahrheit und Ehre noch irgend einen Werth haben unter den Menschen, ein ewig durchfressender Rostfleck auf dem Wappenschild des nordischen Autokraten seyn wird. Denn da warf er sich in die Arme Napoleons, dieses Mannes, der ihn verspottet und verhöhnt, der ihn in seinen Reden und Proclamationen dem Gelächter seiner Armee Preis gegeben, der die Würde der russischen Nation tief — und man hätte glauben sollen — unversöhnbar gekränkt hatte. Aber die Nothwendigkeit war hinter ihm her, eine zu strenge Meisterin, als daß der moscowitische Kaiser ihr hätte widerstehen können. Wie viel edler betrug sich König Friedrich Wilhelm — das Unglück warf einen Glanz würdevoller Unabhängigkeit um ihn, den er sich in den stolzesten Tagen seines Glücks nie zu geben gewußt hatte. Und dann — seine Königin! — Wer kann denken oder in den Mund nehmen den Namen dieses Wesens von Gottes edelster Schöpfung, ohne dem Andenken der Unglücklichen und Tugendhaften eine Thräne zu weihen? Welcher seltene Verein von Schönheit, Tugend, unsinnlicher Liebenswürdigkeit, heldenmüthiger Entschlossenheit, erhabener Treue, christlicher Ergebung und englischer Sanftmuth! Guter Gott! Jedes Wort und jede Thräne gesprochen und vergossen von den Völkern um diese Tochter des Königthums mußte ein Vorwurf, bitterer, stechender als Scorpionstich, seyn für das Herz Alexanders und Napoleons! Aber diese Herzlosen lächelten und schritten zu ihrem Werke der Zerstörung — der erstere, um seinen groben gemeinen Länderappetit zu befriedigen — der letztere um seine schlechten Soldatenspäße zu machen und seinen schwarzen teuflischen Leidenschaften zu fröhnen, indem er einem Feind auf den Nacken trat, der es gewagt, gegen seine Macht sich zu empören; der erstere, während er mit ihrem Gatten in der einzigen Stadt, die ihm von dem großen Erbe eines Geschlechtes von Monarchen übrig geblieben war, in anscheinend brüderlicher Liebe und Freundlichkeit zusammenlebte; der letztere, nachdem er die Hoffnungen des königlichen Weibes auf die höchste Stufe der Erwartung erhoben und sie darauf eben so tief zu Boden geschmettert hatte, hohnlachend über die Thränen, welche die schwergeprüfte kummervolle Dulderin über das zum frühen Verderben gereifte Schicksal ihres Hauses vergoß. Doch ziehen wir den Vorhang über diese Scene der Erbärmlichkeit. Preußen ward der Hälfte seiner Besitzungen verlustig und unter das Niveau einer Macht vom zweiten Rang erniedrigt; in einem Augenblick zerstäubten die Eroberungen und Erwerbungen von zwanzig Jahren und der Nachfolger Friedrichs des Großen war um mehr als die Hälfte seines Einkommens und um 5 Millionen Unterthanen ärmer. Ja Preußen befand sich jetzt auf derselben Stelle wieder, wie im Januar 1772 vor der ersten Zerstückelung Polens. Um seinem theuren Bundesgenossen künftig näher zu seyn, ließ Kaiser Alexander sich eine Strecke Landes in der Nähe von Warschau abtreten*); und um künftige Angriffe gegen Oesterreich vorzubereiten, wirkte er sich von Napoleon eine Militärstraße durch Schlesien (?) aus. Die preußischen Häfen wurden England verschlossen — diesem England, das Preußen mit Waffen und Geld versehen hatte; und die machiavellistische Politik der beiden Kaiser triumphirte über die Erniedrigung eines Feindes, dessen Waffen einst so gefürchtet waren, des Nachkömmlings des kriegerischen Friedrichs. Einige Jahre später lernte auch Oestreich die russische Freundschaft schätzen: sie kostete dem Kaiser Franz ein Stück von Gallizien mit 400,000 Einwohnern. „Die Mäßigung," sagt Abbé de Pradt **) ist eine sehr relative Tugend; sie verbietet nicht den Gebrauch der Gewalt, sie verbietet nur den Mißbrauch — sie verbietet das Recht des Stärkern aufs Extrem zu treiben. Der Kaiser Alexander war sehr gemäßigt: schlug er Finland aus? Er war gemäßigt; schlug er beim Frieden von Tilsit seinen Antheil an dem preußischen Polen aus? Er war gemäßigt: weigerte er sich im J. 1809 gewisse polnische Bezirke von Oesterreich anzunehmen, und im J. 1812 Bessarabien von der Türkei? Er war gemäßigt: weigerte er sich im J. 1815, das Königreich Polen anzunehmen und dadurch das russische Reich bis in das Herz von Westeuropa auszudehnen? Von einer Handlung der Mäßigung zur andern verstand er so trefflich Alles nach seinem Vortheile zu lenken, daß er zuletzt der Herr des Continents wurde: dieß war das Ende vom Liede und das Resultat seiner so gepriesenen Mäßigung."

(Fortsetzung folgt.)

Ode an Don Miguel ***).

Die geographische Form der iberischen Halbinsel scheint in Spanien und Portugal nur Ein Reich darzustellen; auch würde die portugiesische Sprache vermuthlich nur eine Mundart der spanischen geblieben seyn, wie etwa die galicische, wenn nicht gegen Ende des eilften Jahrhunderts ein Abkömmling des Hauses Burgund, durch besondere Umstände in den Westen Spaniens verschlagen, auf den Einfall gekommen wäre, sich dort eine eigene Monarchie zu gründen.

Die Portugiesen jedoch sprechen von Lusus, als dem Gründer eines Reiches Lusitanien, das vor der Eroberung des Landes durch die Römer geblüht haben soll. Ihre Dichter versichern sogar, daß der Erbauer Lissabons kein Anderer gewesen, als der Zerstörer Troja's, Odysseus. Camoens redet die Hauptstadt Portugals also an:

Et tu, nobre Lisboa, que no mundo
Facilmente das outras es princesa,
Que edificada foste do facundo
Por cujo engano foi Dardania acesa.

Du, edle Lisboa, von allen Städten
Auf Erden leicht die Königin zu nennen;
Die du erbaut wardst von dem hoch Beredten,
Durch dessen List Dardania mußt verbrennen.

*) Vermuthlich ist der Bezirk Bialystock gemeint, der freilich von Warschau ziemlich weit entfernt ist. A. d. R.

**) Du système permanent de l'Europe, à l'egard de la Russie et des Affaires de l'Orient. Par M. De Pradt, ancien Archévêque de Malines, Paris 1828.

***) Mitgetheilt im Mercure de France, Decemb. 1828.

Die portugiesische Sprache ist eine reinere Tochter der lateinischen, als die spanische, welcher durch den Aufenthalt der Mauren in Andalusien, Granada und Murcia eine Menge arabischer Wörter beigemischt wurden. An Majestät und Volltönigkeit mögen wohl beide Mundarten einander gleich stehen; beiden ist das loqui ore rotundo in vollem Maße gegeben.

Seit Emmanuel, unter dessen Regierung die Dichter Ribeyro, Sau Miranda und Andere auftraten, denen bald Ferreira, Camoëns, Lobo, Cortereal nachfolgten, hat die Poesie in Portugal nur wenig Erhebliches hervorgebracht. Doch werden in neuester Zeit Da Cuna, Diniz da Cruz e Silva, Francisco Manoel Aranjo d'Azavedo Manoel Barbosa, Diaz Gomez, Francesko Carboso, Alvarez de Robregro, Xavier de Mattos, die beiden Brüder Valdares und Nicolas Tolentino de Almeida genannt, welche noch einige melodische Töne auf Mirandas und Camoëns Leier hervorgebracht haben sollen.

Nachfolgende Ode an Don Miguel übertrifft an kriechender Schmeichelei, oder wenn wir gelinder urtheilen wollen, an kindischem Schwulst, wirklich alle Vorstellung. Der Dichter, dessen Name in dem vor uns liegenden französischen Journal nicht angegeben wird, beginnt also:

Welch göttlich Wehen hat dich angeflogen,
Welch harmonienvollen Ton, o Leier,
Hör' ich dich rühren, der mir in der Seele
Die Gluth entzündet.

Que auras divinas te basejão hoje,
Que harmoniosas, sem tocar-te, o lyra,
Vozes te escuto, que me accendem n'alma
Estre sublime.

Nach hergebrachter Sitte der portugiesischen Poesie wird nun der Verfasser aus Portugal in den Olymp entrückt, wo Jupiter sämmtliche Götter zusammenberufen hat, und folgender Maßen sich vernehmen läßt:

Des Lusitaner Volkes alter Ruhm, o Götter,
Ist hergestellt; das thränenwerthe Opfer
Der grausen Wuth der grimmigen Erynnis
Athmet jetzt frei.

Do luso pavo, Numes, restaurada
He gloria antiga; dos crueis furores
Da seva Erynnis victima funesta
Salvo respira.

Von meinen Schätzen spend ich reiche Gabe,
Ein Jugendfürst, ein guter, liebenswerther,
Das köstlichste der himmlischen Geschenke,
Gebietet Lysien.

Dos meos thesouros rico dom te outor go,
Joven monarca, virtuoso, amavel,
O mais precioso dos celestes premios
Lysia governa.

Minerva, hauch den Herrscher an; er bildet
Ein Königs-Muster in der Welt Geschichten!
Sieh, Venus, wie den Lusitanern ich gewogen —
Erfülle deinen Wunsch

Minerva, inspira principe, que forma
De reis modêlo nos annaes do mundo!
Vês quanto nos lusos, Venus, sou propicio!
Cumpro teus rogos.

Unter einem solchen Fürsten fehlt Portugal freilich Nichts mehr, als etwa Gold; und auch für dieses Bedürfniß sorgt der Dichter:

Sanft wälzt der Tajo durch die heitre Aue
Die Wogen hin; des Ueberflusses Fülle,
Von goldnem Sand aus goldner Urn' gezogen,
Beut er dir an.

Placido o Tejo na serena praia
Revolve as ondas; abundante copia
D'aureas arêas tira d'aurea urna
Para offertar-te.

Des Morgenlandes überwundne Völker
Durch Albuquerque, Gama, Cunha, Castro;
Sie nah'n von selbst, den Zoll dir zu entrichten,
Beglückter Fürst.

De roxa aurora conquistados pavos
Por Abuquerque's, Gama's, Cunha's, Castro's,
Dar-te espontaneas hão de vir tributos,
Rei venturoso!

Aber damit ist es nicht genug:
Miguel ist dem Himmel und der Erde gleich angenehm:

Endlich kommt der Wunsch nach einer Vermählung des Prinzen; mit wem? wird nicht ausgedrückt:

Miguel (o theurer Nam' im Himmel und auf Erden)!
Entsproßner von Braganza und von Bourbon,
Dem es gegeben, Tugenden zu einen,
Nie sonst erreichte.

Miguel (oh nome caro a ceo e ao mundo)!
Hes de Bragança e de Bourbon a prole,
A quem he dado reunir virtudes,
Nunca igualadas.

Das Jahr nach deinem fünften Lustrum komme
Gefolgt von andern; und daß dir zur Seite
Die hohe Gattin wir verehren könnten,
Die werth des Throns ist.

Aos cinco lustros a anno que hoje augmenta
Venha seguido d'outro, em que a teu lado
Consorte augusta venerar possamos,
Digna do throno.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 168. 17 Juni 1829.

Der neueste Zustand der orientalischen Studien.

(Fortsetzung)

Die Reise des Marco-Polo war in den letzten Jahren der Gegenstand vieler mehr oder weniger gründlichen Arbeiten in Frankreich, England, Italien. Man erwartete seit langer Zeit in dem letztgenannten Lande die Ausgabe des Grafen Baldelli, das Publikum hat sie vor Kurzem erhalten. Diejenigen, welche auf Alles Werth legen, was über den Bericht jenes Reisenden, welchen man den Humboldt des XIII Jahrhunderts genannt hat, Licht verbreiten kann, werden dem Hrn. Baldelli für seine Arbeiten Dank wissen, namentlich für die Vergleichungen mehrerer Texte jenes Berichtes, für die Herausgabe weniger bekannter und doch berühmter Handschriften, namentlich derjenigen, welche die Akademie de Crusca unter dem Namen Millione anführt. Zu Venedig hat man eine neue, bedeutend vermehrte Auflage des italienisch-armenisch-türkischen Wörterbuches begonnen. Der gelehrte Professor, Hr. Neumann von München hat in dieser Stadt seine handschriftliche armenische Grammatik zurückgelassen, sie wird gegenwärtig unter der Presse seyn. Hr. Suklas Somal, Erzbischof von Siuni und Prior der Mechitaristen, wird in einem Bande den Abriß der armenischen Literatur in italienischer Sprache herausgeben. Was aber besonders die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich ziehen muß, ist die große Unternehmung einer Sammlung aller armenischen Klassiker bis zu Ende des XV Jahrhunderts. Der Herausgeber der griechisch-armenischen Chronik des Eusebius, Hr. Aucher, hat den Text von fast sechzig Schriftstellern für diese umfassende Sammlung, welche an die der Byzantiner und der griechischen Kirchenväter erinnert, zum Drucke vorbereitet. Schon seit mehreren Jahren hat man begonnen, eine Auswahl der armenischen Klassiker, ohne Uebersetzung, in Duodez, bekannt zu machen. Zwar fehlen diesen Ausgaben die Zierde und das Verdienst einer kritischen Ausgabe, aber sie haben den Vortheil, nach den besten Handschriften der Bibliothek von San Lazaro bearbeitet worden zu seyn. Sie sind für die Zöglinge der Mechitaristen-Anstalt bestimmt. So hat man auch neue Auflagen von Elisäus, Moses von Chorene, der Abhandlung des Esnik aus Calpe gegen die Ketzer (eine Widerlegung nach Art derer in den griechischen Kirchenvätern) und von St. Ephraim über Syrien, welcher letztere merkwürdige Einzelheiten über die Geschichte der alten Perser mittheilt.

Diplomatische und Handels-Verhältnisse, welche der Hof von Petersburg mit dem zu Peking sorgfältig unterhält, haben dazu beigetragen, seit vierzig Jahren Interpreten für das Chinesische, Mandschu, Mongolische und sogar für das Tibetanische zu bilden. Rossochin, Wladykin und besonders Leontieff haben sich auf dieser weniger glänzenden als nützlichen Laufbahn ausgezeichnet, und wenn die von einigen derselben herausgegebenen Werke sich auch nicht durch tiefe Forschungen und wahren kritischen Sinn empfehlen, so zeigen sie doch wenigstens das praktische Verständniß mehrerer schwierigen Mundarten. Die Studien bringen nur selten einen Galland oder Deguignes hervor: es ist aber schon viel, wenn sie einen Pétit de la Croix oder einen Cardonne hervorbringen. Diese Klasse arbeitsamer Männer erzeigt der Wissenschaft große Dienste, wenn sie sich auf die Arbeiten, zu welchen sie am Besten vorbereitet ist, legt: auf Uebersetzungen. Man kann sich also großen Gewinn von der Bekanntmachung der Werke des Hrn. Hyacinth Pitschuiew versprechen, welcher früher Archimandrit bei der pekinger Mission war und die ostasiatischen Sprachen kennt. Drei dieser Werke sind seit einem Jahre erschienen: 2 Bände Abhandlungen über die Mongolei mit einer Karte und Kupfern welche die dortigen Trachten darstellen, eine Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes von Tibet mit einer Karte des Weges zwischen der Provinz Sse-tschhuan und Lhasa; eine Beschreibung der Dschungarei und Ost-Turkestan's, ein aus einer neueren Kompilation übersetztes Werk, in welches aber der Uebersetzer Bemerkungen über jene interessanten Gegenden eingewebt hat, in Bezug auf die Zeit der Han-Dynastie, d. h. auf die Jahrhunderte unmittelbar vor und nach Chr. Geburt. Endlich versichert man, die von Hrn. Schmidt versprochene, und von den Gelehrten mit so großer Ungeduld erwartete Geschichte der Mongolen sey zu Petersburg *) erschienen, und dieß wird ohne Widerrede in der asiatischen Literatur die wichtigste in diesem Jahre aus den nördlichen Ländern an uns gelangte Neuigkeit seyn.

*) S. Ausland S. 551. A. d. R.

In Frankreich ist es der uninteressirte warme Eifer einer kleinen Anzahl wissenschaftlicher Männer, in Deutschland das allgemeine Interesse für die Wissenschaft, was hinreicht, den Geschmack an orientalischer Literatur zu unterhalten. In England richtet hauptsächlich das materielle Interesse, das Bedürfniß des Verkehrs und der Politik die Aufmerksamkeit einer Anzahl von Personen auf das Studium der für die Verwaltung eines Reichs von hundert Millionen Asiaten so nothwendigen Sprachen. Dort sieht man die größten Unternehmungen ins Leben gerufen, in kurzer Zeit die ausgedehntesten Arbeiten vollendet. Was durch die Bibelgesellschaften Herrliches und Großes geschieht, verdankt seinen Ursprung einem höheren Gesichtspunkte; seit einer Reihe von Jahren sind dadurch nicht minder die Gelehrten, welche den literarischen Nutzen beachteten, in Staunen gesetzt, als die Menschenfreunde erfreut worden, welche die Kenntniß der heiligen Schrift bei allen Nationen der Erde verbreitet zu sehen wünschen. Auch dieses Jahr weist neue Beweise der ausdauernden Thätigkeit der Beförderer dieser weltumfassenden Culturbestrebungen auf. Nach dem Berichte der Bibelgesellschaft von Calcutta sind 8107 Bibeln in den dieser Hauptstadt benachbarten Gegenden in Umlauf gesetzt worden. Die Bibelgesellschaft von Bombay kündigt eine Ausgabe des neuen Testaments in marhattischer Sprache an, wovon 5000 Exemplare gedruckt werden, eine zweite Ausgabe desselben Buches in der Gudscharati-Sprache. Eine zweite Ausgabe des alten Testaments soll folgen. Die mit der Durchsicht bereits vollendeter und mit der Fortsetzung mehrerer angefangenen Uebertragungen beschäftigte Gesellschaft von Bombay hat die Tamul-Uebersetzung nicht weiter bringen können, als bis zum Buche der Richter für das alte, bis zum Ende der Evangelien für das neue Testament. Mit einer Ausgabe des Evangeliums des h. Lucas in der Malayalam-Sprache, von 5000 Exemplaren, ist man zu Stande gekommen; ihr werden andere Theile des neuen Testaments folgen. Die Bücher Moses in der Canara-Sprache sind ebenfalls fertig, und die Psalmen und mehrere Propheten werden nächst dem erwartet. Einige Theile des alten Testaments, welche noch der verstorbene Gordon auf Telugu übersetzt hat, kommen unverzüglich unter die Presse, bevor noch diese Uebersetzung, auf welche man zu Madras große Wichtigkeit legt, vervollständigt werden kann. Bei den von der Hülfsbibelgesellschaft von Colombo ausgehenden Tamul-, cingalesischen und Pali-Uebersetzungen sind im letzten Jahr keine sonderlichen Fortschritte gemacht worden, wenn man das Evangelium des heil. Matthäus ausnimmt, das in letztgenannter Mundart übersetzt und in birmanischen Charakteren gedruckt wurde, um in die Länder Indiens jenseits des Ganges, wo diese Schriftzeichen gebräuchlich sind, verschickt zu werden.

In Europa wird Hr. Professor Lee, welcher die Genesis persisch herausgegeben, die Uebersetzung des Jesaias von Hrn. Glen drucken lassen; Hr. Glen ist schottischer Missionär in Astrachan, wo er den Beistand mehrerer unterrichteter Eingebornen benutzt. Als Werke, die sich unter der Presse befinden, kündigt man an: die Evangelien koptisch, arabisch, chaldäisch-nestorisch, syrisch; das neue Testament amharisch, und des Hrn. Dr. Zohrab alt- und neuarmenische Uebersetzungen. Hr. Dietrich, deutscher Missionär in der Gegend des Berges Ararat, beschäftigt sich mit einer Uebersetzung der Bibel in den dort gesprochenen armenischen Dialekt, der von dem in Konstantinopel bekannten völlig abweicht. Eine neugriechische Ausgabe des neuen Testaments mit den Verbesserungen des Hrn. Leeves, welcher mehrere Jahre Agent der Bibelgesellschaft zu Konstantinopel war, schließt sich an die neugriechische Uebersetzung des Erzbischofs Hilarion von Ternowo an, von welcher im vorigen Jahre die Rede war. Das zu Konstantinopel in den Dialekt der türkischen Juden (spanisch-hebräisch) *) übersetzte alte Testament ist zu Corfu bei Hrn. v. Castro, israelitischem Buchdrucker, in rabbinischen Charakteren gedruckt worden. Endlich nennen wir ein Werk, welches unter allen diesen Arbeiten eine der ersten Stellen verdient, das Prachtwerk der seit dem vorigen Jahr von unserem Collegen, Hrn. Kieffer, herausgegebenen türkischen Bibel, welches nicht minder den königl. Pressen zu Paris wegen seiner typographischen Zierlichkeit, als dem Eifer und den Talenten des Herausgebers zur Ehre gereicht.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Rußland.

(Schluß.)

Adel **).

Von den ältesten Zeiten her unterschied man Bojaren (auch Mujis genannt, wegen ihrer Geburt und ihres Reichthums) von den Liudi (Leute); was der Gesammtname aller freien Bürger war. Der Krieg galt als die einzige Beschäftigung, die einem freien Mann anstand; aber die Freien strebten nach keinem höhern Ruhme, als unter den Befehlen ihrer Fürsten und Bojaren, deren Kerntruppen (Ratobornia Drugini) sie bildeten, zu dienen. Sie erhielten von denselben Nahrung und Kleidung, oder auch wohl ein Stück Land, dessen Ertrag ihren Sold ausmachte. Im Frieden bildeten sie die Ehrenwache ihrer Oberherren. Im Krieg fiel dem Fürsten oder Bojaren stets die Hälfte der Beute zu; die andere Hälfte zu gleichen Theilen allen denjenigen, aus welchen die Drugina zusammengesetzt war. Die Gefährten der Fürsten bekamen in der Folge den Namen Dvorian, Hofleute, von dem Worte Dvor, Hof; während die, welche bloß einen Bojaren begleiteten, Dieti Boiarski, Bojarenkinder genannt wurden; ein Titel, welchen sie jedoch bald wieder verloren, indem sie mit den Hof- oder Edelleuten zu Einer Klasse verschmolzen. Die Bezeichnung Dvorianin kommt schon in den Gesetzen des Großfürsten Wladimir-Monomachus vom J. 1114 vor. Es ist nach dem Bojarentitel die älteste Adelsbenennung. Die Dvoriane bildeten ehemals die sechste Klasse des russischen Adels, so daß ihnen die Bojaren, die Okolnitschi's, die

---

*) Eine Probe dieser Mundart s. Ausl. vor. J. Nr. 205.

**) Bulletin des scienc. hist. Oct. 1828.

geheimen Räthe, die Palastaufseher (Stolnikl) und die Staatssecretäre oder Striaptschi, sämmtlich Würden, die nur von Adeligen bekleidet werden konnten, vorgingen. Später verlor der Titel Dvorian seine Erblichkeit, und konnte nur durch einen besondern Ukas des Regenten erlangt werden. Er war also von nun an nur noch Auszeichnung eines Einzelnen, nicht Vorrecht einer ganzen Klasse.

Die alten Edelleute theilten sich in Moskowiten und Gorodovnier, d. h. Bewohner anderer Städte, als Moskau. Die häufigen Einfälle feindlicher Völker, welchen Rußland in früherer Zeit ausgesetzt war, nöthigten die Fürsten sehr häufig, Freiwillige zu den Waffen zu rufen; und da die Moskowiten die nächste Umgebung des Fürsten und seiner Bojaren bildeten, so galt es für eine große Ehre und Belohnung, von den Gorodovnier Dvorianen zu dem Rang der Moskovskier Dvoriane befördert zu werden, so wie es für eine schwere Strafe eines Moskowiten angesehen ward, unter den Gehorsam der Landedelleute zu kommen. Aus dem Korps der Moskowiten gingen die Komnatni Dvoriane oder Kammerherren hervor, welche allein das Vorrecht hatten, die Zimmer des Monarchen zu betreten. Einige von diesen waren Räthe der Oberrichter; in kleinen Städten versahen sie das Amt des Woiwoden, und nöthigenfalls bediente man sich ihrer zu Gesandtschaften. Wollte sie der Fürst belohnen, so gab er ihnen 25 bis 1500 Tschetwerts (Hufen Landes) und 15 bis 210 Rubel. Der Zaar Johann IV theilte die Dvoriane in alte und neue ab. Mehrere von ihnen, so wie auch die Bojarenkinder, die Staatssecretäre und Palastaufseher wohnten beständig in Moskau und bildeten eine Art schlagfertiger Nationalgarde. Sie hießen Jiltsi und konnten von dem Monarchen 250 bis 1000 Hufen Landes und 10 bis 82 Rubel zur Belohnung erhalten. Im Jahr 1701 verordnete Peter der Große, daß keine Jiltsi mehr ausgehoben werden sollten; diejenigen, welche noch vorhanden waren, wurden unter die Preobrajenskysche und Semeonoßkysche Garde gesteckt.

Bojarenkinder, Dieti-Bojarski, hießen diejenigen, welche von Bojaren abstammten; wenn man nicht die vorhin angegebene Bedeutung des Namens, die Solche bezeichnet, welche unter dem unmittelbaren Befehl eines Bojaren dienten, vorziehen will. Jeder erhielt, nach Verhältniß seiner Verdienste, ein Lehngut, aus dessen Ertrag er und seine Untergebenen ihren Unterhalt bestritten. Bei der Belehnung verpflichteten sich die Bojarenkinder eidlich, die Fahnen des Lehnsherrn nicht zu verlassen, und legten für diesen Zweck sogar eine Kaution nieder.

So hatte denn der russische Adel ehmals verschiedene Stufen, zu welchen bloß der Regent erheben konnte, und der Titel eines Dvorian oder Edelmanns war der unbedeutendste und am Wenigsten gesuchte, obwohl Manche aus dieser Klasse zum Rang von Palastaufsehern und selbst Bojaren sich emporschwangen. Es gab in früherer Zeit eine ungeheure Anzahl von Leuten, welche jenen Namen führten. Der größte Theil derselben bekleidete kein Amt, aber sie hatten Einlaß bei Hofe und mußten an Gallatagen in ihrer reichen Tracht erscheinen, um den Pomp des Festes zu vermehren.

Nachdem Johann der Schreckliche alle Ländereien der apanagirten Prinzen unter seinem Scepter vereinigt hatte, gehörten die Abkömmlinge der letztern nur noch zu dem gewöhnlichen Adel; und selbst einige Fürsten entsagten ihrem Titel und ließen sich unter die Bojarenkinder einschreiben. Als aber die Königreiche Kasan und Astrachan unter die Gewalt der Russen fielen, ersuchten die tatarischen Edeln oder Muzzas, um nicht mit dem gemeinen Adel vermischt zu werden, den Zar, ihnen den Titel: Fürst, Kniazi, zu lassen. Mehrere erhielten auch wirklich diese Auszeichnung.

Noch muß bemerkt werden, daß alle Russen, die ein öffentliches Amt verwalteten, ein Recht auf den Erwerb von Lehensgütern jeder Art hatten, deren Besitz ihnen sogleich den Rang der Promestschiki (Güterbesitzer oder Edelleute) gab.

Endlich befahl Peter der Große, bald nach seiner Rückkunft aus fremden Ländern, daß das Wort Dvorian künftighin alle Diejenigen bezeichnen sollte, welche sich in irgend einer Klasse des alten Adels befänden; und in dem Manifest vom 19 November 1721 räumte er diesem ganzen Korps mehrere Privilegien ein.

Die Rechte, welche der Adel gegenwärtig genießt, sind in Folge des Patentbriefs der Kaiserin Katharina II vom J. 1785 folgende: Der Adelige ist keiner Leibesstrafe unterworfen; er zahlt kein Kopfgeld; er trägt seinen Adel auf seine Frau und seine Kinder über; er wird von seines Gleichen gerichtet; er kann bei fremden Mächten Dienste nehmen; er hat das Recht Ländereien zu kaufen und nach Wohlgefallen über alle Güter, welche er erwirbt, zu verfügen. — Diese Privilegien wurden durch das denkwürdige Manifest des Kaisers Alexander vom 1 April 1801 bestätigt.

Die Akademie der Inscriptionen.

Paris im Juni.

Schon seit vielen Jahren sind sechs Sitze in der Akademie der Inscriptionen erledigt, und die Akademie denkt ungern daran, sie auszufüllen. Ueber dieß Zaudern haben öffentliche Blätter sich widersprechend, aber meist tadelnd ausgesprochen; die einen finden den Grund darin, daß die Akademie sich ohnedieß stark und weise genug halte, die andern meinen, die Gesellschaft finde in ganz Frankreich nicht sechs Menschen, welche mit ihrer eigenen politischen und religiösen Ansicht in Uebereinstimmung seyen. Jedoch der Hauptgrund ist das Geld.

Allein nicht Jedermann ist in die finanziellen Verhältnisse der Akademie eingeweiht, und die Wenigen, welche es sind und zuweilen mit der leichten Mühe, gegen jene Gesellschaft zu schreiben, sich befassen, übergehen wohl absichtlich jenen Hauptgrund, weil sie in der Regel als Bewerber um die akademische Würde nicht füglich zu sehr herabwürdigen können, was sie selbst suchen. Die Akademie d. J. zählt gegenwärtig 34 Mitglieder; und theilt sich in eine Summe, wovon der Antheil eines Jeden jährlich 1500 Franken, und der zehn ältesten

überdieß je 1200 beträgt. Die Herren haben sich daran gewöhnt, dieß Geld als ihnen von Rechtswegen gebührend zu betrachten; und wenn sie ihr Recht nicht aufgeben wollen, so geschieht es weniger aus Rücksicht für Thron und Altar, als weil es doch gar unangenehm ist, sich von der süßen Gewohnheit, jährlich so Viel und nicht Weniger einzunehmen, plötzlich zu trennen.

Nun haben mehrere Dutzend Zeitschriften einen so harmonischen Chor von Klagen und Anklagen angestimmt; die beredtesten Professoren, die Salons, ja die Kammern haben sich mit so großer Bestimmtheit gegen die eigennützige Selbstbeschränkung der Akademie erklärt, daß dieselbe endlich einen Entschluß gefaßt hat — nehmlich daß jeder Akademiker seine 1,500 Franken behalten, aber von den Aeltesten nicht Zehn, sondern bloß Acht in der Folge 1200 Frank Zulage bekommen sollen. — Da aber bei jener Einrichtung nur 2,400 Franken erspart werden, und sechs neue Akademiker auf 9000 Franken Anspruch machen, so will man nur allmählig wählen; und da endlich ein solcher Aufschub das Defizit nur hinaussetzt, ohne es zu verhindern, so ersann man ein neues Mittel, welches wahrlich ein Zeichen von großem Scharfsinn ist. Alle diejenigen Mitglieder, welche für nicht-literarische Stellen von der Regierung einen Gehalt von mehr als zehntausend Franken beziehen, haben keinen Anspruch auf das Geld der Akademie.

Bekanntlich sind aber die nicht-literarischen Stellen von zehntausend Franken und drüber unter die rechte Seite der Kammern und deren Anverwandte und Freunde vertheilt; das zuletzt erwähnte Gesetz sorgt also dafür, daß in Zukunft die sogenannten bonnes doctrines in der Akademie, wie bisher, vorherrschen, indem man, um mit dem Gelde auszukommen, eine bestimmte Anzahl von starkbesoldeten Staatsdienern wählen muß, und somit nothgedrungen einen Schritt in die Kaiserzeit zurück thut, in welcher die Akademie der Inscriptionen eine eigne Sektion der Politik und Moral enthielt. Hr. v. Talleyrand ist ein Ueberrest dieser moralischen Politiker in der gelehrten Gesellschaft. Die liberalen Blätter der Hauptstadt mühen sich seit mehreren Jahren ab, die Sektion der Politik wieder anzuempfehlen, und möchten darin die ausgezeichnetsten Redner der linken Seite erblicken; anscheinend giebt man ihnen nach, hält sie aber zum Besten, denn man nimmt nur Leute, die vom Staate besoldet werden, und die Opposition ist eo ipso ausgeschlossen. Wenn nächstens Hr. Sirieys de Mayrinhac, der schon wenigstens 40,000 Franken vom Staate bezieht, anstatt Casimir Perrier's, und der burleskberedte Hr. v. Puymaurin anstatt Benjamin Constant's in die Academie der Inscriptionen aufgenommen würden, so wäre dieß eine natürliche Folge des erwähnten scharfsinnigen Reglements.

Wer übrigens weiß, was für Mitglieder die Akademie zählt, und wer gehört hat, wie sie durch ihre letzte Wahl die mühsam zwei Jahre hindurch gewonnene Popularität auf einmal einbüßte, wird vermuthen, daß die nächste Wahl mit einigen Rücksichten vorgenommen werden dürfte. Einsender dieser Zeilen hat seine triftigen Gründe zu glauben, daß man den Geschichtsforscher Thierry wählen wird. Zwar haben frivole Akademiker bei seiner vorigen Bewerbung geistreich erwiedert: die Akademie sey kein Hospital — der unglückliche Thierry hat durch vieles Studiren das Gesicht verloren — aber sie sind froh, durch eine solche Wahl die vorherige zu bemänteln. Der gefürchtetste Konkurrent ist aber Cousin. So sehr er seinen philosophischen Studien nachhängt, sieht man ihn doch häufig bei Akademikern, Ministern und in Salons; und ich weiß bestimmt, daß ein Deputirter, welcher Aussichten auf ein Ministerium hat, in der Stadt herumfährt, um bei den Akademikern für Cousin ein gutes Wort einzulegen. Wenn dieser dennoch nicht gewählt wird, so liegt der Grund weniger in seinen freisinnigen Ansichten, als darin, daß die Akademie ihn nicht versteht. Einzelne Episoden ausgenommen, versteht sie ihn so wenig, als seine 2000 Zuhörer; denn wenn Cousin, von wahrem, warmem Eifer für die Philosophie erglüht, und mit unnachahmlicher Geläufigkeit das Französische spricht, wie Kant das Deutsche schreibt; wenn er seine langen, schön geformten idealphilosophischen Sätze mit feuriger Beredsamkeit vorträgt, so muß man entweder ein Deutscher oder Cousin selbst seyn, um ihn zu verstehen.

Hrn. Champollion den Jüngeren fürchtet man nicht, so lange er abwesend ist; Champollion in Egypten ist für die Mitbewerber, was für die Minister Hr. v. Chateaubriand in Rom; und in der That haben wenige Leute so viele Ansprüche auf eine akademische Stelle als der Hieroglyphen-Entzifferer, wenn auch Dr. Young die Priorität der Entdeckung gehören, und der französische Gelehrte in seinem Werke „Pantheon" Hypothesen zu sehr mit Wahrheiten verwechseln sollte. Noch viele Andere bewerben sich um die akademische Würde, unter ihnen ein in Frankreich naturalisirter Deutscher, welcher in allen seinen Schriften, deutschen und französischen, mit gründlichem Studium einen außerordentlichen Takt, und mit gesunder Kritik eine angenehme Darstellung zu vereinigen wußte. Aber sonderbarer Weise denkt die Akademie an keinen der Erwähnten so sehr als an Hrn. Thurot, den sie, wie verlauten will, nach Thierry zu wählen vorhat, als ob das Publikum zwei gute Wahlen nach einander als eine Schwäche, eine Concession des Instituts betrachten könnte; Hrn. Thurot, der mehr Stellen, als Kenntnisse besitzt, einen Hellenisten, dem man die Kenntniß der griechischen Grammatik auf eigne Gefahr absprechen möchte, wenn nicht schon einer der trefflichsten unter den Akademikern selbst dieß Urtheil über sich genommen hätte. Dauern solche Wahlen fort, sieht sich noch länger das Verdienst hinter die Mittelmäßigkeit zurückgesetzt, so könnte leicht eine Zeit kommen, wo die Akademie mit Recht ihre Anzahl auf 34 oder noch weniger Mitglieder beschränken dürfte, und zwar aus Mangel an Gelehrten.

Karte von Nubien.

In London ist vor Kurzem eine Karte von Unternubien — nach einer Aufnahme im J. 1824 von den Architecten Parke und Scoles verfertigt — erschienen, welche das Nilthal zwischen dem ersten und zweiten Cataract *) umfaßt und mit der größten Genauigkeit alle noch erhaltenen Denkmale des Alterthums angiebt. Auf demselben Blatte befindet sich ein Plan und eine prächtige perspectivische Ansicht der Insel Philä; das ganze Werk zeugt von dem gründlichsten Fleiße und Forschungsgeiste.

London Magazine.

*) Diese Karte schließt sich also an Cailliaud's Werk an, der seine Arbeiten oberhalb dem zweiten Katarakt begonnen hat.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 169. 18 Juni 1829.

Die russisch-türkische Frage nach dem Standpunkte des englischen Interesses.

(Fortsetzung.)

Einer der ältesten und Lieblingswünsche des Hofes von St. Petersburg ist der Besitz der berühmten Hauptstadt des oströmischen Reichs. Zar um Zar richtete seine sehnsüchtigen Blicke auf diesen Endpunkt Europa's und nach des Grafen Görz glaubwürdigem Zeugnisse ließ im J. 1780 die Kaiserin Catharina zwei Münzen prägen, von denen die eine die Sophienmoschee darstellt, wie der Blitz darauf herabfährt, die andere die Büste Catharinas und auf der Rückseite den Großfürsten Constantin als Kind, zwischen der Hoffnung, die auf einen aufgehenden Stern weist, und der Religion in der Mitte.

Im J. 1806 kam es zu einem Bruch zwischen dem Zar und der ottomannischen Pforte, und die Provinzen der letzteren wurden überschwemmt. Durch die Convention vom Jahre 1802 war ausgemacht worden, daß die Hospodare der Moldau und Wallachei vor dem Ablauf von sieben Jahren nicht von ihren Stellen sollten entfernt werden dürfen. Als Grund für diese Stipulation führte Rußland an, so lange die Pforte ein unbeschränktes Bestallungsrecht ausübe, werde sie die Hospodariate immer wieder an neue Günstlinge verleihen, bloß dem bedeutenden Gelde zu lieb, das sie bei jedem Regierungswechsel zu erheben habe, und somit entstehe durch häufige Absetzungen und Einsetzungen Nichts als Gesetzlosigkeit und Verwirrung. Der Sultan ließ sichs gefallen, obgleich von Gott und Rechts wegen Rußland, zum Mindesten ohne der Würde einer unabhängigen Macht zu nahe zu treten, auf einer solchen Clausel nicht bestehen konnte. Nichts desto weniger aber bestanden die verschmitzten Moscowiten darauf, nicht als ob ihnen an der Wohlfahrt jener Grenzländer Etwas gelegen gewesen wäre, sondern lediglich um freien Spielraum für ihre Umtriebe und den Einfluß ihres Goldes zu gewinnen; sieben Jahre waren eine schöne Zeit, um selbst die Treue des treuesten Dieners zu erschüttern, während eine kürzere Frist oder die völlige Unbestimmtheit der Zeit ganz und gar nicht den Absichten des Zars entsprochen haben würde, indem es dann für die Hospodare etwas gefährlich gewesen wäre, sich an die Fremden zu verkaufen und diese oft hätten Mühe und Arbeit umsonst verschwenden mögen. Als im J. 1806 Sebastiani nach Konstantinopel kam, legte er den von D'Oubril abgeschlossenen Tractat, in welchem *) die kaiserlichen Contrahenten die Integrität und Unabhängigkeit der ottomannischen Besitzungen verbürgt hatten, dem Divan vor, indem er der Pforte zugleich eine Maßregel anrieth, die sie sowohl ihrer Ehre als ihrer Sicherheit schuldig wäre, und die sie jetzt, ohne sich zu compromittiren, ausführen könnte, nämlich die Entlassung der griechischen Woiwoden, die sich den russischen Verführungskünsten hingegeben hatten. Es geschah wirklich am 24 August.

Der englische und der russische Gesandte machten jedoch dem Sultan so kräftige Vorstellungen, daß er am 15 October nicht nur diese Beamten in ihre Stellen wieder einsetzte, sondern auch zu jeder Forderung des nordischen Ministers Italinski sich verstand. Aber man mochte die Beleidigung abwischen, das Unrecht abbitten, Genugthuung und Entschuldigung anbieten, dieß alles war dem Zar Nichts. Eine so erwünschte Gelegenheit zu Angriff und Usurpation in einem Augenblicke, wo man einer dauerhaften Herstellung des Friedens mit dem Erzfeinde des Westens sicher zu seyn schien, durfte nicht unbenutzt bleiben; so wie daher füglich einige Truppen bei den größeren Unternehmungen im Norden entbehrlich wurden, verwandte man sie zu den leichteren im Süden, und gegen Ende Novembers überzog General Michaelson die Moldau und eroberte Chotzim, Bender und Jassy.

Ein Monat verstrich, ehe Italinski die nöthige Weisung erhielt, um die Pforte über den Grund des russischen Angriffs gegen die nördlichen Provinzen ihres Reichs aufzuklären. Mittlerweile schritt die Occupationsarmee in ihren Operationen rasch vorwärts: sie drang in die Wallachei ein, ergriff von diesem Lande förmlich Besitz und schickte sich an, über die Donau zu setzen und sich mit Czerni Georg, dem Rebellen Serbiens, zu vereinigen. Eine herrliche Staatsaction, die der Abbé de Pradt hätte wohl dürfen in sein freilich ziemlich langes Verzeichniß russischer „Mäßigungen" aufnehmen. Der Friede von Tilsit setzte diesen Usurpationen endlich ein Ziel — sehr gegen die Wünsche des mildgesinnten Alexanders, der die Türken gerne von jeder Theilnahme an diesem Tractat ausgeschlossen hätte.

*) Sect. VI.

Allein Napoleon mischte damals die Karten — er hatte die Türkei unter seinen besondern Schutz genommen und der Kaiser des Nordens beugte sich wie ein orientalischer Sclave vor dem Wink des Despoten. Als aber Napoleon's Aufmerksamkeit sich einem andern Theile Europas zukehrte, bekam der Autokrate wiederum freie Hände, und die beiden Gewalthaber verständigten sich stillschweigend dahin, einander nicht zu geniren. Alexander hatte zwar sein Wort gegeben, die Fürstenthümer zu räumen; da jedoch derjenige, der ihn nöthigen konnte, sein Wort zu halten, anderswo beschäftigt war, so befahl er seinem Heere, das bereits den Abmarsch begonnen hatte, Halt zu machen, und in seine vorigen Stellungen wieder einzurücken*). Wie zuletzt die eigene Gefahr Rußland zum Frieden nöthigte, und wie es froh war, als das jetzt so getäuschte England ihm dazu verhalf, damit es Napoleons riesenmäßigen Rüstungen zum Sturz des Hauses Romanow besser Widerstand leisten könnte — dieß Alles ist bekannt. So außerordentlich drohend schien die Gefahr, daß Alexander im Tractat sich herabließ, in dem Kriege, welchen er gleichzeitig mit Persien führte, die Vermittelung des Divans anzunehmen, obgleich Persien in den Augen eines Zars ein höchst unbedeutender Feind war, auf den man in besseren Zeiten nie anders, als mit unaussprechlicher Verachtung herabsah. Indessen konnten die Russen trotz allen Aengsten und Nöthen in den Unterhandlungen mit der Pforte ihre Erbsünde, die Vergrößerungssucht, nicht lassen: sie schwatzten der Türkei wenigstens Bessarabien ab. Hatte der Corse Unrecht, wenn er seinen Bruder, den Despoten von Moscau, einen Griechen des byzantinischen Reichs nennt? — Es sind dieselben Laster, welche die Höchsten unter den Menschen entehren, wie die Niedrigsten, den Tyrannen des Dorfes, wie den Despoten eines Reichs. Der Grund jenes knausrigen Wucherers ist nicht selten die Triebfeder, welche die Handlungen der mächtigsten Monarchen der Erde bestimmt.

Was woll'n die Leute denn mit der Moral,
Die sie mir vorkau'n? Daß ich sey zum Beispiel
Ein Unmensch, ein Erpresser, daß ich mir ein Stück
Gemeindegut hab' angeeignet, oder mich
Hab' eingedrängt in meines armen Nachbars Recht!
Ich laß die Witwen schrei'n, die Waisen heulen,
Fürcht' nicht, in ihren Thränen zu ersaufen:
Was kümmert mich's, so ich aus meiner Tochter
Ein vornehm Dämchen mache! —

Unter den von den liberalen Staatsmännern vom J. 1827 verschuldeten Irrthümern steht der londoner Tractat, dem man den verdrießlichen Handel bei Navarin verdankt, oben an. Wie man diesen Tractat nimmt, theoretisch oder practisch, so war und ist er eine falsche unverantwortliche Maßregel. Er verletzte das Völkerrecht, indem er den obersten Grundsatz desselben, die Befugniß des Souveräns rebellische Unterthanen, empörte Provinzen oder Colonien zu bestrafen, verkannte. Was würde England sagen, wenn man ihm mit einer solchen Zumuthung käme, Falls seine Colonien in Ost- und Westindien sich aufgelehnt hätten? Würde es den Mächten, die so unverschämt wären, sich als Schiedsrichter aufzuwerfen, nicht ins Gesicht lachen? Warum hätten wir uns nun gegen unsern alten Alliirten anders benehmen, und ihn nicht vielmehr bedauern und bemitleiden sollen, daß er nicht die Macht besaß, den unverschämten Trotz meuterischer Unterthanen zu brechen? So sehr wir wünschen, die Griechen möchten frei werden; so müssen wir uns doch gestehen, daß ihre Befreiung eine Sache ist, die zwischen ihnen und ihren alten Herren abgemacht werden muß und uns folglich nichts angeht. Wir betrachten hier den Gegenstand bloß von seiner rechtlichen Seite. Aber was erlebt man nicht in der Welt! Da tritt der Despot des Nordens auf, der Mann mit dem Schicksalswillen, an dessen Athemzügen Tod und Verdammniß, Leben und Freude seiner Unterthanen hängt; und dieser Mann giebt sich die Miene eines Rächers der unterdrückten Menschheit, eines Befreiers des Volks, mit dem seine Großmutter Catharina so gerne die Zahl ihrer Kronsclaven vermehrt, für das sein Vater Paul den reichsten Juwel seines Kaiser-Diadems gegeben, aus dem sein Bruder Alexander seine Armee für die Eroberung von Byzanz rekrutirt, oder das er im Weigerungsfall geknutet und in die Einöde Sibiriens verpflanzt hätte! Wäre Griechenland durch irgend einen Zufall, selbst unter den günstigsten Umständen eine russische Provinz geworden, so fragen wir, wie lange es wohl seine Nationaleigenthümlichkeit erhalten haben würde? Alles wäre beim Besitze von Griechenland, abgesehen von dem Wunsche der Türkei, ein eiterndes und fressendes Geschwür in die Seite zu setzen, immer darauf hinausgelaufen, einen Stapelplatz für den Handel der Levante daraus zu machen. Wäre Griechenland dann nicht allem Volk aus allen Winkeln der Erde offen gestanden? Juden, Armeniern, Egyptiern und den hungrigen Franken, diesen wildesten aller Raubthiere, weil sie die civilisirtesten von allen sind. So ging es mit Odessa, der Krim, den Seestädten am Caucasus. Unter solchen Umständen mußte es für die Griechen unendlich schwieriger seyn, die Reinheit ihrer Abstammung zu bewahren, als für die alten Hidalgo's unter der Herrschaft der Moslimin in Spanien. (? !)

Die hohe Pforte hatte vielfache und überzeugende Beweise von der Bestechungspolitik in Händen, wodurch Rußland die Türkei mit sich selbst entzweite. Für die dürftigen Hellenen hatte es Geld, für die besseren — Freiheitsversprechungen. Hospodare, die Unterschleife begingen, durften unter seinem Schutz auf Straflosigkeit rechnen, mit den Verräthern Demetrius Cantemir und Brancovan feilschte es geradezu die Fürstenthümer, und den Hetäristen Ypsilanti unterstützte es mit Geld und gutem Rath. Soll man sich nun darüber wundern, wenn die Pforte gegen ihre griechischen Hospodare mißtrauisch wurde, und sie aus einer Stellung zu entfernen beabsichtigte, in der sie ihren Oberherrn oftmals verrathen hatten, oder darüber, daß Rußland dieß übel nahm, und unter Anderem *) daraus

*) In Bezug auf die Thatsachen dieses Kriegs verweisen wir auf zwei Artikel im vorig. Jahrg. des Ausl. Nro. 101—104. 202.

*) Die beiden andern Beschwerdenpunkte gegen die Pforte sind —

einen Vorwand ableitete, um einen verderblichen Krieg zu beginnen? Rußland beschwert sich, die Pforte habe die Verträge verletzt: war es selbst immer ein strenger Beobachter seiner eignen Verträge? Wir fürchten, dieß ist ein Punkt, über den sich Manches sagen ließe. Wer selbst nicht von Sünden frei, soll der den Stein auf seinen Nachbar werfen? Konnte jene Maßregel der Pforte in Bezug auf die Besetzung der Hospodariate Rußland beeinträchtigen? Warum hat Rußland — könnte der Unparteiische fragen — einem Tractat eine Clausel anzuhängen beliebt, welche die Pforte, wenn sie sich einer sehr wesentlichen Beeinträchtigung von Seiten Rußlands entziehen wollte, früher oder später vernichten mußte? Da man überdieß in Rußland so gut als irgendwo die Gefahr kennt, welche für die Regierung despotischer Staaten entspringt, wenn die Unterthanen zu freien Spielraum haben, oder wenn Statthalter entfernter Provinzen das Beispiel der Empörung geben, so hätte man von dorther keine Einwendungen gegen das Benehmen der Pforte erwarten sollen. Allein diese Gründe kamen freilich bei dem moscowitischen Kabinet, das auf die Eroberung der Türkei lauerte, in keinen Betracht. Es wollte Anlaß zum Krieg und diesen hatte es gefunden, und dann läßt man nicht gerne eine so schöne Gelegenheit vorbei, wo der Gegner zugleich den Feind im Innern zu bekämpfen, wo er sich von der Erschütterung über den noch frischen schrecklichen Verlust einer mächtigen Flotte noch nicht erholt hat. Krieg hieß demnach die Losung, und in aller Form wurde die Erklärung an den Padischa erlassen.

Mit gewaltigen Rüstungen begann der nordische Despot den Feldzug. Die russische Reuterei sollte sich in die Ebenen von Bulgarien ergießen, und die türkischen Schwadronen niedermähen mit der Wuth des Wirbelwinds, der die Saaten zu Boden wirft! Entsprachen nun die Thaten den Drohungen? Die petersburger Zeitung sagt: es seyen (nur) 85,000 Mann über die Donau gegangen. Die Macht, die sich rühmt, eine Million Soldaten in steter Bereitschaft zu halten, hätte also bloß eine verhältnißmäßig so geringe Anzahl zur Vernichtung des Padischa aufgeboten! Wenn wir jedoch bedenken, daß dieß eine Zeitungsangabe ist, so sind wir geneigt, anzunehmen, daß die Zahl ins Gleichgewicht mit dem Erfolg gesetzt worden sey. Das russische Kabinet ist in einem zu langen und zu starken Verkehr mit seinem Götzen Napoleon gestanden, als daß es diesem würdigen Führer der französischen Armeen die Kunst glänzende Bülletins zu verfertigen nicht abgelernt haben sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Rom während Leo des Zwölften letzter Krankheit und nach seinem Tode.

Aus einer italienischen Handschrift, mitgetheilt aus Rom.

Sie kennen meine Gewohnheit, täglich niederzuschreiben, was mir Bemerkenswerthes vorkömmt, und ich glaube, daß es Sie interessiren kann, zu lesen, wie es bei einer Regierungsveränderung in Rom hergeht. Gewisse Dinge wollen sogleich ausgezeichnet seyn, sonst kömmt man nicht mehr dazu.

Als Römer bin ich von Haus aus abergläubisch und deßhalb fange ich mit den Augurien an. Im November 1827 wurde dem Pabste von einer Frau, welche eigens aus Verona deßhalb hieher reiste, vorausgesagt, er werde im 5 Jahre seiner Regierung sterben. Die Prophetin wurde mit einem Almosen, und der Weisung, Rom für immer zu meiden, abgefertigt. Im Casamia, einem prophetischen Kalender, der in Faenza gedruckt wird, (eine Art Matthieu Laensberg) steht für diese Woche: Un gran catafalco. Voriges Allerheiligenfest fiel die Flagge der Engelsburg, worauf das Familienwappen des Pabsts gemahlt war, herab, und beschädigte einen Bettler. Der Lichtmeßtag ist Rom immer sehr wichtig gewesen. Erdbeben, Ueberschwemmungen, Einmarsch der Franzosen fallen auf den 2 Februar.

Der Pabst schien nicht frei von Todesahnungen. Vor Kurzem bestimmte er einen altchristlichen Sarkophag zu seiner Ruhestätte, neben St. Leo und St. Peter, mit der Inschrift: Leoni P. O. M. Patrono Coecesti, prope sacros ejus cineres sepulcrum elegi, haeredum tanti nominis humillimus, und ließ seine ihm sonst so werthe Gewehrsammlung nach la Genga bringen. Uebrigens war sein Befinden leidlich, seine Hämorrhoidal-Anfälle waren seit längerer Zeit ausgeblieben. Durch vergleichende Zusammenstellung dessen, was vorging, und dessen, was Personen, welche die Gesellschaft besuchten, aber keine geheime Verbindungen im Palast hatten, wußten, mag man sich einen Begriff von der Abgeschlossenheit des Palasts, von der Kunst falsche Nachrichten zu verbreiten, und von der Furchtsamkeit der Umgebungen Sr. Heiligkeit machen.

Mehrere Diätfehler hatten, verbunden mit ungewöhnlich rauher Witterung, Blutcongestionen gegen die Blase und den Darmkanal zur Folge. Der Pabst gewohnt, sich selbst zu behandeln, ließ keinen Arzt rufen, und ist eigentlich ohne innere ärztliche Hülfe geblieben. Nach der Kapelle der Lichtmesse glaubte er durch ein Glas Punsch einer Unverdaulichkeit abhelfen zu können, verschlimmerte aber seinen Zustand bedeutend. Am 5, Abends, wurde der alte Professor der Wundarzneikunst Sisco von einem Ball im Hause Torloni weggeholt, um dem Pabste eine Harn-Entleerung durch künstliche Mittel zu verschaffen. Er brachte die Nacht im Palaste zu, im Publikum wußte man Nichts. Den 6 wurde die Krankheit immer bedeutender, Sisco blieb im Palaste, weder der neue Governatore Msgr. Mario Mattei, noch selbst Card. Guerrieri wurde vorgelassen, welcher unter allen Cardinälen der geliebteste und ein Jagdgeselle Sr. Heiligkeit war. Im Publikum erfuhr man nur, Se. Heiligkeit sey unpäßlich, und das Vorzimmer sey geschlossen. Zahlreiche Polizeispione an allen öffentlichen Orten ließen jedoch auf etwas Besonderes schließen.

Den 7 fing man an zu verbreiten, Se. Heiligkeit habe Halsschmerzen, habe mit dem Card. Staatssecretäre Verdruß bekommen, dieser werde seinen Abschied nehmen, es werden in den Fasten vier in petto gehaltene Cardinäle manifestirt werden u. dgl. m. Sisco war übrigens inzwischen weder in sein Hospital noch zu seinen Patienten gekommen. Man war aber gewohnt, den Pabst nach Krankheiten, welche man für tödtlich gehalten hatte, schnell wieder in erträglicher Greisenkraft dastehen zu sehen, man wußte, daß er mehr als Einmal sich für verzweifelt krank habe ausgeben lassen, um die Vielen

---

Hemmung der Schifffahrt auf dem schwarzen Meer und Aufhetzung Persiens.

welche seinen Tod wünschten, zu täuschen. Deßhalb versicherte man einander im Publikum wechselsweise: Sta meglio, meglio assai!

Den 8 bemerkte man bereits große Niedergeschlagenheit bei allen Denen, welche Sr. Heiligkeit nahe standen, bereits wurde das Blasenübel eingestanden, aber hinzugesetzt, es sey den Mitteln gewichen und als gehoben anzusehen. In den Mönchs- und Frauenklöstern wollte man übrigens sehr vergnügte Gesichter bemerkt haben. In den Klöstern ist man von Allem am Frühesten unterrichtet.

Montags den 9 konnte schon am frühen Morgen die Wahrheit nicht mehr verschwiegen bleiben. Um 3 Uhr hatte der Pabst die heil. Sterbsakramente erhalten. Die Kardinäle versammelten sich in den Zimmern der Staatskanzlei, die Theater wurden abbestellt, Alles, was im Fasching genießen oder gewinnen wollte, machte betrübte Gesichter, und Alle, welche seither geschwiegen oder gelogen hatten, sprachen frei und offen davon, daß alle Hoffnung zum Wiederaufkommen verloren sey. Stafetten eilten nach allen Richtungen, Niemand erhielt Postpferde außer auf ausdrücklichen Befehl des Cardinals Kämmerling Galeffi. Gegen Mittag glaubte ganz Rom der Pabst sey gestorben, man halte aber seinen Tod noch geheim.

Dem war aber nicht also. Heftige Krämpfe, lange Unmachten folgten sich. Nur auf Augenblicke kehrte das Bewußtseyn wieder, besonders nach einem Aderlaß, aber Er sprach nicht mehr. Am 10, Morgens 2 Uhr, hörten die Krämpfe auf, und der Wundarzt verkündete, Se. Heiligkeit werde nur noch wenige Stunden zu leben haben. Die Kardinäle versammelten sich wie gestern, des Fahrens und Rennens war kein Ende. Ueberall standen Gruppen, um sich über das unerwartete Ereigniß zu unterhalten, aber auch nicht ein Wort persönlicher Anhänglichkeit, aufrichtigen Bedauerns und freundlicher Erinnerung wurde gehört. Jeder beklagte, daß der Fasching aufhöre, und die Stadt Viel dadurch verliere, stritt darüber, wer Pabst werden würde, ob die Briefpost vor oder nach dem Eilboten werde abgehen dürfen, ob der Günstling Leo des Zwölften, Fumaroli, in Rom sey oder nicht u. dgl. m. Um 11 Uhr erfuhr man mit Bestimmtheit, daß der Pabst um 9 Uhr aufgehört habe zu leben. Um 2 Uhr fuhr der Kardinal Kämmerling von seinem Palaste auf Monte citorio mit 11 Wagen nach dem Vatican, um amtliche Kunde vom Tode des Pabstes zu nehmen. Auf dem Rückwege welchen er im Umwege durch die Via papale machte, verlautbarte sich der Ruf: Er solle die Gitter der Schenken (welche Leo eingeführt hatte) einreißen lassen. Er wurde von 24 Schweizern, den Hauptmann in spanischer Tracht voraus, begleitet, und fortan von ihnen bewacht. Die Erstlinge der Satire wurden auf dem Corso mitgetheilt und abgeschrieben. In der Nacht gingen die Couriere ab. Die Briefpost folgte 5 Stunden später als sie gewöhnlich abgeht.

Den 11 wurde der Leichnam des Pabstes nach heftigem Streite der Wundärzte und Apotheker geöffnet und einbalsamirt. Man fand eine ungeheuer große Milz und Brand in den erweiterten Blutgefäßen des Intestinum rectum. Wäre bei Zeiten ein Arzt gerufen worden, und hätte dieser einen Hämorrhoidal-Aderlaß durchgesetzt, vielleicht wäre dieser Anfall noch nicht tödtlich gewesen. Den 12 wurde der bereits sehr entstellte Leichnam in der Sistina ausgestellt, und den 13, Vormittags, unter Begleitung der Kardinäle in die Kapelle des Sakraments der Petrikirche unter ungeheurem Zulauf des Volks gebracht. Nur von Wenigen wurden die Füße, welche aus dem Gitter herausragten, geküßt. Die Kirche glich einem Gesellschaftssaale, in welchem man sich bei der ungewöhnlichen Kälte dieser Tage (4—4½° R.) sehr behaglich fühlte. Den 15, Abends, war die feierliche Beisetzung, den 23 die Heiliggeistmesse und der Einzug in das Conclave.

Obgleich es uns nicht ziemen will, die Thaten der Herrscher zu beurtheilen, so glauben wir doch die Frage beantworten zu müssen, warum dieser so eifrig fromme Pabst von seinen Unterthanen so wenig geliebt worden sey?

Die Antwort ist nicht leicht, sie liegt theils im Systeme eines Wahlreichs, wo mit jedem Herrscher Grundsätze und Begünstigungen wechseln, theils im Aufhören der Zuflüße von reichen Prälaturen und Geldmitteln aus dem Auslande, theils aber auch darin, daß Leo das, was er Beachtungswerthes in Erbstaaten auf seinen Reisen bemerkt hatte, in einem Wahlstaate einführen wollte. Je lobenswerther seine Zwecke waren, z. B. in der Reform der Religiosen, des Armenwesens, der Reinlichkeitsanstalten Roms, desto stärkern Wiederstand fand er in der Kraft der Trägheit. Was er zur Beruhigung der Kirche mit den Freistaaten von Südamerica, mit Deutschland, den Niederlanden, und zuletzt noch mit Frankreich verhandelt hat, wird von der Nachwelt dankbar erkannt werden. Soweit ein Priester einem Fürsten, ein im Greisenalter Gewählter einem nachfolgenden Thronerben gleichen kann, glich er — auch im Gesicht etwas — jenem Monarchen des Nordens.

Voulant tout réformer, voulant tout faire mieux,
Il ne fit que d'ingrats, et mourut malheureux.

Die Kukies in Hinterindien.

Nirgend kann das Jus talionis weiter getrieben werden, als bei den Kukies, Laingih's oder Zaus, einem wilden Stamme, der seine Dörfer (Parahs) auf den Bergen zwischen Bengalen und dem Reiche der Birmanen, nordöstlich Tschittagong, hat: „Sie sind äußerst rachsüchtig," sagt der Verf. eines Aufsatzes in den Asiatic Researches (Vol. VII, p. 189), und Blut muß stets für Blut vergossen werden. Wenn ein Tiger Einen von ihnen in der Nähe eines Parah tödtet, so ergreift die ganze Familie die Waffen und macht sich auf, das Thier zu verfolgen. Sobald dasselbe getödtet ist, giebt die Familie des Verstorbenen ein Fest, bei welchem das Fleisch des Tigers verzehrt wird. Sollte die Jagd das erste Mal keinen Erfolg haben, so darf die Familie des Getödteten dieselbe nicht aufgeben; denn so lange sie nicht diesen oder einen anderen Tiger erlegt und von seinem Fleisch ein festliches Mahl gegeben hat, steht sie in dem ganzen Dorf in Unehren und darf mit den übrigen Bewohnern keinen Verkehr haben. Eben so darf, wenn ein Tiger Einen auf einer Jagdpartie getödtet hat, die ganze Gesellschaft nicht eher zurückkehren, als bis das Raubthier erlegt ist. Eine noch seltsamere Aeußerung dieses Geistes der Rachsucht ist es, daß, wenn ein Mann durch zufälligen Fall von einem Baume getödtet wird, alle seine Verwandten sich versammeln und den Baum gemeinschaftlich fällen; und so groß er auch seyn mag — sie hauen ihn in kleine Späne, die sie in alle Winde streuen, weil er — wie sie sagen — die Ursache des Todes von einem ihrer Brüder gewesen ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 170. 19 Juni 1829.

Urtheil eines Franzosen über die schöne Literatur Englands im neunzehnten Jahrhundert. *)

Hr. v. Chateaubriand, welcher während seines Exils England kennen lernte, erzählt uns von dem Fall mehrerer sonst hochgefeierten Götzen in der Lesewelt: „Richardson," sagt er in seinen Mélanges, „wird von den Engländern wenig mehr gelesen; man beschuldigt ihn einer unerträglichen Breite. Hume und Gibbon sollen den Geist der englischen Sprache durch eine Ueberfüllung mit Gallicismen verderben haben; ersterer gilt überdieß für schwerfällig und unmoralisch. Pope wird als ein eleganter Versemacher betrachtet; Johnson behauptet: der „Versuch über den Menschen" sey bloß eine Reihe von Gemeinplätzen in einer schönen Sprache. Der Dichtername wird ausschließlich Dryden und Milton gegeben. Der Spectator ist beinahe vergessen; selten hört man von Locke sprechen, der als ein ziemlich schwacher Ideolog gilt. Nur Gelehrte von Profession lesen den Bako. Shakspeare allein erhält sich in seiner Herrschaft."

Seit der Zeit, wo dieses geschrieben wurde, sind Namen erster Größe in der englischen Literatur hervorgegangen. Byron, Walter Scott, Southey, Coleridge, Samuel Rogers, Th. Moore und Andre haben sich neue Bahnen gebrochen; ihre Landsleute staunten eben so sehr die eigenthümliche Art ihrer Dichtungen, als die Gluth ihrer Phantasie an. Hätte man glauben sollen, daß unter Albions kalten Nebeln so viele Flammen der Menschen-Seele brennten? War man nicht mit Byrons Giaour zu der Voraussetzung berechtigt, daß

The cold in clime are cold in blood?

Popes Schule ist gänzlich in Mißkredit gefallen. Ob mit Recht oder Unrecht? darauf will ich mich hier nicht einlassen. Ihre Anhänger hatten mit all ihrer Mühe, Feile und Vollendung beim Publikum gegen jene kalte Vollkommenheit, die dem Gemüth bloß das einförmige Vergnügen der besiegten Schwierigkeit darbietet, einen bloßen Ekel hervorgebracht. Der Engländer, stolz und unabhängig, und auf einer Culturstufe, welche der pedantischen Regel entwachsen ist, betrachtet dergleichen Versemacher jetzt nur noch als pünktliche Handwerker, an deren Arbeit er Nichts auszusetzen hat; er fodert aber vom Dichter andre Eigenschaften, wenn er Eines Herzens mit ihm werden soll, als diesen bloßen Knechtsdienst. Auch trifft man nirgend so viele poetische Neuerer, als in Großbritannien. Es giebt daselbst eigene Schulen, die sämmtlich keinen andern Zweck haben, als Darstellung von etwas Neuem. Einige suchen es bei der ganz nackten Natur; Andre streben demselben durch einen religiösen Mysticismus nach, wie Kirk White und Montgommery, welche man die Quäker der Poesie nennt; wieder Andere durch einen philosophischen Skepticismus, oder Atheismus, wie Shelley, Leigh Hunt, John Keats und Byron, dem durch seinen Kain die Ehre wurde, an die Spitze dieser sogenannten satanischen Schule gestellt zu werden. Endlich setzen Einige das Neue in einen förmlichen Mangel an Poesie, in die baare, jeder Täuschung entkleidete Wirklichkeit, wie Crabbe, das Oberhaupt der Schule des Pauperismus.

Alle diese Sekten aber, selbst ihre außerhalb Englands berühmtesten Wortführer, W. Scott, Southey, Moore, bemühen sich wenig um die Correktheit ihrer Verse: sie überschreiten ungescheut nicht nur die Regeln des Sylbenmaßes, sondern selbst der Sprachlehre; sie machen aus der englischen Mundart eine wahre Polyglotte; eine Freiheit, die nur ihre Nation hingehen lassen kann, welche am Meisten sich zum Kosmopolitismus *) neigt. Man möchte von dem brittischen Barden sagen, er improvisire seinen Hymnus und werfe die Begeisterung dann auf's Gerade-wohl auf's Papier, ohne dieselbe einer fernern Aufmerksamkeit zu würdigen, indem er die Nachlässigkeit zum Rang poetischer Freiheit erhebt; eine Verfahrungsweise, wie sie sich wohl für den wahren Dichter ziemen muß, denn mit derselben Verachtung der Form singt auch Lamartine seine Lieder, welche seine Freunde und sein Drucker Tastu noch einmal durchsehen müssen. Wirklich hat Byron selbst die gedankenreichsten seiner Gedichte improvisirt; einige darunter haben ihm nur vier Tage Dictirens gekostet; aber auch welche Tage! Ergriffen einmal von der Gottheit der Poesie, gab er, wie die Pythia, wundervolle, magische Laute von sich, in welchen sich die Gewalt, das Feuer, die Erhabenheit eines geheimnißvollen Dämons aussprach. Kaum ver-

*) Mercure de France. Nov. et Dec. 1828.

*) Versteht sich, vom Raum, nicht vom Geist gesprochen! Der Engländer affektirt in der Regel eher die englische Nationalität, als daß er sie ablegte.

mochte der Geschwindschreiber ihm in dem reißenden Strom seines pindarischen Fiebers zu folgen. Der Buchhändler Murray bemächtigte sich dieser sibyllinischen Verse, und brachte sie unter die Presse; und so groß ist die Macht der Poesie über die Seele, daß man trotz der Unordnung dieser Bruchstücke, die oft ohne Zusammenhang dem Publikum übergeben wurden, mit Petrarca sagen kann:

Ch'il mio cuor del suo dir non si disciolse.

Bloß Samuel Rogers und Thomas Campbell sind, auf dem gegenwärtigen Standpunkt der englischen Literatur, der alten Dichtart treu geblieben, und haben in die „Freuden der Erinnerung," in „das menschliche Leben," die „Freude der Hoffnung," und in „Gertrude von Wyoming" die ganze Reinheit der Diction aus den Zeiten der Königin Anna zurückgeführt.

Es ist leicht zu vermuthen, daß man es bei einer solchen Freiheit der Versification auch mit der Sorgfalt auf den innern Organismus der Gedichte nicht so genau nimmt. In Frankreich würde man die auch in dieser Beziehung vorherrschende Unbekümmertheit geradezu einen Mangel an Achtung gegen das Publikum nennen. Was hätte man bei uns von Coleridge gesagt, der in seinem „Kubla=Khan" den Leser am interessantesten Punkte verläßt, und sich der Mühe überhebt, die Fabel vollends zu entwickeln, weil man, wie er versichert, „ihn im Augenblick des Niederschreibens zu einem Geschäft abrief, nach dessen Beendigung er den Faden der Erzählung nicht wieder zu finden vermochte." Wer unter uns wunderte sich — ja wir sagen — ärgerte sich nicht, als er in Byrons Don Juan den Dichter plötzlich die Abenteuer seines Helden in Cadix unterbrechen sieht, um eine Anrede an den Parnaß zu halten, weil Byron im Augenblick, wo er sich mit dieser sonderbaren Odyssee beschäftigte, durch den Archipel fahrend, den Parnaß am Horizont von Griechenland wahrnahm?

Als im Jahr 1820 Lara, der Korsar, der Giaour durch die Uebersetzung von Defauconpret in Frankreich einheimisch wurden, mußte unsre Einbildungskraft sich Gewalt anthun, um sich den Sinn dieser Dichtungen, die wie ein abgerissenes Gespräch ausgehen, zu vervollständigen. Selbst den geordneten Campbell kann man in Bezug auf die Anordnung seiner Entwürfe nicht loben. Seine Gertrude von Wyoming ist so unzusammenhängend, daß es den Leser sehr genirt. Nach dem ersten Gesang überspringt der Dichter wenigstens 20 bis 30 Jahre, und läßt aus einzelnen Worten, die den Personen entfallen, errathen, was während dieser Zeit sich mit Heinrich Walgrave, dem Helden der Geschichte, zugetragen hat.

Aber Ein Umstand macht die Literatur Großbritanniens anziehend für alle gebildeten Nationen Europa's — ihr Reichthum an individueller Natur, welche treu zu copiren ihr großer Weltverkehr sie in den Stand gesetzt hat. Dieß ist das große Verdienst der englischen Barden. W. Scott ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, hier ein Wort über die Wahrheit seiner Gemälde zu verlieren. Aber es giebt noch andre Koloristen, die nicht geringerer Aufmerksamkeit werth sind. Fünf Epopöen sind aus Southeys Feder geflossen: Johanna von Arc, Madoc, Thalaba, Kehama, Don Rodrigo. Strich, Farbe, Alles ist so verschieden in diesen fünf Gedichten, daß man in Zweifel geräth, ob man sie demselben Verfasser zuschreiben soll. Und doch hat diese Verschiedenheit des Tons ihren Grund bloß in der Verschiedenheit der Zeit, des Orts und der Personen. In Thalaba ist die Scenerie oft „mehr arabisch als in Arabien," ein Urtheil, das in England zum Sprichwort wurde. Kehama versetzt uns nach Hindustan; das Gedicht ist aber auch so indisch, daß man den Glanz, die Theogonien und alles Ueberschwengliche der Puranas und andrer brahminischen Schriften darin wiederfindet. Das Meisterwerk unter den genannten Epopöen ist Don Rodrigo; man möchte diesen für das Gedicht eines Spaniers und Katholiken ansprechen; Nichts verräth den Protestanten.

Unter allen Lakisten *) (zu welcher Schule Southey gehört) stellt der ehrwürdige Wordsworth, ihr Haupt, gleichsam die Personification dieser poetischen Schule dar. Sein ganzes Leben hindurch war er darauf bedacht, Liebe zur einfachen Natur und zum Landleben einzuflößen; denn, wie Cowper sagt:

God made the country, and man made the town.

Aber Wordsworth ist nicht, wie Delille oder Darwin, ein Städter, der das Land liebt; kein Enthusiast für die freie Natur in den Salons der großen Welt. Er hat einen gewissen spartanischen Sinn in seinem Dichterleben. Ganz in dem Gedanken, daß man die häuslichen und niedrigen Tugenden feiern müsse, und nicht den glänzenden Ruhm mordbefleckter Eroberer, hat er einen Weg vorgezogen, der ihn selbst nicht zu großer und schneller Berühmtheit führen konnte. Man darf sich also nicht wundern, wenn man hört, daß der Held seines vorzüglichsten Gedichts ein Kleinkrämer ist, und die Hauptperson eines andern weniger bedeutenden poetischen Erzeugnisses ein Mann, der sich durch Suchen von Blutegeln sein Brod verdient. Mit Helden dieser Art kann man freilich ein Publikum, welches den Gipfel der Cultur in Ueppigkeit und städtischem Genusse erstiegen hat, schwer gewinnen. Dazu kommt, daß Wordsworth dem Grundsatze gemäß, in der Natur Nichts für niedrig gelten zu lassen, sich oft ausdrückt:

Con palavras mai duras que elegantes **),

wie Camoëns von Juan, König von Portugal, sagt. So hat er denn nur wenige Leser; aber die, welche ihn lesen, setzen ihn über Byron. Sey es Sectengeist, sey es wirkliches Gefühl der Wahrheit: Coleridge, Wilson, W. Scott sprechen nur mit Begeisterung von Wordsworth.

Die Geistesrichtung der Engländer, für welche die constitutionelle Laufbahn nichts Neues ist, wird nicht so ausschließlich, als die französische von politischen Interessen in Anspruch genommen. Einige ihrer literarischen Tageblätter sind sogar mehr

*) Sie haben ihren Namen von den Seen (lakes) von Cumberland und Westmoreland, wo die Glieder dieser literarischen Genossenschaft zu Haus sind. Durch das Edinburgh Review, das Quarterly Review und Blackwood's Magazine üben sie einen großen Einfluß aus.

**) Mit mehr harten als zierlichen Worten.

gelesen, als der Morning Chronicle, der Star, die Evening Post, und andere, die sich der Hauptsache nach bloß mit Parlamentsdebatten befassen. Die Poesie ist in England immer noch im Genuß des Rechts, das sie in Frankreich verloren hat; aber wir müssen auch gestehen, daß, wenn dieselbe die Britten begeistert, dieß deswegen geschieht, weil sie etwas Anders zu geben vermag, als bloß Reim, Rythmus und geglättete Verse. In Großbritannien werden die Musen von reichen Banquiers, wie Samuel Rogers, Mitgliedern des Oberhauses, wie Lord Byron, Alterthumsforschern wie W. Scott, Geistlichen, wie Milman, ja selbst von Staatsministern, wie Canning, verehrt. Bei uns wird denselben weder in den Salons der Aristokratie, noch in den Comptoirs des Handelstandes, noch von den Priestern von Montrouge, noch von den Männern mit dem Portefeuille, Ehre erwiesen. Aber zählt die Poesie so vielgeltende Anhänger jenseits des Kanals, so kommt dieß daher, weil sie sich dort in der Regel ein hohes Ziel setzt.

Die Schule der Methodisten besteht aus frommen und gläubigen Sängern, welchen Judäa für den klassischen Boden gilt. Ihr Athen ist Jerusalem, ihre Leser sind jene Männer und Frauen, deren Gottseligkeit und erbauliches Wesen zum Vorbild der englischen Frömmler dienen. Dem größten Theile nach Geistliche, glaubten die Anhänger dieser Schule das Heil der Seelen eben so sehr durch den Reiz der Poesie, als durch die strengen Reden der Kanzel fördern zu müssen. Aber hätte man denken sollen, daß der Hirteneifer die ehrwürdigen Väter bis auf die Schaubühne zu treiben vermöge? Sie haben weislich erkannt, daß, wenn Glaubensprediger auf die jenseitige Halbkugel und zu den wildesten Völkern sich begeben, um ihnen das Wort des Lebens zu bringen, sie auch nicht versäumen dürfen, die Versammlungen, welche die Bühne herbeizieht, zu benützen, um die geheiligten Lehren des Evangeliums zu verbreiten. Milman hat sich durch drei Trauerspiele aus der heiligen Schrift berühmt gemacht, nämlich: die Eroberung von Jerusalem, den Märtyrer von Antiochien, und das Fest des Belsazar. Kirk White war ein Dichter von wahrhaft frommem Gemüth. Bereits in seinem 13ten Jahre gab er sein Gedicht Childhood (die Kindheit) heraus, das voll zarter Frömmigkeit ist. Während seiner Jünglingsjahre schrieb er die Christiade, ein Gedicht, dessen Titel schon den religiösen Geist anzeigt, der darin athmet; aber der Verfasser starb, ehe er sein Werk hatte endigen können. Montgommery ist derjenige unter den Methodisten, welcher sich Milton am Meisten nähert, welchen letztern man als den Gründer dieser Schule betrachten will, und welcher in Geßner, Klopstock und Chateaubriand Geistesverwandte außerhalb seiner Insel gefunden hat. Montgommerys „Welt vor der Sündfluth" ist gleichsam eine Fortsetzung des verlornen Paradieses. Javan ist der Held derselben. Er ist muthig, gut und fromm, wie Eudorus; wie Eudorus liebt er, und seine Zilla gleicht auch ein Wenig der Cymodocea. Die Fabel spielt in der Zeit zwischen der Schöpfung und der Sündfluth. Ein Vers in diesem Gedichte:

They feared their God, and knew no other fear

erinnert lebhaft an Racine's Worte:

Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai pas d'autre crainte.

Im Allgemeinen weht uns aus diesen Werken der Hauch der biblischen Poesie an.

Die satanische Schule sammelte sich unter den Fahnen Byrons, so lang dieser Dichter lebte. Der Tod Kains brachte ihm, wie schon bemerkt, die Ehre des obersten Platzes ein. Dieses Stück war eines der letzten Erzeugnisse des edeln Lords, von welchem man wie von jenem Sarazenenfürsten bei Ariost sagen kann:

Bestemmiando fuggi l'alma sdegnosa, *)

Bekanntlich ist eine sehr ausgebildete Cultur selten fromm; so hat sich denn auch diese Schule, die aus den Zweifeln der Reflexion und dem Skepticismus der Denker hervorging, reißend verbreitet.

Shelley (Percy-Bisshe) ist nebst Leigh Hunt eine der merkwürdigsten Personen von der satanischen Schule. Letzterer hat sich den Beinamen des epikureischen Gottesleugners erworben. Weichlichkeit, Nachlässigkeit und Wollust zeichnen seine Poesie aus, besonders seine „Franziska von Rimini" und sein „Dichterbanquet." Unter Shelleys Erzeugnissen ist die Königin Mab das irreligiöseste. Die Preßgesetze, welche in England so nachsichtig sind, haben sich streng gegen dieses Werk ausgesprochen, das alle menschliche Einrichtungen über den Haufen wirft, und worin Alles, was dem Menschen heilig ist, mit einem verzweifelnden Scharfsinn und mit vergiftendem Witz beflügelt wird.

Unzufrieden mit Allem auf Erden, melancholisch, träumerisch, ergriffen von allen Schmerzen, die auf dem Menschengeschick lasten, hat diese Schule doch eben so sehr, als die andern Sekten, einen Zweck, nach welchem sie mit allen Kräften hinstrebt. Dieser Zweck ist: Alles umzustoßen, was es da giebt: Institutionen, Lehrgebäude, Dogmen, Gebräuche, Sitten; um auf ihren Trümmern einen neuen Glauben, neue Gesetze, neue Sitten in all der Vollkommenheit einzuführen, wovon eine durch den Gedanken des Schönen und Guten beherrschte Einbildungskraft träumt. Eine allgemeine Verjüngung: dahin weist jede Zeile, welche die Sänger des Atheismus auf ihrer satanischen Leier anstimmen. Allein dieses Ziel, so entfernt, so unmöglich zu erreichen, läßt zuweilen bloß der Verzweiflung Raum. Die Seele von Ueberdruß gedrückt, das Herz verschlossen gegen alle die falschen Freuden, welche die Mehrzahl der Menschen ihren Irrthümern verdankt, überläßt sich Shelley in seinem Alastor oder „Geist der Einsamkeit" der Verzweiflung; er zeigt die unglücklichen Folgen des Studiums der Wissenschaft, jenes Strebens nach einem eingebildeten Gut, das nicht existirt. Diese Resignation gewinnt den Leser; man beneidet die dumpfe Unwissenheit des Volks, man sehnt sich nach seinem Aberglauben, seinen Vorurtheilen, welche wenigstens das bischen Leben ausfüllen, und den Menschen in Sinnengenuß dahin führen, während Leerheit die Seele eines Fausts frißt, der sein Leben über den Büchern zugebracht hat. — Die „Rebellion des Islam," „Rosalinde" sind fernere Werke Shelley's.

Wer irgend den Prometheus des Aeschylus kennt, wird sich nicht genug haben wundern können, daß die athenischen Archonten durch die Gotteslästerungen dieses Stückes nicht abgehalten

*) Unter Lästerungen entfloh ihm die grimmige Seele.

wurden, es auf der Bühne vorstellen zu lassen. Dieser Prometheus, voll Invektiven gegen Jupiter, so daß man Aeschylus als den Gründer der satanischen Schule ansehen möchte, wae eine rechte Fundgrube für die Atheisten; auch hat Shelley versucht, den Verlust des einen der beiden zu jener Trilogie uns fehlenden Stücke zu eesetzen. Ee hat einen „befreiten Prometheus" gedichtet. Keinee wae vielleicht würdiger, als Ee, jene Lücke auszufüllen: aufs Innigste vertraut mit der griechischen Sprache, hatte er den ganzen Schatz der alten Literatur zu seiner Verfügung; allein er schrieb mit Parteigeist; das Moderne sticht zu sehr unter dieser Schminke des Antiken hervor: nicht Jupitern trotzt der Wiedererstandene, sondern Jehovah.

Unter die weniger berühmten Anhänger diesee Schule gehört ein gewisser John Keats, der gewöhnlich den angenommenen Namen Cornwall führt. Alle Schriften, die in den Geist diesee Sekte einschlagen, werden von Hazzlit in dem Edinbuegh Review unterstützt und mit Begeisterung, oder vielmehr mit Parteigeist, gepriesen.

Die Schule des Pauperismus hat vielleicht mehr, als irgend eine andere, ein menschenfreundliches Steeben; ein Ziel, um dessenwillen Ceabbe, der Begründee derselben, nue gerühmt werden kann. In allen Zeiten scheinen die Dichtee sich fürd ie Erhaltung jener Illusion verbunden zu haben, die ei n zu günstiges Voeurtheil füe die Lage der armen Landbewohnee erweckt. Ich weiß nicht, ob in den Zeiten Theokrits die Hirten in den Wäldern Siciliens so ganz glücklich waren; ob die Soldaten von Syrakus ihnen kein Kopfgeld abzwangen; ob keine Seuchen ihre Heerden bedrohten; aber seit seiner Zeit besingen, der Wirklichkeit zum Trotz, Delille, Thomson, Darwin, Saint-Lambert und so viele andere Dichtee in goldenen Sälen das Land und bilden sich ein, das Hirtenleben zu kennen, weil sie in der Oper Schäfee, in rosenfarbenen Atlas gekleidet, gesehen hatten. Gewöhnlich glaubt man in dee Stadt, man brauche nue Schäfer zu werden, um all das Glück zu genießen, das die Idyllendichter preisen. Crabbe hat sein Leben der Bekämpfung dieses unseligen Irethums geweiht. Seine Poesie scheint gegen die Lügen der Poesie geeichtet; er widerlegt dieselben; die traurige, nackte Wahrheit will er seinen Lesern zeigen, und verlegt deshalb den Schauplatz seiner Gedichte ins Dorf. Die prosaische Wirklichkeit bildet seine Gemälde. Gestehen wir, daß wenn es einen Muth des Kriegers, einen Muth des Bürgers giebt, es auch einen Muth des Dichters gebe; denn in Frankreich kenne ich keinen Dichter, der fest und kühn genug gewesen wäre, ein Gedicht zu schreiben, und alle gewöhnlichen Ausschmückungen der Poesie wegzuwersen, bloß in dee Hoffnung eine nützliche Wahrheit zu verbreiten. — Das Dorf und der Weiler sind die hauptsächlichsten Schöpfungen von Crabbes menschenfreundlichee Muse.

Uns scheint es, daß diese Schule mit der Schule der Lakisten zusammenschmelze; allein es müssen denn doch Verschiedenheiten zwischen beiden obwalten, welche dem Auge eines Fremden entgehen, da die Engländee einen sehe entschiedenen Unterschied zwischen denselben machen.

Dee erste April.

Ein gewöhnlicher Scherz in London — wie vielleicht in der ganzen Cheistenheit — ist am ersten April, den die Engländer charakteristisch den Narrentag (Fool's day) nennen, einen unglücklichen Leichtgläubigen mit einem Beiefe fortzuschicken, auf den er Antwort erhalten soll. Diese besteht in einem zweiten Billet an eine deitte Person: sie möge den Narren weiter schicken. Ein junger Chirurg, dee eben aus der Schule im Bartholomeusspital gekommen war, wurde vor einigen Jahren von seiner Wohnung auf dem Strand zu einem Patienten in der Newgate-street gerufen, einem sehr reichen Manne, Namens Dobbs. Es war der erste April, und dieß war sein erster Patient. Der junge Aesculap wurde bei dem vermeinten Kranken, der in seinem Comptoir eifrig beschäftigt war, vorgelassen; er erklärte sich über den Zweck seines Besuches, und Mr. Dobbs, der einen trefflichen kaufmännischen Verstand hatte, durchschaute bald die ganze Inteigue. Er machte seinen Diener und sagte: Es ist ein Mißverständniß, Sir; mein Name ist Dobbs, aber ich bin — Gott sey Dank! — frisch und gesund. Es ist ohne Zweifel mein Bruder, der Zuckerbäcker auf Fish-street-hill, der nach Ihnen gesandt hat; er ist häufig Unpäßlichkeiten unterworfen; ich will Ihnen eine Zeile an ihn geben." Der junge Chirurg verbeugte sich, sprach seinen Dank aus, nahm das Billet und spazierte zu dem Zuckerbäcker auf Fish-street hill, drei Viertelmeilen weiter. Er trat in den Laden und fand Mr. Dobbs, den Zuckerbäcker von Fish-street-hill, eben so wohlauf, als seinen Bruder von Newgate-street. Der Zuckermann las das Billet seines Bruders, stammelte eine Entschuldigung für seinen Irrthum und sagte: er glaube, da die Adresse an Hrn. J. Dobbs wäre, daß Mr. John Dobbs und nicht Jeffry Dobbs gemeint seyn müsse; sein Name sey Jeffry, aber sein Bruder John, ein drittes Glied der Familie, wohne zu Limehouse, und dieser möge wohl die Person seyn, die der Hr. Chirurg suche. Damit wird dem jungen Tourniquet abermals eine Adresse eingehändigt am sie an das äußerste Ende von Limehouse zu tragen, die — was man wohl nicht erst zu sagen braucht — falsch war.

Getäuscht und ermüdet und die ganze Dobbsche Familie bei jedem Schritte verfluchend trat er seinen Rückweg an. Als er durch Upper-Shadwell kam, sah er ein Pferd wüthend die Camomile-street herabrennen und seinen Reiter mit voller Gewalt auf das Pflaster werfen. Er lief und hob den Gefallenen auf, den er sinnlos daliegend fand. Er brachte ihn in einen in der Nähe befindlichen Laden, ließ ihm zur Ader und hatte bald die Freude, ihn die Augen wieder aufschlagen zu sehen. Wir haben Nichts weiter hinzuzufügen, als daß der junge Chirurg den Kranken, nachdem derselbe nach Hause gebracht worden war, bis zu seiner völligen Widerherstellung behandelte; und daß dieser, ein reicher ostindischer Kaufmann hoch an Jahren und ohne Familie, so dankbar für die Bemühungen seines Retters war, daß er ihn als ärztlichen Freund zu sich in das Haus nahm und bei seinem Tode zum Universalerben einsetzte. So machte dießmal die Laune der Glücksgöttin einen Aprilnarren zu reichen Manne.

New Monthly Magazine.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 171. 20 Juni 1829.

Der neueste Zustand der orientalischen Studien.

(Schluß.)

Ein neuer Eifer scheint die Gelehrten zu beleben, welche das Studium asiatischer Mundarten im Interesse der Wissenschaft und Literatur betreiben. London und Calcutta haben in diesem Jahre gewetteifert, Wichtiges und Nützliches zu leisten. Der XVI Band der Asiatic Researches ist in letzterer Stadt erschienen, und in der erstern hat die durch gemeinsames Streben uns befreundete Gesellschaft im Laufe von wenig Monaten den ersten Band ihrer Transactions und die erste Hälfte des zweiten vollendet. Diese Lieferung zeichnet sich nicht weniger als die früheren durch treffliche Abhandlungen über bedeutungsvolle geschichtliche und philosophische Fragen, durch gelehrte Forschungen und Darstellungen der merkwürdigsten Denkmäler Indiens aus, so daß unsere Ansichten von der Kunst der Hindu's mancherlei Modificationen erleiden dürften. Die Gesellschaft von Madras hat den IV Band ihrer Abhandlungen herausgegeben. Das Uebersetzungscomité der asiatischen Gesellschaft zu London kündigt, statt einiger Werke von sekondärem Interesse, worüber ich letztes Jahr nach ungenauen Nachrichten berichtete, dieß Mal eine Anzahl Schriften, die im Orient der größten Berühmtheit genießen, als für den Druck fertig an: Das ländliche Gedicht Kural aus der Tamulsprache, von Hrn. R. Clarke; die Grundsätze der Sanchia-Metaphysik, von Hrn. Colebrooke aus dem Samscrit; die Reisen von Macarius in Syrien, Natolien, Rumelien, der Walachei, Moldau und Rußland in der Mitte des XVII Jahrhunderts, aus dem Arabischen von Hrn. Belfour; die Geschichte der Afghanen, von Hrn. Dorn aus dem Persischen; die Reisen Ewlia's in der Türkei, von Hrn. v. Hammer aus dem Türkischen; Ibn Chaldun's Geschichte der Berbern, vom Prof. Lee aus dem Arabischen; Ibn Chilkan's Lebensbeschreibungen berühmter Männer, von Hrn. Rosen aus dem Arabischen; Makrisi's Statistik und Geographie von Egypten, von Hrn. Salamé aus dem Arabischen; außerdem dreizehn theologische, philosophische, geschichtliche, geographische und literarische Werke. Eins der bemerkenswerthesten wird ohne Zweifel das Werk des nubischen Geographen seyn, welches zwei Herausgeber gefunden hat, Hrn. Renouard in London, und in Paris unseren Kollegen Amédée Jaubert, der eine schöne Handschrift der königl. Bibliothek zum Grunde legt. Dieß sind keine Anzeigen zum Prunk, wo Dinge versprochen werden, die Jahre lang ohne Ausführung bleiben. Schon ist der erste Band der Sammlung Ihnen zugesandt; er enthält in einem Quartbande die Uebersetzung des arabischen Textes des Reisenden Ibn Batuta's, welcher zu Anfang des XIV Jahrhunderts die Barbaresken-Staaten, Egypten, Syrien, Persien, Arabien, Kleinasien, die Tatarei, Hindustan, Ceylan, China und die viel besprochenen Binnenländer von Africa durchwanderte.

Sie haben bereits in der heutigen Sitzung mancherlei neue Beweise der Thätigkeit englischer Gelehrten vernommen. Hr. Obrist Briggs hat Ihnen die Uebersetzung von Ferischta's Annalen des muselmännischen Indiens verehrt: eine Arbeit, die um so verdienstlicher ist, als Dow's Uebersetzung unvollständig und ungenau war. In den vier Bänden der neuen Ausgabe erhält man die Geschichte aller muselmännischen Fürstenthümer, die auf irgend einem Theile des hindustan'schen Bodens geblüht haben. Wer Hindustan kennen lernen will und die verschiedenen Nationen, welche dieses ungeheure Land bevölkern und sich jetzt friedlich unter das Joch einiger englischen Kaufleute fügen, wird die vom Verfasser in Briefform mitgetheilten Notizen mit Dank annehmen. Ein anderes geschichtliches Werk, die Annalen von Radschasthan, bearbeitet von Hrn. Tod, mit Karten und Kupfern, befindet sich gegenwärtig unter der Presse. Hr. Upham hat uns mit merkwürdigen Aufschlüssen über Ceylan bereichert, nach welchen man mit desto größerer Erwartung des Sir A. Johnstone's Werke über die alte Geschichte dieser Insel entgegensieht. Hr. Kennedy hat denselben Gegenstand behandelt, welcher die HH. Bopp und Eichhof beschäftigte, den Ursprung und die Verwandtschaft der vornehmsten Mundarten Europa's und Asiens. Hr. Nicoll, dessen frühzeitigen Tod wir zu betrauern haben, war im Begriffe, die zweite Abtheilung seiner Supplemente zum Katalog der Hdschr. in der bodlejanischen Bibliothek herauszugeben. Man hat nun die Vollendung dieser schönen Arbeit von seinem gelehrten Nachfolger, Hrn. Pusey, zu erwarten. Die Reise des verst. Heber, Erzbischofs von Calcutta, hat schon mehrere Ausgaben erlebt. Die Reisebeschreibungen des Hrn. Crawfurd über Siam und Cochinchina reihen sich an dessen frühere Werke über Indien an. Hr. Poyson hat zu Cal-

cutta eine Geschichte der Boundelas drucken lassen. Der deutsche Gelehrte, Hr. Rosen, welcher als Professor des Samscrit nach England berufen worden, hat aus dem arabischen Text die Algebra von Mohammed Ibn Musa dem Charismier übersetzt, welche Schrift unter der Regierung und auf Befehl des Kalifen Al-Mamun verfaßt wurde und nach dem Urtheile mehrerer Gelehrten für das älteste algebraische Werk der Araber gilt. Der gelehrte Uebersetzer glaubt in dem von dem arabischen Schriftsteller gegebenen Verhältnisse des Halbmessers zur Peripherie den materiellen Beweis gefunden zu haben, daß derselbe unmittelbar oder mittelbar aus indischen Quellen schöpfte, wahrscheinlich aus dem Lilawati, dessen Uebersetzung man Hrn. Colebrooke verdankt. Ein lithographirtes Probestück von mehreren Abschriften und Uebersetzungen des Sadder auf Zend, Pehlwi, Persisch, Gudscharati, in Form einer mehrere Fuß langen Rolle, zeigt, daß die Aufmerksamkeit der Philologen zu London sich von Neuem auf dieses einst berühmte Werk gewendet hat, aus welchem Voltaire die Kenntniß der alten Doktrinen Persiens schöpfen zu können glaubte, und welches durch die Entdeckung des Zend-Awesta seit mehreren Jahren wie vergessen war.

Als Gelehrte interessiren wir uns in der Regel mehr für die Arbeiten, welche zum Zwecke haben, Europa mit dem Morgenland bekannt zu machen, als für diejenigen, durch welche man zuweilen Kunst und Wissenschaft des Abendlandes nach Asien zu verpflanzen sucht. Denn von diesen beiderseitigen Bestrebungen ist die erstere unendlich weiter vorgerückt als die zweite; natürlich, wir brauchen bloß die verschiedenen orientalischen Sprachen zu studiren, um die darin vorhandenen Werke lesen und die in diesen Werken enthaltenen Kunden, Lehren und Meinungen uns aneignen zu können; um aber den Orientalen unsere Ideen und unsere Vorstellungen beizubringen, müßte man vor Allem selbst Asiate werden, man müßte seinem ganzen Seyn, Denken und Empfinden ein asiatisches Gewand anziehen können. In dieser Schwierigkeit lag der Grund, warum alle solche Versuche bis jetzt scheiterten. Einen ähnlichen Versuch sieht in diesem Augenblick Paris, und man kann sich davon die glücklichsten Erfolge versprechen, wenn man bedenkt, wie groß die Fähigkeit der Lehrer ist, welche an der Spitze stehen, und welche wahrhaft überraschenden Fortschritte die jungen Egyptier bereits in unseren europäischen Wissenschaften gemacht haben. In England hat Mirsa Ibrahim, Perser von Geburt, welcher am Collegium von Hayleybury Arabisch und Persisch lehrt, das Geschichtswerk Herodots in seine Muttersprache übersetzt; die zwei ersten Bücher sind bereits vollendet, und zwar auf eine für die competentesten Kenner befriedigende Weise. Eine Uebersetzung Herodots in die persische Sprache ist eine von den Erscheinungen unserer Zeit, welche die allgemeine Bereitwilligkeit aller Völker der Erde an den Tag zu legen scheinen, ihr Wissen, ihre Ideen, die Erzeugnisse ihres Geistes auszutauschen, zu vereinen. Indeß läßt der Erfolg, welchen der persische Herodot im Vaterlande des Verfassers haben wird, allein entscheiden, ob dieß nicht wieder einer von den Versuchen ist, welche mehr Glanz als wahrhaften Nutzen haben.

Die rein-linguistischen Arbeiten möchten vielleicht auf allgemeine Theilnahme weniger Anspruch machen; wenn man jedoch bedenkt, welchen Vorschub sie dem gründlichen Studium leisten, so dürfen wir sie nicht unbeachtet lassen. In London, Calcutta und anderen Orten Indiens ist dieses Jahr eine bedeutende Anzahl linguistischer Werke erschienen. Hr. Wiseman hat in London Horae Syriacae herausgegeben, Abhandlungen und inedirte Bruchstücke in Bezug auf syrische Literatur enthaltend. Hr. Johnson, Professor des Samscrit am Collegium von Hayleybury, bereitet eine durchgesehene und bedeutend vermehrte Ausgabe des persischen Wörterbuchs von Richardson vor. Zu Calcutta hat Capitän J. Low die erste Grammatik der Thai- oder siamesischen Sprache in einem Quartband herausgegeben. Hr. Price hat eine Samscrit-Grammatik erscheinen lassen und eine Grammatik des gemischten Hindustani-Dialekts, für welchen neulich zu Paris ein Lehrstuhl errichtet worden. Hr. Yates hat ebenfalls gezeigt, welchen Werth er auf das Studium dieser Mundart lege, indem er eine Grammatik des Hindustani schrieb. Ohne dieselbe Ansicht über die genannte Sprache zu theilen, welche er im Gegentheil eine erbärmliche Mundart ohne alles literarische Interesse nennt, hat Hr. Rosen, welcher die Studirenden der londoner Universität darin zu unterweisen hat, sie mit dem Samscrit, dem Pali und einigen neueren Sprachen Indiens verglichen, und gesucht, sich von dem organischen oder vielmehr, wie er selbst sagt, von dem unorganischen Bau derselben Rechenschaft zu geben. Er kündigt seine Absicht an, das Resultat dieser Analyse bekannt zu machen. *)

Ein Ereigniß, worüber alle Freunde orientalischer Literatur sich freuen dürfen, ist, daß die vom Obrist Mackenzie angelegten Sammlungen nach Europa gebracht und in England angelangt sind. Der gelehrte Sekretär der Gesellschaft zu Calcutta, Hr. Wilson, hat nach den Papieren des ehemaligen Inhabers einen ausführlichen Katalog dazu verfaßt, und dieß Verzeichniß giebt zu den größten Hoffnungen Anlaß über die Resultate, welche die Geschichte, Literatur und Alterthümer aus so vielen neuen Quellen gewinnen können. 1568 Handschriften, wovon fast die Hälfte in Samscrit-Sprache, 8076 Inschriften, 2709 Plane oder Zeichnungen, 6318 Münzen, 106 Idole, solche Schätze hatte Hr. Mackenzie gesammelt; gegenwärtig sind sie im Hause der ostindischen Compagnie niedergelegt und erwarten nur Bearbeiter, welche die Welt mit ihrem Werth bekannt machen. Nie war eine solche Masse von Materialien in Bezug auf die berühmteste der orientalischen Gegenden mit einem Male nach Europa gelangt. Manche vorgefaßte Meinung, manche falsche Ansicht, die gang und gebe ist, dürfte nun beseitigt werden, denn ein bedeutender Theil dieser Materialien ist von der Art,

---

*) Die ausgezeichnetsten Gelehrten, welche ich zu Paris über die oben erwähnte Streitfrage um Aufschluß ersucht habe, zweifeln nicht im Geringsten, daß der gelehrte Prof. Rosen seine Ansicht eben so tief begründen als scharfsinnig durchführen wird. Aber Leute, welche in Paris Viel zu sagen haben, und vom Hindustani nicht Viel verstehen mögen, haben dem Hrn. Garcin de Tassy einen Lehrstuhl für diese Sprache verschafft, während zu Paris manche andere, wichtigere orientalische Sprache noch nicht öffentlich gelehrt wird.

Eins.

das größte Licht über die alten Annalen Hindustans zu verbreiten. Man wird nicht ferner sagen, daß die Geschichte der Indier eine unbekannte Sache sey, wenn man so viele Orts-Chroniken sehen wird, so viele Stamm-Tafeln, so viele Lebensbeschreibungen und sogar eine allgemeine und besondere Geschichte Malabars in der Malayalam-Sprache, um Nichts zu sagen von den chronologischen Aufschlüssen, welche man unfehlbar aus der Vergleichung der Inschriften und Medaillen erhalten wird. Ein großer Irrthum verschwindet; denn so sinnreiche Gründe man auch dafür angeführt hat, daß Indien geschichtlicher Urkunden ermangeln, so sprechen doch Thatsachen lauter als Räsonnemens.

Die entferntesten Punkte des Orients haben der stets zunehmenden Masse der jährlichen Entdeckungen ihren Tribut entrichtet. Hr. Roorda van Eysinga hat aus dem Malai'schen ins Holländische übersetzt und zu Batavia in einem Quartbande drucken lassen: die Krone der Könige, ein Werk, welches man nach des Uebersetzers Ausdruck als die Krone der malai'schen Handschriften betrachten kann und welches, ursprünglich in arabischer Sprache verfaßt, die Regierungsgrundsätze nach muselmännischem System enthält, mit Beispielen aus der Geschichte der berühmtesten Monarchen. Die letzten Bände von den Abhandlungen der Gesellschaft zu Batavia hatten schon dargethan, mit welchem Eifer Hr. Siebold, deutscher Arzt und Naturforscher in Diensten der holländisch-ostindischen Compagnie, und in Nangasaki residirend, ein gründliches Verständniß der japanischen Literatur zu erlangen sucht. Die durch Vermittlung eines unserer auswärtigen Theilnehmer an uns gelangten Briefe dieses Gelehrten verschaffen uns nun aber genauere Nachrichten über den Umfang der wichtigen Arbeiten, denen sich derselbe seit fünf Jahren widmet. Er hatte die beste Gelegenheit, das Land, die Natur, die Menschen, alles Vorhandene zu untersuchen; seine Sammlungen erstrecken sich auf Alles, was des Studiums würdig ist. Zu Dessima hat er einen botanischen Garten angelegt, und eine medizinische Anstalt errichtet; er hat Thiere, Pflanzen, Mineralien, Instrumente und Bücher gesammelt; dreißig verschiedene Schriften über geschichtliche, geographische, literarische und besonders naturhistorische Gegenstände verfaßt oder übersetzt. Das Resultat so vieler Untersuchungen wird in wenigen Jahren nach Europa gelangen; voraus sandte er als Probe der asiatischen Gesellschaft eine handschriftliche Abhandlung über den Ursprung der Japanesen. Was aber der Gesellschaft vorzüglich angenehm ist, Hr. Siebold hat sie beauftragt, dem König eine andere Sendung zu übermachen: 90 Arten Samen von japanischen Küchenkräutern und ähnlichen Pflanzen, welche allem Anscheine nach im südlichen Frankreich einheimisch werden könnten. Se. Majestät äußerte über dieß Geschenk eines auswärtigen Gelehrten ihren Beifall und ließ die Samenkörner dem naturhistorischen Museum zu Paris übergeben, damit sie dort zu methodischen Versuchen gebraucht würden. Findet sich, wie zu hoffen, eine und die andere Pflanze darunter, wovon Landbau oder Haushalt Handel oder Industrie irgend einen Nutzen ziehen können, so wird man dafür Hrn. Siebold Dank wissen; er wollte, wie er sich selbst in dem Briefe an die Gesellschaft ausdrückt: „der Menschheit einen Dienst erzeigen, den edlen Bewohnern Frankreichs ein Mittel verschaffen, in noch vollerem Maße die Früchte des Friedens und der Fruchtbarkeit ihres schönen Landes zu genießen.“

Solche Mittheilungen sind die schmeichelhafteste Ehrenbezeigung, welche die Gesellschaft erhalten kann; von den entferntesten Punkten der Erde angelangt, bezeugen sie den gerechten Ruf, welchen der Verein durch siebenjährige Bemühungen und fortwährendes Streben nach nützlichen Zwecken erlangt hat. Eben diese Achtung, wovon sie neue Zeugnisse von der Fremde erhält, umgiebt auch die Gesellschaft im Inlande, wo sich noch leichter ihre Absichten und ihre Ausdauer würdigen lassen.

Eisenbahnen im südlichen Frankreich.

Die Eisenbahn zwischen St. Etienne und Lyon ist ihrer gänzlichen Vollendung nahe, und der Transport von Steinkohlen ist auf dieser Bahn schon im vollen Gange. Es ist dabei merkwürdig, daß diese Eisenbahn neben einem schon lange bestehenden Kanale (Canal de Givors) angelegt worden ist, und daß die Unternehmer derselben sich verpflichtet haben, alle Produkte nicht nur weit schneller, sondern auch weit wohlfeiler zu verführen, als es bisher auf jenem Kanale möglich war. Eine zweite Eisenbahn wird gegenwärtig in derselben Gegend zwischen Andrezieux und Roanne gebaut; sie ist vorzüglich dazu bestimmt, als Fortsetzung jener ersten Bahn, den Transport von Steinkohlen in die Thäler der Loire und der Seine bis nach Paris zu erleichtern. Ein Ingenieur vom Brücken- und Straßenbau, Hr. Baude, machte im vergangenen Jahre im Bulletin industriel de St. Etienne, unter dem Titel: „Des moyens de communication entre le Bassin houiller de St Etienne et le Port de Roanne,“ den Vorschlag zum Bau eines Kanals neben der Loire zwischen Andrezieux und Roanne. Ein Ungenannter bewies hierauf in demselben Journal, unter der Aufschrift: „Avantages du chemin de fer d'Andrezieux à Roanne“ die Schwierigkeiten, welche mit der Anlage dieses Kanals verbunden wären, und die Vortheile, welche eine Eisenbahn zwischen denselben beiden Punkten gewähren würde.

Die Regierung hat diese Streitfrage dadurch entschieden, daß sie den HH. Mellet und Henry, ehemaligen Zöglingen des polytechnischen Institutes, die Unternehmung einer doppelten Eisenbahn von Andrezieux bis Roanne zuerkannte.

Bulletin des Sciences technologiques redigé par M. Duprunfaut, Nro. 2. Fevrier, 1829. p. 180.

Das Departement der Haute-Vienne in Frankreich.

Das Departement der Haute-Vienne, welches von dem alten Ober-Limousin und einigen Bezirken der Marche gebildet wird, erstreckt sich von 0° 24′ bis 1° 46′ W. L. (von Paris) und von 45° 32′ bis 46° 24′ N. B. und enthält eine Oberfläche von 558,028 Hectaren (225 □. Lieues) und nach der Zählung des Jahres 1826, eine Bevölkerung von 276,381 Seelen. Es bildet einen Theil des großen Plateaus von Mittelfrankreich, das seine größte Höhe in

d.r Auvergne hat und wovon, wie von einem gemeinschaftlichen Wasserbehälter, eine Menge großer und kleiner Flüsse nach allen Richtungen ausgehen. Das ganze Departement ist mit Berg, Busch und Wald bedeckt; die Bevölkerung hat sich an die Ufer der Flüsse, in die Thäler und auf einigen niederer gelegenen Ebenen zusammengedrängt. Die mittlere Höhe des Bodens beträgt 563 Metres, *) während die höchsten Spitzen der Berge, die das Ländchen nach allen Seiten durchstreichen, über 1000 Metres hoch sind, und das benachbarte Plateau der Auvergne sich auf 720 Metres erhebt.

Bei dieser bedeutenden Erhebung des Bodens, wobei noch die zahlreichen Bäche, Seen und Sümpfe und die ausgedehnten Waldungen dieses Departements in Anschlag kommen, ist die Atmosphäre stets kalt und feucht. Obwohl drei Breitengrade südlicher als Paris ist die Temperatur doch bedeutend niederer; zu Paris 10° 6, in der Haute-Vienne 8° 2'.

Der Ackerbau hat hier noch wenig Fortschritte gemacht. Nur wo das Land in den Händen kleiner Eigenthümer ist, zeigen sich Verbesserungen; doch allgemein, seit der Hungersnoth in den Jahren 1816—1817, hat der Anbau der Kartoffeln zugenommen. Der Wein gedeiht hier nicht mehr und muß daher aus den benachbarten Departemens eingeführt werden. Der größte Reichthum des Departements besteht in der Viehzucht, obwohl die Race auf keine Weise ausgezeichnet ist. Allein auf die Fleischmärkte von Paris liefert die Haute-Vienne jährlich ungefähr 9000 Ochsen. Die übrige Ausfuhr an Hornvieh beträgt 10,000 Kälber, 4000 Zugochsen, 1500 Kühe und 2000 Färsen. Das Wollenvieh ist von der schlechtesten Art und der Ertrag desselben daher unbedeutend. Einen bedeutenden Gewinn wirft dagegen die Schweinezucht ab, die früher durch ausgedehnte Kastanienpflanzungen, und seit man diese großen Theils niedergeschlagen hat, durch den vermehrten Anbau der Kartoffeln begünstigt wird. Die Pferde des Limousin sind berühmt, und nächst denen der Normandie, die besten Reitpferde in Frankreich; doch hat während der Revolution die Pferdezucht bedeutende Rückschritte gemacht und seitdem sich nie wieder zu ihrem alten Glanze erhoben.

Revue encyclopédique.

Italienische Komödie.

Wie Frankreich, so hat auch Italien seine Classiker und seine Romantiker; und kürzlich haben die erstern in dem Geschichtschreiber der italienischen Komödie (Saggio istorico critico della Commedia italiana, Parigi 1829. 12), dem bekannten Professor Salfi in Paris, einen Alliirten gewonnen, der ihrer Sache sehr zu statten gekommen seyn mag. Salfi findet den Fra Timoteo in der Mandragola des Machiavelli komischer, als den Tartufe, zieht Goldoni Molière vor, weil jener mehr gute Werke geschrieben und erklärt zum Schluß Alberto Nota, dessen Comödien ausführlich beurtheilt werden, für den Meister der italienischen Comödie, die natürlich nur, so lange sie sich in den Grenzen der aristotelischen Poetik hält, einige Hoffnung zum Gedeihen giebt. Richtig ist es allerdings, daß gleich die ersten komischen Versuche der Italiener — die Lustspiele des Ariosto, des Machiavelli, des Bibbiena — regelmäßige Stücke waren, und daß die Einführung der spanischen Regellosigkeit im 17 Jahrhundert mit dem Untergange der echten italienischen Komödie zusammenfällt; aber die Schlüsse, die Salfi aus diesen Thatsachen zieht, möchten eben nicht allzu haltbar seyn. Denn was die erste derselben betrifft, so war es natürlich, daß die Regeln der alten Kunst beobachtet wurden, da die ersten Stücke der Italiener nur freie Uebersetzungen oder Nachahmungen der Alten waren — wie sämmtliche Lustspiele des Ariosto und die meisten Machiavelli's. Und zu dem Verfall der italienischen Komödie im siebenzehnten Jahrhunderte trug doch wohl nicht so sehr die Regellosigkeit, als der allgemeine Verfall der Künste und Wissenschaften und der Untergang der politischen Freiheit in Italien bei. Auch gieng diese Regellosigkeit keineswegs bloß von den Nachahmern der Spanier aus; Pietro Aretino, der Zeitgenosse Ariosto's und vielleicht der originellste Komiker, den Italien je besessen hat, war in seinen Lustspielen regelloser, als irgend ein Spanier dieß seyn konnte.

Steinkohlen in Asturien.

Als eine spanische Bergwerksgesellschaft vor einiger Zeit bei dem Intendanten von Asturien anfragte, ob diese Provinz ihren jährlichen Bedarf von 400,000 Zentnern Steinkohlen befriedigen könne, antwortete nach einem kürzlich erschienenen spanischen Werke (Hornagnera y hierro — por Don Gonzalez Agaola, Madrid 1829. 8) der Intendant: nicht nur könne man die verlangte Quantität zu dem Preise von 3½ Realen den Zentner an Bord der Transportschiffe liefern, sondern der Ueberfluß dieses Brennmaterials sey so unermeßlich, daß Asturien eine unbegrenzte Reihe von Jahren hindurch ganz Europa damit versehen könne. Der ganze Boden sey gleichsam nur eine Masse von Steinkohlen; man hätte bisher nur den Boden aufgekratzt, um dieselben zu gewinnen, und dennoch könne man jeder Nachfrage genügen. Der Verfasser der angeführten Schrift findet in den mineralischen Schätzen Spaniens die Aussicht auf ein neues goldenes Zeitalter. Mit Hülfe der Steinkohlen Asturien's werden die eben so unerschöpflichen Eisenwerke anderer Provinzen in neuen Schwung gebracht werden; schon durchziehen in seiner Phantasie Eisenbahnen die beiden Castilien in allen Richtungen; die Rauchsäulen der Dampfmaschinen verkünden den Bewohnern der Mancha ein neues Eldorado, die Kanäle von Castilien und Arragonien sind vollendet, Ackerbau, Handel und Gewerbe blühen von einem Ende Spaniens zu dem andern.

Das gelbe Fieber.

Von mehr als fünf hundert competenten practischen Aerzten sind nur achtundvierzig der Meinung, daß das gelbe Fieber ansteckend sey, und vier hundert dreiundachtzig entschieden dagegen. In jenen Gegenden von America, wo dasselbe am häufigsten seine Verheerungen anrichtet, glaubt Niemand an die Ansteckung; die Ausbreitung der Krankheit scheint nur dem Zustande der Atmosphäre und örtlichen Ursachen zuzuschreiben zu seyn. Die letztern bestehen zum Theil in den Ausdünstungen von verwesenden Körpern. Alle Fälle, die man bisher zum Beweise der Ansteckung angeführt hat, sind entweder auf falsche Zeugnisse oder unrichtige Beobachtungen oder irrige Schlüsse aus richtigen Beobachtungen gegründet.

New Monthly Magazine.

*) Dasselbe wäre also ungefähr 20 Metres niedriger, als das Plateau von Castilien, und gleich hoch mit den Plateaus von Schwaben und Oberschlesien.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 172 und 173. 21 und 22 Juni 1829.

Die russisch-türkische Frage vom Standpunkt des englischen Interesses.

(Fortsetzung.)

Ging die geheime Absicht Rußlands bei seinem Krieg gegen die Türkei nicht auf Gebietsvergrößerung, wie ließe sich seine Politik rechtfertigen? Warum sollte es seine Kraft und seine Finanzen in einem Augenblicke erschöpfen, wo es die dringende Pflicht aller europäischen Mächte ist, ihre Hülfsquellen für kommende und wahrscheinliche Wechselfälle zu sparen? Daß in nicht sehr ferner Zeit eine zweite Continentalrevolution ausbrechen muß, ist nur zu gewiß; und daß sie ihre Hauptwuth über das östliche Europa auslassen wird, nicht minder zuverläßig. So Viel Oesterreich bei einer solchen Krisis zu befürchten hat, so dürfte die Gefahr für Rußland doch noch größer seyn. Leicht zerfallen die Besitzungen des Hauses Habsburg in Theile, Provinzen und Königreiche. Minder scharf ist die Begrenzung, durch welche die Natur die heterogenen Bestandtheile des Reichs der Zare bezeichnet hat. Um so größer muß hier dereinst bei der Auflösung der unnatürlich verbundenen Massen das Chaos seyn, wenn dieser wilde und stolze Adel, mit seinen Armeen von Leibeigenen*), mit seinen unermeßlichen Reichthümern, mit seiner tiefen Erbitterung über die niedere Sclaverei, in der ihn die Dynastie Romanow niederhält, das Schwert zieht, um es jedem Prinzen der kaiserlichen Familie in den Busen zu senken? Bricht in Rußland eine Revolution aus, so wird sie die Schrecken der französischen weit überbieten. Die Russen haben statt des quecksilbernen Temperaments der Franzosen in ihrem Charakter eine Mischung von europäischer Beharrlichkeit und asiatischer Rachsucht. Mann gegen Mann sind sie die gefährlichsten Feinde, und die neueste Geschichte

*) Nach Balbi (Empire russe comparé aux principaux états du globe, Anhang zu dessen Monarchie française comparée aux autres états du globe) kämen im russischen Reich auf 1,000,000 Adel (300.000 Familienhäupter) 37.251,000 Leibeigene, und man zählte, wenn man die Polen, die der Form nach frei, faktisch aber größten Theils nicht besser als Leibeigene sind, und alle Nomaden unter dieser Zahl begreift, bloß 21,749,000 Freie. Um sich aber zu überzeugen, daß die Leibeigenschaft in Rußland keine Chimäre sey, muß man Riellon-Gilberts Broschüre (Sur la Russie, Paris 1828) lesen, namentlich was derselbe von einem russischen Herrn in der Nähe von Tambow erzählt, von dessen Musik, dessen Serail und dem Kauf eines Jagdhundes, den der Käufer mit einer Droschke nebst Kutscher, zwei Pferden und fünf Leibeigenen bezahlte. Was den Punkt der Sclaverei betrifft, so fällt eine Vergleichung zwischen Rußland und der Türkei sicher zum Nachtheil des erstern Staats aus. Das numerische Verhältniß der Sclaven zu den Freien in der Türkei ist so ziemlich dasselbe, wie in Rußland das Verhältniß des Adels zu den Leibeigenen. Die Türken holen aber ihre Sclaven im Ausland, oder es sind Kriegsgefangene, welche dieß Schicksal trifft. Die Russen kaufen und verkaufen ihre christlichen Mitbrüder. Neben der politischen Rechtlosigkeit, in der die Masse des russischen Volks lebt, erscheint selbst das Schicksal der türkischen Raja in einem milderen Lichte. Die Habsucht, Grausamkeit und Tyrannei türkischer Paschas ist zum Sprichworte geworden; wenn aber der Gouverneur von Caucasien Menschen füsiliren läßt, weil sie Amseln geschossen haben, und 900 Geiseln erwürgen, weil einer von ihnen einen Meuchelmord begangen (wie dieß nach Riellon-Gilbert im J. 1825 geschehen seyn soll); so möchte der Unterschied zwischen einem solchen Gouverneur und einem Pascha so gar groß nicht seyn Stellt man endlich die Persönlichkeit beider Völker einander gegenüber, den Muth des türkischen Soldaten und die Tapferkeit der russischen, den Despotismus des Sultans und die Autocratie des Zars, die Vorurtheile und die Unwissenheit des Moslim und den gedankenlosen Ceremoniendienst und die fast bis zur Abgötterei getriebene Heiligenverehrung des griechischen Christen; bedenkt man, daß es unter den Türken keine privilegirten Stände giebt, daß jeder Muselmann vor dem Gesetz gleich ist, daß das ganze Volk einen umfassenden Unterricht in seiner Religion genießt, daß folglich in der Masse des türkischen Volks im Allgemeinen weit mehr Wissen verbreitet ist, als in der Masse des russischen, wo die Herren dafür sorgen, daß ihre Sclaven in derjenigen Stupidität aufwachsen, die sie für die Erhaltung des blinden Gehorsams nothwendig erachten; — so fragt sich, ob da oder dort mehr Elemente der Barbarei, mehr Schwierigkeiten, der Civilisation im Großen Eingang zu verschaffen, vorhanden seyen? Gewiß, wenn es dem mächtigen Willen eines aufgeklärten Sultans gelingen sollte, die Schranken niederzureissen, welche die mohammedanischen Länder von Europa trennen, so dürfte sich das Licht der Aufklärung in einem vollern Strome dahin ergießen, alle Blüthen des Geistes reicher daselbst sich entfalten und einheimisch werden unter jenem herrlichen Himmel, während Kunst und Wissenschaft in Rußland noch lange eine Treibhauspflanze ohne eigenthümliches Leben bleiben werden.

hat gezeigt, daß Verschwörungen *) gegen das regierende Haus diesem Adel, der die unterthänigen Manieren am kaiserlichen Hofe verachtend eine mürrische Zurückgezogenheit in seinen Palästen zu Moscau vorzieht, nichts Fremdes sind. Wie St. Petersburg die Hauptstadt des Hofes ist, so Moscau seit langer Zeit das Hauptquartier des unabhängigen Adels. Der Kaiser von Rußland befindet sich wirklich in einer ungeschickten Lage. Er muß seine Heere beschäftigen, oder der meuterische Geist, der den Soldaten eigen ist, wird ihm gefährlich; und wenn er auf neue Eroberungen ausgeht, so bekommt er eine europäische Conföderation auf den Hals! Wären am Ende Verbesserungen im Innern nicht rathsamer, als Vergrößerungen nach außen?

Bei einer europäischen Conföderation, die gegen Rußland entstünde, hätte Preußen und Oesterreich die Ehre, in der Vorderhut Europas zu fechten. Sollte es indessen Oesterreich in einer Anwandlung arglistiger Politik gelüsten, seine Streitkräfte mit denen seines kaiserlichen Bruders zu vereinigen, (und wir denken, daß es dazu große Lust hat, nach dem, was in Bezug auf seinen Minister bei Eröffnung der Conferenzen in Konstantinopel unmittelbar nach Abschluß des londoner Tractats Statt gefunden), so wäre das erste Resultat davon, daß es Italien verlöre, welches entweder dem Könige von Sardinien oder dem Könige von Preußen (??) gegeben würde. Dem Könige von Preußen hören wir unsere Leser fragen? Und doch wäre dieß eine unter gewissen Umständen sehr rathsame Maßregel, die Preußen in den Stand setzen müßte, im Augenblicke das Gleichgewicht gegen die verbündeten Kaiser des Nordens und des Südens herzustellen. Preußen, nach diesem Zuwachs von Macht, bemächtigte sich mit einem Streich all der kleinen Fürstenthümer in seiner Nachbarschaft und stünde in der stolzen Haltung eines Königthums vom ersten Rang da. Seine Truppen sind gegenwärtig so trefflich organisirt, als sie es in der ersten Periode seines Ruhms unter dem großen Friedrich nur immer seyn mochten; eine imposante Festigkeit zeichnet sein Cabinet aus. Die alte Hauptstadt der Zaren — dieß wollen wir nicht vergessen — war vor 15 Jahren im Besitz einer Invasionsarmee, obgleich damals alle Umstände den Russen günstig waren. Preußens Truppen haben von Königsberg und Schlesien weder einen sehr weiten, noch einen sehr schwierigen Weg nach Moscau und Podolien; wenn England, Frankreich und Schweden ihnen den Rücken decken. Ein moscowitischer Monarch starb einst in den Gefängnissen von Warschau! Reval und Riga mit den Süd- und Ostküsten des baltischen Meeres gehörten Schweden an und die Russen mögen in ihren Annalen von einer unglücklichen Schlacht bei Narwa lesen, die ein bartloser Jüngling mit einer Handvoll Männer gegen die zahllosen und auserwählten Schwadronen der moscowitischen Reiterei gewann. Laßt Moscau, sagt General Lloyd, einmal erobert seyn, und das ganze russische Reich stürzt über den Haufen. Von Nowgorod und Broniby an der Mesta erstreckt sich eine unermeßliche Steppe nach dem asow'schen Meer und dem Caucasus; die einzige Unterbrechung dieser traurigen Einförmigkeit sind die waldaischen Hügel, die sich jedoch mehr als sanfte Wellungen des Bodens, denn als schroffe und alpenartige Felsenbollwerke darbieten. Was träte hier dem Vordringen der vereinigten Armeen Frankreichs, Englands und Preussens entgegen? Durch eine feste Position, die man am Rischnei Woloschok-Canal nähme, könnte man den ganzen Handel des Landes dergestalt stören, daß Nordrußland ruinirt würde und die Einwohnerschaft in die größte Noth geriethe. Dieser Canal *) führt der kaiserlichen Hauptstadt die Erzeugnisse des Südens und Sibiriens zu. Eine Unterbrechung der dortigen Schifffahrt würde den Verfall der Arsenale und

*) Palastrevolutionen kommen in Rußland eben so viele vor, als in der Türkei Serailrevolutionen.

Serailrevolutionen	Palastrevolutionen
Abgesetzte Sultane seit 1453 bis 1808	Abgesetzte Zare aus der Dynastie Romanow (1610 bis 1829)
1512 Bajazet II	1688 Iwan Alexiowitsch
1617—23 Mustapha I (2mal)	1741 Iwan von Braunschweig
1622 Osman II	1762 Peter III
1649 Ibrahim	1801 Paul I
1687 Mohammed IV	Von Peter dem Großen bis auf Alexander I (incl.) regierten sechs Zare und vier Zarinnen: davon starben Peter I und Peter II (letzterer 33 Jahre alt) wahrscheinlich an Gift; Iwan von Braunschweig wurde nach dreiundzwanzigjähriger Gefangenschaft im Kerker erwürgt; Peter III mit einem glühenden Eisen gespießt; Paul I in seinem Palast erdolcht und erdrosselt; Alexander auf der Reise?
1691 Suleiman III	
1702 Mustapha II	
1730 Ahmed III	
1807 Selim III	
1808 Mustapha IV	
Von 25 Sultanen, die während dieser Zeit regierten, wurden 10 abgesetzt, 6 sogleich erdrosselt und 4 starben im Kerker.	

Von sechs Zaren also fünf, die keines natürlichen Todes starben; die vier Zarinnen dagegen starben auf dem Todtenbett.

Ohne Zweifel wären aber die Serailrevolutionen häufiger gewesen, wenn die Sultane nicht die blutigsten Vorsichtsmaßregeln gegen die von den Janitscharen immer bereitwillig unterstützte Usurpation genommen hätten. Bei der Thronbesteigung eines Sultans war es gewöhnlich, daß er alle seine Brüder (Mohammed III deren neunzehn) erwürgen ließ. Sehr oft ließen sie sogar ihre eigenen Söhne hinrichten, ohne sich jedoch, wie Peter I, gerichtlicher Formen zu bedienen.

*) Rußland ist sehr begünstigt durch seine Binnenschifffahrt. Davon sind der wichtigste Zweig der Ladoga- und der Rischnei-Woloschok-Canal, welche das baltische und das caspische Meer mit einander verbinden; auf dieser Wasserstraße gelangen Kaufmannsgüter, ohne umgeladen zu werden, 1434 Meilen weit her nach Petersburg. Die Newa entspringt aus dem Ladoga-See, in diesen ergießt sich der Wolchow, der mittelst eines Canals mit der Twerza, einem Zuflusse der Wolga, zusammenhängt. Die Communication mit dem 1700 Lieues entfernten China findet zum Theil auf demselben Wege statt. Von der Wolga segelt man die Kama hinauf bis zur Mündung eines der Flüsse des Ural, den man bis an den Fuß des Gebirgs verfolgt; hier ladet man die Waaren aus und transportirt sie bis an den östlichen Abhang des Gebirgs, wo man einen der Zuflüsse des Tobol hinabfährt. Bei Tobolsk gehts in den Irtisch, aus diesem in den Ob, in einige andere Flüsse, und nach einer kurzen Unterbrechung (portage) in den Baikalsee ꝛc. (Für den chinesischen Markt liefert Petersburg Pelz und erhält dagegen Thee, Seidenzeuge ꝛc.; dem sibirischen Markt liefert es englische und Colonialwaaren, hauptsächlich gegen große Quantitäten von Stahlwaaren und Eisen. Der Binnenhandel ist bloß dem Inländer erlaubt; allgemein freigegeben, wäre er ohne Zweifel bedeutender; doch hat man diese gesetzlichen Beschränkung in neuester Zeit etwas gemildert.)

Docken am baltischen Meere zur Folge haben, da die Eichen von Kasan auf keinerlei Weise zu ersetzen wären. Für Preußen giebt es nur Eine Politik. Es darf, es kann sich nicht mit den Kaisern von Rußland und Oesterreich verbinden; durch eine solche Allianz könnte es bloß verlieren. (??) Hannover würde ihm unendlich viel Verdruß machen, Frankreich würde sich seiner Rheinprovinzen bemächtigen. (?) Daß aber, wenn jene beiden Kaiser zusammenstehen, eine Conföderation gegen sie nicht ausbleiben wird, läßt sich mit Bestimmtheit voraussehen. Ist es Rußland mit der Fortsetzung des Kriegs Ernst, so kann es sich einzig und allein dadurch einen endlichen Erfolg sichern, daß es die Hauptmächte von Europa hinter einander hetzt; da nun aber England, Frankreich, und Schweden vor der Fuchspolitik der Höfe von St. Petersburg und Wien gehörig auf der Hut sind, so darf es nicht erwarten, daß sobald ein solcher Wechselfall eintritt. Beharrt dann Rußland dennoch auf dem Krieg, so richtet es sich selbst zu Grunde; macht es aber Friede, so wird es, ehe ein halbes Jahrhundert vergeht, eher eine asiatische als eine europäische Macht seyn.

Sollen wir unsere Meinung über den türkischen Sultan sagen, so müssen wir geradezu bekennen, daß wir ihn für den tüchtigsten unter den Monarchen Europas halten. Während der einundzwanzig Jahre seiner Regierung hat er für die Civilisation seines Volkes Mehr gethan, als seine königlichen Brüder im Westen zusammen *). Man wirft den Türken blinde Unwissenheit, gemeine Habsucht, gefühllose Grausamkeit — kurz alle Laster vor, die dem Christenthume ein Gräuel sind. Wir leugnen diese Folgen ihres ausschließenden die Vernunft in Fesseln schlagenden Religionssystems nicht. Aber wo ist ein Volk unter dem Himmel, das sich rühmen möchte, es habe zu allen Zeiten der Freiheit der Vernunft gehuldigt? Waren die alten Griechen nicht einmal auch Barbaren? Die alten Römer nicht einmal gesetzlose Räuber, die Treue und Glauben mit Füßen traten und die Ehre in den Wind schlugen? Waren die alten Germanen nicht einst Heiden und Wilde? Die Franken und Britten elende Götzendiener, die ihren Götzen Menschen schlachteten, und aus den zappelnden Gliedern und den zuckenden Herzen ihrer gemordeten Opfer die Zukunft erforschten? Wie lange ist es denn her, daß es bei uns keine Religionskriege mehr giebt, daß Lollardisten und Katholiken, Calvinisten und Presbyterianer, Albigenser und Hugenotten, Bilderverehrer und Bilderstürmer nicht mehr fechten und bluten, nicht mehr verfolgen und verfolgt werden? Und verfahren die Fanatiker des Islam schlimmer gegen ihre christlichen Mitmenschen, als die Fanatiker des Christenthums verfuhren gegen ihre Mitbrüder desselben Glaubens, weil sie in Formeln von ihnen abwichen? Verschwinden die Abscheulichkeiten des Feudalwesens so ganz neben den Abscheulichkeiten des Paschaliks? In der guten Zeit des Feudalwesens, als das Herrenthum unbeschränkt waltete über Gut und Leben seiner Hörigen, welcher weite Spielraum für die Selbstsucht des menschlichen Herzens mit ihrem mordbrennerischen Gefolge wilder Leidenschaften! Uebermuth, Bosheit, Haß, Eifersucht, Geiz, Grausamkeit bezeichnen die Jahrbücher dieser unglücklichen Periode. Aber die Sonne kann die Pest in ihren glänzenden Strahlen bringen und die dunkle Nacht Heilung unter ihren schwarzen Fittigen. Böses und Gutes erscheint selten ganz getrennt. Wie einst das Feudalwesen, so enthält das Osmanenthum in sich selbst die Heilkräfte gegen die Uebel, die es in seinem Schoße trägt. Haben sich diese Heilkräfte bis jetzt auch noch nicht so mächtig gezeigt, daß sie eine Radicalreformation des Geistes der Moslimin bewirkt hätten; so wird die Zeit, wo dieß geschieht, doch nicht mehr ferne seyn. Die Gefahr verscheucht den Schlaf der Sicherheit; das Unglück sprengt die Sclavenbande der Unwissenheit; und kein geistiger Erwerb hat für den Menschen so viel Werth, als jene goldenen Lebensregeln, welche er in der unfreundlichen Schule der bittern Erfahrung lernt. Die Osmanli befinden sich gegenwärtig in dieser Lage. Einer ihrer größten Monarchen sitzt unter dem Schatten der hohen Pforte. Er fühlt es, daß er nicht mehr im Zeitalter der Mohammede und Suleimane lebt: er sieht das isolirte Erbe der Nachfolger des Propheten in den Mittelpunkt des großen europäischen Staatensystems versetzt. Die Türkei ist nicht mehr die Macht, deren Allianz ein Franz I oder ein Carl V durch ihre sykophantische Politik sich streitig machen; sie ist selbst genöthigt, sich nach Hülfe und Beistand umzusehen. Aber diese Hülfe und dieser Beistand wollen mit weisem Bedacht gesucht werden. Doch auch der Sultan ist kein Haremsherrscher mehr, dessen Ansehen sich nicht über die Ringmauern seiner Burg oder Konstantinopels erstreckt: er hat die Wahabis vernichtet; Ali Paschas verrätherisches Haupt vor dem Blutthore aufgesteckt und die Reihen der ausgerotteten Janitscharen mit treueren Truppen ersetzt. Noch mehr — er hat gegenüber den Griechen und jetzt den Russen einen furchtlosen und entschlossenen Muth an den Tag gelegt; gegenüber seinem mächtigen Wessir, dem egyptischen Mehemmed Ali, die Ueberlegenheit seiner Staatskunst; in dem Unheil drohenden Moment der ersten Botschaft von der navariner Niederlage die männliche Selbstbeherrschung einer großmüthigen Seele. Man erinnere sich der nie versiegenden Hülfsquellen seines Geistes, seines ruhigen besonnenen Benehmens in einem Zeitpunkte, wo der Ruhm des türkischen Reichs für immer dahin gegangen schien, seiner Gerechtigkeitsliebe gegen die fremden Kaufleute, deren Eigenthum er beschützte, als sie sich, den Eingebungen ihrer albernen Furcht folgend, gleich einem Flug schreckhafter Tauben, von den Stapelplätzen des Orients zu entfernen im Begriffe waren: ein Fall, in welchem seine Vorfahrer mit der größten

*) Schade, daß der englische Publicist über die Person Mahmuds II kaum Etwas beizubringen weiß, was nicht dem Werk des Grafen Andréossy entlehnt wäre, welches wir bereits in Nro. 221 — 24 des Ausl. vom vorig. Jahrg. benutzt haben, um unsern Lesern nach den darin gegebenen Notizen eine kurze Charakteristik dieses Peters des Großen der Türkei zu entwerfen. Es scheint übrigens, daß die bei der Pforte während der letzten Jahrzehnte accreditirten Diplomaten, die ohne Zweifel im Besitze wichtiger Materialien über die türkische Zeitgeschichte sind, geflissentlich mit ihren Mittheilungen an sich halten. Denn auch der von der berliner Staatszeitung in Nro. 153 folg. gelieferte Artikel über den Sultan hat, was die Thatsachen betrifft, auf die er seinen Panegyricus stützt, keine andere Quelle, als eben diesen Andréossy.

Anm. der Red.

Unbefangenheit das Recht des Säbels und des Bogens hätten walten lassen! Er hat Schifffahrt, Künste und Wissenschaften aufgemuntert und durch seine Maßregeln zu Gunsten derselben — Maßregeln, die seinen kaiserlichen Vorfahren verderblich gewesen — hat er die eingewurzeltsten Vorurtheile der Ottomanen überwunden. Endlich hat er den Zustand der Sclaven *) beträchtlich verbessert, so daß ihre Lage jetzt weit weniger drückend und bedaurenswerth ist, als die der Leibeigenen in Ungarn. Mit einem Wort, er ist einer von den mächtigen Geistern, die in einem Jahrtausend nur einmal geboren werden, deren Beruf es ist, die Menschheit in ihre Bahnen weiter zu fördern, und die dem Zeitalter ihren Namen geben, das sie durch ihr Daseyn geehrt haben.

Man hat behauptet, daß der religiöse Fanatismus der Grund alles Verderbens der Moslimin sey. So viel ist wahr, sie sind noch nicht so weit in der Civilisation, daß dieser gewaltigste aller Hebel nicht vermögend wäre, sie aus der tiefsten Erschlaffung empor zu rütteln. War es nicht diese glühende Begeisterung für die Sache ihres Glaubens, welche einst ihrem Arme die Kraft verlieh, gegen den Norden und den Westen zu obsiegen? Und abermals wird sie in ihren Händen die Waffe seyn, ihre grimmigsten Feinde in den Staub zu beugen. Sie werden fechten für den Ruhm ihres Propheten und für die Gräber ihrer Väter; panischen Schrecken werden sie verbreiten über die Heere ihrer russischen Angreifer und sie werden sie vom Schlachtfelde werfen und in schnöder Flucht von ihren Grenzen zurücktreiben. Die Russen scheinen selbst diesen Ausgang zu ahnen. Darum hängen sie über alle ihre Operationen den Schleier des Geheimnisses; darum lassen sie keinen fremden Officier mehr auf dem Kriegstheater zu. Sie wollen der Welt ihre Schmach so lange als möglich verbergen. Heil dem religiösen Fanatismus der Türken! Er ist der patriotische Enthusiasmus der westlichen Nationen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Serben und die serbische Revolution.

(Fortsetzung.)

IX. Empörung gegen die Pforte.

Nachdem die Häupter der Dahi gefallen und die Bedrückungen, welche die Serben zum Aufstande gezwungen hatten, mit den Urhebern beseitigt waren, schien es den Türken billig, daß die Raja wieder in ihren alten Zustand, wie derselbe vor der Empörung gewesen war, zurückkehrte. Doch für den Anfang ward dieß, wenn auch die Serben den Willen gehabt hätten, durch die Lage der Dinge selbst unmöglich. Noch hielt sich in den südlichen Festungen die Partei der Unterdrücker; in Belgrad hatte weder der Pascha von Bosnien, noch der neue Pascha von Belgrad, Soliman, Gewalt, sondern Guschanz Ali behauptete mit seinen Söldnern die Festung. Da entschlossen sich die Häupter der Serben, eine fremde Macht um Verwendung zu ihren Gunsten in Konstantinopel anzusprechen; noch im August d. J. 1804 ging eine Gesandtschaft nach Rußland ab.

Inzwischen waren die Feindseligkeiten mit den Türken auf der Seite gegen Bosnien aufs Neue ausgebrochen. Kjurtschia, der mit seiner Schaar sich in Schabaz festgesetzt, war von da in die bosnischen Landschaften Jadar und Radjewina eingebrochen und hatte mit Hülfe des Volkes alle Türken aus denselben verjagt. Als diese darauf zurückkehrten und, nicht zufrieden, Jadar zu verwüsten, bis nach Schabaz vordrangen, ward dieß Kjurtschia zum Verbrechen gemacht und der tapfere Heiduck von Jacob Nenadowitsch meuchlerisch ermordet. Die beiden Bezirke, die er befreit hatte, kamen denn doch durch diese Unternehmung zuerst zu einem gesetzmäßigen Zustand. Die Subaschen und Tschitluksahibien, die Alibeg Widaitsch eingesetzt, wurden abgeschafft; der Pascha versprach: nur ein Mal im Jahre zur Einziehung seiner Gebühr solle der Grundherr, sonst kein Türke, in das Land kommen, selbst dann nicht, wenn man wider Serbien ins Feld rücke; einen anderen Weg werde man nehmen. Die Serben verpflichteten sich, Poresa und Haradsch zu zahlen; dagegen ward ihnen verstattet, sich unter einander einzurichten und zu regieren, im Größten, wie im Kleinsten. So ward Jadar und Radjewina eingerichtet.

Etwas Aehnliches forderten die Serben des belgrader Paschaliks; doch hatte es bei ihnen Mehr zu sagen. Im Februar 1805 kam ihre Gesandtschaft aus St. Petersburg mit dem Bescheide zurück: das Land möge sein Gesuch nur erst in Konstantinopel vortragen, dort werde man sich russischer Seits für dasselbe verwenden. Darauf im April hielten die Serben eine Zusammenkunft in Ostruschniza. Der Abgeordnete, der von hier an die Pforte gesandt wurde, hatte keinen geringeren Auftrag zu überbringen, als die Forderung, daß die Festungen im Lande, von denen doch nur alle Unruhen ausgegangen wären, durch Serben besetzt werden sollten. Der Diwan, statt aller Antwort, ließ den Ueberbringer dieser Forderung unter Wache stellen und befahl dem Pascha von Nisch, Afis, die widerspänstige Raja zu entwaffnen.

Während Jacob Nenadowitsch und Kara Georg damit beschäftigt waren, die Subaschen aus den südlichen Bezirken des Landes zu vertreiben, zog Afis mit Heeresmacht von Nisch heran, um den Befehlen des Großherrn Gehorsam zu erzwingen. Auf der äußersten Grenze des Paschaliks, zwischen Kjupria und Parakyn, in zwei Schanzen erwarteten ihn die Serben. Sie forderten, er solle, wenn er in ihr Land käme, den gewöhnlichen Weg durch die Berge von Jagodina einschlagen, den bisher alle Pascha's gezogen waren. Afis, der wohl wußte, daß dort noch ein anderes serbisches Heer seiner wartete, bestand darauf, an dem rechten Ufer der Morawa nach der Donau hinab zu gehen. Schon hatte er eine der Schanzen, die kleinere, genommen, die andere aber hielten die Serben den ganzen Tag, und die Türken sahen mit Schrecken ihren Verlust, als die Kundschafter meldeten, Kara Georg komme mit ganzer Macht zum Entsatze. Da dachte Afis

*) Daß überhaupt die Sclaverei im Orient einen weit milderen Charakter hat, als man sich gewöhnlich vorstellt, und daß sie zumal mit der Colonialsclaverei in keine Parallele gestellt werden darf, darüber s. Ausl. vor. J. Nro. 149.

auf seinen Rückzug. In der Nacht ließ er die Fahnen, mit denen er die belagerte Schanze im Kreise umgeben hatte, abnehmen, und damit ihr Abgang nicht bemerkt würde, an ihrer Stelle belaubte Baumäste anstecken; darauf brach er auf nach Parakyn. Des andern Tages, als Kara Georg ihn hier mit einigen Schüssen begrüßte, nahm er seinen Heimweg nach Nisch.

Nicht länger konnten die Serben es sich verbergen, daß sie in offenem Aufstande gegen die Pforte waren. Jetzt wurde zuerst von einem ungarischen Serben, Philippowitsch, Doctor der Rechte, welcher die Gesandtschaft aus Rußland begleitet hatte, der Vorschlag zu der Errichtung einer Synode gemacht, welche aus den Vornehmsten des Landes bestehen und Einheit und Ordnung in die Verwaltung bringen sollte. Kara Georg ward dafür gewonnen. Gegen das Ende des Jahres 1805 trat sie Anfangs in dem Kloster Blagowjeschtenije, dann in Bogowadja zusammen.

Auch die Türken im Lande, mit denen die Serben sich bisher vertragen hatten, konnten jetzt eine große Veränderung in der Lage der Dinge nicht mehr verkennen. An gütliche Ausgleichung war nicht zu denken, und es bedurfte daher nur eines Anlasses zum Ausbruch der Feindseligkeiten. Dieser fand sich bald. Der Woiwode des Bezirks von Smederewo, Gjuscha Wulitschewitsch, ein hochfahrender Mann, gerieth, als er die Stadt besuchte, mit den türkischen Einwohnern in Streit und ward von ihnen erschlagen. Unverweilt brachen die Serben auf, sich zu rächen; sie griffen die Stadt an, bombardirten sie und nahmen sie ein. Hieher verlegten sie ihre Synode. Da tödteten die Türken von Schabaz die serbischen Bewohner der Vorstädte und nahmen in ihre Festung bosnische Hülfstruppen auf; in Uschize that man dasselbe; aus Belgrad fiel Guschanz Ali zu Wasser und zu Lande wider die Serben aus.

Zugleich erscholl auch von außen von allen Seiten erneuter Kriegsruf. Der Großherr beauftragte die Pascha's Bekir von Bosnien und Ibrahim von Scutari die Serben zu züchtigen und zu entwaffnen. Mit dem Frühjahr griffen zuerst die Bosnier auf zwei Punkten an. Da ihnen der Vertrag, den sie eingegangen hatten, die beiden Bezirke Jadar und Radjewina verschloß, setzten sie oberhalb bei Sokol und unterhalb in der Matschwa über die Drina. Beide Abtheilungen wurden zurückgeschlagen; die erstere durch Ueberraschung, die andere in offenem Kampf.

Dieß war jedoch nur das Vorspiel gewesen; mit ganz anderer Macht kamen die Türken zum zweiten Male. Dreißigtausend Mann stark fielen sie, unter dem Seraskier Kulin Kapetan, in die Matschwa, während Hadschi Bey von Srebrnitza mit einer anderen Schaar bei Sokol einbrach. Schon in den Dörfern der bosnischen Christen hatte dieß Heer furchtbar gewüthet; Feuer und Schwert bezeichnete in Serbien seine Spur. Schon war Kulin auf dem Wege nach Belgrad bis gegen die Kolubara vorgedrungen; die Sawe war mit Flüchtlingen bedeckt, die sich auf das österreichische Gebiet retteten, viele Dorfschaften unterwarfen sich und empfingen Knesen aus türkischen Händen; laut klagte das Volk über die Anführer, die einen Krieg angefangen hätten, während sie doch wußten, daß sie sich nicht halten könnten. Die Oberhäupter mußten, wenn sie nicht von dem Volke ermordet werden wollten, sich mit ihren Momken in die Wälder retten.

In dieser äußersten Gefahr, während von Sokol her Hadschi Bey sich einen Weg über das Gebirg zu bahnen suchte und Ibrahim Pascha bereits bei Nisch erschienen war, verlor nur Kara Georg die Besonnenheit nicht. Durch einen geringen Haufen ließ er die Hauptmacht der Türken beobachten; er selbst ging Hadschi Bey entgegen; er traf ihn bei Pezka (in der Podzewina) und warf ihn dergestalt zurück, daß von demselben keine Wiederkunft zu besorgen war. Und nun brach er über das Gebirg in die von den Türken schon eingenommenen Bezirke; er tödtete die Knesen, die sie eingesetzt hatten, und zog alles Volk an sich, das die Waffen tragen konnte; mit 7,000 Mann zu Fuß und 2,000 Reitern erschien er den Türken, die sich, im Rücken und Flanke bedroht, nach Schabaz zurückgezogen hatten, gegenüber. Zwei Tage nach einander stürmten die Türken die Schanze, die Kara Georg zu Mischar aufgeschlagen; als sie am Morgen des dritten Tages, im August 1806, den Sturm wiederholten, hatte Georg seine Reiter in den nahen Wald gesendet, um bei dem ersten Schuß dem Feind in den Rücken zu fallen. Jn der Schanze befahl er, nicht zu schießen, bevor die Türken so nahe gekommen wären, daß man sie nicht mehr verfehlen könnte. Als dieß geschah, stürzten daher sogleich die Fahnen, welche nach türkischer Sitte die tapfersten Beys dem Heere vorantrugen; zugleich richteten die wenigen Stücke Geschütz, welche die Serben hatten, große Verwirrung an. Da nun gleich darauf die Reiter von hinten einsprengten und einhieben, Kara Georg aber die Schanze eröffnete und mit seinem Fußvolk in die feindlichen Reihen brach, so war in einem Augenblick die Unordnung der Türken vollkommen und ihre Niederlage entschieden. Der Seraskier selbst, mit den bedeutendsten Anführern, kam um; die Blüthe von Bosnien war bei den Fahnen erlegen. Der Rest warf sich theils nach Schabaz, theils kehrte er, unaufhörlich von den Serben angefallen, mit dem Verlust aller Leute und aller Gefangenen, die noch nicht über die Drina geschafft waren, in die Heimat zurück.

Während Kara Georg diesen glänzenden Sieg erfocht, wurde von Andern auf der entgegengesetzten Seite des Landes ein nicht weniger harter Kampf bestanden. Die Engpässe des südlichen Gebirges zwar, gegen die Herzegowina, durfte man hoffen mit geringer Mannschaft zu vertheidigen; aber von Nisch her, wo Ibrahim Pascha mit einem Heere tapferer Albanesen eingetroffen war, bietet die Ebene, in welcher die bulgarische Morawa der großen serbischen Morawa zuströmt, den leichtesten Eingang dar. Hier hatte indessen Peter Dobrinjaz Parakyn genommen und auf der Straße, an dem rechten Ufer der Morawa, die Schanze Deligrad angelegt, die er sechs Wochen lang gegen die gesammte Macht des Pascha's hielt. Als dieser die Jahreszeit vergerückt, seine Macht durch den Widerstand der Schanze, so wie durch die unablässigen kleinen Kämpfe mit den in der Nähe liegenden Anführern Glawasch und Mladen geschmolzen sah, und Kara Georg mit siegreichem Heere heran rückte, bot er, wie er denn dazu volle Ermächtigung hatte, die Hand zum Frieden.

An diesem war der Pforte, die stündlich den Ausbruch eines Krieges mit Rußland erwartete, so Viel gelegen, daß bereits Ende Octobers die Abgeordneten, welche die Serben mit ihren

Vorschlägen nach Konstantinopel gesandt hatten, mit den ungewöhnlichsten Zugeständnissen zurückkehrten. Den Serben ward der ausschließliche Besitz ihres Landes und eine eigene Regierung verstattet; nur zum Zeichen fortdauernder Oberherrlichkeit behielt die Pforte sich vor, einen Muhasil mit 150 Türken in Belgrad wohnen zu lassen; statt aller bisherigen Lasten solle man des Jahres 1800 Beutel, d. i. 900,000 Piaster oder 600,000 Gulden zu zahlen haben; von eben dieser Summe werde die Pforte auch die Ansprüche der bisherigen Grundherren, der Spahi, befriedig n. Ein günstigeres Anerbieten hätten die Serben nicht hoffen können; sie eilten, es anzunehmen, und sandten unverweilt ihre Abgeordneten zurück, um die Bestätigung des Diwans auszuwirken. Als diese sich verzögerte, und die Türken sich weigerten, dem Vertrage gemäß ihre Festungen zu übergeben, legten die Serben ohne Bedenken Hand ans Werk. Kara Georg nahm (am 12 December 1806) durch Ueberfall Belgrad, das Guschanz Ali noch immer besetzt hielt; im Februar 1707 ergab sich Schabaz, im Juny Uschize, so daß alsdann das ganze Land sammt allen Festungen in den Händen der Serben war.

Anfangs zwar galt dieß nur für Vollziehung des von der Pforte selbst ausgegangenen Vertrages; Soliman Pascha, den auch Guschanz in Belgrad gelassen hatte, ward jetzt dem Namen nach Herr in seiner Festung; bei Todesstrafe ward Plünderung des türkischen Eigenthums verboten. Aber bald meldete man Soliman, daß ihm keine Zufuhr mehr geleistet werden könne; und als er darauf um freien Abzug bat, so ward dieser ihm zwar bewilligt; allein kaum hatte er sich (am 7 März 1807) mit seinen 200 Janitscharen und den Familien, die sich an ihn anschlossen, einige Stunden weit entfernt, so ward er von einem Hinterhalt angefallen; sein Geleit, statt ihn zu vertheidigen, machte mit den Angreifenden gemeine Sache; von seinem ganzen Zug entkam nicht Einer. Augenblicklich verbreitete sich das Gemetzel nach Belgrad. Zwei Tage lang suchte man die Türken, die sich zu verstecken eilten, auf und machte sie nieder; wer am dritten Tag noch lebte — meist Bettler und arme Leute — ward nach Widdin geschafft. Aehnliche Greuel verübte man in Schabaz.

(Schluß folgt.)

Der Elementar-Unterricht in Frankreich und der neue Kalender.

Paris im Mai.

Drei Gesellschaften zu Paris für Elementar-Unterricht, für Moral, für Lehrmethode bieten gemeinsam seit Anfang dieses Jahres einen Preis von 1500 Franken d. Verfasser der besten Abhandlung zu Gunsten der Freiheit des Unterrichts. Wer sich um den Preis bewirbt, hat nicht bloß auseinanderzusetzen, in wiefern diese Freiheit gut ist; er soll besonders nachweisen, wie sie möglich sey; er soll ihren Charakter bezeichnen, und die Gewähr angeben, die für Lernende und Lehrer nothwendig sey. Wiewohl die Preisaufgabe zunächst für französische Bewerber bestimmt ist, insofern speziell die in Frankreich bei Einführung und Aufrechthaltung eines freien Schulsystems zu überwindenden Hindernisse berücksichtigt werden müssen, so ist doch die Lösung auch Fremden, die mit den Verhältnissen des französischen Unterrichts bekannt sind, um so weniger schwierig, als in Bezug auf Form den Bewerbern ausdrücklich alle Freiheit gelassen wird. Nur auf folgende Punkte macht die Kommission der drei Gesellschaften (Lasteyrie, Jomard, Herzog von Broglie, Francoeur u. a.) aufmerksam:

„Hat der Gesetzgeber, die Verwaltung, oder irgend eine Behörde das Recht oder die Pflicht, sich in das Schulwesen zu mischen? Gebührt ihnen diese Sorge immer, in gewissen Fällen oder nie? — Ist es nothwendig oder vortheilhaft, gewisse Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, als da sind: vorläufige Autorisation, Würden und Diplome, Bescheinigung der Sittlichkeit und Fähigkeit? — Was ist Vergehen gegen die Freiheit des Unterrichts? — Welche Vergehen sind Folgen einer schlechten Anwendung dieser Freiheit? — Welche Strafen sollen verhängt, in wessen Hände die Aufsicht, Anklage und Bestrafung gelegt werden?“ —

Die Preisbewerber nennen sich, wie in Deutschland, nicht auf dem Titel ihrer Schrift, sondern in einem beiliegenden Briefe, und haben ihre Einsendungen vor dem ersten Januar 1830 an Hrn. Cassin, Rue Taranne n. 12 in Paris gelangen zu lassen — natürlich frankirt.

Von der Gesellschaft für Elementar-Unterricht geht das gegenwärtig in Frankreich immer mehr um sich greifende Bestreben aus, dem gegründeten Vorwurfe der geringen Verbreitung nützlicher Kenntnisse in diesem Lande ein Ende zu machen. Sie versendet nach allen Theilen des Staats Tausende von Exemplaren eines neuen Kalenders, der unter dem Titel des älteren die Gunst des Volkes gewinnt und demselben, auch wenn es schon enttäuscht ist, angenehm bleiben muß, weil das Nützliche darin auf die volksthümlichste Weise vorgetragen wird. Dieser Véridique Almanach Liégeois, pour l'an 1829, avec prédictions, pronostications etc., de Mathieu Laensberg giebt in seiner naiven Sprache eine weit richtigere Vorstellung von Frankreich als die meisten Schriftsteller, welche dieß Land nach der Hauptstadt beurtheilen.

Auch der neue Kalender nimmt keinen Anstand, Frankreich in den meisten Stücken oben an zu setzen, sagt aber doch auch gerade zu: es habe noch Viel zu thun übrig. „Ein gelehrter Mann (Blanqui), welcher den Zustand des Landbau's und der Manufacturen in den Ländern Europas studirt hat, zeigte unlängst auf eine merkwürdige Weise, wie nothwendig es sey, sich zu belehren, wenn man diesen Zustand verbesseen wolle. Das bewies er in einer schönen Rede, die ich Euch auf meine Weise erzählen will, sollt' ich sie auch dadurch verderben. Er sagte also, im Ackerbau stellten uns die Fremden hinter Holland, Hannover, Preußen, Sachsen, Dänemark, Polen, hinter alle Welt, sogar Oesterreich; seht, welche eine Schande! Er hat nicht gesagt hinter Spanien und Portugal. Dort bringen die Leute einander um und denken nicht ans Arbeiten. Aber in Frankreich wird gearbeitet. Im Ganzen ist man grade nicht ungeschickt in Frankreich. Woher kommt es dann, daß wir zurückstehen? Daher, daß die Landbauern in Frankreich nicht wissen, was in den andern Ländern ja nur was in den benachbarten Provinzen geschieht. Kein Departement geht aus seinem alten Geleise. Aber wie sollen unsre Landbauern lernen, was die Anderen thun? Man kann ja nicht

in der Welt herumlaufen, um zu sehen, was vorgeht. Wie nun? Das könnt Ihr aus den Büchern erfahren; freilich können viele Leute auf dem Lande nicht lesen, und die, welche es können, lesen Räuber- und Gespenstergeschichten, Zauber- und Traumbücher und dergleichen Zeug. Viele Leute haben auch Furcht vor den Büchern. Sie denken sich, scheint es, daß wer Bücher schreibt, Alles, was er erzählt, aus seinem Kopfe genommen, und sagen sich: Wie kann der brave Mann zwischen seinen vier Wänden Mehr lernen als wir, die auf dem Lande täglich die Hand an's Werk legen? Recht hätte man, wenn, wie gesagt, die Gelehrten Alles aus ihrem Kopfe nähmen, aber so ist es gar nicht, diese Herren reisen in England z. B. und sehen, wie wunderschön dort das Vieh gepflegt wird und was das dem Lande für Geld einträgt, während bei uns in Frankreich die Wolle schlechter ist als die fremde Wolle, und das Fleisch unsrer Heerden nicht genug ist für den Verbrauch; nun fragen sie, wie sich dieß so einrichten läßt? Ein Eigenthümer giebt zur Antwort, in Frankreich sey es unmöglich, es besser zu machen. Ich habe Heerden, sagt er, die mir fast Nichts eintragen, und verschließt man nicht der fremden Wolle die Thüre, so sind alle Leute, welche Heerden besitzen, verloren. Da kömmt aber ein anderer Eigenthümer und hat auch eine Antwort: Freund, ich bin auch in Frankreich, habe Heerden wie Ihr, mir tragen sie viel Geld ein und ich verlange, daß man Keinem die Thüre verschließt. Der Gelehrte fragt bei diesen Herren nach ihrer Methode, schreibt die des Eigenthümers auf, welcher am Meisten verdient, und so macht er sein Buch. — Unser Gelehrter sagt nun, für die, welche große Heerden halten, sey es gut zu wissen, wie es die HH. Girod und Perrand mit ihren Merinoschafen machen, und Ternaux in St. Ouen mit seinen Ziegen; für die, welche Ländereien haben, welchen Gewinn man in einigen Provinzen Frankreichs von den rothen Rüben zieht, woraus man jährlich zehn Millionen Pfund Zucker bereitet; wie man es in Dijon und in Lille anfängt, um mit Vortheil auf die Kornernte eine Rübsaat folgen zu lassen, und wie man den weißen Maulbeerbaum für die Seidenwürmer benutzen könnte. Der weiße Maulbeerbaum, sagt er, gedeiht so gut auf den Ebenen von Languedoc und Beauce, und dennoch vernachläßigt man ihn, bis uns am Ende gar die Engländer unter einem viel ungünstigeren Klima einen unsrer besten Industrie-Zweige wegnehmen werden. Was Eisen und die Metalle angeht, so haben wir große Fortschritte gemacht, aber wir brauchen noch bessere Oefen, Steinkohlen u. s. w. Unsre Maschinen werden besser, unsre Seide-Webereien machen unsägliche Fortschritte, aber unser Tuch bezahlen wir theurer und fabriziren es langsamer als die Engländer."

„Warum, fragt der neue Laensberg, will es mit dem Ackerbau und Gewerbfleiß in Frankreich nicht vorwärts? Warum lassen sich so viele Leute von Hexenmeistern und Marktschreiern zum Narren halten? Warum glaubt man noch an Gespenster und an die Ringe des heiligen Hubert? Warum verliert man sein Geld in der Lotterie, anstatt es in die Sparkasse zu legen und verzinsen zu lassen? Deßwegen lautet die Antwort, weil unter 32 Millionen Menschen in Frankreich 18 Millionen nicht lesen können. In England besucht ein Fünfzehntel der Bevölkerung die Schulen; in Frankreich sind über 15,000 Communen ohne Knabenschulen, vielleicht 20,000 ohne Mädchenschulen, und nur der 222ste Theil der Bevölkerung genießt des Elementar-Unterrichts; dieser ungeheure Unterschied erklärt, warum die Engländer noch im Ackerbau wie im Gewerbfleiß uns überlegen sind. Wenn wir jetzt weiter gelangt und glücklicher sind als vor vierzig Jahren, so ist der Grund der, weil damals nur 7 Millionen Franzosen lesen konnten, und jetzt mehr als 13 Millionen. Jedermann weiß, daß in Paris, Lyon, Rouen und Amiens mehr Gewerbfleiß und Handel ist als in Rennes, Clermont, Limoges und Angers. Nun! in den vier ersten Städten besucht der 18 Theil der Bevölkerung die Schulen, und in den vier letzten nur der 113 Theil! Und wer kann zweifeln an den Vortheilen des Unterrichts?" —

Und wer zweifelt noch an den Vortheilen des Einimpfens? Ein ziemlich bedeutender Theil der 32 Millionen Franzosen. „Es ist bewiesen für alle vernünftige Leute, daß die Kuhpocken-Einimpfung eine der nützlichsten Entdeckungen für die Menschheit ist. Auch hat sie sich mit größter Schnelligkeit nicht allein durch Europa verbreitet, wo alle Souveräns und Fürsten ihre Kinder einimpfen lassen, sondern durch Africa sogar und America bis zu den Wilden. Und warum zweifelt man in Frankreich?" fragt der neue Laensberg. Erst vier Seiten nach dieser Frage (die Seiten sind übrigens nicht beziffert) gelangt er zur eigentlichen Antwort:

„Ich kenne fromme Leute, welche dem Einimpfen aus Glaubensskrupeln Feind sind. Gott sendet uns dieß Leid," sagen sie, „wir müssen uns seinem Willen unterwerfen . . . . Allerdings müssen wir dieß thun, aber Gott läßt die Krankheiten nur deswegen zu, um unsre Achtsamkeit auf die Probe zu setzen. Er läßt Fieber, Pest, Aussatz zu, wie die Pocken; und setzt man sich gegen jene Krankheiten nicht zur Wehr? — — Denkt nur an die schrecklichen Verheerungen, welche durch die Pocken angerichtet worden sind. Vor Erfindung des Einimpfens raubten sie Frankreich jährlich über 25,000 Kinder. Das ist eine sonderbare Frömmigkeit, welche nicht einsieht, daß, wenn Gott das Uebel duldet, er auch die Mittel gegeben, uns dagegen zu bewahren."

So groß war bisher in den Provinzen das Vorurtheil, daß noch am 10 November 1828 der Erzbischof von Paris die Geistlichen dringend auffordern und bei ihrer Ehre und Pflicht beschwören mußte, zu Gunsten des Einimpfens zu predigen.

Der Aberglaube, daß der Freitag ein unglücklicher Tag sey; daß man nicht zu Dreizehn bei Tische sitzen müsse; daß ein Spinne des Morgens Gewinn oder Verdruß und des Abends Sieg oder Verzweiflung; daß ein brennendes Stück Holz, welches aus dem Kamin falle, einen Besuch, der Dieb am Licht eine Neuigkeit bedeute, daß Träume prophetisch seyen u. s. w., alles dieß muß in Frankreich noch ziemlich allgemein seyn, da der neue Kalender mit Unmuth und mit Gründen dagegen eifert. Erst nachdem das Büchlein durch behutsame Warnung und Lehre das Vertrauen der Leser, für welche es bestimmt ist, zu gewinnen gesucht, erklärt es geradezu seine Absicht gegen den alten Laensberg. Dieser berühmte Mann, liest man auf der letzten Seite, diktirte seinem jungen Neffen die Prophezeiungen, welche in seinem Kalender stehen; wenn er nun für einen Sonntag Regen verkündete, so sagte der Kleine: Ei, lieber Onkel, am Feiertag! — Nun so schreib' schön Wetter. Kurz darauf prophezeit er drückende Hitze. — Aber soll denn alle Welt sterben, Onkel? — Ei so schreib' kühles Lüftchen. Ein anderes Mal merkte seine Magd, daß er auf einen Tag, an welchem sie die Wäsche zu besorgen ge-

wehnt war, schlechtes Wetter prophezeie, machte ihm Vorwürfe und der gefällige Kalendermacher änderte seinen Satz, um herrliches Wetter zu verkünden. Eins von beiden ging natürlich in Erfüllung.! —

Der jetzige Herausgeber des Bulletin de la Société pour l'Insruction élémentaire, ein junger Advokat, Ed. Charton, schlug neulich in einer Flugschrift (Projets de Sociétés), meist nach englischem Vorbild, verschiedene noch in Frankreich nicht bestehende Gesellschaften vor. So lange in diesem Lande die Verurtheilung zur Galeeren-Arbeit nicht mit der Deportation nach irgend einer Kolonie vertauscht wird, wäre in der That eine „Gesellschaft zu Gunsten der Verurtheilten, welche ihre Strafe überstanden,“ nicht bloß von Nutzen, sondern von Wichtigkeit, da ein gewesener Galeerensclave, überall zurückgestoßen, so oft durch Noth von Neuem zum Verbrechen verleitet wird. Eine von Charton vorgeschlagene „Gesellschaft zur Unterstützung der Handwerker, welche das Hospital verlassen,“ möchte weniger nothwendig seyn, seitdem Montyon in seinem Testamente den Zins von drei Millionen Fr. jährlich zu ähnlichen Zwecken bestimmt hat. Großes Lob verdient Charton's Gedanke, eine „Gesellschaft der Gastfreundschaft“ zu errichten, zur Unterstützung hülfloser Fremden in Frankreich, aber gerade dieser Vorschlag möchte am Spätesten zur Ausführung kommen. Eine Société de refuge pendant la nuit und mehrere Sociétés de dames pour secourir des jeunes filles délaissées könnten zu eben so viel Nachtheil als Vortheil Anlaß geben. Einen „Verein für Belohnung der Mägde“ schlägt der Verfasser nicht zuerst in Frankreich vor; schon ertheilte die Académie française und die Société de la Morale Chrétienne solche Belohnungen. Außerdem trägt Charton auf einen Verein an zu Gunsten der Schulden halber Verhafteten, zur Linderung unverschuldeten Unglücks, zur Unterstützung armer Gelehrten, zur Errichtung neuer Hospitäler, zur Anlegung neuer Bade-Anstalten, besserer Leih-Bibliotheken, für den Unterricht in der Gymnastik, für allgemeinere Bekanntmachung der Gesetzbücher u. a. m. Auf jeden Fall erkennt man in solchen Vorschlägen und in der Schnelligkeit, womit sich in Frankreich nützliche Gesellschaften bilden, eine neue und schöne Seite des französischen Nationalcharakters, den Sinn für den allgemeinen Wohlstand und das Glück des gesammten Vaterlands.

Geographische Ansichten der Neger.

Die Neger von Senegambien halten die Welt für eine grenzenlose Ebene, deren Ende noch kein Menschenauge gesehen hat, weil es beständig in Nebel und Finsterniß eingeschlossen ist. Das Meer ist ihnen ein großer salziger Fluß, und an den Ufern desselben ist das Land der Weisen gelegen, das sie Tobando Dru nennen. In einiger Entfernung davon liegt ein anderes Land, das die Noumi, Menschenfresser von riesenhafter Größe, bewohnen; dieß Land ist das, wohin man die Sclaven verkauft. Von allen Ländern der Welt ist ihr eigenes das beste; und sie beklagen daher das Loos der Nationen, welche die Vorsehung in weniger fruchtbare Gegenden und unter einen weniger glücklichen Himmel versetzt hat.

Der Courrier des Etats Unis.

Ein politisch-literarisches Wochenblatt in französischer Sprache Le Courrier des Etats Unis, welches seit Kurzem zu New-York erscheint, verspricht nicht uninteressante Mittheilungen von Seiten der zahlreichen französischen Auswanderer und Verbannten, die in den V. St. leben. So enthalten die ersten Blätter z. B. eine Kritik der Geschichte Napoleon's von Norvins, in welcher mehrere Verstöße dieses Schriftstellers berichtigt werden; wahrscheinlich aus der Feder, oder wenigstens aus Mittheilungen des Grafen von Survilliers, da ungedruckte Briefe von Joseph Napoleon an den Kaiser und an Murat den Behauptungen des ungenannten Kritikers zum Beleg dienen.

Revue encyclopédique.

Die Turnkunst in Dänemark.

Nach einer königlichen Verordnung vom 25 Juni 1827 ist in ganz Dänemark das Turnen nicht nur mit dem öffentlichen, sondern auch mit dem Privatunterricht verbunden. Jede größere öffentliche Schule hat einen eigenen Turnlehrer und Turngerüste zu dem Werthe von 90 bis 300 Franken; und selbst in den Landschulen ist der Schulmeister verbunden, nicht bloß im Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern zugleich in den körperlichen Uebungen Unterricht zu ertheilen, wozu er mit Geräthschaften zu dem Werth von 8 Franken versehen wird. Da nach einem frühern Gesetz Eltern nur dadurch der Verpflichtung, ihre Kinder in die öffentlichen Schulen zu schicken, überhoben werden, wenn sie sich darüber ausweisen können, daß sie denselben über die gleichen Gegenstände Unterricht ertheilen lassen, so ist folglich das Turnen jetzt auch in den Privatunterricht mit eingeschlossen.

Revue enclopédique.

Altflandrische Volkspoesie.

Eine Sammlung von Notizen und Aufsätzen verschiedenen Inhalts, die sich auf die Geschichte und Statistik der Niederlande beziehen: Mengelingen van vaderlandschen Inhoud, dorr J. F. Willems- (Antwerpen, 1828. 8.) enthält in ihrer vierten Numer drei flandrische Volkslieder aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts; eines derselben ist mit seiner alten Musik begleitet, die zugleich in die neuere Satzweise übertragen ist. Eine Anmerkung giebt Nachricht von einer zahlreichen Sammlung von Gedichten, wovon über die flandrische Poesie des Mittelalters die interessantesten Aufschlüsse zu erwarten sind.

Don Miguel.

Gehoorzaam, volk van Portugal!
Hij pijnt en moordt u in gemoede;
Wat haakt gij smachtend naar zijn val?
Is hij geen Prinse van den bloede? *)

---

*) Gehorsam bleibe, Volk von Portugal!
Zwar quält er dich und mordet deine Blüthe;
Doch sehnst Du Dich umsonst nach seinem Fall.
Zeigt er sich nicht als Prinzen vom „Geblüte?“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 174. 23 Juni 1829.

Reise von Athen nach Missolonghi im Herbst 1822*).

Bei Annäherung der Regenzeit beschloß ich, Athen zu verlassen, um über Delphi und Missolonghi nach Europa (um mich des griechischen Ausdrucks zu bedienen) zurückzukehren. Die Griechen sprechen nämlich den Türken nach, welche Griechenland nicht nach Europa setzen und nie vergessen, daß sie aus Asien kamen, und daß Asien ihre Heimat ist. Die Griechen nennen sich Römer (Ῥωμαῖοι), weil Griechenland einst einen Theil des römischen Reiches bildete; und als beim Beginn der Revolution der alte Namen Hellenen wieder auflebte, wußte das gemeine Volk kaum, was man damit wollte, und die Türken natürlich noch viel weniger, da sie die Griechen bloß unter dem Namen Raias oder Römer kannten.

Ich wollte nicht den bequemern Weg zur See nach Europa nehmen; man hat nämlich zu Athen häufig Gelegenheit, sich nach den jonischen Inseln, oder unmittelbar nach Venedig einzuschiffen. Ich wählte den gefährlichern, aber interessanteren durch die in der Geschichte berühmten Länder Böotien, Phokis, Lokris und einen Theil von Aetolien, obgleich mir alle meine Freunde zu Athen davon abriethen.

Die Angelegenheiten Griechenlands standen zur Zeit, da ich Athen verließ, sehr prekär. Attika war mit einem Einfall der Türken von Negroponte und der Truppen des Dram Ali Pascha bedroht, welche sich im Besitz von Korinth und Megara befanden. Theben war von seinen Einwohnern verlassen, welche nach Salamis oder Delphi geflüchtet waren. Ueber das ganze Flachland Böotiens hatte sich die türkische Reiterei verbreitet, und außer der Nachtzeit war es sehr gefährlich zu reisen. In Morea herrschte große Verwirrung. Die wichtigsten Festen hielten noch immer die Türken besetzt, während die Griechen sich begnügten, den Feind von Einfällen in das Innere abzuhalten. Die Türken litten übrigens sehr durch Mangel an Mundvorrath und verloren viele Leute in den häufigen Scharmützeln, wenn sie auf irgend einer Seite vorzudringen suchten. Im Norden des Golfs von Korinth standen die Sachen noch mißlicher für die Griechen; es hatten sich bedeutende Streitkräfte in Thessalien und Albanien gesammelt und bedrohten das ganze Land, das ich zu durchstreifen hatte; allein in Athen kannte man den Stand der Dinge so genau nicht. Die Berichte wechselten von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, wie es in einem Lande der Fall seyn muß, das der Schauplatz eines Krieges ist, und vor Allem in Griechenland seyn mußte, das sich in einem Zustande völliger Gesetzlosigkeit befand. Von einer regelmäßigen Communication der einzelnen Theile der Halbinsel unter einander wußte man natürlich Nichts. Um so größer der Spielraum für Lärmgerüchte! Ich kannte die Eitelkeit der Griechen zu gut, um nicht ihren prahlerischen Siegesberichten zu mißtrauen; darauf konnte man rechnen, daß, wenn nicht gerade Erdichtungen, sie sich doch wenigstens arge Uebertreibungen erlaubten. Und dann der verdächtige Umstand, daß Odysseus, welcher damals zu Athen befehligte, jede schlimme Nachricht der Kenntniß des Publikums zu entziehen suchte.

Wenige Tage vor meiner Abreise von Athen ward ich von dem österreichischen Consul Gropius, des Odysseus Freund, bei diesem eingeführt. Als ich ihm erzählte, daß ich nach Delphi reisen wollte, schlug er mir vor, mit einem seiner Kapitani bis Livadien zu gehen; und als ich sein Anerbieten mit Dank annahm, schickte er sogleich nach Giorgaki. „Dieser Herr wird mit Ihnen bis Livadien gehen. Sie tragen Sorge für ihn und lassen mich aus Livadien wissen, ob Sie ihn wohlbehalten dahin gebracht haben; und Sie werden," fuhr er gegen mich fort, „an unsern Freund, den Consul, schreiben." Ich konnte mich der Bewunderung nicht erwehren, die mir der Anblick der edlen kriegerischen Haltung des Odysseus einflößte; aus seinen Zügen sprach Schlauheit, Entschlossenheit und Unerschrockenheit; und aus dem ehrerbietigen Benehmen seiner Soldaten ersah man leicht, daß sie gewohnt waren, zu gehorchen, so wie in Odysseus ganzem Wesen etwas Gebieterisches lag.

An einem schönem Morgen verließ ich Athen durch das Thor von Marathon. Die Akropolis erhob glanzvoll ihr Haupt, von den ersten Strahlen der hinter dem Pentelikus emporsteigenden Sonne begrüßt. Das düstere Zwielicht des Herbstmorgens schwebte noch in der Ebene vor Athen; aber die stattlichen Pfeiler des Parthenons auf dem erhabensten Theile der Akropolis standen schon in voller Beleuchtung, und am fernen Horizont schimmerten die Gipfel der Gebirge Moreas. Längs den Ufern des Ilissus hinziehend warfen wir einen Abschiedsblick auf

*) The London Magazine, May 1829.

die Säulen des olympischen Jupitertempels. Auf der andern Seite des Wegs thürmte sich der Berg Anchesmus, welcher der Scenerie von Athen einen so hohen Grad von Vollendung giebt, in erhabener Pracht über uns in die Lüfte. Ich fühlte mich tief ergriffen, als ich alle die unzähligen Wunder der Natur und der Kunst, welche Athen und seine Nachbarschaft dem Auge bietet, zum letzten Mal überschaute; ich rief mir die wechselvollen Ereignisse zurück, von denen ich während eines siebenmonatlichen Aufenthalt an dieser Stätte alten Ruhms Augenzeuge gewesen war. Als ich zuerst den Piräus heraufkam, wehte noch die türkische Fahne von den Mauern der Akropolis und man hoffte noch nicht so bald auf Uebergabe. Ich hatte selbst an einem erfolglosen Sturme auf die Feste Theil genommen und mit ängstlicher Besorgniß den Belagerungskrieg beobachtet, welcher die schönen Denkmale der Vorzeit zu zerstören drohte. Ich erlebte den Tag, als die Türken nach einer langen Vertheidigung, während welcher sie große Tapferkeit und Beharrlichkeit an den Tag gelegt, die Thore der Akropolis öffneten und die Waffen streckten. Ich sah mit Entsetzen das schonungslose Niedermetzeln wehrloser Gefangenen und die darauf folgenden Gräuel eines Bürgerkriegs unter den Siegern. Ich ward doch erfreut, als mit Odysseus Frieden und Ordnung zurückkehrte, und meine Hoffnung lebte wieder auf, als die Behörden und das Volk von Athen ihn zum Befehlshaber des östlichen Griechenlands erwählten. Ach! wie wenig dachte er damals, daß er kurz darauf in eben dieser Akropolis Gefangener seyn und nach erfolglosem Fluchtversuche eines schmählichen Todes sterben würde! — Ich erinnerte mich all der Freundschaft und Gastfreiheit, die ich bei verschiedenen Athenern und besonders bei den fremden Consuln genossen hatte. Wer könnte auch die gutherzige Zuvorkommenheit des französischen Consuls Fauvel vergessen! Wie manche vergnügte Stunde brachte ich in seinem Hause zu, indem ich mir die Münzen, Inschriften oder Fragmente alter Skulptur betrachtete, wovon er eine so reiche Sammlung besaß! Er hatte mir oft erlaubt, auf seinen Wanderungen in der Umgegend ihn zu begleiten, und mir so viele topographische und archäologische Aufschlüsse gegeben. Unglücklicher Weise hatten die Griechen der Gegenwart keinen Theil an der Bewunderung, die er ihren Vorfahren zollte. Er bildete sich ein, das Schicksal habe sie als ein entartetes Geschlecht zu ewiger Sclaverei verdammt, und weissagte oft in düsteren Ahnungen, daß die Revolution mit der gänzlichen Vertilgung der griechischen Nation enden würde. Der österreichische Konsul hatte sich, vom Beginn der Revolution an, so weit es seine amtliche Stellung erlaubte, zu Gunsten der Griechen erklärt, und ihnen wesentliche Dienste geleistet, während er zu gleicher Zeit eine Anzahl Türken der Volkswuth entriß. Seine Consularflagge gewährte siebzig türkischen Frauen und Kindern Schutz, denen der Tod oder noch Schlimmeres drohte. Ich verdankte ihm die wirthlichste Aufnahme, und seiner Empfehlung die Begleitung Kapitan Giorgaki's.

Immer spreche ich mit Vergnügen von diesem ritterlichen Albanesenhäuptling. Er war der Schönste und Tapferste unter der Truppe, die er befehligte. Die Albanesen sind überhaupt ein schöner Menschenschlag, und mein Kapitano war das edelste Mustérbild davon. Er stand in der Blüthe der Jugend; allein ein solcher Ausdruck von Würde und Entschlossenheit lag in seinem Wesen, daß ihm mancher grauhaarige Soldat mit vertrauensvoller Hingebung folgte. Wir hatten uns noch nicht lange aus Athen entfernt, als ich mit Einem von ihnen in ein Gespräch gerieth, indem er mir voller Bewunderung verschiedene Waffenthaten erzählte, wodurch sich ihr Häuptling ausgezeichnet hatte; besonders pries er seinen Edelmuth, womit er alle Beute seinen Soldaten zu überlassen pflegte. Ich konnte mich durch den Augenschein überzeugen; sie waren alle gut — ja reich und glänzend — gekleidet, während sein Anzug höchst einfach und anspruchslos war. Außer einem stattlichen Paar Pistolen in seinem Gürtel und einem kostbaren Shawl um seinen Kopf bemerkte ich keinen Schmuck an ihm, während mehrere seiner Truppe silber- und goldgestickte Wämser trugen. Er ritt ein schönes Roß, das er den Türken abgenommen hatte — das einzige Pferd unter dem ganzen Zug, der aus etwa 300 Soldaten bestand. Wir hatten wenige Maulthiere und Esel zum Transport unseres Gepäcks. Man bot mir ein Maulthier zum Reiten an; ich zog aber vor, die Reise zu Fuß zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Serbien und die serbische Revolution.

(Schluß.)

X. Die Freiheit der Serben.

Von einer Erhebung gegen Empörer waren die Serben zu eigener Empörung fortgeschritten, die Türken waren vertrieben, das Land war frei. Aber an die Stelle der gesetzmäßigen Ordnung, die, obschon oft durch Willkür und Gewalt unterbrochen, auch unter den Türken gegolten hatte, war ein Zustand wilder Gesetzlosigkeit getreten, der für den friedlichen Einwohner die Freiheit nicht minder drückend und gefährlich machte, als früher die Knechtschaft.

Freilich — Jedermann war Krieger geworden. In dringenden Fällen sendete jedes Haus alle seine waffenfähigen Mitglieder in das Feld, in minder dringenden von zweien eins, von dreien zwei, so daß die Landwirthschaft indessen fortgesetzt werden konnte. War in einem Hause nur ein Mann, so wechselte dieser mit seinem Nachbar von Woche zu Woche ab. Sold empfingen sie nicht: ein jeder trug seine eigenen Waffen, und in seinen besten Kleidern brach er auf; die Lebensmittel schickten die Weiber nach. Aus jedem Dorfe einige Leute, vom Felddienst ausgenommen, hatten die Verpflichtung, diese Zufuhr auf Saumpferden wöchentlich zweimal zu besorgen, mochte man an entfernten Orten oder in der Nähe schlagen.

Bei dieser Einrichtung hätte aus der friedlichen Verfassung der Dörfer unter ihrem Serski-Knes, der Kneschinen unter dem Oberknes, sich leicht eine ähnliche für die Bezirke und für das ganze Land gestalten können; aber neben und über den Knesen hatten sich Kriegsoberhäupter mit unabhängiger Gewalt erhoben, die Weiwoden, die in ihrer Umgebung mehr das Ansehen

von Herren, als von Vorstehern annahmen. Nicht allein wurden von diesen die größern und kleinern Buljukbaschen, welche die Leute der Dorfschaften befehligten, eingesetzt und abgesetzt, sondern die ganze Reiterei war durch die Momken gebildet, deren jeder Woiwode um sich hatte. Die Momken waren ansässige Leute, Kinder aus guten Familien, die in ihrem eigenen Hause schliefen, aber bei dem Herrn aßen, von ihm mit Pferden und schönen Kleidern versorgt, zwar nicht besoldet, aber wohl beschenkt wurden, seine Beute theilten, und und ihm dafür in Leben und Tod verpflichtet stets seine Begleitung ausmachten. Mancher hatte ihrer fünfzig. — Neben ihnen hatte kein Knes Etwas zu bedeuten. Einige maßten sich die Grenzzölle in ihrem Gebiet an; andre nahmen die unbeweglichen Güter, die den Türken gehört hatten, für sich ein. Wenn sie die Poresa, die man zu erheben fortfuhr, vertheilten, schlugen sie Etwas zu eigenen Gunsten darauf; einige forderten die Zehnten ein und zwangen die Bauern selbst zur Frohne.

Doch auch nicht die Woiwoden alle waren unabhängig; der eigentlich Gewaltigen waren nur Wenige, nur so Viele, als seit dem Ausbruche der Empörung sich durch thätige und folgenreiche Theilnahme hervorgethan. Jacob Nenadowitsch hatte den Bezirk Waljewo in Aufruhr gebracht und Schabaz erobert; als er Uschize zum ersten Mal einnahm, ernannte er sofort einen Woiwoden daselbst; in dem Jahr 1807 besetzte er ohne Widerstand die beiden bosnischen Bezirke Jadar und Radjewina. In allen diesen Landschaften betrachtete er sich eine Zeit lang als Herr. — Milenko und Peter Dobrinjaz hatten mit einander, der letzte jedoch Anfangs in untergeordnetem Verhältniß, Poscharewaz aufgewiegelt. Von da aus hatte jener die Insel Poretsch, dieser die Gegenden um Rarakyn erobert. Jenseit der Morawa übten sie ein unabhängiges Ansehen aus. — In der Schumadia war Kara Georg ein solches Oberhaupt. Da Katitsch und Tscharapitsch, die seine Macht ursprünglich theilten, im letzten Feldzug gefallen waren, wurde er in Grozka und Belgrad so gut wie in Kragujewaz gefürchtet. Nur Milan zu Rudnik, Wuiza zu Smederewo behaupteten sich neben ihm und nannten sich, gleich ihm und den übrigen Kriegshäuptern, Herren oder Hospodare.

Zwar hatte man, in der Absicht, einen Mittelpunkt für die friedliche Verwaltung zu erhalten, einen Senat errichtet, der zwölf Mitglieder zählte, von jedem Bezirke eines. Dieser faßte mehrere nicht unwichtige Beschlüsse. Zuerst ordnete er den Verkauf der unbeweglichen Güter an, welche die Türken in den Städten besessen hatten; den Zehnten suchte er für die Erhaltung der Truppen abzusondern; außerdem wurden die Steuern bestimmt und die Taxen für die kirchlichen Handlungen festgesetzt. In dem ganzen Lande wurden richterliche Behörden eingeführt: in jeder Bezirksstadt, wo früher der Kadi gewohnt hatte, ein Magistrat, bestehend in einem Vorstand, einem Beisitzer und einem Schreiber. Den Knesen des Dorfes verblieb ein kleiner Gerichtskreis. Die Appellationen gingen von allen Behörden an den Senat. Auch der Zukunft vergaß man nicht, indem man für den Unterricht der Jugend sorgte. Statt der geistlichen Schulen, die früher bei den Klöstern gewesen waren, wurden in den Bezirksstädten Elementarschulen, in Belgrad sogar ein Gymnasium errichtet, an welchem der Secretär des Senats, Iwan Jugowitsch, früher Professor in Carlowiz, selbst Lehrer war.

Dieß Alles that der Senat; doch den Nutzen der Gesammtheit wider den Vortheil der Woiwoden und Hospodare geltend zu machen, war ihm schon durch seine ursprüngliche Stellung fast unmöglich. Lag es auch in dem Entwurfe, daß jedes Mitglied nach freier Wahl von seinem Bezirke gesendet werden sollte, so wurde die Wahl doch hauptsächlich von dem Hospodaren bestimmt; von diesem hing, da es ihm anheimgestellt blieb, wie Viel er von dem Ertrag des Bezirkes dem Repräsentanten zukommen lassen wollte, eben so die bequeme Existenz desselben ab. Wie hätte eine auf diese Weise zusammengesetzte Behörde Etwas wider den Willen der Kriegshäupter durchzusetzen vermocht? Man weiß wohl, wie Kara Georg gleich im Anfang, als man einige Verordnungen gemacht hatte, die ihm mißfielen, hinausging, seine Momken versammelte und sie die Flinten wider die Fenster des Sitzungssaales anlegen ließ. Leicht sey es, rief er aus, in geheizten Zimmern Gesetze geben; wer aber werde vorangehen, wenn das türkische Heer wieder erscheine?

Einflußreicher, als der Senat, der überdieß durch innere Spaltungen zerrissen außerhalb Belgrad's, wo er seinen Sitz hatte, wenig Macht besaß, war die Versammlung der Woiwoden, der Landtag, Skupschtina, der jährlich gegen Weihnachten gleichfalls zu Belgrad gehalten wurde. Hier beschloß man nicht allein, was in dem nächsten Frühjahre zu unternehmen seyn werde, sondern ein Jeder legte hier Rechenschaft über das, was er auf Munition, Kundschafter, Pflege der Verwundeten aufgewendet hatte; hier bestimmte man die Poresa. Waren Klagen eingelaufen, so wurden sie hier untersucht, und mehr als einmal hat man einen Woiwoden eingesperrt. Die bedeutendsten Geschäfte, wie des Krieges, so der Finanzen und des Rechtswesens, gingen unmittelbar von der Skupschtina aus.

Als Haupt des Ganzen, doch mehr dem Namen, als der That nach, galt Kara Georg, welcher gleich zu Anfang des Aufstandes zum Oberanführer erwählt worden war, jedoch erst durch die Ereignisse des Jahres 1806 ein wirkliches Uebergewicht erhalten hatte: eine merkwürdige Natur, von ungemeiner Kraft, aber ihrer selbst kaum bewußt, hinbrütend im dunkeln Gefühle ihrer Existenz, ruhig, bis der Augenblick sie erweckte, dann aber ihrer selbst nicht mehr Herr. Um das Jahr 1760 in dem Dorfe Wischewzi, im Bezirke Kragujewaz, geboren, nahm er schon an der ersten Bewegung des Landes, als dasselbe im Jahr 1787 in Erwartung eines Einfalles der Oesterreicher, noch ehe dieselben kamen, sich erhob, einen Antheil, der für sein ganzes Leben entscheidend wurde. Er sah sich genöthigt, zu fliehen, und da er seinen alten Vater nicht zurücklassen wollte, nahm er auch sein ganzes bewegliches Eigenthum und sein Vieh mit; so ging er der Sawe zu. Je näher sie aber diesem Flusse kamen, desto banger ward es dem Vater, und oft rieth er zur Rückkehr. Nach ein Mal und am Dringendsten, als sie schon die Sawe vor sich sahen: „wir wollen uns demüthigen," sagte er, „und wir werden Verzeihung erhalten. Gehe nicht nach Deutschland, mein Sohn, so wahr Dir mein Brod gedeihen möge, gehe nicht!" Georg

blieb unerbittlich; auch der Vater war endlich fest entschlossen, er sprach: „Gehe denn allein hinüber! ich bleibe in diesem Lande.“ — „Wie?“ antwortete Kara Georg, „soll ich erleben, daß Dich die Türken langsam zu Tode martern? Besser ist's, ich bringe Dich auf der Stelle um.“ Er griff zur Pistole, schoß den Vater nieder und ließ dem noch Zuckenden durch einen Diener den Todesstoß geben. Im nächsten Dorfe sagte er zu den Leuten: „Begrabt mir den Alten da draußen; trinkt ihm auch für seine Seele ein Todtenmahl!“ Er verließ, was er mit sich führte, verschenkte sein Vieh und ging über die Sawe.

Diese That, mit der er den Eintritt in seine männlichen Jahre bezeichnete, warf ihn für immer aus dem Gange des gewöhnlichen Lebens hinaus. Mit dem Freicorps kam er als Feldwebel zurück; doch da er sich bei dem Austheilen einer Ehrenmünze ungerechter Weise übergangen glaubte, begab er sich als Heiduck in die Gebirge. Er versöhnte sich darauf mit seinem Obristen, Michalewitsch, ging nach dem Frieden mit nach Oesterreich und wurde Waldhüter im Kloster Kruschedol. Lange gefiel es ihm aber in Oesterreich nicht; unter Hadschi Mustapha hatte er Nichts zu fürchten. Er kehrte zurück und ließ sich in seinem Dorf häuslich nieder. Die Gewaltthaten der Dahi rissen ihn in die Bewegungen fort, in denen er jetzt eine so bedeutende Stelle einnahm.

Er war ein sehr ungewöhnlicher Mensch. Er saß wohl Tage lang, ohne ein Wort zu reden und kaute so hin an seinen Nägeln. Zuweilen, wenn man ihn sprechen wollte, drehte er den Kopf um und antwortete Nichts. Beim Wein jedoch ward er gesprächig, und war er erst heiter, so führte er wohl einen Kolotanz an. Auf Pracht und Glanz gab er Nichts; in seinem größten Glücke sah man ihn immer in seinen alten blauen Beinkleidern, in seinem abgetragenen kurzen Pelz, in seiner wohlbekannten schwarzen Mütze. Auch seine Tochter sah man, während ihr Vater fürstliche Gewalt ausübte, ihre Wasserkessel tragen, wie andere Mädchen im Dorfe. Und dennoch, sonderbar, war er nicht unempfänglich für den Reiz des Goldes.

In Topola, wo er zu Hause war, hätte man ihn für einen Bauern gehalten. Er rodete mit seinen Momken ein Stück Waldes aus, oder leitete Wasser nach einer Mühle; dann fischten sie mit einander im Bache Jasenitza. Er pflügte und ackerte; seinen russischen Orden hat er verdorben, als er einen Reif um ein Faß schlug. In der Schlacht erst ward er zum Kriegsmanne. Wenn die Serben ihn in der Mitte seiner Momken daher kommen sahen — er war leicht zu erkennen, hoch von Gestalt, breitschultrig, durch eine große Nase ausgezeichnet — so faßten sie Muth. Er sprang vom Pferde, denn er stritt am Liebsten zu Fuß. Obwohl ihm die rechte Hand von einer Wunde, die er einst als Heiduk bekommen, lahm geblieben war, so wußte er doch sein Gewehr trefflich zu handhaben.

Er hatte eine gewisse Neigung zu regelmäßiger Ordnung, und, ob er wohl nicht schreiben konnte, selbst zu Kanzleien. Er ließ den Sachen gern und lange ihren Lauf, bis sie ihm einmal sehr nahe kamen; dann war selbst seine Gerechtigkeit grausam und entsetzlich. Auf seinen Namen trauend nahm sich sein einziger Bruder nicht Wenig heraus, und lange sah er ihm zu; als derselbe aber endlich einem Mädchen Gewalt anthat und die Verwandten laut klagten: eben um solcher Dinge willen sey man gegen die Türken aufgestanden, ward er so entrüstet, daß er diesen einzigen Bruder, den er liebte, für seine Uebelthat an der Thüre des Hauses aufknüpfen ließ. Der Mutter verbot er, darüber zu weinen.

So war er wohl übrigens gutmüthig; ward er aber gereizt, so war er nicht mehr zu bändigen. Er nahm sich nicht lange die Zeit, seinen Momken zu sagen: „schlagt ihn todt!“; er selbst erschlug seinen Gegner und schonte Niemand. Den Knes Theodosi, dem er seine Würde verdankte, hat er dessen ungeachtet getödtet. War es vorüber, so weinte er wohl und sprach: „Gott strafe den, der am Streite Schuld war.“ Doch war er nicht rachgierig. Hatte er einmal verziehen, so gedachte er nie wieder an die empfangenen Beleidigungen.

Das Schlimmste war, daß er gerade in dem Zeitpunkte, wo ihm die ausgedehnteste Gewalt zustand, Viel von fremden Einflüssen abhing. Er hatte das Unglück leicht zu glauben, was ihm Einer vom Andern sagte, war er gleich kurz vorher vom Gegentheile überzeugt gewesen. Dadurch gelang es Uebelwollenden, ihm die trefflichsten Männer verdächtig zu machen, und oft durch seine Gunst den unerträglichsten Mißbrauch der Gewalt zu beschönigen. So ging es in Belgrad, wo Mladen Milowanowitsch seiner Erpressungen wegen aus dem Senat gestoßen worden war; er wußte, was seine eigene Raubsucht verschuldet hatte, als Verschwörung gegen Kara Georg darzustellen, und bald kehrte er mächtiger und gewaltthätiger als je zurück.

Die Kathedrale von York. *)

Der Bau dieser Kirche ward im Jahr 1171 angefangen; die Arbeiten wurden unterbrochen, von Neuem begonnen und fortgeführt in den Jahren 1227 und 1260, in welche Zeit der Bau des Kreuzes und des Thurmes in der Mitte fällt. Im Jahr 1291 wurde das Schiff aufgeführt, und der Grund zu der Haupt-Façade gelegt. Das Werk erlitt indessen neue Unterbrechungen; und nachdem von 1320—1366 zu verschiedenen Malen aufs Neue Hand daran gelegt worden war, erhielt diese herrliche Basilika endlich im Jahr 1405 ihre Vollendung, mit Ausnahme der beiden Thürme an der Vorderseite, welche erst 1420 fertig wurden.

Während der Reformation unter Heinrich VIII, wie unter Cromwells Dictatur, zerstorte man die Figuren, Inschriften, Gräber u. dgl.; dieser Schaden aber wurde von dem Architekten Kent, dem Gründer der englischen Gartenkunst, im Jahr 1736 wieder hergestellt, von welcher Zeit an das Gebäude stets unter sorgfältiger Aufsicht blieb.

Hauptdimensionen: Länge, die Außenwerke mit gerechnet, 518 englische Fuß: Höhe des Gewölbes, 120; Höhe der Thürme, ihre Obelisken mit gezählt, 190; Höhe des mittlern Thurmes, ohne Obelisk, 198 Fuß.

Mit Recht wurde diese Kirche, welche der Schwärmer Martin am 2 Februar dieses Jahrs in Brand steckte, als das regelmäßigste, reichste und eleganteste Denkmal gothischer Baukunst in England betrachtet, indem die Symmetrie in dem Plan, die glückliche Uebereinstimmung aller einzelnen Theile, der Reichthum an durchbrochener Arbeit und die Schönheit der Verhältnisse in gleichem Grad das Auge auf sich zogen.

*) Journal des Artistes. Vgl. The History and Antiquities of the Metropolitical church of York; by John Britton. London 1819 in 4.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 175. 24 Juni 1829.

Scenen aus einem ostindischen Jagdfeste. *)

Zu Nielbruhg, zwischen der Militärstation von Scholapur und Hyderabad, der Hauptstadt des Nisam (des Bedeutendsten der den Engländern unterworfenen ostindischen Großen), übt ein Tatarfürst seit Langem die Pflichten der Gastfreundschaft gegen durchreisende Fremde, besonders Europäer, und vor Allen gegen die Freunde der Jagd. Dhulei Khan, wie dieser sonderbare Mann heißt, verbindet den Stolz der Fürsten, welche sich der Abkunft von den Moguls rühmen, mit dem freien, frohsinnigen, von Gott Bacchus durchhauchten Charakter, der vor Zeiten das eigenthümliche Abzeichen eines englischen Squires von ächtem Schrot und Korn war. Er nimmt beim Festmahl Brauch und Sitte der Engländer an, und stürzt seinen Becher Wein so tapfer hinunter, als die entschiedensten Bekenner des Evangeliums. So ganz scheint zwar der Saft der verbotenen Beere seinem Gaumen nicht zu behagen; dagegen gehören die lange Tschibauke (Tabakspfeife) und der wilde Gesang der Alma's zu den Lieblingsvergnügungen, womit er seine Freunde und sich selbst unterhält. Der Jäger trifft im Hause Dhulei's Khan einen herzlichen Willkommen, und einen launigen frohen Gesellen, kühn und wohlerfahren in den Künsten des Waldwerks. Die Umgegend liefert jede Gattung von Wild im größten Ueberfluß. Fast im gleichen Augenblick kann er die kleine hüpfende Wachtel, die stolze Trappe, das schwarze Rebhuhn und den prächtigen Florikan schießen; die eilende Antilope im Sprung erlegen, oder den raschen Flug des Falken in der Verfolgung eines steigenden Reihers beobachten; oder mag er, wenn ihm gefährlichere Lust behagt, und er im Gebrauch des Wurfspießes erfahren ist und sein Pferd vollkommen wohl zu führen weiß, dem schnellen Angriff des Bären entgegen gehen; eine Jagd, die wohl die lebendigste und schwierigste von allen genannt werden darf. Der Lärm der Rüden, das Schmettern der Hörner, unterbrochen vom Krachen der Feuerröhre, das Wiehern der Rosse, das wilde Geschrei und der Jubelruf, wenn der Bär sich von seinem Lager erhebt; der Wettstreit unter den Jägern, dem Thiere nahe zu kommen, und ihm den ersten Stoß zu geben: all dieß muß die Seele in der höchsten Spannung halten. Auch giebt es keine Jagd, die den persönlichen Muth, die Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit der Reiter so augenscheinlich an den Tag brächte. Dem raschen stürmischen Andrang des Bären mit der Lanze zu begegnen, erfordert ein festes Auge, einen nervigen Arm und die sicherste Führung des Pferdes; sonst wird, im Fall eines Fehlwurfes, letzteres aller Wahrscheinlichkeit nach der Wuth des erbitterten Wildes zum Opfer.

Es war im April 1826, als Dhulei Khan eine Gesellschaft Offiziere zu einer Jagd einlud. Seine Zelte waren in der unermeßlichen Ebene aufgeschlagen, die der Sina durchwässert, und die Wild aller Art in Menge darbietet. Das kleine Lager befand sich unter einer Gruppe von Mango-Bäumen, am Ende eines Dorfes, das einsam in der weiten Oede dastand, und sobald die Schatten des Abends herabsanken, von beutesuchenden Thieren und Schakals umschwärmt wurde. Man konnte sagen, der Mensch habe hier seine Wohnung unter den Thieren aufgeschlagen; denn vergeblich sah man sich an diesem Ort nach einen Nebenmenschen um. So weit das Auge reichte, vom Gipfel eines kleinen Hindu-Tempels an, der über den verfallenen Wall des Dorfs sich erhob, schloß der Gesichtskreis eine endlose Fläche ein, die weder von Baum, noch Stadt unterbrochen war. Das hohe Gras, welches das Land umher bedeckte, wogte in den Stößen des heißen mittäglichen Aprilwindes gleich den Wellen des Meers, wenn sie langsam gegen das Ufer rollen. Glühend brannte die Sonne über die weite Scene, und Mensch und Natur schienen unter ihren Strahlen zu erliegen. Das Feld mit seinen Bewohnern, die Pferde, die wilden Antilopen, welche über die Ebene hin sich zerstreut hatten, waren schmachtend in Mittagschlummer gesunken; Heerden von trotzigen Büffeln lagen eingetaucht in die stehenden Pfützen, und zeigten über der Oberfläche des Wassers ihre runzlichen Stirnen und lauernden Augen. Nur das schrillende Getön einiger Insekten störte das tiefe Schweigen der Stunde. Aber sobald das erste kühle Abendlüftchen sich erhob, stürzte die erwachte Schöpfung ins Leben zurück. Gestärkt durch die Frische der Luft, foderten die Pferde mit lautem Wiehern einander gleichsam heraus, und in wilder Freude brachen einige von ihnen ihre Bande und sprengten in angeborner Schönheit über die Ebene. Die Dorfbewohner, von demselben Geist angesteckt, jagten mit lautem Geschrei hinter den Flüchtigen her;

*) The Sporting Magazine. August 1828.

der alte Dhulei Khan begann mit seinem Lieblingspferd „Seldschuk" zu spielen; und Jedermann gewann plötzlich das Leben wieder, welches kaum zuvor ermattet, ja beinahe gelähmt gewesen war. Sobald die Sonne ihre Scheibe am westlichen Horizont verhüllt hatte, und die Nacht ihr düstres Reich ausgebreitet, was in jenen Gegenden, wo es keine Dämmerung giebt, dem Sinken des Tags auf dem Fuße nach folgt, wurde der Festtisch gedeckt, und Dhulei Khan, oben an der Tafel Platz nehmend, machte auf die gefälligste Art den Hauswirth. Frei, launig, originell, erzählte er Anekdoten aus seinem frühern, vielbewegten Leben und erhielt das Gespräch stets in seiner Frische. Er foderte seine englischen Freunde auf, nach Landessitte einen Trinkspruch auszubringen, und sich um die strömende Bowle zu sammeln; welche nur der noch begeisternderen Nähe der Alma's (Bajaderen) und ihrem Gesang zum Preise der Schönheit und Anmuth Miran's, der Lieblingstänzerin, den Platz räumen mußte. War Miran's Wange auch von tiefem Braun, so lag doch ein hoher Zauber in der Regelmäßigkeit ihrer kleinen, feinen Züge; in dem beseelten Ausdruck ihres ganzen Wesens; in ihrem dunkel glühenden Auge, das vom blitzenden Glanz ohne Anstrengung zum sanftesten Schmachten herabzusinken vermochte; in ihrer vollkommnen, von keiner Kunst gehobenen Gestalt; in den zierlichsten Händchen und Füßchen, die sich denken ließen, und einem Tritt, so leicht, daß, wenn sie tanzte, man hätte glauben mögen, Merkur habe die Spangen um ihre Fußknöchel mit seinen Schwingen besetzt — und fehlte ihr auch die rosige Wange, wovon die morgenländischen Dichter sprechen, so verstand sie mit Meinous Mährchen oder Sadis Gesängen die säumenden Stunden der Nacht zu beflügeln. Der Duft des Attaghul und die überwältigende Kraft der heiligen Tuhlsih *) brachte eine angenehme Ermattung hervor, und der Mahnung des Schlafes nachgebend, zog sich Jeder in sein Zelt zurück.

Lange, ehe noch der Tag anbrach, warfen die kleinen Feuer der Pferdehüter ein schimmerndes Licht durch die Ebene, das die Pferde munter machte, welche truppweise auf dem grünen Wasen geschlummert hatten. Rasch aufspringend bei den glänzenden Lichtern, schüttelten sie sich gewaltsam, als wären sie mit einer unbequemen Last beschwert, und die Köpfe ängstlich umher wendend, schienen sie sich nach demjenigen umzusehen, der ihnen gewöhnlich liebkoste. Das gellende Geschrei ihrer Führer, die einander zuriefen, brach die Stille des Augenblicks, und der unharmonische Ruf erstarb wieder in langem Wiederhall auf der einsamen Fläche. Das Geklingel der Kamele, und das freudige Zwitschern unzähliger Vögel verkündete den Anbruch des Morgens. Purpurstreifen vergoldeten allmählig den Osten, und eine durchdringende Frische verbreitete sich alsbald durch die Atmosphäre. Als die Sonne langsam in all ihrer Glorie emporstieg, machten sich Dhulei Khan und seine Gäste, nachdem der gewöhnliche Becher Caffee getrunken war, fertig zur Jagd. Die Patels oder Dorfschützen harrten mit ihrem zahlreichen Gefolge, dem alten Fürsten, wenn er aus dem Zelt träte, ihr Salám (Willkommen) zuzurufen; und beim ersten Tone des Hornes ordneten die Schikaris oder Hundeführer die Menge, und führten sie gegen den Jagdplatz. Dhulei Khan auf seinem „Seldschuk", gefolgt von zwei bewaffneten Begleitern, galoppirte voraus und zeigte die Fertigkeit, mit welcher er den Speer führte, wie seine Reitkunst. Sein Pferd in vollem Galopp in zwei Kreisen umhertreibend, welche die Form einer 8 bildeten, bohrte er seine Lanze in den Grund, und ritt, indem er sie mit der Hand wieder herauszog, dergestalt beständig rund um sie her; dann zog er plötzlich die Zügel an, hielt sein Pferd im flüchtigsten Lauf und ermangelte demungeachtet nie das kleinste Blättchen, worauf er es abgesehen, zu treffen, und an die Spitze seiner Lanze geheftet, vom Boden aufzuheben. Die morgenländischen Jäger, auf uns're Sättel gesetzt und genöthigt, einer Koppel Hunde durch's Feld nachzueilen, würden wahrscheinlich auf den nächsten Acker abgeworfen werden; aber in der freien zierlichen Führung ihrer Pferde, und der vollkommenen Gewalt, welche sie über dieselben ausüben, sind sie uns merklich überlegen. Allein nicht bloß im Paradiren verdienen sie Lob; ausdauernd von Natur, ertragen sie ohne Murren Hunger und Durst, und ihre Genügsamkeit bringt sie durch die härtesten Proben glücklich durch. Die Sorge um ihre Pferde nach bestandenen Mühen ist ihr erster Gedanke, der jede Berücksichtigung der eigenen Person überwiegt; und Mann gegen Mann im offnen Feld würden es wenige Europäer mit ihnen aufnehmen.

Am Ende der Ebene stellte sich Dhulei Khan mit seinem Haufen auf einer kleinen Anhöhe auf, welche einen Strich wellenförmigen Felsengrundes beherrschte, indem die letzten Verzweigungen einiger entfernten Berge hier ein kühnes Bollwerk bilden, das sich durch die Gegend hinzieht und allmälig zu den hohen Ghaut-Gebirgen im Westen aufsteigt. Der Sina, in sein steiniges Bett eingeschränkt, floß träg am Fuß der Anhöhe vorüber; ganz unähnlich dem rauschenden Strom, in welchem er, von den tropischen Regen angeschwellt, einherbraust. Mächtige schwarze Granitblöcke, die hingestreuten Trümmer einer andern Welt, lagen, wild durch einander geworfen, auf dem Boden; an einzelnen Stellen der Wüste blühten die Korinda und der Milchbaum *), und boten in ihrem Dickicht jeder Art von Wild einen Schlupfwinkel. Tiefe Spalten, durch die Verwüstungen des Regens seit Jahrhunderten ausgewaschen, liefen an dem Hügel hinab, und verloren sich in der unbegrenzten Fläche.

Nachdem alle vorbereitende Zurüstungen getroffen waren, nahmen die Hunde, von den Schikarih's geleitet, einen Umschweif und drängten sich dann in Einer Linie durch das dicke Gesträuch, welches die Ufer des Flusses und den felsigen Abhang über demselben bekränzte. Unter lautem Anschlagen gingen sie langsam vorwärts. Das Geräusch der Klappern, das Krachen der Feuerröhre, drang gewaltig ins Ohr, während die wilden Töne des Cholera-Hornes **)

*) Tuhlsih ist eine Blume, welche man den Gästen überreicht, und ihnen gewöhnlich um den Hals windet. Bei den Hindus wird dieselbe, das Gastrecht symbolisirend, mit einer Art religiöser Verehrung betrachtet, daher der Beisatz heilig nicht ungeeignet scheinen mag.

*) Zwei in Indien häufige Straucharten, ein Lieblingsaufenthalt des Wildes.

**) Das Cholera-Horn wird zu demselben Zwecke gebraucht, wozu

um die hohlen Ufer des Flusses schwankten, von jeder plötzlichen Windung des Gesteins als Echo zurückgeworfen wurden, und dann über die entfernten Hügel emporsteigend, allmälig hinstarben. Laute Schüsse von verschiedener Stärke hallten durch die tiefen Höhlen, und jagten die Schaaren der Thiere, die in diesem einsamen Hinterhalt umherstrichen, auf; in wilder Angst stürzten Heerden von Antilopen durch das Feld; langsam verkroch sich, vom Schrecken wie jene ergriffen, der spürende Schakal vor den immer häufiger werdenden Schüssen und lauerte auf den Augenblick, wo er einen deckenden Ueberhang gewinnen und den Hunden in den Rücken kommen konnte. Der furchtsame Hase, sich in sein Lager duckend, fiel kraftlos als quickende Beute irgend eines Fehlschusses; und die düstre Hyäne, aus ihrem Felsennest mit schielend abgewandtem Blick hervorschießend, floh in tiefere Wildniß, noch im Lauf durch das Bellen der Meute vor ihrem nahenden Verhängniß gewarnt. Angefeuert von dem plötzlichen Geschrei, spornten einige junge Jäger, noch unerfahren in der Kunst, ihre Pferde rund um das Dickicht, und ermatteten sie dadurch, ehe die eigentliche Arbeit anfing. Dhulel Khan, mit den geübtern Waidmännern, blieb ruhig und horchte auf jeden Laut, indem er sorgsam den immer näher kommenden Augenblick erwartete, wo ein jubelndes, allgemeines Halloh das Zeichen geben mußte, daß der Fürst der Wüste, der Bär, aus dem Lager getrieben sey. Laut wiederhallend hob sich der Lärm über Thal und Hügel; aber wenn die Hunde in eine tiefere Schlucht drangen, verlor sich das Gebell, oder wurde wenigstens nur im einzelnen Aufprall vernommen, bis neues verdoppeltes Geheul anzeigte, daß sie wieder auf die Höhe der Hügel gelangt waren.

Die russisch-türkische Frage nach dem Standpunkte des englischen Interesses.

(Fortsetzung.)

In seinen Beziehungen zu der Türkei erscheint Rußland in einer doppelten Eigenschaft als europäische und als asiatische Macht, in seinen Beziehungen zu Persien in der letztern Eigenschaft allein. Bei der Lösung der verschiedenen Fragen, die sich an dieses Verhältniß anknüpfen, ist es hauptsächlich England, welches in beiden Rücksichten fast gleich betheiligt ist. Sollten sich aber die europäischen Continentalpolitiker nicht täuschen, wenn sie Persien keine Stelle im europäischen Gleichgewichtssystem einräumen? Ist die Türkei als unabhängiger Staat für dieses Gleichgewichtssystem nothwendig, so ist es mittelbar auch Persien: denn wenn Persien fiele, wer wollte Rußland hindern, seine Heere in die Ebenen von Kleinasien hinab bis an's Mittelmeer zu führen, und die Türkei von Asien aus zu erobern?

Es hat in der neuesten Zeit Politiker gegeben, welche die Unterjochung Persiens als etwas ganz Leichtes darstellten und sich namentlich auf die Ereignisse des letzten Kriegs beriefen, in welchem die Russen mit verhältnißmäßig geringen Streitkräftigen die ganze persische Macht zu Paaren trieben. Diese Unterjochung möchte aber schwieriger seyn, als man sich gewöhnlich einbildet, und um so schwieriger werden, je tiefer man in das eigentliche Persien vordränge, wo man nicht, wie in Armenien, unter den Eingebornen selbst auf Parteigenossen rechnen dürfte. Den Widerstand des von Abbas Mirsa organisirten regulären Heeres von 30,000 Mann, der Miliz von 80,000 Mann Cavallerie und 150,000 Mann Infanterie wollen wir nicht einmal als das größte Hinderniß, das eine Invasionsarmee zu überwinden hätte, bezeichnen; wenn man aber bedenkt, daß hier jeder Mann durch Gewohnheit Soldat ist, daß zahllose wilde Nomadenströme sich über das wasserarme Land verbreiten, welche diese Hügel und diese Thäler, die Wiege ihrer Kindheit und den Schauplatz der Thaten ihres Mannesalters, mit dem letzten Blutstropfen vertheidigen würden; so ist man geneigt, Persien für ziemlich unverwundbar zu halten. Um Persien zu unterwerfen, müßte man es civilisiren, was aber eine wahre Herculesarbeit wäre, da während der letzten Zeit in geistiger Hinsicht eher Rückschritte als Fortschritte gemacht worden sind und religiöse, moralische und politische Verderbniß allenthalben furchtbar überhand genommen hat. Allein selbst vorausgesetzt, die Civilisation wäre möglich, so würde, um sie zu Stande zu bringen, eine so beträchtliche Zeit erforderlich seyn, daß inzwischen das stolze Reich der Zaren unter Revolutionen, die in Rußland selbst ausbrächen, zu Grunde gehen könnte. Daß Persien von dem macedonischen Jüngling unterworfen ward, ist sehr wahr; aber damals bildete es ein compaktes Königreich und die Einwohner gehorchten dem Eroberer in Ermanglung eines Andern, der begründetere Ansprüche erhoben hätte. Gegenwärtig ist das Land unter Tausende (?) von Stämmen kühner Krieger getheilt, die keinen Augenblick säumen würden, den schrecklichsten Vertilgungskrieg gegen den übermüthigen Angreifer zu beginnen. Freilich träumten Kaiser Paul und Napoleon in ihren groben Eroberungsvisionen einmal davon, ihren Besitzungen Indien einzuverleiben, und da wollten sie mit einem großen Heere durch Persien marschiren. Warum führten sie aber diesen herrlichen Plan nicht aus? Sie hätten Nichts zu thun gehabt, als vorerst die wilden Bewohner des Caucasus im Guerillakampfe zu überwinden, dann über den Araxes und über eine gute Anzahl brückenloser Flüsse zu marschiren, um die Truppen des Schah aufzusuchen und zum Schlagen zu bringen, dabei allen Mund- und Artilleriebedarf nachzuführen, weil aus den zerstörten Städten und Dörfern und den verödeten Feldern Nichts zu erholen gewesen wäre, dann sich gegen die etwas beschwerlichen Neckereien der zahlreichen unbändigen Nomadenstämme zu verwahren, dann die Sandwüsten von Beludschistan zu durchziehen, welche unbarmherziger Weise den größten Theil der Pferde mit Geschütz und Gepäck in ihren trockenen Tiefen verschlungen hätten, dann die hohen Gebirge von Indien zu erstürmen, den Indus zu passiren, den giftigen Krankheiten des sumpfbedeckten von der Sonne durchglühten Niederlands zu trotzen, und zuletzt den

---

die Abend- oder Feuerglocke (the curfew) ehemals in England diente. An einem stillen Tag kann man dasselbe auf eine Entfernung von einer Stunde hören, und sein Ton füllt in einer bergigen Gegend mit lieblicher Melancholie ins Ohr.

tapfern und disciplinirten Armeen der Eingebornen und der ostindischen Compagnie entgegenzustehen!

Ob aber doch nicht Etwas an der Sache sey? Die russische Regierung sendet seit einigen Jahren regelmäßige Spione nach den Indien zugelegenen Ländern aus, um sich über die Fruchtbarkeit ihres Bodens und über die Möglichkeit mercantilischer Verbindungen mit denselben Bericht erstatten zu lassen. Die alten Griechen sprechen von einem Verkehr zwischen dem caspischen Meer und Hinterasien: daß dieser Verkehr vorhanden war, daran läßt sich so wenig zweifeln, als daß die Russen ihn wieder aufleben lassen möchten. Im Jahre 1813 schickten sie deshalb eine Gesandtschaft an den Sultan von Khokand *). Was war der Erfolg? Daß der Gesandte, Hr. Nazarow, bei seiner Ankunft unter Wache gesetzt wurde und von Glück zu sagen hatte, als er zu guter Letzt doch noch mit heiler Haut davon kam. Eine andere Mission, den Staatsrath Negri an der Spitze, ging im Jahre 1820 von Orenburg nach Bochara **), der Erfolg war nicht viel besser; nachdem man sie unter allerlei nichtsbedeutenden Vorwänden drei Monate lang hingehalten, ersuchte man sie, sich gefälligst wieder nach Hause zu begeben. Im Jahre 1819 sandte General Yermolow den Kapitän Murawiew nach Khiwa. Der Kapitän muß ein kühner Mann gewesen seyn, daß er sich unter diese Heiden wagte, die selbst mit größeren Personen als er, wie ihm das Schicksal des Prinzen Bekewitsch Tscherkaski bezeugen konnte, eben nicht viel Umstände zu machen pflegten. Sie zogen nämlich dem armen Prinzen die Haut ab und gerbten sich ein Paukenfell daraus — zur Warnung für alle russische Prinzen, die künftig Lust haben sollten, um die Freundschaft der turkomannischen Horden zu buhlen. Nichts desto weniger unternahm der Kapitän das Wagstück. Er fuhr bloß von zwei Dienern begleitet über das caspische Meer nach dem Golf Balkan, von wo aus er nach einer Reise von 16 Tagen durch die Wüste westlich vom Aral den Ort seiner Bestimmung erreichte; weil er aber unterwegs einige Zeichnungen entworfen hatte, so ließ ihn der Khan, dem dieß hinterbracht worden war, sogleich in's Gefängniß werfen, und seine Einbildungskraft mochte ihm bereits die Dinge, die da kommen sollten, eben nicht im rosenfarben Lichte vorspiegeln. Er war jedoch glücklicher als sein Vorgänger, da man bloß verlangte, er solle, wie er gekommen, mit seinen Depeschen wieder von dannen ziehen, was er sich auch von dem guten Turkomannen nicht zweimal sagen ließ. Wir fügen nur noch bei, daß der Kapitän auf seiner Rückreise die Straßen mit den Cadavern umgekommener Lastthiere und den steifen Leichnamen verhungerter und erfrorner Reisenden bedeckt sah.

Die Straße vom Golf Balkan nach Khiwa und von Orenburg nach Bochara dürfte indessen schwerlich diejenige seyn, welche die Russen einschlagen würden. Wenn hier schon einzelne Reisegesellschaften so viel Schwierigkeiten finden, wie ungeheuer müßte diese Schwierigkeit sich für eine ganze Armee anhäufen! Sogar den kaum denkbaren Fall gesetzt, daß es Persien einmal einfiele, sich den Russen bei einer Invasion in Indien anzuschließen oder ihnen den freien Durchzug durch sein Gebiet zu gestatten, so hätte es bloß zu gewarten, daß es selbst zuvor noch eine Beute der anglo-indischen Macht würde. Persien befindet sich — Dank den fortwährenden Angriffen Peters des Großen und seiner Nachfolger! — gegenwärtig in einer Lage, wo es von der Discretion Großbritanniens nicht weniger abhängig ist, als dieß einst Wales, in der Periode seiner Schwäche, von der Diskretion seiner normannischen Nachbarn war. Der englische Löwe im Osten darf nur eine seiner Krallen ausstrecken, so packt er in einem Augenblicke und auf der Stelle sein Opfer. Aber ferne sey es, daß England seinen rechtlichen Sinn so weit vergessen sollte, daß es eine solche leichtfertige Verletzung des Völkerrechts beginge! Doch ist der Gedanke angenehm, daß es den Stab in der Hand hält, und daß der persische Monarch seine precäre Lage wahrzunehmen hat. Dieselben Schwierigkeiten bieten die Straßen durch Khorasan, Kandahar und Multan, oder über Fergana und Attock, oder an der Küste des persischen Golfs nach Tatta am Indus dar. So lange England Herr der See bleibt, kann es ohnehin letztere Straße hermetisch verschließen.

Einen verwundbaren Punkt hat zwar Indien, den Punkt, auf dem Timur, Baber und Nadir als Eroberer nach Indien zogen. Er ist da, wo sich die Gebirge von Kabul gegen die große Bucharei öffnen, in der Nähe der Quellen des Indus. In der That sollte die ostindische Compagnie dieses Thor zu ihren indischen Königthümern besser in Obacht nehmen, als sie dermalen thut. Allein bis man dahin kommt, hat es, wie gesagt, einige Schwierigkeiten; namentlich auch die, daß sich zuvor alle Stämme, welche die Steppen zwischen Kiew und Bochara und zwischen Samarcand und Attok durchschwärmen, zu Gunsten der Russen erklärt haben müßten. Dieß wäre aber nur durch ein wahres Wunder möglich: denn außer den politischen Zwistigkeiten zwischen den benachbarten Stämmen sind es noch die religiösen Trennungen, welche keine Vereinbarung zulassen. Uebrigens selbst diesen unwahrscheinlichen Fall zugegeben, so erheischt eine höchst wichtige Betrachtung anderer Art die ganze Aufmerksamkeit einer Invasionsarmee — nämlich: wie soll es im Fall einer Niederlage gehalten werden? Wo wäre der Stützpunkt, wenn man sich von Attok zurückziehen müßte? Wollte man auf die Treue dieser verrätherischen Alliirten, der Kirgisen und Turkomanen, bauen, nach deren Begriffen Rauben und Plündern die größten Heldenthaten sind? (Schluß folgt.)

*) Magazin Asiatique. Tom. I.

**) S. den Reisebericht im Ausl. vom vor. Jahrg. Nro. 54 folgg.

Chinesisches Collegium zu Malacca.

In dem chinesischen Collegium, welches die Engländer zu Malacca errichtet haben, befinden sich gegenwärtig fünf und zwanzig Schüler, während acht andere sich zur Aufnahme melden. Der Hauptzweck ist, die Chinesen mit englischer Sprache und Literatur und europäischer Wissenschaft bekannt zu machen; und um denselben zu erreichen, werden die Mitglieder der Anstalt vorzugsweise zu dem Uebersetzen englischer Werke in das Chinesische und chinesischer in das Englische angehalten.

Asiatic Journal.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 176. 25 Juni 1829.

Reise von Athen nach Missolonghi im Herbst 1822.

(Fortsetzung.)

Den ersten Tag ging es nicht weiter als nach dem drei Stunden von Athen entfernten Dorfe Kephissia. Ich wurde mit dem Kapitano in ein Haus einquartirt, das mehrere bequeme Zimmer enthielt; unser Wirth schien einer der wohlhabendsten Dorfbewohner. Es war ein Feiertag, die Familie hatte sich in ihren besten Staat geworfen — die Tochter in Albanesentracht, mit einer Menge Gold- und Silbermünzen um Kopf und Hals. Gegen Abend führten die Pallikaren in der Straße vor dem Hause einen Tanz auf, und eine große Anzahl Mädchen kamen heran, um zuzuschauen. Als die Soldaten aufhörten, begannen sie selbst zu tanzen. Der Tanz der Soldaten zeigte die extravagantesten Bewegungen und das ungestümste Gebehrdenspiel; es war ein stürmischer Kriegertanz; und so groß waren die Anstrengungen des Chorführers (des κορυφαῖος, wie Xenophon ihn in seiner Beschreibung eines ähnlichen Tanzes nennt), daß wenige Minuten seine Kraft erschöpft hatten. Man kann sich keine leidenschaftlicheren, dithyrambischeren Bewegungen denken. Die Tänzer schienen fortgerissen durch eine furchtbare übernatürliche Macht — nicht zu tanzen, weil es ihnen Lust machte, sondern weil sie dazu durch dämonischen Einfluß getrieben wurden. Der Tanz der Mädchen bildete durch seine Grazie und Feinheit und den Ton einer milden bescheidenen Fröhlichkeit einen schönen Kontrast gegen den der Soldaten. Gleich dem der Soldaten, war er eine Kreisbewegung, die Musiker standen in der Mitte des Kreises, und die Tänzer wirbelten um sie herum. Ausser Kephissia hatte ich sonst nie Griechinnen öffentlich tanzen gesehen.

Zu Abend bewirthete man uns mit Ziegenbraten, einigen türkischen Leckerbissen, dem Taurri und dem Tschalwa, nebst Wein im Ueberflusse, den einer der Soldaten in einem silbernen Becher kredenzte. Wir zechten munter darauf los, und als wir guter Dinge wurden, ließ der Kapitano singen. Ein Soldat sang zuerst ein griechisches Lied, worin ein gut Theil von Freiheit und türkischen Tyrannen vorkam; man hörte ihn mit vieler Lust; als sein Gesang aber zu Ende war, erging ein allgemeiner Aufruf an den Häuptling selbst. Diese Vertraulichkeit von seinen Kriegsgenossen schien ihm nicht zu mißfallen. Seine Soldaten gaben mir zu verstehen, daß ihr Kapitano das Verdienst hätte, der beste Sänger zu seyn. Er sang dann auch ein albanesisches Lied von ausnehmend schöner, wilder und kühner Weise — einen feurigen Schlachtgesang, der wie ein Waldstrom ungestüm daher brauste. Seine Ausführung war ein Meisterstück, und hätte, ich bin es gewiß, jeder europäischen Zuhörerschaft die vollste Bewunderung entlockt. Die Soldaten, deren Mehrzahl Albanesen waren, brachen in den begeistertsten Beifall aus. Ein großer Theil der Nacht ward so unter Gesang und Zechen zugebracht, bis wir uns schläfrig fühlten. Wir legten uns auf den Boden und deckten unsere Mäntel über uns. In Griechenland giebt es keine Bettstätten, Reiche und Arme schlafen ohne sich auszukleiden. Sie lösen bloß ihren Gürtel und was sonst sie auf dem Körper spannt, und schützen sich durch eine wollene Decke wider die Kälte. Die Diwanpolster dienen als Matratzen. Ein Fremder wird daher oft in dasselbe Zimmer einquartirt, worin die Hausfrau oder die Töchter schlafen. Die Frauenzimmer warten, bis sich der Fremdling zur Ruhe gelegt hat, da es ihnen obliegt, seinen Mantel, oder was sonst sie ihm zur Decke reichen können, zu ordnen, so daß er sich bequem einzuhüllen vermag.

Früh am Morgen verließen wir Kephissia. Obgleich eines der ältesten Dörfer in Attika, enthält es doch keine antiken Ueberreste; aber durch seine Lage in der Nähe des Berges Pentelikus, an dessen Fuß der kleine Fluß Kephissus vorüber fließt, seinen großen viereckigten freien Platz vor der Kirche mit der weitschattigen ehrwürdigen Platane in der Mitte, macht es einen sehr freundlichen Eindruck. Wir setzten auf einem bergigen Wege unsere Reise bis Stamati fort, das in geringer Entfernung von Marathon liegt. Es ist ein Ort mit wenigen ärmlichen Häusern, und ich fühlte mich etwas unheimlich, daß wir die Nacht hier zubringen sollten; allein unser Kapitano erwartete einige Leute aus dem Dorfe Marathon, die auch an demselben Tage noch bei uns eintrafen. Ich benützte den Abend zu einigen Streifereien durch die Ebene von Marathon und nach den benachbarten Hügeln und Wäldern; das Merkwürdigste, was mir auffiel, waren eine Menge Schildkröten, die auf dem Boden krochen. In diesem Theile von Attika wächst auch jene Eiche, von denen die Griechen die Valonia sammeln, eine Art

Nüsse, welche man zum Färben braucht. Ein beträchtlicher Theil des attischen Handels besteht in der Ausfuhr dieser Valonia.

In Stamati bekamen zwei Soldaten Streit, von denen der eine auf den andern im Zorne seine Pistole abschoß, zum Glück ohne zu treffen. Er hätte den Menschen tödten können, und ich erwartete, daß er strenge bestraft werden würde. Der Kapitano rannte herbei und schien geneigt, mit dem Schuldigen wenig Umstände zu machen; wie erstaunte ich aber, als alle seine Kameraden sich für ihn verwendeten, da er durch mehrere höchst ungebührliche Reden in Leidenschaft gebracht worden sey. Das Nämliche bestätigte auch sein Gegenpart; ja er schien vor den Andern besorgt, daß diese Unbesonnenheit keine schlimmen Folgen nach sich ziehe. Der Häuptling schalt ihn aus und ließ ihn seine Waffen abliefern, die er durch sein Betragen beschimpft habe, mit dem Bedeuten, bloß im Angesichte des Feinds wieder um Rückgabe zu bitten. Der Soldat, ein hübscher Jüngling, zeigte sich durch diese Strafe mehr gedemüthigt, als wenn er gepeitscht worden wäre. Er war seitdem sanft und geduldig, und gab sich alle Mühe, durch gute Aufführung seinen Fehltritt wieder gut zu machen.

Von Stamati wandten wir uns nordwärts längs dem Fuß mehrerer Hügel hin, welche Absenker des Berges Parnes, oder nach meinem Dafürhalten, des Bergs Brilessus sind. Wir stiegen über einige Schluchten weg, die zum Theil so wild waren, wie die in den Alpen der Schweiz, und wo man oft weder Weg noch Fußpfad vor sich hatte. Es giebt in Attika keine Straßen in europäischem Sinne; doch ist manchmal der Fußpfad gepflastert, wie der von Athen nach Theben über den Berg Parnes unweit Cassia, dem alten Phyle, vorbei; allein hier zogen wir durch einen Strich Landes, der nur von wenigen Reisenden besucht wird. Selten kamen wir an ein Dorf, und diejenigen, Dörfer welche wir sahen, waren aus Furcht vor den Türken von den Einwohnern verlassen. Zwei Stunden von Egripo, dem alten Chalcis, stießen wir auf ein Lager von Griechen, welche die Grenzen von Attika gegen Euböa hin zu vertheidigen hatten; allein die Türken von Egripo schienen sich wenig um sie zu kümmern, da sie fast jeden Morgen von dort aus in die Ebenen von Böotien einfielen und überall raubten und plünderten, wo noch Etwas zu plündern war, ohne daß die Griechen es wagten, sie daran zu hindern. Wir verfolgten unsern Weg über Tzurka, Kalochalessi, Bondino, Skorti nach Kokla, dem alten Platää. Diese vier Dörfer liegen alle an dem Abhang der Berge, welche Böotien von Attika trennen, Platää selbst am Fuße des Berges Cithäron, welcher die Grenze zwischen Megara und Böotien bildet.

Auf dem Wege von Bondino nach Platää widerfuhr mir ein Unfall, der dem Kapitano Gelegenheit gab, zu zeigen, daß sein Schutz nicht unwirksam war. Aus Neugierde hielt ich oft an Stellen, wo ich antike Denkmäler oder Inschriften zu finden hoffte; da der Trupp nur langsam fortzog, konnte ich ihn leicht wieder einholen. Zu wiederholten Malen bot man mir eine Wache an; da ich aber nicht wollte, daß Jemand meinetwegen zurückbliebe, zog ich es vor, meine antiquarischen Partien allein zu machen. Eines Mals stieß ich auf einige zerstreute Soldaten, welche unter dem Befehle eines andern Kapitano standen; und da sie an meiner halb europäischen, halb griechischen Tracht mich als Fremden erkannten, hielten sie mich trotz aller Vorstellungen an, nahmen mir meine Pistolen ab, und führten mich vor ihren Kapitano. Diesem erklärte ich, daß ich unter dem Schutze Giorgakis reise, und warum ich zurückgeblieben wäre. Der Kapitano wollte jedoch in mir einen Spion des Pascha von Egripo finden und behandelte mich als seinen Gefangenen. Ich war genöthigt, ihm mein Geld und meine Papiere abzuliefern. Der Kapitano und seine Leute sahen wie ächte Straßenräuber aus; sie schleppten mich nach einem elenden Dorfe, wo ich mit ihnen die Nacht zubringen mußte. Sie hatten Weinvorräthe bei sich, denen sie so fleißig zusprachen, daß sie vor dem Morgen sammt und sonders betrunken waren. Ich wußte nicht, ob ich entfliehen sollte, weil dann wahrscheinlich mein Geld und meine Papiere unrettbar für mich verloren gingen, auch hoffte ich, daß Giorgaki, wenn er mich gegen Nacht vermißte, nach mir aussenden würde. Zudem konnte meine Gesellschaft, wie ich mir dachte, nicht weit entfernt seyn. Ich beschloß daher, bei den sauberen Gesellen auszuharren, kostete aber, um völlig bei Verstande zu bleiben, keinen Tropfen Wein. Gegen Morgen brach die Rotte wieder auf und nahm ihren Weg nach Skorti. Nach einigen Stunden entdeckte ich in der Ferne einige Palikaren. Ich schöpfte Hoffnung, daß sie zu Giorgaki's Leuten gehörten, und täuschte mich nicht. Sie kamen auf uns zu und verlangten meine Befreiung, da ich unter dem Schutze ihres Führers reise. Bald darauf erreichten wir Skorti, wo beide Kapitani zusammentrafen. Ich beklagte mich über die üble Behandlung. Giorgaki gerieth in Wuth, als ich ihm sagte, daß die Nennung seines Namens nichts gefruchtet hätte. Er stürzte sogleich auf den Anführer der Bande los, warf ihn nach kurzem Gebalge zu Boden, kniete auf ihn nieder und drohte, mit der Pistole in der Hand, Jeden über den Haufen zu schießen, der sich rühre. Das Geld und die Papiere mußten mir sogleich zurückerstattet werden, und er ließ jenen nicht eher frei, als bis ich versicherte, daß ich volle Genugthuung hätte. Nach diesem Abenteuer ließ mich Giorgaki nie mehr allein und ertheilte gemessenen Befehl, daß mich immer einige seiner Leute begleiten sollten.

Zu Platää blieben wir den ganzen Tag bis zum Abend. Die mächtigen alten Festungswerke dieser Stadt, an einigen Stellen zerstört, an andern noch fast unversehrt, und auf verschiedenen Punkten von Thürmen flankirt, geben von dem harten Kampf der Thebäer und Platäer einen bessern Begriff, als jede Schilderung des Thucydides. Die Stadt war von beträchtlichem Umfang und muß einst sehr bevölkert gewesen seyn. Auf dem Abhang des Cithäron erbaut, beherrscht sie das Flußgebiet des Asopus; die Entfernung von Theben beträgt bloß drei Stunden, und das Land zwischen dem Fluß und Theben liegt fast ganz flach. Im Alterthum war Böotien fruchtbar an Korn und reich an Pferden; auch seine Weine waren gut; jetzt aber ist das ganze Land zwischen Theben und Platää, und zwischen Theben und Thespiä oder Erimokastro, wie es gegenwärtig heißt, öde und unbebaut. Die Entfernung Thebens von Erimokastro beträgt sieben Stunden; auf der Reise, welche ich im Früh-

jahr durch diesen Theil von Böotien gemacht hatte, konnte ich kaum hie und da ein einzelnes Haus oder eine Hütte entdecken. Die Akropolis von Theben kann nicht sehr fest gewesen seyn, wenigstens in Vergleich mit der von Athen oder Korinth; und auch Platää hatte vielleicht hierin einen Vorzug vor Theben, welches bloß seiner Lage im Mittelpunkt und seiner großen Bevölkerung sein Uebergewicht unter den andern böotischen Städten verdankt zu haben scheint. Von Antiquitäten trifft man zu Theben nur wenige Spuren. Ich sah einige Granitsäulen (eine Seltenheit in Griechenland) mit einem alten Thurm und einem modernen Ueberbau, der angeblich das ἑπτάπυλον ἕδος schon zur Zeit des Kriegs des Eteokles und Polynikes vertheidigte. Ich kostete hier das Wasser des Ismenus und der Dirce, so wie ich zu Platää aus der gargaphischen Quelle trank.

Das Land zwischen Platää und Neochorio ist auf eine beträchtliche Strecke mit Weingärten bepflanzt. Der Weg führt über das leuktrische Schlachtfeld, wo Epaminondas seinen glänzenden Sieg über die Lacedämonier erkämpfte. Die Trauben waren schon seit sechs Wochen reif; aber weder Griechen noch Türken wagten sie zu lesen, wegen der Gefahr überfallen zu werden. Zwischen diesen Weingärten wäre jedoch die türkische Reiterei wenig zu fürchten gewesen. Dieselbe Furcht vor einem Angriff bestimmte uns in Platää die Abenddämmerung zu erwarten. Hier in der Ebene hätte ein kleiner Reiterschwarm im Augenblick unsre Leute nach allen Seiten zersprengt. Ueberdieß hatte unser Kapitano Befehl, den Türken, welche von Thessalien herabkamen, entgegen zu ziehen, und er konnte daher nicht der Feigheit bezüchtigt werden, daß er nicht versuchte, Böotien von den Feinden zu säubern. Wir gelangten um Mitternacht nach Neochorio, einem auf einer steilen Anhöhe liegenden Dorf, gegenüber von Thespiä. Wir sahen keinen einzigen Türken; ich selbst machte mich hinter einen stattlichen Weinstock und bedauerte bloß, daß ich die Trauben nicht alle mitnehmen konnte; sie hatten einen feinen, lieblichen Geschmack und hingen in üppiger Fülle an den Reben, als lüden sie den Wanderer ein, zu kommen und sie zu pflücken. Wir hatten kaum die Weingärten verlassen und die leuktrische Ebene betreten, als der Mond in herrlichem Lichtglanz emporstieg. Von wunderbaren Gefühlen bewegt wanderte ich in der grauenvollen Stille der Nacht durch dieß weite Gefild, über welches der Cithäron seine breiten Schatten ergoß. Die Geister der Gefallenen bei Leuktra schienen uns zu umschweben. Die Begebenheiten vergangener Jahrhunderte und die künftigen Schicksale Griechenlands versenkten meinen Geist in gedankenvolles Sinnen.

Neochorio ist, wie der Name besagt, ein neuer Ort, und weist Nichts von Alterthum auf. Ein Reisender sollte immer auch die Bedeutung der griechischen Ortsnamen verstehen; so bezeichnet der moderne Name von Platää Gebeine (κόκκαλα), und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Gebeine der Perser Jahrhunderte lang das Schlachtfeld bedeckten; so wie die Gebeine der Burgunder in Murten noch bis auf den heutigen Tag zu sehen sind. Der neue Name von Thespiä Erimo Kastro bezeichnet einen „verödeten Platz," was er auch in Wirklichkeit ist.

Der Berg Marandali, nördlich von Neochorio, ist ein Arm des Helikon, welcher heut zu Tage Zagara genannt wird. Ich bedaure, daß ich nicht Zeit hatte, den Gipfel des Helikon zu besteigen; so viel ich aber weiß, gelang es noch keinem Reisenden, die von den Alten besungene Hippokrene oder Aganippe wieder aufzufinden.

Ich machte am folgenden Tage, von zwei Palikaren des Kapitano Giorgaki begleitet, einen Ausflug nach Thisbe, wo die alten Mauern der Stadt immer noch das Staunen des Wanderers erregen. Sie zeigen, daß die Stadt einen beträchtlichen Umfang hatte, und daß die Bewohner reiche Leute gewesen seyn mußten, sonst hätten sie keine so kostspieligen Festungswerke erbaut. Ich ging nach dem etwa anderthalb Stunden von Thisbe entlegenen Seehafen und fand dort viele Spuren alter Kunst. Das innerhalb des Mauernumfangs der alten Stadt Thisbe erbaute Dorf enthält nur wenige Häuser. Eine ärmliche Hütte, auf dem Rand der Mauer erbaut, und gegen die stattlichen Quadersteine der Mauer einen seltsamen Kontrast bildend, erregte meine Aufmerksamkeit, so daß, als ich stehen blieb, eine Frau auf mich zukam und mich fragte, was ich an der niedrigen Hütte so Sehenswerthes fände. Sie bat mich einzutreten; ich fand einen ehrwürdigen Alten auf dem Boden am Feuer sitzend. Ich fragte ihn, wie viel Jahre er zähle, und erhielt zur Antwort: „ich bin drei und neunzig Jahre alt und habe nicht mehr lange zu leben; vielleicht kommen die Türken und tödten mich, bevor noch meine Zeit gekommen ist." Ich sagte ihm, daß ich hoffe, die Türken würden nicht wieder in dieses Dorf kommen. „Wenn sie kommen," unterbrach er mich, „so werd ich sie auf dieser Stelle erwarten, meine Söhne und Töchter mögen in die Berge gehen, ich will hier sterben." Er drückte jedoch seine Hoffnung aus, daß die Christenheit über die Ungläubigen triumphiren und die Mächte Europens Griechenland nicht völliger Vernichtung Preis geben würden.

Dobrene, ein beträchtliches Dorf, liegt anderthalb Stunden von der alten Stadt Thisbe. Die Einwohner sind meistens Albanesen und nur ein kleiner Theil spricht Griechisch. Sie schienen ein betriebsames, wohlhabendes Volk; denn ihre Häuser waren besser gebaut als die in andern böotischen Städten und Männer und Frauen besser gekleidet. Das Dorf ist durch einen engen Paß von dem Flachland Böotiens getrennt; und ein Wachtthurm auf einem Berg, der den Eingang des Thals von Dobrene beherrscht, hat eine hinreichende Besatzung, um die Einwohner vor einem feindlichen Ueberfall zu schützen. Der Bischof von Theben hatte in dieses Dorf seine Zuflucht genommen. Von vornehmer Abkunft, in Konstantinopel geboren und auf dem Berg Athos erzogen, schien er mehr Weltkenntniß und einen größern Schatz theologischer und anderer Gelehrsamkeit zu besitzen, als ich von einem geistlichen Würdeträger in Griechenland erwartet hätte. Er zeigte mir eine kleine Bibliothek, die er vor den Türken gerettet hatte, und welche außer einer bedeutenden Anzahl theologischer Werke einige Profanscribenten des Alterthums enthielt. Ich erinnere mich auch eine schön auf Pergament geschriebene, handschriftliche griechische Paraphrase des

Buches Hiob gesehen zu haben. Er versicherte mir, daß es ein Manuscript aus dem zehnten Jahrhundert sey.

(Schluß folgt.)

Ein irisches Gastmahl. *)

C'est par des diners qu'on gouverne les hommes!

C. Delavigne, les Comédiens.

Einige Zeit vor Eröffnung des gegenwärtigen Parlaments wurde in Dublin von den Freunden der bürgerlichen und religiösen Freiheit dem Lord Morpeth, einem jungen englischen, protestantischen Pair, der aber die Sache der Emancipation mit allen Kräften unterstützt, ein Gastmahl gegeben. Der Herzog von Leinster, Oberhaupt des irländischen Adels, führte den Vorsitz. Vicepräsidenten, — denn dergleichen Festlichkeiten werden von den Britten immer ganz nach amtlichen Formen eingerichtet — waren der Marquis von Westmeath und der Marquis von Clanricarde. Unter den Gästen bemerkte man die Vornehmsten der Aristokratie, angesehene Engländer, Glieder des Parlaments, so wie die bedeutendsten Genossen jener Verbindung, welche, der Unionsakte zum Trotz, eine Art stehendes katholisches und irisches Parlament bildete, und sechs Millionen Menschen Tumult oder Ruhe, Kampf oder Bitten vorschrieb, während sie ohne Schwierigkeit sich eine Ausgabe von 100,000 Franken für die Wahl eines Katholiken in das Haus der Gemeinen, wie O'Connel's, Sheil's oder Mac Murphy's, auflegte. Die Gesundheit des Königs wurde, dem Gebrauch gemäß, ausgebracht, jedoch von folgendem Commentar begleitet: „Möge S. M. nie eine Wahrheit vergessen, welche Sie mit eigenem Munde ausgesprochen hat, daß Sie nämlich ihre Krone nur pfandweise, und zum Glück ihres Volkes, empfing." Man trank sodann auf das Wohl von Alt-Irland, auf die bürgerliche und religiöse Freiheit; und auf Lord Morpeth, welcher den ihm zu Ehren ausgebrachten Trinkspruch durch eine Rede erwiederte, worin er an die von seinen Voreltern und von ihm selbst der Sache der Freiheit geleisteten Dienste erinnernd, sich für die Zukunft zu neuer Kraftanstrengung verbindlich machte. Nach einigen andern Gesundheiten erhob sich der edle Vorsitzer, und sprach: „Meine Herren, für den Trinkspruch, den ich jetzt auszubringen habe, müssen Ihre Gläser bis zum Rand gefüllt werden. Der Name, den ich aussprechen will, braucht keine Lobeserhebungen. Für Daniel O'Connel, den Mann des Volks!" Unter einem Donner von Beifallklatschen, Zujauchzen, und Scharren mit den Füßen (dort zu Lande ein Zeichen des Applauses) verbeugte sich O'Connel zu wiederholten Malen.

„Ich kann, ich darf nicht," hebt er an, „von mir selbst sprechen; aber ich habe ein Paar Worte für das Volk zu sagen, dessen Namen man dem meinigen beizufügen gewürdigt hat. Für das Volk, wie für mich, bereitet dieser Augenblick eine schöne Zukunft. Es ist ein erhabenes Schauspiel, den Vorsitz bei unserem Gastmahl von einem Abkömmling jener Vaterlandsfreunde und Märtyrer eingenommen zu sehen, die für die Sache Irelands geduldet haben: ein Fitzgerald ist an seiner Stelle, wenn er einem der Freiheit geheiligten Verein vorsteht."

„Auf den Lieblingsgrundsatz des Königs Wilhelm, daß das Gewissen Eigenthum Gottes ist, welches nicht unter menschliche Gerichtsbarkeit fällt!"

Nach einigen fernern Gesundheiten, worunter auch die des Sir Francis Burdett ausgebracht wurde, kam die Reihe an Sheil, den beredten und muthigen Vertheidiger des Katholicismus gegen die auf der Heide von Penenden versammelten Braunschweiger. Er war so eben aus der Grafschaft Kent gekommen, wo seine Niederlage dem stolzesten Triumph geglichen hatte: „Die Vertheidigung des katholischen Glaubens," sprach er, „die bei andern Gelegenheiten schon von geschicktern Stimmen, als die meinige, geführt wurde, bekam eine besondre Eindringlichkeit durch die Umstände, unter welchen ich aufgefodert ward, dieselbe zu übernehmen. Ein Protestant hätte vielleicht besser räsonnirt; ein Katholik mußte vor Allem zum Herzen sprechen. Es handle sich zum Beispiel um den Vorwurf, als ob die Katholiken ihre Eide nicht hielten, und ein Protestant erhebe sich in einer Versammlung von Engländern, um uns gegen diesen Punkt zu vertheidigen; er wird eine große Anzahl gelehrter Citationen anführen, um diese gehässige Verleumdung zu widerlegen. Ein Katholik wird bei einer solchen Anschuldigung mit der ganzen Hitze beleidigter Unschuld aufspringen und rufen: es ist nicht wahr! und dieser Ausbruch der empörten Seele wird mehr Ueberzeugung bei seinen Zuhörern hervorbringen, als die studirte Dialektik des feinsten Redners. Die Vorurtheile verschwinden schnell; die Intelligenz von ganz England ist auf unsrer Seite. Wohl giebt es noch einige Veteranen, die im verrostetem Waffenkleid ihre Stellung auf dem von der Intoleranz untergrabenen Boden behaupten; aber das ganze nachwachsende Geschlecht hält es mit uns. Wir haben für uns alle diejenigen, welche Einsichten oder Geburt auszeichnen, und wir freuen uns in dem jungen Lord, um welchen wir hier versammelt sind, einen edlen und treuen Repräsentanten des jungen englischen Adels zu sehen."

Im Verlauf des Abends wurde ein Trinkspruch auf das Andenken von Georg Canning mit religiösem Stillschweigen aufgenommen. Der Herzog von Leinster zog sich bald zurück; der Marquis von Westmeath, ein wahrscheinlich unerschrockenerer Gast, nahm im Armstuhl Platz, und die Versammlung ging erst um drei Uhr Morgens auseinander.

*) New Monthly Magazine.

Des Ministers Fox Lieblingslektüre.

Fische angeln gehört unter die Hauptvergnügungen der Engländer. Als einmal in einer Gesellschaft das Gespräch auf die Einsamkeit kam, sagte Fox: Sollte es je mein Schicksal seyn, von allem Umgang mit den Menschen getrennt zu werden, so würden sich meine Bedürfnisse natürlich auf einen sehr engen Kreis beschränken müssen; aber es giebt auch zwei Bücher, deren Besitz mir keinen andern Wunsch übrig ließe, und diese sind die Bibel und Walton's Angelbuch.

Sporting Magazine.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 177. 26 Juni 1829.

Reise von Athen nach Missolonghi im Herbst 1822.

(Schluß.)

Bei meiner Rückkehr nach Neochorio fand ich den Kapitano Willens, am folgenden Morgen aufzubrechen. Wir brauchten einen ganzen Tag nach dem sechs Stunden von Neochorio entlegenen Bergdorf Zagara. Unser rauher Pfad wand sich durch wilde Schluchten und Abstürze hin oder führte über furchtbar überhangende Felsen und steil emporsteigende Berge, deren Gipfel mit finsterem Baumdickicht überdeckt waren. Da und dort schossen kleine Bäche an den Seiten der Berge herab. Der bedeutendste Fluß hieß Xeronero. In Zwischenräumen erhob sich der Weg über Höhen, die uns von der böotischen Ebene trennten; und dann genossen wir eine Weile die herrlichste Aussicht über ganz Böotien bis an die Meerenge von Euböa, dessen hohe Gebirge unsern Gesichtskreis nach Osten begrenzten. Solch ein flüchtiger Blick in die ferne Landschaft war höchst erquickend nach stundenlangem Marsche durch die finstern Irrgewinde von Schluchten, wo sich häufig die Berge über uns zu schließen schienen.

Das Dorf Zagara gewährt einen armseligen Anblick; und ohne die Vorsichtsmaßregeln des Kapitano wären wir Hungers gestorben, da sich bei den armen Dorfbewohnern auch nicht die Hälfte Fleisch, Mehl oder Oliven vorfand, deren wir bedurften. Kein Wunder, daß die Türken auf diesem Weg nicht vorzudringen suchten, da keine Beute sie für die Mühseligkeiten einer solchen Streiferei zu belohnen versprach. Unsere Proviantmeister brachten aus großer Entfernung einige Ziegen herbei. Wie gewöhnlich, wurde, nachdem die Haut abgestreift war, die ganze Ziege an den Spieß gesteckt und am Feuer geröstet, indem zwei Männer den Spieß an den entgegengesetzten Enden umwendeten. Hierauf zertheilte man das Thier in kleine Stücke, was gemeiniglich mit den bloßen Händen geschieht; denn wirklich brauchen die Griechen zum Essen weder Messer noch Gabeln; auch habe ich nie selbst bei der reichern Volksklasse andere als hölzerne Löffel gesehen. Das Schulterblatt bekam der Kapitano; weil seine Soldaten insgemein glaubten, daß er die Gabe besitze, aus der Gestaltung dieses Theils des Thieres die Zukunft vorauszusagen. Sie pflegten sich, während er dasselbe in der Hand hielt, um ihn her zu drängen, indem sie mit ängstlicher Ungeduld athemlos seines Ausspruchs harrten. Mit dem ruhigen Ernst eines Hierophanten begann er seine Weissagung, für die er blinden Glauben fand. Nicht leicht dürfte irgend ein Gebrauch bessern Aufschluß über die Einfalt und den Aberglauben der homerischen Zeiten geben.

Der Weg von Zagara nach Kyriaki gleicht dem von Neochorio nach Zagara; die Entfernung beträgt gegen sieben Stunden. Die Höhen sind üppig bewaldet, und kleine Dörfer liegen auf dem Abhang derselben, aber bedeutend über der Oberfläche der unteren Ebenen. Ihre Namen sind insgemein albanesisch, z. B. Kutumla, Sterkaito; doch hatte das anmuthigste Thal, durch welches ich kam, den griechischen Namen Agios Georgios. Kyriaki zählt ungefähr 120 Häuser, und die Einwohner sprechen theils Griechisch, theils Albanesisch. Hier erfuhren wir, daß die Türken vor wenigen Tagen ganz Livadia zerstört und sich dann nach Daulia zurückgezogen hätten. Kapitano Giorgaki beschloß dem zu Folge sich über Stiri und Agio Luka nach Distomo zu wenden, wo er hinlängliche Streitkräfte zu sammeln hoffte, um die Türken aus ihrer Stellung zu vertreiben. Agio Luka ist eines der berühmtesten Klöster in Griechenland, und steht höchstens dem Mega Spilaio in Achaia nach. Ich sah hier eine prächtige Kirche in griechischem Stil und eine beträchtliche Anzahl Mönche, welche alle wohl bewaffnet waren und sich auf die Türken vorgesehen hatten. Die Stadt Distomo war ganz verlassen; ihre Einwohner hatten sich auf die Gebirge geflüchtet. In der Nacht, die wir daselbst zubrachten, kamen sie jedoch zu uns aus ihren Verstecken herab und brachten uns auf das Versprechen, Alles zu bezahlen, Mundvorrath. Distomo, das alte Ambrysus, liegt in einem fruchtbaren Thalgrund. Seinen heutigen sowohl als den alten Namen erhielt es von einer Quelle, welche die Einwohner reichlich mit Wasser versieht.

Wir zogen am folgenden Tag wieder aus, und eine Abtheilung Truppen unter dem unmittelbaren Befehle Giorgaki's marschirte gerade auf Daulia los, während eine andere den Weg nach Delphi einschlug. Nach anderthalb Stunden gelangten wir an den berühmten Platz Schiste, wo Oedipus seinen Vater Laius erschlagen haben soll. Hier laufen drei Wege, von Delphi, Distomo und Daulia in einem engen, rings mit Bergen umgebenen Thale zusammen. Die Phantasie des Dichters konnte sich zur Ausführung einer so schrecklichen That keine einsamere, unheim-

lichere Stelle einbilden. Die ganze Scenerie trägt einen wilden regellosen Charakter, wie er der finstern Majestät des Schicksals gebührt. Wir setzten uns auf einer kleinen Anhöhe am Weg. Giorgaki eröffnete mir, daß wir uns trennen müßten, versprach aber, mir zwei seiner Leute nach Arachowa, eine Stunde von Delphi, mitzugeben. Ich lehnte jedoch sein Anerbieten ab, dankte ihm für seine Güte, und gab den Palikaren, welche mich auf meinem Ausflug nach Thisbe begleitet hatten, ein Bakschi (Trinkgeld). Zum Abschied brachte man einen Schlauch mit Wein, aus dem man mir den ersten Becher einschenkte; ich trank ihn auf die Gesundheit des Kapitano und seiner Leute und auf den glücklichen Erfolg der Sache der Freiheit. Der Kapitano trank meine Gesundheit, und mit einem καλὸ ταξίδι (glückliche Reise) und unter Abfeuerung unserer Pistolen schieden wir.

All mein Gepäck bestand in einem Tornister, den ich bequem auf den Schultern tragen konnte. Ich wanderte fröhlichen Muths meines Weges, ganz verloren in den herrlichen Anblick der Landschaft. Von Schiste steigt der Weg fortwährend aufwärts längs der Gebirgsäste, welche der Parnaß aussendet. An manchen Stellen kann man den Golf von Korinth und die Küste von Morea sehen. Arachowa ist ein beträchtliches Dorf von mehrern hundert Häusern; die Einwohner sprechen insgemein Griechisch. Nur wenige Albanesen leben unter ihnen. Keine Spur von Alterthümern entdeckt man hier; wahrscheinlich wurde der Platz in alten Zeiten nicht bewohnt. Von Arachowa gelangt man in einer Stunde Weges nach Delphi oder Kastri, wie es jetzt genannt wird. Unzählige (wahrscheinlich) Votivtäfelchen mußten vor Zeiten an dem Felsen aufgehängt gewesen seyn; da man noch jetzt längs dem Weg von Arachowa nach Delphi eine Menge kleiner Nischen von oblonger Quadratform eingehauen bemerkt. Am Eingang nach Delphi steht zur Linken jetzt eine christliche Kirche zur wunderthätigen Jungfrau (παναγια) und das Volk von Delphi glaubt so fest an die Wunder des Muttergottesbildes als seine Vorfahren an die des Apolls. Zur Rechten erhebt sich in senkrechter Höhe in zwei Spitzen der Fels, an dessen Fuß das kastalische Wasser aus reiner, klarer Quelle hervorsprudelt. Das Dorf ist am Abhang eines Hügels gebaut, so daß die Häuser über einander emporsteigen. Der Apollotempel, von dem noch ansehnliche Ruinen vorhanden sind, stand ganz oben, und muß jedem Fremden, von welcher Seite er auch gekommen seyn mochte, einen erhabenen, prachtvollen Anblick gewährt haben. Unten läuft ein kleines Flüßchen, Phania genannt, vorbei, und gegenüber erhebt sich das Gebirg wieder zu beträchtlicher Höhe. Da das Thal sich auf allen Seiten schließt, so bleibt die Einbildungskraft auf die wilde Landschaft concentrirt, welche nach dem Glauben der Alten im Mittelpunkt der Welt gelegen war. Merkwürdig ist, daß die meisten Tempel, in welchen die Kunst der Weissagung oder andere übernatürliche Gaben gepflegt wurden, die Abgeschiedenheit tiefer Wälder oder Gebirge sich erkoren, wo schon die Größe der umgebenden Natur die Seele zu gläubiger Ehrfurcht stimmen mußte.

Der Weg nach dem Katabothra ist sehr ermüdend; ich brauchte mit meinem Führer zwei Stunden dahin. Man denke sich einen unterirdischen Tempel von beträchtlicher Länge und von dem Felsen überwölbt. Ueberreste von Skulptur oder Fragmente aus dem Alterthum finden sich darin nicht. Nicht weit davon entspringt der kastalische Quell.

Zur Zeit meiner Anwesenheit in Delphi war hier ein Zufluchtsort vieler Flüchtlinge aus Theben, Livadia und Salona. Die Einwohner hatten eben die Weinlese beendigt; denn die Reben reifen in Phokis viel später als in Attika oder Böotien, da das Klima der höheren Lage wegen kälter und rauher ist. Die vielen Winzer, welche die Trauben aus den Weinbergen nach der Kelter brachten, belebten die Gegend sehr. Ich sah manche schöne Gesichter unter den Frauen; sie haben eine von der attischen verschiedene Tracht und eine gesundere Farbe. Die Einwohner von Delphi schienen wegen der Lage ihres Dorfs, das leicht vertheidigt werden kann, keine Gefahr von den Türken zu fürchten, auch schienen sie von dem Stand der Dinge nicht sehr unterrichtet zu seyn. Als ich mehrere Tage dort war, kam die unerwartete Nachricht von dem Anzuge der Türken auf Salona. Da ich auf meiner Reise nach Missolonghi nothwendig über Salona mußte, so reiste ich sogleich ab, und kam nach drei Stunden Weges daselbst an. Mein Weg führte mich über Chryso (das alte Krissa) ungefähr eine Stunde von Delphi, wo ich viele Leute traf, welche diesen Morgen Salona verlassen hatten. Alle Schiffe und Fischerbote waren beschäftigt, Flüchtlinge nach Morea einzunehmen. Alle Häuser in Salona standen leer; Weiber und Kinder waren fast allesammt in die Gebirge geflüchtet; nur einige hundert Soldaten hielten die Stadt und die sehr verfallene Burg besetzt, unter dem Commando des Kapitano Panurias, eines alten Klephten, der mit den Türken über dreißig Jahre im Kampfe lag. Einige Soldaten, denen ich auf der Straße begegnete, führten mich vor ihn; und nachdem ich ihm über den Zweck meiner Reise befriedigende Auskunft gegeben, fragte er mich über den Stand der Dinge in Attika.

Dieß mag einen Begriff von der militärischen Organisation Griechenlands zu jener Zeit geben, wo ein Kapitano wichtige Aufschlüsse von einem herumziehenden Reisenden erwartete. Er beklagte sich in meiner Gegenwart bitter über Odysseus, der, statt den Türken im Feld auf den Leib zu gehen, seine Zeit mit der Ausbesserung der Akropolis von Athen vergeude. Er sey namentlich an dem Vorrücken der Türken nach Salona Schuld. Gegen Abend beorderte Panurias eine Abtheilung seiner Truppen nach einem Engpaß im Gebirge (Derweni), den die Türken, wie er fürchtete, am nächsten Morgen angreifen würden. Wenn sie diese Position nahmen, so war jeder Widerstand vergeblich, und Salona mußte in ihre Hände fallen. Ich begab mich nach der Burg; sie enthält noch jetzt Ruinen von der alten Hauptstadt von Lokris, Amphissa, welche auf der Stelle des heutigen Salona stand. Einige türkische Gefangenen, die man bis jetzt am Leben gelassen, wurden von den wüthenden Soldaten vor meinen Augen umgebracht. Nach Sonnenuntergang ging Panurias mit einem erlesenen Gefolge selbst zu seinen Truppen in dem Derweni ab. Den Augenblick nach seinem Abmarsch begann eine schreckliche Verwirrung in der Stadt; die zurückgelassenen Soldaten brachen in die Häuser und plünderten Alles,

was ihnen in die Hände fiel. Während der Weinlese waren fast alle Fässer gefüllt worden, und da begann denn vor Mitternacht ein wildes Gelage, so daß bald jede Spur von Subordination verschwand. Einige Soldaten aus Krawari, dem alten Gebiet der ozolischen Lokrer, schickten sich an, in ihre Dörfer zurückzukehren; und diese bat ich, mich ihnen anschließen zu dürfen, da sie ihren Weg nach Lidoriki nahmen, wohin ich selbst zu gehen gedachte. Gleich vor Salona führt der Weg lange aufwärts; denn Salona liegt in dem Becken eines Thals, das sich bis an den Meerbusen von Korinth erstreckt. Wir zogen die ganze Nacht durch auf einem rauhen Gebirgspfade fort, zwei Maulthiere trugen unser Gepäck. Um zehn Uhr Morgens gelangten wir nach dem acht Stunden von Salona entfernten Lidoriki, dessen wenige Häuser mit Flüchtlingen von allen Seiten her überfüllt waren, und zu meinem großen Erstaunen auch mit Leuten aus der Nachbarschaft von Missolonghi, die nach Salona wollten und mir sagten, daß die Türken gegen erstere Stadt im Anzuge wären. Sie schienen sehr betroffen, als wir ihnen dasselbe von Salona sagten. Wir blieben den Rest des Tages in Lidoriki; noch vor dem Abende langten andere Flüchtlinge aus Salona an, welche die Nachricht brachten, daß die Türken den Engpaß erzwungen, in Salona eingerückt, den größten Theil der Stadt abgebrannt, und Alles, was sie dort fanden, ermordet hätten. Ich gab die Hoffnung nicht auf, Missolonghi zu erreichen und war froh, daß ich meine Reise mit meinen Begleitern aus Krawari einen Theil der Nacht durch und den folgenden Tag fortsetzen konnte. Das ganze Land, das wir durchzogen, war gebirgig, überwaldet, äußerst wild und wenig bevölkert. Ehe ich mich von meinen Reisegefährten trennte, baten sie mich, ich möchte meinen Mantelsack öffnen. Er enthielt mehrere Artikel, die ihnen gefielen, sie geruhten aber, sich mit einem türkischen, goldgestickten Schnupftuche zu begnügen, das ich als ein Muster türkischen Kunstgeschicks mit nach Europa nehmen wollte, und stellten mir ehrlich das Uebrige zurück.

Am dritten Tage erreichte ich die Ufer des Fidari, des alten Evenus. Der Fluß war von dem vielen Tags zuvor gefallenen Regen angeschwollen und fast nicht zu passiren. Ich übernachtete in einer elenden Hütte, von den Griechen Chalybe genannt. Das im Ueberflusse und zu einer erstaunlichen Höhe emporwachsende Schilf liefert ihnen das Baumaterial zu diesen Hütten, die ganz einem Zelte gleichen, und völlig denselben Raum einschließen. Meine Chalybe gehörte Ziegenhirten, welche mich Abends gastlich mit Käse und Oliven bewirtheten. Ich fühlte wenig Lust zum Schlafen, da die Nacht kalt war, und schmauchte meine Pfeife bis Mitternacht. Mehrere Mal trat ich aus der Hütte, und nie werde ich der herrlichen Mitternacht an den Gestaden des Fidari vergeßen. Die zahllosen Sterne am glanzvollen Himmel, einige vorüberziehende Wolken, die ihre wandernden Schatten über die Gebirge, Wälder und die in reißenden Wogen dahin rollenden Wasser des Flusses warfen, die Stille und Ruhe der Natur um uns her — Alles dieß machte einen tiefen Eindruck auf meine Einbildungskraft. In solchen Augenblicken der Betrachtung konnte ich kaum glauben, daß ich mich in einem vom furchtbarsten Vertilgungskrieg verheerten Lande befand; während meine Seele das Entzücken des tiefsten Friedens trank. Ich kehrte im Geist in die Tage zurück, als die Ufer des Flusses mit den stattlichen Gebäuden des alten Kalydons prangten, und sah und hörte, wie Diomedes den wilden Eber durch die benachbarten Forste trieb. Die Ziegenhirten in der Hütte schliefen so gesund und sorglos, als ob sie nie von einem Feinde gehört hätten, der ihr Leben und ihre Heerden bedrohte. Von Zeit zu Zeit legte ich mich auf den Boden und hüllte mich in meinen Mantel, aber die Schönheit der Nacht ließ mich nicht ruhen, mehr als zwölf Mal stand ich wieder auf; und als die Ziegenhirten am Morgen erwachten, fanden sie mich bereits lustwandelnd. Sie versorgten mich mit frischer Milch und einer von ihnen half mir über den Fluß. Er versah mich mit einer zwölf Schuh langen Stange, um mir gegen das Wasser einen Halt zu geben, sondirte den Grund vor mir her, und führte mich sicher an das Gegenufer. Das Wasser ging mir oft an den Hals, aber das Gepäck auf meinem Rücken diente mir als Gegengewicht. Der Fidari hat ein breites Bett und richtet durch seine Ueberschwemmungen nicht selten große Verheerungen an; wir kämpften über eine halbe Stunde mit den Wellen, bis wir ans Ufer gelangten. Von hier setzte ich meine Reise nach Missolonghi fort, indem ich den ganzen Tag durch Wälder zog, wo ich Hunderte flüchtiger Familien aus den von den Türken auf ihrem Anzuge abgebrannten Dörfern traf. Es war ein trauriger Anblick, die ganze Bevölkerung eines Landes beim Herannahen des Winters ohne Nahrung in die Wälder vertrieben zu sehen, wo sie vor Frost und Hunger umkommen mußten. Die Nachricht von der Einnahme Salona's brachte sie in Verzweiflung. Sie glaubten nicht, daß ich Missolonghi noch erreichen würde. Ich kam jedoch am Abend glücklich in dem noch drei Stunden von Missolonghi entfernten Bochori an, und betrat am frühen Morgen, in Gesellschaft einiger Soldaten, welche zu der von dem tapfern Marko Bozari befehligten Besatzung stoßen wollten, die Stadt.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft zogen die Türken von Anatoliko heran; und nach einem mißlungenen Versuche, das letzte Außenwerk, welches Missolonghi vertheidigte, zu behaupten, warf sich Marko Bozari in die Stadt und verschloß die Thore. Die Türken verbreiteten sich über die Ebene, und boten in ihren bunten Trachten ein äußerst interessantes Schauspiel. Ihre Armee, von Omer Pascha befehligt, belief sich auf 4000 Mann Reiterei und Fußvolk. Die Belagerung begann den 5 November 1822 und dauerte bis Weihnachten, wo die Türken durch einen verzweifelten Ausfall Marko Bozari's mit dem Verlust all ihres Kriegsvorraths, Gepäcks und des größten Theils ihrer Mannschaft zum Rückzuge nach Arta gezwungen wurden. Marko Bozari war, wie alle Sulioten, von kleiner Gestalt, aber starkem, gedrungenem Gliederbau, blassem Gesichte, und ernsten, sinnigen Zügen. Seine Albanesentracht war einfach und prunklos. Er sprach Wenig und mit einem milden Tone, und glich, wenn er nicht an der Spitze seiner Soldaten stand, mehr einem Märtyrer, als einem Helden. Sein Gesicht aber leuchtete im Angesichte der Schlacht, oder bei herannahender Gefahr; dann war der Ausdruck

seines ganzen Wesens trotziger Muth und Entschlossenheit. Marko Bozari und der Seemann Kanari sind die zwei größten Männer, welche die griechische Revolution erzeugt hat!

Garneray's Gemälde von der Schlacht bei Navarin. *)

Garneray war selbst lange zur See, und konnte sich folglich von dem Hergang eines Seetreffens vollkommen Rechenschaft geben. Unterstützt durch die genauesten Berichte von Seiten der Offiziere der drei Geschwader, hat er nicht Ein Fahrzeug gezeichnet, ohne von dessen Stellung, von seinem Antheil an den Kampf, und von den besondern Umständen, die auf demselben vorwalteten, unterrichtet zu seyn. Alles hat er an seinen Platz gesetzt, nicht einmal den Matrosen vergessend, welcher in dem Tauwerk des Hintermastes der Fregatte Armida, unter dem Feuer der türkischen Schiffe, die Flagge hält, deren Aufziehseil abgeschossen worden ist; noch den Fähndrich des Schiffes Trogoff, dessen Name durch eine besonders schöne That der allgemeinen Achtung, welche sämmtliche Mitkämpfende bei Navarin erworben haben, vorzüglich werth ist; noch den Matrosen, der sich ins Meer warf, um von der englischen Fregatte Dartmouth ein Tau und ein Boot zu fordern, damit die Sirene von der in Flammen stehenden Isania getrennt werden konnte. So ist Garneray's Bild gleichsam ein aktenmäßiger Bericht für die Geschichte. Der Weg, den der Künstler einschlug, ist nicht der gewöhnliche, nach welchem die glänzendste Episode zum Gegenstand genommen, und das allgemeine Gefecht in den Hintergrund versetzt wird; ein Verfahren, welches, jene einzelne Scene abgerechnet, das ganze Drama bloß errathen läßt. Garneray, von dem Marineminister beauftragt, die Schlacht bei Navarin zu malen, wollte vor Allem ein Seegemälde liefern. Er hat sich unendliche Mühe gegeben, genau und historisch zu seyn; und sein Vorhaben ist ihm vollkommen gelungen. Er hat ein Werk hervorgebracht, das jeder Seemann nach seinem vollen Werth anerkennen wird; es hängt nur von ihm ab, ein zweites für das größere Publikum zu fertigen, was jetzt nur ein leichtes Unternehmen für ihn seyn kann. Er darf auf jenen zweiten Plan nur die russischen, türkischen, englischen und französischen Schiffe zurück in den Rauch setzen, und auf dem Vordergrund in großen Dimensionen den besondern Kampf der Sirene oder des Breslau, des Tribents oder der Armide darstellen. Das erste Gemälde kann dann dem zweiten zum Commentar dienen. Die Schlacht bei Navarin, wie sie Garneray auf jenem gegeben hat, ist nicht im Geschmack von Salvator Rosa oder Gros, von Barante oder Parrocel gehalten. Man findet vielmehr darin, obwohl mit weniger Poesie, weil es dem Künstler, wie gesagt, bloß um die genaueste Wirklichkeit zu thun war, jene Pünktlichkeit, welche den Schlachtstücken von Horace Vernet ein so großes Publikum gewann. Der Gesichtspunkt ist von der Insel Sphakteria genommen. Vorne, zur Linken, ist eine Batterie angebracht, deren Kanoniere ein alter türkischer Offizier befehligt; nahe dabei liegen Brander. Weiter entfernt in der Bucht, von der Linken gegen die Rechte hin, befinden sich die Rose, eine englische Korvette, die so eben in der feindlichen Linie Anker geworfen hat, und einer türkischen Fregatte die Spitze bietet; der Talbot, gleichfalls eine englische Corvette, welche in Bekämpfung der schönen Sultanin eine sehr gefährliche Ehre suchte, und durch die Ankunft der französischen Fregatte Armida von gewissem Untergang gerettet wird. Der Kapitän Hugon hatte nämlich bemerkt, wie der Talbot, in einem zu ungleichen Kampf begriffen, jeden Augenblick unterliegen konnte, und suchte deshalb zwischen die muthige Korvette und ihre gewaltige Gegnerin zu kommen; er fuhr am Backbord (linke Seite) einer voranstehenden Fregatte und am Steuerbord (rechte Seite) der Sultanin hin, kam wieder unter den Wind, warf Bord an Bord gegen den Türken Anker, und hatte ihn bald in Grund gebohrt.

Hinter der Armida liegen die russischen Fahrzeuge. Das Schiff Alexander, von dem Admiral Heyden befehligt, ist in hitzigem Kampf begriffen. Das franz. Linienschiff Breslau kommt ihm zu Hülfe. Die drei Schiffe, welche man nach dem Breslau, und auf der andern Seite der Bucht bemerkt, sind Albion, Genoa und Asia, letztere von Codrington befehligt.

Im Vorgrunde befinden sich die französischen Fahrzeuge der Trident und Scipio, und näher gegen die Seite von Navarin zu die Sirene, hinter dem Feuer der Isania, welche in die Luft fliegt. Die englischen Fregatten Glasgow und Cambrian kreuzen in der Bucht, und kanoniren die Forts.

*) Nach dem Mercure de France.

Die Aufnahme von Proselyten bei den Türken.

Die Hartnäckigkeit, mit welcher der Muselmann an seinem eigenen Glauben hält, ist ihm ein hinreichender Grund den Menschen zu verachten, der aus irgend einer Veranlassung den seinigen aufgiebt; und ein abtrünniger Christ wird daher, obwohl mit Bereitwilligkeit aufgenommen, doch immer mit mißtrauischen Augen betrachtet. Die bloße Annahme des mohammedanischen Glaubens ist, sobald sie nicht von Beweisen innerer Ueberzeugung begleitet wird, nichts weniger als ein sicherer Paß zu den Gärten des Paradieses. Eine bedeutende Anzahl Ungläubiger, die gegen Mohammed II ihre Bereitwilligkeit erklärten, zum Islam überzutreten, wurden von diesem über ihre Beweggründe befragt, und da sie sich genöthigt sahen, einzugestehen, daß sie nur ihrer Abgaben los seyn wollten, so wies er sie zurück mit den Worten: „Gutes Gold in seiner Schatzkammer sey ihm lieber, als schlechte Anhänger in seiner Kirche."

Emerson's Letters from the Aegean.

Die Kunst in der Luft zu sitzen.

Den neuesten Nachrichten aus Indien zu Folge ist der Brahmin, der sich zu Madras durch sein unerklärbares in der Luft Sitzen auszeichnete gestorben, und hat sein Geheimniß mit in das Grab genommen. Nach der Erklärung eines Eingebornen in der Calcutta Literary Gazette wird in den Schasters die Kunst in der Luft zu sitzen förmlich gelehrt und hängt hauptsächlich davon ab, daß durch ein mühvolles Verfahren (Athemunterdrücken, Reinigen der Gefühle u. s. w.) die relative Schwere des Körpers vermindert wird. (?) Schon Ibn Batuta sah am Hofe des Kaisers von Hindustan zwei Jobschies oder Zauberer in ihren Mänteln sich in cubischer Gestalt hoch in die Luft erheben.

Asiatic Journal.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 178. 27 Juni 1829.

Vera Cruz.

Von E. Buschmann. *)

Als der Landungsort des Cortes, als der Punkt, wo seine kühne Schaar den mexicanischen Boden zuerst betrat, als das Hauptthor, aus welchem die Schätze der überseeischen Besitzungen Spaniens ausgingen, um den Mutterstaat zu bereichern, und als der Platz, welcher die letzten Vertheidiger der castilischen Hohheit davonschiffen sah, nimmt Vera Cruz (von den Republikanern die heldenmüthige genannt) eine wichtige Stelle in der Geschichte ein; aber nicht nur wegen dieser historischen Bedeutung, sondern auch wegen seiner mercantilischen, als Hauptthafen des Landes nach Europa zu, und somit als sein Haupthafen überhaupt und als die Stadt, welche dem aus Europa Hinüberkommenden zuerst aus den Meereswellen aufsteigt, die ihn unter eigenthümlichen Gefühlen aufnimmt und den Heimkehrenden wieder unter eigenthümlichen, wenn auch vielfach veränderten Gefühlen entläßt, verdient es eine umständlichere Beschreibung.

Die Stadt liegt unmittelbar an der Küste, an der Stelle des alten Chalchiuhcuecan, welches zu der Provinz Cuetlachtlan, einer Dependenz des mexicanischen Reiches, gehörte. Sie ist die dritte Stadt ihres Namens, denn Cortes baute drei Leguas von Cempoallan die Stadt Villa Rica de la Vera Cruz; diese wurde schon nach drei Jahren verlassen, wahrscheinlich wegen der ungesunden Lage, und man gründete südlich davon die Villa Antigua de la Vera Cruz (auch bloß Antigua genannt, woher noch der Fluß Antigua, bei dem Dorfe und der Brücke Puente del Rey, jetzt Puente national); aber auch diese wurde wegen der Verheerungen des gelben Fiebers aufgegeben, worauf im Jahr 1580 der Vicekönig Graf von Monterey die jetzige Stadt erbaute und sie, zum Unterschied von der verlassenen, Villa Nueva de la Vera Cruz nannte. In geistlicher Rücksicht gehört sie zu dem Sprengel des Bischofs von Puebla. Sie ist schön und regelmäßig gebaut, ihre Länge, von Norden nach Süden, am Meere entlang, ist bedeutend gegen die geringe Breite von Osten nach Westen, daher die mit der Küste gleichlaufenden Straßen lang, die dieselben durchschneidenden aber ziemlich kurz sind. Die Häuser sind meist nicht groß und nur zweistöckig und, da es in der Umgegend keine Steine giebt, von den aus dem Meere genommenen Madregorasteinen *) erbaut; große dreistöckige Häuser sieht man bloß in der Hauptstraße (calle principal), welche namentlich von den fremden Kaufleuten bewohnt wird. Die Dächer sind flach, die Farbe der Häuser meist weiß, außer wenigen, die, wie das große Franciscanerkloster, roth angestrichen sind; die Fenster sind zum Theil ohne Glas und haben statt dessen im untern Stock hölzerne Gitter; im obern Stock gehen sie gewöhnlich auf einen Balkon; alle Fenster lassen sich durch innere Läden verschließen; überhaupt ist die Bauart in ganz Mexico nach spanischem Stil. Die Straßen sind gut gepflastert, und zum großen Theil mit Trottoirs versehen: zwei Bequemlichkeiten, die man in den mexicanischen Städten überall findet, was um so leichter statt haben kann, als das Fahren selten ist. Rings um die Stadt geht eine niedere, aber ziemlich breite Mauer, mit Schießscharten und acht Bollwerken, drei Landthoren und einem Wasserthore. Von den Bollwerken sind die bedeutendsten das Fort San Carlos am Nordende der Stadt, das Fort Santiago am Südende, beide an der See, und Santa Catalina. Die drei Landthore führen, das in N auf die Straße nach Mexico (zunächst Santa Fé), das in S auf die nach Alvarado, das mittlere auf die nach Orizaba; das Wasserthor führt auf den Molo, und ist so die einzige Communication mit der See; die Thore werden um 10 Uhr geschlossen. — Der Molo befindet sich auf der Nordseite der Stadt, San Juan de Ulua gegenüber, und ist mit Quadersteinen gepflastert, in deren Fugen viele Scorpione nisten. Es befinden sich in der Stadt zwei freie Plätze, zuerst die Plaza mayor, auf die man unmittelbar aus dem Wasserthore eintritt, zwischen der östlichen, das Meer flankirenden Mauer und der ersten, ihr gleichlaufenden Häuserreihe, Nichts als ein leerer Raum, der kaum den Namen einer Plaza mayor verdient, sehr unordentlich aussieht, voll großer zerstreut liegender Bausteine, neulich mit den Eisenröhren der anglo-mexicanischen Compagnie bedeckt, wichtig jedoch als Ladungsplatz für die ein- und abgehenden Waaren und als Sammelplatz für die ins Innere ge-

*) Der Verfasser ist kürzlich von einer Reise nach Mexico zurückgekehrt.

*) Dasselbe Baumaterial, aus dem auch die Festungswerke aufgeführt sind.

henden Arrieros; — und dann die Plaza de mercado, schlechtweg Plaza genannt, ein schönes Quadrat in der Mitte der Stadt, von ansehnlichen Gebäuden, worunter das Gouvernementshaus und die Domkirche, umschlossen; auf zwei zusammenstoßenden Seiten befinden sich vor den zu Kaufläden gewählten Gebäuden die hier zu Land in allen größern Städten gewöhnlichen Bogengänge (Portales), in denen man Abends, auf schönen Trottoirs, zu jeder Zeit vor der Witterung geschützt, angenehm auf- und abwandeln kann. Die wahrscheinlichste Angabe der Einwohnerzahl ist 7000; die Angaben darüber in der Stadt selbst lauten äußerst verschieden, man hat mir von 3000 gesagt, worunter 2000 Fremde wären, aber jene Schätzung ist zu gering und diese viel zu hoch; die Angabe Humboldt's zu 16,000 kann jetzt nicht mehr gelten, obgleich für diese Anzahl Unterkunft wäre; constant ist die Einwohnerzahl nicht, weil das Fieber jährlich eine Menge wegrafft, Viele in der Fieberzeit nach Xalapa wandern, und Viele Fremde, Arrieros ꝛc. nur einen unbestimmten Aufenthalt hier haben. Die Stadt hat ein Theater, das, wie sich von selbst versteht, von keinem Belang ist; in der Fastenzeit wird nicht gespielt. Hin und wieder, jedoch nicht regelmäßig, wie in Merico, werden Stiergefechte gegeben. Kirchen zählt man sieben; die Domkirche (parroquia) würde man reicher ausgestattet erwarten, da die Kirchen des Landes sonst überall viel Pracht, namentlich viel Silber, enthalten. Mönchsklöster zählt man vier *): San Francisco, Bellin, San Mateo, Santa Catalina; das von San Francisco ist das größte und stattlichste; die Kirchen und Klöster gewähren durch ihre breiten Kuppeln einen imposanten Anblick. Zu den öffentlichen Instituten der Stadt kommen noch zwei Hospitäler, San Juan de Dios und Nuestra Sennora de Loreto, und fünf Schulen, in denen aber nur Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion gelehrt wird (für weitere Bildung muß man nach Puebla und Merico gehen); einige dieser Schulen sollen von 200 Schülern besucht seyn — (ohne Zweifel übertrieben!) So Viel die Gasthöfe des Landes zu wünschen übrig lassen, und so abscheulich manche sind, so giebt es doch in den größern Städten, zumal in Merico und Puebla, einige, mit denen man zur Noth zufrieden seyn kann; ein solcher ist auch in Vera Cruz, genannt die Gran Sociedad, auf der Plaza mayor, ein großes, stattliches Gebäude, für einen mexicanischen Gasthof äußerst elegant eingerichtet, durch eine freie Aussicht auf das Meer, den Hafen und das Castell ausgezeichnet; es enthält Zimmer für Fremde, und ist zu gleicher Zeit Speise- und Kaffeehaus, wozu schöne Säle in Bereitschaft sind; man speist zu Mittag für 1 Peso. Eine andere Porada ist der Meson del Cosio, dem nördlichen Ausgange der Calle principal gegenüber, zu gleicher Zeit ein Parage de arrieros. Der Wirth hält unten eine Tienda und verabreicht auch Essen und Wein; trotz aller Mängel und der waldlichen Unruhe und Verwirrung, die hier herrscht, des gewöhnlichen Fehlers der Wirthshäuser des Landes, empfiehlt sich dieses Haus in mancher Beziehung, vor Allem durch große Wohlfeilheit; von dem obern Balkon genießt man eine Seitenansicht des Hafens, und von dem Söller eine Aussicht auf die nördliche Küste, die Straße nach Merico, und das Gebirge, sobald es ein heller Tag hervortreten läßt. Ueberdieß fehlt es nicht an Kaffeehäusern und Conditoreien, die von dem Geschmack der fremden, meist unverheiratheten Kaufleute aufrecht erhalten werden, wo sich oft eine gute europäische Gesellschaft zusammenfindet; eine der vorzüglichsten ist die Conditorei des Schweizers Hermann, wo man auch für 1 Peso zu Mittag essen kann.

*) Frauenklöster giebt es hier nicht — man muß sie in Xalapa suchen.

Ein Vortheil, den die Stadt noch mit andern großen Städten der Union gemein hat, ist, daß sie durch Laternen erleuchtet wird. Die in ihr liegende Besatzung ist nicht bedeutend. In Betreff der literarischen Thätigkeit der Stadt sind zu erwähnen zwei Druckereien und zwei Zeitungen, el Diario und la Mericana (eine Zeit lang auch der Veracruzano libre, der aber am Ende des Jahres 1827 in den durch Rincon erregten Unruhen, nach Zerstörung der Presse durch denselben, zu Grunde ging.) — Täglich ist auf der Plaza de mercado Markt, was Vera Cruz vor andern bedeutenden Orten, wie Orizaba, die wöchentlich nur einen Markt halten, voraus hat; hierher kommen die Lebensmittel aus den rings um die Stadt liegenden Ortschaften, Hühner, gute Fische, auch Armadille und Schildkröten und Vögel, Eyer, Salat, Ananas, Bananen, Weißbrod, Apfelsinen, Zitronen, Tomaten; andere Artikel, wie Fleisch, sind nicht empfehlenswerth.

(Fortsetzung folgt.)

Die russisch-türkische Frage vom Standpunkt des englischen Interesses.

(Schluß.)

In neuester Zeit hat man hin und wieder versucht, den glücklichen Fortgang der russischen Eroberungen mit den Interessen der Civilisation zu vereinigen. Als Tonangeber in dieser Beziehung kann man den Chevalier Gamba betrachten. Dieser Herr war französischer Consul in Tiflis, und da er Etwas zu Stande zu bringen wünschte, das ihm zu ewigem Ruhm gereichen sollte, so sann er sich auf einen Plan, mit dem er nichts Geringeres beabsichtigte, als zum Nutzen und Frommen des Continents, namentlich Frankreichs, England seines Rangs als erste Handels- und Seemacht zu entsetzen. Rußland wird deßwegen gebührender Maßen gelobhudelt — mit einer Beredsamkeit, worin es ihm nur ein gewisser kunsterfahrner Geburtshelfer der brittischen Hauptstadt *) gleich thut. Der Chevalier ist indessen glücklicher, als der Geburtshelfer; denn während dieser mit einem tragbaren Angebinde vorlieb nehmen mußte, hat jener eine beträchtliche Liegenschaft an den schönen Ufern des Phasis erworben.

*) Ohne Zweifel ist der Arzt Granville gemeint, der Verf. des Werks: St. Petersburgh etc., der als die Ausbeute eines Aufenthaltes in Rußland von wenigen Wochen ein sehr dickleibiges Werk über Rußland zu Tage förderte, und über dessen übertriebene Lobredseligkeit in den englischen Journalen nur eine Stimme ist.

Anm. d. Red.

wo es dem guten Ritter wahrscheinlich so wohl ist, daß er dem Zuge seines Herzens folgt, um als georgischer Manufaktur- und Weinverbesserer und als Grandseigneur seine Tage zu beschließen.

Man darf sich aber nicht einbilden, als ob die Plane des Hrn. Chevalier etwas Neues wären — nein er hat bloß alte längst fehlgeschlagene Plane wieder aufgewärmt. Wir geben sie unsern Lesern, wie sie sind, zum Besten. Nach stark ausgedrückter Verwunderung über die Gewissenlosigkeit Englands, das seinen Handelsvorrang, den es im Verlauf von Jahrhunderten durch seine Industrie errungen hat, behaupten will, fährt der würdige Consul in seiner Orakelsprache fort: „Zwei Mittel lassen sich als Gegengewicht gegen die Macht Englands in die Wagschale legen, das Wort Macht im weitesten Sinne genommen, als Inbegriff von Geld, Credit, Handel, Schifffahrt, Bevölkerung, Colonien, Land- und Seemacht.“ Das erste ist „keine bewaffnete, sondern eine friedliche Neutralität“, welche alle Nationen Europas durch die gegenseitigen Vortheile eines ausgebreiteten Handels verbinden soll. Eine Maßregel — etwa wie die Idee eines allgemeinen Weltfriedens oder irgend ein anderes bentham'sches Projekt. Der Chevalier mag sich gut auf die Staatswirthschaft verstehen; aber den Menschen scheint er nicht in seine Berechnung gebracht zu haben. Sein zweiter Vorschlag ist, das schwarze Meer zu dem großen Mittelpunkte des asiatischen Handels zu machen; so daß im Falle eines Seekrieges derselbe ungefähr in gleicher Lage wäre, wie weiland vor der Entdeckung Americas und des Caps der guten Hoffnung. Der ganze Verkehr ginge über Land oder auf den Flüssen; die beschwerliche, langsame, kostspielige Fahrt durch die Dardanellen würde vermieden, alle Assecuranzprämien erspart, durch „kluge Combinationen“ die Kaufleute genöthigt, billige Speditionspreise zu machen; aus dem schwarzen Meere kämen die Waaren durch die Donau in den Rhein und nach Straßburg, dem künftigen Hauptstapelplatze des westlichen Europa; von hier aus den Rhein hinab nach Holland, durch einen Canal zwischen den Flüssen Doubs, Saône und Rhône nach dem Mittelmeere, und durch einen anderen Canal zwischen dem Rhein und der Marne über St. Dizier nach dem Ocean. So, ruft der Chevalier in einem begeisterten Momente seiner Philanthropie aus, so hätten wir eine Verbindung zwischen dem Pontus euxinus, der Nordsee, dem Mittelmeere und dem Ocean; so würde uns die Civilisation Asiens die Emancipation Americas ersetzen. Zum Ueberflusse führt er noch das Argumentum ad misericordiam auf: er malt uns ganz Westasien, wie es — eine höchst betrübte Figur — vom Indus bis zum Ganges (der Chevalier ist ein besonderer Freund von genauen Dimensionen) flehend seine Hände gegen Europa ausstreckt, während die Türkei, dastehend auf den Ruinen eines Halbdutzends von Königreichen, mit den Füßen tretend ein Halbdutzend Könige, sich selbst krümmt unter den Fußtritten eines Halbdutzends ihrer Paschas! Daß also die arme Türkei noch zu allem äußern Unglück das Hauskreuz bekommen soll! Wer wird nach diesen schönen Proben dem Chevalier das Verdienst des vortrefflichsten Rhetorikers streitig machen wollen?

Wir können diesen Artikel nicht besser schließen, als mit dem, was Klaproth *) über „die fabelhaften Projekte eines Landhandels mit Indien“ sagt: „England, durch seine insularische Lage gegen jede Invasion geschützt, vermag beim ersten Kriegsrufe Europa von allen Seiten anzugreifen. Ein Blick auf die Karte muß die Wahrheit dieses Satzes darthun. Der Besitz der Insel Helgoland giebt England den Handel von Norddeutschland Preis. Die Inseln Jersey und Guernsey sind seine Vorposten gegen Frankreich; kein Schiff kann ohne seine Erlaubniß, d. h. ohne unter den Kanonen von Gibraltar, Malta und Corfu zu passiren, das Mittelmeer befahren, und wenn Rußland Miene machte, sich Konstantinopels zu bemächtigen, so würde ein englisches Corps die Dardanellen besetzen, und diese unüberwindliche Position würde in der Hand Englands das Mittel seyn, die russischen Schiffe vom Mittelmeer auszuschließen und die moscowitische Macht auf dieser Seite zu paralysiren. St. Helena und das Cap sind Englands wichtigste, militärische Punkte auf dem Ocean; durch das letztere beherrscht es die Straße von Mosambique; Tristan d'Acunha, Ascension, Ile de France sind die Außenwerke jener beiden großen Meerfesten; dazu kommt noch der Einfluß, den es auf Madagascar ausübt. In Indien erkennen achtzig Millionen die Herrschaft Englands. Singapur ist der Mittelpunkt seiner Seemacht in den Gewässern der Sundainseln; englische Colonien bevölkern Neuholland, Neuseeland und Vandlemensland; der englische Handel im stillen Meere ist bereits sehr bedeutend und die Zeit vielleicht nicht mehr sehr ferne, daß England die ganze Westküste America's sein nennt. Durch die Station Halifax in Neuschottland gebietet es über den nordischen Theil des atlantischen Oceans, durch Jamaica über den Golf von Mexico, und die Bermuden bilden das Mittelglied zwischen diesen beiden Stationen. Der größte Theil der Antillen gehört England, so daß es jeden Augenblick aus Cuba machen kann, was es will; in Mexico und den südamericanischen Staaten überwiegt sein Einfluß. So umschließt England die beiden Halbkugeln mit einer furchtbaren Macht, die ihm nicht nur die Mittel sichert, jedes Volk, mit dem es in Krieg geräth, seiner Colonien zu berauben, sondern auch die Küstenländer eines solchen Volks selbst anzugreifen und in das Innere der Besitzungen desselben einzudringen. — Diejenigen, welche von den Vortheilen eines Landhandels mit Indien träumen, vergessen, daß die Waaren, welche auf Schiffen der ostindischen Compagnie oder Einzelner nach Europa gebracht werden, meist Hindustan fremd sind, und daß es allein dieser Theil der asiatischen Besitzungen Englands ist, den russische Waffen oder Caravanen erreichen könnten; denn um zu den übrigen zu gelangen, brauchte man eine Marine. Indigo und Baumwolle würden die einzigen Artikel für Caravanen seyn; denn Reis, Salpeter, Zucker ꝛc. würden wegen ihrer Schwere durch den Landtransport zu sehr vertheuert. Das bengalische Opium fände in Europa keinen so vortheilhaften Absatz, als in Südchina, wo es der gesuchteste Schmuggelartikel ist, während es im Abendlande bloß medicinisch gebraucht wird.

*) Tableau historique, géographique, ethnographique et politique du Caucase et des Provinces limothrophes entre la Russie et la Perse; par M. Klaproth. Paris 1827.

Die andern Erzeugnisse Hindustan's, Ingwer, Karbensamen, Borrar, Gummi, Färbestoff, Brechnüsse, Safran ꝛc. werfen nur auf dem Seeweg *) für den Kaufmann Gewinn ab und können die sehr beträchtlichen Kosten eines Landeshandels über Persien nicht decken. Und dann könnte man aus der Halbinsel diesseits des Ganges keinen Zimmt holen; denn diesen liefert Ceylan; keinen Pfeffer, denn diesen liefert Sumatra, Borneo, Malacca oder Siam; keinen Kampfer, denn diesen liefert Sumatra, Borneo und China, endlich weder Thee noch Kassia, noch Moschus, noch Drachenblut, noch Porcellan, noch Lackarbeiten, noch Kattune und Seidenzeuge, welche sämmtlich aus China bezogen werden. Die Molucken bringen Gewürznelken, Muscatnüsse und Muscatblüte hervor. Kostbare Oele werden hier aus allerlei Specereien gewonnen, z. B. vom Cajaput; hier wächst auch der Sago; Cambaja kommt aus Cambodscha und China; Benzoë aus Siam und Sumatra; Aloë aus Ostafrica, hauptsächlich aus der Insel Socotra am Eingange des rothen Meeres; eine andere Art aus den Bergen in der Nähe des Caps, die mit der Pflanze, welche das Aloëharz erzeugt, fast bedeckt sind. Der asiatische Kaffee wächst in Hindustan nicht, sondern kommt von Moca, von Sumatra, Java, der Insel Bourbon. Die Ostküsten von Africa, Egypten und Arabien bieten dem Kaufmanne Schildkröte, Colombowurzel, Weihrauch, arabisches Gummi, Galläpfel, Salmiak, verschiedene Harze von medicinischem Werthe, nebst einer Menge anderer kostbarer und seltener Artikel. Aber die ostindische Compagnie führt nicht bloß die Produkte der östlichen Hemisphäre aus; auch viele der westlichen z. B. Coschenille **), eine Waare, die in ganz Asien sehr gesucht ist, führt sie ein.

Heldenmuth einer neubekehrten Christin. ***)

Kapiolani, die zum Christenthum übergangene Gemahlin des Häuptlings Naihi auf Hawahi, der größten unter den Sandwichs-Inseln, kam mit einem Missionär in die Nähe des großen Vulkans Kirauea, und beschloß, den heidnischen Vorurtheilen zum Trotz, die vermeintliche Göttin Peleh, die Königin dieses Feuerkessels, in ihrer eignen Wohnung zu besuchen. Am Ende des ersten Abhanges, der sich über die Ebene erhebt, verloren schon viele ihrer Begleiter den Muth, und kehrten zurück; bei dem zweiten baten die übrigen sie dringend, von ihrem gefährlichen Wagstück abzustehen, und die Feuergöttin nicht zu versuchen. Hier traf sie den Priester der Peleh, dessen Pflicht es war, die heiligen Beeren zur Nahrung der Göttin in den Krater zu werfen; auch dieser beschwor sie, nicht weiter zu gehen. „Und wenn ich nun weiter gehe, was für ein Unfall wird mich treffen?" fragte sie. Der Mann antwortete: „Peleh wird Dich tödten." Sie erwiederte: „Peleh wird mich nicht tödten, das Feuer hat nicht die Göttin, sondern mein Gott angezündet." Und sie schritt vorwärts, pflückte die heiligen Beeren der Göttin, und am Rande des Kraters selbst ließ sie eine Hütte für sich und ihre Leute aufrichten. Furchtbar ist der Anblick von hier in den 800 Fuß tiefen Schlund, der vor 20 Jahren von Feuerströmen übergelaufen war. Die vielen kleinen, immer rauchenden Kegel, aus denen zuweilen Blitze oder Bimssteine mit Krachen herausfuhren; der siedende Lavakessel, auf dem röthliche und bläuliche Schwefelflammen hin und her wogten, erregte auch den Beherztesten Schauder. Aufs Neue baten ihre Leute sie dringend, umzukehren. Sie erwiederte: „Ich will den Krater hinabsteigen, und komme ich nicht gesund zurück, so fahret fort der Peleh zu dienen; steige ich aber unbeschädigt wieder herauf, so lernt den Gott verehren, der auch die Peleh erschaffen hat." Darauf stieg sie die steile Wand des Kraters hinab, nur von dem Missionär und einigen wenigen ihrer Leute begleitet. Unerschrocken stellte sich die kühne Frau neben die siedende Lava, stieß mit einem Stock hinein, rührte die glühende Asche daneben um, und warf Steine in die Feuertöpfe der Peleh. Die Blumen der Feuergöttin pflücken, ihre Beeren abbrechen, und Steine in ihre Feuertöpfe werfen — war in den Augen der Eingebornen der größte Frevel. Vergebens warteten daher die umstehenden Insulaner auf den Ausbruch des Zorns der Göttin; und groß war die Wirkung dieser Heldenthat zum Sturz des Götzendienstes der Peleh.

Leben und Meinungen von John de Wycliffe.

Eine nicht unwichtige Bereicherung der Kirchengeschichte ist das zu Anfang d. J. in London erschienene Leben des berühmten vorlutherischen Reformator's Wycliffe (The Life and Opinions of John de Wycliffe, Lond. 2 vols 8) von R. Vaughan. Der Verfasser, der aus vielen noch unbenutzten Quellen schöpfte, hat leider von den alten Pergamenten, die er studieren mußte, außer dem Inhalt auch den Stil entlehnt, und da man in England die „köstliche Chronikeneinfalt des Mittelalters" noch nicht so hoch zu schätzen gewohnt ist, als bei uns in Deutschland, so dürfte dieser unglückliche Umstand dem sonst verdienstlichen Werke eben nicht förderlich seyn.

Rechtspflege in England.

Bei Gelegenheit des merkwürdigen Prozesses des Brandstifters Martin machen englische Blätter auf's Neue auf einen Uebelstand in der englischen Gerichtsverfassung aufmerksam, der auch vor dem Parlament schon mehrfach, aber immer ohne Erfolg zur Sprache gebracht worden ist. Nur in Civilprozessen ist es nämlich dem Advocaten des Beklagten gestattet, diesen zu vertheidigen; in Criminalprozessen muß er, wenn er sich nicht mit dem bloßen Leugnen begnügen will, seine Vertheidigung selbst übernehmen!

London Magazine.

*) Um die Ladung eines Ostindienfahrers von 1200 Tonnen zu Land fortzuschaffen, brauchte man 2400 Wägen mit 120 Fuhrleuten, die bewaffnete Bedeckung nicht gerechnet; oder einen Zug von 4000 Kameelen mit 400 Führern.

**) Versuche, die Coschenille nach Asien zu verpflanzen, sind nicht sehr gelungen; die Farbe, die man erhielt, war nach Quantität und Qualität geringer, als die südamericanische, und eignete sich nur, grobe Stoffe zu färben.

***) Nach Voyage of H. M. Ship Blonde of the Sandwich Islands in the years 1824—25; angeführt in dem vierten Jahresbericht der Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen, Berlin 1828.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 179 und 180. 28 und 29 Juni 1829.

Vera Cruz.

(Fortsetzung.)

Wegen der vielen hier residirenden fremden Kaufleute (Nordamericaner, Engländer, Franzosen, Deutsche, vor Kurzem noch Spanier) bietet Vera Cruz eine größere Mannigfaltigkeit der Bevölkerung dar als alle übrigen Städte der Republik: man kann sich in Vera Cruz so ziemlich nach europäischer Weise accommodiren, denn die isolirte Lage der Europäer in diesem fernen Welttheile macht, daß sie jedem wenn auch unbekannten Landsmann mit Güte und Freundlichkeit und Gefälligkeit entgegenkommen. Diese Leute haben Vera Cruz für sich ziemlich europäisirt, doch ist wohl zu bemerken, daß sie auf die Landeseingebornen keinen Einfluß ausgeübt haben und bei der Unveränderlichkeit derselben nicht ausüben können; nur wo Europäer zusammenkommen — und ihre große Anzahl macht dieß häufig — kann man sich jenes sonst so sehr vermißten Luxus einer höheren Civilisation erfreuen. Sie haben sich mehrere gesellige Orte zu eigen gemacht und sie nach ihren Bedürfnissen eingerichtet; aber wenn man auch auf diese Weise nicht gerade aller feinern Lebensgenüsse beraubt ist, so hört darum die Lage des Fremden nicht auf beklagenswerth zu seyn; es sind überall nur einzelne schwache Lichtpunkte in einer Nacht von Barbarei. Von allgemeinen Vergnügungen ist, außer dem Theater und den Stiergefechten und dem Auf- und Abspaziren auf dem Paseo, Wenig zu sagen. Am Sonntag-Abend wohnt man gewöhnlich der Retraite bey: sie bewegt sich von der Plaza aus, wo einige Stücke gespielt werden, mit hübscher Musik durch die Stadt, bis zur Caserne zurück, Alles folgt nach; zwei große erleuchtete Bälle werden zum Leuchten vorgetragen, weiß, und mit militärischen Emblemen bemahlt. —

Der ungesunden Lage ist es zuzuschreiben, wenn Jeder, der sich hier Geschäfte halber aufhält, seine Preise höher spannt: daher die Theurung hier dreimal größer als im Innern. Der Aufenthalt kann dem Unwissenden sehr kostspielig werden. Ein Handwerker verdient täglich 4—7 Pesos *); ein Tagelohn im Hafen beträgt an 2 Pesos; um sich vom Molo an Bord eines Fahrzeuges im Hafen führen zu lassen, zahlt man dem Bootführer die ungeheure Summe von 3 Pesos; der Macherlohn für eine Kattun-Jacke beläuft sich auf 3 Pesos; verhältnißmäßig eben so theuer ist der Viktualienmarkt, z. B. ein Huhn kostet 6 Realen. Unter diesen Umständen wird es den abgehenden Schiffen schwer, sich hier für die Rückreise zu verproviantiren; die nicht gerade Packetboote sind, nehmen daher oft nicht einmal Wasser ein, sondern sind von Europa aus schon doppelt versorgt, oder erfrischen sich erst in der Havanna oder in Neu-Orleans und andern americanischen Häfen. Daher begreift man, warum die Ueberfahrt von hier nach Europa zurück so theuer ist; die englischen und französischen Packetboote nehmen 250 Pesos, die neu-yorker 100, und für einen Passagier der Steerage, ohne Beköstigung, 50.

Wenn man von der Bevölkerung von Vera Cruz spricht, so darf man neben den Menschen einige Thierarten nicht vergessen, als da sind die Geyerart Zopilotes (mexicanisch zopilotl), Aasgeyer von schwarzer Farbe, die in Schaaren die Häuser bedecken und um sie herumfliegen und die Nacht zu Hunderten auf den Kirchendächern zubringen, wohlthätige Thiere, welche die Gesundheitspolizei versehen, und, mit den Hunden gut Freund, die Straßen säubern und auch die Umgegend von den Leichnamen gefallener Pferde und Maulthiere befreien. Ferner die Gavilanes, die oft, in Reihe und Glied, eine Wanderung nach dem Castel und von da zurück, unternehmen; und endlich die vielen quälenden Insekten, die hier ganz eingebürgert und von allen Arten vorhanden sind. Die bekannten Moskiten nöthigen die Einwohner ein Netz über ihr Bett zu spannen; der Wuth der schlafraubenden Flöhe, die besonders die Beine zerfleischen, kann man sich durch gar Nichts erwehren; und zuletzt hängt sich Einem vielleicht noch der Zancudo an, saugt sich mit dem Rüssel in die Haut, besonders in die Arme ein und schwillt zu einer kleinen Blutkugel auf.

Diese vielgeplagte Stadt hat nun noch einen vollkommenen Mangel an trinkbarem Wasser. Wasser findet man zwar überall auf 6 Fuß in dem Sandboden; da es aber von den in der Nähe liegenden Morästen kommt, so taugt es nicht einmal zum Waschen; doch giebt es einige Brunnen in der Stadt, welche die gemeinen Leute benutzen, ein solcher ist in dem Meson del Cosio, wo man das Vieh tränkt. Noch bedient man sich des Wassers aus der Zanja de Meganos, welches etwas besser ist als das

*) Der Peso beträgt 1 Thlr. 12 gr. preuß. Cour. und theilt sich in 8 Realen.

der Brunnen, und dann wird aus dem Rio de Tenoya Flußwasser geschöpft und auf Maulthieren und Eseln in kleinen Fässern zur Stadt gebracht und verkauft, den Eimer zu 1 Medio, welches ziemlich gut schmeckt, aber in zwei Tagen in Fäulniß übergeht. Von größter Wichtigkeit sind die Cisternen, in welchen das Regenwasser gesammelt wird, ihre Anzahl ist nicht unbedeutend, sie stehen aber nur den Reichen zu Gebote und sind meist schlechte Löcher, wenn man die im Franciscanerkloster ausnimmt, und besonders die im Fort, aus denen aber nur Militärpersonen Wasser bekommen.

Man hat den Mangel an gutem Wasser und den Gebrauch des schlechten für einen Hauptgrund der Ungesundheit von Vera Cruz gehalten, und wohl nicht mit Unrecht; man versuchte deswegen den Fluß Xamapa in die Stadt zu leiten; allein nach großen Geldausgaben mußte der fehlerhaft begonnene Versuch wieder aufgegeben werden. Der Bau ging denselben Gang, welchen alle dortigen Unternehmungen gegangen sind; unregelmäßig entworfen, kraft- und willenlos ausgeführt, kam der Plan zu keinem Ziel. Im J. 1704 bekam der königliche Ingenieur den Befehl, jenen Fluß mit der Stadt in Verbindung zu setzen, er fand sich aber in dieser bedenklichen Luft nicht wohl, und entschuldigte sich mit der Unthunlichkeit. Im J. 1756 wurde die Sache von Neuem berathen; die Kosten wurden auf eine halbe Million Pesos angeschlagen; für 360,000 Pesos baute man 3500 Fuß über dem Dorfe Xamapa einen Damm, der jetzt zur Hälfte wieder zerstört ist; die Einwohner mußten jährlich 36,000 Pesos Steuer auf Mehl geben, und man mauerte eine Wasserleitung von 2850 Fuß Länge; noch blieben aber 73,000 Fuß bis zur Stadt; im Jahr 1795 nivellirte man erst, und fand, daß man die Wasserleitung zu hoch und um 24,000 Fuß zu weit ab angelegt hatte. Statt dieses wirklich ungeheuren Unternehmens hätte man ein Dutzend tüchtiger Cisternen anlegen sollen, und wie wenig Geld würden diese gekostet haben! Zu gleicher Zeit ist wohl zu bedenken, was für eine Wichtigkeit für die Stadt, für den Fall einer Belagerung von der Landseite, hinlängliche Cisternen haben, und wie es, bei dem Mangel an solchen, mit der Haltbarkeit des Platzes aussieht.

Was die Umgebung der Stadt betrifft, so vervollständigt diese, eine reine Sandwüste, in der die Winde sogar die Spur der Wege augenblicklich verwehn, jenes Bild des Todes, das in diesem Orte Einem in mehrfacher Gestalt entgegenblickt; wäre nicht der imposante Anblick der See und tauchte nicht dann und wann die reicheres Leben versprechende Cordillerenkette vor dem mißmuthigen Blicke auf, so wäre dieser Ort der unglückseligste zu nennen, den es geben könnte. Nur am Südende der Stadt schließt sich an den mit Bänken versehenen (sonst übrigens in keiner Beziehung erwähnungswerthen) Paséo ein kleines Gehölz an, welches der einzige Promenadeplatz ist, den man haben kann; mitten hindurch führt ein Weg, der aber allmälig in tiefen Sand übergeht, nach einer kleinen Stunde kommt man zu einem Fortin, mit einer Casematte daneben, von wo aus man eine herrliche Aussicht auf die Stadt und den Hafen genießt. Weiter hin folgen Moräste, besonders zwischen der Stadt und dem Aroyo del Gavilan, wie die Cienaga Boticaria, de Arjona, Laguna de la Hormiga, el Espartal, la Tembladera. Dicht bei der Stadt ist der Sand festgetreten, aber die vom Winde gebildeten 25 — 48 Fuß hohen Sandhügel, Meganos genannt, die sich wie Mauern um die Stadt lagern, verändern alle Augenblick die Gegend. Ob nun auch in einiger Entfernung Vegetation eintritt und sich Gehölz anschließt, so bleibt doch der Boden tiefer, ermüdender Sand, so auf der Straße nach Orizaba wie auf der nach Santa Fé; auf beiden kommt man nach 1½ Stunden in den Wald, der sich, mit weniger Unterbrechung, bis Xalapa und Orizaba hinzieht; gegen die Stadt zu ist der Weg nur hin und wieder durch die traurigen Gerippe gefallener Maulthiere und große Felsen bezeichnet. Wenn man aus dem Innern auf Vera Cruz zukommt, wird man bei dem Heraustreten aus den bis dicht an die Stadt sich erstreckenden Sandhügeln mit einem Male durch den herrlichen Anblick der ganz nahe vor Einem liegenden Stadt und des großartigen Meeres auf eine höchst angenehme Weise überrascht.

Der Hafen von Vera Cruz, obgleich der beste auf der ganzen Ostküste, ist vielleicht einer der schlechtesten in der Welt, indem er eine Menge von Klippen und Sandbänken und einen unsichern Ankergrund hat und gerade gegen die gefährlichsten und stärksten Winde, die Nordwinde, keinen Schutz darbietet: er ist, um uns der Vergleichung der Soldaten des Cortes zu bedienen, eine Tasche, die sich zwischen Inseln und Sandbänke nach NW öffnet. An der Stelle, wo Vera Cruz liegt, bildet die Küste einen vorspringenden Bogen, hinter welchem sie sich wieder nach S und N zurückzieht, die Einbiegung nach S, Alvarado zu, heißt die Pampanos-Bai, in die ein kleines Flüßchen mündet; an einer zweiten Bucht, etwas südlicher, liegt die Punta de Mocambo. Die Einbeugung nach N heißt die Vergara-Bay, die das Flüßchen gleiches Namens aufnimmt; weiterhin tritt das Ufer wieder mehr in die See hervor; die äußerste Spitze hier nennen die Engländer den Bluff-point; etwas nördlich davon ist Punta gorda. Fünfhundert bis achthundert Fuß von der Küste ist das Meer überall seicht; unmittelbar vor der Stadt lagert sich eine Reihe von Sandbänken (shoals), und weiter seewärts sind links und rechts Felsen, zwischen denen nur der Mitte der Stadt und dem Molo gegenüber ein Durchgang mit Sandboden frei bleibt. Noch mehr östlich der Stadt gerade gegenüber, etwas breiter als sie, liegt die große Bank von Gallega, auf deren nordwestlicher Ecke, der nördlichen Hälfte der Stadt gegenüber, das Fort San Juan de Ulua sich erhebt; den nordwestlichsten Punkt der Bank nennen die englischen Seefahrer Soldier's Point. Westlich von der großen Bank folgt die Bank Galleguilla, und südwestlich von ihr die nur wenig über dem Wasser sichtbare Bank Blanquilla, in gerader Linie mit dem Westende der Gallega nach Süden die Bank la Lavandera, und südwestlich von dieser die Hornos-Spitze. Geht man von der Spitze Mocambo gerade nach O, so folgen auf einander die Bank und Insel Sacrificios, daneben nach N eine Untiefe, die Bank Arecife del medio, die Bank und Insel Isla verde, und die Bank Anegada de dentro. Der beste Ankerplatz befindet sich zwischen Ulua, der Stadt und der Lavandera, wo auch alle Schiffe beisammen liegen: mehr nach dem Eingange zu die mexicanischen Kriegsschiffe, das Linienschiff Con-

greso, früher Asia genannt, von 75 Kanonen, welches bis 1825 in Acapulco lag und bekanntlich durch Verrath der spanischen Besatzung, nebst der Brigg Constante, im Februar 1825 in den Besitz der Republikaner gerieth, die Fregatte Casilde, die Briggs Bravo und Libertad. Die Brigg Guerrero, das schönste Schiff, das in einer Marine gesehn werden kann, von den Engländern gekauft, wurde im Jahr 1828 von der spanischen Flotte, nach einem tapferen Gefechte und nach Tödtung der beiden Porter, Bruder und Sohn des mexicanischen Admirals, auf der Höhe von der Havanna erobert, die Brigg Cema, den Mexicanern vor dem Fort genommen; so daß gegenwärtig die mexicanische Seemacht nur aus jenen Schiffen besteht; dahinter die nordamericanischen, englischen und französischen Packetboote und Handelsschiffe, nebst den vielen kleinen mexicanischen Schoonern, welche die Küsten, besonders nach Süden, befahren; die englischen Fregatten, deren immer eine oder zwei hier stationirt sind, ankern gewöhnlich zwischen Sacrificios und dem festen Lande, in ehrfurchtgebietender Ferne. Das Einlaufen in den Hafen muß mit großer Behutsamkeit geschehen, um so mehr als die Lootsen gerade bei stürmischem Wetter sich der Schiffe nicht annehmen, sondern sich gern damit begnügen, ihren Lauf vom Molo aus mit dem Fernrohre zu beobachten; es sind ihrer nur zwei, sie gehören zum Personal des Hafenamts und werden nicht bezahlt; am Abend begeben sie sich an's Land, weil sie die Pflicht haben, dem Hafencommandanten über Alles Bericht zu erstatten. Bei eintretendem Sturme laufen selbst die Schiffe vor Anker die größte Gefahr.

(Fortsetzung folgt.)

Die Samojeden.

Religion, Sitten und Charakter.

(Schluß.)

Die religiösen Begriffe der Samojeden beruhen ganz auf mündlicher Ueberlieferung; denn dieses rohe Volk kennt keine Schrift. Sie glauben an einen höchsten und obersten Gott, den sie Noum oder Jelemoubart (Geber des Lebens) nennen. Dieser Noum hat allein und ohne Beistand irgend einer Person den Himmel, die Erde, und was darin ist, erschaffen. Er ist immer im Himmel, besucht nie einen andern Ort, weil ein Wesen wie er, der Urheber alles Guten, nicht auf der Erde wohnen kann, wo so viel Böses ist. Nichtsdestoweniger herrscht er über Himmel und Erde. Es giebt übrigens noch eine unzählige Menge von Halbgöttern oder Genien (tadebtsiy), welche Noum erschaffen hat, und die über die Erde verbreitet sind, so daß sich überall einer befindet. Sie sind Diener des Noum, gehorchen ihm aber nicht immer, denn sie sind für die Menschen die Ursache vieles Bösen, was ihnen Noum nicht aufgetragen hat. Sie theilen sich indessen nicht in gute und böse, sondern jeder Tadebtsiy ist bald das Eine, bald das Andere. Auch haben die Samojeden eine Ahnung von einer Fortdauer nach dem Tode, ohne daß sie jedoch — woran ihr natürlicher Stumpfsinn Schuld ist — daran denken, die Art dieser Fortdauer in Bezug auf das Schicksal der bösen und guten Menschen näher zu bestimmen. Noum verehren sie unter keiner Gestalt, denn sagen sie, wir wissen nicht, wie er als höchstes Wesen dargestellt werden könnte. Die Tadebtsiy schnitzen sie in Holz, geben ihnen menschliche Gestalt, hängen ihnen allerhand bunte Lappen und Riemen an, und setzen sie, das Gesicht gegen Sonnenaufgang gewendet, in den Wäldern, oder sonst irgendwo nieder. Diese Götzenbilder heißen Khaë; verändert eine Familie ihren Aufenthalt, so werden sie mitgenommen. Ehemals wurden ihnen auch Opfer gebracht. Oeffentliche Festtage zu feierlichen Gebeten und Ceremonien haben sie nicht. Ihr Gottesdienst beschränkt sich auf Privatandachten, die weder an Zeit noch Ort gebunden sind, und die in Opfern bestehen, welche von einem Einzelnen oder einer Familie, oder auf der Jagd und beim Fischfange, wo sie immer in Gesellschaft sind, von mehreren Familien gemeinschaftlich dargebracht werden. Man schlachtet ein Rennthier oder mehrere, indem man dabei ausruft, daß dieser oder jener Wunsch in Erfüllung gehen, dieses oder jenes Unglück abgewendet werden möge. Fleisch und Blut des Opfers werden an Ort und Stelle selbst verzehrt. Beim Gebete bedienen sie sich keiner auswendig gelernten Formeln, oder langer Anrufungen, sondern kurzer Ausdrücke des inneren Gefühls, z. B. Noum tad, Gott giebt, oder Noum arka, Gott ist groß ꝛc. Ehedem hatten sie auf der Insel Waygats, zwischen dem festen Lande und Novaïa Zemlja einen gemeinsamen Altar, zu dem alle Samojeden sowohl aus Archangelsk als aus Sibirien wallfahrteten. Es ist ein Vorgebirge, welches noch jetzt im Russischen Bolvanskoï nos, Kap der Götzen, heißt. Der Samojede schlachtete hier vor seinem Khaë ein Rennthier, tauchte die Finger in das warme Blut, und bestrich damit die Lippen des Khaë. Hierauf wurde das Rennthier in Gesellschaft verzehrt, und zum Schlusse der abgeschundene Schädel als Andenken an diese Festlichkeit über dem Haupte des Khaë auf einen Pfahl gesteckt. Dieser religiöse Gebrauch, den einige Samojeden vielleicht jetzt noch befolgen, erhielt sich bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Als Grund, warum die Mehrzahl ihn verlassen hat, wird angegeben, daß sich unter ihnen eine Sage verbreitet habe, derzufolge in der Luft zwei weißgekleidete Samojeden auf weißen Rennthieren gesehen worden wären, die mit gebieterischer Stimme gerufen hätten, man solle den Khaë's keine Opfer mehr bringen. Seit dieser Erscheinung, sagen die Samojeden, opfert man weder den Khaës Rennthiere, noch kommt man zum gemeinsamen Altar; alle Opfer werden dem Noum allein gebracht.

Die Stelle der Geistlichen, Lehrer und Priester vertreten eine Art von Gauklern, im Samojedischen Tadibeï, im Russischen Khoudesniki genannt. Die Samojeden betrachten sie als Heilige und Seher, mit denen die Tadebtsiy vertrauten Umgang pflegen, als Inhaber prophetischen Geistes und übernatürlicher Kräfte, und dadurch befähigt, den Menschen Gutes und Böses zu erweisen. Mit Hülfe ihrer Beschwörungen vermögen die Tadibeï Krankheiten herbeizuzaubern oder zu vertreiben. Wenn der Tadibeï anzeigen will, daß er göttliche Eingebungen erwarte, legt er ein heiliges Gewand aus grober Leinwand oder Rennthierfell an, und bedeckt sein Haupt mit einer Mütze, an deren

vorderen Rand eine Art von Kappe gesetzt ist, welche das Gesicht verhüllt. Hierauf schlägt er die Zaubertrommel (penzer). Diese ist oval; über das eine Ende, so wie über die Seiten ist Rennthierfell gezogen, das Uebrige ist offen. Im Innern sind Querhölzer angebracht, die zum Griffe dienen. Wenn der Tadibeï Gebrauch davon machen will, stellt er sein Instrument vorher ans Feuer, um das Fell mehr zu spannen. Das Stäbchen (ladouraptso), mit dem er sie schlägt, ist mit Leder überzogen. Sobald die Samojeden ihren Ton vernehmen, eilen sie in das Zelt des Tadibeï und setzen sich um ihn im Kreise. Der Zauberer beginnt seine Beschwörungen (sambologou), und fängt dann von Neuem an, zu trommeln, im Anfange ganz schwach, dann stufenweise immer stärker, endlich aus allen Kräften. Die Anwesenden fallen mit ihren Stimmen ein, verfolgen die verschiedenen Steigerungen, und schreien am Ende wie besessen: Noï! Noï! Noï! Hierauf beschwört der Tadibeï mit feierlichem Gemurmel die Tadebtsiv, und unterhält sich mit ihnen, worauf er endlich seinem Publikum im declamatorischen Tone die Geheimnisse vorträgt, welche ihm geoffenbart worden sind. Oft zwingen ihn die Tadebtsiv, sich mit der Hand oder einem Instrumente zu schlagen, oder er befiehlt einem Anwesenden, dieß ihm zu thun. Manchmal durchbohrt er seinen Leib mit einer spitzigen Ruthe (kharee), mit der die Rennthiere gespornt werden, oder er zieht einen ledernen Riemen (pokharcla) durch den Bauch, dessen Enden an beiden Seiten hervorstehen, spannt ein Rennthier daran, setzt sich in einen Schlitten, und fährt eine beträchtliche Strecke. Alles dieß thut er auf Befehl der Tadebtsiv, damit er für seine Schmerzen, die jenen wohlgefällig sind, die Erfüllung seiner Wünsche erlange. Dieses grausenhafte Schauspiel, welches die Samojeden für bezaubernd schön halten, dauert zwei bis drei Stunden, worauf der Tadibeï in der Regel ein Opfer für den Noum oder die Tadebtsiv anordnet. Der Inhalt seiner Weissagungen ist eine wichtige Angelegenheit; es handelt sich um eine natürliche oder angezauberte Krankheit; um das Wetter; um den Erfolg der Jagd; um die Deutung eines Traumes. Wenn während der Ceremonie von dem Körper des Propheten Blut rinnt, oder auch, wenn er in Folge seiner vorgeblichen Wunden den geringsten Schmerz leidet oder krank wird, so ist dieß ein Zeichen eines bevorstehenden Unglücks; fühlt er aber Nichts, so ist dieß von der allerglücklichsten Vorbedeutung. Was die Wunden betrifft, so glauben die Samojeden fest, daß sie im Augenblicke zuheilen, wo sie gemacht sind, ohne eine Spur zurückzulassen, außer an den Kleidern des Zauberers. Nicht alle Samojeden können Tadibeï werden. Dieß ist ein ausschließliches Recht gewisser Familien, in denen es auf Söhne und selbst Töchter forterbt, und wenn eine der letzteren einen gemeinen Samojeden heirathet, so trägt sie ihr Privilegium auch auf ihre neue Familie über. Die Tadibeï versichern, daß sie unter Anleitung eines erfahrnen Meisters unmittelbar von den Tadebtsiv unterwiesen würden, daß sie aber ohne einen besonderen Ruf der Geister sich nicht diesem Stande einverleiben könnten, auch wenn sie den sehnlichsten Wunsch dazu hätten. Der erforderliche Unterricht beginnt schon in der frühesten Kindheit. Sobald ein Kind, Knabe oder Mädchen, Einiges davon aufgefaßt hat, so erscheinen ihm die Tadebtsiv und zwingen es, in ihre Dienste zu treten. Ein berühmter Tadibeï giebt ihm sodann ein Penzer, unterweist es im Gebrauche desselben, und zeigt ihm die Art, sich gegen die Geister zu benehmen: so daß das Kind nunmehr mit den Dämonen in unmittelbare Verbindung tritt, und wenn es erwachsen ist, als vollendeter Tadibeï seine Beschwörungen anstellen kann. Die Tadibeï genießen keine Besoldung; sie leben, wie die übrigen Samojeden, von ihrer Arbeit. Wenn indessen Einer oder der Andere ihre Dienste in Anspruch nimmt, so verspricht er ihnen nach Maßgabe seines Vermögens eine größere oder kleinere Anzahl von Rennthieren. Gewöhnlich werden die Bedingungen im Voraus abgeschlossen. Geht dem Samojeden in Erfüllung, was er wünscht, so behält der Tadibeï die Rennthiere, wo nicht, so muß er sie zurückgeben. Dieß ist eine Clausel, die ausdrücklich hinzugefügt wird, wenn man sich über den Preis verständigt.

Heftiger Haß und heftige Liebe, diese beiden Haupthebel des menschlichen Herzens, sind bei diesen rohen Naturkindern seltene Erscheinungen. Selbst der Ehebruch zieht keine außerordentliche Folgen nach sich. Der Beleidigte giebt sich in der Regel mit einem mäßigen Geschenke von einem oder mehreren Rennthieren zufrieden, und die Schuldige wird mit einigen Schlägen zur Treue ermahnt. Vorsätzlicher Mord ist ebenso selten als Diebstahl, der beinahe unerhört ist, aber Todschläge bei Trinkgelagen kommen manchmal vor. Nur beim Branntweine verleugnet der Samojede den stillen und friedfertigen, düstern, in sich gekehrten und theilnahmlosen Charakter, der ihm eigen ist. Betrügereien sind eben so häufig, als bei anderen Völkern. Entstehen daraus Zänkereien oder gar Thätlichkeiten, so werden diese bald von den Einsammlern des Tributs geschlichtet, welche in diesem Falle das Amt von Friedensrichtern versehen. Das Hauptlaster der Samojeden, wie überhaupt aller nördlichen Völker, ist Trunkenheit, ein Laster, welches die Russen zum Vortheil ihrer Branntweinbrennereien nähren. Oft vertrinkt der Samojede in einem Augenblicke den ganzen Ertrag seiner Jagd und Fischerei, und behält nichts als den Tribut, welchen er zu entrichten hat. Viele sterben an den Folgen ihrer Ausschweifungen. Eine gleiche Leidenschaft haben sie für den Taback, den sie schnupfen, rauchen und kauen.

Obgleich die Polygamie bei diesem Volke erlaubt ist, haben die Aermeren in der Regel doch nicht mehr als eine Frau, und die Wohlhabenden selten mehr als zwei, höchstens drei. Haben sich beide Parteien verständigt, so kommt die Heirath mit Hülfe eines Brautwerbers (aïvouta) zu Stande, ohne irgend eine Feierlichkeit oder den Beistand eines Tadibeï. Auf das Alter nimmt man wenig Rücksicht. Ein Mann heirathet oft ein Mädchen, das noch nicht mannbar ist, und umgekehrt. Der Bräutigam zahlt für die Braut einen Kaufpreis, der nach Maßgabe seines Vermögens oder der Geschicklichkeit des Unterhändlers in einer größeren oder kleineren Anzahl von Rennthieren besteht; manchmal kommt auch die Schönheit der Braut in Betracht. Ein Reicher giebt gewöhnlich 100 bis 150 Stück, ein Wohlhabender 50, ein Armer 10 bis 30. Dagegen bringt die Braut als Mitgift eine Hütte nebst dem ganzen Hausrath zu einer

vollkommenen Wirthschaft und mehrere vollständige Anzüge für sich selbst, deren Zahl sich nach der Anzahl von Rennthieren richtet, die der Bräutigam gegeben hat; so daß man einen beladenen Schlitten gleich 10 Rennthieren rechnet. Auf die Schlitten mit dem Haushalt folgen stets zwei andere Schlitten: in einem sitzt die Braut, in dem andern sind Kleider für den Mann nebst allen erforderlichen Hausgeräthen. Vor jeden ist eines von den Rennthieren des Bräutigams gespannt, welche er dadurch zurückerhält. Die Heirath ist keine unauflösbare Verbindung. Die beiden Eheleute können, wenn sie Lust haben, ohne irgend eine Förmlichkeit sich trennen: nur büßt der Mann, der seine Frau verläßt, die Rennthiere ein, welche er für sie gegeben hat, während er im umgekehrten Falle sie sämmtlich zurück bekommt. Die Geschiedenen können unbedingt in eine neue Ehe treten, allein für eine geschiedene Frau giebt ein Freier bei Weitem Weniger, als für ein Mädchen. Wenn ein Samojede sich verheirathen will, so schickt er seinen Brautwerber, der sich von der Anzahl der Rennthiere unterrichtet, welche der künftige Schwiegervater verlangt. Am folgenden Tage kommt der Liebhaber selbst mit. Der Brautwerber geht in das Zelt; der Liebhaber bleibt so lange davor stehen, bis Alles entschieden ist. Jedesmal, wenn jener Etwas herunter gehandelt hat, kommt er heraus und sagt es seinem Freunde. Hat endlich der Vater den genauesten Preis angegeben, so klopft der Brautwerber in die Hände und der Handel ist geschlossen. Der Vater bewirthet nun den Bräutigam und seinen Freund, worauf er mit dem künftigen Schwiegersohn in dessen Hütte geht, um die Rennthiere in Empfang zu nehmen, von denen er jedoch vorläufig nur die Hälfte oder zwei Drittheile wegführt, und den Rest als Unterpfand für seine Tochter und deren Ausstattung zurückläßt. An demselben Tage versammelt der Bräutigam seine Verwandten und Freunde und besucht mit ihnen seine Geliebte. Sie bleiben vor der Thüre stehen und treten nicht eher ein, als bis der Brautwerber den zu beiden Seiten der Braut sitzenden Frauen ein Stück Tuch oder ein anderes Geschenk überreicht hat. Dieser nimmt alsdann seinen Platz ein; der Bräutigam setzt sich hinter ihm, und seine Freunde setzen sich der Reihe nach. Der Schwiegervater schlachtet ein Rennthier und macht das Fell dem Brautwerber zum Geschenke. Das Hochzeitessen beginnt damit, daß Branntwein eingeschenkt wird, wovon der Brautwerber die erste Schale, der Bräutigam und die Braut die zweite erhalten, der Rest unter die Gesellschaft vertheilt wird. Bei Tisch legt man den Brautleuten ihr Fleisch besonders vor, das sie zusammen verzehren, indem sie sich zugleich Liebe und Eintracht in ihrer Ehe geloben. Nach diesem Mahle gehen die Gäste nach Hause. Der Bräutigam bleibt allein bei seiner Braut in der Hütte, ohne jedoch irgend ein Recht des Gatten zu genießen. Am folgenden Morgen kehrt er in sein Zelt zurück und läßt seine Zukünftige von seinem Vater oder der ältesten Frau in seiner Familie abholen. Sobald sich das Mädchen seiner Hütte nähert, stellen sich ihre Verwandte und Freunde, die ihr vorausgegangen sind, in Spaliere und rufen ihr zu: „Irt amdy; agmy jouzida? nessér ilz, nebor ilö!“ (Richte dich auf! warum liegst du? Dein Vater lebt, deine Mutter lebt.) Sie fährt hinter ihrer Führerin auf einem eigenen Schlitten so schnell als möglich durch diese beiden Reihen, wobei ihr die Weiber ins Gesicht greifen und: „Saeta sovo!“ (schöne Gestalt!) rufen. Hat sie dieß dreimal gethan, so wird sie von der Führerin dem Bräutigam übergeben, der von diesem Augenblicke ihr Gatte ist und mit dem sie zusammenzieht, im Falle, daß beide mannbar sind.

Wenn eine Samojedin schwanger ist und ihrer Niederkunft entgegensieht, so zieht sie in eine Hütte, die eigens zu diesem Endzwecke erbaut ist und das unreine Haus (saemaï moediko) heißt. Eine andere Frau ist stets bereit, ihr Beistand zu leisten, und versieht das Geschäft der Hebamme. Die Kindbetterin muß, ehe sie entbunden wird, dieser oder auch allen anderen Frauen, die zugegen sind, gestehen, ob sie noch mit einem anderen Manne Umgang gepflogen, als dem ihrigen; und dieser ist zu einem gleichen Geständnisse verbunden, aber nicht in der Hütte, wo sie ist, und in welche er nicht kommen darf, sondern an einem anderen Orte. Die meisten bemerken die Anzahl ihrer Ehesünden auf einem Holze, welches sie im Voraus in die Hütte schicken, um einer Beschämung und den schadenfrohen Fragen der Weiber vorzubeugen. Dieser sonderbare Gebrauch gründet sich auf die eigene Meinung der Samojeden, daß ein solches Geständniß die schwangere Frau reinige und ihre Niederkunft erleichtere und befördere. Deßhalb sind auch die Frauen der Samojeden, wenn sie schwanger sind, in beständiger Angst bei dem Gedanken, daß ihre Männer die Wahrheit verleugnen könnten, und ziehen daher nicht selten einen Tadibeï zu Rathe, um die Hartnäckigen durch Zauberkräfte zum Geständnisse zu zwingen. Sobald ein Kind zur Welt gekommen ist, badet es die Hebamme in warmem Wasser, in welchem man Beifuß abgekocht hat; darauf wird es in eine Wiege gelegt, die einem langen Korbe ähnlich sieht. Man giebt dem Kinde ohne irgend eine religiöse Feierlichkeit einen willkührlichen oder einem zufälligen Umstande seiner Geburt entnommenen Namen, oder überläßt diese Sorge seinem Russen, der gerade zugegen ist, so daß jetzt viele Samojeden russische Namen haben.

Ist ein Samojede gestorben, so legen ihm die Weiber seinen besten Anzug an und wickeln ihn sodann in eine Decke von Rennthierfellen. Dem Ort gegenüber, wo er gestorben ist, macht man ein Loch in's Zelt und zieht den Leichnam durch, weil die Thür unrein würde, wenn man ihn aus derselben hinaustrüge. Man legt ihn auf den Schlitten, dessen er sich im Leben gewöhnlich bedient hat. Dann sucht ein Tadibeï mit Hülfe seiner Kunst zu entdecken, wo der Verstorbene begraben zu werden wünscht, und wirft zu dem Ende eine Art nach einem Baumstamme oder irgend einem andern Gegenstand. Ist sie eingedrungen, und läßt sie sich leicht wieder herausziehen, so ist dieß ein Zeichen, daß der gewählte Begräbnißplatz dem Hingeschiedenen gefällt; im entgegengesetzten Fall sucht man einen andern. Hat man endlich den rechten gefunden, so schlachtet man ein Rennthier und verzehrt es, spannt vor den Schlitten, worauf der Todte liegt, dessen Lieblingsrennthier, und der Leichenzug setzt sich in Bewegung. Ist der ganze Zug, Männer und Weiber, an Ort und Stelle, so zerschneiden die Weiber das Leder, in welches der Leichnam gewickelt ist, schlitzen ein jedes Stück seines Anzugs

ein Wenig auf und legen ihn in das Grab (khalmerdin). Das Gesicht ist immer gegen Westen gekehrt. Man giebt auch dem Todten Geräthschaften mit, deren er sich im Leben bedient hat, nimmt aber nur solche dazu, welche schon beschädigt sind. Das Grab wird zuerst mit Brettern, sodann mit Erde zugedeckt. Das Rennthier, welches den Schlitten geführt hat, wird auf den Grabhügel gestellt, mit dem Haupte zu den Füßen seines vormaligen Herrn, worauf sich vier Samojeden mit dreizackigen Gabeln auf dasselbe stürzen und es tödten. Ist es im Augenblick todt, so ist dieß ein gutes Zeichen, über das die Zuschauer eine große Freude äußern, hebt es aber den Kopf, oder macht es irgend eine Bewegung, so laufen sie erschrocken davon und schreien kläglich: wayenza, wayenza! (Wehe! Wehe!) weil sie dann glauben, daß einer von ihnen bald sterben müsse. Endlich zündet man ein großes Feuer an und wirft Thran, Speck, Brod und Taback hinein; zugleich knüpfen Alle ihre Kleider zu; Jeder nimmt eine Fischgräte in die Hand, der Tadibeï aber, oder ein Anderer von der Gesellschaft, zwei; und so schreitet man nach der Reihe, das Gesicht gegen Westen gewandt, über das Grab, indem ein Jeder seine Gräte zu den Füßen des Verstorbenen, und der mit zwei Gräten die zweite zu dessen Haupte in die Erde steckt. Stirbt ein kleines Kind, so bindet man es mit seiner Wiege an einen Baum, weil es die Samojeden für unbillig halten, diese unschuldigen Wesen mit Geschöpfen in einen Rang zu stellen, welche durch ihre verbrecherischen Handlungen die Erde entweiht haben. Manchmal, wiewohl selten, feiert man das Andenken eines Verstorbenen durch Feste; man schlachtet dann auf dem Grabe ein Rennthier. Nur dem Tadibeï werden zuweilen besondere Ehrenbezeigungen nach seinem Tode gezollt. Seine Familie führt eine Zeit lang seinen Kopf mit sich, weil man die Hochachtung, welche man einem so weisen Haupte erweist, als segensreich betrachtet.

Die Samojeden haben keine Schriftzeichen für ihre Sprache, die übrigens, wie man sich leicht vorstellen kann, äußerst dürftig und unvollkommen ist. Khouderow versicherte, daß kein einziger, wenigstens in Archangelsk, Russisch lesen oder schreiben könne. Da sie oft in den Fall kommen, ihre Unterschrift geben zu müssen, so nehmen sie eine Art von Chiffre an. Jeder hat seine eigene Chiffre, und wenn er zuweilen auch die seiner Eltern beibehält, so bringt er doch wenigstens eine so charakteristische Veränderung an, daß nie zwei Brüder ganz dasselbe Zeichen führen. Dieses Zeichens bedient sich der Samojede auch, wenn er von einem Nachbar Rennthiere, Geld und a. m. borgt und ihm darüber eine Art von Schein ausstellt. Dieser besteht in einem Holze, in welches er so viele Einschnitte gemacht hat, als ihm Rennthiere oder Münzen geliehen worden sind, und welches in zwei Hälften gespalten wird, wovon er die eine seinem Gläubiger giebt und die andere behält. Ein Jeder schneidet außerdem sein Zeichen auf denjenigen Theil, welchen er in Verwahrung hat. Mit Hülfe dieser Urkunde macht auch nöthigenfalls der Gläubiger seine Forderungen vor Gericht geltend.

Will ein Samojede einen Eid leisten, so macht er einen Haufen, im Winter aus Schnee, im Sommer aus Erde, in Form einer dreieckigen Pyramide. Er schlägt mit seinem Messer ein Stück davon ab und schwört, daß er vergehen wolle, wie der Schnee zerschmilzt, oder wie die Erde, welche auf den Boden fällt, wenn er seinen Eid nicht halte.

Die Samojeden sind so abergläubisch, daß sie Nichts von ihren einheimischen Wurzeln oder Kräutern als Arznei gebrauchen. Die Tadibeï wissen für Alles Rath; in einigen Krankheiten des Unterleibes öffnen sie mit einem Messer den Bauch und ziehen die Krankheit heraus. Die Samojeden versichern, daß diese Operation, welche natürlich ein Geheimniß ist, nicht den geringsten Schmerz verursache; so verblendet ist dieses Volk durch die groben Täuschungen einiger Gaukler, die sich seines Zutrauens bemeistert haben.

Der Streit der grammatischen und historischen Philologen in Frankreich.

Paris im Mai.

Ein wissenschaftlicher Prozeß hat sich in Paris entsponnen. Die Aktenstücke sind unvollständig nach London geschickt worden. Sie wurden dort um so einseitiger beurtheilt, als ein Franzose den Engländern nur die Mühe gemacht hat, den Urtheilsspruch zu übersetzen. Ich schicke daher die Akten nach Deutschland und zweifle nicht, daß dort beide Parteien eifrige Vertheidiger finden werden.

Die Zeit ist vorüber für Frankreich, wo die Akademien und gelehrte Gesellschaften über alle Fragen in letzter Instanz aburtheilten. Jetzt hat Jedermann seine Ansicht, und er hat sie nicht bloß für sich, sondern er spricht sie aus und weiß sie geltend zu machen.

Zuerst trat der Zwiespalt in dem Streite der Romantiker und Klassiker hervor. In dem Prozesse, wovon ich reden werde, ist ein neuer Zwiespalt zum Vorschein gekommen, worüber wir als Deutsche ein competenteres Urtheil haben: die Grammatik zankt sich mit der Geschichte. Wir als Romantiker sind parteiisch in dem zuerst genannten Streite, aber der zweite war in Deutschland so rege als irgendwo, bis endlich durch Heyne, Wolf und Böckh eine gütliche Vermittelung vorgeschlagen wurde, und jetzt besitzen wir in diesem Fache unparteiische Schiedsrichter genug.

Die beiden Parteien waren lange die friedlichsten, ja sie sind es gewissermaßen noch jetzt, denn sie haben in dem vorliegenden Prozesse ihren Anwalten keine Vollmacht gegeben. Es war eine Freude zu sehen, wie in der asiatischen Gesellschaft, welche so ausgezeichnete Mitglieder zählt, der freundschaftlichste Ton herrschte, bei dem die Mittheilung des Verschiedenartigsten keine Schwierigkeit fand. Allein seitdem in Frankreich die Neigung zum positiven Wissen immer mehr um sich zu greifen und die Literatur in eine neue Bahn zu leiten angefangen hat; verbanden sich die Freunde des Alten, die bisher allein Herren waren, unter eine Fahne.

Vor etwa zwei Jahren brach der Streit aus. Die Geschichtsforscher hatten Resultate gebracht und die dazu erforderlichen grammatischen Untersuchungen zu Hause gelassen; die Grammatiker lasen ihre Materialien und ließen die Resultate zu Hause. Ein Grammatiker, der von Indien bis in den äußersten Norden gereist war, und in den Pagoden, auf dem Weltmeer, in den Steppen und auf

den Eislogen Wörtersammlungen und Endungen zusammengetragen hatte, legte, zurückgekehrt, der asiatischen Gesellschaft seine Vergleichungen vor. Er hatte sogar ein Resultat und wollte damit den neuen, auf Sprachstudium und auf Geschichte gegründeten allgemeinen Ansichten einen derben Stoß geben. Die germanischen Sprachen boten ihm weniger Verwandtschaft mit den indischen und pelasgischen dar, als man bisher glaubte, und zum Beweise führte er das deutsche Wort Schwein an, welches er mit porcus verglich. Wie erstaunte er, als ein Mitglied das Wort Ferkel vernehmen ließ! Der Einwurf war einleuchtend, die Vorlesung wurde unterbrochen, und die Grammatiker trauerten über ihre Niederlage.

Aber ein andres Mal ließ Professor Schulz, der jetzt im Orient reist, eine Abhandlung lesen, worin er die Wichtigkeit der geschichtlichen Studien darthat. Diese Studien meinte er, zumal wenn sie aus den Quellen schöpften, hätten den Nutzen, uns die Völker, ihre Abkunft, Thaten, Entwicklung, Denkweise, kurz ihren Geist, kennen zu lernen. Es war nicht leicht möglich, dieß durchzuführen, ohne auf die einseitigen Gegner dieses Systems anzuspielen. Daher die Bemerkung des Präsidenten, Hrn. v. Sacy, zur Verwunderung eines großen Theils der Zuhörer: „Ich werde genöthigt seyn, diese Vorlesung nicht fortsetzen zu lassen?" Daher die Antwort des Prof. Schulz: „Ich ersuche Sie, Hr. Präsident, meinen Aufsatz auslesen zu lassen, damit man den wahren Zweck und den völligen Inhalt einsehe." Daher endlich der aufs Aeußerste gespannte Zorn der Grammatiker.

Nicht genug, daß bei der Jahresfeyer der Gesellschaft, in Gegenwart Sr. K. H. des Herzogs von Orleans, die Vertheidigung der Grammatik ergriffen wurde, worauf man gefaßt war, wobei aber der Verfasser sich besonders auf das Beispiel Reiske's stützte, der doch bei allen seinen grammatischen Forschungen einen geschichtlichen Zweck hatte; — nicht genug, daß, als die Mitglieder der Gesellschaft ihre Vorliebe für die geschichtliche Seite durch eine neue Wahl zum Ausschusse (Eyries statt Grangeret la Grange) an den Tag legten, die Grammatiker in der folgenden Sitzung über falsche Wahlen schrien und das folgende Jahr einem Mitgliede, dessen Anhänglichkeit für die geschichtliche Seite gewiß schien, keinen Stimmzettel ins Haus schickten — so daß die folgende Wahl, bei welcher zufällig eine Stimme entschied, verfälscht wurde — nein es sollte ein Beispiel statuirt werden. Schulz war längst zu einer Reise nach dem Orient vorgeschlagen, und nun wurden von der Grammatik alle Fäden in Bewegung gesetzt, diese Reise rückgängig zu machen. Dazu fehlte es ihr nicht an Mitteln. Durch Inversionen läßt sich Alles anders erzählen, als es wirklich geschah. Es fehlte ihr nicht an Conjunktionen, die Adjektiva regneten auf unsern Landsmann, diese und die Accusativa waren das letzte Mittel; die Dativa sparte man vielleicht für den englischen Schiedsrichter auf. Als aber die Regierung erklärte, daß auf keinen Fall das Versprechen zurückgenommen werden könne, als bereits Schulz abgereist war, wandte die Grammatik nach dem Ministerwechsel Alles an, der Geschichte kein Geld nach dem Orient zu kommen zu lassen. Vergebens. Daher die Appellation nach London.

Es ist nämlich Sitte in Paris, daß Unzufriedene die Klagen, welche sie nicht füglich in Paris drucken lassen können, nach London schicken; dann werden diese Klagen, oft von ihnen selbst, zurück in das Französische übersetzt, damit es heiße: So urtheilt England.

Zeitschriften, die nach selbständigen Grundsätzen geschrieben werden, geben sich nun in der Regel zu solchen literarischen Intriguen nicht her. Dagegen fand ein unberufener Grammatiker um so leichter Mittel, seine Appellation in das Asiatic Journal einrücken zu lassen, als diese Zeitschrift mehr zu denjenigen gehört, die der bloßen merkantilischen Speculation ihr Daseyn verdanken.

Der Verleger und Redakteur des Asiatic Journal ist ein großer Eklektiker. Treu dem englischen Grundsatze, welcher Viel für sich hat, daß alle Meinungen ausgesprochen und verfochten werden müssen, nimmt er Alles auf, was ihm in die Hand kommt. Die Schiffe der ostindischen Compagnie und die China-men bringen ihm monatlich einen unendlichen Ballast. Aber das Asiatic Journal zeigt besonders gerne europäische Bücher an, und diese Anzeigen gleichen oft den pariser Annonces, worin sich jeder Schriftsteller, zu 30 Sous die Zeile von 55 Buchstaben, erhaben, romantisch, klassisch finden läßt; mit einem Worte sie gleichen unsern Intelligenzblättern. So lange Buckingham's Oriental Herald noch nicht bestand, war der erwähnte Verleger alleiniges asiatisches Orakel für England. Ließ er einen calcuttischen Artikel nachdrucken, übertrug denselben ein französisches oder deutsches Blatt, kam er daraus in die russischen, darauf etwa in die dänischen Blätter, so gelangte er zuweilen wohl wiederum in das Asiatic Journal zurück, verkrüppelt, abgemagert oder aufgedunsen, und reisefertig, den alten Kreis von Neuem anzutreten.

In Paris aber erscheint eine Revue Britannique, ein gutes Blatt, insofern besonders, als es selten einen eigenen Fehler begeht, und ein Muster von Aufrichtigkeit, denn es hat mehrmals erklärt, es stehe für Nichts, was es sage. Nach dieser profession de foi wird man sich weniger wundern, daß die Revue Britannique den unsinnigsten Artikel, welchen je das Asiatic Journal enthielt, ins Französische übersetzte, wenn man anders hier von Uebersetzung reden darf; denn nicht der französische, sondern der früher erschienene, englische Artikel ist offenbar die Uebersetzung.

Der französische Correspondent ist aufgebracht und klagt den Fremden, daß ein Fremder nach Persien geschickt worden sey. Seine Anklage gegen Schulz ist eine wahre philippische Rede, und nur zu bedauern, daß der Namen des beredten Verfassers nicht als Autorität darüber steht. Er gehört zu den Advokaten, welche sehr stark im Anklagen sind, aber seitdem man gegen ihn geschrieben hat, ist er auf einmal mäuschenstill geworden.

„Hört, ihr Engländer, die französische Regierung hat einen Fremden nach Persien geschickt, und nicht nur einen Fremden, sondern einen Deutschen, nicht nur einen Deutschen, sondern einen Protestanten, nicht nur einen Protestanten, sondern einen Proselyten und nicht wegen seiner Kenntnisse, sondern aus Gunst, und obwohl Proselyt, ist er ein Deutscher geblieben, und bei den Deutschen ist Nichts so volksthümlich als ein Paradoxenmann, wer sich bei ihnen einen Namen erwerben will, muß den gebahnten Weg verlassen. Hört, ihr Engländer, bei euch hat immer der Eingeborne den Vorrang, aber in Frankreich ist der Fall immer umgekehrt, und die Regierung hat wiederum so verkehrt gehandelt, hat — etwa Unerhörtes gethan! Schon äußern sich die Folgen, seht die asiatis-

sche Gesellschaft, schon besteht sie aus Whigs und Tories und, beiläufig gesagt, die Chrestomathie des Hrn. von Sacy ist ein vortreffliches Werk!"]

Sie ist wirklich ein ausgezeichnetes Werk, aber das Lob des Anonymus könnte ihr schaden. Whigs und Tories giebt es nicht in der asiatischen Gesellschaft, denn sie hat Nichts mit politischen Ansichten zu thun. Der Kläger wünschte wohl, daß sie aus lauter Tories bestünde. Das Einverständniß der Mitglieder ist übrigens eben so gut, als in den Akademien, und das ist für Paris alles Mögliche. Und hat auch die Gesellschaft den Kläger nicht nach Persien gesendet, so hört sie doch geduldig in der Sitzung seine Bemerkungen an.

Meldete er sich übrigens zur Reise nach Persien? Nein. Hat er den Muth, durch das Kurdenland zu reisen? Das kann ich nicht errathen. Der Chodscha Schulz muß doch wohl in Konstantinopel sich zu benehmen gewußt haben, sonst hätte man ihm nicht die Bibliotheken eröffnet, die weder den frühern französischen Reisenden, noch Hrn. v. Hammer gezeigt wurden. Und warum griff der Kläger unsern Schulz nicht an, so lange derselbe in Paris war und sich vertheidigen konnte? Mehrere Jahre sind zwischen seiner Wahl und der Abreise verflossen.

Sollten die Deutschen Vorliebe für Paradoxen haben, so bürge ich dafür, daß dieser Vorwurf Schulz nicht trifft. Ein Mann, der so viele gründliche Kenntnisse besitzt, braucht das nicht. Schulz kennt die persische, arabische, türkische, chinesische, die alten, die hauptsächlichen neueren Sprachen, besitzt ausgezeichnete geographische und geschichtliche Kenntnisse; mit Hülfe dieser Kenntnisse hat er sich zu einer Reise vorbereitet, welche einen bestimmten, klar überdachten Zweck hat, persische Alterthümer aufzusuchen; welche paradoxe Ansicht hat er bis jetzt geäußert?

Daß Professor Schulz Convertit sey, ist nicht wahr. Hatte wirklich der frühere Minister der auswärtigen Angelegenheiten Vorliebe für Bekehrte, so ist es ein neuer Beweis von der Anerkennung des Verdienstes, welches sich Schulz durch seine Studien erwarb, daß er unbekehrt, als Protestant, als lutherischer Professor von einer katholischen Regierung einen ehrenvollen Auftrag erhielt. A. von Humboldt, Rémusat, Hase, Saint-Martin, das sind die Männer, auf deren Urtheil Schulz das Interesse der Regierung erregte, nicht die vorgebliche Bekehrung, nicht seine Paradoxen, nicht Gunst.

In England, meint der Kläger, wird das eingeborne Unverdienst dem auswärtigen Verdienst vorgezogen, und auch dieß ist eine Verleumdung. Einer der ausgezeichnetsten franz. Gelehrten, dem alle Nationen gleich sind, wenn es das Wohl der Wissenschaft gilt, hat jene Behauptung so schlagend widerlegt, daß die Unwissenheit des Klägers in ihrer ganzen Blöße dasteht. England sowohl als Frankreich nahmen jederzeit ausländisches Verdienst auf. Dieser Aufnahme dankte Frankreich seinen Hase, seinen Visconti, und früher Vansleb aus Thüringen, der für Colbert reiste, und den Schweden Otter. Schweden und Holland [illegible] den Westphalen Kämpfer auf Reisen. Die holländisch-ostindische Kompagnie sandte den Schweden Thunberg nach Japan. Und Englands große Reisende: Hornemann, Solander, beide Forster, Burckhardt, waren sie Engländer? Die neu entstandene Universität zu London besitzt mehrere deutsche Professoren; der franz. Künstler Linant, der so eben mit dem jüngern Laborde die wichtigsten Entdeckungen in Arabien gemacht hat, reist auf englische Kosten, der Franzose Adalbert de Chamisso auf Kosten Preußens. Ja England, Frankreich und andere Staaten, trugen von jeher den Fremden, deren Werth sie schätzten, sogar politische Unternehmungen auf. Der frühere österreichische Gesandte zu Paris, H. v. Vincent, ist ein geborner Franzose; Pozzo di Borgo, russischer Botschafter in Frankreich, ist in Corsica geboren. Der Künstler, der Gelehrte, der Staatsmann ist in dem Lande zu Hause, wo er sich bildete, dem er seine Leistungen schenkt; das Reich der Wissenschaft und Kunst erkennt keine politische Grenzen, ist nicht getrennt durch Sprache und Glauben; nur die Mittelmäßigkeit ist an die Scholle gebunden.

Die Antwort auf die Anklage blieb übrigens nicht aus; ein berühmter pariser Geschichtsforscher rückte zu Felde, der Oriental Herald trat auf seine Seite, so daß das Asiatic Journal und die Revue Britannique, welche der Grammatik zu Gebot standen, bald für gut fanden, sich in ein bescheidenes Stillschweigen zurück zu ziehen.

Zu Ende dieses ersten Feldzuges waren die Geschichtschreiber bedacht, alle Einzelheiten zur genauen Kenntniß desselben zu sammeln, und es ergab sich Folgendes: Nicht Grangeret la Grange, der frühere General en chef, hatte in London und Paris die Kriegsbulletins geschrieben; durch vorläufige unglückliche Scharmützel gewarnt, hatte die Grammatik das Kommando einem kühneren Streiter übertragen. Die Feldherren der neueren Zeit kämpfen zwar nicht mehr, wie die alten Heroen vor den Reihen ihrer Krieger, sondern halten sich erhaben über dem Kampfplatz oder lassen sich etwa in's Centrum nehmen; und doch erkannte man am Stilet, Wendungen, Manövres u. s. w. deutlich — Hrn. Garcin de Tassy!

(Schluß folgt.)

Stürme in Bengalen.

Der herrschende Wind in den Ebenen von Tirhut, einem District von Bengalen, ist der S O, der vielleicht 300 Tage des Jahres weht und fast immer mit Heftigkeit. Die fürchterlichsten Stürme finden dagegen während des heißen Wetters und vor dem Anfang der Regenzeit Statt. An einem außerordentlich heißen Tage, während das Thermometer auf 36° oder 38° steht, bilden sich plötzlich schwere schwarze Wolken am Horizont, die binnen einer oder zwei Stunden den ganzen Himmel überzogen haben und in einem entsetzlichen Orcan, mit Donner und Blitz, Regen und, im Beginn der heißen Jahreszeit, mit Hagelsteinen von der Größe eines Hühnereis, losbrechen, wodurch die Temperatur binnen einer Viertelstunde auf 15° oder 20° reducirt wird. Diese Stürme dauern indessen selten länger als zwei oder drei Stunden, und das Thermometer nimmt dann bald wieder seinen frühern Stand ein.

Asiatic Journal.

Trauer der Chinesen.

Der Tod von Vater oder Mutter macht in China einen Beamten drei Jahre lang unfähig, sein Amt zu versehen, und er muß, selbst als Gouverneur einer Provinz, dasselbe auf der Stelle niederlegen. Nur für die Mandschu-Beamten ist die Trauerzeit durch die Gesetze auf 100 Tage beschränkt.

Canton Register.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 181. 30 Juni 1829

Vera Cruz.

(Fortsetzung.)

Für den Hafen und die Stadt hat das mit großem Kostenaufwande kühn in das Meer hinein gebaute Castell San Juan de Ulua die größte Wichtigkeit. Es liegt 800 Schritte von der Stadt, wie schon gesagt, auf der nordwestlichen Ecke der großen Bank la Gallega. Der Name Ulua ist aus dem Mexicanischen und hatte folgenden Ursprung. Es war gerade der Johannistag, als Juan de Grijalva im Jahr 1518 auf der kleinen, oft vom Meere überschwemmten Sandinsel landete, und so gab er ihr den Namen des Heiligen, zugleich seinen eignen, San Juan; er fand daselbst zwei frisch geopferte Leichname, und durch Zeichen fragte er die Indianer nach der Ursache des Opfers, worauf diese mit den Worten: Acolhua, Acolhua (der Name der Bewohner des mexicanischen Thals), nach Westen zeigte, indem sie damit andeuten wollten, es sey auf einen Befehl von dorther geschehen; dieß Wort verstümmelten die Spanier in Ulua (es darf also weder Ulloa noch Uloa geschrieben werden) und nannten die Insel, zum Unterschiede von San Juan de Puerto Rico, San Juan de Ulua. Das Fort ist geräumig, führt 366 Kanonen und Mörser, enthält ein Zeughaus, einen Waffensaal, schöne Wohnungen für 1000 Mann Besatzung (gewöhnlich zählt diese nur 600 Mann), außerdem Hütten für Handwerker und die sogenannten Vancheros del Castillo, die hier ihre Buden aufgeschlagen haben. Viele von diesen, wie von der Garnison, begeben sich am Sonntag, zur Messe und zu Vergnügungen, in die Stadt und kehren am Montag früh, von ihrem Rausche hergestellt. Männer und Weiber im bunten Gemisch, in einem großen Boote nach dem Castell zurück. Die quadratförmigen Festungswerke nehmen sich in der Ferne als ein hübsches, regelmäßiges Ganzes sehr vortheilhaft aus, weniger in der Nähe, wo die Spuren der letzten Belagerung zum Vorschein kommen, da an ein Ausbessern nicht zu denken ist. Den Mittelpunkt bildet eine Sternschanze; rings herum, von dem Innern durch einen Canal ohne Brücke getrennt, lauft ein Wall mit zwei Eingängen, von N und S. Die Ostflanke hat eine besondere Vormauer mit Thor; eine unterirdische Verbindung mit der Stadt ist nicht vorhanden. Am westlichen Ende der nördlichen Flanke, auf einem viereckten Aufsatz, steht der grüne Leuchtthurm; der Bau desselben hat das Consulat 120,000 Pesos gekostet, man findet aber selten für gut, Feuer auf ihm zu unterhalten. Auf der Westseite, und etwas nach Norden, sind unten an der äußern Mauer große eiserne Ringe angebracht, deren sich manchmal die Schiffe bedienen, um nicht von Anker getrieben zu werden. Am südlichen Ende dieser westlichen Flanke erhebt sich über die äußere Mauer eine innere mit Bastei und Thurm, an der südlichen Flanke ist eine Pallisadenreihe, über die ein Haus emporragt.

Bewohnt ist auch die Insel de los Sacrificios. Wie in San Juan de Ulua waren es auch hier die Menschenopfer, welche den Spaniern bei ihrer Ankunft auffielen: daher der Name de. Insel, denn Grijalva sah hier 6 — 7 zerstückte Leichname auf den Stufen eines mit einem schrecklichen Götzen ausgeschmückten Tempels liegen. Sie ist ein Sandhügel, von einer halben englischen Meile Länge, und enthält einige ärmliche Hütten von Indianern, die etwas Getraide bauen, einige Ruinen aus dem Alterthume und Festungswerke.

Wenn man auf den Hafen zuschifft, sieht man die nördliche, beim Herumbiegen die westliche Flanke des Castells, rechts die Kuppeln der Stadt. Links sieht man eine große Brandung, nachher schwarze Flecken am Saume derselben, es ist die Bank Gallega; die Brandung ist gleich stark auf beiden Seiten der Bank, auch bei Sacrificios; hoch spritzt der Schaum.

Dicht bei der Stadt, in S, sieht man eine zerstörte Schanze, dann einen grünen Plan mit wenigen Häusern, vor welchen man Pferde waiden läßt; dann kommt ein schönes großes Haus, mit rundem Aufsatz, oben mit einem Knopfe, rothgelb angestrichen; dabei liegt wieder eine Schanze, die auch ziemlich ruinirt ist, mit Sandhaufen vor der Fronte, und dabei das Fort Santiago. Hier schließt sich die Mauer an und zieht sich vor der ganzen Stadt hin. Die Stadt scheint ganz und gar keine Breite zu haben und nur aus einer einzigen Häuserreihe zu bestehen; doch blickt man an mehreren Stellen in die Querstraßen hinein, besonders nach N, wo man den Molo bemerkt, der von Kaufleuten, Indianern und Soldaten wimmelt. Weiter gegen Norden erscheint, an Haufen von Pferden, Maulthieren und Reitern erkennbar, das Ufer entlang, die Straße nach Xalapa; unmittelbar am Ufer selbst, auf der Süd- wie auf der Nordseite, überall Nichts als Sand, der sich bis mitten in die Stadt hinein erstreckt und die

Häuser und Thürme überragt. Hin und wieder etwas gefärbter Wasen, wie Heide, selten etwas Busch. Im Meere immer Trümmer gestrandeter Schiffe. Die wenigen Spuren von Grün entschädigen das Auge nicht für den Anblick einer unermeßlichen Sandwüste, und nur, wenn bei hellem Wetter über der Stelle, wo nach Norden die Küste mehr an das Fort hinangeht, sich in heitrer Bläue die Cordillerenkette mit dem Pic von Orizaba und dem Coffer von Perote, zeigt, faßt das ängstliche Gemüth frische Hoffnung für die auf jener Hochebene zu genießende Entschädigung; diesen schönen Genuß kann man gewöhnlich nur des Morgens haben. Dann zeigt sich auch in Süden der 4 Leguas von der Küste entfernte Vulkan von Tuxtla, der hoch über die Sierra de San Martin hinwegschaut. Das häufige Läuten der vielen Glocken wird man, je nach dem Winde, an einem Tage zum Ueberdruß, am andern gar nicht vernehmen. Bei Nacht wird die Stelle der Stadt bezeichnet durch eine Reihe von 16—20 Laternen, die in der Dunkelheit wie aus dem Wasser hervorzuleuchten scheinen. — In den Monaten Februar bis April wird man manchmal des Abends durch den Anblick von Feuern überrascht, die am Horizonte aufleuchten; es ist das Maisstroh auf den Feldern, welches für die Saatzeit verbrannt wird und zum Düngen dient; oft greift es weit um sich, und man muß oft mitten zwischen den Flammen, wenn der Weg gerade zwischen zwei brennenden Feldern durchgeht, mit Noth durchreiten. Auch fragt man sich wohl, warum aus den Häusern kein Rauch zu bemerken sey. Dieß kommt daher, daß man im ganzen Lande Kohlen brennt. Um 8 Uhr Morgens und um 5 Uhr Abends läßt sich die militärische Musik hören (tocar a la lista), Trompeten, Hörner, Trommeln; man spielt den Nationalmarsch. Darauf wird eine Kanone ersten Ranges gelöst, deren starker Donner auf weite Entfernungen gehört wird, und dem Lande die Wachsamkeit der republikanischen Waffen beurkundet. So wie dieß um 8 Uhr Abends geschehen ist, schlagen die Glocken im Fort alle 5 Minuten, und eben so oft hört man die Wachen einander zurufen. Am Sonntage weht die dreifarbige mexicanische Flagge auf dem Fort Santiago der Stadt und auf dem am Südende der westlichen Flanke des Castells befindlichen Thurme.

Sobald ein Schiff im Hafen Anker geworfen hat (zu signalisiren braucht es nicht, denn es giebt hier weder Sanitätspolizei, noch Quarantäne), so erscheint in einem Boote mit mexicanischer Flagge der Capitan del Puerto, mit einem Dolmetscher (der Spanisch, Französisch und Englisch versteht) und einem Official de Correo, und revidirt die Pässe. Gleich darauf kommt der Zollofficiant an Bord und wacht über Alles; an Sonn- und Festtagen hat er die Erlaubniß von Bord zu gehen, doch verschließt er den Schiffsraum. Wenn man das Schiff verläßt, landet man auf dem Molo und tritt durch das Wasserthor in die Stadt; im Thore befindet sich gleich rechts der Douanenposten, wo dem Reisenden die Effecten durchsucht werden; hat er zollbare Sachen bei sich, so wird er mit ihnen nach der Stadt-Douane, auf der Plaza mayor, geführt. Wenn man seine Reise ins Innere antritt, so versäume man ja nicht, sich in Vera Cruz vom Commandanten eine licencia de armas auszuwirken, wie man sie auf allen Reisen in Mexico haben muß, weil sonst jeder Zollbeamte Einem die Waffen abnehmen kann. Ebenso muß man sich eine Guia für seine Baarschaft verschaffen, worauf man, außer 250 Pesos, die gut gethan werden, 4½ Procent zahlen muß, wenn man das Land verläßt; alles nicht angegebene Geld kann jeder Officiant (Leute, die sich mit dem Zählen desselben gerne beschäftigen) sofort wegnehmen. Wenn man aus dem Innern in Vera Cruz ankommt, so muß man am Thore die Waffen an die Wache abliefern, kann sie sich aber darauf sogleich, gegen Vorzeigung der Licencia, wieder ausbitten; die Effecten muß man nach der Douane bringen und da durchsehen lassen. Vor der Abreise aus Mexico hat man seinen Paß in Vera Cruz gleichfalls visiren zu lassen und Guias für seine Sachen in der Douane zu lösen; denn wenn man sich einschifft, wird alles Gepäck von der Zollwache im Wasserthore, auf offener Straße, durchgesehen und das Geld nachgezählt; kurz vor der Abfahrt stellt sich der Hafencapitän noch einmal an Bord ein und untersucht die Richtigkeit der Pässe. Die mexicanische Regierung nimmt sich der Briefbeförderung zur See nicht an, sondern überläßt dieß Geschäft fremden Packetboten, sie erhebt aber eine starke Abgabe von abgehenden Briefen, daher man sowohl Briefe, die man selbst mitnimmt, als auch solche, die man von Bekannten zur Zusteckung an den Capitän oft zu großen Haufen bekommt, wohl verbergen muß.

Die Plagen von Vera Cruz, die diesen Ort zu dem gefährlichsten in der Welt machen, sind die Nordstürme und das gelbe Fieber, jene vom October bis März, dieses vom März bis October, so daß das Jahr sich zwischen dieser doppelten Gefahr theilt und der Fremde immer eine von beiden, oft beide, zu fürchten hat. Die Nordwestwinde (Nortes) halten in jener Jahreszeit 3—4, auch 10—12 Tage an; im September und October sind sie selten, am Stärksten im März, seltner wehen sie vom Mai bis August, und heißen dann Nortes del hueso colorado. Man läßt sich indeß lieber diese Winde gefallen, als daß man in der Jahreszeit des Fiebers reist, so daß fast jeder Fremde, er mag kommen oder gehen, sey es unter Segel oder Anker, oder daß er auf die Abfahrt wartet, ihre Gewalt erfährt. Sehr oft trifft es sich, daß sie das Schiff überraschen, wenn es dem Einlaufen in dem Hafen nahe ist, worauf gleich umgekehrt und die hohe See oft für eine lange Zeit gesucht werden muß, ein Schicksal, dessen sich die Mehrzahl der Reisenden zu getrösten hat; am Meisten haben jedoch die Schiffe im Hafen selbst sich davor zu fürchten; man liegt deshalb gewöhnlich unter 2 bis 3 Ankern, man befestigt die Schiffe durch Taue an den Ringen des Castells, und dennoch werden sie oft, mit Verlust der Anker, fortgetrieben, gerathen in den Canal zwischen Sacrificios und Isla Verde, und von da in 24 Stunden nach Campeche, wenn sie nicht gar an der Küste in Trümmer gehen.

Starke Hitze, Windstille und Wetterleuchten am Abend, was in Vera Cruz sehr häufig ist, sind die gewöhnlichen Vorboten; das Quecksilber wird unruhig, ein sanfter Landwind (terral) von WNW setzt sich an, dann folgt ein sanfter Tropenwind, zuerst aus NO, dann aus S; die Hitze steigt immer mehr, Steine und

Holz werden naß, die Gipfel des Orizaba, Perote, der Sierra von Villa Rica, und besonders von San Martin, verlieren ihren ewigen Nebel, dagegen hüllt sich ihr Fuß in Dünste ein; es folgt eine vollkommne Windstille, dann plötzlich bricht der Sturm los, wüthet stoßweise, wie alle Stürme; die Häuser der Stadt beben, man kann nur mit Mühe sich auf der Straße aufrecht halten; die Brandung wächst furchtbar, die Wellen schlagen durch die Schießscharten und über die Mauer in die Stadt, in und hinter der Stadt weht dichter Staub, und ungeheure Sandsäulen kommen in Bewegung; dabei ist der Himmel oft klarer Sonnenschein, nur einzelne, scharf gestrichene Wolken zeigen sich; eine zerrissene Scene bietet sich vom Hafen aus dar; das Rauschen des Windes, und das Brausen der Brandung und der Wellen, und das Schwanken des Schiffes, für dessen Schicksal man in jedem Augenblick besorgt seyn muß, vermehren in der Finsterniß der Nacht die Schrecken der Elemente. An solchen Tagen sind die Fahrzeuge von aller Verbindung mit der Stadt abgeschnitten, kein Mensch kann auf dem Molo bleiben, kein Boot kann es wagen auszulaufen, und wenn es doch geschieht, so warnen dagegen tägliche Unglücksfälle, da Schiffe scheiterten, oder sich im Augenblick mit Wasser füllten und untersanken. Springt der Wind durch Süd in Ost über, so hält der Sturm an, springt er aber durch NO in Ost, so setzt er sich in einen schönen Tropenwind (fine breeze) um.

Uebrigens bringt diese Plage die Erleichterung einer größeren, des Fiebers; die Luft wird gereinigt und abgekühlt, und das Fieber, wenn es bereits eingetreten ist, läßt für mehrere Tage nach. Die Hitze ist in dieser Meeresniederung, in dieser Sandebene, wo die Temperatur der Meganos auf 48 — 50° Reaum. steigt, oft unerträglich. Auf die hier residirenden Europäer äußert sich ihre Wirkung zunächst darin, daß sie alle Farbe verlieren. Das schlechte Wasser und die durch die nahen Moräste, die bei den Eingebornen auch Wechselfieber erzeugen, verpestete Luft sind nur Nebenursachen des gelben Fiebers oder schwarzen Erbrechens (vomito prieto, the black vomit); hauptsächlich ist es der schnelle Wechsel der Temperatur, welcher die Krankheit zwischen der Mündung des Flusses Antigua und Vera Cruz einheimisch macht; sie fängt an mit 24°, im Februar, doch da noch sehr schwach, und wächst fortwährend, bis sie im September und October ihre größte Stärke erreicht; in diesen Monaten herrscht zwar nicht mehr die größte Hitze, aber die Hitze wirkt da erst, vereint mit der durch die Regen vom Juny bis September angefeuchteten Athmosphäre; im November, December und Januar, dem kältesten Monate, ist die Stadt dagegen fast ganz frei; doch sind in diesem Punkt nicht alle Jahre gleich. Für den zur See Ankommenden vermindert sich wegen der nur allmäligen Zunahme der Hitze auf der Fahrt nach Süden die Gefahr, die für den schnell von dem kälteren Plateau Herabsteigenden zunimmt; während sie für die, welche in Vera Cruz geboren und immer geblieben sind, ganz verschwindet. Die Krankheit befällt nur die Auswärtigen; Strapazen, Furcht und Niedergeschlagenheit tragen sehr zur Beförderung des Uebels bei; so auch die faulen Dünste, welche die bald von der Sonne durchglühten, bald von Regen aufgeweichten Moräste aus ihrem von todten Insekten und Vegetabilien aufgährenden Schooße entsenden; und endlich die Hemmung des Luftzuges durch die Stadtmauer und die Meganos, und das häufige Zusammendrängen vieler Menschen in kleinen Häusern. Sonderbar, daß die Krankheit das weibliche Geschlecht weit weniger hart anläßt. Eis und kühles Trinken, Räuchern mit acetum muriaticum oxygenatum im Schiffe und Zimmer sind räthliche Vorsichtsmaßregeln, allein auch diese wollen nicht Viel helfen: ein Aufenthalt von einigen Stunden kann tödtlich seyn: daher muß, wer kommt, nur im Fluge durch die Stadt eilen, wer geht, so lange am Bord bleiben, bis Alles zur Abreise in Bereitschaft ist, und die Abfahrt in Santa Fé oder Medellin erwarten, wenn man sich nicht lieber kühn auf sein Geschick verlassen will; Reisen bei Nacht ist keine Vorkehrung. Ansteckend ist die Krankheit nicht, die innere Constitution des Menschen in Collision mit der Oertlichkeit bringt sie unabhängig hervor; wer sie einmal überstanden hat, bekommt sie gewöhnlich nicht wieder. Kopfschmerzen, Schwäche in den Lenden und Knieen und um die Augen, das Sichgelbfärben des Sternes sind die ersten Symptome, am zweiten Tage bricht oft die Krankheit schon mit ganzer Gewalt los, und am dritten ist man vielleicht eine Leiche; gewöhnlich dauert sie 6 — 7 Tage. Der Krankheitsstoff erstreckt sich nur auf die Nähe von Vera Cruz; die Hacienda del Encero, 2050 Fuß hoch über dem Meere, bildet die Grenze; doch bricht sie oft erst in Xalapa aus. Viele sterben auf dem Wege dahin, im Dorfe de la Antigua, in der Hacienda del Muerto, in la Rinconada, oder Cordo. Obgleich keine radicale *) Heilmethode bekannt ist, so werden doch durch zeitige Hülfe Manche noch gerettet; in dem Hospital San Juan stirbt im Durchschnitt ⅓, in dem von Loreto ⅓; ohne Hülfe ist aber das Aufkommen bedenklich. Die größte Sterblichkeit zeigt sich unter den aus dem Innern anlangenden Maulthiertreibern, Soldaten und Presidiarios; von diesen sterben zuweilen ⅔, daher Harrieros im Sommer ungern hergehn und sich theuer bezahlen lassen. Wer es immer möglich machen kann, vertauscht während der Fieberzeit den Aufenthalt in Vera Cruz mit dem in Xalapa: so der Gouverneur des Staats, der Commandant, früher der spanische Intendant. Aus demselben Grund hat auch der Congreß des Staates immerwährend seinen Sitz in Xalapa.

Zum Handel ist Vera Cruz sehr gut gelegen, leider aber muß, wenn der Handel bedeutend werden soll, zuvörderst im spanischen America Manches anders werden als es jetzt ist — und dieser Zeitpunkt dürfte noch ziemlich fern seyn; die Schlechtigkeit des Hafens wird aber nie aufhören ein Uebelstand zu seyn, sollte auch ein anderer Uebelstand, der Mangel an guten Straßen und Wasserverbindungen mit jenem Zeitpunkt beseitigt werden. Demungeachtet war Vera Cruz immer der erste Handelsplatz von Mexico und wird es wahrscheinlich bleiben, wie gering auch die Bedeutung dieses Namens factisch ausfallen mag, da man auf der Rhede gegenwärtig in der Regel kaum auf 12 Handelsschiffe rech-

*) Quecksilber und Chinarinde helfen Nichts, dagegen wird empfohlen, stündlich 100 Tropfen Schwefeläther mit 70 Tropfen Opium zu nehmen, und von den einheimischen Aerzten werden große Dosen von Oehl mit Glück angewandt.

nen kann, während in der spanischen Periode jährlich 500 anlangten. Die Ausfuhr betrug unter der spanischen Regierung 25 Millionen, die Einfuhr 15 Millionen Pesos. Der Gang des alten Großhandels war sehr einfach: die mexicanischen Erzeugnisse wurden in Vera Cruz aufgeschichtet, eben dahin wurden die mit der Manila-Galere angekommenen Waaren Ostindiens und Chinas über das Gebirge, Mexico, Puebla und Xalapa gebracht. Alle zwei bis drei Jahre erschien dann die spanische Flotte, die Schätze, welche derselben hier harrten, in Empfang zu nehmen; worauf eine der prachtvollsten, zugleich einfachsten Messen hier gehalten ward; die Flotte überwinterte gewöhnlich und segelte im März ab, als Silberflotte nach Spanien zurückkehrend. Activen Seehandel hatte das Land fast nie, hat ihn auch jetzt nicht; es besitzt wenig Kauffahrer, fast nur Schooner, die nördlich nach Tampico, und südlich nach Alvarado, Tabasco und Campeche fahren, und das ist der ganze active Handel; Gelegenheit zum Schiffbau ist gar nicht vorhanden, kaum zu den elendesten Reparaturen, obgleich die Wälder von Xalapa Schiffbauholz und der Coffer von Pero Mastenholz enthalten — gebaut kann nur in den westlichen Häfen werden. Nach Westindien können die Mexicaner wegen der starken dort befindlichen spanischen Flotte nicht fahren; der Handel nach Europa wird durch Engländer, Franzosen und Deutsche betrieben, und kann nie bedeutend seyn, da die Mexicaner Wenig brauchen, und das Wenige größten Theils im Lande besitzen; die Zölle, die Transportkosten im Innern und die Preise im Lande sind zu hoch, als daß die Fremden an den ausgeführten Artikeln einen großen Vortheil haben könnten; daß sie an den eingeführten noch weniger verdienen, kann jeder sich an Ort und Stelle sagen lassen und mit sehenden Augen sehen. Doch ist hier nicht der Ort, über den mexicanischen Handel im Allgemeinen zu sprechen.

Die Verbindung der Stadt *) mit Europa für Reisende hat sich seit der Republik ziemlich vervielfacht; die Hinfahrt von Europa ist nicht theuer; man hat jedes halbe Jahr Gelegenheit mit Kauffahrern von Hamburg und Bremen für 130 Thaler; dann sind monatliche Packetbootverbindungen mit Falmouth und Bordeaux, und 14tägige mit New-York; von Bordeaux fahren die Schiffe Esteva, Courrier du Mexique u. a., von New-York Virginia, Eliza u. a. Zur Rückkehr hat man von Vera Cruz oft Gelegenheit nach New-Orleans, von wo man die interessante Tour mit Dampfboten auf dem Mississippi bis Pittsburg, von da mit den Postwägen über Washington nach New-York machen kann. Auch geht ein englisches Packetboot nach der Havana. Es ist sehr vortheilhaft, den Weg über New-York zu nehmen, von da gehen alle 14 Tage Packetbote zu 150 Pesos nach London, und zu 140 nach Havre, denn wenn man sich in den Vereinigten Staaten nur kurze Zeit aufhält, kommen die Kosten beinahe auf Dasselbe hinaus, wie bei einer directen Tour nach Falmouth oder Bordeaux. — Die deutschen Kauffahrer sind für die Rückfahrt nicht billig, man zahlt 222 Pesos bis Hamburg, und überdieß wird man 2—4 Wochen in der ungesunden Havana hingehalten, wo diese Schiffe jedesmal anlegen; für die Fahrt nach der Havana allein nehmen sie 75 Pesos; die englischen, französischen und nordamericanischen Packetbote sind als vorzüglich zu rühmen.

Dieselbe Wichtigkeit wie in mercantilischer hat Vera Cruz in militärischer Hinsicht. Die Häfen von Tampico und Campeche machen das Ankern einer Kriegsflotte fast unmöglich; Vera Cruz ist der einzige Ort, wo eine allgemeine Landung auf der Ostküste unternommen werden kann, freilich mit großer Schwierigkeit, und der Platz ist in dieser Beziehung ungemein gesichert. Eine feindliche Flotte kann wegen des Feuers von Ulua, von dem sie doch immer Viel leiden wird, nur bei Sacrificios ankern, (obgleich auch hier Verschanzungen sind), und auch nur da eine Landung bewerkstelligen. Das Fort schnell einzunehmen ist unmöglich, auf die Stadt würde der erste Angriff zu machen seyn, und dieselbe liegt unter dem Feuer des Forts, es sey denn, daß das Landungscorps stark genug wäre, einen Angriff auf die westliche hintere Stadtseite zu unternehmen; kann dieß statt finden, so ist die Stadt nicht schwer zu erobern, da man ihr das Wasser abschneiden kann; aber wie leicht ist sie dagegen durch ein Landcorps oder eine Flotte, in Verbindung mit dem Fort, zu entsetzen! Wer das Land durch eine Expedition von der See nehmen will, muß zuerst Vera Cruz haben, das Fort wird sich lange halten und der Stadt und Flotte vielen Schaden thun, doch nicht leicht anders als vertheidigungsweise verfahren können; hiedurch ist die Basis gewonnen, die Straße nach Xalapa geöffnet, und wenn vollends die Positionen von Puente Nacional und Plan del Rio, Xalapa und das Castell von Perote, der Schlüssel zum Plateau, erobert sind, so sind die größten Schwierigkeiten überstanden.

Außer dem Spanischen sprechen die Indianer hier die mexicanische (aztekische) Sprache; auf Sacrificios hört man nur Spanisch. — Ein Plan der Stadt existirt nicht, eine Ansicht derselben findet sich in Bullock, ein Plan des Hafens in Humboldts Atlas; das Beste über dieselbe hat bisher Humboldt gegeben, einige Einzelheiten bringt Bullock bei, dessen Angaben über das mexicanische Land aber immer nur oberflächlich sind, und nur zu oft lügenhafte Uebertreibungen enthalten.

*) In der Stadt befindet sich ein Posthaus, und die Einrichtung ist ganz löblich, doch muß man die Briefe selbst abholen; zu dem Ende werden täglich Listen der angekommenen Briefe ausgehängt; so ist es im ganzen Lande —

Flucht einer Suttie von dem Scheiterhaufen.

Zu Santipore in Bengalen hatte ein junges Weib von 25 Jahren beschlossen, sich mit dem Leichnam ihres verstorbenen Gatten zu verbrennen; schon hatte sie den Scheiterhaufen, nachdem sie denselben dreimal umschritten, bestiegen; ihr Sohn, ein Knabe von 13 Jahren, zündete den Holzstoß an und von allen Seiten erhoben die Zuschauer das Geschrei: „hurrie boli! hurrie boli!" während sie durch Winken mit der Hand ihre Zufriedenheit zu erkennen gab, bis die Flammen sie umloderten und plötzlich ihr erkünstelter Muth sie verließ. Halb sinnlos stürzte sie sich aus den Flammen; mehrere der Zuschauer waren gefühllos genug, sie zu ermahnen, in dieselben zurückzukehren; doch führte ihr Sohn, obwohl selbst im tiefsten Schmerz, sie zu dem englischen Residenten, der sie mit ihrem Vormund versöhnte und nach Hause schickte.

Calcutta John Bull, 22 Oct.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Sachregister zum Ausland.

Jahrgang 1829. Erstes Semester.

I. Europa.

Statistische Blicke, S. 184. Handelsweg zwischen Asien und Europa S. 217 f. Handelsrevolution durch Einführung der Spinnmaschinen, das. Baumwollenhandel S. 218. Das Continentalsystem S. 164. Verpflanzung europäischer Civilisation in den Orient S. 682. Erziehung des Volkes S. 433. Der Katholicismus und die Reformation S. 291. f. Volkslieder S. 662. Volksfeste S. 537. ff. Die Winde im nördlichen Europa S. 448. Wettervorbedeutungen S. 524. Geschichte der Kartoffel. S. 296.

1. Portugal.

Sprache und Literatur S. 668. Aberglaube S. 108. Die Constitution S. 5. 108. Portugal und Brasilien S. 4—6. Das Haus Braganza S. 200. Don Miguel S. 5. 200. Ode an Don Miguel S. 667. f. Epigramm S. 692. Die Insel Terceira S. 476.

2. Spanien.

Periodische Literatur S. 384. Romancero General S. 368. Nationalcharacter S. 42. Spanien zur Zeit der ersten franz. Invasion S. 333 ff. Suchet's Feldzüge S. 371 f. Scenen aus der Contrerevolution S. 41 ff. Guerillas S. 50 ff. Ferdinand VII. S. 536. Mina S. 371. Arragonien S. 371. Die Pyrenäen S. 41 ff. Verfassung der Basken S. 256. Volkslieder der Basken S. 151. Unterirdisches Feuer zu Biada S. 527. Steinkohlen in Asturien S. 684.

3. Frankreich.

Literatur: Napoleon in Egypten von Barthélemy und Méry S. 1 — 3. Thiers, die Pyrenäen und der Süden von Frankreich S. 41 ff. P. L. Courier's Briefe S. 65 ff. Brogniart's Botanik der Urwelt S. 212. Heinrich III. und sein Hof; romantisches Schauspiel S. 261 ff. Bourrienne's Memoiren S. 352. 389 ff. Suchet's Memoiren S. 171 f. Memoiren eines Apothekers über Spanien S. 333 ff. Chronik der Zeit Karls IX. von Merimér S. 177 ff. Hugo's Orientales S. 404. Le véridique Almanach Liégois de Mathieu Laensberg S. 690. Historische Entwicklung der französischen Literatur S. 533 ff. Dramatische Versuche des Mittelalters S. 387. Neueste Fortschritte der orientalischen Studien in Fr. S. 629 ff. Streitigkeiten der grammatischen und historischen Schule S. 718 ff. Journal Asiatique S. 632. Eine Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Paris S. 567. Die Academie der Inscriptionen S. 67. Preisaufgabe der Gesellschaft für den Elementarunterricht S. 690. Volkslieder aus Béarn S. 662. Volksaberglauben S. 619. Barthélemy und Méry S. 13. Bérangers Honorar S. 148. Picard, biogr. Notiz S. 349. Pacho S. 337. Caillé S. 672. Thierry das. Cousin das. Champollion das. Bonaparte S. 1. 2. 162. 200. 389 ff. Anekdoten von Napoleon S. 244. 248. 260. 272. 276. 536. Napoleons Familie S. 376. Volksfeste zu Paris (während der Revolution) S. 338. Der Carneval in Paris S. 639. Lotterie in Paris S. 648. Bibliothek und Gallerie des Marschall's Soult S. 363. Garneray's Gemälde der Schlacht von Navarin S. 708. Zoologische Merkwürdigkeiten in Paris S. 421. Die Strauße im Jardin des Plantes S. 421. Canalbau in Frankreich S. 201. 207. Ackerbau S. 628. Viehzucht S. 628. Weinbau S. 639. Zahl der Aerzte S. 412. Vorurtheile gegen die Pockeneinimpfung S. 691. Wohlthätige Gesellschaften S. 692 ff. Unterirdische Hitze unter Paris S. 400. Versteinerte Menschenknochen S. 264. Die Pyrenäen S. 41 ff. Pont de Puymaurin S. 49. Marseille S. 133. Handel von Marseille S. 139. Die Provence S. 133. Amphitheater zu Arles S. 420. Havre S. 421 ff. 491 ff. Die Festung Ecluse S. 563. Eisenbahnen im südlichen Frankreich S. 683. Das Departement der Haute Vienne S. 683. Bevölkerung der franz. Colonien S. 40.

4. Italien.

Literatur: Bibliografia Italiana S. 432. Bertolotti's Reisen in Savoien S. 263. Brocchi's Reisen in Egypten und Sennâr S. 323. Vier Jahre in Morea S. 472. Monti's Nachlaß S. 476. Esopo, komisches Epos S. 493. Baldelli's Ausgabe des Marco Polo S. 669. Salfi's Geschichte der italienischen Komödie S. 684. Italienisches Drama S. 13. Privattheater in Italien S. 30. Marionetten S. 31. Komödie S. 26. 681. Goldoni S. 27. Borghini's Donna Costante S. 148. Maltesische Volkslieder S. 66. Nardo's Verpflanzung des Haares S. 500. Charakteristik der Italiener S. 272 ff. Lage des Landes S. 227 ff. Norditalien S. 239. Piemont S. 240. Lombardei S. 240. Venedig S. 243. Statistik der venetianischen Provinzen S. 516. Venetianische Politik S. 248. Süditalien S. 251. Das Genovese S. 251. Toscana das.

Neu entdeckte hetrurische Begräbnißgrotten S. 621 ff. Rom und römische Landschaft S. 266. Die Malaria S. 277 ff. Lebensweise S. 343. Krankheiten S. 342. 358. Conclave im J. 1829 S. 297 ff. Rom bei der Krankheit und dem Tode Leo's XII. S. 675 f. Neujahr in Ostia S. 407. Der Gran Sasso d'Italia S. 424. Die Republik von San Marino S. 424. Neapel S. 267. Sitten S. 24. Lazzaroni S. 24. Erinnerungen aus N. S. 152. Die Tarantella, Nationaltanz in N. S. 496. Calabrien im J. 1806. S. 165 ff. Antiker Lithotritor zu Pompeji S. 328. Sicilien S. 268. Monumenta Sicula S. 228. Sitten S. 448. Gegenwärtiger Zustand S. 351. Sardinien S. 268. Clima, Eintheilung, Landwirthschaft S. 69 f. Verfassung, Gesetzgebung, Rechtspflege S. 73 ff. Banditen S. 81 ff. Sprache, Literatur, Poesie, S. 86 ff. Sitten u. Trachten S. 102 f. Feste u. Unterhaltungen S. 105 f., 117 f. Verlöbnisse, Hochzeiten, Begräbnisse S. 118 f. Aberglaube S. 119. Heilkunde S. 136. Weinbau S. 140. Aufstand eines englisch-griechischen Regiments in Malta S. 57.

5. England.

Literatur: Uebersichten S. 7 ff. Leben in Indien, Roman S. 8. 19. Buckingham's Reisen in Assyrien S. 35 ff. Der neue Reisende S. 43. Crofton Croker's Sagen von Killarney S. 55. Die Ellis-Correspondenz S. 67. Emerson's Briefe aus dem ägeischen Meere S. 95 f. 237 ff. Croly's Erzählungen vom gr. St. Bernhard S. 180 ff. Seemänner und Betschwestern, Roman S. 111. Mac Gregor's Skizzen der nordamerikanischen Colonien Großbritanniens S. 135 f. Clapperton's zweite Reise im Innern von Afrika S. 180 ff. Burckhardt's Reisen in Arabien S. 231 ff. Walter Scott's Romane, neue Ausgabe S. 280. 603. Lingard's Geschichte von England S. 288. Erzählungen aus dem Polarmeere S. 303 f. Thompson's Besuch in Guatemala S. 308. Upham's Geschichte des Buddhismus S. 331. Hogg's Kalender eines Schafhirten S. 360. Locke's Leben S. 400. Militärische Memoiren von vier Brüdern S. 410 ff. Hough's Briefe über die Nilgherries S. 418. Grattan's Reisebilder S. 466 ff. Der Seeoffizier, oder Scenen und Abenteuer aus dem Leben von Frank Mildman, Roman S. 515 f. Friedensfeldzüge eines Cornet's S. 251 ff. Annual Biography für 1829 S. 564. Walter Scott's Anne von Geierstein S. 600. Leben und Meinungen von Johann de Wycliffe S. 742. Asiatic Researches S. 682. Transactions of the Asiatic Society; das. Neue englische Journale S. 300. Gesellschaft der Wissenschaften zu London S. 48. Die londoner Universität S. 422. Die Bibliotheken in London S. 579 ff. Orientalische Studien in England S. 601 f. Mackenzie's orientalische Handschriften S. 682. Neue Polarexpedition S. 356. Foster's Reise in die Südsee S. 160. Generalcarte des Seeweges von England nach China S. 495. Atlas von Indien S. 496. Neues Signalsystem S. 124. Beobachtungen über die Luftspinne S. 512. Das Leuchten des Meeres S. 640. Clapperton S. 305 ff. Laing S. 128. Morrison S. 309. Pearce das. Mungo Park S. 160. 196. Wollaston S. 263. John Home S. 506. Byron S. 677. Samuel Rogers S. 678. Thomas Campbell das. Coleridge das. Southey das. Wordsworth das. Milman S. 679. Kirkwhite das. Montgommery das. Shelley das. Leigh Hunt das. John Keats S. 680. Thomas Moore S. 677. Georg III. und sein Hof S. 449 ff. Wellington in Indien S. 204. Des Minister's Fox Lieblingslectüre S. 704. Cardinal Wolsey und der Narr Heinrich's VIII. S. 295. Die Farquharson's vom Dhee S. 12. Die Macdonald's von Glencoe S. 116. Montrose S. 280. Cromwell und das Parlament S. 444. Merkwürdiger Traum S. 604. Psychische Heilung einer Epidemie S. 648. Der erste April S. 680. Scharfsinn des Wahnwitzes S. 524. Heimweh der Schotten S. 440. Schottische Wirthshäuser S. 601. Ein irisches Gastmahl S. 704. Irische Anekdote S. 296. Gründe gegen die Katholiken-Emancipation S. 196. Die Parlamentsreporter S. 440. Irische Schmuggler S. 48. Der Tower und seine Merkwürdigkeiten S. 373 ff. 397 ff. 407 ff. Oldbailey S. 3 f. Newgate das. Das Colosseum in London S. 477 ff. Schloß Windsor S. 449 ff. Ein Tag in Cambridge S. 512. ff. Kathedrale von York S. 696. Cornwall S. 517 ff. Bergwerke und Fischerei von Cornwall S. 534 ff. Wasserjagd in England S. 645. Englische Politik S. 353 ff. S. 657 ff. Politische Bedeutung des Königs S. 114. Rechtspflege S. 192. 3 ff. 712. Statistik der Katholiken in Großbritanien und Ireland S. 108. Katholikenverein in Ireland S. 9 ff. 34 ff. 46 ff. Daniel OConnel S. 393 ff. 521 ff. Vertheilung des brittischen Heeres S. 196. Londoner Traktat vom J. 1827 S. 674. Brittische Colonien S. 103. Ihre politische Bedeutung S. 711. Rettung zweier Matrosen von einer wüsten Insel S. 382.

6. Niederlande.

Literatur: Bilderdyk S. 468. Van Kampen, Afrika und seine Bewohner S. 419. Skizzen aus Java S. 420. Altflandrische Volkspoesie S. 692. Uebersetzung von Wilhelm Müller's Griechenliedern S. 292. Gesellschaft für Nutzen und Bildung zu Amsterdam S. 60. Teyler's Gesellschaft zu Haarlem S. 68. Preisaufgabe des niederl. Institut's S. 276. Gesellschaft zur Verbesserung des Zustandes der Gefangenen S. 495. Der große Canal von Amsterdam S. 556. Belgien, Ansicht des Landes S. 466 ff. Das Pflugziehen in Gelderland, eine Volkssitte S. 256.

7. Deutschland.

Literatur: Leo's Geschichte von Italien S. 227 ff. Ranke's Serben und serbische Revolution S. 561 ff. Deutsche Philologie in England S. 116. Studium der orientalischen Sprachen und Literatur in Deutschland S. 661 f. Schulz, Reise im Orient S. 719 ff. Tagebuch eines englischen Lord's auf dem Wiener-Congreß S. 328. 385 ff. 469 ff. 569 ff. Preußen in den Jahren 1806 und 1807. S. 666 f. Stellung von Oesterreich und Preußen gegen Rußland S. 686. Getraidehandel S. 252.

8. Dänemark.

Literatur: Erik Menved's Jugend von Ingemann S. 415 f. Oehlenschlägers neue poetische Schriften S. 428. Bevölkerung von Dänemark S. 160. Küsten von Dänemark S. 120. Durchbruch des Liimfiord S. 120. Skizzen aus Dänemark S. 305 ff. Der Sund S. 205. Schloß Kronenburg S. 206. Hamlets Garten S. 214. Helsingör S. 218. König Waldemar, Sage S. 226. Friedrichsburg S. 227. Turnkunst in Dänemark S. 692.

9. Rußland.

Literatur: Hyacinth Pitschuiew's Denkwürdigkeiten der Mongolen S. 316. vgl. S. 551. Schriften über Mittelasien das. S. 669. Schmidt's Geschichte der Ostmongolen S. 551. 669. Chlebnikow's Reisetagebuch in Californien S. 551. Periodische Lit. in Finland S. 412. Strojew's antiquarische Reise S. 550. Parrot's Reise in Sibirien, das. Humboldt's Reise in den Ural, das. Sklodan's Mikrometer S. 140. Russisches Volkslied S. 234. Aberglaube und Wohlthätigkeit S. 653. Religiöse Gebräuche, das. Bevölkerung S. 685. Das Landvolk das. Das weibliche Geschlecht S. 654. Der Adel S. 670. folg. 685. Rußland im 17. Jahrhundert S. 122 ff. Meyerberg's Gesandtschaft, das. Moskau S. 122. Audienz beim Zaar S. 122. Procession am Palmsonntag S. 142. Falknerei S. 142. Der Zaar und seine Familie S. 157. Beerdigungsgebräuche S. 148. Katharina II. S. 650. 671. Kaiser Alexander S. 649. 667. St. Petersburg, das. Peter I. S. 452. Die Raskolniken, griechische Secte S. 455 f. Die Juden in Rußland S. 341 ff. Binnenhandel R. S. 686. Das russische Heer S. 246. Ueber den Krieg zwischen Rußland und der Türkei S. 245. 253. 265. 381. 674 f. Türkenkrieg in den J. 1806 und 1807 S. 673 f. Fortschreitende Vergrößerung des russischen Reiches S. 637. 667. Eroberung von Finland S. 657 ff. Die Wolga und ihre Anwohner S. 333 ff. Fischerei auf der Wolga S. 234. Der Hausen S. 243. Kawiar, das. Wasserverbindungen in R. S. 686. Die Samojeden S. 416. Das Land S. 416. Geschichte S. 419. Charakter und Lebensart S. 576. Religion, Sitten und Gebräuche S. 715 ff. Schrift S. 718.

Oginski's Memoiren über Polen S. 547 ff. Stände in Polen S. 541. Dissidenten S. 542. Theilung von Polen und vergebliche Bemühungen der polnischen Patrioten S. 553 ff. S. 665. Politik Napoleon's und Alexander's S. 573 ff. 609 ff. Wiederherstellung des Königreiches S. 617 ff. 666.

10. Die Türkei.

Presse in Konstantinopel S. 6 ff. Türkische Staatsschriften das. Kasithafer, die Myrthe des Sieges das. Verfassungsurkunde der neuen Truppen das. Aufhebungsferman der Derwische Begtaschi S. 480. Gesetzbücher S. 586 ff. Fetwa's S. 582 f. Hohe Pforte, Erklärung des Namens S. 108. Staatsrecht S. 565 ff. Gesetzgebung S. 557. Rechtspflege S. 902. Geistlichkeit S. 317. Toleranz S. 600. Aufnahme von Proselyten S. 708. Das Bairam-Fest S. 625 ff. Griechen und Türken S. 335. Vergleichung der Türken und der Russen S. 685. Vertilgung der Janitscharen S. 6. Ein türkisches Wirthshaus nach Aufhebung der Janitscharen S. 391. Verheerung von Scio S. 526. Verbrennung des Kapudan Pascha S. 527. Selim's III. Mord S. 107. Sultan Mahmud S. 687 f.

Die Serben S. 651 ff. Geschichte das. Das Land S. 565 ff. Politische Verhältnisse S. 581. Geselliges Leben S. 589. Volksglauben S. 590. Volkspoesie S. 507. Zustand vor der Revolution S. 613. Empörung S. 613 ff. 688 ff. Die Freiheit der Serben S. 694 ff. Kara Georg S. 695 f.

Die Hospodare der Moldau und Wallachei S. 673 f. Wallachische Blätter S. 652.

11. Griechenland.

Griechen und Türken S. 336. Nationalcharakter S. 96. Die griechischen Hirten S. 193. Die Fluera das. Erzähler S. 195. Aberglaube S. 705. Griechische Truppen in englischem Dienst S. 57 ff. Belagerung von Missolonghi, im Jahre 1822 S. 707. Navarin zu Ende Dezembers 1828 S. 240. Schlacht von Navarin S. 708. Expedition der französischen Gelehrten in Morea S. 504. Athen S. 323. 693. Das Vorgebirge Sunium S. 552. Reise von Athen nach Missolonghi im Herbste 1822 S. 693 f. Kephissia S. 701. Stamati, Plataä, Crimokastro, (Thespiä) S. 702. Theben, Neochorio, Thisbe, Dobrene S. 703. Zagara S. 705. Kyriaki, Distomo, Schiste das. Arachova, Delphi, Salona S. 706. Missolonghi S. 707. Wallachen in Griechenland S. 191. Die Cykladen S. 96 280. Rebhühnerjagd auf den Cycladen S. 100. Die Höhle auf Antiparos S. 556. Capsi, König von Milo S. 555. Barba Jorgi, der griechische Pilot S. 501 ff. Odysseus und Giorgaki S. 694.

II. Asien.

Uebersicht der politischen Verhältnisse zu Anfang d. J. S. 3. Orientalische Literatur in Europa S. 629 ff. Muselmännischer Luxus und Aberglauben mit edeln Steinen S. 365 ff.

1. Türkisches Asien.

Kleinasien S. 95. 318. Der Sirocco S. 95. Mycone S. 96. Smyrna R. 237. Eine Fahrt auf dem schwarzen Meere S. 529 ff. Trapezunt S. 531. Syrien S. 318. Juden in Syrien S. 400. Die Resserieh in Syrien S. 639. Reise in Assyrien S. 35 f. Karawanenreise durch Mesopotamien S. 637. Bagdad S. 693. Bassora S. 617. Der Euphrat, Samosata, Mardin, Dschesir S. 638. Das alte Babylon S. 128. Gegenwärtiger Zustand von Babylon S. 143. Babylonische Keilschrift S. 411. Die Hadschi, oder Meckapilger S. 93 ff. Tracht S. 232. Der Berg Arafat S. 94 ff. Mecka S. 93 f. S. 232. 295. Die Kaaba S. 299. Wilde Tauben in Mecka S. 192. Bettler in Mecka S. 228. Wasserträger in M. S. 164. Luxus in M. S. 312. Der Meckabalsam S. 301. Medina S. 94. 295. Mohammed's Grab S. 319. Dschidda S. 232. Ueberlieferungen aus Arabien S. 316. Sonderbare Sitten eines Beduinenstammes S. 230. Handschriften im Orient S. 328. Arabische Literatur in Europa S. 630. 660 ff. Arabische Himmelskugeln S. 664. Armenische Literatur S. 669.

2. Persien.

Zendliteratur S. 630 f. Persepolis S. 126 ff. Naturreligion und Philosophie in Persien S. 260 ff. Persische Dichter S. 288. Der Astrolog von Schiras S. 288. Grabmal des Dichters Hafis S. 132. Politische Bedeutung Persiens S. 699. Marstall des

Schah S. 324. Schah Abbas S. 268. Nadirschah S. 216. Erfindung des Weines, eine persische Sage S. 241. Lustiger Rath des Schah S. 325. Hochzeitgebräuche nomadischer Stämme S. 300. Prügelkur eines Kurdenhäuptlings S. 260.

3. Ostindien.

Studium des Samscrit in Europa S. 630. 661. 682. Grammatik des Hindustani S. 682. Geschichte des Buddhismus S. 332. Alter und Verbreitung des B. S. 608. Heilige Bücher der Budbhisten S. 396. Sitten der Hindu S. 221. Büreau eines Beamten in Indien S. 36. Kastenwesen S. 205. Eid der Hindu S. 56. Sutties im britt. Indien S. 286. Zu Calcutta S. 52. Zu Santipore in Bengalen S. 724. Zu Madras S. 59. Fleischmarkt in Calcutta S. 52. Aufstand in Akjab S. 56. Die Bhiels, privilegirte Diebe S. 440. Volksstämme in den Nilgherries S. 438 ff. Sculptur in Indien S. 36. Die Kunst in der Luft zu sitzen S. 494. 708. Der Elephantenkampf S. 19. Der wüthende Elephant S. 220. Jagdscenen in Ostindien S. 697 ff. Appetit eines Ochsen S. 208. Die Mantis S. 584. Die Ficus indica S. 348. Blätter des Talipot S. 424. Die Cholera S. 32. Chiravita, Heilpflanze S. 252. Stürme in Bengalen S. 720. Mohamedaner in Ceylan S. 412. Syrische Christen in Ostindien S. 340. Bevölkerung von Bombay S. 388. Möglichkeit einer russischen Invasion in Ostindien S. 700. Landhandel mit Europa S. 710. Die alte Stadt Anuradschapura auf Ceylan S. 383.

Scene am Hofe eines indischen Fürsten S. 19. Steuererhebung in Indien S. 8. Die Pindaries das.

Das Reich der Mahratten S. 43 f.

Gesandtschaft an Rundschied Singh, den Fürsten der Sichs S. 607. Die Stadt Amritsir S. 476.

4. Hinterindien.

Ansicht des Bodens von Hinterindien S. 608.

Neue brittische Provinzen in Hinterindien S. 364. Akjab in Arracan S. 59. Vulcane in Arracan S. 348. Tavay S. 88. Freimuth und Keckheit der Birmanen (in Tavay) S. 475. Klöster der Birmanen S. 493. Begräbniß eines birmanischen Oberpriesters S. 584. Amherstown S. 483. Verbindung zwischen Mergui und Siam S. 375. Prinz Wales Insel S. 471. Die Halbinsel Malacca S. 495. Chinesisches Collegium zu Malacca S. 700. Die Karain S. 141. Die Kukies S. 676.

Geographische Ansicht von Siam S. 616. Siamesische Grammatik S. 682. Crawfurd's Gesandtschaftsreise S. 453. Bangkok, Hst. von S. S. 454. Audienz, Verfassung, Clima, Produkte S. 465 ff. Ludwigs XIV. Verbindungen mit Siam S. 478. Christen in Siam S. 479 f. Birmanische Gesandtschaft S. 495. Aufstand S. 624. Das Fürstenthum Ligor S. 316. Goldbergwerke S. 584.

Cochinchina, Crawfurd's Aufnahme S. 486 ff. Hst. Hue S. 491. Geistesbildung S. 518. Tiger und Elephantenkampf S. 487. Verhältnisse der beiden Geschlechter das. Politische Verhältnisse mit Frankreich S. 519 f.

5. China; Japan.

Literatur S. 446 f. Chinesische Literatur in Europa S. 631 f. Mandschu Wörterbuch S. 629. Drama S. 99 f. Chinesische Preisaufgabe S. 64. Chinesischer Atlas S. 616. 445 f. Abel Remusat über China S. 441 ff. Nationalcharakter, das. Historische Notizen S. 445 ff. Confucius S. 60. Rechtspflege S. 96. Chinesische Gelehrtengesellschaft S. 640. Bettlergesellschaft S. 636. Gastmahl S. 472. Neujahr der Chinesen S. 540. Gartenkunst S. 124. Theepflanzung bei Canton S. 476. Schiumsiu, berauschendes Getränk S. 580. Opiumconsumtion S. 48. Tempel des Fo zu Canton S. 439. Geisterbeschwörung S. 640. Trauer der Chinesen S. 720. Unterwerfung und Bestrafung der Rebellen S. 59. 619. Americanischer Handel in Canton S. 634 ff. Missionär in China S. 451. Chinesische Zeitung S. 48. Macao und Canton S. 344. Der Hafen Emuy S. 96. Grenzen des chinesischen Reiches gegen Birma S. 619. Chinesisches Mittelasien (Tibet) S. 392. 551. Ghias S. 620. Chinesen in Java S. 403.

Geschichtliche, statistische, naturhistorische Untersuchungen über Japan S. 683.

6. Russisches, Niederländisches, Spanisches Asien.

Die Kosacken in Sibirien S. 36. Entdeckung von Nowaja Semlja S. 299. Circassische Alterthümer . 496 S. Russische Versuche, Handelsverbindungen in Mittelasien anzuknüpfen S. 700. 710. Die Inseln Dosima und Coosima S. 442.

Java S. 52. 400. Sprache und Literatur der Javaner S. 102. Gesellschaft der Wissenschaften zu Batavia S. 683. Salzbereitung auf Java S. 452. Die Insel Bali S. 413. Bencoolen S. 52. Die Stadt Palembang R. 501. Kampferbaum auf Sumatra S. 452. Sonderbares Erbrecht der Malaien S. 452.

Die Philippinen S. 78. Einwohner, Verfassung S. 79. Ackerbau S. 91. Handel S. 92.

III. Afrika.

Neueste Nachrichten S. 32. Afrika und seine Bewohner S. 419 f. Geographische Ansichten der Neger S. 692.

1. Egypten und Nordafrika.

Egypten zur Zeit der franz. Invasion S. 189. 199. Kairo S. 1 — 3. Bonaparte in Egypten S. 200. Gegenwärtiger Zustand S. 199 f. Handel S. 169. 179. Egypter in England und Frankreich S. 448. Elphinstone's Reise nach Theben S. 72. Cosseir das. Oeffnung einer Mumie S. 636. Vegetation in Sennâr S. 523. Das Krokodil und der Kiebitz S. 532. Bemerkungen über die Pest S. 512. Carte von Nubien S. Insel Philä, das.

Das jetzige Cyrenaica S. 137. Die große Syrte S. 181. Gärten der Hesperiden S. 182. Tenchira, Ptolemeta, Cyrene S. 185. Marmarika S. 186. Versteinerte Stadt S. 186. Beduinen S. 187.

2. Inneres und südliches Afrika mit den Inseln.

Clapperton's Reise S. 180 ff. 306 ff. Fluß Benin S. 306. Badagry S. 306. 212. Putka S. 309. Janna S. 309. Gebirg zwischen Criva und Schaki S. 310. Reich Jurriba S. 361. Dra-

malische Vorstellungen S. 392 f. Sultan von Borgu S. 395. Kiama, Hſt. S. 395. 411. Sockatu S. 180. Cannibalen (die Yampams) S. 180. 183. Kano S. 183. Der Scheik von Bornu S. 184. Der Niger (Kowarra) S. 188. 192. 196. Sultan Bello S. 188. 305. Sitten S. 188. Kuttup, berühmter Markt S. 191. Sultan von Zegzeg S. 195. Tunbuctu S. 128. Sierra Leone S. 112. Fernando Po S. 32. S. 640. Cape Coast Castle S. 104.

Cap der guten Hoffnung S. 92. 321. Eisberge auf der Höhe des Cap's S. 40. Kaffern S. 92. Tschaka, Negerkönig S. 92.

Insel Madagascar S. 429. Hilsenbergs Aufenthalt daſ. S. 429 ff. Hauptstadt S. 430. König Radama S. 430. 435 f. 438. Allgemeine Schilderung der Insel S. 437.

Insel Bourbon, Statistik S. 427.

IV. Amerika.

Politische Verhältnisse zu Anfang d. J. S. 32. Geselliges Leben in Amerika S. 241 ff. Erste Entdeckung durch die Scandinavier S. 235. Columbus S. 298. Magellan daſ. Verazzani S. 299. Forbisher S. 290. Davis, daſ. Hudson S. 311. Baffin, daſ. Hudson's Compagnie S. 312. Behring S. 313. Hearne S. 314. Cook S. 318. Mackenzie daſ. Otto von Kotzebue S. 321. Roß S. 321. Parry's Reisen S. 330. 338. Franklin S. 331. Charakter der Polarregion S. 405. 414. Geschichte der Karaiben S. 141. Reste derselben S. 150. Das gelbe Fieber in Amerika S. 684. vgl. S. 32. 723.

1. Vereinigte Staaten.

Hall's Briefe aus dem Westen S. 27. Der Courier des Etats Unis S. 692. Geselliges Leben in den V. St. S. 141 ff. 246 ff. Animosität gegen England S. 53 ff. 62 ff. Politische Bedeutung des Präsidenten S. 113. Staatsberedtsamkeit S. 229. 234. Livingston's Strafgesetzbuch S. 173 ff. Seemacht der V. St. S. 209. Armenwesen S. 37 ff. Armenhäuser zu Baltimore S. 37. Zu New-York S. 37. Zu Boston S. 38. Zu Salem S. 38. Geographische Skizzen aus den V. St. S. 585 ff. Die oberen Seen daſ. der Niagara S. 590 ff. Der Ontariosee S. 594 ff. Der St. Lorenz S. 605 ff. Florida S. 131. Galena, neue Stadt S. 140. Der Jäger am Missouri S. 28. Der Schiffer von Pitsburgh S. 116. Das Riesenrohr S. 636. Yankee, Spottname S. 172. General Jakson S. 328. Old Hickory S. 328. 320.

Die Winnebago-Indianer S. 64. 140. Maniculin Inseln S. 64. Volkslieder der Chipeways S. 466. Teufelstanz der Chipeways S. 494 f. Bilderschrift der Indianer S. 91. Die Creeks S. 131. Die Seminolen S. 131. Alterthümer am Missisſipi und Ohio S. 485 f.

2. Spanisch-amerikanische Freistaaten.

Statistik der spanisch-amerikanischen Republiken S. 399. Der Puma, am. Löwe S. 100. Der Jaguar, am. Panther S. 100. Guacopflanze, Mittel wider Wasserscheu S. 642.

Mexico S. 32. Geselliges Leben S. 254. Tierra Caliente S. 308. Nopalstrauch S. 108. Californien S. 132. Veracruz, Ansicht und topographische Skizze S. 709 ff. San Juan de Ulloa S. 721. Polizei S. 722. Clima daſ. Handel S. 723 f. Verbindung mit Europa S. 724. Militärische Wichtigkeit, daſ. Sprache der Indianer S 724. Bilderschrift der alten Mexicaner S. 91.

Guatemala S. 32. Statistik der Republik S. 399. Reise von Sonsonate nach Guatemala S. 315. Die Hauptstadt S. 315.

Columbien S. 32. Geselliges Leben S. 255. Bolivar, Biographie S. 339 ff. Sonderbare Menagerie S. 260.

Peru S. 22. Ackerbau S. 161. 167. Wegnahme der Esmeralda auf der Rhede von Callao, eine Novelle S. 641 ff. Bilderschrift der alten Peruaner S. 91.

Chile S. 32. Gegenwärtige Lage S. 25 ff. Verfassung S. 34. Präsident S. 25 ff. Geselliges Leben S. 259. Salz an der Küste S. 124.

Buenos Ayres S. 32. Verwaltung der Provinzen des Rio de la Plata S. 87. Geselliges Leben S. 259. Reise von Mendoza nach B. A. S. 461 ff. Die Pampas, daſ. Gauchos S. 76 ff. 463. Wilde Indianer S. 500 ff. Quiroga Facundo, Gouverneur von Rioja S. 76 ff.

Die cisplatinische Republik S. 560. Montevideo S. 32. 26.

3. Brittisches Amerika, Brasilien, Cuba, Hayti.

Die brittischen Colonien in A. S. 103. Commercielle und politische Wichtigkeit daſ. S. 104. Neubraunschweig S. 135. 159. Canada S. 155. Neuschottland S. 160. Cap Breton S. 160. Prinz Edward's Insel S. 171. Waldbrand S. 172. Sitten der Acadier S. 204.

Brasilien S. 3. Verhältniß zu Portugal S. 5. Don Pedro S. 5. 255. Geselliges Leben S. 259.

Höle des Yumuri auf der Insel Cuba S. 552.

Armee der Republik Hayti S. 444.

V. Australien.

1. Brittisches Australien.

Neusüdwales S. 32. 72. 257. Clima S. 253 f. 624. Pflanzenreich, Boden, Viehzucht S. 270 ff. Thierreich S. 289 f. 301 ff. 336. Urbewohner S. 327. 329 ff. 636. Die Deportirten S. 347. 350. Ansiedler S. 367.

Gesellschaftlicher Zustand S. 356. Handel mit Neuseeland S. 340. Sydney S. 257 f. Theater S. 28. Neuer Vulcan in N. S. W. S. 636. Cunningham's neueste Entdeckungen im Innern S. 368. Projectirte Niederlassung am Schwanenfluße, auf der Westküste S. 16.

2. Nicht-colonisirtes.

Neuguinea S. 577. Zippelius botanische Reise das. Neue holländische Niederlassung das. Nachrichten aus Neuseeland S. 384. S. 340.

Der Sandwicharchipel S. 580. Handel S. 620. Bekehrung durch den Muth der Königin Kapiolani S. 712.

Gesellschaftsinseln S. 84. Huaheine S. 84. Tamatoa, König von Raiatea S. 80.

Salomoninseln S. 88.

